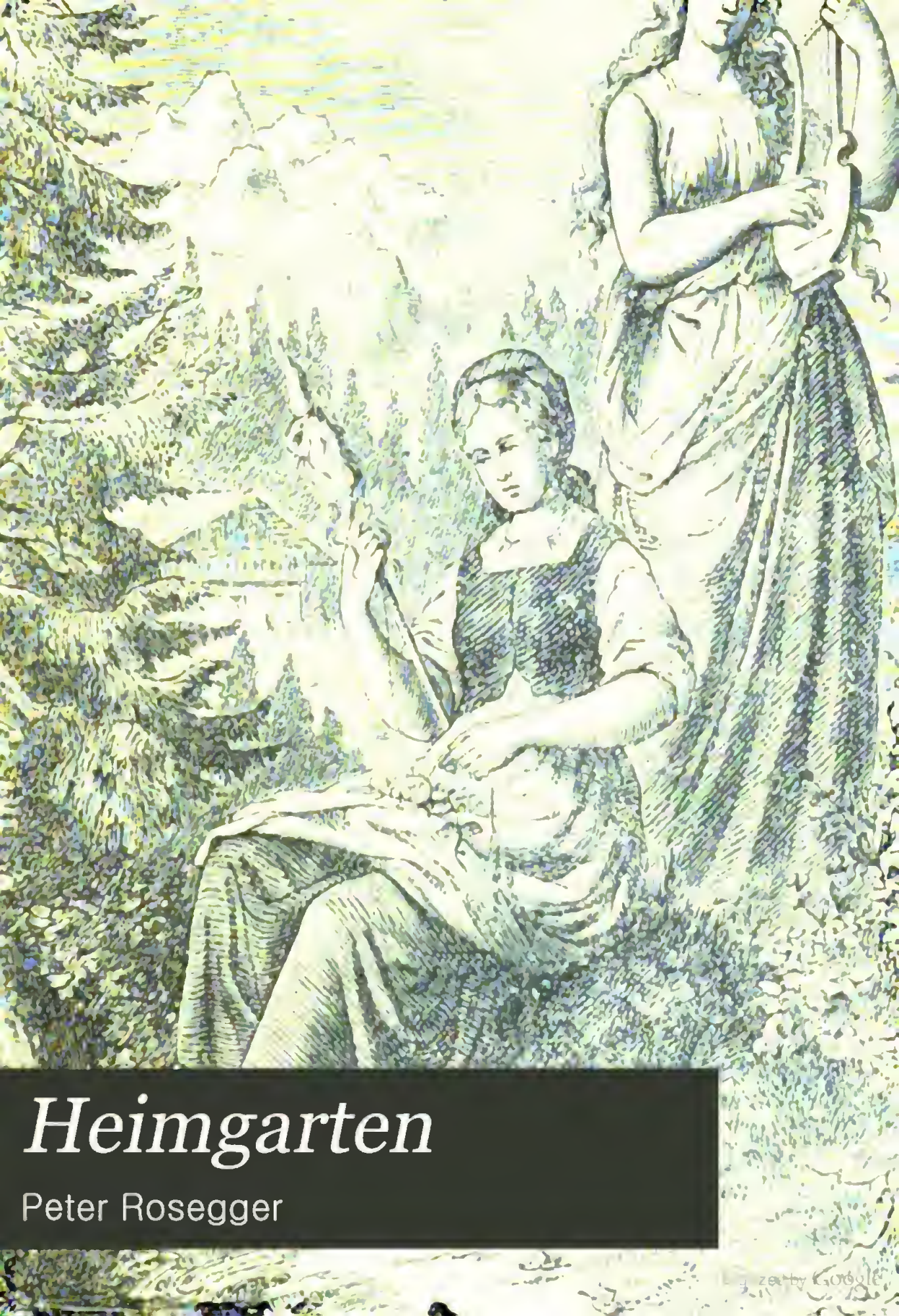


Heimgarten

Peter Rosegger

Digitized by Google

0902
.444
v.3

Library of

Princeton University.

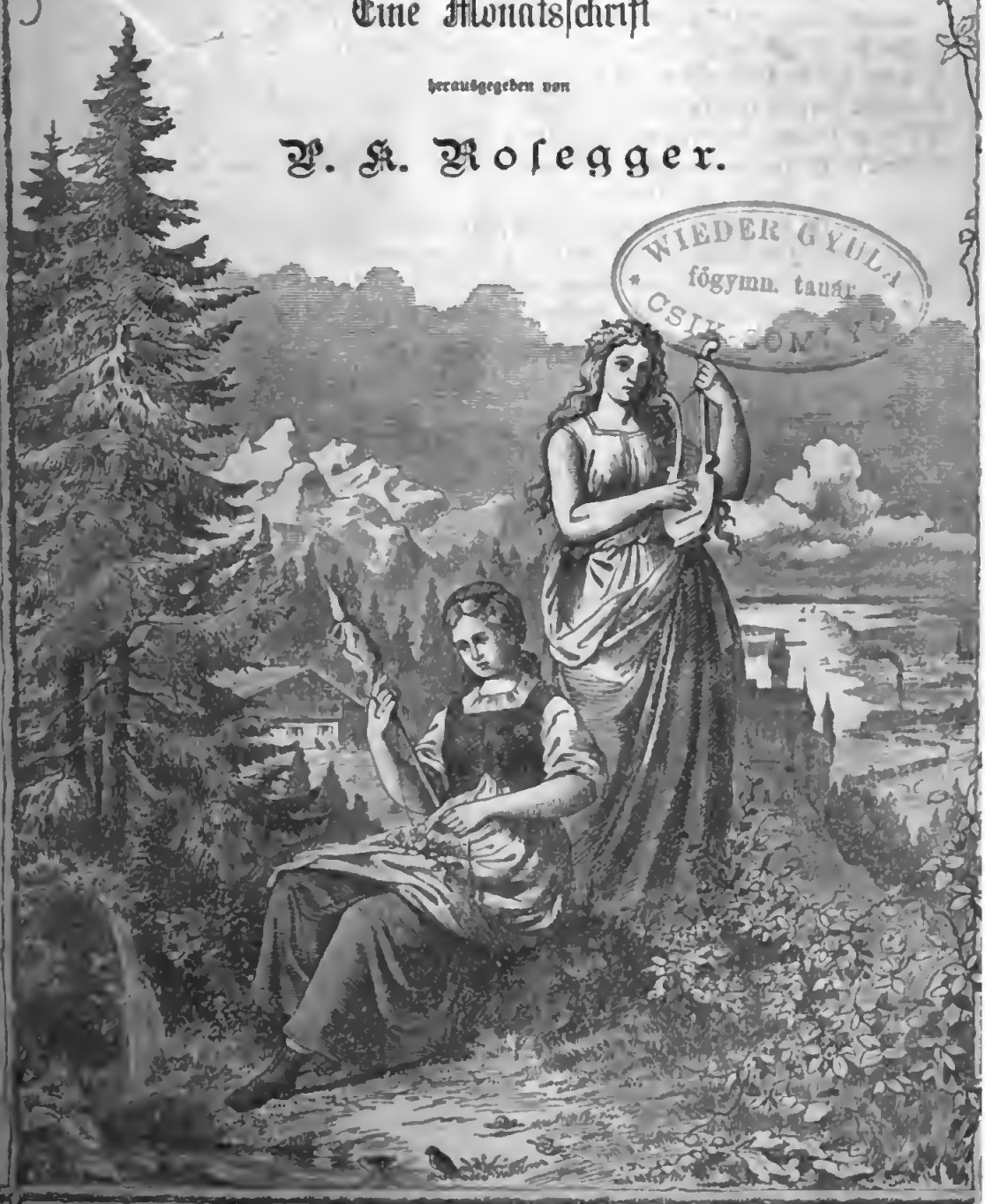
III. Jahrgang. Oktober 1878. 1. Heft.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

herausgegeben von

P. K. Rosegger.



WIEDER GYULA
fögymn. tanár
CSIK-SOMLYÓ

Druck und Verlag von Leykam-Josefsthal in Graz.

Inhalt.

Seite

Das ewig Weibliche. Eine Erzählung aus sturmvollen Tagen von P. K. Rosegger . . . 1
Heinrich Martin's denkwürdige Nacht. Von Alfred Meißner 20
Aus der Mappe des Fabulisten. Gedicht von E. Bauernfeld 34
Ueber das Glück. Von Robert Hamerling 35
Wiener Vorstadt-Figuren. Von Friedrich Schlögl IV. 40
Poesien. Gedichte von Rudolf Baumbach 44
Ernst der Eiserne und die schöne Cimburga. Ein Bild aus der vaterländischen Geschichte von Prof. A. Steinwenter 45
Einsiedler in den Alpen. Von Ludwig v. Hörmann 50
Der Frömmste in seiner Art. Gedicht von L. Anzengruber 54
Die Banater Auswanderer nach Bulgarien. Von Georg Debert 55
Essen und Trinken in Amerika. Ein Culturbild von Albert Roncourt 60

Kleine Laube:

Ein seltsamer Steckbrief. Von P. K. Rosegger 65
Erprobter Rath. Von R. 68
Auch das ist möglich. Eine Historie von P. K. Rosegger 68
Dorfleben Gedichte in österreichischer Mundart von Innbach 71
Zwei Mobilisirungsgeschichten. Erzählt von P. K. Rosegger 72
Friedrich Hebbel und die Pariserin. Aus den Erinnerungen von Eduard Kulke . 77
Herzensfragen. Gedichte von Luise Lecher 78
Gedankenlaunen. Von Julian Weiß 78
Bücher 79
Postkarten des „Heimgarten" 80

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

herausgegeben

von

P. K. Rosegger.

III. Jahrgang.

Graz.

Verlag von Leykam-Josefsthal.

1879.

Inhalts-Verzeichniß

des

„Heimgarten", III. Jahrgang.

Erzählungen.

	Seite
Das ewig Weibliche. Eine Erzählung aus sturmvollen Tagen von P. K. Rosegger	1, 92
Heinrich Martin's denkwürdige Nacht. Von Alfred Meißner	20
Der Zauberer vom Strozzi'schen Grund. Geschichte aus einer versunkenen Stadt von Hieronymus Lorm	81
Der Todte. Ein Schattenbild aus dem Volke von Franz Stelzhamer	108
Ich kenne Dich. Aus dem Leben eines seltsamen Reichen. Von Hans Malser	161
Ein Auftritt im Palaste. Aus den Schriften des müden Mannes	169
Die Närrische. Eine Erzählung von Carl Stugau	241
Aus den Tagen der Gewalt. Geschichten zum siebzigjährigen Gedächtnisse, erzählt von P. K. Rosegger	258, 321, 413
Katharina Wilms. Eine Erzählung von Carl Thomas Richter	330
Der Selbstmörder. Eine Erzählung von N. Görner	335, 420
Schatzgraben. Eine Seegeschichte von Heinrich Noë	401, 481
Als der Kaiser die Kaiserin nahm. Von P. K. Rosegger	492
Die umkehrte Freit. Ländliches Gemälde in einem Aufzuge von Ludwig Anzengruber	561
Eine geprüfte Lehrerin. Novelle von Luise Lecher	571, 654
Die Kaiserin Katharina hat's gesagt. Eine Geschichte zur Geschichte des Spiritismus von Hans Matser	641
Jakob und Rahel. Von Hieronymus Lorm	721, 808
Der Wirth auf der Campagna. Ein italienisches Nachtstück von Hans Grasberger	735
Vetter Titus. Erzählung von Elise Linhart	801, 893
Der Botanisirschein. Eine Studentengeschichte von Ludwig Baumbach	817
Der Fischer von Bethsaida. Eine Erzählung aus dem Morgenlande von P. K. Rosegger	881
Das Elixir des ehrwürdigen Paters Gaucher. Eine Geschichte von Alphonse Daudet	902

(RECAP)
D902
.H4
469498

Seite

Natur- und Culturgeſchichtliches, Eſſays.

Ueber das Glück. Von Robert Hamerling 35
Ernſt der Eiſerne und die ſchöne Cimburga. Ein Bild aus der vaterländiſchen Geſchichte von Prof. A. Steinwenter 45
Jud Süß, oder wie es im vorigen Jahrhundert einem ſchlauen Financier ergehen konnte. Skizze von Emil Soffé 116
Schwärmeriſche Mädchen. Ein Beitrag zur Naturgeſchichte der Frauen von F. Groß 122
Bekenntniſſe eines Freigeiſtes. Von Carl Freiherrn du Prel 181
Bei fremden Menſchen und Göttern. Ein Trieſter Gedenkblatt von Robert Hamerling 195
Männertypen. Von Luiſe Lecher 204
Spaziergang mit dem Knaben. Von P. K. Roſegger 211
Das Leben der Luft. Naturgeſchichtliche Skizze von H. J. Klein 218
Albernes aus der vornehmen Welt. Von E. Ch. Barſchall 293
Wie man nicht Braut wird. Eine Faſchingsſtudie von Luiſe Lecher 368
Das Weib iſt gut 372
Ueber die Furcht. Von Robert Hamerling 457
Staub! Eine Faſtenbetrachtung von A. Friedmann 465
Die beiden geiſtigen Eroberer Rußlands. Eine Studie von Franz Krones 498, 597
Ein begrabenes Volksfeſt. Eine Oſtererinnerung von Oscar Künl 550
Spaziergang mit dem Mädchen. Von P. K. Roſegger 590
Modebetrachtungen. Von Anton Schloſſar 606
Welſche Weisheit im Eſſen und Trinken. Von Ernſt Eckſtein 679
Jeſuiten in der neuen Welt 697
Achtzehnhundert Jahre. Ein Stimmungsbild aus Italien 709
Welche Weltanſchauung ſollen wir unſeren Kindern beibringen? Von P. K. Roſegger 823
Grundſätze der Vegetarianer 843
Hochſommer. Ein Stimmungsbild von P. K. Roſegger 864
Ein Szegediner Hexenproceß. Culturhiſtoriſche Studie von Franz Möſtl . . 754
Vom Cultus in der Dorfkirche 908
Eine deutſche Selbſterkenntniß 913

Land und Leute.

Wiener Vorſtadt-Figuren von Friedrich Schlögl:
Die Gnädige im Extrazimmer 40
Herabgekommen 117
Der Hetzbruder 358
Der G'ſchichtenmacher 830
Banater Auswanderer nach Bulgarien. Von Georg Debert 55
Eſſen und Trinken in Amerika. Von Albert Roncourt 60
Schwabentanz und Schwabenhochzeit. Von Joſef Lewinsky 273
Ein Flug durch das ſteiriſche Paradies 278
In den Laſterhöhlen New-Yorks. Von Albert Roncourt 304
Die unterſteiriſche Schweiz 377
Wie Banater Bauern Hochzeit halten. Von M. Erlbach 393
Am Ufer der Mur 506

Seite
Aus dem versunkenen Szegedin 545
Eine Wanderung im Thale der Mürz 684
Aus brasilianischer Wildniß. Von einem österreichischen Ingenieur . . . 761, 834
Bosnischer Volkswitz 789
Wann und wie die Russen küssen. Von Gustav Weck 794
Ein Pröbchen bosnischer Volksdichtung. Mitgetheilt von Dr. E. Schatzmayer 950

Volksthümliches aus den Alpen.

Einsiedler in den Alpen. Von Ludwig v. Hörmann 50
Ein Sommer im Nebel 149
Fremdenbuch-Poesien 152
Was der Bären-Hiesel vom Prinz Johannfest erzählt 155
Volksherzens Weihnacht 222
Zwölf gegen zwölf. Ein Volksmärchen für die Winterabende von H. F. Freiherrn von Rast 224
Gassetisprüche aus dem obersteirischen Volksleben 382
Ueber Steirerabende 387
Jäger-, Wildschützen- und Soldatenlieder der Steiermark. Zur Geschichte der Volksdichtung in Oesterreich von Dr. Anton Schlossar 450
Der Grüß-dich-Gott-Sonntag. Ein Bildchen aus dem steirischen Volksleben von P. K. Rosegger 548
Der Regenbogen. Von Ludwig von Hörmann 625
Zwiegespräch 631
Die Uebergabe des Heimatls. Aus dem tirolischen Dorfleben von Ludwig von Hörmann 691
Leichbretter. Eine Volkssitte aus dem Salzburgischen 716
Das österreichische „Halt“. Von E. v. Fichten 717
Zur Einladung der Fremden nach Steiermark. Von P. K. Rosegger . . . 784

Kleine Geschichten, Skizzen und Schwänke.

Ein seltsamer Steckbrief. Von P. K. Rosegger 65
Auch das ist möglich. Eine Historie von demselben 68
Zwei Mobilisirungsgeschichten. Von demselben 72
Zahme Tauben. Von Marie Schmitt 127
Handwerkergeschichten. (Am ersten Tage. Tantalus in der Schneiderleusche.) Von P. K. Rosegger 130
Der Mann in Gefahr. Ein Bildchen aus den Alpen von demselben 175
Jugendliebe. Aus dem Engtischen 178
Ein Stelldichein mit der Fortuna 230
Der dritte Bursch. Von E. M. Vacano 268
Patrull ist da. Erinnerungen von P. K. Rosegger 287
Ein Schuster und ein Schneider. Von Schmidt-Weißenfels 297
Wie der Franzl aus Bosnien heimkehrt 310
Die blind' Jula. Eine Gestalt aus dem Waldlande von P. K. Rosegger . 350
Das erste Dichterhonorar. Von Wilhelm Seethaler 392
Handwerkergeschichten. (Eine lederne Ster. Philosophische Schneider.) Von P. K. Rosegger 441

Seite

Einer von heute. Eine Geſchichte von Hugo Hirt 471
Der Thurmbau zu Abelsberg. Ein Schwank von P. K. Roſegger 475
Er liebt eine Fürſtin. Von Hieronymus Lorm 523
Eine gefeierte Sängerin. Novellette von Tergedahl 538
Geſchichten aus der Kaſerne. Von L. R. Zimmermann 581
Von der Frau, die das Herz eines Dichters aß. Ein Märchen aus dem Leben von Robert Hamerling 623
Aus dem Dorfe, wo man Narren macht. 627
Jeremias Immergrün, der Dichter von Profeſſion. Von Bruch-Sinn . . . 632
Im Convicte. Erinnerungen von F. Krakowizer. 666, 770
Verführt zu Rom. Eine Reiſeerinnerung von R. 675
Wem es ſo ſelig beſchieden iſt! Von K. J. Schröer 707
Beim Schätzlein am Fenſter. Eine Geſchichte aus den ſteiriſchen Alpen von P. K. Roſegger. 748
Wie ſich aus dem Ei ein Dichter entwickelt. Erinnerungen von demſelben . . 779
Auf dem Heimwege. Begebniß aus neueſten Tagen, erzählt von O. Künl . . 792
Das Faß Wein für den Herrn Schultheiß 793
Gaſtronomiſche Conſequenzen. Reiſeſkizze von L. Tſchebull 850
Ein Schnaderhüpfel. Skizze aus dem Hochgebirge von Karl Binzer. . . . 868
Bilder aus dem Komödiantenleben von J. Lewinsky 532, 924
Ein Inſerat. Von Betty Young 930

Gedichte und Lieder.

Aus der Mappe des Fabuliſten. Von E. Bauernfeld. 34
Poeſien. Von Rudolf Baumbach 44
Der Frömmſte in ſeiner Art. Von L. Anzengruber 54
Erprobter Rath. Von R. 68
Dorfleben. In öſterreichiſcher Mundart von Innbach 71
Herzensfragen. Von Luiſe Lecher 78
Herbſtnacht. Von Hermann Lingg 91
Die beſte Zeit. Von Ludwig Foglar 115
Der Backenſtreich. Von Ernſt Rauſcher 121
Tauſend Sternlein in der Nacht. Von Rudolf Baumbach 126
Einſt wirſt du die Thräne fliehen. Von Hans Malſer 146
In unglücklan Buam ſeini Liada. Nach ſteiriſcher Mundart von P. K. Roſegger 157
In der Dämmerung. Von Ludwig Foglar. 174
Die Weltbeherrſcher. Von Emil Zſchokke 199
Venus im Schnee. Von Albert Moeſer 210
Kein Ende iſt der Poeſie auf Erden. Von A. Friedmann 217
Der Wald am Weihnachtsabend. Von Albert Moeſer 222
Ich weiß es wohl, daß ich nicht ſoll. Von Erasmus 230
Da Sündn-Stäig. Von Peter Roſegger 234
Eine Dorfgeſchichte. Von Hans Grasberger 257
Kindheit im Waldlande. Idyllen von Albert Moeſer 266
Menſchenjahr. Von F. Groder 292
Poeſien. Von Alfred Friedmann. 309
Gruß an Steiermark. Von Anton Schloſſar 310
Wie i bin Dichter worn. Von Alfred. 312

Seite
Bauern ſind zum Ungemach geboren. Von Ludwig Baumbach 329
Mailied. Von Albert Moeſer 338
Mozart und ſeine Nachtigall. Von Guſtav Kühne 357
Des Reichen Klage. Aus dem Franzöſiſchen 387
Wechſel der Sehnſucht. Von E. Kleinert 392
Rheinweinlied 395
Hans und Grethe. Von Ada Chriſten 430
Des Armen Klage. Aus dem Franzöſiſchen 470
Da Dickſchädl. In ſteiriſcher Mundart von F. Freiheim 477
Im Lenz. Von Albert Moeſer 491
Der Großmutter Lehren am Hochzeitstage. Von F. Freiheim 551
Don Ranudo, oder die Stunde der Erhabenheit. Von L. Eichrodt 554
Der Blumen Liebesjahr. Von Thomas Richter 586
Zur ſilbernen Kaiſerhochzeit. Von M. Kohn-Biſtritz 626
Hat ſich ein Märchen vollzogen? Von J. W. Mayer 631
Correggio. Von Robert Hamerling 664
Die Alten. Von K. G. Ritter von Leitner 696
A holbshundert Baurnbildln va da ſteiriſch-karneriſchn Granaz. Aus Gſpoaß zſomgroadt und ausbroadt von Hans Grasberger 712
Jagdlied. Von Joſef Reicher 715
Mein Schatz will Hochzeit halten. Von Wilhelm Hertz 716
Du weißt ja! Von J. L. Haaſe 718
Ein Idyll am Meeresſtrand. Von Albert Moeſer 747
Der Freier. Von Ernſt Rauſcher 753
Nach der Fluth. Von Ludwig Foglar 778
Bergkräuteln. Gedichte in öſterreichiſcher Mundart von Hugo Graf Lamberg 787
Die Sühnung. Von O. L. Müller 796
Die Märchenerzählerin. Von F. Groder 816
Meraner Stimmungen. Von Franz Holzwarth 829
Sommerlied. Von Albert Moeſer 849
Nur dich! Nach Carmelo Errico, von Julius Schanz 868
Seltſame Welt. Von Angelika v. Hörmann 877
Gſchwind muaß's gehn. In Mundart von A. Kienaſt 877
Wenn Gott dir deinen Weg ... Von Julius Sturm 901
An die Phtloſophen. Von L. Schücking 943
Steiriſche Volkslieder. Mitgetheilt von Anton Schloſſar 946
An den Geliebten. Von Heyret 949
Der Brief an die Mutter. Von O. L. M. 953
An Hafis. Von Fr. v. Königsbrunn 953
A Liabszankel. (Oeſterreichiſche Mundart) von K. Hornsburg 956

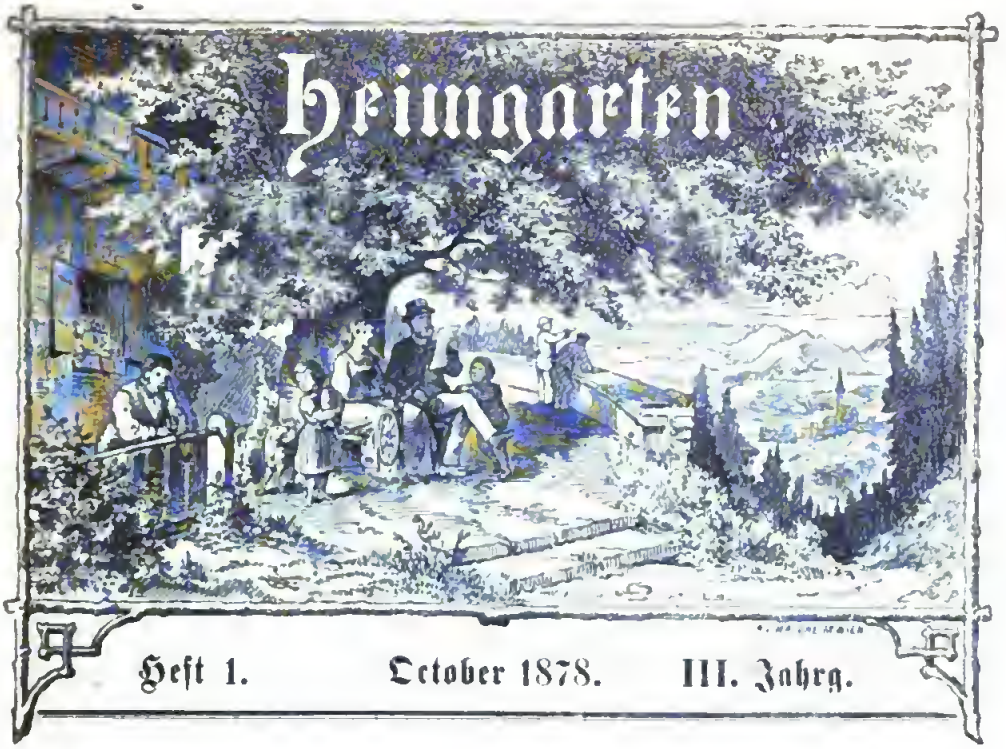
Kunſt und Literatur.

Ein Dichterleben im Liede. Von H. Malſer 284
Herrn Landau's Album. Von Robert Hamerling 363
Andreas Hofer's letzter Gang. Ein Bild von Franz Defregger, beſprochen von P. K. Roſegger 469
Als ich in ſteiriſcher Mundart reiſte. Eine Plauderei von P. K. Roſegger . 528
Eine Reliquie von Rafael. Von L. S. 788

Seite
Ueber Recenſenten. (Ein Eingeſendet) 877
Eine Kunde von Raimund's Grab. Von Rudolf Tyrolt 948
Ueber Autoren, Recenſenten und Leſer. Eine Stimme aus der Leſewelt . . . 953
Bücherbeſprechungen . . . 79, 158, 235, 315, 396, 478, 555, 638, 718, 797, 878, 956

Verſchiedenes.

Friedrich Hebbel und die Pariſerin. Aus den Erinnerungen von E. Kulle . . 77
Gedankenlaunen. Von Julian Weiß 78, 235
Eine Schreckensnacht im Zillerthale. Von Dr. Rudolf Tyrolt 142
Im Himmel. Eine Betrachtung am Tage der Heiligen von R. 147
Dem Erzherzoge Johann 223
Eine Nachricht aus Bosnien 232
Klagelied eines praktiſchen Arztes. Von Medicus 313
Der Chriſtbaum 314
Riegel vor. Stimmungsbild von Berthold Auerbach 385
Gedanken einer Einſamen 395
Launen eines Fürſten. Hofgeſchichten aus der ſüdlichen Steiermark von L. Tſchebull 431
Ein Capitel Eiſenbahnkunde zum Unterrichte für das große Publikum von Ernſt Keiter 514
Zum Schutze unſerer Kinder. Von Dr. J. Löwy 552
Eilpoſtzug für alle Stationen 554
Die Poſtkarte. Von Hugo Hirt 636
Wie es in Szegedin jetzt ausſieht. Von Stephan G. 920
Am erſten Tage. Aus einer älteren Schrift von P. K. Roſegger 944
Eine Rede für Redner. Von Gottfried Keller 947
Prinzen-Erziehung zu Graz im Jahre 1712 952
Poſtkarten des „Heimgarten“ 70, 160, 240, 320, 400, 480, 560, 640, 720, 800, 880, 959



Heft 1. October 1878. III. Jahrg.

Das ewig Weibliche.

Eine Erzählung aus sturmvollen Tagen von P. K. Rosegger.

Lidwina von Krimburg entflieht dem Feinde.

Auf Bergeshöhe, zwischen thaufeuchten Tannen, ragte ein Felsvorsprung hinaus in die Luft. Auf diesem Felsen gar einsam stand eine Jungfrau. Ihr Kleid war nicht das einer Waldgängerin, es war fein und weich und wallte in seiner Bläue des Himmels nieder an der schlanken, holden Gestalt und bog in einer leichten Schleppe aus über das feuchte Moos hin. Das lose Haar, so glänzend braun, wie die Zapfen der Tannenwipfel ringsum, floß in wilden Cascaden vom Scheitel auf die Schultern, über den Busen. Ein Sturm schien vor Kurzem erst gewüthet zu haben in diesen Lockenwellen — vielleicht auch in diesem Busen. Mancher Theil des sonst so fraulichen Anzuges war arg zerfahren, manchet Riß klaffte in der blauen Seide. Und das zuckende Roth auf ihren blassen Wangen? Das war der Wiederschein der Freude nicht. Und die hellen Tropfen in ihren Wimpern? Das war der Thau des Morgens nicht.

Das Prisma der Thräne verleiht der Welt keine Regenbogenfarben.

Da unten lag das waldreiche Land. In den Engthälern, tief umschattet noch und durchwirkt von Wasserfäden, zogen sich die Wiesen; auf den Berghöhen spielte in immer helleren Farben das Morgenroth. In den hügeligen Niederungen lag blauer Duft, der jedoch nicht in jenem milden, feuchten Hauch des Morgens blaute, sondern der in leichten Fasern und Strähnen dahingeschlängelt war und der seinen prickelnden Geruch selbst bis zu dem Felsenvorsprunge emportrug.

Dieser Schleier entstieg in matten Qualmen einem weitläufigen röthlichen Gemäuer, welches dort draußen auf dem Felshügel ragte, welches seine

hohlen Zinnen und Thürme hoch in die Luft reckte und welchem man in das Innere blicken konnte, wo das niedergebrochene Dach mit allem Inhalte der Höfe, Säle und Gemächer langsam und flammenmüde verkohlte.

Vor wenigen Stunden die scheidende Sonne, die seither noch nicht aufgegangen war, hatte die Kuppeln vergoldet, hatte das auf hoher Spitze prangende Schwert und Rad bestrahlt, hatte beleuchtet die Thürme, auf denen des Schloßherrn und des Kaisers Fahnen wehten, von denen der Burgwart wachsam in's Land lugte, da hinaus, wo zu Thale kriegerische Bauernrotten und wüste Gesindelhorden schwärmten.

Wilder Aufruhr tobte durch das Land am Fuße der Alpen und durch die weiten deutschen Gauen. Luther, der neue Christ, hatte das Wort zuerst gesprochen: der Baueruschaft geschehe Unrecht von den Herren. Hierauf die Bauern: Das ist wahr und tausendmal wahr. Wir gehen mit Luther und Niemand soll uns Elend haben. Wir ernähren die Städte und die Burgen, wir wollen keine Knechte sein. Wir sind die Kraft, so wollen wir auch das Gesetz sein — im Namen Dessen, der Himmel und Erden trägt! — Und flammenden Muthes stellten sie zwölf neue Glaubensartikel auf, die zwölf revolutionären Artikel der Bauernschaft, die Anfangs so gewaltig loderten, dann aber gelöscht wurden durch das Blut von Hunderttausenden.

Auch gegen das stolze Bergschloß der alten Herren von Krimburg hatten sie sich herangewälzt, hatten tagelang den Felshügel umzingelt und ihre Geschosse fruchtlos an den ehernen Wällen verschwendet.

Herr Krimburg, ein Ritter, verwettert und benarbt in hundert Schlachten, beschützte mit seinen Kriegern wacker der Väter Burg; und Lidwina, sein einziges Kind, eine Jungfrau in den ersten Maien, lag zur nächtlichen Stunde betend vor dem Marienbilde. — Die Belagerer riefen den Teufel an und dieser Heilige ist allzeit bereit. Eine der flatternden Burgtauben hatten sie gefangen und hatten dem harmlosen Thiere Unheil unter die Fittiche gebunden: eine Pulverladung mit Schwefel und glimmendem Schwamm. Und ließen das Thier wieder fliegen zur Burg hinan und suchen sein Nest unter dem schützenden Gebälke des Daches. Und in dem Augenblick, als die Taube, noch erregt von der Gefangenschaft und von der Gewaltthat und ermüdet vom Fluge mit der schweren Last, mitten unter ihre Jungen sich will zur Ruh' begeben, kracht der Gluthstrom auf .... Den Thierchen ist nimmer weh, aber im Gebälke prasseln die Flammen und der Wind eines treibenden Gewitters jagt das Feuer rasch durch alle Dachräume hin. Die Glocken heulen, die Ritter fluchen, die wilden Rotten klettern wiehernd den Berg heran. Ein leichtes Erstürmen ist es aber nicht; die Burgknappen sind im Angesichte des Todes Löwen geworden und verkaufen ihr Leben um hohen Preis.

„Um den Himmel!" ruft aneifernd der Burgkaplan, dem dieser Preis feil ist zu aller Zeit. Was fragen aber wilde Thiere nach dem Himmel, nach der Hölle? — sie leben und sie sterben ihrer Lust.

Krimburg, der alte Recke, ruft den Kaplan, daß dieser das Fräulein in Sicherheit bringe; aber die Stimme verhallt in dem Lärm und in dem Gedränge. Er stürzt in seiner Tochter Gemach: „Du, rette Dich, mein Kind?"

„Ich will an Deiner Seite sterben."

„Nimmermehr, Lidwina, Du mußt mein Leben weiter tragen, ich will noch nicht verlöschen auf dieser Erde. Komm'!" Er führt, zerrt sie durch Gewölbe hin und in einen unterirdischen Gang: „Du kennst den Weg, er entführt Dich dem Feinde."

„Wer geht mit mir?"

„Dein Engel!"

„Und Du?"

„Ich bleib', die Gäste zu begrüßen."

„Vater!" schreit sie auf und umarmt ihn, „Dich verlasse ich nicht in solcher Noth!"

Oben brauset die Gefahr. Der alte Ritter umarmt sein Kind und drängt es fort: „Dieser Mann ist alt, sein Leben bist Du, Dich rette! Hörst Du die Wände stürzen? Die Räuber nahen. Lidwina! wenn Dir Dein Vater lieb ist, wenn Du werth bist des Segens Deiner Mutter, die in der Gruft liegt: rette Dich. Mit Dir sei Gott!"

Er stößt sie von sich und stürzt hinauf mit nacktem Schwerte.

Lidwina wankt, in der Hand ein flackerndes Aemplein, willenlos, fast betäubt durch den öden unterirdischen Gang, so lang, bis sie zusammensinkt.

Als sie wieder zu sich kommt, wendet sie sich — wie sie glaubt — gegen das Schloß um, daß sie mit ihrem Vater sterbe. Sie weiß es nicht, daß sie stundenlang in Bewußtlosigkeit gelegen ist. Das Oel der Lampe ist verzehrt; in tiefer Finsterniß tastet sie sich weiter, muß über feuchte Stufen auf- und niedersteigen, sich durch enge Pforten zwängen — nicht nach anderem Licht will sie sich mehr sehnen, nur nach dem Angesichte ihres Vaters.

Endlich schimmert ein blasser Schein ihr entgegen; sie windet sich durch eine Kluft — aber nicht im brennenden Schloßhofe steht sie, sondern auf einer Waldwiese — über hohen Bäumen den morgenden Himmel.

Vogelstimmen klingen in kühler Luft; jedes der langen Wildgräser trägt eine Perlenkette von Thau. Lidwina netzt sich mit diesem Thau die Stirne, als wollte sie auslöschen die Gedanken, die schrecklichen Gaukeleien des Wahnsinn's: als wäre die Burg zerstört, der Vater erschlagen.

Und dann steigt sie zwischen den Bäumen empor zur Anhöhe und tritt über einen Felsenvorsprung hinaus, um freien Blick zu haben über die Gegend — und sieht dort zwischen Waldbergen auf dem Felsenkegel die rauchende Ruine ihrer väterlichen Burg.

Und in dem Augenblicke, als der Zweifel schwand, als sie die Wahrheit sah, kam zu ihr die Gnade.

Daß man sich, wenn Alles verloren ist, über den Felsen stürzen könne und durch solche Flucht allem Jammer entgehen — daran hatte vor dreihundert Jahren eine deutsche Jungfrau nicht gedacht. Man sah und man hörte zu viel des irdischen Elendes, um damit nicht endlich auch selbst vertraut zu werden. Die harte Zeit gebar zähe Menschen und die Liebe zum Leben war damals größer als heute.

— Die Burg zerstört, der Vater erschlagen, die Jungfrau schutzlos im kriegerischen Lande. — Ein Quell von Thränen floß über ein so herbes Geschick. In der Thräne zitterte das Bild der rauchenden Burg. In der Thräne schimmerten die fernen Gipfel der Berge, auf denen jetzt die Morgensonne glühte. Wie im Trotze richtete sich Lidwina's Seele auf und sie war entschlossen, ihres Vaters Leben, sich selbst zu retten.

Zur Burg kehrte sie nicht zurück; dort hausten die Rotten der Empörer. Sie stieg nicht hinab zu den Straßen, auf denen kriegstolle Landsknechte und herrenscheues Raubgesindel zogen. Sie hörte zuweilen von den Wegen herauf das Gewieher und Gelärme, die giftigen Flüche, die zuchtlosen Lieder. Durch dichte Wälder wand sie sich mühsam fort, die entlegensten Bergwildnisse mußte sie suchen. Des Waldes wilder Tisch war ihr gedeckt, aber des Waldes wilden Thiere waren ihre Tischgenossen. Wie eine wandelnde Genziane schwankte sie dahin, suchte Jene, welche sie fürchtete — die Menschen.

So wendet die Blume sich der Sonne zu, an der sie erblühen will, von der sie versengt wird, an der sie verdorren soll. —

Als es gegen Abend ging, war Lidwina so weit und hoch gestiegen, daß der Wald um sie im Verkümmern lag, daß die kahlen Flächen der Almen sich zu dehnen begannen vor den Füßen der weglosen Wallerin. Weißgefleckte Rinder weideten zerstreut und grasten mit ihren Schnauzen gemächlich das süße Gekräute von dem schwarzerdigen Boden. Und dort neben einem von Wachholder umstandenen und von der niedergehenden Sonne beschienenen Felsblock lag ein Junge auf dem Rücken und reckte die Kniee empor und sah in den blauen Himmel hinein.

Lidwina kehrt bei einem Hirten ein.

Als Lidwina den Hirtenjungen bemerkt hatte, floh sie Anfangs einige Schritte seitab. Aber es kam ihr gar bald zu Sinn, wie sehr sie in ihrer Lage eines Menschen benöthige. Nur mußte dieser Mensch für sie gefahrlos gemacht werden, so wie man der Schlange, deren Heilkraft man zu bedürfen wähnt, den Giftzahn ausbricht. — Wie heißt nun aber der Giftzahn eines Hirtenjungen von siebzehn oder achtzehn Jahren? Und mit welcher Zange zieht man ihn? — Die Burgfräulein von damals waren nicht weniger unerfahren und besaßen nicht weniger Frauenlist, als die Schloßdamen von heutzutag.

Der Hirtenjung, als er die feine Gestalt in ihrem hellen Kleide plötzlich vor sich stehen sah, fuhr wie ein geschreckter Hirsch empor. Sein Haar war fast so verworren, als wie das Gemooſe auf dem Stein und war fast so gelb, als wie die goldkronige Arnika, die neben ihm stand; und es war so weich, daß die Strähnchen an der Abendluft erzitterten. Sein mit fahlen Wimpern umranktes Auge war blau und licht, als hätte es sich an dem Farbenschmelz des Himmels angesogen. Jetzt zuckte in diesem Auge Angst und Verwirrung.

„Fürchtest Du Dich vor mir?“ redete Lidwina den Jungen an. Als dieser die freundliche Stimme hörte, sah er eine Weile auf die Maid hin und schüttelte den Kopf.

„Ist das Deine Heerde?“

Er ermannte sich und antwortete: „Das ist nicht meine Heerde. Ich gehöre zum Blas auf der Eben.“

„Wer ist der Blas auf der Eben?“ fragte sie.

Er glotzte sie an; die Frage kam ihm nicht recht gescheidt vor. — „Wer wird er denn sein, als wie der Blas auf der Eben?“

„Das ist der Bauer, dem die Herde gehört?“

„Ja so — freilich, das ist der Bauer. Aber die Heerde gehört nicht ihm. Die gehört dem gestrengen Krimburger.“

Lidwina blickte auf die fröhlich grasenden Thiere hin: „Jetzt gehören sie auch dem Krimburger nicht mehr. Auf dieser Welt gibt es keinen Herrn. — Sage mir, Hirte, was Du vorhin gedacht haben magst, als Du in den Himmel hineingeschaut hast?“

„Ich?“ fragte der Junge, „habe ich in den Himmel hineingeschaut?“

„Ich sah es.“

„Und was gedacht?“

„Es schien so.“

„Vielleicht: es ist das große Meer.“

„Denkst Du so gerne an das große Meer?“

„Ja, weil ich auf einem Schiff hinüberfahren möchte und das Land suchen —“

„Welches Land?“

„Wo das Vieh dem gehört, der es weidet“, antwortete er und machte einen Sprung: „Hallio, ho, ho!“

Nun wollte er sich fortmachen; es war ihm unheimlich und er konnte sich's doch nicht versagen, das schöne Wesen anzuschauen. Er schien mit sich allmälig darüber in's Reine zu kommen, wer vor ihm stehe.

„Du bist eine Fee!“ lispelte er ihr zu.

Da wußte Lidwina, was sie zu thun hatte. „Ja“, sagte sie, „ich bin

eine Fee. Und ich will Dich verſuchen, Hirte."

Er blieb vor ihr ſtehen, als wollte er ſagen: Nun, ſo verſuche mich!

„Will verſuchen, ob Du barmherzig biſt. Haſt Du ein Haus?"

„Barmherzig bin ich wohl, aber Haus hab' ich kein's."

„Wo wohnſt Du denn, wenn es finſter wird?"

„In der Berghütte des Blas auf der Eben."

„In dieſe Berghütte ſollſt Du mich nun führen und mir für die Nacht ein Obdach geben und Milch dazu."

Der Junge erblaßte.

Der Altſenn war an dieſem Tage hinabgegangen zum Blaſen auf der Eben um Lebensmittel, er ſollte erſt morgen zurückkehren. Und in der Berghütte allein mit einer Fee?! Feen ziehen junge Burſchen gerne in den Abgrund — das wußte er aus vielen wahrhaftigen Geſchichten.

„Die Berghütte gehört dem Blaſen", ſagte nun der Hirt, „ich darf alſo Niemand in dieſelbe führen; die Milch iſt auch dem Blaſen, ich darf alſo keine von derſelben hergeben."

„Du biſt ja gar ein gewiſſenhafter junger Mann", ſagte ſie.

„Und Du biſt eine Fee, die ſich ſelber helfen kann," ſagte er.

„Mein lieber Knab", verſetzte ſie, „es gibt auch verwunſchene Feen; haſt Du von ſolchen noch nichts gehört?"

Das vermehrte den Reſpect des Jungen noch um ein Bedeutendes.

„Die ſind hilflos", fuhr ſie fort, „die müſſen ſich an gute Menſchen wenden."

Ihr Mund zuckte ſchmerzhaft bei dieſen Worten; ihr großes, ſchönes Auge war feucht. — Selbſt auf die Gefahr hin, daß ſie ihn in den Abgrund ziehen könnte .... Er nahm ſie mit in die Berghütte.

Ihr war der Gedanke hart, daß ſie als Betrügerin unter dieſes Dach gehe. Aber ſollte ſie es geſtehen, daß ſie ein ganz natürliches Mädchen ſei? Sollte ſie es gar verrathen, daß ſie die Tochter iſt des geſtrengen Krimburgers, gegen den zu dieſer Zeit Alles auf war? Selbſtſchutz war nun ihr erſtes Geſetz; Männer ſchützen ſich durch Körperkraft; Mädchen durch Schlauheit.

Während der Hirt im Stalle die Heerde verſorgte, ſaß Lidwina im kleinen düſteren Holzbaue und aß ein Weniges von der gekochten Milch, die er ihr ſchüchtern vorgeſetzt hatte. Sie vermied es, Betrachtungen anzuſtellen zwiſchen dem Geſtern und dem Heute; ſie wußte, daß Gefühlsweichheit der ohnmächtigſte und ſomit der gefährlichſte Genoſſe in ihrer Lage geweſen wäre.

Als der Hirte vom Stalle zurückgekehrt war, fragte er — kaum zu unterſcheiden, ob aus Ernſt oder aus Schalkheit — ob Feen in der Nacht auch ſchliefen. Als Lidwina es bejahte, bot er in höflicher Weiſe ſein Bett an; er für ſich habe im Stalle Stroh zuſammengemacht.

„Du wirſt in Deinem Leben geſegnet werden!" ſprach das Mädchen im Gefühle der Dankbarkeit. Dann ſetzte ſie bei: „Du biſt werth, das Kleid einer Fee zu beſitzen." Sie kannte die Sage gut genug, um auf dieſelbe ihren Plan zu ſtellen. Und der Hirte horchte auf! Märchen von verwunſchenen Prinzen und beglückten Hirten wachten auf in ſeinem beſchränkten Haupte, Märchen von armen Jungen, denen durch den Talisman — durch den Faden vom Kleide einer Fee alle Wünſche des Herzens erfüllt worden ſind.

„So ein Kleid möchte ich freilich wohl haben", antwortete er. „Schenke mir das Deine."

Faſt verwies ſie ihm das kühne Begehren; wie ſollte ſie ohne menſchliche Hülle zurückkehren in ihr Bereich?

„So nimm mein Gewand!" rief der Junge zutraulich.

„Das wäre nicht dumm!" antwortete ſie, „es wäre nicht das erſte-

mal, daß eine Fee im Hirtenkleide wanderte. Wollen sich die Menschen doch nur dann von uns Gutes thun lassen, wenn wir in ihrer Gestalt vor sie hintreten. Selbst vor dem Frauenmantel fürchten sie sich, so wie Du Dich vor mir gefürchtet hast. Ich bin einverstanden, junger Freund, tauschen wir das Gewand."

Der Junge war nun aber unentschlossen. „Kann ich mit Deinem Kleide zu Gelde kommen?" fragte er.

„Ein fleißiger Mann, wie Du, kann damit leicht zu Gelde kommen."

„So viel, daß ich in's Amerika kann fahren?"

„So viel", sagte sie.

„So viel, daß damit auch Zwei in's Amerika können fahren?"

„Zwei?"

„Meine liebe Fee", sagte der Junge treuherzig, da man vor übermenschlichen Wesen ja kein Geheimniß zu machen braucht: „Der Blas auf der Eben hat unter seinen Töchtern eine, die möcht' mit mir fahren."

„Wohlan. Dieser schenke das Kleid von mir, schenke ihr auch die Schnur von Perlen dazu. Und reiset mit Glück in das Land, in welchem die Heerde, die ihr weidet, Euer gehören wird."

Ihr war zu eigen, als wie einer Seherin, da sie dieses sagte. Ihr war, als hätte sie nun einen Theil der Schuld quitt gemacht, welche seit Jahrhunderten geladen gewesen auf das Haupt ihrer Väter. Sie ahnte wohl, daß die schrecklichen Dinge, welche im Lande nun geschahen, ihre alten und zum Theile ihre gerechten Ursachen haben mußten.

So hatten sie sich denn geeinigt, daß sie die Kleider tauschten. Der Junge trug einen Anzug aus grober, ungefärbter Leinwand, ein weites Beinkleid, eine kurze Joppe und einen Krämpenhut aus Strohgeflecht. Ueber der Achsel hing ein Riemen, an welchem die Vorrathstasche befestigt werden konnte. Der schlanke, sonnengebräunte Hals und die Füße waren bloß. Was hier abging, daß sollte die Fee von ihrem Eigenen zurückbehalten.

„Mein Gewand", versetzte nun der Achtzehnjährige, „gern, daß ich's gebe; aber recht wäre es mir halt, wenn ich darin stecken bleiben dürfte?"

Die Schloßfräulein von dazumal waren nicht weniger sittig, aber etwas weniger prüde, als die von heute. Lidwina ging auf die Schalkheit ein und versetzte: „Was wollte die Eine beim Blas auf der Eben sagen, wenn Du vergessen thätest, Dich aus den Kleidern zu ziehen, die Du an eine Fee verschenkt hast?"

Er wendete sich, er scheuerte das gebrauchte Geschirr, aus Erde gebrannt, und er sang:

„Nußbam und Kerschkern,
Mein Maidel hab' ich kreuzgern,
Kerschkern und Nußbam,
Wann's nur bald zu mir kam,
Hallio, ho, ho, ho!"

„Du wirst Dir schon zu helfen wissen", sagte Lidwina.

„Zu helfen weiß ich mir, ich leg' das Almgewand vom Altsenn an, dieweilen er auf der Eben ist. — Hast Du aber schon einmal so was angehabt, Fee?"

Sie verneinte es.

„Hernachen bringst es nicht an. Nein, bringst es nicht an. — Wir zwei, ich und Dieselbige beim Blas auf der Eben, haben zu einem Kirchweihspaß einmal das Gewand getauscht. Ich bin bald im Kittel gewesen. Aber sie? Da hab' ich wohl recht müssen nachhelfen. Ihr Weibsbilder seid sonst nicht dumm, aber so ein Gewand hat seine eigenen Sachen! Die bringt Ihr nicht auf gleich. Mit Verlaub, wenn Ihr das Zeug tragt, so will ich, daß es auch sitzt. — Ich bring' Euch das Gewand, ehvor ich mich schlafen leg'."

„Lass' das gut sein. Lege den Anzug draußen in der Vorkammer ab; morgen früh wirst Du den meinen dort finden. — Jetzt danke ich Dir für die Labung, die Du mir gespendet

haſt, für die Ruhe, die ich unter dieſem Dache zu genießen hoffe. Gott entgelte Dir Deine Gaſtfreundſchaft."

Der Hirt verließ die Stube und dachte bei ſich: Das hätte ich mir mein Lebtag nicht angeſehen, daß ich mit einer Fee ſo wohl und toll ſein kunnt. — Wenn's eine iſt?" —

Lidwina, tief erſchöpft an allen Gliedern, legte ſich auf das Strohbett. Zu den Fenſterchen ſchimmerte die Bläſſe des vergangenen Tages herein. Das unglückliche Mädchen richtete ein kurzes Gebet zu Gott, daß er — bevor noch die wilden Bilder der nächſten Vergangenheit von ihrer Seele marternden Beſitz ergriffen — den Schatten des Schlafes über ſie ſende.

Ihr Gebet iſt erhört worden.

Lidwinens Gewand wird Urſache eines Streites.

Am andern Morgen, als der Altſenn mit ſeinem Rückenkorbe von der Eben den Berg herankeuchte, ſah er zwiſchen den Baumſtämmen ſeinen Hirtenjungen laufen. Er rief ihn an: wohin? und was es gebe? Aber der Junge that, als höre er ihn nicht und verſchwand im Strauchwerk.

„Warte Du!" brummte der Altſenn, „wir kommen noch zuſammen, Dagel, wir werden nachfragen, ſeit wann der Hirt die Vieher allein darf laſſen auf der Alm; werden auch nachfragen, ſeit wann der Hirtenknab' auf den Altſenn nicht zu loſen braucht. Freue Dich!"

In Gedanken auf die ſüße Stunde der Rache kam ihm die Rücktrage ungleich leichter vor als früher. Jedoch, als er zur Berghütte kam, führte der Hirt in ſchönſter Ruhe und Ordnung eben die Heerde auf das Gras.

„Dagel!" rief ihn der Senn.

Der Junge wendete ihm die Ohren zu.

„Was haſt denn Du unten im Walde herumzuſtrolchen, während Du da biſt? — Leugne mir nicht, ich habe Dich laufen geſehen!"

„Das wird gewiß die Fee geweſen ſein", kicherte der Knab'.

„Die Fee? — Dagel, Du Protzmaul! So weit hat Gott meine Vernunft noch nicht verlaſſen, daß ich eine Fee und Dich nicht ſollt' auseinander kennen."

„In der Nähe angeſchaut, kennſt uns auseinander. Von der Weiten hat's Dich doch betrogen. Altſenn, es gibt allerlei Feen, mußt wiſſen."

Dieſer naſeweiſe Ton des Hirten brachte den Altſenn ſchon vollends in Wuth. Es war daher hohe Zeit für den Dagel, daß er die Geſchichte erzählte von der wunderſchönen Maid, die ihm geſtern auf der Alm war erſchienen, die in der Berghütte hatte geſchlafen, die ihm ihr kornblumenfarbig' Kleid hatte geſchenkt und die heute früh Morgens in ſeinem Gewand war davongegangen. Der Dagel ſtak im Anzuge des Altſenn.

„Schad um's Gewand", ſagte der Alte, „da hat Dich eine Zigeunerin genarrt."

„Eine Zigeunerin iſt das nicht geweſen, ſie hat eine ſchneeweiße Haut gehabt."

„Sie hat Dich verblendet, mein Bub'."

„Ihr Kleid, das kannſt ſehen. Komm' mit!"

Der Knab' führte den Altſenn in das Haus.

„Jetzt werde ich lachen", ſagte der Alte unterwegs, „das Kleid wird ſchön ſauber verſchwunden ſein."

Dem war nicht ſo. Auf dem kleinen Tiſche lag ausgeſpreitet der blaue, von Silberſchnüren durchzogene Stoff mit der Perlſchnur. Der Senn betupfte mit einem ſeiner längſten, hageren Finger das Kleid und liſpelte: „Da? Da drinnen?"

„Da drinnen", antwortete der Dagel.

„So soll mich doch frei der . . . .!“ rief der Alte, „daß ich just gestern nicht da sein hab können!“

„Zu Dir wäre sie nicht gekommen.“

Ein scharfer Blick auf den Vorlauten, dann fuhr der Altsenn fort: „Bin schon gleichwohl so viel bei Tagen und habe noch keine Fee gesehen. Heben sie jetzt an und kriechen hervor? Ich sag's ja, das End' der Welt ist nimmer weit, es geschehen so viel Zeichen und Wunder. — Wir werden auch nicht mehr lang' auf der Alm bleiben, Dagel.“

„Nicht mehr lang? Sind doch erst die Sonnenwenden.“

„Ja freilich sind die Sonnenwenden“, sprach der Alte mit bedeutungsvollem Kopfnicken, „aber gib Achting, Hirt, es wendet sich nicht die Sonnen allein jetzund — es wird sich auch sonst noch etwelches wenden. Was weiß so ein Lecker im Gebirg! Gestern sind beim Blas auf der Eben die Bauernschaften zusammenkommen mit Spieß und mit Schlägel. Das Herrenerschlagen geht los.“

„Geht's los?“ fragte der Dagel lebhaft und warf sein Haupt in die Höhe. „Was wird der Amtmann zu Rins dazu sagen?“

„Dem ist das Ding nicht ganz recht gewesen, mußt wissen, und so haben sie ihn todtgeschlagen.“

„Christi eleison!“ rief der Hirte in seiner Verwunderung, „die kommen in die tiefsten Löcher von der Krimburg.“

„Narr, was redest Du Dummes von der Krimburg! Die steht schon lang' nicht mehr, die haben sie gestern niedergebrannt, den Alten gefangen, die andere Brut vertilgt.“

Der Dagel that einen lustigen Pfiff.

„Gelt!“ rief der Senn selbstgefällig über seine Neuigkeiten, „und deswegen sag' ich ja, wir bleiben nimmer lang auf der Alm. Wir gehen mit den Sensen an's Herrenabmähen. Sind zeitig worden.“

„Das ist schon recht. Und nachher?“

„Nachher werden w i r die Herren.“

Wenn's d'rauf ansteht, ich mach' mich zu einem Prinzen.“

„Was ist so viel Fürtreffliches an einem Prinzen?“ fragte der Altsenn achselzuckend. „Da weiß ich mir was Besseres. Ich geh' in die Salzburgerstadt, mußt wissen, und setz' mich auf den Bischofsstuhl. Da ist's weich sitzen. Du — führst Dich gut auf — magst mein Domherr sein.“

„Was zahlst?“

„Zahlen? Dagel, halt mir die Bischofswürde in Ehren! Mach Du Dich bezahlt von den Unteren und nicht von den Oberen.“

„Und was ist's mit einer Domfrau?“

„Du lutherischer Strick mit Deiner Domfrau! Das Heiraten einführen! Kleiner, so weit begeben wir uns nicht in's graue Heidenthum. Jeder nach Belieben — und still sein — und aus ist's!“

So das Gespräch der beiden Almer — am seichten Ufer ein letzter Wellenschlag der stürmischen See des Aufruhres in den deutschen Landen.

„So“, sagte hierauf der Altsenn, „diesen vornehmen Kittel lege ich jetzt mir zu“, und er hub an, den feinen Stoff zusammenzurollen.

„Was träumt Dir denn?“ rief der Dagel, „das Gewand gehört mein“.

„Wär' mir neu.“

„Ich habe das meine dafür ausgezogen.“

„Und das meine angelegt!“

„Da hast Deine Fetzen!“ schrie der Hirt und riß sich Stück für Stück vom Leibe.

„Dagel!“ sagte der Alte anscheinend gelassen, aber mit schwerem Nachdruck, „seit wann benimmt sich der Junge so gegen den Altsenn?“

„Seit's gegen die Herren geht! Seit die Freiheit ist. Altsenn, Du bist auch ein Schust, Du hast mir lang' das Knie auf den Hals gesetzt, weil Du gewußt, ich kann keine Hilf' erschreien. Ich hab' mir Deine Ge-

ſcheidtheiten gefallen laſſen, Du alter Eſel. Die Püffe und die Schläge, die Du an mir angebaut haſt, gehen jetzt auf. Wirſt Dich wundern, was ich für ein guter Boden bin. Hallio, ho, ho!"

„Dagel!" rief der Alte, „ich kenn' mich nicht aus an Dir!"

„Laſſen wir's ſpielen, wer von uns Zweien der Stärkere iſt, darnach wirſt Dich auskennen!"

„Fahr' her!" ſchrie der Altſenn, theils in Wuth und theils in Angſt und ſtellte ſich mit gedehntem Bruſtkorb auf. Als er jedoch ſah, wie der Junge beiden Händens mit Töpfen und Herdpfannen nach ihm zu werfen begann und dabei ein gräßliches Geſchrei erhob, wendete er ſich ſo, daß ſeine Ferſe arg nach hinten kam und lief zur Thür hinaus.

Der tapfere Dagel ließ die Scherben liegen, nahm einen Lodenmantel, warf denſelben um ſeine nur nothdürftig bedeckten Glieder, band ſich das Frauenkleid an die linke Seite, verließ die Berghütte nnd ſprang abwärts gegen das Thal.

„Die Werktag' ſind aus", rief er keck in's Getanne hinein, „wann's daheim ſo luſtig wird! Wer fahrt da in's Amerika — hallio, ho, ho!"

Lidwina wandert mit zwei Strolchen.

Die Nacht gibt neue Kraft, der Morgen neuen Muth; erquickt hatte Lidwina die Almklauſe verlaſſen. Sie nahm ihren Weg gegen das Hochgebirge, von welchem ihr ſchon geſtern die duftblauen Schneegipfel zugewinkt hatten. Sie wollte nach Tirol, wo auf der Burg zu Taufers ein Verwandter von ihr hauſte.

Auf ſchlechtem Wege, der zwiſchen den Bergen mit dem Alpenfluſſe um Raum rang, ſchloß ſie ſich zweien Waffenträgern an, die trotz ihrer ſchweren Laſt recht aufgeweckt dahinſchritten. Sie trillerten Kriegslieder, zu denen die Waffen den Takt klirrten; es war auch Spott dabei, wenn ſie ſangen:

„Ich bin ein Mann der Taten,
In Küchen ſchmort der Braten;
In Kellern ruht der kuhle Wein,
Die Veſte muß erobert ſeyn.
Wie mächtig ſchwellt die durſtige Bruſt
Soldatenluſt, ja Tatenluſt!

Ich bin ein Mann der Taten,
Die Weiber ſind geraten;
Dort ſteht ein züchtig Mägdulein,
Die Veſte muß erobert ſeyn.
Wie mächtig ſchwellt die junge Bruſt
Soldatenluſt, ja Tatenluſt!"

Als dieſe Männer Lidwina anſichtig wurden, wunderten ſie ſich daß über das feine Geſichtchen des Hirtenjungen und fragten nach ſeinem Wege.

„Ich komme von weit her", ſagte ſie, „ich bin in einem böhmiſchen Schloß als Edelknabe geweſen. Nun haben die Bauern das Schloß verbrannt und die Einwohner verjagt. Jetzt will ich nach Tirol zu meinem Vetter."

„Rühren ſich die böhmiſchen Bauern doch auch einmal", ſagte einer der Waffenträger. „Wenn ſie aber bloß die Neſter niederzünden und die Brut am Leben laſſen, ſo iſt mir das dumm genug. Die Unſerigen verſtehen das beſſer. Ausrotten, das Ungeziefer!"

„Möchte nur wiſſen, warum ſie den Krimburger nicht abgethan haben", bemerkte der Andere.

„Mein Lieber, der läuft nicht davon. Der ſitzt im Pfarrhofkeller zu Altenziel; der muß beichten, wo er ſeine Eiſenkiſten vergraben hat, nachher erſt wird er abge — ſpeiſt. Aber Edelknab'! Was biſt denn ſo todtenblaß! Die Hirtenjungen ſind ſicher. Nur wollt' Dir gerathen ſein, daß Du Deinen Edelknaben nicht gleich Jedem auf die Naſe bindeſt. Mußt bedenken, heutigstags iſt der Adel nicht herrlich, aber gefährlich!"

„Der junge Herr weiß es recht gut", ſagte hierauf der Andere, „daß die Bauernhoſen den Edelknaben nicht genugſamlich zudecken. Hör' ihn reden,

so weißt es; schau ihn an, so weißt es; faß' ihn beim Tatzel, so weißt es. Im Gebirge ist Keiner so fein. Der ist zehnmal eher ein Prinz, oder gar eine Prinzessin, als wie ein Hirtenknab'!"

„Und so ohne Waffen dahergehen! Ein Kerl, wie Du, soll bis an die Zähne besteckt sein. Guck' Dir einmal diese Braxen an; Hauer und Stecher nach Herzenslust. Den, just den mußt Dir beilegen, Prinz, der hat schon etliche Türkenschädel gekloben, laßt sich gar nicht mehr blank segen, und so blutdurstig ist er seither, daß er von sich selber losfährt, wenn er einen Roßschweif oder ein Adelswappen, oder eine Pfaffenkutte sieht."

„Geschwätz!" rief der Andere, erbost über diese Aufschneidereien seines Genossen, dem Edelknaben zu, wenn das wahr wäre, müßte der alte Hauer ja gleich auch über Dich losfahren. Hast Dein Wappen versteckt wo der will, Du tragst es doch bei Dir, das weiß ich. — Meine Klieber und Stoßer und Brandpfeifen machen kein Geschrei, weil sie's nicht nöthig haben. Das ist ein Schwedischer mit Silbergriff, mußt betrachten. Das ist ein Damaszener. Wenn Du Dir diesen funkelblanken Stahl anschaust, so wirst es sicherlich nicht glauben, daß er erst kürzlich das Herz einer schönen Polin durchbohrt hat! Wenn Einer für Dich paßt, Edelmann, so ist es der. Ohne Schwert kannst nicht über's Gebirg'."

„Paßt nicht zum Gewand", meinte der Andere wieder, „für Dich ist ein kurzer scharfer Stoßer, als wie der da."

„Ich kann nichts kaufen", sagte Lidwina und hielt die flachen Hände hin. „Meine Waffe ist die Waffenlosigkeit. Wenn die Bauern jetzt Herren sind, so werden sie auch Ritter sein."

„Bist ein Schlauer! Nur weißt, Dein fein Reden möcht' nichts nutzen. Aber der Teufel, Junge, ein paar Augen hast! Denen kunnt' ich mit dem besten Willen nichts zu Leid' thun. — Wir rasten jetzt einmal. Grig, gib den Speck her und den Plutzer. Bist eingeladen, Edelknab'."

So gingen die Drei fürbaß. Lidwina fühlte sich an Seite der beiden Waffenträger sicherer, als allein; ganz geheuer war ihr freilich nicht. In jeder Dorfschaft — es waren deren wenig genug, und jede kauerte am Fuße einer Burg oder einer Ruine — sprachen sie zu, und boten Schwerter, Lanzen, Beile, Morgensterne, Schußwaffen an. Jedem, den sie begegneten, wurde irgend eine scharfe Wehr — die zu solcher Zeit das Gesetzbuch und die Bibel war — aufgedrungen. Bald waren sie ihrer Last ledig und besprachen sich nun, wo und auf welche Weise wieder eine Zeughauskammer zu plündern wäre.

Die Landschaft war immer ernster und gewaltiger geworden. Die Wildwässer — ein Seitenstück der Empörung des Elementaren gegen die Cultur in der Gesellschaft — hatten Wege und Stege zerrissen. Mehrmals war es vonnöthen, daß einer der Waffenhändler Lidwina hob und über die tobenden Wässer trug. Sie stellte sich sehr unschmiegsam und nicht dankbar für solchen Liebesdienst.

Gegen Abend kamen sie in eine vielzerklüftete, grauenhafte Schlucht, die sich hob und wand, so daß man oft wie von den Felswänden ringsum eingemauert schien. Die Berge, die hier so eng zusammengeschoben waren, bauten sich für den Standpunkt unserer Wanderer unermeßlich hoch und gingen in den finsteren Nebel hinein, der sich über das Gebirge gelegt hatte. An den Rinsen schossen Wässer hernieder, die bald im Gestein verloren waren, bald wieder über senkrechte, ja sogar über vorhängende Wände sprangen — die einzigen lichten Linien in der düsteren, blauschattigen Schlucht. Diese Wasserfäden waren die Kinder des Eises auf den Höhen, zu denen damals selten noch ein Mensch hinanstieg.

So eng diese Bergschlucht schien, so hatte sie in einer ihrer Krümmun-

gen doch noch Raum für einen vielzackigen und schründigen Felskegel, welcher, an seinem Grunde von den Wildbächen umrauscht und benagt, zwischen dem hohen Gewände stand. Und auf diesem Felskegel, ehern verwachsen mit den Zacken und Schründen, kaum von einem Busche begrünt, ragte das fahle Gemäuer einer alten Burg. Die zerrissenen Thurmzinnen fletschten gegen Himmel wie die Zähne an dem Gerippe eines Raubthieres.

„Schade, daß Herr Lämmlein nicht mehr haust", sagte einer der Waffenträger, „der wollte uns schon begasten."

„Ha, der wäre zu dieser Zeit gewiß nicht da in seinem Geiernest", entgegnete der Andere, „der wäre unser Hauptmann draußen im Land."

„Wer ist der Herr Lämmlein?" fragte der Edelknabe.

„Nichts", antwortete der Waffenmann.

„Also, wer ist er gewesen?"

„Siehst Du die Felsnase dort an der Wand, hoch über der Burg? Das ist sein Predigtstuhl. Der gute Lämmlein war nämlich ein bischen Raubritter. Aber einer, vor dem man den Hut muß rucken; hat's nur den Reichen weggenommen. Ist sich nicht schlecht dabei gestanden und hat den armen Schelm auch leben lassen. Ihrer zwei Dutzend Gesellen haben jahraus, jahrein Arbeit und Verdienst bei ihm gehabt. Ich selber bin einen Sommer lang in seinem Sold gewesen auf der Salzstraße. Insoweit Alles recht, aber der Salzburger Bischof! Der hat den Lämmlein nicht leiden mögen; warum, das kannst Dir denken. Im Sturm beikommen, das kannst ihm nicht; darfst nur das Schloß anschauen. Nu, paß' auf. Ist einmal an einem Wintertag, wo die Leut' haben schneefeiern müssen, ein Umerlauser (Vagabund, Umherlauser) vor dem Thore gestanden, hat um Einlaß gebeten. Allerlei lebendiges Gethier hat er bei sich: einen Affen, der possierliche Künste kann, Vögel, die wie ein Mensch reden, Nattern, die dem Mann in den Mund hinein steigen — und lauter so Sachen. Der Herr Lämmlein denkt: das ist einmal Einer für die langen Winterabende! und läßt den Umerlauser in's Schloß bringen. Sie essen und trinken gut und unterhalten sich mit dem ausbündigen (intelligenten) Gezücht. Ein Papagei ist dabei, der schreit: Was Dein ist, ist mein, will ein Spitzbub' sein. — Das gefällt dem Herrn Lämmlein unbändig. Bald setzt der Vogel noch dazu: Wann sie schlafen, sie schlafen, sperr' auf, laß' uns ein. — D'rauf will ihn der Fremde nicht mehr recht reden lassen und verhängt den Käfig mit einem Lappen. — Spät nächtig Zeit wird dem Schwarzkünstler eine Kammer gewiesen. Er bleibt aber nicht d'rin, geht zum Thorwart, erwürgt ihn und läßt die Soldaten in's Schloß. Ist ein lustiger Tanz gewesen, war aber bald aus. Die Knappen sind niedergemacht, der gute Herr Lämmlein wird dort oben auf der Felsnase über's Rad gespannt — eine Predigt für die Leut' — wie der Bischof gesagt hat — wohin das Räuberleben führt. Seither heißen wir den Platz dort oben des guten Herrn Lämmlein's Predigtstuhl."

Mittlerweile waren sie zur Stelle gekommen, wo der Fußsteig im Zickzack den Berg hinanging und oben zwischen den Felstrümmern sich verkroch. Die beiden Waffenträger begannen über das Gestein emporzusteigen. Lidwina stieg nur wenige Schritte mit ihnen hinan, dann blieb sie stehen und hielt sich erschöpft an den Felsen. Die ungewohnten Strapazen der letzten Tage hatten ihre Kräfte aufgezehrt.

„Oho!" riefen die Männer zurück, „wenn Du jetzt schon hin bist, Königssohn, wie wirst das Gebirg überdauern! Vor Mitternacht sind wir nicht drüben."

„Ich kann nicht mehr", hauchte sie.

„Wollen wir ihn tragen?" beriethen die Männer. „Ja, dann müssen wir

ihn oben im Schnee liegen lassen, wenn wir vom Hinterkar eine Gemse mitnehmen wollen."

„Ich danke euch", sagte Lidwina, „ich bleibe hier und wenn ich mich erholt habe, so kehre ich um bis zum nächsten Blockhaus."

„Wird das Vernünftigste sein", meinten die Waffenträger, froh, den kümmerlichen Genossen loszuwerden, „da, sieh'! nimm noch einen Schluck vom Plutzer und den Brotschnitten, und danke Gott, Edelknab', daß wir Dich nicht vertilgt haben."

Unter solchem Gemisch von Gutmüthigkeit und Rohheit verließen sie das Mädchen im Hirtenkleide und stiegen langsam, aber sicheren Schrittes das Gewände hinan. Ihre eisenbeschlagenen Stöcke klangen noch lange im Gestein.

Lidwina wankte thalwärts und am Bache sank sie zusammen.

Lidwina wird von einem Fremden in die alte Burg getragen.

Seidelbast und Baldrian fächelten mit ihren Blättern und Rispen über der ohnmächtigen Jungfrau, deren rechte Hand in's Wasser reichte, als habe sie in dem Augenblicke ihres Zusammenbrechens dieselbe noch ausgestreckt nach Labung.

Die Nebel sanken immer tiefer nieder an den Wänden und das Verstummen der Vögel und Heimchen kündete den nahen Abend, und das Niedertauchen eines Habichts kündete ein Gewitter.

Zur selben Stunde kam aus einer Nebenschlucht ein Mann geschritten, an dessen seltsamer Gestalt unser Blick haften bleibt. Ein talarartiger Mantel aus schwerem braunen Loden bedeckt die schlanke und in ihrem Gange geschmeidige Gestalt vom Halse bis zu den Füßen. Eine graue Mütze, die auf dem tiefschattirten Haupte sitzt, verleiht der sonst fast priesterlichen Gestalt einen cavalierartigen Schwung. Die üppigen schwarzen Locken sind so geschnitten, daß sie sich am Nacken einwärts biegen, anstatt daß sie den Mantel berühren. Das jugendliche Gesicht ist mager und fein und blaß — eine Bläße, welche selbst die Sonnenbräune nicht zu decken vermag. Ein schwarzer Bartflaum umschattet Backen und Mund. Eine edle Christusnase vervollständigt dieses Antlitz; aber die großen Augen sind lange nicht so klar und mild, als jene waren, mit denen der Heiland auf Freund und Feind herabgesehen hat. Ein finsterer Groll liegt in diesen Augen, vor dessen Gluth und Zucken sogar die blassen Lippen zittern.

Er trägt ein langbestieltes Grabscheit und einen Korb mit Pilzen, Erdbeeren und verschiedenen Kräutern. Ein wunderlicher Contrast! Dieser Mann scheint nicht für den Korb, sondern für das Schwert geboren zu sein. — Er blickt in den Bach, wo rasch ein paar Forellen sich unter den Rasen flüchten, und er sieht über den bewachsenen Rasen eine Menschenhand in's Wasser hängen. Er starrt darauf hin, er glaubt fast, es sei ein Blendwerk. Eine weiße, zarte Hand streckt sich aus dem Grase gegen das Wasser.

Fast wie eine Frauenhand, und ohne Ringlein am Finger . . .

Von der ersten Ueberraschung sich ermannend, springt er über das Bachbett und sieht nun den Hirtenjungen im Gekräute liegen. Er richtet ihn empor und merkt, daß er nicht todt ist; er begießt das Gesicht, so weiß wie Wachs, mit Wasser, da kehrt dem Jungen das Bewußtsein zurück. Der Mann legt ihn auf ein Kissen von Moos, blickt ihn an und denkt: Du bist ein schöner Knabe.

Je mehr aber dem Hirtenjungen die Kräfte zurückkehren, bis er nun mit milden Worten für den Freundschaftsdienst dankt, desto unruhiger wird der Mann im Lodenmantel. Und

endlich ruft er dem Knaben zu: „Du bist eine Lüge!“

Der Hirtenknabe faltete stumm die Hände und neigte verneinend das Haupt.

„Du kommst von Leuten“, sagte der Waldmann und seine Stimme war voll und tief wie der Mollton einer Posaune. „Ist es wahr, daß Du in Ohnmacht liegst? Du bist sehr schlecht, oder Du bist sehr elend.“

„Ich bin sehr elend“, hauchte der Knabe, „ich frage nicht, wer? Seid Ihr nur ein Mensch, so werdet Ihr mich nicht verlassen.“

Und wie der schlanke, blasse Mann des Knaben weinendes Auge sah, stieß er einen Laut aus, als wäre in seinem Innern was gesprungen, hastig riß er den Jungen an sich und trug ihn auf den Armen wie ein Kind davon.

Trug ihn einen felsigen Steig hinan gegen die alte Burg, deren Thurmtrümmer nun schon in den Nebel ragten. Aber bevor er noch durch die erste Pforte trat, deren Wölbung jeden Augenblick einzustürzen drohte, deren eisenbeschlagenes Thor entangelt auf dem Boden lag, ließ er seine Last, welche noch in halber Betäubung lag, auf den Sand gleiten. Dann sah er dem Knaben in's Gesicht und sagte die Worte: „Ich kann nicht wissen, was ich mir an Dir in's Haus trage.“

„Ich danke“, hauchte der Knabe, will's versuchen, will weiter.“

„Das kannst Du heute nicht mehr.“

„So gebt mir auf kurze Rast ein Dach, um Gotteswillen.“

„Um Gotteswillen thue ich nichts, mein Kind; um der Menschen willen noch weniger. Was ich thue und was ich lasse, geschieht um meinetwillen. Hier in der Kammer des Thorwart magst Du schlafen. Aus Brot, Beeren und einem Talglicht besteht meine Begastung. Und morgen gehe so früh Du kannst von hinnen und such' mich nicht.“

Nach diesen barschen Worten verließ er den Hirtenknaben — nicht ahnend, daß er ein Weib allein lasse in dem öden Gemäuer des Raubschlosses, daß dieses Weib nun schluchzte und zitterte vor Angst, bis der Schlaf sich erbarmte. —

Höher oben, in den best erhaltenen Theilen des Schlosses, wohnte der schöne, unheimliche Mann. Er saß nun an einem Tische und schrieb. Später starrte er eine lange Weile durch das enge, tiefe Fenster hinaus in die Nacht und in das niedergehende Gewitter. Und als die Blitze schimmerten und die Donner hin und wieder geschleudert wurden von einer Felswand zur anderen, daß es schmetterte, rief der Mann laut aus: „Warum sie das nicht sehen wollen? Warum sie das nicht vernehmen wollen? Warum sie sich davor entsetzen? Es ist so schön! — Wenn sie diese Herrlichkeit nicht ertragen können, so werden sie auch das Angesicht Gottes, das sie doch zu sehen wünschen, nicht ertragen können. — Sie raufen um die Bibel, sie streiten bis auf's Blut um den Glauben und schreien nach Gott; aber so lange sie der Natur nicht in's Auge schauen können, haben sie ein böses Gewissen.“

Dann ging er in der düsteren Stube auf und ab, und wir vernehmen seine Gedanken: — Meine Lüge, die ich unten zu Gaste habe, wird sicherlich auch beben, wenn Gott anklopft am Fenster. Es thut mir in's Herz hinein weh, daß dieser Junge zu den Leuten gehört. — Mich reut das harte Wort; aber es ist ja wahr, um Gotteswillen thut kein Mensch was Gutes oder Schlechtes. Ich fürchte das böse Gewissen. Ist es wohl richtig, Germann, daß einzig dein Gewissen den Knaben unter dieses Dach getragen hat? Beschwören möcht' ich's nicht. Will' sehen, ob er schläft.

Und um Mitternacht war es, als er hinabstieg die schmale Wendeltreppe und mit der Laterne in die einstige Kammer des Thorwarts trat. Fast zitterte sein Fuß, als er über die Schwelle stieg. Warum schlich er so?

Warum lauerte er? Warum klopfte ihm das Herz so mächtig? — wie in Angst. Ist es denn ein Böses, daß er über seinen Gast wacht?

Der Knabe schlief ruhig und hatte seine Hände über die Brust gefaltet. — So liegt der Mensch auf seiner letzten ewigen Rast. — Dieses Schläfers Wangen waren roth und waren warm; diese Lippen, am Bache unten so blaß, waren roth und waren warm. — Der Mann setzte sich auf eine Bank und betrachtete den Ruhenden.

„Nein, Du schönes Menschenbild", sagte er, „eine Lüge bist Du nicht, ein Räthsel bist Du. Ein Räthsel mir und Dir selbst, Du unschuldige Schuld, Du junger Büßer für die alte Sünderin Menschheit. — Schlafe süß und gehe morgen nicht von mir, ohne daß ich Dich noch einmal gesehen habe."

Dann verließ er den Knaben still wie er gekommen, suchte sein Gemach auf und die Blitze schlugen noch lange an sein sinkendes Augenlid. —

Lidwina macht Bekanntschaft mit ihrem Gastherrn.

Als es Morgen ward und der blasse Ruinenbewohner hinaus in das Freie schaute, sah er nichts als grau — als schwebe die alte Burg abgetrennt von der Erde in den Wolken des Himmels. Dem Manne schien in diesem Gedanken wohl zu sein. Doch hörte er aus der Tiefe empor das laute Rauschen der am Fuße des Felsens grabenden Wildwässer. Da fiel ihm sein Gast ein.

Er stieg hinab zum Thor und fand die Kammer leer. Er eilte thalwärts. Der Wind pfiff um die Felskanten und peitschte Nebel und Regen an das Gestein. In der Schlucht, am grollenden, hochwallenden Wildbach stand der Junge in Hirtenkleidern und blickte rathlos in die Wellen, die Erde, Wurzeln und Baumstrünke mit sich fortrissen.

Der jugendliche Ruineneinsiedler trat zu dem Knaben hin und sagte: „Heute kannst Du nicht wandern, die Wege sind alle zerrissen. Komm mit zurück."

Der Knabe folgte zögernd. Als er unterwegs befragt wurde, gestand er, daß er kein Hirt wäre, daß er eines zu Grunde gerichteten Edelmannes Kind sei, sich vor der Empörung flüchte und über das Gebirge nach Tirol zu einem Verwandten wolle. Und bat hernach schüchtern und trotzig zugleich, so lange in der Obhut dieser Burg bleiben zu dürfen, bis die Fortsetzung der Reise möglich wäre.

„Thue, wie Du mußt", antwortete der blasse Mann.

Als Beide wieder hinan gegen das Mauerwerk kamen, sprang plötzlich mit großen Sätzen ein braunes Thier aus dem Nebel heraus und über die klingenden Steine dahin wieder in den Nebel hinein.

„Meine Hirschkuh!" rief der Mann, „Junge, gehe Du allein dort über die Treppe und zur zweiten Thür hinein, ich komme nach." Und eilte in der Richtung des Wildes davon.

Unser Edelknabe fühlte sich wieder neu gekräftigt und entschlossen, Allem, was noch über ihn kommen sollte, gefaßt entgegen zu treten. So ging er nun über die Treppe und durch die angedeutete Thür in ein Gemach, welches wohnlich eingerichtet war und in dessen Kamin ein Feuer gloste. Ein Tisch mit Büchern und Schreibzeug, ein kunstreich geschnitzter Wandschrank, eine Bettstelle mit Pelzwerk, mehrere finstere Bilder an den Wänden und ein Lederfessel waren die Haupteinrichtungsstücke.

Als der Edelknabe hier eine Weile wartete und der Gastherr nicht erschien, fiel es ihm ein, er könne sich die Zeit hier wohl mit jener Kunst vertreiben, die ihn der Vater wider Willen des Burgkaplanes hatte lernen lassen — die Kunst, geschriebene Zeichen zu verstehen und aus solchen jene Gedanken

herauszufinden, die der Schreiber heute oder vor Zeiten irgendwo in der Welt auf das Blatt gelegt hatte. Eine wunderliche Kunst, Worte, Gedanken, weitentfernter Personen sehen zu können. — Und diesem Edelknaben ist es kaum zu verdenken, wenn es ihn zu wissen verlangt, was sein geheimnißvoller Gastherr im Schilde führt.

Er trat zum Tische und las aus einem Blatte folgende Zeilen:

„Wenn die Wetter schlagen
Und die Seuchen toben,
Welch' ein grauses Klagen
An den Himmel droben!
Gott, für solche Armen
Hätt' ich kein Erbarmen.
Hemm'st der Wetter Lauf
Und die bösen Seuchen,
Thürmen sie sich selber auf
In tausend Leichen."

Ein seltsam Lied. Unser Edelknabe hatte bisher noch nichts dergleichen gelesen. — Gewiß, so dachte der Knabe, hat es er geschrieben. Aber so herb, so herzlos! Wohl Mancher hat Ursache, die Bestialität der Menschen zu beklagen; jedoch, dem Himmel zuzureden, daß er kein Erbarmen habe? Nein. —

Nun trat der Mann in die Stube. Sein Gesicht war etwas geröthet.

„Es will nicht gelingen", sagte er. „Ich möchte nämlich von Menschen nicht abhängig sein, auch nicht von einem Einzigen. Es ist bitter, die Milch zu trinken, die mir Hirten liefern. Zweifach gestohlene Milch. Die Hirten haben kein Recht, die Milch von den Heerden ihrer Herren zu verkaufen, und die Herren haben kein Recht, ihnen das zu verbieten. So liegt eine doppelte Schurkerei in meinem Suppentopf; und dreifach wird sie durch mich, der gestohlene Waaren kauft."

Der Edelknabe blickte ihm in das Angesicht und suchte an demselben vergebens die Spuren eines Schurken.

„Da bin ich nun daran, eine Hirschkuh zu zähmen", fuhr der Ruinenbewohner fort, „sie kommt fast jeden Tag zur Burg heran, wo ich ihr Lieblingsfutter bereit halte. Es wäre eine Melkkuh aus ihr zu machen. Aber kaum sie mit dem Fraße fertig ist, lauft sie wieder davon. Kann ihr den Abscheu vor Menschen auch gar nicht verübeln; was weiß sie davon, daß Germann es lieber mit den Thieren, als mit den Menschen hält."

„Ich will Euch nicht lange zur Last fallen", sagte der Edelknabe.

„Nun ist die Hirschkuh", fuhr Germann, wie er sich selbst genannt, fort, „heute Nacht, da sie wahrscheinlich ihren Leckerbissen holen wollte, vom Hochwasser überrascht und an meinem Berge eingeschlossen worden. Ich dachte, nun würde sie sich begeben, aber lieber als sich von mir saugen lassen, springt sie in's Wasser. Und so müssen wir — mein lieber Knabe — fort immer wieder zum dreifach verschurkten Suppentopf langen."

Hierauf bereitete er das Frühstück.

Der flüchtige Edelknabe aß und er sah ihm zu. Hernach führte der wunderliche Burgherr seinen Gast in ein Nebengemach und sagte: „Da magst Du sein, so lange es Dir gefällt. Die Fenster, wie Du siehst, haben Glas, ergötze Dich in dem Anschauen der Natur."

„An Nebel und Regen?" fragte der Knabe.

„Ei so!" lachte Germann, „ihr Leute habt keine Gedanken und könnt daher keine in die Natur legen. Nun warte, mein Weltkind, — wie heißest Du doch."

„Lidwin."

„Also, Lidwinus, ich bringe Dir die Bibel."

Lidwina war allein. Sie blätterte in dem Buche und konnte nicht lesen; sie starrte in den Tag hinaus — der war so grau und ungewiß, wie ihr Geschick. Plötzlich knickte sie zusammen und begann bitterlich zu schluchzen. —

In dieser Einsamkeit, nicht mehr erregt von Furcht vor den Feinden, vor Sorge, ihnen zu entkommen, nicht

mehr zerstreut vor körperlicher Anstrengung und Erschöpfung, kam ihr das grenzenlose Unglück zum Bewußtsein. Die Stätte ihrer Wiege und ihrer Jugend sah sie in Trümmern liegen; ihren Vater wußte sie getödtet oder in der Gewalt des wüthenden Pöbels eines gräßlichen Todes harrend. Und ihr eigenes Los? Heute schützt sie noch die Kleidung Jener, welche zu fürchten sie vor Allem Ursache hat. Diesem Gastherrn selbst darf nur der Knabe trauen. Und was morgen? Wie sollten ihre zarten Glieder den Weg über das wüste Gebirge und bis in's ferne Tirol machen können? Und wie soll sie dort um Schutz flehen vor einem fast fremden Verwandten, vor jenem Manne, mit dem ihr Vater jahrelang in Fehde gelegen, vor dem sie sich ängstigte, je näher sie ihm kam.

Sie weinte und weinte über das unabsehbare Unglück, das auf sie, die Schuldlose, herniedergebrochen war.

Schuldlos! — Dieser Gedanke richtete sie wieder auf. — Der Edelknabe trocknete die Thränen, ging in das Gemach seines Gastherrn und bat, daß er ihm eine Beschäftigung gebe.

„Du hast geweint, Junge!" sagte Germann und strich dem Knaben die feuchten, seit gestern kurz geschnittenen Locken aus der Stirne. „Ich glaube es Dir wohl, das Verlieren ist hart — zumal in so jungen Jahren."

Der Knabe hatte einen dankbaren Blick für das gütige Wort. Noch einmal brachen seine Thränen los, aber nun waren es jene, süßer Wehmuth, die der Trost eines Theilnehmenden erweckt. Tagelang hatte dieses Herz vermocht, sich zurückzudämmen, nun quoll es aus.

„So bist Du auch einer jener Unschuldigen, an welchen die göttliche Gerechtigkeit die Sünden der Schuldigen straft", sagte Germann. „Ich beklage die Zeit, der Du zum Opfer fielest. Ich verdamme die Empörung des Pöbels, aber sie mußte kommen. Sie mußte so gewiß kommen, als der Blüthe dieses Hagenstrauches in kurzer Zeit die stechende Frucht folgen wird. Wir sind die Herren gewesen, trugen den Adel im Wappen, aber nicht in der Gesinnung. Das Volk war unser Zugvieh; das hat gegraben, wir haben die Frucht geheimst; das hat gedarbt, wir haben geschwelgt. Unsere Habgier, unser Haß, unsere Rache haben Kriege gemacht, des Volkes Faust hat sie geschlagen, des Volkes Blut hat sie gedämpft. Die Störrischen haben wir in Zwingburgen geworfen, die sie selbst gebaut; die Weiber haben wir ihnen vom Brautlager entführt."

„Wer seid Ihr denn, daß Ihr Euch mitzählt?"

„Ein Edelmann. Aber höre und gehe hin und frage unter den Aufständigen welchen Du willst, Jeder kann Dir an seinem Leibe die Spuren weisen von dem Adel seines Herrn. — Ein Wunder nur, daß solches, so heute geschieht, nicht schon vor hundert Jahren geschehen ist. Die Sehnen des Pöbels waren schlagfertig, freilich, ihr Geist war es nicht. Den hat man mit Weihrauch betäubt. Der Ritter mit dem Stock, der Pfaff mit der Hölle, hat sie gegärbt, die Haut, die der gemeine Mann zu Markte getragen; den Teufel haben sie hineingepredigt seit hundert und hundert Jahren; was Wunder, wenn er jetzt herausschaut! Luther hat ihn heraufbeschworen."

„Sind es nicht Katholiken?" warf der Edelknabe ein.

„Wo es an die Haut oder auch nur an den Beutel geht, mein junger Mann, da macht derlei Unterschied nichts aus. Wenn sie jählings hören: Sklaven, wehrt euch, macht euch frei, stützt euch auf das uralte Menschenrecht, das in der Bibel steht. Die Bibel ist größer, denn alle Satzungen der Könige und Päpste, die Bibel wird euch aus Lastthieren wieder zu Herren machen. — Wenn sie das hören: jeder Heidenknecht schwört zur Bibel. Aus

Religion? Luther rüttelte an ihr, der Pöbel stürzte sie. — Hast Du, mein Junge, das Dröhnen gehört heute Morgens im Gebirge? Der Flügelschlag eines übermüthigen Vögleins auf der Höhe mag das Schneekrümchen bewegt haben. Es rollte weiter und ballte sich und wuchs in den Hängen zur Lawine an, die Wald und Felsen mit sich fortriß in den Abgrund. — Gestern lag der Schnee noch todt und starr; aber schon lange lauerten in ihm die Kräfte auf den ersten Anstoß, um loszubrechen. Der Vogel wird erschrocken davon geflogen sein, und Luther schaut nun mit Grauen zu, dem gräßlichen Toben, das er angerichtet hat. Jetzt will er die Bestie rasch wieder beschwören, aber die hat nicht Zeit für seinen Hokuspokus, den er ja selber einst verworfen hat. Er schleudert eine Schrift in die Welt. Da, lies die blutrothen Buchstaben: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern." Alle Herren und Fürsten werden aufgefordert, die Empörer zu vertilgen. Verstehe: nicht zu züchtigen, sondern zu vertilgen. Nun wirst Du sehen, was geschieht. Heute geht's an die Burgen und Herren, morgen an die Dörfer und Bauern. Ist das Land und Volk erstickt in Schutt und Blut, dann wird Friede sein. — So, mein Knabe, steht's mit dem lieben Menschengeschlecht."

„Es ist zum Erbarmen."

„Zum Erbarmen? Wer? Zum Verfluchen! Mir graut vor meinem Stamm. O, gäbe es noch eine tiefere Wildniß als diese."

„Das ist doch nicht ganz recht von Euch gedacht", sagte der Edelknabe, „ein Mann wie ihr, der es weiß, wie es sein müßte, sollte wohl helfen."

„Was, den Menschen? Was soll ich ihnen? was sie mir? Merk es Dir:

Wenn Du den Leuten Uebles thust,
So hängen sie Dich
Ihnen im Großen Gutes thust,
So kreuzigen sie Dich;
Und wenn Du Beides gar nicht thust,
— Verdrießen sie Dich."

Germann schritt rasch und finster durch die Stube.

„Wäre ich gewandt und kräftig wie Ihr" — sagte der Edelknabe.

„Was würdest Du?"

„Nicht in diesem Winkel sitzen."

Germann blieb vor dem Knaben stehen und legte die Hände über die Brust. Anfangs Spott auf seinem Gesichte, dann ein ernster, fast wohlgefälliger Zug.

„Weißt Du denn, daß es mir heiß in den Gliedern brennt?" versetzte er, „Merkst Du denn, daß mich diese Ruhe, in die ich mich begeben habe, ruhelos macht ganz und gar? Wie Du dahier in den Papieren sehen könntest, meinen Geist suche ich zu beschäftigen. Meine Thatenlust verströmt auf Papier und ich erschrecke, wenn ich sehe: sie liegt todt vor meinen Augen, während diese meine Arme zucken, große Werke zu vollbringen. — Dein helles Auge blickt mich begeistert an; in Dir lodert des Knaben kühner Uebermuth und die Gier zur Vergeltung. Du hast noch nicht darüber nachgedacht, daß es ein Sittengesetz gibt, ein ewiges, unwandelbares, nachdem die Handlungen der Menschen sich regeln sollen."

„Kann wohl jeder Mensch nach Sittengesetzen leben?"

„Er kann es — wenn er kein Thier ist. Eine Ader vom Thier pulsirt in Jedem von uns, in ihr rinnen die süßesten Blutstropfen unseres Lebens, alle Sinne, durch welche wir Freuden der Welt aufnehmen, gehören dem Thiere zu. Aber wir sind uns des Kampfes mit dem Thierischen bewußt; wir streben der Leidenschaft Herr zu werden; wir handeln nicht, wie es der Moment, der Vortheil, die Begierde, das Leid verlangt; wir fragen das ewige Gesetz, ob das, was wir thun wollen, dem Bestehen und Gedeihen des Ganzen nicht widerstrebt. — Du kannst sagen, die Ordnung muß mit Feuer und Schwert wieder hergestellt werden. Es wird auch so sein müssen. Aber nach meinem Gesetze

ſind Feuer und Schwert hölliſche Mittel, und ich reiche meine Hand dazu nimmer und nimmer. — Es wird eine Zeit kommen, in der man ihnen mit redlicher Arbeit wird nützen können; eine Zeit, in der geiſtige Thaten ihnen dienlicher ſein werden, als heute die Fauſt — dann werde ich meinen Mann ſtellen. So lange es ſchlagen und ſchlachten heißt, ſo lange bleibe ich ihnen fern; und wird es nimmer beſſer auf Erden, ſo wünſche ich nimmer zu den Menſchen zurückzukehren. — Doch, was ſoll das Dir? Du biſt für's Lärmen und Morden, ich ſehe Dir's an. Du wirſt von mir gehen, ſobald der Weg ſich wieder aufthut und ich werde allein ſein. Jetzt willſt Du Arbeit. Kannſt Du flechten?"

„Für das Brennen und Morden bin ich nicht", entgegnete der Edelknabe lebhaft. „Dieſe Eure Grundſätze gefallen mir. Wäre ich ein Mann, vielleicht!"

Germann blickte wohlgefällig auf Lidwin und ſagte: „Ich meine, Dir fehlt zum Manne nur noch der Bart. Möge die Prüfung, die in Deinen ſchönſten Tagen über Dich gekommen iſt, Dir den Glauben an das Höchſte nicht trüben! — Und nun komm, wir ſuchen Arbeit."

Lidwina naht ſich dem Herzen Germann's.

Lidwin mußte nun tagelang bei Germann in der alten Burg verbleiben, denn er konnte nicht fort. Anfangs war es das böſe Wetter und das Hochwaſſer, was ihn zurückhielt, — ſpäter war es Germann.

Germann mißrieth dem zarten hilfloſen Jungen die Reiſe über das Gebirge, durch das unſichere Land; er forderte ihn auf, zu bleiben.

Wie lange? Das wußte Lidwin nicht, aber er blieb. Was ihn ſo ſehr von hinnen trieb und was ihn ſo ſehr zurückhielt — er wußte es kaum, doch er blieb. Lidwin wußte aber, was Germann nicht wußte, daß fern von den Leuten und ihren Satzungen ein Mann und ein Weib in dieſer Ruine wohnten.

Germann wollte dem Gaſte in ſeiner Nähe ein Zimmer einrichten, aber Lidwin blieb entſchieden bei ſeiner Thorwartkammer, die nun, da er ſich zur Noth eingeheimt hatte, zur Noth auch wohnlich war. Germann zog den aufblühenden Jüngling immer freundſchaftlicher an ſich, es that ihm wohl, zu ſehen, daß ſeine Gedanken, die er ſonſt nur auf das graue Blatt zu bahren gewohnt war, hier ſichtbar in dem jungen Herzen wirkten.

„Ich hätte nicht gedacht", ſagte er einmal, „daß ich noch ſo anmuthig mit meinesgleichen verbunden ſein könnte. Du wirſt doch bald von mir müſſen, Lidwin, ſonſt gewöhne ich mich an einen Geſellſchafter, und das wäre — das wäre ein Unglück", fügte er leiſe bei.

„Warum?" fragte Lidwin eben ſo leiſe.

„Weil Du mich doch verlaſſen würdeſt und weil ich dann etwa elend wäre. — Könnteſt Du es empfinden, wie ich es empfinde, daß ich Dich lieb habe, Lidwin", fuhr er lebhaft fort, „ſo wäre es ja nicht undenkbar, daß Du bei mir bliebeſt. Das heiße Blut wird Dich fortreißen. Wenn ich Dich insgeheim betrachte, Knab', wie Du träumeriſch aus Deinen Augen ſchaueſt, ſo ſteigt mir der Verdacht auf, Du dächteſt an die Weiber."

„Und meinſt Du, daß ich ſonſt nicht Urſache hätte, träumeriſch zu ſein? — Da mein Schickſal doch wie ein böſer Traum iſt."

„Ein ſolcher Traum gibt ſich anders, Junge. — Ich kann es nehmen, wie der will', aus Deinen Augen werde ich nicht klug. Es liegt was Verteufeltes drin."

Daß derlei Aeußerungen Lidwin's innere Ruhe nicht beſtärkten, iſt uns glaublich. Der Edelknabe hätte gerne von dem Vorleben und den Verhält-

niſſen ſeines Gaſtherrn etwas erfahren. Bat er jedoch Germann, daß ſich dieſer mittheile, ſo erlangte Germann eben Gelegenheit und Recht, auch in Lidwin's Geſchichte einzudringen. Dann aber mußte dieſer Lidwin neue Unwahrheiten ſpinnen und neue Unredlichkeiten begehen vor ſolchem Manne, vor dem ſie innerlich in ſüßem Schauer zu beben begann.

Da begab es ſich auf eine unerwartete Weiſe, daß Lidwin's Wißbegier geſtillt wurde.

An einem nebeltrüben Nachmittage wieder ſaßen ſie beiſammen. Da ſchlug Germann, ſeinen Arm um des Edelknaben Hals, und ſprach: „Nun, mein lieber Lidwin, ſei einmal recht aufrichtig. Recht klar, wie Dein Auge iſt, recht warm, wie dieſe Deine Hand iſt. Und ſage mir, wie ſo Du mich kennſt und meinen Namen weißt?“

Der Knabe blickte erſtaunt auf: „Wie ſoll ich Deinen Namen nicht wiſſen, Germann!“

„Germann, der muß Dir freilich bekannt ſein, weil ich mich Dir ſo genannt habe. Du kennſt aber auch meinen Geſchlechtsnamen, den ich Dir niemals geſagt habe. Du haſt den Namen meiner Väter im Schlafe gerufen.“

Lidwin ſah wortlos in ſein Angeſicht.

„Vor zwei Nächten war es“, fuhr er fort. „Ich ging noch ſpät hinab, das Thor zu verwahren. Als ich an Deiner Kammer vorbeiging, hörte ich Dich ſprechen. In der Meinung, es ginge mich an, trat ich ein und fand Dich im Schlummer. Auf Dein Angeſicht ſchien der Mond. Du liſpelteſt, Du nannteſt mehrmals den Namen Krimburg.“

„Dieſen Namen habe ich geſprochen?“ verſetzte der Edelknabe, „das mag wohl ſein. Auf meiner Flucht kam ich an einer brennenden Burg vorbei; man ſagte, es wäre die Krimburg. Bauern hätten ſie erſtürmt; der alte Krimburger mit ſeinen weißen Haaren, der hätte ſich gewehrt wie ein Löwe, bis ihn der Hauſe entwaffnete und gefangen nahm. In Altenziel ſoll er eingekerkert ſein — vielleicht ſchon hingerichtet. Mir kommt dieſer Jammer nicht aus dem Sinn . . .“

Leuchtenden Auges hatte Germann dieſen Worten gelauſcht. Und hierauf rief er: „Das iſt ja herrlich, Lidwinus, was Du mir von den Krimburgern erzählſt! — Das Unrecht, welches ich leiden muß, welches mich aus dem Verbande der Menſchen geſtoßen hat, welches meinen Glauben an Gott und die Welt zu Grunde richten will — es kam von den Krimburgern. — Ich ſelbſt bin ein Krimburger und das iſt mein Unglück.“

Lidwin ſchloß die Seele tiefer ein und bat, daß er erzähle.

(Weiteres im nächſten Hefte.)

Heinrich Martin's denkwürdige Nacht.

Von Alfred Meißner.

Die Maler waren vergnügt beisammen geseſſen. Heinrich Martin, der vor wenig Tagen ſein großes Gemälde: „Die Korallen-Fiſcher von Alghero“ vollendet und an den Erſteher abgeſchickt hatte, bewirthete die beiden Freunde, mit denen ihn der Zufall in Perugia zuſammen geführt, in der Taverne, in der ſie ihr Quartier genommen hatten. Man war ſchon bei der ſechſten Flaſche alten, ſtarken Montepulciano's angelangt.

„Ja, Martin iſcht ein Glücksvogel“, wandte ſich der alte Landſchafter Kranzler im breiten Schweizer-Deutſch an ſeinen Nachbar, den kleinen Berliner Gilbert, indem er, wie ſeine Art war, die breiten glänzenden Zähne zuſammenbiß und mit der Hand in ſeinen grauen Einſiedlerbart griff, als ob dieſer ein Theaterbart wäre, den er abzureißen und unter den Tiſch zu werfen gedenke. „Ein impertinenter Glücksvogel iſcht er. Die Stoffe kommen ihm nur ſo zugeflogen, die Farben laufen ihm nur ſo von ſelbſt unter dem Pinſel zuſammen und hat er ein Bild fertig, wie geht es ihm damit? Zuerſt betrachtet er wohlgefällig und vergnüglich das Ganze, die Erde und den Himmel, das feſte Land und das Waſſer, die Bäume, Thiere und Menſchlein, das grüne Kraut und junge Gras, und ſieht alles an, was er gemacht und ſpricht wie Gott: ſiehe, es iſt ſehr gut! Dabei ſchmunzelt er, wie Sie ihn jetzt ſchmunzeln ſehen! Er erwartet nun das Beſte, es kömmt aber jedesmal noch beſſer als er denkt! Da malt er z. B. vor einem halben Jahre in Rom ſeine „Orangenweiber von Catania“ und läßt ſie bei Alagni vor's Fenſter ſtellen. Nun, das haben wir Alle gethan und keinen ſonderlichen Erfolg davon geſehen. Wie geht es aber bei ihm zu, dem ausbündigen Glückskind? Eben, da der Commis das Bild an's Fenſter bringt, kömmt auch ſchon Tim Trim, der Wochenplauderer, daher. Das iſt ein Menſch, die Unruhe ſelbſt, immer in Eile, nicht feſtzuhalten, nicht einzufangen. Diesmal aber hat er ſich mit einem Freunde ein Rendezvous vor Alagni's Laden gegeben und muß ſich nun — nolens volens das Bild eine volle halbe Stunde lang von allen Seiten anſehen. Was iſt die Folge davon? Eine ausführliche Plauderei in der Sonntagsnummer des Pungolo. Und kaum iſt der Artikel heraus, da läuft ſchon ein großer Herr, hoher Beamter und reicher Mann nebenbei, zu Alagni. Die Orangenweiber intereſſiren ihn, denn — er iſt aus Catania gebürtig. Ungeheuere Rührung! Nun will aber der Zufall, daß Martin im Hintergrunde ſeiner Obſtweiber das Vaterhaus des alten Herrn ganz natürlich und erkennbar abconterfeit hat. Natürlich kauft der Mann das Bild und läßt den Maler rufen. Und nun meinen Sie wohl, mein lieber Herr Gilbert, es ſei des Glückes genug? O nein! So ruhig und proſaiſch läuft das bei einem Manne wie unſerem verehrten Heinrich Martin nicht ab! Herr Vittori entdeckt jetzt im Geſicht unſeres jungen Freundes eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ſeinem unlängſt verſtorbenen Sohne. Er ſchließt ihn an das Herz. Große Theaterſcene. Haben Sie Acht, er macht unſeren Freund vielleicht noch

gar zu seinem Erben! Nun, das nenne ich doch ein unverschämtes Glück — eine Reihe von Zufällen, bei denen unsereinem der Verstand ausgeht?" —

„Ja, das ist schon Göttergunst zu nennen", fiel Gilbert kichernd in's Wort, „Heinrich Martin ist der moderne Polykrates . . ."

Und will er sich vor Leid bewahren,
So fleh' er zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück ihm Schmerz verleih'n,
Noch Keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n."

Man lachte. Kranzler hatte in der That nur auf wirkliche Vorfälle, die sich jüngst ereignet hatten, angespielt. Aber Heinrich Martin warf den Kopf zurück und sagte gutmüthig:

„Laßt es des Scherzes genug sein. Kenntet Ihr mein Leben, wüßtet Ihr, wie es mir sauer gemacht wurde, etwas zu lernen, zu etwas zu kommen, Ihr würdet mit dem Worte Glücksvogel zurückhaltender sein. Allerdings verketten sich die Zufälle manchmal eigens: es ist, als ob lustige Gnomen, der eine durch den anderen herangelockt, uns mit Früchten bewürfen — laßt es gut sein! Laßt gut sein. Es kommen zu bald nur wieder Zeiten, wo die schadenfrohen Gnomen heran springen, Zeiten, da nichts vorwärts will, wo alles um uns her wie erstarrt dasteht, und wieder Zeiten, wo ein Leid um das andere nach uns zielt. Hab's erfahren, hab's erfahren!"

Als sich die Freunde nun trennten — es mochte nach elf Uhr sein — ging Martin, der letzte, an der Küche vorbei und trommelte an der Scheibe, dem Koch, der halbschlummernd, die weiße Mütze auf dem Kopfe, in einer Ecke saß, zu bedeuten, daß er hinausgelassen werden wolle. Dieser raffte sich gähnend empor, trat an Martin heran und sagte: „Ich will Sie durch die Hinterthüre hinauslassen, Signor! Ich denke, es ist besser so. Den ganzen Abend hindurch hat man zwei Kerle von verdächtigem Aussehen in der vorderen Gasse herumlungern sehen. Man hat zwar in der letzten Zeit wenig von derlei gehört — indessen, Vorsicht schadet nie und besser ist besser. Bisogna esser cauto!"

Damit öffnete er die Thüre und Martin ging. Einen Augenblick dachte er daran, wieder umzukehren und sich Jemanden als Begleiter mitgeben zu lassen; aber bescheiden, wie er war und furchtloser Natur dabei, unterdrückte er den Gedanken und schritt die enge dunkle Gasse hinab.

„Zwei verdächtig aussehende Kerle" — dachte er bei sich. „War's mir doch, als ich Abends in des Geldwechslers Laden stand und mir die große Banknote wechseln ließ, als ob zwei Galgengesichter zum Fenster hereinsähen und mich beobachteten! Sollten mir die Strolche nachgegangen sein? Ich hatte es mir doch in Italien zum Grundsatz gemacht, nie Abends Geld wechseln zu lassen und es immer direct nach Hause zu tragen . . . Wie war ich nur diesmal so unvorsichtig? Ich wollte, ich wäre schon daheim bei den Tre pellegrini!"

Er beschleunigte seine Schritte.

Die Gasse war dunkel; von modernem Gaslicht oder auch nur von Lampenbeleuchtung keine Spur. Es war, als seien alle Fenster vermauert, nirgends blinkte auch nur das kleinste Lichtlein. Alles war still, kein Wagen rollte mehr, keine Seele war weit und breit zu sehen oder zu hören.

Er ging und ging und mußte sich schließlich sagen, daß er eine falsche Richtung eingeschlagen. Er kam in's Freie und sah, daß er auf einem Hügelrücken stand, zu dem aus der Tiefe die flachen Dächer emporragten. Den ganzen Himmel überzog ein dunkler, eisengrauer Flor, aus dem von Zeit zu Zeit ein Wetterleuchten hervorzüngelte. Er erkannte bei diesem Schein die Gegend gegen Assisi.

Wieder wendete er sich einer schmalen Gasse zu, die in die Tiefe führte. Hier stand ein schwarzer Palazzo neben dem andern, hier mußten vornehme Adelsfamilien wohnen.

Plötzlich hörte er rauhe heisere Stimmen, zwei Menschen schlichen durch ein Seitengäßlein, das sich unfern öffnete, heran. Heinrich Martin erwartete von ihnen nichts Gutes und ging ein paar Schritte zurück. Sollte das nicht das unheimliche Paar sein, das ihm vor der Taverne aufgelauert hatte? Es hatte den Anschein. Und Martin trug nicht einmal einen Stock bei sich. Ein kleines Messer, mit welchem er seine Bleistifte zu spitzen pflegte, war die einzige Waffe, die er bei sich führte, und wahrlich eine ungenügende. Ein Versteck, in welchem er sich den Blicken der beiden Herankommenden entziehen könne, war nicht zu entdecken. So wich er, sich fortwährend vorsichtig umschauend, Schritt für Schritt zurück, bis er in den tiefschwarzen Schatten kam, den ein weitvorragender Balkon auf's Pflaster warf.

Wie er so völlig rathlos, zögernd dastand und sich sagte, daß, wenn er zu laufen begänne, dies ein Signal zu seiner Verfolgung sein werde, falls diese Leute die gefährlichen Zwei seien — während er sich so mit sich selbst berieth, stieß der Maler an einen Gegenstand, der im Schatten, seitwärts vom Balkone niederhing und ihn gerade an's Schienbein schlug. Es war — eine Strickleiter. Er prüfte sie, sie hing fest. Wer sich in solcher Lage wie Martin befindet, überlegt nicht lange. Auf dem Balkon bin ich sicher und geborgen! fuhr es blitzschnell durch seinen Kopf und oben war er in einem Nu, den Schutz preisend, den der alte, hart und abstoßend aussehende Palazzo ihm so unerwartet gewährte.

Mit einem Satz war er über der Balustrade.

Instinctiv wollte er nun die Strickleiter, die ja auch von den Anderen bemerkt werden konnte, nach sich ziehen. Aber er war mit dem Mechanismus derselben unbekannt, seine Absicht schlug fehl. Halb auf dem Weg in die Höhe, hackte das Ding sich aus und fiel herunter.

Das war Martin höchst unangenehm, aber was auf der Straße vorging, ließ ihm keine Zeit, darüber nachzudenken. Die Strolche standen gerade unter dem Balkone.

„Was war das für ein Geräusch?" fragte einer den andern mit gedämpfter Stimme, offenbar beunruhigt.

„Ratten, Du Narr", sagte der andere. Zu ganzen Rudeln kommen sie aus den Kellerlöchern solcher alten Häuser und galopiren davon, wenn Jemand herankommt."

„Du magst Recht haben. Es werden Ratten gewesen sein . . . Aber wo ist der, den wir erwarten?"

„Der ist uns entwischt. Kein Zweifel daran", war die Antwort. „Oder— hat es vorgezogen, in der Trattoria zu übernachten. - Morgen gibt's kein Frühstück, Girolamo. Mißlungen!"

Die Gesellen trollten sich davon.

Jetzt erst, da er aus einer Gefahr befreit war, kam Heinrich Martin dazu, an die andere Gefahr zu denken, in die er dadurch gerathen war, daß er sich zur Nachtzeit auf dem Balkon eines fremden Hauses befand. Man konnte ihn für einen Einbrecher halten, vielleicht waren schon Einbrecher oben, und er konnte für einen derselben angesehen werden. Doch nein! Die Strickleiter deutete mit weit größerer Wahrscheinlichkeit auf ein geheimes verbrecherisches Stelldichein . . . Unstreitig war der Liebhaber schon bei seiner Geliebten und hatte die Leiter wegzunehmen vergessen. Wenn ihm nun Gatte oder Vater in den Weg träten? Wenn der Liebhaber ihn zur Verantwortung wegen Verlust der Leiter zöge? Eines oder das andere konnte geschehen, vor allem andern aber: er konnte für einen Dieb gehalten werden . . .

Die Lage war wirklich fatal und schwierig über die Maßen.

Auf dem Balkon konnte Heinrich Martin nicht bleiben. Er schlüpfte somit zwischen die beiden geöffneten Flügel der Balkonthüre und stand bald in einem engen, aber anscheinend sehr langen Gelaß, einer Art von Corridor. Das ohnehin schwache Licht, das der immer mehr sich mit Wolken bedeckende Himmel herabschickte, wurde in diesem Raume zur dunklen und immer dunkleren Nacht.

Heinrich Martin gedachte durch diesen Corridor die Haupttreppe des Hauses zu erreichen und schritt sachte vorwärts. Vielleicht konnte er die Haupttreppe herabsteigen, die mit Schlüssel oder Riegel verschlossene Hausthüre öffnen und so entkommen, ohne daß ihm Jemand im Hause zu Gesicht gekommen. Das wäre dann der beste Ausgang dieser fatalen Geschichte gewesen. . . .

Er tappte vorwärts, aber die vollständige Finsterniß, die ihn umgab, begann ihn zu ängstigen. Es roch so modrig. Alles war still. Aber nein — es schien ihm nicht ganz still zu sein. Es war, als ob mehrere Personen in seiner Nähe athmeten, ganz leise, um sich nicht zu verrathen. Es durchschauerte ihn. Es war ihm plötzlich zu Muthe, als ob diese Personen, wie Igel zusammengekauert, rechts und links von ihm auf dem Boden lägen — oder, wie wenn die Steine des Gemäuers athmeten. Athmende Steine — das ist etwas höchst Unheimliches. Es durchschauerte ihn, es war, als ob es an sein Leben ginge.

„Wie entkomme ich aus diesem Hause?" fragte er sich. „Thorheit, zu meinen, daß ich das Thor von innen werde öffnen können! Wäre es zu öffnen — warum wäre dann die Strickleiter dageweſen?"

So sprach Martin und sann nach, was er zu thun habe. Da war ihm, als sähe er aus mäßiger Höhe einen Lichtschimmer, der aus dem Schlüsselloch einer Thür hervorging, fein, wie der Senkfaden einer Spinne.

Seit er von der Vorstellung gefoltert war, es sei etwas Lebendes in der Nähe, das sich vor ihm verberge, schlug sein Herz fieberhaft. Nichts war natürlicher, als der Wunsch, sich aus dieser Lage zu befreien, selbst auf die Gefahr hin, einem Feind zu begegnen. Wenigstens würde er nicht mehr im Finstern Phantome sehen.

Er schritt mit vorgestreckten Armen vorwärts, bis sein Fuß an eine Treppenstufe schlug. Nun begann er emporzusteigen. Eine Stufe und noch eine — sie schienen unter seinen Sohlen zu weichen. Endlich war er oben, auf einem breiten Treppenabsatz.

Der feine Lichtfaden, der aus dem Schlüsselloch ging, war stärker geworden.

Er klopfte leise, ein Entra! scholl ihm entgegen; er öffnete die Thür und befand sich in einem hohen, mäßig großen Gemache. Die geschwärzten Wände waren von hohen Bogenfenstern durchbrochen, die mit schweren Laden geschlossen waren. Uralte, schwarze, kaum mehr in ihren Umrissen erkennbare Bilder hingen in Rahmen von verblaßter Vergoldung zwischen den Bogenfenstern und reichten beinahe an den Boden. Es war eine alte, vornehme, aber ganz verblichene und herabgekommene Pracht.

Im Hintergrunde des Gemaches, an einem Tischlein, auf dem ein schwerer, vierarmiger Leuchter stand, aber den Raum mit seinen Kerzen nur schwach erhellte, saß ein alter Mann in einem Pelzrock. Er hatte sich offenbar die Zeit damit vertrieben, daß er sich eine Patience legte, die welke, gelbe Hand zog noch gedankenlos Karte von Karte ab.

Der Mann im Pelzrock mochte den Siebzigen nahe sein. Sein graues, volles Haar war kurz geschoren, er war bartlos nach Art alter Herren. Das gelbe Gesicht stach scharf von der weißen Cravatte ab. Der Ausdruck

ſeines Geſichtes war unheimlich; lauernde Liſt und eine wilde Schadenfreude waren darin zu leſen.

Martin war, als er den alten Herrn erblickte, einen Moment auf der Schwelle ſtillgeſtanden.

„Nur vorwärts, junger Mann“, ſagte der alte Herr und maß den Eingetretenen vom Kopf bis zum Fuß mit ſeinen Falkenaugen. „Vorwärts, vorwärts. Es freut mich, daß Sie unſerer Einladung gefolgt ſind. Aber Sie haben mich ziemlich lange warten laſſen.“

Er hatte ſich nicht erhoben, begleitete aber ſeine Worte mit einer höflichen Verneigung des Kopfes.

Martin fühlte ſich durch das Weſen des alten Herrn im höchſten Grade abgeſtoßen, angewidert.

„Ich muß annehmen“, ſagte er, „daß Sie ſich in meiner Perſon irren. Ich kann unmöglicherweiſe der ſein, den ſie erwartet haben. Nichts in der Welt konnte mir ferner liegen, als Sie um dieſe Zeit mit meiner Gegenwart“ —

„Zu erfreuen“, ergänzte der Alte höchſt unerwartet und kicherte dabei höhniſch. „Nun, nun, mich oder Jemand anderen! Nun ſind Sie hier. Treten Sie näher. Wir wollen die kleine Angelegenheit, die wir miteinander haben, raſch ordnen.“

Martin ſah, daß die Sache, ſtatt ſich zu klären, ſich nur noch mehr verwickle, und erwiderte: „Sie beſtehen auf einem Irrthum, mein Herr, und verwechſeln mich mit einem Andern. Ich heiße Heinrich Martin, bin ein deutſcher Maler und wenn ich in dieſer ungewöhnlichen Stunde vor Ihnen ſtehe — ſo iſt eine ſeltſame Combination von Umſtänden daran Schuld.“

„Ja wohl! Heinrich Martin! Ein deutſcher Maler!“ antwortete der alte Herr im Tone des Hohnes. „Das wiſſen wir beſſer!“

Martin war nun ganz überzeugt, es mit einem Geiſtesgeſtörten zu thun zu haben.

„Herr“, ſagte er feſten Tones, „Sie weigern ſich, meine Entſchuldigung über dieſe nächtliche Störung annehmen zu wollen. Ich bitte, mir Ihre Hausthüre öffnen zu laſſen. Ich gehe.“

„Wagen Sie ſich nicht von der Stelle!“ rief der Alte emporſpringend. „Keinen Schritt! Meine Leute ſind nahe!“

„Ich bin doch nicht Ihr Gefangener?“

„Wie Sie es nehmen wollen.“

Martin blieb ſtehen, äußerlich ruhig, innerlich vor Wuth kochend. Er ſah jetzt mit einemmale, daß er keinen Wahnſinnigen, wohl aber einen Mann mit böſen Abſichten vor ſich habe. Eine böſe Ahnung befiel ihn — was wollte man von ihm?

Während er noch darüber nachdachte, ging die Thür auf, ein hochgewachſener Mann trat ein. Die ſchwarze Soutane, die ſchwarzen Strümpfe und Schnallenſchuhe, das weiße Colar gaben ihn als einen Geiſtlichen zu erkennen. Auf ſeinem breiten Geſichte lag ſtumpfe Apathie.

„Nun?“ wandte ſich der Alte an ihn.

„Sie iſt jetzt etwas gefaßter“, war die Antwort.

„Das höre ich gerne.“

„Aber dieſe Lage“ —

„Mag für ein junges Mädchen allerdings ſchrecklich ſein, doch daran hätte ſie zuvor denken ſollen. Sie ſoll ungeſäumt kommen, wir erwarten ſie mit Ungeduld.“

Nun würde Martin doch endlich wiſſen, woran er war.

Unmittelbar darauf ging die Thüre, durch welche der Abbate verſchwunden war, wieder auf und ein hochgewachſenes Mädchen von etwa achtzehn Jahren trat ein, langſam, ſehr langſam. Ihre Geſtalt zeigte ſich voll, faſt üppig. Sie trug ein blaßgrünes Seidenkleid und einen weißen Schleier in den Haaren. Ihr Geſicht war zu Boden geſchlagen, vom Schleier faſt

Digitized by Google

umhüllt, doch Martin ſah ein Profil in den edelſten Linien gezogen.

„Blanca“, ſagte der Alte, „Dein Freund iſt pünktlich erſchienen“ —

Das Mädchen zuckte zuſammen, Beſchämung, Zorn und Gram kämpften in ihren Zügen, ihre Augen waren noch immer auf den Eſtrich geſenkt.

Nun ſtand ſie ſtill, hob die Augen ein wenig, ihre Lippen vibrirten, Entſetzen ſprach aus ihren Blicken, mit einem lauten Aufſchrei der Scham bedeckte ſie das ſchöne Geſicht mit den Händen.

„Das iſt er nicht, mein Oheim!“ rief ſie, „das iſt er nicht!“

„Natürlich nicht, das hab' ich erwartet“, kicherte der Alte. „Es iſt zwar undenkbar, daß ein Anderer an ſeiner Stelle da ſein kann — aber es iſt doch ein Anderer!“

„Ich ſehe dieſen zum erſtenmal im Leben! Reden Sie“, wandte ſie ſich energiſch an Martin. „Kennen Sie mich? Haben Sie mich je vor dieſer Stunde geſehen?“

„Ich habe nie die Ehre gehabt“, antwortete Martin. „Ich ſehe dieſes Fräulein zum erſtenmal im Leben.“

Der alte Herr zuckte die Achſeln.

„Das höre ich mit Bedauern. Nun, ſo ſehen Sie ſie heute das erſtemal. Aber das ändert nichts in der Sache. Sie werden ſich noch dieſe Nacht mit meiner Nichte trauen laſſen. Eine Stunde Bedenkzeit gönne ich Ihnen.“

Er wandte ſich gegen die Thüre, um fortzugehen.

Das Mädchen hielt ihn feſt.

„Oheim“, rief ſie mit großem Ungeſtüm, „es kann unmöglich Ihr Ernſt ſein. Solche Heirat iſt undenkbar! Und ſo abhängig von Ihnen der Abbate auch ſein mag, er wagt es nicht, ſolch' ein Spiel mit dem heiligen Sacramente zu treiben. Der Himmel müßte es wehren. Und ich — müßte mir nicht der Tod erwünſchter ſein, als ſolch' eine Hochzeit? Iſt es möglich, daß Sie mein Wort bezweifeln? Können Sie glauben, dies ſei Er?“

„Ich halte ihn dafür“, erwiderte der zähe Alte. „Denn wer ſonſt könnte — ? Doch ſieh', Blanca: als Du Schimpf und Schande über unſer uraltes Haus häufteſt, verwirkteſt Du Dein Recht auf Rückſicht. Dein Vater, wenn er noch lebte, hätte Dich, nachdem, was ſtattgefunden hat, aus dem Hauſe gejagt. Alſo weigere Dich nicht, füge Dich, ſei freundlich! Im Kloſter würde es Dir noch weniger behagen.“

Er ging zur Thüre hinaus.

Das Mädchen wandte ſich mit wildfunkelnden Augen an Heinrich Martin.

„Was bedeutet alles dies?“ fragte ſie.

„Ich weiß es ſelbſt nicht“, erwiederte der junge Mann. „Ich bin durch den ſeltſamſten der Zufälle in dies Haus gerathen, aus dem man mich nicht fortlaſſen will — in dies Haus, das, wie mir ſcheint, voll von Geiſteskranken iſt.“

„Wie kamen Sie denn herein?“ fragte das Mädchen.

Heinrich Martin erzählte, ſo kurz und deutlich er konnte, die Vorfälle der Nacht. „Und nun“, ſchloß er, „werden Sie mir die Löſung aller dieſer Räthſel geben können.“

Blanca ſtand eine Weile ſtumm da, der Maler ſah ihre Lippen zittern und ihre thränenloſen Augen blitzen.

„Welches Verhängniß!“ rief ſie endlich. Welches ſchreckliche Verhängniß! Doch Sie ſollen meine ganze Unglücksgeſchichte erfahren, ſo ſchwer es mir auch fallen mag, ſie zu erzählen. Ich heiße Blanca Vanoſti und bin, ſo lange ich zurückdenken kann, eine Waiſe. Ich habe mich von jeher unglücklich gefühlt, denn mein Oheim iſt, wie Sie geſehen haben, ein harter Mann und dies Haus entſetzlich traurig. Jeden Sonntag pflege ich mit Frau Paulina, unſerem alten Hausdrachen, in die Kirche zu gehen — das iſt ſozuſagen, mein einziger Ausgang. Seit

drei Monaten pflegte ein junger Mann — ein Officier der Berſaglieris, in die Nähe des Kirchſtuhles, in dem wir ſaßen, zu treten. Er ſah mich immer an. Seine Augen ſagten mehr, als ſein Mund ſprach. Eines Tages bemerkte ich, daß er mir einen Brief unter dem Schutze ſeines Federhutes zuſtecken wolle. Das erſtemal habe ich den Brief nicht angenommen, am nächſten Feiertag aber flüſterte er: „Sie retten eine Seele!“ Ich nahm den Brief, las ihn, las die heißeſten Liebesbetheuerungen. Ich war glücklich, daß mich Jemand auf dieſer Welt liebe. Seitdem hat er mir öfter in der Kirche kleine Billete zugeſteckt. Vor etwa einer Woche ſchrieb er mir: Sie werden heute eine zuſammengerollte Strickleiter unter Ihrem Fenſter finden. Sie liegt ganz unauffällig unter Steinen da. Nehmen Sie ſie zu ſich. Ich muß mit Ihnen ſprechen, ich muß. Sie werden doch einmal ſich der Aufmerkſamkeit Ihrer Wächter entziehen können. Ich werde von heute ab täglich ganz unauffällig Schlag Mitternacht durch Ihre Gaſſe gehen. Möchte ich die Strickleiter herabgelaſſen finden. . . .“ Das Mädchen, ſchamroth geworden, ſeufzte, blieb eine Weile ſtumm und fuhr dann fort:

„Ich bin wirklich ſo thöricht geweſen, die Leiter in's Haus zu nehmen und habe ſie an zwei Abenden vom Balkon heruntergelaſſen. Aber der Hausdrache ſieht mit ſeinen alten Augen ſehr ſcharf. Er ſchleicht Tag und Nacht umher, hört alles, durchſtöbert alles. Heute Morgens fand ich auf meiner Kammer die verſchloſſene Lade, in der ich meine Briefe verwahrte, erbrochen und als ich zu meinem Oheim kam, lagen die Briefe neben ihm auf dem Tiſche! O, hätte ich ſie nie mit einem Finger angerührt, hätte ich doch lieber in feurige Kohlen gegriffen! Mein Oheim war wüthend — er drang in mich, ihm den Namen des Officiers zu nennen und — ich habe ihn ihm genannt. Nun ließ er mich auf meinem Zimmer bewachen und als es Nacht wurde, zwang er mich, mich ſo anzukleiden, wie Sie mich da ſehen, im Seidenkleid, den Brautſchleier im Haar, den verwünſchten Schleier! Wie eine Närrin bin ich nun. Aber nie, nie hätte ich eine Strafe erwartet, wie die, die mir jetzt zu Theil werden ſoll. Und nun habe ich Ihnen alles geſtanden, Sie wiſſen alles. Mein Oheim ſelbſt hat heute im Dunklen die Strickleiter an den Balkon befeſtigt, um — ihn heraufzulocken!“

Heinrich Martin, der nun den Sachverhalt klar einſah, war deſſenungeachtet über die Verkettung der Umſtände maßlos betroffen. Es war doch wahr, der Zufall miſchte ſich mehr als wie bei anderen in ſein Leben und trieb mit ihm das wunderlichſte Spiel. Es war ihm, als ſei über ihn das Wort geſprochen: er habe auf ſeinen eigenen Willen zu verzichten und habe nach dunklen, verborgenen Abſichten zu handeln. Es brauchte eine Zeit, bis er ſich faßte. Dann ſagte er:

„Sie haben mir, Fräulein, ein hohes Vertrauen bewieſen. Sie ſollen ſehen, daß ich deſſen werth bin. Iſt Ihr Oheim in der Nähe?“

„Ich denke, daß er ſich im großen Saale aufhält. Ich glaube dort ſeinen Schritt gehört zu haben.“

„Wollten Sie ihn rufen?“

„Sehr gern!“

Blanca öffnete die Thür, doch ſchon kam ihnen der alte Herr mit ironiſcher Höflichkeit entgegen.

„Herr“, ſagte Martin mit der feſteſten Miene, die ihm zu Gebote ſtand, und er meinte in der That, Alles in Einklang mit ſeiner Ehre in's Reine bringen zu können. „Ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß Sie ſich in meiner Perſon täuſchen. Ich habe mich, von Strolchen verfolgt, auf Ihren Balcon geflüchtet, von welchem eine Strickleiter herabhing. Das iſt Alles. Sie verlangen von mir, daß

ich Ihre Nichte heirate. Stellen Sie dieſe Aufforderung an den, den es angeht. Mich zwingen Sie nicht und auch den Gefühlen des jungen Fräuleins werden Sie ſolchen Zwang nicht anthun dürfen. Wir leben in einem Jahrhunderte, in welchem Geſetze die perſönliche Freiheit jedes Einzelnen ſchützen. Zudem bin ich, wiewohl ein Fremder, ſo hilflos nicht, wie Sie vielleicht meinen! Ich habe Freunde, mächtige, einflußreiche Freunde —"

„Ei, ei", fiel ihm der Alte in's Wort. „Sie ſteigen zur Nachtzeit in die Zimmer der mir anvertrauten Nichte und wären nicht deren Liebhaber? Seltſam! Wie kommen Sie zu dieſer Stunde in die ganz öde, ganz unbegangene Gaſſe? Wie ſoll ich das Märchen von Verfolgern glauben? Sie ſind der, für den ich Sie halte und werden Blanca's Ehre wieder herſtellen, indem Sie ihr Ihre Hand geben!"

„Das Fräulein", erwiderte Martin galant, „iſt wohl ebenſo gut, wie ſchön, die Verbindung mit ihr könnte mir unter andern Verhältniſſen zur Ehre gereichen, aber — wie die Sachen ſtehen, weiſe ich Ihren Antrag auf's Beſtimmteſte zurück."

„Was?" entgegnete der Alte, indeß ſein Geſicht ſich ſcheußlich verzerrte, „Sie verweigern es, den unſerem alten Hauſe angethanen Schimpf wieder gut zu machen? Erſt bringen Sie Blanca dahin, das Vertrauen Ihres Oheims zu täuſchen, dann entziehen Sie ſich der Verantwortung und Ihrer Pflicht? Die Ehre unſeres Hauſes iſt verletzt worden, ich halte Sie für den Schuldigen oder — was noch ärger wäre — für den Mitwiſſer; wundern Sie ſich nicht, wenn ich meine Maßregeln ergreife! Aus dieſem Gemache werden Sie nicht weichen, bis Sie anderen Sinnes ſind! Dieſes Haus werden Sie nicht verlaſſen, wenn Sie bei Ihrer Abneigung bleiben! Meine Maßregeln ſind getroffen."

In dieſem Augenblicke ließ ſich etwas hören, das ganz und vollſtändig ſo wie das Spannen eines Hahnes klang. Jeder mußte es dafür halten, doch es konnte am Ende auch ein Knacken im alten Holzgetäfel ſein.

Der Alte fuhr ungeſtört fort:

„Ich wünſche Ihren Tod nicht, er kann mir keinen Vortheil bringen, ich wünſche nur, was ich verlangen darf, die Ehrenrettung meiner Nichte. Ich gebe Ihnen noch eine Stunde zur Ueberlegung. Bleiben Sie bei Ihrem Entſchluſſe, ſo haben Sie Ihr Leben ſelbſt verwirkt. Sie haben ſich ſelbſt Ihr Urtheil geſprochen und fallen, ohne daß, ich ſage es Ihnen, Jemand Ihren letzten Seufzer hört! Nein, es kann mir nur unangenehm ſein, Sie todt zu wiſſen, aber beſſer doch, als daß unſere Unehre einem Lebenden bekannt ſein ſollte. Blanca wird dann über das, was ſich zugetragen, in einem Kloſter nachdenken können."

Heinrich Martin hatte, von dem böſen Auge des Greiſes faſcinirt, zugehört, eine Pauſe folgte. Der Alte hub wieder an:

„Ich gebe Ihnen eine volle Stunde Bedenkzeit und verlaſſe Sie. Meine Nichte ſcheint Ihnen auch noch etwas ſagen zu wollen — ich möchte in keiner Weiſe hinderlich ſein."

Heinrich Martin warf einen fragenden Blick auf Blanca, dieſe ſah ihn mit einer hilfeheiſchenden Geberde an.

„Wenn Sie mir", ſagte der Alte, „verſprechen, keinen Kopfſtreich zu verſuchen, der nur Ihnen allein verderblich ſein würde, will ich mich zurückziehen, damit Sie noch in größter Ruhe mit dem Fräulein verhandeln können."

Blanca warf dem jungen Maler abermals einen bittenden Blick zu.

Der alte Herr verſchwand.

Blanca war kaum mit dem jungen Mann allein, als ſie ihm in echt italieniſcher Heftigkeit mit ausgebreiteten Armen entgegenflog.

„Sie dürfen nicht ſterben!“ rief ſie. „Heiraten Sie mich!“

„Sie ſcheinen mich für ſehr furchtſam zu halten!“ entgegnete Martin.

„Ich ſehe wohl, daß es Ihnen an Muth nicht fehlt“, erwiderte das Mädchen, „aber ich will Ihren Tod nicht auf meinem Gewiſſen haben!“

„Bah!“ ſagte Martin. „Ich bin wohl ein Thor, daß ich mich von einem gebrechlichen Greiſe ſo einſchüchtern laſſe!“

„Wohl iſt er gebrechlich“, erwiderte Blanca, „aber er hat Helfer, Leute, die ihm auf's Wort gehorchen.“

„Wie viel Diener ſind im Hauſe?

„Allerdings nur zwei, aber Leute, die vor keiner That zurückſchrecken!“

„Was war das vorhin“, fragte Martin leiſer — für ein Knacken, wie wenn ein Flintenhahn geſpannt würde? Sie werden es auch gehört haben?....“

„Gewiß“, ſagte das Mädchen, ihn beiſeite führend, in demſelben Tone. „Da ſehen Sie ſich in dieſem Zimmer um. Sie ſehen die alten, ſchwarzen, verſtaubten Bilder. Ich habe öfter gehört, daß eines derſelben eine verborgene Thür deckt, welches Bild es iſt, weiß ich nicht. Er wird Jemanden im Verborgenen aufgeſtellt haben —“

„Merkwürdig!“ dachte Martin jetzt ſtill bei ſich. „Der Alte iſt wunderbar! Wie ein ſehr geſchickter Taſchenſpieler läßt er ſeine Helfershelfer nicht ſehen, aber man ahnt ihre Gegenwart. Wie entkomme ich dieſem Hauſe? Der Alte hat offenbar Leute in ſeinem Sold, die vor einer böſen That nicht zurückſchaudern. Ich kann hier wirklich ganz unbemerkt zu Grunde gehen. Drei, vier Tage können vergehen, ehe meinen Bekannten nur der Gedanke kommt, nach mir zu fragen — und wenn ſie fragen? — Sie ſind von mir längere Abweſenheiten gewohnt.“

Das Mädchen riß ihn aus ſeinem Sinnen. Sie hatte ſeine Hand gefaßt und ſagte noch einmal, ſtill aber eindringlich:

„Heiraten Sie mich!“

„Mein Fräulein“, erwiderte der Maler, „Sie nehmen es doch zu leicht. Vielleicht bin ich zu ſtolz, Ihr Opfer anzunehmen. In einem Momente der Aufwallung vergeſſen Sie, was Sie einem Anderen ſchulden!“

Dieſer Vorwurf ſchien das Mädchen ſchwer zu treffen. Sie ſtand eine Weile geſenkten Hauptes und ſchweigend da, dann brach ſie in Thränen aus. Sie ſank auf einen Stuhl.

„Wie unglücklich bin ich“ — hörte Martin ſie murmeln. „Ich wünſchte, mich und mein Leid in dem fernſten Winkel der Erde verbergen zu können.“

Sie murmelte es und verſtummte. Martin vernahm längere Zeit nur das Ticken der Uhr und das gedämpfte Weinen des Mädchens. Da bedachte er ſich, daß die Zeit verlief und der unheimliche Alte bald wieder vor ihm ſtehen würde.

Immer wieder fiel ſein Auge, das Auge des Malers, auf Blanca, die unbeweglich, mit vorgebeugtem Kopfe da ſaß. Es war ein unendlicher Linienwohlklang in dieſer Erſcheinung, in dieſem ſchönen Kopfe, von rothbräunlichem Haar umwallt. Er hätte eine Palette haben und ſie malen mögen.

Je länger er ſie anſah, deſto häßlicher erſchien ihm der angedrohte Tod. Er erſchrak davor, eine Welt zu verlaſſen, in der ein ſo holdes Geſchöpf lebte, und hätte gern viel hingegeben, ſein letztes, hartes Wort ungeſprochen zu machen.

Da ſchlug die Uhr eine Viertelſtunde.

„Kann ich nichts thun, das Unheil von Ihnen abzulenken?“ ſagte das Mädchen plötzlich.

„Mein Fräulein“, erwiderte Heinrich Martin, „habe ich vorhin etwas geſagt, was Sie verwundet hat, ſo verzeihen Sie mir. Ich habe dabei an Sie, nicht an mich gedacht.“

Sie dankte ihm mit einem Blicke.

„Ich fühle Ihre ſchreckliche Lage mit!“ hub Martin an. Ihr Oheim iſt ein Scheuſal, grau und ſteinern,

wie sein Haus. Ich stürbe gerne, wenn ich Ihnen damit einen Dienst leisten könnte . . . Wie die Sachen stehen, erscheint mir der Tod ein sehr trauriges Ding . . . ."

Das Mädchen begann auf's Neue zu weinen. „Mein Fräulein", fuhr Martin fort, „der Anblick Ihres Leid's vermehrt das meinige. Ich mache mir die bittersten Vorwürfe. O, hätte ich doch den Strolchen Stand gehalten! Wäre ich nie auf Ihren Balcon gestiegen! Doch das ist eine Kette unheimlicher Zufälle, ein Verhängniß. Ich bin nicht ein Mensch wie andere, der Zufall spielt mit mir, ich bin es gewohnt und meine Freunde wissen es. Ich bin ja an Allem, was ich angerichtet, unschuldig. Sparen Sie es mir jetzt, diese Thränen zu sehen, welche ich auch mit dem Opfer meines Lebens nicht trocknen kann."

Ich will muthig sein", erwiderte das Mädchen. Ich will nicht mehr weinen. Reden Sie — kann ich etwas für Sie thun? Für Jene, die Sie hier zurücklassen? Haben Sie, ehe Sie das schreckliche Haus — verlassen — einen Auftrag für mich? Versetzen Sie mich in die Lage, Ihnen irgendwie behilflich zu sein!"

„Mein Fräulein", erwiderte der junge Mann, „ich will Ihnen wenigstens sagen, wer ich bin. Ich heiße Heinrich Martin nnd bin ein deutscher Maler. Unser Haus steht im Spessart, ein kleines, aber hübsches Haus. Meine Mutter hat sich zum zweitenmale verheiratet, das hat mich in die Welt hinausgetrieben. Ich bin nun schon das dritte Jahr in Italien und habe das Land von den Alpen bis zur Südspitze durchwandert. Ich wollte jetzt eben meine Heimreise antreten. Meine Mappen sind angefüllt mit Skizzen, die daheim Bilder werden sollten. Ich habe wenig Freunde, wohl aber eine Schwester, die mich sehr lieb hat. Ich werde Ihnen eine Karte mit dem Namen meiner Schwester geben, damit Sie ihr meinen letzten Gruß schicken — wenn ich — wirklich fallen sollte. Und noch Eins! Liegt Ihnen daran, meinen Tod zu rächen und selbst frei zu werden, so erzählen Sie Alles in einem ausführlichen Briefe dem Präsidenten Vittori in Rom — der ist mir seit einem halben Jahre ein wahrer Gönner geworden. Es ist wirklich schrecklich, jung, wie ich bin, von allen Hoffnungen zu scheiden, von gehofftem Ruhm — von Allem, was schön ist, wie ein Thier, in einer Falle gefangen . . . ."

Ein Blick des Jammers flog über das Gesicht des Mädchens. Sie verglich den jungen Deutschen, der so edel resignirt vor ihr stand, mit dem, dessen Leidenschaft sie zu so unbedachten Schritten hingerissen, und der Vergleich, den sie anstellte, fiel sehr zum Nachtheile des Letzten aus.

„Herr Martin", fragte sie nach einer Pause, „was denken Sie von mir?"

„Daß Sie sehr schön sind", war die Antwort, „und sehr unglücklich sein müssen."

„Und Sie wollen mich nicht heiraten?"

„Nein, denn ich könnte es nie verwinden, daß Mitleid, nicht Liebe Sie zu diesem Schritte bewogen. Sie würden unglücklich sein."

„Wissen Sie das so gewiß?"

„Ich muß es annehmen."

„Warum?"

„Weil ich mir nicht denken kann, daß ein Mädchen wie Sie den Sprung von einer Verbindung zur anderen thun könnte — vollends, wie die Sache hier liegt, unter dem Drucke eines unerhörten Zwanges."

„Gut", sagte das Mädchen und biß die Lippen. „Werde ich aber nicht auch unglücklich sein, wenn Sie durch Mörderhand umgekommen sein werden und ich mir sagen muß, daß ich durch meinen Leichtsinn Ihren Tod verschuldet habe?"

Martin hörte sie nicht. Ihm wirbelte der Kopf. Er war seit einigen

Minuten in eine neue Gedankenreihe hineingeriſſen worden und ſie brach ſich ſtürmiſch Bahn.

„Vielleicht“, ſagte er plötzlich wie neu belebt, „gibt es doch ein Mittel für Sie und mich alle Gefahr zu beſeitigen! Nichtwahr? In einer Lage, wie die iſt, in der wir uns befinden, iſt doch Alles erlaubt, was Rettung ſchafft? Meinen Sie nicht? Ich glaube es unbedingt. Nun, vor Allem ſo viel: Sie dürfen mir trauen! Ich werde Ihren Gefühlen keine Gewalt anthun. Ehe ich ſie verletze, wollte ich mich lieber ſelbſt verletzen. Wenn wir uns wirklich — wie der Alte es verlangt — trauen ließen, aber mit dem heimlichen Vorbehalt, dieſe Zwangsehe, die keine eigentliche Giltigkeit haben kann — möglichſt bald wieder aufzulöſen? Fürchten Sie nichts. Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort, daß ich von den Gattenrechten, die mir dieſe Ehe einräumt, keines beanſpruchen, vielmehr eifrigſt Mittel nnd Wege ergreifen werde, Sie aus dieſem verhaßten Bunde zu befreien und dem Gegenſtande Ihrer Liebe zuzuführen . . . .“

In dieſem Augenblicke erſchien der Alte wieder an der Thür. Unheimlich leuchteten ſeine Augen, wie ein Raubthier ſchlich er heran.

„Die Stunde Bedenkzeit iſt um“, ſagte er mit heiſerer Stimme. „Haben Sie Ihre Wahl getroffen?“

Er hat ſie getroffen!“ ſagte das Mädchen an ſeiner Stelle.

„Ich habe ſie getroffen“, wiederholte Martin, indem er die Hand des Mädchens ergriff.

„Sehr gut, ſehr gut!“ kicherte der Alte. „Ich wußte ja wohl, daß Sie mir ſchließlich den Willen thun würden.“

Er winkte mit dem Taſchentuche gegen eines der Bilder und gleichzeitig hörte man, wie wenn es in der Wand ſelber wäre, etwas in die Tiefe ſteigen.

Mit weltmänniſcher Eleganz öffnete nun der Alte eine Thür. Am Ende eines kurzen Corridors zeigte ſich eine beleuchtete Kapelle. Der Herr Abbate ging in ihr herum, ſein Brevier leſend, im Hintergrunde des Gelaſſes ſchienen ſich mehrere Hausgenoſſen zuſammengefunden zu haben, ſei's aus Neugier, ſei's, um als Zeugen zu fungiren.

Der Geiſtliche hatte beim Erſcheinen des Brautpaares ſein Brevier zugeklappt, nun nahm er auf einen Wink des Alten die Stola um, ergriff ein Buch und erſchien unmittelbar darauf vor Martin, ein Blatt Papier in der Haud.

„Ich bitte, ſagte er auf's höflichſte, um volle Angabe Ihres Tauf- und Zunamens, ſowie Ihres Titels. Hauptmann — Marquis de —“

„Sie irren ſich ſehr“, erwiderte Martin. Ich bin weder Hauptmann, noch Marquis, ich heiße Heinrich Martin und bin Maler.“

Der Abbate machte ein verblüfftes Geſicht und wandte ſich wie fragend an den Alten.

Dieſer aber rief:

„Vorwärts, vorwärts! Der Morgen tagt, die Sache muß endlich in's Reine kommen!“

Die beiden jungen Leute knieten auf dem Schemel vor dem Altar nieder und mit ein paar Fragen und der Ableſung eines kurzen Gebetes waren die kirchlichen Bräuche abgethan.

Als Alles vorüber war, wandte ſich der Alte, auf deſſen Geſicht ein Lächeln des Triumphes ſtand, an ſeine Nichte, die vor Gemüthsbewegung ſo erſchöpft war, daß ſie ſich kaum mehr auf den Füßen erhielt.

„Madame Martin oder wie Sie ſonſt heißen mögen“, ſagte er, „empfangen Sie anbei in dieſer nicht allzu ſchweren Caſſette die volle Summe deſſen, was Ihr Vater, mein ſeliger Bruder, Ihnen hinterlaſſen hat. Es ſind zehntauſend Lire. In Ihrem Intereſſe wird es liegen, Perugia bald zu verlaſſen, um den Bekannten ein unliebſames Erſtaunen zu erſparen. Ich nehme von Ihnen Abſchied, wie Sie

es durch die Art, wie Sie Vaterſorge gelohnt, verdient haben."

Damit entfernte er ſich und Blanca, in Thränen ausbrechend, ſuchte, auf ihres Gatten Arm geſtützt, den Ausweg aus dem abſcheulichen Hauſe. Im Corridor hing ihr eine Dienerin einen Mantel um, ſie wußte es kaum. Alle Thüren ſtanden offen; als die Beiden auf die Gaſſe hinaustraten, dämmerte der Morgen hochroth.

„Ich wohne in den Tre pellegrini, der Piazza rossa", ſagte Heinrich zu ſeiner Begleiterin. „Zeigen Sie mir den Weg dahin. Wir wollen ein paar Stunden von allen dieſen Erlebniſſen ausraſten und dann, dem Rathe des Alten folgend, weiterziehen."

In weniger als zehn Minuten hatten Beide das Gaſthaus erreicht. Man klingelte, der Portier erſchien, Martin ließ der Dame ein Zimmer neben dem ſeinigen aufſchließen.

An der Thüre trennten ſie ſich und Jedes ging auf ſeine Stube mit dem Vorſatze, im Schlafe Ruhe und Vergeſſen zu ſuchen.

* * *

Als Heinrich Martin ſpät, gegen Mittag, erwachte, wirbelte ihm noch der Kopf von allen Vorgängen dieſer Nacht. Er war einen Moment geneigt, Alles für einen Traum zu halten, aber ein Blick auf die Thüre des Nebenzimmers ſagte ihm, daß Alles Wahrheit.

Er hatte ſeinen Anzug kaum beendigt, als es pochte und der Gaſtwirth eintrat.

„Signor", hob er mit einer tiefen Verbeugung an, mein Haus beherbergt ſeit geſtern Abends einen vornehmen Gaſt, der ſogleich nach Ihnen gefragt und mir dieſe Karte für Sie übergeben hat."

Heinrich Martin nahm ſie in Empfang.

„Was!" rief er freudig bewegt, „der Gerichtspräſident Vittori aus Rom! Mein edler Gönner! Iſt es möglich!...."

Der Wirth ſchmunzelte.

„Derſelbe. Zu einem ſolchen Gönner darf man gratuliren! Wenn Sie wünſchen, daß ich Sie zu ihm führe..."

„Er iſt alſo noch zu Hauſe?"

„Vor einer Stunde hat man ihm ſeine Chocolade gebracht."

„Führen Sie mich gleich zu ihm!" rief Heinrich Martin, wie emporgeſchnellt.

Der Wirth zeigte den Weg durch den engen Corridor und der junge Maler klopfte an die ihm bezeichnete Thüre.

Ein lautes Entra! ſcholl ihm entgegen.

Der Gerichtspräſident Vittori, ein dicker, ältlicher Herr mit einer goldenen Brille vor den klugen runden Augen, welche einen ſcharfen Blick in die Welt ſandten, ſaß, trotz der vorgerückten Stunde noch läſſig und behaglich im Lehnſtuhl und zwar im geblümten Schlafrock, gelbe Pantoffel an den Füßen. Er empfing Martin auf's Freundlichſte.

„Das iſt ja ſchön, daß wir uns treffen!" ſagte er. „Sind Sie recht fleißig geweſen? Haben Sie viel gemalt? Was machen meine Korallenfiſcher von Alghero?"

„Sind vorgeſtern in einer großen Kiſte an Sie abgegangen. Wenn ich hätte erwarten können, Sie hier zu treffen —"

„Ich habe plötzlich in Geſchäften hieherreiſen müſſen... Alſo die Fiſcher ſind abgefahren! Wie ungeduldig ich bin, ſie zu ſehen. Ich bleibe drei Tage hier. Gehen Sie mit mir nach Rom zurück?"

„Nach Rom zurück?" wiederholte Martin. „Ich weiß nicht — vielleicht — aber doch — ich gedachte Italien ganz zu verlaſſen. — Meine Frau —"

„Was? Sie haben geheiratet, lieber Enrico?" rief Vittori mit maßloſem Erſtaunen.

„Vor einigen Stunden."

„Wie kommen Sie zu Ihrer Frau?" Wer iſt ſie? Eine Italienerin?"

„Eine Italienerin. Aus Perugia.“

„Das kommt plötzlich. Wie haben Sie die Bekanntschaft gemacht?“

„Um die Wahrheit zu sagen: ich habe heiraten müssen!“

„O weh! o weh!“

„Verhältnisse — merkwürdige Lagen —“

„O leichtsinnige Jugend!“ sagte der Präsident mit erhobenem Finger, doch eigentlich nur mit leichter Mißbilligung. „Ich kann Sie mir kaum als Ehemann denken —“

„Mir geht es ebenso“, sagte Martin.

„Wenn nur nicht der Künstler in Ihnen im Ehestand leidet“, seufzte Vittori.

„Das wird kaum der Fall sein, denn unsere Ehe dürfte nicht lange dauern.“

„O Sie Ungeheuer! Sie Türke! Aber was ist denn das für eine Geschichte?“

„Es ist mir noch immer wie ein Traum“, sagte Martin. „Wenn ich Ihnen einmal erzähle ....“

„Erzählen Sie sogleich!“

Martin rückte seinen Stuhl heran und erzählte, immer wärmer werdend, den ganzen Hergang.

Der Gerichtspräsident hatte mit fortwährend wachsendem Erstaunen zugehört. Sein joviales Gesicht verlor seinen gewohnten Ausdruck und wurde sehr ernst.

„Alle Wetter!“ rief er, „das ist eine ernste Geschichte! Eine böse, böse Geschichte! Bedrohung — Anschlag — gewaltthätige, durch Todesandrohung verschärfte Beschränkung der persönlichen Freiheit — und Alles das — ich zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit aller Details, die Sie mir gegeben — und das Alles ohne Provocation von Ihrer Seite! — Da ist eine Reihe von Vorgängen beisammen, die den Staatsanwalt förmlich herausfordern und das Gericht zur schleunigsten Untersuchung und zum energischesten Einschreiten aufrufen!“

„Das sollte ich auch meinen.“

„Sie waren“, fuhr der Gerichtspräsident fort, „das Opfer eines wahren Ueberfalls. Hier sind zwei Verbrecher zu fassen: der Alte und sein Helfershelfer, der Pfaffe. Von dem Alten habe ich schon gehört: er ist ein notorischer Feind der neuen Ordnung. Daß er als ein verschrobener Narr gilt, das rettet ihn nicht. Wirklich, diese alten, ehemals souveränen Barone haben noch alle Instinkte und Gelüste ihrer Vergangenheit: Trotz gegen die Gesetze, Hang zur Willkür, zur Selbstjustiz und allem Gewaltsamen; aber man wird ihnen schon zeigen, wie der moderne Staat die persönliche Freiheit jedes Einzelnen schützt .... Was aber, theurer Enrico, Ihre Ehe anbetrifft, so kann ich Ihnen sagen: sie ist ungiltig, völlig ungiltig — — — Sie haben doch entre nous von Ihren Gattenrechten keinen Gebrauch gemacht?“

„Wo denken Sie hin! Nicht den Versuch —“

„Gut, gut, dann macht sich Alles. Der alte Narr, der sich gegen Sie und kaum minder gegen seine Nichte vergangen hat, soll die ganze Schärfe des Gesetzes empfinden. Sie werden ihm die ausgestandene Angst ganz gehörig heimzahlen. Gehen Sie, bereiten Sie die junge Dame vor, daß auch sie als Klägerin aufzutreten hat....“

„Aber was wird dann aus ihr werden?“

„Nun, das wird sich finden. Aber das Gesetz wird auch *sie* zu schützen wissen. Vor Allem müssen *Sie* Ihre Freiheit zurückerhalten. Gehen Sie, gehen Sie. Wir deponiren *sofort* die Klage.“

Er fuhr nach den verschiedenen Theilen seines Anzugs, um sich zum Ausgang bereit zu machen.

Eine Minute später klopfte Heinrich Martin an Blanca's Thür. Sie saß in tiefem Nachdenken, das Haupt gesenkt, vor einem Tische. Das Haar, von röthlichem, tiefgesättigtem Braun,

umrahmte in vollen, theilweise wirren Locken den edlen, ovalen Kopf; die dunklen Augen starrten in's Ungewisse.

„Liebes Fräulein", sagte der junge Maler nach den ersten Begrüßungsworten, „wir haben unerwartet einen Retter gefunden! Der Gerichtspräsident Vittori aus Rom, von dem ich Ihnen gestern sprach, er ist — ein neuer glücklicher Zufall — in diesem Hause. Er interessirt sich für mich — somit auch für Sie — er ist von Allem in Kenntniß gesetzt und wird helfen. Er wird Ihnen die Last des schmerzlichen Opfers abnehmen, das Sie mir gebracht. Der durch Gewalt geschlossene Bund ist, seiner Ansicht nach, leicht zu trennen. Das erlöst Sie, das gibt Sie sich selbst wieder. Suchen Sie Fassung! Sie werden bald wieder frei und werden zu Dem zurückkehren, den Sie lieben —"

Das Mädchen hatte zuerst wie aus einem Traume geblickt, als verstünde sie nicht die Tragweite dieser Worte. Dann entstellten sich ihre Züge.

„Wie reden Sie doch!" rief sie.

„Ich begreife", sagte Martin, „daß es Ihnen schwer fallen wird, als Klägerin gegen Ihren Oheim aufzutreten. Doch, wenn Sie bedenken, was Sie bei ihm ausgestanden haben, wie er Ihrer Neigung entgegentrat und wie er Sie zu einem Bunde mit mir gezwungen —"

Blanca regte sich nicht und Martin verstummte, ohne seinen Satz zu Ende zu bringen, weil er statt Beistimmung nur schmerzliche Apathie fand.

„Ich bin Ihnen ein Fremder —" hub Martin wieder an.

„Doch nicht" — sagte das Mädchen rasch.

„Und Sie lieben gewiß heiß und glühend, wie Ihre Landsmänninnen alle ...."

Blanca's Lippen zuckten zusammen.

„Sie haben Briefe empfangen — gewechselt. Sie haben Rendezvous gegeben —"

„Leider! leider!" hauchte Blanca fast tonlos, wie eine arme Sünderin.

„Wer in Ihr Haus zu schleichen wußte, sollte der nicht auch —"

„Was meinen Sie?"

„Den Weg in Ihre Schlafkammer gefunden haben?"

Blanca stieß einen Schrei aus.

„O, das hab' ich nur verdient!" rief sie in Thränen ausbrechend. „Mein Leichtsinn gibt Ihnen das Recht, das Schlimmste von mir zu denken!"

„Ich war plump!" erwiderte Martin. „Verzeihen Sie."

„Ich weiß, fuhr Blanca fort, daß Sie mich verachten müssen, nach dem, was Sie von mir wissen .... Ich ernte nur, was ich gesäet habe. Ja, ich war auf einem Wege, der mich früher oder später in's Verderben geführt hätte, doch sollten Sie auch glauben, daß mir jetzt die Augen aufgegangen sind über die Gefahr, in die ich mich begeben hatte, daß mein Leichtsinn zu Ende ist und, daß ich den, welchen ich nicht nenne — nie wiederzusehen wünsche ...."

Sie sprach es in fliegender Eile, mit hochgerötheten Wangen, im Tone, den nur die Wahrheit findet.

„Beim Himmel", dachte Martin bei sich. „Ich kam zu rechter Zeit in den Palazzo. Ich habe sie gerettet, ehe sie gemißbraucht wurde! Das Schlimmste sogar hat seine gute Seite."

„Verzeihen Sie mir", sagte er im bittenden Tone, „meine Aeußerung von vorhin. Es lag so nahe, zu denken —"

„Ja, ja, Sie sagten nur, was Sie dachten, denken mußten. Und jetzt wollen Sie von mir gehen, wollen mich in der Welt allein lassen? Ich bin so unglücklich — so elend —"

„Müssen Sie es sein, wenn Sie es nicht wollen? Müssen Sie unglücklich sein?"

Er ergriff ihre Hand, sie überließ ihm dieselbe, er küßte sie.

Sie antwortete mit einem feuchten Blick ihrer großen Augen.

In diesem Augenblicke klopfte es.

Vittori zeigte ſich auf der Schwelle.

„Ich mache Sie darauf aufmerkſam, lieber Enrico“, ſagte er, „daß es ſpät wird und die Bureaux bald geſchloſſen werden. Meine Ungeduld iſt überdies kaum zu bändigen! Sind Sie fertig? Iſt die junge Dame gehörig darauf vorbereitet, daß ſie ihre Ausſagen mit den Ihrigen zu vereinigen hat? Der Wagen, der uns auf die Präfectur bringen wird, ſteht ſchon vor dem Hauſe —“

„Sie ſind ſehr gütig“, erwiderte Martin. Wir haben Beide alle Rachepläne aufgegeben und ſind zur Einſicht gekommen, daß der alte Herr uns wider unſern Willen zum Glücke geführt hat. Wenn Sie uns ſchon Ihren Beiſtand zukommen laſſen wollen, ſo begleiten Sie uns freundlichſt auf das Bureau, wo ich meiner Trauung mit Blanca die legale Form verleihen und den bürgerlichen Act vollziehen kann.“

Dies geſchah noch im Laufe des Tages.

Am nächſten Morgen reiſten die beiden jungen Ehegatten gegen Deutſchland weiter.

Aus der Mappe des Fabuliſten.

Von E. Bauernfeld.

Träumerchen.

Eine fittige Magd, blutjung an Jahren,
Mit blauen Augen und blonden Haaren,
Und einem wunderſüßen Munde,
Ging wie im Traum zu jeder Stunde.

Nach Blumen hatte die Maid Begierde,
Die raffte ſie auf zu ihrer Zierde
Und wob ſie in ihres Haars Geflechte —
Doch keine Blume war ihr die rechte!

Sie ſinnt und flüſtert: „Wenn ich ſie fände
Die Wunderblume, dann wär' zu Ende
Mein ungeſtilltes Trachten und Sehnen!“—
Ihr Herzchen pachte, ihr kamen die Thränen.

So wandelt ſie fern von ihren Geſpielen
Wie nach geheimnißvollen Zielen,
So träumte ſie geſtern, ſo träumt ſie heute,
Und „Träumerchen“ nannten ſie die Leute.

Einſt ging ſie durch den Wald ſpazieren,
Schien ſich im Dickicht zu verlieren,
Und wie ſie nach dem Ausgang ſpähte,
Da glühte ſchon die Abendröthe.

Und mit dem letzten Sonnenſtrahle
Befand ſie ſich mit einem Male
In einem Zaubergarten prächtig —
Und Träumerchens Buſen hob ſich mächtig.

Ach, dieſe Blumen, die wunderſchönen,
In tauſend Farben und Tinten und Tönen!
Wie gern ſie alle ſich pflücken möchte;
Darunter, Träumerchen, iſt wohl die rechte.

Und unter all' den Blüthen und Dolden,
Da leuchtet Eine hervor wie golden;
Sternblume! Fürwahr, ſie mahnt von ferne
An des „jungen Grafen“ Augenſterne.

Zart röthen da ſich Träumerchens Wangen,
Sie blickt nach der Blume mit Verlangen;
Des Jünglings, den ſie nie geſprochen,
Gedenkt ſie, der ſchier ihr Herz gebrochen.

Soll ſie es wagen? Die Blum' ergreifen?
An die jetzt ihre Gewändee ſtreifen.
Da — harch! erklingen Töne. Und welche!
Ein ſanfter Geſang aus der Sternblum' Kelche!

Und Träumerchen ſinkt zur Erde nieder,
Und lauſcht der ſüßen Blumenlieder —
Da lag ſie mit Blüthen übergoſſen,
So friedlich lächelnd, die Augen geſchloſſen.

Und mit dem letzten Blumenliede
Kam über die Jungfrau ſtiller Friede,
Sie ſchläft für ewig. Die Wälder dunkeln,
Die Blumen duften, die Sterne funkeln.

Im Grafenſchloß am ſelben Tage
Da gab's ein großes Hochzeitsgelage,
Und in der Brautnacht ſüßes Dunkeln —
Die Blumen duften, die Sterne funkeln!

Ueber das Glück.

Von Robert Hamerling.

Zu Venedig hörte ich die Geſchichte eines jungen Mädchens erzählen, welches mit einer merkwürdigen Conſequenz bis zum letzten Lebenshauch vom Mißgeſchicke verfolgt wurde. Dies Unglückskind, Natalina geheißen, ſtammte von begüterten Eltern; eine ſchöne, heitere Zukunft ſchien dem Mädchen gewiß. Aber die Mutter ſtarb im Wochenbette, und dem Vater ging an dem Tage, an welchem ihm das Töchterchen geboren wurde, ein Schiff auf der See mit all' ſeinem Gut zu Grunde. Bei der Kunde dieſes Unglückes wurde er vom Schlage gerührt und das Kind blieb als arme Waiſe zurück. Eine betagte, reiche Verwandte nahm es zu ſich, gewann es lieb, ließ ihm eine gute Erziehung angedeihen und ſetzte das herangewachſene Mädchen zum Erben ihres ganzen Vermögens ein. Aber als die Dame ſtarb und das Teſtament eröffnet wurde, da fand man in demſelben einen Formfehler, um deſſentwillen es umgeſtoßen und für ungiltig erklärt wurde. Natalina ſtand völlig mittel- und hilflos in der Welt. Sie mußte ſich als Magd verdingen. Ein junger Menſch, der Sohn vermöglicher Eltern, verliebte ſich in ſie. Bei dem Gange zur Kirche nähert er ſich ihr wiederholt, knüpft Geſpräche mit ihr an, betheuert ihr ſeine Liebe und gewinnt ihre Gegenliebe. Aber der armen Natalina blüht kein Glück; all' ihre Hoffnung wird durch die Entdeckung vernichtet, daß der Geliebte moſaiſchen Glaubens ſei, daß ſie niemals ſeine Gattin werden könne. Sie macht dem jungen Manne verzweiflungsvolle Vorwürfe, des Betruges wegen, den er an ihr verübt. Er verſichert ſie von Neuem ſeiner zärtlichen und unwandelbaren Liebe und will ſich taufen laſſen nach dem Ableben ſeines hochbetagten Vaters. Bald darauf wird er an's Sterbelager des Vaters nach einer entfernten Stadt gerufen. Aber noch vergehen Monate in peinlichem Harren für Natalina. Endlich ſtirbt der Greis. Der junge Mann läßt ſich taufen und eilt zur Geliebten, um ſie als ſeine Gattin heimzuführen. Aber das Mädchen iſt einige Tage zuvor ſchwer erkrankt; der Tod hat ſie an der Schwelle ihres Glückes hinweggerafft und eine Stunde vor Ankunft des Bräutigams iſt ſie zur Erde beſtattet worden. Der Jüngling gibt ſich ganz ſeinem Schmerze, ſeiner Verzweiflung hin; er will Natalina noch einmal ſehen und läßt das Grab öffnen. Da findet man die Unglückliche in veränderter Stellung auf dem Geſichte liegend, wie Jemand, der ſich in entſetzlicher Qual herumgeworfen — ſie iſt ſcheintodt begraben worden und erſt im Grabe geſtorben . . .

Dieſe einfache Geſchichte iſt mir im Gedächtniſſe haften geblieben und ich erinnere mich derſelben oft, wenn ich zu Betrachtungen über das, was man Glück, Schickſal, Verhängniß nennt, angeregt werde.

Unſer guter Freund, der geſunde Menſchenverſtand, ſagt uns, dasjenige, was wir meinen, wenn wir uns des Ausdruckes bedienen: „dieſer Menſch hat Glück, jener hat Unglück," ſei blos auf Rechnung des Zufalls zu ſetzen und lächerlich ſei es, an eine Vorherbeſtimmung, an eine Macht zu glauben, durch welche in geheimnißvoller Weiſe des Schickſals Gunſt oder Ungunſt ſich an die Ferſen irgend eines beſtimmten Menſchen hefte.

Aber fragt nur den nächſten beſten Tarokſpieler: er wird, ſo aufgeklärt, ſo frei von Vorurtheilen er auch ſein mag, dafür einſtehen, Glück und Unglück ſei kein leeres Wort.

Bei Montaigne ſind einige beſonders wunderliche Glückszufälle zu leſen. Eine Mauer wurde bei der Belagerung einer Stadt durch eine Mine in die Luft geſchleudert, fiel aber ſo genau in ihre Vertiefung wieder zurück, daß ſie feſtſtand wie zuvor. Ferner: einem Edelmanne begegnete es in der Schlacht, daß er von einem Pfeile gerade in ein Geſchwür getroffen wurde, an welchem er ſeit lange litt; das Geſchwür entleerte ſich und war geheilt. Noch ein drittes Geſchichtchen tiſcht der alte Schelm ſeinen Leſern auf, das ich nicht unterdrücken will, obgleich es einigermaßen unartig iſt: Jemand warf mit einem Steine nach einem Hund und traf — ſeine Schwiegermutter. Se non è vero, è ben trovato.

Das ſind Zufälle — aber es gibt Menſchen, deren Lebenslauf eine Reihe von ſolchen Glückszufällen iſt. Und wieder gibt es Menſchen, denen die rollende Scheibe Fortuna's, wie der Mond den Erdbewohnern, immer eine und dieſelbe Seite, und zwar die öde, wüſte Kehrſeite zuwendet. Haltet Umfrage; Tauſende und aber Tauſende werden mit trübem Lächeln beſtätigen: es gibt nicht blos einen blinden, regellos waltenden Zufall, es gibt eine geheimnißvolle Beſtimmung, Glück und Unglück genannt, es gibt Glücks- und Unglücksſterne, es gibt „Glückskinder" und „Glückspilze", es gibt „Pechvögel" in der Welt.

Der Glaube an ein Verhängniß geht durch alle Völker und Zeiten, und von ſämmtlichen Arten des Glaubens und des Unglaubens iſt dieſe die unausrottbarſte in der Menſchenbruſt. Perſonen, welche nur ein ſpöttiſches Lächeln haben für religiöſe Dogmen, laſſen ſich doch mehr oder minder von der Idee des Fatalismus oder wenigſtens von einem fataliſtiſchen Inſtinkte beherrſchen.

Das Sprichwort faßt die Sache, wie es ſeine Art iſt, derb und humoriſtiſch an:

„Wer Glück hat, dem kälbert der Ochs." — „Wer Glück hat und guten Wind, der kann in einem Korbe über den Rhein fahren." — „Wer Glück hat, der mahlt ohne Wind und Waſſer." — „Assai ben balla a chi fortuna suona." (Sehr gut tanzt, wem das Glück dazu aufſpielt.) Und umgekehrt:

„Wer Unglück ſoll haben, der ſtolpert im Graſe,
Fällt auf den Rücken und bricht ſich die Naſe."

Ja, ſo weit iſt das Glück dem Bereiche der Ueberlegung, der Berechnung, der Vernunft entrückt, daß es vielmehr in einem geheimnißvollen Bunde ſteht mit der Dummheit. „Der Dumme hat's Glück." — „Mehr Glück als Verſtand." — „Ein Narrenglück." — „Beſſer ein Quentlein Glück, als ein Pfund Weisheit." —

Noch ehrenrührigere Titel als den eines Dummkopf's hat das Sprichwort für die Glücklichen.

„Das Glück läßt ſich melken
Von H—, Buben und Schälken."

In der That, man muß ſich beinahe des Glückes ſchämen, und daß Erfolg zu haben ſchier gar als ein Verbrechen gilt, davon wiſſen Staatsmänner, Heerführer, Dichter und Künſtler bisweilen ein Lied zu ſingen . . .

Im Gegenſatze zu den obigen Sprüchen hört man freilich auch wieder ſagen: „Der Menſch iſt ſeines Glückes Schmied" — „fortes fortuna juvat" (das Glück iſt auf Seite der Tapfern) und das ſind ſogar goldene Worte, die Jeder ſich gegenwärtig halten ſollte ſein Leben lang. Oft klagen wir allerdings unſer Geſchick an, wo unſer Ungeſchick die Schuld hat. In unzähligen Fällen ſogar wird man Glück und Unglück im Charakter des Menſchen, in ſeiner Gemüthsanlage begründet finden. Aber nicht immer! Und hier ſoll eben nur von jenem Theile menſchlichen Geſchicks die Rede ſein, der unabhängig iſt vom Weſen der beſtimmten Perſönlichkeit, unabhängig von den Eigenſchaften, welche

anſcheinend das Lebenslos eines Menſchen bedingen.

„Wer Unglück hat im Spiel, hat Glück in der Liebe," iſt ein triviales Sprüchlein, mit welchem jeder Dame, die eine Partie im Kartenſpiel verloren hat, ihr galanter Nachbar ſchmeichelt, und welches vielleicht nicht mehr beſagt, als die allgemeine Wahrheit, daß die launiſche Gattin Fortuna einem Sterblichen nicht leicht mehr als eine beſtimmte Art von Glück zutheilt. Gewiß iſt, daß, wenn man zwiſchen der Gunſt papierner Kartenköniginnen und der Gunſt der Frauen einen Vergleich anſtellen wollte, in Beziehung auf die Beſtändigkeit der Vergleich noch zu Gunſten der papiernen Königinnen ausfallen dürfte. Spielerglück iſt in der That eine Art von Glück, in deren Bereich wunderbare Fälle von Beſtändigkeit faſt noch häufiger ſind, als ſenſationelle Fälle von Untreue. Gewiſſen Perſonen fallen nun einmal ihr Leben lang die beſten Karten zu, und wenn ſie Jahre hindurch nicht mehr geſpielt, ſo finden ſie beim erſten erneuten Verſuch das Glück mit ebenſo räthſelhafter Treue an ihre Seite gebannt wie je zuvor. Allerdings fehlt es auch in der Laufbahn des abſolut glücklichen Spielers nicht an kleinen Schwankungen. Der glückliche Spieler hat in Wochen, Monden, Jahren einzelne Unglücksſtunden; und die Fälle von plötzlichem Ruin eines Glücksſpielers ereignen ſich meiſt dann, wenn der Spieler das Glück, das ihn jahrelang begleitet hat und das ihn vielleicht von morgen an wieder jahrelang begleiten würde, übermüthig und freventlich herausfordert, ſtatt den Tag, den er als einen böſen erkannt hat, in Ruhe vorübergehen zu laſſen.

Das Geld des Glücklichen fällt überall auf fruchtbaren Boden und trägt hundertfältige Saat. Doch zeigt bei dem Handelsmanne, dem Induſtriellen das Glück ſich weniger noch in einer ununterbrochenen Reihe von Erfolgen, als darin, daß ein Solcher, wenn ihm ein Unglück widerfährt, doch immer, wie die oben erwähnte, in die Luft geſchleuderte Mauer bei Montaigne, in die alte Vertiefung zurückfällt und ſo feſt ſteht, wie zuvor. —

Die Weisheit, mit welcher Schlachten zu Waſſer und zu Lande gewonnen werden, iſt oft nicht größer, als diejenige, mit welcher, nach der bekannten indiscreten Aeußerung eines Diplomaten, im Durchſchnitte die Welt regiert wird.

Und was würde ſelbſt aus den genialen und tüchtigen Staatsmännern, wenn ihnen nicht das Glück zur Seite ſtünde? Man denke an Bismarck. Dürfte und könnte ein Mann dieſer Art der ihm zujubelnden Menge gegenüber ſprechen wie er denkt, er würde ſagen: „Ihr guten Seelen, die ihr mich bis zu den Sternen erhebt und in jedem meiner Erfolge das Ergebniß unfehlbar rechnender Weisheit erblickt, ihr wißt nicht, wie viel ich dieſem und jenem günſtigen Zufalle verdanke — ihr wißt nicht, wie oft ich ſchwindelnd ging auf der „Schneide des Geſchicks", wie oft ich dem Abgrunde näher war als dem Gipfel — ihr wißt nicht, wie oft ich va banque ſpielte mit verbundenen Augen!" —

Der Ruf der Aerzte gründet ſich auf „glückliche" Curen. — Wenn ein kranker Menſch ſich eine Arznei verſchreiben läßt und dieſelbe zu ſich nimmt, ſo beſſert ſich entweder ſein Zuſtand, oder er bleibt wie er iſt, oder er verſchlimmert ſich. Genau dasſelbe geſchieht, wenn man die Arznei nicht zu ſich nimmt, oder wenn man ſich überhaupt keine verſchreiben läßt. Da aber von dem Kranken wenigſtens die Beſſerung gemeiniglich auf Rechnung der eingenommenen Arznei geſetzt wird, ſo ergibt ſich von ſelbſt, welcher große Spielraum dem Glücke in der Laufbahn des Arztes vergönnt iſt.

Eine nicht ganz ſeltene Erſcheinung iſt der literariſche Glückspilz: er ruht meiſtens nach einem oder ein paar glücklichen, entſcheidenden Trümpfen auf ſeinen Lorbeeren aus. Von

seinem Gegenstück, dem literarischen Pechvogel, wäre viel zu erzählen. Ist er der Autor eines Epos, das Erfolg hat, so trifft dasselbe zusammen mit einem Werke gleichen Titels aus der Feder eines fürchterlichen Kritikers, welcher für sieben Blätter Recensionen schreibt. Concentrirt er seine Kräfte jahrelang auf einen großen historischen Roman, so erscheinen zu gleicher Zeit mit demselben sechs andere große historische Romane von namhaften Autoren. Schreibt er eine Satyre auf die deutsche Zwietracht, so werden während der Drucklegung derselben ihm zum Trotze die Deutschen für einige Zeit einig und schlagen die Franzosen. Verfaßt er einen Musiktext, so erliegt der Componist unter den Händen bösartiger und feindseliger Recensenten, und der Dichter wird „mitgefangen, mitgehangen"! —

Glück in der Liebe! — Darf man denn so eigentlich von Glück und Unglück in der Liebe sprechen? Versteht es sich nicht von selbst, daß den Schönen die Herzen zufliegen und die Häßlichen gemieden werden? So fragt man und verweis't dabei mit spöttischem Lächeln auf die unerfreulichen Züge alter Jungfern, auf das unbeholfene Wesen alternder Junggesellen. Aber Goethe war vielleicht der vollkommenste, der herrlichste Mensch und Mann, der je gelebt hat. Und er, dem das Glück sonst Alles verschwenderisch in den Schoß warf, errang sehr spät und in unzulänglichem Maße was das Unentbehrlichste ist und wofür kein Lorbeer entschädigt: Familienglück und eine traute, behagliche Häuslichkeit. Er liebte viel und wurde geliebt; aber ein Frauenwesen, seiner würdig, ward ihm nicht zu Theil; und so nahm dieser Olympier zuletzt seine Haushälterin zum Weibe, die gute Christiane, die zum Herrn Geheimrath zeitlebens aus großer Tiefe hinaufblickte, und die zwar, wie man sagt, den Cult des Bacchus, aber nicht den des Musengottes mit ihm zu theilen in der Lage war.

Ich kann mir nicht versagen, schließlich auch noch einer Art von Glück und Unglück zu gedenken, von welcher mir persönlich ganz erstaunliche Beispiele vorgekommen sind: ich meine das Wetterglück und Wetterunglück bestimmter Personen. Ich wüßte Personen zu nennen, die man getrost statt eines Barometers benützen könnte, und die man nur zu fragen braucht: „Gedenken sie morgen einen Ausflug zu machen?" um zu wissen, ob es für den nächsten Tag ausgezeichnet schönes oder niederträchtiges Wetter geben wird. Man erinnert sich des verstorbenen Feuerwerkers Stuwer und seines sprichwörtlich gewordenen Wetterunglücks. Dagegen soll der alte Kaiser Wilhelm — der auch sonst schon in einigen Kleinigkeiten Glück hatte — sich einer so außerordentlichen Wettergunst erfreuen, daß ihm selten oder niemals weder eine der vielen schönen Revuen, die er über seine Soldaten abhielt, noch eine Spazierfahrt durch böses Wetter — höchstens durch einen kleinen Hagel von Schrotkörnern! — verdorben worden ist. —

So gibt es also wirklich in der Welt eine geheimnißvolle, unberechenbare, in großen und kleinen Dingen launisch waltende Macht, die man Glück und Unglück oder Verhängniß nennt? Ist wirklich ein Theil der Menschen ohne Rettung dem Lose verfallen, in vergeblicher Mühsal den Stein des Sisyphus bergan zu wälzen, während Anderen die goldenen Früchte des Lebens unausbleiblich in den Schoß fallen? Muß ein solcher Glaube nicht niederdrückend, ja demoralisirend auf die Unglücklichen wirken und die Zahl der Mißvergnügten auf dem Erdenrunde vermehren, andererseits aber die Zuversicht der Glücklichen bis zu frevelem Uebermuth steigern?

Allerdings müßte er dies, wenn nicht jener geheimnißvollen Erfahrungsthatsache launisch-eigensinniger Schicksalsgunst oder Ungunst sich eine andere, ebenso unleugbare Thatsache gegenüberstellte.

Ich meine die bedeutsame und entscheidende Thatsache des plötzlichen Umschwungs, der oft nach langen Jahren einer mit scheinbar eiserner Consequenz sich behauptenden Glückslage doch endlich hervortritt.

Eindringlich ist diese Lehre des endlichen und plötzlichen Umschwunges schon seit Jahrtausenden ausgeprägt in der zur Kinderfabel gewordenen Geschichte des Crösus, sowie das Unheimliche, Beängstigende eines langen, ungetrübten Glückes längst seinen lebendigen Ausdruck gefunden hat in der allbekannten Sage vom Ringe des Polykrates.

Die Vertreter hoher Schicksalsgunst in der Weltgeschichte stehen auch da als die lehrreichsten Beispiele plötzlichen Schicksalswechsels, jähen Fall's. Die am meisten typische dieser Gestalten ist der erste Napoleon — dem sich aber auch der Dritte in dieser Beziehung bedeutsam an die Seite stellen läßt. —

Wechselt das Glück, so wechselt ja wohl auch das Unglück; obgleich der Umschwung von Unglück zum Glück, wie es scheint, sich seltener als der umgekehrte ereignet. Nicht immer reicht, wie bei der armen Natalina, der Schicksalsfluch bis an's Grab und über's Grab hinaus.

Zwei Dinge darf der Unglückliche zu keiner Zeit aufgeben: die Hoffnung auf den Umschwung, und den muthigen Kampf gegen das Mißgeschick.

Der Schwächling und der Feigling hat kein Recht, das Schicksal anzuklagen. Nur wer sein Leben lang mit männlichem Muthe und mit dem ganzen Aufgebote seiner Kräfte bemüht gewesen, „seines Glückes Schmied zu sein", darf sagen: „Bis hieher reichte mein Wille und meine Kraft, und hier begann mein Verhängniß."

Und was die Hoffnung betrifft, so wüßte ich ihr keinen besseren Ausdruck zu geben, als ich ihr vor Jahren in den folgenden Versen gegeben:

O verzweifle nicht am Glücke,
Ob getäuscht auch viel und oft!
Niederschwebt's auf gold'ner Brücke
Plötzlich dir und unverhofft.
Ungerührt von Klagen, Weinen,
Wie's auch lange zögern mag,
Einmal wird es doch erscheinen,
Einmal kommt sein Wonnetag!

Wandle nur auf seinen Spuren:
Deinem gläubigen Verlau'n
Kann's erblühen auf den Fluren,
Von den Sternen kann es thau'n,
Aus den Lüften kann es regnen
Wie ein fallend Rasenblatt,
Plötzlich kann es dir begegnen
Mitten im Gewühl der Stadt.

Wo sich in der Wüste Schweigen
Ganz dein Muth verloren glaubt,
Kann sich's plötzlich zu dir neigen
Wie ein liebeflüsternd Haupt.
Wo sich bricht an Kerkermauern
Der Verzweiflung banges Fleh'n,
Kann es dir mit Wonneschauern
Plötzlich in die Seele weh'n.

Sah'st du deine Jugend schwinden,
Und es blieb dir unersetzt,
Kann dem Mann es Kränze winden:
Nimmer kommt es ja zu spät.
Nach den Greis kann es entzücken,
Und noch in der Todesstund'
Kann es seinen Fuß die drücken
Segnend auf den bleichen Mund.

Ich könnte hier schließen; aber ein kleines Postscriptum habe ich noch auf dem Herzen. Geneigter Leser, wenn Du einen vom Unglücke Verfolgten siehst, einen Menschen, dem im Großen und Kleinen Alles quer geht, einen Pechvogel in was immer für einem Sinne — sei mild! Füge kein Leid zu dem, was er schon hat, mache ihm lieber eine Freude, wenn Du kannst. Insbesondere Du, geneigte Leserin, gib dem Unglücklichen, den Du nicht mehr liebst, nicht überdies noch einen Fußtritt! — Das Schicksal ist oft herbe und grausam; aber es kann nicht oft genug gesagt werden, daß die Liebe und Milde der Menschen Vieles auszugleichen vermöchte. Durch Liebe und Milde die Schläge des Geschickes lindern, wäre der einzig mögliche und zugleich der denkbar schönste Sieg des Menschen über das Fatum.

Wiener Vorstadt-Figuren.

Von Friedrich Schlögl.

IV.*)

Die Gnädige im Extrazimmer.

Die Gelehrten sind bekanntlich noch nicht darüber einig, ob es räthlich sei, die Gattin — in die „Kneipe" mitzunehmen, und sie an den Symposien der abendlichen Stammgesellschaft im „Extrazimmer" participiren zu lassen. Die Einen sind für Gestattung dieses Privilegs und motiviren ihr Placetum sogar mit ethischen Gründen, indem sie glauben, die Anwesenheit einer Frau sei eine Schutzwehr gegen allzu rüde Ausschreitungen der oft arg stimulirten „Laune" der P. T. Herren Zecher und mild're und zähme die Sitten und Gewohnheiten der, wenn sie keine Rücksicht zu üben, meist nur in dialektischen Eruptionen sich gefallenden Amateure des . . . gewissen „Glöckchens" — indeß die Anderen sich der „bleichen Sorge" nicht entschlagen können, daß dies Mittel nichts oder nur in verschwindend wenigen Fällen nütze, da vielmehr der umgekehrte Fall zu fürchten, und die zarter organisirte Hörerin, sei sie von demantenem Charakter, anstatt die rohen Kanten der Gesellschaft abzuschleifen, eher selbst ihren „Schliff" verliere und — mindestens allmälig — ihre eigene Verwilderung anbahne und, anfänglich erröthend, später aber lachend, doch ihre — „Ohren-Keuschheit" verletzen lasse. Wer hat Recht?

Ich erlaube mir letzterer Ansicht zu sein und möchte, sollten auch sämmtliche Vorstadt-Wirthe mich steinigen wollen, gegen einen gewohnheitsmäßigen Gasthausbesuch der Frauen und Kinder plaidiren. Ich betone das Wort „gewohnheitsmäßig, weiß Ausnahmsfälle in jedem Sinne zu würdigen, und bin eben nur gegen die Frau als „Stammgast" und — in gewissen Kreisen.

Allerdings ist man beim ersten Erscheinen der „Gnädigen" discret. Man zeichnet die Gastin sogar durch hunderterlei Artigkeiten und Aufmerksamkeiten aus und überhäuft sie mit delicatesten Elogen. Selbst die patentirten Spaßvögel und Witzreißer halten mit ihren erprobten Schnurren und Schnacken noch zurück und die enragirtesten und unermüdlichsten und unerschöpflichsten Anekdotenerzähler bleiben stumm oder begnügen sich, bei nahen Anlässen nur eigenthümlichst zu lächeln und sich bedeutungsvoll zu räuspern. Dieser erste Abend ist vertrauenerweckend und die oft Besorgliche und häuslich Verlassene ist über das gewählte Refugium ihres Lebensgefährten nun etwas beruhigt.

Am nächsten Abend kennt man sich bereits und die Begrüßung klingt schon cordialer. Die jungen Herren der Gesellschaft wagen sogar schon einen etwas intimen „Handkuß" und man titulirt die Erschienene nur mehr mit dem familiären „schöne Frau". Die „schöne Frau" ist über den neuen Ton zwar etwas frappirt und die stete Wiederholung des „schmeichelhaft" sein sollenden Epithetons ist ihr sogar etwas unbequem; aber allmälig tolerirt sie diese Form der Ansprache und gewöhnt sich selbst an gewagtere Vertraulich-

*) Siehe „Heimgarten", Juli und Oktober 1877, Februar 1878.

leiten. Man kauft von den Hausirern Backwerk und Sträußchen und offerirt die Spenden unter allerlei „lustigen" Bemerkungen. Der Gemahl ist über diese Huldigungen erfreut und schmunzelt vergnügtest im Bewußtsein des Besitzes der allseits „Gefeierten".

Nun sieht und trifft man sich öfter. Was ist natürlicher, als daß die Schranken der „Etikette" (ohnehin vorstädtischer Façon) zu fallen beginnen und der Kreis der Unterhaltungsformen sich erweitert. Man arrangirt diverse Spiele und die der „schönen Frau" zunächst Sitzenden gestatten sich die — liberalsten Einfälle. Die „schöne Frau" lächelt und lacht schließlich ob des tollen Schabernack's, den man ihr zu Liebe oder vielmehr „zur Ehre" ersinnt, man wird warm und wärmer, die Literflaschen machen die Runde, man stößt an, man trinkt sich Gesundheit zu, man proponirt ein allgemeines „Du", der Gemahl, in gehobenster Stimmung, lallt eine Anrede, die „Gnädige", die „schöne Frau" verbirgt kichernd ihr Haupt an der Schulter des Nachbars . . .

Nun glaubt der Anekdotenerzähler sich ebenfalls keinen Zwang mehr anthun zu dürfen und eröffnet sein Arsenal von alten und ältesten, von neuen und neuesten Bonmots und „Aufsitzern". Er wagt heute ein verblümtes Scherzchen, nach dessen Citat die „Gnädige" das Schnupftuch vor die Augen hält, und morgen ein weniger maskirtes Zötchen und das nächste Mal die eclatanteste Zweideutigkeit. Eine donnernde Lachsalve belohnt den muthigen Rhapsodisten, der als „Bezirks-Boccaccio" das Renommée genießt, in puncto puncti ein — „verflixter Kerl" zu sein und der für sein Wagniß von Seite der allerdings etwas erröthenden „Gnädigen" keinen anderen Strafsermon einheimst, als das halbverschämte „aber Sie sind schlimm, Herr von Mayer!"

Und der schlimme Herr von Mayer wird nach diesem milden Urtel, das er als ein quasi Toleranz-Edict erklärt, nun sogar noch schlimmer. Fand die erste Ausschreitung nicht die gebührende Zurechtweisung, riskirt er noch derbere und sie erhalten von der lachbegierigen Gesellschaft gleichsfalls ihr „admittitur". Und sein Beispiel ermuthigt die Uebrigen, Gleiches zu thun oder vielmehr das Gebotene zu überbieten und so gelangt man endlich in das gewohnte Fahrwasser, wo Jedem so wohlig ist, wie — dem Fischlein im Bache, respective wie der Ente in der Pfütze.

So ist denn die Allianz hergestellt und der „Cercle" fühlt sich allabendlich in seinem „Gehaben" so ungezwungen und unbehindert, als ob — keine Frau anwesend wäre. Die „Gnädige" selbst hat längst des letzten Restes züchtiger Scheu sich entäußert und erwarb sich bereits den populären Titel einer „lustigen Frau" und nebstbei den Ruf: eine starke Portion „Gepfeffertes" er- und vertragen zu können. Außerdem lernte sie trinken. Sie macht über ihre Fortschritte in dieser Kunst selbst die heitersten Bemerkungen und wenn die allgemeine Stimmung den Höhepunkt erreicht, ist's nichts Seltenes, daß der Gemahl lachend diagnosticirt: „Die Meinige hat ein' Schwips!" und der Chorus es detto lachend bestätigt: „Die Gnädige hat ein' Schwips!" und die Edle nicht minder lachend es gesteht: „Ich hab' — ein' — Schwips!" Ist dies Bild nicht erhebend?

Und wird es nicht noch erhebender, wenn an der Seite einer solchen Mutter und in solchem Kreise auch ein Kind zu sehen? Das arme Geschöpf, sei's Knabe oder Mädchen, horcht und horcht, und vermag das Mystische der Gespräche nicht zu enträthseln; da aber das Gelächter nach jedem dieser Aperçus nur noch ungebändigter erschallt, die Anspielungen immer dunkler

und die wechſelſeitigen Blicke immer eigenthümlicher werden, da beginnt das Kind zu — ſinnen, das Ungereimte ſich zuſammen reimen, das Dunkle ſich erklären zu wollen, bis plötzlich — ein unbekanntes Etwas, ein drückend' Gefühl dem Kinde ſagt, daß es nicht hieher gehöre, daß ſeine Anweſenheit vielleicht ſtöre, daß es der Geſellſchaft zur Laſt oder doch unbequem und der vollen Entfaltung der allabendlich üblichen Laune hinderlich ſei; ja es beſchleicht das unerfahrene Weſen wie ein Mahnen von Schamhaftigkeit, von züchtiglicher Scheu und es wiſpelt in unbegriffener Aengſtigung der Mutter den Wunſch in's Ohr: „bald nach Hauſe zu gehen".

Die wohlmotivirteſte Bitte wird ungnädig aufgenommen. Die „Gnädige" verweiſt das ſchüchtern drängende Kind barſch zur Ruhe, welcher Rüge der weiſe Vater auch noch einige grimmige Blicke zugeſellt. „Is ja no nit ſo ſpät", meint der ärgerlich Gewordene, „nit einmal Zwölfi! Wann's ſchlafen will, ſoll's ſchlafen!" Da kommt einigen noch klügeren Gäſten der witzige Gedanke, das Geſchöpfchen zu nöthigen, daß es trinke, daß es das volle Glas austrinke, was unter Halloh und Bravo's der Tafelrunde geſchieht, worauf das Opfer, betäubt, das Haupt an die Seſſellehne oder in ſeine Hände legt, die müden Augen ſchließt und zu ſchlummern verſucht. Vielleicht ſchläft es auch nicht und horcht nur um ſo aufmerkſamer, aber man hält es für ſchlafend und fühlt ſich jetzt erſt um ſo — ungenirter. Die „ganz Schlimmen" werden von der „Gnädigen" mit der Serviette oder dem Sacktuche oder mit Brotkügelchen beworfen, was der „ſchönen Frau" vice versa von der angegriffenen Seite paſſirt; man bringt Räthſelſpiele auf's Tapet, ſtellt Scherzfragen, auf die ein zweideutiger Ausdruck die draſtiſche Antwort, erzählt sans phrase einige Liebesabenteuer, beſpöttelt die ehelichen Verhältniſſe dieſes oder jenes Bekannten und bricht endlich, wenn das Programm der Unterhaltung erſchöpft, auf, aber nicht, um nach Hauſe zu gehen, ſondern ein Café zu beſuchen, wo bei einem Pünſchchen noch weitere Allotria getrieben werden. So reißt denn die „Gnädige" das ſchlaftrunkene Kind unſanfteſt empor, applicirt ihm vielleicht ſogar ein paar raſche Püffe in's Genick, um es „munter" zu halten und ſtellt ſich trällernd an die Tête des Zuges. Die „ſchöne Frau", welcher von zwei jungen „Confectionären" lebhaft der Hof gemacht, vulgo: „die Cour geſchnitten" wurde, iſt nämlich heute beſonders „gut aufgelegt". Wie animirt fühlt man ſich dann erſt beim Cognacpunſche, wo bereits gemeinſchaftliche Landpartien für die nächſte Woche beſprochen werden, denen ſpäter die beliebten Kellerbeſuche in den Revieren des notabelſten „Heurigen" folgen, wo es ſelbſtverſtändlich am „höchſten" hergeht, und die „Gnädige" keinen leiſen „Schwips" oder anmuthigen „Spitz", ſondern ſchon einen capitalen „Haarbeutel" ſich einwirthſchaftet, deſſen kein Grundwächter ſich zu ſchämen brauchte.

Die Zeiten ſind ſchlecht, die Geſchäfte gehen flau, Zinſe, Steuern und Abgaben ſind faſt unerſchwinglich, was iſt natürlicher, als daß Leute von leichtlebigem Temperamente und eigens organiſirtem Denkvermögen in vorgeſchilderter Weiſe das ſorgenſchwere Daſein zu erheitern und nach ihrer Raiſon zu „verſchönern" ſuchen! Nur ſchade, daß das Ende vom Liede meiſt die trübſeligſten Strophen aufzuweiſen und die „Gnädige" und „ſchöne Frau" ſammt dem Cortège ihrer Bewunderer ein kläglich Finale erwartet. Iſt meine Schilderung übertrieben, meine Zeichnung incorrect, ſind meine Farben unwahr, ſind ſie zu grell oder zu düſter? Die Antwort gibt die ſociale Lage der Majorität unſeres Mittelſtandes.

Digitized by Google

Die „Gnädige im Extrazimmer“ — so scheinbar zierlich und pikant diese Staffage unseres Wirthshauslebens — ist eine der bedenklichsten Errungenschaften unserer aufgeklärten und emancipationssüchtigen Aera. Das „ewig Weibliche“ zieht uns hier nicht an, aber wir ziehen es zu uns herab; wir verfeinern durch die Gegenwart der Frau nicht, aber wir vergröbern ihre Art und Sitte. Die Anwesenheit einer Repräsentantin des schwachen Geschlechtes soll der Control-Apparat unseres Verhaltens und Benehmens während der abendlichen Ferialzeit sein; aber durch die vielfältige Berührung mit den rauhen Ecken und Rändern unserer Unterhaltungsformen stumpft das zarte Maschinchen ab, dessen Bestandtheile wahrlich nicht von Stahl und Eisen sind.

Bin ich in meinen Hypothesen unklar? Ich möchte nicht gerne — deutlicher werden. Ich lasse ja Ausnahmen gelten und weiß den „Reiz“ zu würdigen, an der Seite einer anmuthsvollen Frau ein junges Backhuhn mit Zuckererbsen zu verzehren und unter ihren Feuerblicken und blitzenden Bemerkungen eiskaltes „Märzen“ aus schön geschliffenen Pocalen zu schlürfen. Und auch die Cigarre mundet bei solcher Scenirung besser und man sieht den blauen Ringelwölkchen mit unnennbarem Behagen zu, wie sie in verblassenden Gestalten an der Decke des Saales wesenlos zerstäuben. Wie Schemen jagen sich dann unsere eigenen Gedanken und bilden die sonderbarsten Arabesken, die sich in den Fragen und Antworten verschlingen, die aus schönen Lippen hervorquellen. Ach, es bedarf zum vollen Glücke einer solchen Stunde nicht einmal obcitirter Leckerbissen, auch der dubioseste Gemsbraten, der geschwefeltste Gumpoldskirchner und das gespritzteste „Marxer“ wird zu Ambrosia und Nektar und man verzeiht der bedenklichsten Cuba ihr brenzelich Aroma. Ich weiß, ich weiß . . .

Und ebenso weiß ich, daß es zu den gemüthlichsten Postulaten des gezähmten Citoyen der Wiener „Gründe“ gehört, an gewissen Tagen des Jahres, seien es die rothangestrichenen normalen oder die privaten Festtage oder bei besonderen excluſiv fröhlichen Anlässen mit seinem „Weiberl“ ein verläßlich Refectorium aufzusuchen, bei einer Flasche Wein ꝛc. in patriachalischer Eintracht ein paar Stündchen zu verplaudern, d. h. Leid und Freud des gemeinsamen irdischen Joches zu besprechen. Aber derlei intime Schmausereien, oft bescheidensten Kalibers, ereignen sich bei geordneter Familien-Wirthschaft eben nur ab und zu und bilden nicht die Regel der angenommenen Lebensweise, sind Ausnahmsfälle, gegen die zu agitiren, namentlich wenn sie in ihren Gestionen sogar musterhaft verlaufen, nur die Mission des griesgrämigsten Murrkopfes wäre.

Gegen solche landesübliche Usancen richtet sich ja auch nicht meine Epistel. Ich sprach und spreche auch nur gegen die Seßhaftigkeit des Weibes im Wirthshause, gegen die Stabilität ihrer Anwesenheit bei sämmtlichen Trink- und oratorischen Schwelgereien, gegen den Abusus der allabendlichen Theilnahme und Mitwirkung der „züchtigen Mutter und Hausfrau“ an jeglichem Gelage, gegen die Gewohnheitsmäßigkeit ihrer Gegenwart, gegen die förmliche Einbürgerung des Weibes in der Kneipe. Ich sprach und spreche nur gegen die Knappheit des Verkehres, dem die ehrenwertheste Gesponsin mit rücksichtslosesten und weinduseligsten Cumpanen Preis gegeben, gegen die tolerirte Gesprächs-Allianz mit unverbürgtesten Charakteren, gegen die hierdurch angebahnte unvermeidliche Intimität mit jeder Art „Nachbarn“ und gegen die Unachtsamkeit des leutseligen Herrn Gemahls hinsichtlich der möglichen Folgen allzu vertraulicher

Genoſſenſchaft mit profeſſionellen Spaßmachern. Welch' unangenehmer Ernſt iſt ſolch' leichtfertigen Scherzen oft in der Nähe, und welche Unlauterkeit der Gedanken brüten ſolch' eingeathmete Miasmen in manchem Köpfchen aus!

Und ſomit für diesmal genug. Hält man den Stoff meiner „Studie" für unwichtig und belächelt man mich, weil ich vor der „Influenz der Kneipe" auf das ſchwache Geſchlecht ſo übereifrig gewarnt? Ich könnte zur Erhärtung meines Dogma's Dutzende wahrhaftigſter Geſchichten erzählen, aber — ſie gleichen ſich eine der andern und haben ſammt und ſonders denſelben — fatalen Ausgang.

Poeſien.

Von Rudolf Baumbach.

Backfiſchchen's Liebesglück.

Heckenröslein, über Nacht
Seid ihr aufgegangen,
Schaut mich freundlich an und lacht
Mit verſchämten Wangen.
Ein Geheimniß, wie man ſpricht,
Wißt ihr wohl zu hehlen;
Heckenröslein, plaudert nicht!
Will euch was erzählen —
Still, a ſtill!
Ich bin ein thöricht Mädchen
Und weiß nicht, was ich will.

Kater, haſt dich ſcheu verſteckt;
Hör' dich ängſtlich ſchreien.
Daß du von der Milch geleckt,
Will ich heut' verzeihen.
Krieche aus dem Winkel vor,
Schrecken aller Ratzen!
Komm', ich ſag' dir was in's Ohr,
Aber darfſt nicht kratzen.
Still, a ſtill!
Ich bin ein thöricht Mädchen
Und weiß nicht, was ich will.

Diſtelfink im Vogelhaus,
Laß dein trübes Singen!
Frei durch's Fenſter fliege aus
Mit behenden Schwingen!
Sing's den Halmen auf dem Feld
Und im Wald den Eichen:
Keine Freude in der Welt
Mag der meinen gleichen.
Still, a ſtill!
Ich bin ein thöricht Mädchen
Und weiß nicht, was ich will.

Im Klee.

Ich bin geſtanden mitten
Im raſenrothen Klee;
Die Sichel hat mich geſchnitten
In's Fingerlein, o weh!

Ein Jäger kam zur Stunde
Gerudert über den See;
Er hat mir beſprochen die Wunde
Und mich geküßt im Klee.

Und weiter thät er ſchreiten
Zu bürſchen ein braunes Reh —
Sein denk' ich zu allen Zeiten,
Wo immer ich geh' und ſteh'.

Muß tief im Herzen drinnen
Verbergen Gram und Weh —
Ach hätt' er laſſen rinnen
Mein Herzblut in den Klee!

Gute Nacht.

Mutter Nacht im Mantel grau
Kommt zu Berg geſtiegen,
Gras und Blumen trinken Thau,
Nächt'ge Vögel fliegen,
Silberſternlein wandeln ſacht. —
Gute Nacht!

Was da flieht den Sonnenſchein
Wandelt jetzt im Walde,
Ruhig ſchläft der Hirte ein
An der Bergeshalde.
Sal'ge Frauen haben Acht —
Gute Nacht!

Was euch kümmert, was euch plagt,
Laßt es thalwärts fahren;
So ihr Glück im Herzen tragt,
Sollt ihr's weislich ſparen,
Bis die Sonne wieder lacht —
Gute Nacht!

Digitized by Google

Ernſt der Eiſerne und die ſchöne Cimburga.

Ein Bild aus der vaterländiſchen Geſchichte von Prof. A. Steinwenter.

Eine ſtattliche Reihe von Urkunden, die heiligſten Eide und der Segen der Kirche ſchienen die ſchon in der Kindheit Tagen geſchloſſene Verbindung Wilhelms von Oeſterreich, Leopolds III. älteſtem Sohne, und Hedwigs, der großen Angiovinen jüngſter Tochter, ſeit 1384 Polens Königin, geſichert zu haben.

Dennoch luden die Magnaten den heidniſchen Großherzog von Litthauen zur Ehe mit ihrer jungen Fürſtin ein, deren Gleichen an Schönheit und Geiſt das Erdenrund nicht trug, wie Dlugoš ſagt, denn ſo wollte es der eigene und des Landes Vortheil. Da mitten in den darüber gepflogenen Unterhandlungen erſchien plötzlich Wilhelm der Habsburger in Krakau, um das Truggewebe zu zerreißen und den Bund mit Hedwig unauflöslich zu machen. Aber alle Schlauheit und aller Scharfſinn der Liebenden ſcheiterte an der Polen Eigennutz; Woche um Woche verrannen in fruchtloſem Warten, immer näher rückte Jagello der Hauptſtadt, immer drohender geberdeten ſich die Polen, nur die Flucht konnte Wilhelm retten, zu der ihm die geängſtigte Königin ſelbſt mittelſt einer Strickleiter verholfen haben ſoll. Auch Hedwig wollte, dem Rechte und dem Zuge ihres Herzens folgend, fliehen, das geſperrte Schloßthor mit einer Axt ſprengen, allein Demetrius Goray hielt ſie zurück.

Magnaten und Geiſtlichkeit thaten nun das Möglichſte, um die Fürſtin, welche dem jugendlich-ſchönen Wilhelm die Treue nicht zu brechen vermochte, umzuſtimmen. Politiſche und religiöſe Vortheile wurden in's Feld geführt, um die Ehe mit Jagello annehmbar, ja begehrenswerth darzuſtellen. Das fünfzehnjährige verlaſſene Mädchen gab nach langem Kampfe nach und reichte Jagello, getauft Wladislaw, am 18. Februar 1386 ihre Hand.

Am gleichen Tage, an dem Wilhelm von Oeſterreich nach Verluſt des herrlichſten Weibes und eines mächtigen Thrones als Vertriebener in die alte Donauſtadt einzog, drückte ſich der erſte Jagellone die Krone Polens auf das Haupt.

Laut äußerte ſich allenthalben die Entrüſtung über die Schmach, die dem deutſchen Namen widerfahren, aber es blieb bei Worten in gebundener und ungebundener Rede.

Faſt drei Jahrzehente waren ſeit jener unglücklichen Brautfahrt Wilhelms in die polniſchen Lande verfloſſen; der Jagellonenkönig war zur zweiten Ehe mit Anna, der Tochter des Grafen Wilhelm von Cilli, oder Cilicien, wie ein polniſcher Chroniſt ſagte, der Enkelin des großen Kaſimir, geſchritten und eine Tochter Hedwig war dieſer Verbindung entſproſſen; Wladislaw hatte wiederholt geſucht, das traurige Andenken, das ſeine erſte Gemalin bei den Oeſterreichern hinterlaſſen, durch die Vermälung ſeines einzigen Kindes mit dem jugendlichen Albrecht V. zu verwiſchen; aber man hatte jedesmal entrüſtet einen ſolchen Antrag von der Hand gewieſen; nomen est omen, man wollte keine zweite Hedwig, ſchon der Name ſchien zu verhängnißvoll an jene Krakauer Ereigniſſe zu mahnen.

Da unternahm es, geleitet von Politik und Liebe, der Bruder Wil-

helms des Freundlichen, Ernſt der Eiſerne, Herzog der Steiermark, eine Braut heimzuführen aus eben jenem königlichen Schloſſe, das für die Habsburger ſo viel böſe Erinnerungen enthielt. Laſſen Sie mich nun dieſe Werbung als erfreuliches und glückliches Gegenbild zu der früher geſchilderten, ſo weit es die ſpärlichen Quellenangaben geſtatten, etwas näher ausführen.

Wladislaw war einer Einladung des Königs Sigismund nach Ungarn gefolgt; dem Polenkönige wiederum folgte Ernſt, der um deſſen Bundesgenoſſenſchaft warb.

Unter Reiſen, Jagden und allerlei Vergnügungen vergingen die erſten Monate des Frühjahres, bis man endlich zum Pfingſtfeſte in Ofen eintraf, wo Sigismund einen großen Hoftag zu halten gedachte. Wohl nie hatte Ungarns Hauptſtadt eine glänzendere Verſammlung geſehen als in den Maitagen des Jahres 1412:

„Item iſt gar vil Fürſten Heren Ritter und Knechte geweſen zu dem Hoffe zu Oven inn Ungern mit namen III konige, III heuptlude drier Lande Dispot der Servoy, Item XIII Herzogen, XXI graven, XXVI Herren in die ungeriſchen Herren und XV^{c} Ritter, III^{m} knecht geſchetzt, ein kardenal, ein legat, III Erzbiſchof, XI ander biſchoffe, LXXXVI pfiffer und Boſimer, XVII Heroolt und uf XL^{m} pferde geſchetzt an allen Orten. Item von XVII landen ſprache und lüte alz Ungern, Beheymen, Bolanden, Prußen, Rußen, Litauwen, Krichen, Dattaren, Dürken, Walachien, Boßen, Sirſien, Winden, Walchen, Dutſchen, Franzoſen, Engelſche, Albaneſen, Abrahemſche lüte vom heiligen grabe und ſuſt vil heßlicher Heiden mit langen Berten, großen Beuchen, hohen Hüten und langen gollern". So lautet der Bericht eines Augenzeugen. Es war eine bunte, ſchimmernde Verſammlung in der Art, wie ſie Sigismund mehrmals während ſeiner Regierung um ſich zu ſchaaren wußte, und wie ſie das untergehende Ritterthum, gleichſam um den Schmerz ſeiner Sterbeſtunde zu betäuben und zu verklären, mit Eifer veranſtaltete. Auch Steiermarks hochgemuther Herzog, der eiſerne Ernſt, „ein gar waidtlicher Fürſt mit Rennen und Stichen" war in prächtigem Aufzuge erſchienen und hatte durch ſeinen Aufwand und ſein ſtolzes, ſelbſtbewußtes Auftreten den empfindlichen Ungarkönig beleidigt, der wohl außerdem eine ihm ungünſtige Beeinfluſſung Wladislaws von Seite des Oeſterreichers fürchten mochte. Nur mit Mühe konnte beider Unmuth beſchwichtigt werden; Ernſt verließ daher bald den Hof, wo man ihn ſo kalt behandelte; ein liebreizendes Frauengebilde lag ihm nunmehr im Sinne, dies wollte er zu ſeinem Eigen machen.

Einer Nichte Wladislaw's, der Herzogstochter von Maſſowien wunderbare Schönheit war von den Fürſten am Ofner Reichstage in den überſchwenglichſten Lobſprüchen erhoben worden; dieſe hatten bei Ernſt ein empfängliches Gemüth gefunden, er beſchloß, die Ungekannte unerkannt zu freien und romantiſch, wie jene erſte Brautfahrt Wilhelms nach Polen, ward auch dieſe zweite Liebe eines öſterreichiſchen Herzogs zur nordiſchen Schönheit ausgeſchmückt.

Wladislaw hatte 1387 ſeine Schweſter Alexandra, einem Ziemovit von Maſowien zur Gemalin gegeben.

Aus jener Ehe war Cimburga oder Cimbarka, die am Hofe des Polenkönigs erzogen ward, entſproſſen. Herzog Ernſt, unbeugſam und eiſernen Sinnes, wie er war, kannte keine Bedenken und Gefahren. Als Graf von Avelenz, nur von ſeinem Marſchall Sweimpelk und wenigen Getreuen geleitet, unternahm er verkleidet den Brautritt nach Krakau, in das er unerkannt gelangte. Wenn ſonſt das Gerücht, je weiter es ſich verbreitet, deſto mehr übertreibt, ſo war es diesmal beſcheiden geweſen; Geſtalt und Weſen der Jungfrau überboten noch

den sie feiernden Ruf. Doch auch der Herr der Steiermark war ihr ein würdiger und begehrenswerther Freier.

Der hünenhafte Mann in der Blüthe seiner Vollkraft, Ernst war damals 34 Jahre, — mit dem wallenden Haupthaar, dem gebräunten, edlen Antlitz, das reichlicher Bartwuchs umrahmte, den kühnen, blitzenden Augen, war eine Erscheinung, die eines Mädchen Herz bezaubern konnte, zumal die einschmeichelnde Liebenswürdigkeit seiner Rede das Kriegerische seines Aeußern milderte. Als Wladislaw von der Ankunft des hohen Gastes vernommen, das Geheimniß war nicht lange gewahrt worden, eilte er nach Krakau, um den Habsburger in gebührender Weise zu empfangen, nicht ohne scherzhaft zu äußern, auf welche Uebereinkunft hin denn Ernst es habe unternehmen können, ohne sicheres Geleite des Jagellonen Reich und Stadt zu betreten. Dem Könige gegenüber ließ der Herzog nun die Maske fallen und erbat sich die Hand seiner schönen Nichte.

Wir können uns denken, daß die Bitte ein geneigtes Ohr fand; wie mußte sich Wladislaw geschmeichelt fühlen, daß ein österreichischer Herzog aus seiner Hand eine Braut begehrte. Mit verschwenderischer Pracht ward die Hochzeit des stattlichen Paares begangen; der Polenkönig sorgte für eine reiche, goldene Mitgift und beschenkte Ernst entsprechend dem fürstlichen Range des Gebers und des Nehmers. Da Ernst's Gefolge nur ein geringes war, geleiteten ihn und sein junges Weib 600 Krieger aus des Jagellonen Leibwache unter dem Befehle Peters von Schafranyecz, des Unterkämmeres von Krakau, bis nach Wiener-Neustadt, wo die Neuvermählten ihr Hoflager aufschlugen. Reichlich entschädigt für ihre Mühe kehrten die polnischen Reiter, die Ernst gegen allfällige Nachstellungen Sigismund's zu schützen gehabt hatten, über Wien und Mähren in ihre Heimat zurück und ihr Führer konnte seinem Herrn die Versicherung des Herzens überbringen, daß er sich Wladislaw gegenüber zu ewigem Danke verpflichtet fühle. So berichtet der Krakauer Domherr Dlugoš, der jedoch den Zug Ernst's nach Polen in den Fasching des Jahres 1412 verlegt, und gewichtige Gründe sprechen auch für diese Annahme.

Die neue Herzogin von Steiermark wußte bald durch ihr gewinnendes Wesen die Bedenken zu verscheuchen, die man gegen die Verbindung gehegt und alle Quellen sind im Ruhme der zweiten Stammmutter der Habsburger einig.

„Und ihrem Schoß entblüht mit mächtigen Zweigen
Ein strahlender, ein ungeheurer Baum,
Du siehst ihn stolz, bis zu den Sternen steigen,
Die Erde trägt den blätterreichen kaum.
Und Kronen sind die Frucht an seinen Zweigen,
Und unter seinem Schatten findet Raum
In wechselndem, vielfarbigem Gedränge
Der fernsten Völker lebensfrohe Menge."

So besingt der Dichter Maximilian Fischel die Ahnfrau jener stolzen Reihe von Deutschlands, Oesterreichs und Hispaniens Regenten, deren Herrschermacht einst das Erdenrund umspannte. Als Vorwurf dient ihm eine alte, in Oesterreich wie in Polen und Lithauen erhaltene Sage, derzufolge Herzog Ernst unerkannt Cimburga auf der Jagd vor einem grimmen Bären, den sie zuvor mit ihrem Speere verwundet, gerettet habe und dann auf der Stechbahn zu Krakau, in schwarzer Rüstung streng verhüllt, den lettischen Riesen Dambrow zu den Füßen seiner Liebe in den Staub gestreckt. Ein Harfner, der von des Kaisers Hof gekommen, preist nun des Fremdlings Sinn und Thaten:

„Der Fürst, den ich bescheiden nur gemalt,
Fährt er dann fort, der diese Makellose
Zu frei'n begehrt, ist mitten unter euch —
Heil ihm! dem Herzog Ernst von Oesterreich."

Fünf Söhne und vier Töchter waren dieser Ehe reicher Segen:

Margaretha, die Gemahlin Friedrichs, des Kurfürsten von Sachsen,

Katharina, die Gattin Karl's des Markgrafen von Baden, Friedrich III., der letzte in Rom gekrönte deutsche Kaiser, den Cimburga in Innsbruck, wohin sie ihrem Gemahl in trüber Zeit gefolgt war, am 21. September 1415 geboren, Albrecht VI., Ernst, Rudolf, Leopold, Alexander und Anna; die fünf Letzteren starben jedoch in jungen Jahren.

Viel gerühmt war auch Cimburgas staunenswerthe Leibesstärke, in der sie ihrem eisengefügten Manne um nichts nachgestanden haben soll. Haselnüsse zerdrückte sie zwischen ihren Fingern und trieb mit den bloßen Daumen Hufnägel in die Wand. Ein schlesischer Chronist stellt sie in dieser Beziehung in eine Linie mit Elisabeth, der Schwester von Ernst's erster Gemahlin und schreibt:

„Welcher Stärke auch gewesen die Kayserin Elisabeth, gebohrne Herzogin aus Pommern, Kayser Karl des IV. vierdte Gemahlin; denn als der Kayser zu Prag das Oster-Fest hielt, Anno 1371 mit grosser Solennität und die andern Feyertage allerley Ritter-Spiel wurden gehalten, schreibet Johann Sandel in der Böhmischen Chronica, habe die Kayserin ihren Herrn auch etwas besonders lassen sehen! Hat ihr ein groß, dick, neues Hufeisen lassen bringen, und dasselbe nicht anders zurissen, als ob es von Holtz gemacht gewesen. Einen Pantzer hat sie wie eine Windel von einander gerissen."

Das schwache Geschlecht von damals scheint an solchen Kraftproben, zu denen auch noch das Ziehen beladener Wagen hinzugefügt wird, seine Freude gefunden zu haben.

So erscheint denn auch Cimburga unter den ehernen Standbildern, die das Kenotaph Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck umgeben, als jene stattliche Schönheit, wie sie uns geschildert wird, mit dem schwärmerischen, liebeheischenden Blicke und jenem eigenthümlich geformten Munde, von dem es in Fugger's Ehrenspiegel heißt:

„Ihr werden auch große, völlige Lippen zugeschrieben: welche sie ihren Nachkommen, als ein Angeburtzeichen hinterlassen."

Sonst hören wir noch von ihrer ausnehmenden Frömmigkeit, so steht in Enenkels Fürstenbuch: „Die selb Cimburga was gar ein andechtige Frau. Sy pett vnd vast gar vil Vnd was gar fleissig an dem goczdinst". Auf einer Wallfahrt nach Maria-Zell ereilte sie denn auch auf der Mittagshöhe ihres Lebens der Tod zu Dürnitz, wo sie plötzlich erkrankt war, am 28. September 1429, so heißt es im Tagebuche ihres Sohnes Friedrich. Die Leiche wurde in das Kloster Lilienfeld übertragen. Dort, in den Vorbergen der Alpen, ruht die nordische Herzogstochter in dem Grabe Leopold's, des viel besungenen, glorreichen Babenbergers.

Ernst war seiner Gemahlin, mit der er 12 Jahre in Freuden und Frieden gelebt, im Tode vorangegangen „vnd zu Rhain im Kloster, als dessen sonderlicher Patron, vnd gutthäter begraben worden". Das gothisch geformte Denkmal trägt auf der Decke sein aus rothem Marmor gemeißeltes Bild, das die größte Aehnlichkeit mit der Innsbrucker Statue aufweist, mit den Wappenbildern von Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain und der Umschrift: Anno · Domini · M. CCCC · XXIV · Decima · Die Mensis · Junii Obiit · Serenissimus · Princeps Dns Arnestus · Archidux · Austrie Stirie · Karinthie · Carniole · Ze Requiescat · In · Sancta · Pace.

Er hatte also nur das 46. Jahr seines Lebens erreicht, als ihn der Tod am Pfingstabend 1424 zu Bruck an der Mur ereilte. Dort sind auch seine Eingeweide in der Marienkirche bestattet, der achteckige Stein zeigt nächst den Wappen von Oesterreich, Steiermark und Kärnten die Inschrift: Hic · Sunt · Ernesti · Archi · Viscera

Clausa · Ducis I · 1424 · Decima Die · Mensis · Junii · Quo · Satus est Caesar Friedericus Tercius.

Wenn auch des Herzogs Verhalten seinen Brüdern Leopold und Friedrich gegenüber von manchem Vorwurf nicht freizusprechen ist und den damals herrschenden Geist selbstsüchtigen Strebens an der Stirne trägt, die allgemeine Krankheit der Zeit spiegelt sich eben auch im einzelnen Individuum ab, so war doch er die belebende Seele seines ruhmreichen Hauses; war er auch an politischem Weitblicke und diplomatischem Scharfsinne seinem Oheim Rudolf nicht gewachsen, so erinnert er uns doch vielfach an diesen in seinem selbstbewußten Auftreten Sigismund gegenüber, damals in den Pfingsttagen zu Ofen und später auf dem Concile zu Constanz, in seiner Prachtliebe und dem Stolze, mit dem er sich den Titel eines Erzherzogs beilegte. Unermüdlich thätig sehen wir ihn von einem Orte zum andern eilend: in Ungarn, in Polen, in den böhmischen Ländern, in Oesterreich, ja selbst am heiligen Grabe, bald im Kampfe mit rebellischen Unterthanen, bald gegen die Feinde seines Hauses oder seiner Machterweiterungspläne, bald gegen die Türken oder die Anhänger Hussens ziehen. Eine Fülle von Urkunden gibt Zeugniß für sein äußeres und inneres Walten, das für Steiermark speciell ein segensreiches war. Mit unerbittlicher Strenge wurden die Raubritter gezüchtigt und ihnen das Handwerk gelegt, den Städten und Märkten ihre Freiheiten bestätigt und erweitert, ihre Gerichtsbarkeit gewahrt, Handel und Gewerbe gesichert und gehoben, der Bergbau geschützt, die Angelegenheiten der Juden geregelt, das Münzwesen geordnet und verbessert, die Geistlichkeit und ihre Besitzungen zu den allgemeinen Lasten herbeigezogen trotz des Bannfluches, der deshalb Ernst bei all seiner Frömmigkeit traf. Ja es war ein reger, viel geschäftiger Geist, der damals in Steiermark waltete; auf der einen Seite den romantischen Ideen des Ritterthums huldigend, auf der andern das Wesen eines neuen Zeitalters verkündigend, war Ernst ein Vorläufer seines glücklichern und größern Enkels Maximilian.

Niemals einerlei, Nunquam eadem mit dem sichelförmigen Monde, dem Symbole des wechselnden Glückes war seine Devise. Die Mit- und Nachwelt aber gab ihm den Beinamen Ferreno, denn ehern war seine Kraft und stählern sein Sinn.

Einſiedler in den Alpen.

Von Ludwig v. Hörmann.

Unter den Reſten mittelalterlicher Anſchauung und Lebensweiſe, an denen die bis in die neueſte Zeit abgeſchloſſenen Alpen ſo reich ſind, nehmen auch die Einſiedler einen Platz ein. Es macht ſich ganz romantiſch, wenn wir auf einem umbuſchten Hügel oder in einer tannendunkeln Waldſchlucht plötzlich eine ärmliche Hütte nebſt einer Kapelle vor uns auftauchen ſehen, aus der eine Geſtalt heraustritt mit brauner Kutte, Gürtelſtrick und wirrem Bart — ein wirklicher Klausner, wie wir ihn aus der „Beatushöhle" von Chriſtof Schmid von Kindeszeiten her noch lebhaft in Erinnerung haben. Aber freilich gar zu nahe dürfen wir dieſer poetiſchen Erſcheinung weder mit den Augen noch mit der Naſe treten, wollen wir in ihr nicht alsbald einen verabſchiedeten invaliden Kaiſerjäger oder ſonſt einen brodloſen Patron entdecken, den die Gemeinde, um ihn los zu werden, hier in dieſer zugigen Wohnung „eingepfründet" hat. Und es iſt nicht einmal die allerſchlechteſte Verſorgung.

Denn die guten Bauern wiſſen — eingedenk ihrer fetten Krapfen und Schmalznudeln — wohl, daß Einer heutzutage von bloßen Wurzeln, Kräutern und klarem Quellwaſſer nicht leben kann und ertheilen daher dem Einſiedler die Erlaubniß, von Zeit zu Zeit in den Häuſern eines beſtimmten Bezirkes ſammeln zu gehen. Wenn er es verſteht, die mitleidige Gunſt der Bäuerinnen zu gewinnen, ſo bringt er ſeinen Sack mit Brot, Mehl, Schmalz ꝛc. vollgeſtopft nach Hauſe. Etliche Küchenpflanzen zieht er in ſeinem Gärtchen, falls ihm der Platz ein ſolches geſtattet. Und die duftige Waldeskühle ringsum oder die herrliche Ausſicht in's blühende Thal mit ſeinem geſchäftigen Treiben — ja wohl im ſchönen Sommer möchte manches naturfreundliche Menſchenkind Einſiedler ſein. Aber im Winter — monatelang Weg und Steg mit klafterhohem Schnee verweht, einſam wie der Fuchs in der Höhle, auf der einen Seite vom Herdfeuer halb gebraten, auf der andern geſchüttelt von eiſiger Kälte, die durch alle Fugen dringt, welch' eine Exiſtenz! Wer mag es dem frommen Waldbruder verdenken, wenn er eine verdeckte Schnapsflaſche hervorzieht und eine Pfeife mit geſchenktem Knaſter vollſtopft, um ſeine Sehnſucht nach einer warmen Wirthsſtube zu vernebeln.

Freilich, einſtmals, in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums, lebten die Einſiedler anders. Sie lagen auf den Knieen vor einem Todtenkopfe, geißelten ſich, ſangen Bußpſalmen und ſchliefen in einem Bretterſarg. Dafür wurden ſie auch bei Lebzeiten für „heilig" gehalten und nach dem Tode „heilig" oder wenigſtens „ſelig geſprochen". Ein ſolcher war z. B. der heilige Romedius aus dem Geſchlechte der Grafen von Thaur, der um das Jahr 400 n. Chr. im Nonsberg, auf einem ſchroffen Felſenkegel, zu welchem man durch eine enge Klamm gelangt, ſeine Klauſe hatte. Ich kann nicht umhin, die artige Legende, welche der Schweizer Dichter Balthaſar Hunold in ſeinen ſoeben erſchienenen „Haller Spaziergänge" (Innsbruck, Gaßner, 1878) poetiſch behandelt hat, hieher zu ſetzen. Sie iſt ein Muſter epiſcher Diction.

Einſam ſaß ich in dem Garten mit dem ſeligſten Behagen,
Wie's nur Glücklichen beſchieden, hier an Sommer-Nachmittagen.

Reizend wiegte ſich das Innthal in den Abendſonnenſtrahlen —
Mädchen! Bring' mir eine Flaſche, aber von dem Specialen! —

Auf Dein Wohl! Komm', ſetz' Dich nieder und erzähl' mir die Geſchichte
Von dem heiligen Romedi, daß ich weiter ſie berichte.

Sie begann: „Das iſt ein Ritter oben dort im Schloß geweſen,
Habt Ihr denn das ſchöne Büchlein von dem Pfarrer nicht geleſen?

Doch der edle St. Romedi wollte nicht als Rittee leben
Und verließ das Schloß und Alles, um die Ehee Gott zu geben.

Iſt mit ſeinem ſchwarzen Rößlein dann in's Wälſchland foetgegang'n,
Hat im Nonsbeeg dort im Walde arm zu leben angefangen.

Dort hat er gebaut ein Kirchlein, lebte heilig und beſcheiden
In der Gnade — und das Rößlein ließ er in dem Walde weiden.

Einmal hat er in der Zelle ſtill gebetet — unterdeſſen
Iſt ein geoßee Bäe gekommen, hat das Rößlein ihm gefreſſen.

Doch das macht dem feommen Manne nicht die kleinſten Schwierigkeiten,
Speach zum Bären: Die zue Buße will ich auf die ſelbee reiten.

Und der Bär iſt zahm geworden, wie ein Lämmlein, hat geſchwiegen
Und der heilige Romedi iſt bequem daeauf geſtiegen.

Und ſa iſt er auf dem Bären bis Trient hinabgeritten,
Um vom heiligen Vigili ſich den Segen zu erbitten.

Als ſich da die Gottesmänner mitten in der Stadt begegnet,
Haben ſie voe vielem Volke Beid' einandee ſich geſegnet. —"

Brava! Jetzt noch eine Flaſche, Mädchen mit dem blonden Zopfe!
Dieſer Wein und dee Romedi ſteigen heitee mie zu Kopfe!

Wo es ſich um Bären handelt, wer will grübeln da nach Wahrheit!
Daß Dein Heez noch rein und ſchuldlos, ſagt mir Deines Auges Klaeheit.

Allen Heiligen zu Ehren laſſ' uns froh das Glas eeheben:
Dee Vigili, dee Romedi und der Bäe — ſie ſollen leben!"

Einige Jahrzehnte ſpäter beſchloß der heil. Valentin, der Apoſtel von Tirol, als Einſiedler zu Mais bei Meran ſein bewegtes Leben. Beſonders die Zeiten der Kreuzzüge waren reich an ſolchen Eremitagen. Eine der maleriſcheſten iſt der nunmehrige Wallfahrtsort „zum heiligen Kreuz" im Abteithal, unter den drohenden Abſtürzen des Kreuzkogels. Hier ſoll, wie die Sage meldet, in grauer Vorzeit Graf Otwin von Lurn als Einſiedler durch Buße geſühnt haben, was er früher mit ſeinem aus dem Morgenlande zurückgebrachten, arianiſch geſinnten Hofkaplan — dem ſogenannten „blauen Pfaffen" — gefrevelt hatte.

Viele Einſiedeleien erweiterten ſich ſpäter zu Mönchs- und Nonnenklöſtern, ſo z. B. St. Martin im Gnadenwald und das Kloſter im Hallthale; aus kleinen Klauſnerkapellen erwuchſen beſuchte Wallfahrtsorte, wie Kaltenbrunn und das wildſchöne St. Georgenberg im Unterinnthale. Doch wollen wir uns in die Geſchichte des Klauſnerweſens nicht weiter einlaſſen. Wer ſich darüber näher unterrichten will, leſe die intereſſanten Aufſätze „Einſiedler in Tirol", die der bekannte Culturhiſtoriker Chriſtian Schneller in ſeinem trefflichen Buche „Skizzen und Culturbilder aus Tirol" (Innsbruck, Wagner, 1877) veröffentlicht hat. Daraus erfahren wir auch, daß weit ſpäter, im ſiebzehnten Jahrhundert, als Folge der Reaction gegen den eindringenden Proteſtantismus, die Einſiedler wie Pilze aus der Erde ſchoſſen. Faſt jedes Dorf hatte in ſeinem Bezirk einen ſolchen Waldbruder, beſonders in den freundlicheren Gegenden, im Unterinnthal, Puſterthal und Südtirol; in dem rauhen

Klima der Hochthäler wäre das Leben in der freien Natur von vorneherein eine Unmöglichkeit gewesen. Auch hatten diese Epigonen nicht mehr jene glühende, todesverachtende Begeisterung, welche die Asketen des ersten Christenthums beseelte. Nun hat sie die Alles umwandelnde Zeit bis auf spärliche Reste weggekehrt; eigentlich war es Josef II., dessen Hand den fegenden Besen führte. Daß es nicht schade war um die größtentheils entarteten Nachkommen, die auch gar wenig Respect mehr genossen, belehrt uns ein „Schnaderhüpfl", welches der Volkswitz auf sie gedichtet:

„Der Einsiedl am G'wänd
Hat die Kutten aufg'hängt,
Hat die Bet'n *) verschmissen
Und ist'm Diendl nachg'rennt."

was ich übrigens meinerseits ganz vernünftig finde. Also, wie gesagt, aus den meisten romantischen Einsiedlern wurden solide „Zweisiedler", wie die Leute spotteten, welche statt des Rosenkranzes Pflug und Rechen in die Hand nahmen. Ihre verlassenen Hüttchen draußen am Walde werden von Jahr zu Jahr malerisch verfallener, bis diese poetische Staffage ganz verschwunden sein wird, wie z. B. die ungemein stimmungsvolle St. Ulrichskapelle bei Lienz. Sie liegt unweit des stillen Tristacherse'e's an der Absenkung des Rauchkofels. Schlanke dunkle Fichten umstehen wie in schweigender Andacht die grüne Waldeinsamkeit, die Hermann von Gilm so schön besungen:

„Die Zell' ist leer, der Platz ist frei,
Des Klausners Thür steht offen;
Der Wanderer aber geht vorbei
Als wäe' hier nichts zu hoffen.

Denn draußen rufen Kampf und Streit —
Des Lebens Fluthen schäumen,
Wir Neuen haben keine Zeit,
Den Alten gleich zu träumen.

Ich aber möcht' hiee Tag um Tag
Tieoleelieder dichten;
Und wenn's auch Niemand höeen mag,
So höeen mich die Fichten.

Sie beugen sich und hoechen wohl
Mit Lust den neuen Tönen;
Daß nicht die Fremden mehe Tieol
Als liederarm veehöhnen.

Aber ganz sind sie doch nicht zur Sage geworden, die altehrwürdigen Kuttenmänner. Besonders an einzelnstehenden Wallfahrtskirchen trifft man noch da und dort einen. Ich habe die Ehre, mit mehreren dieser originellen Gesellen persönlich bekannt zu sein und will die interessantesten und bekanntesten zum Schlusse dem freundlichen Leser vorstellen.

Am öftesten gesehen und besucht dürfte wohl die Klause auf der „Brettfall" sein. So heißt nämlich ein vom Landvolk der Umgegend stark frequentirter Wallfahrtsort am Eingange des schönen Zillerthales. Zwei stolze Felsenkegel stehen rechts und links aufgeschlagen wie zwei riesige Thorflügel. Auf dem ersteren klebt über einer schroffen Wand wie ein Schwalbennest das weiße Madonnenkirchlein, ein herrlicher Punkt, der die kurze Mühe des Aufstieges durch eine entzückende Sicht auf das blühende Zillerthal und das weite, belebte Innthal lohnt. Hart neben der Kirche befindet sich die Klause.

Die Gemeinde hat dem Einsiedler den leichten Meßnerdienst und die Sorge für die Instandhaltung des Gotteshauses übertragen. Nebenbei hält er einen kleinen Kramladen mit Bildchen, Amuletten, Rosenkränzen, Ringen ꝛc., die er als Andenken den frommen Wallfahrern verkauft. Auch ein Gärtchen hat er angelegt, wie es der beschränkte Raum erlaubt, und bepflanzt es mit Gemüse und Blumen.

Als ich bei meinem letzten Besuch der Brettfall den gutmüthigen Alten im härenen Habit fragte, warum er sich gerade diese Gegend für seine Einsiedelei gewählt habe, da sah er mich treuherzig an und sagte: „Schauen's, Herr, das kann ich Ihnen nicht sagen, aber mir ist halt immer etwas auf dem Herzen g'legen und es hat mir's

*) Rosenkranz.

kein Menſch weggebracht, außer die da drin.“ Dabei deutete er auf die offene Kapelle. Wir wünſchen ihm eine gute Nacht und vor Allem, daß ihn nicht das Schickſal eines ſeiner Vorgänger treffe, der anno 1829 ſammt ſeiner Einſiedelei verbrannte.

Ein würdiges Seitenſtück zum Waldbruder auf der Brettfall iſt der Einſiedler, der auf dem „Mariahilfbergl“ über Brixlegg ſein waldumrauſchtes Heim aufgeſchlagen hat. Das kleine Kirchlein iſt auf einem vorgeſchobenen Hügel angebaut, eine tannenduftige Sommerfriſche, wie ſie ſo ein ſtumpfſinniger Eremit gar nicht verdient. Das Oberinnthal bis Innsbruck und der Garten des Unterlandes bis zum Abſchluß des wilden Kaiſers liegen wie ein Bilderbuch vor ihm aufgeſchlagen. Morgens weckt ihn der Geſang der Vögel, Abends vergoldet ihm die Sonne ſeine Bretterhütte. Für des Lebens Nothdurft ſorgt der Geleitſchein der Gemeinde, der ihn ermächtigt, im Bezirke Rattenberg ſeine Sammlungen vorzunehmen. Dieſes Bettelprivilegium nützt er auch in ergiebigſter und findigſter Weiſe aus. Eier, Brot, Salz, Butter, Schmalz, gedörrtes Obſt fließen dem heiligen Manne in ſo erklecklichen Mengen zu, daß ihm oft „das Schmalz ergraute“, wie mir ein ſchlichter Brixlegger verſicherte. Als Gegenleiſtung hat er die Verpflichtung, das „Mariahilfkirchlein“, wo hie und da Meſſe geleſen wird, und den Weg hinauf in Stand zu halten. Daneben beſchäftigt er ſich mit Buchbinden, Glaſen und Zimmern. Vergehen hat er keine abzubüßen, ſondern die Einſiedelei, welche der Gemeinde gehört wird von derſelben an brotloſe und invalide Leute abgegeben. Alſo eine Art Armenhaus.

Bemerkenswerth iſt, daß der gegenwärtige Einſiedler früher Knecht bei jenem auf der Brettfall war, was ein eigenthümliches Licht auf die Oekonomie dieſer Büßer wirft.

Ich traf ihn heuer wieder unweit ſeiner Behauſung, wie er eben mit der Reparatur einer Holzbank beſchäftigt war. Dabei warf er lüſterne Blicke auf meine brennende Cigarre. Als ich ihm eine anbot, meinte er zuerſt verſchämt, eigentlich rauche er nur, wenn er Zahnweh habe. Später ging ich mit ihm in die Zelle. Da fiel mir beim Eintritt ſofort ein rieſiger, halbgefüllter Tabaksbeutel auf, der deutliche Spuren häufiger Benützung trug, ſo daß ſich mir die Ueberzeugung aufdrängte, der arme Mann müſſe wohl das ganze Jahr an Zahnweh leiden.

Dieſe Gegend ſcheint übrigens für ſolche büßende Schmarotzer beſonders geeignet zu ſein. Ich fand nämlich in beſagter Zelle auch eine Tafel hangen, die eine Abbildung des an der andern Thalſeite liegenden Hilarikirchleins vorſtellt. Neben demſelben ſteht ein Mann in brauner Kutte gemalt, der mir auf meine Anfrage als früherer Hilarie-Einſiedler vorgeſtellt ward. Auch etwas weiter weſtlich unter Stans im ſogenannten Maria-Tax lebte oder lebt noch ein ſolcher Waldbruder, ebenſo auf dem Grattenbergl bei Wörgl.

Zum Schluſſe will ich Dir noch von einem Pinzgauer Einſiedler Kunde geben, nicht etwa, damit Du ſeine perſönliche Bekanntſchaft macheſt, ſondern um von ſeiner luſtigen Klauſe die Schönheit der Landſchaft zu bewundern, falls Dich der Sommer auf der Giſelabahn nach Salfelden führt. Sie iſt nebſt dem Kirchlein knapp an die ſenkrechte Felswand hingebaut, die ſich von der Steinernen Mauer über Salfelden herabſenkt. Der Weg hinzu leitet am Schloß Lichtenberg vorbei, in ſteilem Anſtieg hinan. Auf einem Felsblock davor ſteht ein allerliebſtes Gärtchen mit einer tannenbeſchatteten Bank und Tiſch. Von hier aus ſchweift der Blick weſtlich gegen St. Leogang, geradeaus über das Salzachthal nach Zell am See und auf die ſchimmern-

den Häupter der Tauernkette. Zur Klauſe des Einſiedlers, die in den Felſen hineingebaut iſt, führt uns eine hölzerne Stiege. Der verſperrende Bretterverſchlag trägt die Inſchrift: „Der Klausner bittet um ein Almoſen.“ Als ich vor zwei Jahren hier oben ſtand, war die Thür geſchloſſen, wahrſcheinlich war er gerade auf's „Fechten“ aus. Er hat nämlich von der Landgemeinde, der die Einſiedelei gehört, und welche ſie an Leute, die kein Brot mehr finden, vergibt, das Recht, im Sommer eine Sammlung in einer Butte vorzunehmen, deßhalb befindet er ſich um dieſe Zeit gewöhnlich auf Reiſen. Beſonders die Almen werden von ihm gebrandſchatzt. Winters verſchließt er ſich wie ein Dachs in ſeine Felſenburg und denkt hoch über dem ſchneeumhüllten Thalgrunde, über das Salamoniſche Vanitas vanitatum vanitas — nicht nach. Auf Wiederſehen!

Der Frömmſte in ſeiner Art.

Das war der Frömmſte in ſeiner Art, —
Ich weiß nicht, wie er hieß, —
Den hat der Teufel zue Hölle genarrt:
Da wär' das Paradies.

Ee ſchund und zwackte die Seele ihm
Und quält' ihn windelweich
Und frug mit hölliſchem Spott und Geimm:
„Iſt's hübſch im Himmelreich?“ —

Beſcheiden flüſtert der Frommen Zier:
„Je nun, das Ding hat Welt,
„Doch frei geſtanden, ich habe mir
„Das nettee vorgeſtellt.

„Ich klopf' bei jeglichem Zwick und Zwack
„Demüthig an die Bruſt
„Und denk', es fehlt mir noch dee Geſchmack
„An ſolchee Himmelsluſt.

„Mir macht auch trotz all' des argen Scheins,
„Nicht Grübelei Verdruß,
„Da Alles, beſſer wie Unſereins,
„Dee Herrgott wiſſen muß!“ —

Nun hat die Heiligen alleſammt
Die Kunde tief erſchreckt,
Daß eine Seele, die gar nicht verdammt,
Im Höllenpfuhle ſteckt.

Sie drängen vor und ſie billen für:
„Erlöſ' ihn aus der Pein
„Und laß' zur goldenen Himmelsthür
„Die arme Seele ein!“ —

„Ja“, ſpricht dee Herre, „wie iſt mir nur?
„Wie komm' ich da zum Schluß?
„Hat meiner prangenden Erde Flue
„Betreten nie ſein Fuß?

„Iſt er wie blind denn vorbeigerannt, —
„Gelockt nicht, noch erfreut, —
„An all' der Pracht, die mit eeicher Hand
„Ich dort umhergeſtreut?

„Wenn ihm da noch dee Unterſcheid
„Von Luſt und Qual gebeicht,
„Je nun, da thut ee mir felbee leid,
„Doch helfen kann ich nicht.

„So mag er denn leiden auch ohne Grund,
„Bis es ihn ſelbſt verdrießt.
„Einſtweilen laßt' mir den Eſel unt',
„Bis daß ee klügee iſt.“

L. Anzengruber.

Die Banater Auswanderer nach Bulgarien.

Von Georg Hebert.

Das Jahr der Dürre 1863 hat die materielle Verkommenheit der Bewohner des Banats vollkommen beleuchtet. Bis dahin hat man das Banat allgemein als die Kornkammer der Gesammtmonarchie gepriesen. Die Bevölkerung kannte 30 Jahre hindurch keine Mißernten und sie bewegte sich daher auch ungezwungen in einem äußerlichen Wohlstande. Man kannte das Sparen nur wenig. Was heuer gewonnen, wurde auch im Laufe des Jahres wieder aufgezehrt. Selten trafen die Bauern Vorsorge für etwa einbrechende mißliche Jahrgänge.

Da brach das Jahr der Dürre 1863 mit all' seiner Noth herein. Monatelang fiel kein Regen, die heißen Sonnenstrahlen vernichteten den Saatenstand. Durch die ungeheure Hitze trockneten Bäche und Brunnen aus. Die Noth war groß. Die Feldarbeiter, und diese bilden den größten Theil der Bevölkerung, rangen mit der Verzweiflung, denn die in Folge der Dürre vernichteten Saaten bedurften der Schnitter nicht. Und die Schnitter aber, die sich von dem Ertrag der Sense für ein vollständiges Jahr Brot verdienen sollten, ersahen nur zu deutlich das sie ereilende Schicksal; sie sollten doch ein Jahr hindurch sich und die Ihrigen erhalten. Von was? Da tauchten unter den deutschen Schnittern und Kleinhäuslern etliche Männer auf, welche sich's zum Ziele genommen hatten, Auswanderungen zu veranstalten.

Man hielt in den deutschen Dörfern Versammlungen ab, um über die Auswanderungen entgiltige Beschlüsse zu fassen. Die Zahl der Auswanderungslustigen wuchs mit jedem Tag, so zwar, daß nach einer nachträglich zusammengestellten Statistik mehr als 2000 Familien deutscher Zunge im Begriff waren, den Wanderstab zu ergreifen.

Die Haupttriebfeder zur Auswanderung wirkte auf der „Had" (Haide), also in derjenigen Gegend des Banats, wo sich die meisten deutschen Dörfer befinden.

Es war im Monat Juni, als sich zwei Deputationen auf den Weg machten. Die Eine reiste über Orsowa nach Rumänien und die Andere über Panczowa nach Belgrad (Serbien).

Zu Hause warteten die Auswanderungslustigen mit Sehnsucht auf günstige Nachrichten.

In Belgrad sprachen drei kernige deutsche Bauersleute beim damaligen serbischen Fürsten Michael Obrenovits vor. Derselbe war nicht abgeneigt, deutsche Colonisten in sein für die Landwirthschaft so günstiges Land aufzunehmen, aber der Landtag, d. i. die bäuerliche Skupschtina, wollte absolut von einer Einwanderung deutschen Elementes nichts wissen.

Die Deputation verweilte 8 Tage in Belgrad, nachdem die damalige fürstliche Regierung für den Unterhalt derselben gesorgt hatte. Die angesehensten Kreise Belgrads wußten von dem Vorhaben der Deputation, ja sogar der residirende Pascha der Festung erhielt genaue Kenntniß hievon.

Alsbald wurde bei der Heimkehr der Deputation in den deutschen Dörfern die gescheiterte Mission bekannt. Die Nachricht wirkte zwar verstimmend auf die Auswanderungslustigen ein,

allein man setzte die letzte Hoffnung noch auf die nach Rumänien abgereiste Deputation und dieser Umstand brachte den mit der Verzweiflung ringenden Herzen einige Linderung.

In Rumänien ging es der Deputation auch nicht viel besser. Einige Bojaren, welche in der Gegend um Krajova kolossale Besitzungen innehatten, wollten zwar deutsche Colonisten in bedeutender Anzahl aufnehmen, jedoch ohne jegliche Rechte, so daß es den Besitzern freistehen sollte, die Colonisten zu jeder Zeit wieder entlassen zu können. Ein derartiger Vorschlag konnte nicht angenommen werden.

Die Deputation kehrte, sowie die Belgrader, mit betrübtem Herzen heim.

Die Noth wuchs immer größer. Die Leute hatten kein Brot und kein Geld. Die Nahrung bestand häufig aus gekochten Gräsern, Salat und rohen Zwiebeln.

Da raffte sich die Regierung auf und traf ernste Anstalten, damit theilweise dem Verhungern vorgebeugt werde. Die kleinen Feldbesitzer contrahirten annehmbare Darleihen und erhielten entsprechende Quantitäten Früchte von der Regierung vorgestreckt. Die einzelnen Dorfgemeinden jedoch mußten Armenküchen errichten und die Comitatsbehörden sorgten dafür, daß jedes Dorf entsprechend mit Mehl, Fleisch, Salz, Reis und Hülsenfrüchten versehen sei.

Der Hunger wurde theilsweise zwar gestillt, nicht so aber die Lust zur Auswanderung. Letztere selbst hätte im Keime ersticken müssen, wenn die damalige Regierung der arbeitenden Bevölkerungsclasse sogenannte Nothstandsarbeiten hätte zukommen lassen. Doch man baute weder Eisenbahnen im Banat, noch Kanäle.

Blos die Kinder und Kranken durften die Armenküchen dreimal des Tages besuchen; die Erwachsenen, ohne Unterschied des Geschlechtes, mußten sich mit einer einmaligen Mittagskost begnügen.

Am 15. Juli traf ein aus Bulgarien kommender Agent in dem großen und heute wohlhabenden Marktorte Hatzfeld ein. Türkische Gutsbesitzer, von dem Belgrader Pascha benachrichtiget, sandten den Agenten, einen spanischen Juden in's Banat, damit er für drei Dorfgemeinden Colonisten anwerbe.

Es währte keine vollständige Woche, da hatten sich 243 Familien, darunter 30 Familien Banater, Ungarn und Bulgaren, nur aus der Gegend um Hatzfeld aufschreiben lassen. Die Führer dieser Auswanderer waren ebenfalls Deutsche. Dieselben unterhandelten mit dem Agenten, nahmen das Angeld in Empfang und verwendeten sich bei der Behörde für die nöthigen Auswanderungspapiere.

Die Bedingnisse zur Auswanderung waren, den damaligen Verhältnissen entsprechend, nicht ungünstig.

Jede Familie erhielt an Reisespesen bis Rustschuk baare 20 Gulden; von Rustschuk aus versprachen die betreffenden Gutsbesitzer für die weiteren Reisekosten zu sorgen. Jeder Familie wurden weiters 40 Joch Ackerfelder und gemeinsam jeder Gemeinde ein entsprechendes Weideland versprochen. Dafür mußten sich die Colonisten verpflichten, falls die eine oder die andere Familie vor Ablauf der bedungenen zehnjährigen Frist wieder auswandern wollte, neun Theile des erworbenen beweglichen Vermögens dem Gutsbesitzer freiwillig zu überlassen. Statt der Steuer hatten sich die Colonisten weiters verpflichtet, von Allem alljährlich Zehent abzuliefern. Jeder Familie wurde der erste Anbausamen, bestimmte Quantitäten Mehl und Hülsenfrüchte, endlich auch ein Paar Zugochsen und zwei Paar Schafe versprochen. Den hiefür entfallenden Betrag mußten sich die Ansiedler verbinden, in zweijährigen Raten zurückzubezahlen. Die Colonisten durften blos Ackerbau und Viehzucht betreiben. Für jede weitere Beschäftigung des Einen oder des

Anderen mußte die Bewilligung vom Gutsbesitzer eingeholt werden. Die Religionsfreiheit wurde gewährt und der Schutz der Gesetze „garantirt".

Der Agent, nachdem er die Verträge mit den Führern geschlossen hatte, reiste wieder ab.

Nun begann die Thätigkeit unter den Auswanderern. Was von den Habseligkeiten nicht mitgenommen werden konnte, wurde theils um ein Spottgeld verkauft und theils den Anverwandten zurückgelassen.

Am 16. August rüsteten sich die Auswanderer zur Abreise. Der Abschied bot ein rührendes Bild. Die armen Leute verließen nur mit Schwermuth ihre Heimatsorte; es lag ihnen eine bange Ahnung im Herzen, daß die Wahl einer zweiten Heimat keine glückliche sein dürfte. Und mit diesem Gefühle zogen sie fort. Die Bemittelteren reisten mit der Bahn bis Bazias und setzten von dort aus auf der Donau ihre Reise bis Rustschuk fort. Nur Wenigen ist es möglich gewesen, diese Reise zu benützen. Die meisten Familien hatten für ein eigenes Fuhrwerk gesorgt, daher ihre Reise mittelst Wagen durch Rumänien dauerte. Bei Giurgewo übersetzten sie die Donau auf Plätten und gelangten auf diese Weise in die Hauptstadt des Donauvilajets.

Die Reise war mit allerlei Schwierigkeiten verknüpft, zumal das Angeld von 20 Gulden auf die Familie für einen zweiwöchentlichen Marsch nicht hinreichte. Manches Kleidungsstück und manche Kuh fanden während der Reise ihre Käufer.

In Rustschuk fanden sich endlich sämmtliche Colonisten ein. Dort erhielt jede Familie von dem Agenten noch weiters je einen Ducaten.

Die türkischen Gutsbesitzer requirirten eine Anzahl von Fuhrwerken, welche diese armen Einwanderer weit einwärts in das Land spediren mußten.

Anfangs fügten sich die armen Leute resolut in ihr Schicksal, nachdem sie aber mehrere Tage über Stock und Stein unter allerlei Entbehrungen nicht zur Rast kommen konnten und nicht wußten, wohin man sie noch führen werde, da bemächtigte sich eines Theiles der Auswanderer ein wahres Heimweh. Manche wollten umkehren und wieder heimwärts ziehen, aber beeinflußt durch die Mehrheit gleicher Schicksalsgenossen, ließen schließlich die Zaghafteren doch nach.

Der Zug langte endlich am Ziele an. Die Gegend um Osmanbazar bildete das neue Heim, dort hat man den Colonisten jene Stellen angewiesen, wo sie sich niederlassen sollen.

Die erwähnte Gegend ist wildromantisch. Dort beginnt der Balkan seinen eigentlichen Anfang. Die Berge sind nicht so hoch. Die Thäler enthalten fruchtbare Ackerfelder und üppige Wiesen. Ringsum auf den Anhöhen dehnen sich große Waldflächen aus.

In einem dieser Thäler, welches sich meilenweit nach verschiedenen Richtungen hin ausdehnt, legten die Auswanderer drei Dorfgemeinden an; es entstanden daher die Dörfer Hatzfeld, Marienfeld und Bessenova.

Die erste Aufgabe der Colonisten war, Häuser, so gut es eben nur ging, aufzubauen, wozu die nahen Wälder nach beliebigem Bedarf Holz lieferten.

Mitte October waren die drei Gemeinden nothdürftig fertig; es begann auch die Thätigkeit draußen auf den Feldern.

Die in Kasanlik und Philipopel ansäßigen türkischen Agas und Effendis sorgten dafür, daß den Ansiedlern die erforderlichen Ackergeräthschaften wurden.

Die Colonien keimten auf, denn schon die erste Ernte im Jahre 1864 lieferte ein günstiges Erträgniß. Diese Thatsache spornte die Bewohner der Colonien nur noch mehr an, am Gelingen des unternommenen Werkes weiter thätig zu sein. Es herrschte in

Haus und Hof, auf Feld und Wiese ein rühriges Treiben.

Da aber sollte es anders kommen. Schon im Winter von 1864 auf 1865 hatten die Bewohner vielfach mit Horden zu kämpfen; es waren dies jene Banden, welche unter dem Namen Hajduken in der Türkei bekannt sind und die sich zumeist im Balkan oder in sonstigen Gebirgen der Türkei aufhalten. Diese Räuberhorden rekrutiren sich aus Bulgaren, Bosniaken und anderen Gebirgsvölkern.

Die Colonisten der drei nahen Dörfer organisirten eine strenge Ortswache und diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß es in den zwei ersten Wintern nicht zu ernsten Thatsächlichkeiten kam.

Jede Gemeinde organisirte unter Aufsicht der Beamten der betreffenden Effendis ihr Gemeindewesen, man sorgte für den Kirchendienst und den Schulunterricht, sowie es verhältnißmäßig nur möglich war. Schon bei der Auswanderung hatten sich Handwerkerfamilien engagirt, die mitauswanderten.

In der Colonie Marienfeld wirkte der Schuhmacher Feimer als eifriger Schullehrer und Prediger. Des Sonntags fanden sich die meisten Bewohner der übrigen Gemeinden sogar im Schulhause zu Marienfeld ein, um das Evangelium aus dem Munde des Schulmeisters zu hören.

Es entwickelte sich dort, wo heute der Krieg wüthete, ein reges, deutsches Leben, wie es nicht einmal zu Hause im Banat anders war.

Der erste Conflict zwischen den Colonisten und den türkischen Beamten brach im Sommer 1865 aus, als die Bewohner nicht den zehnten Theil des Ernteerträgnisses, sondern mehr als die Hälfte an die Herrschaft abliefern mußten. Dieser Act trübte die Stimmung in den Colonien.

Es begab sich daher eine Deputation nach Rustschuk, um über das willkürliche Gebahren der Beamten bei den türkischen Behörden Klage zu führen. Vergebens, die Behörden zuckten einfach die Achsel.

Es sollte noch ärger kommen.

Im November desselben Jahres erschienen Bewaffnete und von den Beamten entsendete Türken in den Colonien, welche unter Androhung von körperlichen Strafen die Anordnung trafen, daß jede Familie während des Winters eine bestimmte Anzahl von Waldbäumen unnachsichtlich zu fällen habe.

Die Colonisten beriefen sich zwar auf ihren abgeschlossenen Vertrag, allein vergebens, es nützte ihnen nichts, sie mußten auch diese Arbeiten verrichten.

Im Frühling 1866 wanderten wohl bei 100.000 Tscherkessen nach der Türkei. Dieselbe nahm sie wohlwollend auf und vertheilte sie in alle Theile des Landes.

So wurden auch in Bulgarien tscherkessische Ansiedelungen errichtet. Diese Asiaten machten den deutschen Colonisten viel zu schaffen. Hatten vordem Haiduken die Colonien bedroht, so waren es später wieder wilde Tscherkessen, die sengend und mordend umher streiften. In der Colonie Hatzfeld kam es im Sommer 1866 zu einem erbitterten Kampfe. Drei Tscherkessen wurden getödtet, nachdem neun brave Deutsche ihren Geist ausgehaucht hatten, die im Kampfe gefallen waren.

Die Verwirrung war groß. Die türkischen Behörden erfuhren von dem Treiben der Tscherkessen, sie setzten den Banden zwar auch nach, allein sie thaten nichts, um das Los der Colonisten zu verbessern und sie in Schutz zu nehmen.

Auf die Intervention des österreichischen Consuls versprach die türkische Regierung zwar den Schutz und die Bestrafung der Horden, allein die Regierung war in Konstantinopel und nicht in Bulgarien.

Die Ernte im Jahre 1866 war wieder vorzüglich, die Beamten der

Gutsbesitzer lachten sich darob in den Bart, denn sie spitzten auf den größten Theil des Erträgnisses.

Es kam wieder zur Theilung.

Die Colonisten kamen auch diesmal schlecht hinweg, denn die Beamten ließen durch bulgarische Bauern dreiviertel der Ernte wegführen.

Abermals erhoben die Einwanderer in Rustschuk Klage. Es erschien endlich eine Commission an Ort und Stelle, um die Streitigkeiten zu schlichten. Die Colonisten legten auf ihren Vertrag großes Gewicht, doch wie täuschten sie sich, als ein Bevollmächtigter der Gutsbesitzer erklärte, daß der spanische Jude zwei verschiedene Verträge abgefaßt und jedes Exemplar anderen Inhaltes sei. In dem Exemplar, welches sich in den Händen der Gutsbesitzer befindet und mit der Unterschrift der Colonistenführer Schnur, Schwarz, Feimer 2c. versehen ist, heißt es, daß es den Herrschaften erlaubt sei, alljährlich die Hälfte der Ernte zu nehmen, und in dem in den Händen der Colonisten befindlichem Schriftstücke lautet die Zehentabgabe.

Es stellte sich des Weiteren heraus, daß der jüdische Agent das gleichlautende Exemplar vernichtet und ein zweites, mit falschen Unterschriften versehen, selbst verfaßt und den Herrschaften übergeben hatte.

Im Jahre 1865 ist aber der Agent verschwunden, nachdem er mit dem Herrschaftsbediensteten die Beute getheilt hatte.

Man constatirte endlich, daß ein Beamter diesen Schwindel gemeinsam mit dem Agenten inscenirte. Der Beamte wurde darauf ergriffen und in den Kerker geworfen.

Von nun ab versprach man, Ordnung zu machen. Ein Oesterreicher, ein in Rustschuk ansäßig gewesener Kaufmann Namens Josef Linden, rieth den Colonisten, zumal es in ihrem eigenen Interesse läge, die Türkei wieder zu verlassen und heim nach Ungarn, in das Banat zu ziehen, nachdem sich seit drei Jahren im Banat die Verhältnisse geändert haben.

Dieser Rath fand allgemeinen Anklang.

Im October 1866 verwendeten sich einige Männer der Colonien behufs Erlaubniß zur Auswanderung. Allein vergebens, die Behörde erklärte ganz einfach, daß dies unmöglich sei, nachdem sie doch im Laufe des Sommers die Ordnung hergestellt habe.

Noch einmal machte sich eine zweite Deputation auf den Weg und da erst entschloß sich die Behörde, die Auswanderung nur unter den im Vertrage stipulirten Bedingungen, nämlich nach Ueberlassung von neun Theilen des erworbenen beweglichen Vermögens an die Gutsbesitzer zu bewilligen.

Die Colonisten willigten ein, beschlossen jedoch, noch einmal ihre Felder zu bestellen, zumal in der so vorgerückten Zeit an eine Auswanderung nicht mehr gedacht werden könne.

Die Vertragskündigung erbitterte endlich auch die Effendis.

Zwangsweise schleppte man die arbeitsfähige männliche Bevölkerung in den Wald und verhielt sie, unter Androhung von körperlicher Züchtigung, dazu, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein Bäume zu fällen.

Am 2. Januar 1867, als die männliche Bevölkerung draußen im Walde arbeitete, fiel eine Haidukenbande über die wehrlosen Frauen und Kinder her, und plünderte, was ihr nur unterkam. Bis die Männer nach Hause kamen, war dieses Diebsgesindel schon über alle Berge. Bei dieser Gelegenheit ereignete es sich, daß der Gastwirth in der Colonie Bessenova, ein Ungar aus dem Banat, welcher Erlaubniß hatte, zu Hause bleiben zu dürfen, einen Haiduken tödtlich verwundete. Die Uebrigen wollten Repressalien an dem Ungar üben, allein er entkam ihnen. Wie mir Augenzeugen erzählten, waren sämmtliche Haiduken stets beritten und immer bis an die Zähne bewaffnet.

Etliche Wochen nach dieser Affaire drang abermals eine Bande des Nachts in die Colonie Bessenova; sie raubte zwar nicht, allein sie zündete fünf Häuser an.

Nun hatten die Colonisten des traurigen Loses genug. Im Monat April machten sie mit der Auswanderung Ernst.

Die Behörde nahm indeß ihr gegebenes Wort wieder zurück und willigte in eine Auswanderung nicht ein.

Eine Deputation, bestehend aus dem Schullehrer Feimer und dem Colonisten Schwarz, begab sich im Mai auf die Reise.

Es war der Krönungstag in Pest. Die Bevölkerung des ganzen Landes strömte in Massen nach der Hauptstadt Ungarns. Auch die Banater Colonie Bulgariens hatte ihre Vertreter in Pest, um der Krönungsfeierlichkeit beizuwohnen.

Gerade, als sich der Zug über die Kettenbrücke bewegte, zwängte sich Feimer durch die Menschenwogen, trat vor den damaligen ungarischen Ministerpräsidenten, Grafen Andrassy, und überreichte ihm ein zusammengelegtes Schriftstück. Dasselbe hatte den Schullehrer Feimer zum Verfasser. Es schilderte den Zustand der Colonie wahrheitsgetreu und bat schließlich, die Regierung möge veranlassen, damit den Auswanderern beim Verlassen der Colonie kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt werde; ferner möge eine gemischte Commission bei dem Ausgleich mit den Gutsbesitzern zugegen sein, damit die Colonisten ungehindert und in Ordnung in ihre Heimat zurückziehen könnten.

Und so geschah es auch.

Im August, nachdem die Ernte zu Ende war, erschien in der Colonie eine gemischte Commission. Dieselbe schlichtete den Ausgleich.

So wie die Banater ausgewandert, so elend sind sie auch wieder heimgekommen. Im September trafen die meisten im Banat ein. Etliche Banater Bulgaren-Familien blieben zurück, nachdem sie sich in den bulgarischen Dörfern des Donauvilajets bleibend unter ihren Stammesgenossen niedergelassen hatten.

Die Colonie wurde später von Tscherkessen bewohnt.

Essen und Trinken in Amerika.

Ein Culturbild von **Albert Roncourt.**

Verehrter Leser! Lächle nicht geringschätzig zu der profanen Ueberschrift, die ich diesem Briefe zu widmen mich veranlaßt sehe. Es ist Dir ja doch nicht Ernst damit, denn wo gäbe es in unserem culturgesättigten Jahrhundert einen civilisirten Menschen, der die hohe Bedeutung der Magenfrage unterschätzen würde? Man ist noch kein Epicuräer, wenn man Geschmack an den Tafelfreuden verräth, und die geistreichsten Leute haben immer ein gewisses Faible für einen wohlbesetzten Tisch gefühlt. Unter den voluminösen Bänden, die uns die Romanfabrik Dumas père et Comp. hinterlassen, möchte ich sein ausgezeichnetes Kochbuch am wenigsten vermissen und die reichhaltigen Belehrungen der trefflichen Prato, die sie uns in ihrer „Süddeutschen Küche" gibt, erwecken in mir jederzeit ein sehr angenehmes Gefühl. Wie ein Volk *ist*, erkennt man oft aus dem, was es *ißt*, und die süße Schwermuth der Spanierin, das biderbe Wesen der Schwäbin, die steife Theephysiognomie der Britin — harmoniren sie nicht auch mit ihrer Küche? Man glaubt gar nicht, welchen veredelnden Einfluß ein guter Tisch auf den

Menſchen ausübt. Mit richtigem Verſtändniß hatte die alte ungariſche Geſetzgebung dieſes Factum erkannt und gewürdigt. Nach derſelben durfte kein Richter nüchternen Magens ein Urtheil ſprechen. Wie weiſe, wie human, wie kenntnißvoll war dieſe Verordnung! Denke Dich, verehrter Leſer, wie Du aufgeregt von geſchäftlichen Sorgen an den Mittagstiſch trittſt. Auf Deiner Stirne thront ein ganzes Ungewitter und eine nervöſe Ungeduld umklammert Dich. Aengſtlich blicken die Hausgenoſſen auf Dich, denn die geringſte Veranlaſſung entladet Deinen Zorn und wehe dem Unglücklichen, der den Anſtoß gegeben. Da wird die Terrine mit der aromatiſch duftenden Krebsſuppe vor Dich hingeſtellt. Deine Naſe ſchnuppert gierig das reizende Arom ein und ein freundlicher Blick — ein Sonnenſtrahl aus Sibirien — trifft die allerliebſten Klößchen, die in der Fluth wie kleine Ballons anmuthig auf und nieder ſchweben. Du haſt die Suppe verzehrt und eine leichte Röthe malt Deine Wange, während die Wolken auf Deiner Stirne ſchon viel von ihrer drohenden Faſſung verloren haben. Die Gattin, die ſorgliche, treue, athmet leichter, denn nun kommt der Spargel in delicater Butterſauce, ohne Zucker — im vollen Reiz der Natürlichkeit, wie Du ihn liebſt. Leiſe ſchwellt ſich Deine Lippe und ein behagliches Lächeln, wahrhaftig ein Lächeln! zuckt um den Mund. Wie auch könnteſt Du dem weichen, hingebenden Zauber zarter Spargelſtaugen widerſtehen? Du müßteſt kein Menſch ſein, ein Barbar, ein Tiger! Jetzt einen Schluck, nur ein kleines Gläschen leichten Chablis, denn der Hammelbraten aux truffes wird ſervirt. Welch' ein Schöps! Er hat alle Härte ſeines Weſens abgeſtreift, milde legt er ſich auf Deine Zunge, und wie ſchmeckt der Bordeaux darauf! Nun aber erſt der Faſan! O Götter Griechenlands, ihr waret arm, denn ihr kanntet nicht den ſüßen Schmelz dieſes reizenden Geflügels! Und erſt das Deſſert mit ſeinen unendlichen delicaten Kleinigkeiten! Es iſt unmöglich, dieſem Arſenale von Waffen, womit die kluge Hausfrau gegen Deinen böſen Humor kämpft, zu widerſtehen. „Willenlos weicht der Menſch der Götterſtärke, und bewundernd läßt er ihre Werke (der Kochkunſt nämlich) in ſich untergehen!“ Das Gewitter iſt verrauſcht, ehe es zum Ausbruch gekommen, das zarte Incarnat auf Deinen Wangen iſt in leuchtendem Purpur untergetaucht und ein glückſeliges Lächeln zeugt von der hohen Befriedigung, die Dich erfüllt. Das iſt die Macht der Küche, die ſtärker iſt als wir gemeinhin annehmen wollen und fürwahr, ſie iſt nicht die geringſte der vielen Hilfskräfte, mit denen ein reizender Hausthrann den Mann unter den Pantoffel zwingt.

Von dieſem Axiom ausgehend, haben es die Hausfrauen aller Länder verſtanden, ihrer Küche gewiſſe Reize zu verleihen, die ſich nachgerade zu Specialitäten, ja zu nationalen Errungenſchaften herausgebildet haben. Welche delicate Einzelnheiten bieten die deutſche, die franzöſiſche, die engliſche Küche! Wie entſprechen ſie dem Nationalcharakter, den gegebenen örtlichen Verhältniſſen! Es wäre ein unerſchöpflicher Stoff, alle dieſe culinariſchen Genüſſe einer eingehenden Charakteriſtik zu unterziehen! aber wo iſt der Glückliche, der dieſes Material auch vollſtändig zu beherrſchen wüßte?

Von dem Vorzüglichen, das uns die amerikaniſche Küche präſentiren kann, erhält man ſchon einigen Begriff auf der Fahrt über den atlantiſchen Ocean, denn die deutſchen wie die engliſchen Dampfer führen faſt durchwegs anglo-amerikaniſche Küche. Man iſt nur zu oft geneigt, ſich den Ausdruck: engliſche Küche in ſeiner blutigſten Façon vorzuſtellen; im Geiſte erſcheinen uns die ſchweren Truppen des Lendenbraten, Beefs und Roaſt-

beefs, der Himalaya-Puddings ꝛc. ꝛc. Aber daß der engliſche Koch auch ſeine, luftgeſchwellte Rippes-Delicateſſen herzuſtellen weiß, das will erſt Anerkennung finden. Und doch iſt dem ſo. Betrachten wir einmal das Menu einer Table d'hôte in Amerika. Ich habe dabei die Vereinigten Staaten in Ausſicht und will gerne einräumen, daß die Speiſekarte des Patagoniers oder der deshabillirten Bewohner der Feuerlands-Inſeln einige Modificationen aufweiſen mag. — Das Diner des Nordamerikaners iſt ein reichhaltiges, wie man denn überhaupt in Amerika viel und gut ißt. Ich glaube auch, daß der Magen des Amerikaners bedeutend günſtiger conſtruirt iſt als der des genügſamen Europäers; namentlich getraue ich der Speiſeröhre und dem Fundus eine ſtärkere Elaſticität zu, die denn auch Bruder Jonathan zu großen Heldenthaten auf dieſem Gebiete befähigt.

So beſteht das Frühſtück auch des gewöhnlichen Mannes in Amerika aus Kaffee, Brot, Butter, Beefſteak, Kartoffeln und Eiern, wozu die beſſer Situirten noch Schinken und Käſe zu legen pflegen. Mit ſolch ſolider Grundlage ausgerüſtet, begibt ſich der Mann in das Geſchäft, die Frau an die Toilette. Um zwölf Uhr ungefähr wird der Lunch (Gabelfrühſtück) eingenommen. Man begnügt ſich dabei mit einer Tablette Auſtern, die äußerſt billig ſind, einem Roaſtbeef mit grüner Beilage, Käſe und mit obligatem Butterquantum, welch' letzteres eine reichliche Anzahl von Brödchen bedingt. Um ſechs oder ſieben Abends iſt die Zeit des Diners (unſer Mittageſſen) gekommen. Frei von den Laſten des Geſchäftes, in gehobener Stimmung tritt der Amerikaner an die Tafel. Er hat nichts mehr zu thun, als zu eſſen, und er thut dies mit Kraft und Hingebung.

Selbſtverſtändlich entſcheidet über das Menu das pecuniäre Verhältniß des Einzelnen. Allein auch der niedere Mann führt in Amerika einen nach europäiſchen Begriffen gut bürgerlichen Tiſch: Suppe, Fleiſch, Gemüſe, eine zweite Beilage, Mehlſpeiſe und Deſſert, ſpeciell Käſe und der Animus aller Speiſen: Butter und wieder Butter. Das iſt, wie bemerkt, die Karte des gewöhnlichen Mannes, des Fabriksarbeiters, Dockdieners u. dgl. Alles das, was ſich in Amerika zur beſſeren Claſſe rechnet, beſſeres Einkommen hat, macht an den Mittagstiſch weit höhere Anſprüche. Allerdings ſind die Materialien jenſeits des Oceans größtentheils ſehr billig zu haben und eine praktiſche Hausfrau kann ein ganz gutes Diner um das Drittheil deſſen herſtellen, was ſie in Europa dafür auslegen müßte, den Dollar natürlich dem Gulden gleich gerechnet. Denn das muß bei Preisvergleichungen zwiſchen hier und dort ein für allemal bemerkt werden, daß der Dollar in Amerika unſerem Gulden conform iſt, weil für die gleiche Arbeit, die wir bei uns beiſpielsweiſe mit fünf Gulden honoriren, dort fünf Dollars bezahlt werden. Der Garçon, namentlich der Dutchman liebt Table d'hôte zu ſpeiſen. Dieſe iſt in den großen Städten, wie Newyork, Philadelphia, Boſton ꝛc. wirklich ſehr billig.

Es ſei mir geſtattet, das gewöhnliche Menu desſelben hier anzuführen. Es beſteht aus Suppe, Fiſch, Rindfleiſch mit friſchem und jüngſtem Gemüſe, zweierlei Braten, Mehlſpeiſe, Früchte und ſchwarzem Kaffee. Für alles dies bezahlt man in anſtändigen Hotels zwiſchen 75 Cents und einem Dollar. Dabei iſt das Diner ein exquiſit bereitetes und insbeſondere iſt es der Salat, der noch heute in der Erinnerung meine lebhafteſte Anerkennung findet. Es iſt ganz erſtaunlich, wie delicat man in Amerika den Salat zu bereiten verſteht. Leicht mit Senf imprägnirt, merkt man nichts vom Waſſer, das bei uns trotz Weineſſig und Aixeröl immer wieder durchſchmeckt. Eine weitere Specialität der

amerikaniſchen Küche iſt die Zurichtung des Fiſches. Von den pikanten Saucen, in welche der dortige Koch die herrlichen Seefiſche zu tauchen verſteht, wird man bei uns zu Lande kaum eine Ahnung haben, und lebte Eſau noch, er würde ſeine Erſtgeburt weit ſicherer gegen einen Schill aux herbes eintauſchen denn gegen das doch zu naive Linſenmus.

Was mir übrigens an den Reſtaurationen in den amerikaniſchen Hauptſtädten aufgefallen war, iſt die meiſtentheils ſehr primitive Decoration derſelben. In Wien würde ein ſolches Etabliſſement gar nicht beſtehen können, wenn es auf die beſſere Claſſe angewieſen ſein wollte. Roh angeſtrichene Bänke, ditto Tiſche und Seſſel, eine Credenz (Bar), ein immer trüber Wandſpiegel, die Bilder Waſhingtons und Lincolns — das iſt das ganze Ameublement, mit welchem die dortigen Reſtaurants brilliren. Wo ſind die Spiegelſcheiben, die parquettirten Böden, die phantaſievollen Tapeten, die Teppiche, die reizenden Services unſerer eleganten Reſtaurants? Wohlgemerkt! ich ſpreche nicht von den Hotels erſten Ranges, die auch in Amerika den größten Luxus aufweiſen.

So wenig man außer den öſterreichiſchen Marken in Europa die Kaffeehäuſer kennt (Berlin imitirt erſt ſeit wenigen Jahren) ebenſowenig ſind ſolche Etabliſſements in Amerika bekannt. Gewöhnlich vertreten Conditoreien ihre Stelle, ungefähr wie in Deutſchland. Nur iſt der Unterſchied zu conſtatiren, daß jene eine große Anzahl von fremden Zeitungen auflegen. So beſtehen in Newyork zwei Locale; das Café Internationale und das Café Cosmopolitaine, welches jedes an dreihundert Journale hält, worunter die öſterreichiſchen faſt alle vertreten ſind. Selbſtverſtändlich trifft man dort auch den größten Theil unſerer in Newyork lebenden Landsleute faſt täglich an. Was ich aber dieſen Cafés und ſelbſt dem Sacher von Newyork, dem trefflichen Delmonicho nicht verzeihen kann, iſt der ganz miſerable, faſt untrinkbare Kaffee. Mir iſt dieſe Erſcheinung umſomehr befremdend aufgefallen, als Amerika ja die Quelle trefflichſten Kaffee's iſt; es iſt mir jedoch dabei gleicherweiſe ergangen, wie mit den Cigarren, die dort zu Lande enorm theuer ſind. Unter 20—25 Cents (40—50 Kreuzer) läßt ſich keine Cigarre rauchen und mit wehmüthigem Gefühle, mit einer der Geliebten würdigen Sehnſucht gedachte ich unſerer heimiſchen Londres, ja ſelbſt der Virginias, die man merkwürdigerweiſe auch in Amerika, in Baltimore nämlich, allerdings als gottesjämmerliche Spargel zu kaufen bekommt. Wie dankbar war ich unſerem Landsmanne, dem auch in der Steiermark bekannten liebenswürdigen Grafen Vetter von der Lilie, als mich derſelbe mit ein paar Kiſten echter, vaterländiſcher Virginias überraſchte! O Vaterland, Du biſt nirgends reizender, als in der Fremde! — Das merkte ich auch bei dem Genuſſe des amerikaniſchen Landweines. Es wird neuerer Zeit ſehr viel Lärmens gemacht von den amerikaniſchen Weinen. Inſoweit dies die Portweine betrifft, will ich gerne mit einſtimmen; was aber die gewöhnlichen Landweine, wie die in den Vereinigten Staaten ſo beliebten Weine aus den Lagen am Ohio anbelangt, ſo muß ich geſtehen, daß dieſe auch nicht der Erwähnung würdig ſind. Wir Oeſterreicher ſind in dieſem Punkte competent und es iſt durchaus kein Localpatriotismus, wenn wir unſeren Vöslauer, Gumpoldskirchner, Luttenberger, Kerſchbacher, von den ungariſchen Weinen gar nicht zu ſprechen, vorziehen. Uebrigens ſcheinen die beſſeren Claſſen in Amerika von dem Eigenbau ihres Landes ſelbſt nicht hingeriſſen zu ſein, denn ſie trinken allgemein importirte Weine, namentlich vom Rhein — ob immer echt, will ich dahingeſtellt ſein laſſen.

Außerordentliches leisten die Amerikaner im Champagnertrinken und gerne will ich eingestehen, daß ich jenseits des Atlantics den besten Champagner getrunken habe, dessen ich mich erinnere. Man liebt dort den Champagner à l'anglaise, d. h. den herben, grünlichen, während Oesterreich und Rußland mit Vorliebe den süßen à la Veuve Cliquot goutiren. Sehr bedeutend ist auch der Verbrauch von Liqueuren. Namentlich ist es der Cognac, der sich besonderer Gunst erfreut. Die Bar eines größeren Restaurants ist den ganzen Tag über bis zur späten Nachtstunde von Männern aller Stände belagert, die bei einem Glase Grog, Cognac oder Brandy ihre Geschäfte abmachen. Gewöhnlich wird „Rounde" getrunken, d. h. Einer zahlt für die ganze Gesellschaft, die der Reihe nach diese kostspielige Aufmerksamkeit übernimmt.

Riesig ist die Erzeugung und der Consum des Bieres. Es existiren in den Vereinigten Staaten weit über sechshundert Brauereien, die jenes dunkle, methartig schmeckende Gebräu herstellen, welches den Europäer im Anfange fast zu einem Temperenzler (Mäßigkeits-, will sagen Wasserfreund) machen könnte. Aber man gewöhnt sich nach und nach an den sonderbaren Geschmack und findet Qualität in diesen Biersorten, die nur noch einen weiteren Fehler haben, den nämlich, daß sie viel zu theuer sind. Ein kleines Glas mit einer „Marschallsborte", kaum zwei Zehntel Liter haltend, kostet fünf Cents oder zehn Kreuzer, während es in Wahrheit kaum einen Cent werth ist. Reichlich ist endlich der Import von Flaschenbieren. Erlanger, Bockbier, Kulmbacher, Schwechater und Pilsner. Das göttliche Pilsner! Ein Gefühl mächtigster Rührung ergriff mich, als ich die erste Flasche wirklichen Pilsners in Newyork getrunken hatte. Ich fühlte mich rückversetzt in die goldenen Tage der Weltausstellung 1873, wo das bürgerliche Brauhaus von Pilsen den Wienern zum erstenmale in großem Style den wundersamen Nektar credenzte. Ach, seit jenen herrlichen Tagen hat sich vieles verändert! Das Pilsner ist lange nicht mehr so trefflich, als damals und Freund Schlögl würde sich ein Verdienst um uns Alle erwerben, wollte er wieder — wie anno 1873 — dem Pilsner seine köstliche satyrische Feder widmen.

Die Wirthe in Amerika sorgen übrigens schon selbst dafür, daß dem Pilsner-Enthusiasten dort nicht die Bäume in den Himmel wachsen, denn eine Flasche Pilsner Exportbier kostet die Kleinigkeit von einem halben Dollar. Man müßte also ein kleiner Rothschild sein oder mindestens dessen Credit besitzen, um einen regelrechten heimatlichen Durst alldort befriedigen zu können. Ich stand aber mit dem Hause Rothschild in keiner Verbindung und hielt mich daher an das goldgelbe Bier von San Louis, das auch nicht „ohne" ist.

Aus dieser kurzgefaßten Skizze über Essen und Trinken in Amerika wird der freundliche Leser ersehen haben, daß es sich im Lande des Dollars gar prächtig leben läßt, man bedarf eben nur reichlich des Dollars. Und doch hätte ich selbst mit einem Vermögen in keinem der Congreßstaaten e i n e Delice erhalten können: den „Sterz". Es fehlt also doch noch an Cultur im freien Amerika!

Kleine Laube.

Ein seltsamer Steckbrief.

Mariazell! Das Wort möchte ich mit einem Rosenkranz umranken, so wie die Natur den Ort mit einer weiten Felsenkrone umgeben hat.

Wer einmal getrunken hat von dem klaren, frischen Marktbrunnen in Mariazell, den zieht es immer wieder dahin zurück.

Der Natur wegen? Diese hat viel gethan. Da sind Matten, wie man sie grüner nirgends findet; ist ein Gebirgsfluß, wie er klarer nirgends rieselt. Hier wuchern herrliche Wälder, starren malerische Felsen; die Eisdome des Oetscher schauen nieder, der Lassingfall bethaut die Wiesen. Sogar ein See liegt da, ein Toilettenspiegel der hier so reich geschmückten Natur.

Der Wirthshäuser wegen? Es gibt Leute, welche zum Wanderstabe greifen, blos um einmal müde, hungrig und durstig zu werden. Und die Wirthshäuser zu Zell sind wahrlich nicht die niedrigsten an Comfort. Da gehts noch christlich her.

Indeß geht man nicht der Natur und nicht der Wirthshäuser wegen blos nach Zell; der Wallfahrtsort an ihm ist der kräftigste Magnet für die Atheisten wie für die Heiden.

Der Renaissancebau der Wallfahrtskirche in Mariazell gibt dieser — abgesehen von den Thürmen — den Charakter eines Museums. Und wahrlich, diese Kirche ist ein merkwürdiger, ein ethnographischer Sammelkasten von allerlei Völkerschaften mit ihrem Cultus, ihrer Kunst und ihren Gefühlen. Die edelsten Stimmungen des Volkes werden hier wach und die besten Entschlüsse; die heiligsten Wünsche werden hier niedergelegt; die reinsten Ideale, deren der gemeine Mann fähig ist, werden hier geschöpft. Das ist es, was mir in Mariazell imponirt. Es war ganz praktisch, an diesem Wallfahrtsorte Verschiedenerlei aufgestellt zu haben, was den Patriotismus an Oesterreich und das Kaiserhaus anregt und die Vaterlandsliebe mit der Religiosität zu identificiren trachtet. Eine große Anzahl, und wohl die werthvollsten Votivgaben, dieselben mögen in eitel Gold und Silber oder in werthvollen Bildnerwerken bestehen, hat unser Kaiserhaus gespendet. Auch die Gründer, Vollender und Wiedererbauer nach den großen Bränden sind Kaiser, Könige, Herzoge, Fürsten und Grafen gewesen. Es ist ein aristokratischer Gnadenort, und nicht allzuselten sieht man unter deutschen, böhmischen, ungarischen und croatischen Bauern ein gekröntes Haupt knien vor dem Bildnisse. Hier an der goldstrahlenden Kapelle, die mitten in der herrlichen Kirche steht, reicht der Adel und das Volk sich die Hände und windet zum Bunde die Betschnur darüber.

Eine eigenthümliche Stimmung weht vor Mariazell dem gläubigen Pilger entgegen, der von Süden kommt.

Die wüsten Bergwege der Schwabengruppe, die brausenden Wildwässer, den braunen Staub und das Werktagsgepolter des Gußwerks hat er hinter

ſich; das Thal verengt ſich zu einer dunkelnden Schlucht, als ſchöben die Berge allem Weltlichen hier den Riegel vor. Die Straße führt ſtill am Felshange hin; in der Tiefe zieht uns entgegen das reine Waſſer der Salza. Es rinnt breit und tief, aber ganz ſtill, es rieſelt kaum, es flüſtert leiſe: Wandersmann, erhebe Dein Herz, Dein Weg wird heilig!

Noch ein letzter Berg ſchiebt ſich uns vor, auf deſſen Höhe die Sigmundskapelle ſteht; da weitet ſich's plötzlich und dort im Thale zwiſchen Bäumen funkeln die Thürme von Zell. Nur drei Schritte lang ſieht man ſie, dann ſind ſie wieder verſchwunden. Eine Weile muß man noch wandern, vielleicht daß zwiſchen den Wäldern uns ein Ton zuklingt vom Zeller Glockengeläute, da grüßt uns die Kirche von ſchöner Höhe nieder das zweitemal. Noch einmal verſchwindet ſie und erſt, nachdem wir die Höhe erſtiegen, ſie das drittemal ſehen, bleibt ſie unſer, unverwandt.

An die zehnmal werde ich ſo eingezogen ſein; das erſtemal als Knabe, voll des heiligen Traumglaubens, an der Seite meines Vaters; und heute getragen von Erinnerungen, heiß durchzittert von Welt und ihren Zweifeln — oft lechzend nach einem Broſamen des Glaubens, der hier Orgien feiert, dann wieder ſtill, glücklich und ergeben im Bewußtſein der Alleinheit, die uns umfängt, wir mögen nun anbetend ſtehen zwiſchen den Wänden der Kirche oder denen des Hochgebirges.

Einſt habe ich in Mariazell Gott geſucht, heute ſuche ich dort den Menſchen. Ich finde ſein Herz und ſeine Seele in den Gebeten, die er dort murmelt, in den Liedern, die er ſingt, in der Thräne, die er weint, in den Opfergaben, die er hinterläßt.

So manche Opfergabe birgt ein Geheimniß, eines Menſchenlebens conflictvollen Roman. Braut- und Todtenkränze engverſchlungen umwinden die Bildſäulen, und in den Beichtſtühlen, deren Wände vom Thränennaß der Büßer morſchen, wird manches Räthſel offenbar, das ſich aller Welt ſonſt verhüllt.

Die Wände der Kirche in Zell ſind bedeckt von tauſend und abertauſend Votivbildern; Kriege und Seuchen, Feuer- und Waſſernoth, Krankheit und Sterben, Unheil, Unglücksfälle aller Art ſind auf dieſen Tafeln in Wort und Bild verzeichnet. Gar unerſchöpflich wäre der Stoff zum Erzählen und zum Nachdenken an dieſer verbildlichten Quinteſſenz des irdiſchen Jammers.

Heute denke ich nur an ein Bild, welches ich bei meinem letzten Beſuche in Zell im Juli d. J. fand, und welches ich bisher nie geſehen hatte. Es hängt oben im Hallengange zur Rechten in der Nähe der eiſernen Thür, die zur ſogenannten kleinen Schatzkammer führt. Es iſt ein faſt lebensgroßes, dunkelgehaltenes Porträt — das Bruſtbild eines Mädchens von außerordentlicher Schönheit. Das Mädchen iſt in ſchwarzem Kleide mit weißem Halsüberſchlage. Eine rothe Perlenſchnur legt ſich über den jugendlichen Buſen nieder. Die dunklen Haare ſind geſcheitelt und im Nacken geſtutzt. Das Antlitz iſt etwas blaß, aber auf den feinen Lippen erblüht ein warmes Roth. Die Augen ſind tief und dunkel und unendlich ſchön. Die Wimpern und Brauen ſind ſchattig und hoch gebogen. Die Stirne iſt ſchneeweiß; über dem ganzen Antlitze iſt eine unſägliche Anmuth.

Kaum konnte ich mich an dieſem Bilde, das wohl eher in ein Boudoir, als in eine Wallfahrtskirche gehören möchte, ſatt ſehen, da fiel mein Blick auf den oberſten Rand des Bildes, wo über dem Goldrahmen auf einer Tafel mit Goldgrund in ſchwarzen Lettern folgende Worte ſtehen:

„Du ſollſt Vater und Mutter ehren!"
„Du ſollſt kein falſches Zeugniß geben!"

— — — — — — — — — —

Wieſo kamen dieſe ſchweren, wuchtigen Geſetze auf dieſes Bild? In welchem beſonderen Verhältniſſe ſtehen Gebote, dieſe gewaltigen Pfeiler, auf denen unſere

ganze Welt ruht, zu dem holden, faſt ätheriſchen Mädchenangeſichte?

Mich erſchütterte die Größe der Worte und mich erſchütterte nun die Schönheit dieſes Weſens. Geheimnißvoll hing das Bild über mir. Es berief ſich mit keinem Worte auf die Mutter Gottes, wie das bei allen übrigen Votivtafeln der Fall iſt; kein Name und keine Zahl iſt da, um meinen ſich gegenſeitig jagenden Vermuthungen eine beſtimmte Richtung zu geben. — Du ſollſt Vater und Mutter ehren! Du ſollſt kein falſches Zeugniß geben. — Ein Klageſchrei iſt's, der durch Erd' und Himmel gellt. Wenn es eine Anklage wäre, ein Fluch über das Haupt dieſes milden, reinen Jungfrauenangeſichtes!

Mit einem bangen Gefühle im Herzen verließ ich die Kirche; die freie, weite Gebirgswelt vermochte mich nicht zu erquicken. Der roſige Abendſchein über jenen Bergen iſt nimmer ſo ſchön, als wie das ſeelenvolle Mädchenbild an der kalten Wand. Alle Felſen des Hochſchwab und des Oetſcher zuſammen ſind nimmer ſo ſchwer, als wie der Doppelruf aus den Geboten vom Sinai.

Die Nacht war ſtill und kühl; ich ſchlief nicht. Ich hörte jeden Stundenſchlag der dumpfen Glocke auf dem Thurme der Kirche, und jeder Stundenſchlag rief es dumpf hinaus in die nächtige Welt: Du ſollſt Vater und Mutter ehren! Du ſollſt kein falſches Zeugniß geben! —

Erſt als im Tagesgrauen eine hellere Glocke das Ave Maria läutete, müſſen meine Augenlider geſunken ſein.

Am andern Tag war mein erſter Weg in die Kirche und zu dem geheimnißvollen Bilde. Es war, wie geſtern; kein Morgenſtrahl der Sonne traf es, ſo wie es kein Abendſtrahl getroffen hatte.

Ich wendete mich an einen Meßner, daß er mir vom Portrait erzähle. Der alte Mann wußte ſonſt nichts, als daß dieſes Bild aus dem deutſchen Reich herein von vornehmer Hand geopfert worden ſei.

Dann kehrte ich in meinen Gaſthof zurück, wo mir auf meine Frage Folgendes erzählt wurde: In einer Stadt Deutſchlands lebt ein vornehmes, betagtes Ehepaar, deſſen einziges Kind, ein Mädchen von noch nicht zwanzig Jahren, eines Tages ſpurlos verſchwunden war. Sie hatte ſich in früher Jugend ſchon auf Wunſch der Eltern mit einem Grafen verlobt; als ſie aber zum Bewußtſein kam, daß ſie ihren Bräutigam nicht liebe und nicht lieben könne, wollte ſie das Verhältniß löſen. Allein, weder der Bräutigam, noch ihre Eltern gingen darauf ein, und der Tag der Hochzeit nahte. Das Mädchen erklärte auf das Beſtimmteſte, es werde gegen den eigenen Willen niemals in den Eheſtand treten, es werde den Verlobungsring brechen. Es werde mit ſeinem ganzen Leben brechen, wenn ihm in demſelben der freie Wille genommen ſei; es werde ſich nicht etwa den Tod geben, ſondern es werde allein, ganz allein in die weite Welt gehen und ſich die Exiſtenz und das Glück ſelber gründen. — Die Eltern wollten dieſer Drohung kein Gewicht beilegen, da war eines Tages aber das Mädchen verſchwunden. Die Werthgegenſtände, die als ihr perſönliches Eigenthum in ihrer Verwahrung geweſen waren, hatte ſie mit ſich genommen. Seit jenem Tage blieb ſie verſchollen. Alle Mittel, welche im In- und Auslande aufgeboten wurden, ihre Spur zu finden, ihren Aufenthalt zu entdecken, blieben erfolglos. Vermuthungen waren da, daß ſie ſich gegen die Alpen gewendet haben könne und dort unter falſchem Namen lebe. Alle Hebel der Polizei und der Preſſe arbeiteten mit allen Liſten, Verſprechungen, Drohungen — das Mädchen blieb verſchollen.

Da kamen die entrüſteten, troſtloſen und vielleicht in ihrem Schmerze noch mehr verhärteten Eltern auf den Gedanken, in allen großen Wallfahrtskirchen der Alpen das Bild der Verlornen aufzuhängen und durch das vierte und das achte Gebot ſie an ihre Schuld und Pflicht zu erinnern.

In Maria-Zell hängt das Bild — ein seltsamer Steckbrief — nun schon manches Jahr. Vielleicht hat sie es selbst dort hängen gesehen und geächzt unter dem Fluche, den ihre Eltern auf sie geschleudert haben. Vielleicht ist sie unter diesem Fluche zusammengebrochen, oder lebt als eine verlorene Tochter kummervoll in irgend einem Winkel unseres Landes. Vielleicht auch hat sie mit jenem großen, feuchten Auge, das aus dem Bilde so rührend spricht, zum Himmel aufgeblickt im Bewußtsein ihrer Unschuld und ihres heiligen Frauenrechtes.

Als ich Maria-Zell verließ, war mein letzter Gang noch einmal zum Bilde. Das Antlitz hatte mir noch an Lieblichkeit gewonnen; die Worte darüber hatten mir an Schrecklichkeit verloren; ich befahl die Heimatlose in den Schutz Derjenigen, die uns das Anbild ist aller Gnade, aller Huld und Liebe.

P. K. Rosegger.

Erprobter Rath.

Magst Du wissen, wann Du sollst gesellig
Und wann einsam sein?
Willst Du Freude, suche Menschen,
Willst Du Glück, so bleib' mit Dir allein.
Wisse auch, wann Die Dein Werk am schönsten
Und am reinsten mag gedeihn.
In der Arbeit suche Menschen,
Doch im Schaffen bleib' mit Dir allein.
Wie's auch Jedee hält nach seiner Weise,
Lasse Eins gesagt Die sein:
Wenn Du hassest, meide Menschen,
Wenn Du liebst, bleib' nicht mit Dir allein.

R.

Auch das ist möglich.

Eine Historie von P. K. Rosegger.

„Na, na, Seppel, das mußt nicht thun. So was muß der Christenmensch meiden. Für's Erst' bist noch zu jung, und für's Zweit', wenn Einer alt genug ist, denk' auf die Sünd'! Auf die Sünd' mußt denken, Seppel! — Die anderen jungen Leut' wären auch so, meinst'? Schlecht genug, Seppel. Du mußt gescheidter sein. Kunnt'st Dich leicht in's Elend setzen, nachher ist's zu spat, nachher denkst auf die Vatersred' und kannst Dir nimmer helfen. Denk' auf die Kümmermuß! Weiberknecht sein, Tag und Nacht arbeiten, daß Kein's verhungert! Ja, mein Du, wenn das nicht wär'! Die Sünd' und die Sorg'! Wirst nit so dumm sein und mit solchen Rössern spazieren fahren. Thät'st mir derbarmen! Blutig thät'st mir derbarmen! Heut' ist's noch früh genug. Ich, wenn ich der gescheidt' Seppel thät sein — auf der Stell' ging' ich ihr absagen."

„Zuweg soll denn ich Keine gern haben, das möcht' ich wissen! Der Vater hat doch auch Eine genommen."

„Scham' Dich, Seppel, daß Du mir Deine Mutter nachred'st (mißgönnest)! Du bist dabei gewiß nicht zu kurz kommen. Auf Deiner Mutter wachst heut' der grün' Wasen, die laß' mir in Ruh'!"

„So meint der Vater, daß ich's sollt' sein lassen?"

„Daß Du's sollst sein lassen, Seppel. Schau fleißig zum Arbeiten und Beten, schmeckt Dir des Tag's das Essen und des Nachts der Schlaf — hast keine Anfechtungen. Und kannst es schon gar nicht g'rathen (entbehren), daß Du was thust, das unnöthig ist, so rauch wegen meiner ein Pfeifel Tabak. Nur mit keiner Weibaten gib Dich ab."

„Und just eine Weibate hätt' ich mögen."

„Weil Du ein Trutzbock bist! Hell mir zu Trutz! Ich sag' Dir's in Güten, Seppel: Du bist noch minderjährig, vergiß nicht, wer Dein Vater ist."

„Gewiß nicht. Ich bedenk's auch, warum er's ist."

„So! Ich versteh's, was Du meinst, Giftmaul. Ist das die Ehrfurcht, die Du Deinem Vater schuldig bist? Bursch', bring' mich nicht in's Grab!"

„Ich sag' nichts mehr, ich bin schon still, und jetzt geh' ich schlafen."

Das iſt zwiſchen dem alten Toni-Bürſch und ſeinem dreiundzwanzigjährigen Sohn die Abendunterhaltung geweſen.

Der Alte betete ſein Abendgebet; das erſte Paternoſter weihte er ſeinem Sohne, das zweite derſelbigen, die ſein Seppel gerne ſah; das dritte für ſein verſtorben Weibel, daß es in Frieden ruhen bleibe; das vierte betete er um einen guten Schlaf für ſich ſelber, denn er hatte großen Kummer von wegen Derſelbigen, die ſeinen Jungen in Verſuchung führte.

Der Seppel that aber nicht, wie er geſagt hatte; er ging in den Haarſpinnhof und klopfte dort an das Kammerfenſter der Chriſtine.

„Gib Fried', Dein Angehen mag ich nicht leiden!" begehrte die Chriſtine drinnen auf, aber ſo leiſe, daß es Niemand im Hauſe hören konnte.

„Was redeſt denn, Chriſtl, wenn Du noch nicht wiſſen kannſt, was ich will", ſagte der Seppel; „ich bin nur da, daß ich Dir's ſag: mit uns Zwei — was wir ausgeredet haben — iſt's dieweilen noch nichts. Ich verlieb' mich nicht, ich bin noch eppas zu jung. Wart' halt; wenn's mir gach einfallt, daß ich komm!"

Sie ſagte kein Wort, und er ging davon, und war zufrieden mit ſeiner Feinheit. — Die Chriſtine ſah er gern, das ſtand feſt wie die Erden. Aber ſie war eine Kalte. So viel jung und ſauber, aber ſo viel kalt. Wenn Eine auf jede Frage nichts, als „na" ſagt, ſo iſt das keine Sach'. Jetzt hat ihr er abgeſagt — ſie ſoll nur warten, leicht wird ſie wärmer — und im Grunde ſind Beide noch ſo jung, daß ſie nichts verſäumen. Dieweilen wird er großjährig und hernach hat der Vater nichts mehr dreinzureden. Auf ſeinen Vater muß der Menſch doch auch achten, auf daß es ihm wohlergehe auf Erd'. Und von wegen der Erbſchaft wohl auch. — Deswegen war's ſein vom Seppel, und wenn Einer ſo in rechter Friedſamkeit weiterlebt und alle Tage ſeine Uhr aufzieht, ſo wird er nach und nach doch großjährig. Nachher ſtellt er ſich mit ausgeſpreizten Beinen hin vor den Vater, ſteckt die Hände in die Hoſentaſchen, ſo tief es geht und ſagt: „Na, Vater, itzo wollen wir halt einmal probiren, wie's mit den Weibsbildern ausſchaut. Iſt der Vatersſegen zu haben, ſo wird's uns g'freuen; iſt er nicht zu haben, ſo ſoll's desweg' keine Feindſchaft geben!" — Beim Seppel kommt's ja doch nur mehr auf ein Jahr an, daß es ein Schaltjahr iſt, wird auch zu verwinden ſein, wird die Chriſtine noch um einen Tag wärmer. Der Seppel vertreibt die Zeit auf einem Holzſchlag drüben im Neuviertel, und iſt es beſſer, er kommt nicht oft heim. Deswegen iſt Einer Mann, daß er ſeine Sach' derwarten kann.

Es war ganz genau, wie er ſich's gedacht hatte, das Jahr wurde täglich um einen Tag kürzer und die Chriſtine im Haarſpinnhof täglich um einen Tag wärmer. Da erhielt der Burſch' eines Tages Nachricht, der Toni-Bürſch laſſe ſagen, der Seppel möge einmal heimkommen, möge doch auf den Vater nicht ganz vergeſſen.

Das iſt auch wahr, dachte der Sohn, auf meinen Vater darf ich nicht vergeſſen, jung iſt er auch nicht mehr; wenn der Menſch einmal im Siebenundſechzigſten ſteckt, denkt er halt auf's Teſtamentmachen. — Und geht heim, und findet den Vater, Gott Lob, rechtſchaffen geſund und rührig, und der Mann hat einen Schneider im Haus. Der Schneider macht ein kohlſchwarzes Tuchgewand, im Vorhauſe zimmert der Tiſchler aus ſechs Brettern . . .

„Aber, Vater, wer wird denn auf ſo was denken?" ſagt der Sohn.

„Willſt mich Du zuletzt noch gar bevormunden?" ſagt der Vater, „ein ſolches Leben gefreut mich nicht mehr. Ich denk', ich bin alt genug dazu."

„Warum nicht gar! Wie der Vater jetzt ausſchaut: noch dreißig Jahr dermacht er's."

„Verhoff's. Für viel weniger laßt ſich der Menſch kein nußbaum'nes Ehbett koſten. — Wirſt wohl bei der Hochzeit ſein, Seppel!"

„Ja, wer — wer denn?" fragte der Sohn.

„Mein lieber Bub'", ſagte jetzt der Alte und blickte den jungen Mann liebreich an, „ich hab's bedacht und Du haſt mir ſo viel arg derbarmet. Keine Mutter haben, ein Waiſel ſein — 's iſt eine arme Sach'. Nachher, wenn man's bedenkt, ich brauch' auch wen, geſetzt, daß ich geſund bin und geſetzt, daß ich einmal mühſelig werd'. Und auch eine Sündhaftigkeit iſt's, ſo ein lediges Daherleben, und es ſind die jungen Gedanken noch da."

Jetzt antwortete der Seppel: „Das verſtehe ich nicht. Wenn bei mir etwan einmal die jungen Gedanken da wären, gleich thät's heißen: Denk' auf die Sünd'! auf die Sünd' mußt denken, Seppel. Was hat der Vater denn geſagt, wie ich ſelbunter die Chriſtel hab' wollen nehmen? Das vierte Gebot hat müſſen herhalten und die Sündhaftigkeit. Bei mir iſt's Gernhaben ſündhaft, bei Euch das Alleinbleiben, jetzt möcht' ich wiſſen, wie Einer dem Teufel auskommt."

„Kommt ihm nicht aus, Seppel, haſt Recht!" ſagte der Alte, „aber zeigen muß ich ſie Dir doch, Deine neue Mutter. Hab' ſie da im Stübel d'rin. Geh', Chriſtel, geh' herans ein wengel!"

Stand ſie da.

Dem Seppel iſt im erſten Augenblick ſo dumm geweſen, als wie wenn ihm ein härener Sack über den Kopf geworfen worden wäre. Als er ſie aber eine Weile angeglotzt hatte, ſagte er: „Soll das eine Fopperei ſein?"

Sie ſchüttelte den Kopf, als wie Eine, die nein ſagen will.

Da wendete ſich der Sohn zum Vater und ſprach: „Vater hin, Vater her, jetzt red' ich anders. Ihr habt die Unrechte erwiſcht, das iſt die Meine. Die laß' ich nicht aus, ehvor ſetzt's was!"

„Das Geſchrei iſt nicht vonnöthen", ſagte der Alte verbiſſen. „Wir ſind auf gleich und haben uns ehrlich Wort gegeben. Aber wenn ſie meint! Ich bin nicht der Menſch, der wen zwingt und es kommt nur d'rauf an, daß ſie es ſelber ausſpricht, welchen ſie haben will, den Jungen, oder den Mann."

Der Seppel bebte vor Zorn, aber er bezwang ſich und fragte die Chriſtine: „Na, welcher denn?"

„Der bei mir bleibt und das Gernhaben nicht verſchiebt über's Jahr. Bildeſt Dir was ein auf Dein Jungſein; wir fragen bei Euch Mannsleuten nicht viel um's Alter, mußt wiſſen, aber bei uns Weibsbilder hat's Eil'!"

„Das iſt recht!" machte der Alte, „Chriſtel, thu' ihm's nur tüchtig ſagen. Hätt' ſich früher um Dich ſollen bekümmern; der Lecker, jetzt möcht' er was d'rein reden."

„Ich werd' noch mehr d'rein reden!" rief der Seppel und ſtellte ſich fürchterlich vor den Vater auf.

„Du, ſei ſtill!" fuhr die Chriſtine d'rein und ſchob den Burſchen bei Seite, „er iſt Dein Vater. Aber der meine iſt er nicht, und ich red'!"

„Haſt ſchon Recht, Chriſtel, red' Dich nur aus, iſt mir allemal lieber", d'rauf der Alte.

„Wird Dir ſchon genug werden, Toni-Bürſch", ſagte ſie, „Dein ehrlich Wort? na, ich bedank' mich! Du hätt'ſt mich ſauber d'rankriegt; jetzt, und noch zu rechter Zeit ſeh' ich's ein, Du biſt ein Falſcher!"

Er fing ihren Arm und rief: „Wohl gewiß nicht, Chriſtel, ich ſchau' Keine an, außer Dir!"

„Das glaub' ich gern; aber gegen Dein eigen Kind biſt falſch. Bis auf die jetzige Stund' hab' ich's nicht gewußt, daß Du den Seppel von mir hintan gehalten haſt, weil es Dich ſelber noch geluſt' nach einer jungen Dirn'. Die Höll' haſt ihm heiß gemacht, und dieweil er Dir nachgeben und Vaters wegen die Liebſte verlaſſen hat, wirfſt

ihm heut' vor, daß er ſich beſſer um mich hätt' kümmern ſollen. Er iſt eine Lettſeigen, aber er iſt ein gutes Kind; Du biſt ein ſchlechter Vater und kunnt'ſt leicht ein noch ſchlechterer Mann ſein. Toni-Bürſch, von Dir hab' ich genug!"

Der Schneider war aufgeſprungen, der Tiſchler hobelte nicht mehr — es bleibt ja Alles aus!

„Macht's nur weiter, Handwerkerleut'", ſagte der Seppel, „wird ſchon Anwerth haben. Die Chriſtel nimmt mich."

„Das mußt erſt ſehen", ſagte dieſe — und war fort.

— Standen Vater und Sohn ſich gegenüber und ſahen ſich an.

„Geh', Seppel, thu' nicht ſo grimmig ſchauen", ſagte der Alte ſüß, „einen Spaß wirſt doch verſtehen."

„Iſt mir lieb. Ein Spaß ſoll's geweſen ſein, will auf nichts Anderes denken. Aber von heut' an bin ich großjährig."

Der Alte ließ es gelten und redete nichts mehr d'rein. An einem der nächſten Tage ging der Seppel zur Chriſtine und ſagte: „Dirnd'l, der Schneider und der Tiſchler ſind fertig."

Nun —? Was ſagte ſie dazu?

Es war ihr recht.

Dorfleben.

Gedichte in öſterreichiſcher Mundart von Innbach.

Beten und Schelten.

D' Seph is a frumms a betads Menſch,
All Sunda geht's zur Beicht;
Und nah da Mäß da ſiagſt as, wia's
Ön Pfarrhaf einiſchleicht.

Ön Höriſt varigs Jahr amal,
Da geht's af Niederthann
Und tragt ſie dart ban Huemerbaurn
Recht frumm als Deanſtmenſch an.

„Ja mein", hat d'Bäurin gſagt, „Du biſt
Halt ſa a betads Leut, —
Und ſächanä, da hoaßt halt gern,
Daß d'Arbat fellen gfreut."

's Menſch ſchaut a weng vadraht und ſagt:
„Ja Bäurin, wanns ſchan wa
Und daß Eng 's Beten zwider wurd,
I kann ja 's Schellen ah."

Ön unrechten Zaacha.

Ön Vadern ſein Garten,
An Büchſenſchuß abi van Haus,
Da braat ſi hachmächti
A kerngſunder Öpfelbam aus.

Er blüaht nät und tragt nöt
Und hat a ſein Labta nia blüaht,
Und juſt mit dem hat ſie
Da Vader am maaſten bemüaht.

All Jahr hat ern dungt, hat'n
Umgrab'n ön Höriſt und putzt
Und harbt ſi all Jahe a,
Weil Alls mitanandee nix nutzt.

Ös nutzt nix und zahlt nix,
Und wann ee ſi nu ſo dawöhzt,
Ee hat'n unrechtn
Zaacha än d'Erden vaſätzt.

Das is's und das macht's und
Drum is ee und bleibt er vathan,
Ön unrechten Zaacha —
Jatzt waaß as — das hat ee davan.

Und ſo wia da Bam bin
I a — bin a Bam ohne Frucht,
Ös zahlt nix bei mir und
Ös nutzt nix — kaa Rödn und kaa Zucht.

Ös harbt ſi mein Vada
Und Muader, ös harbt ſi mein Gäd,
I gib eahn nöt Unrecht,
I kenns, aber anders wird's nät.

Und wann igs probiret
Und gah amal anders wern mecht,
I waaß's, ös vaſagt ma,
I bring mi ſelm a nimmee z'recht.

Han's lang nöt begriffen,
Wa d'Schuld liegt, wa's eigentli fehlt,
Zwägn was denn grad mi ſa
Vafalgt und ſa hunzt än da Welt.

Akkrat wia's ban Bam is,
Sa is's a ba mir amal warn:
I bi halt zan Unglück
Ön unrechtn Zaacha gebarn.

Extra nöt.

„Mein Gott — mit mir wird's gar —
Mag ſchiee — kaa Luſt — mehe kriagn —
Der Aden bleibt — mae aus —
Mein Gatt — das Schnaurn — und Ziagn."

Sa ſeufzt in Krankenbätt
Ön Schuaſter Flaus ſein Wei,
Er ſteht danöbn und greint:
„Her af dein Raunzerei,
I ligß' halt 's Adenhaln,
Wann 's gar ſo hart geht, bleibn,
An andrö kann däs Gſchäft
Glei wieder leichter treibn."
„Du Saulump", ſchreit's, „na wart
A weng mit deiner Röd,
A junge mögſt halt — wart,
Jatzt ſtirb i extra nöt."

Zwei Mobiliſirungsgeſchichten.

Erzählt von P. K. Roſegger.

Der Kleinhausmann.

Die Agnes vom „Goldenen Löwen" zu Beggendorf iſt ſeit neunzehn Jahren auf der Welt. Der Hans vom „Schwarzen Adler" zu Beggendorf iſt vierundzwanzig Jahre alt und der Mathias Zulner, Kleinhausmann zu Beggendorf, zählt fünfundzwanzig Sommer. Demnach ſieht man, daß unter den Dreien der Mathias der ausgewachſenſte und zeitigſte war, und die fünfundzwanzig Jahresringe in ſeiner Bruſt warfen einen Goldring aus, der genau auf den Herzfinger der Agnes paßte, hätte dieſe den Finger nur nicht immer gar ſo gottlos krumm gebogen, wenn er den Ring daran ſtecken wollte.

Der Mathias hatte ja ehrliche Abſichten, da er ihr vertraute: „Dich möcht' ich haben!" Die Agnes hatte aber auch ehrliche Abſichten, wenn ſie ihm in's Geſicht ſagte: „Das freut mich, aber Du kriegſt mich nicht."

Dieweilen hatte ſie ſich vom „Schwarzen Adler" ein Ringlein anſtecken laſſen; als der Mathias dasſelbe ſah, meinte er, er müſſe wahnſinnig werden. Er wollte ſich ja auf die Agnes nicht capriziren, aber er fand keine Andere, die ihm ſo zu Geſicht ſtand, wie ſie; und er kam endlich auf den Glauben, für jeden Mann ſei nur Eine auf der Welt, und ſo legte er dieſem Liebesverhältniſſe zwiſchen Dem vom „Schwarzen Adler" und Der vom „Goldenen Löwen" allerlei Steine in den Weg.

„Mathias, ſei geſcheidt", riethen ihm ſeine Freunde. „Für's Erſt' mußt bedenken, biſt Du ein armer Kleinhäusler, für's Zweit' biſt älter als wie der Schwarze Adler; für's Dritt' iſt der Adler kecker und luſtiger als wie Du; für's Viert' iſt er bei den Kaiſerlichen, worauf ſich die Weibsbilder immer was einbilden, und für's Fünft' ſind die Zwei miteinander verliebt."

Gegen ſolche Gründe war freilich leicht reden. „Bin ich Kleinhäusler, ſo iſt ſie Großwirthstochter, und iſt es allemal beſſer thun für ein Eh'weib, wenn ſie mehr Vermögen in die Wirthſchaft geſetzt hat als er. Und fünfundzwanzig Jahr, da möcht' ich ſie doch gleich ſelber fragen, ob das zu alt iſt. Keck und luſtig ſein, bring' ich auch zuweg', wenn ich weiß, ſie hat mich gern. Bei den Kaiſerlichen kunnt' ich ebenfalls ſein, wenn ich nicht meiner alten Eltern wegen zu hart Kräften losgemacht worden wär'. Und wenn das Alles ſo iſt, ſo kunnten *wir* Zwei juſt ſo gut miteinander verliebt ſein, als wie *ſie* Zwei."

All' umſonſt; der Mathias hatte es wohl im Herzen, aber er verſtand den Mund nicht zu gebrauchen; dieweilen er ſchwatzte, küßte der Andere.

Der Mathias war ſo ſehr verzagt, daß er am liebſten mit den Soldaten gegen die Bosniaken marſchirt wäre, obwohl er im voraus wußte, unter den Türkinnen wäre auch Keine ſo begehrenswerth, als wie die „Goldene Löwin".

So ſtand's mit dem Kleinhausmann zu Beggendorf.

Dem „Adler" und der „Löwin" ging's beſſer. Sie machten Hochzeit. Jetzt war zu entſcheiden, ob ſie die „Schwarze Adlerin", oder ob er der „Goldene Löwe" werden ſolle. Sie entſchied ſich für den Vogel und ſo wurde der „Adler" für das junge Paar eingerichtet. Soll ich erzählen,

wie ſie die Wohnung tapezirten und möblirten? Die Wände wurden mit ſeinen Thierſtückbildern geziert, die Fenſtervorhänge waren von tiefrother Farbe; zieht man ſie vor, ſo wird Alles glühend, was d'rinnen iſt. Des Weiteren ſchweige ich; wer wiſſen will, wie ein Brautgemach eingerichtet iſt, der ſchaffe ſich eines an.

Als der Hans und die Agnes unter Kränzen, Fahnen, Muſik und einer großen Menſchenmenge in die Kirche ſchritten, ſchlug auf dem Thurme plötzlich die Feuerglocke an. Man lachte zuerſt, weil man meinte, es wäre vom tollwitzigen Meßner eine Anſpielung auf die brennende Lieb'. Als man aber ſah, wie hinter dem Gehöfte des „Schwarzen Adler" der roſtbraune Rauch aufwirbelte, da ſtob der Hochzeitszug auseinander. Die Verwirrung war arg, dauerte aber nicht lange; bald ſah man's, daß es nichts Anderes war, als ein Haufen dürren Geſtrüppes, welcher draußen auf dem Felde — man wußte nur nicht wie — in Brand gerathen war. Man ließ ihn verbrennen und ordnete den Hochzeitszug. Alles fand ſich wieder zuſammen, nur — die Braut fehlte.

Man ſchimpfte über den alten Spaß des Brautentführens, der heute nach ſolcher Aufregung nicht am Platze ſei. Es war aber nicht der alte Spaß. In der Scheune des Schulhauſes fanden ſie die ſchluchzende Braut und neben ihr ſtand wild aufgeregt der Kleinhausmann Mathias und hielt den Eintretenden eine Piſtole vor.

„Mein iſt ſie! Blut koſtet ſie!" rief er, da wurde ihm die Waffe ſeitab geſchlagen; ſie entlud ſich, die Kugel ſchlug durch ein Kirchenfenſter — das Loch in der Scheibe wollten ſie als Andenken belaſſen für ſpätere Zeiten, den Kindern des „Adler-Wirthes" zum Gedächtniſſe, wie ihre Eltern einſt am Hochzeitstage von einem Wahnſinnigen bedroht waren.

Der Mathias wurde in Gewahrſam gethan, die Trauung vollzog ſich.

Das Hochzeitsmahl war glänzend. Aus allen Seiten kamen Extrabriefe und Telegramme mit ernſten und launigen Glückwünſchen für das Brautpaar. Auch der Beggendorfer Gemeindebote trat ein und überreichte einen Brief, bei deſſen Entfaltung der Bräutigam erblaßte.

Einberufung. Der Infanteriſt . . . hat unverzüglich nach Empfang dieſes zu ſeinem Regimente einzurücken.

Das Wort „unverzüglich" iſt roth unterſtrichen.

„Ja, meine liebe Agnes", ſagte der Hans mit zitternden Mundwinkeln, „jetzt biſt Witwe, ehvor Du Frau geworden biſt."

Der Jammer, der nun losbrach, iſt ſchwer zu beſchreiben. Was ſich der Herr Oberlehrer — er ſaß der Braut gegenüber — auch heiſer reden mochte von den Intereſſen des Vaterlandes, von der Cultur-Miſſion Oeſterreichs im Orient; das Weib, wenn es einmal einen ſo lange und ſo heißgeliebten Mann ſo nahe in Sicht hat, wie hier die Tochter zum „Goldenen Löwen", erkennt keinen europäiſchen Congreß an.

„Iſt ja recht", ſagte die Agnes, „ſie ſollen machen, was ſie wollen, was brauchen ſie aber meinen Mann dazu?!"

Und hatte eigentlich Recht. Oder iſt beim Congreß zu Berlin der Fall wohl richtig zur Sprache gekommen, daß, wenn ſich die Löwenwirthstochter Mittags mit dem Adlerwirthsſohn vermählt, der Adlerwirthsſohn am Nachmittag d'rauf nach Bosnien einrücken ſoll? Die großen Herren mögen geſcheidt ſein, aber galant ſind ſie nicht. Einer rechtſchaffenen Braut den redlich erworbenen Bräutigam wegnehmen! wenn das ein Anderer thun will, wie etwan der Kleinhausmann Mathias, ſo iſt es begreiflich, aber daß ſich jetzt auch die Herren Miniſter mit ſolchen Einfällen befaſſen, das — das iſt — wird man eingeſpert, wenn man was ſagt?

Die Stimmung wurde immer troſtloſer, denn die Abſchiedsſtunde kam immer näher. Der Hans beſprach ſich mit den Großen von Beggendorf, wie es denn wäre, wenn er erſt morgen ginge — morgen mit dem allererſten Zug? Die Großen von Beggendorf mißriethen ihm's. Es gingen die Gendarmen um und lieferten gleich Jeden als Flüchtling ein, der ſeine Abreiſe um eine Stunde verzögerte.

„Verfluchtlet!" murmelte der „Schwarze Adler" und hieb mit der Fauſt in den Tiſch hinein, daß die Gläſer emporſprangen und eines umkippte, ſo daß der Brautführer allſogleich mit einer Serviette und dem Witz von der Kindstauf' zu Handen war.

„Hölliſch iſt's!" rief der Hans und ſprang auf. Da ging der Mathias zur Thür herein. Die Weiber kreiſchten, denn ſie wollten in ſeiner Hand ſchon wieder eine Piſtole ſehen, aber der Kleinhausmann ging mit ausgebreiteten Armen auf das Brautpaar zu und ſagte: „Ich weiß einen guten Rath. Hans, ich geh' für Dich!"

Alles horchte jetzt auf, und Einige fragten: „Ja, wie denn das?"

„Mir iſt Alles eins", ſagte der Mathias. „So lang ich wehren hab' können, hab' ich gewehrt. Jetzt ſind ſie zuſammengebunden, jetzt kann ich nichts mehr machen. Schlechtes will ich dem „Adler-Hans" nichts; aber die Agnes hab' ich allerweil noch gern, und ſo möcht' ich ihr an ihrem Ehrentag eine Freud' machen — ein Brautgeſchenk, und da weiß ich nichts Paſſenderes, als wenn ich ihr ihren Mann ſchenke."

Wie er das, trotz des Bebens ſeiner Stimme, ſchalkhaft vorzubringen wußte! — Man hätte es dem excentriſchen Burſchen gar nicht angeſehen. Und in allem Ernſte, er bot ſich an, für den Hans zum Regimente einzurücken.

Der jungen „Goldenen Löwin" war es gleich recht, aber der „Adler" ſagte: „Nein, nein, das geht nicht. Ich danke Dir, Mathias, für Deinen guten Willen. Trink' mein Glas aus."

Das Glas lehnte er ab: „Die Agnes will ich haben, und wenn das nicht ſein kann, ſo geh' ich in den Krieg. Willſt jetzt, weil Du Dir das Beſte genommen haſt, den Stolzen und Großmüthigen ſpielen und von mir kein Opfer nehmen! Nimm's nur, nimm's, Du haſt mir weit mehr geraubt und nicht darnach gefragt. Ich mag dahier nicht mehr leben, ich geh' zum Militär."

Und war fort.

Erquicklich war der Auftritt nicht. Und der Bürgermeiſter ſagte nun: „Laß' es d'rauf ankommen, Adlerwirth"! Wenn er gehen will, für ihn iſt's beſſer, als wie wenn er dableibt. Und Du nimmſt Dich ſeiner Eltern an, ſo iſt geholfen. Ich will ſofort das Nöthige thun, vielleicht geht's."

Die Agnes lief hinaus, daß ſie den Mathias küſſe — bekam ihn aber nicht mehr zu ſehen. Der Hans blieb, und die Agnes ſagte zu ihm Solches: „Hans, jetzt nimm Dich aber zuſammen, daß ich nicht allzuviel an den Mathias muß denken. Der Mathias iſt ein Prachtmenſch — ich hätt's nicht 'glaubt."

Der Hans blieb daheim hinter den rothen Fenſtervorhängen. Der Mathias iſt am 19. Auguſt in Serajevo eingerückt.

Hoffentlich läßt er einmal was von ſich hören.

Ein Verwegener.

Seit vielen Tagen ſchon rauſchen langgeſtreckte Soldatenzüge an meinem Wohnhauſe vorüber. Mit Tüchern und Fähnchen grüßen die Krieger das grüne Thal, mit Muſik und Geſang die friedlichen Dörfer. Auf manchem Bahnhofe wird ihnen friſcher Trunk gereicht; an manchen Stellen fliegen ſogar Cigarrenbünde durch die Fenſter in die Waggons. Große Frachtenzüge ſind beladen mit Kriegswägen und Kanonen; ganze Waffenarſenale gleiten vorüber. Es iſt ein Zug nach Bosnien hinein, bei dem Einem angſt und bange wird.

— Mir fällt die Geſchichte ein, die man in unſerem Thale zu erzählen weiß.

Oberſt S. fuhr mit dem Eilzug von Wien nach Steinbrück, um von dort mit ſeiner Diviſion nach Siſſek abzubiegen.

Zwiſchen den Stationen M. und K. auf offener Strecke that der Zug plötzlich einige ſcharfe Pfiffe und blieb ſtehen.

„Was gibt's denn?" wollte der Oberſt zum Fenſter hinausfragen, da wurde der Schlag aufgeriſſen und ein junger Bauersmann ſprang verwegen in das Coupé. Allſogleich waren ein paar Conducteure da, welche fürchterlich fluchten. Der Eine wollte den Eindringling hinaus ſchaffen, der andere ihn in den Gewahrſam eines Extracoupé's bringen, da war der Zug ſchon wieder in Bewegung.

Der Bauer, ein ſchöner, kräftiger Mann, kauerte auf dem Lederſitz, ſtarrte d'rein und murmelte: „Was hab' ich jetzt angeſtellt!" — Nun ſah er zum Fenſter hinaus, da füllte ſich ſein Auge mit Thränen. Einem Hauſe winkte er zu, das am Waldabhange lag: „Gott behüt' Euch Alle! Haben uns erſt geſehen, kleinwinziger Bub', und müſſen ſchon wieder auseinand. Das ſchmerzt mich. Was kannſt machen? gar nichts."

„Gehört Der in's Kreisgericht nach Leoben oder in den Feldhof nach Graz?" bemerkte einer der Conducteure.

„Auf jeden Fall liefern wir ihn in Bruck aus", ſagte der Andere.

„Nein, nein, in Bruck nicht. In Marburg erſt, beim Regiment", verſetzte der Eindringling, „ich zahl' ſchon nach." Und wieder zum Fenſter hinaus: „Lebt wohl! lebt wohl, daheim!"

„Donnerwetter, jetzt ſag' mir der Kerl, was das ſoll!"

„Daß ich den Zug aufhielt? Weil ich einſteigen wollte", ſagte der Bauer. „War keck von mir, ich weiß es, aber was könn't ihr denn machen? Zum Abſtrafen iſt gar keine Zeit, weil ich heut' Nachmittags bei der Compagnie ſein muß. Deswegen iſt's ja, deswegen. Ich ſag', meine Herren, Ihr ſeid ſtill zu der Sach'. Es kann ſich was über die Bahn gelegt haben, muß der Zug auch halten. Klewer, daß zwei Minuten Verſpätung iſt, bringt's leicht wieder ein — geht ja jetzt wie der Teufel. Und mein Fahrgeld, das zahl' ich nach."

Der Oberſt, in Mantel geſchlagen, lehnte in der anderen Ecke und hüllte ſich in den Rauch ſeiner Cigarre. Er bedeutete dem Conducteur, daß dieſer den Mann des Näheren zur Rede ſtelle.

Der Conducteur that's, der Bauer lachte und rief dabei: „Na, es iſt gar nicht zu lachen."

Dann zog er ein Papier aus der Taſche: „Das haben ſie mir geſtern zugeſchickt, geſtern gerad' um dieſe Zeit."

Die Einberufung war's, nach welcher der Mann innerhalb vierundzwanzig Stunden ſich bei ſeinem Regimente einzuſtellen hat, widrigenfalls er als Deſerteur behandelt wird.

„Und warum haben Sie nicht ſofort Folge geleiſtet? Es ſind geſtern noch zwei Eiſenbahnzüge, heute Nachts ein, und heute Morgens wieder ein Zug nach Ihrer Richtung gegangen. Wieſo kamen Sie auf den verrückten Gedanken, den Eilzug anzuhalten und ſich Folgen auszuſetzen, die für Sie wohl ſchwerer ſein dürften, als die Sie etwa erwartende Disciplinarſtrafe?"

„Soll man mich deswegen wirklich ſo arg niederziehen?" fragte der Bauer. „Sehen Sie, meine Herren, ich könnte jetzt ſagen, ich wäre geſtern auf den Almen geweſen beim Vieh und erſt heut' nach Haus gekommen — trägt ſich zur Sommerszeit zu. Oder hätt' — 's iſt ja Sonntag geweſen, geſtern — einen ſolchen Rauſch gehabt, daß ich gar nicht im Stand' geweſen wär', auf die Eiſenbahn zu gehen — ſo Sachen ſind ja leicht möglich. Was könnten ſie machen? Thu's aber nicht und bleib' bei der Wahrheit. Und wenn ich's ſchon erzählen ſoll, ſein thut's ſo: Ich hab' ein Weibel daheim und mit

dem bin ich jetzt bald ein Jahr verheiratet. Ich hab' wohl gewußt, daß ehzeit was kommen muß; und da ſagt ſie mir geſtern, Franzel, ſagt ſie, 's mag ſein, daß heut' oder morgen was losgeht, 's kommt mir nicht recht für. Ich lauf geſchwind in's Dorf, daß ich ein paar Weiber zuſamm' bring', der Gevatterin ſag' ich's auch, und mir iſt ganz ſchwimmelig im Kopf und denk' ſchon alleweil, wie er ausſchauen kunnt, der da wird anrucken. — Begegnet mir unſer Gemeindebot': er hätt' was für mich; ob mir denn die Fußſohlen nicht thäten beißen? Wie ſo? ſage ich. — Na, weil ich einen ſeltſamen Weg würd' gehen, in's Bosnien, in die Türkei hinein. — Na, ſei ſo gut! ſag' ich, das wird etwan doch nicht ſein. — Wohl, wohl, Franzel, es iſt. Der Eggbauer und der Kogelſchuſter und der Krumpenſepp, und der und der, haben es auch; müſſen heut' noch fort, allomarſch! Dein Briefel, da haſt es. Schau nur nach, wirſt es ſchon ſehen. Heut' noch. — Können ſich die Herren denken, wie ich dageſtanden bin. — Iſt's wie der will', ſage ich, heut' geh' ich nicht. — Geht mich weiter nichts an, ſagt der Bot', und dreht ſich. Ich ſpring heim. Mein Weib iſt ſchon rechtſchaffen in der Noth; ich ſag' dieweilen nichts zu ihr. Von der Nachbarſchaft kommen die Einrückenden, einer nach dem andern: ob ich mitginge. Nein, ſag' ich, heut' ſchon gar nicht, und wenn der Himmel einfallt, heut' bleib' ich daheim. Sind fort. Einen Eiſenbahnzug um den andern hör' ich pfeifen: ob ich denn nicht mitginge in's Bosnien? — Saggra! laßt mich in Ruh' mit euren verfluchten Bosniaken, die gehen mich nichts an, ich bleib' daheim bei Weib und Kind! — Was haſt denn, daß Du ſo ſauer d'reinſchauſt? fragt mein Weib mitten aus ihren Schmerzen. Ich ſpring' hinaus und weiß mir nicht zu helfen. Ich denk' auf den Schwur, den ich dem Kaiſer hab' geleiſtet. Soll ich denn flüchtig ſein? — Aber, meine lieben Leut', wer kann's verlangen von einem jungen Ehmann, daß er ſein Weib im Stich laßt zu ſolcher Stund' und davongeht, eh'vor er 's Kind hat geſehen, das ſchon lang' Zeit her ſein Gedanken iſt geweſen alle Stund'? Und wenn morgen der Türk' im Land' ſteht, das kann man von einem Menſchen nicht verlangen. So bin ich über Nacht daheim geblieben, und erſt heut' früh — gegen neun Uhr — iſt das kleine Bübel da. Nehm' ich's gleich her und ſchau's an, und hab' mir gedacht . . ."

Die Augen ſtanden dem Manne voll Waſſer; er ſtrich ſich mit dem Aermel über das Geſicht: „Na, eine Dummheit!"

Dem nebenſitzenden Conducteur war alle Schärfe vergangen, er legte ſeine Hand theilnehmend auf den Arm des Mannes, der nun aufſtand und mit dem Fuß den Boden ſtampfte, als wollte er allbergleichen von ſich abſchütteln. Gelang ihm aber nicht.

„Ein geſund' Bübel iſt's, Gott ſei Lob und Dank! — Jetzt hab' ich ſie verlaſſen, allzwei — die Mutter und das Kind. Möcht' wiſſen, was ſie anfangen werden . . . Hab' hell gemeint, ich kunnt nicht von der Stell'. Da iſt's mir doch eingefallen, Franzel, Du biſt ein Mann. Dein Kind haſt geſehen, jetzt ſtell' Dich ein — dem kranken Weib kann ich's nicht ſagen, daß ich davon muß, das wird Jeder einſehen. Heimlich bin ich weg und noch den Gevatter hab' ich gebeten, daß er die Wöchnerin ſoll vorbereiten. Wird viel fragen, wo denn der Franzel iſt. Bis ſie's erfährt, bin ich ſchon weiß Gott wo. — Mein Lebtag, ſo was iſt hart! Das erſtmalig Einrücken, wo ich noch ledig bin geweſen, war ein Spaß dagegen. — Nu, laſſen wir das gut ſein. Wie ich auf die Eiſenbahn herabſchau, denk' ich: wenn jetzt ein Zug ging', 's wär' noch früh genug — — kunnt bis Nachmittag in Marburg ſein. Aber, der nächſt' geht erſt am Abend und ich bin Deſerteur. In dem nämlichen Augenblick — als wie wenn's

ſchon ſo hätt' ſein müſſen — ſchlägt beim Bahnwächterhaus das Signal an. Zwei Schläge. Ein Zug von Wien? Welcher denn? Da fällt's mir ein: der Eilzug. Was hilft mir das, wenn er nicht anhält! — Jetzt, meine Herren, in der Freud' über mein Bübel daheim, und in der Verzweiflung darüber, daß ich fort muß und doch ein Deſerteur ſollt' ſein — da iſt mir der tolle Gedanke gekommen. Ich lauf' zum Wächterhaus, die Bahnwächtersfrau ſteht ſchon da, und wie der Zug anfährt, ſpring ich vor, reiß ihr den Stab aus der Hand. Sie kennt mich und denkt, 's iſt eine Gefahr auf der Strecke. Ich ſtell' mich auf die Bahn und winke mit der Signalfahne, was ich kann, bis der Zug ſteht. Das Weitere haben die Herren ſelber geſehen. — Mögen thun mit mir, was ſie wollen."

Nun neigte ſich der Oberſt aus ſeiner Ecke vor. Als ihn der Franzel jetzt erſt bemerkte, ſtand er auf und grüßte ihn nach militäriſcher Art.

Der Officier fragte, bei welchem Regiment er diene. Jener gab in ſtehender Stellung und die rechte Hand am Haupte Beſcheid und ſetzte bei: „Ich ſtehe vor meinem Herrn Oberſten. Ich weiß nicht, inwieweit es unrecht iſt, was ich gethan habe; will meine Strafe tragen. Herr Oberſt, ich melde mich, daß ich eingerückt bin."

„Nehmen Sie Platz. Wir fahren mitſammen. Was Ihren jungen Sohn betrifft, haben Sie für ihn ſchon einen Taufpathen?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt, der Bub' wird, verhoff' ich, jetzt eben getauft."

„So kann ich nichts für ihn thun, als trachten, daß ſein Vater ſobald als möglich wieder zurückkehrt. Sie ſind ein braver Mann und ein wackerer Soldat, aber ein Maleſizkerl. Solch' verwegene Leute können wir ſchon brauchen. Bei der Südbahn werde ich für Sie einſtehen."

Friedrich Hebbel und die Pariſerin.

Aus den Erinnerungen von Eduard Kulke.

Der Dichter der „Judith" hatte die Aufmerkſamkeit des Königs von Dänemark auf ſich gelenkt und trat, mit einem Stipendium verſehen, das er der Munificenz des Königs zu danken hatte, ſeine Reiſe nach Frankreich und Italien an. In Paris erregte der junge deutſche Dichter, namentlich durch die Art und Weiſe, wie Heine ſich über ihn ausſprach, die größte Senſation. Seit Goethe der größte Deutſche! Das war das allgemeine Urtheil.

Es iſt kaum zu verwundern, daß auch das ſchöne Geſchlecht ſich lebhaft für den blonden Germanen intereſſirte, wenn auch kaum anzunehmen iſt, daß die Pariſer Damen die perſönliche Bekanntſchaft mit ſeiner „Judith" gemacht haben. Ganz beſonders aber intereſſirte ſich für Hebbel eine Dame, die Frau eines ſehr reichen Mannes, der in einer der Vorſtädte oder in der Nähe von Paris ſeine Villa hatte. Hebbel wurde mit Einladungen von Seite der Dame beſtürmt, ſo daß er endlich erſchien. Aber mit Einem Beſuche war die muntere Franzöſin keineswegs zufrieden, ſie verlangte, der Dichter ſolle ihr täglicher Gaſt ſein. Hebbel ſchützte die große Entfernung vor, um ſich ſa gut als möglich aus der Schlinge zu ziehen. Er that es, wie er mir ſagte, nicht etwa darum, weil er an der Franzöſin kein Gefallen gefunden hätte, ſondern weil er gewiſſe Eiferſüchteleien von Seite des Mannes dieſer Dame vermeiden wollte. Wie überraſcht mußte er daher ſein, als eines ſchönen Tages der Gemahl ſeiner Verehrerin ſelbſt bei ihm einſprach, ihm ſanfte Vorwürfe machte, daß er die herzlichen Einladungen in ſeinem Hauſe verſchmähe, und ihn dringend bat, dieſelben anzunehmen; ja der höfliche Franzoſe ging ſo weit, dem plumpen Deutſchen, der ſich mit der großen Entfernung entſchuldigen wollte, ſeine eigene Equipage tagtäglich zur

Verfügung zu ſtellen. So ward Hebbel täglicher Gaſt in dem Hauſe.

Eines ſchönen Tages, der Dichter befand ſich mit der Frau allein, trat die lebhafte Franzöſin mit einer wunderlichen Zumuthung an den jungen Dichter heran. Sie machte nicht viel Umſchweife, ſondern ſagte in ganz verſtändlichen Worten: „Heiraten Sie mich!“ Hebbel war gerade nicht der Menſch, über einen ſonderbaren Einfall außer Faſſung zu gerathen, aber die lakoniſche Aufforderung der Franzöſin befremdete ihn doch. „Wie wäre das möglich“, fragte er mit dem ganzen Ernſt eines Deutſchen, „Sie ſind ja verheiratet!“ — „O,“ erwiderte die Franzöſin ernſthaft, „nur ein Wort von Ihnen und ich bin morgen Witwe!“

„Das iſt eine raſche Wandlung“ — ſagte Hebbel — „und ich bewundere die Raſchheit Ihres Geiſtes! Ich würde Sie in der That auch heiraten, wenn mich von dieſem Schritte nicht Ein Umſtand zurückhielte.“

„Was für ein Umſtand?“ fragte die Franzöſin lebhaft, die ſich bereits am Ziele ihrer Wünſche glaubte, weil ſie gewiß war, jede Einwendung widerlegen zu können.

Hebbel ſagte: „Sie haben Ihren Mann geheiratet und wollen ihn meinethalben aus dem Wege räumen! Ich gebe zu, daß das von Ihnen ſehr liebenswürdig und für mich äußerſt ſchmeichelhaft iſt; aber wer gibt mir die Garantie, daß Sie morgen oder übermorgen nicht ebenſo gut einem Andern zuliebe mich aus dem Wege räumen, wenn ein Anderer das Glück haben ſollte, Ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Sie begreifen wohl, meine Theuerſte, daß eine Dame, die mit ſolcher Leichtigkeit ſich ſelbſt zur Witwe machen kann, wie Sie, keine Partie für einen Mann iſt, der in der Welt noch manches Andere zu thun hat, als zu heiraten. Vorläufig werde ich eine Reiſe nach Italien antreten.“

Und verließ ſie zur ſelbigen Stunde.

Herzensfragen.

Gedichte von Luiſe Becher.

Liebeswirkung.

Die Liebe macht beſſer das edle Gemüth,
Wie die Roſe auch ſchöner im Lichte erblüht,
Wie die Sonne nur glänzet am Himmelsbogen,
Wenn die Nebel verzogen.

Die Liebe, in niederen Seelen entbrannt,
Zerſtört ihre Kraft, zerreißet das Band
Der Sitte, das hemmend die Satzung umwunden,
D'rin Halt ſie gefunden.

D'rum prüfe ſich Jeglicher, eh' er begehrt,
Ob des läuternden Feuers ſein Inneres werth,
Nur jenem wird Liebe den Himmel verkünden,
Der frei von Sünden.

Gefahr.

Küſſe, gegeben mit lachendem Mund,
Die machen keine Sorgen,
Vergißt man ſie nicht in derſelbigen Stund',
Doch ſicher am nächſten Morgen. —
Doch werden beim Küſſen die Augen feucht,
Dann gibt es wohl Gefahr,
Dann quält Erinnerung vielleicht
Das Herz nach manchem Jahr.

Gedankenlaunen.

Einen Peſſimiſten hörte ich einmal ſagen, es ſei nichts lächerlicher, als wenn Jemand behaupte, er fühle ſich wie neugeboren. Wenn man ein angenehmes Gefühl bezeichnen wolle, ſo müſſe man ſagen: Man fühle ſich wie ungeboren.

Hat der Mann nicht recht?

Die Frau ſpricht, was ſie denkt, und der Mann, das, was er dachte.

Wenn es wahr iſt, daß die Frauen Charaden ſind, ſo ſind ſie doch gewiß nicht einſylbige.

Wäre es nicht richtiger, die Sinnlichkeit Unſinnlichkeit zu nennen?

Die Frauen eſſen ſchon deshalb gerne, weil ſie dabei den Mund bewegen können.

Die Emancipation des weiblichen Geſchlechtes ſcheint eigentlich blos eine Emancipation vom weiblichen Geſchlechte zu bedeuten.

Unſere Sprache hat ſeltſame Eigenthümlichkeiten. Bei uns iſt es möglich, daß Jemand ſeinen Geiſt aufgibt, ohne je einen gehabt zu haben.

Manche jungen Lyriker ſind ſo herzlos, jedem Mädchen, das ihnen gefällt, etwas Schlechtes anzudichten.

Julian Weiß.

Bücher.

Das franzöſiſche Weib auf der Bühne. Den franzöſiſchen Ehebruch- und Proſtitutions-Dramatikern gewidmet von Hermann Sallmayer. (Königsberg, Verlag von R. Leupold, 1878.) Mit derben Hieben geißelt dieſe Broſchüre die franzöſiſchen Demimondedichter, welche das franzöſiſche Weib weit ſchlechter machen als es iſt. Wir aber wenden ein, daß ſolche Dramen, welche auch auf deutſchen Bühnen floriren, durch ihre Vorbilder das deutſche Weib, wenn nicht verderben, ſo doch verletzen müſſen durch den Schimpf, den ſie auf das franzöſiſche ſchleudern. Und bei der Neigung unſerer Frau, Alles, was aus Paris kammt, ſich zum Muſter zu nehmen, mag man die Art des Einfluſſes ſolcher Schandſtücke ermeſſen. Mit ſotch' franzöſiſchen Muſtern thut unſere deutſche Bühne ziemlich Alles, was ihrer Aufgabe entgegen iſt; ſie entweiht die Kunſt, ſchändet das Ideal, entſittlicht das Volk. Und was die Bühne hierin etwa zufällig verabſäumt, das ſucht eine Art von Proſtitutionspreſſe auf das Gewiſſenhafteſte nachzutragen. Wir meinen hier jene ſogenannten Witz- oder humoriſtiſchen Blätter, jene wüſten, illuſtrirten Organe der Unzucht und des Scandals, deren Deutſchland manche und auch Oeſterreich etliche beſitzt. Es gibt kaum ein Koffee- und Gaſthaus, das nicht von ſolchen feilen und faulen Feigenblättern unſicher gemacht wird. Syſtematiſcher, als es auf den Bühnen die Ehebruchsdramen und in den Gaſthäuſern dieſe illuſtrirte Schondpreſſe thut, kann unſere Jugend nicht entnervt werden.

Erinnerungen an Friedrich Hebbel. Von Eduard Kulke. (Verlag von Karl Konegen, Wien 1878.) Der Verfaſſer dieſer Erinnerungen ſtand mit dem Dichter in deſſen letzten Lebensjahren im vertrauteſten Verkehr. Viele Eigenthümlichkeiten des merkwürdigen Mannes hat er beobachtet, viele Ausſprüche, Bemerkungen und Urtheile des originellen Dichters und Denkers hat er aufgezeichnet, und zwar zu einer Zeit, da die Eindrücke, welche er aus dem perſönlichen Verkehre mit Hebbel an ſich erfahren, noch ganz friſch und neu waren und daher mit großer Genauigkeit und Treue wiedergegeben werden konnten. Der Verfaſſer liefert keine eigentliche Biographie, und doch lernt man aus dieſen Erinnerungen das Leben Hebbel's kennen; er liefert keine erſchöpfende Charakteriſtik, und doch iſt der Menſch wie der Dichter Friedrich Hebbel durch ſeine eigenen Ausſprüche in dieſen Erinnerungen auf's Genaueſte charakteriſirt. Der Verfaſſer kritiſirt den Dichter nicht, er erzählt uns vielmehr rein und ſchlicht, was er ſelber von Hebbel erfahren hat. Kulke's Erinnerungen ſind der Witwe des Dichters gewidmet und werden ſicherlich von jedem Freunde und Verehrer Hebbel's mit Dank aufgenommen werden.

Adalbert Stifter. Eine Feſtgabe von Jordan Cajetan Markus. (A. Hölder, k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler, Wien.) Einer der wärmſten Verehrer Stifter's ſchreibt hier eine kleine Abhandlung über des großen Malerpoeten Leben und Wirken, über deſſen Schöpfungen und über das Denkmal, welches im vorigen Jahre den Manen Stifter's im Böhmerwalde geſetzt worden iſt. Die fleißige Arbeit lehnt ſich an die über A. Stifter veröffentlichten Werke von Johannes Aprent und Emil Kuh. Mehrere Auszüge aus den Schriften des Dichters vervollſtändigen die Arbeit; einige Abbildungen, als: Stifter's Porträt, ſein Grabmal auf dem Friedhofe zu Linz, ſein Denkſtein im Böhmerwalde, die durch den „Hochwald" berühmt gewordene Ruine Wittingshauſen, der Dreiſeſſelberg, der Plöckenſteinſee u. ſ. w. zieren das Büchlein, welches für jeden Freund Adalbert Stifter's von großem Intereſſe iſt.

Die Kaiſerſtadt an der Donau. Kleine Bilder aus dem großen Wien von Karl Landſteiner. 4. Auflage. (Würzburg, Verlag von Lea Woerl.) Dieſes bereits in verſchiedener Form und nun in Woerl's Reiſebibliothek erſchienene Werkchen gehört zu jenen harmloſen und anſpruchsloſen Büchern, die ein paar Stündchen recht anmuthig hinwegplaudern und alſo ihren Zweck, zu unterhalten, vollſtändig erfüllen. Kleine Genrebilder und Schilderungen wechſeln flüchtig, manche treffliche Bemerkung feſſelt unſer Nachdenken an eine oder die andere Zeile. In ſeinen beſten und charakteriſtiſchen Theilen erinnert das Werkchen an die köſtlichen und unübertrefflichen Culturbilder aus der alten Kaiſerſtadt von Friedrich Schlögl.

Bergkryſtalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. (Verlag von B. F. Holler in Bern.) Bergkryſtalle nennt ſich eine Sammlung von Novellen und Erzählungen aus der Schweiz und von Schweizern.

Die Schöpfungen der belletriſtiſchen Muſe, welche uns in dieſen äußerſt elegant ausgeſtatteten Büchern vorgeführt werden, ſind wahre Cabinetsſtücke von naturwahrer Compoſition und meiſterhafter Zeichnung. Die Schilderung iſt maleriſch und oft von poetiſchem Colorit, die Handlung voll Leben und ſpannend, während die Charaktere der auftretenden Perſonen ſich durch logiſche Schärfe und Conſequenz auszeichnen; dabei wird überall eine ſchöne ſittliche Tendenz vertreten. Die bis jetzt erſchienenen acht Bändchen enthalten Erzählungen von Arthur Bitter.

Arthur Bitter zeichnet ſich beſonders durch eine knappe und ſcharfe Charakteriſtik aus, und wer ſich nach geſunder Koſt ſehnt, dem empfehlen wir dieſe Erzählungen.

Lieder an eine Verlorene. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. (Verlag Eduard Hallberger, Stuttgart.) Tiefer Schmerz um die verlorene Geliebte gibt dieſen Liedern den Grundton, aber der Reichthum von Erlebniſſen und Phantaſie verleiht ihnen den bunten Wechſel der Farben, den reizvollen Zauber, der Alles verklärt, die innere Kraft, die aus bitterſter Zerriſſenheit immer wieder verſöhnend ſich emporrafft. Der fürſtliche Dichter hat die Welt, die kleine wie die große, geſehen, diesſeits und jenſeits des Oceans Er zeigt ſie uns im Spiegel ſeiner edlen Seele, ſeines hohen Geiſtes, ſeiner bilderreichen Phantaſie, und die Anmuth wie die Kraft ſeines Rhythmus gemahnen uns an Heine und Freiligrath.

Ferner ſind dem „Heimgarten" zugekommen:

Kaiſer und Papſt. Der Kampf der deutſchen Kaiſer mit dem römiſchen Papſtthume und ſeinem Anhange von Karl dem Großen bis heute. Für das deutſche Volk gemeinverſtändlich dargeſtellt von A. Reichenbach. (Lahr, Verlag von Moriz Schauenburg, 1877.)

Gretel. Gedicht von Paul Kirſch. (Olmütz, Selbſtverlag des Herausgebers 1878.)

Das Chriſtkindel. Ländliches Luſtſpiel in einem Act von E. A. Schroeder. (Verlag der Theater-Buchhandlung von A. Kühling, Berlin.)

Lyon in der Römerzeit. Vortrag, gehalten zu Gunſten des Leſevereines der deutſchen Studenten in Wien von Dr. Otto Hirſchfeld. (Wien, Verlag des Leſevereins der deutſchen Studenten.

Poſtkarten des Heimgarten:

XX: Das Nachdrucksrecht von Artikeln aus dem „Heimgarten" iſt nur durch die Einwilligung der Redaction und der Autoren zu erlangen. Quellenangabe unerläßlich. — Für unverlangt eingeſandte Manuſcripte kann nicht gehaftet werden.

J. S. Sonnenſtadt: Die betreffende Stelle in den Liedern des Prinzen heißt: „Was ich zuerſt geliebt, ich weiß es nicht. — Ich hab' geliebt ſeither ſo manche Frau, doch, daß mein erſtes Lieben heiliger war und auch viel ſüßer, weiß ich ganz genau. Ich glaub' zuweilen, daß es Engel gibt, und daß ich einen einſt im Himmel ſeh', den ich auf Erden habe vorgeliebt."

Fräulein ... in Holſtein: Sie geben in Ihrem lieblichen Roſenliede durch die Blume zu verſtehen, was Murad Efendi Hanſens Gretchen unumwundener ſagen läßt: „Was Du bitteſt, wehr' ich Dir, was Du nimmſt — verſag' ich nicht." Aber Ihr Gedicht iſt zu gedehnt.

J. H. in K.: Nein, Verehrter, Sie mißverſtehen die Volkspoeſie. Wir wiſſen ja, daß auch „Lieder" wie folgendes geſungen werden:

„'s Bettelmandl will kirchfahrn gehn,
hajuche!
's Bettelweibel will a mitgehn,
allidaridl, a mitgehn,
allidaridl de!
's Bettelweibel muaß dahoama bleibn,
hajuche!
Auf'n Stock Stingl ſchneidn,
allidaridl, Stingl ſchneidn,
allidaridl de!"

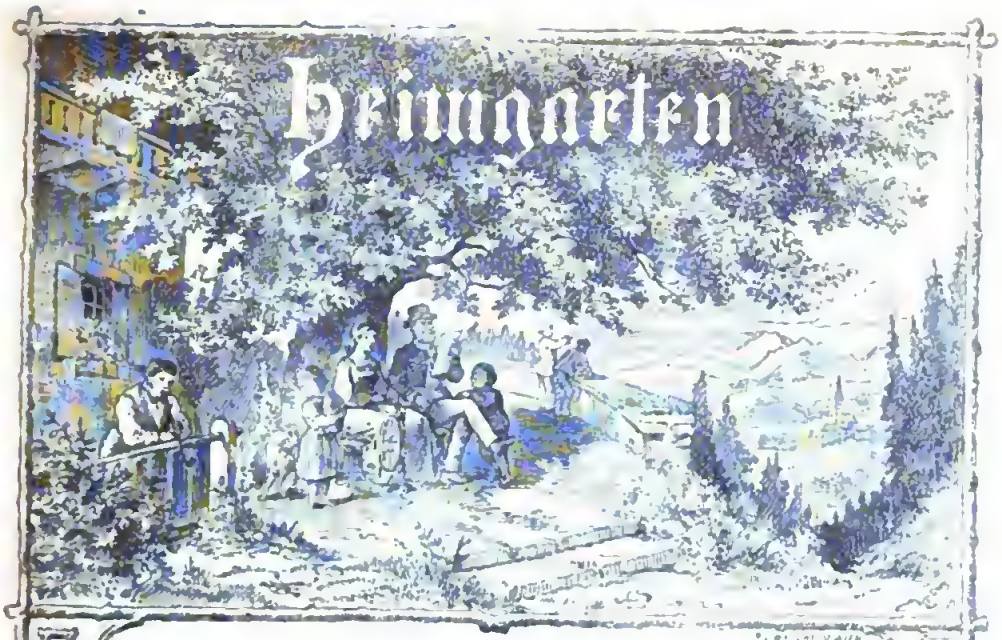
Wenn Sie das „humoriſtiſch" nennen, dann wußten wir bisher nicht, was Humor iſt.

Herrn Baron L. M., Wien: Für Ihren Zweck empfehlen wir Ihnen die von Michel Moſer in Altauſſee photographiſch aufgenommenen Volkstrachten aus Oberſteiermark. Dieſe naturgetreu und vorzüglich ausgeführten Bilder ſind für Steiermark die erſten und einzigen in ihrer Art.

X Vom Murbaden kommt uns das Schreiben eines ſteiriſches Jägers aus Bosnien zu. Dasſelbe iſt in Ermanglung von Papier auf die Rückſeite eines türkiſchen Plakates und in Ermanglung von Bleiſtift oder Tinte mit Blut geſchrieben. Der Inhalt, ſoweit er leſerlich iſt, entſpricht der Form. Der „Heimgarten" hat jedoch ſeine Leſer mit derlei grauenvollen Schilderungen zu verſchonen.

M. v. A.: Ihre Erzählung müßte geändert werden, und zu dieſem Zwecke wäre eine eingehendere Rückſprache erwünſcht.

Druck von Leykam-Joſefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Roſegger.



Heft 2. November 1878. III. Jahrg.

Der Zauberer vom Strozzi'schen Grund.

Geschichte aus einer versunkenen Stadt von Hieronymus Lorm.

Mein Großvater war ein Silberschmied, eine Bezeichnung, von der man heutzutage ganz abkam, obgleich das Geschäft ein wesentlich anderes als das des Goldschmiedes ist.

Mein Großvater war ein Wiener Bürger, von der Art, wie es deren im vorigen Jahrhundert viele gab. Er ging eifrig seinem Gewerbe nach, bewahrte aber dabei für Wissenschaft und Kunst leidenschaftliche Vorliebe, die sich in Ermanglung der nöthigen Zeit zum Lesen und Studiren als Verehrung der Gelehrten und Dichter ausprägte.

Mein Großvater war in den Jahren 1781—83 mit dem bekannten Philosophen Carl Leonhard Reinhold umgegangen, der zuerst dem Jesuitenorden angehört hatte und nach Auflösung desselben, Barnabitermönch geworden war. Noch in seinem geistlichen Beruf ward er von den mächtigen Strömungen der Intelligenz unter Kaiser Joseph ergriffen und schrieb in den bezeichneten Jahren eine große Anzahl von Aufsätzen für Blumauer's „Wiener Real-Zeitung", bis er sich endlich durch seine Flucht nach Leipzig den Fesseln jenes Standes gänzlich entzog und einer der ersten Verkünder und Verbreiter der Kant'schen Philosophie wurde. Seine Briefe haben sich lange Zeiten in wissenschaftlicher Geltung erhalten.

Bei Denis versammelten sich um die erwähnte Zeit die aufstrebenden Geister Wien's, deren Namen sich größtentheils in die Cultur- und Literaturgeschichte eingeschrieben haben. Viele sind freilich vergessen worden, und unter ihnen auch ein Mann, der zu den Freunden oder wenigstens Bekannten Reinhold's gehörte, und wenn mein Großvater den Namen richtig behalten hat, Sebastian Biegler hieß.

Er war ein Mann von vielem Wissen, hatte es aber aus unbekann-

ten Ursachen niemals zum Doctor oder Magister gebracht. Als Hauslehrer sehr beliebt, unterrichtete er auch den jungen Sohn einer vermöglichen Wittwe, die Hausbesitzerin auf dem Strozzischen Grund war. Als der Jüngling unvermuthet starb, tröstete Biegler die unglückliche Mutter, indem er der anscheinend schon ältlichen Frau seine Hand reichte. Sie war in Wirklichkeit nicht so verblüht, als es dem oberflächlichen Blick vorkam, und gebar nach zweijähriger Ehe eine Tochter, die Dominica genannt wurde.

Sebastian Biegler hatte sich mit Philosophie und mit den Philosophen seines Zeitalters vertraut gemacht, und war über die richtige Auffassung dieser Wissenschaft, wie mein Großvater wußte, mit Reinhold oft in Streit gerathen. Diesem konnte es selbstverständlich nur um das Wissen als solches zu thun sein und wenn er demselben schon eine Beziehung auf das unmittelbare Leben einräumte, so konnte sie nur das religiöse Verhalten und das praktische ausschließlich im Sinne der Philosophie, nämlich als ethisches Handeln, betreffen. Biegler hingegen bestritt die Einschränkung der Wissenschaft auf speculative und moralische Interessen und forderte, daß sie das praktische Gebiet im Sinne des weltlichen Nutzens betrete.

„Was ist Philosophie?“ eiferte Biegler; „Liebe zur Weisheit! Behauptet Ihr nun, daß es Weisheit wäre, das Leben fortzuwerfen? Nein! Nach Euren moralischen Begriffen fordert Ihr im Gegentheil, daß Weisheit und Leben miteinander verträglich seien. Weise kann doch wohl nur sein, wer es sich möglichst gut in dieser Welt einzurichten weiß, folglich kann nur ein gutes Leben ein weises Leben sein. Philosophie ist also die Kunst, in jenen Geheimnissen zu lesen, welche das Leben angenehm machen und vor Gefahren und Bedrängnissen schützen können. Wenn Ihr die Philosophie auf das Reich der Gedanken, der Erkenntniß begrenzt, so gesteht Ihr selbst, daß sie niemals zum Ziele kommen werde, denn ihre Aufgabe ist, das Denken mit dem Sein zu verbinden, und wie soll dies geschehen, wenn Ihr Euch mit Eurem Denken vom Sein möglichst ferne haltet? Philosophie muß Magie sein, das hat der Volksverstand schon in den ältesten Zeiten begriffen. Als Demokrit in den Geruch eines Philosophen kam, da überliefen ihn die Kranken und die Unglücklichen, daß er ihnen Mittel der Heilung und Rettung angebe, und seine Vaterstadt, die freilich Abdera war, wollte ihm alle ihre öffentlichen Angelegenheiten zu alleiniger Entscheidung anvertrauen.“

Als nun Biegler reich und unabhängig geworden war und nach seinem Gefallen leben konnte, da beschloß er, die Philosophie, wie er sie eben verstand, auch nützlich für seine Nebenmenschen zu machen, und zwar nicht, indem er gleich anderen Gelehrten Bücher darüber geschrieben hätte, sondern durch geheime Mittheilungen und Rathschläge, zu denen er die Eingebung aus der Kabbalah schöpfte.

Die Kabbalah und der Talmud sind die beiden hauptsächlichen religiös-philosophischen Bücher der Juden. Wie „Talmud“ nichts weiter als „Unterricht“, so bedeutet „Kabbalah“ eigentlich nichts weiter als „Tradition“, eine durch Ueberlieferung empfangene Lehre. Sie wurde zu Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts, zu welcher Zeit sie schon mit vielen griechischen Elementen vermischt war, wahrscheinlich von Rabbi Akiba und seinem Schüler Simeon Ben Jochai schließlich festgestellt und in den späteren Jahrhunderten mannigfaltig erklärt und vermehrt, reicht aber ursprünglich bis zu den Zeiten der babylonischen Welt zurück. Das richtige Verständniß der vieldeutigen Kabbalah, in der jedes Wort einen zwei- und dreifachen Sinn haben kann, befähigt, Wunder zu verrichten und Künftiges zu bestimmen.

Sebaſtian Biegler hatte in ſeiner Bücherſammlung Werke über die Kabbalah in deutſcher und lateiniſcher Sprache. Sie reichten bis in das ſechzehnte Jahrhundert zurück. Da gab es: Talmud Babylonicum, Venedig 1520, oder: Budde: Introductio ad historiam filosophiae Ebreorum und vieles Andere. Allein die Werke enthielten nur Commentare und geſchichtliche Aufſchlüſſe, waren aber nicht geeignet, die myſtiſche Gewalt auf den Forſcher zu übertragen, ihm die eigentliche kabbaliſtiſche Macht zu verleihen. Dazu hätte es des Unterrichtes von einem Eingeweihten bedurft, der ſelbſt im Beſitz des Zaubers geweſen wäre.

Einen ſolchen Lehrer zu finden, war lange Zeit der unabläſſige, wenn auch hoffnungsloſe Wunſch Biegler's geweſen. Die Geburt ſeiner Tochter Dominica gab jedoch ſeinem Denken und ſeiner Phantaſie zunächſt eine andere Richtung. Er fühlte ſich zum erſtenmale in der Würde eines Familienvaters und trachtete die äußeren Einrichtungen ſeines Hauſes im Sinne eines behäbigen Wohlſtandes zu geſtalten. Die Möbel wurden erneuert, Geräthſchaften im Geſchmack der Zeit angeſchafft und beſonders war es das Silberzeug für Tafel und Beleuchtung, auf das er ſeine Aufmerkſamkeit richtete. Weniger ſollte Neues gekauft, als dem vorhandenen Alten eine gefällige Umgeſtaltung gegeben werden.

Dieſe vergnügliche Sorge für den Glanz des Hauſes bewirkte, daß Biegler mit dem Silberſchmied, mit meinem Großvater, in Berührung kam. Als er einſt nach vielen Beſprechungen über den Werth und die Beſchaffenheit der umzuformenden Gegenſtände das Magazin muſterte, in welchem ſilberne Gebrauchsſtücke aus verſchiedenen Zeiten und Ländern bunt durcheinander lagen, fiel ihm ein eigenthümlich geſtaltetes ſilbernes Becken auf, deſſen Verwendung er ſich nicht zu erklären wußte.

„Es ſtammt aus dem heiligen Lande", ſagte mein Großvater, „aus Paläſtina, aber „— fügte er lachend hinzu —" es ſteckt kein rechtes Chriſtenthum darin."

„Wie kommen Sie dazu?" fragte Biegler.

„Durch den ſpaniſchen Juden," erwiderte der Silberſchmied; „er hat keinen Laden und auch keine Werkſtätte, er arbeitet nicht und verkauft auch nicht direct dem Publicum; er handelt blos, wie eben die Juden alle. Für das Geſchäft aber iſt er unſchätzbar, er kennt die Waare wie Keiner, weiß für den Liebhaber Merkwürdiges herbeizuſchaffen und gibt die Abkunft jedes ſilbernen Löffels an."

„Und er hat Ihnen nicht geſagt, was es mit dieſem Stück eigentlich auf ſich hat, wozu es gedient haben mag?"

„Ich weiß nur, daß es ſehr alt iſt und vielleicht einmal bei den Ceremonien und Beſchneidungen der Juden in Gebrauch genommen wurde."

Biegler war von dieſer Auskunft frappirt und dachte nach. „Wie heißt der Mann, von dem Sie's haben?" fragte er.

„Er iſt ein Spanier oder Portugieſe," antwortete mein Großvater, „und heißt Gonzales. Seine Wiener Glaubensgenoſſen, mit denen er übrigens gar keine Aehnlichkeit hat, nennen ihn Kohnzeles. Er iſt ſehr fromm und gilt für einen Gelehrten unter ſeines Gleichen. Selbſt die Rabbiner ſollen Reſpect vor ihm haben."

„Führen Sie mich zu ihm."

„Er iſt jetzt nicht hier, überhaupt beſtändig auf Reiſen und nur von Zeit zu Zeit in Wien. Man kennt auch wenn er hier iſt, nicht ſeine eigentliche Behauſung, doch das würde nichts machen. Ich weiß, wo er auf der Straße zu treffen iſt, und kann ihn zu mir beſtellen. Wenn Sie aber kein Geſchäft mit ihm haben, zu müſſigem Schwatzen werden Sie ihn nicht bewegen können."

Indeſſen verſprach mein Großvater, wenn er des Juden wieder anſichtig werden ſollte, davon Nachricht zu geben.

Ein halbes Jahr verging, Biegler hatte sein Silberzeug umschmelzen lassen und das seltsame Becken an sich gebracht. Eifrig gab er sich jetzt wieder den kabbalistischen Studien hin und da er einige Zeit Theologie studirt hatte, so kannte er auch die Anfangsgründe der hebräischen Sprache und suchte sich darin weiter zu vervollkommnen. Eines Tages meldete ihm mein Großvater, daß Gonzales sich im Magazin zu einer bestimmten Stunde in Geschäften einfinden werde, Biegler möge „sehen" was er mit ihm anfangen könne.

Der Jude war ein ernster, hagerer Mann von gebräunter Gesichtsfarbe. Sein Bart so dunkel wie sein Haupthaar, hing nicht vom Kinn herab, sondern umhüllte als Rundbart die untere Hälfte seines Gesichtes. In der Sprache verrieth er nicht den singenden Jargon seiner Glaubensbrüder, obgleich er auch nur ein stark mit fremden Wörtern und Accenten vermischtes Deutsch sprach. Am meisten glich er in der Kleidung der traditionellen jüdischen Erscheinung, doch nur so weit, daß man ihn nicht für einen einheimischen Wiener halten konnte.

Biegler begrüßte ihn mit dem nationalen Willkommensruf: „Friede sei mit Euch!" in hebräischer Sprache. Gonzales richtete seine sprühenden, schwarzen Augen gespannt nach dem Eingetretenen und sagte nach langer Betrachtung: „Ihr seid kein Jude, wie kommt Ihr dazu, diese Worte zu kennen?"

Biegler antwortete mit neuen Proben seiner Kenntniß der Sprache und mein Großvater erklärte dem Juden, dieser hätte einen der ersten Gelehrten und Philosophen vor sich, der im vertrauten Umgang mit den berühmtesten Männern den Stadt stünde und sogar ein Freund des Hofraths Sonnenfels wäre.

Diese Auskunft schien dem Juden allerdings zu imponiren, doch wendete er sich nach einem aufmerksamen Blicke auf den ihm also Vorgestellten, ohne ein Wort zu sagen, wieder dem Silber schmied zu, mit diesem eine begonnene Verhandlung über ein Geschäft fortzusetzen. Ohne Rücksicht darauf sagte Biegler:

„Ich achte jede Nation, deren Sprache ich mir anzueignen Mühe gebe, also auch die jüdische. Von Euch insbesondere, Herr Gonzales, denke ich, daß Ihr ein gelehrter Mann seid, also so zu sagen mein Geistesbruder. Indem ich Euch nun den Wunsch ausdrücke, von Euch über Eure heiligen Schriften weitere Auskunft zu empfangen, so könnte ich Euch versprechen, daß Ihr auch von mir dabei noch Manches lernen würdet, da ich griechisch-alexandrinische Werke über Eure Nation besitze, die Euch noch neu sind. Indessen weiß ich sehr wohl, daß die besten und gelehrtesten Juden sich scheuen, dem Christen gegenüber ein anderes Interesse als das des Geschäftsmannes herauszukehren. Der Wahn, daß die Juden einzig und allein für den Handel Sinn hätten, muß ihnen als Schutzmauer gegen den Verdacht dienen, als ob sie sich in religiöse und politische Angelegenheiten, die sie nichts angehen sollten, mit ihren Gedanken einmischen wollten. Ich schlage Euch daher nur ein Handelsgeschäft vor, wenn ich verlange, daß Ihr mir während Eures Aufenthaltes in Wien weiteren Unterricht im Hebräischen ertheilt."

Biegler machte einen geschäftsmäßigen Vorschlag wegen Bezahlung der Unterrichtsstunden und Gonzales hörte Alles mit kaum merklichem Lächeln und zuweilen schlauem Augenzwinkern an. Endlich fragte er nach der Wohnung des Gelehrten und sagte: „Der Weg bis auf den Strozzischen Grund ist weit. Ich könnte nur die späten Abendstunden meinem Geschäft entziehen, um mit Euch Talmud und Gamora zu lernen, und müßte dann in später Nacht den Weg allein zurückmachen, bis in den Lazzenhof. Ich fürchte mich nicht vor Räubern und Mördern, ich trage gute Waffen bei mir und verstehe es,

mich meiner Haut zu wehren. Aber ein Jud' hat immer Unrecht und wenn ich Einen niedermache, so glaubt mir die Polizei nicht und ich kann Monate im Criminal ſitzen, ein Jahr und mehr, bis ſie die Sache unterſucht haben."

„Ihr ſollt bei mir übernachten können," rief Biegler, „ſo oft es zu ſpät wird. Ich betrachte Euch als einen Collegen, ich habe ſelbſt lange Zeit Unterricht gegeben und weiß, daß man einem Lehrer ſeine Mühe nie genug lohnen kann. Alſo abgemacht!"

Gonzales kam denn auch zu Biegler in immer kürzeren Zwiſchenräumen und ſie ſaßen oft tief in die Nacht hinein über den Büchern und in eifrigen Geſprächen. Der Jude wußte ſehr viel von der Geſchichte ſeines Volkes, viel mehr als in deſſen canoniſchen Schriften ſteht. Er holte gerne die hiſtoriſchen Nachweiſe hervor, wie das Mittelalter, trotzdem es den Juden über Alles gehaßt hatte und der gräulichſten Verfolgungen nicht müde geworden war, in einzelnen erhabenen Menſchen, erleuchteten Geiſtern die wahre Schätzung der Juden beſeſſen hätte. Sie waren die geſuchteſten Aerzte der Könige und die geheimen Rathgeber von Feldherren und Staatsmännern geweſen. „Denn," ſagte Gonzales, „nur beim Juden erbt ſich der Geiſt vom Vater auf den Sohn fort. Beim Chriſtenvolk bezahlt ein geſcheidter Mann ſeinen Geiſt mit der Einfalt und Thorheit von Kindern und Kindeskindern."

Obgleich er nun an Biegler einen aufmerkſamen und dankbaren Schüler hatte, ſo war doch der Jude nicht geneigt, auf das eigentliche Ziel des Unterrichts, auf die Kabbalah, einzugehen. Er berief ſich zunächſt auf die großen Schwierigkeiten.

„Jedes Wort hat einen anderen Sinn, als im Buchſtaben liegt, jede Erzählung bedeutet mehr, als die Begebenheit. Erſt hinter der Schrift liegt die Lehre, die wahre Lehre, das Zeugniß der Allmacht Gottes, ein Theil dieſer Macht ſelbſt."

„Wem wollt Ihr dies ſagen", rief Biegler; „weiß ich nicht, was der große Philon in Egypten vor nun ſchon bald zweitauſend Jahren gelehrt hat? Bei ihm iſt von dreierlei Sinn der Ehre die Rede, zum Beiſpiel bei dem Worte Ort. Entweder iſt er ein Raum, den die Körper einnehmen, oder der göttliche Logos, den Gott durch und durch mit körperloſen Kräften erfüllte, oder er bezeichnet endlich Gott ſelbſt, weil dieſer das All' umfaßt und gleichſam der Zufluchtsort des Univerſums iſt."

Gonzales nickte beiſtimmend, wendete aber ein, daß ſelbſt die frömmſten Rabbiner, die demjenigen, der Gott wohlgefällig ſein will, nicht einen Punkt vom Studium der Bibel und des Talmud's erlaſſen, das Leſen der Kabbalah lebhaft widerrathen.

Biegler hatte während dieſes Geſpräches eine Flaſche duftigen rothen Weines in das ſilberne Becken ausgegoſſen, das er durch Vermittlung meines Großvaters erworben und ſetzte das Gefäß dem Hebräer hin.

„Ihr ſcheut Euch vielleicht nach dem Rituale Eures Glaubens", ſagte er, „Wein zu trinken, den chriſtliche Hände Euch darbieten. Jetzt aber muß Euch der Trank rein ſein, Ihr empfangt ihn in der Schale, die urſprünglich Euer Eigenthum war."

Gonzales ließ ſeine Augen lange auf dem ſeltſamen Trinkbecher ruhen. Er lächelte und in ſeinen Zügen ſpiegelte ſich faſt eine Rührung ab. Nachdem er von dem Weine genippt hatte, ließ er ſeine Hände noch auf dem Gefäß ruhen und ſprach:

„Wahr iſt es. Das ſilberne Geräth hier haben ſchon die Väter mit ſich getragen. Es hat vielleicht Babylon geſehen, vielleicht die Ufer des Jordans. Mein Vater — möge er im Frieden ruhen! — gab es mir, als ich dreizehn Jahre alt geworden und ſchon viel gelernt hatte. Nimmer hat es mich verlaſſen, auf allen meinen Reiſen iſt es bei mir geweſen, bis es

mir über den Kopf gewachsen. Ich muß sagen, daß ich darüber die Geschäfte versäumt. Wenn ich in der Fremde saß, grübelte ich mich zurück, Stunden lang, Tage lang, in die Länder meiner Vorfahren und in die Schicksale, die sie erlitten haben. Ich that es endlich von mir. Nun ist es wieder, als ob es zu mir redete und es bewegt mir das innerste Herz."

In dieser Stimmung schloß sich Gonzales immer weiter auf und verlangte zuletzt selbst mit leidenschaftlicher Inbrunst seinen aufmerksamen Hörer in die Verborgenheiten des Wissens einzuweihen. Fortan saßen sie oft die Nacht hindurch über Büchern, Zahlen und geheimnißvollen Schriftzeichen. Biegler stieg immer tiefer in die Mysterien hinab, und wurde immer fester von ihrer lebendigen Wirkung, von ihrer fatalistischen Macht überzeugt. Vor seinen Augen wuchs Gonzales zu einer überirdischen Gestalt und Gewalt auf.

Eines Nachts verhandelten sie über die ausschließlich religiöse Bedeutung der Kabbalah und Biegler widerlegte auf Grund der neugewonnenen Kenntnisse den Wahn, daß die Freimaurer, von deren Geist und Gebräuchen er genau unterrichtet war, in der That die Herrschaft über Kräfte der Magie hätten, wie einige Abenteurer nach dem Beispiel Cagliostro's glauben machen wollten. Dabei entfuhr ihm eine Aeußerung, vor welcher Gonzales stutzte. Wie es überhaupt mit dem religiösen Glauben Bieglers beschaffen sei, wollte der Jude wissen.

„Meine Frau Aloisia", sagte Biegler, „ist eine überaus fromme Katholikin. Seit sie ihren Sohn erster Ehe verloren hat, glaubt sie mehr bei ihm im Himmel als auf Erden leben zu müssen, und trotz der Stütze, die sie sich gerne an mir erwählt hat, würde sie diese Welt schon verlassen haben, wenn nicht eine Spätfrucht ihres Leibes, meine Tochter Dominica, sie festhielte. Sogar in die benachbarte Familie, in die des reichen Bäckermeisters Steinchen, die ursprünglich protestantisch war, trägt sie ihren Glaubenseifer. Schon bei Lebzeiten ihres ersten Mannes hat sie dort die Bekehrung bewirkt, er mußte auch Taufpathe des letzten Kindes der Steinchen sein."

„Und Ihr?" fragte Gonzales gespannt.

„Ich bin — Philosoph!" antwortete Biegler mit einem verächtlichen Zucken der Lippen.

Nachdem der Jude eine nähere Erklärung erhalten hatte, was unter diesem Worte eigentlich zu verstehen sei, stand er plötzlich auf und murmelte lange unhörbar. Dann sprach er mit etwas lauterer Stimme: „Weh! Weh mir! daß ich einem Manne anderen Glaubens die Pforte aufgethan zu der verborgensten Weisheit meines Gutes — ich habe die Sünde auf mich genommen. Fern aber war es von mir, zu ahnen, daß ich einen Mann ohne allen Glauben an meiner Hand geführt hätte. Etwas Festes muß über den Dingen sein, denn die Dinge selbst, der Staub der Erde, verändern und verwandeln sich fortwährend. Wer nichts Festes hat, der ist selbst ein Staub und so habe ich bei Euch die Heiligthümer in den Staub geworfen. Doch was klage ich? Gott, der Allmächtige hat dadurch meine Sünde ausgeglichen. Denn was ich Euch von seinen Geheimnissen verrathen habe, es wird Euch nichts nutzen oder Euch nicht zum Heile sein."

Und der Jude ging. Obgleich es schon spät in der Nacht war, eine Zeit, zu der er sich sonst nicht mehr auf die Straße begeben hatte, achtete er auf keinen Zuruf und verließ das Haus. Umsonst erkundigte sich Biegler nach ihm schon am folgenden Tage und dann jede Woche während geraumer Zeit, bis ihm endlich ein jüdischer Kleinhändler die Versicherung gab, bestimmte Nachricht zu haben, „Kohnzeles" werde nicht mehr nach Wien kommen.

Digitized by Google

II.

Sechzehn Jahre waren seitdem vergangen und Biegler in den Ruf gekommen, ein wunderbarer Mann zu sein; man nannte ihn den Zauberer vom Strozzischen Grund. Doch war er weit davon entfernt, mit Absicht zu diesem Rufe beizutragen, da er sich vielmehr immer strenger von den Menschen zurückzuziehen suchte. Seine Frau war gestorben und was ihm noch an Gefühl für Andere übrig blieb, concentrirte er auf seine Tochter Dominica.

Einige Manipulationen, die er mit seinem erheirateten Vermögen vorgenommen, hatten, wie er glaubte, in Folge seiner cabbalistischen Berechnungen ein für ihn sehr glückliches Ergebniß geliefert. Mittel und Rathschläge, die er aus Barmherzigkeit Leidenden und Unglücklichen nicht hatte versagen können, waren von Erfolg gewesen. Diese Umstände veranlaßten ihn, immer eifriger zu forschen, wobei jedoch sein Wesen sich immer düsterer und weltabgeschlossener herausbildete. Von der Jovialität seiner Vaterstadt, die erst stark an ihm abgefärbt hatte, war nichts mehr an ihm zu gewahren. Ein Lächeln konnte ihm nur mehr Dominica abgewinnen.

Auch dieses Lächeln war kein freudiges, sondern mehr das der Wehmuth und fast der Sorge. Denn Dominica, das Kind einer Frau, die schon im Altern begriffen und deren Herz von schwerem Kummer bedrückt gewesen, war über die Maßen zart, beinahe zu ätherisch für den sonst starken sinnlichen Reiz ihrer großen Schönheit. Jetzt, siebzehn Jahre alt, schwebte sie auf ihren Kinderfüßchen dahin, als ob sie von unsichtbaren Händen getragen würde. Ihre goldblonden Haare schienen in den Augen des Vaters zuweilen Funken zu geben, wie von einer sie umwindenden Glorie. Heiter und froh gesinnt und gestimmt, brauchte sie doch zu ihrem Lachen den Mund nicht zu öffnen, es erschöpfte sich in einer Bewegung der Lippen. So sah man ihre weißen Zähne nur, wenn sie sang. Sie hatte eine Stimme, die aus einem so zarten Körper dringend, wegen ihrer Klangstärke merkwürdig war, sich aber für das gewöhnliche Lied wenig eignete. War dieses ein fröhliches, so vermochte ihm Dominica nicht den richtigen weltlichen Ausdruck zu geben; war es ein trauriges, so stimmte es nicht zu des Mädchen eigenthümlicher Heiterkeit. Es waren darum nur Compositionen von wenigen Meistern, hauptsächlich Arien aus Oratorien, durch deren Vortrag sie bezauberte.

Nach dem Tode ihrer Mutter hatte Dominica keinen anderen weiblichen Umgang, als den ihr in der Familie des Bäckermeisters Steinchen gebotenen. Das Haupt dieser Familie war schon als Geselle „aus dem Reich“ eingewandert, aus Sachsen. Er hatte sich auch seine Frau aus der Heimat geholt und mit der Braut auch eine ansehnliche Mitgift heimgeführt. Bei seiner Ausdauer auf demselben Platze war er durch sein Geschäft zu Reichthum gelangt. Sein ältestes Kind war ein Sohn, schon lange als Bäckermeister in einem anderen Stadttheil Wien's etablirt. Vier Töchter folgten, von denen drei ebenfalls verheiratet waren, die jüngste aber, Walpurga, große Neigung hatte, unverheiratet zu bleiben. Erst nach ihrer Geburt war die nachmalige Frau Biegler mit Frau Steinchen bekannt geworden und hatte kräftig darauf hingewirkt, daß die ganze Familie zum Katholicismus überging. Der alte Steinchen bereute es nicht und glaubte sich sogar vom Himmel dafür belohnt, weil ihm dann noch, zehn Jahre nach Walpurga, ein Söhnchen geboren ward. Dieses nannte er nach einem seiner bibelfesten Verwandten in der Heimat Gideon und der erste Mann der Frau Biegler stand noch Gevatter bei der Taufe. Unermeßliche Freude hatte Steinchen

an dem Kinde; da es zart und fein von Natur war, so bestimmte er es nicht zum Handwerk, sondern ließ es, wie er sagte, „staatsmäßig" erziehen. Die besten Lehrer wurden aufgenommen, Gideon sollte ein Doctor werden oder auch ganz nach seinem Belieben wie ein vornehmer Mann das Leben sich gestalten können.

So war er denn zu einem schlanken, schönen Manne von 21 Jahren herangewachsen, von Natur aus sanft, so daß die Seinen sagten, er wäre schon wohlerzogen auf die Welt gekommen, durch die im Vergleich mit seiner Umgebung höhere Bildung aber, die er empfangen hatte, zum Nachdenken geneigt, und vor dem Erwachen wilder und zerstörender Leidenschaften geschützt.

Sein Leben theilte sich zwischen Studien und die stillen Freuden des Familienkreises, den eigentlich nur die Frauen bildeten: seine Mutter, seine allein noch zu Hause verweilende Schwester Walpurga und Dominica; denn der Vater verbrachte die Zeit, die ihm das Geschäft übrig ließ, mit alten Freunden im Stammgasthaus. Von Dominica verstand es sich von selbst, daß sie täglich im Hause war und fast jeden Abend bei den Frauen saß. Sie sang, Gideon erzählte, was er gelesen hatte, die beiden jungen Leute waren allein die Seele und der Klang der traulichen Zusammenkünfte, über die sie kein besonders Wohlgefallen in Worten äußerten, weil ihnen das Zusammensein ein unentbehrliches zwar, aber ganz natürliches Element geworden war.

Der Vater hatte den Gedanken angeregt, daß Gideon zu seiner völligen Ausbildung fremde Länder sehen, viele Reisen machen sollte und diesen Gedanken vorerst nur im Gespräch mit Walpurga geäußert. Als die Frauen mit Gideon eines Abends wieder beisammen saßen, sagte Walpurga:

„Was meinst Du dazu, Dominica, wenn Gideon uns nun verließe, auf Reisen ginge und ein Jahr oder noch länger von uns fern bliebe?"

Dominica lächelte, weil sie Walpurga lächeln sah und antwortete: „Was würde ich dazu meinen, wenn Du mir eine lange Zeit den Kopf unter Wasser hieltest? Ich würde sterben!"

Einfach und natürlich flossen diese Worte von ihren Lippen und ebenso einfach und natürlich sagte Gideon: „Es ist ja nicht, daß wir uns trennen. Ich werde Dominica mit mir nehmen."

Sie wußten nicht, daß sie mit diesen Reden eine Lebensentscheidung getroffen hatten; sie sahen sich dabei an, wie sie sich schon oft angesehen hatten, nur daß diesmal ihre Herzen klopften.

Die Mutter und Walpurga aber brachten sie zur Erkenntniß des wirklichen Ernstes oder vielmehr der Folgen solcher Geständnisse für das Leben. Darauf reichten sie sich die Hände und verlobten sich. Beide unschuldige Menschen glaubten nichts Außerordentliches damit zu thun. Sie küßten sich nicht einmal und brachen nicht in Jubel aus. Sie hatten sich nur einen natürlichen Zustand gesichert, ohne welchen sie eben nicht hätten leben können.

Am nächsten Morgen zog der Bäckermeister Gottfried Ewald Steinchen seinen „Staatsfrack" an und begab sich in das Haus des gelahrten Doctors Sebastian Biegler. In die Studirstube des finsteren Alten geführt, der sich einen Anschein von Freundlichkeit abgewann, ohne sein Erstaunen über den Besuch verhehlen zu können, nahm der Bäckermeister auf dem ihm angebotenen Stuhle Platz und warb in allen gebräuchlichen Formen um die Hand Dominica's für seinen Sohn Gideon.

Sebastian Biegler antwortete nicht, sondern versank in tiefes Nachdenken.

Er wußte nämlich nicht ſogleich, in welche Art cabbaliſtiſcher Berechnung er den Fall bringen werde. Sein Schweigen deutete Steinchen als eine Aufforderung, über die materiellen Verhältniſſe nähere Auskunft zu geben, das Vermögen zu bezeichnen, das ſein Sohn mitbekommen ſollte. Biegler antwortete:

„Meine Tochter bekömmt Alles, was ich habe, daran zweifeln Sie nicht. Auch habe ich ihr ſchon längſt angemerkt, daß ſie ohne es ſelbſt zu wiſſen, an den jungen Menſchen innerlich gebunden iſt. Von unſerer Seite alſo wäre nichts einzuwenden. Es müſſen aber auch noch andere Mächte befragt werden, als der Sterblichkeit Wünſche und Berechnungen. Laſſen Sie mir zur Entſcheidung noch einige Tage Zeit.

III.

Die Entſcheidung war eine günſtige geweſen. Im Hauſe Biegler's wurde die Verlobung mit einem Prunk gefeiert, wie ſie auf dem ganzen „Grund" noch nicht war erlebt worden. Einſtimmig aber fand man, daß nichts natürlicher war, als der „Verſpruch" zwiſchen den zwei jungen blühenden Menſchen, die mit gleicher Schönheit und gleichen Glücksgütern ausgeſtattet waren.

Am Morgen nach dem Verlobungsfeſte ſuchte Gideon ſeine Braut im Hauſe auf; es wurde ihm aber geſagt, daß ſie ihn nicht ſehen könne und daß er in zwei Stunden wiederkommen möge. Nach zwei Stunden empfing ihn Biegler und ſagte: „Ja, mein lieber, junger Mann, Sie müſſen ſich in Geduld faſſen, Dominica iſt verreiſt."

„Warum? Wohin?"

„Dies Alles kann ich Ihnen nicht ſagen."

„Wann kehrt ſie zurück?"

„Auch darüber weiß ich im Augenblick keine Auskunft zu geben, Sie würden aber jedenfalls gut thun, ſich auf eine Trennung von einiger Dauer gefaßt zu machen."

Gideon eilte beſtürzt zu ſeiner Familie zurück und der alte Steinchen, als er die Wirkung des Vorfalls auf ſeinen Sohn ſah, war ſogleich bei Biegler, um Aufklärung zu verlangen. Er wurde jedoch gar nicht vorgelaſſen, ſondern bedeutet, daß ſeine Tochter Walpurga kommen möge, ſobald Biegler ſie werde rufen laſſen. Dies geſchah zwei Tage ſpäter.

„Ich habe Sie zu mir bitten laſſen, Jungfer Walpurga", ſagte Biegler, weil ich Sie als verſtändig und ruhig kenne, auch weiß, daß Sie Bildung haben. So läßt ſich der Fall ebenſogut Ihrem Gemüthe als Ihrem Verſtande zurechtlegen. Dazu kommt, daß Sie nicht blos Ihren Bruder, daß Sie auch Dominica wie eine Schweſter lieben, während Ihre Eltern nur das eigene Kind vor Augen haben. So werden Sie eher mit einer Fürſorge einverſtanden ſein, die das Wohl Dominica's nothwendig erfordert."

„Sie wiſſen", fuhr er fort, „daß ich gleich Anfangs einen Termin für die Hochzeit nicht beſtimmen wollte. Denn ich gehe dabei von Berechnungen aus, die nicht im Augenblicke fertig ſind, wenn man darnach fragt. Als die Verlobungsgäſte ſich entfernt hatten und ich die Conſtellationen prüfte, da fand ich die Nothwendigkeit, meine Tochter zu entfernen. Soll ſie glücklich werden, ſo darf ſie ihren Bräutigam vorerſt nicht ſehen. Ich habe ſie daher am andern Morgen mit einer vertrauten Perſon fortgeſchickt, ganz aus Wien fort, nach einem Orte, den ich zu meiner väterlichen Beruhigung auch Ihnen nicht nennen werde. Sie könnten ihn unwillkürlich dem Bruder verrathen. Seitdem habe ich auch herausgebracht und Sie deshalb heute rufen laſſen, wie lange die Trennung zu währen hat: Ein Jahr, ſechsundzwanzig Tage und drei Stunden, von dem Augenblicke an, da ſie ſich zuletzt ſahen. Kein größeres Un-

glück könnte mir geschehen, als wenn sich das Paar vor Ablauf dieser Zeit zu sehen bekäme. Glauben Sie mir dies und trösten Sie mit diesen Glauben auch Ihren Bruder."

Beklommenen Herzens kehrte Walpurga mit solcher Botschaft heim. Gideon verurtheilte zwar den Aberglauben des „Zauberers", allein die Befürchtung eines Vaters, wenn man ihr auch hätte trotzen können, wäre an sich schon eine Störung des zarten und friedlichen Lebens gewesen. Gideon schien sich daher zu fügen, er hörte jedoch auf zu essen und zu trinken, wenn er nicht von seiner Umgebung dazu gemahnt wurde. Er wurde apathisch und versank immer mehr in sich, der Arzt, der kein physisches Leiden bei ihm entdecken konnte, rieth, wie in solchen Fällen gewöhnlich, Zerstreuung, Luftveränderung an. Gideon war auch dies zufrieden und entschied sich für eine Reise nach Italien, weil er sich erinnerte, an dieses Land immer zuerst gedacht zu haben, wenn vor seiner Verlobung von einer Reise gesprochen wurde.

Die Natur scheint manchmal in einem Menschen selbstständig für ihn zu walten, ohne Betheiligung seines Herzens oder seines Geistes. Die Bewegung war für Gideon nothwendig und so trat er denn mit Eifer die Reise an, obgleich er nichts zu sehen wünschte und keine Gedanken für die Gegenstände hatte, die ihm begegnen sollten. In Rom und Florenz lief er beständig den Sehenswürdigkeiten nach, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, als ob sein Leben davon abhinge, und nur, wenn er körperlich so ermüdet war, daß er die Ruhe suchen mußte, dann zählte er die Tage, die seit der Trennung verflossen waren, sowie diejenigen, die noch verfließen werden, vergegenwärtigte sich, was jene enthalten sollten und träumte, was diese noch Alles werden bringen müssen, eh' der einzige große Tag des Wiedersehens käme.

Endlich schien es ihm an der Zeit, die Heimreise anzutreten, in kleinen Strecken, damit zu Hause des Wartens in unthätiger Ruhe nicht zu lange sei. Er hielt täglich in dem Orte Nachtlager, wohin er gegen Abend gelangen mußte, besuchte die Plätze, die Kirchen und Promenaden und reiste am anderen Morgen weiter. Dies that er sogar in Städten, die ihm schon wohl bekannt waren, selbst als er Italien schon verlassen hatte und sich wieder auf österreichischem Boden befand. Und wie er denn einmal, eine Tagreise von Wien entfernt, in der Kirche nach einem verdeckten Emporium schauend, ein Solo hörte, da begann sein Herz furchtbar zu pochen, und er glitt von der Bank herab. Das war die Stimme, die so eigenthümlich klang, wie geschaffen zum religiösen Gesange und wie es keine mehr gab. Der Küster, der dem von einer Ohnmacht Bedrohten zu Hilfe gekommen war, verdiente sich eine große Belohnung, als er nähere Auskunft zu geben wußte, daß es die Novizen und Pfleglinge eines Nonnenklosters waren, welche hier sangen, und als er Gideon auf den Weg postirte, den die Mädchen unter der Anführung einer älteren Nonne kommen mußten, um in's Kloster zurückzukehren.

Sie kamen und er erkannte Dominica. Er wollte auf sie zustürzen. Die Nonne stieß einen Wehruf aus und Dominica selbst winkte ihm gebieterisch, zurückzubleiben. Der Zug verschwand. Auf den Küster gestützt, ließ sich Gideon zur Außenseite des Klosters führen, dessen finstere Mauern er mit stummer Verzweiflung betrachtete. Da lud ihn der Pförtner des Klosters freundlich ein, in den Vorhof zu treten.

Dominica stand vor ihm, größer geworden, wie es schien, todtenblaß und wunderschön.

„Ich habe Dich abgewehrt, Gideon, um die arme alte Klosterfrau vor dem

Anblick eines Mannes zu ſchützen. Mir, aber können ſie nicht wehren, Dich einen Augenblick zu ſehen. Ich bin ja keine Nonne und ich drohte ihnen, auf und davon zu gehen, wenn ſie Dich nicht zu mir laſſen. Eine Minute nur! Wie lange, wie lange, bis ich heimkommen darf! Noch ſechsundneunzig Tage! Es iſt bitter, mir iſt weh! Gideon!“

Ihre Thränen brachen hervor.

Er ſank in die Kniee und hielt ihre Hand. Sie wurde gerufen und entfloh. Er erhob ſich taumelnd. Am nächſten Tage war er nach Wien zurückgekehrt.

Er erzählte nicht von ſeiner Reiſe, auch nicht von der Begegnung mit Dominica, er ſprach überhaupt wenig. Die Krankheit, die der Arzt früher nicht erkannt hatte, brach jetzt hervor und machte reißende Fortſchritte. Am Tage, als Dominica zurückkehren ſollte, war Gideon eine Leiche.

Dominica aber kehrte nicht zurück. Sie war nach dem Wiederſehen mit dem Verlobten vom Gram der Trennung innerlich verzehrt worden.

Biegler wollte ſich tödten, früher aber die Leiche ſeiner Tochter nach Wien bringen. Von der Oberin des Kloſters erfuhr er die Begegnung der Liebenden. Seltſame Beſchaffenheit des Menſchenherzens, daß ihm dieſe Kunde eine Art Troſt gab. Die Kabbalah hatte nicht gelogen, aber um welchen Preis!

Wären die Liebenden am Leben geblieben, wenn ſie nicht getrennt worden wären? Wären ſie jetzt glücklich, wenn ſie ſich nicht vor der Zeit wiedergeſehen hätten? Auf ſolchen Räthſeln rollt der Lauf der Welt und das Schickſal der Sterblichen.

Herbſtnacht.

Wie ein kämpfendes Schiff in den Wellen,
Schwebt der Mond in den Wolken, den ſchnellen.
Die ſein wechſelndes Licht erfüllt;
Wie auf Berghöhe Jemand ſchreitet
Und mit loderndem Spane begleitet
Einen, den ſchwarz ſein Mantel umhüllt.

Und die Sterne, die nachtumblauten,
Leuchten herüber, wie ragende Bauten,
Burgen der Genien, die einſt es gewagt,
Kühn zu überſchreiten die Bahnen,
Welche die Menſchheit umgrenzen, Titanen,
Die um ihr Räthſel die Schöpfung befragt.

Alle, die knirſchend in Erdenbanden
Einſam hienieden wie Gletſcher geſtanden,
Schauen in's All' nun mit ewigem Blick.
Sonnenkinder, Planetenwand'rer,
Reden ſie d'rüben jetzt miteinander
Worte — jedes ein Menſchengeſchick.

Hermann Lingg.

Das ewig Weibliche.

Eine Erzählung aus ſturmvollen Tagen von P. K. Roſegger.

(Schluß.)

Lidwina vernimmt Germanns Geſchichte und ſpielt mit dem Feuer.

„Erzählen!“ rief Germann. „Im Grunde, mein Lieber, iſt es ſo gewöhnlich, daß Du darin weder ein Unrecht, noch ein Unglück erblicken wirſt. Und eben darum iſt es ſo groß. Daß es mich trifft, was liegt daran, ich trage es nicht am ſchwerſten. Aber Tauſenden vergällt es das Leben; es iſt eine Erbſünde.“

„Mein Großvater,“ fuhr Germann zu ſeinem jungen Gaſte gewendet fort, „war der zweitgeborne Sohn eines Herrn von der Krimburg. Der Erſtgeborne war Erbe und Herr; der Zweitgeborne ſollte von der Gnade des hochmüthigen Majoratsherrn leben. Aus Gnaden lebt der Ritter nicht, er ſchied aus ſeiner väterlichen Burg und fluchte den Eltern, daß ſie nicht i h n zuerſt geboren hatten. Vielfach iſt dieſer Fluch auf ihn zurückgefallen, hat ihn und ſeine Nachkommen verfolgt, bis herab zu mir. Ich vermaledeie ja nicht die Eltern, daß ſie ihr zweites Kind nach dem erſten zur Welt bringen, ich verfluche das Geſetz, welches an den beiden Gebornen, Gleichberechtigten ſo ungleich handelt. Wenn das Unrecht ſchon unter Brüdern für Recht gilt, wer ſoll ſich noch entſetzen, wenn der Hungerige im Wald den ſchwer an Brot ſchleppenden Wanderer todtſchlägt! — Mein Großvater und mein Vater ſind herumgeirrt in der weiten Welt, und haben ihre Thatenluſt in unſinnigen Abenteuern verſchwendet. Mein Vater hat ſich endlich in den ungariſchen Wäldern ein Schloß gebaut. — Komm' einmal auf meinen Schoß, Knab', und ſage mir: Wie wäre es, wenn Du den Sohn eines Räuberhauptmann's zum Freunde hätteſt?“

Lidwin war blaß geworden. Germann ahnte wohl nicht ganz den Eindruck, den ſeine Mittheilung auf den jungen Gaſt machen mußte, er fuhr fort:

„Reiche mir trotzdem die Hand, Lidwinus, es klebt kein Blut daran — ich war ein ungerathener Sohn. Bei dem vielen Umherziehen im Lande gerieth ich in die Geſellſchaft eines alten Trobadors, der hat mich verführt. Noch heute ſummt mir manches ſeiner Lieder im Haupte.“

„Singt mir ein's,“ bat Lidwin, um das Unheimliche dieſer Stunde zu mildern.

Germann lehnte ſich auf ſeine Bank zurück, ſchloß die Augen und ſagte:

„Schmach und Laſter und Verderben
Hat die Welt in allen Arten,
Glück und Frieden findeſt nur
In Deines Herzens Roſengarten.
Freuden, die aus Sünden keimen,
Weiße Blüth' am Schierlingsſtengel,
Tugenden aus Laſter ſprießend,
Sind die ſchlimmſten Höllenengel.
Während Du den Truggebilden
Nachjagſt in den fremden Weiten,
Welken ſtill im eigenen Herzen
Ungeahnte Seligkeiten.“

So ſang er, der Schelm, dem Gott lohne. Er hatte eine gute Stimme dazu, und ich lief mit dem Sänger. Wir thaten die Wunder Gottes loben, und die Natur, und beſonderlich ſchöne Frauen. Warf mitunter auch ſein Gutes ab, aber mein Meiſter hatte ſchon weißes, vertrocknetes Haar; der hatte leicht ſingen: Freuden, die aus Sünden keimen, weiße Blüth' am

Schierlingsſtengel. — Das iſt meines Lebens ſchönſte Zeit geweſen."

„Sie wird wohl noch nicht vorüber ſein," bemerkte Lidwin, da Germann eine Pauſe gemacht hatte.

„Ha!" lachte er, „wer glaubt denn, daß aus dem Schmetterling eine Raupe werden kann? Aber ſo iſt es, wer all' zu roſig ſieht, dem wird bald ſchwarz vor den Augen. Zur ſelben Zeit war in den öſtlichen Ländern die Peſt. Mein Meiſter ging zu den verlaſſenſten Kranken und tröſtete ſie mit ſeinem Geſang. Dann wurde er von der Seuche ergriffen und ſtarb. — Ich bettelte hin und bettelte her, und dachte öfter an meinen Meiſter, als da ich an ſeiner Seite gewandelt war, und hub immer inniger an, ihn zu lieben. Lebendig wurde in mir der Willen, dieſem Manne an Geſinnung ähnlich zu werden. Aber im Lande wurde es laut, und die Leute wollten auf kein Singen und Sagen mehr hören. Zu dieſer Zeit fing die Welt an, mich zu verdrießen. Mein Leben ſchien mir ohne Ziel, ich wurde mir des Elendes der Menſchen bewußt, und der Ungerechtigkeiten, die ſie ſich ſelber zufügen, und ich dachte daran, wie es ſein könnte, wenn ich als Ritter auf meiner väterlichen Burg ſäße und den Jammer der Menſchen zu mildern vermöchte. Als aber die beſtialiſche Empörung anfing, da rief es in mir: ſie verdienen keine Liebe, ſie verdienen, daß man ſie verachtet und meidet. Der Räuber dort und der Sänger hier haben mich wunderlich erzogen. Groll und Mitleid, glühende Gier und Heimweh nach Gerechtigkeit ſtreiten in mir, ich fühle Kraft und bin ohne Halt, mein Denken iſt unſtät und verworren, wie das Irrlicht auf dem Moore; und dieſer Zuſtand macht mich immer noch aufgeregter und noch herber, und ich kann kein Gleichgewicht finden in meinem Leben."

Da er nun ſchwieg und mit ſeinen Händen das Geſicht verhüllte, und Lidwin dieſe Stille unterbrechen wollte, ſo fragte ſie: „Wie ſeid Ihr nun aber in dieſe Wildniß gekommen?"

„Von der inneren Wildniß bis zur äußeren iſt es nicht weit", antwortete er. „Nach dem Tode des Sängers bin ich manches Jahr in der Welt herumgegangen. Ich hätte nichtsnutzig ſein müſſen wie die Anderen! Aus Menſchenliebe that ich's gewiß nicht, wenn ich eines Tages einen fahrenden Ritter aus den Händen der Straßenräuber rettete; vielleicht aus Rechtsſinn, aber gewiſſer aus Racheluſt gegen das wilde Geſindel. Wenn ich dann des fahrenden Ritters ſilbernen Dank ablehnte, ſo geſchah es kaum aus Beſcheidenheit, ſondern vielmehr aus Trotz. Nur Eines erlangte ich ſpäter durch dieſen Ritter: die Mittel, mich aus der Welt zu ſchaffen und in der Wildniß nur mir ſelbſt zu leben. Denn das ſah ich ein, unter den Menſchen hätte ich mir zum Ekel und Anderen zum Unheil und dem Schöpfer zur Schmach werden müſſen. Der Ritter vermittelte mir dieſe Burg, in der früher ein Räuber gehauſt hat, und die aus dieſem Umſtande den Vortheil genießt, noch heute von Jedermann gemieden zu werden. So lebe ich, mit dem Nöthigſten verſehen, ſchon länger hier, als ich anfangs vermeinte, den letzten der Niederträchtigen — mich ſelbſt, ausſtehen zu können. — Ich gefalle mir dahier manchmal ſo übel nicht. Und wenn ich einen Genoſſen hätte, wie Du einer biſt, Lidwin, ich möchte wohl in dieſem Hauſe wieder ein froher Geſell' werden."

„Ein froher vielleicht, ein braver kaum", antwortete Lidwin, „ein noch ſo thatkräftiger Mann und Einſiedler ſein, das gefällt mir nicht. Schon heute mußt Du es merken, daß Dein Haß gegen die Menſchen größer iſt, als die Liebe zu ihnen. Wie, wenn das Harte in Dir bei Deiner Einſamkeit immer noch zunimmt? Vielleicht iſt es ſo, daß unſer Herz immer neu bluten muß, wenn es nicht verſchrumpfen und nicht verdorren ſoll."

„Ich habe mir's ja gedacht, daß Du ein Weltkind biſt", ſagte Germann, „ſonſt möchten wir zufrieden ſein beiſammen und hätten Gelegenheit, unſere Herzen aneinander zu üben, daß keines in Selbſtſucht verfalle."

Lidwin ließ ſich weiter ein und ſagte: „Sollte Dir dieſe Zufriedenheit zuzutrauen ſein? Mir vielleicht eher."

„Warum das?"

„Der Knabe vermißt es nicht, wornach der Mann ſich etwa ſehnt."

„Nun gut. Aber ein Knabe, der von der Sehnſucht des Mannes ſprechen kann, iſt kein Knabe mehr. Du biſt verliebt, Lidwin!"

„Wenn dem ſo wäre? Und wenn ich durch dieſes Geſtändniß das Recht erlangte, zu fragen, ob Du es nicht biſt?"

„Verliebt?" Er ſah dem Edelknaben eine Weile in's Auge und antwortete dann: „Nein, ich bin's wirklich nicht. Es war einmal ſo etwas; aber ich ſage Dir, junger Freund, ſeit Du bei mir biſt, vergeſſe ich auf die Weiber. — Zwar, was man ſo vergeſſen heißt, das nicht; Du erinnerſt mich an ſie immer wieder, daher glaube ich, daß Du eines — liebſt. — Aber ich möchte Dich warnen, Freund, und ich möchte Dir dieſes Blatt zu leſen geben:

„Willſt Du jene Höh' erreichen,
Wo im Schatten kühler Eichen
Sündenlos die Helden ſteh'n:
Laß' Dich nicht von Luſt berücken,
Laß' Dich nicht vom Weib umſtricken,
Oder Du mußt untergeh'n.
Wähne nicht, das Blut zu dämmen,
Blut entſtrömt gleich anderen Strömen
Von der Höh' in's tiefe Thal.
Willſt Du aufwärts, mußt Dich klammen
An des Geiſtes reine Flammen,
Streben nach dem Ideal."

„Das iſt ſchön," ſagte Lidwin, „wenn ich jedoch eingehen darf auf Dein Gleichniß, ſo ſcheint es mir, daß wir nicht trockener Haut am Ufer des Blutſtromes ſtehen, daß wir vielmehr im Strome die Fiſche ſind, die wohl abwärts und aufwärts ſchwimmen, aber niemals ſich zu Schmetterlingen verwandeln können, um die Flamme zu umtanzen."

„Das haſt Du Dir ganz fein erdichtet, Junge. Doch wiſſe: wer fort und fort gerne fliegen möchte, dem wachſen mit der Zeit die Flügel."

„Mir wird vor dem geſcheidten Reden völlig dumm," ſagte Lidwin.

„Kurz, mache mir's nach. Nur kein Weib."

„Und was ſollte denn werden?"

„Ich verſtehe Dich und antworte: So lange es mit den Menſchen nicht beſſer ausſieht als heute, ſo lange beſtrebe ſich der vernünftige Mann um keine Nachkommenſchaft."

So ſpielte Lidwin mit dem Feuer. Es war ihr nun, da ſich allmälig die Aufregung und Angſt gelegt hatte, da ſie mit Germann vertraut geworden war, Bedürfniß, ſich zu ſonnen an dem lodernden Mannesherzen, dieſes mochte nun entflammen in hohen Idealen oder in irdiſcher Liebe. — Und ſie wollte in ſolchem Feuer das Starre und Spröde Germann's ſchmiegſam machen und ihn ſachte, ſachte auf eine neue Bahn zu lenken.

Lidwina ſiegt über Germann.

Ein altes Weib, welches mitunter auf die Burg kam, um die beiden Freunde mit den nöthigſten Lebensmitteln zu verſorgen, wußte jedesmal Unterſchiedliches zu erzählen von der Kriegslage draußen, von Gemetzel und Bränden und Gewaltthaten aller Art. So auch, daß eine Räuberhorde aus Ungarn eingebrochen ſei, geführt von einem einäugigen Häuptling, der viel brennen und ſengen ließe, hingegen die zerſtörte Krimburg wieder aufbauen wolle. Der alte Krimburger aber ſäße in einem Gewölbe des Pfarrhofes zu Altenziel und ſolle am Tage der Kettenfeier des heiligen Petrus geköpft werden.

Lidwina bedurfte ihrer ganzen Kraft, um ruhig zu bleiben. Germann, aus Haß der Feind des alten Krimburgers, wäre leicht aus Liebe der

Feind deſſen Kindes geworden. Auf ſeine kühlen Grundſätze war nicht zu bauen, ſein Weſen war leidenſchaftlich. Lidwinens erſter Gedanke war nun, dieſe Burg zu verlaſſen und nach Altenziel zum Vater zu eilen, um mit ihm zu ſterben. Bis zur Kettenfeier des heiligen Petrus zählte ſie nur mehr zehn Tage. — Dem erſten Gedanken folgte aber bald ein zweiter. Mit ihm ſterben? Ihm einen zweifachen Tod bereiten? Warum nicht mit ihm leben? Sie wollte ihm Nachricht geben, daß ſie lebe, ſie wollte verſuchen, ihn zu retten. Es iſt Unmöglicheres ſchon gelungen. Freilich iſt ſie ein Weib, gegen das ſich hier ſogar die eigene Schönheit verſchwört. Wozu aber hätte ſie einen Freund, einen ſo hochherzigen, ritterlichen Freund? Wozu war ſie eine ſchlaue Tochter Eva's?

Bald gab's Gelegenheit. Lidwin kam vom Raſenhang herein, wo er Leinwand zum Trocknen gebracht hatte, als Germann eben beſchäftigt war, die Schlafſtätte aus der Thorwartkammer in die Stube herauszuſchaffen, welche an die ſeine ſtieß.

„Was treibſt Du da?" ſprach Lidwin, „ich muß mich als Gaſt ſonſt wohl Deiner Hausordnung fügen, aber in dieſer Sache hätte ich gern eigenen Willen. Laſſe mich in meiner Kammer ſchlafen."

„Lidwin," entgegnete er, „in Einem mag ich Dir gar nicht trauen. Du beſtehſt ſo ſehr auf dieſer ſchlechten Kammer, daß ich den Verdacht hege, Du wollteſt mir in einer Nacht davongehen."

„Ich werde am hellen Tag gehen," antwortete Lidwin.

Germann faßte ſeine Hand: „Sprich nicht davon. Ich kann Dich nicht mehr laſſen, Du mußt bei mir bleiben, Du mußt immer bei mir bleiben!"

Er preßte Lidwin's Hand an ſein raſchpochendes Herz. Der Edelknabe wurde roth im Geſicht.

„O züchtiger Jüngling!" rief Germann, „Du biſt zart, Du darfſt nicht in den Aufruhr hinaus. Mein Herz, ſiehe, das iſt wild, daß ich mich oft vor ihm fürchte; laß' mich nicht ſo ganz allein mit ihm bei Tag und Nacht. Es zieht mich was zu Dir und all' mein' Lieb' und Luſt biſt Du!"

„Du kennſt mich nicht und kennſt Dich ſelber nicht," ſagte Lidwin und wendete ſich ab.

„Bin ſonſt ſtets mein Herr und Meiſter geweſen. Jetzt hat mich ein Strom erfaßt, der mich fortreißt. Darf ich mich an den Freund nicht klammern, ſo bin ich verloren. — Lidwin, haſt Du mich denn gar nicht ein bischen lieb?"

„Ich habe Dich lieb," ſagte der Edelknabe leiſe, „nur kann ich den Widerſpruch nicht verſtehen, der in Dir iſt."

„Wie meinſt Du das?"

„So thatenluſtig und ſo thatlos; ſo weltumfaſſend und ſo welthaſſend! Mein theurer Freund, glaube nicht an Dich ſelbſt, ſo lange Du Deinen Feinden nicht kannſt verzeihen."

Nach dieſen Worten ſprach Germann nichts. Er ging hinaus und ging ſtundenlang umher zwiſchen den Felſen der Wildniß. Und als er in der Dämmerung des Abendes zurückkehrte, ſagte er zu Lidwin: „Gewinne ich in Deinen Augen, wenn ich meinen Feinden verzeihe?"

„Den Krimburgern?"

„Ich verzeihe Ihnen."

„Als ich vor Kurzem von der Noth der Krimburger, Deiner Verwandten, Dir erzählte, da lachteſt Du. Dieſes Lachen von Dir iſt mir kalt in's Herz gegangen."

„Ich habe gelacht, weil ich in dem Geſchicke der Krimburger die Wege der Vergeltung ſehe, die mir immer tröſtlich ſind, weil ſie Zeugniß geben von der ewigen Gerechtigkeit, die leitend und hütend über uns waltet. Germann trägt keinen Groll gegen das Stammhaus der Krimburger; möchte in ſeinen Ruinen wieder Segen ſein!"

„Die Worte thun es freilich nicht, mein geliebter Freund," sagte Lidwin und blickte treuherzig zu ihm auf. „Wenn Du Dir's beweisen wolltest! — Du weißt es, der Krimburger liegt im Kerker, ein alter, hilfloser, ein braver Mann, und soll in wenigen Tagen enthauptet werden."

„Sein Tod ist der tausendste Theil der Sühne, die jetzt verlangt wird für das himmelschreiende Unrecht von Jahrhunderten."

„Germann," sagte der Edelknabe mit zitternder Stimme, „Du sprichst so gern von Liebe und hast kein Herz. Die ewige Gerechtigkeit wird schon fertig, auch ohne uns. Wir müssen milde sein, weil wir Milde bedürfen. Ist es denn der gefangene Mann in weißen Haaren, der die Zustände gemacht hat, denen er zum Opfer fallen soll! Wäre damals Dein Großvater der Erstgeborne gewesen auf Krimburg, so lägest heute Du, mein Germann, im feuchten Gewölbe zu Altenziel, die Hände erhebend nach einem Retter in der Noth, aus Verzweiflung Dir die Haare raufend, daß keine Hilfe für Dich sollte sein im Himmel und auf Erden. O, eile, mein Freund, schaare die Männer aus Ungarn um Dich zusammen, sühne ihre Thaten, indem Du durch sie einen unschuldigen Greis vom Tode rettest!"

„Bei meiner Seel', Lidwin, Du sprichst, wie ein Weib."

„Weil das schreckliche Blutgerüste mir vor Augen steht, auf das sie ihn schleppen, wie einen Missethäter; weil ich das Beil schon höre klingen, das sein geliebtes, treues Haupt — o Jesus! — Germann, denke an Deinen Vater, auch seiner harrt —"

„Wer bist Du?" unterbrach Germann den Edelknaben, „Du bist sein Kind! Gestehe mir's, Du bist der Sohn des Gefangenen!"

„Und wenn ich's wäre?" sagte Lidwin unter Thränen, „Du stießest meine Bitte doch von Dir."

„Niemals! So wahr mir Gott helfe!" rief er und richtete sich stramm empor, „sei mir gegrüßt, Lidwin von Krimburg. Bei diesem Namen, der mir so theuer ist wie Dir: ich rette Deinen Vater!"

Sein Auge leuchtete. Aber das war ein Anderes, als wie das scharfe finstere Glühen vor wenigen Wochen, als er den Edelknaben unten am Wasser aufgelesen hatte. Eine wärmende, freudige Gluth war es jetzt; Germann's ganzes Wesen war ein freies, fröhliches Aufathmen der männlichen Thatkraft.

Sie weinte Freudenthränen an seiner Brust.

Und noch an demselben Tage wurde der Feldzug geplant.

„Du lässest mir hierin freie Hand," sagte Germann. „So erkläre ich Dir, daß Dein Vorschlag abgelehnt ist. Mit Freibeutern werde ich mich nicht verbinden, um einen Ehrenmann zu retten. — Tugenden aus Lastern sprießend sind die schlimmsten Höllenengel. — Ich setze mich selbst ein und werde gewinnen, was damit zu gewinnen ist. Keine Sorge. Ich habe mit der Feder nicht verlernt, das Schwert zu führen."

„Ich lasse Dich nicht fort!" schrie der Edelknabe angstvoll auf.

Germann sah ihn an: „Du bist nicht recht bei Troste."

„So gehe ich mit Dir."

„Das versteht sich doch. Wir gehen morgen. Guten Muth und ein gutes Schwert, so ziehen zwei Männer gegen eine Stadt. Kannst Du listig sein, Lidwin?"

„Wenn es nöthig ist, ich glaube, ja."

„Kannst Du Dich verstellen?"

„Ich beweise Dir's. Wenn's eine Menschenseele gilt, so bin ich schlauer als der Böse."

„Du gefällst mir. Bei meiner Treue, es ist wahr: Thaten machen Männer. Nur weiß ich noch nicht, was Dir besser steht, der Knabe oder der Mann. Ich möchte doppelt kühn

ſein, um Dich vor harter Anſtrengung zu wahren, um den Reiz Deiner Jugend zu ſchonen. — Wohlan, mein junger Ritter, heute laß' einen Feſttag ſein in unſerer Burg. Dein Neſt aber in der Thorwartkammer iſt zerſtört." Ein ſeltſames, unruhiges Feuer war in ſeinem Auge, als würden junge Blitze in demſelben geboren ....

„Zu einem Feſttage, mein edler und theurer Freund, finde ich wohl keinen Grund, bevor das Werk vollbracht iſt," ſagte Lidwin ernſt; „eher hätte ich den Drang nach einer Vorbereitung im Geiſte. Dieſer Abend könnte nicht würdiger zugebracht werden, als wenn Du laut aus Deinen Schriften vorläſeſt, daß wir uns ergötzten und erbauten."

Wie konnte nur dieſer Edelknabe eine Ahnung haben von der Schwäche der Dichter, ihre Werke vorzutragen? Wie konnte er eine Ahnung haben von dem unvergleichlichen Genuſſe, den der Dichter empfindet, wenn ein dankbares Ohr und Herz ſeinem Vortrage begeiſtert lauſcht? Aber der Engel des Weibes, der Inſtinkt hatte es unſerem Lidwin eingegeben, wieſo über die drohende Gefahr hinauszukommen wäre.

„Es freut mich, Lidwinus, daß Du dieſen Wunſch hegſt," entgegnete Germann, „ich will Dir, bis Schlafenszeit wird, gerne leſen. Ich habe Lieder, die Dich vielleicht anmuthen, Hiſtorien, die Dich anregen, Betrachtungen, die Dich erbauen mögen, Poeſien, die Dich erwärmen ſollen. Und endlich", ſetzte er beſcheiden einbiegend bei, „habe ich allerlei Vorräthe, um Dich einzuſchläfern."

— Das Einſchläfern möchte wohl Dir ſelbſt gelten, mein Holder! — dachte Lidwina. Und dachte weiter: Wie iſt es doch mit mir beſtellt, daß ich ein ſo unweibliches Spiel treiben muß? Als Fee dort, als Edelknabe hier. Ich wußte nicht, daß ich ſo falſch ſein kann. Grauen will mir oft vor der Abenteurerin, die aus dem eingezogenen Burgfräulein geworden iſt. Nun liegt es in meinem Geſchick, daß ich unweiblich ſein muß, um die Weiblichkeit zu ſchützen. —

So kam der Abend.

Sie genoſſen ihr ſpärliches Mahl, ſie zündeten die Ampel an. Germann legte die Mappe auf den Tiſch und begann zu leſen. Lidwin ſaß in einem Winkel der Stube und horchte, und — dachte an ihren Vater im Gefängniſſe, und faltete auf dem Schoß die Hände, und betete für das Gelingen ſeiner Rettung.

Allmälig aber erweckte ſie die Stimme des geliebten Mannes und die reine Begeiſterung ſeines Vortrages führte ſie zu ſeinen Dichtungen.

Und in dieſen entfaltete ſich die ganze, in ihrer ungebändigten Wildheit faſt große Seele Germann's, der für das Gute und für das Schöne ſo ſeltſam ſtreitende, für die reinſten Güter der Menſchen erglühende Geiſt. Hier offenbarte ſich die Pracht ſeiner Phantaſie, der Reichthum ſeiner Gedanken, der ſtolze Adel ſeiner Geſinnungen, das Feuer ſeines Herzens. Lidwina fühlte, daß in der Theorie hier ein ganzer, ein herrlicher Mann ſtand, der unübertrefflich, ja unvergleichlich ſein mußte, ſobald die That den Worten und dem Geiſte entſprach.

„— Und was auf Erden keimt,
O, laß' es reifen,
Und was im Menſchen ruht,
Das laß' erſteh'n,
O Gott, laß' dies nach deinen Höhen ringende,
Dies herrliche Geſchlecht nicht untergeh'n!"

Dieſer Vollklang übertönte immer wieder den kleinlichen Hader und Zweifel, den Germann ſonſt im Buſen zu nähren ſchien, dieſer Vollklang übertönte laut all' die Widerſprüche, die in ihm zu ſein ſchienen; mit dieſem Vollklange ſchloß Germann ſeine Vorleſung und ſank erſchöpft auf den Stuhl zurück.

Es war ſpät in der Nacht. Lidwina gab ihm einen Händedruck und eilte raſch in ihre Stube. Germann's Seele ſchwamm im Adlersfluge noch lange

fort auf idealen Höhen. Und in Lidwina's Herzen rieselte die süße, milde Luft des Befriedigtseins. Es war ein glückseliger Abend — Germann's Geist hatte sie überschattet.

Lidwina und Germann vor Altenziel.

In einem Walde bei Altenziel unter einem Rindenzelte saßen Germann und sein Freund — beide vermummt.

Ersterer war eben von Altenziel hergekommen und sagte: „Nun habe ich das Feld untersucht. Dein Vater sitzt in einem Keller, der in des Pfarrers Baumgarten liegt. Er ist von fünf Bauern bewacht. Mit dem Bezechen ist es nichts, gerade gegen das sind die Kerle mißtrauisch und wachsam. Auch das Durchbrechen der Mauer geht nicht, die Wächter umzingeln den Kotter fortwährend. Aber bigott sind sie, wie der Teufel. Das ganze Spießbürgernest lüstern und dumm; und gar besonders neugierig. So bleiben wir beim Plane Nummer Drei. Ich bin meiner Sache völlig sicher."

„Ich glaube es auch zu sein", sagte der Andere mit seiner weichen Stimme.

„Ich seh's nun wohl: ein bischen Falschheit gehört dazu, wenn man auf dieser Welt was erreichen will. Ich glaube fast, Junge, Dir zu Lieb' könnte ich noch ein Spitzbub' werden."

„Schlauheit ist ein gutes Wammus; aber um aller Heiligen Gottes willen, Germann, sei nicht tollkühn!"

„Altenziel lebt in der Unbesonnenheit des Aufruhrs, und in der Gefahr desselben. Die Behörden sind verscheucht; Jeder übt Willkür nach seiner Weise. Allerlei fremdes Gesindel und heimische Banden durchschwärmen zuchtlos die Gassen, taumeln heißhungerig in die Vorrathskammern und besoffen aus den Schenken. Alles aus Rand und Band, Alles voll Aufregung und ohne Ziel, übermüthig im Erfolg, schleichend in Furcht, gehetzt von Gier und Bigotterie — ich sehe keine Gefahr."

— — — — — — — —

Altenziel war thatsächlich in fieberhafter Erregung.

Vor Allem lechzten die Bewohner nach den Spektakeln des großen Kirchenfestes, welches in zwei Tagen zu Ehren des Stadtpatrons Petrus abgehalten werden sollte. Diesem Heiligen zu größerem Lobe soll an seinem Festtage der verhaßte Edelmann abgethan werden. Vor der Stadt arbeiten schon die Zimmerleute am Gerüste, von hundert Neugierigen umschwärmt und beglotzt. Rings um den Platz schlagen gewinnsüchtige Wirthe ihre Buden auf.

Und nun noch was Neues. Ein frommer Pater ist angekommen — geradeswegs aus Rom — ein blutjunger Priester, hat einen Ablaß bei sich, einen neuen — gegen zeitliche Strafen!

„Jeder ist gegen zeitliche Strafen", hört man dreinreden, „nur für das Fegfeuer; die Höll' nimmt keinen Ablaß an."

„Aber der neue läßt alle Strafen dieser Welt nach: Blitz und Ungewitter, Pest und Hungersnoth, Feuer und Wasser, Hexerei und Kotter. Wer den neuen Ablaß hat, der kann nicht gefangen und gehangen werden."

„Nicht gefangen und gehangen! Das ist was!"

„Und eine Predigt wird er auch halten."

„Wer, der neue Ablaß?

„Narr, der junge Pater. Draußen auf dem Hochanger heut' zum Abend, wenn sie Ave-Maria läuten. Der Predigtstuhl wird schon aufgerichtet, hoch auf der Tanne oben. Ist ja so fromm, der junge Pater, daß er nur auf dem grünen Baum kann predigen."

„Der wird was dreinbonnern. Sind doch die Leut' schon so elendlich schlecht heutzutag. Und auf uns Altenzieler haben es die Pfaffen driedoppelt scharf."

„Zu wundern, daß er ſich nicht fürchtet vor der Rebellion.“

„Oh, der kommt von Rom, der wird ſeine Salbe ſchon bei ſich haben, daß keine Kugel und kein Eiſen angreift.“

„Vielleicht zieht er linde Saiten auf. Vielleicht weiſt er einen Himmelsweg, der mit Gold gepflaſtert und mit Roſen beſtreut iſt, weil von der bisherigen alten Straßen die Leut' ſo abgeſchreckt worden ſind.“

„Wimmert oder ſakermentirt er, unterhaltlich wird's auf jeden Fall.“

„Man hört auch, daß der fremde Prieſter aus Rom auf den Kirchhof gehen und die Todten wecken wird.“

„Das glaub' ich nicht, das kann nur Chriſtus der Herr.“

„Na, die Geſtorbenen freilich nicht; ſondern die lebendigen Todten, die über den Gräbern ſtehen — die eine Todtſünde in ſich haben.“

„Das kann ein Spektakel werden! Und Leut' wird's geben, Alles will hinaus.“

Solche Geſpräche gingen ſchon am Morgen um. Und dann um die Mittagsbrunnenzeit unter den Weibern:

„Die Binder-Lies hat ihn ſchon geſehen — hundsjung! ſagt ſie.“

„Und vom Selcher-Feri hab' ich gehört, daß er ſo viel ſchön thät ſein, ein Geſichtel wie Milch und Blut und anzuſchauen, hell wie ein Engel.“

„Sonſt wird ein Mannsbild meiſtentheils von den Weibern geprieſen, dasmal iſt's umgekehrt.“

„Auf der Neuau ſoll er geſtern Einem die Gicht und Gall abgebetet haben.“

„Das iſt noch nichts. Da hab' ich ganz was Anders gehört!“

„Ich glaub's aber nicht.“

„Noch weißt nicht, was ich meine.“

„So ſag's!“

„Na freilich. Werd' euch juſt Alles aufbinden. Geht nur auf den Hochanger heut' Abends, werdet's ſchon erfahren.“

„Mein Gott, von uns will ja Alles hinauf und ich ſoll das Haus hüten.“

„Das ſoll der Knecht thun.“

„Der laßt ſich nicht mit vier Ochſen zurückhalten; er ſagt, er kunnt den Ablaß auf alle Weis nicht laſſen. Ja weg, ich hab' ihn auch vonnöthen. Sind die Anderen fort, ſo ſperr' ich feſt zu und lauf' nach.“

Solche Geſpräche gingen am Mittag um, und die Spannung ſchärfte ſich mehr und mehr.

Die Altenzieler Geiſtlichen waren verjagt. Etliche meinten, der junge Pater werde gar Pfarrer von Altenziel. Die Gerichtsbeamten waren auch verſprengt worden, beſonders weit hintangeſcheucht die Steuereinheber. „Sind ja allerweil der Bauern und Bürger Unglück geweſen.“ Nur der Schultheiß war noch da, aber er mußte ſeinen alten Namen ablegen und Stadtobermann genannt ſein. Denn man wollte Keinen, der wen ſchuldig heißen könne. Und der Stadtobermann, ſo hieß es an dieſem Nachmittage, wolle dem Wanderprieſter juſt nichts dagegen thun, aber daß man ihm in Allem traue, das rathe er auch nicht. Es werde ein Marktſchreier ſein, der um paar Tage zu früh nach Altenziel gekommen ſei. Er wolle in ſolchen Zeiten kein Verhör einleiten, aber ihm ſcheine, mit dem römiſchen Pater ſei etwas nicht richtig. Zur Vorſorge wolle er für dieſen Abend ſeine Knechte auf den Hochanger ſchicken, daß dieſelben in allen Fällen Ordnung hielten.

„Der Obermann traut ihm nicht, dem jungen, geweihten Herrn, dieſem bildſchönen Menſchen. Jetzt wollen wir erſt recht dabei ſein. Mehr als ein Heiliger ſteht im Kalender, den die Obrigkeit nicht hat ausſtehen mögen. Und einem Heiligen ſieht er gleich, ganz auf's Haar. Vorhin iſt er juſt über den Platz gegangen. Man hat gemeint, der heilige Aloiſius. Einen Säuberern wüßt' ich im Himmel nicht.“

So der Leute Dafürhalten.

Ein junges Brautpaar ging durch die Gasse; er ein mit bunten Bändern geschmückter lichthaariger Bursche; sie ein dralles, neckisches Mädchen, dem das vornehme blaue Kleid, welches es trug, nicht an den Leib gewachsen war.

„Und ich möcht' was wetten", sagte der Bräutigam, „dieser Herr mit dem Ablaß ist meine Fee, oder ihr Bruder."

„Das bedeutet was", versetzte die Braut, es steckt gewiß eine Hexerei dahinter." „Ich glaub' auf nichts", meinte er.

„Wirst doch kein Unchrist sein", sagte sie.

„Dumm genug, daß ich die Fee dazumal hab' laufen lassen und mit dem Gewand zufrieden gewesen bin. Heut' wär' ich gescheidter."

Die Braut schien das zu überhören und sagte: „Zuletzt will sie ihr Kleid wieder zurück haben. Wenn wir nur schon aus Altenziel hinaus wären!"

„Ich will heute auf dem Hochanger dabei sein."

„Ich bitt' Dich, Dagel, laß das sein! und gehen wir eilends heim. 's ist mir, als wie wenn sie auf ja und nein einen blutigen Mantel über ganz Altenziel thäten werfen."

„Kommen mag schon was. Mir geht's zu Sinn: Das Rad drehte sich schon wieder um. Man sieht so wunderlich viel Soldaten überall. — Wenn sie's wirklich ist, die Fee, so wollt' ich doch zu ihr gehen — mit der red' ich mich nicht hart — und sie gebeten haben, daß sie uns für die Ueberfahrt in's Amerika noch eppas zuschießt. Die Perlenschnur geht schon bei der Hochzeit zum Neigel."

„Schon gar nicht! Die Bettelei mag ich nicht leiden. Die, wenn sie's ist, hat Dir freiding nichts mehr vorzuschießen — daß Du's weißt! Du bleibst bei mir!"

Er schwieg und blieb bei ihr. —

Vor dem Keller in des Pfarrers Baumgarten ging es lebhaft zu. Die Wächter unterhandelten, wer von ihnen zu der Ablaßvesper auf den Hochanger gehen sollte.

„Zwei dürfen trotz gehen."

„Das ist gewiß."

„Wenn dieweil drei Mann Wacht stehen, so ist's übrigs genug."

„Uebrigs genug."

„Ich bleib' um kein G'schloß da. Ich hab' seit zehn Jahren einen Bruder im Fegfeuer, für den muß ich Ablaß fassen."

„Du, los! Ich hab' schon zwei Weiber in der Höllen, ich muß auf den Hochanger."

„Willst ein katholischer Christ sein, Kurtel, und weißt es nicht einmal, daß — Ablaß hin und Ablaß her — die Höllen mit Deinen Weibern allerweil und allerweil brennt."

„Na, das ist sauber. So leg' ich den Ablaß halt mir selber zu — thut mir verfluchtlet Noth, bin ein armer Sünder."

„Ich bin auch kein reicher. Was ich schon geschurkt hab' auf der Welt!"

„Wird Dir Keiner abstreiten."

„So ist's eine Pflicht der Nächstenlieb', daß ihr mir den Ablaß zukommen laßt."

Darauf ein Anderer: „Flausen! — Wer ist's denn gewest, der Neukirch hat ausgeplündert? Wer ist's denn gewest, der die Weibsbilder im Jakobshof hat caressirt? He! ich bin's gewest, ich brauch' Ablaß!"

„Wer ist's aber gewest", sagte der Kurtel, „der die Tauben mit dem Feuer unterm Steiß auf das Krimburger Schloß hat geschickt?"

„Das bist Du gewest!" riefen die Andern, „letzt' bildest Du Dir gar noch was d'rauf ein? Das ist ein gutes Stuck gewest und keine Sünd', verstehst?! Ein nichtsnutziger Kerl warst, das wird Dir Keiner laugnen, aber mit Deiner Tauben hast Du Alles auf gleich gebracht, Du brauchst keinen Ablaß, Du bleibst da!"

Nach langem Hader wurden die ältesten Zwei als die trächtigsten

Sünder ausgeſchieden, die Ablaßvesper zu beſuchen.

Als dieſe fort waren, ſagte einer von den übrigen Dreien zu den Genoſſen: „Wenn ihr mich auch davonlaßt, ſo trinket übermorgen bei der Kirchweih aus meinem Beutel. Mir iſt um den Ablaß nichts, aber die junge Kutten wollt' ich ſehen. Ich wittere was."

„Dein Beutel iſt gut gemeint, Nachbar, aber unſern Herrn Grafen bedenke, der muß ſeine Schildwach' haben; verſteht ſich — ſo Herren da!"

„Für Den ſind zwei Mann übrigs genug Ehr'. In einer Stunde ſind wir Alle wieder da."

„Nu ſo, wenn Du glaubſt — geh'. Aber bei der Kirchweihzech' bleibt's, auch wenn Du keine Kurzweil haſt da oben. Das unterſchreibſt mit Blut."

„Allemal."

Er legte die Waffen ab und ging.

Bald hernach ſagte einer von den noch übrigen Zweien: „Die Kellerthür iſt gut verſperrt, den Schlüſſel haſt im Sack. Was meinſt, Kurtel, ſchleichen wir uns auch nach?"

„Nicht rathſam. Kunnt juſt der Teufel ſein Spiel haben. Was, möcht' ich wiſſen, wird's denn auch geben bei der Metten?"

„Eine Luderamelei. Sind allerlei Gattung Leut' beiſamm'. Dunkel wird's auch."

„Galgenſtrick!"

„Das Weiſeſt' wär', wir gingen und nähmen den Grafen mit uns. Der hat übermorgen ſeinen letzten Faſtirtag, dem kann der Ablaß nicht ſchaden."

„Der wär' mir am beſten heut' ſchon köpft. — Was haben wir ſonſt über das hohe Gericht geſchmäht, wenn es einen Rabenbraten etliche Wochen gefüttert hat. Jetzt machen wir's nach. Ueber die fünf Wochen brummt er uns ſchon in der Gruben. Dumm genug!"

„Mußt denken auf die Leut', Kurtel, haben ſchwer' Arbeit und zahlen hart' Abgaben. Wenn Du morgen hohe Obrigkeit biſt, das ſag' ich Dir, der Steuern kannſt nicht entrathen, wie Du auch ſelber dagegen ſakermentirt haſt. So mußt den Leuten anderweitig Spaß machen. Sie wollen zum Petersfeſt den Krimburger ohne Kopf ſehen. Ich find' an der Sach' nichts ſo Dummes. Alſo gehen wir, Kurtel."

Der Kurtel nannte ſeinen Wachgenoſſen einen Pflichtvergeſſenen — beide knurrten und blieben.

Nun begann es ſchon zu dämmern. Aus der Stadt ſtiegen und liefen auf verſchiedenen Wegen Menſchen in Haufen zur Anhöhe hinauf, hinter welcher am Rande des Waldes der Hochanger lag.

Kurtel ſtand wie ein Baum am Eingange des Kellers; der Andere umkreiſte den Bau. Hinter dieſem ſtand eine Pappel. Wenn er da hinauf ſteigt, ſo ſieht er auf den Hochanger. Er kann ſich's nicht verſagen, legt ſeinen Spieß ab und ſteigt auf den Baum.

Dort des Weges kam ein betagter Bauersmann, blieb ſtehen und blickte rathlos um ſich. Als er über den Zaun blickte und an der Kellerthür den Kurtel ſtehen ſah, trat er langſam in den Garten auf den Wächter zu und fragte, wo denn der Hochanger ſei, auf welchem heute Alles zuſammenlaufe.

„Siehſt Du dort hinter den Häuſern den weißen Weg hinaufgehen?"

„Der? — Ja freilich ſeh' ich ihn; der wird mich was ſchnaufen machen! Ob's nur auch der Mühe werth ſein wird? Was meint der Vetter?"

„Ein Spektakel mag's ſchon geben. Die Leut' ſind ſeit einem Monat ohne Pfaffen."

„Meint Er, daß ſie wieder anbeißen?"

„Alle. Alle, ſag' ich Dir. Sie müſſen Einen haben, der ihnen die Schandthaten unterſagt, ſonſt ſchmecken ſie nicht —"

„— — Einen Laut, Schurke, ſo biſt Du des Todes!“ Dem Kurtel ſtand eine ſchwere Piſtole an der Bruſt.

„Nur eine Miene, und bei Gott und meiner Seele, ich drücke los!“ flüſterte der fremde Bauersmann, und indem er mit der rechten Hand die geſpannte Waffe hinhielt, nahm er mit der linken dem Wächter Spieß und Meſſer ab. Der Kurtel war todtenblaß und ſtöhnte vor Angſt.

„Zwingſt Du mich, ſo biſt Dein eigener Mörder“, ſagte der Fremde mit einer grauenhaften Gelaſſenheit, „ich ſchrecke vor nichts zurück. Ich will den Grafen. Du öffneſt mir nun das Thor und gehſt an die Stelle des alten Mannes.“

Kurtel's rollende Augen irrten vergebens nach dem Gefährten. Dann dachte er an ſein Leben und fügte ſich. — In wenigen Minuten war Alles vorüber, der Kurtel verſchloſſen im Keller, der Greis mit Staunen im freien Abendſchein.

Freilich polterte nun drinnen der überliſtete Kurtel, und allſogleich kam jetzt der andere Wächter von ſeinem Baum herab. Der Fremde — Germann war's ja — erwartete ihn am Fuße des Stammes, packte ihn bei den Beinen und ſchleuderte ihn mit ſo wilder Gewalt auf den Boden hin, daß jenem Hören und Sehen verging. Als der Geworfene wieder zu ſich kam, war ſein Mund verſtopft, war er gebunden an Händen und Füßen.

„Kein Tropfen Blut vergoſſen“! jauchzte Germann in ſeinem Herzen.

„Ich ertrage es nicht, wenn das ein Traum iſt“, wimmerte der alte wankende Krimburg und verdeckte das Angeſicht mit ſeinen mageren Händen,

„Beruhigt Euch“, ſagte Germann. „Ihr werdet leben. Hängt dieſen Lodenmantel um und ſtützt Euch auf mich. Einige tauſend Schritte müßt Ihr gehen, dann iſt es gut.“

Sie eilten — ſo gut es ging — gegen den Wald und in die Finſterniß der Stämme und der Nacht dahin.

„Zur beſſeren Kräftigung will ich Euch eine Freude ſagen“, ſprach Germann, der jetzt ſeine Maske abgelegt hatte, „Ihr werdet noch in dieſer Nacht Euern Sohn ſehen.“

Der alte Ritter blieb ſtehen und murmelte: „Mit Rechten geht es doch nicht zu. Wir ſind uns unbekannt. Ich habe keinen Sohn.“

„Ihr ſeid wohl doch der Krimburger, dem ſie vor kurzer Zeit die Burg verbrannt haben?“

„Das ſtimmt, mein guter Mann, das ſtimmt. So weit iſt's gekommen, man erkennt mich an meinem Unglück. — Nach einem Sohn wollt' ich nimmer fragen. Aber tauſendmal ſollt' Euch Gott ſegnen, wenn Ihr mir Beſcheid geben könntet von meiner einzigen Tochter — von meiner Lidwina . . .“

Sie ſchritten weiter. Germann ſagte kein Wort. Ein Chaos von Gedanken und Gefühlen durchfluthete ſein Weſen. Und wie es nach der heiligen Kunde einſt im Chaos der Welt allmälig licht geworden war durch Gottes Spruch, ſo hellte es ſich in der Seele des jugendlichen Mannes jetzt auf — er ſah Alles, er begriff Alles . . . . Er konnte die Wonne nicht faſſen, die in ſeinem Herzen war. —

Endlich kamen ſie an den entlegenen Platz, wo ſie der Verabredung gemäß mit — Lidwin zuſammentreffen ſollten. Er war noch nicht hier. Sie labten ſich mit Nahrung, die hier verſteckt geweſen war; ſie vermummten ſich in ihre ſchweren Mäntel und warteten.

Und warteten vergebens.

Lidwina reiſt mit zwei Mönchen.

Dem ſchönen Mädchen aus der verbrannten Burg war es nicht ganz ſo gut ergangen. Ihr Kampf war noch größer und noch gefährlicher geweſen, als jener Germann's vor der Gefängnißpforte.

Sie hatte eine große Abneigung gegen die Fratze, die ſie übernehmen

mußte, aber in Hinblick auf das Leben ihres Vaters überwand sie alle Bedenken. Sie dachte nicht daran und es lag auch gar nicht im Plane, daß sie sich auf dem Hochanger der Menge zeigen sollte. Waren die Altenzieler nur einmal aus ihrer Stadt gelockt und die Umgebung des Kellergefängnisses menschenleer; war durch das Ausstreuen der Gerüchte und durch ihr Erscheinen in den Gassen der Stadt nur die Erweckung der Neugierde und ein Aufruhr in den Gemüthern erzweckt worden, so hatte sie das Ihrige gethan.

Nun, als die gährende Masse auf der Waldhöhung beisammen war, sollte sie in der Dunkelheit davon und jener verabredeten Stelle im Walde zueilen, wo sich Germann mit ihrem Vater einfinden würde. Aber Germann schritt zu dieser Zeit erst als Bauersmann dem Kellergefängnisse zu. Wie sollte sie nun fliehend diesen Ort verlassen, wo der geliebte Mann für ihren Vater den Kampf um Leben und Tod wagte? Nimmermehr. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es sie gegen die Baumgruppen des Gartens hinab; dort wartete sie mitten unter Büschen angstvoll der nächsten Augenblicke, die Entscheidung bringen sollten. Und als sie durch die Dämmerung noch sehen konnte, wie Germann den Greis mit dem weißen Haupte schon weit dort auf dem letzten Hügel gegen die Waldungen entführte, da wollte der Jubel ihre Brust zersprengen und sie den beiden Männern nachlaufen wie ein Reh.

In diesem Augenblicke war Alarm.

„Der Graf entsprungen!" Dieser Ruf gellte durch die Stadt und jetzt ergossen sich von dem Hochanger nieder die Ströme der Menge, und Alles war auf und umschwärmte fluchend und schreiend den Gartenkeller, wo sie den geknebelten und den eingeschlossenen Wächter fanden. Lidwina's Weg den Ihren nach, war sofort abgeschnitten. Mit genauer Noth entkam sie durch Gesträuche nach einer anderen Richtung und floh in's Ungewisse der Gegend und der Nacht hinein. Sie vergaß auf alle Gefahren, durch die sie lief — wußte sie doch die beiden Männer gerettet.

Als sie nach einigen Stunden auf breiter Straße, welche weder von Altenziel kam, noch nach Altenziel führte, die Kräfte verlassen wollten, und sie einen Wagen langsam heranklappern hörte gegen die Richtung des Gebirges, hielt sie an. Im Wagen saßen zwei Mönche, wovon der eine das Leitseil führte, der andere zu schlummern schien.

Lidwina sah die gute Gelegenheit und die neue Gefahr. Aber sie war muthig wie immer, und die Sehnsucht, bald bei ihrem Vater und bei Germann zu sein, machte sie verwegen. Sie war entschlossen, um Aufnahme in das Gefährte zu bitten; sie legte die gefalteten Hände in den Wagen.

„Wie!" sagte der Pferdelenker, „da steht fast ein ehrwürdiger Bruder! Dominus vobiscum!"

Der junge Pater dankte nicht dem Gruße, sondern bat mit etwas schwerfälliger Stimme, man möge ihn um Gotteswillen eine Strecke mitnehmen. Er komme von Pechlarn her und wolle über das Gebirge; er sei von einer Krankheit, welche ihm den Kopf arg mitgenommen und auch das Gehör geraubt habe, noch so sehr erschöpft, aber seine Reise könne nicht mehr verschoben werden, da er am bestimmten Tage in einem Kloster in Wälschtirol eintreffen müsse.

Die Mönche machten ihm auf dem Hintergelasse des Wagens Platz, der aber so kümmerlich war, daß die Beine des neuen Gefährten zwischen den Fleischkolossen der Beiden wie eingeklemmt waren.

„Wir haben Einen mit!" rief der Kutscher dem Schlummernden zu, daß dieser erwachte, „einen ehrwürdigen Bruder."

„Hat er denn mit uns getrunken?“ fragte der Andere.

„Man kann halt nichts mit ihm reden, er iſt ſtocktaub. Iſt faſt krank geweſen, ſagt er.“

Lidwina hatte zur Taubheit ihre Zuflucht genommen, um aller Fragen los zu ſein. Beſonders gefährlich hätten ihr die lateiniſchen Anſprachen werden können, mit welchen ſie den vermeintlichen Prieſter kaum verſchont hätten. Nun konnte ſie im knarrenden Kaſten ruhen, ſo gut es ging. Wie pries ſie doch inſofern die verworrene, ordnungsloſe Zeit, als Niemand mehr wußte woher, wohin, und als Keiner mehr den Andern darnach fragte. Man ließ Jeden paſſiren und traute Keinem.

„Iſt ſicherlich auch ein Verjagter“, bemerkte jetzt der zweite Mönch und deutete mit dem ausgeſtreckten Daumen über den Rücken. „Bruder, das iſt Dir eine böſe Zeit. Bedenkt's, wenn die Keller alle zu Kottern gemacht werden!“

„Wir können faſt De deum ſingen, wenn in vierzehn Tagen unſer Kloſterbach noch auf den Mauern ſitzt.“

„Der letzte Tanz wird heiß hergehen.“

„Iſt faſt zu fürchten“, meinte der Mönch mit dem Leitſeil, „aberſt der Salm wird ausfegen! Die Trauu wird ſchon einmal roth. Zur Erntezeit wird kein Bauer da ſein.“

„Das ſind die Früchte von der lutheriſchen Lehr'! Jetzund mag der Doctor Martin ſelber ſehen, wie er denen, die er zuerſt hat aufgehetzt, das Knie wieder auf den Hals bringt.“

Nach einer Weile lispelte der Kutſcher: „Du hör' einmal, unſer Mitfahrer da hinten iſt faſt ein junges Blut. Lange reiſt der noch nicht per pedes apostolorum, das merkt man faſt an ſeinen zarten Beinen.“

Jetzt wurden dieſe Beine ſo viel als möglich aus der Klemme gezogen.

„Ich bitte, Ehrwürden!“ rief der Mönch, „laſſet die Füße nur immerhin drunter, ſie geniren faſt gar nichts.“

„Wenn er taub iſt!“ bemerkte der Andere.

„Wahrſcheinlich nur an den Ohren, denn an den Beinen hat er's allſogleich vernommen.“

„Bruder“, ſagte jetzt der Andere, „mir wird ſo närriſch.“

„Heilige Nothhelfer, daß Dir nicht wohl wäre!“

„Im Gegentheil, mir läufts warm, als hätte mir Einer Glühwein in das Rückgrat gegoſſen.“

„Oremus!“ flüſterte der Wagenlenker, „mir iſt's ſchon eine Weile ſo faſt —“

„O Herr, führe uns! Der Teufel hat mir richtig heut' ein Haar eingeſetzt.“

Der junge Reiſende hatte ſich emporgerichtet und bat, daß man ihn abſteigen laſſe, er wolle in's nächſte Dorf.

„Hätten gemeint, der Herr fahre mit uns bis in's Kloſter. Wollt' er dort ausruhen, er iſt faſt willkommen.“

Der Fremde dankte kurz, aber warm, und Lidwina athmete auf, als ſie auf ſtiller, einſamer Straße ſtand, und das Knarren des Wagens in der Ferne verhallte.

Die feuchte Kühle des nahenden Morgens erquickte ſie neu, und als es ſich lichtete, ſah ſie, um welch' gute Strecke ſie auf dem Wagen dem Hochgebirge und ſomit ihrem Ziele näher gekommen war.

Und desſelben Tages, am frühen Abende ſtieg ſie empor zur alten Burg, die zwiſchen dem Gewände auf dem Felskegel ſtand.

Welch herzbewegende Stunden ſind über ſie nun gekommen!

Lidwina winkt mit Flammen ihrem Germann.

In Germann's Gemach fand ſie den greiſen, den geretteten Vater.

Die Freude des Wiederſehens zu ſchildern, kann nicht verſucht werden; faſt lähmte ſie den alten Mann, deſſen Thränen jetzt erſt floſſen — dankbar für das wiedergefundene Leben.

„O mein Kind!“ rief er, „der heutige Tag, wo ich — von ihm unter-

richtet — Dich in den Händen der Feinde glaubte, war mir qualvoller, als die Wochen in meinem Verließ es waren, da ich Dich in der kühlen Erde wähnte!"

Und Germann?

Kaum er den alten Mann hier in Sicherheit gebracht, zog er wieder davon, um Lidwina zu ſuchen, zu retten. Er gab — bevor er fortging — Anordnung, daß, im Falle Lidwina während ſeiner Abweſenheit ſich in der alten Burg einfinden ſollte, oben auf dem Felſenvorſprung, genannt der Predigtſtuhl, ein Feuer angezündet werde. „Der Predigtſtuhl", ſagte er, „iſt weit im Lande ſichtbar, und es wird keine Stunde ſein, in der ich mein Auge nicht dahin wenden werde."

Und Lidwina kletterte noch an demſelben Abende den Felſen hinan, und zwar die gefährlichſte Stelle, weil ihr kein anderer Pfad bekannt war. Auf hohem Vorſprunge war ein prachtvoller Blick in's weite Berg- und Hügelland. Reich an Ortſchaften, Schlöſſern und Klöſtern war die Ebene, die ſich in der Ferne zu flachen begann. Selbſt die Thürme von Altenziel glaubte Lidwina zu ſehen. Sie empfand keine Müdigkeit von der Reiſe mehr; ſie begann dürres Geſtrüpp und morſchendes Geäſte zu ſammeln, und als am Himmel alle Sterne leuchteten, zündete ſie auf dem Predigtſtuhl das Feuer an. Es brannte luſtig und hell und widerleuchtete an den Tafeln der niedrigeren Felſen.

Dann ſtieg ſie hinab zur Burg, ſich heiß wie die Gluth auf dem Berge dem theuren Manne entgegenſehnend. Es verging oben die Gluth und es verging die Nacht — und er kam nicht.

Am nächſten Tage verſchwendete ſie ihr Herz an der Pflege des Vaters. Sie erzählten ſich gegenſeitig ihr Geſchick ſeit der Trennung auf der Krimburg. Das ihre war farbenreich und wunderlich; das ſeine war ein einziges, finſteres, wochenlanges Leid. Er hatte ſeit den Flammen ſeiner Burg keinen hellen Strahl geſehen. Er habe, ſo erzählte er, den Troſt gefühlt, ſein Kind werde vielleicht im unterirdiſchen Gange, oder ſpäter in den unwirthlichen Wäldern ihren Frieden gefunden haben. Er ſelbſt ſei ergeben und auf Alles gefaßt geweſen.

Gegen Abend dieſes zweiten Tages ſtieg Lidwina wieder hinan zum Predigtſtuhl. Der Greis ahnte nicht die Gefahr des Emporkletterns an dem wüſten Gewände, und Lidwina ſah ſie nicht — ſo war ſie auch nicht da. Das Mädchen blickte hinaus, lange hinaus in's Geländ', auf welchem noch die Sonne lag. So groß ſtand in ihrem Herzen das Bild des Geliebten, daß ſie es ſuchen und ſehen wollte in der Ferne. Die Punkte der Thürme und anderer großer Gebäude ſchimmerten auf. Wo, in den weiten Gefilden wird er ſein? —

Wieder ſammelte ſie Holz — mehr als am erſten Tage — und zündete es an. Der Wind blies drein und die Flammen wurden in Fetzen weit in die Lüfte hinausgeriſſen. Und unabläſſig trug Lidwina Holz zuſammen; Luſt und Freude durchſtrömte ſie bei dieſer Verrichtung. Mit jedem Strunke, den ſie in's Feuer warf, vermeinte ſie ſein Auge zu erhellen, ſein Herz zu erwärmen. „O, komm, mein Germann, ich bin da! Komm wieder zu mir!" So rief ſie über die Flammen hin, als wollte ſie es dieſen dictiren, daß ſie es ſchrieben an die Felſen und an's Firmament.

Gegen Mitternacht, als das Feuer endlich zu verlöſchen begann und als Lidwina noch einmal in die dunkle Weite blickte, ſah ſie in der Ferne einen glühenden Punkt, der ſich allmälig vergrößerte, ſo daß ein Schein am Himmel lag. Nach einer Weile ſchwand er wieder in ſich zuſammen.

Auf weiten Umwegen kam ſie heute wieder zur Burg. Sie war in ſchweren Ahnungen. Es kam ihr zu Sinne, als habe Germann im flammenden Punkte ihr ein Zeichen gegeben, daß er Hilfe

bedürfe, sowie Schiffbrüchige manchmal durch Nothfeuer nach Rettung rufen. Auf ihrem Berge freilich brannte das Opferfeuer Abel's, das Feuer der reinen Liebe, und sie ahnte kaum, daß draußen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf die Kainsflammen qualmten . . .

Als Germann auch am nächsten Tage nicht erschien, wollte sie fort und ihm entgegen. Nur ihr greiser Vater, der trotz des inneren Glückes doch gebrochen war, hielt sie zurück. Das betagte Weib, welches wieder kam und Nahrungsmittel brachte, wußte zu erzählen, daß verschiedenen Anzeichen nach draußen im Lande sonderbare Dinge vorgehen müßten. Das Volk der Bettler und Vagabunden, welches in's Gebirge gedrängt werde, mache gräuliche Aussagen. Der Herzog und der Kaiser seien mit ihrer Gewalt gekommen.

Lidwina kniete in ihrer Kammer und betete. Nun konnte sie sich's wohl denken, was ihn draußen zurückhielt; hingegen konnte sie sich's nicht denken, an wessen Seite er stritt, er, dem jeder Schwertstreich nach einem Menschenhaupte ein Verbrechen war.

Sie betete. Aus Leinwand, die in der Burg war, hatte sie sich ein langes, weißes Kleid genäht, das benetzte sie jetzt mit Thränen. Dann wieder ging sie zum Arbeitstische Germann's und las in seinen Schriften. Aber die Worte waren ihr fremd und kalt — sie fühlte nur ihn. Am frühen Nachmittage stieg sie wieder zum Predigtstuhl hinan und blickte in's weite Land. Ueber der Ebene lag eine graue Luftschichte und verdeckte die Ortschaften und Thürme. Lidwina sammelte das Gefälle der Strüppe und der wenigen Bäume, die so hoch noch wuchsen und verdorrten; und als es zu Dunkeln begann, entfaltete sie ein Feuer, das größer war, als jenes der vorigen Abende. In sprühenden Kronen tanzten die Funken auf, so oft sie neue Nahrung in die Gluth warf. Aber als sie ihren Blick nun wieder hinauswendete in die Vorgegenden, da erschrak sie sehr. Sie sah feurige Punkte und Lanzen, und ganze feurige Streifen sich hinziehen auf der Ebene. Und in der Gegend, wo Altenziel stand, lag es wie ein glühender See. Der nächtliche Himmel war roth, hoch hinan bis gegen den Scheitel.

Ohne noch ein Scheit in das Feuer zu werfen, stieg Lidwina zur Burg hinab. Sie weckte den Vater nicht; tief grub sie sich in ihr Bett und weinte.

Am anderen Morgen graute zwischen den Felsen Nebel und Regen. Lidwina gedachte jener Tage, in denen sie ebenfalls tief betrübt durch die Fenster dieser Mauern in Nebel und Regen hinausgeblickt hatte. Wie anders war jene doch erst kurz verschwundene Zeit gegen die heutige! — Er war bei ihr gewesen und sie hatte vor ihm gezittert.

Das Unwetter hielt mehrere Tage an. Lidwina konnte auf dem Predigtstuhl kein Feuer entzünden, weil man es in der Ferne doch nicht gesehen hätte. — Aber als der erste heitere Morgen wieder leuchtete, stieg sie die Felsen empor und sah hinaus. Klar und rein war das Land, so weit das Auge reichte, kein finsteres Aufqualmen, kein Schleier des Rauches mehr. Aber auch die meisten, der sonst so glänzenden Punkte von Thürmen und Ortschaften hatten sich in graue verwandelt oder waren gar nicht zu sehen.

Lidwina bereitete Holz für ein neues Feuer am Abend. Und als sie hierauf in ihrem weißen Kleide die wilden Felshänge niedergestiegen kam, rief von unten eine Stimme: „Beim Heiland, Lidwina, wer hat Dir diesen Weg gezeigt?"

Es war gut, daß sie schon festen Boden unter sich hatte, denn sonst wäre sie vor dieser Stimme gestürzt. Es war die Seine. Mit einem schrillen Schrei sprang sie an seine Brust.

„Ich muß Dir ja doch gesagt haben, daß quer um die Ecke ein guter Fuß-

ſteig hinanführt!" ſprach er. „So war ich im Krieg und Du in Todesgefahr, Lidwina!"

Dann nahm er ihr Haupt zwiſchen ſeine beiden Hände und ſchob es ein wenig vor ſich und ſah ihr in's feuchte, in jähem Schreck faſt traumhaft blickende Auge und flüſterte: „So denn ſteht's mit Dir, Du falſcher Lidwinus!" — Und küßte ſie. Und drückte ſie heftig und heiß an ſein Antlitz, an ſeine Bruſt — unaufhörlich an ſeine Bruſt und küßte ſie und wollte ſie nimmer laſſen.

— — — — — — —

Erſt als ſie Hand in Hand über den kleinen Raſenplatz der Burg zuſchritten, bemerkte ſie die Binde an ſeinem linken Arm. Sie blieb ſtehen, ihre Miene war fragend und ſorgenvoll.

„Es iſt Dir doch wohl recht ſo, mein ritterlicher Freund?" verſetzte er.

„Ich habe Dich in den Kampf gehetzt", ſagte ſie leiſe und faltete die Hände, ſo daß die Spitzen der Finger ihre Lippen berührten.

„Ja, Lidwina, Du haſt mich vom Worte zur That geführt, Du haſt mich zum Manne gemacht, noch eher als ich Dich zum Weibe. Nun aber mußt Du mir's werden."

Sie ließ ihr Haupt ſinken und drückte ihre Hände an die Bruſt. Sie rang nach Worten.

„O, verſuche es nimmer, in Worte zu legen, was in Worten nicht ſein kann. Du ſelbſt, Lidwina, haſt mich gelehrt, den Schall in That zu verwandeln. Wie wäre ich zerfahrener Geſelle elend untergegangen in meinen Wüſten! Schon Deine Nähe hat mich gerettet. Ein echtes Weib, und der Verſunkenſte wird zum echten Manne. Dann, Lidwina, was ſoll's der Worte noch, da Du in Flammen mir Deine Liebe geſtanden haſt! Dreimal habe ich Dein Feuer geſehen brennen auf dem Berge. Es hat mir zugerufen, daß Du gerettet biſt, es hat mir geſtanden, daß Du meiner harreſt. Aber es hat mich auch entflammt zur Mannesthat, gedenkend, was Du zu mir geſprochen haſt. — Weder gegen die Aufrührer, noch gegen die Bändiger habe ich mein Schwert geführt, denn beide Theile glauben in ihrem guten Rechte zu ſein. Aber gegen jene ewig rechtloſen Horden habe ich mitgekämpft, die aus Ungarn hereingebrochen kamen. Lidwina, auch meinen Vater ſah ich fallen."

„Es iſt geworden, wie es mußte," fuhr er fort. „Die Kaiſerlichen haben furchtbar gewaltet. Die Räuberbanden ſind vernichtet, die Empörer geſchlagen. In Schutt liegen die Städte und Dörfer; und Ihr, Vater!" rief er eintretend dem alten Ritter zu, „möget nun die Krimburg wieder aufbauen."

„Ich nicht mehr", lächelte der Greis, „o, Ihr habt die Steine zuſammengetragen, ſo ſchaffet nun auch das Haus."

Nach wenigen Tagen ſchon haben ſie die alte Felſenburg verlaſſen. Und ſie zogen hinaus in die Gefilde, wo die Wieſen grünten und die Saaten reiften. Und Germann begann ſeiner Väter alten Sitz, die Krimburg wieder zu bauen. Aber er baute ſie nicht mit den Frohnleiſtungen der Leute, ſondern gegen redlich Entgelt; und er baute ſie nicht auf dem Hügel, wo ja die Ruine der alten Burg, von Wald und Geſträuche umwuchert, heute noch ragt, ſondern er ſtellte ſein Haus freundlich bergend in den grünen Schoß des Thales — unter die Wohnungen des Bürgers, unter die Hütten des Landmannes — um ſich gegenſeitig zu ſchützen und zu nützen.

Und einzog in die neue Burg als Braut — Lidwina, das ſchöne, holde, ſchlaue, tapfere, das ſüße Mädchen, an welchem Germann, der Sänger und Held, den geahnten beſſeren Theil ſeines Selbſt — den Theil, der die Seele adelt und die Sinne lohnt — das ewig Weibliche gefunden hat.

Der Todte.

Ein Schattenbild aus dem Volke von Franz Stelzhamer.

Sei einmal ein wenig bei Seite gelegt, du mein liebgewordener Pinsel, den ich zu tauchen gewohnt bin in's helle Braunroth, womit ich die heiteren Gesichter meiner friedliebenden Sensenmänner und Waldschützen, meiner jüngeren tanz- und trunkwarmen Hochzeitgäste male; bei Seite auch ihr lachenden Tinten für Morgen- und Abendroth, über maifrischer, saft- und blüthenstrotzender Landschaft; und du mein holdestes Farbengemisch von Rosa-, Gold- und Silberglanz der stillen Mondnacht — bei Seite! —

Ein düsteres Bild muß ich malen, ein Bild, — nur schwarzer Grund — und mitten darin ein schreiend weißes Kreuz. — Vielleicht, daß ich an den äußersten Enden ein paar Engelköpfchen anbringen kann! — Ich wäre froh.

Abend war's, tiefer Abend. Gerade der Augenblick, wo Tag und Nacht sich zum Urlaubsgruße die Hände drücken, und das immer so schwermüthig, ernst und feierlich, als wenn es gälte für Zeit und Ewigkeit. Der große Haufe der Alltagsmenschen — gleichviel, ob im dumpfen, geschlossenen Haus der Stadt, oder im offenen, luftigen Gezelt der Landschaft — merkt es nicht, und ruft sich in glücklicher Leichtfertigkeit sein „Gute Nacht!" und sein „Schlaf g'sund!" zu; aber der stille melancholische Beobachter, der sehnsüchtige, unheimatliche Pilger auf Erden, hört auf einmal ein seufzerähnliches Flüstern in den Räumen, und beim nächsten Schritte fühlt er jählings all die Gräser und Blümlein unter seinen Füßen — naß.

„Ei, ei, wie schnell und unvermerkt heut der Thau fiel!" ruft ein vorübergehender Ambulant und schlägt sich den Staub von den Füßen, um Stiefel und Beinkleid zu schonen; er aber schweigt und gedenkt einer Thräne, die er einmal geweint hat, als er scheiden mußte von dem Liebsten, was er hier auf Erden hatte, und in diesem wehmüthigen Gedächtnisse unterläßt er, sich abzustäuben, weil er nicht gewiß weiß, ob morgen seine Seele das grobe Kleid seines Leibes, und der Leib das noch gröbere aus Kalbsfell und Schafwolle wieder tragen werde!?

Um diese Zeit wars. — Da schritten aus einem großen Dorfe, die enge Gasse herab und herauf mehrere dunkle, schweigsame Gestalten, Alle, wie verabredet, gegen ein bestimmtes, auf einem hügeligen Erdaufwurf gebautes Haus an, und je zwei, die sich eben an der Schwelle der Einplankung begegneten, fragten und antworteten an Grußes Statt, mit kurzer, dumpfer Rede:

„Na, gehst halb a gamma?" (Wache halten.)

„Ja, freili! Gelt!"

Dann seufzten Beide, förderten sich vorsichtig die etlichen, unregelmäßigen Stufen empor, öffneten eine unfriedlich knarrende Hausthür, und verschwanden in eine weite, düster beleuchtete Stube.

Die Stube hatte sich allmälig gefüllt. Rings um den Ofen saßen, ihrer häuslichen Gewohnheit getreu, die älteren Gäste beiderlei Geschlechtes, — die langen Bänke an den überkalkten Wänden hinunter hatten jün-

gere Dirnen und Weiber mit unabweislichen frischen Kindern eingenommen; um den großen eichenen Tisch saßen ehrbare Männer und Bursche gesetzteren Alters — da meldete sich hinten, nahe an der Küchenthüre, die alte, getreue Schwarzwälder-Uhr mit ihren langen, schweren Gewichtern und ein statt des Schlagwerkes künstlich angebrachter mechanischer Kukuk rief neunmal.

Als der Kukuk zum Leidwesen der erstaunten fremden Kinder ausgerufen hatte, erhob sich einer der Männer am Tische und sprach:

„Neunö is vobei — kemma thuet eh kam mehr Ains — i glaub, wanns enk recht is, mir kinnten 's Beten anhöbn!"

„Wer bet't denn voa?" fragte Eins.

„Ja", sagte der Sprecher, „den Raosenkranz will i schan vobethen, weil i s' alle einlögn (die Geheimnisse einlegen, dazusagen z. B.: der für uns Blut geschwitzet hat ꝛc.) kann; awa d' Letaney mueß hald an Anders sagn, weil i ollmol irr wir."

„Die will ich aus dem Gebetbuche dann lesen!" sagte eine fremd tönende Stimme aus dem tiefsten, dunkelsten Winkel der Stube hervor.

„Aft is 's recht, Herr Franz!" sprach der Mann, stand auf vom Tische, griff mit der Linken nach seiner Haube, mit der Rechten in die Tasche nach seinem großkoralligen Rosenkranze, kniete sich nieder, und während Alle seinem Beispiele folgten, machte er laut das Kreuz und begann mit heller, wohltönender Stimme zu beten: erst das „apostolische Glaubensbekenntniß", dann den „englischen Gruß", darauf den langen „Rosenkranz" mit den erbaulichen „Geheimnissen" aus der Lebensgeschichte des Erlösers, sodann folgte von der fremden, überaus schmerzhaft lautenden Stimme abgelesen, die schöne, poetisch kühne „Lauretanische Litanei;" und den Schluß machten noch einige von dem Vorbeter recht passend und sinnig motivirte Vaterunser, als da waren: für Alle, die bereits aus diesem Hause hinausgestorben; dann: für Das, so von den Anwesenden am ersten wird sterben müssen und dgl., darauf bekreuzte man sich wieder, stand auf und suchte seinen vorigen Sitz.

Einige Augenblicke herrschte Ruhe, gänzlich lautlose Ruhe. Der Geist der andächtigen Betrachtung schwebte noch über der Menge. Endlich aber schied er, und die Begierden und Bedürfnisse des Lebens erwachten.

„Nachba", nahm Einer der Bursche zuerst das Wort, „geh, stopf mar üns aine!" (eine Pfeife.)

„Recht hast, Hies! ietzt kanns schmöcka", gab der Angesprochene zur Antwort und wollte eben um seine Rauchrequisiten in die Tasche greifen, als eine gegen den Tisch antretende Person ihr Beginnen freundlich zu verhindern suchte, und, einen schweren, mehrere Maß hältigen Krug von Steingut und eine große Strohschüssel mit Obst auf den Tisch setzend sagte:

„Sparts enk 's Rauka nu a weng, Mannaleut, und thaits ehnter an Trunk von ünsern sertinga Most, schneidts enk a Braod a, und ößts Oepfel dazua, oda Birn, was enk hald beliebt! — Weibaleut", wandte sie sich an die an den Bänken hinunter Sitzenden, „glaugts sein Oes a drum, und laßts d' Kinda trinka — haigli müeßts hald nöt sein, und gschami goa nöt!" lächelte sie recht wohlmeinend.

„Ja du, Regina", scherzte wieder Einer der Bursche, „den graoßmächtigen Krueg kann ja Ains allain go nöt dahöbn!"

„Probirs na, Hannes, du hast schon oft was Schwarers ghöbt! probirs nur, und trink gueting, daß 'n gringa machst; awa halt", ermahnte sich Regina, „halt, Hannes! i kann ja 's Trinkkrügel dazu hergöbn — Jespas hau, i han ja a Glas a, a recht a schens nu dazur! han mars

neulat von a Umageherin (Hausirerin) eintauscht für an olts Blei!“

Und dann brachte die Geschäftige Krüglein und Glas, schenkte sie selbst mit perlendem Moste voll, und ließ sie die Runde machen; und Glas und Krüglein, so oft sie auch voll ausliefen, kamen jedes Mal leer zurück; dasselbe war es mit dem Obstkorbe, und als es in beiden bereits stark auf die Neige ging, sprach der launige Bursch wie zur Entschuldigung gegen Reginen gewendet:

„Viel Händt und viel Mäuler
Viel Arbat, viel Tailler (Tellee)
Viel Mäulee, viel Händt,
Machen Alln bald ein Endt.“

Die kluge Regina aber wußte das so gut, wie der Bursche, ja noch besser; denn sie setzte, noch ehe er seinen Reim beendigt, schon eine zweite Schüssel auf den Tisch, und eh die laufenden Brünnlein ganz versiegt waren, stand bereits wieder das volle Bassin, der Krug, da.

Wäre die Ursache der Zusammenkunft nur nicht gar so ernster Natur gewesen, ich weiß, die Bursche, wenigstens der launige Hannes, wären darüber in Jubel ausgebrochen. So aber mußte das unterbleiben; dafür nahm der Vorbeter das Wort und sagte:

„Regina, das war z'viel, mir vogaßen, zwögn was ma zsamkemma san! Dö zwai klain'n Gschirra kannst meintswögn nu anfülln, wann ebba do gach nu Ains durstı wurd, und dös Ander höb auf, und gib üns, wannst so guet bist, nachn zweiten Raosenkranz; jetzt thain mar rauka und d' Weibaleut kinnan unteranand schwatzen, oda d' Strickerin soll iehn a Mahrl vozöhln, daß s' nöt schlafat wern.“

„Ja, vasteht sö“, meldete sich die Strickerin, ein redseliges, viel erfahrenes Weib, das die Einzige im ganzen Dorfe den Luxus trieb, und Tabak schnupfte, „vasteht sö, meine alten Gschichten, dös Alle schan fuszgmal ghert haut! — Sollt lieber der Gschirrführer öbs vazöhln, er bringt Allerhand haim von sein'n Umaraisen in Gäu. — Geh Hannsjöri“, wandte sie sich an den Bedeuteten, „ast spendir a Nas voll — han marn heunt erst ganz frisch vo Ried haim!“

Der Geschirrführer, ein „gespreiztes“ Männlein noch in guten Jahren, hatte zu Ende des letzten großen Völkerkrieges in der baierischen Mobilien-Legion gedient, sich die ganze Arbeit ab- und das herumziehende Leben angewöhnt, und war jetzt oft wochenlang auf Verschleiß von Töpfergeschirr, das zwei Hafner im Dorfe weit über den Bedarf unserer Gegend erzeugen, von seinem Häuschen und seiner Familie fern, besuchte entlegenere Kirchtagsmärkte, Wallfahrtszusammenläufte und andere Volksfeierlichkeiten, und brachte immer, wenn auch nicht viel Geld, doch desto mehr Neuigkeiten mit nach Hause, und so geschah es, daß er immer eben so viel unbefriedigte Gläubiger, als befriedigte Gläubige hatte; jedoch bei solchen Gelegenheiten, wie die heutige, war „Hannsjöri“ stets ein gern gesehener Mann.

Er ließ sich auch, als er von der Strickerin die dargebotene Prise mit vielem Anstande und so wenig Geräusch als möglich aufgeschnuppert hatte, nicht lange bitten und erzählte das schaudervolle Mährlein von dem großen „Merterer“ (Mörder) Chamson, der einem armen geängsteten Candidaten der Theologie die auf ihm haftende, von dessen unglücklichem Vater dem Teufel (Luzifer) ausgestellte Seelenverschreibung ab- und übernahm, als Belohnung für die Heilung seines blinden Söhnleins, und gegen dem, daß er dem Teufel in seinem gottlosen Uebermuthe sogar die überflüssige Versicherung gab, daß er und seine Spießgesellen nun gar aus Dankbarkeit sein werden wollen; aber — so verlangt es die Märchengerechtigkeit des guten, frommen Volkes! — nachher doch an

dem leichtgläubigen Teufel zum Schelm und Verräther wird, und seinen Kopf unter dem Arm sich in die himmlische Glorie einschwärzte, welches ihm — Chamson — seine wie im Leben, so auch im Tode folgsamen Gesellen glücklich nachmachen.

Obs gefallen hat?

Allgemein.

Dann — vielleicht schon während der Erzählung, die Hannsjöri über eine Stunde zu spinnen wußte — fingen einige Weiblein an zu napfen und süß und sanft einzunicken; die rüstigeren Männer aber befeuerten ihre indeß wegen feuchter Zähigkeit des daselbst beliebten „Rolltabaks" ausgegangenen Pfeifen wieder, und schmauchten und qualmten, bis die weite Stube einer ungesegneten Haide glich, voll wirrer Decembernebel.

Nach einer Weile hob hinten im Winkel wieder die Wanduhr aus, und der Kukuk fang sein längstes Lied und rief schauerlich eintönig — zwölfmal. — Stille. — Darauf thaten sie, wie ich vorher ausführlich beschrieben, ganz dasselbe in derselben Ordnung; und gegen Morgen, zwischen 2—3 Uhr noch einmal. — Zuletzt machte noch Jedes einzeln seine besonders gute Meinung, und dann trotteten die andächtigen guten Seelen trupp- und stückweise von dannen.

„Nachbarsleute, schlaft gesund!" und — vergelts Gott, Leut, fürs Gebet und fürn geistlichen Heimgarten!" sprachen abwechslungsweise vier Menschen, die in der Stube zurückblieben: ein steinaltes Weiblein mit zwei glänzenden Thränen in den Augen; ein nur heut, sonst nie — tiefgebeugter alter Mann; ein stieres, verweintes, fast noch junges Weib; und noch Einer, nicht alt, nicht jung, mit gerötheten Augen und weicher, unsicherer Stimme. Dies Leidwesen allein machte ihn heimisch und verwandt, sonst und übrigens mit seinem abenteuerlichen Schnur- und Knebelbarte, seiner feineren Geberde und städtischen Redensart wollte er nicht zu den Andern passen.

Wir werden vielleicht schon hören, wer's war. —

So saßen die Viere eine gute Weile stumm mit gesenkten Häuptern. Endlich ermannte sich der Bärtige und sprach:

„Vater, legt Euch doch ein paar Stunden hin, eh es noch ganz Tag wird, Ihr habt dann viel Strapaz und Laufens; wir Uebrigen wachen schon!"

„Mainst, as is do nöt Sündt, Franz?"

Der Gefragte schüttelte mit wehmüthigem Lächeln den Kopf; darauf erhob sich der gebeugte Alte, seine Glieder knarrten beim Aufstehen — er blickte traurig nach etwas auf der linken Seite und wankte aus der Stube.

Wieder betrübte, weinerliche Stille.

„I mueß mie a nu a weng ausruehn, damit i mein Kraft banand han", sagte nach einer wehmuthreichen Stunde die Alte, „wanns moring und übermoring zun jammern wird, und a daß i nach Gotts Willn und Wohlgefalln nu a Weil Laid tragen kann auf dera Welt."

„Ja, thut das!" rief der Traurige mit der fremden Geberde und feineren Redensart; „thut das, Mutter!" wiederholte er, wie aus einem schweren Traum erwachend. Dann trippelte die tiefbetrübte Alte, wohin ihr gebeugter Alter nur geblickt hatte — nach der Linken, wo ein kleines Licht flinkerte und düstere Zeichen beleuchtete: — ein Näpfchen mit Weihwasser, ein Cruzifix und ein langes, weißes Leinen, dessen Draperie eine darunter ruhende Gestalt zu verbergen scheint — dorthin zum Oellämpchen, das seine dünnen, gleißenden Strahlenfäden durch die öde Stube spann, wankte das Mütterchen, ergriff den tropfenden Aehrenwedel, und besprengte, leise dazwischen murmelnd, dreimal damit das Leinen vom Haupte der

verhüllten Gestalt bis zu den Zehenspitzen.

Aufmerksam lauschte der Bärtige, würde aber doch von ihrem Gemurmel keine Rechenschaft haben geben können, wenn sich dieselbe nach dieser feierlichen Handlung nicht mit Feierlichkeit gegen das junge starre Weib und gegen den Bärtigen umgewandt und gefragt hätte:

„Wißts aber auch", fragte sie, „was ich da gesprocha hab?"

„Nein!" antwortete der Bärtige; die Starre schwieg.

„Ich hab — und so sollt ma spröcha, hat mir als ein kleines Dirndel die alte Badersfrau, eine gottsförchtige vernünftige Frau, wie sie jetzt nimmer leicht z'finden seind — hat s'ma gsagt, und hat mirs auch glernt — ich hab gsprochen:

Ich gib dir einen heiligen Weihbrunn —
Gott ist dein Ursprung;
Gott ist dein Vater und du sein Kind —
Ich bitt, verzeih ihm alle seine begangene Sünd! —

„Nit wahr, das ist kräftig?" — Dann schwankte sie von dannen. — Auf der Schwelle rief sie den zwei nun allein Wachenden noch ein bewährtes Gebetlein gegen Furcht und Bangigkeit zu und verschwand.

Tiefe, schaurige Stille.

Endlich erwachte eine große Summfliege. Die schwärmte einige Male die öde Stube auf und nieder, dann tölpelte sie gegen das kleine Oellämpchen und — löschte mit einem unheimlichen Gezisch das Licht aus.

Zum Glück wußte der Bärtige durch ein chemisches, aus seinem Stadtaufenthalte mitgebrachtes Zündzeug dasselbe schnell wieder zu beleben. Auf diese Weise aus seiner peinlichen Ruhe gebracht, wollte er auch nicht länger schweigen, wandte sich gegen das starre, junge Weib und fragte leise und mild:

„Schwester, wie ist Euch?"

„Ach, wenn ich nur weinen könnte", seufzte sie — „so mein' ich gerad, das Herz muß mir zerspringen!"

„Wird schon kommen", tröstete er, „Ihr werdet bald und dann viel und oft genug weinen! — Gott hat schrecklich eingegriffen!" —

„Schrecklich!" seufzte sie nach; da wars, als hätt' es unter dem Leinen geächzt. — „Hu!" kreischte das Weib und schlug beide Hände vors Gesicht, „der Andres!" — Der Bärtige aber sprang rasch hin, und lüftete die Hülle mit heimlichem Grausen. — Mein Gott! es war wohl der letzte Sterbelaut der versengten Fliege gewesen? — fiel ihm jetzt zu seiner und des Weibes Beruhigung ein, oder das Gähren der verschiedenen Elemente, die vom regierenden Geiste verlassen, nun gegen einander auftreten? — Blasen und Bläschen von Blutschaum quirlten aus der Nase des Todten, die gaben beim Zerfahren in der herrschenden Grabesstille ringsum vielleicht das ächzende Geräusch von sich? — Und nun Ihr einmal schon den blutenden Mann mit dem jugendlich schönen, bleichen Gesichte gesehen habt, sag' ich Euch, daß das noch vor kaum 12 Stunden ganz das Widerspiel seiner jetzigen Ruhe und Friedsamkeit, ein emsigbrausender, hochfahrender Mensch gewesen, daß er aber gestern Nachmittag mitten in seinen trotzigen Unternehmungen und nach eben geschehener, spöttischer Zurückweisung des sich zu Mithilfe anbietenden alten Vaters plötzlich hinsank mit brechenden Augen — ein erschütterndes Zeugniß für die Wahrheit und Gotthaftigkeit des vierten Gebotes! — Ein gäher, gewaltiger Blutstrom stürzte dann aus des Hingestürzten Munde — den kaum noch Röcheluden hoben mit zitternden, schreckgelähmten Gliedmaßen Bruder und Vater auf sein Sterbelager — sein Weib rang wehklagend die Hände — ein sechs Wochen altes Würmlein in der Wiege kreischte — vier größere

schossen weinend und schreiend „unser Vater stirbt!“ aus der Stube nach allen vier Winden, — die Nachbarsleute, einige weinend, andere mit weiten stieren Augen drangen ungestüm in's Zimmer. — „Männer, lauft um den Arzt! — Weiber betet!“ hastete der Bärtige, den sterbenden Bruder in seinen Armen haltend und „um den Geistlichen!“ rief mit gebrochener Stimme der Alte.

Alles geschah; aber alles umsonst. — Ein warmer Blutquell, von den letzten Pulsschlägen getrieben, rieselte wieder aus des Sterbenden Nase — Mund und Augen waren schon geschlossen — netzte Kleid und Leinen, und röthete die unterstützenden Arme, — ein paar ganz leise Zuckungen und — der emsige trotzige Mann war nicht mehr! — — — — —

Menschen! Liebe Brüder und Schwestern! Was sind wir? — flüchtige Vorüberwandler, wie rothe Morgenwolken, aufgejagt und getrieben vom Sturme der Zeit — woher? — wohin? — Ich weiß es nicht. Aber Einer hat es uns gesagt, dem mögen wir glauben mit Demuth und Dankbarkeit. — Unsere Pläne — eitel Dunst; unsere Kräfte — knisternde Funken; unser Trotz — ein Halm, den der leiseste Hauch des Herrn umbläst. — Liebe Menschen, Schwestern und Brüder, das sind wir! —

Immer matter, spärlicher glimmt das Lämpchen, und durch die erblindeten kleinen Fensterscheiben bricht es wie Morgenfrühschein. Der Bärtige liest im Buche, zu welchem sein trauriges Herz Zuflucht genommen, als es die frische Erinnerung, durch die Anrede und durch den Anblick geschärft, überwältigen wollte.

Das starre Weib wird jetzt durch den erwachenden Säugling aus ihrer Versunkenheit geweckt. Sie drückt ihn instinktmäßig an die leidenreiche Brust, und er saugt voll Gierde den schweren Kummed in sich und kocht ihn um zu Kraft und fröhlichem Wachsthum. — Ein zweiter, auch noch unmündiger Bube, der ruhig und unbewußt die lange Nacht verschlafen hat auf dem Lager, das noch die Blutmale seines Vaters trägt, erwacht auch, und — gesund, wie er ist, erwacht mit ihm zugleich der Hunger; darum lallt er in seiner Kindersprache: „Mamö, Papö!“ — Mutter, gib mir Brot! Weil ihn aber die vor Schmerz unempfindsame Mutter nicht hört, ruft er den, der ihn sonst immer hörte — den Vater, der todt dort zur Linken liegt, und weil ihn Keines hört und erhören will, ruft er so lang in verschiedenen, singenden Tönen: „Papö! Mamö! Datö!“ durch- und hintereinander, bis er über dem Klingklang, den Sinn der Worte, sammt seinem Hunger vergessend, im Ernste nur zu singen meint, und sich selbst wieder in Schlaf einlullt.

Der Säugling ist satt, der Bärtige schlägt das Buch zu und frägt: „Schwester, wie ist Euch?“

„Besser!“ antwortet sie und küßt und drückt den Säugling, der den Kummer in sich gesogen — „viel besser!“ wiederholt sie und — kann plötzlich weinen; und weinend und schluchzend ruft sie: „Ach, wenn nur der Andres in einem guten Ort wäre! — So jäh hinzufallen und hinzufahren in voller Unbußfertigkeit — Sagt, Schwager! kann ihm denn doch unser Herrgott verzeihen?“

„Wohl ist seine jähe Hinfahrt ohne geistlichen Trost und heil. Sacrament bedauerlich; aber Gottes Barmherzigkeit und Güte ist endlos. Ueberdies können, wie uns der Katechismus lehrt, unsere guten Werke den Abgeschiedenen verdienstlich und heilsam werden. — Andres schied — Gott hat ihn abgerufen — in Zwietracht, ja Haß gegen seine — unsere alten, guten Eltern. — Es war ihm, von Eigennutz und Neid geblendet, möglich, all der Mühen des Vaters und der un-

zähligen Opfer der Mutter zu vergessen und sie der Härte und Ungerechtigkeit zu zeihen. Ich habe mich schon lange nicht mehr in diesen tiefgewurzelten Zwist mengen wollen, weil er mir recht eigentlich aus der gemeinmenschlichen Verderbtheit zu entspringen schien. Denn was half mein Predigen von Dankbarkeit, wo man die Dankespflicht leugnete? Und Gutes thun, beständig helfen und wohlthun, ohne je auf Dank zu hoffen, ach! das war den guten Alten denn auch zu schwer und zu erhaben! Ich habe deswegen längst erkannt und oft gesagt — Ihr werdet Euch erinnern, Schwester! — diesen Euren Zwist könne nur der Tod heben und beilegen; und dachte natürlich dabei an die guten Alten."

„Allein" — fuhr mit erhöhter Stimme der Bärtige fort — „was weder ich noch Eins so und so früh gedacht hätte, seht, das ist eingetroffen! der Tod ist da — dort" — der Frembartige wies mit weit vorgestreckter Hand auf das Bahrtuch, das eben ein verborgener Windzug an den Zipfeln fächelte — „dort ist der Tod, für die sinnlose Menge leibhaftig und grauenvoll genug; ich aber ermerke schon den Flügelschlag eines freundlichen Engels hinter der grausenhaften Hülle, welcher kommt, den verbannten Frieden wieder unter uns einzuführen und in den kalten Herzen wieder anzuzünden die längst erloschene Liebesflamme; darum mußte das Kräftigste, Widersetzlichste weichen."

Das Weib weinte heftig, mehr Thränen der Reue als des Schmerzes, dann seufzte sie in ihrer Trostlosigkeit:

„O mein Gott, gerechter Vater im Himmel! Auf diese Weise ist der Andres dort und wir da verloren. Wer hilft ihm? Wer erhält uns?" —

„Nicht doch", tröstete der Bärtige, „und im Gegentheile! Ein und dieselbe Handlung hilft ihm und Euch. Ich habe Euch ja vorher an die tröstliche Lehre erinnert, daß unsere guten Werke den Abgeschiedenen verdienstlich werden können. — Darum liebet und lehret Eure Kinder doppelt und mit aufrichtigem Herzen lieben, denen ihr Vater in seiner Verkehrtheit nicht wohl wollte; haltet Friede und Eintracht, mit denen Euer Mann gehadert; und sucht zu erfreuen, deren Herz er in seinem Uebermuth oft betrübt hat: dann werden sie, die guten Alten — ohnehin durch den Schreckensfall bis ins Innerste erschüttert — von diesem Euern Herzenswandel gerührt, mit Euch trauern und weinen, mit Euch wehklagen und beten, und noch einmal für Euch und ihre wiedergeschenkten Enkelchen die alten Hände regen; ich werde, wenn Alles so geschehen ist, auch das Meinige dazuthun, und der Himmel wird mit Wohlgefallen unser Thun segnen. — Und nun sagt, ist nicht ihm, dem Todten, und den Lebenden — Euch wieder geholfen?"

Das starre Weib belebte sich und blickte den Bärtigen an mit großen, hoffnungsleuchtenden Augen — „und so sind wir doch nicht ganz verloren" — rief sie, „Andres nicht und wir auch nicht?"

„Nein! wenn Ihr das glauben könnt und thut, wie ich gesagt habe", antwortete mit Ernst und Bestimmtheit der Gefragte; „das Strafgericht hat sich an ihm schon zur guten Hälfte vollzogen — wie alt war Euer Mann? — ich hab' unser Alter völlig vergessen!" fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und seufzte dabei.

„Er ging im 34. Jahre!"

„Richtig — 34, und 6 davon macht — 28 — die schönste Lebenshöhe und beste Manneswärme — wir Beide" — — da taumelte gerade der älteste Bube, ein wilder, hartherziger Range, vom Schlafe auf. „Du, Bursche!" rief ihm der Bärtige, wie aus schwerem Traume aufgestört, fast unsanft entgegen — „he du Bursche" und zupfte ihn zur bessern

Ermunterung am Ohrläppchen — „ſag, wie lautet das vierte Gebot Gottes! — friſch, Burſche! dort — ſieh, liegt dein todter Vater!“

Trotzig die Worte zwiſchen den Zähnen ſperrend, murmelte der Bube:

„Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß du lang lebeſt, und es dir wohl ergeh' auf Erden!“

„Richtig: auf daß du lang lebeſt — das nimm dir zu Herzen, Bube und auch, daß dein Vater erſt 34 Jahre vollzählen würde — und es dir wohl ergeh' auf Erden — und daß dein Vater, das ſchreib dir ins Gedächtniß, Bube! — kaum 34 gute, glückſelige Tage auf Erden genoſſen, weil — merk dirs Bube, und ſag es ſpäter, wenn ſie dich darum fragen werden, deinen kleinen Geſchwiſtern! — weil Er Vater und Mutter nicht geehret hat.“ —

Mit dieſen Worten — es war inzwiſchen völlig Tag geworden — verließ der Bärtige ſchnell die Todtenſtube.

Ich muß Euch aber ſagen — und weiß es ſo gewiß, als wenn ich es von mir ſelber ſagte — daß der bärtige Prediger nicht ſo rauh und hart war, wie ſeine letzten Worte; — denkt Euch, er ſchlug, wie der Bube das Gebot abſagte, zur Seite gewandt und mit geſenktem Haupte dreimal an ſeine Bruſt, und hat nichts dagegen, wenn es der fromme Leſer auch thun will.

Die beſte Zeit.

Zu jeder Zeit wae man bereit,
Die alte Zeit zu laben,
Parteilich wird Beegangenheit,
Weit ob dem Jetzt erhoben.

Das Alter meint, es liege fern
Die Freude wie die Tugend,
Es ſehnt ſich nach dem Moegenſtern
Der unbewölkten Jugend.

So geht's zurück bis in die Nacht
Des Anfangs aller Dinge,
Doch prüfen wie ſie mit Bedacht,
Die Glarie wied geringe.

Wir finden Täuſchung, Elend, Noth
Und Leiden uneemeſſen,
Nur ſind ſie ob dem Abendrath
Verdunkelt und beegeſſen.

Die beſte Zeit iſt jederzeit,
Wann wir geſund empfinden
Und muthig in dee Tage Streit
Den Kranz dee Freude winden.

Die beſte Zeit iſt, wann der Scherz
Wallt in dee Anmuth Schranke,
Wann luſtig flammen daef das Heez
Und blühen der Gedanke.

Ludwig Foglar.

Jud Süß,

oder wie es im vorigen Jahrhundert einem ſchlauen Financier ergehen konnte.

Skizze von Emil Kaſſé.

In unſerer weniger nach Poeſie als nach Dividenden verlangenden Zeit dürfte es nicht ohne Intereſſe ſein, das Andenken eines Mannes aufzufriſchen, der nach einem kurzen Traum von Glück und Macht von der rächenden Nemeſis ereilt, „ſeine allzugewagten Finanzoperationen“ — wie es in ſeinem Todesurtheil hieß — am Galgen büßte.

Ein böſes Geſchick hatte Joſef Süß um 150 Jahre zu früh auf dem Welttheater erſcheinen laſſen; ſeinen Zeitgenoſſen mangelte noch das rechte Verſtändniß für ſeine ingeniöſen Pläne. Heutzutage wäre man weit glimpflicher mit ihm umgeſprungen, der ſtrenge Maßſtab, den man im Jahre 1737 an ſeine Gebahrungen legte, hätte heute einer bedeutend milderen Beurtheilung Platz gemacht; jedenfalls hätte ſein Proceß nicht den tragiſchen Ausgang gehabt, wie vor anderthalb Jahrhunderten.

Auf Süß' Namen ruht noch heute der Fluch der Würtemberger; nicht allein ſeine Schuld iſt es, daß er den Würtembergern noch heute ſolchen Abſcheu einflößt, der Haß und die Mißgunſt ſeiner Gegner und Neider trugen viel dazu bei. In weiteren Kreiſen iſt Süß durch Hauff's Novelle bekannt, aber ſein Bild erſcheint auch hier unwahr uud verzerrt gezeichnet; der Würtemberger geſtattete dem Dichter keine objective klare Beurtheilung dieſes Mannes. Erſt in neuerer Zeit haben ſich einige günſtigere Stimmen für ihn erhoben, welche ſein Leben und Streben unvoreingenommen und gerechter ſchildern.

Joſef Süß (genannt Oppenheimer) war zu Ende des 17. Jahrhunderts zu Heidelberg in der Pfalz, wo ſeine Familie anſäßig war, geboren. Sein Vater war der Director einer wandernden Sängertruppe, alſo eine Art Impreſario; ſeine Mutter, Tochter eines Rabbi, ſoll ſehr ſchön geweſen ſein. Böſe, zum mindeſten ſcharfe Zungen behaupteten, Süß ſei eigentlich der Sohn eines hohen öſterr. Militärs. Der keineswegs unbemakelte Ruf ſeiner Mutter entkräftigt nicht dieſen Verdacht. Seine Jugendjahre verliefen ohne auffallende Erſcheinungen, er erhielt eine gute Erziehung, wandte ſich dem Handelsſtande zu und ging, als er 18 Jahre alt geworden, auf Reiſen, um ſich in den großen Handelsſtädten in ſeinem Fache mehr auszubilden. Er erwarb ſich eine ungemeine Kenntniß und Geſchicklichkeit im Ankauf der Edelmetalle, kannte die Geheimniſſe der Münze, kurz, ſein Finanzgenie war ſchon damals ein bedeutendes. Eine Zeit lang hielt er ſich in Mannheim auf; er hatte ſich ein beträchtliches Vermögen durch Lieferung von Stempelpapier an die Kurpfalz erworben. Süß führte ſchon hier, ſowie ſpäter in noch größerem Maße nach ſeiner Ueberſiedlung nach Stuttgart ein glänzendes Haus; er gab prunkvolle, feenhafte Feſte, ſeine Verſchwendung kannte keine Grenzen, man hielt ihn für immens reich, und er wußte die Leute in dieſem Wahne zu erhalten und über den wahren Stand ſeines Vermögens zu täuſchen; immerhin mag aber ſein Beſitz ein ziemlich großer geweſen ſein. — Hätte ſich Süß mit dieſen oder ähnlichen Erfolgen genügen

lassen, wäre er in der Sphäre eines Geschäftsmannes geblieben, er hätte sein Leben als reicher, angesehener Kaufmann beschlossen; aber bald genügten ihm nicht mehr die engen, kleinen Verhältnisse, sein Ehrgeiz verführte ihn aus dem Kreise eines Privatmannes in den wohl glänzenderen, aber auch gefahrvolleren eines Hofmannes. Der Herzog Carl Alexander, welcher Süß kennen und als Financier schätzen gelernt hatte, berief ihn 1733 zu sich nach Stuttgart. Erst von diesem Augenblicke an beginnt das Treiben Süß' interessant zu werden, da er von da an mit der Geschichte des Landes innig verflochten ist.

Es ist eine weit verbreitete Ansicht, daß die Schwaben durch ein sehr freundschaftliches Band mit ihrem Fürstenhause verbunden waren und man meint gewöhnlich, daß die Regenten mehr Väter ihres Volkes, die Würtemberger aber allezeit getreue, gehorsame Unterthanen gewesen sind. Bei näherer Betrachtung der Würtembergischen Geschichte schmilzt wohl dieser Nimbus um ein Bedeutendes und man findet, daß beide Parteien mehr wie Hund und Katze sich gegen einander benahmen. Von ihren Herzogen Eberhard im Bart, sowie Christoph hatten die Würtemberger eine vortreffliche, feste und freie Verfassung, durch welche die Rechte des Herzogs sehr beschränkt, aber die Landstände mit großen Vorrechten bedacht waren. So z. B. hatten die Stände das Recht, Gesetzesvorlagen zu berathen, anzunehmen oder abzulehnen, Steuern durften nur mit ihrer Bewilligung ausgeschrieben werden. Diese und noch viele andere große Begünstigungen enthielt die Verfassung, welche von dem jeweiligen Herzog vor seiner Thronbesteigung beschworen werden mußte, worauf ihn die Landstände als Herrn anerkannten. Die Nachfolger Eberhard's und Christoph's, denen diese landständische Vormundschaft nicht sonderlich behagte, suchten sich derselben zu entledigen, die Landstände ihrerseits schnappten nach neuen Vorrechten, um den Verlust der alten zu ersetzen; es war mit einem Wort das alte Sprichwort: „Schlägst du meinen Juden, schlag ich deinen Juden" in Würtemberg gang und gäbe. Das Land befand sich dabei selbstverständlich sehr schlecht; die Fürsten, welche in Würtemberg nach Christoph regierten, waren meist schwache Charaktere, die sich von schlechten Rathgebern oder ihren Maitressen lenken ließen, die Kosten eines verschwenderischen Hofstaates wurden den gnten Unterthanen ausgepreßt. Friedrich, ein zwar äußerst gebildeter, aber wankelmüthiger Mann, Eberhard, Eberhard Ludwig waren ihrem Lande nicht zum Segen. Besonders der Letzte, welcher sich ganz von seiner Maitresse Christ. Wilhelmine von Grävenitz beherrschen ließ, brachte Würtemberg an den Rand des Abgrundes. Als daher nach seinem Tode der als kaiserlicher General hochberühmte Prinz Carl Alexander Herzog geworden, hofften die Würtemberger eine Aenderung ihrer Lage, da der neue Regent als tüchtiger, gegen seine Soldaten wohlwollender General und gutmüthiger Mensch bekannt war. Anfangs ging alles nach Wunsch; doch bald trübte sich die reine Harmonie, die bisher zwischen Carl Alexander und den Ständen gewaltet hatte; der neue Herzog war durch und durch Soldat, er war von seinen Unterthanen blinden Gehorsam gewohnt, Widerspruch kannte er nicht; als er nun den Herzogstuhl bestieg, brachte er diese Ansichten mit und will man den Herzog wegen seiner nachträglichen verfassungsfeindlichen Handlungen nicht ungerecht verurtheilen, so muß man bei Beurtheilung seines Charakters auch diesen Factor in Rechnung ziehen. Carl Alexander war ehrgeizig, sein Ländchen genügte ihm nicht, er wollte es vergrößern, dies konnte aber nur dann geschehen, wenn er ein größeres und stehendes Heer besaß. Doch hier stand ihm schon die Landesverfassung im Wege, welche nur ein Heer für

Defensivkriege gestattete; außer der Herzog hätte sich eine Armee auf eigene Kosten geworben und erhalten. Eine Natur, wie die seine, schreckt aber vor einem Widerstande nicht zurück; als er die Ueberzeugung hatte, daß die Landschaft ihm die Bewilligung zum Werben eines Heeres auf Staatskosten nicht ertheilen werde, war sein Entschluß gefaßt, sich der Stände ganz und gar zu entledigen, d. h. die Verfassung zu stürzen. Dadurch trat er in die Fußstapfen seiner Vorgänger. Ein anderer Grund zum Sturze der bestehenden Ordnung war der, daß Carl Alexander, welcher 1712 zum Katholicismus übertrat, dem Bischofe von Würzburg und den Jesuiten, welche ihn bei dem Wiener Hofe unterstützten, versprach, Würtemberg katholisch zu machen.

Um seine Pläne auszuführen, bedurfte der Herzog großer Summen, es war ihm daher sehr erwünscht, als er in Süß einen Financier fand, welcher ihm die erforderlichen Mittel herbeizuschaffen versprach. Süß, schon früher der Liebling des Herzogs, wurde nun dessen Vertrauter und der Herzog weihte ihn in viele seiner Pläne ein. Des Financiers Zauberstab füllte auch in kurzer Zeit die hilfsbedürftigen leeren Cassen des Herzogs. Freilich beachtete der Herzog nicht, oder wollte es nicht beachten, daß durch diese finanziellen Experimente sein schönes Land langsam hinsiechte, für ihn war der momentane Erfolg allein maßgebend. Jedoch waren nicht alle Operationen neu, Süß brachte auch Verordnungen, welche er anderswo gesehen, Verordnungen, welche noch heutzutage in Würtemberg und anderwärts bestehen, vor und der Herzog, von dem für ihn günstigen Resultate derselben überzeugt, ordnete durch Cabinetsbefehle an, daß diese von Süß Oppenheimer entworfenen, aber früher von den herzoglichen Räthen zu prüfenden und als der Verfassung nicht zuwiderlaufend empfohlenen Einrichtungen befolgt werden sollten. Es waren diese Räthe nun allerdings alle insgesammt Süß' Anhänger und Spießgesellen. Unter diesen Schurken, deren Schuld am Verrath des Landes eine weit größere und gewichtigere ist, als die des Süß, weil er als fremder und nicht auf die Verfassung beeideter, sie aber als Würtemberger und Vereidete gehandelt, steht in erster Linie der berüchtigte Rath Hallwachs. Ihm, seiner unersättlichen Geldgier, muß ein großer Theil der dem Süß zur Last gelegten Erpressungen und Vertragsbrüche zugeschrieben werden. Aber freilich beschönigte und entschuldigte man ihn nach dem Sturze des Günstlings, man wälzte alle Schuld auf den „Juden", denn Hallwachs war mit den reichsten und einflußreichsten Persönlichkeiten des Landes verwandt; er wurde wohl des Landes verwiesen, aber das geraubte Vermögen nahm er mit.

Als der verderbliche Einfluß des Süß immer mehr hervortrat, versuchte die Landschaft diesen Parvenu aus der Gunst des Herzogs zu stürzen, doch gelang ihr dies nicht. Der Herzog wußte wohl, welche Kraft er an seinem finanziellen Berather hatte. Freilich muß man auch berücksichtigen, daß nicht blos Vaterlandsliebe aus dem Munde der Landstände sprach; es gab viele unter ihnen, welche mit scheelen Augen nach dem Juden, dem fast allmächtigen Günstling sahen, die ihn um seinen Reichthum, seinen Einfluß, seinen finanziellen Scharfblick beneideten, die nur deshalb gegen ihn sprachen und handelten, weil sie gerne selbst Vertraute des Herzogs gewesen wären und die an seiner Stelle, bei seinen jedenfalls — wie sie selbst gestehen mußten — bedeutenden Fähigkeiten, nicht anders gehandelt hätten. Wie sehr es ihnen nur um das Vaterland zu thun war (!), erhellt daraus, daß sie nach dem Sturze des Süß den Proceß so lange verschleppten, bis dessen beträchtliches Vermögen in ihren Besitz übergegangen war. Nicht blos Schmerz über das Drangsal des Vater-

landes — wiewohl nicht geleugnet werden soll, daß einzelne Männer der Landschaft es mit dem Herzogthume ehrlich meinten — viel niedrigere, egoistische Beweggründe machten so manches der Landschaftsmitglieder zu Süß' Feind. Da Süß wußte, daß ihn die Landschaft um jeden Preis stürzen wolle, so suchte er sich andererseits in der Gunst des Herzogs zu befestigen, ja sogar unentbehrlich zu machen. Auch er mußte an dem Sturze der Stände interessirt sein, weil davon seine Zukunft abhing; so arbeitete er denn rastlos daran, dem Herzog zu einem stehenden Heere zu verhelfen. — Bei allen seinen finanziellen Schöpfungen bedachte er auch seine Person reichlich; da er als Privatperson handelte und nicht als Staatsbeamter, so mildert dies wohl ein wenig seine Schuld, doch waren die von ihm genommenen Procente und Sporteln von einer ungeheueren Höhe. So pachtete er 1734 die Münze und erwarb für sich und den Herzog durch Verschlechterung derselben einen bedeutenden Nutzen. Salz-, Tabakverschleiß und einzelne Gewerbe wurden mit großen Steuern belegt, Stempelpapier ꝛc. eingeführt. Eine große Einnahmsquelle für den Herzog bildete der Stellenhandel; um immer neue Einnahmen zu bekommen, errichtete man neue Stellen, welche verauctionirt wurden; desgleichen konnten Vergehen gegen Zahlung ziemlich bedeutender Summen gesühnt werden. Die Ablaßkrämerei des Dominikanermönches Tezel war in anderer Form wieder erwacht. Manche dieser Verordnungen waren nicht verderblich, z. B. das Gesetz gegen Wildsrevel, aber sie erregten bei der Landschaft Anstoß, weil sie ohne vorherige Berathung der Stände auf Süß' oder dessen Anhänger Antrag von dem Herzoge genehmigt waren. Dadurch wurden die Rechte der Landschaft schwer verletzt. Darauf besonders ist der Haß der Stände gegen Süß zurückzuführen. Für sie war es Existenzfrage; siegte die Partei des Herzogs, wurde der Tübinger Vertrag aufgehoben, drängte man die Landschaft aus ihrer Position oder umging man dieselbe, so war ihre Rolle für immer ausgespielt.

Endlich schien den Verschworenen der Zeitpunkt zur Verwirklichung ihrer Pläne gekommen. Das geworbene Heer, circa 12.000 Mann stark, lag theils in den stark armirten Festungen des Landes, theils in den Dörfern; auch von auswärts hatten dem Herzoge seine katholischen Freunde werkthätige Hilfe zugesagt.

Indessen war die Landschaft dem Herzoge wiederholt mit Bitten und Beschwerden in Betreff der Süß'schen Verwaltung entgegen getreten, jedoch ohne Erfolg. Süß hatte zwar einen großen Theil seiner Gunst beim Herzog eingebüßt, doch durfte ihn der Herzog vis-à-vis der Landschaft nicht fallen lassen, da Süß für den Herzog unentbehrlich war und auch zu viele Geheimnisse der Verschwörer kannte. Süß' scharfer Blick erkannte jedoch, daß seine Lage am Würtemberger Hofe nicht mehr fest sei, eine dunkle Ahnung mochte ihn wohl auch warnen, er bat um seine Entlassung. Aus den angeführten Gründen verweigerte ihm dieselbe der Herzog und suchte das etwas kühl gewordene Verhältniß mit seinem Finanzrathe wieder zu beleben. Er gewährte demselben das sogenannte Absolutorium, eine Schrift, welche Josef Süß Oppenheimer jeder Verantwortlichkeit für welche That immer enthob. Süß ließ sich bereden und blieb oder war vielmehr gezwungen, zu bleiben, denn er sah wohl ein, daß ihn der Herzog nicht werde freiwillig abziehen lassen.

Die Katastrophe war inzwischen nahe gerückt. Die Landschaft hatte über das Treiben des Herzogs Argwohn geschöpft, sie ahnte, daß Carl Alexander etwas gegen sie und die Verfassung plane; sie mußte sich Bundesgenossen sammeln und verfiel auf ihren natürlichen und besten Bundesgenossen, das

Volk; heimlich wurden Waffen unter die Stadt- und Landbevölkerung vertheilt. — Es war im Anfang März 1737, als der Herzog die alte Verfassung für null und nichtig erklärte; seine Generale hatten dafür gesorgt, daß jede Erhebung im Volke sogleich erstickt würde. Eine dumpfe Stille, wie sie auf dem Meere vor einem Sturme herrscht, lag über Allem. Wie es aber oft im Leben der Völker sich zu ereignen pflegt, daß ein plötzlich eintretendes Ereigniß alle Pläne und Machinationen einer staatsgefährlichen Partei zerstört und das Land vor dem Untergange bewahrt, dem Rechte aber zu dem endlichen Siege verhilft, so auch hier. Am 12. März starb der Herzog plötzlich zu Ludwigsburg. Alle Anhänger des Süß, dieser vor allen geriethen hierüber in Schreck. Diesen Augenblick benützte die Verfassungspartei und schritt rasch zur rettenden That.

Süß wurde noch selbe Nacht verhaftet; auch Hallwachs und die übrigen Verschworenen oder Mitschuldigen wurden eingezogen. Die Vormundschaft über die unmündigen Kinder des verstorbenen Herzogs übernahm der Herzog Carl Rudolf von Würtemberg-Neustadt.

Nachdem die Verfassungspartei wieder sämmtliche Posten mit ihren Anhängern besetzt hatte und die Hofpartei entfernt war, begann der Proceß gegen Josef Süß Oppenheimer. Dieser wurde, nachdem er inzwischen zu entfliehen versucht hatte, auf Hohenneuffen und später auf den berüchtigten Hohenasperg gebracht. Der Proceß war eine bloße Komödie, Süß war verurtheilt, als der Herzog starb; nur reine Formsache war das ganze Verfahren gegen ihn. Beinahe ein Jahr saß Süß gefangen und wurde während dieser Zeit auf das Grausamste behandelt. Es heißt, man habe ihm einen Vertheidiger gegeben; dies ist eine Lüge; Süß' Anwalt war eine bloße Marionette, welche nur da war, weil es so Sitte, und die auf den vorher bestimmten Verlauf und das Ende der Tragödie ohne Einfluß blieb. Süß wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt. Alle Sünden, welche unter der Regierung Carl Alexander's begangen wurden, legte man ihm zur Last. Nichts half ihm sein von dem Herzoge untersertigtes Absolutorium, nichts, daß er kein Staatsamt bekleidet hatte — man wollte sich für die vielen erlittenen Kränkungen und Demüthigungen von seiner und des Herzogs Seite rächen und außerdem wollte man das Vermögen des Inquisiten im Lande behalten. Auf diese Weise erhob sich nicht eine Stimme zu seinen Gunsten, das Todesurtheil wurde von dem Herzog-Vormünder unterzeichnet und am 4. Februar 1738 an Süß vollzogen. In seinem reich mit Goldborduren besetzten Staatsrock wurde er unter starker Bedeckung auf den Richtplatz geführt und an einem alten, noch aus der Zeit Herzogs Friedrich's stammenden eisernen Galgen aufgehängt.

Nachdem nun die Strafe an dem einen der Landesverräther vollzogen, sollte man meinen, daß die Landschaft mit derselben Strenge gegen die übrigen Inquisiten vorgegangen wäre. Doch so kam es nicht. Gegen Süß hatte man kein Erbarmen walten lassen, er war Jude, kein Verwandter stand ihm unter der zur Regierung gelangten Partei hilfreich zur Seite, er mußte sterben. Anders stand es um das Schicksal Hallwachs' und seiner Genossen. Diese theueren Landeskinder wurden nach kurzer Haft theils des Landes verwiesen (zur Milderung des Exils durften sie aber das zusammengestohlene Vermögen ruhig mitnehmen), theils setzte man sie wieder in ihre alten Stellen ein. Bald herrschte wieder zwischen allen Parteien die schönste Harmonie. Fiat justitia et pereat mundus!

Der Backenſtreich.

Bezwungen ſind im ganzen Land
Die Burgen der Rebellen,
Nur Kufſtein leiſtet Widerſtand
Mit ſeinen dicken Wällen;
Ob König Max auch Tag für Tag
Die Veſte thät beſchießen:
Der Pienzenauer trotzt, und mag
Von Uebergab' nichts wiſſen.

Die Mauern läßt er, wie zum Hohn,
Abkehren mit dem Beſen,
Vergebens ſpei'n mit Donnerton
Geſchütze auserleſen
Ihr Feuer wüthend g'en die Stadt,
Nur wenig kann es frommen —
Der König ſpricht im Kriegerrath:
„Wir müſſen gröber kommen!"

Den „Weckauf" und den „Purlegauz"
Heißt er von Innsbruck bringen.
Ha! wie die Kugeln mit Geſaus
Tief in's Gemäuer dringen!
So leid 's ihm in der Seele thut,
Das ſchöne Werk zu brechen —
Er muß daran, den Uebermuth
Zu züchtigen des Frechen.

Und ſieh! — es wird bereits dem Dachs
In ſeinem Bau zu heiße,
Zwei Knaben ſendet er zu Max,
Die tragen Stöblein, weiße;
Als Friedensboten thaten ſie
Um freien Abzug werben. —
„Nein! Er und Alle ſollen hie
Von Henkershänden ſterben!"

„Daß Keiner ſoll dem Tod entgeh'n,
Ich hab's bei mir geſchworen,
Und wer um Gnade wagt zu fleh'n —
— So hoch er ſei geboren —
Empfängt von mir ein' Backenſtreich!"
Er ſpricht's zu ſeinen Mannen
Ingrimmig, und zum Sturm ſogleich
Führt er ſein Heer von dannen.

In hellen Houſen ſtrömt's hinein
Durch Thor und Breſch' —. Gefangen
Vor Max und das Gefolge ſein
In Feſſeln kommt gegangen
All' die Beſatzung, Mann für Mann,
Die Stirn' geſenkt voll Trauer,
Mit langem ſchwarzen Bart voran
Der trotz'ge Pienzenauer.

Noch einen guten Trunk da trinkt
Der Muth'ge, Nimmerweiche,
Dann kniet er nieder, blutend ſinkt
Sein Haupt bald unter'm Streiche;
Und ſeinem rollen blutend nach
Die Häupter der Genoſſen;
Man ſieht von einem rothen Bach
Die Erde überfloſſen.

Schon iſt an ihrer ſiebenzehn
Das Schreckenswerk gelungen.
Die Fürſten rings und Grafen ſteh'n
Von Mitgefühl durchdrungen;
Sie ſchau'n ſich ſtumm einander an,
Den König an mit Zagen,
Und Niemand wagt es aus dem Bann,
Auf Gnade anzutragen.

Erich, der Fürſt von Braunſchweig faßt
Sich endlich doch ein Herze,
Vor Max, der ſtill darauf gepaßt,
Tritt er mit edlem Schmerze:
„O Herr! Verzeih'! So ſtrenges Thun
Es muß uns ſchier betrüben —
Genug der Strafe! Wolle nun
Auch mild Erbarmen üben!" —

„Die Bitte ſei gewährt! Wohlan!
Ich laſſe Gnade walten;
Doch, den ich früher hab' gethan,
Den Spruch, ich muß ihn halten
Trotz alledem — ein Mann, ein Wort!"
Er hebt die Hond zum Schwange,
Und trifft mit leichtem Schlag ſofort
Des wack'ren Herzogs Wange.

„Hab' Dank! Was Deine Hand mir bot,
Es bringt mir keine Schande,
Mach' ich doch frei von Angſt und Noth
Und ledig ihrer Bonde
Die Armen, die in Todesqual
Sich Deines Wink's verſehen!
Ihr lieben Herren allzumal
Kommt, ihnen beizuſtehen!"

Hingeh'n die Fürſten, Grafen all',
Sie löſen ſelbſt die Ketten —
Da hebt ſich großer Jubelſcholl
Von Stimmen und Drommeten.
„Heil Maximilian! Braunſchweig Heil!"
— Ertönt's von beiden Seiten —
„Werd' Ruhm und Ehre Euch zu Theil,
Jetzt und zu allen Zeiten!"

Ernſt Rauſcher.

Schwärmeriſche Mädchen.

Ein Beitrag zur Naturgeſchichte der Frauen. Von Ferdinand Groß.

Der Idealismus ſtirbt nicht aus in dieſer Welt. Heute wie ehedem träumt und ſchwärmt man, und der letzte Träumer und Schwärmer wird erſt mit dem letzten Menſchen verſchwinden. Es iſt eine traditionelle Ungerechtigkeit, unſerem Jahrhunderte den Sinn für Poeſie, für all' das Schöne und Hohe abzuſprechen, das unſer Leben verherrlicht . . . Ich möchte z. B. — um nichts Bedeutendes zu riskiren — meinen Kopf darauf wetten, daß niemals eine größere Anzahl von „ſchwärmeriſchen Mädchen" exiſtirte, als heutzutage. Jede Familie, die mit mehreren Töchtern geſegnet iſt, beſitzt außer dem obligaten Hausgenie auch ein ſchwärmeriſches Mädchen; dieſe beiden Figuren dürfen in einer vielköpfigen Familie nicht fehlen, denn ſie gehören zur Vervollſtändigung eines bereits ſtereotyp gewordenen Geſammtbildes. Das ſchwärmeriſche Mädchen kommt in Variationen von fünfzehn bis zu dreißig Jahren vor. Ueber die Dreißig hinaus erſtreckt ſich ſeine Erinnerung an das Geburtsjahr nicht, denn es bleibt mit rührender Conſequenz bei dieſer Ziffer ſtehen, und müßte es die Dreißiger-Poſition muthig bis auf den letzten Mann vertheidigen. Das ſchwärmeriſche Mädchen heiratet in den meiſten Fällen. Hie und da paſſirt es ihm, unbemannt durch die Welt gehen zu müſſen, und dann erhebt es ſeine angeborne Schwärmerei zur zweiten Potenz und ſchwärmt nicht nur für Dichter, ſondern auch für Verfaſſer von Gebetbüchern; die Schwärmeriſche verſichert, ſie wäre die beſte Gattin geworden — dabei ſtreichelt ſie ihr Schoßhündchen — ſie hätte einen Mann gewiß glücklich gemacht, und ſo manche ihrer Jugendfreundinnen habe einen edlen Lebensgefährten gefunden, ihm aber nur Kummer und Gram bereitet. Ungerechtigkeit iſt eben der Welt Lauf; ſie — die ſitzen gebliebene „Schwärmeriſche" — beneidet Niemanden, ſie gönnt Jedem und Jeder alles Glück und alle Freude, aber es thut ihr leid, viele Männer in den Händen unerträglicher, abſcheulicher Frauen zu ſehen, während manches Mädchen von ſanftem Gemüth und liebevollem Herzen gar keine Gelegenheit findet, Gemüth und Herz an Mann zu bringen . . . .

In der Regel kommt das ſchwärmeriſche Mädchen zu einem Manne, denn Schwärmerei iſt ein ſtarker Magnet, ſie bedeutet dem Idealiſten Gleichgeſinntheit, jedem Anderen aber gilt ſie als Vermittlungsmoment zwiſchen ihm und einer ätheriſchen Welt, wie ja Ritterromane von Niemandem lieber geleſen werden, als von Denjenigen, die ſelbſt nichts erleben und ſich deshalb gerne in die wunderbaren Erlebniſſe Anderer hineinträumen . . . Ein ſchwärmeriſches Mädchen gilt Vielen als lebendig gewordener Ritterroman, als wandelnde Ballade. Auf dem Heiratsmarkte iſt es denn auch ein gangbarer Artikel. Man fahndet nach ihm, aus einem oder dem anderen Grunde, aber ſtets in der Ueberzeugung, als Kenner des menſchlichen Herzens zu handeln.

Wenn ein einzelner Menſch das im Stande wäre, ſo möchte ich dazu beitragen, den Nimbus des „ſchwärmeriſchen Mädchens" zu zerſtören oder

doch zu ſchwächen. Immer und überall habe ich die Erfahrung gemacht, daß ſchwärmeriſche Mädchen ſehr unſchwärmeriſche Frauen werden, und daß Schwärmerei der ſchlechteſte Kitt iſt für ein dauerndes Eheglück. Man muß ſich vor Allem darüber klar ſein, was im gewöhnlichen Sprachgebrauche „ſchwärmeriſch" genannt wird. Nicht etwa eine Lebensauffaſſung, die — mit Welt und Menſchen bekannt — ihren geiſtigen und ſeeliſchen Zielen freudig, aber wohlbedacht materielle und perönliche Opfer bringt; nein, das Mädchen iſt „ſchwärmeriſch", das ſeine Redensarten aus lyriſchen Gedichten geholt, das im wohlgeheizten Zimmer und bei gut beſetztem Tiſche erklärt, für den Mann ſeiner Liebe würde es gerne frieren und hungern, das über Alles, was es nicht verſteht, in hochtrabenden, mondſüchtigen Tiraden ſpricht, und ein Vergnügen findet, ſich mit den Heldinnen der von ihm geleſenen Romane zu identificiren. Ein ſchwärmeriſches Mädchen — wie ich es hier meine — brachte ich einmal durch ein kurzes Raiſonnement in helle Verzweiflung. Die junge Dame geſtand mir geſprächsweiſe, ſie könnte nie jemand Anderen heiraten, als einen Dichter. „Auf einen Dichter", ſetzte ſie mir auseinander, „kann eine Frau den großartigſten Einfluß üben, ſie kann ihn fördern, ſie kann ihn erheben, indem ſie ſich opfert." — „Das ſind Worte. Suchen wir nach ihrem Sinne. Sie wollen, mein Fräulein, durchaus einen Dichter zum Manne. Aber einen reichen, der außer dem Genie auch ſein gutes bürgerliches Einkommen beſitzt?" — „Wie kann man nur ſo proſaiſch ſein!" — „Dann haben Sie ſelbſt Vermögen." — „Durchaus nicht. Aber Geld allein macht nicht glücklich. Ein echtes Weib findet ihr Glück nicht im Geldſchranke." — „So, ſo? Sie wollen ſich für Ihren zukünftigen Dichter-Gatten opfern? Das heißt, in's Deutſche überſetzt, Sie werden ihm die Möglichkeit wahren, der Muſe zu leben. Sie werden es ihm erſparen, mehr als das Nothwendigſte erwerben zu müſſen, zu dieſem Behufe Ihre Wirthſchaft ohne Dienſtmagd führen, ſelbſt alle häuslichen Arbeiten verrichten, die billigſten Kleider kaufen und ſie jahrelang tragen . . ." — „Von alledem habe ich kein Wort geſagt." — „Wirklich? Nun, Sie wollen den Gatten auch fördern. Wie werden Sie das anfangen?" — „Das weiß ich nicht." — „Sie werden ihn von jeder ſeines Talentes unwürdigen Arbeit abhalten, auch wenn ſie Geld in's Haus brächte, Sie werden ihm eine freundliche, zufriedene Miene zeigen, wenn er Ihnen zum Geburtstage ein neues lyriſches Lied ſchenkt?" — „Daran dachte ich nicht." — „Sie wollen ihn, wie ich glaube, auch erheben, Sie werden ihm alſo nie erzählen, daß Ihre Freundin A. von ihrem Gatten einen neuen Pelz, Freundin B. ein neues Kleid bekommen hat, und daß Freundin C. im nächſten Sommer eine Badereiſe unternehmen wird?" — „Das ſind Momente, die mir noch nie in den Sinn kamen." — „Sie lieben die Dichtkunſt. Wiſſen Sie aber, welchen Capitalfehler die Muſe hat?" — „Nun?" — „Sie iſt die ungenügendſte Lieferantin von Seidenkleidern und Sammet-Paletots." — „Unausſtehlicher Menſch!" Damit wandte die ſchwärmeriſche Dichterfrau in spe ſich von mir ab und ſeither fiel ich zuſehends in ihrer Gunſt. Hätte ich ſie noch darauf aufmerkſam machen ſollen, daß Goethe's „Hermann" die „Dorothea" lieben lernt, während ſie den mit Ochſen beſpannten Wagen lenkt? Sie hätte ſich vielleicht auch über Goethe ſcandaliſirt . . .

„Ein ſo ſchwärmeriſches Gemüth!" ſagt eine Mutter von ihrer Tochter, ein junger Mann von ſeiner Braut nicht ſelten zur Verherrlichung. Dieſes Lob macht auf mich niemals einen ernſthaften Eindruck, denn ich erinnere mich des gewaltigen Unterſchiedes zwiſchen Theorie und Praxis, zwiſchen

Traum und Wirklichkeit. Schwärmerischen Mädchen behagt über Alles das Schiller'sche Wort: Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar; wenn die Hütte aber nicht aus einigen Gemächern, Vorzimmer und Küche besteht — würde irgend eine dieser Schwärmerinnen sich dann an die Verse des Lieblingsdichters erinnern lassen? Das schwärmerische Mädchen verachtet das moderne Haschen und Jagen nach Geld und Gut, und es hat für den Ausdruck dieser Verachtung stets einige wirksame Citate in petto. Es wendet sich angeekelt von dem rastlosen Ringen der Geldgier ab, aber nicht, weil es den Reichthum für überflüssig hält, sondern weil es meint, man könne ihn auf erhabenem Wege erreichen, ohne schnödem Gewinne nachzugehen. Es erklärt sich emphatisch für moralische Unabhängigkeit, legt aber Bedürfnisse an den Tag, deren Befriedigung man in der Regel nur mittelst entschiedener Abhängigkeit erkaufen kann. Es möchte das Edle, Hehre, Poetische, Ideale, Makellose, es möchte die glorioſe Tugend mit den Genüssen und Bequemlichkeiten des Lasters. Es ist durch und durch tugendhaft, jedoch über den vielgenannten „rauhen Pfad" möchte es in einer Equipage hinweggleiten. Die innern Widersprüche seiner Wünsche und Hoffnungen, seiner Neigungen und Befürchtungen wären befriedigend gelöst, wenn man an den europäischen Fondsbörsen nicht mehr Actien und Loose, sondern Sonnette und Epen handeln und im Coursberichte telegraphiren würde: „Hexameter gesucht, Liebesgedichte fest." .... Das schwärmerische Mädchen möchte in den Wolken schweben, jedoch nach der neuesten Mode gekleidet, mit einer Schleppe, die bis zur Erde reicht, es möchte hoch über dem gemeinen Menschentrosse weilen, aber elegant frisirt und eine kostbare Coiffüre in den Haaren. Um die Schwärmerische zu karrikiren, müßte man sie zeichnen: in der Rechten einen Band Gedichte, in der Linken eine Modenzeitung.... Hölderlin ruft in „Diotima" aus: „Tausendmal habe ich in meiner Herzensfreude gelacht über die Menschen, die sich einbilden, ein erhabener Geist könne unmöglich wissen, wie man ein Gemüse bereitet." An diesen Satz denke ich, so oft ein schwärmerisches Mädchen mir seine guten Vorsätze für das Eheleben zum Besten gibt. „Werden Sie selbst täglich das Gemüse bereiten?" Diese Frage bringt meine Gesprächs-Partnerinnen meist aus der Fassung, und sie lenken die Conversation auf ein anderes Gebiet, während ich an Hölderlin denke und an seine Herzensfreude .... Die Frauen, die in der That sich für ihre Männer opfern, die Gemüse bereiten und dabei doch erhabene Geister bleiben, die ihre Gatten erheben und fördern, haben als Mädchen gewiß nicht zu den „schwärmerischen" von Profession gehört. Und das wollte ich in diesen Zeilen eigentlich betonen, zu Lob und Preis einer Frauenschaar, die still und ohne Anspruch auf persönliche Geltung ihr ganzes Selbst hingibt, dem Sein eines Anderen, dem Wohl eines Mannes! Die „Schwärmerische," von der hier die Rede ist, läßt es bei Worten bewenden. Sie perorirt gegen alle Eitelkeit, gegen Tand und Putz, sie wird aber am unglücklichsten sein, wenn ihre Kleider nicht auf gleicher Stufe stehen werden mit dem Talente des Gatten. Sie will den letzteren berühmt und gefeiert wissen; sie meint aber, das lasse sich schnell, ohne Opfer, ohne Entsagung erreichen, als eine Nebensache, die man lange nach neuen Hüten, neuen Mantillen, nach Kaffeegesellschaft und Stadtgeklatsch erledigt. Dem Manne sollen die Dramen wachsen wie dem Jünglinge die langen Haare. Die Frau hat — nach der „Schwärmerischen" Idee — im Uebrigen die Gedichte des Mannes zu repräsentiren, und der Gros-de-Naples, der einen Tragöden repräsentirt, muß theurer

ſein, als der Foulard des Indes, der einen Lyriker vertritt; die Gattin Schiller's — das iſt die Conſequenz — hätte eigentlich Kleider aus Gold tragen müſſen und Miſtreß Shakeſpeare ſolche aus geſchliffenen Diamanten! ... Die „Schwärmeriſche", die als Mädchen vom Gelde gar nicht will ſprechen hören, beurtheilt ſpäter die Menſchen nur nach ihren Einnahmen. Die brave, tüchtige Frau, die des Mannes Werth nicht ebenſo ſchätzt, hat als Mädchen gewiß keinen Abſcheu vor dem Worte „Geld" gehegt, ja, ſie hat vielleicht ſchon in früheren Jahren rechnen gelernt. Mit dem Bekenntniſſe ſolcher Anſichten lade ich mir die Entrüſtung aller „Schwärmeriſchen" auf den Hals, zugleich aber vielleicht den Dank mancher Frau, die ſich vor dem brodelnden Suppentopfe mehr poetiſche Empfindung bewahrt hat, als ſämmtliche „ſchwärmeriſchen Mädchen" miteinander. Die letzteren erſcheinen ſich über kurz oder lang zwecklos, ſobald ſie gewahren, daß ihre Lieblingsphraſen eine Prüfung auf Echtheit und Gehalt beſtehen müſſen. Ihre Schwärmerei iſt Zukunftsmuſik; wird die Zukunft einmal zur Gegenwart und fordert ſie Erfüllung anſtatt Verſprechung, dann zerfällt das Kartenhaus der ſchablonenhaften Schwärmerei, wie umgeſtoßen von einem rüttelnden Sturme.

Eine alte und ewig neue, weil ewig ſich wiederholende Scene iſt's, wie die Mutter beſorgt ihre Tochter vor der Liebe zu einem jugendlichen Habenichts warnt: „Wovon wollt ihr als Eheleute leben?" Mit dieſer Frage glaubt die mütterliche Logik ihren Trumpf auszuſpielen. Und die Antwort lautet in der Regel: „Nun, im ſchlimmſten Falle werden wir miteinander hungern." Aber in Wirklichkeit ſtirbt die Liebe ſehr ſchnell den Hungertod und, um bei knurrendem Magen nicht zu verſchwinden, muß ſie von beſonders dauerhafter Gattung ſein. Wie die echte Naivetät, ſo darf auch die echte Schwärmerei ſich ſelbſt nicht kennen; naiv ſein und ſchwärmen heißt ja zum Theile: wiſſen, daß man nicht unſchuldiger oder edler iſt, als andere Menſchen. Die Schwärmerei, die ſich faſt oſtenſibel darauf freut, mit dem Geliebten zu hungern, iſt nicht wahrhaftiger, als Kotzebue's „Gurli" mit ihrer Frage: „Wird Gurli auch Kinder bekommen?" Sie nimmt die Zukunft leicht, weil ſie kommender Pflichten nicht denkt, und ſpäter fühlt ſie ſich von dieſen Pflichten erdrückt. Der Schein allerdings ſpricht für die „Schwärmeriſchen", ſo lange man ſie nicht auf die Probe ſtellt. Gelehrte, überhaupt Stubenmenſchen, die ſich ihre Begriffe vom Leben hinter den vier Mauern aushecken, meinen, einen Genieſtreich zu begehen, wenn ſie eine „Schwärmeriſche" zu ihrer Frau machen. Wie ſich der Profeſſor freut, wenn er der Braut ſeine Einnahmen darlegen will, und ſie ihm mit ihrer wohlgepflegten kleinen Hand den Mund verſchließt und faſt flehentlich ſagt: „Nicht davon ſprechen, nicht davon!" Er wird ſich ſpäter etwas weniger freuen, denn wie die Braut, wird auch die Gattin ſich nicht um die Einnahmen bekümmern wollen, wenn Ausgaben auf der Tagesordnung ſtehen. Sie wird ſpäter über die Frauen lächeln, die als Mädchen nicht mit Schwärmerei paradirten, aber nun ſorgſam behüten, was des Mannes Schweiß erworben; ſie wird an der Idee feſthalten, frohe Genügſamkeit, heitere Selbſtbeſcheidung können nur durch Zwang hervorgebracht werden, jedoch nimmermehr einem glücklichen Naturell entſpringen. Die „Schwärmeriſche" wird am heftigſten vom Neide verzehrt werden — von galligem Neide über die Friſur, über den Handſchuh einer Anderen. Ihr erſcheint das, was man gemeinhin „Anſpruchsloſigkeit" nennt, immer als proſaiſche Spießbürgerlichkeit, und ſie ſelbſt wird proſaiſch über die Maßen, ſobald ſie am einfachen oder ärmlichen häuslichen Herde den Feingehalt ihres Schwär-

merei-Goldes erweisen soll. Sie, die früher alle Beschäftigung zu alltäglich, zu wenig schwungvoll fand, würde ruhigen Blutes ihren Gatten eine mit Uhrwerk versehene Maschine werden sehen, wenn er in dieser Eigenschaft Schneiderrechnungen per Dampf zu bezahlen vermöchte.

Ich kann nur wiederholen, was ich oben schon gesagt: das schwärmerische Mädchen wird in der Regel eine sehr unschwärmerische Frau.

Ungeheuchelter Idealismus zeigt sich nicht gerne, er verbirgt sich, wie jedes tiefgehende Fühlen und Empfinden, vor den Augen der Welt. Er hat etwas von der Schnecke, die in ihrem Hause sich am wohlsten fühlen mag. Der liebenswürdigen, von Herz und Verstand zugleich kommenden, Schwärmerei fehlt es am rechten Worte. Sie kann nicht sagen, was sie will, in Thaten beweist sie es, in tausend kleinen Handlungen, in der harmonischen Uebereinstimmung mit gegebenen Verhältnissen, und wenn man sie bemerkt, schlägt sie verschüchtert die Augen zu Boden, wie eine erste Liebe . . . Sie läuft nicht Gefahr, gleich ihrer falschen, ein Scheinleben führenden Schwester als „Unverstandene" zu verblühen. Die wirklichen Schwärmerinnen sind allezeit Priesterinnen des Guten und Schönen gewesen, die „schwärmerischen Mädchen", denen diese unliebenswürdigen Bemerkungen eigentlich gewidmet sind, stehen allem Priesterthume ferne und in der „Unverstandenheit" finden sie sich meist zusammen.

Gewiß gibt es Männer, die einer zarten Frauenseele roh entgegentreten, aber nicht selten heißt für die „schwärmerischen Mädchen" unverstanden sein nur: zu wenig Geld haben, um in eleganter Weise den Sport des Idealismus zu treiben.

Tausend Sternlein in der Nacht.

Tausend Sternlein in der Nacht
Still am Himmel funkeln. —
Steigt herauf der Sonne Pracht,
Wird sie euch verdunkeln.

Bunte Meisen klettern flink
Singend in den Zweigen,
Aber schlägt der Edelfink,
Müßt ihr alle schweigen.

Thymian und Ehrenpreis
Blühen an den Hecken. —
Vor Prinzessin Edelweiß
Müßt ihr euch verstecken.

Schöne Mägdlein früh und spät
Schau ich in den Gassen. —
Wenn mein Lieb' vorüber geht,
Müßt ihr all' verblassen.

Rud. Baumbach.

Digitized by Google

Zahme Tauben.

Von Marie Schmitt.

In einer großen, volkreichen Stadt steht auf einem von alten Gebäuden umgebenen Platze ein großes, dunkles Haus. Große Städte haben ihr obligates Elend, und das Elend muß sein obligates Versatzamt haben. Letztere Bestimmung ist eben das alte, dunkle Haus.

An einem sehr kalten Wintertage stand in der Nähe zu dessen Eingange ein wohlhabend aussehender Herr. Er belustigte sich damit, Brosamen aus seinen Kleidertaschen hervorzusuchen und den Tauben hinzustreuen, welche an einer schneegesäuberten Stelle lustig um ihn herumtänzelten.

Der Mann war eine jener undefinirbaren Erscheinungen, aus deren ganzer Individualität nichts Günstiges, aber auch nichts gerade Ungünstiges herausgefunden werden konnte.

Es wäre ebenso schwer gewesen, seine Lebensjahre nachzuzählen, als die Sprache der Augen zu verstehen, deren halb verschleierte Blicke niemals voll und ganz in ein anderes Menschenantlitz fielen. Sie gaben keine Auskunft über Leben und Weben im Herzensstübchen, nur der schön und reich geformte Mund, der sich stets zu lächeln bemühte, und eine gewisse äußere Behäbigkeit bestätigten den Biedermann, der barmherzig arme, hungrige Vögelchen fütterte.

Da stand er und schaute wohlwollend den kleinen Thierchen zu, wie sie sich tummelten und das karge Futter aufpickten, und Niemand gewahrte es, wie zuweilen ein zuckender Blick aus den Augenwinkeln nach dem Thore des Versatzamtes hinfiel. Er stand noch nicht lange da bei seiner unschuldigen Beschäftigung, als aus einem in der Nähe gelegenen Durchhause ein junges, schlecht gekleidetes Mädchen trat, ein Bündel unter dem dünnen, fadenscheinigen Tuche tragend.

Scheu blickte sie um sich her. Sie schämte sich doch, da hineinzutreten in das Haus, aus welchem sie in kurzer Zeit eben so ängstlich wieder heraustrat. — Der beobachtende Herr trat an ihre Seite.

„Liebes Kind", redete er sie in sanften einschmeichelnden Tönen an, „Du bist wohl in Noth und hast, wie ich bemerkte, ein Bündel in das Leihamt getragen? Fasse Vertrauen zu mir, armes Wesen, ich bin ein Menschenfreund, vielleicht kann ich helfen, denn ich helfe gerne, wenn es möglich ist."

Dem Mädchen traten die Thränen in die schönen Augen, denn daß dieselben schön waren und ihre Eigenthümerin jung und einnehmend, erschaute sein Kennerblick in weniger als einer Secunde. Er frug sie nicht, ob er es wagen dürfe, ihr sein Geleite anzutragen; sie war ja arm und schlecht gekleidet und hungrig wohl auch, dabei ein wenig beschränkt — es hätte sich gar nicht besser treffen können — da wagt man eben fraglos und geht barmherzig mit in ein unsauberes Haus, über eine morsche, steile Stiege, in ein kleines, ärmliches Kämmerlein.

Im Kohlenwinkel neben dem eisernen alten Ofen sitzt zusammengekauert eine kränkliche, alte Frau. Die Hände sind blau und aufgeschwollen, die Finger verkrümmt. „Junge Wäscherinnen, alte Krüppel" — sagt ein Sprichwort.

Der menschenfreundliche Herr setzt sich in ihre Nähe und erkundigt sich theilnahmsvoll nach den Verhältnissen der armen Frauen. Die Litanei von Krankheit und Armuth, Verdienstlosigkeit und Entbehrung war bald herabgebetet, doch das Traurigste aber, meinte die Alte, sei doch noch der Umstand, daß sie ihre Enkelin, deren Eltern längst todt waren, in keinen

Dienſt ſchicken konnte, wo ſie es weit beſſer haben würde, als bei dem geringen Verdienſte, welchen die Handarbeit abwirft, denn ſie könne bei ihrer Hilfloſigkeit deren Pflege nicht entbehren, und im Armenhauſe Zuflucht ſuchen — das wäre erſt der allerletzte Act der Verzweiflung! Ach Gott, dieſe fabriksmäßige Abfütterung in dieſen Anſtalten; dieſe herzloſen, verdrießlichen, gegen alle Gemüthsregungen abgeſtumpften Wärterinnen! —

Nur dort nicht hinein, wo der Menſch nur eine Zahl bedeutet; wo er als Nummer 5 oder 6 leidet und ſtirbt, und als Nummer 5 oder 6 unter den grabſteinloſen Hügel kommt.

Der Herr, welcher ſich ſelbſt den Gütigen nannte, ſchien tief gerührt. Er tröſtete das „arme Großmütterchen", verſprach nach Kräften zu helfen und ließ eine Gabe an Geld zurück, zwar nicht groß genug, um ein Huhn, jedoch gerade hinreichend, ein kleines Stückchen Fleiſch für den Suppentopf zu kaufen. Und weil er ſein baldiges Wiederkommen in Ausſicht ſtellte, vergaß er auch thatſächlich der armen Leute nicht, und endlich beſuchte er ſehr häufig die kranke Großmutter und ihre geſunde Enkelin. Trotzdem aber änderte ſich die troſtloſe Lage der Armen nicht im Mindeſten.

Die kleinen homöopathiſchen Doſen, in welche der Herr ſeine Unterſtützungen eintheilte, waren nicht hinreichend, auch nur die Kälte aus der hohen Dachwohnung zu verbannen. Die vielen ſchönen, überſchwänglichen Worte, welche den beſchränkten Frauenzimmern zwar außerordentlich imponirten, konnten auch nichts zur weſentlichen Aenderung der Verhältniſſe beitragen. Trotzdem waren die armen Leute nicht unzufrieden, nicht undankbar.

Als aber der Frühling lachend über die Berge zog, erklärte ihm das Mädchen weinend, daß nun ſeine Unterſtützungen dennoch etwas ausgiebiger werden müßten und in Kurzem eine gewiſſe Verpflichtung an ihn herantreten würde. — Verpflichtung? Dieſes Wort kannte er nicht. Es ſtand nicht im Codex, welchen er ſich zur Lebensführung zurechtgerichtet.

Ausgiebigere Unterſtützungen? Lächerlich! Solche Späße müſſen billig ſein.

Er verließ das Mädchen und kam nicht wieder. — Eines Tages aber ſtand ſie erwerbsunfähig, weinend und bittend vor ſeiner Behauſung. Da ſah ſie ſein lächelndes Geſicht in der Thüre auftauchen, fühlte ſeine Fauſt an ihrem Nacken.

Was weiter geſchah, darüber hätte ſie keine Auskunft geben können, denn die klare Beſinnung fand ſie erſt wieder, als ſie auf der Straße ſtand und das Bewußtſein mit ſich nahm, welche Nachtſeiten die menſchliche Seele berge und daß es Menſchen gebe, die das Wohlwollen auf dem Geſichte und den Teufel im Herzen tragen können.

Des nächſten Tages trat ein fremder Herr in ihre Stube.

„Sie haben es gewagt", ſprach er ſie barſch an, „meinen Freund ſogar in ſeiner Wohnung zu beläſtigen. Sollten Sie nochmals dieſen wahnwitzigen Einfall haben, ſo werden Sie nicht nur abermals auf die Straße geſetzt werden, man wird auch polizeiliche Hilfe gegen Ihre Zudringlichkeit in Anſpruch nehmen. Aus Mitleid jedoch ſchickt er Ihnen hier 50 fl. und dieſe Schrift zur Unterfertigung, worin Sie ſich ein- für allemal als abgefertigt erklären." —

„Was", dachte ſich die Unglückliche, „mit dieſen ich zufrieden ſein? Unmöglich!" —

Die Nachbarinnen hatten ſie ja ſchon aufgeklärt und ihr geſagt, daß er auch gerichtlich zu einer entſprechenden Zahlung verhalten werden könne.

„Nun, ich glaube gar" — fuhr der fremde Herr fort, als er ihr Zaudern gewahrte — „Sie ſind mit dieſem anſehnlichen Betrage etwa nicht zufrieden? Auch gut; Ihre Weigerung dürfte nur zu Ihrem eigenen Schaden führen. Es ſteht Ihnen ja auch frei, zu proceſſiren;

mein Freund kann warten, Sie aber werden nicht warten können, bis er Ihnen wird bewiesen haben, daß er eigentlich gar nichts zu geben schuldig sei. Er wird Ihnen beweisen, daß Ihr Lebenswandel nicht untadelhaft gewesen, und hier schon viele junge Männer aus- und eingegangen sind."

Mein Gott, welche unerhörte, raffinirte Bosheit! Wußte er doch ganz genau, daß die erwähnten jungen Leute noch halbe Kinder waren; die Lehrlinge einiger Kaufleute, für welche sie arbeitete, und welche öfter die Arbeit überbrachten und abholten. Rathlos und wie vernichtet sank sie auf einen Stuhl.

Die Großmutter aber hinter dem Ofen, mit der ganzen Lüsternheit und den Egoismus des Alters schielte sie hinüber, wo die Fünfzigerbanknote lang und breit auf dem Tische lag. In ihrem ganzen Leben sah sie noch kein so großes Geldzeichen. Das muß ja doch weit reichen; da kann man sich dafür doch viele, viele gute Tage machen und wer weiß denn, ob das Kind am Leben bleiben wird. In einer Seitengasse wohnt alte Frau, welche schon viele gute Werke gethan hat, weil es doch weit besser ist, ein „schöner Engel im Himmel" zu sein, als hier in diesem Jammerthal Noth und Elend zu leiden. Sie gab also dem zagenden Mädchen hinter dem Rücken des Fremden durch Zeichen zu verstehen, daß sie das Anerbieten annehmen solle. Und diese unterschrieb. —

Die große Banknote blieb auf dem Tische zurück. Der Herr entfernte sich triumphirend. — —

Wieder sind Monate vergangen, wieder war es Winter und tiefer Schnee lag auf Berg und Flur. Das hungrige Wild, welches kein Futter im verschneiten Walde findet, kommt bis an die Wohnstätten der Menschen heran. Noth macht zahm. Auch in den Straßen der Stadt lag der Schnee und Sperlinge und Tauben suchten ängstlich herum und die Armuth trug wieder ihre entbehrlichste Habe zum Leihhause; das gehört schon so zur Jahreszeit.

Aus dem Durchhause in der Nähe des dunklen Gebäudes trat eine junge blasse Frauengestalt. Sie trug ein Bündel unter dem dünnen, fadenscheinigen Tuche. Doch plötzlich blieb sie erschreckt stehen. Sie zog das Kopftuch über die eingefallenen Augen und Wangen und wie gejagt, stürzt sie in das Haus zurück. Sie wollte den wohlthätigen Mann nicht sehen, der dort an einer schneegesäuberten Stelle mit lächelnder Miene hungrige Tauben fütterte.

Sie wollte dem reichen Mann nicht begegnen, dessen Almosen das Almosen noch nöthiger macht. Und die Kinder der Armen wollen nicht so leicht sterben. Dazu ist der Verdienst zur Winterszeit ein geringerer, das Brod kleiner, Holz und Licht theurer und was für die große Banknote eingewechselt wurde, hatte Krankheit und Erwerbslosigkeit längst hinweggenommen.

Aber der freundliche biedere Mann streute nach wie vor seine kargen Brosamen den hungrigen kleinen Thierchen hin. Man kann sich ja da auf höchst wohlfeile Weise in den Verdacht eines guten Herzens bringen, denn wer die Thiere liebt, liebt auch die Menschen, denkt die Welt.

Und wie er sich freute, wie gutmüthig er den kleinen, neckischen Wesen, die ihn zutraulich umflatterten, zusah! Aber Niemand gewahrte es, wie manchmal ein zuckender Blick aus den Augenwinkeln hinfiel nach dem Thore des Versatzamtes.

Täubchen, nehmet sie nicht an, die trockene, spärliche Gabe aus den kargen, kalten Händen solcher Wohlthäter; laßt euch nicht anlächeln aus den falschen, freundlichen Gesichtszügen solcher Thier- und Menschenfreunde! Täubchen, flattert fort!

Handwerker-Geſchichten.

Von P. K. Roſegger.

Am erſten Tage.

„Für einen Bauersmenſchen iſt er zu kleber (zu ſchwächlich, zu nichtig); wird halt ein Pfarrer oder ein Schneider müſſen werden?“

Das war das Reſultat der Berathung, welche eines Abends in der Stube des Waldbauern abgehalten wurde, und wobei ich, auf dem umgelegten Melkzuber reitend, den Vorſitz führte.

„Zu kleber nicht“, meinte ich, wurde aber ſogleich zurückgewieſen, als mein Vater ſagte: „Was hilft denn 's Reden! Wenn ſo ein ſiebzehn Jahr alter Stock einmal auf einem alten Melkſechter kann reiten, ohne daß die Daubeln einbrechen — nachher weiß man's.“

Ich ſchnellte vom Zuber empor; als ſich ſpäter mein jüngerer Bruder daraufſetzte — knack, waren die Dauben eingebrochen. — Mein Bruder blieb in der Wirthſchaft und ich als „Schwächling“ mußte nach einem ſpartaniſchen Geſetze, das der Kampf um's Sein dictirt, aus dem Hauſe.

Meine Mutter ging nun bei den Geiſtlichen um, Hilfe heiſchend, daß ich in die Studie kommen könnte. Der alte Dechant von Birkfeld war ein ehrlicher Mann, der ſagte meiner Mutter Folgendes: „Thu' die Waldbäurin das bleiben laſſen. Wenn der Bub' ſonſt keine Anzeichen für den Prieſter hat, als juſt, daß er ſchwach iſt, ſo ſoll er was Anderes werden. Schwache Prieſter haben wir eh genug.“

„Aber zum Beichthören und Predigen, meint der Bub, wollt' er nicht zu kleber ſein“, bemerkte die Mutter.

„Was weiß der jung' Lapp vom Beichthören und Predigen! — für's eine gehört eine gute Stimme, für's andere ein guter Magen. Er ſoll ein Handwerk lernen.“

Beichthören und Predigen! Ich bin heute noch der Meinung, meine Natur hätte beides ausgehalten; bin ſogar der Meinung, daß ein wahrhaftig Pfäfflein in mir ſteckte, welches ja in meinen erſten poetiſchen Erzeugniſſen genügende Spuren hinterlaſſen hat, und welches erſt viel ſpäter unter meinen akademiſchen Studien umgebracht worden iſt.

Nun, ſo ging denn meine Mutter vom Herrn Dechanten zum Schneidermeiſter von Hauenſtein: ſie hätte einen Buben, der Schneider möcht' werden.

Was ihn auf dieſen Gedanken brächte?

Na, weil er halt ſo viel kleber wäre.

Stand der Meiſter auf und ſagte: „Jeder Miſt will heut' zu Tag Schneider ſein. Ich will der Waldbäurin nur ſagen, daß der richtige Schneider ein kerngeſunder Menſch ſein muß. Einmal das viele Sitzen; nachher zur Feierabendzeit, wenn ſich andere Leut' ausruhen können, das weite Gehen über Berg und Thal, wie es in unſerer Gegend ſchon ſein muß, und den ganzen Zeug mitſchleppen, wie der Soldat ſeine Rüſtung. Hernach die unterſchiedliche Koſt: bei einem Bauer mager, beim andern faiſt; in einem Haus lauter Mehlſpeiſen, im andern wieder Alles von Fleiſch; heut' nichts als Erdäpfel und Grünzeug, morgen wieder Alles Suppen und Brei. Ein Magen, der das aushält, muß in b'ſunderer Gnade Gottes

ſtehen. Und red' ich erſt von den unterſchieblichen Leuten, mit denen man ſich abgeben muß: Da eine biſſige, brummige Bäuerin, der kein ordentlicher Zwirn feil iſt; dort ein geiziger Bauer, der mit ſeinen närriſchen Späßen den Handwerker erheitern und ſatt machen will. Wieder wo anders ein Betbruder, der Einem mit dem Hausgeſinde die längſten Abende Pſalter über Pſalter vorleiert. Drauf ein alter Polterer, ein jähzorniger Knopf oder ſonſt ein unſauberer Patron. Und die ungezogenen Bauernknechte und die ungekämmten Weibsleute — in jedem Haus eine andere Schwachheit. Und all' die Leut' ſoll der Schneider mit einem Maße meſſen! Es iſt viel verlangt. Ja, meine liebe Waldbäurin, und was die Hauptſach' iſt: Kopf muß Einer haben! Was der Schöpfer an einem krummen, buckligen, einſeitigen Menſchenkinde verdorben hat, das ſoll der Schneider wieder gut machen. Die Leute verlangen von ihren Kleidern nicht allein, daß ſie den Adam zudecken, ſondern auch, daß ſie eine ſaubere Geſtalt herſtellen. Und der Schneider muß nicht allein den Körper ſeines Kunden, er muß auch ſeinen Charakter kennen lernen, muß ſozuſagen das ganze Weſen erfaſſen, um ihm ein Kleid zu geben, welches paßt! Und wie er den Menſchen kennen muß, den er nach außen hin vollendet, ſo muß er den Stoff kennen, von dem er den Anzug zu verfertigen hat. Manches Tuch dehnt ſich, manches kriecht zuſammen, dieſes hält Farbe, das andere ſchießt ab. Wer das in vorhinein nicht weiß, der macht ein Unding zuſammen. Kurz, der Kleidermacher muß Menſchen- und Weltkenner ſein. Ja, meine gute Waldbäurin, ein Kleberer thuts nicht."

„Iſt aber ſonſt ausbündig (intelligent), der Bub'", wagte meine Mutter zu bemerken.

„Macht er ein Biſſel Figur?"

„Lang gewachſen wär' er juſt eben genug, aber halt ſo viel g'ſüg' (dünn, ſchlank), ſo viel ein g'ſüg' Bürſchel."

„Na", verſetzte der Meiſter, „werden ihn halt einmal anſchauen. Nächſt Erchtag ſoll er zum Alpelhofer kommen. Dort wird er mich finden."

„Bitt' gar ſchön, wenn's es thät. Bitt' gar ſchön!"

„Wird ſich ſchon weiſen. Behüt' Gott, Waldbäurin."

So bin ich denn am nächſten Erchtag in heller Morgenfrüh zum Alpelhofer gegangen. Lange ſtand ich auf dem Antrittſtein der Hausthür und dachte: Wie wird es ſein, wenn ich wieder heraustrete? Eine faſt feierliche Stimmung lag um das Haus, welches auf dem Berge zwiſchen Eſchen und Linden ſtand, und in welchem die Entſcheidung meines Schickſals ſaß.

Sie ſaß am großen Tiſche, ſaß in Geſtalt eines kleinen, feinen Männleins in ſchwarzem Anzuge und ſehr weißer Wäſche; ein Männlein mit feinraſirtem Geſichte und einer Glatze, die gerade ſo groß war, daß ſie dieſes Geſicht recht offen und würdig geſtaltete. Das war der Meiſter. Er war ein Hageſtolz und lebte ganz allein in einem Berghäuschen, wo er für ſich ſelbſt kochte und ſich pflegte, oder er arbeitete in irgend einem Bauernhauſe der Gegend, und war ſo im Laufe des Jahres in vierzig oder fünfzig Bauernhäuſern daheim. Ziemlich weit ab, in der Fiſchbacher Pfarre hatte er ſeine alte Mutter, die er jährlich mehrmals beſuchte und ihr Geld mitbrachte. Er ſelbſt war auch nicht mehr jung, war aber in Ehren und Sitten ein Freund der Frauen. Ja, ſeine Artigkeit gegen die Weiber ging ſo weit, daß er ſich für keines entſcheiden wollte, aus Beſorgniß, die andere zu kränken. Er arbeitete auch in Frauenkleidern und ermaß recht gut, daß, wenn er verheiratet wäre, die Hälfte dieſer Kunden ausbleiben könnte. So blieb er einſtweilen unbe-

weibt. In guten Zeiten hielt er sich einen Gesellen; als aber die Gewerbsfreiheit aufkam, wollte jeder Geselle selbst Meister sein, und mein guter Meister Natz — so hieß er — saß allein und bewältigte seine Arbeit allein.

Nun, da ich in die Stube trat, saß er am Tisch und nähte. Vor ihm lag der Handwerkszeug, daneben zugeschnittenes Lodentuch und an der Sitzbank hing das Biegeleisen.

„Gelobt sei Jesus Christus", flüsterte ich.

„In Ewigkeit", antwortete er mit milder, sonorer Stimme.

Ich blieb an der Thür stehen. Es war Alles still. Er zog die Nadel auf und nieder; nur die Wanduhr tickte der Secunde entgegen und mein Herz pochte dem Augenblicke entgegen.

„Was willst denn?" fragte mich nach einer Weile der Meister.

„Schneider werden möcht' ich halt gern", antwortete ich zagend.

„So, bist Du derselbe", sagte er, und blickte eine Weile auf mich her. „In Gottesnamen, geh's an. Setz' Dich her, nimm Nadel und Zwirn und nähe mir diesen Aermling zusammen."

So that ich — aber es ist leichter gesagt, als gethan. Da staken im Kissen an die dreißig Nadeln aller Größen, da lagen Zwirnknäuel verschiedener Feine und Farbe. Und die beiden Theile des Aermlings, wie werden sie behandelt und zusammengethan? Ich warf fragende Blicke auf den Meister. Er that nichts dergleichen, als wisse er mehr als ich. So hub ich denn an. Ich fädelte ein und legte den Loden auf's Knie, und machte einen Stich. Der Faden schlüpfte durch. Der erste Stich war mißlungen. An den Wangen tief erglühend, forschte ich der Ursache nach und kam endlich d'rauf, daß vergessen worden war, am Faden einen Knopf zu machen. Ich schlang also mit großer Mühe ein Knötlein und beschäftigte all' meine zehn Finger dabei. Hierauf nähte ich mit Erfolg, aber auch mit Hindernissen. Es verwand und verdrehte sich der Zwirn, es staute sich die Nadel am Finger, es verschob sich der Loden und ließ sich mit jedem Zug hoch in die Lüfte ziehen, es riß sogar der Faden.

Mittlerweile kam der alte Alpelhofer in die Stube und rief:

„Zum Dunner, jetzt ist ein junger Schneider herkommen!"

„Ja", sagte mein Meister.

Wie mir dieses Wörtlein wohlgethan hat! Im Vollbewußtsein meiner Ungeschicklichkeit hatte ich von Minute zu Minute erwartet, daß der Meister mich fortschicken werde; aber dieses Ja war wie eine Anerkennung und Einsetzung.

„Das ist brav", sagte der Alpelhofer und ging wieder davon.

Als ich ein paar Stunden so herumgenäht hatte, ohne daß mein Meister auch nur eine Silbe zu mir gesprochen hätte, und als ich endlich mit dem Aermling fertig zu sein wähnte und mit dem Auge fragte, was nun zu beginnen sei, antwortete er: „Jetzt trenne den Aermling wieder auf — bis auf den letzten Stich alles auf und ziehe die Fäden sauber aus. Achtung geben mußt nur, daß Du den Loden nicht anschneidest."

Und als ich das mit Angst und Schmerz gethan hatte und die Theile des Aermlings wieder so dalagen, wie mir sie der Meister in die Hand gegeben hatte, ließ dieser von seiner Arbeit ab und sprach zu mir Folgendes:

„Waldbauernbub. Ich hab' nur sehen wollen, wie Du die Sach' angreifst. Just nicht ungeschickt, aber den Loden muß man zwischen Knie und Tischrand einzwängen, sonst liegt er nicht still. Später, wenn Du's einmal kannst, wird er wohl auch ohne Einzwängen stillliegen, so wie bei mir da. Auf den Finger, mit dem Du die Nadel eindrückest — das ist der

mittlere, der lange — mußt Du einen Fingerhut ſtecken, ſonſt kriegt Deine Haut gerade ſo viele Löcher, als wie der Loden. Den Zwirn mußt mit Wachs glätten, ſonſt wird er franſig und reißt. Die Stiche mußt im Loden ſo machen, daß einer über dem andern reitet, das heißt man Hinterſtiche — ſonſt klaffet die Naht. Und die Theile mußt Du allemal ſo zuſammennähen, daß Du ſie nicht wieder voneinander zu trennen brauchſt, wie dasmal. Und gibt es ſchon doch einmal zu trennen, ſo mußt kein ſaures Geſicht dazu machen, mein lieber Waldbauernbub. Empfindſam ſein, das leidet unſer Handwerk nicht. Jeder Ochſenknecht wird Dich meiſtern und jeder Halterbub wird Dich ausſpotten und wird fragen, ob Du wohl das Bügeleiſen bei Dir hätteſt, daß Dich der Wind nicht verträgt, und wird, ſo lang er Deiner anſichtig iſt, wie ein Ziegenbock mäckern. Laß' ihm die Freud' und geh' ſtill und ſittſam Deiner Wege. Ein geſcheidter Menſch ſchämt ſich nicht ſeines ehrlichen Handwerks, und ein Dummer vermag es nicht zu lernen. Der Schneider ſtudirt nie aus; jede Kundſchaft hat einen anderen Leib, jedes Jahr hat eine andere Mode; da heißt's nicht gerade Zuſchneiden und Nähen, da heißt's auch denken, mein lieber Waldbauernbub. Aus dem tüchtigen Schneider iſt ſchon manch ein großer Herr hervorgewachſen. Der große Feldherr Derflinger, der Wiedertäuferprophet Johann von Leyden ſind Schneider geweſen; in Amerika gibt es ſogar eine Gattung von Schneidern, welche Präſidenten von den vereinigten Staaten werden. Ich hab' ein Büchel, das will ich Dir einmal zeigen, da wirſt alle berühmten Schneider darin finden. Deswegen, Waldbauernbub, wenn Du in Dir wirklich die Neigung und das Talent zu dieſem Stande empfindeſt, ſo bleibe da, und ich will Dir lernen, was ich ſelber kann."

Ich neigte dankend mit dem Kopfe.

„Du wirſt Dich", fuhr der Meiſter fort, „von den Beſchwerden des Berufes nicht abſchrecken laſſen. Bereitwilligkeit und Genügſamkeit iſt wohl das Erſte, was ich verlangen muß. Ich will Dich ſo halten, wie mich voreinſt mein Meiſter gehalten hat. In der Woche arbeiten wir auf der Stör und haben dort Koſt und Liegerſtatt. Zum Samſtagfeierabend gehſt allemal zu Deinem Vater heim, der hat Dir das Sonn- und Feiertagsquartier, die Koſt und das Gewand zu geben. Sind wir an Sonn- und Feiertagen dort zum Mittagsmahl geladen, wo wir die Woche zuvor gearbeitet haben, ſo komm'. Auch in die Sonntagsſchul' mußt gehen, weil Du bei Deiner Freiſprechung ein Religionszeugniß brauchſt. Deine Lehrzeit dauert drei Jahre; nachher — wenn Du brav und fleißig biſt — laß ich Dich freiſprechen und dann ſtehts Dir frei, wenn ich Dich brauch', für einen Wochenlohn bei mir zu bleiben, oder in die Fremd' zu gehen. Wenn's Dir ſo recht iſt?"

Wem ſollte das nicht recht ſein?

Später, als der Alpelhofer wieder in die Stube trat, um für das Mittagsmahl Suppenbrot aufzuſchneiden, ſagte zu ihm mein Meiſter: „Gelt, Bauer, Du biſt ſchon ſo gut, daß ich meinen neuen Lehrbuben bei Dir da anfangen laſſen darf?"

„Ja, wegen was denn nicht?" antwortete der Alpelhofer, „mich gefreuts. Wie heißt er denn, der jung' Schneider? Peter, ſo? Peter, liegt er nit, ſo ſteht er. Na, wenn heut' der erſt' Tag iſt, da müſſen wir ihn ja einſtallen (inſtalliren). So, da haſt einen Löffel, Peter. Schau nur zum Eſſen, daß Du ſtark wirſt. Vom Waldbauern biſt ein Sohn? Brav, brav. Geh, Natz, leg' weg jetzt die Arbeit, 's iſt zum Eſſen, Schneider."

Heute noch ſehe ich ihn, den guten Alten mit den blauen Augen und den grauen Haaren. Er war ein großer Mann mit etwas vorgebeug-

tem Haupte, auf dem einſt Drangſal gelaſtet hatte; er war nun ſchon bei den Siebzigen oben, aber noch ſo ſtramm und flink und warmherzig, in Allem, was er that und ſprach. Seit zweiunddreißig Jahren war er Dorfrichter in Hauenſtein; in dieſer Zeit iſt zu Hauenſtein nicht Einer wegen Steuerrückſtänden gepfändet worden, denn der Alpelhofer zahlte vorläufig Alles aus ſeinem Säckel. Ja, die armen Kleinhäusler in der Gemeinde wußten oft gar nichts und erfuhren nichts davon; und erſt ſpät, als man den alten Alpelhofer hinabgetragen auf den Gottesacker und daneben im Wirthshauſe geſchwind einen Andern zum Richter gewählt hatte, wunderten ſich die Kleinhäusler, daß ſie nun auf einmal Steuer zahlen mußten.

Als es nun an dieſem erſten Tage meiner Schneiderſchaft Abend geworden war und auf eine Stunde die „Lichtfeier“ eintrat, fragte mich der Alpelhofer: „Petrus, was ſpricht Paulus?“

Als ich darauf nicht antworten konnte, gab mir mein Meiſter ein: „Sag' nur gleich: Paulus ſpricht, wer nicht arbeitet, der ſoll auch nicht eſſen.“

Hierauf winkte mir der Alpelhofer mit gekrümmtem Zeigefinger, daß ich ein bischen mit ihm kommen möge. Er führte mich in den Keller hinab und mit einem Kerzenlicht zwiſchen Rüben- und Erdäpfelhaufen hindurch zu einem Holzbänklein. Dort ſchaffte er ein Gläschen Branntwein zu Stande, hob mir es in die Hand und ſagte: „Petrus, den trink' aus. Auf Glück!“

„Auf Glück, Alpelhofer!“ ſagte ich und war in meinem Gemüthe ſehr bewegt. Dann nippte ich von dem guten Geiſte, der mir augenblicklich friſchen Muth ins Herz goß.

„Schneider werden“, ſagte nun der Bauer, „wie iſt Dir denn das eingefallen? Alleweil in der finſteren Stuben ſitzen; in den meiſten Häuſern laſſen die Leut nicht einmal Luft zu den Fenſtern herein. Wenn Du meinſt, daß Du für Bauernarbeit zu gefüg' biſt, hätteſt nicht können was Anders werden? ein Almhalter, oder ſo was, wo Du auf freier Weid wäreſt geweſen! Na, trink! jetzt biſt einmal Schneider, ſo bleib' dabei und ſchick' Dich, und wenn Dir das Kreuz weh thut vom vielen Sitzen, ſo denk' auf Den da oben, der will's haben, daß der Menſch mit Müh' und Schweiß ſein Brot verdient. Kreuzer wirſt nicht im Ueberfluß gewinnen, als Lehrling ſchon gar nicht. Nur Alles ſchön mit Willen und Geduld, 's wird Dir ſchon einmal beſſer gehen. Trink, Petrus! — In meinem Haus haſt heut' angefangen, ſo bin ich Dir der Path' für's Handwerk. Wenn Du ein Anliegen haſt oder eine Klag', ſo komm zu mir, und nur alleweil wohlgemuth. Trink' aus, trink' aus!“

Während dieſer Worte fühlte ich etwas in meiner hohlen Hand. Ich hielt es, bis wir aus dem Keller wieder heraufgeſtiegen kamen und das Ding in der Fauſt ganz warm und feucht geworden war. Ein Thalerſtück war's aus den Zeiten der Kaiſerin Maria Thereſia. Ich beſitze es heute noch und ſo oft ich es anſchaue, kommen mir die Worte zu Sinn: „Nur alleweil wohlgemuth.“

In meiner Lehrzeit gab's wenig zu klagen; ich hätte mein Anliegen dem Alpelhofer auch nicht vorbringen können, denn der gute Mann iſt ſchon fünf Wochen nach meinem Eintritt in's Handwerk geſtorben.

Tantalus in der Schneiderkeuſche.

Mein Meiſter — der Natz — bewohnte auf der Höhe, wo die Bauerngründe zu Ende gehen und der Almwald beginnt, ein Häuschen, welches ſeiner vereinſamten Lage wegen das Einſchichthäuſel hieß, ſeit unſerer Einwohnerſchaft in demſelben aber die

Schneiderkeuschen (Keuschen = Gehäuschen) genannt wurde. Ich saß zuweilen nur Werktags in demselben, wenn eine „Hausarbeit" war; der Meister brachte viele Tage und Nächte einsam in der Einsamkeit zu. Das kleine Haus war aus Holz fest gebaut, die Thür gründlich zu verschließen, und die Fenster so klein und dazu noch vergittert, daß eine Gefahr der schlechten Leute wegen nicht leicht zu fürchten war.

Eines Montagsmorgens bestellte mich der Meister in dieses Häuschen hinauf. Ich hatte von meinem Quartier mehr als eine Stunde dahin; doch kam ich zu guter Zeit an und wir rüsteten uns zu einem Gang in's Mürzthal hinüber, wo wir auf mehrere Wochen Arbeit hatten.

Im Mürzthale waren wir Handwerker vom Gebirge stets gesuchte Leute, weil wir billiger arbeiteten und in der Verpflegung weniger anspruchsvoll waren, als die Professionisten vom Thale, die freilich immer sehr verachtend auf uns niedersahen, wenn wir vorübertrippelten, um ihnen ihre nächsten Kunden wegzufischen.

Ich freute mich immer auf das Mürzthal, es war so gut und der Weg dahin so schön, und Alles so seltsam.

Vor so langer Abwesenheit mußte Alles, was wir nicht mitnahmen, gut verwahrt und verschlossen werden. Nachdem dieses geschehen, goß der Meister Wasser auf die Herdgluth, die ihm vorher das Frühstück gekocht hatte, damit kein Funke Unheil stifte. Dann zog er die Hängeuhr auf; das war eine, die nach jedem Aufziehen vierzehn Tage lang ging. Vernimmt der horchende Dieb das Ticken der Uhr, so meint er leicht, es sei Jemand zu Hause und unterläßt das Einbrechen.

Bevor der Meister die Fensterläden schloß, sagte er zu mir: „Jetzt geh' nur voraus, 's wird gleich finster sein. Steig' stad' an, ich komm' schon nach." Ich wußte wohl, er hatte noch den Hausſegen zu beten, durch welchen er sein kleines Hab und Gut, das er hier am Waldrande zurückließ, den Heiligen des Himmels und besonders seinem Namenspatron, dem heiligen Ignatius, empfahl. Auch sprengte er Weihwasser an Thür und Fenster, um somit zum Schutze des Eigenthums Alles gethan zu haben, was ein guter Christ zu thun vermag. Dabei wollte er stets allein sein, und ich trollte mich also aus dem Stübchen, um noch eilig in der Hinterkammer für den weiten Weg eine gutbeschlagene Elle hervorzusuchen. Auch ein Biegeleisen fand ich in der Kammer, welches mir weniger unbequem schien, als der schwere Eisenblock, den ich sonst von Haus zu Haus mitschleppte und damit wohl dem steifen Loden zum Trotze, aber den Leuten zum Spotte war.

Als ich nun mit dem neugewählten Werkzeuge durch das dunkle Gelaß stolperte und über die Stiege hinab der Hausthür zu — war diese verschlossen. Dreifach verschlossen und verriegelt, und das Haus war leer, der Meister davon und hatte mich eingesperrt.

Alsogleich erhob ich ein schallendes Geschrei; ich selbst erschrack vor der Stimme, die aus mir fuhr, die gellend an die Wand schlug und die gefangen war, wie ich selber. Der Meister meldete sich nicht, er war fort. Er mußte glauben, daß ich durch den Wald hinauf schon voraus sei. Selbstverständlich ein rasendes Rütteln an der Thür, an den Wänden, und selbstverständlich ein — vergebliches. Ich riß einen der Fensterläden auf und rief hinaus: „Meister, Meister, ich bin noch drin! ich kann ja nicht nach. Das ist höllisch!" Er hörte mich nicht mehr, mußte schon über den Bühel gegangen sein.

Tief unten in einem Kessel lag die Gegend, lagen die Bauernhäuser, mit ihren braunen Strohdächern fast wie Maulwurfshügel anzuschauen, stand zwischen Lärchen und Birken in winziger weißer Figur die Kirche von Hauenstein. — Da kannst schreien, wie

du willſt, Schneiderbub, deine Stimme iſt noch leichter, als du ſelber, die taucht nicht in's Thal hinab, die ſteigt zu den Wolken auf. — Wie wird der Meiſter laufen und ſchnaufen durch den Wald und wird ſich denken: Bin doch auch kein Haſcher (Krüppel) aber Der, wenn er einmal auskommt, iſt nimmer zu erwiſchen. Hat ja ſo viel lange Füß'!

Bei dem vorigen Gang in's Mürzthal war ich auch ſo närriſch vorausgeeilt, um mir drüben in Langenwang die Scheere ſchleifen zu laſſen, bevor wir auf die Stör rückten. — Was dieſer Menſch nur allemal ſchleifen zu laſſen hat? wird der Meiſter heute denken, und wird nacheilen und ſpringen wie ein verſprengter Steinbock, und der Lehrjung ſitzt in der Keuſchen und kann nicht nach.

Was iſt jetzt zu machen?

Ausbrechen? Möchte nur wiſſen, wie? Das Thürſchloß ſchwer verſchlagen, die Fenſter eng vergittert. Der Rauchfang? Ein Schneider kann halt alleweil noch nicht dünn genug ſein, der Rauchfang iſt nicht über eine Spanne weit. — Alſo hübſch in Geduld warten, bis der Meiſter wieder zurückkommt.

Ich öffnete alle Fenſterläden, daß es wenigſtens in meinem Kerker licht war. Ich ſchritt von einem Gelaß zum andern und warf in meinem Hirn Alles drunter und drüber, ob ſich denn im ganzen Haupte des Menſchen — man ſagt, es ſei ſo mächtig und beherrſche die Welt — kein Mittel vorfinde, um aus der Schneiderkeuſchen zu kommen. Es fand ſich nichts vor. Sonſt entſpannen ſich in dem Köpflein dieſes Lehrjungen oft ſo geſcheidte Ideen, daß die Leute ſagten: Der Schneiderbub iſt halb verruckt. Aber heute kam's nachgerade darauf an, mit dieſem Kopf an die Wand und durch dieſelbe ein Loch zu rennen.

Im Häuschen war es grauenhaft langweilig. Stiller als ſtill kann's nicht ſein, ſagt man. Wenn du aber ſo eingeſchloſſen im Einſchichthäuſel ſitzeſt und hörſt gar nichts, als das Tick — tack — tick — tack der Uhr, welche mit ihren langſamen Schritten der Ewigkeit entgegen geht, und das Ticken iſt ſo eintönig, daß du es ſchließlich auch nicht mehr hörſt — ſo iſt es ſtiller, als ſtill.

Es wurde endlich Mittag. Der Meiſter kam nicht zurück. Wohl aber war jählings eine leiſe Stimme zu vernehmen — der Magen frug ſich höflich an, was es heute mit der Knödelſuppe wäre?

Da hub ich an zu ſuchen. Alle Käſtchen und Laden waren verſchloſſen, und als ich die Schlüſſel fand, und die Behälter öffnete, war Alles leer. Aus Beſorgniß, daß während der längeren Abweſenheit die Lebensmittel Schaden leiden könnten, hatte der Meiſter das Möglichſte verzehrt, und den Reſt zur Fankelbäuerin hinabgetragen, auf daß ihn dieſelbe benütze und ſpäter mit friſchen Theilen zurückbezahle. Nur ein großes Stück Brot fand ſich in einer der Laden, das war aber ſchon ſo hochbetagt, daß ein ehrwürdiger grauer Bart auf ſeinem Antlitze wuchs. Ferner entdeckte ich in einer Papierdüte ein wenig Reis.

Um Reis zu kochen braucht man Feuer und Waſſer. Dieſer Satz gehört zu jenen ewigen Wahrheiten, an denen zu rütteln eine Frechheit iſt. Draußen, zehn Schritte vor dem Häuschen rieſelt der Brunnen. Ich durchſtöberte alle Winkel nach Feuerzeug; die Flamme iſt der beſte und trauteſte Geſellſchafter in ſolcher Lage, und der über dem Dache aufſteigende Rauch konnte doch vielleicht Jemanden herbeilocken und mir Erlöſung bringen. Ich fand im Kaſten einige Briefe von Weibern an meinen lieben Meiſter Natz, in welchen ſie verſucht hatten, ſein Herz in Flammen zu ſtecken. Und das war auch das einzige Feuerzeug im Gelaß. Kein Stein, kein Schwamm, kein Zündhölzchen. Ich ſuchte weiter, und ſehr unangenehm war es mir, als ich in einem der un-

verfänglichſten Winkel unter der Ofenbank, in einem Käſtchen zwiſchen den Ziegeln eingeſchoben, meines Meiſters geheimſte Schätze fand; einige Silberlinge, deren Werth ich kannte, aber auch verwelkte, getrocknete Roſen und Haarlocken, deren Werth ich nicht kannte. — Zuletzt, ſo dachte ich mir, wenn er's wahrnimmt, wie ich da in ſeiner Wohnung eigenmächtig herumgewirthſchaftet habe, läßt er mich noch einſperren! — Aber Gott und der Hunger iſt mein Zeuge, ich ſuchte nur nach Herdfeuer!

Da ſah ich im dunkeln Winkel am Ofen auf dem Boden etwas phosphoresciren. Mein Meiſter hatte die Gewohnheit, Zündhölzchen als Zahnſtocher zu gebrauchen, nachdem er ihnen die Köpfchen weggeriſſen hatte. Ein ſolches Köpfchen ohne Rumpf lag nun da und leuchtete in blauem, mattem Scheine, ein einziges, winziges Körnchen Feuer, noch verſchloſſen und kalt und nichtig, aber doch Rettung tragend im Keime, wenn es mir gelänge, ſie zu wecken und zu fördern. Als ich denn ſonſt nichts mehr vorfand, verſuchte ich es mit dem kleinen Kopfe und legte ihn auf den Herdſtein, daß ich ihn bearbeite. Aber: ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne, und hier ging es nicht nach meinem. Wie ich, in der linken Hand den Fidibus auch in Bereitſchaft hielt, und mit der rechten das Phosphorköpfchen kniff, rieb und zwickte, es blieb kalt und finſter. Mit einem Nadelzänglein packte ich es, um die Reibung auf dem Steine zu erzielen, — da ſprang es mir plötzlich davon gegen die Mauer hin, ziſchte dort auf, und bis ich mit meinem Fidibus nachkam, war es verlodert. Und damit auch mein Hoffnungsſtern verloſchen!

In einem Fache des Kaſtens hatte ich des Meiſters Piſtole gefunden, welche er ſonſt draußen vor dem Häuschen häufig abbrannte, damit die Leute aller Stände wiſſen ſollten, daß auch eine Waffe im Hauſe wäre. Ich fand ſie ſcharf geladen. — Ja, mein lieber Junge, da wäre freilich Feuer drin. Und welches! Aber! Halte ich es gefangen, ſo nützt's nichts, und laſſe ich es frei, ſo verpuffts. Das iſt ein unſeliges Verhängniß.

Nachmittag hub es zu regnen an. Ich hielt einen Topf zum Fenſter hinaus, denn ich hatte Durſt. Aber die wenigen Tropfen, die hineinfielen, machten nichts aus. Da ſtieg ich zum Dachboden hinan, wo es mir mit ſchwerer Mühe gelang, eine Dachſchindel ſo zu verſchieben, daß Waſſer hereinſickerte. Darunter richtete ich nun meinen Topf auf, und ſo gewann ich Waſſer. Faſt gleichzeitig entdeckte ich im Stroh, auf welchem ſonſt die Geſellen zu ſchlafen pflegten, einige Eier. — Wer nur dieſe Eier gelegt haben mag? Hühner waren ſeit Menſchengedenken nicht im Hauſe. Es mußte der Meiſter die Eier heimgebracht und hier aufbewahrt haben, anders war es nicht denkbar.

Nun, ich trank ſie aus und aß einen Biſſen des ehrwürdigen Brotes dazu. Dann kamen die Gewiſſensſkrupel: Menſch, jetzt faullenzeſt du da und verzehrſt deinem Meiſter allen Vorrath, während er im Mürzthal muß arbeiten und ſich plagen! — Nun ſuchte ich nach Arbeit, daß ich doch für das Eſſen auch was nützen könne. Es war wohl ein Stück Tuch in der Lade, aber nichts Zugeſchnittenes. Hierauf viſitirte ich den Kleiderſchrank des Meiſters, ob nicht in irgend einem Beinkleide ein Loch zu viel, ein Knopf zu wenig wäre. Einen einzigen, etwas zweideutigen Ellbogen fand ich, ſonſt war überall Alles recht ordentlich in Stand gehalten. Da ſich hier denn nirgends Gelegenheit bot, mich dienlich zu zeigen, ſo begann ich in der Küche Holz zu ſpalten. Unter den Holzſcheitern fand ich einen Hausſchlüſſel.

Ich ſprang vor Freude in die Luft, ſo hoch, als nur Einer meines Zeichens zu ſpringen vermag. — O, wie eitel ſind die Freuden dieſer Welt! An der Thür war ein mit ſtarkem Eiſenmantel

umhülltes Bezirksschloß, welches mit diesem Schlüssel, wie ich sah, nur von außen geöffnet werden konnte. — Ich begann fast zu wiehern, zu lachen vor Wuth. — Wasser war in der Nähe, und ich hatte Durst gelitten, Holz und Feuer war da, und ich fror der finsteren Nacht entgegen; den Schlüssel hielt ich in der Hand und — war gefangen. Alles gesperrt!

Der Abend kam, unten im weiten Kessel lagen die Häuser von Hauenstein, und der Regenschleier hing darüber. Kein Mensch kam des Weges zum Einschichthäusel heran, weshalb auch? Die Leute wußten es: die Keuschen ist leer, die Schneider sind hinüber in's Mürzthal gezogen. Und der Meister kam auch nicht. Der sitzt jetzt schon im Mürzthal und flucht über den Lehrling: wo er denn heut' steckt, dieser verdangelte Bub! Alleweil ziehts ihn so in die Fremd'; am End' ist er fort, der leichtsinnig' Schlingel! — Wie konnte der Mann wissen, welch' ein eiserner Patriotismus mich daheim festhielt!

Ich verkroch mich endlich in des Meisters Bett.

Der Schlaf war gut; auch die Träume waren so übel nicht. Ich fühlte wen bei mir, dessentwillen ich laut sagte: „Jetzt machts mir nichts mehr, daß wir eingesperrt sind:

Was frag' ich nach den Leuten?
Es ist ein eiserner Riegel für.
Komm her an meine Seiten
Und bleib' bei mir!"

Im Traum sind nämlich alle Reime echt. Um so mißlicher war das Erwachen. Ein Geräusch an der Wand hatte mich aufgeweckt. Ich horchte; draußen pochte, grub und bohrte etwas. Einbrecher! Wollen sie gar die Holzwand durchstoßen? Wollen sie die Untermauerung durchbrechen und zwischen den Grundfesten hereinkriechen, um das Gut meines Meisters zu rauben? Dann werde ich den guten alten Brauch wieder aufbringen, werde mich, wie jene Müllerstochter, vor's Loch hinstellen und die Herren Räuber nacheinander köpfen. Nachher wird auch das Sprichwort von der Schneidercourage anders gemacht werden müssen. — Gerne wäre ich in die Küche gegangen, um das breite Beil zu holen, mit welchem ich tagszuvor Holz gekloben hatte, aber ich getraute mich nicht aus dem Bette. — Wenn es wenigstens zu machen wäre, daß, während die hereingekrochenen Räuber bei den Kisten und Kästen sich beschäftigten, ich durch das Loch hinauskäme! Ich wollte sodann diesen Haupteingang schon geschwind verrammeln, daß die Verbrecher gefangen wären, und ich frei! — Nun wagte ich mich aus dem Bett und schlich an's Fenster. An der Ecke des Hauses stand wirklich Einer und daneben währte das Poltern und Krachen fort.

In Gottesnamen, ich hüte das Haus meines Meisters, und mein Leben, das geb' ich nicht wohlfeil! In diesem Gedanken bereitete ich auf den Zehen schleichend die Axt und die Pistole. Mit Hast warf ich noch einige Kleider um mich, murmelte jenes Gebetlein, welches mir der christliche Glauben zur Reu- und Leiderweckung an die Hand gegeben hat, machte den ernstlichen Vorsatz, falls ich aus dieser Gefahr doch lebendig hervorgehen sollte, wo möglich ein frommer Mann zu werden, nahm mir vor, auch nicht mehr allzuweltlich zu träumen, und öffnete dann leise das Fensterlein.

Dort stand der Kerl und sah gerade auf mich her.

„Sakerment, wer ist denn draußen?" schmetterte ich. Mitten in der Nacht im Einschichthaus ein solcher Ruf! er hört sich schauerlich.

„Schelm, ich schieß' dich nieder!" schrie ich nocheinmal und ließ krachen...

Das Geräusch des Einbrechens währte fort, auch der Kerl stand noch in seiner ganzen Verwegenheit da. Aber bei dem Scheine des Schusses hatte ich gesehen, wer es war. Dieser alte, gottverlassene Wicht war's am Zaun, der Baumstrunk, dem tagsüber

gar die Rindenfetzen vom Leibe hingen und der Moder aus allen Spalten rieſelte. Und nachtſchlafend Stund' möcht' er die Leut' erſchrecken! Aber der hat jetzt genug für ſein Lebtag und mich ſchreckt er nimmer. —

Als ich hernach kühn geworden, den Kopf zum Fenſter hinausreckte, ſo weit es ging, gewahrte ich auch die Einbrecher. Ein paar Bretter, die an der Wand lehnten, wurden vom Wind, der gekommen war, um den Regen zu vertragen, hin und her geſchlagen, an die Wand gedrückt und wieder hintan geriſſen, daß ſie knarrten und ächzten.

Seine Feinde gründlich kennen gelernt zu haben, iſt der halbe Sieg. Ich verſchloß das Fenſter und legte mich wieder ſchlafen.

Am andern Morgen ſchien draußen die liebe, helle Sonne, daß es ein Jammer war.

„Wenn heut' auch noch Niemand kommt, ſo geht das nicht ſo gut aus, wie geſtern!" ſagte ich mit drohender Miene. „Unſereins möcht' einmal was Warmes eſſen."

Da ſah ich den Feldſteig her gegen das Häuschen einen Mann ſchreiten. — Alſo, endlich! Ich legte den Schlüſſel zurecht, daß ich ihn zum Fenſter hinausgebe und den Vorbeigehenden bitte, mir von außen dieſes maleſiz Vexirſchloß aufzuſperren. Als jedoch der Mann näher kam, zuckte ich mit dem Kopfe vom Fenſter zurück und ſtieß einen Fluch in die Wand hinein, wie weder vor, noch ſeither ein ſolcher hineingeſtoßen worden ſein mochte.

Es war Gori, der blaßbraune Schuſtergeſelle. Der war mein Todtfeind. Es hätte nicht ſein müſſen. Wir hätten in Fried' und gutmüthiger Gegenſeitigkeit Platz nebeneinander gehabt, wie nur je ein Schuſter und ein Schneider hienieden nebeneinander Platz haben können. Aber wir hatten eine gemeinſame Weltanſchauung, wir hielten unter allen Jungfrauen Eine und dieſelbe für die Schönſte und Liebenswertheſte im Kaiſerreiche. Und ſo war es gerade an einem der letztvergangenen Sonntage geweſen, daß dieſelbe Eine mit ihrem Vater im Wirthshauſe war, daß ich mich zu ihrem Nebentiſche hinſetzen wollte und daß der Gori plötzlich vor mir ſtand und ſagte: „Einer von uns Zwei'n iſt dahier zu viel!" Der achtzehnjährige Schneiderlehrling kam gegen den fünfundzwanzigjährigen Schuſtergeſellen nicht auf, und noch ehe ich zum Bewußtſein der eigentlichen Sachlage kam, war ich vor der Hausthür. Zur Genugthuung gereichte mir aber, daß faſt gleichzeitig auch dieſelbe Eine mit ihrem Vater das Wirthshaus verließ, „von wegen dem ſchandhaften Raufen allemal".

So ſtand's zwiſchen mir und dem blaßbraunen Geſellen, der jetzt am Einſchichthäuſel vorbeiging. Er hatte eine Tracht Leiſten auf dem Rücken und nebelte mit ſeiner Porzellanpfeife — ein Weibsbild war d'rauf — langſam an meinem Fenſterlein vorbei. Von dem wollte ich nicht befreit ſein und ſollte ich ſitzen bleiben müſſen im Einſchichthaus ſo lang', bis mein Bart neunmal um den Ofen wüchſe!

Dieſer kleine Vorgang hatte eine merkwürdige Hitze in mich gebracht; nur zu bald wurde es wieder langweilig. Es war ein und das andere Buch da und manches Blatt Papier; leſen, ſchreiben war ja ſonſt meine Paſſion. Doch in ſolchem Aſyle ſoll's ein Anderer verſuchen, mit Belletriſtik die Zeit zu vertreiben; dem rechten Arreſtanten mag's behagen, der weiß, daß Mittags der Proſoß mit der Suppe kommt; und kommt derſelbe Mittags nicht, ſo kommt er Abends.

Um die Mittagszeit ſah ich einen Bettelmann ſich draußen ſonnen. — Der, wenn ich ihm den Schlüſſel hinauslang', iſt gewiß ſo gut und macht auf. — Hättet ihr's mit ihm gewagt? Und hättet ihr nicht den Hochverrath bedacht, der an dem

Meiſter begangen worden wäre, wenn man die Geheimniſſe ſeines wunderſamen Vezirſchloſſes einem Fremden, vielleicht einem Strolche, preisgegeben hätte? — Nein, auf dieſes Aeußerſte kommts noch nicht an. Bleibt der Vagabund nur noch ein paar Minuten ſitzen auf dem grünen Rafen — er iſt ja beſchäftigt — ſo wird Alles gut. Raſch ſchrieb ich auf einen Zettel: „Thue mir die Fankelbäurin doch wen heraufſchicken. Der Schneider iſt eingeſperrt und mag nicht aus.“ Das Papier legte ich zuſammen, verklebte es mit Wachs, dann rief ich zum Fenſter hinaus: „He, guter Freund!“

Der Bettelmann ſprang auf und da er ſah, daß das Haus bewohnt war, murmelte er ſogleich ſeinen Bettelſpruch. Ich reichte ihm durch das Fenſter ein Vierkreuzerſtück hinaus; Geld war in meinem Exil für mich ja ein werthloſer Gegenſtand.

„Aber Ihr müßt ſo gut ſein“, ſagte ich, „und dieſes Briefel da zu dem Bauernhaus hinabtragen, wo ſie den Waſchkeſſel vor der Thür haben, und es der Bäurin geben. 's iſt eine kleine Poſt, und ich hab' nicht Zeit, daß ich hinablauf'.“

Der Mann verſprach's von Herzen gern und torkelte mit meinem Nothſignal hinabwärts gegen den Thalkeſſel, wo die Menſchen leben in Geſelligkeit und Ueberfluß und die großen Güter nicht zu würdigen wiſſen.

Nun verging Stunde um Stunde, und es kam niemand. Ich durchſpähte nochmals alle Vorrathsräume und genoß zur Jauſe Pfeffer und Salz, ein Nahrungsmittel, welches geſtern noch verſchmäht worden war. Als der Abend nahte, begann ich wild zu werden. Ich rüttelte furchtbar an der Thüre, ich verſuchte, ob denn nicht doch die Dachbretter zu durchbrechen wären. Vergelens. Der Spaß fing an, gefährlich zu werden.

„Schneider!“ hörte ich auf einmal draußen ſchreien. Ich ſtürzte zum Fenſter. Der tauſend, das auch noch! Fankelbauers Mariechen ſtand draußen ....

„Aufmachen ſoll ich?“ fragte ſie.

„Sei ſo gut, Dirndl. Da iſt der Schlüſſel. Mein Meiſter hat mich unverſehens eingeſperrt.“

„Der iſt drin!“ rief ſie aus. „Jetzt haben wir gemeint, der Meiſter, und desweg' hat mich die Mutter heraufgeſchickt. Den Brief haben wir ſchon Nachmittag kriegt, wir ſind auf dem Feld geweſen und haben nicht Zeit gehabt. Hätt' ich aber gewußt, daß Du's biſt, ſo wär ich jetzt auch noch nicht heraufgegangen.“

„Haſt was gegen mich, Marie?“ fragte ich beklommen.

„Gar nit. Du wirſt wohl wiſſen, wegen was.“

„Du thuſt alleweil ſo ſtolz gegen mich!?“

„Mir tragt's den Stolz nicht. Aber Dir ſtund's beſſer an, Du thäteſt anders.“

„Möcht' wiſſen, wie Du das meinſt?“

„Was haſt Du mich bei den Leuten in Schanden zu bringen?“ ſagte ſie und ſchluchzte in ihre Schürze hinein.

„Um Gotteswillen, Marie, was haſt denn? Wie ſo bring' ich Dich in Schanden? Geh' her da, zum Fenſter, geh' her und ſag' mir's, wie ſo bring ich Dich in Schanden?“

Anſtatt mir zu nahen, ging ſie noch einige Schritte vom Fenſter hinweg. Ihr lichtes, weiches Haar war loſe, ihr junger Buſen war bewegt, wie der See im Sturm. Ich war ſo aufgeregt, daß ich mich mit aller Gewalt zwiſchen dem Gitter hinauszuzwängen ſuchte.

„So!“ ſagte ſie nun, „das iſt keine Schand, wenn Du über mich Gedichter machſt, daß ich ſo viel fein und fauber wär' und daß ich Dein Schatz thät ſein, und lauter ſo närriſche Sachen! Und gibſt es allen Leuten zu leſen, daß man ſich ſchamen muß, bis unter die Erden hinein.“

Das war ein Schlag für mich.

„Mirzerl", ſagte ich endlich, „wenn Du nur ein Biſſel thätſt hergehen. Mach' auf und komm'. Es wird Dich doch nicht verdrießen, wenn man ſagt, daß Du ſchön biſt!"

„Wenn man den Leuten das erſt muß aufſchreiben, daß ſie's glauben, nachher iſt es ſchon ſchlecht genug."

„Aber ſchau, mein Herz, man redet doch gern davon."

„Willſt reden, Du Lapp, ſo weißt, wo Du mich findeſt. Was brauchen denn andere Leut' zu wiſſen, daß ich Dir gefall'!"

Das ſchreibe ich heute zur Belehrung für Poeten, welche da glauben, Alles und noch ein Uebriges zu thun, wenn ſie ihre Mägdlein beſingen. — „Du weißt, wo Du mich findeſt", hatte Mariechen geſagt.

„Komm' nur einmal herein, wir werden es ſchon ausreden", lockte ich und ſtreckte den Arm aus. „Aber aufmachen mußt. — Da haſt den Schlüſſel."

Sie lachte hell, lachte unter den Thränen des Aergers: „Ich werd' mich hüten, daß ich Dich heut' auslaß. So ein' Wolfshunger, wie Du haſt! da geht kein Menſch ſicher!"

„Willſt mich umkommen laſſen? Bin ich Dir denn gar nichts lieb?"

„Biſt ein ungeſchickter Bub, ſperrt der Schlüſſel von auswendig, ſo wird er von inwendig auch ſperren. Probir' nur einmal."

„Probirt hab' ich ſchon. Es iſt ein Vexirſchloß."

„Biſt ſelber Schuld, wenn Du Dich vexiren (narren) laßt. — Iſt untenauf keine Stiften beim Schloß?"

„Freilich wohl, mit der es feſtgenagelt iſt."

„Bei dieſer Stiften druckſt an, nachher drehſt den Schlüſſel um — nachher geh' ich hinein oder Du heraus."

Mit Macht mußte ich arbeiten, daß ich meinen verklemmten Kopf und Arm vom Fenſter zurückbrachte; ſie ſchaute mit ihren blauen Augen ſo ſchalkhaft auf mich her, daß ich bei mir dachte: Das Ding geht beſſer aus, als ich hab' vermeint.

Dann verſuchte ich noch einmal, und zwar nach ihrer Weiſung das Schloß zu löſen, und ſiehe, die Thür war offen.

Offen war ſie in weiten Angeln, und vor mir lag die Freiheit und das Abendroth — und das Mägdlein lief, was es laufen konnte, davon — davon.

Was ſoll ich noch ſagen? Als ich von der Verfolgung zurückgekehrt war, ſtellte ich die Wohnung in Stand und verſchloß, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß Niemand mehr im Hauſe ſei, mit überaus großer Sorgfalt die Thür.

Hernach eilte ich dem Hofe meiner Eltern zu.

„Jetzt iſt Der da", ſagte die Mutter, „biſt denn nicht im Mürzthal drüben?"

„Was zu eſſen möcht' ich", war meine Antwort.

„Semmelſtrauben hab' ich heut' keine", ſagte ſie, „und ſonſt nimmſt mir ja nichts."

„Mir iſt Alles recht."

So aß ich, und dann ſchlief ich, und am nächſten Tage ging ich in's Mürzthal und ſuchte meinen Meiſter. Der brummte und lachte; aber die Tantalusqualen, welche ich im Einſchichthäuſel erlitten, habe ich ihm nur zuhalb erzählt.

Eine Schreckensnacht im Zillerthal.

Reiſebild von Dr. R. Tyrolt.

Es war am Abend des 14. Auguſt d. J., als ich mit meiner Frau, von einer längeren anſtrengenden Schweizerreiſe in die heimatlichen Alpen zurückgekehrt, von Jenbach mit einem einſpännigen Landwägelchen in's liebliche Zillerthal, das Thal der fichtenbewachſenen Höhen und der ſaftiggrünen, fruchtbaren Matten, einfuhr, um nach überſtandenen Reiſemühen einige Tage der Ruhe und des Behagens inmitten ſeiner freundlich luſtigen Bewohner zu genießen.

„N'r noifahren in's Zillerthal, ſicht ma luſchtige Leut"! dieſer altbekannte Spruch bewahrheitete ſich in allen Orten, durch die uns unſer Rößlein zog. In Schlitters gleich beim Wirthshaus! hei, da gings kreuzfidel her; der ſchmucke Wirth, auch ein Mitglied der bekannten Sängerfamilie Rainer, war eben mit einigen befreundeten Burſchen von der Alm herabgekommen und feierte auf offener Straße mit ſeiner bildſauberen Frau das herzlichſte Wiederſehen. Das war ein Jauchzen, ein Strampfen! Der landesübliche „Tiroler" erquickte wieder die ſeit einigen Tagen des Weines entwöhnten Kehlen. Und in Fügen! wie fröhlich gings da zu, in und vor dem ſtattlichen Rainer'ſchen Poſtwirthshauſe; die einzige officielle Fahrgelegenheit im Zillerthal, der Jenbach-Zeller Poſtſtellwagen war eben angekommen, vollgepfropft mit jungen Leuten beiderlei Geſchlechts, die zum morgigen Schützenfeſte nach Hippach wollten; kräftige ſchöne Geſtalten mit frei und offen blickenden Geſichtern. Das war ein Bewillkommnen und Begrüßen, ein Schäkern und Scherzen; eine wahre, echte Herzensluſtigkeit! Bei Kaltenbach kamen wir an den grünen, waſſerreichen Ziller. Als ich meine Frau auf das ruhig dahinfließende Waſſer aufmerkſam machte, drehte ſich der uns führende Knecht um und meinte: „Sö, mei lieber Herr, der Ziller, dös iſcht oftmals a wilder Burſch!" Wir ahnten nicht, daß wir nur zu bald die entſetzliche Wildheit dieſes Gebirgswaſſers in noch nie vorhergeſehener Art kennen lernen ſollten. In dem herrlich gelegenen Zell angekommen, fanden wir treffliche Unterkunft bei dem mir bereits bekannten Poſtmeiſter Straſſer, ein liebenswürdiger, prächtiger Gaſtwirth, ein echter, rechter Tiroler von altem Schlage.

Am andern Morgen zog ich mit zwei hier ſich aufhaltenden deutſchen Malern, mit welchen ich Abends vorher bekannt wurde, nach dem eine Stunde hinter Zell gelegenen Hippach, wo anläßlich des heiligen Frauenfeſttages ein Umzug der Zillerthaler Schützengarde ſtattfand. Nach Beendigung der Feſtlichkeit unternahm ich noch, über Mayrhofen meinen Weg nehmend, die Partie in den ſchönſten der vier Zillergründe, in den Zemmgrund. Kaum hatte ich den Karlsſteg erreicht, als mich auch ſchon ein ober meinem Haupt ſich zuſammenziehendes ſchwarzes Gewölk zur eiligſten Rückkehr veranlaßte; eine halbe Stunde außer Mayrhofen erreichte mich das Unwetter, das mich auch bewog, den Weg von Mayrhofen bis Zell mittelſt Wagen zurückzulegen. Der Feiertagsabend verging im Kaffeehaus — Zell beſitzt ein ſolches mit einem vorſündfluthlichen Billard — in der heiterſten Stimmung. Was an

Touriſten anweſend war, traf hier nach dem Abendbrot mit den Ortsbewohnern zuſammen und es begannen Geſang, Zitherſpiel und Tanz — und das währte fort bis in die Mitternacht.

Als wir um die erſte Stunde des 16. Auguſt den kurzen Heimweg zum Poſthauſe antraten, ſchüttete es noch immer vom Himmel herunter; wir tröſteten uns ſo gut es ging und hofften zuverſichtlichſt, die liebe Frau Sonne werde uns wohl in den ſpäteren Morgenſtunden freundlichſt begrüßen. Es war am 16. Auguſt, 8 Uhr früh, als ich an's Fenſter trat und auf jedes ſchöne Wetter verzichtend, in den troſtlos herniederrieſelnden Regen hineinſtarrte. Der ganze Horizont war in ein dichtes Schwarzgrau übergegangen, die Wolken hingen tief herunter; alles ließ auf einen anhaltenden Landregen ſchließen. Der Regenguß dauerte denn auch richtig vom 15. Auguſt, 4 Uhr Nachmittags bis 17. Auguſt 3 Uhr früh ununterbrochen fort; zu gleicher Zeit ging in allen vier „Gründen" ein fürchterlicher Wolkenbruch nieder. Die für das Zillerthal ſo furchtbar gewordene Nacht vom 16. auf den 17. Auguſt, welche ich in Geſellſchaft einiger Herren auf dem Balkon des Zeller Poſthauſes wachend erlebte, zu beſchreiben, iſt der eigentliche Zweck dieſer Zeilen.

Am 16. Mittags beobachtete man bereits an den Archen (Schutzmauern) des am Ziller ſtehenden Poſthauſes, ſowie an den Jochen der feſtgebauten Zellerbrücke ein merkliches Steigen des Waſſers. Auf den niedriger gelegenen Punkten des Ortes trat Waſſer aus und in einzelnen Kellern ſpürte man bald die naſſe Einquartierung. Die Leute ſtehen am Ufer, man ſpricht über das immer mächtiger daherfluthende Hochwaſſer, aber Niemand im ganzen Orte denkt an eine weitere Gefahr und ahnt auch nur im Entfernteſten die Schreckniſſe der bevorſtehenden Nacht.

Nachmittags 4 Uhr erregte der immer toſender daherbrauſende und gewaltige Holzblöcke mit ſich führende Ziller denn doch einige Angſt, und die Bauern ſchritten, da das Waſſer, bereits über die Schutzmauern tretend, ihre ebenerdigen Hausfenſter beſpülte, zu Vorſichtsmaßregeln. Man begann die Fenſterläden und die Hausthüren feſtzunageln, die Keller auszuräumen, in denen bereits um 5 Uhr Nachmittags die Leute bis zur Bruſt im Waſſer waten mußten. Das Poſthaus in Zell iſt ſo ziemlich das ſicherſte Gebäude; es ſteht zwar hart an der Brücke; aber von ſtarken Schutzmauern umgeben, außerdem am linken Ufer des Ziller, was inſofern als günſtig für dieſes Haus aufzufaſſen war, als der Ziller eine Viertelſtunde oberhalb der Brücke eine ſcharfe Biegung um eine Wieſe macht und ſo ein directer Anprall der Waſſermaſſen auf das alleinſtehende Poſthaus nicht zu befürchten war.

Unter fortwährendem heftigen Regen wuchs nun von 6 Uhr Abends ab der Ziller bis 2 Uhr früh zu einem Strome, als deſſen Bett gar bald das ganze Zillerthal erſchien. Um 6 Uhr ertönte die Sturmglocke, und nun begannen, leider zu ſpät, die größten Anſtrengungen, vor dem Alles verheerenden und mit ſich reißenden wilden Ziller zu retten, was noch zu retten war.

Man fuhr raſch auf's Feld und holte Frucht und Heu herein, man räumte in den niedrigen Bauernhäuſern die Wohn- nnd Hausgeräthe weg, man trug das Kleinvieh hinauf auf die Böden, trieb Pferde und Kühe auf die nächſterreichbaren Anhöhen. Und es war die höchſte Zeit. Von dem rapiden Steigen des Waſſers kann man ſich gar keinen Begriff machen. Eine uns Touriſten die Wäſche beſorgende Bäuerin, welche, gemüthlich durch das Waſſer watend in's Poſthaus gelangte, konnte nach Verlauf einer Viertelſtunde das Haus nicht mehr verlaſſen, da ſie

sonst von den immer mächtiger gewordenen Fluthen fortgerissen worden wäre. Mit größter Gefahr langte noch der Jenbacher Poststellwagen in Zell an. Die Pferde standen vor dem Posthause bis zur Brust im Wasser und die wenigen Passagiere, zwei Frauen, mußten auf den Rücken der Postknechte in's Haus getragen werden; das Wasser rann bereits bei der Coupéthüre in den Wagen; der Postillon bestieg das Sattelpferd und watete noch auf gut Glück mit den Thieren der Berglehne zu. Die Scenerie war in dieser Stunde eine schauerliche.

Das fürchterliche Brausen des Wildwassers, das Sturmläuten, das Geschrei der armen Leute, die nicht mehr im Stande waren, ihr Hab' und Gut zu retten, da sie nicht aus den Häusern herauskonnten; der lärmende Kampf des ganze Bäume mit sich reißenden Ziller mit der großen Brücke, die unter dem heftigsten Anprall ächzte und krachte, aber Stand hielt, das Austreten des Wassers über sämmtliche Wiesen nnd Fluren, wodurch nun auch die günstige Lage des Posthauses illusorisch wurde, da jetzt die Fluthen kerzengerade auf das Haus zuschossen — dies Alles gab uns eine annähernde Erkenntniß von den Gefahren und Schrecken, die uns die hereinbrechende Nacht brachte.

Zum Posthause in Zell führen sieben Steinstufen. Der Ziller, welcher bereits ganz Zell unter Wasser gesetzt hatte, machte nun auch dieses hochgelegene Haus vollständig unzugänglich. Um 8 Uhr Abends waren nur mehr vier Steinstufen vom Wasser frei. Im Hause des Postmeisters herrschte natürlich, wie überall, die größte Verwirrung. Während Wirthsleute, Knechte und Mägde noch alles Mögliche aus den Kellerräumen zu retten suchten, die vom Wasser bereits umgeworfenen Poststellwägen mit größter Mühe anketteten, die Vorräthe des Hauses in die oberen Localitäten schafften, hatten wir Touristen, auf dem Holzbalkon des Hauses postirt, leider die Gelegenheit, die verheerenden und fürchterlichen Wirkungen eines Hochwassers im Gebirge aus einer nur zu lebensgefährlichen Nähe zu beobachten.

Ich trat um ½9 Uhr Nachts auf den Balkon, den ich erst am 17. August, um 5 Uhr früh, verließ. Soweit das Auge reichte, eine Wassermasse, begrenzt von den Bergen des Thales. Der Ziller brauste bereits über die noch standhaltende Brücke; auf und vor derselben lagen Holzblöcke, Brücken und Stegtheile, Baumstämme, Hausgeräthe, die das wilde Wasser mit sich geführt und, da es sich hier staute, zurückgelassen hatte. Aus allen hochgelegenen Räumen der unter Wasser stehenden Zeller Häuser begann man endlich, auf unser fortwährendes Deuten und Schreien, Laternen auszuhängen und mit brennenden Kienspänen halbwegs die Nacht zu erhellen, um mindestens den Stand des Wassers beobachten zu können, wie auch, um sich mit den Nachbarsleuten zu verständigen, soweit dies bei dem entsetzlichen Brausen des Wassers möglich war. In ganz Zell gab's wohl in dieser Schreckensnacht keinen einzigen Schlafenden. Dabei strömte es wolkenbruchartig hernieder und raubte uns jegliche Hoffnung auf baldiges Aufhören des Unwetters.

Um 11 Uhr Nachts überzeugten wir uns von dem fortwährenden Steigen des Ziller. Von den sieben Stufen am Eingange des Hauses war nur mehr Eine sichtbar.

Unser Interesse concentrirte sich jetzt vorzugsweise auf die gerade unter uns liegende Brücke, die noch immer Stand hielt, trotzdem man von ihr nur mehr das Geländer und das in der Mitte sich erhebende Christuskreuz wahrnahm. Auch ihre Stunde sollte kommen! Um ¼12 Uhr brach die Brücke genau in der Mitte unter donnerndem Gekrach, und wurde die Hälfte vom Ziller fortgerissen. Die andere Hälfte der Brücke mit dem Kreuze

hielt Stand bis 1 Uhr; da kam ein großes Scheunenthor den Ziller herab und — gab ihr den Gnadenstoß. Ein Krach ... ein allseitiger Aufschrei der Leute hüben und drüben und der letzte Rest der Zellerbrücke schwamm dahin... unheimlich ragte das unversehrt gebliebene Kreuz in die schauerliche Nacht! ...

Die armen Zeller weinten und wehklagten um ihre Brücke, wie um einen lieben, alten, nun verlorenen Freund. Die Bauern starrten stieren Auges auf die Stelle, wo jetzt der Ziller jedes Hinderniß für sich beseitigt, die Weiber und Mägde warfen sich händeringend und laut jammernd in der Flur auf den Boden, der biedere Postmeister Strasser, der neben mir auf dem Balkon stand und die Katastrophe mitangesehen hatte, zerdrückte ein paar Thränlein mit der schwulstigen Hand und mit zitternder Stimme murmelte er dem kaum noch sichtbaren Trümmerwerk den letzten Abschiedsgruß nach: „Du gute, alte Brucken, jetzt ischt's mit Dir auch gar!“ ... Es war ein herzzerreißender Anblick! Und diese Leute verloren mit ihrer Brücke auch wirklich einen Freund, einen stummen Zeugen ihrer Lust, ihres Schmerzes, ein Stück ihrer Geschichte, ein Stück eigenen Lebens!

Nach Mitternacht hoffte man jetzt allgemein, werde sich das Unwetter legen, allein vergebens. Das Wasser stieg fortwährend; um ¼3 Uhr Morgens rann es bereits bei der hochgelegenen Hausthüre des Postgebäudes hinein; ... die sieben Stufen waren verschwunden. Um 2 Uhr bot sich uns abermals ein entsetzliches Schauspiel. Zwei kleine Bauernhäuser, dem Posthaus gerade gegenüber, am andern Ufer gelegen, deren Grund vom Ziller vollständig unterwühlt worden war, sanken ohne Geräusch ein und glitten bald auf den Wellen dahin, Menschen und Thiere unter sich begrabend.

Durch dieses schauerliche Ereigniß an den Ernst unserer Lage gemahnt, erkundigten wir uns nun im Hause nach etwa nöthig werdenden Rettungsgeräthen. Nichts war vorhanden: kein Strick, keine Kette, kein Kahn. Wir entschlossen uns nun, falls die dringendste Gefahr des Lebens eintreten sollte, auf zusammengenagelten Tischbrettern zuerst die im Hause in Todesangst und Verzweiflung weilenden Frauen auf die Berglehnen zu bringen und schließlich uns zu retten. Ich gestehe ganz offen, daß ich nicht das geringste Vertrauen zu dieser höchst gewagten, aber allerdings einzig möglichen Rettungsgelegenheit hatte.

Endlich um 3 Uhr hörte es auf zu regnen, das Wasser begann zu fallen. Der Ziller hatte um ½3 Uhr eine Wasserhöhe von 10 Schuh über sein gewöhnliches Bett erreicht. Kein Mensch im Zillerthal weiß sich an Aehnliches zu erinnern, ich sprach alte Bauern, die 60 Jahre zurückdenken und dergleichen nie erlebt hatten. Wie bei den traurigsten und ernstesten Anlässen im Leben fast nie der Humor fehlt, so auch hier; als ich am 17. früh die Postmeisterin wegen des Schadens bedauerte, den der Ziller unter ihren Vorräthen angerichtet, meinte sie ganz ärgerlich: „Jetzt schaun's, Herr Doctor, was nutzen die ganzen Herrichtungen; wir haben den ganzen Keller mit literarischem Kalk ausg'schmiert ... und jetzt ischt der Ziller do' 'nein 'kommen!“

Trotz großer Ermüdung durch die Aufregung der Nacht blieb ich noch bis 6 Uhr wach. Als es gegen 4 Uhr zu dämmern begann, konnte man erst all' das grenzenlose Unglück übersehen, das diese Nacht über das Zillerthal und insbesondere über den Hauptort Zell gebracht. Jammernd sah man die Leute auf den Dächern hocken, während ihr Hab und Gut, sowie das ihrer Thalmitbewohner auf der breiten Wasserstraße dahinschwamm.

Bis spät in den Vormittag hinein konnte man auf dem Rücken des langsam fallenden Ziller, dessen breiiges,

vom Erdboden und Schlamm lichtbraun gefärbtes Waſſer einen widerlichen Eindruck machte, Bäume ſammt den Wurzeln, Mühlräder, Haus- und Scheunenthore, ganze Zäune, Telegraphenſtangen, Feldhütten, Senngeräthſchaften, Brunnen, Wagen, Fäſſer, Betten, Käſten, Wiegen, Einrichtungsſtücke, Heubündel und eine Menge todter Hausthiere herabſchwimmen ſehen. Menſchenleben ſollen leider, wie man hörte, über zwanzig zu beklagen ſein.

An einen weiteren Aufenthalt an dieſer Stätte des fürchterlichten Elends und Unglückes war ſelbſtverſtändlich nicht mehr zu denken; die Wirthsleute ſelbſt baten uns fortzuziehen, da ihr Proviant nicht ausreichen würde, und vorläufig an einen Verkehr mit dem untern Zillerthale wohl gar nicht zu denken ſei.

Mit ſchwerem Herzen ſchied ich von den armen, ſo ſchwer heimgeſuchten Zellern. Mittags nach 12 Uhr kroch ich in Begleitung meiner Frau und eines Führers aus dem Poſthauſe auf den gegenüberſtehenden Heuſtadel; wir wateten durch ein Meer von Schlamm und Moraſt über Gräben, vernichtete Gärtchen und Muhren auf die nahe Bergſeite, welche wir erklommen, um auf nichts weniger als gangbaren Wegen den Rücken des Berges entlang nach Fügen zu wandern, wo wir nach einem höchſt anſtrengenden 5 ½ſtündigen Marſche anlangten.

Wir waren die erſten Boten des Unglücks, das der Wolkenbruch über das Zillerthal in jener Nacht gebracht hatte. Vor Fügen tritt der Ziller auf die tiefer gelegene rechte Seite des Thales und hier begann auch wieder die Poſtſtraße ſichtbar zu werden.

Während unſeres Bergmarſches hatten wir genugſam die traurige Gelegenheit, die entſetzlichen Verheerungen zu überblicken, die der Ziller auch in den zwiſchen Zell und Fügen gelegenen Ortſchaften angerichtet.

Bis Fügen bildete das vor wenigen Tagen noch grüne, liebliche Zillerthal mit Ausnahme des kleinen, hochgelegenen Fleckens Aſchau ein durch den Ziller verwüſtetes Thal voll Schlamm und Geröll, ohne Weg und Steg.

Einſt wirſt Du die Thräne fliehen.

O, weine, liebe Jugend, weine,
So long' die Thräne Dir noch ſüß iſt,
Ein Bote milder Herzenswärme,
Und nicht der herben Kümmerniß iſt.

Denn einſt wirſt Du die Thräne fliehen,
Und lachend laut, trotz inn'rer Peinen ſein,
Doch bitt'rer wird Dein ſchrilles Lachen,
Als heut' Dein ſtilles Weinen ſein.

Hans Malſer.

Kleine Laube.

Im Himmel.

Eine Betrachtung am Tage der Heiligen.

Vor dem Richterſtuhle Gottes ſtand ein junger Muſikant, der in der vorigen Nacht plötzlich von dieſem Leben abgerufen worden war. Sich keines beſonderen Laſters bewußt, wollte der junge Mann ſofort zur Rechten Gottes Platz nehmen.

„Halt, Sünder!“ rief eine gewaltige Stimme, „Deine Wege waren auch auf Erden nicht Gotteswege — Du biſt die Straße der Welt gewandelt!“

Der Muſikant ſah, er habe Gott und Himmel gegen ſich und war auf ſich ſelbſt geſtellt. Er hatte nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen. Daß er ſich rein wußte von ſchwerer Schuld, weckte ſeinen Muth.

„Herr“, ſagte er, gegen den Richter gewendet, „ich bin die Straße der Welt gewandelt, weil Du mich auf die Straße der Welt geſetzt haſt. Ich bin der Schwache und Mühſelige, als den Du mich gemacht haſt. Du biſt der Allmächtige und Allwiſſende, Du haſt es vorausgeſehen, was mit mir ſein wird, warum haſt Du mich erſchaffen!“

„Schweig', Tollkühner!“ rief die Stimme.

„Herr!“ ſagte der Jüngling, und ſeine Wangen glühten, „Du haſt mir die Sprache gegeben. Und ſtehe ich ſchuldig da, ſo klage ich Dich an, Du haſt mir die Sünde gegeben!“

„Ich hätte ſie von Dir genommen, abgewaſchen mit meinem Blute. Aber Du haſt die Gnadenmittel verſchmäht, biſt in der Todſünde geſtorben!“

„Hab' ich den Tod gerufen?“ ſprach der Burſche. „Dein Auge wacht über die Welt, aus Deinem Geiſterchor iſt der Schutzengel, den Du mir gegeben haſt; der war ſtets bei mir, von meinem erſten Mutterſegen bis auf dieſe Stunde, den frage, was ich gethan hab'. Ich weiß mich keiner Erbſünde ſchuldig, als der, arm geboren worden zu ſein. Muſik gemacht hab' ich Deiner traurigen Welt und ein wenig gebettelt dabei.“

„Mit Deinen wollüſtigen Tönen haſt Du die Jugend verführt!“ verſetzte die drohende Stimme.

„Wer gab ihr die Ohren zu hören!“ ſagte der junge Mann; „Herr, verzeihe mir das Wort, aber ich will mein Recht! Ich habe Dich angebetet und Deine Gebote geachtet nach Kräften. Ich will's nur ſagen, mir hätt's beſſer gehen können auf Erden. Du haſt mir Manches vorenthalten, was Du Anderen gegeben. Ich habe nicht gemurrt — habe, Herr, auf Deine Gerechtigkeit vertraut, auf dieſen Tag gehofft . . . Wenn Du mich, o Richter, zu den Verlorenen wirfſt, dann verliere ich nichts Gutes, wenn ich, Schrecklicher, Dich verliere.“

„Deine Gotteslästerung allein ſchon verdient die Verdammniß!“ donnerte des Gewaltigen Stimme.

„Herr!“ ſprach trotzig der junge Muſikant, „ich rede nach dem Verſtand, den Du mir gegeben haſt. Iſt der im Himmel nicht geſtattet, ſo ſende mich zur Hölle!“

Da brach ein gräßlicher Sturm los, wilde Flammenzungen durch die Lüfte

peitſchend. Ein lodernder Blitz zuckte an meine Bruſt — ſo erwachte ich. —

Das hat man davon, wenn man zu ſehr über die Gerechtigkeit Gottes grübelt und vor dem Schlafengehen zu viel Zwetſchkenknödel ißt, dachte ich bei mir, und wiſchte den Angſtſchweiß von der Stirne. Aber — ſann ich weiter — ſo ganz Unrecht hat er nicht gehabt, der arme Muſikant. Wäre ich der Herr geweſen, ich hätte ihm wacker die Hand geſchüttelt, hätte ihm einen guten Sitzplatz im Himmel angewieſen.

Dabei erinnere ich mich, was mir einſt meine Großmutter ſo gerne vom Himmel erzählt hatte. „Ja, mein Bübel“, ſagte ſie, „im Himmel oben iſt eine großmächtige Kirche und da ſitzen die Heiligen in ihren Bänken — ſie duſeln nicht ein — und die Engelein, die thun Muſik machen und der liebe Herrgott thut ſelber Meſſ' leſen; predigen aber thun die Blutzeugen und Beicht hören die Beichtiger.“

„Beichthören?!“ unterbrach ich die Großmutter „wer ſündigt denn da oben noch?“

„Schwätze nicht dazwiſchen! Wer ſagt denn vom Sündigen was? Meinſt Du, es ſind nicht lauter gute Chriſten, die auf das Beichthören was halten? Und jetzt merke weiter, Du Naſeweis; neben der Kirche ſteht ein großes Haus — iſt aber kein Wirthshaus — iſt der Himmelsſaal. Da drinnen ſetzen ſie ſich nachher des Abends zuſammen und eſſen und trinken was. Und die Englein fliegen umher und zünden die Lichter an, mein Bübel, die können wir des Abends ſehen, wenn keine Wolken ſind. Und die Heiligen haben lauter goldene Röcke an, ja, und der lahme Bettelmann, der letztlich beim Knierutſcher drüben geſtorben, der iſt auch dabei und der ſitzt ganz voran an der Seite unſerer lieben Frauen, weil er alle Tag' fleißig den engliſchen Gruß gebetet hat. Und alle Heiligen erweiſen ihm Lieb' und hohe Ehren, weil er auf dieſer Welt ſo verachtet und elendlich iſt geweſen. Und der heilige David ſpielt ihm auf der Harfe was vor und die heilige Roſalia macht ihm die Beine wieder friſch, daß er rechtſchaffen mag tanzen. . . .“

So hat mir mein liebes Großmütterlein den Himmel beſchrieben. Heute muß ſie's ſchon wiſſen, inwieweit ihre Schilderung richtig geweſen — und ich armer Narr weiß es noch nicht. — Ich lag da auf meinem Bett und grübelte, und immer wieder ſagte ich mir: Wäre ich der Herr, dem wackeren Muſikanten wollte ich da oben einen guten Sitzplatz weiſen.

Und ſiehe, wie ich wieder einſchlief, ſaß jetzt nicht der Muſikant im goldenen Himmelsſaal auf einem rothen Sammtpolſter? Und der Herr lächelte ihm zu von ſeinem Throne. Na, was hätte man vom lieben Gott auch Anderes erwarten können! Mit doppelter Innigkeit faltete ich meine Hände und betete ihn an.

Plötzlich aber wurde die ſelige Ruhe durch einen großen Spectakel geſtört. Sanct Peter ſchrie um Hilfe; ein wüſter Geſelle zerrte ihn an ſeinem ſchneeweißen Bart von einem Winkel des Vorhofes zum andern, und ein wilder Haufe von Betrügern, Räubern und Mördern erbrach die Himmelsthür. Mit einem gräulichen Gejohle ſtürmten die Kerle hin gegen den Thron Gottes und verlangten mit wildem Ungeſtüm das Himmelreich. Und wie ſie ihre Anſprüche begründeten! Es war dasſelbe, genau dasſelbe, womit ſich vorhin der junge Muſikant vertheidigt hatte: Herrgott, ich war und bin, wie Du mich gemacht haſt; Dein iſt die Schuld, wenn ich fiel.

Vor ſolch' einem Wahne erſchrack ich noch mehr, als früher vor dem Feuerſturme. Was aber geſchah? Ohne ein Wort zu verlieren, erhob ſich der Herr von ſeinem Throne und ging mit einer Ruhe voll Heiligkeit und Majeſtät von hinnen. Nur einige Wenige — darunter wohl auch der Muſikanten-Jüngling — erhoben ſich von ihren herrlichen Plätzen und folgten dem Herrn. Die hereingeſtürmten Betrüger, Räuber und Mörder aber huben an, nach ihrer Art zu walten in den goldenen Hallen

— und in kürzeſter Zeit war der Himmel zur Hölle gemacht.

Jetzt erwachte ich wieder und jetzt war ich mit mir im Reinen. Zum Fenſter meines Schlafzimmers herein klangen hell die Morgenglocken, das Feſt Allerheiligen verkündend. Ich ſtand auf, um mich zu überzeugen, ob es wahr, daß liegende Menſchen anders denken, als ſtehende — denn ſo behaupten unſere Pſychologen. Doch ſiehe, der Ausſpruch bewahrheitete ſich an mir nicht, im Gegentheile, es dürfte wieder mein Großmütterlein Recht haben, welches oftmals ſagte: Die beſten Einfälle hätte der Menſch im Bett. So ſeltſam meine nächtlichen Traumgedanken auch waren, ſie blieben aufrecht, auch als ich auf den Füßen ſtand, blieben aufrecht beim Anziehen und beim Frühſtück, blieben aufrecht, als ich durch die lärmende Stadt ging, wo Krämer ihre Waaren ausſchrien und das Volk vor den Gauklerbuden johlte. Und die Gedanken blieben aufrecht, als ich in den düſteren Dom trat, in welchem vor einer aufgerichteten Todtenbahre der Prediger die Freuden der Heiligen im Himmel und die Qualen der armen Seelen im Fegefeuer und die Pein der Verdammten in der ewigen Hölle ſchilderte. Und meine in ſtiller Nacht entſtandenen Gedanken blieben aufrecht, als ich hinauswandelte in den reinen, lichten Spätherbſttag, in welchem kein Vogelſang des Jahres abendliche Ruhe mehr unterbrach, in welcher manches gelbe Buchenblättchen langſam durch die Lüfte ſchwamm — der Erde zu, um zu ruhen und dereinſt wieder aufzuſtehen in neuer Geſtalt.

Es iſt ein Gedanke für alle Heiligen und alle Seelen: Wo gute Menſchen wohnen und ein reines Gewiſſen lebt, dort iſt Gott, dort ſind ſeine Himmel.

Und dort wird's ſchließlich auch jenem Bauernknechte noch gefallen, dem des Pfarrers Predigt von der „ewigen Anbetung Gottes alldorten" den Himmel ſchier verleidet hatte. „Alleweil beten", ſagte er, „das muß eine ſaubere Unterhaltung ſein. Na, wenn ich zum Sonntag Nachmittag nicht a biſſel Kegelſcheiben und dazu mein Glaſel Wein trinken kann — verzeih' mir's Gott — ſo bedank' ich mich dafür!" R.

Ein Sommer im Nebel.

Die Witterung dieſes Sommer brachte es dahin, daß ſich faſt alle Menſchen mit ihr geſprächsweiſe unterhielten. Das war ein Greinen und Fluchen unter der Wolkendecke, drei Monate lang. Und wurde das Fluchen zu einförmig, ſo betete man, oder vertröſtete ſich auf den Mondeswechſel, oder man that gar nichts, ſondern war allverzagt — jeglich Thun und Laſſen hatte dieſelbe Wirkung, nämlich keine. Das Barometer ſtieg und ſank; die alten Weiber erſchöpften die ganze Wiſſenſchaft der Bauernregeln — und der Himmel blieb trüb und die Erde war naß.

In den lichten, ſommerlichen Tagen des Mai war Alles darin eins, „daß wir heuer ein heißes, trockenes Jahr kriegen". Das Feld verſprach die üppigſte Ernte, die Maikäfer waren gnädig und die Kornſpeculanten verzweifelten.

Am 24. Mai Nachmittags erhob ſich ein Gewitter mit Streifregen, das ſich bald wieder verzog, aber eine merkwürdige Kühle hinterließ. Der 25. Mai ging ſonnig, wie ſeine Vorgänger, auf, aber gegen Mittag überzog ſich der Himmel mit einem lichten Grau, aus welchem nach wenigen Stunden Wolken hervorwuchſen, und am Nachmittag begann es zu regnen. Von dieſem Tage an war das Wetter gebrochen. Es regnete mehrere Tage lang, dann kamen ſtoßartige Winde, welche mit den Dünſten tagelang kämpften und bisweilen die Wolkendecke durchbrachen. Kaum ſich dieſe Winde aber wieder legen wollten, begann es zu regnen. Anfangs hatte die Erde das Naß mit Gier eingeſogen, aber bald ſtiegen allerorts die Geiſter des Waſſers als Nebelgeſtalten aus der Erde auf — immer und immer wieder

aus der Erde auf, ſie ſtiegen nicht höher, als bis an die Berggipfel, dann regnete es.

Dann kam eine Zeit, da die Wolken erſchöpft ſchienen, ſie troffen nicht, und ſie lösten ſich nicht; ſie ſtanden am Himmel — trüb wie eines Glückloſen Auge, das nicht mehr weinen kann. Allmälig heiterte es ſich aus; da kamen die Gewitter der Hundstage, und jedes hatte ein langes Gefolge von Regentagen. Die Luft war ſtets ſchwül und drückend, und mitten im gleichmäßigſten Landregen erhoben ſich Gewitter mit Blitz, Donner, Hagelſchlag und Wolkenbruch.

Die Leute hofften von einem wechſelnden Monde zum andern; der Mond wechſelte wirklich, aber das böſe Wetter blieb beſtändig. Mancher Morgen ließ ſich trefflich an; auf den Bergen war es heiter, in den Thälern lag der weiße Nebel, der ſich Vormittag ſonſt aufzulöſen pflegt und einem ſonnigen Tag Platz macht im weiten Lande. Dieſe Morgennebel aber hoben ſich und anſtatt zu verdunſten, verdichteten ſie ſich und — regneten.

Das Getreide verdarb auf dem Felde; die Touriſten gingen wonnig aus und kamen naß zurück. Die Bergwirthshäuſer ſtanden öde, wie mitten im Winter, und mancher Gaſtgeber hielt es, wie der Almwirth auf der R. Der hatte nach etlichen ſchönen Tagen zu einem Bergfeſte großen Vorrath an Speiſen und Trank zuſammengeſchleppt und hegte glänzende Hoffnung. Plötzlich war wildes Wetter da, kein Touriſt ſtieg hinan zur R. und der ſchon oben war, ſtrebte in den Wettermantel gemummt dem Thale zu.

„Der Neid iſt's;“ fluchte der Almwirth, „da iſt mir Einer neidig geweſen um die paar Kreuzer und hat was in's Wetterloch geworfen.“

Man fragte nach, wie das wäre.

„Ja“, ſagte der Wirth, „wie wird's denn auch ſein! Darf Einer nur ein Stuck Fleiſch in's Wetterloch werfen, gleich auf der Stell' ſteigt ein Nebel draus auf und iſt ſchlecht Wetter da, das ſo lang' dauert, als bis das Fleiſch unten im Loch verzehrt iſt. — Aber wart' nur, Lump, wenn ich dich derwiſch'; dich ſchmeiß' ich eini!“

„Nachher hört das ſchlecht Wetter erſt gar nimmer auf!“ wendete man dem Manne ein.

„Iſt mir Alles Eins!“ rief er, „wenn ich nichts hab', ſollen die Andern auch nichts haben.“

In ähnlicher Stimmung mag ſich Mancher befunden haben. Es war eine Zeit zum Verzweifeln.

Wir waren gefangen im Thale und im Hauſe und mußten die böſen, ja gräßlichen Berichte aus dem bosniſchen Kriege über uns ergehen laſſen. Wir lechzten nach Labniß und Troſt in der lichten, freien Alpennatur; allein ſo oft wir auszogen, ſchlug uns das Unwetter zurück in die düſtere Stube.

Ich hielt es endlich nicht mehr länger aus; in Nebel und Wind und Regen lief ich davon. Eine der nächſten olympiſchen Höhen war mir der Schneeberg.

Wie eine Flucht war's; von Paierbach, bis auf den Alpengipfel brauchte ich kaum vier Stunden. Als ich den Bahnhof verließ, blinkte zwiſchen dem Gewölke der Morgenſtern hervor; als ich ob dem Thalhofe durch den Wald ging, hub es zu rieſeln an. Als ich in der Felſenenge zwiſchen der Schnalzwand und dem Saurüſſelſtein hinanſtieg, lag in der Morgendämmerung der Nebel ſo dicht, daß ich wie in einen Keller eingemauert ſchien und mich nur wunderte, wie ſich doch die Schlucht immer wieder aufthat und ich vorwärts kam, ohne an die Wand zu ſtoßen. Als ich über die Blößen des Lackenbodens hinſchritt, zog ein ſcharfer Wind, daß ich die Bäume rauſchen hörte, die vor Nebel nicht zu ſehen waren. Als ich auf dem Alpeleck ſtand, ſah ich zwiſchen den treibenden Nebelmaſſen das erſte Himmelsblau.

Als ich bei dem Alpenhauſe zum Baumgartner war, hatte der Wind be-

reits ſolche Löcher in den Nebel geriſſen, daß ich gegen Oſten hin einzelne Theile der Gloggnitzergegend, gegen Südweſten das finſtere Blau der Raxabhänge ſah. An den Lehnen der Kühplacke hinan huſchten mehrmals Sonnentafeln über die grünen Matten. Auf der zirmbewachſenen Schneebergleiten war es, wo ich durch die dünngewordenen Nebel den Sonnenſtern ſah. Als ich den Waxriegel umging, blaute ſich die Himmelsglocke, nur hie und da dunſtete noch zarter, leichter Nebelſchaum.

Die Ausſicht in den Himmel hinein war nun geſichert, aber unten in den Thälern der Schwarza, der Pieſting, und in den Schluchten des Höllthales lag Nebel. Der Ochſenboden mit dem Schutzhauſe lag in ſommerlicher Grüne und Helle da. Im Sonnenſcheine ſtieg ich empor zum Rücken des Hochſchneeberges. Da lag, hin in die Alpen gegoſſ:n das ſilberige Meer des Nebels. Daraus ragten wie Inſelriffe die Spitzen der Rax, der Schneealpe, des Stuhleck, des Schöckel, des Lantſch, des Hochſchwab, des Oetſcher, und der Ennsthaler Alpen. Gegen Oeſterreich und Wien hin lagerten, ſo weit das Auge reichte, dichtgedrängte Wolkenmaſſen, deren oberſte, ſonnige Schichten von der Ferne wie eine Gletſcherwelt zu ſehen waren.

Die Wiener fluchen auch heute wieder über das elende Wetter; in ihren Dachrinnen und Röhren gurgelt das Waſſer, in ihren Kaufhallen, Amtsſtuben und Reſtaurationen brennen die Gasflammen, jetzt um Mittag — und hier auf der Höhe iſt warmer, reiner Sonnentag, ſo reich an Licht, daß die Augen geblendet werden, ſo klar an Luſt, daß man in der tiefſten Himmelsbläue die Sterne zu ſehen vermeint, ſo friſch, ſo frei, daß man jauchzen muß.

Nun blieb ich eine Weile oben, und empfand, warum die Leute ſo gerne auf hohe Berge gehen. Hier unten iſt es ein Streiten und Sorgen allerwege. Ich habe noch Keinen gekannt, dem auf hohem Berg in der Seele nicht wohl war. Ich habe Viele geſehen, die beim Aufſtiege keuchend den Berg verwünſchten — den Berg und auch ſich ſelbſt. Und oben war keine böſe Laune und keine Reue mehr.

Die Ausſicht macht es nicht. Als ich oben ſtand, hob ſich allmälig das Nebelmeer aus der Ebbe zur Fluth. Die fernen Bergſpitzen verſanken, ein kalter Wind ſchnitt und röthlich-graue Nebelmaſſen flogen an den Wänden empor zu mir heran und hüllten mich ein. Ich vermummte mich in alle meine Kleidungsſtücke, markirte mir nur noch raſch die Richtung, die ich — im Falle die Wolken mich heute ganz umſchloſſen halten ſollten — beim Abſtiege einzuſchlagen hätte, und ſetzte mich auf einen Stein. Ich dachte nicht und ich träumte nicht — ich genoß.

Erſt ein Donnerſchlag ſchreckte mich auf, der im Höllthale losgegangen war und in den gegenüberſtehenden Wänden der Rax wiederhallte. Noch ſtand ich über dem Gewitter; aber die Blitze fahren nicht immer zu Boden, ſondern mitunter auch himmelwärts. Und ich ſehnte mich doch zu ſehr nach den Plagen und Klagen dieſer Erde zurück, als daß ich auf ſo hehrer Stätte den „ſchönſten Tod“ hätte ſterben mögen. Manch ein Blitz lohte matt durch den Nebel, als ich niederſtieg; manch ein Donner umgrollte mich. Da ſprach ich zu Gott: „Willſt Du mich nehmen, hier bin ich. Aber wenn Du mir Deine Himmel auf ſpäter bewahrſt und läſſeſt mich noch eine Weile auf dieſer ſchönen Erden, ſo iſt es mir lieber; 's iſt mir zwar Viel nicht recht, hier unten, aber es iſt einmal meine Paſſion, auf dieſer Welt zu ſein.“

Da antwortete Gott: „So magſt noch dableiben; aber naß ſollſt heute werden, bis auf die Haut.“ Und hat Wort gehalten. R.

Fremdenbuch-Poesien.

I.

Auf die Anregung des „Heimgarten", in Bezug auf poetische, originelle und ergötzliche Auszüge aus Fremdenbüchern laufen zahlreiche Zuschriften ein. Wir machen davon hier eine kleine Zusammenstellung.

Aus Aussee, Hotel Hackel, liegt ein vom Buchbinder seiner Zeit prachtvoll ausgestattetes Fremdenbuch vor, dessen erster Inscribent vom 13. Mai 1830 der Erzherzog Maximilian ist. Er reiste wie er pflichtschuldigst angibt, von Linz über Ischl, Aussee, Radstadt, Salzburg nach Linz. Dem folgen große und kleine Herrschaften, wovon die Mehrzahl gemäß der behördlichen Verordnung bloß Namen, Stand und die Reiseroute eintrug. Viele loben die Gegend und die gute Bewirthung, indem sie im Fremdenbuche jedem Reisenden rathen, doch ja in Hackel's Gasthof einzukehren. Daß man schon drinnen sein muß, um den guten Rath im Buche lesen zu können, ist eben — Sache der Reisenden.

Noch im ersten Sommer (1830) erhebt sich folgende Stimme:

Gutes Volk, ihr Steirer!
Bewahre, gutes Volk, den kindlich frommen Sinn,
Doch spurlos laß' die Frömmler ihre Wege zieh'n."

Hierauf kommen andere Verse, manche nicht ohne Talent und Schreibfehler, und es kommen Professoren und andere Schulmeister, welche in der löblichen Absicht, auch einmal witzig zu sein, die Fehler mit dicken Federstrichen anzeichnen.

Freiherr E. v. Feuchtersleben schrieb:

„Steiermark!
Beglücktes Land! — Entzückt schau ich dich wieder,
Ob auch der Mann nicht, wie der Jüngling weich:
Ich lieb', wie einst dein Volk, so treu und biedre,
Und deine See'n und Berge, schön und reich."

Eine Dame schrieb:

„Natur führ' unsern Geist zur Tugend,
Und Tugend führet ihn zur Natur."

Unter den Namen dreier Herren, welche sich am 18. September 1840 in welscher Sprache eingetragen hatten, steht folgendes Denkmal: „Fuhren auf dem Grundelsee zwei Stunden lang, ohne die Schiffleute zu bezahlen, indem sie schändlich davonliefen."

Otto Prechtler bereicherte am 2. August 1843 das Aussee Fremdenbuch mit dem Sonnette:

Aussee.

Im Schoß der Alpen saß sie an der Quelle,
Die keusche Nymphe in dem Nachbaethale,*)
Sie reichte fromm dem Wandrer die Schale,
Gefüllt mit ihrer Berge Nektarwelle.

Der Geist der Mode überschritt die Schwelle,
Die Nymphe wohnt nun in dem Badesaale,
Sie kokettirt beim Diplomaten-Mahle,
Und schläft nicht mehr in stiller Alpenzelle.

Du armes, einst Gespielin ihr und Schwester,
Du Nymphe dieses Thals, verhülltest züchtig
Die Reize, die dich schmücken — wurdest flüchtig.

An deine Brüder klammerst du dich fester,
Und in's Verließ des „dunkeln See's getrieben,
Bist du dir treu — bist Jungfrau noch geblieben."

Ernst Th. Feuchtersleben — wahrscheinlich der Reisegenosse Prechtler's — legte an demselben Tage die folgenden Verse in das Buch:

„Du schönes Thal im schönen Land,
Ich nahle dir an Freundeshand,
Den theuren Bruder fand ich wieder.
. . . . . .
Und ihr, Bewohner, gütereich
So, wie ihr uns nicht fremd geblieben —
So bitt' ich, sei'n auch wir bei Euch
Nicht bloß in's Fremdenbuch geschrieben."

Ein Herr Kartsch aus Wien singt nicht übel:

„Hab d Steiermark gsegn und recht gual hats ma gfalln,
Ja, war i a Mahla, Alls that i ma mahln,
Und kunnt i schön singa, a Liad sang i gwiß,
Wia koans no für Steiermark gsunga worn is.
Doh, i kann nit singa und kann a nit mahln,
Deum sog i's bloß herzli:
Recht guat hats ma gfalln!"

*) Ischl.

An einem nebeldüsteren Sommerabende des Jahres 1845 schrieb eine Dame in's Fremdenbuch:

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Heut' kommt er nicht, er ist besoffen."

Ein begeisterter Tourist erzählt in einem längeren Gedichte, wie er viele Länder der Erde gesehen, aber ein besseres und ein schöneres Land nicht gefunden habe als die Steiermark. Und motivirt das am Schlusse:

„An's Vaterland knüpft uns ein heiliges Band,
's bleibt ewig das schönste, das herrlichste Land."

Worauf ein Anderer unterschrieb:

„Wohr ist's eh'!"

August Ludwig Frankl schrieb am 8. August 1849 in das Fremdenbuch das Gedicht:

„Am Grundelsee.

In grauen Felsen, schwarz umgrünt von Föhren
Ist wallend hin der blaue See ergossen,
Von Schweigen und Geheimniß rings umflossen,
Gewitter können nur die Ruh' ihm stören.

Was aus der Welt die Vögel ihm erzählen,
Die flüchtig wandernd oft herüberschwärmen,
Um sich zu baden, dann am Fels zu wärmen,
Den Eremiten scheint es nicht zu quälen.

Ich ruh' an seiner tief'gen Felsenklause,
Es flüchtet sich zu ihm der Seele Wesen —
So wie wir oft in den Legenden lesen,
Ein müdes Reh vor wildem Jagdgebrause.

O meine Seele, wie bist du beklommen,
Doch wer, wenn er nicht starb in grünen Jahren,
Hat nicht des Lebens wilde Jagd erfahren!?
Die Sieger selbst, sie müssen auch verkommen.

Doch horch, Gesang — aufschallend, bald verschwebend,
Vom Winde hergeweht von frohen Horden —
Ist denn der Felsen Seele laut geworden?
Auf düst're Frag' mir heit're Antwort gebend?

Von Melodie gewiegt und Ruderschlägen
Kommt leicht ein Kahn gezogen durch die Fluthen,
Zwei Mädchen drin, des Abends rothe Gluthen
Verklärend sich um ihre Wangen legen.

Es folgen Blick und Ohr der leichten Fähre,
In ihrer Lieder gold'nes Netz gefangen,
Bis Duft und See den Zauberkahn verschlongen.
Nur daß er war — zeigt meines Auges Zähre."

Am 11. März 1853 erschien der Beamte Frühauf, revidirte die Blätter und ordnete an, daß fürder jede Seite des Fremdenbuchs mit schwarzen Strichen, in Rubriken eingetheilt werde, damit die Leute nicht so allerlei Zeug schreiben, sondern ordnungsgemäß Name, Stand u. s. w. angeben könnten.

Somit war die Poesie verbannt, und die Blätter wurden von dieser Zeit an meist nur gefüllt von den polizeilichen Angaben ehrsamer Brauer-, Sattler-, Schuster-, Schneider- und anderer Gesellen. In die Rubrik „Mit oder ohne Begleitung" schrieb ein Nagelschmied: „Gestern in Steinach auf dem Bettlerheu geschlafen; seither reise ich mit Begleitung." Im übrigen eine öde Wüste. Erst am 19. September 1868 kam L. A. Frankl wieder und schrieb den Spruch:

„Was dich treu bewahre
Vor der Menschen Neid?
Altersgraue Haare,
Und ein Bettelkleid."

Damit haben die Einzeichnungen in dieses Fremdenbuch ihr Ende.

Die Poesien in solchen Büchern sind selbstverständlich nicht immer original und auch nicht immer kurzweilig, so daß wir jenen Dichter begreifen, welcher in's Fremdenbuch auf dem Lindkogel (Baden) schrieb:

„Es kehrt kein Ritter wieder,
Von denen, die vertrieben,
Aus Furcht, er müßte lesen,
Was Alles hier geschrieben."

Hingegen verräth mancher Vers tiefe Empfindung. So z. B. im Buche auf dem Schneeberg:

„Du bist, o Alpenrose,
Der Blume Kron' und Preis,
Die einzige dornenlose
Wohl in der Schwestern Kreis.
Du wohnst als Königine,
So recht auf höchstem Thron,
Und blüh'st in reiner Minne
Dem freien Alpensohn."

Und ein Anderer in's Fremdenbuch am Grundelſee:

„Hier ſitz' ich am See,
Und veegeſſ' auf alles Weh,
Ergötz' mich am herrlichſten
Punkte dee Welt.
Doch koſtet ee Geld!"

Dann wieder Einer:

„O Gott, wie ſchön haſt du die Welt gemocht,
Wenn ſie dein Licht umfließt;
An Engeln fehlt's, und nicht an Peacht,
Daß ſie kein Himmel iſt."

Dieſer Einſeitigkeit in der Weltanſchauung tritt ein Erfahrener entgegen:

„Dos holde Angeſicht
Dee Miez hat mie gefallen!
An Engeln fehlt es nicht,
Doch manchee iſt gefollen."

Etwas trübſeligerer Natur ſind die Wahrheiten im Grundelſee-Buche:

„Geboren, um zu ſteeben,
Gelebt, um zu eeweeben,
Geliebt, um zu leiden,
Geſeh'n, um zu ſcheiden."

Oder:

„Mon ſieht ſich — man lernt ſich kennen — man liebt ſich — man muß ſich teennen."

Nicht weniger ſentimental beſingt im Fremdenbuche zu Weichſelboden Joſefine Gallmeyer die Vergänglichkeit alles Irdiſchen:

„Nichts daueet ewig.
Auch dee ſchönſte Jud' wied ſchäbig."

Im Buche am Leopoldſteiner See finden ſich folgende tiefſinnige Verſe:

„Ich bin ſcho gonz vozogt. Mein Heez
Dös trogt a geoßes Weh';
Deeowegn bin i hee auf Eiſeneez,
Und auſſa do zum See.

Ih möchl holl gern a Dirndl hobn,
Kreuzſauba bis zum Kopf;
Hon gſuocht auf dee Olm, hon gſuocht im Geobn,
A jeds hot ghobt on Keopf.

Geod do bon See, do ſind i oons,
Hot die Kröpflee auf da Beuſt.
Auf n Hols dagegn, do ſtacht ma koons,
Is dös a Freud und Luſt!

Und ſchauts, auf d Leht is ſ' füeo gruckt,
Zwe, doß ſ' koon Kropf nit hol:
Von holſn hobn ſ' ihen einideuckl,
Nachl obends ſpot."

Das Fremdenbuch auf der Gleinalpe erzählt vom Heinrich Martens:

„— dee zittert nicht
Am ſchaurigſten Geſenke;
Und wenn ee wockelt, g'ſchieht es nue
Am Heimweg von dee Schenke."

Hymnen auf die Naturſchönheiten ſind nichts Seltenes; manche Touriſtenſeelen thun ihre Gefühle ziemlich einfach ab. So ſchrieb auf einem herrlichen Ausſichtspunkte (Bürgeralpe bei Mariazell) inmitten der großartigen Alpennatur, Einer das inſpectionsmäßige Wort: „Recht zufrieden!" Wornach ein Anderer beiſetzte: „Na, das freut mich!"

In demſelben Fremdenbuche ſtehen auch folgende Zeilen:

„Die Bäume haben Gipfel,
Die Berge haben Höh'n,
Und Alle bleiben einſam,
Die hohen Sinnes ſteh'n."

Alſogleich iſt der Parodiſt bei der Hand:

„Die Bäume hoben Wuezeln,
Die Beege haben Grund;
Und wee nicht auf den Beeg ſteigt,
Ich gloub': dee bleibt herunt'."

Ein paar Seiten weiter hin ſchrieb eine adelige Dame die kräftigen Zeilen:

„Ich will! Dos Woet iſt mächtig;
Speicht's Einee ernſt und ſtill,
So eißt's die Steen' vom Himmel,
Das eine Wort: ich will!"

Ein Anderer ſetzte bei:

„Du mußt! Dos Wort iſt möchtigee;
Speicht's Einee pflichtbewußt,
So eißt's die Beeg' zum Himmel,
Dos eine Woet: Du mußt!"

Die verſchiedenen Anſichten verſchiedener Menſchen über Wollen und Müſſen werden hierauf weiter geführt, bis die ſo poetiſchen Verſe tief in den Schmutz gezogen ſind.

Hieronymus Lorm erzählt von einem Wiener Millionär, welcher nach einem

köſtlichen Diner in einer reich und weich austapezirten Tragbahre von zwei ſeiner gallonirten Diener ſich auf den Lindkogel bei Baden tragen ließ, und dort in's Fremdenbuch ſchrieb: „Wie wenig braucht der Menſch, um glücklich zu ſein!"

Im Fremdenbuche beim Baumgartner auf dem Schneeberge löſt Einer mit kurzem Worte das Geheimniß manches kritzelnden „Touriſten". Dieſes Wort heißt: „Ich bin auch dageweſen."

Einem rührenden Ausdrucke des Gefühles begegnen wir in dem Fremdenbuche auf Stuhleck. Dort ſchreibt Herr Samuel Veigelſtock aus Wien: „Ach, ſtünden meine Actien ſo hoch, als ich!"

Was der Bärner-Hieſel vom Prinz-Johann-Feſt erzählt.

Am 8. September d. J. iſt in Graz das neue Erzherzog-Johann-Denkmal enthüllt worden. Der Kaiſer ſelbſt wohnte der Enthüllung bei; der ſteiriſche Sängerbund beging ſeine vierte Bundesfeier. Der Tag war ein Feſt fürs ganze Land. Das herrliche Denkmal, ſowie die Feierlichkeiten ſind in den Tagesblättern ſattſam beſchrieben worden. Der „Heimgarten" will hier nur nachtragen, was und wie ein Landmann, der Mathias Bärner, ein Kreuzköpfel aus Oberſteiermark, der dem Feſte beigewohnt, den Seinigen daheim davon erzählt hat.

„Ja, das Graz, das Graz jetzt!" — ſo hub er an, — „ſo fürnehm und ſo luſtig dabei hab ichs noch niemalen geſehen. Ja, juſt ſo, als wie wenn ein Dirndl ihren Schatz lang muß grathen (entbehren) und auf eimal find't ſie ihn wieder. Wie ſie ſich zuſamm wichſt! Wie ſie ſich aufputzt! Und mehr grünen Wald hab ich in der Stadt geſehen, jetztund, als wie oben ſteht auf dem Hochwiesberg. Aus jedem Stein und aus jedem Fenſter ſind friſche Tannenzweige herausgewachſen. Und erſt die Fahnen! Die Kettenbrucken hat weit über hundert Flügel gehabt, daß ſie die Gäſte all hin und hertragen hat mögen, die kommen ſind von oben und von unten. Völlig von einem jeden Haus hat ſo eine Fahne herabgefachelt — meiſt weiß, wie der Winter und grün wie der Sommer; weiß wie der Gletſcher am Dachſtein und grün wie der Weingart im Unterland; weiß wie die Freud, daß wir den Prinzen Johann gehabt, und grün, wie die Hoffnung, daß wir es ſo weit werden bringen, als wie es der Johann hat haben wollen. Und am Abend die Laſter von Lichtern! Geweſen iſts grad, als wie wenn die Grazerſtadt mit hunderttauſend Augen dem Prinzen Johann ſeinem Denkbild entgegen lachen thät. Ja. Aber der iſt dageſtanden mitten auf dem Platz und hat eine graue Kutten angehabt über und über, als wie wenn er ſich nicht eher wollt aufzeigen, als bis ſeine Steirer alle da wären. Und der Herr Vetter ſoll ja auch kommen von Wien. Da darf er freilich die Kutten nicht wegwerfen, daß ſein neu Gwandel nicht etwan eher ſtaubig thät werden. Ja.

Und nach und nach, wie die Leut halt zuſamm kommen ſind, daß Eins hell hat gemeint, die Grazerſtadt wird zu klein — nachher ſind wir's angangen. Was das für ein Leuthauſen geweſen iſt! Glauben thuts kein Menſch! Aber durchgerauſt hab ich mich. Der Prinz Johann iſt allerweil unſer beſter Freund geweſen, und von ſo einem hohen Herrn g'freuts Einen halt doppelt ſo viel. So oft und oft bin ich mit dem Prinzen die Berge abgeſtiegen, habs geſehen, wie freundlich und gut er mit den Leuten umgangen iſt und wie er es Jedem gut gemeint hat. Wir haben Allerhand ausgeredt miteinander allzwei, Eins um das Andere hat er mir angeſagt, daß ich es in meiner Wirthſchaft weiter hab bracht. Und die Arbeit, ja, die hat er verſtanden, als wie der geſcheidteſt Bauer! — Deſſentwegen — durch hinein m u ß ich! und dabei ſein muß ich, wie ſie ihm den grauen Mantel abziehen werden. — Und meinen Kaiſer, den möcht ich wohl

doch auch einmal ſehen. Ja. — Schauts, und wie ich mich zu harter Müh hineingearbeitet hab, daß ich ſchier geſtanden bin auf dem rechten Platz, wo halt die Herrſchaften beieinander ſind geweſen, wo ſie geſungen haben und muſicirt, und trommelt, daß es nur hat gellt — da rennt ſo ein Herrlein mit einem ſchwarzen Schwalbenſchwanz daher und redt mich an: ich ſoll hinaus, thät nicht hineingehören. — Wegen was denn nicht? ſag ich, bin ja ein Steirer. — Wollt's gern glauben, meint er, hätt aber keinen ſchwarzen Rock an; kunnt mich nicht hineinlaſſen. — Was? ſag ich, von wegen ein ſchwarzen Rock da? — Ein' ſchwarzen Rock hab ich freilich nicht an, herentgegen hab ich den weißen lang tragen. — Wär Alles recht, ſagt er drauf, aber Handſchuh! Handſchuh! — Handſchuh ſoll ich anhaben? frag ich, ja, wegen was denn? Fürs Erſt iſts heut kein Bröſel nicht kalt; fürs Zweit iſt es für keinen Menſchen eine Schand, wann er eine Hand kann zeigen, auf der man eine Arbeit g'ſpürt; und fürs Dritt hat unſer Prinz Johann dieſe Hand oft und oft druckt — hat er keinen Handſchuh und hab ich keinen Handſchuh braucht. Ja. — Aber hinausſchummeln hat er mich dennoch wollen; und ſo weh hat mir das than, daß ſie mich jetzt wegdrängen wollen von mein Prinzen Johann ſeinem Denkbild, von wesweg ich ſo weit herkommen bin, daß ich ein Almſträußel kunnt niederlegen auf den ſteinernen Stufen. — Da ſteht weiter drüben unter dem Dach ſo ein gefüges, rothhoſiges Manndl, das nimmts leicht wahr, wie wir, der Schwalbenſchwanz und ich, miteinand warteln. Er macht einen kleinen Wink: ſoll nur bleiben und mich ſchön glatt hinſtellen zum Denkbild. — Leut, da iſt mir ein Stein vom Herzen gefallen. Und wie ich frag, wer er denn iſt, der Herr mit der rothen Hoſen und dem grünen Federbuſchen — da hab ich gemeint, rücklingsfallen muß ich auf der Stell. — Wer iſts denn geweſen? Der Kaiſer ſelber. — Der hat's geſagt: Wenn der Prinz Johann bei Lebzeiten ſchon keinen Unterſchied hätt gemacht zwiſchen Stadtherrn und Bauersmenſchen, ſo ſoll auch vor ſeinem Denkmal kein Unterſchied gemacht ſein. — Und jetzt hättet ihr's ſollen ſehen, wie ſie daher kommen ſind nacheinand: die Bauern, die Jäger, die Holzknecht, die Werksleut und die Halter von der Alm. Und Jeder hat was bracht: Früchte und Kränze: einer aus Kornähren und Feldblumen geflochten; einer aus Obſt und Weintrauben; einer aus Edelweiß und Almrauſch. Ja. Und gar die Tiroler ſind da, ends Leut her, in ihrer ſaubern Tracht. Ihnen gehört er auch, der Johann, und ſo ſind ſie kommen zu ſeinem Ehrentag nach Graz. Und muſicirt haben ſie! und jodeln können dieſe Leut — ich ſag euchs, daß es ſchon eine Paſſion iſt. Wir ſteiriſchen Bauern haben uns gleich zu den Tirolern gemacht und haben gar nimmer auseinander gehen wollen. — Nu, und daß ich erzähl. Wie wir ſo daſtehen, da krachen auf dem Schloßberg auf einmal die Kanonen — der Mantel fällt weg und jetzt — jetzt ſteht das Denkmal da.

In dem Augenblick, ich weiß es nicht, wie mir iſt geweſen. Glänzt hat's nur Alles in der Sonn', und wie ich aufſchau, wer denn oben ſteht auf der Höh': — Ja, ja, er iſts! er iſts ſchon! Prinz Johann! du lieber, du ſaggriſcher Mann, grüß dich zu tauſendmal Gott! —

Jetzt haben wir ſie niedergelegt, unſere Kränze, als wie vor einem Altar. Dabei haben die Steirer das Hoch vom Dachſteinlied geſungen — da hab ich hell gemeint, ich bin im Himmel. — Und dem Kaiſer ſelber haben die Augen glänzt, wie er die Pracht hat geſehen, und wahrgenommen, wie dankbar als der Steirer kann ſein. — Dem Johann ſein Sohn, ein guter Herr, und ſauber gewachſen auf und auf, den Jeder, der ihn kennt, ſo viel gern hat — den hats wohl auch ins Herz hinein gefreut, und

die liebe alte Frau hättet ihr ſollen anſchauen, dem Johann ſeine Gemalin — die Tropfen ſind ihr g'rad von den Augen kugelt — wie ſie ihn ſo wieder ſieht — aus Erz goſſen — ihren Erzherzog.

Na, drauf ſind wir halt gangen das Denkmal beſichtigen. Der Kaiſer voraus und wir Alle hintendrein. Mitten hoch oben ſteht der Prinz. Herunten an den Ecken ſitzen vier Frauen, eine ſchöner wie die andere. Schöne Weiberleut hat man überall gern dabei — aber dieſe vier bedeuten extra was, bedeuten die vier großen Waſſer im Steirerland. Da iſt einmal die Enns, die durch das Gamsgebirg rauſcht, und wo im Berg das Eiſen wachſt. Die Mur, die durch fruchtbare Kornfelder rinnt und mitten durch das ſchöne Graz. Die Drau, die ſchon Schiffe mag tragen zwiſchen den Weinbergen hin. Die Sann, die aus der Wildnuß kommt, hell und klar durch Obſtgärten rinnt und viel heilſam Waſſer hat. Und unter jeder von dieſen Figuren iſt ein zwiefacher Brunnen, da kann jetzt der Steirer Geſundheit trinken ſo oft er will vor dem Johann-Denkmal.

Drauf, am Abend ſind wir im Wirthshaus zuſammenkommen. Da ſind die lieben Sänger geweſen, vom ganzen, weiten Land — da haben wir halt die rechten Lieder wieder einmal gehört. Und die „Almbrüder" ſind auch dageweſen, dieſelbigen braven Leut, die in der Stadt den ſteiriſchen Brauch nicht abkommen laſſen — und ſo iſts kreuzluſtig worden. — Aber einen Handel hätt's auch bald abgeben. No, weil ſie mich zu Mittag mit meinem Lodenrock nicht haben wollen hinzulaſſen, ſo denk ich jetzt am Abend, legſt einen ſchwarzen Rock an. Aber kaum, daß ich ſauber zuſammeng'ſtatzt bei der Thür hinein geh, ſteht Einer da — über und über im ſteiriſchen Gewand. Der zieht mich eppas auf die Seiten und ſagt: Wir haben ein Volksfeſt, wo Alles in der ſteiriſchen Tracht ſoll ſein und es wär uns wohl lieber, wenn Du deinen ſchwarzen Rock wollteſt wegthun. — Ich ſchau ihn an, da kommt mir auf einmal die Gall. Verdammt! ſag ich, beim Tag haben ſie mich nicht hineinlaſſen wollen, weil ich einen Bauernrock angehabt hab, und jetzt bei der Nacht wollen ſie mich wieder nicht heineinlaſſen, weil ich im Stadtrock komm. Und das iſt ein Volksfeſt?! — Der Prinz Johann hat den Stadtrock, oder das Steirergewand, oder den Herzogsmantel anhaben können — unter jedem Tuch iſt er der brave Mann, der Prinz Johann blieben! — Ja, ja, ja, ſagt drauf der Thorwart, geh nur hinein und ſei ſtill. — Still ſein ſoll ich? — So ſei halt luſtig. — Das thu' ich auch, ſag ich und Luſtigſein laß ich mir ſchon lang nicht wehren, und heut ſchon gar nicht.

So iſt allerhand geſchehen und ein klein's G'fehlt hats g'habt, daß wir dem Prinzen Johann zu Ehren nicht auch noch gerauft haben."

In unglücklan Buam ſeini Liada.

Nach ſteiriſcher Mundart von P. K. Roſegger.

Däis vaflixti Geld!

I wißad wul, die wäilche mir
Von Olln die Liabaſt wa!
Het i a Geld, i kriagads leicht,
Und het ſie koans, i kriagads a.
„A larer und a vula Sack,
Däi hobn", ſogt d Welt, „kan guatn Schdond;
Zwen vuli Säick ſchden proupa do,
Zwen lari liegn ſchen woach banond."
Drum, Reichi, nim an reichn Buam,
I nim gſchdod Dir an ormi Mogd;
Aft ziach ma zſom glei iba's Kreiz,
Paß auf, wos d Welt drauf ſogt!

Wos i ſchuldi bi worn af der Olm.

Bin gongan af d Olm,
Hons Geld ghopp na klua (ſpärlich),
Bin in Wirtshaus ausgwichn,
Hon gſchbrouchn ba da Senerin zua.

Geh i nouamol af d Olm,
I woas, wos i tua:
Bawäign an Daſchboarn
Ker i nit ba da Senerin zua.

A Milch und an Buda,
Und sLiegn da da Nocht —
Ka Menſch glabts, wons zohln hoaßt,
Wia viel, daß däis mocht!

Wan i hunerd Johr läib,
Wan i Tog und Nacht zohl,
I kons nit dagwinga,
Wos i ſchuldi bin worn af omol.

Afn Bäit, wou i gtäign
Wir af Rasan daneh,
Do wochſn hioz dornani
Ruatan af d Heh.

Sie wochſn um dHittn,
Iwon Berg und iwa d Äibn,
Sie wochſn um da bluatjugon
Senin ihr Läibn.

Wos is mei Vomäign?
Af da Wieſn a Holm;
I kons nit dazohln,
Wos i ſchuldi bi warn af der Olm!

Bücher.

Johann R. von Kalchberg's geſammelte Schriften, herausgegeben vom Dr. Anton Schloßar. Der „Heimgarten", Dezemberheft 1876 brachte einige Gedichte aus Kalchberg's Nachlaſſe, das Februar- und das Märzheft 1877 enthielten einen eingehenderen Aufſatz über den ſteieriſchen Dichter und deſſen Werke von unſerem verehrten Mitarbeiter Dr. Anton Schloßar. Da dieſe und andere Publikationen über Kalchberg bedeutendes Intereſſe erregten, ſo entſchloß ſich Dr. Schloßar, Kalchberg's Werke in Auswahl neuerdings herauszugeben. Von dieſer Ausgabe, welche dem Neffen des Dichters, Sr. Excellenz Joſef Ritter v. Kalchberg, gewidmet iſt, ſind bisher zwei Bände erſchienen, enthaltend Gedichte und die Dramen „Bertram von Dietrichſtein", „Die Tempelherren", „Die Grafen von Cilli" und „Andreas Baumkircher". Schloßar hat außer einer gehaltvollen Einleitung, welche die ganze Literaturgeſchichte der Steiermark ſtreift und Kalchberg's Biographie enthält, ſowohl die Gedichte als auch jedes einzelne Drama mit Commentaren verſehen, die uns beweiſen, mit welcher Liebe, Sachkenntniß und Gediegenheit der Herausgeber ſeine Aufgabe erfaßt und durchgeführt hat. Dem 3. u. 4. Bande werden des Dichters Bildniß und Facſimile beigegeben werden. Auf die wiedererſtandenen Werke Kalchberg's werden wir nach dem vollſtändigen Erſcheinen derſelben zurückkommen.

Kleine Münze. Skizzen und Studien von Ferdinand Groß. (Verlag S. Schottländer, Breslau und Leipzig, 1878.) Es iſt ein Sammelwerk von Feuilletons. Aber welch' ein Sammelwerk! ein mit Gewiſſenhaftigkeit gemuſtertes, mit Schick aneinandergefügtes, ſo daß es einem einheitlichen Ganzen auf's Haar gleich ſieht. Und von welchen Feuilletons? von den liebenswürdigſten, geiſtreichſten, die Einer mit franzöſiſchem Eſprit und deutſchem Herzen ſchreiben kann. Ferdinand Groß hat auf dem Gebiete des Feuilletons nicht umſonſt den erſten Preis gewonnen. Man leſe „Entre nous", „Verliebte Leute", „Das Wörterbuch der Frauen", „Wie gedruckt und doch geſchrieben." Eine Perle brechen wir unſeren Leſern aus, „Das ſchwärmeriſche Mädchen". Sie zeigt die Vorzüge des jugendlichen Schriftſtellers im heiterſten Lichte.

Intimes Leben. Novellen von Hieronymus Lorm. 2. Aufl. (Hamburg, J. F. Richter, 1879.) Die Leſer dieſes Blattes kennen ihn, ſo wie ihn ganz Deutſchland kennt als einen der allerintereſſanteſten Schriftſteller voll Tiefe und Gehalt. Es iſt der „Weltſchmerzdichter", aber ſeine Dichtungen wirken läuternd, erhebend, erquickend; ſie zeigen, wie mitten im Schmerze dieſer Welt, trotz Allem — Allem, große Gedanken keimen, göttliche Ideen reifen können. Lorm's Domäne iſt die Menſchenſeele, die leidende, ringende, bethörte und ſich doch befreiende Seele. In dieſem Buche — wer das Beſte kennt, der kennt es längſt — ſchenkt er uns nur drei Novellen und eine geiſtvolle Vorrede (ein feuilletoniſtiſches Muſter- und Meiſterſtück), aber in dieſen ſchenkt er uns ein Kleinod. Leſet „Blanche", oder die „Geſellſchafterin", oder das wunderliche „Hol' über", ihr werdet den herzensgroßen Poeten, den gedankentiefen Philoſophen finden.

Ueber Büchner's Schrift: „Stoff und Kraft" und gegen den Materialismus. Vortrag von Dr. E. Sulze. (Dresden, Verlag von Carl Weiß.) Daß es für einen Paſtor nicht immer unbedenklich iſt, vor den Socialdemokraten über religiöſe Fragen zu discutiren, das hat der Hofprediger Stöcker in Berlin erfahren. Nichtsdeſtoweniger ließ ſich Paſtor Sulze in Dresden nicht abhalten, in einer ſocialdemokratiſchen Verſammlung einen Vortrag gegen das Evangelium des populären Materialismus, gegen Büchner's „Kraft und Stoff" zu halten. Dieſer Vortrag, der nun in einer Broſchüre vorliegt, iſt aber in der objectiven, leidenſchaftsloſen, vornehmen Sprache eines echten Gebildeten ausgeführt, iſt ſo ſehr im Geiſte gründlicher Ueberzeugung einerſeits und edler Toleranz anderſeits gehalten, daß er den Zuhörern Achtung und Verehrung vor dem Redner einflößte. Sulze

kämpft nicht gegen die Naturwissenschaft, sondern weist nur auf das Unwissenschaftliche in Büchner's Buch hin; er appellirt nicht stets an die Gottidee der Orthodoxen, sondern an den Sittlichkeitsbegriff der Menschheit und an das Gewissen. Das Werkchen dürfte für alle Kenner von Büchner's „Kraft und Stoff" großes Interesse haben.

Der bedeutendste Bauerndichter Oesterreichs im Bereiche der lyrischen und epischen Dichtung, Franz Stelzhamer, welcher erst vor wenigen Jahren gestorben ist, läuft Gefahr, heute schon vergessen zu werden. Der „Heimgarten" hält es für seine Pflicht, von Zeit zu Zeit das Gedenken an diesen wahren Poeten aufzuwecken; diesmal thut er es durch die in vorliegendem Hefte abgedruckte Erzählung: „Der Todte". Auch Stelzhamer war ein Heimgarten-Mann; genannte Erzählung findet sich in seiner Novellensammlung „Heimgarten", welche 1847 bei Gustav Heckenast in Pest erschienen und heute fast verschollen ist.

Aus guten und bösen Tagen. Dichtungen von L. Raveaux. (Wien, Selbstverlag des Herausgebers.) In diesen Blättern zittern die Freiheitsklänge von 1848 nach. Diese politischen Dichtungen erinnern manchmal an die „Spaziergänge des Wiener Poeten". Doch muthet uns jener Theil des Büchleins, der sich mit der Politik des Herzens beschäftigt, mehr an. Tief empfunden ist das Gedicht:

Leichtsinn und Liebe.

Als ich mein Lieb verlassen,
Da weinte sie um mich;
Doch ich sprach ganz gelassen:
„Mein Schätzchen, tröste Dich!
„Du findest einen Andern —
„Ich eine And're auch;
„D'rum laß' getrost mich wandern,
„So ist's ja Weltgebrauch."

Sie aber hat gesprochen:
„Ich will es Dir verzeih'n,
„Daß Du mein Herz gebrochen,
„Doch bleibt es ewig Dein!" —

D'rauf bin ich fortgezogen
Zur Tiber und zum Belt,
Mich trugen Meereswogen
Hin nach der neuen Welt.
Was d'rüben ich erwarben,
Es brachte mir kein Glück, —
Da Alles mir gestorben,
Kehrt' ich allein zurück.

So steh' ich nun alleine
Und traurig an dem Grab,
Darinnen ruht die Eine,
Die ich verlassen hab'.

Humoristischer Hausschatz für's deutsche Volk. Herausgegeben von Ernst Eckstein. In Bänden von je ca. 20 Bogen, 8°, welche in Zeiträumen von 3—4 Monaten zur Ausgabe gelangen. Unter obigem Titel begann die Verlagshandlung von R. Eckstein in Leipzig ein Unternehmen, welches in sorgfältiger Auswahl und verbunden mit literarischen Charakteristiken das Beste enthalten soll, was der deutsche Humor aller Jahrhunderte auf dem Gebiete der erzählenden Prosa geschaffen hat. Es bringt zunächst humoristische Erzählungen von Ludwig Anzengruber, Ludwig Achim von Arnim, Berthold Auerbach, Ludwig Börne, Franz Freiherrn Gaudy, F. W. Hackländer, Johann Peter Hebel, Paul Heyse, Edmund Höfer, E. Th. Hoffmann, Wilhelm Jensen, Jean Paul, Wilhelm Raabe, Julius Rodenberg, P. K. Rosegger, Friedrich Schlögl, Richard Schmidt-Cabanis, Levin Schücking, Heinrich Seidel, Friedrich Spielhagen, Hans Wachenhusen, Karl Weisflog, Christoph Martin Wieland, Adolf von Winterfeld u. s. w. Ueberall, wo der Sinn für echten, künstlerischen Humor nicht erloschen ist, wird der „Humoristische Hausschatz" ein hochwillkommener Gast sein. Für die langen Winterabende bietet er eine wahrhaft unerschöpfliche Fundgrube des anregendsten Genusses. Da es überdieß nach und nach ein vollständig übersichtliches und dabei kritisches Bild des gesammten humoristischen Schaffens unserer Nation liefert, so wird neben dem Genießen auch das Streben nach literarischer Belehrung zu seinem Recht gelangen.

Besprechungen über pädagogische Fragen zur Verständigung zwischen Elternhaus und Schule. Sechs Programmarbeiten von Gustav Weiland. Zum Besten der Toleranz-Jubiläumsgabe. — Klagenfurt, Verlag von Bertschinger & Heyn. 1878. Aeußerst angenehm berührt die Begegnung mit einem Buche, welches, wie das obenerwähnte, das Ergebniß langjähriger praktischer Thätigkeit ist, sich durchaus auf der Höhe der modernen Wissenschaft hält, jede der aufgeworfenen hochwichtigen Fragen mit erschöpfender Gründlichkeit und dabei in so eleganter, gewählter Form behandelt, daß sich die einzelnen Aufsätze lesen wie eine Reihe anziehender Feuilletons. Das ist die richtige Art, solche Gegenstände zu behandeln! Der Verfasser bringt der Jugend ein volles, warmes Herz entgegen! Was das Buch bringt, ist vollausgereifte Frucht, gezeitigt unter der sorgsamen Pflege der großen Lehrmeisterin Erfahrung! Möge daher dieser bedeutungsvollen Schrift die ihr gebührende Beachtung in vollem Maße zu Theil werden.

Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Kogl. (Vier Bändchen, Wels, Selbstverlag des Herausgebers.) Bauernspaß und

Gemüthlichkeit, wer damit zufrieden ist und nicht etwa die tiefen Gemüthstöne eines Stelzhamer, den klassischen Humor eines Fritz Reuter erwartet, dem sind diese meist launigen, in ihrer Anspruchslosigkeit liebenswürdigen Gedichte auf's Beste zu empfehlen.

Die Verlagsbuchhandlung J. R. Enders in Wien, I., Schellinggasse 5, übersandte uns soeben die 17. Auflage von **Prof. Dr. Gregor Prätorius Wortgrübler.** Neuestes, bequemstes und vollständigstes Taschen-Fremdwörterbuch. Sammlung und Erklärung von mehr als 25.500 fremden Wörtern. Nebst allen Redensarten und Zeichen, die in der deutschen Schrift-, Umgangs- und Amtssprache häufig vorkommen und nach immer für unumgänglich nothwendig und unersetzlich gehalten werden. Mit besonderer Berücksichtigung auf Aussprache, Abstammung und Betonung. — Es gereicht uns zum Vergnügen, nebst jener Empfehlung, welche diesem handlichen Werkchen durch die 17 Auflagen, die dasselbe bereits erreichte, auch unserseits dasselbe Jedermann auf das Wärmste anempfehlen zu können.

Im Anschluß an die Gaethe- und Schiller-Galerie erschien eben eine **Wilhelm Hauff-Galerie.** 12 Photographien, nach den Original-Gemälden der Düsseldorfer Künstler C. Bosch, Ph. Grat-Johann und M. Valkarth, repraducirt in der photagraphischen Kunstanstalt von F. Bruckmann in München, im Verlage von Oscar Eigendorf in Leipzig vorläufig in 2 Ausgaben und zwar Graß-Folio in 6 zweimonatlichen, und Cabinet-Format in 4 einmonatlichen Lieferungen. Wir verfehlen nicht, unsere geehrten Leser auf diese Kunstnovität aufmerksam zu machen

---

Die Howard Isfjordings-Sage. Aus dem Altisländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. (Heilbrann, Verlag von Gebr. Henninger. 1878.)

Die Alpenpflanzen, nach der Natur gemalt von Jos. Sebath, mit Text von F. Graf. 3. Heft (Prag, F. Tempsky.)

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. Vierter Jahrgang. Heft 10, 11, 12. (Berlin, Gebrüder Paetrl.)

Trewendl's Volkskalender für 1879. (Verlag von Eduard Trewendt, Breslau.)

Illustrirter österreichischer Volkskalender 1879. (Mariz Perles, Wien.)

Mären und Geschichten. Gesammelte kleinere Dichtungen von Hans Herrig. (Berlin, Friedrich Luckhardt, 1878.)

Novellen von Otto von Leixner. (Berlin, H. W. Müller, 1878.)

Eine Magdalena ohne Glorienschein. Roman in zwei Bänden von Adolf Glaser. (Berlin, H. W. Müller, 1878.)

Schiller's Werke, illustrirt von ersten deutschen Künstlern. (Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger.) 27.—30. Heft.

Im Krieg und Frieden. Einfache Geschichten aus dem Soldatenleben von Karl Schrattenthal. 1. und 2. Band. (Gera, Robert Hahn's Verlag.)

Kornblumen und Immergrün. Eine Dichtergabe aus Italien von Julius Schanz. (Rom 1878, deutsches Schriftsteller-Hospiz.)

Postkarten des Heimgarten:

M. M. 18. Wien. Bitte mitzutheilen, ob wir Sie nicht beleidigen werden, wenn wir Ihnen über Ihr Gedicht: „Liebesrausch" eine recht aufrichtige Antwort geben.

R. Pragl in L.: „Welch' ein Unterschied zwischen einem Buche und einer Traube? Die Traube wird zuerst gelesen und kommt dann unter die Presse; beim Buch ist es umgekehrt." Ein guter Witz; wo Sie ihn nur her haben mögen! Wir fanden ihn bei Larm.

A. A. U.: Mit Gedichten bereits allzu reichlich gesegnet. Principiell schließen wir vom „Heimgarten" Niemanden aus. Manches Gute müssen wir zurückweisen, entweder, weil es nicht in unser Programm paßt, oder wir für das betreffende Fach bereits auf längere Zeit versehen sind.

M. B. Budapest: Sobald das zu besprechende Werk der Redaction eingeschickt wird, mit Vergnügen.

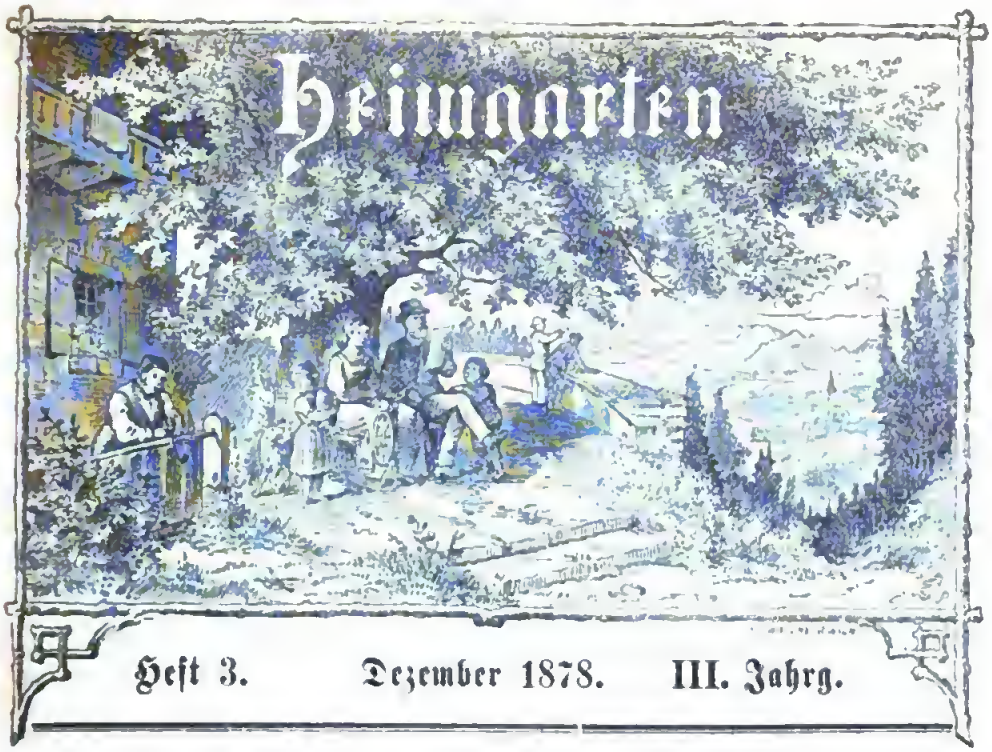
Herrn C. J. Admont: Eine „Prämie" bringt unser Blatt vorläufig nicht. Bei vielseitigem Wunsche vielleicht später.

A. B. Graz: Der Spruch auf dem Erzherzog Johann-Denkmal: „Unvergessen lebt im Volke, der des Volkes nie vergaß" stammt von Anastasius Grün.

S. F. Wien. — C. G. Linz — A. F. — J. P. — R. L. Graz: Nicht verwendbar.

Nothschrei der Redaction! Weiber, erhört doch die Männer, die sehnsüchtig liebend euch träumen! täglich zu Dutzenden kommen die Schlucker und wimmern in Reimen.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.



Heft 3. Dezember 1878. III. Jahrg.

Ich kenne Dich!

Aus dem Leben eines seltenen Reichen. Von **Hans Malser.**

Es geschah in unserem Wien.

Der Spaziergeher auf der Ringstraße bewundert vielleicht die Außenseite der Paläste, welche ihn umgeben, hat jedoch oftmals keine Ahnung von der Pracht und Herrlichkeit im Innern derselben. Selbst der alte Mann, der, auf den Stock gestützt, in eines dieser Palais tritt und durch eine rückwärtige Treppe zu seiner achtzig Stufen hohen Dachkammer emporsteigt, weiß kaum, wie so gar nahe an ihm der Vollgenuß des Lebens seine Stätten aufgeschlagen hat.

Das Gemach, in welchem Baron Rebenbach*) auf dem Sopha ruht, ist gerade so groß, um Alles in sich zu fassen, was in einer Nachmittagsstunde je wünschenswerth sein kann. Die Einrichtung ist von geschmackvoller Pracht, voll weicher Behaglichkeit, voll jener milden Wärme, welche die Wohlhabenheit und Sorglosigkeit gleichsam aus allen Möbeln strömt. Selbst die Natur, die herbe Winternatur draußen that das Ihre, indem sie die äußeren Fenster mit den phantasiereichsten Eisblumen versilberte, so daß das hereinströmende Licht jene Gedämpftheit und Milde gewann, welche den Lesenden so sehr anmuthet.

Baron Rebenbach gehörte nicht allein zu den Reichen, sondern auch zu den Glücklichen. Arm und glücklich, das will viel sagen; reich und glücklich heißt noch mehr. Rebenbach war nicht der Knecht seines Geldes. Er beherrschte es und wußte manchen guten Theil für seine Person umzusetzen in den Genuß der wahrhaften und echten Früchte dieser Welt. Sein Reichthum machte ihn weder nervös, noch blasirt; die werthvollen Gemälde, die seine Salons schmückten, erfreuten ihn wahrhaft; das Theater, die Oper vergnügten ihn thatsächlich; seine reiche und gute Büchersammlung las er wirklich.

*) Da die hier in Rede stehenden Persönlichkeiten noch leben, so sind auf deren Wunsch ihre wahren Namen in dieser Erzählung durch erfundene ersetzt.

So ruhte er auch heute auf dem Sopha, schmauchte eine der allervortrefflichsten Zigarren, die man auf Protectionswegen erhalten kann, und las in einem Buche.

Er schmunzelte dabei manchmal und sagte zu sich: „Das ist köstlich!"

Er war in jenem Alter, in welchem der Körper am begehrendsten, der Geist am regsamsten ist; ersterer ergötzte sich sichtlich an dem feinen Aroma der Havanna, letzterer an dem Inhalte des Buches. Er war ein schöner Mann und bei diesem Doppelgenusse wurde sein Gesicht nur immer noch einnehmender und ausdrucksvoller.

„Köstlich, köstlich!" sagte er und las.

Ein Lakai trat ein und überreichte dem Herrn auf silbernem Teller mehrere Briefe. So interessant ist keine Lectüre, daß sie nicht vor den Sendungen der Post wenigstens auf einige Augenblicke zurückgesetzt würde. Der Baron schlug die Couverts rasch auseinander und durchflog die Zeilen. Die geschäftliche Correspondenz wurde sogleich bei Seite gelegt, für diese ist eine andere Zeit und ein anderer Ort; unter den Privatbriefen fand sich das Schreiben eines Malers, der sein neuestes Bild anbot. — „Nun, wollen einmal sehen, wenn es gut ist!" — Billet von einer berühmten Sängerin, Einladung zu einem Whistspielchen. — „Ah, schön!" — Ein großer Brief ist so fest verklebt, daß das Couvert über und über zerrissen werden muß. — „Ein Bettelbrief, na ja, wer denn? was will er denn? Dieser Käferler wieder! Der alte Miether im fünften Stock. Den Zins kann er nicht zahlen. Ja, lieber Freund, ich glaube, das ist schon das zehnte oder zwölfte Quartal, seitdem Du den Zins nicht zahlen kannst. Na, einmal lassen wir's noch gut sein. — Sonst nichts."

Er griff wieder zu seinem Buche. „Dieser Ferler, das ist ein feiner Geist", sagte er vor sich hin, „nicht bald hat mich ein Buch so mächtig gefesselt, als dieses. Ein Philosoph und Humorist erster Classe, wahrhaftig!"

Nachdem er wieder eine Weile gelesen hatte, blickte er nun zu der mit Wachholderholz kunstvoll getäfelten Zimmerdecke empor und dachte: „Kennt er mich denn wirklich? Wäre es sonst möglich, daß er mich so sehr bloßstelle? Bloßstelle vor mir selbst? Der ganze Menschenkerl, wie er leibt und lebt, ist da drinnen — mit seinem Edelsinn und mit seiner Niederträchtigkeit. Bis auf das verschwommenste Zeug, das Unsereiner gar nicht recht denken kann, das in uns nur so aufdunstet, wie draußen die Märznebel — da hat man's, da steht's klar und deutlich. Der Mensch trägt Ungeheuer in sich herum. Ich getraute mir's in keinem Beichtstuhle zu sagen, was Der mir abgelauert hat und gedruckt vor die Augen aller Welt legt. — Merkwürdig, daß es auf Alle paßt, trotz der scheinbaren Subjectivität. Oberst Kault ist doch eine von mir ganz verschiedene Natur und doch sieht er in diesem Buche seine Innerlichkeit beschrieben, daß ihm bei der Lectüre beinahe unheimlich geworden ist. Baron Sussek, der Allerweltsmensch, will sogar seine Schmetterlingsseele in diesen Blättern gefunden haben, sowie andererseits Professor Noming seine Faustanlage darin abgespiegelt gesehen haben soll. — Das ist das Werk eines Weisen. Der Verfasser muß ein heller Geist sein und alle Schichten der Gesellschaft und alle Eigenschaften der Menschen in sich durchgelebt haben. Der vornehmen Ruhe nach, welche das Werk athmet, scheint er eine hohe Stellung einzunehmen. Das Buch ist neu und nach einer Notiz in der Vorrede erst im vorigen Jahre geschrieben worden. So etwas wird von den Blättern todtgeschwiegen oder höchstens mit ein paar Zeilen abgethan. Dem Professor, der mich auf dieses Werk aufmerksam machte, ver-

danke ich Hochgenuß. Es ist etwas Herrliches um ein gutes Buch. Aber diese rücksichtslose Wahrheit könnte Einen fast verdrießen, wenn sie nicht mit einem so überaus liebenswürdigen Humor gegeben wäre. Hier wirft er mir vor, was ich für ein selbstsüchtiger Patron als Geschäftsmann bin. Hier schreibt er: „Du bist ein sehr wohlthätiger Mann, von dem auch Andere viel lernen können. Wenn Du Almosen gibst, so achtest Du darauf, daß es die Leute sehen. Sie müssen ja ein gutes Beispiel haben." Ferner die Ritterlichkeit gegen Damen. Ich bin ja doch Cavalier, alle Welt weiß es — aber nach dem Dafürhalten dieses Hans Ferler kann der feinste Cavalier ein Wicht sein. — Arg ist es, daß sich die Anwürfe dieses Buches nicht abwälzen lassen. Wer kann hier sagen: das geht Den und Den an, aber mich nicht? Die Beschreibung der Schwächen und Sünden ist so liebreich, daß man sich — der Teufel hol's — gerne als deren Träger bekennt" . . .

Nach solchen Gedanken vertiefte er sich wieder in die Lectüre, bis er plötzlich mit dem Rufe: „Das ist wunderbar!" aufsprang und das Buch auf den Mahagonitisch schleuderte.

„Den Mann muß ich kennen lernen, das ist ein Phänomen!" sprach er und schritt auf den indischen Teppichen hin und her.

Das Buch hatte einen hellgrauen Umschlag und führte den Titel: „Ich kenne Dich! Intime Unterhaltungen von Hans Ferler."

Es blieb nun unberührt auf dem Tische liegen, theils neben, theils auf den vorhin eröffneten Briefen. Baron Rebenbach trat in ein Nebenzimmer, machte kurze Toilette, warf einen Zobelpelz über die Schultern, brannte eine frische Zigarre an und verließ das Haus.

Er fuhr in seine Buchhandlung und hielt Nachfrage nach dem Verfasser des: „Ich kenne Dich!"

Man konnte ihm keine Auskunft ertheilen; das Werkchen, erst kürzlich erschienen, war in Leipzig verlegt; der Name des Verfassers stand in keinem Nachschlagebuch; die Einleitung, welche dem Buche vorgedruckt war, bezog sich ganz auf den Inhalt und nicht im Geringsten auf den Verfasser.

„So wird man doch erfahren können, wo der Mann existirt!"

„Allerdings, wenn sich der Herr Baron einige Tage gedulden wollen und wenn nicht ein absichtliches Incognito vorliegt, so werden wir die Adresse Ferler's ja erfahren. Wir schreiben sogleich an die Verlagshandlung in Leipzig."

Als Baron Rebenbach in sein Palais zurückkehrte, begegnete ihm auf der breiten Marmortreppe der alte Käferler. Arm und mühselig humpelte dieser die Stufen herab; er war krumm und halb verbogen und verwittert, sah aus wie ein Bureaukrat, der Werkelmann geworden ist. Er grüßte höflich und hielt sich an die Wand, als wäre die Stiege nicht weit genug für sechs, geschweige für zwei Personen.

„Wie geht's?" redete ihn der Baron an, und ohne die Frage zu beantworten: „Sie haben wieder einmal kein Geld, Alter?"

„Ich danke, Herr Baron, das macht nichts", war die Antwort.

„Wenn's aber mir was machte, mein Lieber?"

„Gott sei Dank, dem Herrn Baron macht es erst recht nichts. Nicht wahr, deshalb bleibt's doch beim Alten, da oben? Möchte nimmer gern fort; lassen Sie der alten Hausschwalbe ihr Nest. Schwalben bringen Glück."

„Ist schon gut. Wir wollen sehen. Aber auf der glatten Treppe werden Sie einmal ausrutschen. Ist Ihnen die kleine Wendelstiege nicht bequemer?"

Der Alte stieg so hastig als möglich abwärts. Der Baron gab dem Portier Auftrag, es möge darauf ge-

ſehen werden, daß nicht alle Parteien der oberſten Stockwerke die Haupttreppe benützten.

Als an demſelben Abende der alte Käferler zurückkehrte und der Pförtner auf ihn zutrat, ſagte er: „Erſparen Sie ſich's, ich weiß ſchon. Der Herr Baron will in ſeinem Hauſe nicht armen, gebrechlichen Leuten begegnen. Ich an ſeiner Stelle hielte es auch ſo. Recht gute Nacht.“ Dann ging er durch den Hof der Wendeltreppe zu.

Nach mehreren Tagen kam von der Verlagsbuchhandlung in Leipzig der Beſcheid, man wiſſe nicht, ob der Verfaſſer des: „Ich kenne Dich“, der unter einem Pſeudonym aufgetreten ſei, abſichtlich verborgen bleiben wolle; da er aber nicht ausdrücklich zur Nennung ſeines Namens autoriſirt habe, ſo halte man ſich nicht für berechtigt u. ſ. w.

Dieſes Geheimnißvolle erweckte des Barons Intereſſe für das Buch in einem wo möglich noch höheren Grade. Er las jeden Tag darin, er erbaute ſich an der tiefen Weisheit, erquickte ſich an dem wohlwollenden Humor dieſer intimen Unterhaltungen. Oft war ihm zu Muthe, als befinde er ſich auf dem Maskenballe und ein Domino flüſtere ihm ſeine eigenen Geheimniſſe zu. — Wer ſteckt dahinter? Ein guter Freund? Er erinnert ſich nicht, einem Freunde ſeine innerſten Regungen vertraut zu haben. Eine Dame? Pah, Hans Ferler, das iſt der Domino, warum ſoll ſich hinter dieſem Namen keine Dame bergen können? Ein Mann iſt überhaupt kaum im Stande, ſo fein und ſo tactvoll, ſo ſpitzig und ſo einſchmeichelnd, ſo ernſt und ſo gütig zu plaudern. Plaudern? nein, das iſt doch nicht der rechte Ausdruck für dieſe Schrift. Sie iſt ſo tief gedacht, ſo organiſch aufgebaut, ſo objectiv und ſo weltumfaſſend, daß ſie nur der gelehrteſte, erfahrenſte Weltmann zu ſchreiben vermag.

Alle ſeine Bekannten animirte er, das merkwürdige Buch zu leſen und mit ihm nach dem Autor zu forſchen. Graf Bargen wollte das Werk ſogar von ihm entlehnen, allein der Baron klopfte ihm auf die Achſel: „Nein, lieber Freund, das Buch muß man ſich kaufen.“

„Wieſo kaufen?“ fragte der Millionär.

„Wenn wir die Adreſſe des Verfaſſers wüßten“, verſetzte der Baron, „ſo ſollte er Dir auf unſere Bitte ein Exemplar ſchenken.“

„Geht mir weg mit Euren Büchern!“ ſagte der Graf. Er war verletzt.

Eines Tages, als Baron Rebenbach in ſeinem Comptoir ſaß, trat der alte Käferler ein.

„Was wünſchen Sie, mein Guter?“

„Heute habe ich Geld, Herr Baron“, ſagte der Alte freudeſtrahlenden Geſichtes.

„Wollen Sie ſich zum Caſſier bemühen.“

„Ich hätte es gleich gethan, ich wollte mich nur melden, damit Sie, Herr Baron, überzeugt ſein möchten, daß ich auch ohne ſtricte Aufforderung meiner Schuldigkeit nachkomme, wenn —“

Er blieb ſtecken. Sein Blick hing an dem Umſchlag eines Buches, welches auf dem Schreibtiſch des reichen Mannes lag und den Titel führte: „Ich kenne Dich!“

Der Baron bemerkte es.

„Sie, lieber Freund“, ſagte er, „behalten Sie von dem Wohnungszins zwei Gulden fünfzig Kreuzer zurück, gehen Sie in die nächſte Buchhandlung und kaufen Sie ſich dieſes Buch.“

„Ich kenne es.“

„Ich kenne Dich! betitelt es ſich.“

„Ich kenne es.“

„Sie haben es ſchon geleſen? Ei! Jetzt ſagen Sie mir doch, welchen Eindruck es auf Sie, den älteren Mann, gemacht hat?“

„Dieſes Werk“, antwortete der Miethling, „gehört zu jenen Büchern, welche viel gelobt und wenig geleſen werden.“

„Ja, ja, hiermit glauben Sie etwas recht Geſcheidtes geſagt zu haben und mit der Kritik fertig zu ſein. Wiſſen Sie: für ein ſolches Buch gehört wohl nicht bloß das Leſen, ſondern auch das Verſtehen. — Ich bitte nur zum Caſſier zu gehen.“

Der alte Mann machte über eine ſolche Entlaſſung ein ſonderbares Geſicht und ſtolperte durch mehrere Zimmer, bis zum Caſſenwart, wo er, ſeltſam in ſich hineinlächelnd, ſeinen Quartalzins entrichtete. Der Baron, über die Antwort dieſes Mannes etwas pikirt, ſah ihm nach und dachte: Nun ja, er las es nicht, eine Antwort forderte ich ihm doch ab und ſo ſprach er wie ein Recenſent.

Auf dem Fußboden lag ein Stück Papier, in welches der alte Käferler ſein Geld geſchlagen hatte. Der Baron hob es auf; es war beſchrieben und enthielt die Zeilen:

„— trotz alledem macht es Dir, mein Freund, vielleicht manchmal Vergnügen, von Deinem Nachbar etwas Ungutes zu hören und weiter zu verbreiten, z. B. ein unlauter Spielchen, oder einen Feiertagsrauſch, oder wohl gar eine kleine Luderamelei. Du biſt entrüſtet darüber, berechneſt jedoch insgeheim, wie Du auch Dir das Alles nun erlauben dürfteſt, ohne deshalb niedriger zu ſein, als Dein Nachbar. Er ſteht im Debet; Du erfreuſt Dich dagegen des Credits. Darum ſchmunzelſt Du beim Fall des Nachbars ſo eigen in Dich hinein, mein lieber Bruder Sünder —“

Der Mann ſcheint denn doch einiges Intereſſe an dem Buche zu haben, dachte der Baron, dieſen Satz hat er daraus abgeſchrieben. „He, Herr Käferler!“ rief er durch das mehrzellige Comptoir hinaus, „Sie haben hier etwas verſtreut!“

„Das Stückchen Papier?“ rief der Alte heiſer zurück, „ich danke, das brauche ich nicht mehr.“

Bei einem der nächſten Diners, die Baron Rebenbach gab, kam das Geſpräch wieder auf Ferler's Buch. Man ſtritt ſich über den Verfaſſer.

„Ferler iſt eine ſpaniſche Wand, dahinter verbirgt ſich Jemand!“

„Ohne Zweifel.“

„Ein alter Lebemann, der aus Mangel an Thatkraft weiſe geworden iſt.“

„Nicht doch. Er iſt kein Moralprediger. Er trinkt und liebt auch luſtig mit, indem er den Leſer bloßſtellt, weil er ſich ſelbſt enthüllt. Es ſcheint, der Mann macht Experimente mit ſeinem eigenen Herzblut, der Diagnoſe bei Anderen wegen.“

„Indeß ſagt man“, bemerkte ein Anderer, „der Verfaſſer des: „Ich kenne Dich!“ wäre ein Prieſter, vielleicht ſelbſt ein kirchlicher Würdenträger.“

„Einzelne Partien des Buches ſind zwar ganz göttlich; aber gar viel Frommes finde ich nicht darin.“

„Nur ein Mann, der im Beichtſtuhle ſitzt und ſich von tauſenderlei Menſchen die geheimſten Regungen und Schwächen und Wünſche in's Ohr flüſtern läßt, kann ein ſolches Buch ſchreiben.“

„Iſt Shakeſpeare, iſt Goethe ein Beichtvater geweſen?“ warf ein Anderer ein. „Große Menſchen ſchöpfen die Welt aus ſich ſelbſt und nicht aus Einflüſterungen, auch nicht aus Erfahrungen. In Shakeſpeare's Geiſt war alle Welt, vom Köhler bis zum Könige hinauf, vereinigt. War er Bettler? War er Julie? War er Othello? War er Lear? War er Hamlet oder ſein Narr? Er war Jeder — er war Shakeſpeare.“

„Und Ferler iſt Ferler!“

„Aber wer ſonſt noch? Wo wohnt er? Was treibt er?“

Die Sache entſpann ſich bis zu einer Wette. — „Ein Gelehrter!“ die

Einen; „ein Priester!“ die Andern; „ein Staatsmann!“ die Dritten.

Man wendete sich nochmals und zwar mit zahlreichen Unterschriften an die Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Diese antwortete umgehend, es freue sie das Interesse, welches man an dem Verfasser des: „Ich kenne Dich!“ zu nehmen beliebe, allein den Namen könne sie noch nicht angeben. Jedoch erlaube sie sich zu bemerken, daß der Autor genannten Buches die nächste Badesaison zu Gleichenberg in Steiermark zubringen werde. Vielleicht wollte man sich die Mühe geben, den Mann zu treffen.

„Gleichenberg? Wo ich in diesem nächsten Sommer meinen alten Freund, den Grafen W., zu besuchen gedenke!“ rief der Baron, „das wird sich ja prächtig fügen.“

So vergingen einige Monate. Solch' literarische Capricen hoher Herren pflegen sonst in den ersten Wochen schon vergessen zu sein. „Ich kenne Dich!“ lag Mitte Mai wirklich auch schon unter einer dünnen Schichte feinsten Bücherstaubes. Aber die Wette hielt noch vor. Und als Baron Rebenbach nun nach Gleichenberg ging, seinen alten Freund zu besuchen, fand er in seinem Notizbuche: „Ferler, Verfasser des „Ich kenne Dich!“ Sich nach ihm erkundigen.“ In der Fremdenliste fand sich der Name nicht. Der Baron hielt sich längere Zeit im Bade auf; es kamen immer neue Gäste, aber ein Ferler kam nicht. Natürlich wird er hier nicht unter seinem Schriftstellernamen herumwandeln. Dann aber ist es schwer, ihm auf die Spur zu kommen. Der Baron traf manche Bekannten im Bade, selbst Miether aus seinem Hause auf der Ringstraße waren da. Aber auch mit Fremden ging er viel um und sprach, wo es Gelegenheit gab, gerne von dem Buche: „Ich kenne Dich!“ Die Allerwenigsten hatten es gelesen; die Meisten kannten es kaum den Namen nach. Als der Verfasser verrieth sich Keiner.

Der Baron sollte den Badeort verlassen, ohne die Wette entschieden zu haben? Früher wagte er einen Coup. Er veranlaßte bei einem Saalconcerte einen der im Orte gastirenden Schauspieler, Auszüge aus Ferler's Buche vorzulesen und wollte dabei die Mienen der Anwesenden prüfen. Der Verfasser, wenn er wirklich anwesend war, mußte dabei dem Beobachter doch irgendwie auffallen.

Der Baron postirte sich an den Eingang des Saales. Alles strömte hinein, zu hören, was hinter diesem: „Ich kenne Dich!“ doch stecken werde. Viele vermutheten, daß jedem Einzelnen wahrgesagt werden würde, so wie Zigeunerinnen dem Fremden aus der Hand Charakter und Schicksal vorlesen.

Nur ein Einziger wand sich, als die Musikstücke verklungen waren, mühsam durch das Gedränge dem Ausgange zu. Käferler, der alte Miether des Barons war's, dem dieser schon früher mehrmals im Parke begegnet war.

„Wie steht's mit der Gicht?“ redete er den Alten an.

„'s thut sich, 's thut sich. Ich danke.“

„Warum bleiben Sie nicht bei der Vorlesung?“

„Weil es ein Elend sein wird. Passen Sie auf, Herr Baron, er wird die Causerien *declamiren*. Declamiren, wie ein Gedicht von Lenau, wie den Monolog des Hamlet, vielleicht auch, wie einen Liebhaber aus der Birch-Pfeiffer. So etwas mag Gott und das Publikum vertragen, den Autor bringt es um.“

Der Alte hinkte davon. Der Baron sprang ihm nach: „Noch auf ein Wort, Herr Käferler. Was sagten Sie vom Autor? Kennen Sie ihn?“

„Wen?“

„Den Verfasser des „Ich kenne Dich“?“

Der Alte sah den Baron eine Weile an, dann antwortete er: Sollten Sie's nicht wissen? Ich bin

doch der Verfaſſer des Buches. Wir ſprachen ja ſchon davon."

„Sie wären Ferler? Ferler?"

„Käferler. Sie intereſſiren ſich für das Buch und das freut mich."

„Iſt denn das möglich, Alter?" ſchrie der Baron, ſo daß man am Eingange des Saales ihn zur Ruhe ziſchte, weil eben der Vortrag begann.

„Was, zum Kukuk, geht mich jetzt der Vortrag an! — Kommen Sie, kommen Sie mit!" Er zerrte den Alten mit ſich weiter, bis zur nächſten Ruhebank im Parke.

„Mein lieber Herr Käferler", ſagte nun der Baron Rebenbach, „ich weiß in dieſem Augenblick nicht, ſoll ich Sie wahrlich für den feinen Kopf halten, oder für einen Narren."

„Wie Sie wollen", antwortete der Alte.

„Sind Sie wirklich der Verfaſſer des „Ich kenne Dich"?"

„Schriftlich ausweiſen kann ich mich momentan nicht."

Der Baron erhob ſich und ſagte: „Mann, Sie ſind wunderbar. Wiſſen Sie, daß wir Ihretwegen die Wette verlieren? Ja, daß Sie mich geradezu lächerlich machen?"

„Wieſo, Herr?"

„Daß mich Ihr Buchhändler in Leipzig narrt, daß mich alle Welt narren wird? Von dieſem Augenblicke an iſt Ihnen in meinem Hauſe die Dachwohnung gekündet."

„Aber mein Gott, Herr Baron", wendete der Alte ein und erhob ſich ebenfalls, „ſollten Sie etwa eine Stelle im Buche auf ſich beziehen?"

„Alle, faſt alle, mein Freund! Ja, Sie kennen mich, Sie kennen Jeden. Und ein ſolcher Mann wohnt jahrelang in einer Dachkammer!"

„Ich kann nichts dafür."

„Es iſt zu toll. Sie haben lange und haben viel zu mir geſprochen, Herr; nun laſſen Sie mich einmal reden. Wie ſtehen Ihre materiellen Verhältniſſe?"

„Genau für die Dachkammer."

„Daß Sie den Menſchen ſo tief verſtehen! Was müſſen Sie Alles mitgelebt haben! Was ſind Sie nur geweſen?"

„Menſch, ja wohl, ein Menſch", fuhr der alte Käferler faſt ſchwermüthig fort, „der geſucht, gefunden und wieder verloren hat. Nebenbei eine Weile Student, hernach vierzig Jahre lang ein kleiner Staatsbeamter. Seit drei Jahren in Penſion."

„Nein, nein, Verehrter, das, im Buche, ſind nicht die Gedanken eines kleinen Staatsbeamten."

„Man kann ihm das Sprechen wehren, aber nicht das Denken. Was mir zu mündlich ſagen nicht anſtand, habe ich zu Papier gebracht und im Ruheſtande habe ich ein Buch daraus gemacht."

„Sie ſind von Ihrem Verleger doch entſprechend gut geſtellt?"

„O ja. Er hat für die Druckoſten keinen andern Erſatz verlangt, als daß ich ihm für den Abſatz von hundert Exemplaren des Buches garantirte."

Nun ſchwieg der Baron.

„Herr Ferler", fragte er nach einer Pauſe, „wo wohnen Sie hier?"

„Dort im Häuschen bei den Gärtnerleuten."

„Gut. — Sie kennen mich. Sie haben das in Ihrem Buche behauptet und bewieſen. Was glauben Sie, daß ich jetzt thun werde?"

„Ich vermuthe, daß Sie mich zum Abendeſſen werden einladen wollen."

Baron Rebenbach lachte auf. „Nun iſt mir wieder behaglich. Mir war ſchon verteufelt unheimlich neben Ihnen. Es iſt unangenehm, von einem Fremden wie ein Glaskäſtchen durchſchaut zu werden. Ich freue mich, zu gewahren, daß Sie mich doch nicht kennen, wenigſtens nicht ganz." Er reichte dem Alten die Hand: „Leben Sie wohl!"

Dann ging er ſeiner Wege.

Am andern Tage ſprach man überall von dem Buche, aus welchem

Abends zuvor der Schauspieler ein paar so treffliche Capitel vorgelesen hatte. Einer erkundigte sich bei dem Andern, wo man dieses: „Ich kenne Dich!“ doch geborgt haben könne. Keiner hatte es. Daß es auf dieser Welt auch Buchhandlungen gibt, wo man die ausgezeichnetsten Bücher um billiges Geld zu kaufen kriegt, das fiel natürlich Niemandem ein.

Baron Rebenbach war an diesem Tage etwas sehr beschäftigt, ließ auch den Telegraphen spielen, was man bei einem solchen Herrn wohl gewohnt sein mag.

Der alte Käferler kehrte sich nicht viel an den Enthusiasmus der Leute. Er kannte das. 's ist Mode für einen Tag. Sie blickten ihm nach: „Das ist der Verfasser.“ Heute hätte er Lorbeeren haben können, so viel sein graues Haar zu tragen im Stande gewesen wäre. Er fühlte sich dafür schon zu alt. Wer ihm lieber das Gichtleiden nehmen wollte, welches er sich jeden Winter in der frostigen Dachkammer an den Leib zog!

Am übernächsten Tage brachte der Diener des Barons Rebenbach ein Paketchen für den Alten in's Gärtnerhaus. Als es Käferler öffnete, fand er sein Buch: „Ich kenne Dich!“ Ueber den grauen Umschlag lag eine Visitkarte folgenden Inhaltes:

„Habe Ihr Ich-kenne-Dich gelesen. Nachdem ich mittlerweile Ihre Bekanntschaft gemacht, überschicke ich Ihnen das Buch und empfehle Ihnen dessen Studium vom ersten bis zum letzten Blatte. Es wird Ihnen gut bekommen. Baron L. Rebenbach.“

„Was soll das?“ fragte sich der alte Pensionist. Er hob den Umschlag — „Wie? Eine Hundertguldennote? — Noch eine? — Eine dritte?“

Fing in solchem Buche an zu blättern; keine Zeile Text; lauter Illustrationen; jedes Blatt war eine nagelneue Hundertguldennote. Der Stücke einhundertzehn, genau so viel, als sein Buch Blätter zählte.

Und zum Schlusse, als Epilog des kostbaren Werkes lag ein Brief, der also lautete:

„Lieber, geehrter Herr Ferler!

Verzeihen Sie doch diesen Scherz, welchen ich mir erlaubte, um den hier nachfolgenden Ernst plausibler zu machen. Sie sind Poet und Philosoph zugleich; jedoch wer der Welt ein Werk schenkt, wie Sie es gethan haben, der hat nicht das Recht, zu darben. Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich es profanen Sinnes versuche, Ihr Buch mit Banknoten aufzuwiegen. Wir reichen Leute sind zu arm, um eine solche Geistesthat besser lohnen zu können. Und selbst an dieses unzulängliche Entgelt knüpfe ich noch eine große Bitte. Sie kennen mich. Hielten Sie mich für werth, mein Freund zu sein? Ich sehne mich nach geistigem Verkehr mit einem weisen Manne. Bleiben Sie in meinem Hause, und suchen Sie in demselben zu vergessen, was Sie in demselben an Entbehrung und unwürdiger Behandlung gelitten haben mögen. Sie werden bei mir frei sein, wie im eigenen Hause. Wenn ich heute Mittags erscheine, um Sie zu holen, kommen Sie mit Ihrem

L. Rebenbach.“

— — — — — — — — — —

Und als der Baron um die Mittagsstunde im Gärtnerhause erschien, trat ihm der alte Mann entgegen und drückte ihm die Hand. Er sagte kein Wort, sein Auge war feucht.

Nach Tagen, als sie nach Wien in's Palais zurückgekehrt waren, sprach er zum Baron: „Das ist das erste Dementi auf mein Buch. Dich habe ich nicht gekannt. Ich hielt Dich, wie alle Anderen Deines Gleichen. Meine Klugheit ist dort zu Ende, wo Dein Edelmuth beginnt.“

„Laß' das, lieber Freund, ich lernte viel aus Deinem Buche.“

„Und ich aus dem Deinen“, versetzte der Alte und legte seine Hand auf den Banknotenband. „Jetzt erst kann ich sagen: Ich kenne Dich!“

Ein Auftritt im Palaſte.

Aus den Schriften des müden Mannes.

Baron Eſtburg befindet ſich im Salon ſeiner Frau. Er lieſt die Zeitung. Die Hand, die das Papier hält, zittert, und wäre die Frau Baronin nicht zu ſehr von ihrer Stickerei in Anſpruch genommen, ſo müßte ſie bemerken, wie bleich der Mann iſt, der vor ihr ſitzt und mühſam ſeine Haltung behauptet.

Er hält es nicht lange aus. Er ſteht auf und durchſchreitet das teppichbelegte Gemach. Der ruheloſe Umgang ſoll ihn ruhiger machen.

Das dauert eine Weile. Die Baronin, eine blaſſe, zarte, vornehme Frau, hat nun doch längſt mit ihrer Stickerei aufgehört und blickt ſtill und gramvoll auf den immer bleicher werdenden Mann. Was er nur haben mag? So wie heute, iſt er ſeit lange. Es iſt thöricht, aber ſie hat eine ſo ſeltſame Furcht, eine ſo qualvolle Bangigkeit! Sie ahnt etwas, aber das iſt ſo furchbar, daß — ſie's nicht ausdenken kann.

Sie ſteht auf und geht zu ihm hin, ſie muß zu ihm reden.

Sie. Du biſt gedankenvoll. Seit einiger Zeit quält Dich eine Sorge, die Du mir verhehlſt. Warum ſchmälerſt Du mir das Recht der Frau: auch in ſchweren Zeiten das Weib des Mannes zu ſein? Es geht in unſerem Hauſe ein Etwas vor, ein ernſtes, vielleicht ein verhängnißvolles Etwas, und ich weiß nichts davon. Du thuſt ſehr Unrecht, mein Freund.

Er. Ewige Frauenſorge! Wenn ihr nicht immer etwas habt, das ihr bejammern und beſeufzen könnt, iſt euch nicht wohl. Wir müßten Unglück austüfteln, nur damit ihr euch nach Herzensluſt in eurem Lebenselement umhertummeln könnt! Iſt ein Elend da — nun ſo iſt es ein Elend. Habt ihr aber keines — anſtatt dem Himmel mit erhobenen Händen zu danken, wird ſchnell eins zuſammengeſchneidert. Die Thränendrüſe muß immer gepreßt ſein. Es iſt unausſtehlich! Jedes Wort wird von euch controlirt, jeder Blick, jede Miene erhält in euch ſeine Beobachterin, ſeine Richterin.

Mein Himmel! man kann doch nicht immer vom neuen Ballet reden, man darf doch einmal ſeine Höflichkeit in Schlafrock und Pantoffel ſtecken und ſich die verdrießliche Nachtmütze über die Ohren ziehen. Aber freilich, dann wird ſofort lamentirt.

Sie. Du biſt ungerecht, weil Du Dein Unrecht empfindeſt. Es iſt mehr, als bloße Verſtimmung; es ſind ernſthafte Leiden — wir ſtehen am Rande eines Abgrundes.

Er. Du ſchwärmſt, meine Gute.

Sie. Sieh mir in's Auge — Du biſt ruinirt.

Er. Thorheit!

Sie. Wurde dieſes Wort von Deinem Herzen geſprochen, oder ſagteſt Du's nur, um die Erniedrigung der Lüge zu mindern? ... Aber vielleicht willſt Du mich ſchonen? Vielleicht glaubſt Du, meine weibliche Schwäche hätte nicht die Kraft, den Verluſt eines Vermögens zu ertragen? ... Mein Freund, weißt Du nicht, daß im Unglück die Frau das ſtarke Geſchlecht iſt? ... Ich flehe Dich an, gib mir Wahrheit! Vielleicht, daß doch noch Hilfe zu finden! Beginnen wir damit, uns ſelbſt die erſte zu geben. Wozu dieſer unheimliche Pomp, dieſer er-

logene Aufwand?! Glaubſt Du, ich bedürfe dieſer Geſchmeide, dieſer koſtbaren Roben? Ich lege ſie ab, wie eine Laſt. Nicht immer müſſen wir Diamanten zum Schmucke unſerer Schönheit beſitzen. Mir iſt, als müſſe eine glückliche Thräne in unſerem Auge ſtrahlender leuchten, als das Diadem auf unſerer Stirne; als müſſe das einfache Wollenkleid uns edler ſchmücken, als der glanzvolle Atlaß. Sage ein Wort und ich werfe Alles von mir.

Er. Welche Großmuth! Dieſer Edelſinn will meine Demüthigung; aber Dein Opfer iſt nicht nothwendig. Uebrigens — wäre, was Du fürchteſt, wahr und wir ſtünden an dem Abgrund des Ruins, glaubſt Du, Dein Diamantendiadem oder die Livrée unſeres Kammerdieners könnten uns vor dem Sturze bewahren? Dein Glück hätte viele Thränen zu weinen, wollte es Dir deine Juwelen erſetzen. Behalte Alles — jetzt wenigſtens noch. Ich ſehe den Glanz lieber auf Deinem Haupte, als in dieſen wehmüthigen Augen. Verzeih' meiner trotzigen Natur, die ſich oft einbildet, in rückſichtsloſer Herbheit ihren vollkommenſten Ausdruck zu finden. Du ſiehſt recht; ich bin ſorgenvoll — Fernande gibt mir zu denken.

Sie. Unſere Tochter?

Er. Was will das ſeltſame Mädchen, was geſchieht mit ihr? Seitdem ſie verheiratet, iſt's, als habe ſie ihr Leben begraben. Dieſe unheimliche Narrheit fängt an mich zu quälen.

Sie. Iſt ſie etwa ein Vorwurf für Dich?

Er. Ich verſtehe Dich nicht.

Sie. Biſt Du an dieſem verfehlten Leben ſchuldlos?

Er. Was meinſt Du? Graf Andreas iſt vornehm, reich, ein Cavalier. Ich wollte das Glück meiner Tochter.

Sie. Haſt Du Fernande gefragt, ob das, was Du Glück nennſt, auch für ſie Glück iſt?

Er. Habe ich ſie zum Altar hinſchleppen laſſen? Sie hatte ihren freien Willen.

Sie. Den Willen eines Kindes —

Er. Haſt Du nicht ſelbſt für dieſe Heirat geſtimmt? Fernande kam in die glänzendſten Verhältniſſe. Du warſt entzückt über dieſe Partie.

Sie. Wer konnte denken, daß es ſo kommen würde.

Er. Was meinſt Du mit dieſem ſchmerzlichen So? Hat ſie nicht Alles, was ſie wünſcht! Die Welt beneidet ſie; der Graf trägt ſie auf Händen — unmöglich kann ſein einſtiges Verhältniß zu der Schauſpielerin Fernande unglücklich machen.

Sie. Ich glaube kaum. Aber Andreas ſollte mehr Rückſicht nehmen ... Du ſollteſt mit ihm reden.

Er. Das kann ich nicht. Aber mit Fernande möchte ich ſprechen.

Sie. Willſt Du das nicht mir überlaſſen? Glaube mir, das Wort einer Mutter iſt hier beſſer am Platz. In dem Leben jeder Frau kommt ein Augenblick, in dem ſich ihr ſeeliſches Schickſal entſcheidet. Ich habe Fernande beobachtet, und ich fürchte — —

Er. Mache das ſpäter ab. Jetzt muß ich mit ihr reden. Ich bitte dich, rufe ſie zu mir.

Sie. Ich thue es ungern.

Die Baronin geht. Wenn er ihr wieder entgegentritt, wird er ihr ruhig die Hand reichen können, oder — — nein, er will es nicht denken, jetzt noch nicht ... Aber er muß dafür ſorgen, daß, wenn es geſchehen muß, es gleich geſchehen kann. Im Nebenzimmer ſteht das Käſtchen mit dem geladenen Piſtol — das wird's dann zu Ende bringen. Doch noch iſt's nicht ſo weit: noch einmal will er verſuchen, noch eine Hoffnung iſt ihm geblieben ... Er denkt, was die ſtille, milde Frau zu ihm ſprach.

— Ruinirt — — wie gelaſſen ſie das ſagte! Ob ſie ſich wohl klar machte, was für ein Elend ſie nannte? Sie dachte an ihre Roben, an ihren Schmuck, als wäre Alles abgethan, wenn ſie von Arm und Hals das Gold ſich herabreißt. Den Abgrund,

der ſich vor uns aufthut, kann kein Geſchmeide füllen und keine Frauenhand überbrückt ihn. Ueber der Pforte, durch die ich in ein neues Leben eingehen müßte, flammt das Wort: ehrlos; und unſichtbare Hände ſchreiben daneben: Ihr, die ihr hier eintretet, laſſet alle Hoffnung zurück!

Er fährt ſich mit der Hand über die Stirne; kalter Schweiß macht ſie feucht. Er trocknet ihn mit ſeinem Tuche und tritt vor den Spiegel: Seine Tochter kommt — wie mag er ausſehen? Wunderſam, man ſieht ihm nichts an; er ſieht aus wie gewöhnlich, etwas überwacht, das iſt Alles.

Fernande iſt eingetreten. Sie iſt bleich, wie ihr Vater. Sie iſt ſehr ſchön und ſehr ſtolz.

Der Vater geht ihr entgegen und reicht ihr die Hand. Wie kalt die ſchmale, vornehme Frauenhand in der ſeinen liegt. Er führt ſie zu einem Divan; ſie dankt ihm.

Fernande. Sie wünſchen mit mir zu ſprechen, mein Vater?

Er. Ja. Setze Dich zu mir, mein Kind ... Hat Deine Mutter recht geſehen — Du biſt nicht glücklich, Fernande?

Fernande. Sie können meine Mutter beruhigen. Uebrigens — wollen Sie mein Glück zum Gegenſtand unſerer Unterredung machen, dann bitte ich: brechen wir ab. Wir würden uns doch nicht verſtehen.

Er. Ein ſchmerzliches Wort von einer Tochter zu ihrem Vater geſprochen.

Fernande. Laſſen wir das ... Was haben Sie mir zu ſagen?

Er. Ich muß Dir zumuthen, Deine Aufmerkſamkeit Verhältniſſen zuzuwenden, die für Frauen wenig erquicklich ſind. Du erinnerſt Dich vielleicht Deines Lebens im elterlichen Hauſe. Der Rang Deines Vaters, der alte ehrwürdige Name, den er führte, verpflichteten ihn, in der Geſellſchaft Stellung zu nehmen .... Es iſt unnöthig, Dir die Anſchauungen auseinander zu ſetzen, von denen ich mich nur zu ſehr beeinfluſſen ließ. Ich bin noch nicht ſo weit gekommen, das, was mein Selbſt ausmacht, ſo ohne Weiteres von mir werfen zu können, noch vermag ich einzuſehen, daß mein Leben ein Irrthum geweſen. Ich dürfte nach dieſer Erkenntniß nicht weiter leben ... Doch auch das gehört nicht hieher ... Du weißt, in welchen Verhältniſſen Du aufwuchſeſt: in den glänzendſten. Deine Umgebung machte es ſich zum Berufe, in Dir die Erbin zu ſehen; ich ſelbſt that Alles, Dich in dieſem Glauben zu beſtärken. Ein prächtiges Haus in der Stadt, ein Landſitz, Equipage, Diener, Putz — — mein Kind, es iſt furchtbar, daß Dinge, von denen man gewohnt iſt, ſie als ſelbſtverſtändlich hinzunehmen, als nothwendig zum Leben, nicht nur unſer Glück vernichten können — Tochter, auch unſere Ehre. — —

Sie ſitzt ihm gegenüber, ſtill, regungslos. Wenn ſie ſich nur einmal bewegen würde, nur einmal reden, oder nur weinen! Aber dieſes ſtarre Geſicht — der Mann friert, ein Schauer durchfährt ſeinen Körper. Fernande ſieht es, und bleibt kalt und gleichgiltig. Ob ſie weiß, was kommen wird? Keine Miene verräth es. Sie iſt ſo ruhig wie vorher, ihre Stimme iſt ſo wohllautend und feſt wie immer, nun ſie zu ihm ſagt:

— Sprechen Sie weiter.

Er. Es iſt furchtbare Demüthigung! ... Ich täuſchte Dich und Deine argloſe Mutter. Der Glanz dieſes Hauſes war von Wucherern erkauft. Ich beſaß nicht den Muth, meine Stellung in der Geſellſchaft aufzugeben und über mich die Achſeln zucken zu laſſen. Ich hatte nicht die Kraft, mich durch Wahrheit zu retten. Die Welt wird mich ſchuldig finden; Du und Deine Mutter werden mich verdammen. Es ſpricht ſich ſo leicht aus: ſei arm und bleibe ein Ehrenmann! ... Wenn die Welt wüßte, wie viele von meinesgleichen ſich mit den Feſſeln ihres Ranges hinſchleppen, wie das eine Wort „Re-

präſentation der Familie“ den Sturz einer Familie veranlaßt, wie es uns zuletzt ſo weit bringen kann, unſeren ſtolzen Namen unter Wechſel zu ſetzen, vielleicht noch ſchlimmer — — o ſtill! Ich vermag es nicht; erſpare es mir! ... Die Krone über unſerem Wappen iſt unſer Fluch; heute empfinde ich das.

Fernande. Erſt heute — ich habe es immer empfunden.

Er. Du, meine Tochter?

Fernande. Wundert Sie das? Iſt es denn etwas ſo Außerordentliches, zu begreifen, daß die Menſchheit nicht durch den Stempel einer Grafen- oder Fürſtenkrone ihre Hoheit empfängt? Halten Sie das für eine ſo wunderbare Denkungsweiſe, wenn erbärmliche Vorurtheile uns empören? Ich trage meinen vornehmen Namen wie mein Diadem, das meine Stirne drückt. Beides von mir zu werfen, wäre Erleichterung.

Er. Aus Deinem Munde dieſe Worte zu hören, verwirrt mich.

Fernande. Es wäre vielleicht beſſer geweſen, ſie nicht ausgeſprochen zu haben .... Doch Sie ſind noch nicht zu Ende.

Er. Ich will kurz ſein. Wir lebten über unſere Verhältniſſe. Ich bin in den Händen meiner Gläubiger. Es iſt — es war nur ein Aufſchub von Jahr zu Jahr, eine Gnadenfriſt. Ich hoffte immer, mich wieder erheben zu können. Da kam ein Tag, wo ich nichts mehr hoffen durfte, und an demſelben Tag die Ausſicht auf Hilfe. Alles konnte wieder gut werden, das Haus vor dem Sturze bewahrt bleiben, die Ehre der Familie gerettet werden — ja wohl gerettet, aber um welch' einen Preis! Meine Gläubiger erklärten ſich bereit, mit ihren Forderungen zu warten, neue Vorſchüſſe zu geben. Es waren die beſten Bedingungen, die Sache hatte das günſtigſte Ausſehen, ſie glich ſogar einer reinlichen Sache. Für Alles ſollte ich nur Eines thun, nur Eines werden — Theilnehmer eines gewagten Unternehmens, einer kühnen Speculation. Mein Name ſollte bürgen, daß die, die das Geſchäft betrieben, nicht — Schurken wären. Und ich — ich dachte an Deine Mutter — und that es! Ich dachte an meine Tochter — und that es! Ich gewann. Ich bezahlte meine Schulden; mit derſelben Hand, die jenes Gold berührte, drückte ich die Hand meiner Freunde, faßte ich die Hand meiner Gattin, faſſe ich jetzt — —

— Nicht die meine, will Fernande ausrufen. Aber ſie drängt das Wort, das einem Vater die Tochter nimmt, gewaltſam zurück. Sie ſagt nur wieder: Laſſen Sie das, mein Vater. — Wie ſchwer ihr das Wort wird: „mein Vater“.

Er bemerkt es und zuckt ſchmerzlich zuſammen. Eine jähe Gluth flammt auf ſeiner bleichen Stirn und Fernande blickt hinweg: ſie will dem Manne vor ihr erſparen, daß ſie weiß, wie der Vater vor ſeiner Tochter erröthet.

Er beißt ſich auf die Lippe, daß ſie blutet. Er hätte gerne laut aufgeſtöhnt; aber das kalte, unbewegte Geſicht jener Frau würde ſich dann vielleicht nicht wieder mitleidig hinweg wenden, und er müßte mit anſehen, wie ſeine Tochter theilnahmslos daſitzt, während er Todesqual leidet.

Er ermannt ſich. Der alte Stolz regt ſich in dieſer zerriſſenen Seele; er zwingt ſich mächtig zur Ruhe, zu der aber die bebende Stimme nicht paſſen will, mit der er jetzt ſpricht:

— Ich habe nicht mehr viel hinzuzufügen. Ich ſpeculirte, ich ſpeculirte gut. Ich wurde reich, ich wußte ja nicht — — nein, ich wußte es wirklich nicht, Fernande ich ſchwöre es Dir, ich wußte es wirklich nicht, daß ich meinen Reichthum durch die Armuth Anderer gewann ... Sieh mich nicht ſo an, wende Dich nicht ſo hinweg, glaube mir: ich wußte es nicht, bis ich ſelbſt arm war, ſelber ein Bettler. Da, freilich da — Fernande, nicht dieſen Blick, ich ertrage ihn nicht — da begriff ich's — ich war mit andern Schurken ſelber zum Schurken geworden.

Zum Schurken geworden, murmelten die zuckenden Lippen seiner Tochter ihm nach. Sie ahnte nicht, daß sie das fürchterliche Wort sprach; aber er hatte es gehört und mit einem Schrei fuhr er auf.

Er. Höre mich, ich beschwöre Dich, höre mich! Wenn morgen, verstehst Du mich — wenn morgen nicht Alles von mir gedeckt wird, so erfährt morgen die Welt, was ich Dir heute gesagt habe. Fernande — hörst Du — — Schande, Schmach, öffentliche Brandmarkung, öffentliche Verachtung, mein Name, mein alter, stolzer Name — — Kind, Tochter, eine Kugel rettet mich nicht, die Schande bleibt; — nur Du kannst mich retten!

Fernande. Ich?

Er. Du allein! Dein Mann ist reich — — was ist Dir? Was zuckst Du so zusammen? Was starrst Du mich so an? ... Dein Mann ist reich, er liebt Dich, Du bist schön, er wird Dir geben — — Fernande, es ist die einzige Rettung!

Fernande. Also das war es, das! Ich soll zu meinem Manne gehen und ihm sagen: Gib mir Dein Geld. Du bist reich, und ich bin schön, und Dein Geld ist mein Preis. Gib mir's, es ist für meinen Vater; aber sieh, mein Vater kann Dir's nicht sagen, mein Vater ist ein — —

Vater, ich spreche jetzt nicht von dem, was Sie gethan. Sie haben gesagt, daß Sie damals an meine Mutter gedacht hätten und an mich — meine Mutter und ich sind also die Ursachen jener That, denn um uns ward sie gethan — um uns — um mich — ich höre es, ich verstehe es und habe noch immer meinen Verstand!

... Nein, seien Sie ruhig; ich lasse das. Es ist auch so häßlich, ist auch so unglaublich! Um diese Brillanten zu tragen, um meinen Fuß auf diesen Teppich zu setzen, mir das Glas Wasser auf Silber reichen zu lassen, deshalb hat der stolze Mann mit dem stolzen Namen dem ehrlichen Bürger, der sein ganzes Leben gespart, vielleicht gedarbt hat, um seinem Alter einige freundliche Jahre zu geben, sein Vermögen genommen! Deshalb hat derselbe stolze Mann dem schlichten Handwerker, dem armen Taglöhner, Männern, die im Schweiße ihres Angesichts für Weib und Kinder arbeiten — arbeiten, daß ihr Leben nichts ist als das mühselige Tagewerk des Lastthieres, ihr so schwer Erworbenes geraubt! Deshalb hat derselbe stolze Mann der hilflosen Witwe, die sich ihre wenigen Pfennige (hier wahre Nothpfennige!) qualvoll zusammengespart — Vater, um uns in Luxus ersticken, um uns genießen, prassen, schwelgen zu lassen, ich sage: deshalb hat jener Mann die arme Witwe um ihr Einziges, um ihr Alles betrogen. — Sagen Sie, daß es nicht so ist, daß es anders, weniger verächtlich, weniger schändlich ist, sagen Sie: Nein — wenn Sie können.

Er. Fernande, mein Kind — —

Fernande. Nicht diesen Namen, nicht jetzt diesen Namen! Um Ihr Kind haben Sie's ja gethan — so sagen Sie wenigstens, und ich — nun, ich muß Ihnen wohl glauben. Aber nennen Sie mich nicht so, rufen Sie mich nicht als Ihr Kind an! Mir ist, als müßt' ich von Sinnen kommen, würde ich jetzt dieses Wort hören, von Ihren Lippen gesprochen .... Mann, Du bist ein schlechter Vater gewesen! Können Sie verantworten, was Sie gethan? Können Sie darüber Rechenschaft geben? Können Sie mir in's Auge seh'n und sagen: Ich wollte nichts als Dein Glück?

Es ist Lüge!

Nun weiß ich, weshalb ich das Weib jenes Mannes geworden — werden mußte! ... Ich liebte ihn nicht; ich sagte Ihnen: Ich würde unglücklich werden, aber nein, da war kein Erbarmen! Wir standen wohl schon damals am Abgrund ehrlosen

Ruins und mein Mann war ja reich. Sie wußten ſchon damals, wie es kommen würde, und da mußte denn die Tochter die Waare ſein, hatten Sie doch alles Andere bereits in die Hände von Wucherern gegeben.

Sie ſagten vorhin: Dein Mann liebt Dich. Das iſt Lüge, wie das Andere Lüge iſt, und Sie wiſſen das... Mein Mann liebt mich nicht, hat mich niemals geliebt. Ich war ſchön und — Vater, hören Sie mich! und er glaubte: ich ſei eine Erbin.

Armer, betrogener Betrüger! Alter, unglücklicher Mann, ſo wiſſe: dasſelbe, was Du von mir forderſt, hat der Andere gefordert. Er iſt ruinirt — wie Du; wird ehrlos — wie Du — — alter, unglücklicher Mann, Dir und ihm, Vater und Gatten — Beiden bleibt nichts, als die ehrliche Kugel — —

In der Dämmerung.

Losgeriſſen auf ein Weilchen
Aus dem Lärm und Qualm der Stadt,
Samml' ich alle Lebenstheilchen,
Des Zerſplitterns müd' und ſatt.

Wahlgemuthes Fürbaßſchreiten
Durch Gewälde, Wieſ' und Darn!
Luſtig wie vor alten Zeiten
Aus der Felswond ſpringt der Born.

Frühlinghelle Augenweide,
Tief geſunder Athemzug!
Wie erläſt van allem Leide
Schweb' ich hin im leichten Flug.

Sanne ſpielet im Gezweige,
Käfer ſummt im tiefen Gras
Und ich finde all' die Steige,
Die ich einſt im Glücke maß.

Ach, auf dieſen ſtillen Wegen,
Wa jetzt die Siringen blüh'n,
Kam die Liebſte mir entgegen,
Hold verklärt vom Abendglüh'n.

Selig ſtolz die junge ſchöne
Mutter hab ihr lächelnd Kind
Und daß ſie das Bildchen kröne,
Küßt' es var mir nach geſchwind.

Kind und Mutter ruhen beide
Nah van hier im tiefen Grund,
Um den Hügel grünt die Heide,
Lacht in Blumen hell und bunt.

Lüfte koſen in den Halmen,
Leben weckend wie zuvar,
Und die Lerche ihre Pſalmen
Schmettert in das Blau empar.

Weiter ſpinnen ſich die Tage
Dämmernd in Erwartung fart,
Längſt verſtummt iſt ja die Klage,
Die nicht fand das rechte Wort.

Heimgekehrt, dem Geiſt der Welten
Zall' ich für dies Stündchen Dank,
Wa fein Houch, wie wunderſelten,
Heilend auf das Herz mir fank.

Nicht um neues Glück zu werben
Lug' ich in die Welt hinaus —
Ach, zum Sterben und Verderben
Wohl genügt das engſte Haus.

L. Foglar.

Der Mann in Gefahr.

Ein Bildchen aus den Alpen von P. K. Rosegger.

Schließlich, was hat ein Jäger in der Sennhütte zu ſuchen, wenn nicht etwa ein menſchliches Wild, das er unter ſeine Gewalt bekommen will — irgend einen verſteckten Wildſchützen? Oder ſoll er ſelber ein Wildſchütz werden? Denn die Sennhütte ſchlägt ſich wahrlich nicht in ſein Revier. — Man ſoll von keinem Menſchen niemals nichts Schlechtes denken! ſagte die alte Muhme gern, und ſie hatte Recht. Die Jäger denken auch nur Gutes von der Sennin, wenn ſie in ihren Kaſer treten. Es wird doch verſtattet ſein, nach Milch und Butter zu fragen, wenn man ſeine Sach' zahlt! Und wenn ſie was Gekochtes hat, um ſo beſſer, „die Jager und Hund' freſſen gern alle Stund'".

Sie hat ſchon was, meint ſie.

Und wie es mit dem Uebernachten ausſchaue?

Möcht' nur wiſſen, wo ſie liegen wollten? „Doch 'leicht auf der untenauſern Seiten."

„Iſt uns nicht ſeltſam", ſagt der Förſter Oaſel, „auf der liegen wir daheim auch."

„Iſt recht, ſo macht euer Neſt unters Dach hinauf, wie die Schwalben."

So närriſche Reden müſſen immer geführt werden, aber die Leutchen kommen leichter übereins, als man glauben ſollte.

Der Toni Oberbrunner ſchaut den Anderen nur ſo zu, wie ſie mit der Sennin ſcherzen. Der Oaſel iſt der Keckſte unter Allen, freilich auch der Aelteſte, denn bei ihm iſt Alles ſchon weiß, Haar und Bart. Und ſo Leute ſind die Aergſten mit dem Mundwerk, wenn's drauf ankommt, ein Weibsbild zu überreden. Der Toni Oberbrunner ſieht und hört ihnen zu und ſchmunzelt. Er richtet mit ſeinem Augenblinzeln allein mehr aus, als wie der Alte mit ſeinem Speanzeln und Handdrücken, und mit ſeinem anzüglichen Discurs. Der Toni iſt der Prächtigſte unter Allen, ein Mann von dreißig Jahren, voll Mark und Kern auf und auf — ein Menſch her, daß man ihn nur gern anſchaut.

Die Miadai ſollt' man desweg' aber doch auch nicht überſehen. Es wäre faſt unbeſinnt geweſen von ihrem Brotherrn, ein ſo friſch Röslein auf die hohe Alm zu verpflanzen; aber er hatte ſicherlich bedacht, daß ſo ein Gewächs auch im Thal über kurz verblühe, und daß es doch erfreulich ſei, wenn er mitunter zu ſeiner Alm hinaufſteige, oben etwas ſo Anmuthiges zu finden, denn jede Blume iſt ſchöner auf der Höh', als im Thale, und wenn man ſchon einmal oben iſt, ſo ſteckt man gerne auch etwas auf den Hut.

Dem Toni Oberbrunner wird es nicht unbequem gemacht, er bekommt auf dem Mooshauſen im Ueberboden ſein Lager angewieſen, während die Anderen ſich im Stalle draußen behelfen müſſen. — Als er hinangeſtiegen war, ſtieß er mit dem Fuße unverſehens die Leiter um. Die gaſtliche Miadai lehnte ſie wieder an, denn man kann nicht wiſſen, was in der Nacht geſchieht, und jetzt, wenn der Menſch vom Ueberboden nicht herabkönnte!

Da der Gedanke an Feuersgefahr nun in ihr einmal lebhaft geworden war, ſo konnte ſie nicht einſchlafen. Die Thür war verſchloſſen, und die Luft kam der Sennin ſo drückend, der Hüttenraum ſo niedrig vor, als ſinke das Obergeſchoß nieder. — Wer da oben lag, er mußte ihr ſchwer in's Gewicht fallen.

Sie ſeufzte. Sie ſtand auf und knetete ſich das Bett einmal zurecht

und ſtieß dabei an die Leiter, daß es polterte. Da hörte ſie von oben ein mehrmaliges Hin- und Herrücken auf dem Mooſe.

Es war auch für ihn kein leichtes Liegen. Immer heißer wurde ihm die ſonſt ſo kühle Lagerſtätte. War es ein Wunder, da ja unterhalb ein ſo wildes Feuer brannte? — Ihm verlangte nach einem Trunk Waſſer. Von draußen hörte er den Brunnen riefeln, aber ſich den Trunk zu holen, das war gefährlich.

„Fehlt Dir was, Toni?“ rief ſie hinauf, denn es war ſchon ſpät.

„Miadai, fehlt Dir was?“

Sie antwortete nicht, und er blieb auch ruhig und hub allmälig zu ſchnarchen an.

„O mein Gott“, ſagte die Sennin zu ſich ſelber, „iſt das heut' eine Nacht! Nichts weniger kann Eins ausſtehen, als wenn ein Mannsbild ſo ſchnarcht.“

Draußen waren die Jagdhunde unruhig, es mußte ihnen fremd ſein, ſie bellten langweilig um die Hütte.

„Kannſt denn Du ſchlafen bei ſo einem verbanktleten Geheul?“ rief wieder die Sennin auf den Boden hinauf, „möcht' Dich bitten, Toni, daß Du die Vieher ſtillſein heißen thäteſt. Ich bin ganz in der Pfaid und geh' nicht gern hinaus.“

Der Toni Oberbrunner ſtieg die Leiter herab, ging hinaus, beruhigte die Hunde, umarmte den Brunnenſtock, um aus ſeinem Rohre zu trinken, kam wieder zurück, verſchloß mit Sorgfalt die Thür, ſchlich an der Sennin vorüber und kletterte die Leiter wieder hinan.

„Iſt aber das ein Lahmlack von einem Mameten!“ ziſchelte die Miadai, „möcht' wiſſen, was ſo ein Herabſteigen nutzt, heben doch die Hund' ſchon wieder an.“

Zum Glück wurde es der Oafel gewahr. So kam er aus dem Stalle und wußte die Thiere zu befriedigen.

Am Morgen, als ſie allerſeits aufwachten, war die Hüttenthür nicht verſchloſſen.

Die Jäger bekamen ihr Frühſtück, Kaffee mit Milch. Der Oafel erhielt drei Löffel voll Rahm zugeſchöpft, der Toni wurde nicht befragt und nicht beachtet.

Als ſie davongingen, nahm der alte, aber keck aufgefederte Oafel den Strick mit den Hunden in die eine, die Sennin in die andere Hand, und ſie erfaßte mit beiden Händen ſeine Linke, hielt ſich gar gerade und that ganz auffallend unbefangen. In ihrem gegenſeitigen Blick allein ſchon ſtand's zu leſen, wie gut der Jäger und die Sennin mit einander auskommen können. — Der Toni Oberbrunner ſtand daneben, ſchmauchte ſein Pfeiflein und hatte wieder dasſelbe Schmunzeln und Blinzeln, wie geſtern — ſo ein grundfalſches Speanzeln, da! Man meint, es wär', und es iſt doch nicht.

„Behüt' Dich der Obere, Miadai!“ rief ihr der Oafel zu, „der Untere iſt Dir eh' gewiß!“

Wieſo der Untere? Aus lauter Liebſeligkeit verſicherte ihr der Alte, daß ſie dem Teufel verfallen wäre, und ſie ließ ſich's gefallen, ſie kannte das böſe, das ſündhafte, das harmloſe Sprichwort.

Als ſie von der Hütte abwärts ſchritten, ſagte der Oafel zum Toni: „Heut' haſt es einmal gut gehabt.“

„Bin's auch zufrieden geweſen. Woltern gut liegen auf dem Moos.“

„Nach Mitternacht meinſt.“

„Auch vor Mitternacht nicht zu verachten.“

„Daß Du ein Narr wärſt, Toni!“

„Jetzt nimmer. Bei der Nacht iſt's mir ſchier ſelber ſo vorgekommen.“

„Du wirſt noch heilig geſprochen, und kommſt im Himmel als Hofmeiſter zu den elftauſend Jungfrauen.“

„Kein ſchlechtes Verheißen.“

„Werden eine mentiſche Freud' mit Dir haben.“

So ſpottete der Alte weiter. Da der Toni gelaſſen blieb, ſo ging der Spott faſt in Ernſt und Bitterkeit über. „Ich bin auch juſt kein Hallodrian,

aber ich mach' meinen Unterſchied. Weiß ich, daß Eine die Gottesgab' eſtimirt — warum ſoll ich ihr die Freud' nicht machen? Da heroben auf der Alm, den ganzen Sommer keine Kameradſchaft, keine Unterhaltlichkeit, keinen Tanz und keinen Kirchtag, allerweil beim grünen Gras und beim lieben Vieh. Mit den Stadtherren, die unterſchuſſen (bisweilen) herauſkommen, wird ſie ſich nicht abgeben, und wenn ſich kein daſiger Menſch um ſie kümmern will — wie wird's denn der jungen Dirn ſein? Was im Thal eine Luderei iſt, das kann auf der Alm eine Gutthat ſein — auf das mußt denken!"

„Iſt ſchon recht, laß gut ſein", fiel ihm der Toni in's Wort.

„Mir kann's gleich ſein, aber die Dirn hat mir derbarmt."

„So wirſt ſie wohl getröſtet haben, biſt gerade alt genug dazu."

„Leicht mitſammt meinem Weißkopf jünger als wie Du."

„Am Ende biſt giftig deswegen. Das wär' doch zum Lachen."

„Weil ich Dich für geſcheidter gehalten hätt'. Sie will Dich gernhaben und Du biſt ein Holzſtock."

„Wie weißt denn das?"

„Weil ſie mir's geſagt hat, Narr."

„Da kennt ſich der Teufel aus."

„Du eh' nicht." —

Unter der Felswand, der Koſel geheißen, gingen ſie auseinander. Der Förſter Daſel wendete ſich gegen ſeine Hochwaldungen, die Anderen zerſtreuten ſich nach dem Plane; der Toni Oberbrunner ging ſeinen eigenen Weg.

— Gewiß überlegt er ſich's und ſteigt hinter dem Felſen jetzt wieder zur Sennhütte hinauf, dachte ſich der Daſel.

Aber nein. Der Toni ſtieg nicht aufwärts, er ſtieg niederwärts, und kam nach wenigen Stunden zu ſeinem Hauſe.

Hier klärt ſich's auf, warum es oben in der Sennhütte auf dem Mooſe ſo geruhſam liegen geweſen iſt. Ein holdes, herziges Weib kam ihm ſchon vor die Thür entgegen und legte lächelnd ein munteres Knäblein in ſeine Hände, das ſogleich mit beiden Aermchen nach dem trauten Antlitze des Vaters langte. Und ein kleines Mädchen ſprang herbei, ſtellte ſich auf die Zehen, um die heimgekommene Jagdtaſche zu unterſuchen, eine Mühe, die ſtets ihren Lohn fand.

Und als er den Knaben in ſeinen Armen wiegte, legte erſt ſie ihre Hand um ſeinen Nacken und ſagte: „Weil Du nur endlich da biſt, Toni, mir iſt ſchon angſt und bang worden."

„Wieſo? es iſt doch daheim nichts vorgefallen?"

„Wir ſind Alle geſund, aber die ganze Nacht iſt mir ein Stein auf dem Herzen gelegen und ich hab' nicht gewußt, was das bedeutet. Und iſt mir der Gedanke kommen, es kuunt Dir was widerfahren ſein, und wie ich nachher eingeſchlafen habe, träumt mir, Du lägeſt auf einem Spinnenweb, und unter Dir wäre ein fürchterlicher Abgrund; und iſt's mir vorgekommen: wenn er nur ein Glied regt, ſo reißt das Web und er ſtürzt .... Nit glauben kannſt mir's, Toni, was ich ausgeſtanden hab'!"

— Nein, Du ahnungsreiches Weib, das Spinnenweb iſt nicht geriſſen unter der Laſt Deines Mannes, denn dieſer iſt an Blut und Seele mit den ewigen, goldenen Ketten Dir verbunden. Was er ließ und that! Es hat wohl einen Streit gekoſtet, doch wofür wäre er denn ein Mann? Nicht einmal der großen Liebe zu Dir, die wohl in ihm iſt, war er ſich bewußt. Er weiß, was er verſprochen hat und halten will — und dabei bleibt es. Laß die Kinder jetzt ſpielen auf dem Raſen, ſich ergötzen mit Käfern, Blumen und Schmetterlingen — geleite Deinen Anton in's Gemach und danke ihm.

Jugendliebe.

Aus dem Engliſchen.

Ich habe während der letzten Jahre ein ſehr raſtloſes Leben geführt, und bin meiſtentheils in den Eiſenbahncoupés, in den Wartſälen und Gaſthöfen zu Hauſe. Ich leſe viel, doch verzichte ich darauf, einer auserleſenen Lectüre mich hinzugeben.

Alle Achtung vor engliſchen und franzöſiſchen Novelliſten, beſonders vor ſolchen, die ich nicht kenne, oder deren Styl mir nicht zuſagt. Allein in ihre Werke wage ich keinen Blick zu werfen, ſelbſt nicht in den Augenblicken entſetzlichſter Langweile. Von dieſer Ausnahme abgeſehen, ergreife ich Alles, was der literariſche Neuigkeitsmarkt bringt, und verſäume es nie, die Monats- und Wochenſchriften, die ich in den Leſezimmern, den Hôtels u. ſ. w. vorfinde, zu durchblättern.

So kommt es, daß ich immer Stückwerke verſchiedener Erzählungen mit mir herumtrage, und es geſchieht auch, daß ich ſie mit einander verwirre.

Einige dieſer Flickwerkgeſchichtchen ſind mir ſo lieb, wie die beſtbekannten Novellen berühmter Autoren.

Das iſt eben Geſchmacksſache, zuweilen beendige ich eine Erzählung, die ich irgendwo geleſen habe, nach meiner eigenen Art, und es wird mir manchmal ſchwer, mich zu erinnern, was mein Eigenthum iſt, und was das Werk des fremden Verfaſſers. In vielen Fällen vergeſſe ich am Morgen, wenn ich die Stadt verlaſſe, was ich am Abend zuvor geleſen habe. Doch gefällt mir eine Erzählung, ſage ich mir ſie ſelbſt immer wieder vor, wenn ich weiter reiſe, und erinnere mich von Zeit zu Zeit daran, als ob es Vorfälle wären, die ich ſelbſt erlebte oder erfand.

Nachfolgende Geſchichte gehört in dieſe Claſſe; ich erinnere mich zwar nicht, wo ich ſie zum erſten Mal geleſen habe, noch ob ſie gerade ſo lautete, wie ich ſie jetzt wiedererzählen will.

Der Gedanke iſt nicht mein eigen. Ich glaube, ich fand ihn in einer franzöſiſchen Zeitſchrift — aber lange iſt's her, denn einige meiner Pariſer Freunde, die alle periodiſch erſcheinenden Schriften leſen, erinnern ſich auch nicht daran. — Sollte jedoch der Autor ſein Recht einſt geltend machen, will ich es dankend anerkennen. Und hier iſt ſie denn die Erzählung, wie ſie nach und nach im meinem Kopfe Geſtalt annahm.

— — — — — — — — — —

Die zahlreichen Gäſte der Gräfin von B. zogen ſich ungefähr um 11 Uhr zurück, und gegen Mitternacht waren nur mehr die intimſten Freunde der Familie im Geſellſchaftszimmer verſammelt. Die ſchöne Paméla hat ihr endgiltiges Urtheil über die merkwürdigſten Toiletten des heutigen Abends abgegeben. René hat das letzte Wettrennen beſprochen — auch der letzte Geſellſchaftsſcandal war mit gewöhnlicher Güte und Liebe auseinandergeſetzt worden, bis endlich zum erſten Mal während des Abends das Geſpräch matt wurde. — Die Gräfin wandte ſich an ihren Nachbar Gaſton: „Heute ſind Sie wieder lärmender als gewöhnlich, mein Freund, ſeit einer halben Stunde ſcheinen Sie mit offenen Augen zu ſchlafen.“ Der Herr, an den ſie das Wort richtete, ſaß auf einem niedern Stuhle nächſt dem Feuer, er ſchien vertieft in ein Zwiegeſpräch mit den Flammen des Kamins. Langſam

wendete er ſich um und ſagte: „Ich dachte an meine erſte Liebe."

„Dankbarkeit ehrt den Empfänger, ſowie den Spender", antwortete die Gräfin, „erzählen Sie uns die Geſchichte Ihrer erſten Liebe, die Sie ſelbſt heute noch ſo gedankenvoll macht."

Gaſton rieb ſeine langen ſchmalen Hände und begann folgendermaßen:

„Wenn ich von der erſten Liebe ſpreche, meine ich jene Zeit ſeliger Schmerzen und ſchmerzlicher Freuden, wie ich ſie damals durchlebte. Allein wenn ich jetzt daran denke, ſcheint es mir die Geſchichte eines Anderen zu ſein, und nicht meine eigene. Ich war ungefähr 12 Jahre alt. Sie war die Schweſter meines Freundes Jakob. Ich ſah ſie zum erſten Mal am Spielplatz von unſerer Schule, wohin ſie eines Tages mit ihrer Mutter kam, um ihren Bruder zu beſuchen. Es war im Winter, der Boden mit Schnee bedeckt, und unter den Knaben hatten ſich zwei Parteien gebildet, die in heftigen Kampf gerathen waren. In demſelben Augenblick, als ſie am Eingang des Spielplatzes erſchien, traf gerade ein hartgefrorener Schneeballen ſo unſanft meine Stirne, daß ich bewußtlos zuſammenbrach. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einem Ruhebett in der Portiersloge und beide Damen, Mutter und Schweſter meines Freundes, ſtanden mir zur Seite und blickten ängſtlich in mein Geſicht. Am nächſten Morgen ließen ſie über mein Befinden Erkundigungen einziehen, und am folgenden Sonntag machte ich ihnen mit Freund Jakob einen Beſuch in ihrem Heim. — Ich wagte es nicht, ſie anzuſprechen, nicht einmal ſie anzuſehen; allein ich wäre durch Feuer und Waſſer gegangen, noch einmal den bekümmerten, theilnehmenden Blick des ſchönen Mädchens auf mich zu lenken. Am Abend auf meinem Weg zur Schule erfand ich wunderbar wirkende Thaten der Kühnheit, die ich vollbringen wollte, um ſie zu erſtürmen und ihre Bewunderung zu erwecken. Ich erwartete, ich verlangte ſonſt nichts mehr. Das unbewußte Aufdämmern der Liebe in dem jugendlichen Herzen gehört mit all' ſeinen Eigenthümlichkeiten der Kindheit allein an. Das junge Herz iſt thöricht eifrig, leicht befriedigt und im hohen Grade ſelbſtſüchtig und eitel. Es iſt noch nicht der Liebe fähig, aber es ſehnt ſich, geliebt und bewundert zu werden; es ſtrebt noch nicht darnach, Andere glücklich zu machen, ſondern die einzige Glückſeligkeit, die es kennt iſt: eine ſüße Verwirrung, der einzige Wunſch, Liebe zu empfangen, ohne ſie zu geben. In ſpäteren Jahren gibt man ohne zu empfangen, und das iſt auch nicht ergötzlich. Doch dient Alles zum Beſten in dieſer Welt, indem es Menſchen gibt, die nur am Geben Freude finden, während Andere nur durch's Empfangen glücklich werden. Welch' eine wonnevolle, aber kurze Lebensperiode iſt es doch, wo man gibt und empfängt, wo man liebt und geliebt wird! — Auch ich kannte dieſe köſtliche Zeit — aber ſie, die mich damals ſo unausſprechlich glücklich machte, hat mich ſeither verlaſſen! Wie ſchön war die Welt, als ich ſie mit ihr ſah! Wie blau der Himmel, wie balſamiſch die Luft! Hand in Hand eilten wir von Ort zu Ort; wohin wir kamen, begrüßte uns lächelnd die Freude und die Luſt hieß uns verweilen. Wir wandelten weiter, ſingend, ſcherzend uns an Allem erfreuend, und überall unſeres Glückes gewiß; manchmal machte das Uebermaß unſerer Freude bedächtige alte Leute ſtaunen, doch ihr ſtrenger Blick wurde milder, wenn er einige Augenblicke lang auf uns geruht hatte. „Sie ſind jung, laßt ihnen den Genuß der Freude", ſagten ſie und gingen mit einem wehmüthigen Lächeln weiter.

Sie hing ſo lieblich an meinem Arm, ſchmiegte ſich ſo zärtlich an meine Seite, daß ich meinte, ich könne ſie nimmer verlieren. Der Gedanke, daß eine Aenderung möglich wäre, kam mir nie in den Sinn und verdunkelte keinen Augenblick meines

Glückes. Wochen, Monate, Jahre gingen darüber hin, wir gewahrten es nicht!

Eines Abends, nachdem wir den Tag fröhlicher und glücklicher verlebt hatten als gewöhnlich, schien sie mir plötzlich kalt und niedergeschlagen. Eine jähe Angst erfaßte mich, ein eisiger Schauer durchrieselte mich. „Sie will mich verlassen", sagte ich mir, „und gewiß, sie verläßt mich!" —

Nun erst dachte ich daran, wie wenig ich ihrer geachtet, und wie sehr ich ihre Treue und Ergebenheit auf die Probe gestellt hatte! Ach, vielleicht zu viel!

Zum ersten Mal fühlte ich mein Vertrauen erschüttert, und ängstlich suchte ich ihren Blick; doch ihr Blick gab keine Antwort; sie wandte die Augen ab von mir. Meine Ruhe war hin, mein Leben geändert. Manchmal, da wollte sie mich noch mit wilder Leidenschaft an's Herz drücken, doch hatte ihr Kuß seine Süßigkeit verloren. Dann drängte sie mich wieder unwillig fort, und zu meinem namenlosen Schmerz empfand ich, daß ihr meine Liebe lästig wurde.

Eines Abends — ich kam spät heim — fand ich die Stube dunkel, kalt, einsam und leer — sie, mein Glück, meine Liebe, mein Licht, mein Alles hatte mich verlassen! —

Nun begann ein elendes Leben. Der Verlust, den ich erlitten, griff mir in's Herz; doch ich bestrebte mich, ihn vor der Welt zu verbergen. Ich bemühte mich, ein frohes Gesicht zu zeigen, suchte die Gesellschaft junger, heiterer Leute auf, und verwandte mehr Sorgfalt auf meine Kleidung. Meine Freunde sagten sogar, daß ich die Bläße meiner Wangen durch künstliche Mittel aufzufrischen suchte.

Das ist nicht wahr, aber ich bekenne, daß ich allerlei Tincturen und Wässer anwandte, um das Ergrauen und Ausfallen meiner Haare zu verhindern. — Doch dauerte die Komödie nicht lange. — Endlich wurde ich der Heuchelei müde und kümmerte mich nicht mehr darum, was die Welt sagte oder dachte. Ich weiß nur, daß sie, die Geliebteste, mich verlassen hat — daß sie nichts mehr zurückbringt, und Jedermann mag wissen, was ich dabei gelitten habe! Allein ich weine nur noch im Stillen um sie.

Ich vermisse sie überall und willig gäbe ich Alles darum, was ich besitze, jede Freude und jedes Glück, das mir noch aufgespart sein kann — wenn ich nur noch einmal die seligen Tage durchleben könnte, wo allein ich glücklich war!" —

Gustav schwieg, starrte in die ersterbende Gluth und rieb seine schmalen Hände.

„Und wer war dieses wunderbare Geschöpf?" fragte die Gräfin.

„Meine Jugend", erwiderte Gaston, ohne seine Augen vom Feuer zu erheben.

Bekenntniſſe eines Freigeiſtes.*)

Von Dr. Carl Freiherrn du Prel.

Es geſchieht in religiöſen Disputen wohl ſelten anders, als daß der Gläubige die Ergebniſſe der modernen Wiſſenſchaft auf ihre Uebereinſtimmung mit den Bedürfniſſen des menſchlichen Gemüthes prüft, während der Freigeiſt an die Religion den Maßſtab der Verſtandeslogik legt und hiernach ſein Urtheil fällt. Solche Gegner aber werden nie dazu gelangen, ſich zu verſtändigen. Dem Freigeiſte kann das Verſtändniß für Religion nur in dem Maße aufgehen, als er ihrem pſychologiſchen Urſprunge Rechnung trägt, nicht aber indem er den ungleichen Maßſtab wiſſenſchaftlicher Logik an ihren Inhalt legt; denn die Religion concrescirt nicht aus logiſchen Momenten; man verkennt daher ihre Natur, wenn man ſie logiſch zu analyſiren verſucht. Andererſeits aber wird es dem Gläubigen niemals gelingen, den Freigeiſt für ſeine dem Gemüthe entſprungenen religiöſen Anſchauungen zu gewinnen, weil dieſer in ſeinen rein wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen das Gemüth überhaupt nicht zum Worte kommen laſſen will.

Unter dieſen Umſtänden iſt es natürlich, daß religiöſe Geſpräche für eine Bekehrung des Gegners immer fruchtlos bleiben werden, weil die Widerlegung derſelben nur von einem Standpunkte aus gelingen kann, den der Gegner nicht anerkennt. Wohl aber kann der Zweck der Selbſtvertheidigung von beiden Kämpfenden mit gleich gutem Erfolge erreicht werden, da in der That Jeder von ſeinem Standpunkte aus im Rechte ſein kann.

Wenn wir daher im Nachfolgenden dem Freigeiſte das Wort laſſen wollen, um dieſe Selbſtvertheidigung zu führen, ſo kann dieſes doch die brennenden Streitfragen zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft nicht entſcheiden. Dieſes könnte erſt nach einer ergänzenden Darlegung des gegneriſchen religiöſen Standpunktes in einer ſchließlichen Vergleichung beider erreicht werden. Für uns handelt es ſich hier lediglich darum, den einſeitigen Wortführer der Wiſſenſchaft reden zu laſſen, während die ergänzende Unterſuchung über das poſitive Weſen der Religion und die den Streit entſcheidende Schlußfolge vorerſt ausgeſchloſſen bleiben ſollen.

Gleichwohl iſt es im Folgenden unſere Abſicht nicht, die ſchroffſten Seiten des Widerſpruches der Wiſſenſchaft gegen den Glauben herauszukehren. Es ſollen im Gegentheile in verſöhnlicher Abſicht ſolche Fragen beſprochen werden, bezüglich welcher bei einigem guten Willen des Gegners eine Verſtändigung nicht unmöglich erſcheint. Es ſoll gezeigt werden, daß der Widerſpruch zwiſchen Glaube und Philoſophie in mancher Hinſicht kein ſo tiefer iſt, als gemeiniglich angenommen wird. Schon die Erwägung, daß ſie beide dem gleichen menſchlichen Bedürfniſſe entſpringen, über unſer Daſein zur Klarheit zu kommen, muß

*) Dem Leſer des „Heimgarten" kann es nicht entgangen ſein, daß wir Alles, was die Spaltung der Gemüther auf religiöſem oder politiſchem Gebiete zu erweitern geeignet iſt, ſorgſam vermeiden. Dagegen bringen wir gern Artikel, welche die intereſſanteſten Lebensprobleme, wenn auch von verſchiedenen Standpunkten, ſo doch objectiv, in ruhiger Wiſſenſchaftlichkeit und namentlich in verſöhnlichem Sinne behandeln. Die Red.

uns sagen, daß sie ihrem Wesen nach identisch sind und daß ihr Gegensatz nur der von verschiedenen Stufen in der Entwickelung dieses Bedürfnisses ist, von verschiedenen Formen, welche es sich geschaffen. Diese Gleichheit des Ursprunges und ihrer Wesenheit wird in dem heutigen Stadium dieser Entwickelung häufig übersehen, nicht nur weil sich mit dem Anwachsen des wissenschaftlichen Materials ihr formeller Unterschied verschärft hat, sondern auch weil die beiderseitigen Vertreter zur klareren Definition ihres Standpunktes gekommen sind und die drastische Formulirung ihrer Stichworte gefunden haben.

Wenn im Alterthume die Sünde als Irrthum definirt wurde, so war es dagegen Grundsatz des Mittelalters, den Irrthum in Glaubenssachen zur Sünde zu stempeln. Nur hieraus konnte sich ein vermeintliches Recht zu so energischen Maßregeln, die Freigeisterei und den Unglauben zu bekämpfen, ableiten lassen, wie es Ketzerverfolgungen und Inquisitionsgerichte gewesen sind. Wiewohl nun heutigen Tages das Wort Toleranz auf dem Programme des socialen Gemeinlebens geschrieben steht, so läßt sich darin doch nur eine der Kirche abgerungene Concession sehen. Die Kirche ist ohnmächtig geworden und es steht ihr der weltliche Arm des Staates nicht mehr zur Disposition. Ihre Grundanschauung aber ist die gleiche geblieben: es gilt ihr heute noch der Unglaube ebenso sehr als Sünde, wie zur Zeit eines Peter Arbues. Daher werden wir wohl am besten thun, indem wir uns gleich in medias res begeben, an diesem Punkte unsern Freigeist den Hebel ansetzen zu lassen.

Inwiefern und aus welchen Gründen läßt sich ein R e c h t zur Intoleranz überhaupt begründen? Um diese Frage handelt es sich. Wir werden aber die Antwort wohl am besten finden, indem wir vorerst eine Vorfrage stellen und dahin formuliren: Welches I n t e r e s s e kann ein Gläubiger daran haben, mich als gläubigen Anhänger eines bestimmten Bekenntnisses zu erfinden? Es kann ihm sicherlich nur insofern daran gelegen sein, als ihm dieses eine Garantie dafür zu bieten scheint, daß ich mein Leben den Moralgeboten dieses Bekenntnisses gemäß einrichten werde. Diese Gebote, in der betreffenden Religion durch bestimmte dogmatische Vorstellungen motivirt, werden — so denkt man — nur von Solchen eingehalten werden, welche auch diesem dogmatischen Theile der Religion anhängen. Dies ist die geläufige Meinung und sicherlich auch der Grund, warum Eltern und Lehrer sich oft betrüben, wenn sie den ihrer Führung Anvertrauten zum Freidenker oder gar Ungläubigen sich entwickeln sehen; sie besorgen eben, er möchte nun bald in Gefahr gerathen, auch vom Pfade der Tugend abzuweichen.

Es scheint mir jedoch, daß, wenn man mit Recht den Hauptzweck aller Religion in der Moral sieht, man doch Unrecht thut, die Anhänglichkeit an das Dogma als einziges Mittel zu diesem Zwecke zu betrachten. Es scheint mir, daß wir überhaupt auf das Glaubensbekenntniß eines Menschen meist zu großes Gewicht legen, daß wir nach diesem seinen Werth nicht bemessen dürfen.

In welchem Verhältniß — so möchte ich fragen — steht der Mensch zu seiner Religion? Es hat vor Allem ein Jeder die Religion seines Vaterlandes. Die Gläubigen alle, auch welche bis zum Fanatismus darin gehen, glauben eben das, was in ihrem Vaterlande den Kindern gelehrt zu werden pflegt. Hieraus ergibt sich schon, daß das Religionsbekenntniß eines Menschen — nicht eines Volkes, wohlgemerkt — etwas durchaus Zufälliges ist. Wenn ich von A. sage, er sei Christ, von B., er sei Feueranbeter, so ist damit durchaus kein Anhaltspunkt für Werthschätzung gegeben; es ist damit nichts weniger, als eine moralische Charak-

teriſtik dieſer Menſchen ausgeſprochen, ſondern lediglich eine geographiſche Bemerkung, ihr Vaterland betreffend.

Wird Einer in Tirol geboren und glaubt in Folge der ihm dort zu Theil gewordenen Erziehung an den Gott der Chriſten, ſo hat er nur ein geographiſches Verdienſt vor Dem voraus, der, etwa in Hindoſtan zur Welt gekommen, Wiſchnu verehrt. Moraliſches Verdienſt beſteht dabei keines; denn dieſes bemißt ſich nicht nach dem, mit welchen Figuren er das Jenſeits bevölkert, ſondern lediglich darnach, wie er im Diesſeits handelt. Der Gläubige alſo, der zur Intoleranz neigt, ſollte nur ganz einfach bedenken, daß, wäre er im alten Rom geboren, er eben zu Jupiter gebetet haben würde, daß er bei den Buddhiſten Atheiſt ſein würde; in dieſem Jahrhundert aber, und in einem katholiſchen Lande geboren, betet er eben zum Chriſtengotte. Aber es iſt ebenſo gewiß, daß, hätte einſt am Fuße des Popokatepetl ſeine Wiege geſtanden, er baumfeſt an Vitzliputzli glauben würde. In moraliſcher Hinſicht aber würde er doch immer Der ſein, der er iſt.

Darum: von einem Menſchen verlangen, daß er einen andern religiöſen Glauben haben ſolle, als der ihm zu Theil geworden, kommt wahrlich der ſonderbaren Anforderung gleich, daß er in der Wahl ſeines Vaterlandes hätte vorſichtiger ſein ſollen. Er iſt entſchieden ganz ſchuldlos.

Von einem beſtimmten Glauben ganz abgeſehen, fragt es ſich vor Allem: Aus welchem Grunde kann es wünſchenswerth erſcheinen, daß der Menſch überhaupt einen dogmatiſchen Glauben beſitze? Wie ſchon bemerkt, wünſchen es die ihm Wohlgeſinnten in der Annahme, daß der Ungläubige ſonſt keine äußeren Beweggründe habe, tugendhaft zu handeln und ſeine ſchlimmen Neigungen zu bekämpfen, daß, wer z. B. ein Jenſeits nicht anuehme, beſten Falles nur durch das Strafgeſetzbuch abgehalten werde, ſchlimm zu handeln. Kurz, man behauptet ein natürliches, ſich ſelbſt bedingendes Verhältniß zwiſchen Gläubigkeit und Moralität. Indem ich aber vorbehaltlich ſpäterer Bemerkungen dieſes Cauſalverhältniß nicht ganz leugne, ſcheinen mir doch bei dieſer Annahme die inneren Regulatoren moraliſchen Handelns zu ſehr außer Acht gelaſſen zu ſein, welche ganz unabhängig von einem Bekenntniſſe vorhanden ſein können, dann aber auch ſicherlich als genügend ſich erweiſen werden, den Betreffenden vom richtigen Wege nicht abweichen zu laſſen.

Nehmen wir beiſpielsweiſe an, ich ſei ebenſo gläubig als tugendhaft, ſo fragt es ſich: bin ich gläubig, weil tugendhaft, oder tugendhaft, weil gläubig. Wäre Erſteres, d. h. wäre Gläubigkeit nothwendige Wirkung moraliſcher Dispoſitionen, ſo müßte im Falle meiner moraliſchen Verſchlimmerung ſchritthaltend auch meine Gläubigkeit darunter Schaden leiden; meine dogmatiſchen Vorſtellungen müßten ſich im Verhältniß meiner Verſchlechterung ändern und ſchließlich vielleicht ganz verloren gehen. Nun iſt aber gar nicht einzuſehen, warum mir während einer ſolchen Periode gleichzeitig etwa jene Gründe, aus welchen ich früher dem Glauben an einen Schöpfer huldigte, minder ſtichhältig erſcheinen ſollten, als früher. Denn angenommen, ich hätte dieſe Vorſtellung eines Schöpfers hauptſächlich aus dem Studium der Aſtronomie gewonnen, aus dem impoſanten Anblicke des Kreislaufes der Sterne, warum ſollte mir, wenn ich ſpäter in ſchlechte Geſellſchaft und auf moraliſche Abwege geriethe, der Glaube an dieſen Schöpfer abhanden kommen? Es bewegen ſich ja Saturn und die Uebrigen noch immer in gleicher Regelmäßigkeit um die Sonne. Sogar wenn ich umgekehrt in die ſchlechte Geſellſchaft früher gerathen wäre, ehe ich dem Studium der Aſtronomie obgelegen, ſo würden die ſchlimmen Folgen meines Umganges eintreten und doch würde ich in dem Glauben an einen all-

mächtigen Schöpfer durch das gleichzeitige Studium mehr und mehr bestärkt werden, da ja die bösen Einflüsterungen meiner Genossen im Sonnensysteme keine Störung hervorbrächten.

Der Glaube kann daher nicht als Wirkung der Moral angesehen werden. Es fragt sich nun weiter, ob vielleicht umgekehrt Moralität Wirkung des Glaubens sei. Dieses ließe sich nur so denken, daß die Moralgebote einer Religion nur dogmatisch zu begründen wären, daß daher für Jeden, der diese begründeten Dogmen nicht acceptire, kein Motiv mehr bestehe, moralisch zu handeln. Diese Ansicht zu widerlegen, bedarf es nicht einmal des Hinweises auf die angebornen Dispositionen zum Guten. Denn wenn die Moral nicht auf eigenen Füßen stehen könnte, wenn nur ein Dogmenglaube sie stützen könnte, so müßten doch sicherlich die wichtigsten Dogmen ihre stärksten Pfeiler sein. Jedem eigenartigen Glauben müßte ferner eine eigenartige Moral entsprechen, und jene Religionen, welche in dogmatischer Hinsicht vom Christenthume am meisten unterschieden wären, müßten auch die sein, deren Moral von der christlichen am weitesten abstände. Zumeist wäre dies sicherlich von den atheistischen Religionen zu erwarten; denn der Glaube an Gott ist das wichtigste, das Grunddogma des Christenthums.

Vergleichen wir aber etwa die Moral des atheistischen Buddhismus mit der christlichen, so finden wir die vollste Uebereinstimmung. Der Buddhismus motivirt seine Moralgesetze durch atheistische, das Christenthum die gleichen Gebote durch theistische Vorstellungen. Ja, bei aller Verschiedenheit der dogmatischen Vorstellungen der auf Erden lebenden Völker haben doch alle, die eine menschenwürdige Cultur erreicht haben, die gleiche Moral. Wenn aber die Moral durch Dogmen jeder Art sich begründen läßt, selbst durch diametral entgegengesetzte, so beweist das eben ihre Unabhängigkeit von Dogmen in theoretischer Hinsicht und — da bei allen Völkern ein Contingent von Guten sich findet — auch in der Praxis.

Wenn man behauptet, daß nur im Glauben die zureichende Bedingung sittlichen Handelns liege, so muß man consequenter Weise auch zugeben, daß mit dem Eintritt des Unglaubens die Sittlichkeit aufhöre, weil die Wirkung aufhört, wenn die Ursache in Wegfall kommt. Nun ist aber durchaus nicht einzusehen, warum eine Aenderung meiner Vorstellungen über die Welt und das Leben, als welche wir den Unglauben bezeichnen wollen, nothwendiger Weise in der Spähre des Handelns sich bemerkbar machen müsse. Nehmen wir z. B. an, ein junger Mann, ein Muster von Rechtschaffenheit und Güte des Herzens, der, streng gläubig erzogen, über Erschaffung der Welt nie anders gedacht habe, als in Uebereinstimmung mit dem Mosaischen Schöpfungsberichte, sei später in Folge des Besuches naturwissenschaftlicher Collegien in Zweifel gestürzt worden: das Studium des Laplace, der Theorie des Himmels von Kant, des Kosmos von Humboldt und anderer Werke würde ihm endlich vielleicht die Ansicht zur Gewißheit erheben, daß die Welt nicht von einem allmächtigen Schöpfer aus Nichts erschaffen worden sei und regiert werde, sondern daß sie sich aus eigenen Kräften gebildet habe und erhalte. Ich sehe durchaus nicht ein, warum diesem jungen Manne mit dem Wechsel seiner Ansichten die Tugend abhanden kommen sollte. Wenn er über die Kräfte der Materie andere Vorstellungen gewonnen, wird ihm darum die Nächstenliebe verloren gehen? Und wenn er im Studium der Petrefactenkunde selbst zu einem Atheisten werden sollte, wird darum sein Herz sich verhärten, wie ein Petrefact? Gewiß nicht. Und doch ist der ihm abhanden gekommene Glaube an einen Schöpfer das wichtigste aller Dogmen des Christenthums.

Nur in einer Weise wäre es denkbar, daß der Verlust des Glaubens an Gott in der That sich in der Sphäre des Handelns bemerkbar machte. Dann nämlich, wenn jener junge Mann die christlichen Tugenden nur darum geübt hätte, weil ihm hiefür die ewige Seligkeit verheißen, andernfalls aber ewige Höllenstrafen gedroht worden; dann würde er allerdings von dem Augenblicke an, da er jene zu hoffen, diese zu fürchen aufhörte, wie umgewandelt erscheinen, und die Aenderung seiner Vorstellungsweise würde sich in der That auch in seiner Handlungsweise wiederspiegeln. Nun ist es aber ganz klar, daß, wenn nur Hoffnung auf Lohn und Furcht vor der Strafe die Triebfeder seiner guten und der Unterlassung von schlimmen Handlungen gewesen, er nimmermehr ein moralischer Jüngling genannt zu werden verdiente. Er würde während seiner ganzen tugendhaften Periode lediglich äußerlich moralisch gehandelt haben, was zwar dem Staatsanwalte wohl genügen mag, aber nimmermehr dem Moralisten, der vielmehr die Moralität der Gesinnung verlangt, jene inneren, unegoistischen Beweggründe sittlichen Handelns, von welchen bereits die Rede war. Es ist somit klar, daß, wo die christliche Handlungsweise in der That als Wirkung ganz allein dogmatischer Gläubigkeit sich einstellt, wo der Glaube an Gott in Wirklichkeit einzige Triebfeder moralischen Handelns ist, daß da die Gläubigkeit mit der Moralität der Gesinung nicht immer zusammenfällt.

Bedingt durch den Glauben kann nur die Gesetzmäßigkeit des Handelns sein, die Moralität der Gesinnung dagegen ist derart unabhängig von allen Dogmen, daß sie durch noch so intensive Gläubigkeit nicht erworben, aber auch umgekehrt, wo sie vorhanden ist, selbst bei vollständigem Unglauben, nicht verloren gehen kann. Das Dogma ist ja lediglich ein Versuch theoretischer Begründung der Sittlichkeitsgesetze; mag nun auch der Mensch hierin eine andere Theorie erwerben oder als vollständiger Skeptiker sich an keiner genügen — in der Praxis des Handelns würde er doch seinem Charakter gemäß sich verhalten, ebenso wie er durch die Schärfe seines Sehvermögens die Gegenstände deutlich sieht, mag er nun dieser oder jener augenkundlichen Theorie anhängen, oder wie — um ein anderes Beispiel zu wählen — jeder Dichter eben nur seinem Talente gemäß zu dichten vermag, selbst wenn er die richtigste ästhetische Theorie erdacht haben sollte.

Die Eintheilung der Menschen in gute und schlechte ist niemals zusammengefallen mit der in Gläubige und Ungläubige. Die Zahl der glaubenslosen Menschen wächst gerade in unserer Zeit in christlichen Ländern mit rapider Schnelligkeit, und doch ist es eine bekannte Thatsache, daß gerade diese Kategorien dem Strafgesetzbuche das geringste Contingent liefern. Dies erklärt sich dadurch, daß der Unglaube — mag er auch als metaphysischer Gedankenschluß aus den Prämissen erworbenen Bildungsmaterials verfehlt sein — eben doch als Resultat eines intellectuellen Bildungsprocesses auftritt und dieser Unterlage immer bedarf, wenn er eine gewissenhafte, feste Ueberzeugung genannt zu werden verdient. Unter sonst gleichen Verhältnissen aber, bei sonst gleicher Charakterdisposition ist der gebildete Mensch immer auch der bessere.

Wenn also der Glaube weder als Grund, noch als Folge der Moralität sich erweist, so kann man wohl sagen, daß er durchaus kein nothwendiges Attribut eines Menschen sei, dem wir unsere Achtung zollen wollen und der solche für sich in Anspruch nimmt. Als ein Makel des Charakters, als eine Sünde kann der Unglaube nimmermehr angesehen werden, er ist im schlimmsten Falle ein Irrthum. Wenn man daher heutigen Tages den Kampf für Erhaltung des Glaubens so dar-

zuſtellen ſich bemüht, als würde mit dem Untergange desſelben die Sünde zur Weltherrſchaft gelangen, dahingegen mit dem Gedeihen der Dogmen auch die Tugend des Menſchengeſchlechtes eine entſprechende Förderung erführe, ſo muß dieſes als eine Verwirrung der Begriffe umſo mehr abgelehnt werden, als uns die Geſchichte lehrt, daß die unheilvollſten Folgen aus dieſer Begriffsverwirrung entſtehen. Denn aller religiöſe Fanatismus beruht auf der falſchen Anſicht von der Sündhaftigkeit des Irrthums. Und wie viele Menſchenopfer hat nicht ſchon dieſe falſche Anſicht gekoſtet! *)

Noch heutigen Tages iſt es die Art der Kirche, daß ſie den Gläubigen allein das Monopol der Tugend zuerkennt, während ſie die Andersgläubigen und Ungläubigen als die Repräſentanten der Sünde hinſtellt. Tagtäglich hören wir die bekannten Worte Chriſti von den Pforten der Hölle, welche die Kirche nicht überwinden werden, mit Bezug auf die Andersdenkenden ausſprechen, die alſo ſozuſagen als Geſellen des Teufels hingeſtellt werden. Und doch anerkennen auch Dieſe jene Worte Chriſti. Auch ſie ſind der Ueberzeuguug, daß die Lehre Chriſti der Menſchheit unverloren bleiben wird, daß das Princip des Böſen, jene Pforten der Hölle, vergeblich gegen die moraliſche Vervollkommnung des Menſchengeſchlechtes ankämpfen wird und daß nur das entwicklungsfähige Princip des Guten unſere gegenwärtigen ethiſchen Errungenſchaften wird überwinden können — aber überwinden im Sinne einer Veredelung!

Conſequent im katholiſchen Sinne ſind Jene freilich, welche den Ungläubigen die Tugend abſprechen. Denn da die Kirche ſich die allein ſeligmachende nennt, andererſeits aber Seligkeit nicht anders denn als Lohn für die Tugend gedacht werden kann, ſo müſſen eben alle von der Seligkeit Ausgeſchloſſenen, d. h. alle Andersgläubigen und Ungläubigen ſchon als

*) Der ſcharfſinnige Leſer bemeekt leicht, daß unſer Freigeiſt in ſeinen letzten Erörterungen den Menſchen zu ideol auffaßt. Er mog mit Recht an dem Unglauben eines gebildeten Menſchen keinen Anſtoß nehmen; aber er unterſchätzt die Gefohren des Unglaubens, der aus der Halbbildung entſpringt. In jenen Kreiſen, in welchen jene bedaueeliche Halbbildung verbreitet iſt, dient der Ungloube allerdings dazu, die Leidenſchoften zu entfeſſeln. Die Kirche ſpricht nicht gonz mit Unrecht von der Verwilderung der Maſſen durch den Materiolismus unſerer Zeit. In der That muß ihr beigeſtimmt werden, daß in den holbgebildeten Claſſen der Verluſt aller Ideale und die ausſchließliche Richtung der Intereſſen auf die materiellen Güter dieſer Welt bedeutende Gefahren für die Morol nach ſich ziehen. Nur daß hiefür die Wiſſenſchaft nicht verantwortlich gemocht werden darf. Wie bei einem Volke republikaniſche Experimente nur in dem Maße Zuſtände von Beſtond herbeiführen können, ols demſelben der Sinn für Geſetzlichkeit innewohnt, als ihm dos Geſetz on ſich auch dann Reſpeet einflößt, wenn kein abſolutiſtiſcher, gefürchteter Herrſcher als Träger desſelben vor ihm ſteht, ſo wird die Emancipation der Moral von den Dogmen nur dart ganz gefahelos geſchehen können, wo die Achtung der Sittlichkeitsgeſetze fortbeſteht ouch ohne die Vorſtellung eines belohnenden und ſtrafenden Gottes. Unſer Freigeiſt aber, der beim gebildeten Menſchen ein ſolches Verhältniß als möglich wohl vorouseſzen darf, wied kaum annehmen kännen, daß eine ſolche abſtracte Moral etwa beim Landmann Gehär finden würde. In dee moraliſchen Erziehung des Menſchengeſchlechtes muß von der Vorſtellung eines ſteafenden und belohnenden Gottes ebenſo ſicher ausgegangen werden, als in der ſtaotlichen Erziehung vom abſoluten Königthume. Es iſt ſomit mehr den Mängeln dee Menſchennatur zur Laſt zu legen, als der Kirche, wenn ſie von jehee die Moeal in Abhängigkeit ſtellte von dem Dogmenglauben, ein Umſtand, der bedeutende Gefahren in ſeinem Gefolge trägt, inſofern hiedurch für den Menſchen, der beide in untrennbarer Verbindung zu denken gewohnt iſt, die ſchwankende Notur dee Dogmen auch auf die Moeal übertragen wird, und in Zeiten, da die Glaubensartikel ihr Anſehen verlieren, ouch die Anerkennung der ethiſchen Geſetze geföhrdet wird. Darum iſt es die ernſteſte Pflicht der Philoſophie, die Ethik auf geſicheeteeer Baſis zu begründen, ſollte auch vorübeegehend für Unkundige der Anſchein entſtehen, als werde hiedurch das Gebäude ſelbſt untergraben, und ihr Pfeiler zu geben, welche der Veränderlichkeit nicht unterworfen ſind. D. Pr.

ſolche ſündhaft genannt werden. Ja die Möglichkeit, daß ſolche Individuen moraliſche Verdienſte im Leben erwerben können, darf gar nicht zugegeben werden, indem es ja der Allgüte des Schöpfers widerſtreiten würde, wenn er ſolche Verdienſte unbelohnt ließe. Es bleibt darum für den conſequenten Katholiken allerdings nichts übrig, als Irrthum in Glaubensſachen mit Sünde zu identificiren.

Aber zu welchen Folgerungen werden wir da getrieben! Der arme Indianer ſollte der Seligkeit verluſtig gehen, weil er Manitou anbetet, ſtatt Jehovah! Er meint ja, wenn er „Manitou“ ausſpricht, doch eben Den, welchen eine beliebige erzbiſchöfliche Eminenz meint, wenn ſie den Namen Gottes nennt. Er begeht ja im Grunde nichts weiter, als eine Art Namensverwechſelung. Ewige Höllenſtrafen von Seite eines allgütigen Schöpfers für eine Namensverwechſelung!

Der Glaube ohne die Werke iſt todt. Selbſtzweck kann daher der Glaube nicht ſein und Anſtalten zur Verbreitung desſelben können nur ſo weit gerechtfertigt erſcheinen, als hiedurch die Menſchheit in moraliſcher Hinſicht gefördert würde; denn nur dieſem Zwecke darf der Glaube als Mittel dienen. Hat man aber einmal erkannt, daß das Anſehen der ethiſchen Geſetze von ihrer dogmatiſchen Begründung ganz unabhängig iſt, daß die Ethik ſolcher, auf den Egoismus des Menſchen berechneter Begründung augenſcheinlich gar nicht bedarf, ſo iſt kein Grund mehr vorhanden, energiſch zu wünſchen, daß alle Menſchen zu unſerem Glauben bekehrt würden.

Nur Eines allenfalls ließe ſich von Seite der Kirche noch geltend machen, wodurch ihr dogmatiſches Lehramt doch als Selbſtzweck erſchiene. Sie könnte ſagen: Zugegeben ſelbſt, daß dem Glauben keinerlei Kraft innewohnen ſollte, die moraliſche Geſinnung des Menſchen zu beeinfluſſen, ſo bleibt dem Beſtreben der Kirche nach Aufrechterhaltung und Verbreitung des Glaubens doch noch ein theoretiſcher Werth, indem ihr ja dieſe mit Verbreitung der Wahrheit zuſammenfällt, worin ſie alſo dieſelbe Tendenz offenbart, welche die Wiſſenſchaft für ſich in Anſpruch nimmt. Von der Vorausſetzung ausgehend, daß ihre Dogmen die metaphyſiſchen Probleme richtiger löſen, als es durch die Philoſophie geſchieht, muß die Kirche trachten, dieſe Dogmen unter die Leute zu bringen, weil dieſelben die Wahrheit enthalten; die Wahrheit aber verdient allerdings, um ihrer ſelbſt willen verbreitet zu werden.

Solche Begründung des Verhaltens der Kirche können die Gegner derſelben wohl annehmen und ſie brauchen ſich auf die Vorausſetzung, daß in der chriſtlichen Dogmatik in der That mehr Wahrheit enthalten ſei als in unſeren philoſophiſchen Syſtemen, weiter gar nicht einzulaſſen. Aber wenn die Abſichten der Kirche wirklich nur auf Verbreitung der Wahrheit gerichtet ſind, ſo leuchtet doch ein, daß ihre Maßregeln hiefür und zur Unterdrückung des Unglaubens nur ſolche ſein dürfen, welche dieſe Zwecke auch wirklich erreichen. Die einzigen Mittel aber, Wahrheiten derart zu begründen, daß dieſelben mit feſter Ueberzeugung von den Menſchen angenommen werden, Irrthümer dagegen klar als ſolche erkennen zu laſſen, bietet die Logik. Daumſchrauben und Scheiterhaufen, welche früher angewendet wurden, ſind hiefür ebenſo unzulänglich, als Excommunication und manche kirchliche Chicanen, mit welchen zuweilen heutzutage operirt wird. Aeußere Zwangsmittel und Strafandrohungen — und dieſe, wenn auch in gelinder Form, beſtehen ſtellenweiſe ja noch immer — können zwar ein Bekenntniß der Lippen erzielen, aber nimmermehr eine Ueberzeugung. Auf dieſe kann nur durch logiſche Zwangsmittel gewirkt werden, weil eben das Organ des Denkens nur dieſem Einen Mittel zugänglich

iſt. Alle Marterwerkzeuge eines Torquemada haben nicht Einen Ueberzeugten geſchaffen, ſondern beſten Falles Heuchler. Es war ein naiver Standpunkt der Pſychologie, auf dem ein heiliger Arbues ſtand, daß er glauben konnte, die Ueberzeugung von den chriſtlichen Wahrheiten laſſe ſich den Menſchen durch Behandlung der Gelenke und Verrenkung ihrer Glieder beibringen. Er mußte ſich wohl ſelbſt, wie es ſcheint, von der Fruchtloſigkeit ſolcher Proceduren überzeugen; aber leider verfiel er auch dann nicht auf Anwendung der richtigen Mittel: Wo ſeine Marterwerkzeuge nicht hinreichten, da dachte er ganz mit Hippokrates: quod ferrum non sanat, ignis sanat — und warf die Leute auf den Holzſtoß. Wir heutzutage wiſſen, daß alles Denken, aller Glaube, der nicht bloße Ueberredung des Herzens iſt, alle Ueberzeugung, die nicht aus bloßer Urtheilsloſigkeit hervorgehen ſoll, Sache des Kopfes und daß dieſer nur logiſchen Gründen zugänglich iſt. Wir wiſſen, daß das „credo quia absurdum“ eine Selbſttäuſchung, eine pſychologiſche Unmöglichkeit iſt, weil der Verſtand nicht widerſprechende Thätigkeiten ausüben, nicht gleichzeitig glauben und für abſurd halten kann.

Gegenwärtig iſt die Kirche in ihren Zwangsmitteln den Irr- und Ungläubigen gegenüber allerdings ſo milde, daß darüber nur Freude beſtehen kann. Aber es leuchtet ein, daß ſie auch auf dieſem Wege keine Reſultate wird erzielen können. Einer verſtockten Menſchheit, bei der ſogar ferrum et ignis ſich erfolglos erwieſen, werden die gelinden Mittel, die bloßen medicamenta ſicherlich ganz und gar erfolglos geſpendet werden. Die Kirche wird ſich daher mit der Zeit wohl bequemen müſſen, wenigſtens Jenen gegenüber, auf deren Ueberzeugung zu wirken nur durch eine wiſſenſchaftliche Discuſſion gelingen kann, alſo den Ungläubigen gegenüber, dieſelbe auch anzuwenden; denn Jene, deren Glaubensorgan nicht der Verſtand, ſondern das Gemüth iſt, bedürfen einer Begründung überhaupt nicht. Für dieſe wird das Dogma niemals das Object einer logiſchen Analyſe ſein; aber für die Abgefallenen, für die Ungläubigen, welchen es ein ſolches Object geworden iſt, gibt es andere Mittel nicht, ſie in den Schoß der Kirche wieder zurückführen.

Die religiöſe Gläubigkeit eines Menſchen muß unter allen Umſtänden als der Ausfluß edler Regungen ſeines Inneren betrachtet werden. Mag er ſich den metaphyſiſchen Problemen gegenüber ſo oder ſo auseinanderſetzen, mag er dieſem oder jenem Bekenntniſſe angehören, er beweiſt durch einen Glauben irgend welcher Art immerhin, daß er ſich dieſer Probleme mehr oder minder klar bewußt iſt, daß er ſich ihnen gegenüber nicht gleichgiltig zu verhalten vermag — und ſolches verdient unter allen Umſtänden Anerkennung. Von dieſem Standpunkte aus ließe ſich nun allerdings ein Jeder tadeln, „der ſeinen Glauben leichtfertig preisgibt, ohne hiefür einen Erſatz zu gewinnen“ — wie der Vorwurf meiſt formulirt wird. Aber iſt denn eine ſolche Preisgabe *ohne* Erſatz überhaupt möglich? Ich glaube nicht. Denn ein Glaube weicht nur Gegengründen, und dieſe, mögen ſie ſich auch nur zu einem ſehr mangelhaften Syſteme vereinigen, bleiben doch immerhin ein Erſatz. Der Glaube weicht nur einem anderen Glauben und wäre es auch einem abſoluten Skepticismus. Der Skepticismus iſt eben der Glaube, daß ſich in metaphyſiſchen Dingen nichts ausmachen laſſe. Wer dieſem huldigt, beſitzt allerdings nur einen negativen Erſatz für ſeine früheren poſitiven religiöſen Ueberzeugungen; aber dieſe ſelbſt ſind ihm eben vorher ſchon zu negativen Werthen herabgeſunken, da ſie für ihn ihre Geltung verloren.

Was nun insbeſondere die Philoſophie betrifft, ſo handelt es ſich ja auch in ihr um dieſelben Grundfragen,

wie in den Religionen. Auch die Philosophie fragt nach der Bedeutung der Welt und des Lebens, nach dem Zwecke unseres Daseins, Begründung der Moral u. s. w. Sie unterscheidet sich von der Religion nur dadurch, daß sie diese Fragen tiefer faßt und darum eine tiefere Begründung sucht, als welche die Dogmen bieten. Im Uebergange von den religiösen Anschauungen der Kindheit zu den philosophischen des Mannes liegt darum keineswegs eine leichtfertige Preisgabe ohne Ersatz. Zudem haben wir ja bereits gesehen, daß für die moralische Beurtheilung eines Menschen seine Anschauungen in metaphysischen Dingen überhaupt nicht in's Gewicht fallen, also auch nicht der Wechsel derselben, würde dabei selbst der Irrthum gegen die Wahrheit eingetauscht werden.

Was übrigens das Verhältniß der Philosophie zum Unglauben betrifft, so wird dasselbe oft ganz falsch aufgefaßt. Man wirft der Philosophie vor, daß sie den Unglauben erzeuge, während doch gerade das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Denn so lange ich gläubig bin, werde ich ja die philosophischen Systeme a priori für verfehlt halten, werde darum auch gar keinen Anlaß haben, mich mit ihnen zu beschäftigen. Erst wenn das Bedürfniß eintritt, die durch den Unglauben geschaffene Lücke auszufüllen, wird man zur Philosophie greifen, weil man es nicht vermag, die Fragen, deren Beantwortung man bis dahin den Dogmen entnommen, als offene Fragen stehen zu lassen, d. h. also, weil man es eben *nicht* vermag, glaubenslos zu bleiben, und das echt religiöse Bedürfniß empfindet nach Beseitigung der metaphysischen Scrupel.

Religion und Philosophie sind Zweige an Einem Stamme, sie entspringen der gleichen Anlage des Menschen, dem methaphysischen Bedürfnisse als ihrer gemeinschaftlichen Wurzel. Das religiöse Bedürfniß ist lediglich eine Specialität des Metaphysischen, welches auch der Philosophie zu Grunde liegt. Soll nun der Werth eines Menschen überhaupt nach dem Grade dieses Bedürfnisses bemessen werden, so ist doch klar, daß es ihm nicht bloß dann zugeschrieben werden darf, wenn er die gemeinschaftlichen Probleme der Religion und Philosophie *in einer bestimmten Weise* löst, wie etwa durch die Dogmen der katholischen Kirche, sondern auch wenn diese Probleme überhaupt als solche von ihm empfunden werden, wenn er sich ihrer Wichtigkeit bewußt ist und die Sehnsucht nach ihrer Lösung ihm innewohnt. Mag nun ein Solcher auf diese oder jene Lösung gerathen, mag er selbst gar keine finden, er besitzt gleichwohl jene der Religiosität so sehr verwandte Anlage, welche die Gläubigen irrthümlicher Weise für sich allein in Anspruch nehmen. Der Ungläubige negirt lediglich eine *bestimmte* Antwort auf religiöse Fragen, aber er sagt darum nicht, daß diese Fragen überflüssig seien. Er leugnet nicht die Probleme an sich, sondern vermag nur nicht, sich bei der ihm in der Kindheit gelehrten Lösung derselben zu beruhigen. Er ist demnach sogar metaphysisch eifriger, als derjenige, dem die erstvernommene Antwort das metaphysische Bedürfniß gleich zum Schweigen bringt. Wer bei den in seiner Jugend erhaltenen Antworten nicht sofort sich beruhigt, sondern später, wenn ihm das Verständniß der Probleme erwacht ist, der Sache nachdenkt und was die größten Geister der Menschheit hierüber gesagt, in Prüfung zieht — verdient ein Solcher unsere Achtung etwa weniger, als ein Gläubiger, der mit den in seinem zufälligen Vaterlande in Credit stehenden Problemlösungen sich gleich zufrieden gibt und zu einem Scrupel überhaupt nicht gelangt?

Darum ist das Verdienst, in Glaubenssachen nicht zu zweifeln, ein sehr precäres; sei es, daß wir es von der einen Seite als ein Nichtzweifeln *können* in's Auge fassen, sei es, daß

wir von der anderen Seite es als ein Nichtzweifeln *wollen*, Nichtunterfuchen *wollen* betonen.

Die Kirche freilich ſagt, in dem Zweifel liege eben das Unrecht; ſie verlangt unbedingte Unterwerfung und daß wir gläubig ſeien, wie die Kinder. Nun ſcheitert aber doch offenbar ein ſolches Verlangen an der pſychologiſchen Unmöglichkeit. Etwas glauben zu können oder bezweifeln zu müſſen, hängt doch gar nicht vom freien Willen des Menſchen ab. Die oberflächlichſte Selbſterkenntniß muß uns das lehren. Ein Gebildeter unſerer Tage könnte z. B. beim beſten Willen nicht mehr an den Sonnengott glauben. Ebenſo gibt es nun auch Menſchen, welche beim beſten Willen nicht an den Erzengel Michael zu glauben vermögen, und andere, welche die chriſtlichen Dogmen überhaupt nicht annehmen *können*. Sie beginnen vorerſt daran zu zweifeln, und ſündigen damit nach kirchlicher Auffaſſung. Aber dieſer Zweifel, dieſes ganz unſchuldige „Ich weiß nicht“ — denn dies iſt ja der ganze Inhalt eines jeden Zweifels —, wie ſollte doch der eine Sünde ſein! Wie ſollte man Demjenigen, der die Beſcheidenheit beſitzt, ſeine Unwiſſenheit zu geſtehen, zurufen dürfen: „Du mußt wiſſen!“ Der Arme wäre ja zu Tode froh, wenn er Folge leiſten könnte. Er iſt ja gepeinigt von ſeinen Zweifeln und würde ſie gern und umſo lieber los ſein, als er die Wichtigkeit der fraglichen Probleme ſehr wohl einſieht. Und wichtig in der That müſſen ſie ihm erſcheinen, außerdem er ſicherlich nicht zu dem unendlich mühſamen Studium der Philoſophie greifen würde, um ſeine Bedenken los zu werden. Hat er ſich nun endlich ſeiner Zweifel entledigt und ſich beiſpielsweiſe für eine beſtimmte philoſophiſche Anſchauung entſchieden — was kann er nun dafür, daß ihm gerade dieſe wahrſcheinlicher erſcheint, als was man ihm in ſeiner Kindheit erzählt hat und was noch dazu ſeinen Hoffnungen und Wünſchen weit mehr entſprach? Er ſieht ja auf ſeine Jugend, da ihn weder Scrupel, noch Zweifel plagten, zurück, wie auf ein entſchwundenes Eden, und wohl manchmal, wenn ihm dieſes Gefühl recht ſchmerzlich zum Bewußtſein kommt, möchte er mit Kaſſandra ſprechen: „Meine Blindheit gib mir wieder und den fröhlich dunklen Sinn!“ Wohl Mancher möchte ſeine wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften gegen die glücklichen Illuſionen ſeiner Kindheit wieder eintauſchen. Aber es gelingt ihm nimmermehr, einen Glauben zurückzuholen, den er abgeſtreift hat. Unſere Anſichten hängen nicht von unſerem Willen ab, und wäre dieſer Wille ein noch ſo entſchiedener.

Die Anſichten eines wiſſenſchaftlichen Menſchen ſind Reactionen des Gehirnes, nicht des Willens; darum vermögen wir ſelbſt in den gleichgiltigſten Dingen nicht, auf Commando zu glauben, weder auf eigenes, noch auf fremdes.

Die Anſichten eines Menſchen ſind der Ausfluß ſeiner innerſten geiſtigen Natur, die er nicht nach Belieben zu wechſeln vermag. Sie ſind nur explicite, was ſein Gehirn implicite, der äußere Ausdruck der Beſchaffenheit ſeines Erkenntnißorganes. In dieſem ſchlummern Zweifel und Unglaube, lange bevor ſie hervortreten, wie die künftige Blüthe im Pflanzenkeime. Ein Glaube bildet ſich im Menſchen von ſelbſt nach Maßgabe ſeiner geiſtigen Beſchaffenheit, er kann weder willkürlich erzeugt noch verhindert werden; er iſt die Reſultante aus der Erwägung aller Für und Wider. Dieſe reſultirende Schlußfolgerung vollzieht der Verſtand nach logiſchen Geſetzen ebenſo unerbittlich, wie die Bewegung eines doppeltbeeinflußten Körpers nach den Geſetzen des Kräfteparallelogramms vor ſich geht.

Dieſe Für und Wider, dieſe Prämiſſen des Glaubens in größtmöglicher Anzahl zu erwerben, ſorgfältig zu er-

wägen und dem audiatur et altera pars vollständig zu genügen; dieses kann mit Recht von Jedem verlangt werden; aber der Glaube selbst, der sich dann als Folgerung aus diesen Prämissen ganz von selbst nach uns angeborenen logischen Gesetzen ergibt, braucht nicht erst zur Pflicht gemacht zu werden. Ergibt er sich dagegen aus dem unserer Erkenntniß zugänglichen Material an Prämissen *nicht*, kann er der uns angeborenen Logik gemäß nicht resultiren, dann ist es sogar unmöglich, ihn zu fordern. Der Ungläubige, welcher aus dem Anblicke der Welt und des Lebens jene Prämissen nicht zu finden vermochte, aus welchen sich durch Schlußfolgerung beispielsweise das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele ergeben würde, von diesem Ungläubigen läßt sich nicht verlangen, daß er gleichwohl daran glaube; es läßt sich nicht verlangen, daß er eine Folgerung ziehe, zu der ihm alle Prämissen fehlen. So wenig wir eine Diagonole ziehen können, wenn uns das Quadrat nicht vorerst gegeben ist, ja so wenig wir aus nichts etwas zu schaffen vermögen, so wenig vermögen wir auch eine Schlußfolgerung zu machen, zu der wir die Vordersätze nicht besitzen. So erhellt uns auch noch von anderer Seite die Unmöglichkeit, der innere Widerspruch jenes credo quia absurdum.

Aus alledem ergibt sich mit vollster Klarheit, daß es weder eine Pflicht, noch ein Verdienst, zu glauben, gibt, wie es umgekehrt auch niemals Sünde sein kann, ungläubig zu sein; denn dies ist Sache einer vielleicht mangelhaften Erkenntniß, aber nicht Sache des Willens. Im Willen aber allein, nicht in der Erkenntniß liegt die Schuld, wie jeder juristische Anfänger zu sagen weiß. Der Unglaube tritt oft gegen unseren Willen als unliebsames Resultat der Studien ein, gegen das wir uns lange vergeblich sträuben. Wie der Glaube, stellt auch er sich unwillkürlich ein. Nur zu Dingen aber, die von unserem Willen abhängen, können wir verpflichtet sein, nur solche können uns als Schuld oder Verdienst angerechnet werden. Darum nochmals: es gibt weder ein Verdienst des Glaubens, noch eine Sünde des Unglaubens. Wenn die Kirche uns befiehlt, gläubig zu sein, wie die Kinder, so sollte sie uns auch die Mittel angeben, das Kindesgemüth uns zu erhalten. Aber wenn in der wirren, chaotischen Masse von Gedanken, Phantasien und Empfindungen, welche der Anblick der Dinge in uns hervorruft, der Gährungsproceß eingetreten ist, dann erzeugt sich für den gereiften Mann mit Ueberwindung des Gefühlsmomentes der reflective Niederschlag, und er vermag nicht mehr, mit den Augen des Kindes in die Welt zu schauen.

Ein wissenschaftlicher Glaube als das Product eines complicirten Materials von Prämissen ist der Gefahr des Irrthums leicht ausgesetzt — das soll nicht geleugnet werden. Aber das *Streben* nach Wahrheit, aus welchem man sich den Wissenschaften widmet, ist darum nicht weniger verdienstvoll. Dieses wenigstens vermögen alle Fanatiker nicht herunterzuziehen; sie können nicht leugnen, daß es unter allen Umständen anerkennenswerth bleibt, nach der Wahrheit zu streben. Das Leben des Forschers ist Arbeit, Tag für Tag, während der Gläubige, im vermeintlichen oder meinetwegen im Besitze der Wahrheit sich dabei beruhigt. Möge man den Forscher einen unpraktischen Idealisten nennen, dem alle seine Mühe und Arbeit vielleicht kaum seinen Unterhalt abwirft; aber man sage nicht, daß auf schlechten Wegen wandle, wer die Wahrheit sucht und sie höher schätzt, als hohes Einkommen.

Nächst einem sittlichen Charakter ist das Streben nach Wahrheit das Edelste, was der Mensch besitzen kann, mag er diese nun finden oder nicht. Das Verdienst bleibt auch im letzteren Falle ungeschmälert. Ja, selbst den

Irrthum müssen wir für verdienstlicher halten, als die gläubige Ueberzeugung Derjenigen, bei welchen (wie das auch vorkommt) gerade die souveräne Verachtung aller Wissenschaft vielleicht die einzige Basis ihrer Gläubigkeit ist. Angenommen selbst, es gerathe ein Forscher in seinem anerkennenswerthen Streben in die Irrlehren des Atheismus — es könnte ihm auch aus solchem Erfolge an sich guter Absichten kein Verbrechen gemacht werden. Vermag ihm seine Erkenntniß keine hinlänglichen Gründe aufzudecken, welche ihm die Existenz eines Schöpfers als wahrscheinlich erscheinen ließen, desto schlimmer für ihn; er ist eines trostreichen Glaubens beraubt. Wenn er aber im Uebrigen aus rein innerem Impuls so rechtschaffen handelt, als irgend ein Gläubiger, den bloß die egoistischeren Motive der Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Lohn auf dem rechten Wege halten, soll er darum Letzterem nachgesetzt werden?

Darum: Wenn irgendwo Toleranz am Platze ist, so ist es in Sachen des Glaubens. Genug schon des Hasses, der Verfolgung und des Blutes hat das Vorurtheil, im Unglauben einen moralischen Fehler zu sehen, über die Welt gebracht. Christus hat nie ein Wort des Hasses gegen Andersdenkende gepredigt; er hat nirgends verordnet, daß man Diejenigen, welche sich von der Wahrheit seiner Lehre nicht zu überzeugen vermögen, mit Feuer und Schwert vertilgen solle. Und auch die Philosophen, welche ihrerseits mit Kerker und Tod bedroht wurden, welche, wie Bruno und Vanini, auf dem Scheiterhaufen starben — sie haben niemals Worte der Unduldsamkeit gesprochen. Nie hat ein Philosoph die Menschen bezüglich ihres moralischen Werthes mit dem ganz ungleichen Maßstabe ihrer Anschauungen gemessen. Wäre Christus unter uns, er würde sicherlich von seiner Toleranz selbst die Atheisten unter den Philosophen nicht ausschließen. Er würde sie wohl für Irrende erklären, vielleicht für arm an Geist, aber er würde sie nicht verwerfen. Er würde beispielsweise zu Schopenhauer sagen: „In der Hauptsache, Herr Schopenhauer, sind wir einig. Sie glauben an die unvergänglichen Wahrheiten meiner Bergpredigt und um dessenwillen verzeihe ich Ihnen Ihre Irrthümer, welche doch nur Nebensachen betreffen. Sie predigen den Menschen, wie ich es gethan, daß sie Unrecht haben, ihr Herz an die Dinge dieser Welt zu hängen, welche ein Jammerthal ist; und wenn Sie auch meiner Definition des Jenseits nicht beistimmen, so glauben Sie doch an eine andere, an eine metaphysische Ordnung der Dinge. Diese Uebereinstimmung mit meinen Lehren läßt mich gerne unsere Differenzen übersehen und ich werde darum Ihr Buch nicht auf den Index setzen."

Die in Glaubenssachen streitenden Parteien sind darüber einig, daß nichts für die Menschheit von so großem Interesse sein kann, als die Wahrheit zu erkennen. Von dieser gemeinschaftlichen Basis aus also muß sich ein Verständniß erzielen lassen, ist dieses überhaupt möglich. Dies soll denn zum Schlusse noch versucht werden.

Aus dem hohen Interesse der Menschheit an der Wahrheit folgt, daß, wer sie besitzt, auch die Pflicht habe, sie mitzutheilen. Die Theologen begründen hierauf ihr Recht, den Glauben zu verbreiten, die Vertreter der Wissenschaft ihr Recht, die Resultate ihres Forschens frei mitzutheilen. Beiderseits ist die Ueberzeugung, im Besitze der Wahrheit zu sein, nur eine subjective; diese aber beweist, so lange der Streit noch in der Schwebe ist, auf keiner Seite etwas und ein Recht die Gegenpartei zu unterdrücken und ihre Vertreter zu schmähen, läßt sich auf dieser Basis in keiner Weise begründen. Eine solche Intoleranz wäre nicht nur ein Unrecht, sondern, wie uns eine weitere Betrachtung ergibt, dem beiderseitigen Bestreben, der Wahr-

heit zur Geltung zu verhelfen, sogar im höchsten Grade schädlich. Denn niemals ist die Wahrheit den Menschen mühelos in den Schoß gefallen. (Der Hinweis auf die Offenbarung gilt nur für die Gläubigen; hier handelt es sich lediglich um eventuelle Bekehrung der Ungläubigen, um welche es bei dem hohen Werthe, den der Himmel auf einen Reuigen legt, der Kirche sicherlich zu thun sein muß.) Die Wahrheit ist immer nur die Frucht geistiger Kämpfe gewesen. Ohne den Kampf der Geister, ohne Zweifler, ohne Opposition käme es niemals zur Wahrheit, weil der Irrthum nicht von selbst weicht, sondern erst der Widerlegung. Gesetzt nun selbst den Fall, die Kirche besäße die vollendete Wahrheit, der Irrthum dagegen wäre ganz auf Seite der Wissenschaft — selbst dann noch wäre im Interesse der Wahrheit selbst die Opposition noch nöthig, weil der Irrthum sich ausgelebt haben muß, soll er keine Gefahr mehr in sich enthalten. Der Irrthum aber stirbt nie eines natürlichen Todes und er bleibt eine stets drohende Gefahr, so lange nicht alle in ihm liegenden Keime ihre Seiten herausgekehrt haben.

Wenn so der Wahrheit der Kampf niemals erspart bleiben kann, so ist ihr doch der Sieg garantirt. Früher oder später muß sie zum Durchbruch kommen. Es liegt in ihrer Natur, den Sieg davonzutragen, den sie ihrer inneren Tüchtigkeit verdankt und der unfehlbar eintreten wird. Das Schicksal der Meinungen in der Geschichte ist immer ein verdientes Schicksal und die Macht, welche die Wahrheit kundgibt, beweist auch ihr Recht. Hier in der That fallen Macht und Recht zusammen. Der Kampf um's Dasein der Ideen hat das Hohe an sich, daß darin nur zu Grunde geht, was zu Grunde zu gehen verdient, und daß das Irrthümliche der Meinungen unfehlbar ausgeschieden wird. Wie im biologischen Processe der Natur nur die zweckmäßigen Formen sich erhalten, so im geistigen Processe nur das Wahre.

Aber ohne Kampf kein Sieg. Die Wahrheit wird als solche nicht anerkannt, sie kommt nicht zur allgemeinen Geltung, so lange sie sich nicht aus dem Widerspruche der Meinungen siegreich herausgelöst. Sie manifestirt sich als solche nicht durch sich selbst, nicht durch ihr bloßes Auftreten, sondern durch *Ueberwindung des Widerspruches*.

So ist also die Niederlage des Irrthums nothwendige Bedingung der Anerkennung der Wahrheit. Darum ist es aber auch nothwendig, daß der Irrthum allererst auftrete. *Kein Sieg ohne Kampf; kein Kampf ohne Widerspruch*. Diejenigen also, welche einen Irrglauben unterdrücken, ihn außer Stand setzen wollen, den Kampf aufzunehmen, nützen nicht nur nicht der Wahrheit, sondern versündigen sich an ihr geradezu. Die Theorie der unantastbaren Glaubensartikel ist eine Theorie im Interesse der Parteien, aber nicht im Interesse der Wahrheit. Pflicht des Einzelnen ist vielmehr, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit seines Irrens seine Ansichten bekannt zu geben. Denn mag er sich auch irren, er ist gleichwohl im Dienste der Wahrheit thätig, welche den Kampf der Ideen braucht, um zum Durchbruch zu gelangen und immer wieder braucht, um anerkannt zu bleiben.

Weit entfernt also, daß der Streit der Geister die Geburt der Wahrheit verzögerte, bedingt er vielmehr deren eigentliche Realisation. Darum ist aber auch die Menschheit nächst Denjenigen, welche ihr eine Wahrheit verkündigen, Niemandem so sehr verpflichtet als den Zweiflern, welche recht eigentlich ihre Wohlthäter sind. Die Geschichte lehrt, daß die Wahrheit noch niemals dauernd unterdrückt werden konnte, daß sie aus dem Wirrsal der Meinungen immer siegreich hervorgegangen ist. Weder päpstliche Bullen noch Inquisitionen haben verhindern können, daß

Ansichten zur Anerkennung kamen, die, anfänglich von der Kirche verfolgt, nun von den unfehlbaren Päpsten selbst nicht mehr bezweifelt werden. Man denke z. B. an die Lehre von den Antipoden und der Kugelgestalt der Erde.

Nicht Derjenige also sündigt, welcher zweifelt, sondern vielmehr wer mit seinen Zweifeln hinter dem Berge hält. Denn sollte er auch irren, so wird doch die Wahrheit in umso helleres Licht gesetzt, wenn der Irrthum, wie es unvermeidlich ist, schließlich unterliegt. So erweist sich der Irrthum im geschichtlichen Processe immer als jene Macht, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Es sündigt aber auch Derjenige an der Menschheit, welcher der Wahrheit anders zum Siege verhelfen will, als mit den Waffen des Geistes. Nur durch solche nämlich kann der Irrthum wirklich überwunden werden, niemals durch Zwangsmaßregeln irgend welcher Art, da diese nie über die Frage etwas ausmachen können, auf welcher Seite die Wahrheit stehe, sondern lediglich, bei welcher Partei momentan die Macht. Jeder, der dem Kampfe der Geister seinen reinen Charakter benimmt, der außer logischen Gründen noch andere Mittel zur Anwendung bringt, hemmt dadurch den Entwicklungsproceß, als dessen Frucht die Wahrheit abfällt. Jede Intoleranz, jede Verfolgung Andersdenkender ist ein Versuch, Stockung in diesen Proceß zu bringen, dessen vollkommene Entfesselung allein uns dem gewünschten Ziele am schnellsten entgegen führen kann. Nicht die Zweifler sind es, welche sündigen, sondern vielmehr Jene, welche dem lebendigen Kampfe der Ideen durch Machtworte Einhalt thun wollen.

Wenn Ihr — so ruft die Philosophie ihren Gegnern zu — die Wahrheit besitzt, gut, so wird sie früher oder später glanzvoll erstehen; keine Macht der Erde wird das verhindern können und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Aber wenn ihr die Wissenschaft mit anderen Waffen bekämpft, als deren die Wissenschaft selbst sich bedient, wenn Ihr intolerant seid und Eure Widersacher zum Schweigen zu bringen versucht, statt Euch zu freuen über die geistige Bewegung, die unser Zeitalter auszeichnet, dann beweist Ihr nur, daß es Euch nur um den Sieg der Partei zu thun ist, nicht um den der guten Sache, daß Ihr Eures Sieges selbst nicht sicher seid, also selbst nicht daran glaubt, die Wahrheit zu vertreten, die Euch unbesorgt in die Zukunft schauen lassen würde. Wenn Ihr den Zweifel nicht zu ertragen vermögt und ihn womöglich schon im Keime zu ersticken versucht, so beweist Ihr dadurch nur, daß Ihr eine ernstliche Gefahr in ihm erblickt und bei solchem Mangel an Vertrauen in Eure Sache werden mir nimmermehr glauben, daß es Euch um den Sieg der Wahrheit zu thun sei. — —

Bei fremden Menſchen und Göttern.

Ein Trieſter Gedenkblatt von Robert Hamerling.

Als im Jahre 1860 die „Novara“ von ihrer Weltfahrt zurückkam, da war es Trieſt, welches das rühmlich bewährte Fahrzeug in ſeinem Hafen landen ſah, mit den Heimgekehrten, die dort zum Theil für längere Zeit Raſt hielten, in regen Verkehr trat, und gleichſam den friſchen Schaum abſchöpfte von dem, was die Weltumſegler dem Vaterlande, das ſie ausgeſendet, heimzubringen und mitzutheilen hatten. Nannte die Hafenſtadt doch den edlen Förderer des ganzen Unternehmens, den verewigten Erzherzog Ferdinand Max, damals den Ihrigen. Ihm zunächſt in längerem und bequemem Umgange Rechenſchaft abzulegen, mochten Männer, wie Baron Wüllerstorff, Karl v. Scherzer u. ſ. w. ſich gedrungen fühlen. Dabei kam nun auch Vieles den Trieſtern zu Gute. Das Meiſte hatten wir dem trefflichen Karl v. Scherzer zu danken, der, liebenswürdig, unermüdlich und anſpruchslos, wie es ſeine Art iſt, im Schoße des „Schillervereins“ die intereſſanteſten Mittheilungen zum Beſten gab. Einen überaus reichen Schatz von merkwürdigen Gegenſtänden aus den entlegenſten Ländern hatte die „Novara“ mitgebracht, und dieſe Fülle des Sehenswerthen blieb auf Anregung des Erzherzogs zwei volle Monate lang in den Sälen des Tergeſteums zur öffentlichen Beſichtigung ausgeſtellt.

Wenn Poeten wie Voz und Adalbert Stifter in Raritätenladen, Trödelbuden und väterererbten Rumpelkammern einen Schatz von latenter Poeſie zu heben gewußt, und jedes einfache Stück Hausrath, das durch vieler Menſchen Hände gegangen und ein ſtummer Zeuge menſchlicher Schickſale geweſen, für beſchauliche Gemüther monumental wird: mit welcher poetiſch angeregten Stimmung mußte man erſt Räume betreten, wo Allerweltshausrath aus Ceylon und Madras, aus Java, Sumatra und Borneo, von den Nikobaren und Philippinen, aus China, Neuſeeland und all' den vielnamigen Inſelgruppen der Südſee neben einander gereiht war? Es bedurfte nicht eben einer excentriſchen Phantaſie, noch eines unnatürlich geſteigerten Nervenlebens, um in dieſen Räumlichkeiten zu einem Reichenbach'ſchen „Senſitiven“ zu werden, geneckt von viſionären Bildern, Klängen und Düften. Ein Menſch, den dergleichen bloß anglänzt, anſtarrt oder angrinſ't, und nicht auch anredet, wie die Thiere im Märchen; wer taub iſt für den Chorus von Völkerſtimmen, und in einer ſolchen Schauſtellung nichts weiter ſieht, als was im Katalog verzeichnet ſteht, der gebe die Empfänglichkeit ſeines Trommelfells für den Anſchlag feinerer Lebenstonwellen verloren und mache ſich keine Hoffnung auf ein Entréebillet zum Concert der Sphärenmuſik, die ein Sonntagskind aus allem Geſchaffenen heraushört.

Zu den Zeiten des edlen Dulders, des Königs Odyſſeus von Ithaka, erlebte man auf dem Seewege vom ſigäiſchen Vorgebirge bis zu den Felſen von Ithaka, einer Strecke von etlichen Dutzend Meilen, größere Abenteuer und ſah mehr Wunderdinge, als jetzt auf einer ganzen Reiſe um die Welt. Aber die alte Meerſirene ſchwimmt doch auch noch um den Kiel unſerer Dampfer, ihre Naſe gewöhnt ſich an

den Rauch qualmender Schlote, und sie singt und sagt für Jeden, der sie hören will, die wundersamsten Geschichten. Das Wunder stirbt nicht aus und verliert nichts an Bedeutung, wenn es zugleich ein natürliches, vielleicht sogar ein alltägliches ist.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die Erinnerung in mir an Einiges von dem wieder aufzufrischen, was die Sirene der „Novara" sang — für einen weiteren Kreis einige von den Eindrücken zu fixiren, die mir geworden bei jener „Zimmerreise" zu fremden Menschen und Göttern — denn die Götzenbilder fremder Zonen spielten dabei keine geringe Rolle. Die Novarareise als solche, als Geschehniß, ist freilich antiquirt; aber die Welt veraltet nicht, von der das österreichische Fahrzeug so reichliche Kunde und so merkwürdige Denkmäler heimbrachte.

Die singhalesischen Manuscripte, welche die Ausstellung eröffneten, waren in jeder Beziehung würdig, mit ihren geheimnißvollen Sprüchen buddhistischer Weisheit den Reigen anzuführen. Wie ganz anders begrüßt die sonnetrunkene Mystik des Ostens uns in seltsamen Charakteren auf den Blättern der Talipotpalme, von zierlichen Deckeln aus Calamanderholz umschlossen, als in nüchternen europäischen Lauten und Lettern und geistlosen Lederbänden? Um wie viel besser läßt sich auf solchen Palmblättern, die sich in den Wellen heiliger Ströme gespiegelt und sich im Glanzäther hindostanischer Mondnächte gebadet, zwischen den Zeilen lesen, als auf unserem feinsten Velin, das die Phantasie doch immer zu einem prosaischen Hanffelde zurückleitet. — That man ein paar Schritte weiter, so wich das Tiefsinnige dem Zarten, die Askese der Galanterie. Statt der buddhistischen Orakel und Hymnen tönte ein zärtliches Liebesgeflüster herüber von den Blüthenufern des Indermeeres. Javanesische Toilettestücke erblickte man, fein, zierlich und kostbar, wie der Bräutigam auf Java sie seiner Braut zum Geschenke zu machen pflegt. Daneben gab noch eine Anzahl javanesischer Hüttenmodelle, sowie ein prächtiges, mit Goldfunken durchsticktes Taschentuch Zeugniß dafür, daß an den blumigen Gestaden und auf den Eilanden des indischen Archipels die Leute nicht immer beschaulich vor Lotosblumen knien, sondern des Lebens Reiz und Behagen zu schätzen wissen.

Weidete man sich einen Moment an der Idylle, die durch all' dies Zierliche dem Auge vorgezaubert wurde, so lauerte ein scharfer Contrast schon daneben, um die Phantasie sofort in ganz entgegengesetzter Weise in Anspruch zu nehmen. Die Wand hinan und weithin neben einander gereiht glitzerte unheimliche Waffenzier, zum Theil der bedenklichsten Art: Lanzen, Schwerter, Schilde, Tomahawks, Skalpmesser — ein ganzes Arsenal und Museum der höheren Kopf- und Halsabschneiderei. Strengte man das Auge ein wenig an, so glaubte man dunkle Flecken zu sehen, Spuren des Blutes, mit welchen dies kriegerische Geräth in Gott weiß welchen Kämpfen und Metzeleien besudelt worden war. Gorgonenhaft glotzten dazwischen ein paar schauerlich-bizarre Gesichtsmasken hervor, von monströsen Perrücken aus Menschenhaaren überthürmt. Die Einwohner der Fidschiinseln tragen die eine derselben in der Schlacht, um sich ihren Feinden furchtbarer zu machen, während die andere den Neu-Caledoniern bei Tänzen im Mondschein zum Schmucke dient: diese Trefflichen feiern die romantische Mondeshelle mit einer mummenschänzlichen Cavalchina, die ohne Zweifel bei weitem mehr an die Blocksbergscenen des „Faust", als an die Elfenreigen des „Sommernachtstraumes" erinnert.

Wie in Dissolving views nebelhaftes Gebild in einander schwimmt und sich aus einander entwickelt, wandelte der feine Blutdampf, der für

sensitive Gemüther das eben erwähnte Waffen-Arsenal umschwebte, sich in seines narkotisches Arom bei der Betrachtung eines Kästchens, das der Katalog als „Rauchapparat und Opiumpfeife eines vornehmen Chinesen" bezeichnete. Süße Betäubung überkam die Sinne, man träumte sich hinein in die Träume, die den schmauchenden Bürger des „Reichs der Mitte" auf dichter Opiumwolke umgaukeln, und begriff für einen Augenblick den Reiz orientalischer Narkose, die wohl am besten über des Lebens Schalheit und die sublime Langeweile, Weltschmerz genannt, hinweghilft.

Aber es ist nicht rathsam, solche asiatische Träume allzulange nachzuträumen; sie könnten unsere europäischen Kopfnerven leicht überreizen. Da lag zum Glücke eine Nummer der „Pekinger Hofzeitung" und gemahnte daran, daß auch das Leben des Orients seine nüchterne, prosaische Seite hat: seine Regierungen, seine Mandarinen, seine Steuern u. s. w. Diese Mahnung wurde durch eine daneben liegende chinesische Banknote nur verstärkt. Die Chinesen sind uns in der Erfindung des Papiergeldes, wie in der der Buchdruckerkunst sogar vorausgegangen. Indessen, der Katalog bemerkte — man höre! — die Banknoten seien in China bald wieder außer Curs gekommen und hätten heutzutage eigentlich „nur mehr einen historischen Werth!" — Da sieht man doch gleich, was „chinesische Stagnation" ist, europäischem Fortschritte gegenüber! — Nicht geringeres Staunen erregte eine weitere Notiz des Katalogs: daß ein ganz hübscher, großer Sonnenschirm aus Pflanzenpapier, den man in der Nähe jener Banknote erblickte, dort zu Lande zum Preise von 2 Cash, beiläufig ½ Kreuzer ö. W., verkauft wird! — Durch diese Mittheilungen des Katalogs fühlte man sich glücklich wieder in die Märchenwelt des Orients zurückversetzt, der man durch den Anblick der „Pekinger Hofzeitung" einen Augenblick entrissen worden war.

Ein „Orakelköcher" aus Bambusrohr, vollgesteckt mit dünnen Stäbchen, auf welche chinesische Schriftzeichen geschrieben waren, zog die Aufmerksamkeit auf sich. Bedarf man eines Orakels, so schüttelt man einen solchen Köcher, und das herausfallende Stäbchen gibt mit seiner Inschrift sogleich einen Anhaltspunkt für weitere Divination. Ferner erblickte man einen jener Papierstreifen, auf welche die Chinesen ihre Wünsche zu schreiben, oder auch figürlich darzustellen pflegen, um sie dann zu verbrennen, und so ihre Bitten als Rauch um so sicherer zum Himmel emporsteigen zu lassen. Auch lag ein Exemplar von den Empfehlungsbriefen auf, welche die Chinesen ihren Todten mitzugeben pflegen, um dieselben dem besonderen Schutze der Gottheit zu empfehlen. — Wer sieht bei diesen Dingen nicht das Zöpfchen des Chinesen baumeln, dieses Philisters des Orients, der das Bizarre des Morgenländers mit der Pedanterie des Europäers und mit der praktischen Pfiffigkeit des Amerikaners vereinigt?

In Kunstgebilden stand manches wunderliche Dasein zur Schau. Echte Kunst begrüßte der Betrachter nur in dem „Kopfe eines chinesisches Priesters", in Stein gehauen, tausend Jahre alt, bei Canton in einer Pagode gefunden. Das Gesicht war ausdrucksvoll, sprechend, gediegen in der Form wie altrömische Arbeit. Die ehrwürdige Plastik dieser Antike parodirend, wand und krümmte sich daneben ein kleines chinesisches Bronzebildchen, ungemein nett und lebendig ausgeführt, ein räthselhaftes, diabolisches Figürchen, man wußte nicht — und der Katalog ebenso wenig — ob Faun oder Teufelchen. Drei in Holz geschnitzte Bildwerke von den Nikobareninseln, eine weibliche Figur, einen englischen Marineoffizier und eine Schildkröte vorstellend, erinnerten an die Kunstbestrebungen, welche gelangweilte Schul-

knaben hinter dem Rücken der Pädagogen entwickeln. Doch scheinen die nikobarischen Künstler zuweilen aus der Noth eine Tugend zu machen. In der Figur des englischen Marineoffiziers schlug die Unbehilflichkeit der Ausführung in einen so prägnanten Humor um, daß man zweifeln mochte, ob der Bildner als Stümper nicht anders gekonnt, oder ob er in künstlerischer Schalkslaune sich's in den Kopf gesetzt, mit den einfachsten Mitteln zu wirken.

Wie in diesen Bildwerken die Unbehilflichkeit in Humor, so schlug in den Götzenbildern, die aus den Winkeln hervor unheimlich und wie höhnisch in das Getümmel hineingrinst'en, die grandiose, grotesk-phantastische Häßlichkeit der Gestaltung fast in's Erhabene und Tiefsinnige um. So absolut Häßliches zu ersinnen, dazu gehört ebensowohl eine Art von Genie, wie zur Erfassung und Darstellung des Ideals, und wie die himmlische Idealität mittelalterlicher Madonnenbilder, so konnte auch dies Unnachahmliche, Originelle, grausenhaft-Unschöne nur aus tiefem Gemüthsgrunde hervorgewachsen sein.

Die Frage ist: wie kommt es, daß, während das eine Volk seine Götter in den Idealen der Schönheit verkörpert, das andere in die tiefsten, ungeahntesten Abgründe des Häßlichen hinabtaucht, um seinem Unendlichkeits-Gedanken eine Form und einen äußeren Ausdruck zu geben? Was ist's, das diese seltsamen Contraste wirkt? Etwa die spielende Selbstironie des Weltgeistes, der das ewig Eine durch Gegensätze auszudrücken liebt? Vielleicht könnte man auch sagen, die Kunst des Wilden nimmt das unerhört Häßliche zum Ausdruck des Göttlichen, weil ihr das Schöne unerreichbar ist, greift zur Fratze, weil ihr das Ideal versagt und die Fratze noch immer bedeutsamer ist, als das Triviale, Gewöhnliche. Und da dem Wilden überdies der Sinn für das Komische gebricht, so hat die toll-karrikirte Larve des Momus für ihn dasselbe Pathos wie die Maske der Melpomene. Was verlangt übrigens der Wilde von seinem Gotte sonst, als daß er Schauder einflöße? Dies erreicht der Götzenbildner durch eine Häßlichkeit, welche originell, meduſenhaft-erhaben und in ihrer Art sogar genial ist.

So ließ man Dieses, Jenes in besagter Ausstellung zum Gemüthe sprechen. Aber immer dichter und ungestümer drängte sich der redselige Schwarm heran. Schmucksachen, Acker- und Handwerksgeräth, Kleidungsstücke, musikalische Instrumente, Medicamente, Wurzeln und Kräuter, Canoës und Ruder, Körbe und Büchsen, Fischnetze und Harpunen, Bogen und Pfeile, Pulverhörner, Sarongs, Griffel, Zepter und Zauberstäbe, Gürtel, Tauwerk, Seide- und Hanfproben, Papiersorten, Tätowir-Instrumente u. s. w., sie alle drängten sich heran und wollten zu Worte kommen.

Kein Wunder, wenn man zuletzt dem bunten, geschwätzigen Reigen ermüdet sich entwand; aber gewiß nicht, ohne zum Abschiede noch einen flüchtigen Blick auf die dichten Reihen von Todtenschädeln zu werfen, die da als „kranioskopische Sammlung" prangten, mancherlei Menschenracen vertretend, und lehrreich durch seltsame Verschiedenheit.

Ausgetilgt war die Gedankensaat in den Höhlen dieser Schädel; grinsend und hohläugig lagen sie da, ein lautloser Grabeshymnus, der mitten im tollen Lebensreigen rings umher, dem Chorus jener „Völkerstimmen" gegenüber, die, streitlustig durcheinanderbrausend, mit vorlautem Gelärm auf allen Wänden und Gestellen umher ertönten, des Nichtseins urewige Stille vertrat und das allgemeinsame, versöhnende Recht des Todes.

Die Weltbeherrſcher.

Von Emil Zſchokke.*)

I.

Es ſchlug die Tagwacht in dem Lager von Boulogne,
Noch lang bevor das Frühgold durch die Dämm'rung brach.
Commandorufe flogen bis zum letzten Poſten,
Und brauſendes Getümmel übertönte weithin
Des Meeres ew'gen Anprall an die Felſenufer.
Doch nicht zur Schlacht der Wagen oder Menſchen gings;
Die Bruſt des Oceanes wogte fröhlich-athmend,
Und feſtlich klang der Völkerſtröme Jubel;
Heut' galt es nur des Kriegs Vergätterung!

Als nun des Tages Klarheit ſtrahlend aufgegangen,
Erſtrahlte hell auch das Gefild' vom Waffenglanz.
Die Schaaren zogen aus zur großen Heeresſchau;
Voran die Adler mit dem Blitz in ihren Krallen.
Vor deſſen Drohen bebt der ganze Continent.
Solch' ſtolze Macht und ſolchen Siegesmeiſter
Hat nie die Welt geſeh'n ſeit hohem Alterthum.
Nur England, England, die vom Meer umzäunte Feſte,
Das ſtärker noch durch ſeiner Freiheit Schild,
Nur England hat noch nicht dem trotzigen Geſetze
Des großen Weltbezwingers ſeine Stirn gebeugt.

Zur achten Stunde trat aus ſeinem Hauptquartiere
Zu Pont du Brique auch der Kaiſerheld hervor;
— Kein Sultan hauſte je in reicherm Prachtgezelte. —
Er ſchwang ſich in den Sattel des Araberhengſtes;
Ihm nach in Gold und Eiſen ſchimmernd ein Kamelenſchweif
Berühmter Generäle und erlauchter Fürſten.
Wie funkelt's auf der Bruſt von Kreuzen und von Sternen;
Wie flattern hoch im Wind die weißen Federbüſche!
Und wo entlang ſie jagten an der weiten Linie,
Ward gleich erkannt am Zweiſpitz-Hut und grauen Rock
Der kleine Caporal und hunderttauſendſtimmig
Erſchall der Willkomms-Donner: „Vive l'Empereur!“
Er ſchwoll lawinenartig an auf Meilenrunde,
Bis nur ein einz'ger Schrei erfüllte Land und Meer,
Daß ſelbſt die Feldmuſik von zwanzig Regimentern
Und all' der Feuerſchlünde Jauchzen übertäubt ward.

In Mitte auf des Blachfeld's ſteigender Terraſſe
Ragt hoch die Kaiſerbühne mit dem gold'nen Thron,
Vom Purpurbaldachin beſchattet und von Fahnen,
Trophäen aus ſo mancher Siegesſchlacht, umkränzt.
Stolz über ihnen wehte Frankreich's Oriflamme,
Die Herrſcherin bezwungener Vaſallen.

Der Cäſar ſtieg die Stufen raſchen Schritts hinan.
Er grüßte weder rechts noch links und achtet's kaum,
Daß die Balkane, mit dem Hermelin geſchmückt,
Als Gärten eines edeln Damenflores prangten.

*) Sohn Heinrich Zſchokke's, des Verfaſſers der „Stunden der Andacht“.

Lang ſtand er ſchweigend da, verſchränkt die Arme,
Auf höchſter Menſchheitszinne wie in Wolken einſam;
Ein Gott, in ſeiner Allgewalt ſich ſelbſt genug.
Sein Auge forſchte brennend durch den weiten Plan,
Hinaus zu jenen Ringen ſeines tapfern Heeres,
Auf deſſen Bajanneten ſich das Schickſal wiegte;
Und zu den Batterien an dem Uferrand,
Bereit, auf jeden Feind, der ſich verwegen nahte,
Die Todeswetter der Vulkane auszuſpei'n;
Und weiterhin auf's Ernteſeld der blauen See,
Wo ſeine Flotte eine Rieſenſichel bildet.
Wer dieſe ungezählten Wimpel fliegen ſah
An jedem Maſt, an jeder Raae, machte wähnen,
Bald ſei nun auch die letzte Garbe eingeheimſt.
Ja ſelbſt der Himmel ſchien dem mächt'gen Erdenſohne
Sein Wohlgefallen aus der Höhe zuzuwinken.
Saphirhell ſtrahlte heut' die Unermeßlichkeit,
Und nur ein einz'ges Wölklein warf noch Schatten.
Da drüben tauchte aus der Fluth, im Feenenduft
Kaum wahrnehmbar, der blaſſe Küſtenſtreif von Dover!
Was ob der tief verhaßten Schau im Kaiſer gährte,
Wer weiß es? Feſt und kalt wie Bronze blieb ſein Antlitz.

Nun hob er ſeinen Stab und nach der Tagesordre
Entrollten ſich vor ihm die feierlichen Züge.
Zuerſt kam angerückt bis an der Treppe Fuß
Die auserwählte Zahl der Bravſten ſeiner Braven.
Wohl Mancher ſtützte ſich gelähmt auf eine Krücke,
Und Mancher trug in Binden den zerſchoſſ'nen Arm.
Denkzeichen von Egypten und Marengo her.
Des Reiches Kanzler rief ſie auch bei ihrem Namen,
Und wie ein Jeder auf die Purpurbühne trat,
Ward ihm auf ſeine Bruſt von kaiſerlicher Hand
Das ſtolze Kreuz der Ehrenlegion geheftet,
Der Dank des Vaterlandes für viel edles Blut.
Sodann in allem Pomp der Kirchenherrlichkeit
Vollzog der Erzbiſchof die Weihe neuer Banner,
Damit der Tapferkeit des Himmels Gunſt nie fehle.
Bald hob der Imperator wieder ſeinen Stab
Und es entfaltet ſich in großen Heermanövern
Der Führer Kunſt, der Legionen ſtramme Zucht.
Die Lüfte dröhnten und der Boden bebte,
Es hallte ob den Waſſern bis zum Nachbar hin,
Als Botſchaft neuer, ungezähmter Schrecken.
Zum Schluß — ſchon hat die Abendglorie dieſes Tages
Das Land und Meer zu gleicher Huldigung verklärt —
Geſchah am Herrſcherſtuhl vorbei das Defilieen.
Die Feldherrn ſenkten tief ihr ruhmgewohntes Schwert;
Die Adler wallten in unſterblichem Triumphe,
Und, aufgeweckt vom Ungeſtüm des Schlachtengeiſtes,
Erneuert ſich von Schaar zu Schaar der wilde Ruf:
„Nach England bald, nach England führe uns hinüber!“

Als in's Gezelt zurückgekehrt der Nimmermüde,
Ob ſeinen Karten ſaß und neu Entwürfe ſpann,
Ward noch ein Fremdling ihm gemeldet aus Columbien,
Des Namens Fulton, welcher dringend ihm verhieß,
Ein ſeltſam-wichtiges Geheimniß zu enthüllen.
Verdroſſen zwar der Störung doch nach Neuem gierig,
Vergönnt der hohe Herr dem Bittenden Gehör.
Ein Jüngling faſt noch war's, im ſchlichten Handwerkskleide,
Unkundig jeder Sitte, die an Höfen gilt;
Die Hände rauh beſchwielt von hart geübter Arbeit;
Jedoch das Sonnenauge und die hohe Sonnenſtirn
Bezeugten ihn im Reiche auch des Denkens heimiſch.

Er bat dem Kaiſer eine Schrift und ſprach voll Weihe:
„Es liegt darin der Schlüſſel für das Thar der Welt!
Wer ihn gebrauchen lernt, eräffnet gald'ne Bahnen
Für eine neue Zeit des Heiles allen Völkern!
Verſtändniß aber fand ich nirgends nach dafür;
Auch ſelbſt mein Vaterland hat mich bis jetzt verhöhnt.
D'rum bringe ich dem Erben Karls des Großen
Den Talismann, daß Ihr erprabet ſeine Kraft!"

Nachläſſig blätterte der Fürſt, und was er las,
Enttäuſchte bald genug ſein glühendes Erwarten:
„Wie? Mit dem Dampf wallt Ihr der Schiffe Kiel beflügeln?
Mit leerem Dampf erabern dieſen Erdenrund?
Fürwahr, Ihr banet Schläſſer auf van buntem Schaum,
Die ſchan beim nächſten Windhauch in ihr Nichts zerſtieben!
Ganz eine and're Weltmacht ſaht Ihr heut erſtanden,
Und ſtauntet an dem Willen' der ſie zwingend ſchuf!
Geht, geht! Der Menſchheit gald'nes Friedensthar erſchließet
Kein eitles Hirngeſpinnſte, ſandern nur das Schwert!
Im Himmel herrſchet Gatt; auf Erden weich ich Keinem!"
Dann warf er das Papier verächtlich vae ihn hin.

II.

Durch unbegrenzte Waſſeröden der Atlantis
Zag ſeine Furchen träge der „Narthumberland";
Er trug als ſelt'ne Fracht jetzt den entthranten Kaiſer,
Den Schrecken einſt und die Bewunderung der Welt.
Und ſchan entſtieg dem Wellenſchoß am Horizante
Ein ferner, dunkler Punkt, kaum ſichtbar nach dem Auge,
Einſam im Meer das Riff, zum Kerker ihm beſtimmt.

Wie ſelten ee gepflegt, betrat Napalean
Heut mit den wenigen Getreuen das Verdeck,
Dach jetzt zu ſchlimmem Anblick und in heißer Stunde.
Dumpf laſtete auf Meer und Schiff die Gluth der Tropen,
Kein leiſer Anhauch ſpielte mit dem Flaggentuch,
Und alle Segel hingen welk van ihren Raaen;
Der Puls der Elemente war erſtarrt!

Das Völklein der Matraſen blickte furchtſam-ſcheu
Auf den Gewalt'gen, der nach ſtets gewaltig ſchien.
Zwei Seekadetten aber flüſterten einandee:
„Wie ſchade, daß wir hier ſa angenagelt ſteh'n,
Denn dart Sanct Helena, die halde Meeresnixe,
Wie ſchaut ſie liebesbrünſtig nach dem Bräut'gam aus!
Sie mächt' ihn mit dem Felſenarm ſa feſt umklammern,
Daß jedes weitere Gelüſte ihm vergeht!"

Ein wettergrauer Baatsmann nickte mit dem Haupte:
„Dart endlich ſcheitert Frankreichs ſchnäder Uebermuth!
Wa Meere rauſchen, dehnt ſich britiſche Damaine!"

Dach Er, den niemals nach ein Menſchen-Urtheil beugte,
Stand aufrecht immer nach und ſah mit gleicher Haheit
Vam Steuerbarde auf die trügeriſche Fluth,
Wie ſanft van dem Balkane ſeiner Tuilerien,
Wenn unten ſchwärmeriſch der Menge Jubel klang.
Ihm galten Menſchen nur als ſeiner Herrſchſucht Sklaven;
Er liebte unter Allen keinen als ſich ſelbſt.
Auch jene Treuen, deren Blut ſich ihm verpfändet,
Belahnte nie ſein Herz, belahnte ſtets nur Gald!

Er ſtand am Schiffsgeländer, oft das Fernenglas
Nach dem verhängniß-düſteren Felſen hingerichtet,
Den er vertauſchen ſollte mit dem Kaiſerreich.
Wohl wußte er: dort grünen keine andern Palmen,
Als die der Pflanzer mühvoll dem Geſtein abtrotzt.
Nur den verläßt das Schickſal, der ſich ſelbſt verlaſſen;
Blieb ihm die Zuverſicht, blieb auch ſein Reich unſterblich!

Da fiel von ungefähr auf die kryſtall'ne Linſe
Ein Bild von and'rer Art, ein Räthſel wunderbar.
Am fernen Lichtrand quoll empor ein braunes Qualm
Und wirbelt weithin durch die Luft in Schlangenringen.
Hat ſich das Meer entzündet in verborgenen Grüften
Und ſchleudert ſeinen Rauchſtrahl an die Oberwelt?
Doch nein! Denn langſam ſteigt nun auch ein Schlot herauf,
Kunſtreich gethürmt zu einer ſchlanken, hohen Säule!
Nicht lange währt's, ſo treten Linien eines Fahrzeugs,
Das jene Säule trägt, in volle Sicht!

Vom Maſtkorb des „Northumberland" tönt jetzt Signalruf,
Und Alles rennt und dränget gierig ſich heran,
Das Riegeſeh'ne, Nieerhörte zu erkunden.

Das fremde Schiff, wie naht es unerklärlich ſchnell!
Kein Ruder ging und auch kein Segel war geſpannt,
— Was hätten Segel in der todten Luft geholfen?
Und dennoch nahte es in ſtolzem Siegesflug.
Die alte Märchenwelt erwachte wieder neu
Von Geiſterſchiffen, die das heiße Südmeer birgt,
Und mancher Seeknecht, der beim Raſen der Orkane
Im Tauwerk ſchwankt und unverzagt ſein Liedlein johlt,
Erbloßte nun ob jenem Ungethüme.

Bald ward bemerkt, daß wie des Wales Floſſenpaar
Mit raſchem Schwung den Rieſenkörper vorwärts treibt,
So hier zwei Räder links und rechts mit ihren Schaufeln
Arbeitend raſtlos in das Fahrgewäſſer ſchlugen.
Man hörte ſchon von Weitem das Geplätſcher hallen;
Man ſah die kochendweiße Giſcht in Funken ſprüh'n.
— Ein Theil des Räthſels war gelöst, noch nicht das ganze.

Nun ſchwomm's heran, in prächtiger Parade,
Zu zeigen ſeiner Formen reines Ebenmaß,
Zu zeigen ſeines Lenkers neugefundene Kunſt;
Und als es wie ein ſtolzer Schwan vorüberrauſchte,
Erſcholl von ſeinem Deck ein heller Freudenſchrei;
Die Mannſchaft ſchwenkte hoch auf ihre theer'gen Mützen
Und feierlich entfaltet ſalutirt
Das Sternenbanner Nordamerika's den Kaiſer.

Als hätte Eiferſucht den Windgott aufgepeitſcht,
Begann er jetzt die Segel anzutreiben,
Daß bald ein Raum von Meilen beide Renner ſchied.
Noch lange folgte auf die Brüſtung vorgelehnt
Der Exilirte jener Wunderbarke nach,
Bis ſie gen Weſten in der Wölbung Abgrund ſank.
— Nie ſahen ihn die Seinen alſo tief ergriffen!

„Wie groß erdacht! Wie groß und königlich vollführt!
Doch ſagt mir: Welche Erdenkraft beſeelt den Fittig,
Der kühn des Widerſtand's von Luft und Wellen ſpottet?"

Graf Bertrand ſprach: „Nach der Belehrung, die mir ward,
Iſt's heißer Dampf, der eingepreßt im Keſſel wallt;
So wie er ſteigt und fällt, gehorchen ihm die Räder!"

„Und welchem Glücklichen iſt dieſer Griff gelungen
In die geheimnißvollen Kammern der Natur?"

„Der ſich des erſten Fund's erfreute, war James Watt!
Ein Zweiter nun beherrſcht mit Dampfgewalt die See.
Sein Name, bisher unbekannt, heißt Robert Fulton!
Auf ewig werden Beider Sterne ruhmreich glänzen!"

„Wie: Fulton? Fulton? Hat der Laut nicht ſchon einmal,
Zwar flüchtig nur, mein Ohr berührt? Wann war es doch?"

Der Kaiſer, tief verſenkt, durchforſcht die einſtigen Toge,
Und wieder blühten vor ihm auf wie Traumgebild
Die Felder von Boulogne, wo die Hrere zogen,
Wo Völker jauchzten, wo der gold'ne Thron ſtand,
Umſtrahlt vom friſchen Lorbeerkranz der Weltgeſchichte,
Und wehe! — wo er des Jahrhunderts beſtes Kleinod,
Das er am Wege fand, ſo thöricht von ſich ſtieß!
Wohl war ſeit damals mancher Schickſalsſchlag gefollen,
— An Moskau dachte er, an Leipzig, Waterloo—
Doch keiner hat mit Geierkrallen ſeine Bruſt
So blutig aufgeriſſen als jetzt dieſe Reue!

„O bleicher Jüngling, mit der hohen Sonnenſtirne,
Wie nahteſt du mir, ungeblendet von dem Glanz
Des Meteors, das leuchtend aufſtieg, um ſo bald zu löſchen!
Du trugeſt in dir einen Segen beſſ'rer Art,
Als Krieger ihn zu ſpenden wiſſen! Unvergänglich
Wird bleiben der Gedanke, den dein Geiſt gebar!
Mit dieſem Schwert wirſt du den Erdenkreis erobern;
Ich ſehe deine Flammenſchiffe eilends zieh'n
Vom Pol zum Pole, zum entlegenſten Geſtade,
Wo niemals noch ein Anker ausgeworfen ward!
In Freundſchaft werden die Nationen ſich verbünden,
Und überall hin ſtreut Cultur mit voller Hond
Die Saaten aus des Lichts und Völkerglückes!
Schon jetzt beginnt man von der Friedenszeit zu reden,
Wo man des Krieges letzten Speer und Schild begräbt.
Erfüllen wird ſich einſt der Menſchheit Himmelsziel!

Danach hoſt du geſtrebt, und was hab' ich gethan?
Auf hundert Todtenäckern hör' ich Kinder weinen;
Aus blut'gen Trümmern heult Verzweiflungsſchrei mir nach;
Und wird die Nachwelt meiner Thaten Chronik leſen,
Bricht ſie als ſtrenge Richterin ob mir den Stab!
O Jüngling, wie ſo bitter haſt du mich geſchlogen!
Du biſt der Erſte, den ich ouf der Welt beneide!"

So ſaß er lange, in die Hond gehüllt den Blick.
Schon will der Tag in's Meer die glühende Fackel ſenken,
Da ſiehe! ſteht vor ihm das Eiland als ein Sarg,
Darum die Brandung weiße Leichenblumen ſtickt.
Hoch an den Felſen ſchien mit Runenſchrift gezeichnet
Des Sehers Wort: „Laß' alle Hoffnung fahren!"

Männertypen.

Von Luise Lecher.

Herr Redakteur!

Sie waren so freundlich, eine Fortsetzung meiner Frauentypen zu wünschen. Nun überrasche ich Sie mit Männergestalten; ein heikler Stoff für den beschränkten Horizont weiblichen Sehvermögens! Wenn ich mich dennoch daran wage, so geschieht es sicher nicht in der Voraussetzung, meine Plauderei habe einen andern als relativen Werth.

Ihre bescheidene Mitarbeiterin.

Originell zu erscheinen, ist heutzutage Ziel und Sehnsucht Vieler; nur schade, daß es diejenigen am wenigsten sind, welche am eifrigsten darnach fahnden. Trotzdem ist es beim Manne ungleich schwieriger, den jeweilig aufgestellten Typus in bestimmten Linien zu zeichnen, so skizzenartig frei man sich auch bemühe, die Feder anzusetzen. Charaktereigenthümlichkeiten mischen sich mit Standesmerkmalen, Temperament, Geistesrichtung, Gesinnung mit Berufsfähigkeiten und bürgerlichen Verhältnissen, und gehen aus solcher Kreuzung ganz veränderte, schier unüberzählbare Spielarten hervor, als bei der Frau, deren Individualität und Weiterentwicklung in der Ehe kaum berührt wird vom Amt oder Geschäfte des Gatten. Dazu die unvermeidliche Vernichtung herzerfreuender, die förmliche Schulung unholder Eigenschaften, wie sie eine moderne Cultur geradezu fordert von Jeglichem, der im Kampf um's Dasein bestehen soll. Mehr zertretene Ideale und getäuschte Hoffnungen als die unbefriedigtste aller Frauenseelen mag der Mann durchschnittlich unter dem spät erbauten häuslichen Herde begraben, wenn schon die meisten in ihrem erbeigenthümlichen Trotze das nicht gerne Wort haben möchten.

Das Urbild weiblicher Vollkommenheit ist sich nahezu gleich geblieben seit Hektor's Andromache, nun bald an die dreitausend Jahre. Wie anders beim Manne! Was von altersher gegolten als Hauptbedingung wahrer Tüchtigkeit: physische Stärke und heldenhafter Sinn, wie soll man nur entdecken, ob einer der gelehrten, kunstverständigen oder literaturkundigen Meister über einen winzigen Rest jener urwüchsigen Männertugend verfügt? Wann kommt der Sohn des neunzehnten Jahrhunderts in die Lage, tapfer zu sein, etwa Offiziere und jugendliche Musensöhne ausgenommen, bei denen es schießlich mehr auf Bravour als echten Muth hinausläuft? Verkehren wir doch oft die längste Zeit mit einem liebenswürdigen, sympathischen Gesellen, um endlich bei der lächerlichsten Gelegenheit zu erfahren, er sei ein entnervter Hasenfuß. Ja noch mehr; so wenig gewöhnt ist man in unserer hypercultivirten Epoche, Kraft und Raufluft als werthe Eigenschaften vorauszusetzen, daß wir bei deren wirklichem Dasein fast noch größerem Staunen anheimfallen wie beim Gegentheil. Und nun erst jene Kennzeichen nnd Besonderheiten, welche den Geschlechtern gemeinsam, der Gattung den Stempel aufdrücken und doch in so durchweg anderer Weise zur Geltung kommen bei Mann und Weib!

Wollte man, um bei jenem in der vorhergegangenen Skizze *) adoptirten Schema zu bleiben, den schönen Mann als Typus vorführen, so scheitert solches Unterfangen gleich an dessen eigener Schätzung und demgemäßer Verwendung äußerlicher Vollkommenheiten, je nach Beruf und Stellung, während die Frau ihre mangellose Erscheinung als ganzes harmonisches Sein wirken läßt. Ist der schöne Mann etwa Arzt, so wird er unendlichen Werth legen auf die Tadellosigkeit seiner Hand; ist er noch dazu Damenarzt, so trägt er weite Hemd- und etwas kurze Rockärmel, der in artigen Träumereien hindämmernden, nervös erregten Phantasie seiner jüngern Patientinnen, psychologisch und physiologisch fürsorgend, einen weitern Spielraum zu bieten. Der Professor hingegen, der als schöner Mann viel in populären Vorlesungen macht, hegt die angenehme Ueberzeugung, auf sein Auditorium durch das Feuer seines Blickes hinreißend zu wirken. Der Heldenspieler, Adonis par excellence legt den Schwerpunkt seiner natürlichen Mittel in die Tricots; der Maler, wahrscheinlich aus Hang zu decorativen Effecten, auf Haar und Bart, sei nun beides, wie beim Landschafter in urweltlicher Ueppigkeit verwildert, oder wie beim Portraitmaler salonmäßig verschnitten. Schöne Männer, die keine ausgeprägt geistige Thätigkeit haben, sind übrigens die ärgsten Nullen im Leben und in der Gesellschaft, mit ihren leeren, nichtssagenden Physiognomien würdig in jedem Modejournal zu prangen. Deren absolute Bedeutungslosigkeit läßt sich nebenbei aus dem Umstande erkennen, daß sich ihre Beziehungen zum andern Geschlechte in umgekehrter Richtung regeln, als jene der schönen Frau. Es ließe sich unschwer nachweisen, wie bedeutende, hervorragende Geister im ehelichen Zusammenleben mit schönen, aber schlechtweg einfältigen Gattinnen vollste Befriedigung gefunden, der schöne Mann hingegen das zweifelhafte Glück genießt, bei bornirten, aber auch recht häßlichen Weibern zu reussiren und zumeist auch als Besitzthum solcher Damen sein Dasein fristet.

Dürfen wir in der nun einmal begonnenen Gegenstellung fortfahren, so kann füglich der gefährliche Mann als Antipode der tugendhaften Frau figuriren. In was fothane Gefährlichkeit eigentlich besteht, darüber streiten sämmtliche Backfischchen seiner Bekanntschaft bis zum Augenauskratzen. Vielleicht in nichts weiter, als in dem Triumphatorbewußtsein der Unwiderstehlichkeit und dem hieraus entspringenden sicheren Auftreten. Gedankenlos, aber liebessiech mag das Sonntagskind als blutjunger, netter Bursche durch Zufall's Gunst bei seinem ersten Seufzer im rechten Augenblick vor die rechte Thür gerathen sein; hinfort schreitet der Neidenswerthe, so lange der Zunder glüht, kecklich auf wonnesam betretenen Pfaden hin, gewinnend durch jene Grazie, die sich alsbald mit der Ueberzeugung einstellt, geliebt zu sein, bauend auf den Zauber, dessen Wirkung sich in mehr als einer Probe bewährt. Leider entwickelt sich bei dem gefährlichen Manne, trotz all' der unbegreiflichen Erfolge aber eine kleine Schwäche. In freilich unerhörten Ausnahmsfällen, wo er einmal fehl gegangen und das erwartete Entgegenkommen weiblicherseits länger als billig auf sich warten läßt, da weiß der geriebene Allsieger die heikle Situation alsbald zu drehen und zu wenden, um selbst glorios als der verschmähende Theil hervorzugehen. Denn so überzeugt sind diese Männer von ihrer enormen Gefährlichkeit, so verstrickt in ein unentwirrbares Netz beginnender, activer, abzuwiegelnder und veralteter Liebeshändel, daß sich dieselben nicht gerne in Begleitung einer Frau auf offener Straße betreten lassen, Fami-

*) „Heimgarten", Juliheft, 1878.

lien, in denen mehr als eine auf Jugend Anſpruch machende Dame vorhanden, nicht cultiviren, zärtlich ſchwatzhaften Buſenfreundinnen aus dem Wege gehen, überhaupt einen undurchdringlichen, aber förmlich greifbaren Vorſichtsnebel über ihr Kommen, Gehen, Sein und Nichtſein zu breiten lieben; denn des Gefährlichen Stolz iſt ſeine Discretion. Der Verkehr mit dieſer Claſſe Herren iſt keineswegs bequem, ob man nun unter die Verſchmähten oder Erhörten rangire. Der gefährliche Mann lebt immer unverheiratet; was thäte er auch mit Einer Frau? Sind zwar ſeine Beziehungen mit den Vielen mitunter auch harmloſer auch idealer Natur, ſo hegt er doch die felſenfeſte Meinung, nur ſeiner Willkür ſei es anheimgeſtellt, derlei Verhältniſſe nach Belieben intimer zu knüpfen. Da der Arme jedoch ganz unverhältnißmäßig überhäuft und in Anſpruch genommen wird, ſo iſt er, namentlich bei etwas weiter fortſchreitenden Altersſtufen mehr unbequem durch übertriebene Reſerve als durch läſtig aufdringliche Huldigungen. Im tête-à-tête mit einem Mädchen gelaſſen, wird er ſofort aufſtehen, wo möglich mit ſichtbarer Verlegenheit Tiſch und etwelche Fauteuils zwiſchen die Dame und ſeine eigene feuergefährliche Perſon zu bringen trachten; ſein Gruß an öffentlichen Orten iſt gegen Frauen immer kalt, faſt verletzend fremd, er kann ja nie wiſſen, wie viel eiferſuchtſprühende Augenpaare ſeiner lauern; Einladungen nimmt er nur bedingungsweiſe an, verfügen doch ſchon allzu Viele über ſeine karg bemeſſene Zeit; Ehemänner ſucht er klug zu meiden, wo es angeht, weiß aber nöthigenfalls auch Stand zu halten in kritiſchen Fällen; aber vor Vätern und Brüdern ergreift er in allen Fällen die Flucht auf Nimmerwiederkehr.

Solchergeſtalt iſt der Gefährliche in Allem und Jedem der männliche Gegenfüßler des Traumichnicht, den hier einzuſchieben wir nicht unterlaſſen können. Um was Erſterer zu viel vertraut, thut es dieſer zu wenig. Meiſt liebenswerth, immer liebebedürftig, geht er allein durch das Leben, es wäre denn, daß eine energiſch minnigliche Maid über die Grenzen des Weiblichen langend, ſeinem unter kleinmüthigem Gezweifel am eigenen Werth verkümmerten Selbſtbewußtſein zur Entfaltung verhülfe. Gelegenheit, die holde Göttin, die dem Raſchzugreifenden ſo gnädig: ſie iſt dem unfreiwilligen Asketiker nur die Mahnerin zur herben Erkenntniß: „Jetzt hab' ich's wieder einmal verpaßt", welch' deprimirende Einſicht ihn jedoch ein nächſtes Mal beileibe nicht um ein Härchen dreiſter macht.

Geiſt zu beſitzen, iſt ſozuſagen Mannes Beruf und Pflicht; darüber verliert man kaum ein Wort unter Gebildeten. Deshalb ſind es auch vorwiegend problematiſche Naturen unter den Rittern vom Geiſte, die hier Beachtung finden. Eine der originellſten und zugleich erquicklichſten Erſcheinungen iſt unſtreitig der Autodidakt, ein echtes Kind der Zeit, durch und durch eigenartig und eigenſinnig in Gedanken, Gefühlen und Anſichten, ſtets ein Projectenmacher ſondergleichen, nicht ſelten einer von denen, die mit ihren Thaten die Welt erſchüttern. Das ſind aber Ausnahmen, die nicht hieher gehören. Der gewöhnliche Autodidakt iſt ſicher zehnmal des Jahres daran, Amerika auf's Neue zu entdecken, ſoll heißen wichtige aber männiglich bekannte und gewürdigte Facten zu erfaſſen, und dann bezeichnet er flugs Jeden als Barbaren, der ſeine Begeiſterung über dergleichen Beſunde nicht mehr zu theilen vermag. So wie er ſich mühſelig, auf wunderlichen Umwegen ſein Wiſſen angeeignet, ſo iſt er auch ſprunghaft, in ewiger Zickzackbewegung bei Disputen und Erklärungen. Aber er disputirt leidenſchaftlich und erklärt noch paſſionirter für Solche, die hören wollen oder hören müſſen; findet auch

ein willfähriges Publikum, denn trotz allem Willkürlichen und Paradoxen ist seine Darstellungsweise fesselnd durch Lebendigkeit und anschaulich durch eine gewisse, in's Auge springende Plastik der Beispiele, sei nun der Gegenstand der Verhandlung eine neue Art der Kaffeebereitung, oder die Flugmaschine der Zukunft. Trifft der Autodidakt aber auf einen logisch geschulten Kopf, der darauf ausgeht, ihn mit systematischen, wohl gar dialektisch feingespitzten Gründen anzugreifen und zu widerlegen, so wird er bald ungeduldig und verspürt Neigung, den Gegner zum pedantischen Schulfuchs und Kleinlichkeitskrämer zu stempeln. In Skulptur und Malerei leisten Männer, die außer dem technischen Können ihres Metiers pure Autodidakten sind, Vorzügliches; ist doch die bildende Kunst das weite, freie Feld intuitiver Ursprünglichkeit. Als Schriftsteller fehlt dem Begabtesten nur zu oft die mangelnde Schulbildung zur vollsten Reife. Als Industrielle steigen Autodidakten, einmal im Aufschwung begriffen, rasch, um, auf gewisse Höhe gelangt, in Stabilität einzurosten oder an einem geringfügen Sonderfall zu scheitern. In der gewöhnlichen Maschinerie des Staates verwendet, zersplittern sich Autodidakten immer in unfruchtbaren Seitensprüngen und opfern bei leisester idealer Anlage den abenteuerlichsten Lieblingsideen mehr als einmal eine gesicherte Carrière. Glänzenden Meteoren sind sie zu vergleichen, die sich namentlich in sturmbewegter Zeit mit einer Schnellkraft, welche dem Dutzendmenschen mehr Schwindel als Neid erregt, zu den höchsten Posten aufschwingen, jedoch nach kurzer Frist im Dunkel der Vergessenheit untertauchen.

Nahe vorbei am Autodidakten streift das verkannte Genie, eine Species, die gegenwärtig in österreichischen Landen recht üppig florirt. Eingefleischte Pessimisten der desperatesten Sorte, sind die Schwarzseher überzeugt, das Licht der Vernunft sei der Menschheit Fluch, sintemalen das Flämmchen im eigenen Hirn mehr raucht als leuchtet. Entweder hat der Verkannte seinen Beruf verfehlt, denn es gibt nicht nur Genialitäten, die etwa in Oel pinselnd die Ueberzeugung hegen, zum Reformator des Drama's enorme Talente zu besitzen, es gibt auch Schusterleins, die meinen, zum Schneider geboren zu sein und umgekehrt. Die meisten Verkannten aber tappen blindlings in Kunst und Poesie hinein, um dann in unbegriffener Titanenhaftigkeit, inmitten einer Umgebung von Zwergen zu wandeln, deren verflachtes Fühlen kaum des Gewaltigen Intentionen, geschweige sein Werk begreift. Nun sollte man glauben, derlei Riesengeister, die eingestandenermaßen für spätere Epigonen wirken, verachteten dem zufolge das Urtheil dieser so erbärmlichen Mitwelt; aber fehlgeschossen! Sie buhlen im Gegentheil so gierig um Anerkennung, das eingeheimste Lob allerwegs zählend, statt es lieber vorsichtig abzuwägen, daß sie in jedem Gleichgiltigen sofort einen Feind und Verfolger wittern. Diese Art Verkannter gehört übrigens zu den harmloseren Abzweigungen der Classe, die man in gutgelaunten Stunden gelten läßt in ihrer naiven Eitelkeit, ja unterweilen sogar recht liebgewinnt. Es sind eben Kinder, die weder schaden noch nützen, sondern einfach mitlaufen neben den Thätigen im Leben. Schlimmer, weil erbitterter, aufgeblähter, wohl gar rachsüchtig ist der von eigentlichem Größenwahn Besessene. Von reellem Kerne ausgehend, von leicht errungenen Erfolgen und übermäßig gespendetem Weihrauch verblendet, steigert sich die bedauerliche Ueberschätzung seiner selbst in's Ungeheuerliche. Da ist keine Rettung, der warnende, rathende, besorgte Freund gilt als heimtückischer Neider. Der Verblendete betrachtet sich als Mittelpunkt der Welt, und obgleich die Welt es versäumt, sich in der Nähe seiner

Ausstrahlung zu gruppiren, so behauptet er doch, es sei kein Platz auf derselben für einen einzigen Mann. Und merkwürdig! Je leerer es werden mag um solche Einzigkeit, desto beengter scheint sich der also Isolirte zu fühlen, und es beginnt nun seinerseits ein Hadern und Grollen mit den armseligen Kleingeistern, die es vorziehen, gemach und unbehelligt vor sich hin zu leben, als moralische Fußtritte und ästhetische Maulschellen des Gewaltigen um den Preis eines auf diese Manier anregenden Umganges zu ertragen. Der am Größenwahn Leidende friert zuletzt ein in unnahbaren Regionen, seine oft schöne Begabung bleibt unfruchtbar, denn die heutige Kunst, was immer für welcher Richtung sie auch angehöre, braucht den Contact mit der wandelbaren Oberfläche des Lebens, das sie nur dann zu vertiefen, zu verdichten oder zu erklären vermag, wenn sie es kennt.

Von diesen Opfern einer der bedenklichsten Modekrankheiten, deren Umsichgreifen wohl schon von Berufeneren an anderer Stelle besprochen und beklagt worden, wenden wir uns zu etlichen heiteren Classen von Männern, die sich in gewissem Sinne zum Gegenüber der eleganten und der häuslichen Frau eignen dürften.

Mann und Weib als Muster feiner Repräsentation sind natürlich beide Gesellschaftsmenschen, mit dem Unterschied, daß für die Frau der Salon eigentlich nur da ist um ihrer Toilette-entfaltung willen, als Mittel zum Zweck, indeß der Mann, ein wenig höher stehend, sich nur darum großer Eleganz befleißigt, um auf den Parqueten des Salons seinen Platz zu behaupten.

Der Gesellschaftsmensch ist sehr stark vertreten in jeder größeren Stadt. Angenehm, charmant von außen und innen, ist er allerorts beliebt, gesucht, unentbehrlich: bei musicirenden Thees sowohl als im Kreise salamanderreibender Studenten, im Boudoir der gelangweilten Modedame, im Familienzirkel biderber Papa's heranwachsender Töchter, am Whisttische pensionirter Hofräthinnen. Gewandt, schmiegsam, redselig, auf jedes banale Thema graziös eingehend, ist der Gesellschaftsmensch ein flotter Tänzer, liest ausdauernd bei vertheilten Rollen, trinkt noch ausdauernder im heitern Männergelage, besorgt im Theater die Garderobe und auf Bällen die Limonade, weiß mit verheirateten Frauen einen zärtlich respectvollen, mit ledigen einen temperirt huldigenden Ton festzuhalten, was seinen Umgang für beide Theile wünschenswerth, für keinen gefährlich macht. Er hat Alles gelesen, Alles gesehen, war überall dabei und weiß selbst Unbekanntes nach einer fertigen Salonschablone zu taxiren; sein Urtheil in Miniaturformat hat Platz in jeder Westentasche, und das ist eben dessen Vorzug; fordert doch der bon ton feiner Geselligkeit, Alles leichthin abzuthun und jedes ergründende Gespräch vornehm zu vermeiden, desgleichen intime Freundschaftsbündnisse; der Gesellschaftsmensch hat die Aufgabe, allerwelts Freund zu sein und zu bleiben. Solche Verpflichtung im Auge, ist er im Medisiren gemäßigt, menschenfreundlich und weiß selbst den pikantesten Indiscretionen eine gutmüthige Wendung zu geben. Auf der Höhe seiner Entfaltung ist er aber als Comitémitglied unterschiedentlicher Elitebälle, wenn es gilt, als Führer und Sprecher bei einer Aristokratin oder Bühnencelebrität zu fungiren. Kurzum, der Gesellschaftsmensch ist eines der wichtigsten Elemente im Culturnetz der Großstadt, und wehe der abgefeimten Egoistin, die von Eigensucht verblendet es wagt, als Gattin ihn seiner nützlichen Thätigkeit zu entlocken, sie ladet den Fluch, nicht nur der Mädchen, nein, auch den der Männer und Weiber insgesammt auf sich. Diese Ursache mag wohl mitspielen, wenn in der-

gleichen Ehen sich oft ein anderer Männertypus entwickelt, der schon allzu häufig geschildert, verlacht und bedauert, hier nur kurz gestreift werden soll.

Der Pantoffelheld ist nämlich längst nicht mehr der gesoppte, gehörnte und getretene Hanswurst alter Komödien. Der moderne, von der Cultur beleckte Pantoffelheld betet seine herzige kleine Frau an, scheint auch zu wissen warum, denn so lange er auf den Knieen liegt, ist sie sanft, nachgiebig, munter und verliebt wie ein Turteltäubchen. Er darf sie auch nie anders als mit ihrem Diminutivnamen nennen, hat die Erlaubniß, ihre Photographie als Vorsteckknadel, auf der Tabakdose, in der Brieftasche bei sich zu tragen, ganz zu geschweigen von den größeren Lichtbildern der Holden, welche oder seinem Bette und Schreibtische prangen. Allein Ausgehen darf er nur in Geschäften, und da gibt es oftmals bedauerliche Erschütterungen im Nervensystem der zarten Hausfrau, wenn solche unliebsame Amtsthätigkeit die Stunde des Diners, wohl gar des Soupers verzögert. Die arme Frau sieht ein, es sei eine Schwäche, eine unverzeihliche Reizbarkeit, lediglich aus der Fülle ihrer Liebe entsprungen, die sich das tapfere Weibchen sogar abgewöhnen will; aber der gewitzigte Ehemann scheut dergleichen Scenen über die Maßen, die den Frieden seines Heims gefährden und eilt deshalb lieber zu früh als zu spät in die Arme seiner Süßen, welche Pünktlichkeit auf Uneingeweihte einen erhebenden Eindruck zu machen selten verfehlt. Sonderbar; gelingt es dem liebebehüteten Gatten jedoch, sein zärtliches Hauskreuz durch eine allzu lockende Badereise loszuwerden, dann erwachen alte Reminiscenzen dereinstiger Glorie, der Strohwitwer wird kühn und erklärt im Kreise lustiger Kumpane Jedem, der es hören will, mit teuflischem Cynismus: „Ich habe meine Familie zu meiner Erholung auf das Land geschickt".

Dem Pantoffelhelden reiht sich eine andere Zweigart des Musterehemannes an. Er selbst nennt sich den praktischen, seine Gemahlin ist aber in mißlaunigen Stunden flink mit einem andern Titel zur Hand, der in der Vulgärsprache einfach „Haferlgucker" heißt.

Der praktische Mann hat Moleschott gelesen und verdaut; er macht nun, den Proceß der chemischen Ernährung als einziges Ziel im Auge, auf die von jenem Naturforscher angegebene rationelle Weise den Speisezettel, welch' billige Verköstigungsart leider an dem Umstande scheitert, daß Frau, Kinder und Gesinde in blinder Thorheit den Fraß nicht verdauen. Er hat fernerhin vor, bei seinem Erstgeborenen eine weise Theorie consequenter Kinderbehandlung durchzuführen; der Säugling soll sich demnach gewöhnen, nur an bestimmten Stunden Durst zu haben, wogegen sich wieder der einfältige Junge sträubt und alle Theorie ignorirend durch erbärmliches Schreien die Mutter auf seine Seite bringt. Jede Erfindung, die in das Ressort der Küche gehört, wird von dem praktischen Manne, unbeschadet der Einsprache seiner Hausfrau, terroristisch eingeführt: Maschinen zum Wäschetrocknen mit Feuer, Siebeapparate ohne Feuer, durch Bewegung erhitzt, Petroleumlampen, die mehr Ruß entwickeln in einer Viertelstunde, als ein ganzer Kaminfeger an seinen Kleidern trägt, papinianische Töpfe, welche beim mindesten Versehen mit Ach und Krach explodiren, Sodawassererzeuger, die klares Brunnenwasser ungenießbar machen und Gefrornesbereiter, die man alle drei Jahre einmal benöthigt; das Alles und noch manches Andere wird angeschafft, um durch irgend eine boshafte Chicane der Frau, wohl gar mit der Köchin im Bunde, in die Rumpelkammer zu wandern. Der praktische Mann kämpft mit eiserner Ausdauer gegen weiblichen Unverstand und hergebrachten Schlendrian, und er kämpft vergebens, denn im

kleinen häuslichen Kriege ist die simpelste Frau dem Herrn der Schöpfung weit überlegen, und weiß die gutmüthigste denselben, selbst wo er im Rechte ist, unbarmherzig dem Gelächter preiszugeben.

Noch sei vorübergehend des Kraftmeiers Erwähnung gethan, einer seit dem Wiederaufblühen der Turnerei stark vertretenen Spielart strammen Mannsthums. Er lebt, um zu turnen, und turnt, um zu leben. Der geringste Verlust an Muskelkraft däucht ihm verhängnißvoll. Auch vermeidet er deshalb Alles, was der Entfaltung und Conservirung seiner Stärke hinderlich, als: Mehlspeisen, Liebeserregungen, geistige Getränke. Dagegen ist Fechten, Rudern, Bergsteigen sehr geschätzt als Mittel zum Zwecke gediegener Muskelentwicklung. Der Kraftmeier ist stets gutmüthig, als Beamter gewissenhaft, als Gesellschafter langweilig; er trägt jahraus, jahrein färbige Hemden, ist mit Frauen linkisch doch galant, von jener Aufmerksamkeit, die mehr aus dem Gemüthe denn aus conventioneller Angewöhnung entspringt, jeder Koketterie gegenüber aber hilflos zum Erbarmen.

Die Gestalten sind keineswegs erschöpft; nur ist die anspruchslose Skizze stellenweise ernster geworden, als ein bescheidener Vorsatz geplant. Wie vermöchte man auch aus weiblichem Sehwinkel Männerkraft und Männerschwäche objectiv klar zu überblicken? Da wird so manche Eigenthümlichkeit jetzt zu grell und jetzt zu matt beleuchtet erscheinen in den schräg einfallenden Strahlen subjectiv aufgefangener Beleuchtung.

„Der Geist des Mannes ist sonnenlichter Tag; der Geist des Weibes gleicht mondheller Nacht," sagt Börne eben so schön als wahr. So können meine Umrisse wohl nur Anspruch erheben, als Kinder des Zwielicht's zu gelten, erhascht und fixirt in jenem Dämmerschein, wo Tag und Nacht sich in schwankenden Schatten berühren.

Venus im Schnee.

Einst staad sie an Hellas' Gestaden
Und sah auf's ionische Meer,
Es zogen auf leuchtenden Pfaden
Viel jauchzende Schiffer daher,
Sie fuhren zur Ferne im Wanderdrang,
Und über die Fluthen ertönte ihr Saug,
Das Lied von hellenischer Schöne.

Nun steht sie im Parke, dem kahlen,
Des Kaufherrn am nordischen Strom,
Es sinken aus Wolken, den fahlen,
Schneelasten vom Himmelsdom,
Die decken den Leib ihr, die Göttin ächzt,
Die Krähe setzt sich auf's Haupt ihr und krächzt
Das Lied vom nordischen Winter.

Doch Liebe lacht jeglichem Orte,
Einbricht schon die Dämmerung,
Da naht aus der Marmorpforte
Die Maid, drall, blühend und jung,
Der Reiter erharrt sie am Postament,
Und es tönt, davon innen das Herz ihnen brennt,
Das Lied von ewiger Liebe.

Albert Moeser.

Spaziergang mit dem Knaben.

Von P. K. Roſegger.

Nein, mein Gott, nein, es ſtürzt nicht zuſammen, wenn ich es nenne und bekenne, dieſes ſüße, unbegreifliche Glück! Nicht wahr, ich darf es ausrufen, und es fällt nicht zuſammen? Ich habe es geheimgehalten und gehütet, wie einſt meine erſte Liebe. Nun wird es ſchon zu groß für ein einziges Menſchenherz; ich will dann ja wieder ſchweigen, aber *ein* Mal muß ich es ausrufen in einem dreifachen Schrei. Zuhalb iſt es ein Juchſchrei, daß es ſo iſt; zuhalb iſt es ein Angſtſchrei, daß es anders werden könnte.

Meine Kinder!

An Stein und Staub wird es fruchtlos gällen, dieſes Wort; aber wo ein Vaterherz ſorgt, wo ein Mutterherz liebt, dort wird es wiederhallen.

Wenn mich die Welt entläßt aus ihrem Prunk, aus ihrem Lärm, aus dem wirren Kreiſe ihrer Luſt, aus dem Wahnkreiſe ihrer Ehren, und mich wohl gar bedauert, daß ich rückkehre in mein ſtilles Heim, welches keine andere Pracht hat, als den Sonnenſtrahl, der durch das Fenſter fällt — da weiß ſie nicht, wohin ich gehe. Sie weiß es nicht, oder ſie begreift es nicht, daß ich auf dieſer Erde meinen ganz beſonderen Himmel beſitze, und daß ich, ſo oft *ſie*, die anſpruchsvolle Welt, mich nicht feſthält, in dieſem Himmel wohnen darf.

„Grüß Dich Gott, lieber Vater!“ klingt es mir in zwei hellen Stimmchen entgegen. Die großen dunklen Augen des Knaben — ſie ſind wie die Nacht; die lichtblauen Augen des Mädchens — ſie ſind wie der Tag — blicken zu mir auf. O, küſſet die Augen, in denen noch keine Sünde gelodert, keine Thräne der Reue gezittert, in denen ſich noch kein Todter geſpiegelt hat. Ihr könnt nichts Heiligeres küſſen. Ihr könnt nichts Göttlicheres ſchauen. Ihr Peſſimiſten — nein, man ſoll dieſen Namen hier gar nicht nennen, in eurer Jugend ſeid ihr die Weltenſtürmer geweſen, und nachdem ihr erfahren habt, daß ſich die Welten nicht erſtürmen laſſen, ſeid ihr *das* geworden — verſucht es einmal und blickt in ein Kindesauge, und raiſonirt und wimmert weiter, wenn ihr könnt. Daß ſolche Augen einſt in den Thränen des Jammers ſich trüben ſollen, meint ihr? Daß ſo ſchuldloſe Weſen in's Elend dieſer Welt verſtoßen werden ſollen! meint ihr? — Für die Kleinen gibt es kein Elend, weil ſie von keinem wiſſen. Und wenn ich in ihre Augen ſchaue, ſo weiß ich auch von keinem.

Der Knabe — er iſt im fünften Jahre — ſtrebt aber ſchon der Welt zu. Wo es laut hergeht und wo es glitzert, dorthin zieht's ihn. Ich möchte aber, daß er nicht zu früh beginne, auf daß er nicht zu früh fertig werde. Ueberſtürzt er's nicht, ſo kann die Freude an dieſem Leben bis in ſein achtzigſtes Jahr vorhalten, und länger. Hingegen mag er frühzeitig anfangen mit dem, was unvergänglich und unerſchöpflich iſt, mit den Schönheiten der Natur. — Ihr wendet vielleicht ein, das wäre verkehrt, die Natur könne nur der gereifte, vielleicht erſt der weltſatte Mann erfaſſen und erkennen. Richtig. Aber die Natur da draußen iſt nicht einſeitig, ſie hat auch eine Seite für das Kind — die lieblichſte vielleicht. Die

Blumen, die Käfer, die Vögel, die Muſcheln, — nur das Kind genießt ſie voll; der Mann ſagt zu Manchem, es wäre bloß Spielerei und nimmt ſich nicht Zeit dafür, weil er — mit anderen Dingen ſpielt.

„Nimm mich mit!“ ſagt mein Knabe, wenn ich in den Wald und über die Auen gehe, und ſtellt ſich ganz nahe zu mir — ſein Haupt ragt mir ſchon faſt heran zum Herzen; der Spaziergang wird ihm nicht verſagt. Das Mädchen lugt zwiſchen ſeinen goldbraunen Lockengüſſen, die in weichen Wellen das roſige Geſichtlein umwallen, ſchalkhaft hervor, und die zwei großen, thauigen Vergißmeinnichte fragen: „Vater, ich auch?“

„Du auch, mein Kind, Du das nächſtemal!“ Denn mit dem Mädchen geht man andere Wege, als mit dem Knaben. — Dieſer iſt nun gerüſtet mit Allem, was überflüſſig iſt. Er trägt ein Stöcklein, auf das er ſich nicht ſtützen wird; er trägt über dem braunen Röckchen eine Botaniſirbüchſe, in die er gepflückte Blumen legen wird, um ſie ſpäter auf den Boden zu ſtreuen; er trägt eine Taſchenuhr, die kein Rad in ſich hat; aber das junge, lockige Haupt trägt er mit, das mit neuen Eindrücken zurückkehren wird, mit Eindrücken, die im zarten Gehirne ewigen Sitz nehmen werden und etwa gar beſtimmend wirken können für die Zukunft dieſes keimenden Lebens.

Seine erſte Bitte unterwegs, daß ich ihm eine Geſchichte erzähle. Recht wunderbare, ſchauerliche Geſchichten zu hören, das iſt ſo ſeine Paſſion, dabei werden ſeine Augen immer noch größer und immer noch glänzender; ſie müſſen ja Alles ſchauen, was ſein thätiges Gehirnchen aus meinen Worten in Bilder überſetzt. Daß er manche meiner Geſchichten ſchon beſſer weiß, als ich ſelbſt, das macht nichts; des geliebten Vaters Worte erzielen doch den Effect und ſind ein Leitfaden im Gange der Handlungen, der ſich, im Knaben allein weiter gedacht, leicht verwirren möchte. Mir fällt zu ſolcher Zeit der Mangel an Jugendſchriften auf. Mit den wenigen guten Volksmärchen reicht man nicht ewig aus; öfter als zehnmal läßt ſich auch Robinſon und Onkel Tom's Hütte nicht gut erzählen, ohne von der Zuhörerſchaft Ablehnung zu erfahren; Tauſend und eine Nacht, ſoviel daran für Kinder zu holen, iſt bald geplündert; Erzählungen aus der Geſchichte, an und für ſich die beſte Jugendlectüre, wären noch verfrüht; ſo bleibt dem Vater nichts Anderes übrig als — im Falle er noch kein Dichter iſt — ein ſolcher zu werden. Das iſt aber nicht ſo ſchwer, als man glaubt; das Kind ſelbſt leitet zum Dichten an und dichtet mit. Der Knabe liebt die ſchauerlichen, effectvollen Darſtellungen, während das Mädchen anmuthigen und lieblichen Bildern den Vorzug gibt, und ſogar mit beiden Händchen die Ohren zuhält, wenn ich etwas Phantaſtiſches erzähle.

Wer mit einem Kinde ſpazieren geht, und wäre er der Gelehrteſte, und wäre es das Einfältigſte, der kommt mit ſeinem Wiſſen nicht aus. Warum iſt der Baum grün? Warum iſt die Sonne? Warum brennt das Feuer? Warum iſt es heiß? Frühſtückt der Stein auch? — Weil — Profeſſoren haben ein Weil für Alles. aber kein's, mit dem das Kind zufrieden wäre.

Wir kamen zu einer Quelle, die aus dem Felſen rieſelte.

Natürlich fragte mein Knabe, warum Waſſer aus dem Stein rinne? Hätte ich ihm jetzt die Naturgeſchichte der Bergquellen erzählen ſollen?

„Mein Kind,“ ſagte ich, „jetzt merke auf. Mit den Quellen iſt es ſo. Da ſind Waſſergeiſter, und dieſe nehmen das Waſſer unten in den Bächen und im großen Meere auf und tragen es gegen Himmel, und gießen es auf die Berge herab. Und tief im Berg drin ſitzt eine Fee auf

steinernem Thron, die zieht das Waſſer tief in die Erde hinein, und kühlt und reinigt es, und leitet es in Spalten zuſammen, und läßt es da und dort wieder heraus an's Tageslicht rinnen."

Das begriff der Kleine und war zufrieden. So belehrt man die Kinder, und ſo haben die größten Weiſen der Welt, bis zu Moſes hinauf, die Völker belehrt, da dieſe auch noch Kinder waren. — Es wird eine Zeit ſein, da wird mein Knabe von ſeinem Lehrbuche aufblicken nnd mich zur Rede ſtellen über meine Erklärung der Quelle. Und dann werde ich ſagen müſſen: „Kind, meine Erklärung war ja richtig, nur die Namen laſſen ſich genauer angeben: die Waſſergeiſter heißen: Nebel und Wolken, das Herabgießen heißt: Regen, die Bergſee auf ſteinernem Throne heißt: Erdreich. Nun haben wir das bunte Mäntlein herabgeriſſen und die Wahrheit ſteht da — mutternackt."

Derlei Bloßſtellungen dieſer Welt ſoll man an Kindern nicht ſo früh als möglich, ſondern ſo ſpät als möglich thun. Der Mann ſelbſtverſtändlich muß in der nüchternen Klarheit ſtehen, aber er wird die Kindheit ſeines Kindes bewachen ſo lange er kann, weil er weiß, eine ſo ſchöne, eine ſo edle Zeit, als die Zeit des Märchenglaubens, kommt nicht mehr.

Am Steinhauſen eines Feldrandes fand mein Knabe ein niedliches Stückchen Quarz. Es war weiß wie Milch, an den Kanten faſt durchſcheinend, flimmerte in winzigen Silberſternchen und hatte einige blaßrothe Adern.

Der Kleine war ſo ſehr glücklich über den Fund dieſes Schatzes, daß er auf ſein Warum vergaß. Er nahm den Stein von einer Hand in die andere, betrachtete ihn, ſteckte ihn dann in den Sack, zog ihn wieder hervor, nahm ihn von einer Hand in die andere, ſteckte ihn in den Sack, und ſo ging es fort, und der Knabe vergaß auf die Blumen und Vögel, vergaß auf mich und auf ſein Plaudern und war glücklich in ſeinem Quarz. Dasſelbe Weſen, welches einſt, wenn es ſo wird, wie die Anderen — und es wird ſo — den größten Schätzen dieſer Welt zuſtreben, und wenn es ſie erreicht hat, unbefriedigt ſein wird. Wie troſtlos! Aber ich wende es um und ſage: was ſind wir doch für glückliche Geſchöpfe, mit einer Naturanlage verſehen, um von einem Stückchen ſchillernden Steines beſeligt werden zu können! Ob der Stein Quarz heißt oder Diamant, für Kinder iſt er gut genug.

Wir kamen an einem Häuschen vorüber. Als uns die Hausfrau ſah, eilte ſie auf mich zu; den Knaben beachtete ſie nicht, ſie fragte mich nur, ob ich von den Soldaten nichts Näheres wiſſe. Ihre zwei einzigen Söhne hätten in's Feindesland ziehen müſſen; von dem Einen habe ſie ſchon den Todtenſchein, er ſei in der Schlacht gefangen und zu todt gemartert worden. Vom Andern wiſſe ſie gar nichts, der ſei verloren gegangen —

Jetzt hob der Knabe ſein Händchen zu der Bauersfrau empor und ſagte: „Du ſchau, da hab' ich einen ſchönen Stein!" Weil des Knaben Herz in dieſem Augenblicke an dem Stein hing, ſo war ihm — und er meinte auch, allen Anderen — dieſer Stein das Merkwürdigſte auf der ganzen Welt. Dieſer Egoismus iſt noch leicht zu überſehen; bei erwachſenen Menſchen kommt er in derſelben Art, nur viel größer und viel rückſichtsloſer vor.

Die Frau ſchob des Knaben Hand ſachte von ſich und erzählte mir von ihrem Kummer und von ihrem Schmerze. Sie ſprach von ihrem ſeit Jahren halbſiechen Mann, vertraute, daß der Ruin des Hauſes bevorſtehe, aber das ſei noch nichts gegen das Herzleid, ihrer Kinder wegen; es ſei nicht zu ſagen, wie weh . . . Sie brach in ein erſchütterndes Schluchzen aus. Der Knabe blickte mit ſeinen großen Augen verwundert zu ihr auf, ſah mich fragend an und wurde gar traurig. Plötzlich griff er in den Sack, zog den

Stein heraus, hielt ihn der Bäuerin hin: „Kannſt ihn haben. Kannſt ihn haben!“ Er verſuchte, ihr den Stein in die Hand zu drücken, und redete ihr mit ſeinem weichen Stimmchen, das faſt trübe und dumpf war, zu, und drängte, ihn nur zu nehmen und zu behalten. —

Ihr Herz zitterte in Jammer, das meine in Glück. Sein Liebſtes gibt er hin, da er weinen ſieht. Sollte dieſe Großherzigkeit denn nicht auch in uns Großgewachſenen zu finden ſein? — Liebe Frau, was kann ich thun, daß es zu Eurem Troſte iſt?

Als der Knabe ſah, der Stein war verſchmäht, ſteckte er ihn wieder in die Taſche, er blickte ihn nicht mehr an und ſprach nicht mehr davon, und als wir wieder eine Weile gegangen waren, warf er ihn zu Boden.

Da wir ſo am Waldrande dahingeſchritten waren, ſagte der Knabe plötzlich: „Der arme Chriſtus!“

Wir ſtanden vor einem Kreuzbilde, welches einſt, zur Zeit der Peſt, an dieſem Walde aufgerichtet worden war. Der Heiland hing ausgeſtreckt und mit drei Nägeln an's Holz geheftet. Der Knabe hatte irgend eine Vorſtellung vom Schmerze des Gekreuzigtſeins, aber ihm war noch nicht geſagt worden, daß ſolche Bilder aus Holz geſchnitzt ſind — er ſah in Wahrheit einen Menſchen hängen, der aber der liebe Sohn Gottes iſt, und Tag und Nacht die Marter des Kreuzes leidet. Und der Knabe blieb ruhig, und es fiel ihm nicht ein, daß man den Gekreuzigten befreien ſolle.

„Gelt, Vater, er iſt am Kreuz, weil er der Sohn Gottes iſt?“

„Er iſt der Sohn Gottes geweſen, ſo wie ich der Sohn Gottes bin, und ſo wie Du der Sohn Gottes biſt, und ſo wie alle Menſchen Kinder Gottes ſind. Gekreuzigt haben ſie ihn, weil er den Menſchen Lehren gegeben hat, die viel liebreicher und viel milder und viel heiliger ſind, als jene waren, welche ſie aus alten Zeiten überkommen hatten.“

Ich erklärte die Sache meinem Kinde ſo, wie ich es vor ihm zu allen Zeiten werde verantworten können, ohne etwas widerrufen zu müſſen. Und ſelbſt, wenn der Knabe ein moderner Naturphiloſoph oder ein Kirchenfürſt wird, ſoll ihn dieſes bischen Chriſtenthum nicht irre machen.

„Die ſchlimmen Juden, die ſoll man todtſchlagen, gelt?“ ſagte er nun mit einer Entrüſtung, die roth auf ſeine Wangen trat.

„Du ſprichſt ja, als ob Du ſelber ſo ein Jude wäreſt von denen, die ihn gekreuzigt haben. Chriſtus lehrte, man ſolle ſeinen Feinden verzeihen und ihnen Gutes thun; und gerade das war ihnen nicht recht, und deswegen haben ſie ihn gepeinigt. Am Kreuze hat er den Juden wirklich verziehen und für ſie gebetet.“

„Der brave Chriſtus!“

Das war ſchon eines der tiefſinnigſten unſerer Geſpräche; die nächſte Heidelbeere, die am Wege ſtand, brach es ab.

Ueber die ſonnigen Felder hin ſammelte der Knabe Kornblumen, Kleeblüthen, Mohnkronen, ſogar der Löwenzahn war ihm recht. „Für das Schweſterchen.“

„Für das Schweſterchen ſollteſt Du aber doch auch ein Vergißmeinnicht mitnehmen.“

„Warum?“

„Daß ſie auf Dich nicht vergeſſe.“

„Will ſie mich denn vergeſſen?“

„Das zwar nicht.“

„Warum will ſie mich nicht vergeſſen?“

„Komme, Kind, hier iſt's allzuheiß, wir wollen dort in das ſchöne Haus treten und uns im Schatten ein wenig ausruhen.“

Es war der Eberhof, ein ſtattliches Gebäude, deſſen Bewohner wir unten auf der Wieſe heuen geſehen hatten. Aber es mußte doch Jemand zu Hauſe ſein, die Hausthür war offen. Als wir vor dem Hofe über

das Brücklein schritten, fiel dem Kinde aus seinem Strauße das rothe Blatt einer Mohnblume in's Wasser. Es schwamm davon. Das gefiel dem Knaben; er riß ein zweites Blatt vom Strauß und warf es in das Bächlein; es schwamm davon. Er entblätterte alle Mohnblumen, und als diese Blätter davongeschwommen waren, warf er die Kornblumen in's Wasser, dann die Löwenzähne, dann die Kleeblüthen, dann die Vergißmeinnichte, bis sie alle davongeschwommen waren und er nichts mehr in der Hand hatte.

Und als die letzte Blume aus den Augen war, sagte er: „Vater, wo rinnen sie hin?"

„In den Fresenbach hinab, und dann in die Mürz."

„Und dann?"

„In die Mur."

„Und dann?"

„In die Drau."

„Und dann?"

„In die Donau."

„Und dann?"

„In's Meer."

„Und dann?"

Wie einfältig! Wie anregend! Offenbar gaben mir seine Fragen mehr zu denken, als ihm meine Antworten.

Wir gingen nun in's Haus. Im Flur kein Mensch. Wir traten in die Küche — auch hier Niemand; der Herd war kalt. Wir schritten in die große Stube — hier war Jemand, ich nahm den Knaben bei der Hand und trat zurück.

„Vater, was ist das gewesen, das lange Weiße auf der Bank?"

„Komm, mein Kind, wir gehen wieder in's Freie und setzen uns unter einen Apfelbaum."

„Du, Vater! Das lange Weiße in der Stube, wo das Licht hat gebrannt, was ist das gewesen?"

„Das ist ein Leichnam gewesen."

„Ein Leichnam, Vater? Aber gehen wir hinein und schauen wir den Leichnam an."

„Siehst Du den Schmetterling dort über dem Hollunder? Ein Goldmantel sogar, willst Du den nicht haben?"

Ich verfolgte das Thierchen, um den Kleinen damit zu zerstreuen. Als ich mit dem flatternden Falter zwischen den Fingern zurückkam, war der Knabe weg. Ich eilte in das Haus, in die Stube. Dort stand er an der Bahre, und hatte das weiße Tuch über das Haupt herab gezogen, und sah dem Todten in's Antlitz. — Ein Jüngling war's, schön und weiß, wie ein Marmorbild. Die langen Wimpern der geschlossenen Augen, der Anflug des Bartes waren das einzige Dunkle auf diesem Gesicht. Die Locken waren gelblich blond, wie die Aehren des reifen Weizens, und so weich und so glänzend, wie der zarteste Flachs; sie waren von der Stirne bis zum Scheitel hinauf getheilt nnd legten sich über das Kissen bis zu den Achseln herab. Die vollen Lippen schienen so zart aneinandergelegt, daß man meinte, jetzt und jetzt müßten sie sich öffnen zu einem Begehren, aber die Wangen waren ein wenig stark eingesunken, eine Spur, daß der junge Mann nicht plötzlich, sondern mit vielen Schritten in den Tod ging.

Er war bäuerlich aufgebahrt, mit dem Cruzifix, mit der Ampel, mit dem Weihwassergefäß zu Häupten. Das Leintuch war schneeweiß, aber von grober Webe, die Brust war fast bedeckt mit papierenen, bunt bemalten Heiligenbildchen, Amuletten, Rosenkränzen; wie in einem Bauernhause jedes von dessen Bewohnern dem Todten gerne etwas mit in's Grab gibt. Aber der Todte war kein Bauernbursche, denn das schwarze Tuch seines Kleides war sehr fein, und die schönen, kleinen Hände, welche über der Brust lagen, waren sehr fein, und die ganze Gestalt, so weit ich sie sah, war sehr edel gebildet.

Der Knabe hatte auf diese Gestalt hingeblickt und — nicht gefragt. Stets hatte ich es vermieden, von dem Tode

des Menſchen mit ihm zu ſprechen; ſelbſt der gekreuzigte Chriſtus, der ihm etwas gar frühzeitig von ſeiner Wärterin auf die Seele gelegt worden war, hatte mit dem Tode nichts zu thun. Sein junges, helleniſch heiteres Leben ſollte gar keine Ahnung durchwehen von dem Niedergange zur Erde. Ich labte und erquickte mich im Anblicke des aufkeimenden Weſens, das vom Tode nichts weiß. — Und hier ſtand er und fand den todten Menſchen für ſo ſelbſtverſtändlich, daß er nicht einmal fragte. — Nun ſah er mit ſeinem Auge in's meine; mir ſchien, es wäre nicht ſein gewöhnlicher Blick, es war ein anderer. Es war kein trauriger Blick, es war ein verlegener, ein unſicherer, als hätte ich ihn bei etwas Heimlichem ertappt. Allerdings hatte er wider meinen Willen das Bild von Sais entſchleiert, aber er war nicht zu Boden gefallen, er hatte etwas geſehen, was er längſt gekannt — geahnt zu haben ſchien.

Als wir uns endlich zum Fortgehen wandten, ſahen wir in der Ecke des Ofens einen Greis ſitzen. Der Knabe erſchrak mehr vor dem lebendigen Greiſe, als früher vor dem todten Jüngling. Jener ſtreckte die Hand aus und ſagte: „Haſt ihn angeſehen, kleiner Menſch? Siehe, der war ſo jung wie Du, und hätte ſo alt werden ſollen, wie ich.“

Der alte Mann war ſtädtiſch gekleidet und hatte einen weißen, kurzgeſchnittenen Vollbart. Sein Auge war matt, wie die untergehende Sonne, die in den Nebeln des Weſtens verſinkt.

„Gib mir Dein Händchen, Kind,“ ſagte er mit einer Stimme, die mit Kindern umzugehen weiß. Der Knabe ſäumte denn auch nicht, es zu thun. Und jetzt ſah ich, wie ſeltſam der Blick iſt, wenn ſich Greis und Kind in's Auge ſchauen.

„Du wacheſt auf und ich gehe ſchlafen. Und darüber haben wir Keiner zu klagen. Ich habe es ſiebenundſechzig Jahre lang gefürchtet. Ich habe es bis vor wenigen Tagen gefürchtet. Aber Gott iſt voll Gnaden; Dieſer dort ging dahin und mit ihm meine Furcht.“

So ſprach der Greis zum Knaben. Da entgegnete ich: „Wollten Sie, lieber Herr, nicht mit uns in's Freie kommen; es liegt mir ſchwer an und ich möchte gerne, daß Sie mir von Ihrem ſchweren Kummer erzählten.“

„In's Freie?“ verſetzte er, „wenn Sie wüßten, daß dort mein Sohn ruht, und daß ſie meinen Sohn morgen von mir nehmen werden, Sie würden mir das Zuſammenſein mit ihm heute noch gönnen.“

Ich drückte ihm die Hand. Die Stube war zwar düſter und das lichte Grün der Apfelbäume ſchaute fremd zu den offenen Fenſtern herein. Aber ich ſetzte mich auf eine Bank, nahm den Knaben auf den Schoß, und nun ſollte er das hören, was er ſo gerne hörte: eine Geſchichte.

„Sie iſt ganz kurz, ganz kurz“, ſagte der alte Mann. „Seit einigen Jahren waren wir zwei für uns allein auf der Welt. Die anderen Kinder waren fort, die Frau auch. Lothar war wie ein junger, heiterer Gott, und ſo wie bei allen Anderen, begann auch bei ihm die Weltluſt einzuſtrömen zu den Schleuſen ſeiner Sinne. So iſt es ja: All' unſere Blutadern und Nervenſtränge laufen zuſammen in jenem Herzen, an welchem die Schöpfung die Kette unſerer Nachkommenſchaft anknüpft. Und da gibt es einzelne Weſen, die eine Kraft für Generationen auf Jahrhunderte hinaus in ſich tragen, und die unter der Wucht dieſer Kraft brechen müſſen, ſo wie des ſtolzeſten Tannenbaum's Haupt unter ſeiner Zapfenlaſt bricht. Der iſt auch gebrochen. — Man gab ja Mittel dagegen; verſuchen ſoll ſie ein Jeder. Du, kleiner Knabe hier, kennſt Du ſchon die zehn Gebote? Nicht? Nun, ſo mußt Du ſie lernen. Das ſechſte ſchreibe Dir in die Lade Deiner Spielereien, auf den Schrank Deiner Bücher,

auf Deinen Wanderſtab, auf Dein Bett. Dem, der dort ruht, ſchriebe ich's gern auf den Deckel ſeines Sarges .... Da er zu ſiechen begann, zog ich ihn von der Hochſchule, wo er ſtudirt hatte, zog ihn aus der großen Stadt, wo er erkrankt war, gab ihn in dieſes Thal, in dieſes Haus, daß er friſche Luft genieße und friſche Milch, gutes Waſſer und Ruhe, und den Thau und den Duft des Waldes, und den Sonnenſchein des Himmels, und die Blumen der Wieſen, und die Früchte des Feldes. Ob er das Alles genoß, und vielleicht auch noch Anderes, das weiß ich nicht; der Dämon iſt überall, ſo weit die Sterne leuchten. — Als ich gerufen ward und kam, lag er ſchon dort auf dem Brett."

„Da fliegt er!" rief der Knabe aus. Der Goldmantel war in die Stube geflogen. Er flatterte gegen die Bahre hin und umkreiſte die kleine Flamme des Aempleins. — Hat er denn nicht genug Licht, draußen im ſonnigen Sommertag?

„Dem iſt nicht um's Licht," ſagte der Greis, „dem iſt um die Gluth...."

Wir traten aus dem Hauſe. Der alte Mann ſtand an der Thür und blickte uns nach. Ich zog mein Kind an der Hand neben mir her, mir graute vor der Gluth des Todtenlichtes.

Und als wir in den Wald kamen, wo alte Ahorne einen ſchattigen Anger umfrieden, wo graubemooſte Felsblöcke liegen, wo Spinnen ihre feinen Fäden gezogen hatten von Baum zu Baum, da ſetzte ich mich auf einen Stein, zog mein Kind zu mir heran, und drückte es und küßte es ſo ſtürmiſch, daß es befremdet fragte: „Du, Vater, warum denn?" —

Kein Ende iſt der Poeſie auf Erden.

Sonett von **Alfred Friedmann.***)

Dee Poeſie ouf Eeden iſt kein Ende! —
Wenn ſonnenſteohlverſengt im Laub verſtecken
Sich alle Vögel, tönt von Heck' zu Hecken
Ein Stimmchen übee's Heu, zur Sommeewende:

Das iſt die Grille, die om Weingelände
Behoglich, ſommerfoul, weiß hinzurecken
Die müd'geſprung'nen Gliedee! Nach dem kecken
Lied eilt zur Ruh' in's Maisfeld ſie behende!

Kein Ende iſt der Poeſie auf Eeden! —
Verloſſ'ne Winteenacht, vom Froſt umgeben,
Kann von ſtets heller'm Sang duechzittert werden:

Den ſingt dos Heimchen, dos dem trüben Innern
Am Herde von den Weiden, Blumen, Heerden —
Und von der Grille bringt ein ſüß' Erinnern!

*) Woetgeteeu überſetzt ous dem Engliſchen des John Keats.

Das Leben der Luft.

Naturgeschichtliche Skizze von H. J. Klein.

Die Atmosphäre unserer Erde befindet sich nur selten im Zustande der Ruhe; fast immer finden mehr oder minder starke Luftströmungen statt, allgemein Winde genannt. Man benennt die Winde nach den Himmelsgegenden, von welchen sie herkommen, doch führen auch einzelne einen besonderen Namen. So wird z. B. der kalte Nord- und Nordostwind in Dalmatien Bora genannt; der heiße und trockene Wüstenwind im nördlichen Afrika und Arabien heißt Samum, Samiel, Chamsin oder Harmattan; der warme und trockene Wind, der meist im Herbste, Winter und Frühling an den nordöstlichen Abhängen der Schweizer Alpen auftritt, führt den Namen Föhn. Die Heftigkeit des Windes ist bekanntlich verschieden, stets aber hängt seine Gewalt von seiner Geschwindigkeit ab. Wenn die Luftströmung blos 1—2 Fuß in der Secunde beträgt, so ist ein solcher Wind kaum merklich; ist die Geschwindigkeit 15—16 Fuß pro Secunde, so nennen die Schiffer diesen Wind eine frische Brise. Der beste Wind zum Segeln hat eine Schnelligkeit von 30 Fuß pro Secunde. Bei 50 Fuß Geschwindigkeit ist der Wind schon heftig; bei einer Schnelligkeit von 70 Fuß kann er schon Sturm genannt werden und bei 120—140 Fuß ist der ärgste Orkan vorhanden. Die mechanische Gewalt eines Orkans ist ungeheuer; den stärksten Orkanen vermag kein Gebäude zu widerstehen. So warf z. B. der Sturm vom 8. Februar 1808 zu Cherbourg das Fort Napoleon nebst dem Damme um, wobei 400 Menschen ihr Leben verloren. Der Orkan vom 4. Oktober 1844, welcher die Stadt Havanna heimsuchte, stürzte dort mehr als 400 Häuser um und entwurzelte sämmtliche Bäume. Die ganze Insel Cuba bot ein Bild der Zerstörung dar. Ein Sturm, der am 27. Oktober 1856 über den Philippinischen Inseln hinwegbrauste, zerstörte blos in der Stadt Manilla und ihrer Umgebung 10.000 Gebäude. Der Orkan vom 10. Oktober 1870 zerstörte die in den westindischen Gewässern segelnde englische Flotte unter Admiral Rodney. Mehrere der Kriegsschiffe wurden hoch auf das Land geworfen, so daß sie den Einwohnern als Wohnung dienten. Auf der Insel Martinique kamen 9000 Menschen um. In Port Royal wurden die Kathedrale, 7 Kirchen und 1400 Häuser umgestürzt. Auf der Stewards-Insel zog sich die Familie des Gouverneurs, als der Sturm heftig zu werden begann, in die Mitte des Hauses zurück, welches wegen seiner 3 Fuß dicken Mauern hinlänglichen Schutz versprach; dennoch brach der Wind hindurch. Man floh in den Keller, aber hier stieg das Wasser 4 Fuß hoch; man rettete sich nach der Batterie und suchte unter den Kanonen Schutz, aber einige Zwölfpfünder wurden mehr als 400 Fuß weit weggetrieben. Als der Tag anbrach, glich die Gegend einer Winterlandschaft, kein Blatt und kein Ast war an den Bäumen sichtbar. Solche heftigen Orkane werden von den Spaniern Tornados, von den Engländern Hurrikanes genannt; in den chinesischen Meeren führen sie den Namen Tyfoons.

Was ist die Ursache der Winde? Man hat in früheren Zeiten über diesen Gegenstand vielfach nachgegrübelt, ohne zu befriedigenden Resultaten zu kommen; gegenwärtig weiß man, daß die ungleiche Erwärmung der Luft an verschiedenen Orten die hauptsächliche Ursache der Luftströmungen oder Winde ist. Die erwärmte Luft ist nämlich leichter als die kühle und steigt deshalb in die Höhe empor, sie wird aufgelockert, und es strömt nun von allen Seiten die kältere Luft herbei, um die Lücke, welche der emporsteigende Luftstrom hinterläßt, wieder auszufüllen. Franklin hat dies durch einen einfachen, von Jedem leicht anzustellenden Versuch überzeugend nachgewiesen. Wenn man nämlich die in einen kalten Raum führende Thür eines geheizten Zimmers ein wenig öffnet, so finden Luftströmungen statt, welche ganz die gleiche Ursache haben, wie die Winde. Hält man eine brennende Kerze nahe am Boden in die Oeffnung der Thüre, so neigt sich die Flamme nach dem Zimmer zu und zeigt dadurch an, daß ein Strom kälterer Luft von draußen in den warmen Raum hereinströmt. Hält man die brennende Kerze dagegen an das obere Ende der Oeffnung, so neigt sich die Flamme nach außen. Es findet also hier die umgekehrte Luftströmung statt, indem die warme Luft oben in den kalten Raum ausströmt. Ganz das Gleiche findet in der weiten Atmosphäre statt. Wo der Boden stärker erwärmt wird, steigen bedeutende Luftmassen in die Höhe und fließen oben ab, während unten die kältere Luft herbeiströmt. Die warmen emporgestiegenen Luftmassen verlieren aber in den höheren Regionen sehr bald ihre Wärme, sie werden wieder dichter und schwerer und sinken dadurch nach und nach wieder auf den Boden herab. Der ganze Vorgang ist also ein deutlicher Kreislauf.

Nachdem wir diese Thatsachen kennen gelernt haben, wird es nicht schwer sein, die Entstehung der sogenannten Land- und Seewinde zu begreifen. An vielen Küsten, und noch entschiedener auf den Inseln, finden nämlich mit großer Regelmäßigkeit tägliche Luftströmungen statt, indem während des Tages der Wind von der See nach dem Lande hin weht und gegen zwei oder drei Uhr Nachmittags seine größte Stärke erreicht. Nach Sonnenuntergang findet eine Zeit lang Windstille statt, dann aber erhebt sich der Wind vom Lande gegen die See hin. Das Land erwärmt sich unter der Einwirkung der Sonne schneller und bedeutender als das Meer, es findet daher über dem Lande bei Tage ein beträchtliches Emporsteigen der erwärmten Luft statt, und die kühle Luft von der See strömt an Stelle der aufsteigenden warmen Luftmassen herbei, das ist der Seewind. Nach Sonnenuntergang erkaltet das Land rascher als das Wasser, die Luft über dem Meere ist daher bald wärmer, als die über dem Lande, und in Folge dessen findet nun eine Strömung vom Lande in die See hinaus statt — der Landwind. Die Stärke der Land- und Seewinde ist, wie sich leicht begreift, da am größten und ihr Auftreten da am regelmäßigsten, wo der tägliche Unterschied der Erwärmung von Land und Meer am bedeutendsten und regelmäßigsten ist. Dies findet in der heißen Zone statt. Uebrigens hat auch der Verlauf der Küsten einen beträchtlichen Einfluß darauf; bei weit vorspringenden Landzungen ist der Landwind gering, bei tief einschneidenden schmalen Meerbusen ist der Seewind unbedeutend. So gehören bei den Vorgebirgen, die sich am nordöstlichen Theile von Jamaica befinden, die Landwinde zu den Seltenheiten, weshalb manche Schiffer die abergläubische Meinung hegen, sie würden durch Dämone oder Geister zurückgehalten. Der berühmte Seefahrer Dampier erzählt sogar, daß mehrmals Expeditionen ausgingen, um

die vermeintlichen Dämone zu bekämpfen.

Die Land- und Seewinde sind blos locale Winde, die sich in größerer Entfernung von den Küsten nicht mehr bemerklich machen. Fährt man dagegen weit auf den Ocean hinaus, so begegnet man regelmäßigen Winden, die sich über sehr große Räume erstrecken. Ein solcher ununterbrochen wehender Ostwind war es, der die Gefährten des Columbus auf dessen erster Reise in Schrecken setzte, weil sie glaubten, daß er ihnen jede Rückkehr in ihr Vaterland unmöglich mache. Dieser Wind führt den Namen Passatwind. Im atlantischen Oceane weht er auf unserer Halbkugel aus nordöstlicher Richtung, die mit der Annäherung an den Aequator immer mehr östlich wird. Derselbe Wind zeigt sich auch im großen Oceane. Auf der südlichen Halbkugel hat er eine südöstliche Richtung, die mit der Annäherung an den Aequator mehr und mehr östlich wird. Wo die beiden Passate, der nördliche und der südliche, zusammentreffen, bilden sie den sogenannten Gürtel der Windstillen oder Calmen. Was ist nun aber die Ursache der Passatwinde und aller damit im Zusammenhange stehenden Erscheinungen? Keine andere als jene, welche auch die Land- und Seewinde verursacht: die Erwärmung und das dadurch hervorgerufene Aufsteigen der Luft! Schon Baco von Verulam war auf die Vorstellung gekommen, daß die starke Erwärmung der Luft in den Gegenden am Aequator die Ursache der Passatwinde sei. Er stellte eine Pfanne mit glühenden Kohlen in einen engen Thurm und beobachtete, wie die erhitzte Luft in die Höhe stieg und sogar leichte Körper mitnahm. Er schloß daraus ganz richtig, daß die Luft in den heißen Gegenden ebenfalls eine aufsteigende Bewegung besitzen und daß von beiden Seiten an der Erdoberfläche kühlere Luft gegen den Aequator hinströmen müsse, das eben seien die Passatwinde. Der Engländer Hadley hat später diesen Gedanken weiter entwickelt und nachgewiesen, daß eine wirkliche Circulation der Luft stattfindet, wie wir das schon bei dem Versuche der geöffneten Thüre und der brennenden Kerze gesehen haben. Die am Aequator aufsteigende heiße Luft kann nämlich nicht immer weiter und weiter emporsteigen, sondern fließt in einer Höhe von vielleicht 25.000 oder 30.000 Fuß theils nach Norden, theils nach Süden hin ab. Sie verliert in jenen hohen, sehr kalten Regionen bald einen großen Theil ihrer Wärme, wird dadurch schwerer und sinkt nach und nach auf die Erde herab, um dann als kalte Luft wieder gegen den Aequator hinzuströmen, dort emporzusteigen und denselben Kreislauf zu wiederholen. Ueber dem an der Erdoberfläche hinfließenden Passate muß demnach in der Höhe ein anderer in genau entgegengesetzter Richtung strömen, so daß man also einen untern und einen obern Passat hat. Um in der heißen Zone oder auf der Grenze derselben in den oberen Passat zu gelangen, müßte man sich zu bedeutenden Höhen erheben, denn selbst der Pic von Teneriffa ragt vielleicht noch nicht einmal bis in die Regionen des obern Passats hinein. Der Vulcan der Insel St. Vincent in Westindien hat indeß einst bei einem Ausbruche eine ungeheuere Menge von Asche bis in das Gebiet des obern Passats emporgeschleudert. Man sah von der Insel Barbados aus, wie sich die düstere Wolke, der Richtung des unteren Passats entgegengesetzt, durch die höchsten Luftregionen fortbewegte.

Der untere Passat wird mit Rücksicht auf die Gegend, aus der er kommt, bisweilen auch Polarstrom, der obere Passat aber Aequatorialstrom oder Anti-Passat genannt.

Wenn im Winter Polarströme vorherrschen, so bringen sie, wie immer, heiteren Himmel, klares Wetter. Bei

der zu dieſer Zeit bei uns ſtattfindenden geringen Erwärmung des Bodens durch die Sonne erkaltet derſelbe bei heiterem Himmel raſch und beträchtlich. Polarſtröme bringen deshalb im Winter Kälte, ganz abgeſehen davon, daß die Luft, welche ſie herbeiführen, ſelbſt ſehr kalt iſt. Umgekehrt verhält es ſich im Sommer. Wenn zu dieſer Zeit der Himmel anhaltend heiter iſt, ſo kann ſich die kräftige und lange dauernde Erwärmung der Sonne recht geltend machen. In Folge deſſen ſteigt nun die Hitze. Die Trockenheit des Polarſtromes, welche bei Tage die Einſtrahlung der Sonnenhitze begünſtigt, begünſtigt aber auch in gleicher Weiſe bei Nacht die Ausſtrahlung. Der unſichtbar in der Luft ſchwebende Waſſerdampf bildet nämlich eine ſchützende Hülle um die Erdoberfläche, welche deren Wärme verhindert, ſchnell in den Raum zu entweichen. Gäbe es keinen Waſſerdampf in der Atmoſphäre, ſo müßte ſelbſt nach dem heißeſten Sommertage bei Nacht das Waſſer gefrieren, faſt die geſammte Pflanzenwelt würde in einer einzigen Sommernacht vernichtet werden. Je weniger Waſſerdampf in der Luft enthalten iſt, um ſo vollſtändiger läßt dieſe die von der Erde ausgeſtrahlte Wärme hindurch. Der Polarſtrom, welcher Trockenheit bringt, begünſtigt daher die nächtliche Ausſtrahlung ſehr und wir begreifen jetzt, wie es mitten im Sommer, ſelbſt nach den heißeſten Tagen, Nachts empfindlich kühl werden kann. Wir ſehen nun auch ein, weshalb in den Wüſten Nachts jene empfindliche Kälte herrſcht, über die alle Reiſenden, welche ſie durchzogen, Klage führen. In der Luft, welche über den Wüſten lagert, iſt kein Waſſerdampf und es iſt daher Nachts keine ſchützende Decke vorhanden, welche die Erkaltung des Erdbodens verhindern könnte. In der Sahara zeigt das Thermometer Mittags bisweilen 30 oder 40° R. im Schatten, während es Morgens, vor Sonnenaufgang, faſt auf den Gefrierpunkt herabfällt. Der Reiſende Bruce erzählt, daß er durch einen ſolchen ſchnellen und bedeutenden Temperaturwechſel einſt in einer einzigen Nacht ſämmtliche Kameele verlor.

Wenn der Aequatorialſtrom mit ſeiner großen Feuchtigkeit bei uns im Winter vorherrſcht, ſo hindert er die Ausſtrahlung des Bodens, dazu iſt auch ſeine Luft an und für ſich warm. Er muß alſo milde Winter bringen. Im Sommer hingegen verhindert der Aequatorialſtrom die Erwärmung des Bodens durch die Sonne, indem der Himmel meiſt dicht mit Wolken bedeckt iſt und nur wenige Sonnenſtrahlen den Erdboden erreichen.

Kleine Laube.

Der Wald am Weihnachtsabend.

Millionen froſt'ge Sterne
Glitzern ob dem kahlen Wald,
Krähen eilen raſch zur Ferne,
Denn die Nacht iſt bitter kalt.

Rings verſchneit ſind alle Wege,
Schnee deckt Baum und Buſch im Kreis,
Selbſt der Bach im Waldgehege
Schweigt gebannt und ſtarrt in Eis.

Horch! da tönen Glockenklänge
Weithin über's öde Land,
Jubelnd ſchweben Weihgeſänge
Auf vom Dorf zum Waldesrand.

Mild zieht wunderſames Wehen
Durch der Erde weites Reich,
Und ein Rauſchen hör' ich gehen
Durch's entblätterte Gezweig.

Und der Wald dehnt ſich im Traume,
Daß der Schnee zu Boden rinnt:
„Heil, daß rings am Weinachtsbaume
Lichter neu entzündet ſind!

„Nah' nun iſt die Jahreswende,
Und wenn die erſt ging in's Land,
Kam mein ſchlimmſtes Leid zu Ende,
D'rein der Winter mich gebannt.

„Sehnend wieder darf ich hoffen,
Denn nach kurzer Monde Friſt
Rings erwacht, vom Weſt getroffen,
Schönheit, die kein Sinn ermißt.

„Ob noch Flocken zahllos fallen,
Nur getroſt! die Zeit verrinnt,
Bis ich rauſchend wieder wallen
Und mich wiegen darf im Wind.

„Bis dahin ſink' ich ergeben
In den Wintertraum zurück,
Harrend, daß des Lenzes Leben
Mich erweckt zu ſchönſtem Glück."

Albert Moeſer.

Volksherzen's Weihnacht.

Als Weihnachtsgruß vom Oberlande wurden zwei alte Volkslieder geſandt, die dem Leſer nicht vorenthalten bleiben dürfen. Die Naivetät des Kindes und der Humor der Einfalt! Der ſie einſt gedichtet hat, er war aus Freude über das liebe Chriſtkind völlig närriſch geweſen. Hunderte ſingen ſie heute noch nach in den Dörfern und Hütten. Die Frömmigkeit glaubt ſie, die Welt belächelt ſie; aber der Himmel erhört ſie. Weihnacht übt eine große Gewalt ſelbſt auf die Vernunftmenſchen, wandelt ſie, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu Kindern um; wie viel tiefer muß dieſes wunderbare, märchenhafte Feſt, dieſer Frühlingstraum in winterlicher Mitternacht, dieſes erſte, ahnungsreiche Auftagen des chriſtlichen Himmels auf das naive, phantaſiereiche Gemüth wirken!

Dieſe Lieder pathetiſch in ihrer Einfalt, ſeien nicht hierhergelegt, daß ſich frivole Geiſter daran beluſtigen, ſie ſeien gegeben jenen echtgebildeten, gottbegnadeten Herzen, die bei all ihrer Vollkommenheit in der unendlichen Kindesſeele des Volkes wurzeln.

1.

Nachbar, lieber Nachbar mein,
Steh auf, leg d'Joppen on,
Strümpf und Schuach dö los ma fein
Und laf ma na glei gſchwind davon.
A Schoff vui Woſſa ah mittragn,
Und bleib nur grod nit hint,
I hon a Steizi vull Milch bei mir,
Aft löſch ma holt wos brinnt.

2.

Hiaz ſchau na grod dö Engeln on,
Wos dös für Loppeln ſein,

Hiaz weils den Stoll eeſt angfuioſcht hobn,
Hioz fongens on zu ſchrein.
Sō thoan ſo woela tonzn ſchon,
I höe Spielleut ſo ah,
I nahms mein Eid gleih oll beim Hoae,
Und ſchoffat wos dos wae.

3.

Baltl, liabo Boltl mein,
Du durſt di ieren weit
Es muaß a nuiche Zeiting ſein.
Sō fingant oll mit Freud.
Is do Gott vom höchſten Thron,
Gott und Menſch zugleich,
Gibt uns den Sohn woll in dō Welt,
Der uns dō Sünd vazeiht.

4.

O groaßa Gott biſt do ſo kloan,
Uad narriſch a danebn,
Gott Vota ſoll dos Ding nōt thoan,
Von Himmel oha gebn,
Und noch dazua im kaltn Stoll,
Bei dieſer Winterszeit;
Warum denn nōt in Königsſoll,
Er muoß ſo ſein nōt gſcheidt.

5.

A Lompl hätt i do bei mie,
Dōs wollt i ſchenka Dir;
Und wars do recht, ſo ſtach is o
Und nahm nix on daſür,
Aber oons bitt ih mir aus,
Nur noch mein Lebn
Zu oana Gnod in deinem Haus
A Herbi (Herbeeg) thua ma gebn.

Die Flucht nach Egypten.

1.

Leib und Seel ſchenk ich Die, mein Gott und Herr,
Z'liaben Dich inniglich nur doch gewähr;
Ich Dir die Handla küß, daß Du haſt wolln
Uns armes Hirteng'ſchlecht,
Dō wir nix haben recht,
Zan Krippl holn.

2.

Do hoſt mein Roß hioz, in d'Flucht muaßt Du gehn,
Denn d'ſchlechti Goſchn Herodas wird kemm;
O daß nur Dir gleich mein Jeſus nix g'ſchoh!
Du kunſt es mocha wohl,
Daß dieſer krönnte Toll
Sein Kragen brach!

3.

So geh mein Jodl (Joſef) in Gottsnam forſcht,
Awa dagiß nōt auf das olti Orſcht! (Ort)
Do hobts a Floſchl Wein mit an Stuck Brod;
Trinkts an Johonnesſegn,
Daß Glück habs untowegn,
O llawa Gott!

4.

Geh mein liabi Muada nimms Kind in d'Schoß,
Seß dih mit Sock und Pock hueſchti auſs Roß,
Die Kerlas mächtn kemm das Kind doſchlagn;
Jāgas, fing ih an!
Ih ſprung auſ und davon,
Wee holf ma klogn.

5.

Znachſtn hon ih holt on Brein kriagt z'ſpentirn,
Kochts nur den Kind guat und thuots nue brav eührn,
Thua hübſch a biſſerl an Pfeffa darunto,
Er is guat, ſtirkt eam's Heez.
Is gſünda ols a Sterz,
Bleibt gae hüſch munta.

6.

Hiazund, mooni hon ih ſchon olls hegebn,
Was nue daholtn kunt Dein ſchwaches Leb'n,
Zuletzt bilt i grod, nōt meina vergiß;
Wenn da ſchwarz Kerl kom,
Und mein Seel zu ſich nahm,
Schlag eam ins Gfries.

7.

Noh oons, mein Jeſu ſchou, mir vor Die lieg'n:
Wonn i ſollt kemma zur himmliſchen Stieg'n
Stoos mi nōt z'euck, laß mi liaba hinein;
Denk: Ih hon's Koch gſpentirſcht,
Wo Pfeffer untagrührſcht,
Sag i g'hör Dein!

Dem Erzherzoge Johann.

Anaſtaſius Grün hat ſeiner Zeit für das Erzherzog-Johann-Denkmal zur Auswahl mehrere Inſchriften verfaßt. Da von dieſen nur zwei gewählt werden konnten, aber auch die übrigen der Aufzeichnung in hohem Grade werth ſind, ſo war der Herr Oberbaurath Ritter von Stache, durch deſſen Vermittlung die Epigramme entſtanden ſind, ſo freundlich, uns dieſelben zur Verfügung zu ſtellen:

Unvergeſſen lebt im Volke
Dee des Volkes nie vergaß.

Ihn ehrt das Land, dos er geliebt,
Ihn liebt das Volk, das er geehet.

Nie ſtirbt im Herzen des Volkes,
Wer für das Volk gelebt, wie Er.

Weil er mit Liebe geſäet,
Gediehn und reiften Ihm
Unvergängliche Ehren.

Ihn, deſſen Herz nur für das Volk geſchlagen,
Ihn wird das Volk auch ſtets im Herzen tragen.

Ein Fürſt in That und Rath,
Schritt er voran die Bahnen
Des Guten, Wahren, Echten.

Wo Gutes, Edles es zu ſchaffen galt,
Schritt er voran den Andern,
Ein echter Fürſt, der Vorderſte von allen.

Sein Geiſt war hoch, ſein Herz ſchlug warm,
Hell war ſein Blick, mild ſeine Hand;
So hält er ſegnend ſeinen Arm
Noch über dies ihm theure Land.

Blick' in dies Land: auf allen Wegen
Verkündet's Ihn und ſeines Wirkens Segen.

Zwölf gegen Zwölf.

Ein Volksmärchen für die Winterabende von Hilarius Ferd. Freiherrn v. Raſt.

Einſt ſchwebte Jeſus von dem Himmel nieder und pilgerte wie vormals hin und wieder; er nahm die heiligen Apoſtel mit, weil er die Treuen gerne um ſich litt. „Laßt uns," ſprach er, Menſchenſeelen prüfen, ein Senkblei werfen in des Herzens Tiefen. Und haben wir des Mitleids Schatz gefunden, dann ſind wir unſ'rer Pilgerfahrt entbunden. — Geh', Petrus, zu dem alten Ritterſchloß, in dem der Freudenbecher überfloß, das hoch auf waldbekränzten Felſen liegt und ſein Gemäuer an die Berge ſchmiegt, wo man den Burgkaplan im Solde hält, daß emſig er den Gottesdienſt beſtellt. Es hauſt darin ein ahnenſtolzer Mann, ſprich ihn für heute Nacht um Herberg an." —

Und Petrus ging und klopfte an die Pforte; man ſchalt ihn aus und gab ihm harte Worte: „Wir kennen den Gebrauch der Bettlerzunft, für ſolch' Geſind iſt hier nicht Unterkunft, und ſäumet ihr nur wenige Sekunden, ſo hetzen wir euch mit des Herren Hunden!"

Als Petrus mitgetheilt, was ihm begegnet, ſagt Chriſtus: „Gut, ein Anderer ſei geſegnet. Zieh' fort und ſuche eine Bauernhütte und ſtelle dort um Obdach Deine Bitte; wo Arbeitsluſt für Feld und Flur gedeiht, vielleicht, daß man Dir da Gehör verleiht." — Der treue Jünger einen Landmann ſah, der ſeinen Acker pflügt', dem Hauſe nah, bei dem ſein junges, ſchmuckes Weib verweilt, und Petrus feldwärts zu dem Bauer eilt. Er bat den Mann um eine Lagerſtatt für dieſe Nacht, indem er müde, matt vom weiten Weg, bedürftig ſei der Raſt.

„Bleib' Du bei mir," der Bauer ſprach, „als Gaſt, ich habe keinen Dürſt'gen je verjagt, wenn Hunger ihn und Müdigkeit geplagt; hat einer mich um Hilfe angeſprochen, hab' ich mit ihm mein letztes Brot gebrochen, damit er ſeinen Durſt und Hunger ſtillt und mir vom Borne Gottes Segen quillt."

Doch Petrus ſpricht: „Ich bin ja nicht allein, auch die Gefährten laſſe mit herein. Es ſuchen zwölfe noch ein Nachtquartier."

„Geh', bringe alle zwölf in's Haus zu mir, es iſt ihr Bleiben wohl von kurzer Dauer!" entgegnet freundlich ihm der brave Bauer.

Als Petrus zu den Jüngern fortgegangen, die Bäu'rin hat zu ſäubern angefangen; des Hauſes Flur ſie, Dielen, Gänge kehrt, ſo wie's im Haushalt Reinlichkeit begehrt; ſie breitet Linnen auf den Tiſch der Stube, das Lagerſtroh beſchafft der Bauernbube, ſo daß die Gäſte ſatt und wohlgemuth die Nacht im Arm des Schlafes ausgeruht. Des Morgens gab der Herr ſich zu erkennen. Er ſprach zum Wirth: „Drei Wünſche darfſt Du nennen, ſie werden

Dir vom Heiland gern erfüllt, weil Du uns Durst und Hunger hast gestillt."

„Erbitte Dir den Himmel!" Petrus sprach. Der Bauer sann bedächtig drüber nach: „Seid böse nicht, verzeiht Herr Jesu Christ, daß mein Begehren ein ganz and'res ist. Mein Nachbar sucht mich täglich Abends auf, doch wandelbar ist meines Glückes Lauf, verlangt er, daß ich mit ihm Würfel spiel', zu seinem Frommen stets der Würfel fiel. Nun soll des Glückes Gunst bei m i r beginnen, ich muß, so oft ich will, das Spiel gewinnen. — Wer auf dem Sessel dort sich niederläßt, der sitze darin insolange fest und angenietet wie mit Eisenschrauben, nur ich kann aufzustehen ihm erlauben. — Und drittens mögt Ihr gnädigst mir gewähren, ein seltsames, ein kindisches Begehren. In meinem Gartenland ein Kirschbaum steht, der Blüthenduft mir in die Stube weht, der mir alljährlich reife Früchte bringt, die mir des Diebstahls Hinterlist entringt. Verdrießlich mir der Diebe Schlauheit ist. Erlaubt, daß, wer von seinen Kirschen ißt, so lange ihn des Baumes Laub beschatte, bis ich herabzusteigen ihm gestatte."

„Ich wüßte," meinte Petrus, „and're Bitten, zwar schlicht sind diese, wie des Wirthes Sitten, doch eigenthümlich ist, was er begehrt."

Nun, Christus sprach: „Sein Wunsch sei ihm gewährt, erfüllet werde, was er sich erkor," worauf er mit den Jüngern sich verlor.

Der Landmann sorglich pflegt sein Bauerngut, auf dem der Segen seines Fleißes ruht, bewahrt geheim, was einst ihm widerfahren. Als er, nach einem Zeitabschnitt von Jahren, im Gartenlande Hecken band und Trauben, vernahm er ein Getrapp und Rossesschnauben. Ein Bote kam mit Mantel und mit Hippe; im Haus erschrak des Bauern ganze Sippe, vor dem verfall'nen, grinsenden Gesicht. „Wer bist Du denn?" der Wirth zum Fremden spricht.

„Ich bin der Tod," sprach der, „ich komm zu Dir, Dein Leben ist zu Ende, folge mir! da achtzig Lebensjahre Du vollbracht, verfällst Du meiner Herrschaft, meiner Macht!"

Der Bauer sagt nun: „Warte kurze Zeit, sodann bin ich zu folgen Dir bereit; einstweilen trete in mein Haus herein, ich laß' Dich einen Augenblick allein, nur insolange magst Du dich bequemen, daß ich von Weib und Kind kann Abschied nehmen, nach meinem Pfarrer senden, nach dem frommen, um sicher auch in's Himmelreich zu kommen." Als sie zusammen in die Stube kamen, rief er sein treues Eheweib beim Namen: „Führ' diesen Herrn zum Lederfessel hin! Du siehst, daß ich als Hausherr artig bin." Nachdem ihn beide sich zu setzen hießen, sie allsogleich das Schlafgemach verließen.

Geraume Zeit mußt' warten hier Freund Hein, da trat der Landmann endlich wieder ein. Der Tod schalt, kostbar sei ihm jede Stunde, er ernte ja in jeglicher Secunde, und trotzdem müßte er so lange warten. Der Bauer sprach: „Ich komme aus dem Garten, schön ist der Sonne Glanz, schön ist die Welt, des Lichtes Farbenspiel mir wohlgefällt, ich will mein Land noch pflügen und besäen, ich möchte heute noch nicht mit Dir gehen, will meine Rinder pflegen, Kühe melken, noch soll des Körpers Kraft mir nicht verwelken!"

Da will der Tod ihn mit den Armen fassen, doch konnt' er seinen Sessel nicht verlassen, fand sich gefesselt, in des Wirths Gewalt. Verzweifelt lärmt' und tobt' er, schrie und schalt, und doch verlegt beschämt er sich auf's Bitten, da solche Schmach er niemals noch erlitten, der Mann mög' ihn aus strenger Haft befreien, er werde seine Großmuth nie bereuen!

„Du bist ein falscher Freund! Ich muß mich hüten!" der Bauer sprach, „mähst Früchte, mähst auch Blüthen. Bekräft'ge gleich auf diesem Blatt Papier, Du kommst in zwanzig Jahren erst zu mir! sonst magst Du auf dem Sessel sitzen bleiben."

Dem Tod blieb keine Wahl, als unterſchreiben. Da er befreit ſich fand aus arger Pein, rief er beglückt, wie vormals frei zu ſein: „Komm' ich nach zwanzig Jahren in Dein Haus, dann kommſt Du, liſt'ger Bauer, mir nicht aus!"

Der Bauer pflügt ſein Feld, ſein Weib ſetzt Kohl, der ganze Hausſtand fühlt ſich dabei wohl. Es kam die Zeit, wo hundert Jahre zählte der Mann. Der Tod den Monat Juli wählte, zu klopfen außen an das Fenſter an. „Komm' doch herein," rief ihm der greiſe Mann, ich folge, wie es ausgemacht, Dir gerne!"

Da ſprach der Tod: „Ich bleibe lieber ferne, wahrſcheinlich planſt Du wieder Hinterliſt, erzwingſt im Hauſe neue Lebensfriſt!"

Da ſprach der Wirth: „Ein Schelm, der Schelme ſucht! Ich habe Dir mein Erdenſein verbucht und bin ſogleich zu folgen Dir bereit, wenn Du nur meiner harreſt kurze Zeit. Ich muß vorerſt mein Teſtament verfaſſen, ich will mein Gut den Kindern hinterlaſſen. Sieh' ober Dir im Zweige Kirſchen prangen, Du ſollſt als Gaſt ſie pflücken und empfangen, erquicken Dich mit meines Baumes Gaben, vom Aſte Früchte holen, Dich zu laben!"

Und als der Tod ſich auf dem Baum befand, der Bauer, der vom Fenſter ging, verſchwand. Nach kurzer Zeit trat er an's Fenſtergitter und rief: „Die Kirſchen ſchmecken doch nicht bitter. Laß' Dich vom Stamme jetzt zur Erde nieder!" Den Tod verließen plötzlich Kraft und Glieder, gelang es ihm auch, Laub und Zweig zu beugen, vermocht er nicht, vom Baum herabzuſteigen. Der Bauer ſprach: „Verſchließ' mir noch das Grab, zehn Jahre lang, dann laß' ich Dich herab!" Der Tod verſprach, dem Wunſche zu willfahren: Ich eile fort und komme in zehn Jahren, doch ſoll die Erdenfriſt Dir ſauer werden! Ich will mich rächen, ſenden Dir Beſchwerden, damit Du mir nicht neue Ränke ſpinnſt, mir nach der Zeit nicht zu entgehen ſinnſt!" —

Den Bauer traf nun vieles Mißgeſchick, der graue Staar verſchleiert ſeinen Blick, dann Weib und Kinder, ſeine Enkel ſtarben, und Froſt und Hagel ſeine Saat verdarben, ſein Vieh verkam, ſein Stall war abgebrannt, und Peſt und Seuchen wütheten im Land. Der ſieche Greis wacht hilflos und allein, entkräftet, leidend, krank im Kämmerlein. Er jammert ſchmerzgequält und müd' und matt, er ſei des Lebens überdrüſſig, ſatt, und klagt: „Ach, hätt' der Tod mich mitgenommen, was kann ein ſieches Daſein mir noch frommen!" Der Tod erlöſt' ihn nicht von ſeinen Plagen, es ſoll der Schmerz nur an dem Leben nagen; er ſchlich gefliſſentlich um's Haus herum, denn die zehn Jahre waren noch nicht um. —

Da kam die Zeit. In einer Winternacht erſcheint der Hippenmann und grinſt und lacht: „Verſtrichen nun iſt Deine Lebenszeit, biſt Du zu halten den Vertrag bereit? Beſinnſt Du Dich vielleicht und grübelſt nach, wie vormals mir zu bieten neue Schmach?"

Da fleht der Greis: Erlöſe, hab' Erbarmen, und laſſe küſſen Dich, laß' Dich umarmen, Abbitte will ich Dir, verlangſt Du's, thun, nur laſſe meinen Leib im Grabe ruh'n."

Der Tod befreit ihn von des Lebens Qualen, bevor der Tag erweckt die Sonnenſtrahlen. Kaum iſt der Bauer ſeines Leib's entledigt, hofft' er, im Himmel werde er entſchädigt. Er kommt an jene ſtreng bewachten Pforten, wo Petrus ihn begrüßt mit milden Worten: „Du haſt erfüllt auf Erden Deine Pflichten," ſprach er, „und Gott wird gnadenvoll Dich richten. Doch kannſt Du gleich nicht in den Himmel kommen, Dir thät' das Seligwerden noch nicht frommen, Dir wäre allzu grell des Lichtes Schein, Du biſt ja noch nicht aller Sünden rein, haſt zweimal ſelbſt den grimmen Tod belogen, gefliſſentlich gehänſelt und betrogen." Hiernach ihm Petrus gleich die Thüren ſchloß, was ihn vom Himmelspförtner ſehr verdroß, weil er ihn gaſtfrei, mitleidsvoll be-

handelt, als Jener einſt auf Erd' zu ihm gewandelt.

Die Seelen, vor des Himmels Tempelhallen, der gläub'gen Chriſten auf und nieder wallen, die außen vor dem Paradieſe harrten, Verlangen trugen nach des Edens Garten. Doch ihm ward überläſtig das Gedränge, im Kreis der Büßenden ward's ihm zu enge, er wandelt fort im blauen Aetherzelt und kam ſodann zum Thor der Unterwelt. Mephiſto ſah ihn, fragt, was er begehrt, dem Fremden ſei der Eintritt nicht gewährt, doch da er angelangt bei ſeinen Thüren, ſo werde er ihn auch zum Teufel führen.

Sie traten in das Reich der Hölle ein. Geblendet von des Feuers rothem Schein, hört er der Höllenthiere Brüllen, Krächzen, Verdammte und Gequälte röcheln, ächzen, da weigert er ſich, weiter fortzuſchreiten. Mephiſto ſpricht, er werde ihn begleiten, er bleibe von den Flammen unverſehrt, weil er ihm Kühlung fächelt, Schutz gewährt, ſelbſt vor der Höllenhunde grimmer Meute, daß er nicht werde wilder Thiere Beute. Und führt durch viele Säle ihn und Zimmer; doch als der Bauer bei des Feuers Schimmer bewohnt ſie ſieht von Päpſten, Cardinälen, von Kaiſern, Fürſten, ſo die Flammen quälen, von Wucherern, von Menſchen aller Klaſſen, den Pfarrer ſah, weiß er ſich nicht zu faſſen, ſah Jeſuiten kochen Höllenbrei, und einen Inquiſitor auch dabei: gewahrt Mephiſto des Beſuchers Schrecken und ſpricht, daß Wölfe oft im Schaffell ſtecken, daß Jeder nicht, umſtrahlt vom Heiligenſchein, vor Gottes Angeſicht ſei ſündenrein! Und während er von dem und jenem ſchwätzte, mit ſeinem Höllengaſte Worte wetzte, ſpürt Schwefelqualm der Gaſt im Höllenpfuhl, gewahrt den Satan er. Ein Flammenſtuhl war ſeines Thrones brennendes Gerüſte, auf dem er ſaß mit ſchwarzbehaarter Büſte. Sogleich den Fremdling fragt er, was er ſuche.

Doch dieſer ſprach: „Ich las in einem Buche, der König iſt, im Reich verdammter Geiſter, im Würfelſpiel gewandt, bekannt als Meiſter. Wenn es zu würfeln heute Dir gefiel, die Jagd Dich freuet nach des Glückes Ziel, und Du mit mir zu ſpielen biſt geſinnt, ſo laſſe ſehen, wer von uns gewinnt!"

Der Satan lacht: „Du, Gaſt der Oberwelt, bezweifelſt, wem ſich hier das Glück geſellt? Wer mich beſiegt, der ward noch nicht geboren, wagſt Du den Wurf, ſo biſt Du auch verloren. Vermegener, Du ſpotteſt meiner Kunſt!"

„Gewährt", der Bauer ſprach, „mir eine Gunſt! Gewinne ich, ſei eine Seele mein, erlöst von eures Höllenlandes Pein."

„Du würfelſt," ſpricht der Fürſt der Höllenſchaar, „auf Deiner Seele eigene Gefahr; gewinnſt Du, geb' ich eine Seele Dir, verlierſt Du, bleibſt Du in der Hölle hier!"

Der Bauer ſprach: „Ich bin den Pact zufrieden, verſuchet, wem von uns das Glück beſchieden!"

„Ich laſſe für Dich meine Würfel kühlen, Du ſollſt des Uebermuthes Folgen fühlen!"

Der Hölle Würdenträger waren bös, ihr Unmuth macht' ein hölliſches Getös. Sie konnten nicht begreifen, es nicht faſſen, daß Seine Hoheit ſich herabgelaſſen zum Spiel. — Als beide traten an den Tiſch, erhoben Höllenſchlangen ihr Gezifch; auf einen Wink die Drachen ruhig liegen, vermeint der Teufel ſicher doch zu ſiegen. Der Satan wirft — die Würfel zeigen zehn. „Jetzt laſſe mich," ſprach er, „Dein Kunſtſtück ſeh'n!"

Der Bauer wirft noch um ein Auge mehr. „Gewonnen," rief er. — „Was iſt Dein Begehr?" der Teufel frug.

„Die junge, blaſſe Nonne, beſchienen von des Höllenreiches Sonne, geröthet von der Hölle Farbenglanz, der wundgedrückt die Stirn der Dornenkranz, Weshalb muß ſie in Deinem Lande ſchmachten?"

„Der Liebe Trieb lehrt Kloſterzucht verachten: ſie war der röm'ſchen Kirche

angetraut, geweiht, geſalbt als Chriſti Himmelsbraut, und hat im Sinnenrauſch ihr Herz verloren, nach ſeliger Weibesluſt ein Kind geboren."

„Sie unterlag Geſetzen der Natur, im Kampfe mit Gelübden und Clauſur, dem Fühlen, das im Menſchenherzen wacht, des heißen Blut's Gewalt und höh'rer Macht. Ruf' mir das ſchöne Weib ſogleich herbei, „die Sünd'rin," ſprach der Bauer, werde frei!"

Der Satan rümpft die Naſe, iſt verſtimmt, weil dies der Hölle eine Tochter nimmt. — Der Teufel würfelt mit dem Bauer wieder, jetzt wirft ſein Gaſt — der Satan warf zu nieder.

Da ſchrie der Landmann: „Gib mir meinen Pfarrer! Er war kein Filz, kein Geldzuſammenſcharrer, man zählt ihn zu den allerbeſten Herrn, er aß und trank bisweilen viel und gern, dient dem Genuſſe nicht, der Wiſſenſchaft, in ſeinen Worten lag oft Weihe, Kraft, und dennoch ſchmachtet er in Deinen Armen. Was brachte in der Hölle Schoß den Armen?"

„Es hat der Papſt ihn mit dem Bann belegt, weil Zweifel er an einem Dogma hegt." — Der Teufel höhniſch ſprach: „Ich ſchenk' ihn Dir, es ſind genug von ſeinem Stande hier. Dich zähl' ich nun zu meines Reichs Vaſallen, denn jetzt wird mir der Würfel günſtig fallen!" So ſprach der Hölle Meiſter und warf — neun, der Bauer — zwölfe, zu des Satans Pein.

„Gewonnen! — Wer lehnt dort im Lodenrock," der Bauer rief, „geſchmiedet an den Pflock? Um den der Hölle Feuerfunke ſprüht, der noch in voller Kraft der Jugend blüht?"

Der Teufel ſchalt: „Ein Sohn der Alpenwelt, dem ein durchnäßtes Moorland nicht gefällt, der Gemſen, Adlerhorſte angeſchlichen; er iſt von ſeinem Regiment entwichen. Gewohnt zu leben nur auf hohen Bergen, verfiel er dem Geſetz, der Hand des Schergen. Denn an verſumpftem, fremdem Strand' der Tiber, durchſchüttelt ſeinen Leib ein heftig' Fieber. Als er genas, entlief er von der Wacht, im Regenſchauer einer kalten Nacht!"

„Es ſchnürt das Heimweh Herz und Bruſt zuſammen, als ſtünd' das Elternhaus in hellen Flammen, entkräftend wirkt es auf des Mannes Leib, macht ſchüchtern, furchtſam ihn, zum feigen Weib. Doch, ſteht der Feind zunächſt der Landesmark, macht die Gefahr für eig'nen Herd auch ſtark, dann ſetzt der Mann ſich wuthentbrannt zur Wehr, wird ihm der Kampf für heim'ſchen Herd nicht ſchwer. Allmächtig iſt der Drang zum Alpenland, nach dem Gehöft, in dem die Wiege ſtand; vermaß er ſich auch gegen Staatsgeſetze, befrei' ich ihn aus Deinem Höllennetze!"

Der Teufel faßt ſich bei den wirren Haaren und rief: „O Schmach, ich muß dem Wicht willfahren!"—

Mephiſto ſpricht: „O Herr der Höllengeiſter, am Ende bleibt Ihr doch im Spiele Meiſter! Verzeihet, Euer Gnaden, würfelt fort, denn Ihr gewinnt, verlaßt Euch auf mein Wort! Wer hat, mein Fürſt, im Spiele Euch beſiegt? Ich wette, daß der Fremde unterliegt, es ginge nicht mit rechten Dingen her!"

Da rief der Gaſt: „Ich würfle nimmermehr! Ich könnte leicht dem Höllenreich verfallen, geſund will ich entkommen dieſen Hallen!"

Der Satan tobt hierauf und ſchimpft und hauſt, hält vor's Geſicht ihm die behaarte Fauſt. Der Bauer fürchtet nicht des Teufels Zorn, faßt lächelnd ihn bei ſeines Hauptes Horn und ſpricht: „Ich ſpiele fort, ich bin dabei! Gewinne ich, ſo gibſt Du neun mir frei! Dann hab' ich zwölf' entriſſen Deinen Klauen!"

Der Satan ſpricht: Du haſt viel Selbſtvertrauen, durch Dich verfällt mir eine Seele nur, und neun entführſt Du meiner Hölle Flur."

Mephiſto meint: „Vertraut auf Eure Kunſt, Euch krönt, mein hoher Herr, des Glückes Gunſt, faßt Muth, Ihr werdet ſicher nicht verlieren, Ihr könnt, Ihr müßt noch einen Wurf riskiren!"

Der Satan wirft — Mephiſto zählet — elf — der Bauer warf behend — ihm fielen — zwölf. Der Teufel ſchrie empört: „Verzweifelt Loos, Mephiſto, laß' die Höllenmeute los, daß ſie den Frechen mir in Stücke reiße, des Fremdlings Fleiſch benage und zerbeiße! Die Berge laſſe Feuer, Lava ſpeien, vom Höllenhimmel Aſche, Funken ſchneien! Der Lava Fluth in wilden Feuerbächen ſich auf den Frevler ſtürzen, mich zu rächen!"

Mephiſto ſpricht: „Es iſt zwar unerhört, noch hat kein Menſch den Satan ſo bethört. Doch faßt Euch, hoher Herr! Was ſind zwölf Seelen, wo Millionen wir Verdammte zählen!"

„Was weißt Du, Knecht, von eines Herrſchers Leiden? Gott hat mit einem Sünder viel mehr Freuden, kehrt reuig er in's Himmelreich zurück (und ich beneide ihn um dieſes Glück) als ich mit allen meinen Unterthanen; das ſollſt Du wiſſen, Träger meiner Fahnen!"

„Mein hoher Herr! Uns bindet ein Verſprechen, wir dürfen uns am Höllengaſt nicht rächen, verbürgt ward ihm von Euch ein frei Geleit, deshalb war er zu folgen mir bereit."

„So laſſe denn in's Fibelbuch einſchalten, der Teufel ſelbſt, er habe Wort gehalten, wenn Menſchen treulos Wortbruch, Meineid lieben, dann ziemt es mir, Moral und Zucht zu üben! Du aber widerſprich mir nicht, Geſell, vollzieh', was ich befohlen, auf der Stell'!"

Mephiſto that, wie ihm der Herr befahl, die ganze Hölle ward ein Feuerſtrahl. Sein Mantel dient dem Gaſt als Baldachin, es ſchützt dies Tuchſtück vor dem Feuer ihn. Die Lavaſtröme ihm zu überbrücken, hebt er vom Boden ihn auf ſeinen Rücken, und trägt ihn zu des Höllenreiches Thüren, daß ihn der Hölle Schrecken nicht berühren. Kaum hat er ihn in Sicherheit gebracht, ſo hat der Bauer des Gewinns gedacht. „Ihr müßt mir zwölf von euren Büßern geben, ich will mit ihnen in den Himmel ſchweben!" Der Landmann ſo im Raum der Hölle ſchrie. Der Teufel, der vor Galle Feuer ſpie, hat ihm erzürnt den Rücken zugekehrt und rief erbost: „Sagt an, wen Ihr begehrt?"

Der Bauer frug: „Was bringt den Greis hierher, mit kahlem Haupt, umhüllt vom Feuermeer?"

„Ihn brachten Geiz und Habſucht in die Ketten, den Wucherer, den wirſt Du doch nicht retten? Der vieler Menſchen Wohlſtand untergraben mit nimmerſattem, fluchbedecktem Haben, der Gold, Juwelen, was er ſich erwarb, der ſeinen Schatz begrub, bevor er ſtarb, in's Teſtament ſetzt er den Neid als Erben, Verwandten blieben nur des Wohlſtand's Scherben."

„Wer frevelhaft des Nächſten Wohl vernichtet, der ſei für alle Zeit verflucht, gerichtet. Ich ſuche unter Freunden und Bekannten, noch eher unter meinen Blutsverwandten mir neun gequälte Sünderſeelen aus, ſie zu entheben Deiner Hölle Graus!"

Der Bauer ſpäht, erblickt den eig'nen Sohn, gefeſſelt weit ab von des Satans Thron; den Nachbar, der im Spiel von ihm gewonnen, vom Durſt gequält am waſſerleeren Bronnen, weil er am Wohlſtand ſeines Freundes ſog, den mit gefälſchten Würfeln er betrog. Doch er befreit vom Höllenraume beide, enthob ſie ihren Qualen, ihrem Leide. Kaum hat er zwölf zuſammen ſich geſtellt.

Mephiſto ſprach zum Gaſt der Unterwelt, indem er höhniſch grinſt und ſchelmiſch lacht, die Händ' ſich reibt: „Das hab' ich gut gemacht! Mir kannſt Du, Deinem Führer, dankbar ſein, daß Du entkommen arger Höllenpein; der Teufel iſt mein allerhöchſter Herr, doch ich, ſein Knecht, war ſchlauer noch als er. Du biſt dem Höllenreiche nur entkommen, weil Dich mein Schutz des Fürſten Zorn entnommen. Das nenn' ich ſchlecht und recht im Argen liegen, verſteht ein Teufel einen Teufel zu betrügen! Doch ſollſt Minuten Du hier nicht verſäumen; denn wittert Dich mein Herr in dieſen Räumen, kann ich ein zweites Mal Dich nicht beſchirmen, befiehlt mein Fürſt, Gefahren Dir zu thürmen; weit

leichter iſt es gegen Feinde fechten, als mit dem Herrn im eig'nen Haus zu rechten!"

Da ſtieg noch einmal Schwefeldunſt empor, Mephiſto ſchloß jedoch der Hölle Thor. Der Bauer hörte ächzen, röcheln, heulen, Verdammte, die noch in der Hölle weilen. Er aber zog mit zwölf Erlöſten fort, erfreut, daß er entkam dem Schreckensort. — Befreit von infernaliſchen Gewalten, erblicken ſie der Engel Lichtgeſtalten im Weltenraume, in des Aethers Blau, auf Wolken zieh'n zu Gottes Tempelbau; da ſprangen gleich die gold'nen Pforten auf, und Wohlgeruch entſtieg der Flüſſe Lauf, da Roſenöl des Himmels Bäche ſchwoll, in Edens Meeresbecken Naphta quoll, und Balſam athmen ewige Lenzeslüfte. Ein Chor von engelsreinen Seelen ſchiffte, im Sphärenraume tönet ihr Geſang, wie thalwärts hallt der Abendglocken Klang, der ſich im Echo an den Wolken brach, als Petrus gnadenvoll und milde ſprach: „Du haſt gebüßt, ſo wie es Chriſten Pflicht, ſo ziehe hin zu Gottes Angeſicht, ein Glied der Kette aller Seligen, ein Licht, ein Sternlein der unzähligen, die wandeln in des Paradieſes Wonnen."

Der Bauer, den ſo freundlich Wort beglückt, zu Petrus ſprach, daß es ſein Herz bedrückt, daß zwölfe harren vor des Himmels Thüren, ob er ſie dürfe in den Himmel führen.

Da lächelt Petrus huldvoll und entgegnet: „Der Sohn des Himmels hat Dich einſt geſegnet, weil Du ſo liebevoll an uns gehandelt, als Jeſus Chriſt mit uns umhergewandelt. Wir fanden Mitleid alle zwölf bei Dir, als wir gepocht an Deines Hauſes Thür. So will auch ich die Zwölfe hier bekränzen mit Blumen von des Himmels ewigen Lenzen, damit, was Du auf Erden ausgeſäet, als Preis der Nächſtenliebe Dir erſtehet!" —

Ich weiß es wohl, daß ich's nicht ſoll . . .

Ich weiß es wohl, daß ich's nicht ſoll —
Die Folianten beängen.
Die Müh' iſt groß, ſchwee wied ſie los —
Küſſe mich, Mädchen! —

Schwer wird ſie los, wer immer blos
Gar flüchtig-kurz ſtudiret —
Die Zeit eilt hin, mein leichter Sinn —
Küſſe mich, Mädchen! —

Mein leichtee Sinn beingt nicht Gewinn,
Bald wied die Reue folgen.
Die Jugend weicht, die Locke bleicht —
Küſſe mich, Mädchen! —

Die Locke bleicht, was iſt erreicht? —
Ich hab' zu viel geküſſet —
Ich werd' ein Mann, was dann, was dann? —
Küſſe mich, Mädchen! —

Was dann, was dann? — Ach, dann wohl kann
Genug ich noch ſtudiren —
So lang ich jung zur Lieb' genung —
Küſſe mich, Mädchen! —

Zur Lieb' genung, zue Liebe jung
Kann man nicht immer bleiben; —
Wie ich auch fleht' — dann iſt's zu ſpät —
Küſſe mich, Mädchen! —

Dann iſt's zu ſpät und ſchnell verweht
Der Jugend Götteeodem —
Das Wort iſt Schall — die Weisheit all —
Küſſe mich, Mädchen! —

Die Weisheit all' iſt leeree Hall,
Die Liebe nur iſt Leben; —
Dies Liedchen auch iſt eitel Hauch —
Küſſe mich, Mädchen! —

Erasmus.

Ein Stelldichein mit der Fortuna.

Das Glück verſteht es bisweilen, Reclame für ſich zu machen, ohne daß es ſich was koſten läßt. Es möchte im Menſchen den Glauben nicht gerne ausſterben laſſen, daß es in Wahrheit exiſtire; und wenn es der Menſch trotzdem doch nicht erfaſſen kann, ſo gibt es ihm ſelbſt die Schuld.

Einem nahen Verwandten von mir in Graz fiel es, wahrſcheinlich durch die Interpellation eines Traumes, im Februar d. J. plötzlich ein, die Lotterie

zu verſuchen. Am 11. Februar war es 28 Jahre geworden, ſeit er in den Eheſtand getreten. Ferner erinnerte er ſich, daß er 1824 geboren, alſo 54 Jahre alt war. Demnach ſetzte er auf Ambo-Terno, und zwar die Nummern 11, 28 und 54. In der Ahnung der Gegenwart des Glückes wagte er einen Gulden Einſatz. Und ſiehe, bei der nächſten Ziehung erſchienen die Nummern 11, 28 und 53.

Er hatte die Umſtände aus ſeinem Leben auf das Glücklichſte gewählt. Doch, wer ſagte ihm nur, daß man, wenn man im November 1824 geboren worden, im Februar 1878 vierundfünfzig Jahre alt iſt? Allerdings war er im vierundfünfzigſten, aber in voller Ziffer doch immerhin erſt dreiundfünfzig Jahre alt.

Der harmloſeſte Rechnungsfehler, aber das Glück wendete ſich höhniſch ab. Gar Mancher, der das Glück einmal ſo wahrhaftig am Mantelſaume geſtreift hat, iſt dem Dämon verfallen. Er iſt auf ſteter Hetzjagd nach der Fortuna. Vor jeder Lottoziehung ſpannt er eine Kette von Zahlen um dieſelbe und kann ſie nicht mehr erwiſchen; allerlei Finten und Fallen legt er ihr, aber ſie kommt ihm nicht mehr nahe.

Ich bin in Bezug auf das Glück ein Ungläubiger — geweſen. Ich bin durch eine ziemlich draſtiſche Erfahrung bekehrt worden. Auf Glücksſpiele habe ich nie etwas gehalten; deren Gewinnſte, und wenn ſie noch ſo einladend ſchienen, haben mich nie gelockt. Ich habe nicht einen Kreuzer Aberglaubens-Steuer in die Lottocollectur getragen. Dem Glücke iſt Alles möglich, aber ich habe ihm die Möglichkeit, daß es mir den Haupttreffer des großen Looſes zuſchanze, ganz und gar benommen; ich habe nie ein großes Loos beſeſſen und als mir einmal bei einer Wohlthätigkeitslotterie ein ſolches zufiel, habe ich es ſofort wieder verkauft.

Ein ſolch verächtliches Abwenden vom Glück mag es wohl ein wenig verdroſſen haben, der boshafte Streich, den es mir ſpielte, war gut berechnet, um mich wüthend zu machen, aber nicht gegen das Glück, ſondern gegen mich ſelbſt.

Die Neckerei fing mit einer Kornblume an. Mir gefallen dieſe Blumen, weil ſie eine ſo ſchöne gothiſche Zackenkrone haben und weil ſie in der tiefen Farbe des Himmels blauen. Nun fand ich — es war gerade am Tage der Frauen — auf meinen Abendſpaziergang eine verſpätete Kornblume. Heute erinnerte ſie mich an meine botaniſchen Studien und ob es wohl wahr wäre, daß ſie zu den „Centauren“ gehöre und Linné ſie in die 19. Claſſe eingetheilt habe? Man erprobt ſich bisweilen gerne, was von den Schulſtudien im Kopfe geblieben und was verraucht iſt. Als ich nach Hauſe kam, ſchlug ich meine Botanik auf und war es ſo weit richtig. Sofort aber beſchäftigte mich was Anderes. Gerade bei den Kornblumen war als Merkzeichen ein altersgraues Streifchen Papier eingelegt, auf welchem die Nummern 14, 27, 6, 60, 52 und die Bemerkung: 20 kr. Ambo geſchrieben waren. — Warum gerade hier ein Merkzeichen? Und warum gerade dieſes? Sollte das gar ein Einladungsbriefchen zu einem Rendezvous mit dem Glücke ſein? Warum denn nicht? — Zwar, das Lotto, es ſoll unmoraliſch ſein, ſagt man. Bah, überlaſſen wir die Verantwortung unbedenklich dem Herrn Finanzminiſter; hat er einen weiten Sack, ſo muß er auch ein weites Gewiſſen haben. Die Nummern werden morgen geſetzt. Der Herr Miniſter wird den Abgang von ein paar tauſend Gulden nicht ſpüren; wohl aber ich den Zuwachs. Das wird Fortuna bedenken. Jeder Menſch hat im Leben einmal eine außerordentliche Stunde, die meine war heute an der Kornblume; ich faſſe ſie am Schopf und bin ein wohlhabender Mann. — Nach gründlicher Ueberlegung war ich überzeugt, daß die fünf Nummern in Graz — denn das lag am nächſten — herauskommen müßten.

Trotzdem habe ich die Nacht über sehr gut geschlafen, denn vom Glücke und wäre es noch so groß, lasse ich mir auch nicht eine Stunde verderben.

Am andern Tage war herrliches Wetter. Ich ging hinaus in den thaufunkelnden Wald; stieg dann auf eine Bergeshöh' und sah in's weite Land; stieg dann nieder in die Schlucht und sah dem Wogen und Gischten des Waldbaches zu; unterhielt mich noch eine Weile mit den Thieren, die da schwammen, krochen und flogen und als ich zurückkehrte in den Ort, läutete die Glocke Mittag.

An der Lotocollectur vorübergehend, fielen mir meine Nummern ein. Ich trat in die Amtsstube. Dem Beamten that es sehr leid, aber eben vor fünf Minuten war für diese Ziehung, die am nächsten Tage stattfand, Schluß gewesen. Er könne mit dem besten Willen nichts mehr machen und ich müsse mich gedulden bis zur nächsten Ziehung.

Die Post hatte Briefe und dringende Arbeiten gebracht und nach wenigen Minuten hatte ich auf meine Lottoangelegenheiten vergessen.

Zwei Tage später, als ich die Zeitung durchsehe, fällt mein Blick auf die bei der letzten Ziehung herausgekommenen Nummern:

Lottoziehung. Am 17. August. Graz: 52, 6, 14, 27, 60.

Es scheint fast unglaublich für Jeden, der mein graues Stückchen Papier mit den fünf Zahlen nicht *vor* der Ziehung gesehen hat: *Alle sind da.*

Ob ich mich geärgert habe? Warum?

Das Glück wollte mich nur foppen. Nun gibt es mir zu verstehen: Wenn ich denn ein so großer Naturfreund sei, daß ich eines Spazierganges in den Wald wegen sogar auf das Geld vergesse, so solle ich nur zusehen, ob mir im Walde auch die Banknoten in den Mund flögen!

„Meine liebe Fortuna! Von dir lass' ich mich nicht narren und deiner lumpigen tausend Gulden wegen verzichte ich nicht auf den Genuß des grünen Waldes. Wenn du mir Gold offen in die Hand legst, so werde ich es wahrscheinlich nicht ablehnen, aber für derlei Tappereien mit verbundenen Augen ist man nicht allzeit aufgelegt. Im Uebrigen danke ich Dir, daß Du Dich einmal um meine Geldangelegenheiten umgesehen hast. Auf Wiedersehen."

Das habe ich ihr gesagt und nun gehe ich wieder meiner Wege.

R.

Eine Nachricht aus Bosnien.*)

„Lieber Unterweghofer!

Mir geht's jetzt schlecht. Es ist ein Spott, wie schlecht es mir jetzt geht. Ein Hundeleben! Ja, wenn es noch eins wäre, wenn ich Euer Kettenhund wäre! Meinem Gott wollte ich danken.

Ich will Euch Alles erzählen und fragen, ob ich ein solches Elend verdient habe. Was schreiben denn die Andern? Daß sie große Strapazen haben auf ihren Märschen; oft tagelang nichts Warmes zu essen; unter freiem Himmel schlafen; von diesen Bosniaken verunglimpft werden. — Das ist ja nichts. Das ist gar nichts. Das ist nur der Krieg. Aber ich!

Bis Mitte September hab ich's auch so mitgemacht. Diese Insurgenten sind ärger, wie die Teufel.

Den Korporal von unserer Compagnie haben sie erwischt, dem haben sie auf der Brust den Halbmond ausgeschnitten, als wie wir ein Kreuz oder ein Herz in die Baumrinden schneiden. Ich sage Euch's, Unterweghofer, es war oft ein schreckliches Massakrament. Da haben wir am 15. September einen Insurgentenführer gefangen. Ich habe schon Löwen und Bären und allerlei wilde Thiere gesehen, aber so anzuschauen wie Der! ich wüßte keine wilde Bestie. Kopf und Gesicht voll kohl-

*) Aus einem gewissen Grunde wollen wir dieser Zuschrift die Aufnahme nicht versagen.

ſchwarzer Haare, ein krebsroth Stückel Haut und zwei brennende Augen, ſo ſcharf wie die Kugel vom Rohr. Ein großmächtiger Kerl voll Fetzen, Meſſer und Piſtolen über und über. Der hat etliche von unſeren Leuten ſchinden laſſen. Was fangen wir an mit ihm? Erſchießen iſt nichts, wär' Schad um's Pulver. Köpfen iſt nichts, auch die heiligen Märtyrer ſind enthauptet worden. Gehenkt muß er werden. — Geſagt iſt's leicht, aber gethan? Ein Strick iſt da, aber kein Henker. Der Hauptmann läßt die Mannſchaft defiliren: Welcher will ihn henken? — Ich nicht, ſagt Jeder, erſtechen den Hund, tauſendmal gern, aber henken? nein, ich nicht. — Und wenn ich's befehle! ruft der Hauptmann. — Sterben, Herr Hauptmann, auf Commando, aber nicht henken! ſchreit Einer. Der Hauptmann dreht ſchmunzelnd den Schnurbart und bietet zwanzig Gulden Henkerlohn. Die Mannſchaft wendet ſich ab. Dabei zuckt's Jedem in den Fingern, daß er ſchon den Strick möchte zuſammenziehen um die Heidengurgel. Der Hauptmann bietet fünfzig Gulden. Keiner will dran. — Fünfzig Gulden, denke ich mir, das iſt ſchon ein Geld, das iſt ein ganzer Jahrlohn für einen Knecht, und gehenkt muß er doch werden, der Schurk'. — Ich trete vor: Herr Hauptmann, ich henk' ihn! — Der ſchaut finſter drein, die Mannſchaft höre ich hinter mir brummen. Gleich mache ich Anſtalt. Der Bosniak hat einen Strick um den Leib, der wird abgelöſt und ich knüpfe die Schlinge, wie ich glaube, daß es am beſten ſein kann. Ein alter, verkrüppelter Tannenbaum ſteht da. Der iſt juſt recht dazu, ſage ich. Der iſt *nicht* recht! ſchreit einer von den Kameraden, der Tannenbaum iſt ein deutſcher Baum, der iſt viel zu gut zum Galgen! Dort an dem wilden Käſtenaſt knüpfe ihn auf! — Der Kerl will ſich noch wehren — wie ihm die Klauen gebunden, mit den Beinen; wie ihm die Füße geknebelt, mit den Zähnen, die mir ſo ſcharf und giftig vorgekommen ſind, wie Wolfsgebiß. Das Henken, vor dem ſcheuen ſich die Türken; ihr Mahomed hat geſagt: ein Gehenkter kommt nicht in den Himmel, weil er keine Seele hat. Die Seele des Gehenkten kann nicht durch den Rachen ausfliegen und muß erſticken. Es hat was gebraucht, bis der Strolch auf dem Boden gelegen iſt und den Strick um den Hals gehabt hat. Und wie ich ihn aufziehe, denke ich mir: Wenzel, dein Geld verdienſt ehrlich. Es iſt eine Vieharbeit. — Nach einer Weil' iſt er maustodt. Ich laſſe ihn hängen an dem Baum und will in Reih und Glied treten; da verwehren mir die Kameraden meinen Platz und ſchreien: Henker wollen wir keinen in unſeren Reihen! Wir ſind Soldaten! Ich glaube anfangs, es wäre Spaß, will dann Gewalt brauchen, daß ich wieder auf meinen Stand komme; ſie ſtoßen mich zurück, ich ſoll nur zu meinem Aas gehen und es verſcharren. Ich wende mich an den Hauptmann, da iſt ein Lärmen und Fluchen von allen Seiten und der Hauptmann läßt mir das Geld auszahlen und weiſt mich kurz ab. Ausgeſtoßen bin ich. Meine Diviſion marſchirt ab, ich ſchleudere den Henkerlohn von mir, wie der Judas ſein Sündengeld, und will den Kameraden folgen, ſie werfen mit Steinen nach mir, wie nach einem räudigen Hund. In der Wuth ſchieße ich nach; ob ich getroffen habe, weiß ich nicht, ich bin ganz außer mir geweſen. Etliche Mann — meine treuloſen Kameraden — ſpringen mit gezücktem Bajonnet auf mich zu. Ich laufe, was ich kann, bis ich zu Boden ſtürze.

Wie ich wieder zu mir komme, liege ich in einem Eichenwald; eine Schweinheerde umſchnüffelt mich. Ich habe Hunger und Durſt. Leben will ich doch. Meine Waffen, die werfe ich weg und gehe, und gehe ſo lang, bis ich ein Dorf ſehe. Elende Steinhaufen, die hohl ſind; Bosniaken wohnen wie die Wilden. Ich ſchleppe mich zu einem Waſſertumpf und trinke. Allſogleich ſtürzen ſie herbei, bellen wie die Hunde, wiehern wie die

Digitized by Google

Röſſer, reißen mir die Kleider vom Leib. Wenn ſie mich nur gleich erſchlagen wollten! iſt mein Wunſch, aber ſie treiben nur Allotria mit mir. Sie ſcheeren mir die Haare vom Haupt und zwicken mir mit einer Zange die Ohrlappen weg. Drauf werfen ſie mir Schweinefutter vor und das Blut rinnt mir über den Leib.

Umgebracht hätten ſie mich doch noch, wenn nicht ein Mann herbeigekommen wäre, der etwas weniger wild ausgeſehen hat; bloß etwan ſo, wie ein Zigeuner, und das ſind ſchon die Feinſten dahier. Der ſcheucht das Geſindel von mir hinweg und nimmt mich mit. Führt mich in ſein Haus, das viel größer iſt, als wie die anderen Höhlen, und Wälle und eiſerne Gitter hat. Er führt mich in eine ſteinerne Kammer, ruft mehrere Männer herbei und gibt ihnen Befehle, die ich freilich nicht verſtanden habe, ſonſt hätte ich ſicherlich meinen Kopf noch frühgenug an der Wand zerſchmettert. Die Männer knebeln mich, fangen gleich an und ſind gleich fertig. Wenn ich nocheinmal zu Euch komme, Unterweghofer, fragt mich nicht, was ſie gethan haben. Ich habe immer das vorlaute Maul gehabt und geſagt, wenn ich in die Türkei käme, ich würde bald in einem Harem ſein. — Jetzt bin ich drinnen, den ſchönſten Weibern ſalbe ich die rabenſchwarzen Haare — und verſpür' nichts. Verſtehe ich was nicht nach türkiſchem Brauch, ſo läßt mir der Herr die Fußſohlen vollprügeln — und ich verſpür' was. Mein Unglück iſt, daß ich ſo feig geworden bin, ſonſt hätte ich mich ja ſchon aus dieſer Welt geſchafft. Einer iſt in dieſem Haus, mit dem kann ich mich zu halb verſtändigen; den frage ich, ob's gar kein Mittel gebe, daß ich wieder frei würde. Er bedeutet mir: Geld. — Hundert Dukaten koſte ich, Unterweghofer, wenn ihr mich haben wollt. Ihr ſeid ein Chriſtenmenſch, ich bitt' Euch auf den Knien, kauft mich aus! Ich bin jung und lebe noch lang, die allerſchwerſten Arbeiten will ich verrichten und keinen Pfennig Lohn begehren, nur den Biſſen Brot, mein Leben lang Euer ſein, wie Euer Hund. Um Gottes Willen, um Gottes Willen, kauft mich aus! Ich grüße Euch tauſendmal und Alle daheim und habt mir nichts für ungut und ich beſchwöre Euch auf Leben und Sterben, kauft mich aus. Mein Herr heißt; Mihad Huktiar Aga und lebt auf Dabſchow bei Nobo Kaſaba in Bosnien. Noch einmal: Habt Erbarmen mit Eurem unglücklichen Knecht

Wenzel Ch . . . ."

Der Unterweghofer trug dieſes Schreiben zum Gemeindevorſtand. Eine außerordentliche Gemeinderaths-Sitzung wurde angeordnet. Der Beſchluß derſelben in dieſer Angelegenheit iſt noch nicht bekannt.

Da Sündn-Stäig.

I woaß an Stäig in Hochgebirg,
Aus Lärchenſtaman baut.
I ken ouft monin proupern Mon,
Der ſi nit ibri traut.

As is — wias hoaßt, da Sündnſtäig,
Und wer ſchwnr auf hät gfoßt,
Baſtehts mi ſcha, den holt'r ers nit,
Miad bräichn unta da Loſt.

Viel Sünda ſein ſchon ibrigſtiegn,
I ſelba tats ouft wogn,
Da Stäig hot kriſtn (geächzt), hot ſi bougn,
Und dena — hot mi trogn.

Da dicki Bäik, da foaſti Wirt,
Da Millna rent a mit;
Wia ſ'zidert hobn! Da Stäig hat krocht,
Owa brouchn is er nit.

Unds Schurkerl a, däis ba da Beicht
Da Proupſt nit lous hot gſprouchn;
Zwoa Liabsleit ouft, ſa ſchwar wia drei —
Da Stäig, er is nit brouchn.

Do get danahſt a bloſſa Mon
Schen ſtill daher as wir in Tram,
Ma moant, er hät nou Reamt nix ton:
Dem bricht da Bam . . . .

Es gibt a Sünd, der holt's ka Stäig,
O, denk aufs ſelb Gibout,
Däis wir a gtüädige Ruatn leucht't!
— Hiaz pfiat di Gout!

Krieglach-Alpel, 1863.

Peter Roſegger.

Gedankenlaunen.

Man findet Mädchen, die so furchtsam sind, daß sie fortwährend eine Gänsehaut haben.

Viele Menschen brauchen Gott nur, um ihn für alles Unangenehme, das ihnen zustößt, verantwortlich zu machen.

Die deutsche Literatur gleicht der Türkei. Jeder will ihr helfen, um sich dabei zu bereichern.

Die Sprichwörter sind oft recht unklar. Eines heißt z. B.: „Borgen macht Sorgen." Wem? Dem Gläubiger oder dem Schuldner?

Die von den Regierungen subventionirten Zeitungen sind eigentlich bloß — Feigenblätter.

Julian Weiß.

Bücher.

Erzherzog Johann von Oesterreich und sein Einfluß auf das Culturleben der Steiermark. Originalbriefe des Erzherzogs aus den Jahren 1810—1825. Von Dr. Anton Schlossar. (Wien, 1878, W. Braumüller.) Wer aus unserer jüngeren Generation sich überzeugen will, wie sehr Erzh. Johann von Oesterreich das schöne Monument verdient, welches die Steiermark ihm zu Graz errichtet hat, der lese dieses Buch. Johann, der Prinz, der Bruder des Kaisers, der Enkel der glorreichen Maria Theresia, der Neffe Josefs II., war ein Volksmann im wahren Sinn des Wortes. Er war ein Verächter der Aristokratie seiner Zeit, welche Aristokratie er für durchaus herabgekommen, für sittenlos und geradezu für dumm hielt, nur noch gut genug, um das Volk zu unterdrücken. Ausnahmen ließ er gelten, und jene Männer von Adel, die für das allgemeine Wohl wirkten, hielt er doppelt hoch. Hierin obenan stellte er seinen Herrn und Kaiser: „Nach meinem Gott, der mich nie in Noth und Kummer verlassen, hängt mein Herz bloß an zwei Gegenständen, nämlich über Alles an meinem Kaiser und an meinen Bergbewohnern — sonst ist nichts für mich auf dieser Welt . ." So schreibt Johann einmal an Kalchberg. Seinen Kaiser nun aber weiß er zu Gunsten seiner Bergbewohner recht herumzukriegen, dem Gubernium zu Graz, den Landständen von Steiermark und manchem einflußreichen Herrn ist er mit nimmermüden Vorschlägen, Aneiferungen, auch mit herben Vorwürfen mitunter, stets hinter der Ferse her und so ruht er denn nicht, bis die Steirer ihr Joanneum, ihre Verbesserungen in andern Bildungsinstituten, in der Landwirthschaft und Industrie und im Verkehrswesen haben. In allem Praktischen war er für den Fortschritt, aber in Bezug auf Wissenschaft, Kunst und Politik war er mit aller Entschiedenheit conservativ. Er war Demokrat, oder alle Demokraten konnte er nicht leiden. (S. Seite 168 in den Briefen.)

Nicht bloß Johanns Verhältniß zur Steiermark zeigen die Briefe, sie zeigen den ganzen Mann, den bedeutenden Geist, der überall sein Auge hat, aus Allem Vortheil zu ziehen weiß, um dann freilich diesen Vortheil seiner Steiermark zuzuwenden. Ursprünglich wollte sich Johann ganz an Tirol schließen, auch seine bedeutenden Sammlungen der Stadt Innsbruck zukommen lassen; aber da Tirol von Oesterreich weggenommen wurde, erkor er sich die Steiermark als den Mittelpunkt seines Wirkens. Den Dichter und Historiker Johann v. Kalchberg, einen gristig hochstehenden, charakterfesten Mann, einen der drei Curatoren des Joanneums hatte Johann sehr lieb, und an diesen Mann sind die meisten der in unserem Buche veröffentlichten Briefe gerichtet.

Jedoch sind es nicht diese Briefe allein, welche dem Buche hohen Werth verleihen; Schlossar gibt uns in demselben ein bedeutendes, für sich völlig abgeschlossenes Werk, welches uns nicht bloß mit dem Leben des Erzherzogs Johann, sondern auch mit den damaligen Zuständen der Steiermark bekannt macht. Die Abtheilung: Erläuterungen und Anmerkungen zu den Briefen, welche mit großer Gewissenhaftigkeit den Leser über Alles unterrichten, was in den Briefen berührt wird, sind eine werthvolle Gabe, welche unser junger Culturhistoriker den Freunden der Steiermark dargelegt hat. Das Werk, welches sich auch von Seite der Verlagshandlung einer glänzenden Ausstattung erfreut, ist dem Sohne des Erzherzogs Johann, dem allbeliebten Franz Grafen von Meran gewidmet.

Die Amalungen. Ein Gedicht von Felix Dahn. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Gewisse Dichter der Neuzeit pflegen mit einiger Vorliebe ihre Stoffe aus den ältesten Zeiten der Geschichte der Germanen und der diesen verwandten Völkerschaften zu entnehmen, seitdem G. Freitag's und V. v. Scheffel's Leistungen auf diesem Gebiete so gute Aufnahme gefunden haben. Aber dabei glückt es doch selten noch einem anderen Schriftsteller, mit solchen Stoffen auch nur annähernde Erfolge zu erringen. Bringt ja doch das Publikum allen neueren Publikationen solcher Art, insbesondere

auf dem Gebiete des Dramas, von vorn herein eine gewisse Scheu entgegen, welche sich ohne Zweifel aus so manchem verfehlten Versuche dieser Art herleitet. Es gehört immerhin ein Meister dazu, der aus dem ungefügen, spärlichen und schwer zu beschaffenden Material längst vergangener Jahrhunderte allgemein fesselnde Gebilde zusammenzusetzen versteht. Wir gestehen offen, daß uns beim Anblick des Titels vom vorliegenden Buche ebenfalls ein „geheimes Grauen" beschlich. Aber mit dem Umwenden des Blattes wendete sich unser Sinn und wir haben bis zum Schlusse dem Werke die regste Aufmerksamkeit bewiesen.

Als völlig freie Erfindung charakterisirte der bekannte Königsberger Professor auf der ersten Seite seine Epopöe, von der er nur ungefähr Schauplatz und Zeitalter angibt. Die sehr frühe Jahreszahl (ca. 100 n. Chr. Geb.) versetzt uns in die Entwicklungsperiode der Gothen. Bekanntlich wohnten um jene Zeit die eigentlichen „Gutans" am rechten Ufer der Weichsel; nach Oder und Elbe zu waren folgende Stämme, die im Laufe der Zeit sich mit den Gothen vereinigt hatten, vertheilt: Vandalen, Heruler und Rugier. Letztere nun, die an der Ostsee, im heutigen Vorpommern, sich festgesetzt hatten, hat der Dichter zu Trägern der Handlung ausersehen. Ob die Amalungen einen besonderen Stamm in jenen Gegenden ausgemacht haben oder ob dieser Name sich damals schon mit einem der anderen Stämme deckte, weil das Amalergeschlecht bereits in den anderen Stämmen aufgegangen war, haben wir nicht entdecken können; genug, König Hermanrich (Airmanareiks), der Held unseres Gedichtes, ist aus dem Geschlecht der Amaler oder Amalungen, auch Amelungen, und zugleich der Gothen Fürst, welcher seinem Volke durch Unterjochung oder Vertreibung anderer Völkerschaften eine bedeutende Machtstellung in jener Zeit gewonnen hatte. Der Kampf dieses Königs mit den Dänen, dessen Veranlassung (Mord des alten Dänenkönigs Frodi durch den Gothenfürsten Harliff) freie Erfindung des Dichters ist, entbehrt unter solchen Umständen durchaus nicht der Wahrscheinlichkeit. Daß die Gothen auch über die dänischen Inseln einst ihre Herrschaft erstreckt haben, wie dies als Folge des in der Epopöe behandelten Kampfes erscheint, dürfte wenigstens nicht ganz gegen die historische Wahrheit verstoßen, wenn wir uns erinnern, daß sogar hoch oben in Skandinavien dermaleinst Gothen gesessen haben.

Die Fabel des Gedichtes ist außerordentlich einfach und dabei doch nicht ohne tiefe Bedeutung. Das Gerechtigkeitsgefühl und den religiösen Sinn, Eigenschaften, die man von unseren Vorfahren rühmt, hat der Dichter auch auf die Gothen übertragen. Der hier geschilderte Kampf ist ein Kampf der Nothwehr, die Pflicht der Blutrache im uneigentlichsten Sinne, da es sich, um die von den Göttern selbst gewollte" Sühnung des durch einen Meuchelmörder jählings erschlagenen Dänenkönigs handelt, welcher mit Baldur, dem Gott des Rechts, in nächster Beziehung stand. Hermanrich kennt den Mörder nicht, daß er ihn bestrafen könnte, er muß aber „ewigen Gesetzen gemäß" die Folgen der Rache der Naturgottheit über sich ergehen lassen, bis der Mord gesühnt ist. Die in stolzer Verblendung zu seinen Gunsten ausgelegte Prophezeiung des Waßernecks führt Harliff, den Mörder, zur schnödesten Frevelthat, zur Entweihung des Tempels der Gottheit, worauf diese dem Frevler dann selbst durch einen jähen Blick die Augen öffnet und ihn allem Volk als Mörder offenbart. Die Sühne ist vollzogen. Die Dänen haben bisher gesiegt. Ihren weiteren Uebermuth will der Baldurpriester Helgi zügeln, wird aber nicht gehört. Deshalb geht er selbst mit Baldur's Bildniß dahin über, wo nunmehr das Recht weilt, zu den Gothen, denen von Stund an der Sieg nicht ausbleibt.

Die Gestalt des maßvollen Königs Hermanrich ist prachtvoll ausgearbeitet, ebenfalls die des verblendeten Harliff. Die uns heute sonderbar erscheinende Stellung dieses Fürsten zu seinem Könige wird erklärt, wenn wir uns erinnern, daß in jener ältesten Zeit das Verhältniß der Gresje, Reiten, Degen, Edilings, Kunings unter einander noch ein höchst patriarchalisches war. Die kunstvoll eingelegte Episode, welche die Befreiung der Kinder des Gothenkönigs aus der dänischen Gefangenschaft durch Fridiger behandelt, steht in engster Beziehung zur Haupthandlung, wie diese überhaupt geradeswegs ihrem Ziele zustrebt, und ist mit so eigenartigem Reize behandelt, namentlich was die Entstehung der Liebe zwischen Gunilde und ihrem Retter betrifft, daß wir mit Recht behaupten können: der Dichter hat mit diesem Gedichte den Schatz unserer vaterländischen Literatur um einen recht hübschen Rubin bereichert. Die der Zeit entsprechenden symbolischen und mythologischen Anschauungen und die Sitten des Gothenvolkes sind mit Meisterschaft in dem Gedichte verwebt.

Hirt.

Scherben. Gesammelt vom müden Manne. (Zürich, Verlagsmagazin.) Das Buch lag lange auf meinem Tische; ich ließ es liegen, hatte einen Widerwillen gegen seinen geschmacklosen Titel. Da erschien von den „Scherben" eine neue Folge, das imponirte; ich sah, hier ein merkwürdiges Buch. Die Quintessenz des Pessimismus — von der Welt nur das Elend, von dem Menschen nur das Schlechte. Gewiß einseitig genug, und doch wirkt es seltsam auf den welterfahrenen Leser — ein anderer soll dieses Buch nicht sehen, — es wirkt, wie Blitz und Wettersturm. Der Verzweiflungsschrei ist so wahr und durchdringend,

doß er aufweckt, aber nicht aufweckt zur gleichen Verzweiflung, sondern zum Retten und Emporklimmen. — Es sind Erzöhlungen, Betrachtungen, Scenen und Charakterskizzen, viele mit tragischem, viele mit trourigem Ausgange. Leset dieses fürchterliche: „Tödte!" Das ist die gräßlichste Geschichte im Buch, oder die trostloseste nicht; enthält sie doch Magdo, diese herrliche Frauengestalt voll himmlischer Güte und antiker Größe. Dann leset das Capitel „Nirvana"; hier wird der Mensch gepriesen, weil er sterben konn, und Gott bedouert weil er nicht sterben konn, sondern in olle Ewigkeit das Elend seiner Schöpfung sehen muß. Ihr werdet selbst sogen: Dos ist die Quintessenz des Pessimismus. Der „Müde Monn" — es birgt sich ein bedeulender Geist hinter diesem Schleier — weiß es recht genau, doß er der Menschheit mit dem größten Theile seines Buches nichts Gutes thut; in der Einleitung sucht er dosselbe zu rechtfertigen, indem er sogt, seine „Scherben" einer zertrümmerten Seele sollten zum Materiole dienen, zum festen Baue: „Die Zukunft des Menschengeschlechtes." In der Einleitung sosehr hoffend und im Buche selbst so sehr verzogend! Doch dorf Eins nicht übersehen werden: in einigen der Erzöhlungen sind nicht die äußeren, nothwendigen Zustönde der Welt Ursoche des Untergonges der Personen, sondern der onerzogene Charakter, die verkehrten Zustände der Gesellschoft. Eine solche Scene, die troß ihrer Kürze und Schlichtheit dos wilde moderne Droma einer untergehenden Fomilie obspielt, bietet dieses Heft des „Heimgorten" unter dem Schlogworte: „Ein Auftritt im Poloste" seinen Lesern zur Probe, wie wirksom der „Müde Mann" zu erzöhlen weiß.

Junge Liebe. Zwei Geschichten von Karl Emil Fronzos. (Breslau. Verlog von S. Schottloender. 1879.) Die Gestalten der „Jungen Liebe" sind aus dem deutschen oder deutschösterreichischen Leben genommen. Der Reiz des Seltsamen, des Absonderlichen fehlt diesem jüngsten Buche; Franzos wondelt dorin mitten unter uns ols einer der Unsrigen und dennach fühlt sich der Leser von dem gleichen Zauber umstrickt, wie früher, vielleicht von einem edleren. Denn mit den holb-ostotischen Stoffen hot Fronzos ouch alles Grelle und Düstere obgelegt; mild, edel-schön und rein menschlich sind die Probleme und Gestolten, ohne deshalb minder interessant zu sein.

Licht und Schatten. Ein Novellen- und Skizzenbuch von Heinrich von Brehmer. (S. Schottlaender in Breslau 1879.) Dieses Buch besteht aus sechs einzelnen Novellen, die einen ebenso reichen wie sponnenden Inhalt bieten und sich besonders dodurch empfehlen, doß sie in einer Sprache erzöhlt sind, die von jeder Effecthoscherei völlig fern ist. Wenn in diesen Erzählungen dies und dos zu romontisch oder phontostisch scheinen sollte, so gilt dos Wort, daß des Menschen Herz in seiner unergründlichen Tiefe mehr des „Romantischen" birgt, als wir wissen mögen und aus uns selbst zu schildern verstehen.

Görner's Concert- und Gesellschafts-Declamator. (Zwei Böndchen, erschienen bei J. F. Richter in Hamburg.) Trotz der Unmosse von poetischen und humoristischen Producten unserer Zeit wird in Gesellschoftszirkeln sehr häufig der Mongel on guten, heiteren, deelomatorischen Stückchen fühlbar. Dieser Noth hilft obengenanntes Werkchen mit seinen 43 verschiedenen lustigen Pieces auf dos Glänzendste ab. Es sind louter Originalorbeiten des Verfossers, daher für Jeden neu. Für fröhliche Winterobendkreise ist dos Doppelbüchlein recht zu empfehlen.

Die **„Deutsche Rundschau"**, herousgegeben von J. Rodenberg (Verlag Gebr. Paetel, Berlin), begonn mit Octaber d. J. ihren fünften Johrgong. Unbeirrt durch die hochgehenden Wagen der Zeit, hot diese Zeitschrift ruhig und besonnen ihren Weg fortgesetzt und auch im obgelaufenen Johre sich des steigenden Beifolls der Nation zu erfreuen gehobt. Fest eingebürgert in den besten Kreisen doheim, und im Auslonde geschätzt ols ein treuer Ausdruck der geistigen Bewegung in Deutschland, ist es dos unobläßige Bestreben der „Deutschen Rundschau", sich in dieser ihrer hohen Stellung zu behoupten und durch Zeitgemößheit, Gediegenheit und Mannigfoltigkeit ihrer Beiträge sich innerhalb der ihr gesteckten Grenzen der Vollkommenheit immer mehr zu nähern.

Deutschlands erste Novelisten und seine gefeiertsten Denker und Forscher werden, wie bisher, so auch fernerhin zusammenwirken, um der „Deutschen Rundschau" den Rong eines repröseutativen Organs zu wahren, welches Unterholtung in künstlerischer Form vereint mil einer maßvollen und freisinnigen Behandlung der die Gegenwort vorwiegend beschöftigenden Fragen der Wissenschoft und Politik und einer unobhängigen Beurtheilung der wichtigeren Erscheinungen auf den Gebieten der Literotur, des Theaters, der Musik und der bildenden Künste. Ganz besonders erwähnenswerth ist ein im Octaberheft veröffentlichter Aufsatz von Edward Lasker „über Holbbildung", welcher in großen Zügen dos Bild unserer Zeit entrollt, die Gründe unseres Mißbehagens prüft und uns der Betrachtung der Vergangenheit einen beruhigenden Ausblick in die Zukunft gewinnt.

„Wanderungen durch die österreichisch-ungarische Monarchie." Landschaftliche Cha-

rakterbilder in ihrer geagraphiſchen und geſchichtlichen Bedeutung. Im Auftrage des k. k. Miniſteriums für Cultus und Unterricht herausgegeben van Profeſſar Dr. Friedrich Umlauft. Mit 55 Original-Illuſtrationen. Wien. Verlag van Carl Graeſer. Vollſtändig in 15—17 Lieferungen.

Unüberſehbar iſt der Reichthum unſeres Valerlandes an landſchaftlichen Schönheiten, an prächtigen und reizvallen, Herz und Auge erfreuenden Gegenden, und einmüthig iſt der Preis, der unſerem Vaterlande hieſur gezallt wird. Welche Gegenſätze zwiſchen den Gletſcher-Revieren der Hachalpen und der ſich endlos dehnenden Pußta, zwiſchen den anmuthigen Geländen der böhmiſchen Mittelgebirge und den kahlen Höhen des Karſtes, zwiſchen dem taſenden Sturze des einſamen Waldbaches und dem ſannigen Geſtade der blauen Adria!

Neben dieſen reizvallen und vielbeſuchten Gegenden, gibt es nach große Gebiete, die eben ſa reich an den ſehenswürdigſten Schönheiten, als jene, die dem großen Publikum faſt nach unbekannt ſind. — Der prächtige Bähmerwald, die erhabene Tatra, das Hachland Siebenbürgens, ja ſelbſt das ſüdäſtliche Alpengebiet, ader gar das Karſtland werden um ihrer landſchaftlicheu Schänheit willen nach immer ſehr ſelteu aber faſt nie bereiſt — und dach ſind auch ſie ſchan durch die allſeitige Ausdehnung des madernen Verkehrsmittels — der Eiſenbahnen — gräßtentheils leicht zugänglich gewarden.

Auf alle dieſe Gebiete und ihre intereſſanteſten, ſehenswürdigſten Partien Schule und Haus, ja die weiteſten Kreiſe gebildeter Leſer der Manarchie durch Wart und Bild aufmerkſam zu machen, iſt der Hauptzweck des Werkes.

Ein Liebling der deutſchen Leſewell, der mit Meiſterhand bislang engliſche Sitte. engliſche Geſchichte in Reiſe und Raman geſchildert, Julius Radenberg, ſendel dem deutſchen Valke einen deutſchen Gruß; ſein neueſtes Werk: „Die Grandldlers“ (Eduard Hallberger in Stuttgart), ſpielt in der deulſchen Reichshauptſtadt. Kein Senſalians raman madernen Gepräges, ſandern ein Familiengemälde im graßen Styl mit dem Hintergrunde der Weltereigniſſe: im engen Kreiſe eines Hauſes der „franzöſiſchen Calanie“ beginnend und ſich bis zu den Kämpfen auf den bluligen Schlachtfeldern des Völkereanflietes erweiternd. Ein tief ergreifendes Buch, das der Leſewelt Stunden des höchſten Genuſſes bringen wird und auf das wir heute ſchon hinzuweiſen uns verpflichlel fühlen.

Von dem in A. Hartleben's Verlag erſcheinenden Werke: „Die Sahara ader Von Oaſe zu Oaſe, Bilder aus dem Natur- und Valksleben in der graßen afrikaniſchen Wüſte“, van Dr. Joſef Chavanne iſt mil dem 20. Hefte zum Abſchluß gelangt. Der Verfaſſer führt in den letzten Hefteu den Leſer durch die bisher kaum ihrem Namen nach bekannten Gebiete der weſtlichen Sahara. — Was der Verfaſſer ſich zur Aufgabe geſtelll hat, — eine lebensvalle und richtige Varſtellung über die Sahara zu vermitteln, den vielgeſtalligen Naturcharakter der einzelnen natürlichen Regianen derſelben, das Leben, die Sitten und Gebräuche ihrer Bewahner, den Leſern in lebendiger Schilderung var Augen zu führen, — hat er mit ſeinem Werke erreicht. Dach auch der Fachmann wird im Anhange intereſſante Daten und Natizen zu weiterer Verwendung finden. Ein umfangreiches alphabetiſches Regiſter iſt zum Schluſſe dem intereſſanten Buche beigegeben.

„Deulſche Rundſchau“ für Geagraphie und Statiſtik. Herausgegeben van Dr. Carl Arendts. Das ſaeben ausgegebene erſte Heſt dieſer neuen geagraphiſchen Zeitſchriſt (A. Hartleben's Verlag in Wirn; jährlich 12 Hefte, bringt auf 48 Seiten mit 4 Abbildungen und einer Karte falgende intereſſante Artikel:

Die Inſel Cypern. Von Friedr. v. Hellwald. — Seebad Zappal. Van Friedr. Lampert. — Die malteſiſchen Inſeln. Mil einer Karle. — Ferner gräßere Abtheilungen für: Aſtranamie und phyſikaliſche Geagraphie. — Paliliſche Geagraphie und Statiſtik. — Handel. — Bergbau, Induſtrie und Landwirthſchaſt. — Verkehrs-Anſtalten. — Berühmte Geagraphen, Naturſarſcher und Reiſende. — Kleinere Mittheilungen. Oeſterreich beſaß bisher kein Organ, welches ſich zur Aufgabe machle, in ſartlaufenden Ueberſichten dem Publikum raſch ader geardnet die praktiſchen und wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen, Thatſachen, Entdeckungen und Beſtrebungen auf geagraphiſchem Gebiele varzuführen. Das neue Unternehmen verſpricht dieſe Lücke auf das Allerbeſte auszufüllen, wir begrüßen es mit Freude.

„Durch die Sternenwelt ader Wunder des Himmelsraumes“ betitelt, erſcheint gegenwärtig in A. Hartleben's Verlag in Wien ein intereſſantes Werk über papuläre Aſtranamie. Der wahlbekannte Verfaſſer Ferdinand Siegmund, der uns ſchan in ſeiner „Illuſtrirten Naturgeſchichte der drei Reiche“, ſawie in ſeinem Werke „Untergegangene Welten“ werthvalle Beiträge für die papulär-wiſſenſchaftliche Leetüre lieferte, wird auch jetzt wieder ſeine Aufgabe meiſterhaft ausführen. Die bereits varliegenden Lieferungen 1 bis 4 verſprechen elwas Gediegenes.

Digitized by Google

Illustrated Magazine. Gegründet von F. Freiligrath. (Stuttgart Eduard Hallberger.) Wir hatten schon früher Gelegenheit, unsere Leser auf dieses zeitgemäße und dankenswerthe Unternehmen empfehlend hinzuweisen, das gewiß schon vielen Freunden der englischen Sprache und Literatur zum unentbehrlichen Liebling geworden ist. Indem diese Blätter ein reiches Material an Unterhaltung und anregender Belehrung bieten, halten sie den Leser auf dem Laufenden von den werthvolleren Erscheinungen der neuern englischen Belletristik — im Gebiete der Novellen und Essays, — und fördern die Pflege und das Wörterstudium der engtischen Sprache auf höchst angenehme, anregende Weise. Daß die Illustrationen meist in gewohnter Trefflichkeit ausgeführt sind und auch die äußrre Ausstattung eine elegante ist, darf nicht unerwähnt bleiben.

Lessings Leben und Werke. Von H. Zimmern, 1. und 2. Lieferung. (Celle und Leipzig, A. Schulze.) So reich die deutsche Literatur an Schriften über Lessing und seine Werke ist, so wird doch diese Ausgabe ihre Freunde finden. In derselben wird uns der große Denker und Dichter mit Verständniß und liebevoller Vertiefung vorgeführt. Das Werk wird 10 Lieferungrn umfassen.

Das 20. Heft (II. Jahrgang) von Edtinger's Literaturblatt (Verlag von Julius Klinkhardt in Wien und Leipzig) enthält: Professor Friedrich Nietzsche und David Friedrich Strauß. Eine kritische Studie. Von Emil Kuh III. — Die Werther-Periode in der ungarischen Literatur. Von Adolf Dux. (Schluß.) — Die „Agnes Bernauer"-Dramen von Otto Ludwig und Friedrich Hebbel. Von Otto Abrahamson. — John Milton als politischer Dichter. Von Alois Brandt. — Kritische Rundschau: W. Jensen, Um den Kaiserstuhl Von A. Ohorn. — A. E. Brachvogel, Geschichte des k. Theaters in Bertin. Von Adolf Gerstmann. — J. Harwicz, Moralische Briefe. Von Th Z. — Zeitschriften. — Miscellen: Wiener Theater. Von A. E. — Bibliographie.

Im Commissions-Verlage der Wallishausser'schen Buchhandtung (Josef Klemm) in Wien erscheinen vom 15. November d. J. an **Deutsche Monatshefte für dramatische Kunst und Literatur**, unter Mitwirkung von Dr. H. A. Bulthaupt in Bremen, Ada Christen in Wien, Felix Dahn in Königsberg, Alfred Friedmann in Wien, F. Groß in Wien, Hanns Herrig in Berlin, Josef Kürschner in Lichterfetde, Max Kalbek in Breslau, Dr. J. Minor in Berlin, Otto L. Müller in Leipzig, Dr. Max Schaster in Rudolstadt, Dr. Rudotf Tyrolt in Wien, Josef v. Weilen in Wien u. A., herausgegeben von Siegfried Fleischer.

Zweck dieser Zeitschrift ist, durch Betonung des Idealismus gegenüber den materiellen nnd speculativen Bestrebungen der Zeit auf eine Reform des deutschen Theaters, sowie auf die Förderung der nationalen Production hinzuarbeiten. Durch ernste, populärwissenschaftliche Behandlung aller Fragen und Interessrn des Theaterlebens, eingehende kritische Besprrchungen neuer Erscheinungen der dramatischen Kunst und Literatur, Berichte aus allen Theilen Oesterreichs und Deutschtands, sachliche Mittheilungen, Personatnachrichten rc. will das Blatt ein Gesammtbild des modernen dramatischen Lebens bieten und in einem anziehenden Feuilleton auch die heitere Seite des Bühnenlebens cultiviren.

Das neue Jahr. Volkskalender für 1879, herausgegeben von P. K. Rosegger. 7. Jahrgang. (Wien, Verlag von H. Manz, k. k. Hof- u. Univ.-Buchhandtung.) Inhalt: Vollständiges Kalendarium mit Einschreibblättern. Volksbuch: Der Wildschütz. Geschichte aus den Alpen von P. K. Rosegger. — Waldlied von R. Baumbach. — Nur nicht Steuer zahlen! Die Geschichte vom Bauern auf dem Hinterberge. — Sie wissen es nicht. Gedicht von R. Hamerling. — Wie die Menschen reisen. — Steirisches Sängerlied von Rosegger, mit Mnsik von H. R. Fuchs. — Ränke und Schwänke: Wie aus der Katz' eine Hexe wird. — Mit Einschluß des Schulmeisters. — Einer, der noch schlauer ist, ats wie der Zollwächter. — Der Kalbskopf. — Das Hauskreuz. — Der Todesengel und sein Sohn. Von J. Lewinsky. — Der Bürger und der Bürgermeister. Von K. G. Leitner. — Etwas vom Lichte. Zur Belehrung für Jedermann. — Naturforscher auf der Alm. Ein fröhlich Geschichtchen von P. K. Rosegger. — Steirische Weis: A wettlichs Liad. Von P. K. Rosegger. — Die Gamsjager in Eisenerz. Von F. L. Lindner. (Zum Titelbilde.) Der rothe Räuberhauptmann. Aus der Sagenwett des Valkes. — War einst ein König. Gedicht von Anastasius Grün. — Allerlei Alt und Neu: Wie die Provinzen der österreichischen Monarchie gewonnen wurden. — Vom Manne, der einen Kaiserthron verschmähte. — Ein alter Tiroler an seine Kindeskinder. — Die Hauptsachen in der Monarchie, — Er stammelt schon. — Die Schrift der Blinden. — Von der Riesenstadt London. — Kleine Geschichten. — Der alte und der neue Papst. — Lies es und merk' es! Gedichte von Rückert und Bodenstedt. — Eine mit Geld! Historie von P. K. Rosegger. — Ich nehm' es leicht. Gedicht von August Sitberstein. — Wichtige Ereignisse des vergangenen Jahres. Sendschreiben des Neujahrsboten an die Kalenderfreunde. — Nachschlagblätter: Das neue Maß und Gewicht. — Deutschtands neue Münzen. — Postwesen. — Letegraphenwesen. — Jahrmärkte. — Der Kalender ist reich illustrirt.

Preis 60 kr. Die Käufer dieses Jahrbuches haben auch Anspruch auf ein großes Prämienbild in Farbendruck unter dem Titel: „Just mit", welches gegen die geringe Nachzahlung von einem Gulden von den Kalenderabnehmern erworben werden kann.

Ferner sind dem „Heimgarten" neuerdings zugekommen:

Neue Novellen. Von Theodor Storm. (Berlin 1879. Gebrüder Paetel.)

Aus der Tiefe. Gedichte von Ada Christen, Hamburg.

Gedichte. Von August Freudenthal. (Bremen, 1879, J. Kühlmann.)

Wiener-Neustadt. Historische Darstellung von Elly. 2. Lieferung. (Wiener-Neustadt, J. Wessely.)

Dr. Joh. Nep. Vogl's Volkskalender für 1879. Redigirt von Dr. August Silberstein. (Wien, Carl Fromme.)

Die Telephonie, ihre Entstehung, Entwickelung und Verwerthung als Verkehrsmittel. Von J. Sack. (Berlin, Burmester und Stempell, 1878.)

Epigramme. Von Dr. Emil Schatzmayer. (Triest, 1878.)

Jahresbericht des Wiener Männer-Gesangvereines über das 35. Vereinsjahr, zusammengestellt von Karl Feyerer. (Wien 1878, Verlag des Wiener Männer-Gesangvereines.)

Der Wiener Bote. Illustrirter Kalender für Stadt- und Landleute auf das Jahr 1879. Von Carl Elmar. (Wien, R. v. Waldheim's Verlag.)

Die intelligente Hausfrau in ihrem häuslichen Wirkungskreise. Von C. P. C. Karlowa. 1. Lieferung. (Salzwedel, Verlag von Gustav Klingenstein 1879.)

Die Alpenpflanzen nach der Natur gemalt. Von Josef Seboth, mit Text von F. Graf. 4. Heft. (Prag, Tempsky's Verlag 1878.)

Schlitzwang. Ein Roman aus dem achten Jahrhundert von Adolf Glaser. Zweite Auflage. (Berlin 1879, H. W. Müller.)

Geld. Ein Roman von F. M. Aren. (Bremen, 1879, J. Kühlmann's Verlagsbuchhandlung.)

Am Kamin. Geschichten und Träumereien von Hieronymus Lorm. Zweite Auflage. (Hamburg 1879, J. F. Richter.)

Postkarten des Heimgarten:

Herrn F. v. M. Wien: Sie werfen den Schriftsteller und den Dichter in Einen Topf und vergessen die Unterscheidung beider, welche Alfred de Musset folgender Weise ausspricht: Der Romanschreiber, der Dramatiker, der Moralist, der Historiker, der Philosoph sehen die Beziehungen der Dinge; der Dichter erfaßt ihr Wesen. Sein rein ursprüngliches Genie sucht in Allem die ursprünglichen Kräfte. Forderl nicht, daß er sich in Politik mische, daß er vernünftige Ansichten entwickele über irgend einen Umstand, der auch nur zwei Schritte von ihm sich ereignet; er weiß nichts von diesen Spielen der Phantasie, von diesen Variationen der Menschengattung, er kennt nur Einen Menschen: den aller Zeiten. — Und wie er geboren ist, so stirbt er in seiner ursprünglichen Einfalt; angelangt am Ziele seines Ruhmes, ist der letzte Blick, den er auf diese Welt richtet, noch der eines Kindes.

A. W. Graz: Ihr Gedicht zeugt von edler Empfindung, aber wir müssen es ablehnen, unser Vorrath ist zu groß.

„Reiche Ernte": Besten Dank, aber für den „Heimgarten" zu so später Jahreszeit nicht verwendbar.

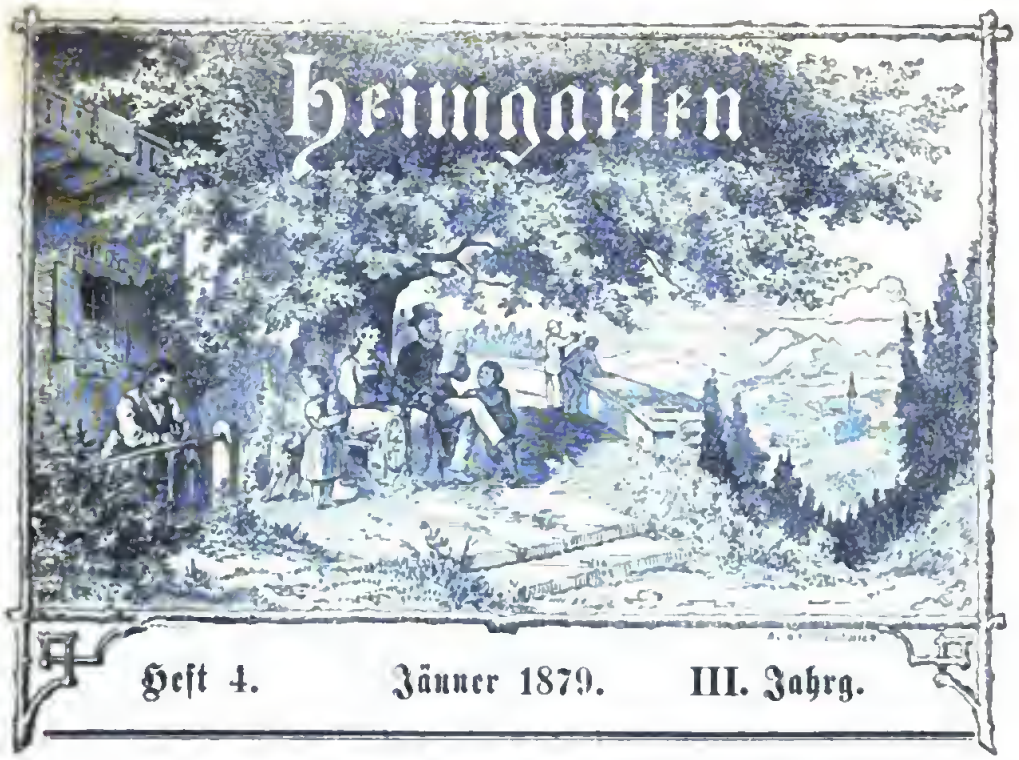
H. Fl. in Pest: Sie nennen sich noch jung? Uns aber dünkt, Ihre Weltanschauung wäre die eines Greises. Seit wann gehört der lebensfreudige und idealbeseelte Jüngling zu jenen Bedauernswerthen, deren Gott der Zufall, deren Ziel der Selbstmord ist? Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß zu allen Zeiten die großen und geeisten Denker theoretische, die Unglücklichen praktische Pessimisten gewesen sind; aber daß der Nihilismus ohne Grund die sonst so hellenisch heitere, himmelhochjauchzende Jugend erfaßt, das ist eine Krankheit unserer Zeit, die wir bekämpfen. Es ist nicht zu zweifeln, daß Sie ein „leidender Erdenpilger" sind, wie jeder Andere; aber als Poet sollten Sie großherzig genug sein, die Nichtswürdigkeit dieser Welt zu übersehen und Ihre Sach' auf das Schöne zu bauen.

H. in St. P., A. R. U. Wien, F. K. Rostok, F. J. J. Graz: Gedichte an Form und Inhalt gut, aber uns mangelt der Raum.

M. R. in Wien: Antworten Ihnen mit der in diesem Hefte abgedruckten Skizze von H. J. Klein. Weiteres über den Gegenstand finden Sie in dieses Verfassers vortrefflichem Buche: „Naturwissenschaftliche Bilder und Skizzen" (Leykam-Josefsthal, Graz).

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Digitized by Google



Heft 4. Jänner 1879. III. Jahrg.

Die Närrische.

Eine Erzählung von Karl Klugau.

In der Kreishauptstadt B., wohin mein Vater nach seiner Pensionirung sich zurückgezogen hatte, war ein Theater, das von drei zu drei Jahren verpachtet, und in welchem in den Wintermonaten Comödie gespielt wurde. Nur während dieser Zeit, weil die Gesellschaft im Sommer in einem benachbarten Badeort spielte. Meine Eltern waren auf einen Sperrsitz im Parterre abonnirt, den in der Regel meine Mutter und dann und wann mein Vater benützte. Wenn keines von Beiden Lust hatte, in's Theater zu gehen, oder wenn Stücke gegeben wurden, die sich besonders für Kinder eigneten, so überließen sie mir den Sitz. Ich war damals ein Bursche von zwölf Jahren, man kann sich also denken, was das für Freudentage für mich waren. In diesem Alter hat man ja noch die ganze Genußfähigkeit der Jugend, und selbst mittelmäßige Stücke, von mittelmäßigen Schauspielern aufgeführt, wirken da tiefer auf das Gemüth, als später, wenn wir schon von der nergelnden Kritik angekränkelt sind und ein großer Theil unserer Illusionen bereits verflossen ist, Meisterwerke von Meistern dargestellt. Doch davon wollte ich nicht reden.

Links von unserem Sperrsitze hatten wir eine regelmäßige Nachbarin. Es war ein Frauenzimmer schon stark in den Dreißigen, groß, hager, mit einem freundlichen Gesichte und eigenthümlich leuchtenden Augen. Sie schien wohlhabend zu sein, denn sie war immer sehr anständig, wenn auch altmodisch gekleidet. Anfangs beachtete ich sie nicht, es dauerte aber nicht lange, so hatten wir Bekanntschaft mit einander gemacht und gewann sie mein ganzes Wohlwollen. Zunächst hatte dieß meinerseits einen eigennützigen Grund. Das alte Fräulein führte nämlich einen altväterischen Ridicule mit sich, in welchem sich immer etwas zum Naschen

befand: getrocknete Pflaumen, Aepfel, Anisbrödchen u. dgl. Davon steckte sie mir in den Zwischenacten Einiges zu. Sie that es auf so freundliche Art, daß ich es annahm. So wurde unsere Bekanntschaft eingeleitet. Nach und nach wurde sie zutraulicher. Sie fragte mich, wie ich heiße, wer meine Eltern seien, wo wir wohnten, was ich in der Schule lerne u. dgl.

Als ich meiner Mutter von meiner Theaterfreundin erzählte, erfuhr ich zu meiner Verwunderung, daß man sie die „Närrische" nenne.

„Aber sie spricht ja ganz vernünftig, Mutter", sagte ich.

„Sie ist auch vernünftig, sonst ließe man sie nicht frei herumgehen", versetzte meine Mutter. „Nur wenn man auf gewisse Dinge zu reden kommt, zeigt sich, daß es nicht ganz richtig mit ihr ist. Uebrigens ist sie ganz harmlos und gutmüthig, und Du brauchst Dich nicht vor ihr zu fürchten. Du darfst Dir sogar etwas darauf einbilden, daß sie mit Dir spricht, denn sie ist sehr menschenscheu und spricht mit Niemand, als mit ihrer alten Mutter und ihrem Bruder, mit denen sie in einem großen Hause wohnt, das ihnen eigen gehört."

Meine Mutter schien mehr über „die Närrische" zu wissen, doch sprach sie sich mir gegenüber nicht darüber aus, vermuthlich weil sie mich für zu jung hielt.

Als ich das nächstemal im Theater wieder neben sie zu sitzen kam, konnte ich mich eines gewissen Grauens doch nicht ganz erwehren. Die Jugend macht sich von Geisteskranken sonderbare Vorstellungen, auch Erwachsenen, die noch nicht mit solchen Menschen verkehrt haben, geht es so. Man hält diese Unglücklichen meist für boshaft und heimtückisch und hat in ihrer Gesellschaft ein ähnliches Gefühl wie jenes, das uns beim Streicheln eines bissigen Hundes beschleicht, jeden Augenblick besorgen wir, daß er nach uns schnappe. Es ist das Räthselhafte und Unberechenbare in ihnen, das uns Grauen einflößt.

Es war mir also anfangs nicht ganz behaglich neben der Närrischen zu Muthe. Während ihre Aufmerksamkeit auf die Bühne gerichtet war, warf ich wiederholt, aber ganz verstohlen, ängstliche Blicke auf sie. Sie sah aber so ruhig drein und hatte ein so kindlich harmloses Gesicht, daß ich mich bald beruhigte. Ich bemerkte jetzt, daß sie in ihren jüngeren Jahren schön gewesen sein mußte. Sie hatte feine Züge, eine hohe Stirne, gerade Nase, einen kleinen Mund und ihre Wangen waren, wie Borsdorfer Aepfel mit einer sanften Röthe angehaucht. Hätte ihre Haut, trotz der rothen Wangen nicht etwas Welkes gehabt und wären ihre braunen Haare an den Schläfen nicht schon mit Grau gemischt gewesen, so hätte man sie noch für jung halten können.

Ich hatte geglaubt, sie habe die Aufmerksamkeit, womit ich sie, so lange der Vorhang in der Höhe war, anstarrte, nicht wahrgenommen. Allein ich irrte. Als der Vorhang gefallen war, wandte sie sich plötzlich mit der Frage an mich, weshalb ich sie so unverwandt angesehen hätte.

Ich erröthete über und über wie ein auf einer Lüge ertappter Schulknabe und wußte nicht, was ich antworten sollte.

„Fürchtest Du Dich etwa vor mir?" fuhr sie fort.

O nein, nein, antwortete ich, „Sie sind ja so gut gegen mich."

„Ich bin Dir auch gut und weißt Du warum?" entgegnete sie.

Ich machte ein verblüfftes Gesicht und schüttelte verneinend den Kopf.

„Das will ich Dir sagen, mein kleiner Nachbar: weil Du noch ein Kind bist und so treuherzige Augen hast. Wenn Du einmal groß sein und einen Schnurbart haben wirst, dann mag ich Dich nicht mehr, denn dann bist Du ein Mann und alle Männer sind falsch."

Indem sie so sprach, glühten ihre Augen wie zwei feurige Kohlen.

Wahrscheinlich sah ich dabei etwas ängstlich drein, denn begütigend fuhr sie fort:

„Bis Du einen Bart bekommst, hat es noch gute Wege. Einstweilen bleiben wir Freunde. Da hast Du etwas zum Naschen."

Gleichzeitig griff sie in den großen seidenen Ridicule und holte eine Hand voll trockener Pflaumen und Bonbons heraus, die sie mir aufnöthigte.

Von nun an schwand meine Scheu vor der Närrischen mehr und mehr, ja ich fühlte zu dem seltsamen Wesen eine immer wachsende Zuneigung. Diese Zuneigung schien gegenseitig zu sein und ging ihrerseits bis zur Zärtlichkeit. Sie war offenbar eine liebende Seele und attachirte sich an mich, wie vereinsamte Menschen sich an einen Kanarienvogel, an ein Kätzchen oder an ein sonstiges Thierchen attachiren. Das Liebesbedürfniß ist ja bei manchen Menschen so groß, daß es in Ermanglung belebter Wesen sogar in der Anhänglichkeit an bloße Sachen Befriedigung sucht. An sich mögen diese Dinge ganz werthlos sein, dennoch sind sie uns um viel Geld nicht feil; sie haben eben, wie man sich ganz richtig ausdrückt, Affectionswerth für uns. Dahin gehören besonders solche Dinge, an welche sich schöne Erinnerungen knüpfen: eine Bandschleife, eine Haarlocke, eine welke Blume, ein vergilbter Brief und sonstige Reliquien geliebter Personen.

Doch lassen wir die Reflexionen bei Seite und bleiben wir bei der Sache.

Wenn zwischen einem unreifen Knaben und einem erwachsenen Frauenzimmer von Freundschaft die Rede sein kann, so waren wir die besten und zärtlichsten Freunde. Das Theater freute sie nur halb, wenn sie mich nicht neben sich hatte. Die naive Lust, welche mir die Darstellungen auf der Bühne gewährten, ergötzte sie mehr als die Stücke selbst. Sie lebte mein inneres Leben gleichsam mit. Lachte ich über eine komische Scene, so lachte sie mit; entlockte mir ein rührender Auftritt Thränen, so sah ich auch sie ihre Augen trocknen.

Wenn ich mir heutzutage über die Sympathie, welche zwischen uns Beiden bestand, Rechenschaft zu geben suche, so finde ich keinen anderen Erklärungsgrund als den, daß die närrische Therese — so hieß die Arme mit Vornamen — seit jener Erschütterung, welche ihren geistigen Haushalt aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, wie eine Uhr in ihrer seelischen Entwickelung stehen geblieben war. Bei Pendeluhren geschieht es, daß sie bei Erdbeben plötzlich stehen bleiben. An dem Stand der Zeiger kann man dann genau erkennen, wann die Erschütterung stattgefunden hat, weil die Zeiger inzwischen nicht weiter gerückt sind. Bei der närrischen Therese scheint es ebenso gewesen zu sein. Ihr Denken und Empfinden war kindlich geblieben; die Jahre hatten ihre Haut vergilbt und ihre Haare gebleicht, auf ihr Herz waren sie unwirksam geblieben. Der Unterschied zwischen uns war also nur äußerlich groß, nicht innerlich; dies benimmt unserer gegenseitigen Sympathie das Unnatürliche.

Als zu Ostern die Theater-Saison ein Ende hatte, mußte ich meiner alten Freundin versprechen, sie dann und wann in ihrem Hause zu besuchen. Ich that es und hielt mein Wort.

An einem Sonntag Nachmittag ging ich das erstemal hin.

Ihr Haus war ein altes, massiv aus Stein aufgeführtes Gebäude, das sich durch mehrere Generationen in der Familie fortgeerbt hatte. Das Hausthor war beständig geschlossen, auch bei Tage. Wer eintreten wollte, mußte an der Thorglocke läuten, worauf mittelst eines Drahtzuges, der in den ersten Stock lief, geöffnet wurde.

Obwohl die Aprilsonne die äußere Luft schon ziemlich stark erwärmt hatte, wehte mir doch, als sich der schwere Thorflügel in den Angeln drehte, ein

kalter Luftstrom aus dem düstern Hausgang entgegen. Eine unheimliche Stille umfing mich, nichts regte sich im Hause; so mag es in allen unbewohnten Klöstern sein.

Trotz meines geringen Körpergewichtes ächzten doch die Stufen der eichenen Treppe, die ich emporstieg, bei jedem Tritte. An der Stiegenwand hingen ein paar alte, dunkle Familien-Porträts, ernste Gestalten in Allonge-Perrücken, die verwundert auf mich niedersahen. Ich wagte kaum zu athmen, so bänglich war mir in dieser geheimnißvollen Stille und unter den Blicken dieser feierlich dreinschauenden alten Herren zu Muthe.

Auf dem Corridor des ersten Stockes dieselbe lautlose Stille. Der Boden war mit glatten, kalten Steinplatten belegt, an den Wänden hingen ebenfalls einige, vom Alter graubraun gewordene Familien-Porträts, theils Brustbilder, theils Kniestücke. Wäre ich nicht schon so weit gewesen, so wäre ich wieder umgekehrt, denn dieses Haus, in welchem alles Leben erstorben schien, machte mir den Eindruck eines verwunschenen Schlosses und erfüllte mich mit Grauen.

Zwei hohe, braune Thüren waren vor mir; ich wußte nicht, welches die rechte war. Auf den Fußspitzen schlich ich zur Ersten und horchte. Nichts regte sich. Endlich hob ich die Hand, krümmte den Finger und klopfte.

Alles blieb still.

Nach einer Weile klopfte ich ein Zweitesmal.

Jetzt ertönte von innen ein schwaches „Herein!“

Ich öffnete die Thüre, trat ein und befand mich in einem großen, altväterisch eingerichteten Zimmer. In der Fensternische saß eine zusammengekrümmte weibliche Gestalt mit einem grünen Schirm über den Augen. Die alte Frau erhob den Kopf, sah mich einige Augenblicke an und fragte dann, wer ich sei und was ich wolle.

Die Antwort wurde mir erspart, denn leichte Tritte nahten aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre offen stand; es war Therese. Sie ging rasch auf mich zu und küßte mich.

„Das ist brav von Dir, daß Du Wort gehalten hast“, sagte sie. Dann nahm sie mich bei der Hand und führte mich zu der alten Frau am Fenster.

„Das ist mein kleiner Freund vom Theater, Mutter“, sagte sie, mich vorstellend.

„Gott segne Dich, mein Junge“, sprach die Alte freundlich, indem sie mir ihre magere, runzelige Hand entgegenstreckte. „Ich kenne Dich; meine Tochter hat mir von Dir erzählt. Leg' ab. Und Du, Therese, wandte sie sich an ihre Tochter, „hole dem Kleinen etwas zum Essen.“

Die Närrische ging fort und kam bald darauf mit einem Teller zurück, auf dem sich Nüsse, Aepfel und Backwerk befanden. Sie stellte ihn vor mich auf den Sopha-Tisch und lud mich ein, zuzugreifen.

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, denn Buben in meinem damaligen Alter haben immer Appetit und ich wurde zu Hause mit Näschereien kurz gehalten.

Während ich aß, vertiefte sich die Mutter wieder in ein altes Buch, das sie vor sich auf den Knien liegen hatte und das eine Haus-Postille zu sein schien. Therese setzte sich neben mich und sah mir zu. Sie schien eine Freude daran zu haben, daß es mir schmeckte.

Als ich den Teller bis auf einen kleinen Rest geleert hatte, erhob sich die Närrische, nahm mich bei der Hand und sagte mir, ich solle mit ihr gehen, sie wolle mir ihre Wohnung zeigen. Sie führte mich durch mehrere Zimmer, die eben so altväterisch eingerichtet waren, wie das erste. Alles war sehr reinlich und nett, sah aber aus, als ob seit langer Zeit niemand hier gewohnt hätte. Die Zimmer waren kalt, still, düster, denn die Fenster waren geschlossen und die Jalousien herab-

gelaſſen, ſo daß nur wenig Licht von außen hereindringen konnte. Auf den Fußſpitzen folgte ich meiner Führerin durch dieſe großen Räume, in denen alles Leben erſtarrt ſchien.

„Hier", ſagte ſie, „war das Arbeitszimmer meines Vaters, es iſt ganz ſo geblieben, wie es bei ſeinem Tode war, und das iſt mehr als fünfundzwanzig Jahre her. Hier, fuhr ſie weiterſchreitend fort, war ſeine Bibliothek. Hier das Speiſezimmer. Jetzt eſſen wir drüben auf der andern Seite, neben dem Wohnzimmer meiner Mutter."

Endlich kamen wir an eine Thüre, vor welcher Thereſe ſtehen blieb.

Sie klopfte an und wartete.

Da hörte ich im innen ſchleppende Schritte, die Thüre öffnete ſich und unter der Thürſpalte zeigte ſich ein verwittertes Geſicht mit kahlem Scheitel und ſpärlichen, grauen Haaren.

„Du biſt's, Schweſter?" ſagte der Mann mit ängſtlichen Blicken. „Was willſt Du?"

„Ich wollte meinem kleinen Freund, weißt Du, den vom Theater, Dein Laboratorium zeigen, wenn wir Dir nicht ungelegen kommen."

„Jetzt nicht, Thereſe, ein andermal. Ich bin ſehr beſchäftigt, mein Experiment könnte ſonſt mißlingen.

Damit ſchlug der wunderliche Mann, der einen geblümten Schlafrock anhatte und faſt ſo alt ausſah, als ſeine Mutter, ohne ein Wort an mich zu richten, die Thüre zu und ließ uns ſtehen.

„Mein Bruder iſt ein großer Gelehrter", ſagte die Närriſche zur Entſchuldigung. „Er will Figuren machen, welche denken können, und wenn er gerade an der Arbeit iſt, ſo läßt er ſich nicht gerne ſtören."

Ich muß hier bemerken, daß nicht bloß Thereſe, ſondern auch die alte Frau und der Bruder im Rufe ſtanden, daß es bei ihnen nicht richtig im Kopfe ſei. Die Narrheit war in der Familie erblich, wie es ſchien, aber nur von mütterlicher Seite, denn der Vater, der ein hoher Staatsbeamter geweſen war, ſoll ein ſehr geſcheidter Mann geweſen ſein. Der Bruder, ſo ſagte man mir nachträglich, war urſprünglich ein ſehr begabter Menſch geweſen, hatte die Naturwiſſenſchaften ſtudirt und wollte ſich dem Lehrfach in der Phyſik widmen. In Folge von übermäßigem Grübeln und Denken über die Natur des Lebens ſoll er übergeſchnappt ſein. Uebrigens war ſeine Narrheit, wie die ſeiner Mutter und Schweſter, durchaus harmloſer Art. Er war ein ſtiller, ſcheuer Menſch, der keiner Fliege in den Weg trat, mit keinem Menſchen, außer Mutter und Schweſter, Umgang pflegte und ſeine ganze Zeit in ſeinem Laboratorium zubrachte, wo er ununterbrochen und oft bis in die ſpäte Nacht experimentirte. Auf der Straße ſah man ihn nur äußerſt ſelten, denn er ging nur aus, wenn er Chemikalien oder phyſikaliſche Apparate einzukaufen hatte. Vieles machte er ſelbſt, denn er war in allen Handwerken bewandert. Er war von der Erfinderwuth beſeſſen und wollte durchaus das Problem des Perpetuum mobile löſen. Es ſoll ihm auch wirklich gelungen ſein, Modelle herzuſtellen, die, nachdem der erſte Anſtoß gegeben war, ihre Bewegung lange Zeit fortſetzten. Fachleute legten jedoch auf ſeine Erfindung keinen Werth, weil ſie ſagten, daß ſeine Modelle, wegen der mit den Dimenſionen der Beſtandtheile wachſenden Reibung, im Großen ohne allen Nutzeffect ſeien. Auch mit der Herſtellung von Automaten beſchäftigte er ſich und ſchließlich ſetzte er ſich in den Kopf, Figuren herzuſtellen, welche denken und ſich eigenwillig bewegen könnten. Das war nun freilich der helle Wahnſinn, der aber doch nicht ganz ohne Methode war. Er behauptete nämlich — und damit ſtimmen ſelbſt neuere Phyſiologen von Ruf überein — das Denken und Wollen werde durch Elektricität vermittelt; man brauche alſo nur, ſchloß er weiter, dieſe noch ſo wenig bekannte Naturkraft auf entſprechende Art zu verwenden, ſo ſei das Problem gelöſt.

Ich habe mit dieſen Bemerkungen meiner Erzählung vorgegriffen, denn in meinem damaligen Alter war ich noch zu unverſtändig, um über derlei Dinge urtheilen zu können.

Ich kehre zu meiner Freundin Thereſe zurück.

Nach dem mißlungenen Verſuch bei ihrem Bruder, nahm ſie mich bei der Hand und führte mich über den Corridor in ein Zimmer, von dem ſie ſagte, daß es ihr eigenes ſei. Es hatte die Ausſicht auf ein Gärtchen und war viel freundlicher als die übrigen Zimmer, ja es war mit einer gewiſſen Coquetterie eingerichtet. Am Fenſter waren weiße Vorhänge, in einer Ecke ſtand eine Stellage mit lebenden Blumen, in einer andern Ecke ein Piano. Auf einem Schreibtiſch von Ebenholz waren allerlei Nippſachen zierlich geordnet aufgeſtellt. Auch ein Bücherkaſten war da und auf dem Tiſche vor dem Sopha lagen verſchiedene Albums.

„Komm, ſetze Dich her zu mir", ſagte ſie, „ich werde Dir ſchöne Bilder zeigen."

Ich ſetzte mich neben ſie auf das Canapé und durchblätterte mit ihr ein Album nach dem andern. Es waren Sammlungen von Stahl- und Kupferſtichen, meiſt Landſchaften und Städte-Anſichten darſtellend, Mode-Journale, Almanache u. dgl. Einige waren in fremden Sprachen und aus den Erklärungen, die mir die Närriſche gab, konnte ich entnehmen, daß ſie dieſer Sprachen mächtig war.

„Und was iſt denn da drin'?" fragte ich, nach einem in dunkelgrünes Maroquin gebundenen Buche greifend.

Thereſe legte haſtig die Hand darauf.

„Das darfſt Du nicht ſehen, Carl," ſagte ſie. „Es ſind keine Bilder darin, es iſt auch nicht gedruckt, ſondern geſchrieben, und zwar von mir ſelbſt. Es iſt mein Tagebuch. Da ſchreibe ich hinein, was mir des Tages über begegnet und was ich manchmal denke. Wenn ich geſtorben bin, dann darfſt Du das Buch leſen, ich werde es Dir in meinem Teſtament vermachen. Du wirſt nicht lang darauf zu warten brauchen, denn halb und halb bin ich jetzt ſchon todt. Ohne Herz kann man ja nicht leben, und das iſt mir von einem falſchen Mann geſtohlen worden. Der hat es begraben und ich weiß nicht wo. Gelt, das iſt ſeltſam?

Indem ſie ſo ſprach, flackerten ihre Augen ſo unheimlich, daß mir angſt und bange wurde.

„Willſt Du den ſehen, der mir das Herz geſtohlen hat?" fragte ſie.

Ohne meine Antwort abzuwarten, erhob ſie ſich haſtig, ging an ihren Schreibtiſch, kramte in einem verborgenen Fach und holte ein Etui heraus. Sie öffnete es und hielt es mir hin. Es war ein Miniaturbild auf Elfenbein und ſtellte einen hübſchen jungen Mann in militäriſcher Uniform dar.

„Wie gefällt er Dir?" fragte ſie.

„Das iſt ein ſchöner Herr", antwortete ich ängſtlich, denn ich ſah, daß die Arme ganz von Sinnen war.

„Herr? ſagſt Du", entgegnete ſie mit grimmigem Geſicht. „Nein der Teufel war's! Er hatte zwar keine Hörner, aber das ſind die gefährlichſten, weil man ſie nicht erkennt und ſich nicht vor ihnen hüten kann."

Sie ſprach noch allerlei tolles Zeug, das keinen rechten Zuſammenhang hatte, das ich mir daher auch nicht merken konnte. Ich erinnere mich nur, daß die Ausdrücke, Satan, Teufel, Dämon eine große Rolle dabei ſpielten und daß ſie in immer größere Aufregung gerieth. Ihre rollenden Augen, ihre verzerrten Züge, ihre heftigen Geberden flößten mir ſolche Furcht ein, daß ich nicht wußte, ob ich um Hilfe rufen, oder die Thüre zu gewinnen ſuchen und davon laufen ſollte.

Plötzlich wurde ſie ruhig; ihr Blick war zufällig auf ein Cruzifix gefallen, das auf der Conſole ſtand. Dieſer Anblick ſchien auf ihr Gemüth zu wirken, wie der Sage nach Oel auf wogendes Meer gegoſſen. Ihre Züge wurden

wieder mild und bekamen einen frommen Ausdruck.

„Der da", ſagte ſie mit dem Finger auf das Cruzifix zeigend, „unſer Heiland, hat mehr gelitten als ich und hat ſeinen Peinigern nicht geflucht, ſondern für ſie gebetet mit den Worten: „Vergieb ihnen, Herr, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun."

Von dieſem Augenblicke an ſprach ſie wieder ganz vernünftig, ſo wie früher. Sie holte noch andere Bücher von der Stellage herbei, die ſie wie die übrigen mit mir durchblätterte, und, wo es nothwendig war, erklärte. Als wir damit fertig waren, fragte ſie mich, ob ich das Dominoſpiel kenne und ob ich mit ihr ſpielen wolle. Auf meine bejahende Antwort brachte ſie ein ſolches Spiel und wir beſchäftigten uns damit wohl eine Stunde. Dabei gab ſie ſich ſo kindlich, als ob ſie ein Mädchen meines Alters geweſen wäre.

Nach dem Kaffee, der im Zimmer ihrer Mutter aufgetragen wurde, holte ſie ein Tombolaſpiel, an dem auch die alte Frau theilnahm. Von ihrer Aufregung war dabei keine Spur mehr zu bemerken.

Als es dunkel zu werden begann, empfahl ich mich. Thereſe ſchenkte mir beim Abſchied eine kleine Brieftaſche und lud mich ein, ſie öfter zu beſuchen. Ich machte aber von dieſer Einladung nur ſehr ſpärlichen Gebrauch, denn obgleich ich die arme Närriſche lieb gewonnen hatte, ſo konnte ich doch die Errinnerung an den Auftritt in ihrem Zimmer und an den Eindruck, den die ganze ſonderbare Familie, ja ſelbſt das öde, traurige Haus auf mich gemacht hatte, nicht loswerden.

Indeſſen ging ich doch bisweilen hin, weil ich von der alten Frau wußte, daß ihre Tochter immer noch mehrere Tage nach meinem Beſuche ſich in heiterer Stimmung befinde. Dabei fand ich beſtätigt, was mir ſchon meine Mutter mitgetheilt hatte, daß Thereſens Narrheit durchaus harmloſer Art war, daß ſie ſich auch ganz wie ein geiſtesgeſunder Menſch benahm, ſo lange nicht durch eine zufällige Geſprächswendung die Erinnerung an ihre unglückliche Liebe wachgerufen wurde.

Mein Eintritt in ein Bildungs-Inſtitut der Hauptſtadt unterbrach meine ſonderbare Bekanntſchaft mit der närriſchen Thereſe. Von meiner Mutter erhielt ich dann und wann Nachricht, daß die Arme mir ein gutes Andenken bewahre und, wenn ſich Gelegenheit dazu gebe, ſich theilnehmend nach mir erkundige.

Eines Tages meldete mir meine Mutter, daß Thereſe an einer Bruſtkrankheit geſtorben ſei und mir als Andenken eine goldene Uhr vermacht habe nebſt einem Packet, das man mir erſt übergeben dürfe, wenn ich das zwanzigſte Lebensjahr erreicht haben würde. Ich vermuthete ſofort, daß dieſes Packet Thereſen's Tagebuch enthalten werde, denn ich hatte ihr Verſprechen in Beziehung auf dieſes Buch nicht vergeſſen. Meine Vermuthung ſollte ſich beſtätigen. An meinem zwanzigſten Geburtstage wurde mir von der alten Mutter Thereſens das verſiegelte Packet durch die Poſt zugeſchickt. Es enthielt wirklich das Tagebuch der Närriſchen. Dabei befand ſich ein Zettel, den die Arme nach Ausſage ihrer Mutter wenige Tage vor ihrem Tode eigenhändig geſchrieben hatte und der alſo lautete: „Meinem lieben Karl zum Andenken und zur Beherzigung von ſeiner alten Theaterfreundin."

Mit wehmüthigen Gefühlen öffnete ich dieſe Blätter, die mir über die Herzensgeſchichte der armen Dulderin Aufſchluß geben ſollten. Was ich hier davon mittheile, iſt nur ein kurzer Auszug, da ihre Aufzeichnungen zum Theil ſehr weitſchweifig waren und auch ganz geringfügige, auf die Alltags-Vorkommniſſe des intimen Familienlebens bezügliche Einzelnheiten enthielten, die keinerlei allgemeines Intereſſe darbieten.

Aus dem Tagebuch der Närrischen.

12. April.

Gestern war ein schöner Tag für mich. Die Mutter nahm mich mit in ein Concert, das im Casino von einer Künstlerfamilie aus Böhmen gegeben wurde. Es war ein Vater mit einem Sohn und zwei Töchtern. Die ältere spielte Klavier, die jüngere, noch ein Kind, Violine und der Bruder das Cello. Ich hörte wenig von dem, was sie spielten, denn ich war zerstreut. In dem Seitengange auf der entgegengesetzten Seite des Saales stand ein junger Offizier. So oft ich zufällig in jene Richtung sah, begegnete ich seinem Blick und jedesmal gab es mir einen Stich durch's Herz und ich fühlte, daß ich roth wurde. Er hatte ein so liebes Gesicht und so schöne, ausdrucksvolle Augen!

Als das Concert zu Ende war und ich am Arm des Vaters den Saal verließ, bemerkte ich ihn plötzlich ganz in meiner Nähe. Wie er mich ansah! Aber nicht keck, sondern bescheiden und ehrerbietig. Er muß mich schon für ganz erwachsen halten, denn Kinder und Backfische sieht man so nicht an.

Er scheint uns nachgefolgt zu sein, denn als ich, ehe wir in unser Hausthor traten, umblickte, sah ich eine Gestalt, in der ich ihn zu erkennen glaubte, kaum zwanzig Schritte hinter uns.

In der Nacht habe ich schlecht geschlafen, immer schwebte mir der braune Lockenkopf mit den wunderbaren, geheimnißvollen Augen vor. Heute bin ich so froh, so glücklich, so stolz! Ich möchte immer in Versen reden.

13. April.

Als ich heute Vormittags im Wohnzimmer am Fenster saß und an der Stickerei für des Vaters Geburstag arbeitete, hörte ich plötzlich das Klirren eines Säbels auf dem Pflaster. Ich sah hinab — er war's! Er bemerkte mich auch und mehrere Minuten ruhte sein Blick auf mir. Ich war so verwirrt, daß ich vergaß, wegzusehen. An der Straßenecke sah er sich noch einmal um, dann verschwand er. Wie er wohl heißen mag? Er muß noch nicht lange hier sein, denn ich habe ihn im Concert zum erstenmal gesehen. Er ist mir auf den ersten Blick aufgefallen. Er hat etwas so Ungewöhnliches in seiner Erscheinung. Diese Gestalt, die Haltung, der Gang, die interessanten Züge und die Augen! Immer und immer muß ich auf diese Augen zurückkommen, es liegt etwas Bezauberndes darin. Ich möchte ihn einmal sprechen hören, seine Stimme muß wie Musik klingen.

14. April.

Heute ist er wieder vorübergegangen. Leider war die Mutter neben mir, er bemerkte es und blickte nur verstohlen herauf. Ich sah es ihm an, daß er ärgerlich war. Der Klavierlehrer war sehr unzufrieden mit mir, ich machte einen Fehler um den andern, ich war so zerstreut, ich muß immer an *ihn* denken.

16. April.

Seit zwei Tagen habe ich ihn nicht gesehen. Sollte er vorübergegangen sein, so lange ich nicht am Fenster war? Es ist kaum möglich, denn ich kam ja nicht vom Fenster weg. Ach! ich bin so unruhig, so traurig! Ich hatte mich so sehr darauf gefreut, das liebe Gesicht wieder zu sehen. Wenn ich ihn erblicke, so ist es mir, als ob die Sonne aufgehe. Hat er mich schon vergessen, oder ist er krank geworden? Die Ungeduld verzehrt mich.

17. April.

Wie froh, wie glücklich bin ich heute! Ich habe ihn gesehen! Aber nicht am Fenster des Wohnzimmers, sondern in meinem Zimmer. Es war nach dem Frühstück, die Sonne schien so warm zu meinem Fenster herein, es war mild — im Frühling, am Himmel kein Wölkchen, im Garten zwitscherten so munter die Vögel. Ich öffnete das Fenster, um meine Blumen zu begießen. Auf einmal höre ich jen-

Digitized by Google

ſeits der Gartenmauer klirrende Schritte. Ich blicke auf, er war es! Ich erſchrak ſo heftig, daß mir die Gießkanne aus der Hand glitt. Er hörte das Geräuſch und ſah herauf. Er ſchien freudig überraſcht, vermuthlich war er nicht darauf gefaßt, mich hier zu ſehen. Nach zehn Minuten kam er auf demſelben Wege zurück. Er hatte ein zierliches Sträußchen in der Hand, das er wahrſcheinlich bei der Blumenhändlerin der Wallſtraße gekauft hatte. Er führte es von Zeit zu Zeit an den Mund und blickte dabei ſo ſehnſuchtsvoll zu mir herauf. Die enge Gaſſe war in dieſem Augenblicke ganz menſchenleer. Plötzlich warf er wie ſpielend das Sträußchen über die Gartenmauer. Kaum war er fort, ſo lief ich hinab in den Garten, um es zu holen. Es war auf den Kiesweg gefallen. Ach! wie mir das Herz pochte, als ich es aufhob! Es waren Schneeglöckchen, Reſeda und rothe Geranienblüthen. Ich eilte hinauf in mein Zimmer, holte ein Glas mit Waſſer und ſtellte das Sträußchen hinein, um es friſch zu erhalten. Wie ich mich über dieſes liebe Geſchenk freute! Ich glaube, wenn ich einen großen Treffer in der Lotterie gemacht hätte, es würde mich weniger glücklich gemacht haben. Eben als ich im Begriffe war, das Glas mit dem Sträußchen vor das Fenſter zwiſchen meine Blumenſtöcke zu ſtellen, kam er zum drittenmal vorbei. Sein Geſicht leuchtete freudig auf, als er das Sträußchen in meinen Händen ſah; ſein Blick ſchien zu ſagen; „Ich danke Dir, daß Du die kleine Gabe nicht verſchmäht haſt.“ Ich bin ſo glücklich! o ſo glücklich! Aber ich zittere, als wenn ich etwas Unrechtes gethan hätte.

20. April.

Das waren drei böſe Tage, die ich verlebte! Ich war unwohl und mußte das Bett hüten, die Mutter, die gleich ſo ängſtlich iſt, that es nicht anders. Gewiß iſt er wieder vorüber gegangen. Wie traurig wird er geweſen ſein, daß er mich nicht am Fenſter ſah! Ich weiß ja, wie es mir geht: an den Tagen, an welchen ich ihn nicht ſehe, lebe ich nur halb, nichts intereſſirt mich; was die Leute reden, iſt mir langweilig, das Klavierſpielen freut mich nicht, wenn ich leſen will, ſteht mir zwiſchen den Zeilen ſein Bild entgegen und ich verſtehe nicht, was ich leſe; am liebſten möchte ich immer allein ſein, damit ich ungeſtört an ihn denken kann. Das arme Sträußchen fängt ſchon an zu welken, obgleich ich alle Tage das Waſſer erneuere. Vielleicht hätte ich inzwiſchen ſchon wieder ein friſches bekommen, wenn ich nicht in dem dummen Bett liegen müßte. Morgen darf ich, Gott ſei Dank, wieder aufſtehen. Es iſt hohe Zeit dazu; ich würde, wenn es länger dauerte, alles Ernſtes krank werden, vor lauter Ungeduld und Sehnſucht.

21. April.

Was mir ſeine Blicke längſt ſchon geſagt hatten, das habe ich jetzt Schwarz auf Weiß: er liebt mich! Wie es in mir jubelt, wie es in mir ſtürmt und tobt! Ich komme gar nicht zu mir ſelbſt, ich vermag meine Gedanken nicht zu ſammeln, ich kann mich nicht faſſen. Wie ſoll ich auch mit kalten, nüchteren Worten ſchildern, was ich empfinde, ſeitdem die beſeligenden Worte in meinen Händen ſind? „l'amour est timide“ ſchreibt er. Wie lieb dieſe Schüchternheit iſt! O, das war mir gleich am erſten Tage klar, daß er keiner von jenen frechen und gewiſſenloſen Menſchen iſt, die mit einem unerfahrenen jungen Mädchen ein ſchnödes Spiel treiben. In ſeinem treuherzigen Geſicht leſe ich, daß er mich achtet, das gefällt mir, das macht mich ſtolz. Ach! wie mir das Herz pochte, als ich in dem Sträußchen, das er mir heute über die Mauer warf, das zuſammengerollte Streifchen Papier entdeckte, auf dem die lieben Worte ſtanden: „l'amour est timide!“ Als er das zweitemal vorüberging,

ſah ich wohl, wie er in meinen Zügen zu leſen ſuchte, ob ich über ſeine Kühnheit nicht ungehalten ſei. Sein Blick ſagte deutlich: „Verzeih mir, ich konnte nicht anders.“ Es war mir unmöglich, ein böſes Geſicht zu machen, ich war ja ſo ſelig. Er bemerkte es und ſchien ganz glücklich.

23. April.

Was ſoll ich thun? Er bittet mich um eine Unterredung. Er ſchreibt ſo lieb, ſo eindringlich. Kann ich es ihm verargen, wenn er ſich mir zu nähern ſucht? Ich ſelbſt ſehne mich ja danach, nur wenigſtens einmal ſeine Stimme zu hören. Aber ich zittere bei dem Gedanken, daß der Vater oder die Mutter etwas davon erfahren könnten. Wenn ich nur einen ſchicklichen Ort wüßte. Auf der Straße, das geht nicht, da erführe es morgen die ganze Stadt. Im Hausgärtchen ginge es am leichteſten, aber nur bei Nacht und das wäre unſchicklich, außerdem würde ich mich fürchten. In unſerem Obſtgarten vor der Stadt? Der iſt abgelegen und am hinteren Zaun führt ein Fußweg vorbei. Wer könnte es ihm wehren, wenn er dort ſpazieren ginge? Und was iſt Arges daran, wenn ich nachſehe, ob unſere Kirſchenbäume ſchon abgeblüht haben? Durch den Gartenzaun könnten wir wohl ein paar Worte wechſeln, da würde ich mich auch weniger fürchten, wäre doch der Zaun zwiſchen uns. Ja, ſo geht's. Aber wie unterrichte ich ihn von Ort und Stunde? Ich hab's! Durch ein welkes Sträußchen, das ich über die Mauer werfe, wenn er morgen früh vorübergeht. Ich ſchreibe ſehr klein auf feines Papier, das ich ganz gut ſo in dem Sträußchen verſtecken kann, daß man es nicht ſieht.

Es iſt unrecht, was ich thue, ich fühle es wohl; aber wie traurig würde der arme Menſch ſein, wenn ich ihm ſeine Bitte abſchlüge! Verzeih' mir Gott, ich wag's!

25. April.

Alles iſt gut vorübergegangen. Niemand hat uns geſehen. Ich hatte mein blaugeſtreiftes Kleid an, das mir ſo gut ſteht, und ſah wirklich recht hübſch aus. Aber wie mir das Herz klopfte, als ich ihn auf dem engen Wege, der zwiſchen den Obſtgärten hindurchführt, daherkommen ſah! Und meine Verlegenheit, als er ſtehen blieb und mich anſprach! Ich mußte mich an dem Zaune anhalten, ſo zitterten mir die Knie, und als ich reden wollte, blieben mir die Worte vor Befangenheit im Munde ſtecken. Aber auch er war verlegen und wußte den Ton nicht zu finden, in dem er zu mir ſprechen ſollte. Seine Schüchternheit gab mir ein bischen Muth und nachdem wir einige Worte gewechſelt hatten, ging es ſchon beſſer. Er bat mich, ihm nicht zu zürnen, daß er es gewagt habe, mich um dieſe Unterredung zu bitten. Er würde, ſagte er, nicht ſo kühn geweſen ſein, wenn er ein anderes Mittel der Annäherung gewußt und wenn er nicht meinem guten Herzen vertraut hätte, das ſo unverkennbar aus meinen Zügen ſpreche. Er erzählte dann, wie er ſeit dem Abend, da er mich im Concert zum erſtenmal geſehen, wachend und träumend an mich denke, wie erfreut er jedesmal geweſen, wenn er mich am Fenſter erblickt und wie glücklich es ihn gemacht, als er die erſten Zeilen von meiner Hand erhalten. Ich hätte ihm ſtundenlang zuhören können, ſo angenehm ſpricht er, ſo gewählt drückt er ſich aus. Und dazu das wohllautende Organ, das treuherzige Geſicht, die ſeelenvollen Augen. Man m u ß dieſem Menſchen gut ſein. Ich hatte einige Kirſchen- und Pfirſichblüthen in der Hand, die ich, ehe er kam, gepflückt hatte; er bat mich darum, ich gab ſie ihm durch den Zaun hindurch. Er erfaßte bei dieſer Gelegenheit meine Hand und drückte mir einen Kuß darauf. Es ging mir durch Mark und Bein und that mir wohl und weh zugleich. Einige Männerſtimmen, die wir in der Entfernung hörten, erſchreckten uns und veranlaßten uns, raſch Abſchied zu nehmen, nachdem wir

Verabredung für das nächte Mal getroffen hatten. Im Nachhausegehen bemerkte ich, daß er mir von Weitem folgte.

Heute Nacht werde ich schwerlich schlafen können, ich bin zu aufgeregt. Ich wäre so glücklich, wenn diese Angst nicht wäre. Was würden meine Eltern sagen, wenn sie wüßten, daß ich eine Zusammenkunft mit einem jungen Offizier gehabt? Ich schaudere, wenn ich denke, daß sie es erfahren könnten. O, das böse Gewissen kann ein recht unbequemer Gast werden!

1. Mai.

„Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.

Ja, ja, der Dichter hat Recht: „Es ist kein Widerstand und keine Wahl", wenn sich zwei Seelen begegnen, welche der Himmel selbst für einander geschaffen zu haben scheint. Ist es mir doch, als ob wir immer zusammen gehört hätten und als ob unser gegenseitiges Finden nur ein Wiederfinden gewesen wäre.

Georg war heute im Garten selbst. Das war freilich unvorsichtig von uns; aber wenn er schmeichelt und bittet, kann ich ihm nichts abschlagen. Ich bin nur stark und voll guter Vorsätze, wenn er fern von mir ist; steht er mir gegenüber, sehe ich in seine flehenden Augen, so schmelzen meine Vorsätze wie Wachs in der Sonne und ich bin willenlos wie ein Kind. Wir setzten uns in die dicht verwachsene Jasminlaube. Dort, meinte Georg, seien wir vor zufälliger Entdeckung sicherer als im Freien. Auch er hasse die Heimlichkeit und zöge es vor, mich im Hause meiner Eltern zu sehen, er sei nur um einen schicklichen Vorwand verlegen, sich dort vorzustellen. Bis ein solcher gefunden sei, möge ich ihm vertrauen, er achte mich und habe die redlichsten Absichten. Ich glaube es ihm, denn es ist unmöglich, daß ein solches Gesicht lügen kann.

15. Mai.

Es wird meine Mutter doch nicht Verdacht geschöpft haben? Sie sieht mich seit einigen Tagen so sonderbar an und richtet so seltsame Fragen an mich. Wenn sie wüßte — es wäre schrecklich! Ich wage es gar nicht mehr, ihr offen in die Augen zu sehen. O, mir ist so bang, so bang! Bei dem geringsten Geräusch fahre ich zusammen, wie eine Verbrecherin, das Essen schmeckt mir nicht mehr, der Schlaf flieht mich und ich komme mir vor wie verloren. Ich hatte mir vorgenommen, diese heimlichen Zusammenkünfte einzustellen, denn ich zittere vor Entdeckung. Wenn Georg redliche Absichten hat, warum bewirbt er sich nicht offen um mich? Ich habe ja so viel, daß er die Caution stellen kann. Aber er vertröstet mich immer auf eine schickliche Gelegenheit, sich in unserem Hause einzuführen. Das Geheimniß, sagt er, habe auch seinen Reiz und die Gefahr sei die Würze eines Liebesbundes. Gestern, als ich ihn wieder drängte, schalt er mich ein ängstliches Närrchen und citirte pathetisch die Worte aus Don Carlos:

Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an das Höllenflusses
Schaudervollem Rande bricht.

Mein Bewußtsein sagt mir, daß er Unrecht hat und daß wir freveln. Aber ich habe ja keinen eigenen Willen mehr, ich fühle mich machtlos. Sein Stirnrunzeln fürchte ich mehr, als die ärgsten Scheltworte meines Vaters; es liegt in seinem Wesen etwas Dämonisches, vor dem mir manchmal graut. Aber gerade das macht mich ihm noch mehr unterthan, und ich begreife jetzt, wie treue Hunde die Hand lecken können, die sie schlägt. Ich glaube, wenn ich seine Macht nicht fühlte, ich würde ihn weniger lieben. Wie wahr ist, was ich dieser Tage in einem Buche gelesen habe: „Das Wesen der Männlichkeit ist Kraft und Muth, das der Weiblichkeit Milde und Zartheit, in diesem Gegensatze beruht der Reiz, den

die Geſchlechter auf einander ausüben. Darum intereſſiren und feſſeln uns ſelbſt Böſewichte, Tyrannen, Räuber, wenn ſie nur Kühnheit und Thatkraft beſitzen, kurz ganze Männer ſind, mehr als die tugendhafteſten Schwächlinge.“ O, ein Schwächling iſt Georg nicht und ich ſehe jetzt, daß ich ihn anfangs ganz falſch beurtheilte, als ich ihn für ſchüchtern und blöd hielt. Aber wie liebenswürdig, wie unwiderſtehlich kann er ſein, wenn er gut iſt, wenn er ſcherzt und mich neckt! Da bin ich ſelig, die ganze übrige Welt erſcheint mir klein und nichtig und von ihm geliebt zu ſein, dünkt mich das einzige Glück, welches das Leben werthvoll macht.

29. Mai.

Wieder vergeblich auf ein Lebenszeichen von ihm gewartet! Seit fünf Tagen habe ich ihn nicht geſehen, auch in der Kirche, wo er doch ſonſt an Sonn- und Feiertagen nicht fehlte, war er nicht. Was ſoll das bedeuten? Sollte er krank ſein? Aber dann könnte er ja ein Paar Zeilen ſchreiben, um mich aus dieſer qualvollen Ungewißheit zu befreien. Oder iſt er etwa böſe auf mich? Ich habe ihm ja keinen Anlaß dazu gegeben. Wohl kam er mir die beiden letztenmale etwas zerſtreut und verſtimmt vor. Als ich ihn darüber zur Rede ſtellte, ſprach er von unangenehmen Briefen, die er von Hauſe erhalten und die ihn verdrießlich gemacht hätten. Aber iſt das ein Grund, es mich entgelten zu laſſen? Ich nehme ja an Allem, was ihm Gutes oder Böſes widerfährt, ſo herzlichen Antheil. Worin das Zerwürfniß mit ſeinen Eltern beſteht, darüber äußerte er ſich nicht. Dieſer Mangel an Aufrichtigkeit kränkt mich. Ich habe ihm darüber Vorwürfe gemacht, aber ich that es auf ſo zarte Weiſe — weiß ich doch, wie leicht er aufbrauſt — daß er ſich unmöglich beleidigt gefühlt haben kann.

Iſt es möglich, daß die Liebe ſo ſelig machen und doch ſo viel Pein bereiten kann? In der Angſt meines Herzens iſt heute Nacht der häßliche Gedanke in mir aufgetaucht: „Wenn er Deiner überdrüſſig wäre? wenn er Dich nicht mehr liebte?“ — Nein, nein, das kann nicht ſein; es iſt thöricht, es iſt ungerecht, an ſo etwas nur zu denken. Es iſt gerade ſo, als ob Jemand mir zumuthete, meine Liebe zu ihm ſei erblaßt. Als ob das möglich wäre! Eher könnte ich aufhören, mich ſelbſt zu lieben, als ihn. Darf ich kleiner von ihm denken, als ich von mir ſelbſt denke? Iſt ſein Leben nicht meines, und mein Leben nicht das ſeinige? Ich bin eine Schwarzſeherin, das iſt von jeher mein Fehler geweſen. Mein Argwohn iſt die Ausgeburt meiner Unruhe, es wird ſich Alles aufklären. Als ob nicht jeder Menſch dann und wann verſtimmt ſein könnte. Verzeih mir, Georg, daß ich Dir auch nur in Gedanken einen ſo ſchnöden Verrath an unſerer Liebe zutrauen konnte. So wie es jetzt zwiſchen uns ſteht, wäre es ja ein Verbrechen. Wenn ich das bedenke, kehrt wieder Troſt bei mir ein. Er wird morgen gewiß kommen; wie werde ich mich auslachen, daß ich mich ſo unnöthig geängſtigt habe. Ich werde mich recht ſchön machen, werde das blaugeſtreifte Kleid anziehen, worin ich ihm ſo gut gefalle. Auch lieb und freundlich werde ich mit ihm ſein und heiter; denn er kann es nicht leiden, wenn ich traurig bin. Ach! wenn nur ſchon morgen wäre.

31. Mai.

O, wie glücklich bin ich heute; wie ſchlägt mein Herz ſo freudig; wie ſchön kommt mir die Welt vor! Wir haben uns wiedergeſehen. Sein Ausbleiben iſt aufgeklärt, er war in Dienſtes-Angelegenheiten von hier abweſend und hatte mich vorher nicht davon benachrichtigen können. Alle meine Beſorgniſſe waren unbegründet, meine erſchreckte Phantaſie hatte mich Geſpenſter ſehen laſſen. Was war ich doch für ein thörichtes Mädchen, an ihm zu

zweifeln. Er liebt mich mit unverminderter Gluth. Was der Mann doch für ein Zauberer ist! Wie ein Gott schafft er in meinem Leben nach Belieben Sturm und Regen oder hellen, lachenden Sonnenschein. Ach! ich bin so glücklich, so glücklich!

20. Juni.

Das war ein fürchterlicher Tag, der gestrige. Im Zorn ist er von mir geschieden. Und was hab' ich denn verbrochen? Durfte ich ihm nicht Vorwürfe machen? Wird er nicht von Tag zu Tag kälter, gleichgiltiger, rücksichtsloser gegen mich? Kann ich dafür, daß mir die Thränen in die Augen kamen, daß ich schluchzte und jammerte? Statt sich zu entschuldigen und mich zu trösten, gab er mir harte Worte, sprach er entrüstet von meiner Leidenschaftlichkeit, die mich ihm schließlich unausstehlich machen werde, und als ich ihm seine Liebloſigkeit vorhielt, allerdings mit Heftigkeit — aber bin ich nicht ein Mensch und krümmt sich nicht ein Wurm, wenn er getreten wird? — schalt er mich eine larmoyante Närrin und lief ohne Abschied davon. Da stand ich nun und rang die Hände und starrte in's Leere. Dann lästerte ich und fluchte, wem? Ihm? Nein, mir selbst. Und diesen Morgen nach der fürchterlichen Nacht, was that ich? Ihn, der mich gestern wie eine zudringliche Dirne von sich stieß, ihn habe ich heute in einem langen Briefe demüthig um Verzeihung gebeten, ich habe alle Schuld auf mich genommen, ich habe ihn beschworen, wieder gut zu sein, ich habe ihm versprochen, ihm keine Vorwürfe mehr zu machen, meine Leidenschaftlichkeit zu mäßigen, nicht mehr zu weinen, nur verlassen solle er mich nicht. Ich kann, ich kann ja ohne ihn nicht leben! In ihm athme, in ihm bin ich, er ist das Licht, das meinen Tag erhellt, wo er nicht ist, da ist es Nacht, finstere, schwarze Nacht. Ich begreife mich selbst nicht mehr, mein Frauenstolz ist dahin, ich bin seine Sklavin, je herrischer er mich von sich stößt, desto mehr hänge ich an ihm.

Und diese Qual, die ich mir anthun muß, meine Eltern nicht merken zu lassen, was in mir vorgeht, Heiterkeit zu heucheln, während die Verzweiflung mir im Herzen wühlt! Ach Gott! mein Kopf, mein armer Kopf! Ich komme mir vor, wie eine Nachtwandlerin auf einem schwindeligen Felsengrat. Rechts und links ein gähnender Abgrund. Auf der einen Seite glotzt der Tod mich an, auf der andern der Wahnsinn. Ist es mir doch in den letzten Tagen schon mehrmals gewesen, als ob ich nicht recht bei Sinnen sei, als ob in dem Uhrwerk meines Geistes eine Veränderung vorgehe, als ob eine Feder erlahmt oder ein Zahnrad gebrochen sei. Wenn das wirklich schon die Vorboten des Wahnsinns wären? — Geistiger Tod — schrecklich — schrecklich — der Wahnsinn soll in unserer Familie erblich sein. —

25. Juni.

Auch auf den zweiten Brief keine Antwort! Ich zweifle, ob ein Verbrecher, der im Gefängniß der Entscheidung harrt, ob er zum Tode verurtheilt oder begnadigt ist, ärgere Pein erduldet, als ich in diesen fünf Tagen erduldet habe. Daß ein Mensch so etwas aushält! Früher habe ich in meinen kleinen Kümmernissen, Beruhigung und Trost im Gebet gefunden. Aber jetzt hilft auch das nicht mehr. Ich kann nicht mehr beten, wenigstens nicht so beten, wie es nöthig ist, wenn das Gebet fruchten soll. Mechanisch gleiten die eingelernten Gebete über meine Lippen, aber meine Gedanken sind nicht bei Gott, sondern bei ihm. Und ich kann es mit dem besten Willen nicht ändern. Im Herbste sieht man manchmal vom Frost erstarrte Fliegen den Versuch machen, an einer Fensterscheibe emporzuklettern; die armen Thierchen sehen das Licht hinter der Scheibe und streben ihm entgegen, weil sie Wärme suchen; sie machen ein paar

Schritte, aber sie vermögen sich nicht mehr an der glatten Fläche festzuhalten und fallen wieder zurück; sie versuchen es auf's Neue und fallen abermals zurück. So geht es mir mit meinen Versuchen zu beten. Ich gebe mir alle Mühe, meine Gedanken zu Gott zu erheben, aber es fehlt mir die Kraft dazu. Ehe ich weiß, wie es geschieht, sind sie wieder dort, wo, seit ich ihn kenne, all' mein Sinnen und all' mein Denken ist.

Der Ungewißheit muß ein Ende gemacht werden. Wenn ich im Laufe des heutigen Tages keine Antwort erhalte, so suche ich ihn in seiner Wohnung auf. Die Welt wird Zeter schreien, wenn es ruchbar wird; aber auf dem Punkt, wo ich jetzt stehe, frägt man nichts mehr nach dem Gerede der Leute. Lieber will ich das Schlimmste erfahren, als die Qual zwischen Furcht und Hoffnung länger ertragen.

26. Juni.

Heute Nacht ist mir etwas Sonderbares passirt. Ich wachte plötzlich auf und wußte nicht, wer ich war, wo ich war, wie ich heiße. Ich suchte mich und fand mich nicht. Ich hatte das Gedächtniß, ich hatte das Selbstbewußtsein verloren, ich war ein reiner Geist. Ich hatte das Gefühl, als ob meine Seele ihre Hülle abgestreift hätte und frei im Raume schwebte. Ich war frei von Schmerz und Kummer, nur unruhig war ich, weil ich vergeblich mein verlornes Selbst suchte. Plötzlich zeigte sich meinem geistigen Blick — denn es war kein leibliches Sehen — ein blasses Geschöpf in einem Bette. Das Gesicht kam mir bekannt vor, sehr bekannt. Wer ist das? fragte ich mich, und hatte dabei jene quälend wißbegierige Empfindung, die man hat, wenn man auf der Straße Jemandem begegnet, mit dem man schon irgendwo und irgendwann zusammengetroffen zu sein sich erinnert, ohne daß einem einfallen will, wer er ist. Man sinnt und sinnt, martert sein Gedächtniß und wird immer ungeduldiger, je länger es dauert, bis man zu dem Gesicht seine Etiquette gefunden hat. Es war ein junges Mädchen mit schmerzverzerrten Zügen. In der Hand hielt sie einen kleinen, runden Gegenstand, ein Medaillon. Es war ein Miniatur-Porträt auf Elfenbein, das einen jungen Offizier darstellte. Auch dieses Gesicht kam mir bekannt vor. Diesen Herrn habe ich ja auch schon gesehen, sagte ich mir. Wie heißt er nur? Ist es nicht Georg? Derselbe Georg, um den sich die arme Therese so grämt? Ja, ja, er ist's, und die blasse Schläferin ist Therese selbst. Da erfaßte mich ein tiefes, ungeheures Mitleid, ich hörte einen Schrei, er kam aus meiner eigenen Kehle; meine Seele, die außer mir gewesen, war in ihren Körper zurückgekehrt, ich hatte mein Selbst wieder gefunden, ich erinnerte mich wieder, ich war wieder ich und in dem eben gefühlten Mitleid erkannte ich mein eigenes Leid.

Das Alles war nicht etwa ein Traum, nein, ich war vollkommen wach, so wach, als ich jetzt bin. Ich begreife nun auch, daß das Wort Geistes-Abwesenheit nicht bloß figürlich, sondern buchstäblich und wirklich vorkommen kann. Ich schließe ferner aus der Erinnerungslosigkeit während der vorübergehenden Trennung meiner Seele und meines Leibes, daß das, was wir Gedächtniß nennen, kein bloßes Vermögen der Seele ist, sondern daß der Leib seinen Antheil daran hat. Daher mag es wohl kommen, daß wir uns der Zustände unserer Seele, bevor sie an unseren irdischen Leib gebunden wurde, nicht erinnern können. Mit den Hüllen, welche sie ablegte, bevor sie ihre neue Wohnung beziehen konnte, wurden auch ihre Erinnerungen begraben.

Ermattet schlief ich wieder ein. Des Morgens stand mein Entschluß fest, zu ihm zu gehen. „Entstehe daraus, was wolle", sagte ich mir, „ich muß wissen, woran ich mit ihm bin." Ich

war kaum mit dem Ankleiden fertig, da klopfte es an meine Thüre.

„Biſt Du ſchon auf, Thereſe?“ frug eine Stimme.

Es war die meines Bruders.

Auf meine bejahende Antwort trat er herein. Sein früher Beſuch überraſchte mich, denn er pflegte um dieſe Zeit nie zu mir zu kommen. Er trat auf mich zu und faßte mich bei der Hand.

„Du haſt wieder ſchlecht geſchlafen, arme Schweſter, ſagte er, indem er mir beſorgt in das Geſicht ſah.

„Ach! ja, Bruder“, antwortete ich mit einem ſchweren Seufzer.

„Du haſt einen Kummer“, fuhr er fort, „ich merke es ſchon lange. Willſt Du Dich mir nicht anvertrauen? Vielleicht kann ich Dir helfen, oder wenn das nicht, Dir rathen, oder wenn auch das nicht, Dich tröſten und Deinen Kummer tragen helfen.“

Dabei ſah er mich ſo mitleidig an. Er iſt ein feelenguter Menſch und auch ſehr geſcheidt bis auf die Marotte mit ſeinen Erfindungen. Sein Mitgefühl that mir wohl und ich fing an zu weinen.

„Einen Herzenskummer, nicht wahr?“ ſagte er, da ich nicht antwortete. „Das ſind die ſchlimmſten, die ſaugen uns das Blut aus, wie Spinnen den unvorſichtigen Fliegen, die ſich in ihrem Netz gefangen. Ich kenne das aus Erfahrung. Auch an meinem Herzen hat die häßliche Spinne genagt und ſieh, wie ſie mich zugerichtet hat. Ich bin vierundzwanzig Jahre alt und die Leute geben mir vierzig. Du ſtaunſt, Thereſe, weil Du nie etwas davon gehört haſt, nicht wahr? Du glaubteſt auch, ein Bücherwurm wie ich, ſei hieb- und kugelfeſt. Wollte Gott, es wäre ſo geweſen! Doch laſſen wir das und kommen wir zu Dir zurück, armes Kind. Wenn es ſo iſt, wie ich vermuthe, ſo haſt Du Dich deſſen nicht zu ſchämen. Was können wir arme Menſchen dafür, daß uns die Natur ein empfängliches Herz in die Bruſt gelegt hat? Das Eiſen iſt nicht ſchuldig, wenn es zum Magnet gezogen wird. Aber Enttäuſchung thut weh, niemand weiß es beſſer als ich. Und auch des Grames haben wir uns nicht zu ſchämen. Böſe Menſchen, glaube mir, haben keinen Kummer, ſondern nur Zorn, Aerger, Haß, Rachgefühl, wenn man ihren Willen durchkreuzt und wenn nicht Alles nach ihren Wünſchen geht. Nur edle und gefühlvolle Menſchen kennen wie die Liebe, ſo den Gram.“

Seine milden Worte löſten die Rinde, die ſich um mein Herz gelegt hatte. Ich warf mich an ſeine Bruſt und geſtand ihm Alles. Er hörte mich ruhig an, kein Vorwurf kam über ſeine Lippen. Nur manchmal zuckte es auf wie Wetterleuchten in ſeinen guten, ſanften, traurigen Augen.

„Arme, arme Schweſter!“ ſagte er, indem er mich an ſeine Bruſt drückte. „O, ich begreife, was Du leideſt. *Dein* Fall iſt ja *mein* Fall. Auch *ich* liebte, liebte mit aller Gluth meiner zwanzig Jahre. Mathilde ſchien mir ein Engel, ich betete ſie an, ſie war mein Leben, mein Alles. Und ſie liebte mich wieder, im Anfang wenigſtens. Ich wollte ſie heiraten, obgleich ſie nur eine Schauſpielerin war. Ach! wie glücklich war ich in den paar Monaten, ſo lange ihr Dämon nicht ſein Auge auf ſie geworfen hatte. Plötzlich, ohne alle Veranlaſſung meinerſeits, änderte ſie ihr Betragen, ſie wurde launenhaft, unfreundlich, brutal gegen mich und eines Tages gab ſie mir kurzweg den Laufpaß, indem ſie mir mit dürren Worten ſchrieb, ich möge meine Beſuche bei ihr einſtellen. Wie Du, klammerte ich mich an mein vermeintliches Glück mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung. Ich bat, ich flehte, ich erniedrigte mich ſo weit, auf den Knien vor ihr herumzurutſchen. Sie blieb ungerührt, ja mein unmännliches Benehmen erregte nur ihre Heiterkeit; ſie verhöhnte mich, machte ſich, wie ich nachträglich erfuhr, mit ihrem

neuen Galan über meine, wie ſie es nannte „grotesken“ Briefe luſtig und verbot mir ſchließlich ihre Thüre. Ich habe den Schlag überwunden, aber um welchen Preis! Ich habe den Pfeil aus dem Fleiſche gezogen, aber das Beſte von mir iſt mitgegangen.“

Er ſprach nur allzu wahr, der arme Bruder. Man brauchte ihn nur anzuſehen und man bekam den Eindruck einer Pflanze, die vom Spätfroſt verſengt wurde.

„Du ſiehſt, liebe Schweſter“, fuhr er fort, „unſere Schickſale gleichen ſich wie ein Ei dem andern. Doch was willſt Du jetzt thun?“

„Ihn in ſeiner Wohnung aufſuchen.“

„Thu' das nicht, Schweſter“, ſagte er, ohne über die Abſicht, die ich ausſprach, Verwunderung zu äußern. „Ich rede nicht vom möglichen Skandal; wenn man leidet, wie Du, frägt man nicht nach derlei Rückſichten. Aber Dein Schritt könnte ſeinen Zweck verfehlen und Dir neue Demüthigungen zuziehen. Laß mich die Sache in die Hand nehmen. Es iſt ja möglich, daß Alles noch zu einem guten Ende geführt werden kann. Wie heißt er, wer iſt er?“

Ich nannte ſeinen Namen.

Mein Bruder war wie vom Donner gerührt.

„Wie ſagſt Du, daß er heißt?“ fragte er, indem er krampfhaft meinen Arm umfaßte.

Ich wiederholte den Namen, bereute es aber gleich, es gethan zu haben, denn die Wirkung auf meinen Bruder war eine fürchterliche. Er, der ſonſt die Sanftmuth ſelbſt iſt, war ſchrecklich anzuſehen. Seine Züge waren verzerrt, ſeine Augen rollten wild, die Adern auf ſeiner Stirne ſchwollen an zum Zerſpringen und ſeine Fäuſte ballten ſich.

„Um Gottes Willen, Bruder, was haſt Du?“ fragte ich.

„Nichts, nichts“, antwortete er, indem er ſeine Aufregung gewaltſam niederzukämpfen ſuchte. „Wahrſcheinlich ein zufälliger Name. Verwandtſchaft. Es kann nicht derſelbe ſein, jener war Student wie ich. Kaltes Blut! Ich werde mich erkundigen. Man darf nicht richten, bevor man gehört hat. Wo wohnt er?“

Ich nannte die Wohnung. Er ſchrieb Straße und Hausnummer auf, küßte mich und wollte fort.

Erſt jetzt brachte ich ſeine Worte in Zuſammenhang. Es zuckte ein Licht in mir auf. Ich ahnte, daß mein Bruder nichts Gutes vorhatte, ich klammerte mich mit beiden Händen an ihn an und hielt ihn gewaltſam zurück.

„Bruder! Bruder!“ rief ich. „Ich laſſe Dich nicht fort, mir iſt ſo bang! Was willſt Du thun?“

„Was ich muß und was er verdient, wenn es derſelbe iſt“, antwortete er. „Laß mich“.

Ich aber ließ nicht los. „Bruder, ich bitte, ich beſchwöre Dich, geh' jetzt nicht. Du biſt zu aufgeregt, es gibt ein Unglück. Wenn Du mich lieb haſt, ſo warte bis heute Abend, oder bis morgen Früh, da wirſt Du ruhiger ſein.“

„Gut“, ſagte er, „Du haſt vielleicht Recht, ich will warten.“

Er hielt Wort. Auch ich will warten bis morgen. Ach mein Kopf, mein armer Kopf! Es wäre doch ſchrecklich, wenn ich wahnſinnig würde.

Im Tagebuch findet ſich hier eine lange Pauſe. Erſt ein halbes Jahr ſpäter wurde es fortgeſetzt. Aus der Art, wie dieß geſchah, erkannte ich, daß in der Zwiſchenzeit die Kataſtrophe ſtattgefunden haben mußte. Denn es fehlte von da an der logiſche Zuſammenhang. Das, was vernünftig ſchien, waren Berichte über intereſſeloſe Ereigniſſe des alltäglichen Lebens, mit kindiſcher Schwatzhaftigkeit erzählt. Sobald ſie auf ihre unglückliche Liebesgeſchichte zu ſprechen kam, ſo ſchweifte ſie aus und man glaubte die extravaganten Irreden eines Delirirenden zu leſen, wobei meiſt von Thereſe in

der dritten Person gesprochen wurde. Die Achse, um die sich Alles drehte, war die fixe Idee, sie habe kein Herz mehr, ein Dämon habe es ihr gestohlen und irgendwo in der Erde verscharrt, sie suche den Ort und könne ihn nicht finden; wenn Therese ihr Herz wieder hätte, würde sie gesund werden.

Aus einzelnen Stellen des Tagebuches, die ich nach und nach in Zusammenhang brachte, entnahm ich, und spätere mündliche Mittheilungen meiner Mutter bestätigten es, daß Georg und der Student, von welchem Theresens Bruder gesprochen hatte, wirklich eine und dieselbe Person waren. Die Geistesnacht der beiden Geschwister war übrigens nicht das einzige Unheil, das der gewissenlose Lovelace auf dem Gewissen hatte. Jene Mathilde, von der oben die Rede war, hatte sich, schnöde von ihm verlassen, in's Wasser gestürzt. Es zeigte sich ferner, daß derselbe zur selben Zeit, als sein Roman mit Therese im Gange war, ein anderes, noch verbrecherisches Verhältniß unterhielt. An demselben Tage, an welchem Theresen's Bruder den nichtswürdigen Verführer zur Rechenschaft ziehen wollte, wurde es ruchbar, daß dieser mit der jungen Frau eines Professors, einer Mutter von zwei Kindern, durchgegangen war. Theresen's Vater brachte die Nachricht von dieser Entführung, von der die ganze Stadt sprach, nach Hause und erzählte sie bei Tische, arglos auch den Namen nennend, denn er ahnte nicht, in welchen Beziehungen Sohn und Tochter mit ihm gestanden waren. Der Eindruck auf die, wie man aus dem Tagebuche sieht, ohnedieß schon krankhaft erregte Therese war so gewaltig, daß sie in ein hitziges Fieber verfiel, von dem sie nur langsam und nur zu halbem geistigen Leben genas.

Auch Bruder und Mutter Theresen's sind seitdem gestorben. Auf dem Friedhofe zu B. ist ein einfacher Grabstein, ein Obelisk aus schwarzem Granit, der keine andere Inschrift trägt als den Namen Therese und das Datum ihres Todestages. Hier ruht meine alte Theaterfreundin, „die Närrische".

Georg, der ihr Herz gestohlen, ist verschollen.

Eine Dorfgeschichte.

Von **Hans Grasberger.**

Sie hatten junges Blut — und waren sich gut.
Er schlich sich Nachts an's Fensterlein,
Sie ließ ihn ein — und waren allein.
Er fleht' um ihre Gunst
Und bat und schwor — umsunst!
Sie blieb kalt,
Und hatte übee sich und ihn Gewalt:
„Da vorne seß' Dich auf die Truh'
Und überdenk' in Ruh',
Ob Du in Ehren
Kannst Weib und Kind ernähren —
Dann magst Du wiederkehren
Und will ich Dir nicht wehren."

Aus den Tagen der Gewalt.

Geſchichten zum ſiebzigjährigen Gedächtniſſe erzählt von P. K. Roſegger.*)

Ein Abend auf Kufſtein.

Es war im Juli des Jahres 1809. Der Bauernhäuptling Joſef Speckbacher belagerte mit ſeinen Tirolern die Veſte Kufſtein, in welcher unter dem Major Aicher eine bairiſche Garniſon lag.

Seit dem erſten Lenzen dieſes Jahres rangen die Tiroler mit den Baiern und dem korſiſchen Weltbezwinger um ihr Heimatland, um ihre Religion und allehrwürdigen Sitten. Mit einem Heldenmuthe, der in den glorreichſten Blättern der Weltgeſchichte verzeichnet bleiben wird, befreiten ſie dreimal das Land und wenn ſie endlich wichen, ſo wichen ſie nicht der Uebermacht, ſondern der Hinterliſt. Während ſie auf ihren Bergen für's Vaterland und für den Kaiſer ſtritten bis auf den letzten Tropfen Blut, während das ganze Volk in beiſpielloſer Einigkeit am Kampfe theilnahm, daß ſelbſt Weiber mit den Futterſenſen fochten und Kinder die verſchoſſenen Kugeln aus dem Erdboden ſtachen, um ſie ihren Schützen zu bringen — wurde Tirol von diplomatiſcher Seite dem Feinde ausgeliefert. Die Tiroler kämpften trotz Waffenſtillſtand und Friedensſchluß noch fort, denn ſie wußten es nicht, daß ſie überantwortet waren, oder konnten es nicht glauben. Mitten im Siegen — ein Tiroler Corps marſchirte ſchon gegen München hin — begegnete ihnen auf einem alten Schimmel einer ihrer Bauern ohne Hut und in Hemdärmeln, der ſchwang ein weißes Tuch und rief: „Schießt's nimmer, Leut', ſchießt's nimmer! Waffenſtillſtand iſt's, richtig wahr! Ich bin ja der Bäck von Kochel!" Und übergab ihnen die Münchner Zeitung, da ſtand's drin: Tirol wird von Oeſterreich geräumt, den Baiern auf Gnad' und Ungnad übergeben!

Aber ſie glaubten es nicht und der Speckbacher ſagte: „'s iſch Alles Lug und Trug! Unſer Kaiſer gibt uns nit her!"

Die Kufſteiner Bürger wollten es mit den Baiern im Schloſſe halten, aber Speckbacher ließ ihnen ſagen, wenn ſie nicht zu den Tirolern ſtünden, ſo brenne er das Neſt nieder. Hätten die Herren draußen ausgemacht was immer, er ergebe ſich nicht und er wolle den Baiern noch Schwaz zurückzahlen. — Die Erinnerung an das unglückliche Schwaz, in welchem die „Brüder Baiern wilder als der Türk" gehauſt hatten — die Männer erſchlagen, die Weiber geſchändet, die Kinder zertreten, die Stadt niedergebrannt — dieſe Erinnerung entflammte in dem Tiroler immer wieder den glühendſten Haß gegen die „Boarn".

Dieſe hatten ſich nun oben in der Feſtung ganz gut eingeheimt und ließen ob der Belagerung einſtweilen keinen Kummer ſpüren. Speckbacher herunten wurde ſchon ungeduldig. Er ſann auf Mittel, die Veſte in Brand zu ſtecken. Vor allem mußten die Löſchwerkzeuge zerſtört werden, damit das Feuer keine Gegenwehr finde und die ſtolze

*) Dieſe folgenden Erzählungen und Details begründen ſich theils auf J. G. Mayr's Buch: „Der Mann von Rinn", theils auf Privatmittheilungen und volksthümliche Traditionen. Kenntniß der Geſchichte des Jahres 1809 darf bei dem Leſer vorausgeſetzt werden.

Kufsteiner Burg luftig zu Staub und Asche wandle.

„Wer will's wagen, auf die Bastionen der Veste hinaufzusteigen und in's Spritzenhaus zu bringen?"

Keiner. Es wäre Tollheit. Der Tiroler ist tapfer, aber die Baiern sind schlau. Doch die Tiroler hatten einen Anführer, der war tapfer und schlau zugleich und hieß Josef Speckbacher. Dieser unternahm es denn, in der finsteren Wetternacht des 30. Juni, nachdem er sich Schlüssel verschafft hatte, zum Spritzenhause emporzuklettern. Hastig machte er sich an die Abschraubung der Spritzenköpfe, an das Zerschneiden der Schläuche; eine der Spritzen war schon ruinirt, da erscholl von der Schildwache herab ein „Wer da?" Speckbacher stand ruhig wie ein Eisenblock und beschloß, seine Arbeit zu unterbrechen. Um aber sein Vorhaben dennoch auszuführen, sich vorderhand jedoch möglichst sicherzustellen — er mußte durch einen kleinen Hofraum in Schußweite unter der Schildwache vorbei — bückte er sich und nahm die Gestalt eines Hundes an. So kroch er knurrend im Dunkeln der Wetternacht von einem Versteck zum andern, zerschnitt die Schläuche, kletterte dann niederwärts zu einem aufgeschichteten, an sechshundert Klafter mächtigen Holzstoß und zündete ihn an. Rasch fiel das Feuer über das durch Sonnenhitze getrocknete Holz her und loderte im Sturme des Gewitters gegen die Veste empor und über die zunächststehenden Häuser der Stadt hin. Speckbacher war bald in Sicherheit. Ein Theil der Stadt Kufstein brannte nieder; die Festung war eingehüllt in die Wirbel des Rauches oder wiederleuchtete im Gluthenscheine — des Weiteren aber geschah ihr nichts.

Major Aicher ließ sichs nicht verdrießen, von der Festung die Tiroler im Thale recht oft mit Pulver und Blei zu begrüßen, weswegen ihn die Bauern den „Pulverstoffel" nannten.

Einmal, als die Belagerer just bei ihren lieben Knödeln saßen und sich dieselben schmecken ließen, kam eine sechzigpfündige Bombe dahergefahren, die gerade in der Knödelschüssel zerplatzte und das Menschenhäuflein jämmerlich zurichtete. — Seit diesem Mahle schmeckten auch von den Ueberlebenden Keinem die Knödel mehr, und sie schworen, dem bairischen Commandanten auch einmal eine Mahlzeit zu versalzen.

Eine andere Gruppe von Bauern war im Wirthshaus zur „Klause" bei einer Kegelpartie. Etliche Tollköpfe riefen zur Festung hinüber: die Herren Baiern wären eingeladen zum Kugelscheiben, wohingegen Andere sich so kehrten, daß der Festungs-Commandant die „hintere Front" zu sehen bekam. Dieser verstand aber unrecht, sah die Bauern für Kegel an und ließ einen Sechzigpfünder herüberkrachen, der mehr als „alle Neune" schlug.

Ueber den Inn führte bei Kufstein eine hölzerne Brücke, über welche den Belagerten häufig Lebensmittel zugeschanzt wurden. Diese Brücke war daher dem Speckbacher sehr verhaßt; da er sich aber mit den Bauern nicht in den Schußkreis der Festung wagen durfte, so fiel ihm etwas Anderes ein, diese Brücke zu zerstören. Er ließ oberhalb Kufstein mehrere Schiffchen zusammenraffen, füllte dieselben mit Reisig und Pech, zündete sie an und ließ sie brennend gegen die Brücke schwimmen. — Andere Fahrzeuge, welche die Baiern zum Behufe eines Schiffbrückenbaues am Innufer mit Tauen festgebunden hatten, schnitt Speckbacher los, daß sie den Strom hinab gegen das Flachland schwammen.

Und das Alles, nachdem draußen bei Znaim schon der Waffenstillstand geschlossen war, wodurch den Franzosen Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Triest, Ungarn bis an die Raab, ein Theil von Mähren und Tirol zufiel. Längst war die Uebergabe dieser Länder

auf Kufstein durch 101 Kanonenschüsse angezeigt worden, in den Kirchen wurde Te Deum gesungen und das Geläute aller Glocken kündete das Ereigniß. — Ein Tiroler Bauer schoß seinen Stutzen nach einer solchen Kirchthurmglocke ab: „Du Schandglocken! Zum Kaiserfest hast geläutet, zu unseren Siegen hast geläutet; zu unserer Schmach läutest auch. Der Teuxel hol' Dich!" Noch heute zeigt man in jener Glocke die Kugel.

Die Erbitterung auf der Veste Kufstein gegen die immer noch aufständigen Bauern hatte ihre ganze Höhe erreicht. Ueber den Bauernhäuptling Speckbacher war längst das Urtheil gesprochen! auf seinen Kopf stand ein hoher Preis gesetzt. Beiläufig gesagt, war den Baiern damals Josef Speckbacher das, was später den Oesterreichern — Hadschi Loja geworden.

Und gerade zu dieser Zeit unternahm der tollkühne Bauern-Commandant ein Wagestück, welches an Verwegenheit wohl zu den allerersten seiner Unternehmungen, Abenteuer und Streiche gezählt werden muß.

Speckbacher wollte persönlich in die Veste gehen und mit dem Commandanten Aicher sprechen — des Waffenstillstandes wegen, er wollte doch wissen, was Wahres an der Sache sei.

„Seppel, das mußt nit thun!" widerriethen ihm seine Kampfgenossen, die in einer großen Heuscheune beisammen waren, „sonst machen sie Dir's, wie den fünf Bauern an der Zillerbrucken und hängen Dich auf die Eschen."

„Ja, ja, Dich allein hängen sie fünfmal auf, und rädern und köpfen Dich nachher. Wer hat was davon? Na, na, Seppel, so trotz muß nit sein."

„Als der Speckbacher geh' ich nit eini, so gescheidt bin ich schon", antwortete er, „und allein auch nit, der Moser und der Bärenlochner müssen mit. Jetzt will ich doch sehen, ob nichts zu erfahren ist. Möcht' auch wissen, wie sie eingerichtet sind, da oben, mit den Lebensmitteln, und ob sie nit schon krepiren."

„Das kann ein Anderer auch richten."

„Aber wie! Erstens heißt's ausspähen, zweitens muß man den Alten redantreiben, daß er Farb aussagt; auf's Dritt' muß man jedes Wort genau absangen und darf sich nit schrecken und nit irren lassen. Na, da muß ich selber gehen."

„Daß Du dem Alten den Namen nit auf die Nasen bindest, versteht Eins gleichwohl. Aber meinst, die Boarn haben keinen Steckbrief von Dir? Ueber und über bis auf die Zehenspitzen bist beschrieben; Dich kennt jeder stockblinde Boar schon im Greisen."

Der Bauernhäuptling legte seine Waffen ab, den Kernstutzen, den großen Säbel mit der schwarzledernen Kuppel, an welcher die Messingblatte mit dem Doppeladler hing. Er warf den Bauernmantel, den gefederten Lodenhut, die derben Halbstiefel von sich.

„Geh' her, Kaspel", sagte er, „schneid' mir den Schnautzbart ab, den Backenbart aber auch. — So, der Waldteufel wär' wegbalbirt. — Du, Altranser Kirchenpropst, gibst mir Dein Gewand; auch den Stecken her. — Ob ich nu nit ausschau, wie ein Roßtreiber?"

Wie er sich verstellen konnte! Es schien, als wäre kein einziger Knochen Speckbacher mehr an dem Mann.

„Na, so behüt' Gott, Seppel, sei gescheidt!"

Und in der Dämmerung schritt er mit verstelltem Gange davon.

Die Anderen blieben in der Scheune zurück und redeten von ihrem tapferen Commandanten.

„Der narrt sie noch in der Kufsteinerburg", sagte Einer, „gerade wie er sie letzt Wochen an der Volderferbrucken genarrt hat."

„Wie ist das eigentlich zugegangen?" fragte ein Anderer.

„Wie wird's denn zugegangen sein? Die Boarn-Teufel haben die Inn-

brucken beſetzt gehabt, und wir hätten auf die link' Seiten hinüber fortweg Poſt thun ſollen, wie's bei uns ſteht und wie ſich brenten die Unſern zu richten haben. Ihnen 's ja wiſſen laſſen, daß die öſterreichiſchen Reiter ſind geſehen worden auf dem Brenner und daß ſie nur gutes Muth's ſein und aushalten ſollten. Aber Jeder, der auf der Brucken hin- und hergangen, iſt unterſucht worden; die Mannsbilder haben ſich gar bis auf die Pfaid ausziehen müſſen. — Na, da hat der Speckbacher zuerſt ſeine Hausdirn, die Burga, auf die Brucken gehen laſſen. Iſt gleich ausgeſucht worden — haben nichts gefunden. Gleich nach der Burga kommt der Zoppel, dem Speckbacher ſein Knecht, mit ſeinem Haushund, dem großen Pudel — leicht kennſt ihn eh. Schau, und der Hund hat unter der Halſen, hübſch in der Woll' verſteckt, das Brieſel tragen, für die Bauern brenten — das Aufmahnungsbriefel. Den Knecht gehen ſie gleich an: ob er nichts Verdächtig's bei ſich hätt'? — Suchts mich halt aus! ſagt der. Dieweilen ſie's thun, pfeift drüben ſchon die Burga nach dem Hund; der lauft luſtig ſeiner Hausgenoſſin nach und der Bericht iſt auf der andern Seiten gleich umgangen."

„Ja, das Ueberliſten, das kann er, der Speckbacher-Seppel. Sogar die Spione ſpionirt er aus, und wie fein! So iſts auch beim Hirſchbühel-Paß geweſen. Da haben uns die Boarn drankriegt, weil uns ſo ein Lump — ein Salzburger Bauer iſts geweſen — verrathen hat. Gehabt haben wir den Kerl bald, aber geſtehen hat er nichts wollen. Der Seppel iſt nit ganz überzeugt von ſeiner Schuld, aber er ſagt: gar kein Zweifel, Du biſt ſchuldig Mann, morgen laß ich Dich hängen. Weil ich's aber nicht gern hab, wenn Du vom Mund auf in die Höll' fahrſt, ſo ſchick' ich Dir heut' einen Beichtvater. Könnts euch denken, was der Gefangene für ein Geſicht gemacht hat. Der Speckbacher — was thut er? Er läßt einen Schützen in die Kutten ſtecken und ſchickt ihn als Beichtvater. Dem hat der arme Sünder Alles geſtanden. Der Hofer hat ihn dann zum Tod verurtheilt; der arme Teufel iſt aber ſpäter noch begnadet worden. — Ja, der Seppel, das Ueberliſten, das kann er."

„Wenn's auf's Raufen ankommt, das kann er noch beſſer."

„Iſt er noch ſo, wie vorzeit beim Ringeln? Da hat ſich ja gar Keiner mit ihm einlaſſen wollen, bis er ſich die recht' Hand auf den Buckel binden hat laſſen."

„Und von wegen dem Speckbacher-Wildſchützen hat ja Keiner mehr Jäger werden wollen! Haben ſie ſich von ihm nicht foppen laſſen, ſo hat er ſie prügelt."

„Und auf fünfzig Schritt Weiten ſchießt Dir der einen Thaler aus der Hand, daß Du gar nit weißt, wie Dir iſt."

„Geh, geh, das iſt Alles noch nichts gegen ſein Anfahren und Raufen mit den Boarn und Blauhoſeten. Wer dabei iſt geweſen auf dem Brenner, auf dem Iſelberg, bei der Hallerſtadt — der vergißt's nimmer."

„Die Haller Herren haben ſchon auch Reſpekt vor ihm kriegt, wie er ihnen auf dem Schubkarren den großen Raubbären hat daherbracht, der oben im Iglerwald das Vieh hat zerriſſen."

„Dasmal hat er's halt mit keinem Bären zu thun", meinte ein alter Bauer, „dasmal geht er mitten in die Wolfshöhlen. Sie haben ſakermentiſchen Hunger auf den Seppel. Ich ſag', wir beten ein' Roſenkranz für ihn."

„Ein Roſenkranz iſt gut", rief einer von den Jüngeren, „aber noch beſſer iſt's, wenn wir unſere Stutzen friſch laden. Wenn wir was Verdächtiges wahrnehmen auf dem Kufſteiner-G'ſchloß, ſo fahren wir d'rein, und geht's aus, wie's will. Im Stich laſſen wir ihn nicht."

Die drei Männer stiegen in der Abenddämmerung gegen die Veste hinan — drei unbewaffnete Bauersleute, denen die Vorposten freien Weg gaben. Der Größte darunter — es war Speckbacher — hob einen Stein auf und pochte damit an das Thor.

„Wer da?" rief die Schildwache.

„Tiroler aus der Umgegend, wollen mit dem Commandanten reden."

Wie sie hießen? wurde angefragt.

„Johann Moser und Andreas Bärenlochner."

„Und der Dritte, der Große?"

„Josef Harter", antwortete Speckbacher.

Sie sollten warten.

Nach einer Weile, als es schon finster geworden war, erschien Major Aicher selbst. Er ließ ein Pförtchen öffnen, welches so niedrig war, daß sich Speckbacher tief bücken mußte; aber innerhalb desselben richtete sich der Häuptling um so strammer wieder auf, daß der bairische Commandant nicht meinen sollte, ein Tiroler neige sich vor ihm.

Major Aicher schickte eine Streifwache hinaus, um sich zu versichern, daß Niemand mehr im Hinterhalte sei; die drei Ankömmlinge ließ er zu sich rufen. Früher aber mußten sie sich die Augen verbinden lassen und so stolperten sie, von einigen Soldaten begleitet, die Stufen des Forts hinauf. In einem dunkeln Vorsaal angelangt, wurden ihnen die Blenden abgenommen. Zwischen den Soldaten stand der Klausen-Martel, ein Wirthssohn aus dem Städtchen, der in der Festung Zutritt hatte und für diese Botendienste verrichtete. Der Martel, als er die drei Männer sah, erschrak etwas, denn er erkannte den Speckbacher. Dieser hinwiederum erschrak ebenfalls ein wenig, als er bemerkte, daß er erkannt war, ließ aber nichts merken. Der Martel gab sofort durch ein Zeichen zu verstehen, daß er nichts verrathen werde und wußte, als Speckbacher durch eine zweite Thür eintreten mußte, so nahe an diesen heranzukommen, daß er ihm in's Ohr flüstern konnte: „Nur aushalten, im Schloß ist schier Alles verfressen."

Endlich standen sie vor dem Commandanten. Dieser blickte sie mit forschenden Augen eine Weile an, dann fragte er finster und mit barscher Stimme, was sie wollten.

„Herr Major," sagte Speckbacher, „Mit dem Maul fechten haben wir nit gelernt und so sag' ich's gleich ohne Umschwänk' (Umschweife), daß wir mit den Oesterreichern unzufrieden sein. Jetzt haben wir uns so lang' gewehrt, und sie lassen uns im Stich. Wir möchten uns von unseren Anführern lossagen, weil sie uns von einer Gefahr in die andere hetzen — und ist doch Alles umsonst. Ist's denn wohl richtig wahr, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen ist worden?

„Das ist euch oft genug schon kund gemacht worden", fuhr der alte Major los, „ich bin nicht mehr willens mit Rebellen in eine Unterhandlung zu treten."

„Ist auch unnütz", sagte Speckbacher gelassen, „wenn wir einmal gewiß und bei Eurem Ehrenwort wissen, daß wir nimmer österreichisch sein, so wollen wir mit unseren Schützen zu den Baiern treten."

„Ich traue keinem Tiroler", unterbrach ihn der bairische Commandant, „ich gebe mein Ehrenwort nur einem Ehrenmanne. Der Waffenstillstand ist abgeschlossen, aber nicht für die Empörer von Tirol, die sind vogelfrei. Zweimal sind sie begnadigt worden und zweimal haben sie die Gnade mißbraucht — wahnwitzig und schändlich mißbraucht. Mit dem dummen Volk wird man wohl ein drittesmal Nachsicht haben müssen, obwohl es werth wäre, daß es ausgerottet würde; aber die Anführer und Verführer, sobald sie eingebracht werden — wehe ihnen! Für diesen Hofer, für diesen Speckbacher ist kein Galgen zu hoch!"

Die drei Männer ſtanden feſt wie drei Tannenbäume vor dem Polternden. Und als dieſer ſchwieg, um ſich auszuſchnaufen, ſagte Speckbacher: „Danken ſchön für die gütige Auskunft. Jetzt thäten wir's wiſſen und wär' infoweit mit den Tirolern ſchon was anzufangen, wenn man ſich halt auch auf die Potentaten verlaſſen kunnt. Wenn's ſo hergeht, daß oben keine Treu mehr iſt, verthun wir unſer Gut und Blut umſonſt. Und was die Anführer angeht, ſo ſind wir ganz überzeugt, daß man ſie henken wird, ſobald man ſie hat. Aber hart zu kriegen werden ſie ſein."

„Kennt ihr den Speckbacher?" fragte der Major.

„Ob wir den nicht kennen!" antwortete der Genannte, „iſt nicht weit von Kufſtein. Gerade der iſt es ja, der uns immer in die größten Gefahren jagt."

„Wißt ihr, daß dieſer freche, ruchloſe Galgenvogel Tirol zu Grunde gerichtet hat? Und daß er euch ſelbſt noch zu Grunde richten wird, wenn ihr ihn nicht bald ausliefert?

Die Drei neigten ironiſch beiſtimmend ihre Köpfe.

„Einſtweilen bleibt ihr als Geißeln für ihn da. Wenn der Aufrührer mit den Füßen auf den Baſtionen hängt, könnt ihr heimgehen."

Das waren keine erfreulichen Ausſichten. Aber ohne die geringſte Befangenheit zu verrathen, meinte Speckbacher, er ſehe das Alles recht gut ein. Der Landesverderber müſſe fallen, das werde jeder patriotiſch geſinnte Tiroler wünſchen und verlangen. Aber dem Manne ſei ſchwer beizukommen, er habe ſeine Schlupfwinkel in den Wäldern und auf den Almen und vermöge es, mit den wilden Thieren zu leben und breche doch wieder plötzlich hervor mit einem Rudel von Waldteufeln. Man ſei vor ihm niemals ſicher, und ſo lange der nicht feſtſitze oder hänge, ſei keine Ruh' im Land. Sie — die drei Abgeſandten — blieben gerne auf der Burg, da hätten ſie endlich einmal Frieden. Wenn ſie aber etwas meinen dürften, ſo möchten ſie meinen, daß es vielleicht nicht ganz praktiſch wäre, gerade jene Männer in Gewahrſam zu halten, welchen die Schleichwege Speckbacher's am beſten bekannt ſeien und daher am eheſten in der Lage ſein könnten, ſeiner habhaft zu werden.

„Ja, wollt ihr ihn kriegen, wollt ihr mir ihn bringen?" ſchnarrte der Major.

„Wenn uns eine gute Belohnung geſichert wird — warum nicht?"

Aicher hatte den Speckbacher nie geſehen und konnte auch nicht im Entfernteſten vermuthen, daß ein ſo berüchtigter Oberanführer in eigener Perſon ſpioniren gehen würde, er wurde daher wirklich irregeführt. Nun wollte er zeigen, daß er geſonnen ſei, gegen die Tiroler verſöhnend zu handeln; auch war ihm darum zu thun, die drei Männer wirklich für den Angriff auf Speckbacher zu gewinnen; er knüpfte mit ihnen ein freundlicheres Geſpräch an. Er ſtellte ihnen die politiſche Sachlage der Wahrheit gemäß dar, deutete ihnen an, wie das neue Regiment in Tirol vorgehen werde, und was die Zuſtände auf der Feſtung anbelangte, ließ der alte Mann manches unbedachte Wort fallen, welches Speckbacher für ſeine Pläne auffing.

Indeß hatte der Major gleich Anfangs in das Städtchen um einige Bürger geſchickt, um über die drei Männer, die ihm doch etwas verdächtig vorkommen wollten, Zeugenſchaft zu haben. Da dieſe Gerufenen bis jetzt noch nicht erſchienen waren, ſo ließ er Speckbacher und ſeine Gefährten in eine Nebenſtube treten.

„Wir ſitzen im Pech!" flüſterte Moſer.

„Sind ſchon öfter d'rin geſeſſen", entgegnete Speckbacher.

Die Bürger aus dem Städtchen kamen. Der Commandant fragte, ob ſie die gefährlichſten Rebellen perſönlich

kennten. Sie bejahten es und er führte sie in die Stube, hielt dem Moser ein Licht unter die Nase und fragte die Kufsteiner mit strengem Tone: „Kennt ihr diesen Menschen?"

„Vom Sehen aus. Ein Tiroler Bauer. Näher ist er uns nicht bekannt."

Das Licht vor den Bärenlochner: „Und diesen?"

„Das muß ja der Bärenlochner-Anderl von Absam sein. Soweit ein rechtschaffener Mensch!"

Der Major beleuchtete das Gesicht Speckbachers: „Und diesen?"

„Den da?" sagte einer der Bürger mit etwas unsicherer Stimme. Speckbacher starrte ihn mit seinem gluthvollen Auge an, der Blick war flehend und durchbohrend zugleich.

„Kennt ihr ihn?" fragte der Commandant noch einmal.

„Nein", antwortete der Kufsteiner.

„Gut. Ihr könnt wieder gehen."

Die drei Bauern aber behielt er noch zurück und betrachtete sie als Unterhändler, denen er die Waffenstillstandsbedingungen vorlegte und erklärte. Dabei ließ er Wein auftragen und sagte, daß es ihn freue, endlich einmal Tirolern begegnet zu sein, mit denen sich ein vernünftig Wort reden lasse. Er meine es ja gut mit den Leuten und denke, mit ihnen — wären nur die Rädelsführer einmal hin — auch auszukommen. Er trinke auf das Wohl des schönen Landes Tirol.

Der Wein war in Südtirol gewachsen und die beiden Begleiter Speckbacher's ließen sich ihn schmecken. Sie wurden heiter und redselig — und dem Speckbacher wurde angst und bang.

„Na, Seppel!" rief der Moser und hielt dem Angesprochenen das Glas hin, „daß wir heut' noch so lustig sein sollten! was? Trink' einmal! Auf Dein Weibel! Dein braver Anderl — er soll auch leben!"

„Ist das ein Sohn von euch, der Anderl?" fragte der Major.

„Und was für einer!" schrie der Moser, „Der kann euch das Boarnerschießen! Wird ein Raufteufel wie sein Vater, gelt —."

„Gift!" schrie Speckbacher plötzlich und sprang empor, daß der Lederfessel hinter ihm stürzte, „in diesem Wein ist Gift!"

Rasch erhoben sich auch die beiden Andern und wurden bleich.

„Aber Männer!" rief der Major, „seid ihr verrückt?"

Speckbacher hielt die Hände an seinen Unterleib.

„Mundet euch der Wein nicht, so laßt ihn stehen", fuhr der bairische Commandant fort, „ich trinke ihn selber!" Und stürzte Speckbacher's Glas in seine Gurgel.

Der Bauernhäuptling stellte sich gar überrascht; nun trat er zum Major, legte seine Hand treuherzig auf dessen Arm und sprach: „Verzeiht mir, Herr, verzeiht mir. Seitdem mich dazumal in Sprugge meine eigenen Landsleut' haben vergeben wollen, bin ich so viel aufgeregt. Eine Verkältung muß es sein — ein augenblickliches Leibschneiden. Ist wohl das Best', wir bedanken uns für heut' und bitten noch einmal um Verzeihung."

„Na, na, geht nur, in Gottesnamen", sagte der Major, „ich hoffe, ihr holt euch demnächst die Belohnung für den Speckbacher."

„Wie viel, wenn man fragen darf?"

„Hundert Thaler."

„Herr Major, der ist sein Geld werth! — Sagen gute Nacht."

Der Festungscommandant begleitete die bäuerlichen Unterhändler noch bis hinab zur kleinen Pforte, verabschiedete sie nicht ohne Freundlichkeit und stieg dann zufrieden mit seinem diplomatischen Vorgehen hinan zu seinem Gemache.

Die drei Bauern eilten hastig von dannen. Keiner sprach ein Wort. Erst als sie hinter dem Wäldchen gegen das Kaisergebirge hinschritten, athmete

Speckbacher auf und ſagte: „Mir iſt angſt und bang worden!“

„Aber was iſt denn das mit dem Gift geweſen?“ fragte Moſer.

„Ein hölliſches Gift war in dem Wein. Das hätt' uns bald umgebracht alle drei. Das ihr's wißt: mit euch geh' ich nimmer ſpioniren! Da geht das beſoffene Aas her und ſängt vor dem Alten mit meiner ganzen Lebensgeſchicht' an. Erwürgen hätt' ich Dich mögen, Moſer. Wie ich euch nit mit meinem jähen Aufſpringen derſchreck', ſo baumeln wir noch heut'.“

„So ſteht's mit dem Gift!“ ſagte der Bärenlochner.

„Mehr Glück als Verſtand!“ brummte der erzürnte Speckbacher noch. Bald darauf kamen ſie zu den Genoſſen, welche mit Kummer auf die Zurückkehrenden gewartet hatten.

Aber die Gefahren dieſer Nacht waren umſonſt beſtanden. Speckbacher erhielt von öſterreichiſcher Seite einen derben Verweis, des tollen Wagſtückes wegen. Gleichzeitig marſchirten die öſterreichiſchen Truppen aus der Gegend. Neue Schaaren von Baiern und Franzoſen zogen heran, um das „friedensbrüchige Tirol“ zu zermalmen. Die Tiroler Bauern verſammelten ſich vor Kufſtein und hielten Rath, was nun zu machen ſei. Da krachte von der Feſtung plötzlich ein Hagel von Kugeln nieder und füllte den Platz mit Leichen. Nur Wenige entkamen, um im Lande zu berichten, daß der Waffenſtillſtand für Tirol nicht zu gelten ſcheine.

Als Speckbacher ſah, daß nun Alles verloren ſei, ſchwang er ſich in einem Anfall von Verzweiflung auf ſein Rößlein, ſprengte in die Schußlinie vor die Feſtung und rief höhnend und raſend hinauf: „Da bin ich! Trefft's mich! Bringt's mich um!“

Ein paar Freunde zerrten ihn vom Platze weg. Man rieth ihm, daß er nun Tirol ſchleunigſt verlaſſe, ſich nach Oeſterreich und Wien rette und ſich für eine Zeit ſpare, da es für's Vaterland mit beſſerem Erfolg wieder was zu thun gebe. Er verabſchiedete ſich von Weib und Kind.

„Wirſt uns doch nicht ganz verlaſſen, mein Seppel!“ ſchluchzte ſeine Gattin und die Kinder umklammerten ſeine Knie.

„Ich muß!“ rief er, „ich muß; ich komm ſchon wieder!“

Mit mehreren öſterreichiſchen Officieren auf einem Leiterwagen fuhr er dahin. Da begegnete ihm auf ſeiner Flucht im Puſterthale Andreas Hofer, der eben von Lienz kam, wo er die Trauerbotſchaft vom Waffenſtillſtande vernommen hatte. Als er auf dem Leiterwagen unter den Uniformen eine Bauernjoppe ſah, erkannte er ſeinen Kampfgenoſſen.

„Seppel!“ rief er, „auch Du willſt mich im Stiche laſſen! Sie führen Dich der Schande zu!“

Wie Speckbacher dieſes Wort hört, läßt er zwar ſeinen Hut im Stich, erfaßt aber den Stutzen und ſpringt vom Wagen auf die Straße zu Hofer. Beide bleiben in ihrem Tirol, ſammeln um ſich neue Schaaren und erwarten den Feind.

Demnächſt wird erzählt, wie wenige Wochen ſpäter die Bauernhelden den glorreichen Sieg auf dem Iſelberg errungen haben und eingezogen ſind in die Stadt Innsbruck als Herrſcher von Tirol.

Kindheit im Waldlande.

Idyllen von Albert Moeſer.*)

Junge Hirten.

Nieder ſinkt die Nacht der Sonnenwende
Auf der Alpen ſteile Felſenjache,
Fern am Firn erliſcht des Lichtes Schimmer,
Und die Luft geht ſtill und lau und ladend.
In die Nacht, die laue, aus der Hütte
Enger Pforte treten drei der Kinder,
Drückend laſtet drinnen dumpfe Schwüle,
Und kein Schlaf will ihre Augen ſchließen.
Drum, der nächt'gen Kühlung ſich zu freuen,
Meiden ſie des Hauſes niedre Räume,
Und ſie zieh'n zum luft'gen Stall der Ziegen,
Wo der Wind durch loſe Wände fächelt.
Drei der Ziegen hauſen dort im Stalle,
Und es ſteht vor jeder eine Krippe
Und in jede der drei Krippen bettet
Sich zur Ruh' der Alpenkinder eines,
Und es fächelt ſie der Thiere Athem,
Und ihr Bart ſtreift Wang' und Stirn und Näschen.
Aufwärts ſchau'n die Kinder zu den Steenen
Die durch Spalten blitzend niederſchimmern,
Hören geiſterhoft den Nachtwind flüſteen,
Und es regt ſich ſüße Märchenwonne.
Und dee Knaben älteſter berichtet
Van der Hadergais die alte Sage,
Der zwei Flügel an den Schultern wachſen,
Doch nur drei der Füße ſind beſchieden.
Und wenn Nachts ihr Schrei erſchallt im Felde,
Macht ſie ſchwarz ringsum des Hafers Saaten,
Und als einz'ge Nahrung heiſcht ſie lange
Graue Bärte alter Kahlenbrenner.
Sa erzählt der Knabe, und die ondern
Ueberfällt geſpenſterhaftes Grauen,
Und ſie faſſen ihrer Ziegen Bärte,
Und voll Angſt zieh'n ſie die Ziegenhäupter
Zu ſich nieder, tief ihr Antlitz dergend,
Wie ein Kind ſich birgt am Mutterbuſen.
Und auf's neu hebt an der Knaben gräſter
Und er ſpricht vam hehren Sannwendzauber
Und daß heut' um Mitternacht die Thiere
Reden können in der Menſchen Sprache.
Und ſolch' ſelt'nes Wunder zu erleben,
Wall'n ſie harr'n der mitternächt'gen Stunde.
Doch wie Blei ſinkt's auf die Augenlider,
Raſch verſtummt das kindliche Geplauder,
Nur der Nachtwind ſingt nach in den Lüften,
Und als zwölf die Glocke kündet, liegen
Menſch und Thier in tiefem Schlaf begraben.

Die Türkentanne.

Sieh! da ragt ſie auf des Berges Gipfel,
Mächtig und gewaltig, Sohn, wie keine,
Männer zwei nicht können ſie umſpannen,
Doch var Alter kahl ſchan iſt ihr Scheitel.
Denn ſie thront hier faſt ſeit ew'gen Zeiten,
Trug vordem den Halbmond ſchon im Wipfel,
Sah in Chriſtenblut die Maslem baden,
Und dos Volk heißt ſie die Türkentanne.
Andres viel noch könnte ſie erzählen,
Was ſie ſah im flücht'gen Louf der Zeiten,
Doch ſo ſeltſam nichts, als wie einſt nächtens
Juſt auf ihr Dein Ahn zum Greis geworden.
Wie das kam? Aus ſeiner Liebſten Hauſe
Tief im Thal zag er vergnügt zu Berge,
Seiner Bruſt entſtieg monch louter Jodler,
Und ſein Herz ſchwamm froh in Liebeswonne.
Mählig brach herein des Abends Dunkel,
Flammend zuckten Blitze durch die Wolken,
Durch die Stämme blickten glühe Augen,
Und van fern ſchall grimmer Wölfe Bellen.
Und aus Walken praſſelten die Schloſſen,
Und ſtets näher ſcholl der Beſtien Heulen,
Hinter ſich ſchan hört er laut ſie ſchnaufen,
Und vardei ſchien Leben ihm und Liebe.
Da — als wie zur Rettung ihm erkoren —
Bar dem Blick ſtieg auf die Türkentanne,
Und im Nu, van jäher Angſt beflügelt,
Schwang er ſich empar auf ihre Zweige.
Tief am Fuß nun machten Halt die Wälfe,
Setzten an den Stamm die grimmen Pfalen,
Blickten aufwärts, nach der Beute lechzend,
Doch Dein Ahn ſchien ſicher und geborgen.
Aber dichter fielen ſtets die Schlaſſen,
Schlugen ſchmetternd rings den Wald in Splitter,
Horch! da ſauſt Lebend'ges durch die Lüfte,
Läßt ſich nieder auf der Tanne Wipfel,
Heim zum Horſt, den er ſich hach gegründet,
Kam der Weih und ſoß dem Ahn zu Häupten.
Ueber ſich ſah er des Vagels Augen,
Unter ſich der Wälfe Blicke leuchten,
Blitz und Sturm fuhr ſauſend durch die Aeſte,
Und er hielt ſich krampfhaft im Gezweige.
Alſa ſoß er bis zum Morgengrauen,
Sieh! da woe der Wälfe Schaar zerſtoben,
Nieder ſtieg der Ahn vam ſteilen Sitze
Und zag heimwärts zu des Hauſes Räumen.
Aber ach! wie ſtaunten die nach geſteen
Ihn geſchaul in braunem Lackenſchmucke,
Denn in dieſer Nacht, der einz'gen, einen,
Wor ſein Haar ſa weiß wie Schnee geworden.

*) Der beliebte Dresdener Poet hat den Staff dieſer Idyllen Roſegger's „Waldheimat" entnommen.

Legende.

Sieh', mein Knabe, tauſend weiße Flocken
Rieſeln leiſ' vom Himmelsdom hernieder,
Decken Wald und Flur und Haus und Garten,
Decken auch der zarten Vöglein Nahrung.
Traun, da ſind ſie ſchon, die kleinen Bettler,
Nahen fröſtelnd den gefrornen Scheiben,
Blähen auf das ſtruppige Gefieder,
Und ihr Blick fleht ſtumm: „O habt Erbarmen!"
Wohl! nun öffne raſch das ſtarre Fenſter,
Streue ſpendend Korn nach Korn den Armen,
Und gedenk ſei ſtets, daß ſie erbitten,
Was ſie fordern könnten als ihr eigen.
Scheint das ſeltſam Dir? So woll' vernehmen:
Beſſ're Zeiten blühten einſt den Menſchen,
Reichthum wohnt' und Ueberfluß auf Erden,
Noth wae fern und Mangel und Beſchwerde,
Und vom Keim der Wurzel bis zur Spitze,
Trug die Aehre reichen Körnerſegen.
Aber ach! Der Menſchenkinder Schwärme,
So viel Glück nicht konnten ſie ertragen,
Uebermuth zog ein in ihre Seelen
Und Mißachtung oll' der Gottesgaben.
Frech auf's Feld hinous mit frevlem Sinne
Zogen ſie und tonzten ouf den Aehren,
Auf den vollen, und den Säuen warfen
Schnöd' ſie vor die feinſten Weizenbrode.
Sieh'! Da ſchritt einſt Chriſtus durch's Gefilde
Und erſah den Uebermuth der Menſchen,
Und ergrimmt ob ihres Sinns Entartung;
Korn nach Korn obſtreift' er von den Halmen.
Sieh'! Da trot die Mutter ihm entgegen,
Faßte mit dee Hand des Holmes Spitze,
Und ſie ſprach: „Halt ein, mein Sohn, im Grimme,
Daß die Strofe, die der Menſch ſoll leiden,
Nicht den Vögeln auch die Nahrung raube!"
Und aus Mitleid mit den Vögeln allen
Im Vertilgungswerk hielt ein Herr Chriſtus,
Ließ am Halm zu höchſt den Aehrenbüſchel,
Daß er all' den Sängern ſei zu eigen.
Doch die kleinen Sänger ſind beſcheiden
Und ſie laſſen uns den Erntefegen,
Froh, wenn nur ein Körnlein hin und wieder
Sommerlang den zierlichen wir gönnen.
Doch wenn Winterſchnee die Fluren einhüllt,
Flattern hilf- und rathlos ſie in Lüften,
Und nur Recht iſt's, daß vom eigenen Erbe
Wir dos zarte Leben ihnen friſten;
Reichlich d'rum und rückholtlos, mein Knabe,
Streu' den ormen gold'nen Körnerſegen.

Die Herrgottsjacke.

Emſig wirkt die Mutter an der Spindel,
Lauſchend ſitzt der Knabe ihr zu Füßen,
Und ee hört aus ihrem Mund die Kunde
Von dem heil'gen Martin, der ouf Erden
Einſt ein wackrer Reitersmonn geweſen
Und durch Gutthat Gottes Lohn erworben.
Kalt einſt pfiff der Sturmwind ob dee Haide,
Steinhart war das Erdreich ſchon gefroren,
Flocken tanzten, und des Roſſes Schritte
Wiederhallten auf dem ſtarren Boden.
Sieh! do ſaß ein Bettelmann am Wege,
Froſtig zitternd, mit zerriſſ'nem Wamſe,
Und er hebt zum Roß empor die Hände,
Und er fleht: „Woll', Ritter, Dich erbormen!"
Und der Ritter, ob ihn ſelbſt auch fröſtelt,
Reicht den Mantel ihm vom hohen Roſſe:
„Nimm vorlieb, mein nothgeplagter Bruder!"
Spricht's und ſprengt mit haſt'gem Satz von donnen.
Aber Nachts, als er des Schlaf's ſich freute,
Trat zu ihm der Bettelmann im Traume,
Hielt empor den jüngſt geſchenkten Mantel,
Wies on Händen tiefe Nägelmale,
Wies ein Antlitz klar wie Licht der Sonnen,
Und Herr Chriſtus ſelber war's geweſen.
Alſo ſpricht die Mutter zu dem Knaben,
Und der Knabe tritt hinaus in's Freie,
Brütet lang noch ob dem jünſt Gehörten
Und ſinnt nach, wie er den Herrgott treffe.
Sieh! da liegt ein Bettelmann am Wege,
Friedlich ſchlummernd, mit zerriſſ'nem Wamſe,
Grau und alt, wie ihn die Mutter malte,
Und wie er Martinus einſt erſchienen.
„Wär's der Herrgott?" denkt der Knobe ſtaunend,
„Ja, er iſt's!" auffauchzt er mit Frohlocken,
„Schand' und Spott wär's, wenn ich nichts ihm reichte!"
Und vom Leib löſt haſtig er ſein Jöpplein.
Und er legt's dem Bettelmaun zur Seite:
„Nimm vorlieb, mein nothgeplagter Bruder!"
Flüſtert er, und leiſe dann auf Zehen
Schleicht er fort, den Fingee an der Lippe,
Sieht noch oft ſich um und hofft: im Traume
Wird heut Nacht der Herrgott ihm erſcheinen.

Der dritte Burſch.

Von E. M. Pacano.

Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten ſie ein.

„Frau Wirthin, habt Ihr wohl Bier und Wein?
Wo iſt Euer holdſeilig Töchterlein?“

„Mein Bier und Wein iſt hell und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr'.“

Es war eine kleine Partie, die fröhlich in der freundlichen Villa des Oberſten Fabbri bei Flensburg „tagte“. Der Tag war ein Herbſttag, aber einer jener ſchönen Herbſttage, wo die Sonne ihr ſchönſtes Lächeln ſtrahlen läßt über alle goldenen und braunen Büſche und Bäume, und wo der Menſch noch einmal dem Sommer alle Thore und Thüren öffnet, und das eigene Herz auch, um mit vollen Zügen die letzte Jahresfreude zu genießen. Und wenn auch der wilde Wein an den Balkonpfeilern ſchon roth war wie Blut, ſo waren doch die Glasthüren darunter weit offen; und wenn auch ſchon die Georginen zu welken begannen, ſo waren doch die Roben der Frauen noch hellfarbig und leicht. So blau war ja noch der Himmel und ſo licht die Sonne!

Frau von Fabbri, ihre beiden ſchönen Töchter, die Baronin Kettly und Fräulein Edla mit dem Flachshaare, ferner die kleine Stiftsdame aus Kopenhagen und die Blumenmalerin Henny Foreſter waren eine ebenſo liebliche als diſtinguirte Frauengeſellſchaft, in der ſich der ſtattliche ältliche Oberſt, ein, zwei Officiere der Flensburger Beſatzung, der große joviale Papierfabriksherr Solar mit ſeinem Neffen Henryk und der Poet Baron Berggrün fröhlich und ungezwungen bewegten.

Fräulein Henny hatte im Balkonzimmer, wo das Piano ſtand, ſoeben das ſchöne Lied von Uhland: „Es zogen drei Burſchen wohl über den Rhein“ intonirt.

— „Eine wunderbare Dichtung!“ — meinte die Baronin Kettly zu Baron Berggrün, der mit ihr in einer der entfernteren Fenſterniſchen des Salons ſaß, ſo daß ſie in die Noten hineinplaudern konnten, ohne die Sängerin zu ſtören. „Eine wunderbare Dichtung! Gibt es einfachere Worte, die ein plaſtiſcheres Bild geben? Jede Figur der Hiſtorie hat ihre deutliche, klare Geſtalt, als wäre ſie mit den reichſten Farben lebensgroß auf die Leinwand gemalt.“

„Vor Allem die „drei Burſchen“ nickte Berggrün. Man meint ſie längſt gekannt zu haben. Ich ſehe ihn deutlich vor mir, den Erſten derſelben. Groß, wohlgenährt, lebensfroh und wandernsſtark, mit lichtem Sinn, leichtem Herzen, leichten Augen. — „Und die ſtolze Habichtsnaſe darf ſogar ein wenig geröthet ſein“, fiel der luſtige Fabriksherr ein, der juſt vorüberkam.

„Bravo!“ — lachte die Baronin. „Sie geben dem Bilde the finishing touch. Eine Art bemooſtes Haupt. Das Haar kurz geſchoren, an's Wandern gewöhnt, nirgend lange Raſt machend, immer das Abſchiedswort auf den Lippen zugleich mit dem Grußworte. Das Küſſen um ſo beſſer findend, wenn es nur ſo im Vorübergehen geſchehen kann, auf irgend einer dunklen Schenkenſchwelle oder auf die Wangen der Braut eines Andern!“

„Und der zweite Burſche, der treue Werber, der Brackenburg des Liedes“ — plauderte Edla, die auch herangetreten war — „das iſt eine ſympathiſche Figur, wie aus einem Rahmen von David Teniers heraustretend. Echt niederländiſch. Er iſt jung, freundlich, geduldig, ein wenig ſtill, aber ſehr vernünftig. Er hat das beſte Herz von der Welt, iſt voll Gemüth, kann aber nicht begreifen, daß man das Lied der Nachtigall ſchöner findet als das des Finken. Er hat ein gutes Geſchäft im Städtchen, iſt fleißig, hat einen Sparpfennig und gibt alle Samstag regelmäßig den Armen. Er hat bei der alten Wirthin in aller Form Rechtens um die Hand ihres Töchterleins angehalten, und das hübſche Kind hat nicht Nein geſagt. Warum auch? Ihre Mutter meinte, er ſei die beſte Partie im Städtchen, und nebenbei ein hübſcher, braver Junge, und er liebe ſie. Und ob ſie überhaupt einen Beſſeren wiſſe? Und ſo ward das Töchterlein die Verlobte des zweiten Burſchen.“

„Ein treffliches Bild, aber noch ohne Farben! — meinte der eine Officier, welcher als beglückter Bewerber um die Hand Edla's galt. Er war ein hübſcher, gutgeſichtiger Mann mit dunklen Locken und einem dunklen Vollbarte. Er war ein guter Officier ein guter Kamerad, ein wohlhabender Gutsbeſitzer und dabei heiter und allgemein beliebt.

Berggrün ſchaute ihn an und ſagte: „Mein Gott! — Er muß jedenfalls einen ſo hübſchen Vollbart gehabt haben wie Sie, Herr Magnus. Dabei von mittlerer Größe, eine geſunde Farbe, ein freundliches Auge und er wäre jedenfalls ein guter und glücklicher Ehemann geworden, wenn ſeine Braut das erlebt hätte.“

„Was aber den dritten Burſchen betrifft?“ — ſann die Baronin vor ſich hin.

Fräulein Henny hatte das Lied Uhlands längſt beendet. Der junge Henryk Solar hatte mit ihr in den Noten geſucht, und neue Lieder gewählt. Er war ſelber Muſiker, der junge, blaſſe, ſiebzehnjährige Mann. Er lebte und träumte nur in Tönen. Sein reicher Oheim hatte ihn auch ganz dazu beſtimmt, dem Impulſe ſeines Herzens zu folgen, und er war einer der vorzüglichſten Schüler des Conſervatoriums von Kopenhagen. Seine erſten componiſtiſchen Verſuche waren prachtvoll ausgefallen. Liſzt hatte ihn geküßt, in den Concerten ſeiner Vaterſtadt hatte er Alles zur Begeiſterung hingeriſſen, der Reichthum ſeines Oheims, deſſen einziger Erbe er war, ſollte ſeinem Genie alle Wege öffnen und alle kleinlichen geſellſchaftlichen Hinderniſſe beſiegen. Er hatte der Sängerin die Mandolinate aufgelegt. Aber die ſagte: „Nein, Herr Henryk. Ich will etwas par coeur ſingen. Ein Volkslied aus den öſterreichiſchen Bergen, im Dialekt, das mir Tante Amy aus Wien mitgebracht hat.“ — Ob's aber wohl auch ein echtes Volkslied iſt und nicht etwa gedichtet von dem Librettiſten eines Grazer oder Wiener Vorſtadttheaters und componirt von Offenbach?“ — lächelte er.

Sie ſchüttelte nur das Haupt, und begann — keine prunkvolle Einleitung, ſondern nur mit einfachen Akkorden das einfache Lied begleitend.

B'hüt di Galt, du klein's Dörferl,
Wa mi mei Mütterl hat gebor'n,
B'hüt di Gott, du mei Hütten,
Wa i mei Ruah hab' verlor'n.
I ziag außi in Kriag,
Lieber Gatt, ſei ſa guat,
Daß a feindliche Kugel
Mei Herz treffen thuat!

Ja, ja, untreu's Diandl,
Mein' Schmerz wegen Dir —
Gatt ſoll di bewahren —
Den wünſch i Dir nia!
Aber d' Reu wird Dir kumma,
Daß d' mi ſo kunnſt betrüab'n,
Denn ſo treu als wia i
Wird di Koana mehr liab'n!

Sie endete. Sie wandte sich an Henryk, um mit ihm über das Lied zu sprechen. Aber der hatte sich in den Winkel neben dem Instrumente niedergelassen in einen Fauteuil und das Gesicht in die Hand gestützt. Und durch die Finger dieser zarten weißen Hand sickerten ein, zwei flüssige Perlen. Er weinte.

„Wir suchten das Bild für den dritten Burschen, meine Damen", sagte Berggrün in der Salonecke halblaut zu seiner kleinen Gruppe. „Sehen Sie doch auf Master Henryk dort. Er ist der „dritte Bursche", wie er leibt und lebt. Hoch, schlank und kraftvoll zugleich. Das Haar von der Farbe des reifen Getreides, widerspänstig sich in die Stirne lockend. Das Auge gleich dem Wasserspiegel eines schottischen Sees, in welchem sich ein nordischer Sturmhimmel spiegelt. Und in seinem ganzen Wesen — mag es noch so jung, frank, leicht und froh sein — gleichsam die Schatten eines trüben Herzensgeschickes tragend."

„Ein Herzensgeschick! Als ob einem Herzen das Leid und das Glück schon bestimmt wäre vom ersten Schlage an!" machte der hübsche Bräutigam Edla's ein wenig ungläubig und officierhaft. Berggrün schaute ihn ernst an. „Das Schicksal des dritten Burschen war ihm wohl bestimmt", sagte er wie träumend. „Mit einem Lächeln verließ er sein elterliches Haus, um die Wanderung durchs Leben anzutreten. Seine Mutter legte ihm die Hand auf das unbeschützte jugendliche Haupt und rief den Segen aller Heiligen auf ihn herab. Mit einem Liede auf den Lippen schritt er im Frühlingsschimmer den Rhein entlang. Aber ein Schatten lag überall auf seinem Wege, in ihm und um ihn. Sein Lächeln war müde schon als Kind, die Hand seiner Mutter zitterte beim Segen, und das Lied auf seinen Lippen war nur das Echo eines Traumes. Er hielt vor der Schenke und trat in ein Todtenkämmerlein. Was brachte ihn des Weges daher nnd zu dieser Stunde? Was brachte ihn in die Gesellschaft der beiden andern Gesellen? Und was zog ihn an den Sarg des todten Mädchens? Sein Schicksal — das Räthsel seines Lebens: da sah er sie vor sich, von der er geträumt in süßen Sommernächten, und die er nun zum erstenmal erschaute im Leben — zu spät! Kalt und todt. Und nun verstand er das Frösteln, das sein Herz überfallen hatte oft mitten im Sonnenschein und in der Jugendlust: die Hand dieser Todten hier hatte es berührt: dieser Todten, die von ihm geträumt hatte in stillen Stunden des Gebetes in frostkalten Kirchenwinkeln:

„Ich hab' Dich geliebet, ich liebe Dich heut'
Und werde Dich lieben in Ewigkeit."

Er kehrte heim. Das hatte sich sein Mütterlein erbetet vom Gnadenbilde ihrer Wallfahrtskirche. Aber er starb ihr nach. Und im Himmel droben — oder auf irgend einem glänzenden Sterne des winterlichen Himmels mag es ihm vielleicht in seliger Erfüllung klar geworden sein, daß das Leben hienieden nur der ahnende Athemzug der Wahrheit ist."

Berggrün schwieg. Edla frug ihn, ihr schönes sanftes Gesicht ihm voll zuwendend. „Und warum — sagen Sie — sehen Sie in Master Henryk dort das Bild des dritten Burschen?" — sie fragte das leise, ernst.

Berggrün lächelte. „Weil er unglücklich sein wird."

„Unglücklich? Er ist ein Genie, er hat Erfolg, er ist der Erbe großer Reichthümer, die Welt und das Leben liegen hell und glanzvoll vor ihm da, und jede Freude und jeder Stolz liegen im Bereiche seiner Hand?"

„Und doch" — sagte Berggrün langsam, traurig und sein Auge ruhte auf dem Jüngling — „und doch wird er unglücklich sein im Herzen. Wie Henny jetzt das Lied sang vom Verlassenen, und zu den Worten kam:

„Wo i mei Ruh hab' verlor'n. . . .“ Da wurde ſein junges, helles Antlitz bleich, als falle der Froſt der Zukunft auf die Blüthe ſeines Lebens, und ſein Herz preßte ſich zuſammen in einem Weh, dem er noch keine Geſtalt, keine Worte geben kann, das er aber herausklingen hörte aus den Worten des Liedes wie ein Echo, denn er neigte ſein Geſicht in ſeine Hände und weinte bitterlich. Er liebt noch nicht, aber wird ſterben an einer Liebe. Die reiche Saat ſeines Lebens, die jetzt ſo grün und hoffnungsreich ſteht, über die wird ein Froſt kommen, und alle Blüthen ſeines Daſeins werden verbrannt werden vor der Zeit. Oft fröſtelt es den Menſchen mitten in der Sommerwärme; man pflegt dann zu ſagen: Der Tod lief über mein Grab. Oft ſpricht eine deutliche Stimme des unerbittlichen Geſchickes aus dem einfachen Liede in ein ahnungsloſes, unberührtes Menſchenherz, daß es bitteres Weh fühlt. — Da lief das Unglück über dieſes Herz. Verhängniß nannten es die Alten. Vorſehung nennt es die Bibel. Und Eins iſt mir ſicher: Jung Henryk dort iſt der „dritte Burſch“, wie er im Liede lebt.“

„Und Sie, Berggrün, ſind ein Träumer“, ſagte die Baronin mit abſichtlicher Luſtigkeit. Träumen Sie doch wenigſtens heiter.“

„Kann man das, wenn die gelben Blätter ſo wild von den Bäumen geſchauert werden?“ — ſagte ihre Schweſter Edla, die glückliche Braut, leiſe. „Wie laut und zornig plötzlich der Sturm geworden iſt! Der Herbſt iſt da. . . .“

* * *

Und glänzend war die Carrière Maſters Henryk's. Er kam nach Paris. Dort im Kreiſe aller Notabilitäten der modernen Muſik erſtarkte nicht nur der Flug ſeines Könnens, ſondern auch das Licht ſeiner Celebrität. Noch jung an Jahren, klang ſein Name unter den erſten ſeines Faches. Erfolge, allgemeine Beliebtheit, die Triumphe des Tages, die Anerkennung und die Collegialität der Meiſter, die Aiſance des weltlichen Reichthums und die Freuden anzuhoffender Unſterblichkeit wurden ihm zu Theil, vorzüglich nach dem Triumphe ſeiner erſten Oper: „L'amour à Vérone“, in der er die ſüßen Traurigkeiten der ewigen Tragödie nach Shakespeare's Worten in tiefſinnigſt ergreifende Töne geſetzt hatte. Romeo und Julietta, dieſes Trauerſpiel, das ſich ewig in tauſend Prismen wiederholt, und das der Schwan von Avon ein einzigesmal, aber für alle Zeiten kryſtalliſirt hat, hat ſchon die beſten Propheten der Tonwelt begeiſtert. Niemand hat ſo wie Zingarelli in ſeiner leider ſo vergeſſenen Arie: „Ombra adorata!“ den Schmerz Romeo's am Grabe ſeiner Liebe ausgeweint; Niemand hat ſo wie Vaccaj in den Liebesklagen Giulietta's die Klage der Nachtigall für Menſchenkehlen geſetzt, und Niemand hat ſo wie Bellini in ſeinen Montechi e Capuletti den ſtolzen Trotz Romeo's gegen ſein Geſchick ausgeſprochen in der Stelle: „Se Romeo t'uccidi un figlio!“ . . . Aber Niemand hat ſo wie der nordiſche jugendliche Meiſter Henryk die erhabene Reſignation der heiligſten Liebe ausgedrückt in der Arie: „Le coeur est l'encens“ in ſeiner Oper „L'amour à Vérone“. Er war mit einemmale auf dem Gipfel der Tagesfrage. Die kunſtliebenden Fürſten überſchütteten ihn mit Orden und mit Invitationen an ihrem Hofe. Welch' große Zukunft lag vor ihm! Der Herzog von Glatz-Löwenſtein gewann ihn ſogar als Muſiklehrer für ſein Lieblingskind Prinzeſſin Anne. Die kleine Prinzeſſin war ein wahres Feenkind: ſiebzehn Jahre alt, ſchmächtig und ſtolz und ſchön und rein und glänzend wie eine friſcherblühte Lilie. Er wurde ihr Lehrer, der junge Muſikgott, und ſie wurde ſeine eifrigſte Schülerin.

Ihr ganzes Wesen war ja Musik! — So durchsichtig, so elfenhaft war sie, daß sie mehr in Tönen als vom Leben der Welt zu leben schien. Nicht kränklich sah sie aus, nur so engelhaft. Es war eine Feuerseele in einem Körper von Gaze. Und Meister Henryk, der Jüngling mit dem mächtigen Herrscherstabe über das Meer der Töne, der erweckte sie zum seligsten Leben. O die wunderbaren Stunden des Lernens am Piano! Dachten die beiden Kinder an Liebe? Gewiß nicht. Sie hatte nur in ihm den Zauberer gefunden für das Märchenland ihrer Seele, und er in ihr den Engel, der den Traum seiner Sphärengesänge verwirklichte in reinem, keuschem Gesange. Da kam ein Tag, wo sie scheiden mußten. Prinzeß Anne war nun 18 Jahre alt und man machte sie zur Braut eines Kronprinzen. In der letzten Musikstunde brachte er ihr ein Stück, das er für sie componirt hatte. Sie versuchte es, dasselbe zu singen. Sie sang es nicht zu Ende. Sie war so tieftraurig. Sie legte ihre Hände in die seinen und schaute kindlich zu ihm auf. Seine Lippen mußten ihre braunen Locken berühren.

Frühlingszeit war's. Die Veilchen blühten, aber der zürnende Thauwind war unheimlich zu hören. Prinzessin Anne wurde die Gattin ihres Kronprinzen, der gleich darauf seinen Thron bestieg. Der Sohn einer mächtigen Königin, welcher der Trauung beiwohnte, sagte mit einem Blick auf die junge Braut, die so lichtvoll und sanft und ergeben aussah: „Bei Gott, die kleine Anne ist ja eigentlich ein Engel des lieben Gottes! Hätte ich sie nur früher gesehen! Und Prinz Fonso ist so robust und plump. Das wäre eine Braut für mich gewesen!"

Prinzeß Anne lebte nicht lange als Souveränin. Sie starb bald — zufällig, an einer Erkältung. Ihr junger Gatte war verzweifelt, aufrichtig trostlos über ihrem Sarge. Er wollte der Welt entsagen, er wollte nichts mehr wissen von Herrschaft, Leben, Ehrgeiz und Liebe. Nur die Zeit brachte ihm Trost und Ergebung. Die Politik zwang ihn zu einer zweiten Ehe, die glücklich ausfiel, und er wurde eine bedeutende Stimme im Rathe Europa's.

Die Zeit ging hin. Jahrzehnte flossen langsam und rasch zugleich in's Meer der Ewigkeit. Manche Welle verrann im Flusse, und mancher Stern erlosch am Himmel. Auch der Stern des viel versprechenden jungen Genies Henryk verglitzerte. Man hörte nichts mehr von ihm, er gab der Welt kein neues Werk, er verschwand mitten in seinem Jugendstreben aus der Gesellschaft, aus dem Dasein. War er gestorben? Man wußte es nicht. Bald war er vergessen. Nach so vielen, vielen Jahren starb in einem Kloster Rom's, welches dem Vatican angehörte, ein greiser Bruder, der seines Orgelspieles wegen in den frommen Seitengassen einen gewissen Ruf genossen hatte. Ein stiller, uralter, gelber, menschenscheuer Pater. Wie er hieß? Pater Milus war sein Klostername. Sein Tod machte nicht mehr Lärm in dem schattenvollen dunklen Hause, wie eine Thüre, die man schließt. Was war auch mit ihm gestorben? Nichts.

Vielleicht nur ein jahrelanges Leid.

Was immer für zerstörte Hoffnungen, Aussichten, Pläne, Begeisterung und Jugendträume in seinem schmuckleeren Sarge verschlossen sein mochten: die Fratelli des Monasterio kannten sie nicht und nichts davon vibrirte in dem schnarrenden „Requiescat!" des Paters. Und kein Echo des römischen Platzes wurde von der trägen, luftlosen Sommerstille geweckt. Die Worte des Dichters waren durch dieses arme Leben gegangen wie der Vogel durch die Lüfte, spurlos:

„Ich hab' Dich geliebet, ich liebe Dich heut',
Und werde Dich lieben in Ewigkeit."

Schwabentanz und Schwabenhochzeit.

Von Josef Lewinsky — Berlin.

Postiren wir uns vor der „Traube" und beobachten wir das tanzlustige junge Völkchen im Sonntagsstaat.

„Jetzt kommet a mol nei, Mädle!" rufen die Burschen ihren Freundinnen zu, welche die Aufforderung kaum erwarten zu können scheinen, und doch nach Mädchenart sich erst noch ein wenig zieren zu müssen glauben, denn sie erwidern darauf: „Noi, mer gange et."

Aber die Burschen kennen diese Art; sie wiederholen ihre Einladung also etwas dringender und die Mädle zeigen sich derselben etwas geneigter. „Amrei, Du fangscht a", sagt Eine, die Andere vorschiebend. „I, jeter!" (I bewahre!) spreizt sich diese, so daß die „Buabe" endlich die Geduld verlieren und ein drastisches Mittel anwenden, die Mädle in's Wirthshaus hineinzubekommen.

„Thu mer se eineschucker!" fordert der Jakoble seine Genossen auf; und nun werden, in nicht allzuzarter Weise, die Mädchen von den Burschen angefaßt und nolens volens eine nach der Anderen trotz ihres Sträubens erst herzhaft abgeküßt, dann unter lautem Gelächter in das Innere der „Traube" hineingeworfen.

Die verschiedenen Kameradschaften sind jetzt „drinnen" und nehmen in bunter Reihe Platz, aber ein armes, buckeliges Mädchen ist draußen vergessen worden; ihre Freundinnen beruhigen sich nicht eher, als bis die Burschen auch sie „eingeschuckert" haben, doch „abgeküßt" wird die Aermste nicht. . . . .

„Na, was wollet ihr nu trinke, Mädle?" fragen die Buabe. Das „schöne Geschlecht" Betzingens ist in dieser Hinsicht nicht allzu wählerisch und huldigt dem Grundsatze: „je mehr desto besser." Es wird also erst Wein getrunken, dann Bier, dann wieder Wein und so fort mit Grazie.

Die Stimmung wird jetzt animirter; heimliches Kichern, lautes Lachen, süßes Tändeln, zärtliches Kosen, lustiger Gesang, und nun laden die Töne einer Ziehharmonika, welche der Schlotterbecker Poldle meisterhaft spielt, auch zum Tanz ein. Jetzt kommt erst rechtes Leben in das Völkchen, dessen Beine alsbald — um mit Fiesco's Mohren zu reden, — „alle Häude voll zu thun" haben. Das ist ein Wirbeln, das ist ein Drehen, das ist ein Stampfen, daß uns die Sinne vergehn. Aber wir wollen nicht in Schwaben gewesen sein, ohne auch schwäbisch getanzt zu haben.

„Riekele, willst Du einmal einen kleinen Hopser mit mir riskiren?"

Nach einem Blick auf ihren „Liabschte", der dies zu gestatten scheint, eilt sie in meine Arme und auch wir treten in den Kreis der Uebrigen, um loszuwalzen. Doch ich dachte mit Riekele zu tanzen und finde gar bald Riekele tanzt mit mir; das Mädchen tanzt „hinreißend" in des Wortes verwegenster Bedeutung und kein Wunder ist's, daß mir elendem Schwächling nach zweimaligem Umsausen des Saals bereits der Athem vergeht, und daß ich, wenn meine Tänzerin nach sechsmaligem Umrasen mich endlich losläßt, mehr todt als lebendig „die Nachbarin um ihr Fläschchen" bitten muß.

Das Schreien, Lachen, Singen, Pfeifen, Johlen, Strampeln, Gläserklirren und sonstige Getöse wird immer lauter, die Atmosphäre immer heißer und der Tabaksqualm und Staub immer dichter, so daß man von den Tanzenden immer weniger sieht; wir

thun also gut daran, uns bei Zeiten aus dem Staub zu machen, umsomehr als Tübinger Studenten inzwischen herübergekommen sind, und es heut' noch „Händel von der besten Sorte" gibt.

Wir überspringen einen Tag und begeben uns auf Bärble's Hochzeit, zu welcher wir von ihrem Vater, dem Brucker Diepel nun wirklich eine Einladung erhalten haben. Es ist heute Dienstag; in Betzingen wird nur Montag, Dienstag und Donnerstag geheiratet, das sind die Glückstage. Ob die Mädle indessen die Unglückstage damit meinen, wenn sie auf unsere Frage: wie es mit der Liebe steht? erwidern: „Na, es hot no Zeit, ma kimmt glei in Unglück", — — wage ich nicht zu entscheiden. . . .

Doch horch! Glockengeläute mahnt, uns auf unsere Posten zu begeben. Wir haben von der „Rose" nur wenige Schritte zur Dorfkirche, wo wir den Brautzug am besten an uns vorüberziehen sehen können. Das Dorf befindet sich heute den ganzen Morgen schon in einer gewissen Aufregung und vor der Kirche erblicken wir bei unserer Ankunft eine Menge Neugieriger, darunter die ganze Schuljugend, festlich gekleidet, welche dem ihnen nicht unbekannten Schauspiel mit stets neuem Interesse entgegensehen.

Wir brauchen nicht lange zu warten. Pöllerschüsse verkünden uns aus der Ferne schon das Nahen des Festzuges. Alles, was Beine hat, eilt, um nur ja nichts zu versäumen, nun von allen Seiten herbei. Der Diepel ist ein wohlhabender und angesehener Bauer, die Theilnahme an dem „Ehrentage" seiner Tochter daher eine allgemeine. Da biegen schon die ersten Festgestalten um die Ecke. Die Zuschauer stoßen und drängen und schieben jetzt einander, die Kleineren stellen sich auf die Fußspitzen, um nur ja Alles recht genau zu sehen. Die Betzinger sind neugierig, als ob sie Berliner wären. Kommen Sie, Liebster, hier an die Kirchthür postiren wir uns, da muß der Zug an uns vorüber. Es ist ein herrliches, jedes malerische Herz erfreuendes Bild, das sie uns heute darbieten, diese schlanken, kräftigen Figuren in ihrem Feiertagsstaat. Die Kameradinnen der Braut, welche die Spitze des Zuges bilden, wie allerliebst erscheinen sie uns in dieser originellen Tracht. Das anmuthige Köpfchen mit den blitzenden Augen und den langen, weit hinunterreichenden, bänderdurchflochtenen Zöpfen bedeckt ein „Käpple", das die Mädle, ohne eben ihre „höhere Ausbildung" in der großen Stadt genossen zu haben, doch recht kokett zu tragen verstehen. „Wenn wir erst auch so weit wären!" scheinen ihre Mienen zu sagen. . . . Der schwarze Schnürrock mit der Goldborte, das rothe „Plätz" (Brustlatz) zwischen dem Mieder, der gestickte, gründurchwirkte „Goler" (Kragen), die bauschigen, mit farbigen Bändern verzierten Hemdärmel, der „Ruschter" (ein Collier aus Granaten), welcher von einer Agraffe rückwärts zusammengehalten wird, — dies Alles bildet ein Ensemble, wozu man, um es gehörig beschreiben zu können, selbst Maler sein müßte.

Hinter den Kameradinnen kommen in ähnlichem Costüm en miniature einige Dutzend weibliche Sprossen und Sprößlinge der recht fruchtbaren Familie Diepel. Man sieht's den Kleinen an, daß sie schon in der Kirche den Hochzeitskuchen erwarten. Ja Kuchen!

Nun Augen auf! jetzt erscheint in der Mitte zweier Busenfreundinnen die Braut. Wie es einer solchen ziemt, schlägt sie fein sittig die Augen zu Boden. Sie unterscheidet sich von ihren Kameradinnen durch noch größere Eleganz und Farbenpracht ihres Staats und durch ein „Tschäpple" (einer mit Flitterwerk reich besetzten Krone), welches statt des gewöhnlichen „Käpple" ihr bräutlich Haupt

heute schmückt. Ihr folgt die ganze Schaar weiblicher Angehörigen und Gäste des Brautpaares; die Frauen tragen eine schwarze Florhaube als Kopfbedeckung und einen „Kittel“ (Jacke). In der Hand, welche das Gebetbuch trägt, hält jede Kirchgängerin (auch sonst) zwischen Buch und Daumen zwei Blumen, welche sie aus ihrem Gärtle vor der Thür — schon mechanisch pflückt. In der Kirche gewährt dieser natürliche Schmuck einen höchst lieblichen Anblick.

Wir haben über das weibliche Brautgeleite Revue gehalten, mustern wir nun auch das männliche des Bräutigams. In ähnlicher Weise wie dort ist auch hier der sich unmittelbar anschließende Zug geordnet, so daß die „Kameradschaft“ die Vorhut bildet, der Bräutigam zwischen zweien seiner besten Freunde (recht vergnügt) einherschreitet, während das übrige Gefolge der Angehörigen, Verwandten und Bekannten den langen Zug beschließt. Nicht minder malerisch als die der Weiber ist die Tracht der Männer. Die durchwegs schönen Gardisten-Figuren sind heute bekleidet mit einem langen blauen Tuchrock mit gelben Knöpfen, weißen Lederhosen, schwarzen Schuhen und Strümpfen, rothem Brusttuch, das farbige Halstuch zusammengehalten von einer das Attribut ihres Handwerks bezeichnenden versilberten Schnalle. (Weber ein Schiff, Feldarbeiter eine Schaufel, Roßbauer ein Pferd 2c.) Die „Krönung des Gebäudes“ bildet aber der „Nebelspalter“, ein ganz respectabler Dreispitzhut.

Begeben wir uns nun in das Gotteshaus, um mit den Uebrigen dem Trauact beizuwohnen. Die Geschlechter sind hier von einander gesondert und auch das Brautpaar, das der Sitte gemäß sich heute noch nicht sehen durfte, ist streng von einander geschieden und muß erst ein langes Orgelpräludium, darauf ungefähr 21 Verse der Liturgie und schließlich auch noch eine endlose Predigt, worin der „Geischt“ eine große Rolle spielt, von der Kanzel herab über sich ergehen lassen, ehe der Herr Pastor den inzwischen gehörig mürbe Gewordenen die Daumschrauben ansetzt und sie am Altar endlich fragt: „ob sie einander angehören wollen?“ — Mir würde das Heiraten schon zehn Mal leid geworden sein und ich würde entschieden Nein! gesagt haben; aber so ein schwäbischer Bauer hält die „geischtreichsten“ Predigten aus und muckst nicht. . . .

Die Feier ist nach 1½stündiger Dauer zu Ende und von allen Seiten wird das Brautpaar beglückwünscht. Sie können sich wohl selber gratuliren, daß sie nun endlich so weit sind. In derselben Weise wie der Hochzeitszug gekommen, bewegt er sich aus der Kirche wieder zurück; nur sind jetzt Braut und Bräutigam, von ihrer Kameradschaft umgeben, einander vereint. Die Scenen, die sich nun abspielen, sind einzig in ihrer Art. Aus allen Häusern, die der Zug passirt, stürzen die Bewohner heraus und bringen dem Brautpaar Geschenke. Haus- und Wirthschaftsgeräthe, Teller und Schüsseln und Töpfe, ja die unbeschreiblichsten Geschirre fehlen nicht und werden gleich im Vorrath angebracht und da — Ha, ha, ha! — da kommt gar ein prophetischer Bauer und überreicht mit schelmischem Lächeln der Braut eine ihrem Umfang nach wohl für einen jungen Herkules berechnete — Wiege.

Es ist selbstverständlich, daß die Neuvermählten die vielfachen Geschenke nicht allein nach Hause tragen können; ihre Angehörigen und Freunde unterstützen sie darin; allerdings geht mancher der gebrechlichen Gegenstände bei diesem Transport in Scherben, aber dies bedeutet Glück dem jungen Paar, und man muß es den Angehörigen und Freunden lassen, bis zur Ankunft des „Lastzuges“ an seinem Bestimmungsort haben sie zum „Glücke“

des jungen Paares bereits so viel beigetragen, daß dieses, wenn es auch nur ein unzerbrochenes Stück nach Hause bekommt, allein schon von Glück sagen kann. . . .

Schwäbische Bauern leben nur in den „Dorfgeschichten" von der Luft; in Wahrheit nähren sie sich von etwas reellerer Kost. Ob die guten Betzinger den Hamlet studirt haben, weiß ich zwar nicht, aber so viel ist gewiß: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die — Magenfrage." Wir wollen daher nicht darüber streiten, „ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern des Geschicks", als den Kalbsbraten und „Affenthaler" des Löwenwirths zu tragen, und begeben uns mit den übrigen Hungrigen vom Gotteshaus direct in's Wirthshaus und hier unmittelbar zu Tisch.

Der große Speisesaal im „Löwen" ist heute mit Blumen, Kränzen und Guirlanden festlich geschmückt und das junge Paar wird durch ein rothgemaltes riesiges „Willkommen das Brautpaar!" welches zwei Engel halten, bei seinem Eintritt lebhaft begrüßt. In einem Reif von Blumen nimmt dasselbe an einer der vier langen Tafeln Platz. Ein Spaßvogel hat überdies der Braut den ihren vorgezeichnet, indem er einen Storch mit Zwillingen im Schnabel aus Zuckerwerk auf ihren Teller gesetzt hat, was in Wahrheit gar kein Spaß von dem Vogel ist.

Ueber die Gesellschaft ist Anfangs eine fast andächtige Stille verbreitet; die Sprachwerkzeuge derselben sind so ganz von einem andern Geschäfte in Anspruch genommen, daß man nichts als das Klappern der Teller und das Klirren der Gläser vernimmt. Aber bald lösen die Geister der Weine die Zungen auch zu jener ihnen nicht minder geläufigen Thätigkeit und nur mit Mühe vermagst Du, wackerer Schultheiß von Bebenhausen, für Deinen herrlichen Toast auf das Brautpaar Dir Gehör zu verschaffen. Doch endlich gelingt Dir dies und wir vernehmen aus Deinem Munde, daß „das Weib ein Apfelbaum ist, der Früchte trägt". Zur Unterstützung Deiner Behauptung hätte es allerdings nicht bedurft, die ganze schwäbische Dichterschule zu citiren und in Deiner Rede schließlich stecken zu bleiben; wir hätten es Dir auch ohnedies geglaubt, da Du doch wahrscheinlich selbst ein „Apfel" bist, der nicht weit vom „Baum gefallen" ist.

Dieser treffliche Schultheiß von Bebenhausen hat mir übrigens Veranlassung zu einem köstlichen Quiproquo gegeben. Mein Freund, welcher die Eigenthümlichkeit desselben: bei festlichen Gelegenheiten das Wort zu ergreifen, sämmtliche schwäbische Dichter bei den Haaren herbeizuziehen und in seiner Rede schließlich in eine Sackgasse zu gerathen, bereits früher einmal kennen gelernt, hatte mir bald nach meiner Ankunft davon erzählt, als wir eines Tages einem Bauer begegneten, welchen mein Freund als den „Herrn Schultheiß" mir vorstellte.

„O, das freut mich", sagte ich recht verbindlich, „den ausgezeichneten Redner, von welchem ich so viel Schönes schon vernommen, nun persönlich kennen zu lernen." Der Mann lächelte höchst geschmeichelt und machte verschiedene Kratzfüße. „Mein Freund hat mir erzählt", fuhr ich artig fort, „daß Sie, lieber Herr Schultheiß, insbesondere die Gedichte Uhland's und Möhricke's so trefflich vorzutragen verstehen."

„He, he, he!" lachte der Herr Schultheiß, indem er verlegen die Zipfelmütze auf seinem Kopfe hin und her schob und auf seinen Beutel in der Hand wies. „Ich trog nix anderscht vor, wie dascht Beutle Geld do noi auf'scht Amt nach Reutlinge." —

Verwundert, daß der schwäbische Demosthenes der Vorstellung, welche ich mir von ihm gemacht, so wenig

entsprechen wollte, ging ich mit meinem Freunde weiter.

„Aber was ficht Dich nur an", sagte dieser zu mir, „dem ehrlichen Schultheiß einzureden, er wäre ein großer Redner und ein ausgezeichneter Declamator Uhland'scher Gedichte?"

„Du hast mir ja selbst erst gestern von dem närrischen Kauz erzählt", entgegnete ich auf den Vorwurf meines Freundes.

„Mißverstanden!" rief dieser laut lachend, „ich meinte ja den Schultheiß von Bebenhausen und das war hier der Schultheiß von Betzingen." —

Doch kehren wir zu unserer Gesellschaft zurück. Ein Glückwunschtelegramm eines vor mehreren Jahren ausgewanderten Verwandten ist inzwischen aus Philadelphia eingetroffen und trägt nicht wenig dazu bei, die Festesstimmung zu beleben. Die Wogen der Heiterkeit gehen immer höher und selbst die Anwesenheit des Herrn Pastors, welcher auf das „gottlose Treiben" mit orthodoxem Ingrimm blickt, erweist sich als machtlos, dasselbe zu dämmen. Unsere Befürchtung, der fromme Herr werde auch bei Tische predigen, ist glücklicherweise unbegründet.

Triumphirenden Blicks steht in der Thüre Mögele der Fleischer und übersieht die von ihm gelieferten Wurstgebirge, die von der Festgenossenschaft mit großem Eifer verschlungen werden. Mit wahrhaft mephistopheliſchem Lächeln fragt er jeden Einzelnen, ob seine Würste gut schmecken, der Schelm, als ob wir's nicht wüßten, daß er mit dem Löwenwirth im Bunde steht; heimlich haben sie sich verabredet, die Würste so stark zu würzen, daß die Gäste viel trinken müssen. Ihr Complot ist ihnen trefflich gelungen.

Das Stimmen von Instrumenten auf der Galerie verkündet uns, daß die „Betzinger Musik-Capelle", drei Mann stark, sich inzwischen eingefunden hat, Geige, Flöte und Contrabaß werden zum Tanz aufspielen. Sofort wird die Tafel aufgehoben, der Saal geräumt, und nicht lange dauert es, laden die Töne eines muntern Galopps uns ein, den Reigen zu eröffnen. Wir suchen uns eine Tänzerin, werden aber belehrt, daß den Kameraden des Bräutigams allein das Recht zusteht, „vorzutanzen". Doch bald befinden wir uns Alle mitten im Wirbel und allgemein ist die Lust.

Ein Kindertanz wird jetzt arrangirt, die Kleinen haben zwar bei Tische des Guten zu viel gethan, bekommen den Schwindel und purzeln übereinander; das ist aber schon größeren Leuten bei ihrem Tanz (um's goldene Kalb) passirt, allerdings, Heiterkeit hat es nicht erregt, wie hier.

Nun aber Platz gemacht! „Großmutter will tanzen!" Die 99jährige „Urahne" will uns zeigen, daß zu „ihrer Zeit" besser getanzt wurde, als jetzt. Einer ihrer Anbeter, gleichfalls aus dem vorigen Jahrhundert, wird von der würdigen und noch durchaus rüstigen Greisin aufgefordert, mit ihr ein Tänzchen zu machen, „wie einst". O! es ist ganz unbeschreiblich rührend dies kleine Bild aus der „guten alten Zeit". Ihr braven, ehrlichen Menschen, Ihr habt langsam und bedächtig durch's Leben getanzt und Euer Ziel war weit. Wir sausen mit Dampf durch das Leben und das Ziel unseres Lebens ist kurz. Meine theure Freundin! Wenn wir 99 Jahre erreichen und Hochzeit feiern, dann mögen Sie auch mich zu einem Tänzchen auffordern, damit wir auch unsern Enkeln und Urenkeln zeigen, wie wir zu „unserer Zeit" vortrefflich getanzt...

Spielt, ihr Musikanten, tanzt, ihr Jubilanten, jauchzt und springt, trinkt und singt, lebt und liebt, küßt und kos't. Nicht all' Tag ist Hochzeit, die Kindtauf noch weit, und lebt ihr nicht morgen, so lebt ihr doch heut!

Digitized by Google

Ein Flug durch das steirische Paradies.

Die Wanderung ist für den Naturfreund lohnend genug. Und echter Naturfreund ist der, welchen die milde Größe und Schöne eines freundlich blühenden Hügelgeländes, einer frischgrünen, schattenreichen Waldgegend mit ihren sonnigen Hochmatten und murmelnden Wässern zu beglücken vermag. Solchen ist die mittlere Steiermark das rechte Land. Ein Gang über das ewige Eis auf Zehn- und Zwölftausendern bewegt Einen allerdings ganz anders, als ein fröhlich Hinschlendern zwischen Obstgärten und Wäldern; doch ist die wohlthätige Wirkung dieser letzteren nachhaltiger, als jene der majestätisch ernsten Höhen, auf welchen die Starrniß herrscht und der kalte Sonnenblick.

Wir wenden uns aus Graz gegen Südwesten, der Kainach und dem freundlichen Thalkessel von Ligist zu. Auf der Straße taumelt uns manch ein angeheitertes Bäuerlein entgegen, den Hut schief in der Stirne, ein optimistisch Lied lallend — im Cultus des berüchtigten Ligister Schilchers. Hier der erste Weinberg, der uns anlacht, wenngleich mit etwas saurem Gesichte, denn daß er noch so tief in den Waldbergen ist, das will ihn schier verdrießen. Trotzdem ist sein Wein ein guter Kamerad und wird lieber getrunken, als der Erguß der jod- und schwefelhältigen Heilquellen zu Ligist, zu denen alle Kropfigen des Landes wallen, um an solcher Gnadenquelle Erleichterung ihres Anliegens zu erlangen.

Von Ligist gehen wir über die Hochstraße; ein herrlicher Weg mit vielfacher Aussicht über die breiten Thäler der Kainach und Mur. Und Wald — reicher, frischer, gesunder Wald. Auf mancher Säule ein Kruzifix und ein Liebfrauenbild auf manchem Baum. Und etwa ein bedrängtes Menschenkind davor knieend — ganz wie der Dichter singt:

Wie düster des Waldes Tannenschloß!
Ein Bild des Gottheiligen strahlt nieder in's Moos,
Ein betendes Dirndl kniet davor,
Gesenkt das Auge, geschlossen das Ohr.
So still ist der Wald und so still ist dein Herz;
Es rührt sich kein Vogel, es regt sich kein Schmerz,
Nur ferne murmelt verloren ein Bach,
Als sprächʼ er dir leise die Worte nach!
Und durch der Tannen tiefdunklen Hut
Bricht golden ein Schein von Abendgluth,
Dein Haupt verklärt er wie Segen mild,
Es lächelt das hehre Christusbild.

Und wahrhaftig, dort vor dem Stamme weint ein Mädchen, dem sie gestern beim Gelage den Liebsten haben erschlagen. Hier unten im strohgedeckten Häuschen auf dem Brette hingestreckt — ein weißes Tuch verhüllt das Antlitz und die Wunde. In der Dorfkirche läuten sie „Verscheiden"; die Leute in den Häusern und auf der Gasse nehmen ihre Mützen ab und beten für die „abgeschiedene Seele". Auf dem Friedhofe, der um die Kirche herum liegt, graben Bauernburschen ein Grab. Die Gemeinde ist zu klein und die Gegend zu gesund, als daß ein Todtengräber drin leben könnte. Die Nachbarn müssen so gut sein und graben, so oft doch Einer in Altersschwäche endet oder aus Jugendübermuth erschlagen wird. Gendarmen mit aufgepflanzten Gewehren gehen von Haus zu Haus und suchen die Uebelthäter. Vor Gericht heißt's, nicht aus Haß, nicht aus Rache und Eifersucht wär's geschehen — der Wein

alleinig hätt's gethan. Ja, aber den Wein kann man nicht strafen und wenn man ihn zwanzig Jahre einsperrt, so erweist man ihm noch eine Wohlthat. Die Trinker also kommen in den Arrest, der Todte kommt mit feierlichem Conduct unter die Erde und das Mädchen weint und betet vor dem Kruzifix im Walde und — der Wein wird getrunken wie bisher, und das Merkwürdige hat dieser Ligister und Stainzer Schilcher, daß er nicht so zu Kopf als zu Faust geht.

Davon kommt viel Unglück, gerauft wird an jedem Sonn- und Feiertag, als ob an solchen Tagen des Friedens lauter Feinde in der Gegend lebten. Uebrigens herrscht hier, wie auch in manch anderen Gegenden des Landes eine ganz seltsame Sitte, welche dem Naturforschertag zu Graz (1875) Anlaß zu mancherlei Betrachtungen gab: das Arsenikessen. Den Pferden wird Arsenik ganz häufig gefüttert, die Thiere werden dadurch feurig, kräftig, flink und glatt; nun ist es wohl zu erklären, daß auch mancher struppige Pferdeknecht den Wunsch hat, feurig, kräftig, flink und glatt zu sein, insonderheit, um bei den Weibern etwas mehr Glück zu haben, welche in der Regel Bauernburschen, Holzknechte und Schmiede den Pferdeknechten vorzuziehen pflegen. Wohlan, so wird der Roßwart Arsenikesser; zuerst nimmt er das Gift, welches er sich für die Pferde zu verschaffen weiß, in ganz kleinen Portionen zu sich. Allmälig genießt er davon mehr, ohne üble Folgen zu verspüren und fühlt nun eine stete Jugendlichkeit an sich oder bildet sich eine solche wenigstens ein. Auch geht die Sage, daß, wer einmal Arsenikesser ist, es auch bleiben müsse, sein Lebtag lang; denn von dem Augenblicke an, wo er aufhören würde, dieses Gift zu sich zu nehmen, beginne er zu verwelken und zu verdorren und beiße in kürzester Zeit in's Gras.

Beim Naturforschertag in Graz sind aus der Ligister und Stainzer Gegend Arsenikesser beobachtet und untersucht worden und man hat keinen nachtheiligen Einfluß des Giftes constatiren können.

Außer einer gewissen Heißblütigkeit, welche doch wohl eher vom Wein als vom Hüttenrauch (wie hier der Arsenik genannt wird) herrühren mag, sind die Leute dieser Thäler gutmüthig und wohlwollend gegen einander. Das zeigt sich besonders bei Unglücksfällen. Brennt Einem das Haus nieder, so steuern die Bauern der ganzen Gegend zusammen und helfen es ihm wieder aufbauen. Reißt in einem Hause eine Krankheit ein, so bebauen die Nachbarn ungebeten dessen Aecker oder führen die Ernte unter Dach und leisten allen nöthigen Beistand.

Die Wohnungen sind hier nicht so stattlich, wie im Oberlande; zumeist klein, finster und mit Stroh gedeckt. Zwar oft auch gemauert und mit Ziegeldach, aber gar ärmlich gegen die schönen Bauernhäuser im Ennsthale und der Aussee Gegend. Wohl gibt es hier im fruchtbaren Lande viel mehr Reichthum, als dort zwischen den Felsbergen, aber leider weniger Geschmack. Ueber den Hausthüren sehen wir mit rother Farbe in plumpester Form stets die Umrisse des heiligen Florian oder der Dreifaltigkeit gezeichnet. An den Stein- und Holzkreuzen, die am Wege stehen, drängt sich überall die Geschmacklosigkeit vor. Wenn wir über einem Muttergottesbilde die Worte lesen: „Heilige Maria Lankowitz renovirt 1864 bitt für alle christgläubigen Seelen", so klingt uns das wie Humor; wenn wir aber auf einem großen Kruzifix die ganze Brust- und Magengegend des Christus mit Blumen bemalt sehen, so schließen wir denn doch auf eine unendliche — Frömmigkeit.

Die Kleidung hat auch ihren Charakter verloren und hält sich an keine bestimmte Form. Knieleberhosen und grünbebänderte Hüte werden

hier nicht viel gesehen. Der Dialekt ist ebenfalls ein anderer, als im Hochgebirge, er ist undeutlich und hat einen gedehnten, bellenden Ton. Gegen Fremde und Neuerungen ist der Mittelsteirer viel mißtrauischer, als der harmlosere, offene Oberländer. So ist er auch unbeholfener und träger in seinem geistigen Leben, während die Kraft der Leidenschaft sich in ihm energischer äußert, als in dem ruhigen und überlegsamen Aelpler. Den geistigen Getränken, welche hier aus Obst und Traube schon gezogen werden, gibt man die Schuld; gewiß aber wirken noch andere Factoren ein — vor Allem vielleicht die unmittelbare Nachbarschaft fremder Völker, als Slaven, Magyaren, Romanen — will das hier näher nicht untersuchen.

Die Hochstraße führt uns hinab auf den Stainzer Boden, weiter hin gegen Landsberg auch der deutsche Boden genannt. Die Gegend ist so fruchtbar und lieblich, daß man sie das Paradies von Steiermark heißt. Dieses Paradies ist gut eingerahmt. Ueber den Höhenzug des Radl taucht, in blauen Duft gehüllt, der Bacher mit der hohen Rinka auf. Im Westen und Nordwesten ziehen sich die Fruchtgefilde der Laßnitz, Sulm und Kainach und im Hintergrunde in großem Halbkreise die Schwanberger-, Stub- und Gleinalpen; gegen Nordosten dehnt sich das Grazer Feld mit der Hauptstadt, hinter welcher die blauende Tafel des Schöckel ragt. Nach Osten und Südosten verflacht sich das Land in's Grenzenlose, über die windischen Bühel in's Ungarland hinein. Und inmitten hier: idyllische Dörfer und wohlhabende Flecken liegen zwischen wallenden Feldern, weiten Obstgärten und Weinbergen. Dazwischen manches stolze Schloß, manch' malerische Ruine, aber auch manche brausende Fabrik, an den Wäldern zehrend, die hier allmälig kümmerlicher werden. Seit wenigen Jahren geht auch eine Eisenbahn durch das steirische Paradies, bis hinab gegen die Steinkohlenlager von Eibiswald.

Das Thal von Stainz, von dem bewaldeten Rosenkogel beherrscht, erfreut sich nicht allein dessen, was über der Erde gedeiht, es hat auch Schätze, die unter dem Rasen liegen. Es hat prächtige und unerschöpfliche Gneißlager und versieht Graz und noch manche andere Stadt mit Steinpflaster. Stainz hat ferner auch eine Schwefel- und eine Sauerbrunnquelle, die in einer schönen Waldschlucht sprudeln und nur auf ein vornehmes Curhaus und etliche illustre Gäste warten, um ein berühmtes Bad zu sein. Stainz besitzt ein altes Chorherrenstift, welches aber Kaiser Josef zu einer Kaserne gemacht hat, bis es dann Erzherzog Johann erwarb. Heute dient es theilweise zu Beamtenwohnungen, zum größten Theile steht es leer und öde, so freundlich es mit seinen hellen Fenstern hinauslacht in die Gegend.

Die Straße führt nun beständig Hügel auf, thalab; in jedem Thälchen fließt unter Silberweiden ein klares Wasser; auf jeder Höhung bietet sich eine anmuthsreiche Aussicht über das sonnige Gelände, das, im Westen sich an die dunklen Waldkissen der Schwanberger- und Koralpen lehnend, in üppigster Fruchtfülle daliegt. Feld-, Garten-, Wein- und Bergbau, Viehzucht und Wildzucht, Holzwirthschaft und Industrie beleben, bereichern die Gegend, in welcher ein mildes, gesundes Klima athmet, in deren Ortschaften noch einmal deutsches Wesen und deutsche Sitte aufstrebt, bis es wenige Stunden weiter südlich mit einem Male verlischt.

Wir gelangen zu dem freundlichen Markte Deutsch-Landsberg. Ueber demselben auf dem Berge ragt die gleichnamige Burg, einst Sitz der mächtigen Grafen von Khüenburg, jetzt dem Fürsten Liechtenstein gehörig. Man gelangt am besten dahin, wenn man durch das hier plötzlich eng und wild werdende Laßnitzthal, im dunkeln

Schatten hoher Tannen, an einer Einsiedelei und einem im Walde stehenden Gedächtnißsteine an den steirischen Dichter Johann Kalchberg vorbei, emporsteigt. In der Felsenschlucht, über dem Brausen des Wassers, unter dem Rauschen der Wipfel wohnt die Einsamkeit. Aber die Blasirten sind gekommen und haben hier eine Einsiedelei gebaut, um an schönen Sommertagen drin — Karten zu spielen. Vergebens ruft der Dichter, der auf einen Stein folgende Zeilen schrieb, das Wasser an:

„O, schlinge dich, du sanfte Quelle,
Ein breiter Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Vertheidige dies Heiligthum!"

Eilen wir weiter und lassen wir uns überraschen durch die heitere Fernsicht, die sich am Eingange in die Burg erschließt. Das Gebäude ist für Wirthschaftsräume eingerichtet worden, im Rittersaale tummeln sich die Schafe herum und macht wohl manch ein ritterlicher Schöps den züchtigen Fräulein seines Geschlechtes sittig den Hof, oder ein paar reckenhafte Widder üben sich zum Ergötzen der Uebrigen im edlen Turnier, indem sie mit ihren steinharten Schafsköpfen aneinander rennen, daß die Knochen krachen.

Von Deutsch-Landsberg führt ein lohnender Weg den massigen Bergstock hinan über Trahütten und Glashütten auf die Koralpe — die Kärntnergrenze. Wir wandern im lieblichen Thale zum nahen Schlosse Hollenegg, einer der interessantesten Burgen Steiermarks. Sie liegt auf einer theils bewaldeten, theils mit Reben bepflanzten Anhöhe, von der aus man die ganze mittlere Steiermark übersehen kann. Es ist ein massiger, rankenumflochtener hochgiebeliger Bau, über dessen Dächern ein glänzender Kirchthurm emporragt. Wenn man im Schloßhofe steht und die Bogengänge, Terrassen, Erker und Prachttreppen sieht, so fällt Einem die Alhambra ein. Ob das Innere dem Aeußern entspricht?

Wir kommen durch einen großen Saal mit zweihundertjährigen, vortrefflich erhaltenen Fresken. Venezianische Spiegel mit reichen, kunstvollen Rahmen hängen schwer an den Wänden. Herrliche Lustres, Möbel, eingelegt mit feinem Elfenbein, gewundene silberne Leuchter. Der Fußboden ein Spiegel für den prachtvollen Plafond. Die Oefen Meisterwerke der Bildnerei. Von diesem Raum aus treten wir durch ein Dutzend Säle, Gemächer, Cabinete, welche eher an eine auserlesene Kunstausstellung als an eine Menschenwohnung erinnern. Das Haus ist zu prachtvoll, um behaglich zu sein. Ueberall Gegenstände aus Marmor und Ebenholz, reich eingelegt mit Gold und Silber und Elfenbein. Chinesische Teppiche, Vasen, Seiden, Gemälde, Bildhauerarbeiten zumeist aus der Rococozeit. Aber auch rein antike Formen und Darstellungen aus der Bibel, sowie die großen, gewirkten Bilder aus der Geschichte Moses, auf welche der Pförtner, der uns führt, mit besonderem Nachdrucke aufmerksam macht. Bilder aus der heiligen Schrift, Ahnenportraits, Schlachtstücke, Waffen, Wappen, Pferde, schöne Weiber, wilde Thiere, kurz — aristokratisch. — Mitten im Schlosse die Kirche mit den Wappen auf dem Altare, weil auch Gott von altem Adel ist. Um das Schloß fischreiche Wässer, Kunstgärten mit Orangerien, Wildparks. Die Herren von Hollenegg — sie kamen und sie gingen, man weiß nicht wann — erbauten das Schloß, man weiß ebenfalls nicht rührt es aus dem 11., 12. oder 13. Jahrhundert. In der jetzigen Weise eingerichtet hat es aber der gegenwärtige Eigenthümer Fürst Liechtenstein, welcher die alte Riegersburg plündern ließ, um diesen seinen Lieblingssitz seiner Prachtliebe angemessen einzurichten. Trotzdem wohnt der Fürst selten in Hollenegg und an Sonn- und Feiertagen ist das herrliche Schloß ein Zielpunkt der Grazer Ausflügler. — Wir steigen nun in das Thal der

Sulm hinab, berühren die kohlenreichen Gegenden von Schwanberg, Wies und Eibiswald, mit ihren Hütten-, Berg-, Eisen- und Stahlwerken. Bei Eibiswald steht das stattliche Schloß der alten Eibiswalder. Auffallend ist die Sagenarmuth dieser sonst so poesiereichen Gegenden; und die doch vorhandenen Sagen und Märchen, die sich das Volk erzählt, tragen in der Regel den Charakter anderer deutschen Geschichten, die sich überall an Oertlichkeiten, Ruinen und Naturmerkwürdigkeiten knüpfen. So auch ist's mit dem Text des Volksliedes, während die Melodie desselben schon etwas fremdartig klingt.

Eine Stunde hinter Eibiswald wird auf der Straße unser „Grüß Gott!" schon in slavischer Sprache beantwortet. Wir sind angelangt an der Sprach- und somit auch an der Grenze unseres Vaterlandes. — Weil es aber wohl zu bemerken ist, wie die Slovenen von Jahr zu Jahr weiter in's deutsche Land hereinnagen, freilich um sich dann wieder aufzulösen in den deutschen Elementen, so wollen auch wir einen Zug in's Windische keck unternehmen und dem Liede folgen, das die Gauen „hoch vom Dachstein an bis in's Wendenland, in's Bett der Sann" als des deutschen Steirers Vaterland bezeichnet.

Wir steigen hinab zu den kalkigen Wellen der Drau. Das ist der größte Fluß Steiermarks, aber von Geburt ein Tiroler Bergkind, das seine Jugend in Kärnten verlebt. Schon mannbar und gesetzt kommt die Drau in's steirische Weinland und man sieht ihr den Uebermuth kaum mehr an, mit dem sie einst über die Felsen sprang. Hier ist sie schon gesittet und überschreitet — auch bei Hochwasser — die Grenzen des Anstandes nur selten. Sie trägt schwere Flöße und gibt sich gar auch schon ein wenig mit Schifffahrt ab. Sie treibt unterwegs hunderterlei von Rädern und hält allerlei Fische, wie Huchen, Hechte, Karpfen, Barben, Schleien, Bürstlinge, Schiele, Alten zu jeder Tageszeit feil. Gerne schaut sie an den windischen Büheln hin dem Winzer beim Keltern zu, wird schließlich eingeladen zum Feste und macht eine gute Partie, vermählt sich mit dem feurigen Jünglinge Rebensaft und erzeugt mit ihm den „Wein".

Auch der von den steirischen Alpen kommende Murfluß hat sich um die Drau beworben und ihr viele Meilen her auf kürzestem Wege zugestrebt. Aber plötzlich bei Ehrenhausen — nur mehr wenige Stunden vom Ziele entfernt — fällt's dem launigen Burschen ein: er vermählt sich noch nicht! — und schleicht oberhalb der windischen Büheln hin. Erst auf den Puszten Ungarns wird's ihm allein zu langweilig und er geht die Verbindung mit der robusten Tirolerin endlich ein.

Bei Mahrenberg übersetzen wir die Drau und wandern an der Ruine Wuchern dem Stammsitze der einst so mächtigen Mährenberger vorbei, über das Bachergebirge.

Dieses Gebirge ist eine finstere Welt für sich. Da ist alles noch Vorzeit. Zu Hunderttausenden stehen sie da in ihrer stämmigsten Ursprünglichkeit, die Laub- und Nadelhölzer, aus deren nach abwärts strebendem Geäste der Baumbart in langen, grauen Strähnen niederwebt in die ewigen Schatten, die nur selten ein Blitzstrahl der Sonne durchbricht. Doch gesellt sich zu dem Rauschen des Windes, zu dem Aufschrei des Adlers nun bereits auch der Wiederhall der Holzaxt, welche ausgeschickt ist von hungrigen Glashütten, Eisenwerken und Bretterſägen, um Nahrung heimzubringen. Das Bachergebirge windet sich aus Kärnten her, um sich in Steiermark zwischen der Drau und Sann auszubreiten, emporzuheben zu seiner 4866 Fuß hohen Velka kappa und östlich zur weiten Pettauer Ebene niederzufallen. Es ist 17 Geviertmeilen groß und enthält die bedeutendsten und urthümlichsten Waldungen Steier-

marks. Auf seinen Höhen springt das Reh und der Hirsch, jauchzt der Auer- und Schildhahn; in seinen Schluchten war vor wenigen Jahrzehnten Meister Petz noch heimisch. An seinen niedrigen Hängen und Vorbergen aber stehen zahlreiche Dörfer, Schlösser und an die fünfzig Kirchen, lehnen Wiesen, Saatfelder und Weingärten, reift der edle Rastner, Pickerer, Radiseller, Brandner, Gonobitzer und Rittersburger. Reges, sonniges Leben unten, düstere Stille oben, aber oft unterbrochen durch den Donner stürzender Bäume.

Die Holzhauer auf dem Bacher, die Bacheranzer, wie sie geheißen werden, sind Leute aus aller Herren Länder. Kärntner, Steirer, Krainer, Friauler, Italiener und Böhmen leben hier friedlich, mitunter auch unfriedlich zusammen in ihren leicht gezimmerten Hütten, welche ähnlich den Holzknechtkasernen im Norden der Alpen. Der Bacher bietet zwar schöne Ausblicke in die krainerische und kärntnerische Alpenwelt, für sich selbst aber muß er vorlieb nehmen mit dem Charakter des Mittel- und Waldgebirges. Aber gerade diese Natur spricht hier an; der Blick in die weiten Wälder, welche wie ein dunkler Mantel sich über die Schultern und Lenden der Berge schlagen, die einsamen, beerenreichen Holzschläge, die Fernsicht in die zahllosen Thäler und unermeßlichen Ebenen, belebt von den flimmernden Sandkörnchen der Dörfer, Kirchen, Schlösser, Städte (man soll über 300 Kirchen und Ortschaften erblicken) erfreuen das Auge in wunderbarer Weise. An den Gipfeln des Gebirges, auf von moorigem Krummholz überwucherten Hochflächen liegen die schwarzen Seen — zwölf seeartige Wasserkessel von großer, mehrere von unergründlicher Tiefe, deren Wasser schwarz aussieht. Wirft man in diese Untiefen einen Stein, so erhebt sich — nach dem Glauben des Volkes — bald daraus ein Wölklein, das dehnt sich und verdichtet sich zugleich, und auf ja und nein ist das Ungewitter fertig.

Möge Keiner den Stein schleudern in die schwarzen Seen, bevor wir im Mießlingthale geborgen sind. Durch dieses von vielen Eisenhämmern belebte Thal führt eine Straße von der Drau zur Saun, der wir uns anschließen. Rasch durcheilen wir das malerische Städtchen Windischgraz, wenden uns bei St. Leonhard südwärts durch wilde Gebirgsschluchten. Wir haben den Weinstock verloren; es geht wieder in's hohe Gebirge hinein; wir durchschneiden den Weitensteiner Kalk- und Dolomitzug. Die Straße windet sich nur mühsam zwischen den wilden Felsen hin. An der engsten Stelle, in einer Felswölbung steht ein Denkmal an Erzherzog Johann, den Beförderer dieser wichtigen Verbindungsstraße. Gleich unterhalb des Denkmals öffnet sich rechts eine Felsengrotte, aus welcher ein mächtiger Bach hervorrauscht. Diese Höhle heißt das böse Loch, nach welchem auch der Engpaß den Namen hat. Im Gebiete der hohen Petzen und des Ursulaberges, den Sannthaler- oder Sulzbacher Alpen zutrachtend, berühren wir die Märkte Wöllau, Schönstein und Praßberg. Der Menschenschlag trägt hier überall den Charakter des slavischen Stammes. Der Körperbau ist schlank, Augen und Haare sind vorwaltend dunkel, im Gesichte liest man Klugheit und Verschlossenheit. Den Eindruck treuherziger Gemüthlichkeit der deutschen Steirer fühlt man hier nicht mehr. Auch die Gemüthsstimmung scheint etwas gedrückt, melancholisch; man sieht selten ein fröhlich Treiben, hört selten ein lustig Lied. Die Kleidung besteht aus selbst erzeugtem Loden und aus Leinwand; allgemein gebräuchlich sind die Holzschuhe. Was die Nahrung anbelangt, sind die Bewohner dieser Gegenden Vegetarianer; Mais, Haiden, Fisolen, Milch, Gemüse, Obstmost bilden ihre Hauptnahrungsmittel. Bei

Hochzeits-, Tauf- und Todtenmahlen aber geben sie sich leicht der Unmäßigkeit hin. Die Wenden sind sehr religiös, aber auch sehr abergläubisch; sie lieben das viele Rosenkranzbeten, das Wallfahrten und fürchten sich vor Teufel und Hexen. Ringen und Raufen sind ihre Lieblingsübungen, arten hierin aber oft aus, bis es Blut und Todte gibt.

Bei Praßberg stoßen wir an die Sann, den Fluß, der aus Westen von der untersteirischen Schweiz kommt.

Für heute ist unser Weg zu Ende. Sollen wir demnächst unseren Lauf gegen die Sulzbacher Alpen nehmen, oder den sonnigen Landen der östlichen Steiermark zueilen? — Wir erwarten die Stimmen der Leser.

Ein Dichterleben im Liede.

Von H. Malser.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja, vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß' an und laß' es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Was sind das für seltsame Klänge? Ein wahres Ostergeläute mit Bechern! Das muthet an in solch' versauerter Zeit, das muthet an! Theodor Storm heißt der Dichter, er wohnt oben im hohen Norden Deutschlands, wo

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß!
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

So singt der Dichter, stets dankbar Allem, das ihm Freude gab. Er ist heute nicht mehr jung an Jahren; ein schwerer Schlag ging nieder auf sein Leben, aber er ist ein glückseliges Kind, wenn er seiner Kindheit gedenkt, er ist, das zeigen seine Lieder, das zeigen seine Erzählungen, einer der liebenswürdigsten Dichter der Kindheit. Aber er ist auch einer der glühendsten Sänger der Liebe und in dieser Gluth elementar wie die Leidenschaft selbst, die er — nicht allzu prüde — besingt:

Warum duften die Levkojen so viel schöner
bei der Nacht?
Warum brennen Deine Lippen so viel röther
bei der Nacht?
Warum ist in meinem Herzen so die Sehnsucht auferwacht?
Diese brennend rothen Lippen Dir zu küssen
bei der Nacht?

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Aehren senkt das Korn,
Rothe Beere schwillt am Dorn;
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst Du nur?

Der Poet selbst scheint zu sinnen und meint hernach:

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Wiederhall
Die Rosen aufgesprungen.

Digitized by Google

Das Harfenmädchen weiß, was iſt und ſein wird, und dennoch umfängt es den Liebſten:

Heute, nur heute
Bin ich ſo ſchön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
Nur dieſe Stunde
Biſt Du nach mein!
Sterben, ach ſterben
Soll ich allein.

Jugend-Uebermuth iſt bald vorbei, er findet die Gattin, die Geliebte, die Einzige. Im Glücke hat er keine Zeit zu dichten, doch dieſe Zeit verrinnt und

— — — — — — — — — —

Nach eine Nacht, nach eine war gegeben!
Auch die verrann, dann kam das Morgenlicht.
„Mein guter Mann, wie gerne wall' ich leben!“
Er hörte ſtill die ſanften Worte an,
Wie ſie ſein Ohr in bangen Pauſen trafen:
„Sorg' für das Kind, ich ſterbe, ſüßer Mann.“
Dann halb verſtändlich noch: „Nun will ich ſchlafen.“

Und dann die weinende Klage des Hinterbliebenen:

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß ſo wie ſonſt die Sonne lacht;
Daß wie in deinen Lebenstagen
Die Uhren gehen, die Glocken ſchlagen,
Einförmig wechſeln Tag und Nacht.

Daß, wenn des Tages Lichter ſchwanden,
Wie ſonſt der Abend uns vereint;
Und daß, wo ſonſt dein Stuhl geſtanden,
Schon Andere ihre Plätze fanden,
Und nichts dich zu vermiſſen ſcheint.

Indeſſen von den Gitterſtäben
Die Mondesſtreifen ſchmal und karg
In deine Gruft hinunterweben,
Und mit geſpenſtig trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Freilich, ſpäter geſteht er's ein:

Mitunter weicht von meiner Bruſt,
Was ſie bedrückt ſeit deinem Sterben;
Es drängt mich, wie in Jugendluſt,
Nach einmal um das Glück zu werben.

Doch frag' ich dann: Was iſt das Glück?
So kann ich keine Antwort geben,
Als die, daß du mir kämſt zurück,
Um ſo wie einſt mit dir zu leben.
Dann ſeh' ich jenen Morgenſchein,
Da wir dich hin zur Gruft getragen;
Und lautlos ſchlafen die Wünſche ein . . .

Nun eben, ſo iſt's eingerichtet auf dieſer Erde:

Da ſitzt ein Kauz im Ulmenbaum
Und heult und heult im Ulmenbaum.
Die Welt hat für uns beide Raum!
Was heult der Kauz im Ulmenbaum
Vom Sterben und vom Sterben?

Und über'n Weg die Nachtigall,
Gegenüber pfeift die Nachtigall.
O weh, die Lieb iſt gangen all'!
Was pfeift ſo ſüß die Nachtigall
Von Liebe und von Liebe?

Zur Rechten hell ein Liebeslied,
Zur Linken grell ein Sterbelied!
Ach, bleibt denn nichts, wenn Liebe ſchied,
Denn nichts, als nur ein Sterbelied
Kaum wegbreit nach hinüber?

Dann wendet er ſich ſeinem Kinde zu, aber auch hier tönt ihm des irdiſchen Lebens Mißharmonie entgegen. Er ſinnt an der Wiege:

Ich wanderte ſchon lange,
Da kameſt du daher;
Nun gingen wir zuſammen,
Ich ſah dich nie vorher.

Nach eine kurze Strecke.
Das Herz wird mir ſo ſchwer —
Du haſt noch weit zu gehen,
Ich kann nicht weiter mehr. —

Nun, wenn es denn nicht anders kann ſein, er gibt ihm einen Wanderſtab mit auf ſeine Wege:

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt ſie Leid, nicht bringt ſie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf ſie auch nicht vor die Säue.

Blühe edelſten Gemüthes
Iſt die Rückſicht, doch zu Zeiten
Sind erfriſchend wie Gewitter
Gald'ne Rückſichtsloſigkeiten.

Wack'rer heimatlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutſeligkeiten
Gehe ſchweigend aus den Wegen.

Wa zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdeſt zu begehren,
Halte dich zu werth, um gaſtlich
In dem Hauſe zu verkehren.

Was du immer kannſt, zu werden,
Arbeit ſcheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Careière-Machen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte feſt; du haſt vom Leben
Doch am Ende nur dich ſelber.

Aber der erfahrene Mann weiß auch noch andere Sprüche, die ſich von uns Jeder leicht merkt:

Der Glaube iſt zum Ruhen gut;
Doch bringt er nicht von der Stelle;
Der Zweifel in tüchtiger Männerfauſt,
Der ſprengt die Pforten der Hölle.

Der Eine fragt: was kommt danach?
Der Andere fragt nur: iſt es recht?
Und alſo unterſcheidet ſich
Der Freie von dem Knecht.

Vom Unglück erſt
Zieh' ab die Schuld,
Was übrig iſt,
Trag in Geduld.

Vergeſſen und vergeſſen werden!
Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl dieſe Beiden
Zu lernen und zu leiden.

Das iſt der Dichter als Menſch und der Menſch als Dichter. Sein Leid iſt unſer aller Leid, ſein Lied unſer aller Lied.

Im Buche ſeiner Gedichte — es iſt herausgegeben bei den Gebrüdern Paetel in Berlin und zählt die fünfte Auflage — findet ſich noch vieles Andere, das nicht minder ſchön iſt. Stimmungsbilder, patriotiſche Lieder, ſinnige Märchen, humoriſtiſche Gedichte und die kecken, luſtigen Fiedellieder.

Der Dichter kann aber auch recht ſchalkhaft ſein, ſo in ſeinem Gedichte „Von Katzen", in welchem er erzählt, wie ſeine Katze eines Tages ſechs Junge geworfen habe. Die Köchin will ſolch' arme Thierchen ſofort ertränken, aber der Herr ſtellt ſich aus Menſchlichkeit dem ſechsfachen Morde entgegen, behält die Jungen, erzieht ſie, und wieder eines Tages liegen alle ſieben Katzen — auch die Mutter neuerdings — in Wochenbetten und jede hat ſieben Junge. „O Menſchlichkeit, wie ſoll ich dich bewahren? Was fang' ich an mit ſechsundfünfzig Katzen!"

In dem Gedichte „Engel-Ehe" erklärt der Poet den hohen Werth der grimmigen Weiber für den kränklichen Ehemann. So lange mit ihm das Weib noch keift und poltert und trotzt, iſt keine Gefahr; wird es aber einmal ſanft und gütig, ſo iſt das ein Zeichen, daß es den Tod auf ſeinem Antlitze lieſt.

„Ja, manchesmal im hellſten Sonnenſchein
Durchfährt es ihn, als ſtüez' er in das Grab.
Es war ſein Weib; ſie ſpeach ein ſanftes Wort,
Und zitternd blickt er auf. — „O Gott ſei Dank,
Noch nicht, noch nicht das Engelsangeſicht!"

Das iſt Theodor Storm. Als Lyriker ſowie als Erzähler einer der Beſten unſerer Tage. Als Erzähler hat man ihn den norddeutſchen Stifter genannt; als Lyriker vereinigt er in ſich die beiden ſich entgegenſtehenden und im Widerſpruche ſich gegenſeitig erſetzenden Geiſter Lenau's und Anaſtaſius Grün's.

Patrull iſt da!

Erinnerungen von P. K. Roſegger.

Als die drei Lehrjahre um waren, ſagte mein Meiſter zu mir: „Nächſt Erchtag wirſt frei“.

„Was wird denn da ſein?“ fragte ich, mich erinnernd an die großen Veranſtaltungen, Gebräuche und Feierlichkeiten, die ſonſt bei einer Freiſprechung von Lehrlingen ſtattgefunden hatten. Ein neues Gewand, eine Prüfungsarbeit vor dem Richterſtuhle der Innung, eine Predigt vom Lehrmeiſter, eine feierliche Erklärung und Aufnahme in den Geſellenverband, und Wirthshaus, viel Wirthshaus. Die Schneidergeſellen haben ein großes Gethue, wenn ſie einen Neuen in ihre Mitte kriegen; vor Allem wird die „naſſe Bruderſchaft“ gemacht; wenn man weiß, woher das Naß kommt, ſo weiß man auch, wie luſtig es dabei zugeht.

„Was wird denn da ſein?“ fragte ich alſo, da der Tag nahte, ohne daß irgend welche Anſtalt getroffen wurde.

„Da wird gar nichts ſein“, antwortete mein Lehrmeiſter. „Seit der Gewerbsfreiheit iſt das Alles abgekommen. Heut iſt jeder Meiſter, der Steuer zahlt, hat er was gelernt oder nicht. Alldeswegen gibts heut Schuſter und Schneider, daß es g'rad ſchwanzelt. Wenn Einer auch nichts machen kann, wenn er den Leuten nur 's Maul machen kann. Der beſt' Schwatzer iſt heut' der beſt' Handwerker. Werden ſchon ſehen, wohin das führt. — Was Dich angeht, Peter, ſo braucht's nur, daß ich nächſt Erchtag ſag: die drei Jahr ſind aus — und Du biſt frei. Willſt extra noch was, ſo kannſt nach Birkfeld hinabgehen und Dir vom alten Innungsvorſtand — ich weiß gar nicht, wer's jetzt iſt — den Freibrief ausſtellen laſſen; brauchſt ſonſt gar nichts, als meinen Namen und einen Gulden — den mußt Du zahlen. — Ja, mein Bub, um's Geld kann Einer heut Alles haben. Zu meiner Zeit war's anders; da iſt nur der Fleiß und die Tüchtigkeit was werth geweſen.“

Nach dieſen Worten ſah ich ihm ins Geſicht, ob in demſelben nicht etwa Spuren wären, von einem Seitenſtoß, der mir gegolten hätte; denn über meine Tüchtigkeit im Handwerke hatte ſich weder er, noch mein Gewiſſen bisher unumwunden ausgeſprochen. Indeß fuhr er fort:

„Daß Dir jetzt das Loch in die Welt offen iſt, das weißt. Nur um drei Wochen eher ſagen thu' mir's, wenn Du Dich fremd machen willſt. Bleibſt mir aber noch länger, ſo gefreut es mich und verhoff' ich, daß wir trutz der vielen Herren Schneider, die in's Land kommen ſind jetztund, ſchon noch Arbeit haben werden, allzwei. Bei mir haſt die Wochen neunzig Kreuzer und kannſt es mit der Zeit noch auf einen Gulden bringen. Wer mehr geben kann heutzutag, der zwickts den Kunden ab. Ich thue was recht iſt.“

Und dieſes Geſpräch am Arbeitstiſch war eigentlich die ganze Freiſprechung. Des Meiſters Wort hatte ich nun, aber den Gulden hatte ich nicht und ſo ließ ich den Freibrief fahren. Wenn es in Birkfeld noch ein Schneiderinnungsamt gibt, ſo habe ich meinen Freibrief noch heute dort zu gute.

Beſiegelt wurde mein Eintritt in den Geſellenſtand an einem der näch-

sten Sonntage im Wirthshaus mit Wein und Braten, vom Meister feierlich vorgesetzt, für mich bezahlt und von mir verzehrt. An dem Abende desselben Tages auf meinem glückseligen Heimweg — denn glückselig war er in meinem Bewußtsein, daß an den Bauernhäusern, die am Wege standen, jetzt kein Schneiderlehrling vorbei ging, sondern ein „Gesell", der mit andern Gesellen Du und Du sein darf, und im Wirthshaus sitzen und Tabak rauchen und die Lehrbuben auslachen — auf diesem glückseligen Heimweg schlug sich der Schneider Steff zu mir. Das war ein junges, glattes Männlein mit einem blühweißen Gesicht und einem dunklen Schnurbärtchen, ein Freund der Bäuerinnen und ein Aergerniß der alten hausgesessenen Meister. Er hatte sich kurz zuvor in unserer Gegend angesiedelt, und in seinem schlechten Deutsch — er war ein Ungar — wußte er den Leuten die Vorzüglichkeit und Billigkeit seiner Arbeiten recht klar und begreiflich zu machen. Das war der, den mein Lehrmeister mit dem „Schwatzer" gemeint hatte.

Er rief mir einen so lustigen und kameradschaftlichen Gruß zu, als hätten wir seit Erschaffung der Welt miteinander aus Einer Schüssel gegessen. Und doch mußte er so gut als ich wissen, daß wir bisher Feinde gewesen waren, denn mein und jedes alten braven Meisters Glaubensbekenntniß mußte lauten: Ein Gott im Himmel und Ein Schneidermeister auf Erden! Und ich als treuer Jünger und zukünftiger Lehrmeister begann denselben Haß und dieselbe Verachtung gegen den jungen Eindringling zu nähren, der einem Solchen von rechtswegen zukommt!

Ich wäre nun in den tausend Schneiderwerkstätten dieser Erde daheim gewesen, fühlte aber so heiß für die Sache meines Lehrmeisters, daß mich ein Schlag auf sein Geschäft und auf seine Ehre tödtlich verwunden konnte. Er selbst war in dieser Sache viel gleichgiltiger als ich und er sagte einmal: „Das Aergern und das Prahlen hilft nichts. Brav und fleißig arbeiten. Die Leut' werden es schon einsehen."

Der ungarische Schneider schlug mir seine Hand lustig auf die Achsel und beglückwünschte mich, daß ich die harte Lehrzeit hinter mir hätte und nun mein eigener Herr wäre. Hierauf rieth er mir, von dieser Eigenherrschaft auch Gebrauch zu machen und — wie tüchtig mein Lehrmeister auch sein möge — doch zu versuchen, auch einem Andern noch etwas abzulernen. Ein junger Mensch dürfe nicht hocken bleiben und man lerne nie aus. Es sei auch nicht nöthig, allsogleich in die Fremde zu laufen, es gebe auch daheim noch manch geschickten Mann, bei dem man sein Glück versuchen und sich vervollkommnen könne.

Endlich lud er mich ein, daß ich bei ihm in Arbeit treten möge und versprach mir allerlei Vortheile und einen Gulden Wochenlohn.

Ich antwortete kurzweg: „Das thue ich nicht. Mein Lehrmeister hat die Plag mit mir gehabt, so soll er jetzt einen braven Gesellen an mir haben."

Schneider Steff setzte nun auseinander, wie die drei Lehrjahre lang genug wären, daß ein Lehrmeister Plag' und Vortheil in denselben haben könne, und daß Keiner seinen Lehrling freispreche, bevor er nicht zweifach für alle Mühe bezahlt wäre. Außerdem möge ich gelegentlich bei den Leuten auf dem Kirchplatz selber sehen, was für ein Unterschied sei zwischen seinen Hosen und denen meines Lehrmeisters. Er sei kein solcher, der etwa wegen Brotneid oder so was — aber das könne er dreist sagen, die Pantalons mache ihm Keiner nach — Keiner! mein Lehrmeister am wenigsten.

Das war mir genug. Ich hatte seitlings gar nichts zu thun, aber ich bog vom Wege ab. Ich fühlte mich sehr verletzt und bestrebte mich am

nächsten Tage meinem Lehrmeister doppelte Liebe angedeihen zu lassen, zur Entschädigung für das Feindselige, das über ihn gesagt worden war und von dem er zum Glücke nichts wußte.

Uebrigens waren wir in diesen Tagen ein wenig pressirt. Wir arbeiteten auf der Ster beim Unterheser und hätten gleichzeitig beim Stegbauer und beim Spreitzhofer arbeiten sollen. Dem Stegbauer hatte es der Meister schon an fünf Sonntagen auf dem Kirchweg versprochen: „Ja, Du, 's ist wahr, Du hast uns schon so viel lang nachgewartet, aber morgen — morgen kommen wir heilig; kannst Dich verlassen."

Und jedesmal war's heilig erlogen. Der Stegbauer wurde endlich ungeduldig und rief meinem Meister auf dem Kirchplatz und just vor dem Weihbrunnkessel zu: „Ihr verdankten Schneider! Ihr habts mich gefoppt genug. Jetzt nehm' ich den Steff!"

Wir zwei werden vermuthlich todtenblaß geworden sein, denn heute, nach sechzehn Jahren noch fühle ich es kalt über den Rücken laufen, wenn ich an den Eindruck denke, den die Worte: „Jetzt nehm' ich den Steff!" in mir hervorgebracht hatten.

Mein Meister hatte dem Bauer nur noch entgegnet: „Wenn Du meinst, daß Dir der Krawat besser taugt! Nimm ihn. Ist mir ganz lieb." Und halb betäubt waren wir vom Platz getorkelt.

Das Stegbauernhaus — seit Menschengedenken dem Natz getreu — war verloren. Hingegen der Spreitzhofer, ein guter Freund und Musikantenbruder vom Meister — mein Meister blies in der Kirche die Trompete, der Spreitzhofer das Flügelhorn — war ohne Mühe noch zu halten, wenn wir ihm die letzten Tage dieser Woche in's Haus kommen konnten.

So arbeiteten wir beim Unterheser spät in die Nacht hinein und gingen erst um eilf Uhr zu Bette. Da war's am Dienstagabend, wir hatten schon ausgelöscht und ich auf dem Stroh meinen Leib versucht, ob er nach einem sechzehnstündigen Gekrümmtsein doch etwa noch in die Grade und in die Länge ginge, als wir an der Hausthür ein heftiges Gepolter hörten. Bevor man sich noch unter die Decke retten konnte, wurden auch schon Stimmen gehört: „Die Patrull ist da!"

Jetzt krochen wir hervor. Die „Patrull" hat für einen ehrlichen Menschen nichts Schreckliches, hingegen etwas sehr Beruhigendes, denn sie ist der Arm des Gesetzes. Anfangs ist sie bloß der Finger — und zwar der Zeigefinger. Da wird eines Tages dem Dorfrichter die Anzeige gemacht, es gebe allerlei Vagabunden und verdächtiges Gesindel in der Gegend. Eine Streifung und Säuberung thut Noth. — Die Mitglieder entlegener Landgemeinden sind ihre eigene Polizei und wenn ein Theil ihrer Steuer „Sicherheitssteuer" heißt, so kommt der Name nicht etwa davon her, daß der Staat durch diese Steuer die Sicherheit ihres Eigenthumes wahrt, sondern davon, daß sie versichert sein können, den Gendarmen erst *nach* dem Diebstahl zu sehen. Hingegen geht der Sicherheitswachmann hernach mit Nachdruck an die Verfolgung der Diebe, er mißt die Dicke der Thür, durch welche eingebrochen worgen ist, zählt die Sprossen der Leiter, über die der Dieb klettern mußte, untersucht das Stemmeisen, durch welches die Kästen gesprengt sind, läßt sich genau berichten, was entwendet ist, läßt auch schätzen, wie hoch sich das Entwendete im Werth beläuft — schreibt all' das sauber auf einen Bogen Papier, zündet sich eine Cigarre an und trägt den Bogen Papier in's Bezirksamt, wo er in's Fach der Diebstähle gelegt wird.

Jeder Staatsbürger thut daher gut, seine Sicherheitssteuer zu zahlen und darauf zu achten, daß ihm nichts gestohlen wird.

Darum ſtand eines Nachts der Dorfrichter von Hauenſtein aus ſeinem Bette auf und unterſuchte zuerſt ſein eigen Haus und Hof. Da fand ſich außer einigen Unregelmäßigkeiten in den Liegerſtätten des Geſindes nichts Verdächtiges vor. Die Unregelmäßigkeiten wurden mit Nachdruck corrigirt, ſo daß mehr als ein Hemd durch den Hof huſchte; dann ging der Richter zum Nachbar, weckte den auf: „Geh mit, Bettlerſtreifen, 's thut noth.“ Sogleich wurde auch des Nachbars Haus durchſucht, dann gingen die zwei miteinander, klopften an jedem Hauſe: „Die Patrull iſt da!“ durchſuchten überall die Räume von oben bis unten und nahmen von jedem Hauſe den Bauer und die Knechte mit. So wuchs die „Patrull“ bald zu einem anſehnlichen Haufen und ſo hatte ſie nun auch an das Thor des Unterhefers gepocht.

„Der Unterhefer iſt nicht daheim, iſt auf Ochſenhandel ausgegangen, und der Knecht liegt krank.“ Dieſen Beſcheid rief mein Meiſter zum Fenſter hinaus.

„Wer ſagts denn?“ fragte der Dorfrichter.

„Der Schneider Natz.“

„So muß der Schneider Natz mit.“

„Mein Gefell' kann gehen, ich bin gar nimmer jung.“

„Der Gefell muß auch mit.“

Es half uns nichts. Eine ſo feine warme Grube wir Jeder in unſerem Stroh uns gehöhlt hatten, wir mußten aufſtehen und „ſtreifen“ gehen.

Im Unterheſerhauſe fand ſich nichts, nicht einmal der kranke Knecht Michel, der in der Scheune ſein Bett hatte. Neben dieſem Bette ſtanden zwei große Medicinflaſchen, worauf zu leſen: „alle Stund einen Eßlöffel voll.“ Aber das Neſt war leer und kalt, als hätte man ſeinen Inhaber ſchon hinausgetragen auf den Kirchhof.

Ohne des Räthſels Löſung zu finden, zogen wir weiter und zum nächſten Hauſe. Hier fanden wir auf dem Heuboden eine Bettlerfamilie, deren Oberhaupt uns verſicherte, daß er ſeit fünf und einem halben Jahre nichts mehr geſtohlen habe. Die Leute wurden durch eine Abtheilung der Patrull ins Gemeindehaus escortirt.

Beim Wallhofbauern ſprang, als wir uns dem Hauſe näherten, ein Strolch aus dem Dachfenſter herab, von dem der Wallhofbauer nicht wußte, wie er auf den Dachboden gekommen wäre.

„Den ſperren wir nicht ein,“ ſagte der Dorfrichter.

„Warum nicht?“ fragte ich entrüſtet.

„Weil er uns auskommen iſt.“

Ueberall, wohin wir kamen, öffneten uns die Leute Thür und Thor und mancher Hausvater überantwortete uns den Gaſt, welchen er über Nacht unter ſein Dach genommen hatte. Wer einen guten Paß hatte, durfte ſich wieder auf die Haut legen. Manch Anderer jedoch war ſehr erſtaunt über das zur nächtlichen Weile ſo plötzlich hereinbrechende Strafgericht. Einer von dieſen ſagte: „Saggra, ihr ſeids ärger, als wie Unſereiner. Wenn ich mir bei der Nacht in einem Hauſe ſchon was nehmen will, ſo geb' ich Achting, daß ich die Leut nicht aus dem Schlaf ſchreck' — weil das nicht geſund iſt. Und ihr da, ihr fallts gleich über den nachtſchlafenden Menſchen her; ſchreits ihm ins Ohr, daß er die Fraiß kunnt kriegen, nehmts den ganzen Kerl mit und fragts nicht, ob er auch euch gehört. Das iſt eine Gewaltthätigkeit, meine Herren, gegen die ich mich ſehr verwarne!“

Der Schmiedmeiſter von Hauenſtein war unter uns, der erſchrak, als er dieſe Stimme hörte, die bekannte Stimme. Einen ehemaligen Geſellen von ihm als Vagabunden zu finden!

In einem andern Hauſe, in einem Bette der Futterkammer, an deren Wand zu Häupten der ſüße Name Maria ſtand, fanden wir — den kranken Knecht Michel vom Unterhefer.

„Michel!“ rief der Dorfrichter, „Du verſäumſt das Einnehmen. Alle Stund' einen Eßlöffel voll!“

Der auf dem Wege üppigſter Geſundheit ſo ſchmachvoll ertappte Kranke ſprang mit einem Fluch aus dem Bett und davon. Der Richter hielt die Laterne über das Bett und ſagte zu einem großen Knäuel, welcher unter der Decke lag: „Jetzt haſt auch Du ein' Fried.“

Als wir unſer „Patrull iſt da!“ vor dem Spreitzhoferhauſe riefen und der Bauer zum Fenſter auf uns heraus ſah, wollte er nicht aufmachen.

„Mußt was Verdächtiges haben in Deinem Haus!“ bemerkte der Richter.

„Gewiß nicht. Von was Verdächtigem bei mir keine Red', darauf könnt's Euch verlaſſen.“

„So kannſt uns um ſo leichter hineinlaſſen. Jedem wird heut das Haus durchſucht.“

„Ich bin der Spreitzhofer, und wenn ich ſag', in meinem Haus gibts nichts Verdächtiges, ſo wirds auch ſo ſein. Ich bin ein ehrlicher Bauer und ausſuchen laß ich mich nicht.“

„Wie kommſt mir denn vor, Spreitzhofer?“ ſagte der Richter, „biſt ſonſt in ſo Sachen ja nicht ſelberhörig. Wirſt es doch nicht drauf ankommen laſſen, daß wir Dir die Thür aufbrechen.“

Da öffnete der Mann. Als wir ins Haus traten und er in der Dunkelheit den Tiſch noch abgeräumt hatte, reichte ihm mein Meiſter die Hand: „daß Du mir ja nicht bös wirſt, Speitzhofer, aber es iſt uns bisher friſch nicht möglich geweſen. Beim Unterheſer müſſen mir fertig machen, voreh. Aber wir kommen Dir noch in dieſer Woche, die letzten Tage. Aber ſchon ganz gewiß!“

Der Bauer murmelte was und ging mit uns, die Stuben, Gelaſſe und Gemächer ſeines Hauſes aufzuſperren. Ueberall Alles in Ordnung. Schon auf der Rückkehr ſagte der Richter: „da iſt auch noch eine Thür, die haſt uns nicht aufgemacht.“

„Hab' den Schlüſſel nicht bei der Hand,“ antwortete der Spreitzhofer.

„So hol' ihn, wir warten ja gern.“

„Haben ihm den Bart gebrochen, iſt beim Schmied.“

„Bei mir haſt keinen Schlüſſel“, redete der Schmied drein. Jetzt bemerkte der Bauer, der bisher ſein Auge immer auf mich und meinen Meiſter geheftet hatte, erſt die Gegenwart des Schmiedes. „Ja, ja, ja,“ knurrte er, „mußt nit glauben, du wärſt der einzige Schmied auf der Welt.“

„Teremtete! draußen wos is für verdammter Lärm!“ rief innerhalb der verſchloſſenen Thür plötzlich eine Stimme. Die Männer blickten ſich an. Mein Meiſter erblaßte, und ich wußte, warum.

Der Spreitzhofer machte jetzt die Thür auf, und was ſahen wir?

Den ungariſchen Schneider in der Gattie.

„Meiſter Steffan!“ rief der Richter. „Aber Bauer, wesweg haſt denn mit dieſem braven Mann ſo heimlich gethan?“

„Dumm genug,“ ſagte der Spreitzhofer mit einem ärgerlichen Seitenblick auf uns. „Aber man muß den Brotneid kennen.“

Jetzt trat mein Meiſter zum Bauer und fragte mit leiſer aber doch ſehr nachdrücklicher Stimme: „Wie meinſt Du das, Spreitzhofer? Wenn es meinetwegen iſt, und Du glaubſt, daß Du mich beleidigen wirſt, weil Du mich auf die Ster gebeten und einen Andern genommen haſt, ſo irrſt Du Dich. 's iſt mir allemal eine Ehr' geweſen in Deinem Haus, aber drauf anſtehen thu' ich nicht. Du kannſt Dir Schneider nehmen, welchen Du willſt, und wenn Du einen haſt, den Du der Patrull verheimlichen zu müſſen glaubſt, ſo geht das einen Andern nichts an.“

Als ich dieſe herrlichen Worte des Meiſters hörte, ging ein Wonnegefühl durch mein Herz. Der verhaßte Nebenbuhler einerſeits und der abtrünnige Bauer anderſeits waren glorreich gerächt.

In dieſem Bewußtſein verwand ich den Verluſt der Ster leichter, als ich je gedacht hätte.

Hierauf graute der Morgen und die Patrull zerſtreute ſich. Wir gingen zum Niederhefer zurück. Am nächſten Abend, zwiſchen der Lichten, beſuchte ich den kranken Knecht Michel in der Scheune. Er war wohl noch etwas blaß und erſchöpft, aber Reconvalescent. Er ſchien keine Ahnung zu haben, daß ich von der nächtlichen Streifung etwas wiſſe. Als ich ihn fragte, wie er die Nächte zubringe, antwortete er mißmuthig die Achſel zuckend: „Schlaflos, ſchlaflos.“

Menſchenjahr.

Kindeszeit —
Selige Zeit,
Menſchenlebens Frühlingszeit!
Rings im Grün
Blümlein blüh'n,
Blauer Himmel drüber hin!

Jünglingszeit —
Prächtige Zeit,
Menſchenlebens Sommerszeit!
Sonnenſchein —
Lieb' und Wein,
Jubellieder ſchallen d'rein!

Manneszeit —
Herrliche Zeit,
Menſchenlebens Herbſteszeit!
Jünglingsfleiß,
Mannesſchweiß
Ernten ihrer Mühe Preis!

Greiſenzeit —
Ruhige Zeit,
Menſchenlebens Winterszeit!
Bald — o bald —
Unten — kalt —
Luſt und Lied und all' verhallt!

Dr. F. Groder.

Albernes aus der vornehmen Welt.

Von Emil Charles Barſchall.

Der Aberglaube iſt nicht immer das Kind des Plebs. Kleine, im Volksleben entſtandene, durch den geſchwätzigen Mund von Ammen und Kindermädchen von Geſchlecht zu Geſchlecht überlieferte Gebräuche finden auch in hochgebildeten Kreiſen Eingang. Ein Saltomortale von dem Chimborasſo vermeintlicher Aufklärung herab bis in den Sumpf bäuerlichen Aberglaubens iſt keine Seltenheit. Vom Erhabenen bis zur lächerlichen Nachäffung iſt nur ein Sprung. Ein Schritt wäre zu langweilig, zu ſehr alltäglich und was das ſchlimmſte iſt, zu wenig auffallend. In der guten Geſellſchaft gelten grelle Farben bei der Toilette für plebeiſch, dagegen bei der geiſtigen Gewandung als intereſſant und geiſtreich. Die zarte, künſtleriſche Rückſicht, welche man auch einem Promenadenanzug widmet, kommt in der Converſation nur hier und da zur Geltung. Spricht man dagegen über die größten Geheimniſſe, welche die denkende Menſchheit ſeit Jahrtauſenden vergebens zu ergründen ſucht, dann möchte man oft der gehaltloſeſten Faſelei den Werth, der ihr fehlt, dadurch verleihen, daß man wie in der Couliſſen-Malerei mit grellen Farben das aufkleckſt, was nicht einmal dem Schatten einer Wahrheit ähnlich ſieht. Es gibt Damen — Gott ſei Dank, nicht allzuviel — die von Hartmann „Die Philoſophie des Unbewußten", die Werke von Strauß mit der für eine andere Sache beſſer paſſenden Andacht geleſen haben, weil es eben Mode iſt, ebenſo wie das Tragen eines kanarienvogelgelben Kleides gekrönt von einer Etagère gelber Strohblumen. Solche Mitglieder der beſſeren Hälfte der Menſchheit haben dieſe Apoſtel des Unglaubens ſtudirt, ohne daß ihr Verſtändniß über das Titelblatt hinausgeht, ohne das herausfinden zu können, was auch unter dem Wirrſal unfruchtbarer Negationen an Schätzen des Wiſſens in denſelben verborgen iſt. Auch ſolch' gelehrte Eva's-Töchter haben ihre abergläubiſchen Anwandlungen. Selbſt ſogenannte hochgebildete Frauen, die ebenſo wie es Leute gibt, die päpſtlicher ſind als der Papſt ſelbſt, ſich mehr als Voltairianer geberden als Voltaire war, haben Momente, in denen ſie zu dem naiven Kinderglauben der Ammenmärchen zurückkehren.

Eine geiſtreiche Frau meiner Bekanntſchaft, von der man ſingen könnte:

Dieſe liebenswürdige Dame
Kann man nicht genug verehren,
Bald tractirt ſie mich mit Auſtern
Bald mit Rheinwein und Liqueuren; —

eine wirklich hochgebildete Frau, die ihren Geiſt nicht allein mit der leichten franzöſiſchen Küche der höheren Töchterſchule geſättigt, ſondern auch an unmoderner Geiſtesnahrung, an literariſchem Plumpudding Gefallen gefunden, ſchickte mir neulich eine Einladung zum Diner zu ungewöhnlich ſpäter Stunde. Da ich ein gutes Mittageſſen gerade nicht zu den unangenehmen Pflichten des irdiſchen Daſeins zähle und ferner glaube, daß ein guter Faſanbraten der Verdauung zuträglicher iſt, als ein ſchlechtes Kalbsgulyas und ich ſchließlich durch kein Rendezvous in der Volksküche daran verhindert wurde, nahm ich die Einladung an, machte aber dem hübſchen Kammerkätzchen, welches mir

diese Botschaft überbrachte, eine Miene, als ob ich ihr durch die zusagende Antwort einen Liebesdienst erweise, für den sie mir zeitlebens dankbar sein müßte. Um ihr die Größe des Opfers meinerseits begreiflich zu machen, theilte ich ihr unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mit, daß ich eigentlich mehrere journalistische Freunde selbst zu einem eingewässerten Salzhäring, geselchten Froschkeulen und Olmützer Miniatur-Käsen eingeladen hätte. Ich würde nunmehr denselben per Telephon mittheilen, daß mein Ofen in Folge hervorragender Altersschwäche mehr Rauch als Wärme von sich gebe. Ich wollte sie deshalb nicht der Gefahr aussetzen, auf einem nicht mehr ungewöhnlichen Wege dem Erstickungstode anheim zu fallen. Es wäre allerdings gegründete Hoffnung vorhanden, daß in diesem äußersten Falle meine Wirthin uns in den Hofraum herabschleifen ließe, um dort durch reichliche Wasserbegießung, verbunden mit heftigen Schneeeinreibungen uns dem journalistischen Berufe zurückzugeben. Zukünftige Koryphäen der deutschen Literatur solchen Wechselfällen des Schicksals auszusetzen, könnte ich jedoch meinem Gewissen nicht zumuthen, da ich dasselbe als bestes Ruhekissen jeden Abend nothwendig brauche. Wie schon erwähnt, nahm ich daher die Einladung an, mit der herablassenden Miene eines Bischofs bei der Firmung in einer Gemeinde, welche er das erstemal besucht. An dem Diner war wie gewöhnlich alles untadelhaft. Ungewöhnlich war mir nur die auffallend kurze Zeit zwischen dem Empfang der Invitation und dem Beginne des Gastmahls, und daß die Zahl der Tischgenossen gerade 14 betrug.

Auf meine neugierige Frage nach der Ursache gestand mir meine schöne Wirthin, ein verlegenes Lächeln auf der einen Seite ihres holden Antlitzes, ein zartes Erröthen auf der andern Wange, ihre Augen mich schelmisch betrachtend, so daß selbst der heilige Antonius von Padua an ganz andere Sachen als an's Essen gedacht hätte, kurz meine mehr als nothwendig liebenswürdige Wirthin gestand mir, daß sie erst spät am Vormittag gemerkt hätte, es seien nur 13 Personen bei Tisch. Diese unglückliche Zahl hätte sie erschreckt. Sie hätte eine Angst gehabt wie ein regelmäßiger Theaterbesucher der meuchlings ein preisgekröntes Lustspiel ansehen muß. Ihr Schrecken hätte sich gesteigert bis zu den traurigen Gefühlen eines jungen Mädchens, welches bei dem Besuche des ersten Balles mit Entsetzen wahrnimmt, daß ihr Kleid nach oben zu wenig ausgeschnitten und nach unten zu einer solchen Länge mißrathen ist, daß man keine Gelegenheit hat, ihr niedliches Füßchen zu bewundern. Ich bat um die Erlaubniß, einige Thränen des Mitgefühls über solch' entsetzliche Zahnschmerzen des Gemüths im Stillen zerdrücken zu dürfen. Da sie nun Niemand von ihren Freunden näher wohnend wußte als mich, war ich dazu ausersehen, mit meiner Person die Unglücksziffer in die ungefährliche Nummer 14 zu verwandeln. In dem erhebenden Gefühle meines geheimnißvollen Einflusses auf die finsteren Mächte der Hölle, in meiner Eigenschaft als vierzehnter Tischgenosse und als Schildwache gegen das Unglück, dinirte ich daher mit besonderer Andacht und in weihevoller Stimmung. Dem unbewaffneten Auge erschien ich nur wie ein anderes unschuldiges Menschenkind, das momentan in culinarische Studien vertieft ist und mit der Leistungsfähigkeit seines Magens eine dem Apothekergewerbe Gewinn versprechende Experimentalphysik treibt.

Den bösen Dämonen dagegen, den überall unsichtbar herumschwebenden Geistern des Unheils erschien mein Suppenlöffel wie das leuchtende Flammenschwert des Cherubs, der vor dem Paradiese Posten steht, meine unschuldige Serviette, die ich zum

Schrecken der Hausfrau bereits mit verschiedenen Rothweinflecken verziert hatte, wie ein undurchdringlicher magischer Schild, die in anmuthiger Unordnung auf demselben zerstreuten Fettflecke wie geheimnißvolle Charaktere einer Beschwörungsformel.

Mein alter Bekannter, der Teufel des Pechs, der seit langer Zeit schon eine rührende Anhänglichkeit an mich bekundete, wird hoffentlich bei dieser Gelegenheit einen heilsamen Schrecken vor mir bekommen haben, so daß er mich für längere Zeit mit seinem unverhofften Erscheinen verschont. Ich weiß, daß der Dämon des „Pechs" ein sehr prosaisches Gemüth hat, nichts von der Poesie des Lebens wissen will, und harmlosen Menschen jeden freudigen Moment zu vergällen sich bemüht. Er ist auch deswegen ein großer Feind von allen Gedichten. Er haßt gute Verse ebenso wie die schlechten, weil die guten die Menschen über ihr Pech trösten, die schlechten sie trotz allen Pechs zum Lachen bringen. Ich rief daher dem kleinen schwarzen Teufel des Pechs einige Abschieds-Strophen in Versen zu, so daß er sich erschrocken über und über schüttelte, wie ein widerspänstiger Pudel, der in's Wasser geworfen wird.

Dann fuhr ich fort, den betreffenden bösen Geistern zu zeigen, daß ich an der Tafelrunde nicht eine Statistenrolle spiele, sondern ein thätiges Mitglied der Gesellschaft sei.

Einen mehr tragikomischen Ausgang nahm eine andere kleine Episode in der vornehmsten Gesellschaft, die nur von der Crême der Aristokratie besucht wird. In diesem hochadeligen Kreise, dessen Herren fast sämmtlich lebenslängliche Mitglieder des Jockeyclubs sind, dessen Damen nicht nur durch das Licht jugendlicher Schönheit glänzen, sondern um deren aristokratische Köpfchen auch der Heiligenschein eines alten Stammbaums strahlt, ist das bürgerliche Element streng ausgeschlossen. Kein bürgerlicher Fuß, es sei denn eine livrirte oder unlivrirte Bedientenseele, betritt das glatte Parquet, das nur zur Empfangnahme von adeligen Fußtritten bestimmt ist. Man beschäftigt sich mit einem Bürgerlichen nur, wenn er vielleicht ein Kunstreiter oder auch schlimmstenfalls ein interessanter Sänger oder Schauspieler ist.

Und trotz alledem sind auch in diese Kreise die abergläubischen Vorurtheile des Volkes eingedrungen. Auch die Fürstin X, die lebenslustig und an originellen Einfällen ebenso reich ist wie an Glücksgütern, die sonst über die dogmatischen Vorschriften der Religion und der Etikette etwas Freigeisterei zu treiben geneigt ist, die einen weiblichen Voltaire in kanarienvogelgelber Robe à la princesse vorzustellen nicht abgeneigt sein dürfte, diese Fürstin — doch man wird ja sehen.

Ein eigenthümlicher abergläubischer Gebrauch ist es zum Beispiel, an dem man besonders unter den keuschen Vestalinnen der Küche, der leichten Cavallerie der Stubenmädchen festhält. Man glaubt hier an die Heilkraft dieses Gebrauches so fest wie an das Evangelium. Der Gebrauch ist folgender: Wenn bei Tische von einem geschehenen Unglück die Rede ist, oder wenn ein kleines Malheur bei Tafel vorkommt, ist nichts nöthig, als etwas Salz in die Hand zu nehmen und hinter sich zu werfen. Hiermit verscheucht man das Unglück auf einmal. Die Sitte, Rinder oder Kälber auf den Altären der erzürnten Götter zu schlachten, ist abgekommen. Man schickt jetzt dem lieben Gotte die Gaben des Volkes, das Scherflein der Kleinen und die Gaben der Großen. Bürgerliche Raisonneurs, die sich mit dem Studium der Nationalökonomie beschäftigt haben, ohne von irgend einem Erzbischof hierzu beauftragt zu sein, haben sich zwar die unverzeihliche Freiheit genommen, gegen die Anhäufung des Eigenthums

zur todten Hand zu eisern, doch hat das nichts zu bedeuten.

Andere Opfer, wie zum Beispiel, das des hochgebornen Fräuleins von Iphigenia auf Tauris würde Graf Lamezan selbst Seiner Hoheit dem durchlauchtigsten Agamemnon als vom Gesetz verboten nicht gestatten.

Es ist also an und für sich ziemlich unschuldig, wenn eine Fürstin, um die erzürnten Götter zu beschwichtigen, um den Dämonen des Unglücks Einhalt zu gebieten, eine Hand voll Salz über die Schulter wirft, damit dieses als Sühnopfer für die Vergangenheit diene und für die Zukunft dem plebejischen Teufel des Pechs weitere Quälereien hochgeborener Menschenkinder versalzen möge.

Bei der genannten oder vielmehr nicht genannten Fürstin X, der ich mit der hierbei beobachteten Discretion beweisen will, daß wir Zeitungsschreiber doch bessere Menschen sind als man oft glaubt, war gerade eine sehr große, höchst vornehme Gesellschaft.

Ein Würdenträger der nichtunirten Kirche hatte der sonst meistens aus Weltkindern zusammengesetzten Gesellschaft durch die Theilnahme seiner höchst eigenen Person eine besondere Weihe verliehen.

Ein Toast war ausgebracht worden, worauf der geistliche Würdenträger sich erhob, um an die Gesellschaft einige Dankesworte für den Toast zu richten. In dem ganzen Bewußtsein seiner hohen Würde ging er zu der Fürstin hin, mit gravitätischen Schritten, die aber auf dem dicken Teppich des Speisesaales kaum hörbar wurden, besonders da dem hohen Geistlichen aus früheren Zeiten von der Gewohnheit des Leisetretens etwas übrig geblieben war.

Der Fürstin erzählte gerade eine alte Gräfin, die sich der Frömmigkeit stark in die Arme geworfen, trotzdem aber mit Vorliebe die Suche nach pikanten Neuigkeiten betreibt, Folgendes:

„Die Gräfin Y. wird die Gesellschaft, von der man schon sprach, nicht geben. Durchlaucht wissen, daß ihr Verwandter, der Graf B..., in eine höchst verdrießliche Scandalgeschichte verwickelt ist. Es ist dies höchst fatal. Der Staatsanwalt..." Das Uebrige wurde ganz leise gesprochen. „Deplorable Affaire, das!"

Die Fürstin fühlte sich sehr chokirt, daß man ihr von dieser Geschichte spricht, die sie schon in der Zeitung gelesen, und die zu ihrem Bedauern, ihr nun aus hochgeborenem Munde bestätigt wurde.

Der hohe Würdenträger war hinter dem Stuhle der Fürstin angekommen, ohne daß diese es bemerkt hatte.

Jetzt glaubte die Fürstin den Moment gekommen, ihrem durch die Erzählung dieses Geschichtchens empfindlich berührten Gemüthe Erleichterung zu verschaffen, und durch eine Handvoll Salz die erzürnte Gottheit zu beschwichtigen.

Unglücklicherweise, wie eben ein Malheur nie allein kommt, griff die Fürstin fehl, kam statt zu dem Salz zu der Paprikaschale und schleuderte deren scharfen Inhalt mit gläubigem Eifer über ihre Schulter hinweg.

Der hohe Herr dahinter hatte eben den Mund zum Sprechen geöffnet.

Wie eine unerwartete Torpedoexplosion drang ihm der Paprikaregen in Mund, Nase und Augen.

Sein von Würde und salbungsvoller Gemessenheit strahlendes Antlitz verzog sich plötzlich zu den komischsten Gestaltungen und den Mitgliedern der Gesellschaft war im ersten Moment die Ursache so unbekannt, daß alle Anwesenden in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Ueber den Rest schweigt des Sängers Höflichkeit.

Die Fürstin will nichts mehr von der Heilkraft des Salzwerfens wissen. Der hohe Herr verschwand zur selbigen Stunde und ward nicht mehr gesehen.

Ein Schuſter und ein Schneider.

Von Schmidt-Weißenfels.

Der Eine.

Seitdem der General Bonaparte als Kaiſer Napoleon auf einem großen Fuß lebte, machte ihm der Schuhmacher Sakoski in Paris, ein Pole, ſeine Stiefel. Napoleon pflegte, mit der ſeltenen Ausnahme, wenn er zu Hauſe in Schuhen und ſeidenen Strümpfen ging, von früh Morgens an ſchon fix und fertig geſtiefelt zu ſein und entledigte ſich auch dieſer Fußbekleidung nicht eher, als bis er zu Bette ging. Da er die bekannten Kanonenſtiefel mit dem ſtark- und ſteifledernen Schaft bis zum Knie trug, ſo mußten dieſelben im Fuß ebenſo bequem wie anſchließend gemacht ſein, um den Gewaltigen nicht durch irgend einen Druck zu ärgern. Sakoski bildete ſich nicht wenig darauf ein, in dieſer Beziehung noch niemals den geringſten Unwillen des Kaiſers erregt und ſelbſt bei funkelnagelneuen Stiefeln ſeinem vornehmſten Kunden jenes Leiden erſpart zu haben, welches andere Sterbliche gewöhnlich ſich als eine privilegirte Tyrannei und Kurzſichtigkeit der Schuſter gefallen laſſen, indem ſie ſelbſt thöricht genug ſind, zu vermeinen, daß ſie erſt den Stiefel durch den Gebrauch ausweiten müſſen, ehe der Fuß ſich bequem darin fühle. Sakoski dagegen ging von dem Grundſatz aus, daß der Stiefel genau dem Fuß angepaßt ſein müſſe und dann ebenſo wenig denſelben beläſtigen dürfe wie der Handſchuh die Finger. Ein gut paſſender Stiefel drückt eben nirgends und ein intelligenter Schuhmacher ſieht ſich den Fuß ſeines Kunden genau daraufhin an, wo demſelben durch die Lederbekleidung in Folge der Zehenbildung wohl ein Druck widerfahren könnte, dem er alsdann durch den Schnitt der Sohlenſpitze und Wölbung des Leiſtens vorzubeugen hat.

Dieſe Geſchicklichkeit verlieh Sakoski ſo viel Ruhm auf ſeinem Gebiet wie Napoleon auf dem ſeinigen. Wenn der kleine Corporal in Verhandlungen mit den erſten Diplomaten oder gar legitimen Monarchen Europa's zornig mit dem Fuß aufſtampfte, ſo ſagte ſich Sakoski, falls er davon hörte, dieſer oder jener Friede ſei mit ſeinem Stiefel geſchloſſen worden, und wenn der Feldherr wieder eine große Schlacht gewonnen hatte, ſo rühmte ſich der Meiſter, daß er ihm dazu die Stiefel gefertigt.

Als ein ſo vorzüglicher und geſchätzter Schuhmacher war Sakoski ſelbſtverſtändlich ein reicher Mann geworden. Bei der Fühlung mit dem kaiſerlichen Hofe wußte er, daß es Napoleon gern ſah, wenn diejenigen, die er reich und groß gemacht, durch Feſte und Luxus Geld unter die Leute und Glanz in die Pariſer Geſellſchaft brachten. Schon dies hätte ihn beſtimmt, zur Zufriedenheit ſeines kaiſerlichen Kunden ein großes Haus zu machen; aber auch die eigene Neigung trieb ihn dazu an. Er war nicht ſo ſehr ein Lebemann, der den glücklichen Emporkömmling an den Tag legte, ſondern ein Freund ſeiner Geſelligkeit, der Künſte, der kleinen ſplendiden Diners, wobei das Mahl mit dem Witz und dem Geplauder berühmter Männer gewürzt wurde. Bald ſpielte er in ſolcher Art den freigebigen Mäcenas; bald den liebenswürdigen Wirth,

der stolz darauf war, berühmte Künstler in seinem Hause zu haben. Er war deshalb auch immer auf der Jagd, solche auf Besuch bei sich zu bitten.

In einem Concert, welches der gefeierte Schneitzhöffer, der Franz Liszt unter dem ersten neapoleonischen Kaiserreich, gegeben, hatte ihn das Klavierspiel desselben dermaßen entzückt, daß er mit Leidenschaftlichkeit von dem Ehrgeiz erfaßt wurde, den Künstler bei sich zu sehen und auf seinem Hausklavier vor seiner Familie und auserlesenen Freunden spielen zu hören. Als er erfuhr, daß Schneitzhöffer ein gar merkwürdiger Sonderling sei, der schwerlich auf solchen Wunsch des Hofschuhmachers eingehen werde, wurde er nur um so begehrlicher darnach, mit der Erfüllung desselben in allen Kreisen der Kunstwelt triumphiren zu können. Er wagte es, ohne Umschweife Schneitzhöffer zum Mittagessen bei sich einzuladen und war freudig erstaunt, als dieser sich nicht im geringsten in der Annahme dieser Einladung weigerte, wie ihm prophezeit worden war.

Kein Mensch war glücklicher als Sakoski; allen seinen Bekannten erzählte er, daß ihm der ausgezeichnete Klavierspieler die von ihm selten erwiesene Ehre schenke, bei ihm zu speisen und natürlich — denn das schien Sakoski nach der angenommenen Einladung außer Frage zu stehen — sich bei ihm hören zu lassen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß bei den scheinbar nur aus Höflichkeit und Zuvorkommenheit unternommenen Handlungen der Menschen fast immer ein selbstsüchtiger Zweck im Hintergrund lauert, und dann auch ganz offen hervortritt. Aus wahrer Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit aufmerksam zu sein, findet in der feinen Gesellschaft zumal außerordentlich selten statt und verleiht darnach solchen Handlungen für nachdenkende Menschen auch nur selten einen mehr als formellen Werth. Für die entgegengebrachte Artigkeit hofft man doch früher oder später eine Gefälligkeit wieder einzutauschen. Berühmtheiten, von Fremden zu Gast geladen, können daher gewöhnlich mißtrauisch sein; von dem Künstler, welcher, wie Musiker und Sänger, sogleich in seiner Kunst leistungsfähig zu sein vermag, setzt der freigebige Wirth die Gegenleistung desselben als eine ihm schuldige Höflichkeit voraus und um so zuversichtlicher, je mehr er dem Künstler nur an äußerlichen Auszeichnungen, an Reichthum und selbstgefälligem Luxus bieten kann.

So auch Sakoski. Er ließ für seinen Gast ein außerordentlich feines Mittagessen herrichten, lud verschiedene andere Künstler und Kunstfreunde dazu ein und versicherte ihnen, daß Schneitzhöffer auf seinem Piano spielen werde, sobald er sich satt gegessen habe. Wer den Sonderling kannte, bezweifelte dies zwar; aber der Hofschuhmacher war unerschütterlich in seiner Ueberzeugung und begriff auch nicht, weshalb der Künstler ihm für das Gastmahl eine Bezahlung nicht leisten sollte, die denselben doch nichts aus der Börse koste.

Der bestimmte Mittag kam, Schneitzhöffer erschien richtig bei Monsieur Sakoski und die kleine Gesellschaft speiste vortrefflich und mit großem Appetit.

Nach der Tafel bat der Wirth seinen berühmten Gast um einen kleinen Vortrag auf dem schon offen gehaltenen Klavier.

Alle waren gespannt, was der Künstler darauf erwiedern werde.

Zu ihrer Ueberraschung sagte er nichts, erhob sich und setzte sich an's Klavier. Ein triumphirender Blick Sakoski's schweifte über die Versammelten, die sich zum andachtsvollen Zuhören anschickten.

Schneitzhöffer spielte eines seiner gefeiertsten Stücke; die Versammelten jubelten ihm nach Beendigung desselben ihren Beifall zu, der Wirth überschüttete ihn mit Lob und Preis und erklärte, daß er so Meisterhaftes noch niemals gehört und er seine Erkennt-

lichkeit dafür gar nicht im Stande sei zu beweisen.

„Doch," entgegnete ihm der Künstler darauf mit ernster Miene.

„Und wie, Herr Schneitzhöffer?" fragte der Schuhmacher schnell und einigermaßen betroffen über die bestimmte, unvermuthete Wendung, die sein Compliment hervorgebracht.

„Ich lade Sie über acht Tage, am Sonntag, bei mir zu Mittag und Sie versprechen mir, zu kommen."

„Warum nicht? Ich fühle mich hochgeschmeichelt über diese Ehre."

Damit war die Sache abgemacht.

Am Abend erzählte man sich schon in den Cafés und den verschiedensten Kreisen der feinen Gesellschaft, daß Schneitzhöffer bei Sakoski zu Mittag gespeist, dort auf dem Klavier gespielt und sogar den Hofschuhmacher auf nächsten Sonntag zu sich zum Mittag eingeladen habe. Es gab sehr viele Leute, die Sakoski deswegen beneideten und er selber rühmte sich dessen mit nicht geringerem Stolz, als wenn er dem Kaiser Maß zu einem Paar neuer Stiefel genommen oder ein Marschall in seinen eleganten Laden getreten wäre.

Der nächste Sonntag versammelte in der Wohnung Schneitzhöffer's eine auserlesene Schaar von Künstlern zum Mittagessen, unter denen Sakoski ein weißer Rabe war. Gewohnt indessen mit diesen Leute zu verkehren, bezeigte er keine Verlegenheit, plauderte in seiner gutmüthigen Weise mit ihnen, amusirte sich an dem eigenthümlich prickelnden, in scharfen Pointen der Satire auszüngelnden Witz, welcher namentlich Musikern eigen zu sein pflegt, und aß wie Alle mit gesegnetem Appetit. Das Essen war lukullisch, übertraf in Manchem sogar das von Sakoski gegebene, was nicht wenig dazu beitrug, seine Hochachtung vor dem Künstler zu steigern. Der Champagner wurde nicht gespart und geschont und die heitere Laune der Gesellschaft ging bald in Uebermuth über.

Sakoski hatte erwartet, daß bei einer so ausgezeichneten Vertretung der musikalischen Kunst und des Gesanges ein ganzer Katarakt von Vorträgen sich beim Nachtisch ergießen werde; er hatte sich als Freund der Kunst ungemein darauf gefreut und namentlich auf das Spiel Schneitzhöffer's, der seinen Gästen zu Ehren es doch nicht würde daran fehlen lassen. Der brave Bürger, welcher in seiner Art durch Gastfreundschaft den Künstlern Ehre erwies, konnte sich nichts anders denken, als daß diese allemal so etwas wie moralische Verpflichtung haben, sich hören und bewundern zu lassen, seien sie nun Gäste bei ihm oder war er ausnahmsweise einmal Gast bei einem derselben. Zu seiner stillen Verwunderung geschah nichts dergleichen; Niemand rührte sich und machte Miene zu einem Vortrag; Alle thaten, als ginge sie Musik und Gesang wenig an und plauderten von allem Möglichen, nur nicht darüber.

Dies plagte den Hofschuhmacher so sehr, daß er sich endlich glaubte entschließen zu dürfen, die sehnsüchtig erwartete Erfüllung seiner Hoffnung selber anzuregen und Schneitzhöffer um einen Vortrag zu bitten. Eben als er sich dazu von seinem Sitz erhob und das Opfer seiner eitlen Begierde schon scharf in's Auge faßte, sah er Schneitzhöffer auch aufstehen.

Aha! dachte er. Jetzt geht's an! Und befriedigt setzte er sich wieder.

Der Wirth, welcher nur einen Augenblick in einem Nebenkabinet verschwunden gewesen, kam darnach mit einem Paar alter Stiefel in der Hand zurück.

Mit erklärlichem Unbehagen witterte Sakoski einen Künstlerstreich auf seine Kosten und wollte anfangs dem Vogel Strauß nachmachen, indem er sein Haupt von dem Gegenstand, welcher das Symbol seines Lebens bedeutete und jetzt in den Händen eines Klavierspielers nur einen Mißbrauch vermuthen ließ, abgewendet hielt. Er

sah nicht mehr, wie Schneitzhöffer mit faunischem Lächeln auf ihn losging, aber er vernahm dessen nahenden Tritt und erbebte. Was er gefürchtet, geschah; denn was Anderes sollte es sein, daß der Künstler ihm die alten Stiefel auf den Tisch stellte, als eine Bosheit?

Tiefe Stille trat wie auf ein Signal ein, als die Stiefel vor Sakoski hingesetzt waren. Noch drehte er sich nicht um; eiskalt lief es ihm über den Rücken und seine Haare fühlte er sich sträuben. Inmitten der peinlich werdenden Stille und überzeugt, daß Aller Blicke auf ihn gerichtet waren, nahm Sakoski seine Geistesgegenwart zusammen und beschloß, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Kurz, wie absichtslos, schaute er sich um; that sehr überrascht, als er die Stiefel vor sich auf dem Tisch und Schneitzhöffer mit lauernder Miene neben sich erblickte, und rief dann mit einem möglichst unbefangenen Lachen aus:

„Aber, Monsieur Schneitzhöffer, was soll ich hier damit?"

„Nun, mein lieber Herr Sakoski," entgegnete dieser launig, „am vorigen Sonntag ersuchten Sie mich, nach Tische Musik zu machen; heute bitte ich Sie, mir nach Tisch die Stiefel auszubessern."

„O, das ist doch nicht mit einander in Vergleich zu bringen! Bedenken Sie nur: Klavierspielen und Schustern!"

„Ein Jeder eben nach seinem Handwerk."

„Ich verstehe Sie," nahm Sakoski nicht ungeschickt und unter dem schallenden Gelächter der Gesellschaft seinen Rückzug. „Eine Gefälligkeit ist der anderen werth und eine Hand wäscht die andere. Aber ich mache so wenig Flickarbeit wie Sie, Meister des Spiels, und werde Ihnen daher ein Paar neuer Stiefel machen, das Ihnen den Meister Sakoski in gutem Andenken erhalten soll."

Am Abend erzählte man diesen scherzhaften Vorfall wieder in den Kaffeehäusern des Boulevard und am anderen Tage lachte man über die Rache, die der Sonderling Schneitzhöffer an dem Schuhmacher genommen. In den Musikerkreisen namentlich erregte sie viel Vergnügen und ihr Sinn hat sich seitdem in einem Sprichwort erhalten. In Paris wenigstens sagte man noch lange und sagen die Musiker noch heute, wenn sie Musik machen sollen und dazu nicht aufgelegt sind: il faut faire des bottes, man muß Stiefel machen.

Der Andere.

In den Vierziger-Jahren war eine der populärsten Persönlichkeiten von Leipzig der Schneidermeister Hoyer. Jedermann kannte ihn wegen der Originalität seiner Lebensweise und vor Allem wegen des Humors seiner Inserate, in denen er fort und fort zum Leipziger Publikum sprach und sein Geschäft empfahl. Er ließ z. B. folgende Anzeige veröffentlichen:

Atelier von Hoyer,
bildendem Schneider und schneiderndem Bildner.

Für lebensgroße Naturen:
Mäntel mit grandiosem Faltenwurf und vielfältige **Hosen.**
Zur Bekleidung von Büsten und Brustbildern:
Westen, welche alles Fehlende ersetzen.

Ferner:

Gesegnete Mahlzeitwesten
so eingerichtet und klassisch, daß das Aufknöpfen beim Essen überflüssig wird.

Oder er kündigte Folgendes an:

„Die Welt ist groß — das menschliche Genie ist größer. Von Afrika's sonnverbrannten, äußerst sandigen Küsten traf soeben per Storchpost eine große Anzahl

Abdelkader-Schlafröcke

bei mir ein. — Dieselben haben die hohe Eigenschaft, den sie tragenden Afrikaner unsichtbar zu machen, woher

es denn wohl kommen mag, daß Abdelkader, so oft von den Franzosen gefangen, ihnen immer entwischte, denn er trägt beständig, selbst bei seinen Niederlagen, Schlafröcke. Eine eigene, von mir selbst (das Genie und Allah ist groß!) erfundene Vorrichtung hat diese Eigenschaft auch den europäischen Menschenkörpern (zuerst jedoch ausschließlich den königlich sächsischen) vindicirt, und somit mögen denn alle diejenigen, die in der jetzigen bewegten, naßkalten, theueren Zeit sich unsichtbar zu machen oder den Franzosen zu entgehen wünschen, sich bei mir einfinden. Ich habe trotz dieser wichtigen, daher menschlichen, herzerhebenden Erfindung, mein bisheriges Logis in der Hagestraße beibehalten, denn Bescheidenheit ziert jedes wahren Künstlers Herz und Haus."

Auch einmal folgendes Plakat, wie Berlepsch in der „Chronik der Gewerke mittheilt:

„Der Schneidermeister Hoyer macht hiemit bekannt, daß heute keine Bekanntmachung von ihm erscheint."

Eine Specialität von ihm war die Anfertigung von Westen, für die er immer neue Muster und Moden ersann und die auch eines besonderen Rufes in der Leipziger Stutzerwelt sich erfreuten. Als Reklame erschien einmal ein offener Brief des Schneidermeisters Hascher an ihn, der folgendermaßen lautete:

„Meister der Meister!

„Du hast mir zu meinem Geburts-
„tag eine Weste geschenkt. Diese Weste
„ist das non plus ultra unserer Kunst,
„eine Dichtung, die Dich unsterblich
„macht. Weißt Du, was einst Buona-
„rotti gesagt? Wenn ich nicht Michel
„Angelo wäre, möchte ich Albrecht
„Dürer sein. Die Bewunderung, die
„mir Deine Weste einflößt, reißt mich
„hin, Dir zu sagen: Wenn ich nicht
„Hascher wäre, möchte ich Hoyer sein!

„Hand in Hand mit Dir so
„fordr' ich mein Jahrhundert in die
„Schranken!"

Der Schriftsteller Herloßsohn in Leipzig hat damals eine launige Schilderung von diesem originellen Kauz gemacht, der in solcher Anwendung der Insertion als Vorgänger eines ganzen Geschlechts von Reklame-Schneidern dasteht. Darnach wäre Hoyer ursprünglich zum Oekonom bestimmt gewesen, nahm aber mit siebzehn Jahren schon seinen Rückzug in die Lehre eines Schneidermeisters, dem er dann im dunklen Drang der Lebenslust entfloh. In Quedlinburg arbeitete er später als Schneidergesell und soll dann in burschenschaftliche Verbindungen sich eingelassen haben, die ihn in einige Gefahr mit der Polizei brachten.

In Leipzig als Schneidermeister wußte er die Aufmerksamkeit des Publikums in verschiedener Art, abgesehen von seinen drolligen Inseraten, zu erregen; harmlos und doch eigenartig in seinem Witz, munter in seinem Geschäft, erwarb er sich viele persönliche Freunde und große Kundschaft, die ihn sehr wohlhabend machte. Mit der Noblesse eines selbstbewußten Modeschneiders verband er die Schalkhaftigkeit eines lebenslustigen Staatsbürgers, der Neigung zum politischen Humor besaß, wie er denn auch gelegentlich Artikel für die damals wegen ihrer kecken Opposition vielgelesene „Locomotive" von Held schrieb, wogegen diese Zeitschrift seine komischen Geschäftsanzeigen regelmäßig veröffentlichte.

In seiner Werkstatt beschäftigte er gewöhnlich fünfzig bis sechzig Gesellen, die sämmtlich rothe Jacken und Hosen tragen mußten. In der Geschäftigkeit, mit der sie nähten und bügelten, schnitten und mit den Kleidungsstücken in Arbeit umherliefen, sah es gar sonderbar in dem Atelier aus. Wer da eintrat, glaubte in einer Gesellschaft vom Teufeln zu sein und Meister Hoyer bewegte sich dazwischen als Mephisto. Er hatte eine Leidenschaft für die Schneiderei und lief deshalb immer mit seiner Zuschneidescheere in der Hand umher, ließ sich auf den breiten

Tisch die Tuche bringen und erfand dann im Augenblick nach den gemachten Bestellungen und vorgeschriebenen Maßen eine Figur für das zu liefernde Kleidungsstück. Mit der Kreide zeichnete er in kühnen Linien das Muster auf das Tuch; dann fuhr er mit der Scheere hinein und warf die zugeschnittenen Stücke dem Werkführer hin, der das Weitere der Arbeit zu veranlassen hatte.

Meister Hoyer aber, fertig mit dieser Tagesleistung, pflegte darnach in seine Equipage zu steigen, die zur bestimmten Zeit vor seinem Hause hielt, eine sehr elegante Equipage, die er, wie er sagte, nur deswegen besaß, um einen Kunden nöthigenfalls eine halbe Stunde spazieren fahren zu lassen, währenddeß ein Paar von ihm bestellte Beinkleider fertig gemacht würden. Benützte er sie selbst, was natürlich zu allermeist geschah, so ließ er sich nach einem öffentlichen Weinlokal führen, wo er frühstückte oder einen lustigen Abend verlebte, in Auerbach's Hof oder im Hotel de Bavière. Da plauderte er und machte mit dem Kreidestück, das er aus der Westentasche gelangt, nebenbei Musterzeichnungen von Westen, aus Gewohnheit, Liebhaberei und zum Gaudium der Gesellschaft. Es kam ihm auf ein paar Flaschen Champagner nicht an und er traktirte flott mit dem perlenden Goldwein. Er berechnete sehr wohl dabei, daß er damit alte Kunden fesselte, neue an sich zog, und sie schließlich doch nur den Champagner ihm mit hohem Agio zurückbezahlten. Er machte kein Hehl aus seinem spekulativen Verfahren, nannte solche Sitzung einen „Krawall", bei dem „absichtlicher Champagner" fließe, und bezeigte sich andererseits wieder als einen Nabob, der sich um solche Kleinigkeiten, wie die Rechnungen für seine Kunden, durchaus nicht kümmere.

„Hoyer," fragte ihn bei solcher Gelegenheit einmal ein Kunde, „bin ich Ihnen nicht noch ein Paar Hosen schuldig?"

„In solchen Angelegenheiten," erwiderte ihm der Meister vornehm, „haben Sie sich an meinen Buchhalter zu wenden!"

Trotzdem beschäftigte er vier Advokaten für alle die Kunden, mit denen er sich nachträglich in's Reine zu setzen wünschte. Er war ein sehr nobler Schneider, erzählt Herloßsohn, von dem Alles zu erlangen war, nur keine Rechnung; er sprach wie ein Kaufmann nur von Tratten, Monat dato, nach Sicht, von Zinsen und Procenten, und die Wechsel sollen bei ihm herumgelegen haben wie die bunten Lappen.

Ein großes Landgut besaß er in Markleeberg, mit vielen Ochsen und Schafen, so daß er die alte Liebe für die Landwirthschaft vortheilhaft mit der Passion für die Schneiderei vereinigt hatte; dabei war er glücklicher Familienvater, rieth aber jedermann ab, sich zu verheiraten. Hatte er ein neues Westenmuster erfunden, so war seine Freude groß und er verkündete sie auch in neuen Inseraten blühenden Styls, wobei dann nicht die Mittheilung fehlte, daß er von französischen Westenzeug-Reisenden förmlich belagert werde. Ueber Alles ging ihm jedoch der Triumph, wenn er Jemandem mit einer sehr schlanken Taille einen neuen Rock gemacht hatte und in den Straßen von Leipzig dieser also eingeschnürte Menschenkörper als neuestes Modegestell zu sehen war. Eine „tolle Taille" nannte er sie; er hatte eine Passion dafür, und es war nach seiner Behauptung sicher, daß allemal nach Herstellung einer solchen im Rock des anderen Tages die Leute „angesauft" kamen, um bei ihm „tolle Taillen" zu bestellen.

Seitdem hat es an Schneidern nicht gefehlt, die durch ähnliche, die allgemeine Aufmerksamkeit erregende Inserate mit nicht bloß trocken geschäftlichem Inhalt es dem alten originellen Hoyer in Leipzig nachmachten. Mit besonderem Glück geschah es von

dem Besitzer eines Berliner Kleiderlagers, Namens Landsberger, der namentlich wie Hoyer in Westen, so eine Specialität in Paletots sein wollte und damit in Berlin wirklich eine gewisse Popularität erreichte.

Mehr marktschreierisch ahmte dieses Reklamethum ein Schneidergeschäft in Berlin nach, indem es fast Tag um Tag auffällige Plakate mit Aufsehen erregenden, oft neuesten Ereignissen entlehnten Schlagworten an der Spitze an die Straßensäulen anschlagen ließ und ebenso Inserate in großen Berliner Zeitungen stehend unterhielt, deren versificirter Inhalt immer in der Anpreisung des großen Lagers fertiger Kleider prosaisch endigte. Die jahrelange Consequenz, mit der dies getrieben wurde, das unerschütterlich Systematische dieser Reklamen bezeugten am besten, wie sie dem Geschäft reichlich die Kosten einbrachten. Derber Berliner Witz und Keckheit machten sie überdem oftmals amusant und sie mögen immerhin als ein Zeichen modernster Geschäftsrührigkeit à la Hoyer auch hier nicht unerwähnt bleiben.

So lautete unter den neueren ein Inserat:

„Edle Rache!

Tenneig sitzt in stiller Kammer
Händeringend Eduard,
Halb vor Zorn und halb vor Jammer
Streicht er seinen Knebelbart!

Ach, sein Liebchen Kunigunde
Hat ihn fürchterlich gekränkt,
Hat nicht 'mal zur Weihnachtsstunde
Eine Weste ihm geschenkt!!

Warte nur, Du Rabenkrähe!
Braust sein stolzes Herze auf, —
Zur „goldnen Hundertzehn" ich gehe,
Schenk mir selbst vom Ausverkauf:

8000 Winterpaletots in neuesten, guten Stoffen, jetzt zu herabgesetzten Preisen; über 8000 Schlafröcke von dicken, warmen Wollstoffen u. s. w."

Ein anderes Inserat war abgefaßt:

„Alles in Aufruhr!

Es braust ein Ruf wie Donnerhall
Seit gestern durch Berlin:
Es räumt das Lager Knall und Fall
Das „Meister-Magazin".

An jeder Straßenecke sieht
Man hundert Menschen stehn,
Was irgend laufen kann, das zieht
Zur „goldnen Hundertzehn".

Ein ungeheurer Menschenkreis
Hält staunend sich dort auf —
Denn dort ist jetzt zu jedem Preis
Ein Schleuder-Ausverkauf:

Ueber 8000 Herbst- und Winterpaletots in neuesten guten Stoffen u. s. w."

Die also gepriesene „goldene Hundertzehn" war die Hausnummer in der Leipzigerstraße, wo sich dies „Erste deutsche Vereins-Magazin" befand. Wiewohl dieses Schneidergeschäft zuweilen seinen Inseraten die Warnung beisetzte: „Nachdruck verboten", wird es diese Citate hier hoffentlich entschuldigen.

In den Lasterhöhlen New-Yorks.

Ein Culturbild von Albert Roncourt.

I.

Die Schatten der Nacht lagerten auf den Straßen New-Yorks. Gespensterhaft zeichneten sich die weißen Stirnlinien der Riesenpaläste des Broadway in der nebeligen Atmosphäre ab. Die Gaslaternen schimmerten in unsicheren Lichtern und ließen ihre Strahlen gar seltsame Conturen auf das Pflaster zeichnen. Nur von Zeit zu Zeit huschten leichte Schatten an den Häuserwänden vorüber — aber es geschah dies so flüchtig, so geräuschlos, als wären es Nebelbilder eines phantastischen Traumes. Die späte Stunde — es war gegen zwei Uhr Morgens — traf auch in der amerikanischen Riesenstadt nur menschenleere Straßen an; höchstens daß ein scharfes Auge die Umrisse einer menschlichen Gestalt in den dunklen Büschen der Squares entdecken konnte. Müde Schläfer, heimatlose Existenzen, die wir nun heute hier, morgen vielleicht schon in den dunklen Räumen der Polizeiwards aufsuchen müssen! Wenigen von ihnen lächelt das Glück, die meisten verfallen dem Elende und mit ihm dem Laster.

Tiefste Ruhe auf allen Straßen, nur zeitweilig von den gleichmäßigen, schweren Tritten des Policeman's unterbrochen. Sein scharfer, geübter Blick durchdringt die schwarzen Schatten der Nacht und entdeckt rasch und sicher jede ungewöhnliche Erscheinung. Da durchschneidet plötzlich ein gellender Pfiff die Luft. Es ist das Signal eines benachbarten Postens. Sogleich wird es weiter und mit ihm die Parole zu einer — Menschenjagd gegeben. Vorsichtig drückt sich der Policeman in eine Mauernische, kein Laut verräth seine Anwesenheit; mit gespanntem Athem lauscht und wartet er. Jetzt schlägt ein leiser, flüchtiger Schritt an sein Ohr, über die weißen Pflastersteine huscht die Silhouette eines Menschen, eine dunkle Gestalt will vorüber. — Da plötzlich ein jäher Griff und unter der Hand des Gesetzes bricht der Verbrecher zusammen. Ein zweites Signal meldet den Erfolg. Bald erscheint die Patrouille, nimmt den Gefangenen mitsich und wieder wandelt ruhig und gemessen der Policeman seines Weges. — —

Von dem schmucken Thurme in City-Hall schlug es die zweite Morgenstunde. Unser Zusammentreffen war gekommen. Wir — ein Freund und ich — eilten rasch die Barceley-Street empor und erreichten nach wenigen Minuten den kleinen Park von City-Hall. Mr. K., der liebenswürdige Clerk des Reccorders der 3. Ward, erwartete uns bereits, seinem Versprechen getreu, mit zweien der verschlagensten Detectives von New-York. Letztere waren Männer von sehr entschlossenem Aeußeren. Sie zeigten, wie fast alle Polizeibeamten in den Vereinigten Staaten, ein sehr würdevolles und selbstbewußtes Auftreten. Wir begrüßten uns kurz und förmlich, dann wurde die Wanderung angetreten. Unser Ziel war der Besuch jener verrufenen Lasterhöhlen New-Yorks, die man zu keiner Stunde des Tages, viel weniger der Nacht ohne polizeiliche Bedeckung betreten kann. Unser Weg führte über den Franklin-Square in die James-Street. Vor einem dreistöckigen Gebäude, dessen Aeußeres ein sehr wohlanständiges war, wurde Halt

gemacht. Mr. K. berührte den Drücker und alsbald wurde eine Gestalt sichtbar, die mißtrauisch den Mann des Gesetzes betrachtete. Sie schien denselben zu kennen und prüfte nun mit raschem Blick die übrige Gesellschaft. Auch die Detectives schienen der Frau, die uns geöffnet, bekannt zu sein, denn ein leises spöttisches Zucken um die Mundwinkel verrieth, daß sie den Zweck unseres Besuches verstanden habe. Mr. K. wechselte einige Worte mit der Alten, worauf diese — ihre schmutzige Lampe höher haltend, uns die steile und schmale Treppe hinauf voranschritt.

Im ersten Stockwercke angekommen, standen wir plötzlich einem kleinen buckligen Manne gegenüber, der uns mit stechendem Blicke beschaute. Einen Moment lang schien auch er sich bedenken zu wollen, jedoch waren ihm der Polizeibeamte oder die Detectives offenbar gleichfalls bekannt, denn er trat auf Mr. K. zu und wechselte mit ihm einige Worte, aber in so eigenthümlichem Jargon, daß ich nichts davon verstehen konnte. Die Spitzbuben haben eben in allen Landen ihr Rothwälsch, das nur von Eingeweihten begriffen wird.

Mr. K. zuckte leicht mit den Achseln, dann befahl er, uns einzulassen.

„Sie treten jetzt in eine der verrufensten Spielhöllen, die wir jedoch nur deshalb zeitweilig inspiciren, um auf diesen oder jenen Verbrecher zu fahnden, den wir hier zu finden hoffen", flüsterte mir einer der Detectives zu, als wir durch einen dunklen Vorsaal in ein ziemlich großes Gemach traten, in dem sich augenblicklich etwa ein halb Dutzend Personen befanden. Dieselben saßen um einen großen Tisch herum, tranken Cognac und plauderten anscheinend harmlos. Bei unserem Eintritte erhob sich Niemand nur unsichere Blicke kreuzten sich mit den unseren.

„Noch so lustig, so gemüthlich zu so früher Stunde", rief K. der Gesellschaft entgegen, „nicht einmal ein Spielchen?" „Sir", antwortete ein starker, untersetzter Mann mit wetterharten Zügen, „wir nehmen unseren Nachttrunk ein. Harte Arbeit hat's genug gegeben."

„Wo das?", fragte Mr. K.

„Auf den Christofle-Docks, antwortete der Mann. „Der l'Aigle" ist mit voller Ladung angekommen und wir hatten bis Mitternacht vollauf zu thun."

„So", brummte Mr. K. „Dann wollen wir Euch nicht aufhalten. Nur eine Frage: Habt Ihr nichts von Toms gehört?" „Er ist nach dem Westen. Eine Schwester ist ihm gestorben." „Nach dem Westen? So! Und der Proprietor Mr. Book ist wohl mit ihm dahin abgereist, da er seit drei Tagen als verschunden gemeldet wurde?" fragte M. K. weiter.

„Mr. Book? Kenne den Mann nicht", murrte der Andere, indem er rasch einen lauernden Blick auf K. richtete. „Weiß übrigens auch von Toms nichts Weiters." „Dafür wissen wir umsomehr", erwiederte Mr. K. mit schlauem Lächeln. „Wir werden wohl noch einmal zusammenkommen, Bartels. Darum jetzt gute Nacht, Gentlemen." „Good night, Gentlemen", rief die ganze saubere Gesellschaft unisono.

Wir verließen das Haus, das von der Alten wieder sorgfältig verschlossen wurde.

Mr. K. nahm das Wort. „Ich habe Ihnen, meine Herren, einen kurzen Einblick in ein äußerst gefährliches Haus gegeben. Wenn Sie nichts Auffälliges bemerkt haben, das Ihre Wißbegierde befriedigt hätte, so darf Sie dies nicht täuschen. Vielleicht ist Ihnen jener kleine dicke Mann mit dem rothen Gesichte und den schweren Goldberloques auf seiner Weste aufgefallen, der zwischen Bartels und dem verschmitzten Kerl, dem Morgan, saß und der uns so neugierig-dumm fixirte. Dieser Mann ist heute das Opfer dieser Spitzbuben. Er ist ein

Pelzhändler aus dem Westen, hat heute Morgen bei Aston ein großes Stück Geld behoben, das ihm nun bis auf den letzten Heller im Spiele wieder abgenommen werden wird."

„Aber die Leute saßen anscheinend ganz ruhig und von Karten, Spieltisch oder dergleichen war nichts zu bemerken", warf ich ein.

„Anscheinend, Sir. Die Burschen waren gewarnt, durch die Alte, durch den Buckligen. Ein leises Glockenzeichen macht sie auf jeden Besuch aufmerksam und ein leichter Druck auf einen Knopf genügt, um die grüne Tafel verschwinden zu machen. Der Spieltisch mit den Karten verwandelt sich in eine gemüthliche Tafel, es ist das Werk weniger Secunden. Ein alter Mechanismus, den wir Alle kennen", erwiederte Mr. K. „Eines ist sicher. Wenn Sie mich morgen auf meiner Ward besuchen, so können Sie den Pelzhändler wieder finden, der uns um Hilfe angehen wird, vorausgesetzt, daß sich der Tölpel heute in keinen Streit mit den Gaunern einläßt."

„Und wenn er dies thäte?"

„Hm", brummte Mr. K. „Er würde dann wohl auch verschwunden sein und wir hätten eine Arbeit mehr, die uns aber diesmal leicht wäre; denn möchten die Vögel das Nest auch verlassen und auf und davon fliegen, wir wüßten sie wohl zu finden. Doch halt — hören Sie die Musik? Sie kommt von unten herauf, folgen wir ihrer Einladung. Sie werden hier ein anderes, ungleich lebendigeres Bild zu Gesicht bekommen, etwas für Ihre Feder", lächelte Mr. K. „Einen Augenblick noch", setzte er hinzu. „Wir wollen hier nicht erkannt sein."

Mr. K. und die Detectives traten ein wenig abseits und aus ihren umfangreichen Taschen kamen einzelne Gegenstände zum Vorschein, die offenbar zur Maskirung dienten, die wir aber in der Dunkelheit nicht genau unterscheiden konnten. Als die Herren wieder auf uns zutraten, stießen wir einen leichten Schrei der Ueberraschung aus. Das ging über das Komödienspiel! Gesicht, Haare, Bart, Haltung — alles war bis zur absoluten Unkenntlichkeit verändert. Als nun vollends Mr. K. uns einige Worte mit total verändertem Organe zuflüsterte, da mußten wir über die technischen Kunststücke dieser Herren in Bewunderung gerathen. Mr. K. zog jetzt einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete damit die Thüre des Hauses. Wir befanden uns in einer Vorhalle, die ohne jede Beleuchtung war. Allein die Detectives wußten Rath. Eine kleine Blendlaterne wurde entzündet und ich gewahrte nun im Hintergrunde des Hausflures eine Treppe, die nach abwärts führte. Dieselbe war sehr schmal, wir mußten im Gänsemasche hinunter. Ich zählte sechszehn Stufen, als Mr. K. in kurz abgemessenen Zwischenräumen mehrmals an eine vor uns befindliche Thüre klopfte. Eine heisere Stimme fragte um die Parole. Mr. K. wußte sie und antwortete daher. Sogleich wurde die Thüre geöffnet und wir traten nun in einen Saal, der so von Tabakqualm erfüllt war, daß ich momentan absolut nichts wahrnehmen konnte. Mr. K. wechselte mit dem Mädchen — denn ein solches war es, das uns öffnete, einige Worte, worauf das Mädchen befriedigt nickte und uns voranschritt. Jetzt erst hatten sich meine Augen an die brennende Atmosphäre gewöhnt und ich unterschied nun ein ziemlich langgestrecktes Gewölbe mit kahlen Wänden, in welchem sich eine zahlreiche Gesellschaft bewegte. An der rechten Längenwand befand sich beiläufig in der Mitte derselben eine Bar, um welche Männer jeden Alters und jeder Physiognomie kauerten, saßen, lehnten oder standen. Ein dickes Weib mit rohen, sinnlichen Zügen thronte breit im Innern der Bar, während ein Mann mit fahlem, abgelebtem Gesichte den Kellner machte. Im Hintergrunde der Bar erblickte ich noch den Barkeeper (Ausschänker),

Digitized by Google

eine robuste, plumpe Gestalt, die aber eine Herkuleskraft versprach.

An der Breitseite vor uns befand sich ein Klavier, auf dem ein Mann, der nahe den Fünfzigern sein mochte, zum Tanze aufspielte. Auf dem ziemlich geräumigen Platze vor der Bar drehte sich eine Schaar Menschen in üppigem, unglaublich frivolem Tanz? Wir waren an die Bar getreten und verlangten den üblichen Brandy. Die Wirthin betrachtete uns einen Augenblick prüfend, dann warf sie eine Frage in dem mir leider unverständlichen Rothwälsch der New-Yorker Spitzbubenwelt hin. Mr. K. mußte befriedigend geantwortet haben, denn auf einen Wink der dicken Alten reichte uns der Kellner das Verlangte und auch die übrige Gesellschaft, die auf uns gleichfalls aufmerksam gewesen war, wandte sich nun wieder ab, nur ab und zu den Einen oder Anderen von uns gelegentlich fixirend. Ich hatte nun Muße genug, das seltsame Schauspiel eingehend zu betrachten. Es war mir vergönnt gewesen, manch eigenthümliches Bild socialen Lebens vor mir entrollt zu sehen, in europäischen Großstädten habe ich zu wiederholtenmalen jene Locale besucht, die kein Sittenschilderer unbetreten lassen darf, Locale, in welchen der Leichtsinn, noch mehr das Laster Orgien feiert und die die traurige Kehrseite jener Medaille bilden, die wir so gern aus dem Golde der Humanität, der Civilisation prägen möchten. Ich habe in Paris Stätten besucht, gegen welche das Treiben im Bal Mabille, in den Clôseries des Lilas wie matte Limonade erscheint; ich habe in die ekle Atmosphäre der Diebsspelunken Berlins geblickt, ich habe in den Tavernes von Lambeth und Ostend in London haarsträubende Dinge mitangesehen und in den Matrosenkneipen Liverpools die menschliche Rohheit in ihrer höchsten Potenz entwickelt gefunden; aber alle diese entsetzlichen Ausgeburten, diese verkommenen Individuen, diese Prototype des Lasters — sie habe ich erst in New-York in ihrer gräßlichsten Vervollkommung aufgefunden. Ich übergehe diejenigen Scenen, welche das thierisch-erotische Treiben dieser Menschen hier vor meinen Augen abspielten, ich will nur einzelne charakteristische Erscheinungen aus diesem Pfuhl herausheben; sie kennzeichnen das Ganze. Dank den Mittheilungen meiner Begleiter habe ich in jener Lasterhöhle in so manche Lebensgeschichte Einblick gewonnen, die jedem Schauer-Romane zur Grundlage dienen könnte. Mr. K. hatte mich auf den Clavierspieler aufmerksam gemacht. Der Mann war glücklicherweise kein eigentlicher Verbrecher, nur ein sittlich verkommenes Subject; allerdings war auch jedes anständige Gefühl in ihm erloschen und er konnte sich nur in der schmutzigen Welt des Lasters, nur unter Verbrechern wohl fühlen. Einst war er ein Löwe der Gesellschaft gewesen. Reich und vielumworben, war er selbst in den Salons der Fifth Avenue kein seltener Gast gewesen.

Aber der Spielteufel und die sinnliche Liebe hatten den Menschen in ihre eisernen Klammern gefaßt und stoßweise abwärts gebracht. Tollkühne Speculationen ruinirten ihn und, zu träge, um ein frisches Leben zu beginnen, zu feige, um sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, sank er immer tiefer und tiefer und als er einst den letzten Dollor verschlemmt hatte, da fand man ihn in einer Gosse einer entlegenen Straße vollbetrunken liegen. Rohe Menschen schafften ihn in ein Haus — in dasselbe, das wir soeben betraten, — um mit ihm ihren Scherz zu treiben, und nachdem sie den Besinnungslosen genugsam gequält hatten und seiner überdrüssig geworden waren, da hatten sie ihn in eine Ecke geworfen, wo er liegen blieb. Als er wieder erwachte, da stand die dicke Wirthin vor ihm und unterzog ihn einem Verhöre, aus welchem er als ständig engagirter Clavierspieler

und Leibfavorit der Boutiquière hervorging. Nie werde ich dieſes laſterdurchfurchte Antlitz vergeſſen, in welchem ſo deutlicher Lebensüberdruß und ſo bodenloſe Frivolität verzeichnet ſtanden.

Ich hatte mich, als mir Mr. K. die Geſchichte dieſes Verlornen erzählte, auf die andere Seite begeben und verharrte jetzt als Zuſchauer bei einem Spieltiſche, um welchen ſich mehrere Männer und einige Weibsbilder, letztere ſchamlos decolletirt, gereiht hatten. Aus jedem Geſichte leuchtete die dämoniſche Gluth des Spielfiebers. Voll Gier folgten ihre Blicke den rollenden Goldſtücken und mit heiſerem Jauchzen ſtrichen die Weiber die gewonnenen Dollars ein oder warfen mit wilden Flüchen neue Einſätze hin. Ein einziges Mädchen hob ſich von den ſinnlich rohen Phyſiognomien der Uebrigen vortheilhafter ab. Die Perſon mochte vielleicht 19—20 Jahre alt geweſen ſein und ihre Züge waren noch nicht ſo welk, noch nicht ſo laſterimprägnirt, als die der anderen Mädchen im Kreiſe. Ihr Blick hatte ſogar etwas Kindliches und ich empfand faſt eine Regung des Mitleids mit der Gefallenen. Aber der Schein trog auch hier, wie ich bald erkennen konnte. Das Mädchen verlor beſtändig und kam dadurch in eine ungemeine Aufregung. Wild warf ſie ihre letzten Goldſtücke hin und als auch dieſe verloren gingen, riß ſie eine goldene Kette mit einem Medaillon vom Halſe und ſchleuderte ſie als neuen Einſatz hin. Aber das Glück wollte nicht kommen und Medaillon und Kette wanderten in die Taſche des Bankhalters. Da ſtürzte ſich das Mädchen wie eine Tigerin auf denſelben, wurde aber natürlich von den Uebrigen unter lautem Gejohle gebändigt und davongewieſen. Wüthend, mit hochwogendem Buſen durcheilte ſie ſuchend den Saal. Plötzlich ſchien ſie gefunden zu haben, was ſie wollte. Sie eilte zu einem dicken, kleinen Manne, der ſie auf ſeinen Schoß zog und den ſie liebkoſte. Bald darauf kam ſie wieder zum Spieltiſche und pointirte mit dem errungenen Schandlohn von neuem. Und dieſes Mädchen war eine Deutſche, die Angehörige einer Auswandererfamilie aus dem nordöſtlichen Deutſchland, die vor drei Jahren ſich nach Amerika eingeſchifft hatte, um dort das Glück zu erjagen! Die Mutter war bald nach der Ueberfahrt am Fieber geſtorben, der Vater und der eine Bruder ſaßen wegen Einbruch und Raub ſeit Jahresfriſt in Sing-Sing*), der andere Bruder trieb ſich unbekannt wo herum und das Mädchen war eine Proſtituirte tiefniedrigſter Gattung geworden. Das war das Ende des erträumten Glückes. Und wie viele von den Auswanderern erleben das gleiche Schickſal, während ſie in der Heimat wenigſtens ehrliche Leute geblieben wären. Die Verſuchung iſt eine ſo große, ſo naheliegende, daß nur eine ſtarke moraliſche Kraft ihr Widerſtand leiſten kann. Wie viele aber von dieſen Malcontenten, ſchon in der Heimat mit der Geſellſchaft Zerfallenen verfügen über dieſe Entſchiedenheit des Wollens, wie viele ziehen nicht die glatten Wege des Laſters der rauhen Bahn ehrlicher Arbeit umſo lieber vor, als ſie dort zu Lande von Niemandem gekannt zu ſein glauben? — — Angeekelt von dem wüſten Treiben am Spieltiſch wendete ich mich den Tanzenden zu. Hier ging es noch weit ſchlimmer her. Es war eine im höchſten Grade ausgelaſſene Orgie zwiſchen Satyrn und Bacchantinnen, nach Art jenes berühmten Tanzes, deſſen Heine in ſeinem Dr. Fauſt gedenkt.

Das Publikum, das dieſer Trunkenheit allnächtlich bis zum hellen Morgen fröhnt, beſteht aus ſehr verſchiedenen Elementen. Zumeiſt ſind es herabgekommene Kaufleute und Speculanten, denen zeitweilig noch Fortuna ein Körnchen in den Schoß

*) Das größte Strafhaus in den Vereinigten Staaten.

wirft, das dann auf diesem schmutzigen Boden vergeudet wird; ferner beschäftigungslose Einwanderer, die man hierhergelockt hat und sie nun ihres Letzten beraubt; Diebe, Einbrecher und jene undefinirbare Gattung von Abenteurern, die sich aus allen Ständen rekrutiren und mit denen die Riesenstadt am Hudson so überreich gesegnet ist.

Hier in diesen Lasterhöhlen versammelt sich stetig die ganze Garde der New-Yorker Spitzbubenwelt. Hier werden Pläne zu neuen Verbrechen geschmiedet und die Ausbeute des eben vollführten der wüstesten Schwelgerei gewidmet; hier ist es auch, wo die Polizei en masque erscheint, um sich von dem Auftreten der ihr so wohlbekannten Gaunererscheinung zu überzeugen. Aus dem Luxus des Einzelnen erkennt sie die Provenienz eines neuen Verbrechens, hier belauscht sie unerkannt die Trunkenen in deren unvorsichtigen Momenten, hier findet sie die Spuren so vieler dunklen Gräuelthaten und von hier aus führt sie die Uebelthäter der strafenden Gerechtigkeit zu. — —

Mir war übel geworden bei dem Anblicke so vieler entmenschten Gestalten. Entsetzt wandte ich mich von dem lasterhaften Treiben ab. Die cynischen Gesichter der hochgeschürzten, fast ganz entblößten Mädchen, die sinnlich-trunkenen oder blödglotzenden Physiognomien der alten wie der jungen Verworfenen; die miasmengeschwängerte Atmosphäre — sie brachte mir einen solchen Grad von Ekel bei, daß ich Mr. K. ersuchte, unseren Besuch abzubrechen und aus dieser Welt des Rausches und sittlicher Verkommenheit wieder an die frische, erquickende und klare Morgenluft zu treten.

Ach wie wohl that mir der erste freie Athemzug, als wir oben angelangt waren! Ich hatte für heute genug von der Lasterhöhlen New-Yorks und bat Mr. K., die Runde ein andermal fortzusetzen. Daß ich dann noch Grauenvolleres, Entsetzlicheres sehen und hören sollte, konnte ich allerdings nicht annehmen.

Poesien.

Von **Alfred Friedmann.**

Nimmermehr.

Das Gewebe einer Spinne,
Das ein Regen schnell zerstört,
Ist der Traum von Mädchenminne,
Die ein junges Herz bethört!

Sehnsucht, Hoffnung, ach, sie kamen,
Lagen vor ihr im Gebet —
Wie den Flaum von Distelsamen
Hat ein Nachthauch sie verweht!

Aus dem Stundenglas des Lebens
Rollt zu schnell der Liebe Sand,
Doch zum zweiten Mal vergebens
Dreht das Glas des Menschen Hand!

Denn kein Körnlein rinnet wieder
Einer Liebe, die verrann!
Glücklich, wer im Sarg der Lieder
Ihren Leib beschauen kann! —

Bitterfüß.

Ich weiß ein Kraut, heißt Bitterfüß,
Ein wunderſames Kräutlein!
Denn koſtet Du's, ſo ſchmeckt Dir dies
Süß, wie ein Kuß vom Bräutlein!

Doch wenn Dir's bis zum Gaumen kommt,
So ſchmeckt das Kräutlein bitter!
Bedenk', ob Dir das Gräslein frommt,
Eh' Du ihm wirſt zum Schnitter?

Denn wenn als Bitterfüß das Kraut
Im Volksmund auch bekannt iſt,
Doch anderwärts, Dir ſei's vertraut
Es **Liebe** meiſt genannt iſt!

Kleine Laube.

Gruß an Steiermark.

Dich grüß' ich, Steiermark!
Wo die Wiesen so grünend lachen,
Wo die Büchsen so fröhlich krachen,
Wo die Felsen so zackig ragen,
Wo die Herzen so bieder schlagen,
Dich grüß' ich, Steiermark!

Dich grüß' ich, Steiermark!
Wo die Tannen rauschen, die düstern,
Wo die Wälder säuseln und flüstern,
Wo durch Fluren strömen die Quellen,
Wo die schimmernden Flüsse schwellen.
Dich grüß' ich, Steiermark!

Dich grüß' ich, Steiermark!
Wo die Berge so trotzig stehen,
Wo die Frauen so leuchtend sehen,
Wo die Männer die Hände erheben
Und für's Vaterland sterben und leben.
Dich grüß' ich, Steiermark!

Anton Schlossar.

Wie der Franzel aus Bosnien zurückkehrt.

Im vorigen Sommer ging in Gutweiler und Umgebung ein Mann umher, bei dem es nicht recht richtig schien. Jeden, den er begegnete — derselbe mochte einheimisch sein, oder fremd — hielt er an und begann über das Land Bosnien zu sprechen. „Wenn mir E i n e r sagen könnte, wozu dieser Krieg gut ist," rief er dann regelmäßig, „ich wär's zufrieden."

Es konnte ihm's aber Keiner sagen.

„Meinen Sohn habe ich dort, meinen einzigen. Ich wollte nicht sagen, wie er mein Alles ist und wie ich für meine alten Tage — sie sind schon da — auf ihn gehofft habe: wenn mir's nur e i n Mensch kunnt weisen, wozu dieser Krieg gut ist!"

Wären seine Worte — bitter und schmerzvoll, erschütternd oft und herzzerreißend, zu Ohren der Behörden gekommen, der Mann wäre confiscirt worden.

Nun, der Sohn des Alten ist glücklich zurückgekommen, sagt aber das: „Ehvor sie mich d a noch einmal hinein bringen, jage ich mir eine Kugel durch den Kopf!"

Das war freilich nicht wacker.

Als unsere Soldaten aus dem wilden Lande zurückkehrten, war in Gutweiler ein wahres Fest. Arm und Reich that zusammen, die Wackeren zu ehren.

„Ha, diese Ehren!" rief einer der Zurückgekehrten, „daß wir vor dem Feinde bestanden sind, das ist das Wenigste, daß wir die Strapazen ausgehalten haben, ist weit mehr, daß uns aber unsere Herren Officiere nicht gefressen haben, das ist das Allermeiste!"

„Wie so? wie so?"

„Von der Ferne sieht sich's schön an — gottsunmöglich schön! — die Helden sind zwar erschöpft vor Entbehrungen, aber die Officiere schreiten durch das Lager und muntern mit begeisterten Worten die brave Männschaft auf. Die Vorposten stoßen in's Horn; im Augenblicke frisch und stark springen die Soldaten auf, schaaren sich um ihre heldenhaften Feldherren und unter den wehenden Fahnen des Vaterlandes, miteinjauchzend in Trommelwirbel und Kanonendonner schlagen sie die feindliche

Rotte. — In der Nähe iſt es anders. Die Erſchöpfung iſt richtig, der im Augenblicke der Gefahr neufriſche Muth auch, der Sieg ebenfalls, aber die begeiſterte Aufmunterung der Officiere iſt ganz anders zu verſtehen, als ihr daheim denken möget. — Mein Lebtag bin ich kein ſolch' „elend Hundsfott und gottverfluchtes Rabenvieh geweſen, als in dieſem Sommer, da ich meine Haut für Bosnien und Herzegowina zu Markt getragen habe."

Das war erbaulich zu hören und Einer war in der Geſellſchaft — ein loſes Maul, das ich an der Stelle des Polizeicommiſſärs allſogleich hätte verſiegeln laſſen — der meinte: „Schau, zu Titeln habt ihr's in Bosnien gebracht? Eure Herren Vorgeſetzten mögen Recht gehabt haben; ordentliche Leut' laſſen ſich in ſo was nicht ein."

Nun fragte der Commiſſär allerdings, wie das gemeint ſei? Das loſe Maul antwortete: „Na ich habe Recht gegeben, weil man den Herren Officieren nicht widerſprechen darf." —

Vor etlichen Monaten iſt im „Heimgarten" erzählt worden, wie ein einberufener Urlauber, der ſich daheim bei ſeinem neugebornen Söhnlein verſpätet hatte, den Eilzug aufhielt, um mit demſelben noch rechtzeitig zu ſeinem Regimente zu kommen. Der Mann iſt auch heimgekehrt. Sein Weib hatte ja ſo oft oben in der Waldkapelle geweint und gebetet für ihn, der in Feindesland war unter tauſend Gefahren. Wie das nun rührend war! Sie kam ihm mit dem Kinde auf den Bahnhof entgegen. Das Knäblein iſt bausbackig — ein herziger Burſch', es lugte accurat nach dem Waggon hin, aus welchem der Vater ſteigen ſollte. Er ſtieg aus. Er war geziert mit grünen Zweigen und mit Blumen, die auf der feſtlichen Heimfahrt ſchöne Frauen in den Waggon geworfen hatten. Er ſprang herbei und mit ſtillem Lächeln, das ein Weinen war, umarmte er Mutter und Kind.

Das Weib ſah ihn an und flüſterte: „Aber ſo fremd ſchauſt Du aus, Franzel!"

„Das kann wohl ſein"; war ſeine Antwort und er that einen tiefen Athemzug. Er war blaß und gar eingefallen im Geſicht. Seine Augen, die gutmüthigen, die freundlichen, lagen tief zwiſchen den Knochen.

„Warte nur, Franzel," ſagte ſie fröhlich, „Du wirſt ſchon wieder friſch werden, ich laß Dir nichts abgehen. Alleweil Strauben und Sterz mußt Du mir eſſen, und ein Eierſüppel jeden Tag. Und die faiſte Sau ſchlachten wir auch."

„Iſt denn die noch immer beim Leben?" fragte der Franzel, „ja, was habt Ihr die Zeit her gegeſſen?

„Für mich iſt noch alleweil Gartenfrucht geweſen und unſer Bübel da, das hält noch nicht viel auf Schweinfleiſch und ſo haben wir mit der Sau auf Dich gewartet. Jetzt wird's uns ſchon ſchmecken und es wird wohl wieder luſtig werden — weil Du mir nur daheim biſt, Gottlob! Gottlob!"

Ei freilich — zubereitet war Alles köſtlich. Der Franzel mochte in den erſten Tagen noch nicht an die Arbeit gehen, er beſuchte die Nachbarſchaft und ſaß dort und da lange auf der Ofenbank, und mußte erzählen, und ſaß dann auch noch eine Weile ſtill nach. Dann ging er langſam über die ſpätherbſtlichen Felder und blickte in die Gegend hinaus — in das liebe, traute Heimatsthal — und ſog mit tiefen Athemzügen die reine Luft der Alpen ein. Und dann ſaß er in ſeinem Häuschen und wiegte das Kind und blickte es in ſtummer Liebe an, und ſah dem Weibchen zu bei ihrer häuslichen Arbeit, beim Herde.

Wenn aber das Eſſen auf den Tiſch kam, ſah der Franzel wehmüthig darauf hin und ſagte: „Ich weiß nicht, jetzt habe ich mich ſchon ſo lang' gefreut, auf die Koſt daheim, und jetzt habe ich doch keinen Hunger."

Am fünften Morgen nach ſeiner Rückkehr blieb er im Bette. Die Erſchöpfung von den unſäglichen Strapazen im fremden Lande hatte trotz der

Ruhe und Pflege raſch zugenommen. Am ſiebenten Tage verordnete ihm der Arzt den Blutſaft von halbgebratenem Fleiſche.

„Wie ſteht's?“ fragte das Weib den Doctor zaghaft.

„Bis der Mond voll wird, kann die Aenderung wohl eintreten.“

Sie fragte nicht weiter.

„Weib,“ bat der Kranke bisweilen, „gib mir doch das Knäblein wieder ein wenig in's Bett herein!“

Sie that's und ging hinaus und weinte in ihre Schürze.

Er küßte ſein Kind und ſagte zu ihm: „Es ſoll nicht ſein, daß wir beiſammen bleiben. Ich wollte ja gern fort, wenn ich nur Ein's kunnt wiſſen! Wenn ich nur das kunnt wiſſen, daß es beſſer wird! Wenn's ſollt' ſein, daß ſie dereinſt auch Dein Leben hinopfern für eine Sach', die doch ein Unrecht iſt vor Gott und den Menſchen, bei meiner Seel', ich wollt' Dich jetzt ſo feſt in meinen Händen halten, Du liebes Kind, daß ſie Dich zu mir in die Truhen müßten legen!“

„— Mein Franzel,“ ſagte das Weib, als es wieder in die Stube kam, „gib mir den Knaben wieder. Es regt Dich ſo viel auf.“

„Da haſt ihn — daß er nur brav wird!“ — Am zweiten Montag im Advent wurde der Mond voll. Der Kranke fühlte ſich leichter. Er aß mit Luſt ſeine Weinſuppe und ſchlief darauf mehrere Stunden recht ruhig. Am andern Morgen früh um vier Uhr war es zum Sterben.

Sein Weib hielt ſein Haupt in ihrem Arm und tröſtete ihn mit ihrer lieben, milden Stimme, es ſei nur eine Beklemmung, die vorübergehe. Sie wußten es beide, daß es der Todeskampf war, aber er blickte ſie dankbar an für ihren Troſt — und in ihrem Anblicke erſtarrte ſein Auge.

Sie that einen herzdurchdringenden Schrei und ſtürzte zu Boden.

— — — — — — — —

Ihr hohen Herren, die ihr die Kriege macht, flüchtet euch in den lauteſten Lärm dieſer Welt, denn in einer ſtillen, einſamen Stunde könnte der nimmerverhallende Schrei der Witwe euer menſchlich Herz erſchrecken!

Den Franz haben ſie begraben mit hohen Ehren, als wäre er auf dem Felde gefallen. Eben, während dieſe Zeilen geſchrieben werden, wirft draußen auf dem Kirchhofe der Todtengräber das Grab zu und auf dem Thurme läuten die Glocken. Sie klingen nicht in jenem wehmüthig feierlichen Tone der Ergebung, in welchem ſie ſonſt die Ruhe des lebensmüden Schläfers einzuläuten pflegen; ſie weinen und klagen über ein junges, plötzlich zu Grabe gefallenes Menſchendaſein und über das gegenwärtige und zukünftige Elend einer zerſtörten Familie. R.

Wia i bin a Dichta worn!

Daß i amal wia Liada dicht'n,
Dös hätt' ſi Neamand denkt, —
Weil wenig ſan auf dera Welt,
Den'n Gott dö Gab' hat g'ſchenkt.

Wia i im Dorf in d' Schul bin ganga,
Der Bravſti war i net,
Hab' d' Madeln g'hetzt, mit Bua'ma g'rauft,
Mit mir, da war's a G'frett.

Do nacha, wia i größa wor'n,
Und d' Dirndl'n auf mi hab'n g'ſpaht,
Da hab' i neama g'hetzt und g'rauft,
Da war i ſchon ganz ſtad.

I hab' um d' Madeln mi net g'ſchert,
War trauri und betrübt,
Weil i ſchon in a Fräula mi
Hab' bumbefeſt valiabt.

Es war vom Lehrer die Theres,
A Maderl fein und kloan,
I bin zwar ah a ſaub'rer Burſch,
Für d' Reſi aber z'gmaan.

Dös hat mi g'ſchmerzt, dös hat mi druckt,
Bis tiaf hinein in's G'müath,
Und was i drina da hab' g'ſpürt,
Is worn a nariſch Liad!

Dös hab' i drauf ſchön deutli g'ſchrieb'n,
Und hab's da Reſi g'ſchickt,
Sie nimmt's und leſt's, und dankt ma gar,
Und i, — i war beglückt.

Seit dera Zeit, wan i was guats
Im Herzen d'rinnat g'spur,
Nim i Papier, und schreibs g'schwind auf
Und les's da Th'reſi vür;

Und g'fallt's ihr leicht, ſo bin i froh,
Und bin wia neu gebor'n;
Und juſt aſo, durch Liab und Load,
Bin i zum Dichta worn.

Alfred.

Klagelied eines praktiſchen Arztes.

Eine jede Arbeit verdient ihren Lohn, — das wußten bereits unſere Alten ſchon; — doch leider iſt nicht der Lohn immer gleich: — der Eine wird arm, der Andere wird reich. — Der Lohn iſt verſchieden. Es iſt allbekannt, daß er mit verſchiedenen Namen benannt: — So kriegt die Bezahlung der Schuſter, der Schneider, — das Militär den Sold, zu ſpärlich oft leider, — der Schauſpieler erhält ſtets ſeine Gage, — der Pfuſcher hat auch ſeine Courtage, — der Beamte bekommt ſeinen Gehalt, — der Banquier ſeinen Lohn in Proviſionsgeſtalt, — der Schullehrer hat die Remuneration, — mit Hindeutung noch auf Gratification, — der Fürſt die Civilliſte, der Buchhalter das Salair, — die kleinen Bedienten erhalten Douceur, — der Deputirte bekömmt die Diäten, — dem Schriftſteller iſt die Tantième vonnöthen, — das Palmare der Juriſten iſt auch bekannt, — es iſt das Geld aus des Clienten Hand. — Die Dienſtmädchen haben gewöhnlich ihre Löhne, — der Küſter die Gebühr und manch anderes Schöne, — der Arzt, meine Herren! und das iſt wahr, — der Arzt allein erhält Honorar. — Ein ſchönes Wort, von honor: die Ehre, — wenn's nur mit pecunia verbunden wäre! — Doch der Arzt erhält von der ganzen Welt — gewöhnlich immer mehr Ehre als Geld. — Die Zeiten, wo man nebſt Honorar noch Geſchenke erhielt — ſind lange nicht wahr. — So manches ſilberne Serviettenband — ſprach von des Arztes glücklicher Hand. — Und wie oft wußten mit Taſſen zu danken, — die endlich glücklich geheilten Kranken. — Da brachte der Typhus Gläſer, Pokale, — die Pneumonie eine vergoldete Schale, — aus den Bädern kamen verſchiedene Becher, — für die Frauen Chemiſetten, Nadeln und Fächer, — kurz ſeiner Praxis ſchönſte Gedanken — fand er verkörpert in ſeinen Schranken. — Haushalt und Küche wurden bedacht, — Hühner und Eier zum Geſchenke gemacht, — Würſte, Gänſe, Enten in Schaar — begleiteten oft das Honorar. Aber jetzt, daß ſich Gott erbarm'! — Dem Arzt gegenüber iſt jeder arm, — ſelbſt die ehmals geprieſenen Hämorrhoiden — ſind nicht mehr die goldenen Adern hienieden, — und wie oft hört der Arzt ſo ganz gedultig: — „Herr Doctor! ich bitte, was bin ich ſchuldig?“ — Die Kranken, die uns ſo naiv befragen, — deren Honorar will auch nicht viel ſagen. — Und wie hat man früher Recepte verſchrieben? — Eine Priſe genommen, die Hände gerieben, mit bedächtiger Miene die Pulſe betaſtet — und gefühlt, wie die Nerven ſchrecklich belaſtet, — es mußte febris nervosa an allen Ecken — als stupida oder versatilis in den Nerven ſtecken! — Dann nahm man mit Pathos die Feder zur Hand, — und den gläubigen Blick zum Himmel gewandt, — zuweilen auch die Stirne in Falten gezogen, — ward nun mit Sorge und Mühe erwogen — ob man nur Kleingewehr oder grobe Geſchütze — gegen die Krankheit ſogleich benütze, — und wenn ein Medicament zu ſehr ſtimulirt, — gab man eins dazu, das wieder temperirt. — Gleichzeitig mußt' man mit tonicis ſtählen, — Conigentia durften ja auch nicht fehlen. — So ward das lange Recept herausſtudirt, — und dann lege artis genau präſcribirt. — Nun, meine Herren, daß ich's aufrichtig ſage, — ſo ein langes Recept koſtet Mühe und Plage. — Das ſah der Patient und für ſo viel Studiren — konnt' er nicht anders als gut honoriren. — Jetzt hat das Alles

ein anderes Geſicht, — jetzt braucht man ſo viele Mühe nicht, — man ſieht jetzt und hört und riecht und ſchmeckt, — wo und wie tief die Krankheit ſteckt, — beim Uro-, Steto-, Laryngo- und Mikroſkopiren — kann keine Krankheit den Arzt mehr beirren. — Er ſieht jetzt das Leiden ganz ohne Müh' — deutlich und klar durch Phyſik und Chemie — und da, was die Hauptſach', Receptverſchreiben — Die neueren Aerzte ſehr ſchlecht betreiben, — Indem ſie einfach ein einziges Mittel ſcribiren, — oder auch bloß Waſſer und Ruhe ordiniren. — Und anſtatt auf's Heilen die Gedanken zu lenken, — Beim Leben noch an die Section ſchon denken, — ſo ſagen die Kranken: „Für ſo einen Schmarren — Noch ordentlich zahlen, da wären wir Narren!" — Das Publikum theilt die Herren Collegen — in Doctoren zu Fuß und Doctoren in Wägen; die Erſteren, die ärztliche Infanterie, — die Letzteren, die ärztliche Cavallerie. — Der Cavalleriſt, daß weiß wohl Jedermann — iſt vor allen Andern ſchon beſſer daran, — und was ihm den meiſten Lohn verſchafft — iſt die Arbeit mit doppelter Pferdekraft; — denn, dem blüht nicht die goldene Praxis, — der im Einſpänner fährt nach der Stundentax, — und die heut zu Tage am beſten niſten, — das ſind die Herren Specialiſten. — „Nehmt hin," ſprach Aesculap, „die kranke Welt, — es nehme ein Jeder das, was ihm gefällt." — Und die Aerzte fielen wie das wilde Heer — über die verſchiedenen Krankheiten her; — der eine wird Künſtler im ärztlichen Spiegel, — der andere Meiſter am Lungenflügel, — Der kennt in der Bruſt Geräuſche und Töne, — Der nimmt ſich den Kopf und die Migraine, — Der curirt die Augen, der Andere die Ohren, — ein Dritter hat ſich im Kehlkopf verloren — der Eine hämmert mit elektriſchen Schlägen — auf's Rückenmark los, keck und verwegen. — Der nimmt ſich den Unterleib, das Nierenpaar, — der Andere behandelt die Zähne, das Haar, — auf Eingeweidewürmer geht der Eine los, — den Andern beſchäftigt der Frauen Schoß. — Der Eine curirt die kranken Kinder, — intereſſirt ſich dabei für die Mutter nicht minder. — Und Mancher ſchließt mit des Schickſals Mächten — den Bund auf der Haut, in Quaddeln und Flechten. — So wird, iſt der ganze Körper getheilt, — ein jeder Theil specialiter geheilt, — dabei wird die Cur verſchieden variirt, — homöopathiſch und allopathiſch curirt, — mit trockenen Semmeln, mit Sand, mit Luft, — mit Waſſer mit Dampf, zerſträubtem Duft, — mit Molken, mit Trauben, mit Moſt, mit Meth, — mit Milch, Baunſcheidismus und Elektricität. — Was wird nun dem andern Collegen gelaſſen, — der ſich muß mit dem ganzen Körper beſaſſen? — Zwiſchen Specialität und Specialiſten — muß kümmerlich er ſein Daſein friſten. — Der ärztliche Curs geht nur en detail, — en gros gehört für die Canaille; — kein Wunder, daß der praktiſche Herd — den armen Arzt faſt kaum mehr nährt — und daß ihm, wie fleißig er es auch treibt, — kaum satis ad perfectam saturationem bleibt.

Medicus.

Der Chriſtbaum

iſt nun auch auf die Hochwarten unſerer Alpen gedrungen. Herr F. Behofer, der Herbergsvater des Karl-Ludwigshauſes auf der Rax, erließ zu dieſen Weihnachten eine Einladung, in welcher er ſagt:

Grüß Gott meini Herr'n, müßt's d'rüber nit grandi ſein,
Daß ih eng lod'n zum heiling'na Chriſtbam auf d'Raxalm ein. —

Wonn a ſchon's Aufigeh'n is a wengl beſchwerli,
Doß dagißt ma ob'n gleih, wril d' Nocht is ſo hrrrli,
Es thuat oan völli ſchon ſchier ziehma,
Ma hört d'Engrl aus'n Himmel außa ſinga,
Dir olli Gott lob'n,
Grod ſo kimmt's oan für, ſo hoch d'rob'n.
Seit Chriſti Grburt is ſcho üba 1800 Johr
Und i glaub' nit, daß ſcho ſo hoch a Chriſtbam ob'n woar.

Schön und erfreulich. Nur wäre nicht zu wünschen, daß das Christbaumfest zu einer Art Jux und Faschingsunterhaltung gemacht würde. Das wäre kein emporgestiegener, sondern ein herabgekommener Christbaum.

Bücher.

„Feindliche Pole." Roman aus dem deutschen Kleinstaatenleben von Alfred Meißner. 2 Bde. Berlin, Löwenstein'sche Verlagsbuchhandlung.

Wenn ein Autor von Geist und Welt wie Alfred Meißner mit einem neuen Werke vor die Oeffentlichkeit tritt, so darf man dasselbe mit berechtigten Erwartungen zur Hand nehmen. Der vorliegende Roman hält in jeder Beziehung, was der rühmlichst bekannte Name des Verfassers verspricht. Es ist nicht die seichte, sentimental angehauchte oder modern pikante Kost der Leihbibliotheksliteratur, sondern ein Werk von echtem Gehalt, geistvoll und spannend von Anfang bis zum Ende, das auf uns nicht gar fern liegenden Zeitverhältnissen basirt, das in die verschiedensten Bevölkerungsschichten eingreift und ohne aufdringlich hervortretende Tendenz, deren Beziehung zu einander und zu wesentlichen Fragen der neuesten deutschen Geschichte vor Augen führt. Den Hintergrund bilden die politischen Verhältnisse Deutschlands nach dem Kriege von 1866. Feindliche Pole standen einander noch gegenüber — der geschlossene norddeutsche Bund und die noch immer schwankende Politik der süddeutschen Staaten, beeinflußt von Frankreich einerseits, von den Machinationen des Jesuitismus andererseits. Auf dieser Basis begegnen sich — gleichfalls feindliche Pole — der intriguante, durch Maitressengunst gehobene Staatsminister von Themar als Vertreter der particularistischen Richtung, und der wahrhaft liberale, für Deutschlands Einheit eintretende Dr. Hermann Zoller. Unentwegt geht dirser die Bahn seiner Ueberzeugung trotz der verschiedenartigen Hindernisse, welche ihm die diplomatische Kabale Themars, sowie der ränkevolle Haß der königlichen Maitresse Frau von Feldern in den Weg legen; unentwegt bleibt er, da er erfährt, daß die Geliebte seines Herzens, die er zufällig in einem katholischen Klosterpensionat kennrn gelernt, eine Tochter aus der ersten Ehe seiner Feindin ist; unentwegt bleibt er selbst, nachdem er weiß, daß Herr von Themar durch ein Jugendvergehen, über dessen Folgen sich derselbe freilich lange hinaussetzte, das Vaterrecht an ihm geltend machen kann. Seine Wirksamkeit vor Allem, als Journalist wie als Mitglied der Kammer, führt den Sturz des im ganzen Lande verhaßten Ministeriums herbei und erst dem aus dem Lande verwiesenen, von französischen Banden tödtlich verwundeten Themar reicht er auf seine Bitte die Hand zur Versöhnung zu einer Zeit, als bereits der große Einheitskampf Deutschlands gegen den französischen Uebermuth siegreich begonnen und auch hier die feindlichen deutschen Pole versöhnt hat. Der Schluß des Werkes hat etwas gewaltig Erhebendes; mit dem fernab verhallenden Donner der Schlacht von Wörth wird uns die Perspective eröffnet in die neue deutsche Aera, für welche Zoller mit Wort und Feder gekämpft hat und für welche wir ihn aus den Armen seiner jungen Gattin zum heiligen Kriege ausziehen sehen, aus dem wir von Herzen ihm glückliche Wiederkehr wünschen.

So weit auch der Rahmen des Ganzen ist, so finden wir nirgends eine überflüssige Breite, nirgends ein Auseinanderfallen oder Zerbröckeln der Handlung, sondern überall maßvolle, künstlerische Geschlossenheit, welche ein Ereigniß mit zwingender Nothwendigkeit, gleich den Rädern eines gut construirten Werkes in das andere greifen läßt. Situation wie Persönlichkeiten treten mit plastischer Deutlichkeit vor uns hin und oft sind es wenige, wohlmarkirte Züge, welche zu voller Charakteristik ausreichen.

Alle Gestalten sind aus dem gesunden Holze des Lebens geschnitzt, nicht schemenhaft, sondern mit realem, warmem Pulsschlag versehen.

So begrüßen wir Meißners neuestes Werk mit aufrichtiger Freude; es ist bei der in Folge der Ueberproduction unserer Tage vielfach auftretenden Flachheit und Krankhaftigkeit der belletristischen Erzeugnisse eine erfrischende literarische That. **Anton Ohorn.**

Gedichte von Hermann Kletke. Zweite Auflage (Berlin bei C. H. Schroeder). Dieses Büchlein ist ein wahrer Schatz an Poesie. Was uns Allen gemeinsam ist an Hoffen, Besitzen, Genießen, Entsagen und Leiden, hier liegt es da, von einem gottbegnadeten Dichter in edle Form gebracht. Wie herrlich ist der Abschnitt „Jung und froh", oder „Liebes-Leid und Lust"! Wie seelenvoll sind die Gedichte unter dem Titel: „Gedenktafeln" und „Frieden"! Wie gestaltenprächtig die Abtheilungen „Bilder" „Lose Blätter", „Aus der Sagen- und Märchenwelt". Aber noch am höchsten stellen wir den Liederreigen: „In einsamen Stunden". Statt Allem, was wir über diese schlichten und echten Poesien sagen könnten, nur eine Probe aus denselben:

Wer in der Jugend stirbt, der stirbt beneidenswerth!
Ihm ward die frische Luft, ihm ward der frohe Muth
Nicht durstig aufgezehrt
Vom Brand der Mittagsgluth.

Wer in der Jugend ſtirbt, der ſtirbt beneidenswerth!
Ihm ward die Flamme nicht, die heiß zum Himmel blickt
Vam engumſchirmten Herd,
In Aſche dumpf erſtickt.

Wer in der Jugend ſtirbt, der ſtirbt beneidenswerth!
Die Hoffnung, die ihn täuſcht, noch ging ſie Hand in Hand
Und zeigt ihm hell verklärt
Die Brücke, hoch geſpannt.

Wer in der Jugend ſtirbt, der ſtirbt beneidenswerth!
Es ging ihm nichts voran, man trug vom ſtillen Haus,
Eh' ihn der Tod begehrt,
Die Liebe nicht voraus!

Unlergegangene Wellen. Eine populäre Darſtellung der Geſchichte der Schöpfung und der Wunder der Vorwelt. Von Ferdinand Siegmund. Mit 228 Illuſtrationen und einer Karte. (Wien, Peſt, Leipzig, Hartlebens Verlag 1877). Ein ſehr reichhaltiges und trefflich ausgeſtattetes Buch, das, mit Rückſicht auf die faſt in's Unerſchwingliche ſich ſteigernden Preiſe wiſſenſchaftlicher Werke in neueſter Zeit, auch als ein billiges bezeichnet werden darf. Dem geologiſchen Haupttheile des Werkes wird eine Erörterung über organiſches Leben vorausgeſchickt; an die ausführliche Darſtellung der geologiſchen Formationen ſchließt ſich ſodann eine ebenſo ausführliche Geſchichte des faſſilen und vorzeitlichen Menſchen, hierauf wird die foſſile Flora und Fauna abgehandelt, weiterhin folgt eine umfaſſende Kosmologie und Himmelskunde, und ſchließlich wird noch einmal auf das geologiſche Gebiet zurückgegangen. Dieſe Anordnung iſt keine eigentlich ſachgemäße und reißt mehrfach Zuſammengehöriges auseinander; im Weſentlichen aber verdient die Arbeit Siegmund's warme Empfehlung, insbeſondere auch darum, weil ſie überall auf die neueſten Fortſchritte Bezug nimmt und in der Auseinanderſetzung der Tagesmeinungen, des Darwinismus, Häckelismus ꝛc., durch Beſonnenheit und Unparteilichkeit der Darſtellung drm gebildeten Leſer die Möglichkeit bietet, ſich ein unbefangenes, ſelbſtſtändiges Urtheil zu bilden. h

---

„Büchlein Klinginsland", Dichter-Weiſen und Weiſungen Wien, Carl Fromme), hat Auguſt Silberſtein, der bewährte Sänger von „Mein Herz in Liedern" und „Trutznachtigall", eine reizend, ausgeſtattete Sammlung von hundert Geſängen, Märlein, Gedankenharmanien, tiefſinnigen Kernſprüchen, Scherzen und heiteren Satyren genannt, die eine überraſchende Mannigfaltigkeit der Formen und Staffe, eine meiſterhafte Klangführung der oft kunſtvollſt, aber mit Grazie und anmuthigſter Leichtigkeit vollendeten Reime zeigen. Nicht Gedichte in gewöhnlichem Sinne, auch nicht ſchematiſche Sonette oder orientaliſche Ghaſelen, aber ganz originelle, friſche, man muß ſagen deutſche Melodien in Worten ſind es, welche den poetiſchen Schatz bereichern. Tiefer Gehalt und innerer Werth des Ausgedrückten verbinden ſich mit dem Sang- und Klangvollen, ſo daß ſie gewiß in's Land tönen werden, zu Herz und Seele dringen. Mirza Schaffy-Lieder in deutſcher Form, Lebensluſt und Weisheit in jeder Zeile:

Im Menſchenmunde
Verbleibt im Grunde
Das Beſte zu wiſſen
Van wegen dem Küſſen.

Mit Einer Zunge
Da ward die Lunge
Genügend verſehn,
Doch Lippen ſind zween.

Deshalb beim Schatze
Nur einfach ſchwatze,
Doch laß es nicht miſſen
An doppelten Küſſen!

Verachteſt Du die ganze Welt,
Wie wenig Verachtung auf Einen fällt!
Jedoch, wenn D i ch die Welt verachtet,
Dann biſt Du wahrlich ſchwer beſrachtet!

Die kleinen Geiſter
Verräth ihr Schelten,
Der echte Meiſter
Läßt Andere gelten.

Die Jugend bedürfte der Einſicht der Weiſen,
Doch beſitzt ſie nicht!
Endlich kammt ſie reichlich dem Greiſen,
Doch da nützt ſie nicht.

Die Heuchler mit frommen Mienen
Verachtung wohl verdienen,
Die Heuchler als Kirchenverächter
Sind aber wahrlich nach ſchlechter.

Verſuch' es mit Butter das Meſſer zu ſchleifen,
Verſuch' es, durch Waſſer den Fiſch zu erſäufen,
Mit Wind zu verſtopfen die Orgelpfeifen.
Durch Lehren bekehren die Weiber im Keifen,
Dann kannſt Du Verkehrteres dach nimmer ergreifen.

Ein Spruch und ein Pfeil, die kommen in Eil
Und bohren ſich ein durch Haut und Gebein,
Sie haben Widerhaken, die haften und packen.

Digitized by Google

Genug, du liebes Büchlein, das Weitere mögen sich die Leute selbst in dir suchen. Wir begrüßen dich als ein kostbares Perlenkettchen im Schatze deutscher Spruchdichtung.

Eine der liebenswürdigsten Erscheinungen unserer Literatur ist die bei Abenheim in Stuttgart herausgegebene „**Deutsche Handwerker-Bibliothek**" von Schmidt-Weißenfels, welche uns weltberühmte Männer gleich zu Dutzenden aufführt, die aus dem Handwerkerstande hervorgegangen sind. Da haben wir zwölf Metzger und zwölf Barbiere, zwölf Bäcker und zwölf Buchdrucker, zwölf Schuster und zwölf Schneider. Die kleinen Lebensbilder dieser außerordentlichen Menschen, wie Shakespeare, der Metzger, Benjamin Franklin, der Buchdrucker, August Zang, der Bäcker, Josef Hume, der Barbier, Hans Sachs, der Schuster und Präsident Johnson, der Schneider gewesen war — sind gar anmuthig erzählt. Man wüßte dem Handwerkerstande wohl kaum eine unterhaltendere und anregendere Lektüre, als diese Bibliothek. Große Charaktere erstehen als Vorbilder, die, wenn sie auch nicht die Absicht haben können, unsere Handwerker aus ihren Kreisen auf gefährliche Bahnen des Ruhmes zu locken, denselben doch als erhebende Beispiele von Energie oder Seelengröße dienen mögen. Aber auch heitere Gestalten bringt die „Deutsche Handwerkerbibliothek", Schnurren und Späße, allerhand Drolliges aus dem Handwerkerstande, denn es war nicht leicht, in jeder Profession ein Dutzend Giganten aufzutreiben, daher ist manch sonstiges Original zu den Zwölfen seines Standes aufgenommen worden. Von letzterer Sorte führen wir einen Schuster und einen Schneider im „Heimgarten" auf.

Bosnisches von Freiherrn v. Helfert. Wien, Manz'sche k. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung 1879.

Wer sich in angenehmer Weise über Bosnien, seine Geschichte und seine Zustände unterrichten will, dem ist dieses Buch anzurathen. Er findet darin allerlei, was sonst in den Zeitungen zerstreut war, und auch manch Neues zusammengetragen. So handeln die einzelnen Kapitel z. B. von den bosnischen Wirthshäusern und Wirthen, vom Prinzen Eugen von Savoyen, vom „bosnischen Drachen". Unter den Ueberschriften: „Die Nacht hat sie verzehrt", „Türkische Unwirthschaft" liest man die unglaublichsten Dinge. Sehr beachtenswerth finden wir den Abschnitt: „Ideen und Vorschläge".

Jedesmal zur Weihnachtszeit füllen sich die Redactionstische hochthürmig mit neuen Büchern: Poesien mit Goldschnitt, Bilderwerke, Jugendschriften, Kalender, Almanache und andere Hausbücher aller Art bitten um seinen Herold. Gut und werth sind die allermeistrn, aber viele noch unbekannt, die Welt weiß nichts von ihnen, kauft ältere, weit bekannte aber oft ungeeignete Sachen, beklagt auch wohl den Mangel an schönen literarischen Weihnachtsgeschenken, während diese vergilben und verstauben.

Unter all dem Trefflichen, das uns vorliegt, empfiehlt sich ganz besonders einmal durch seine wahrhaft künstlerische Ausstattung dann durch seinen, man möchte sagen, classisch gedirgenen Inhalt der Almanach für das deutsche Haus von Friedrich Bodenstedt, welcher unter dem Titel „**Kunst und Leben**" in seinem zweiten Jahrgange erschienen ist. Das Jahrbuch enthält wissenschaftliche, erzählende und lyrische Beiträge von Paul Heyse, Robert Vischer, Friedrich Bodenstedt, Reinhardt Kekulu, W. H. Riehl, Alfred Friedmann, Ferdinand Hiller, Carl Stieler, Carl Frenzel, Bruno Bucher und F. Pecht. Acht reizende Bilder von L. H. Fischer, E. Grützner, H. Baisch, E. Klimsch, K. Jutz, P. Ritter, H. Lossow und P. Thumann, nebst geschmackvollen Kopf- und Randleisten von F. Thiersch zieren das herzerfreuende Buch, welches unter der gegenwärtigen Almanach-Literatur entschieden den ersten Rang einnimmt.

Unser Kaiser Franz Josef I. Das Leben eines edlen Fürsten, geschildert für Volk und Jugend von Dr. J. E. Emmer.

So auffallend es erscheinen mag, so ist es doch Thatsache, daß bisher noch kein Werk existirt, welches die Lebensgeschichte unseres erhabenen Monarchen behandelt. Das österreichische Volk, unsere Jugend kennt das Leben und die Thätigkeit fremder Fürsten besser als jene des eigenen Landesherrn. Das vorliegende Werkchen stellt sich die Aufgabe, ein wahrheitsgetreues, umfassendes Bild von der Thätigkeit und der Person unseres Kaisers zu geben. Der Geschichte der Jugend und der Thronbesteigung, der Schilderung der persönlichen Schicksale und der Regierungsthätigkeit Sr. Majestät schließen sich neue, interessante Mittheilungen über den erhabenen, wahrhaft fürstlichen Charakter des Kaisers und dessen Lebensweise an. Das Buch enthält so viel des Neuen oder bisher nur von Wenigen Gekannten, daß es schon deshalb hohes Interesse erregen wird. Die Form der Darstellung ist volksthümlich, der Würde drs Gegenstandes entsprechend; der Ton zeugt von echtem Patriotismus.

Das Buch von „Unserem Kaiser" sollte in keiner Hütte fehlen, insbesondere sei es den Schulen empfohlen. Wir wüßten kein passenderes Geschenk für die Jugend, als die Lebensgeschichte des erlauchten Monarchen, welcher der größte Gönner und Förderer des Unterrichtes und der Bildung ist. Zwei wahrheitsgetreue Porträts, das eine unseren Kaiser selbst, das andere dessen erlauchten Vatee Erzherzog Franz Carl darstellend, sind dem Büchlein beigegrben.

Digitized by Google

Literarisches. — Nachdem die billige Volks-Ausgabe von **Fritz Reuter's Werken** mit dem soeben erschienenen 8. Bande beendet ist, gereicht es uns zur großen Freude unsern Lesern, unter denen sich gewiß viele Verehrer des großen Humoristen und gemüthvollen Dichters befinden, mittheilen zu können, daß in gleicher Ausstattung noch 2 Ergänzungsbände zu Fritz Reuter's Werken soeben veröffentlicht werden (Leipzig, C. A. Koch's Verlag). Sie enthalten zwei allerliebste Lustspiele: „Der 1. April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen", — und „Fürst Blücher in Teterow", — sowie seine Polterabendgedichte (Julklapp). Alle diese poetischen Erzeugnisse sind von echt Reuter'schem Geist und Humor getragen und vervollständigen in glücklichster Weise das literarische Charakterbild des populären Dichters.

Von der Hallberger'schen Prachtausgabe von **Schillers Werken** liegen uns jetzt Lieferung 31 – 34 vor, mit welchen der zweite Band des großen, wahrhaft volksthümlichen Unternehmens abgeschlossen wurde und der dritte beginnt. Was diese Prachtausgabe des deutschen Lieblingsdichters vor allen ähnlichen Werken auszeichnet, ist, trotz des billigen Preises, der wahrhaft künstlerische Werth, die Gediegenheit, die Fülle von Geist und Sinnigkeit, welche fast aus jeder Illustration uns entgegen leuchtet. Da ist keine gedankenlose Spielerei, in den Vignetten sind keine hergebrachten Figuren und Scenen. Eine prachtvolle Frische durchweht die Darstellung — Alles ist echt, tief empfunden und bedeutend ausgearbeitet, Schillers wahrhaft würdig, seine schwungvollen Worte durch Bild und Arabeske verkörpernd. Diese vier Lieferungen enthalten die Jungfrau von Orleans, mit Zeichnungen von H. Götz, Schmidt-Pecht, Benezur Ghula, freudige, tiefergreifende, eigenartige Illustrationen; die Braut von Messina, mit Bilderschmuck versehen von C. Hammer und P. Grotjohann, wahrhaft klassisch schöne, edle Darstellungen; die Illustrationen zu Tell haben einen volksthümlichen Schwung und Zug, athmen eine Frische und markige Kraft, daß wir uns plötzlich mitten in die Urschweiz versetzt sehen und vor uns die alten Eidgenossen erblicken.

Fünfzig Fabeln für Kinder, von Wilhelm Hey. In Bildern gezeichnet von Otto Speckter. Nebst einem ernsthaften Anhange. 2 Bände. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Diese Gedichte, an denen sich schon die gegenwärtige bejahrte Generation als Kind ergötzt, bleiben ewigjung und schön. In jedem Hause, das lernbegierige Kinder durchjubeln, sollte das Buch vertreten sein. Es ist schwer zu bestimmen, ob der Schriftsteller Hey oder der Maler SpeckterVollendeteres geleistet. Wem weckt nicht Wort und Bild, getreu in 40jähriger Wiederholung, die wehmüthigste Erinnerung aus der eigenen Kinderzeit, wenn er die Stücke wieder sieht: „Der schwarze Beltelmann", „Wondersmann u. Lerche", „An das Fenster klopftes!", „Schneemonn", „Kind und Kätzchen", „Pudel", „Die Schwäne", „Die Sau". Letzteres Bild stellt die von ihren sieben jungen Ferkeln umgebene Schweine-Mutter vor, und welch ein naiver Humor lacht uns an, wenn wir lesen:

„Kinder", spricht die Mama,
„Höret mir zu und folget ja,
Müßt nur recht manierlich sein,
Immer euch sauber halten und rein,
Nicht euch wälzen auf allen Wegen,
Nicht euch in jede Pfütze legen."

Und wie sie selbst es stets gethan,
Und wie es von ihr die Kinder sah'n,
So lernten sie's auch mit Fleiß und Müh'
Und machten es ganz und gar wie sie.
Sie wollten nichts Besser's, nichts Schlechter's sein:
Es wurde ein jedes wieder ein Schwein.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Herausgegeben von Dr. Carl Arendts. Zweites Heft. Afghanistan von Dr. Josef Chavonne. Mit 1 Illustration und einer Karte. — Frankreich. Histor.-geograph. Skizze. Von M. Ruith. Mit 2 Illustrationen. — Berchtesgaden von G. Dohlke. Mit 1 Illustration. — Die Maltesischen Inseln. — Astronomie und physikalische Geographie. — Das dritte Heft: Afghanistan von Dr. Josef Chavanne. (Fortsetzung.) Mit 1 Illustration. — Sir J. Franklin's hinterlassene Papiere. Von Carl Weyprecht. — Frankreich. Histor.-geograph. Skizze. Von M. Ruith. (Fortsetzung.) Mit 3 Illustrationen. — Die Messe in Eski Dzuma. Von F. Kanitz. — Nord und Süd. Studien zur vergleichenden Physiognomik unseres Erdtheils. Von Dr. Heinrich Noë. — Das Völker-Mosaik in Türkisch-Asien. Von Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld u. s. w.

Zimmern, Lessing's Leben und Werke. Autorisirte Ausgabe. In 10 Lieferungen oder 2 Bänden.

Dies Werk, dessen 3. und 4. Lieferung uns vorliegt, ist für alle Gebildeten von hohem Interesse. — Lessing, unser größter Kritiker und Bahnbrecher, beherrscht mit seinem Einflusse noch immer unsere Kunst und Poesie, unser Glauben und unseren Glauben! — Das lebensgroße Bild des Geistesgewaltigen ist von H. Zimmern deutlich und richtig gezeichnet und gemalt.

Das Novemberheft der von Siegfried Fleischer herausgegebenen **„Deutschen Monatshefte für dramatische Kunst und Literatur"** enthält: Vorwort von Siegfried Fleischer. Die Stellung des Dramas im System der Künste von Dr. Max Schasler. Moderne Theaterzustände von Dr. Rudolf

Tyrott. Die Iphigenien-Trilogie in Mannheim von Gustav Wacht. Literatur. Die Literatur des Theaters von Joseph Kürschner. Neue Dramen. Notizen. Bibliographie. Von den deutschen Bühnen. Feuilleton. Bilder aus der Schmiere von Frithjof von Wartberg. Ein „reisender" Director. Mannigfaltiges. Anzeigen. Noch mannigfaltiger und interessanter ist der Inhalt des soeben erschienenen Decemberheftes.

Fromme's Kalender für 1879 (Druck und Verlag der k. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien) sind eine Specialität und Erscheinung von hervorragender Bedeutung, selbst über Oesterreich hinnus und umsomehr für dieses, durch Zahl, gediegene Solidität und historischen Vorrang des Verlages, welcher als erster das Kalenderwesen so mannigfach und praktisch, aber auch so schön und billig entwickelt hat. Vor Jahrzehnten mit dem Vogl'schen, nun Vogt-Silberstein'schen Volks-Kalender beginnend und ihn auf glänzender Höhe haltend, folgte eine Reihe von Fach-, Haus-, Ruh- und Zier-Kalendern, welche nicht nur dem Bedarf und der Bildung entgegenkommen, sondern alle bezüglichen Stände, Vereine, Classen und Altersstufen so anregen, daß, wer einmal einen Fromme'schen Kalender gebraucht, gewiß immer wieder dessen neuen Jahrgang verlangt.

Wir nennen neben dem Vogl-Silbersteinschen Volkskalender, der für jedes Haus ein liebes Jahr- und Bibliothek-Buch ist, alphabetisch: Fromme's Brauer-, Clerus-, Feuerwehr-, Forst-, Garten-, Handels- und Börsen-, Ingenieur-, Juristen-, Landmanns-, Landwirthschafts-, Lehrerinnen-, Medicinal-, Montan-, Musik-, Müller-, Pharmaceuten-, Professoren- und Lehrer-, Studenten-, Telegraphen-Kalender, und fragen bei dieser stattlichen Reihe, ob ein hervorragend intelligenter und zahlreicher Stand unberücksichtigt blieb.

Und da nicht jeder Staud geradezu sein speecielles Buch will oder bedarf, so ist durch allgemeine Kalender vorgesorgt, wie Fromme's Auskunft-Kalender füe Geschäft und Haus, Fromme's Täglicher Einschreib-Kalender, Geschäfts-Notiz-Kalender, ferner durch die mannigfachen Blatt-, Brieftaschen-, Taschen-, Comploir-, Snlon-, Schreibtisch-, Toiletten-, Wand- und Universal-Wand-Kalender.

Für alle Gebildeten überaus zierlich, handlich und praktisch sind noch „Elegante Welt" (Notiz-Taschenbuch), dann das Notiz-Tagebuch (für jedes Jahr verwendbar) und eine unübertroffene Specialität, die Liliputaner unter den Kalendern, die Fromme'schen Portemonnaie-Kalender in brillanten Gold-, Bronze-, Elfenbein-, Leder- und Papier-Einbänden, in deutscher, französischer und ungarischer Sprache, die förmlich verlockend auch zu Angebinden bei allen Fest-Gelegenheiten winken. Es bietet somit die Fromme'sche Specialität jedem Kreise etwas, sie erweckt allseitig Theilnahme, und lohnt diese in vortrefflichster Weise.

Ferner sind dem „Heimgarten" zugekommen:

Britannia-Bibliothek. Autorisirte Uebersetzungen. Herausgegeben von R. Schultz u. Comp. in Strnßburg. 1 Bd. „Dita", von Lady Margaret Majendie. 2.—4. Bd.: „Ist er Popenjoy?", Novelle von Anthony Trollope. 5. Bd.: „Schön Lesley", von Mrs. Herbert Martin.

Die letzte Reckenburgerin von Louise von François. Vierte Auflage. (Otto Janke, Berlin.)

Die Ritter vom Geiste. Roman von Carl Gutzkow. 4 Bände. Sechste Auflage. (Otto Janke, Berlin.)

Professor Eduard Hildebrandt's „Reise um die Erde". Nach seinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt von Ernst Kossak. Sechste, mit dem Portrait des Verfassers und einer Reisekarte vermehrte Auflage. (Berlin, Otto Janke 1879.)

Pannoniens Dichterheim. Eine Auswahl der schönsten magyarischen Gedichte in deutscher Uebersetzung von Adolf von der Haide. (Stuttgart, Richter u. Kappler, 1879.)

Im Wald und daheim. Dramatische Jugendspiele von Gustav Benseler. (Erfurt, Fr. Bnrtholomäus.)

Yroni. Novelle von Baron Ferdinand von Rothschild. (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879.)

Lionel Lincoln oder die Belagerung von Boston, nach J. F. Cooper für die reifere Jugend und das Volk dearbeitet von Franz Hoffmnnn. (Hoffmanns letztes Werk.) Mit 4 Lichtdruckbildern. (Teschen und Leipzig, Verlag von E. Feitzinger, 1879.)

Der Tanz und seine Geschichte. Eine culturhistorisch-choreographische Studie. Mit einem Lexikon der Tänze. Von Adolf Voß. (Erfurt, Friedr. Bnrtholomäus.)

Aerztliche Sprechstunden. Gesundheitslehre für Jedermann von Dr. Paul Niemeyer. 1. Heft. (Jena, Hermann Costenoble.)

Alpenpflanzen, nach der Natur gemalt von Jos. Seboth, mit Text von F. Graf. 5. Heft. (Prag 1878. F. Tempsky.)

Die Wunder der Schöpfung. Gemeinfaßliche Darstellung der gesammten Naturwissenschaften. Von Dr. H. Baeblich. Mit vielen Holzschnitten. (Berlin, Verlag Burmester & Stempell.)

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für Bürger und Landmann auf das Jahr 1879. 79. Jahrg.

Adam Smith: Natur und Ursachen des Volkswohlstandes. Neu übersetzt von Dr. Wilhelm Löwenthal. 9.—16. Lieferung und Schluß. (Berlin, Elwin Staude.)

Digitized by Google

Die Occupation Bosniens und der Herzegowina, nach verläßlichen Quellen geschildert von Vincenz v. Haardt, mit einer Karte. (Wien, Eduard Hölzel.)

Alte Wiener. Volksstück mit Gesang in vier Acten von L. Anzengruber. (Wien, L. Rosner.)

Die Trutzige. Bauernkomödie mit Gesang in drei Acten von L. Anzengruber. (Wien, L. Rosner.)

Ein Faustschlag. Schauspiel in drei Acten von L. Anzengruber. (Wien, L. Rosner.)

Die beiden de Witt. Trauerspiel in fünf Akten von Ferdinand v. Saar. Zweite neubearbeitete Auflage. (Heidelberg, Georg Weiß, 1879.)

Hortus deliciarum. Für deutschen Humor gepflanzt von L. Eichradt. Vierter Spaziergang. (Lahr, Moritz Schauenburg, 1878.)

Ueber die Einsamkeit von J. G. Zimmermann. Auszug. (Berlin, E. Staude.)

Albuin und Rosamund. Neue Romanzen von Lothar Goetz. (Wien, Selbstverlag des Verfassers.)

Verlags-Katalog von A. Hartlebens Verlag in Wien, 1803—1878.

Um eine Krone. Tragödie in fünf Acten von Gustav Pawikowski. (Wien, Wallishauser 1878.)

Vergißmeinnicht. Bescheidene Lieder von G. A. Kessel. (Wien, Huber & Lahme, 1879.)

Das Weib. Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne. Von Emerich du Mont. (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879.)

Denkfäulen im Gebiete der Cultur und Literatur. Von August Silberstein. (Wien, W. Braumüller. 1879.)

Märchenbuch von Wilhelmine Wichawsky. (Prag, F. Tempsky.)

Büchlein Klinginsland von August Silberstein. (Wien, C. Gramme, 1879.)

Falscher Verdacht oder der Betrogene in der Einbildung. Ein Versuch den „Sganarelle" des Molière in freier Prosabearbeitung auf die deutsche Bühne zu bringen von Alfred Friedmann. (Leipzig, 1878, Philipp Reclam.)

Postkarten des Heimgarten:

E. K. Prag: Viel herzlichen Dank. Das Gesandte sehr willkommen, reihen es in die „Frrmdenbuchpaesirn", deren 2. Artikel im Laufe des nächsten Sommers erscheinen wird.

P. K. in Wien: Glauben Sie doch nicht, Madame, daß die „Dichter-Coterie" nichts von jüngerem Nachwuchse wissen walle. Jeder Freund der Poesie — und das sind die Dichter mitunter — wird neuen Erscheinungen in der Literatur stets Interesse, und sind diese Erscheinungen gut, Freude entgegenbringen. Aber der Redacteur eines Unterhaltungsblattes, dem als solchen die Poesie zum Handwerke geworden ist, wird sich reservirter halten müssen. Wenn Sie wüßten, was ein solcher Mensch von Dichtern und Dichterinnen zu leiden hat! Die Berühmten, vom Publikum Gesuchten bleiben beharrlich ferne und sind kaum um schweres Geld zu haben. Hingegen kommt mit jeder Post eine Wucht von Gedichten, Novellen, Romanen, Skizzen u. s. w. von unbekannten Autoren. Der Redacteur liest und liest — verzichtet auf seine eigenen Arbeiten, Studien, verzichtet auf seine Lieblingslectüre — liest nur Manuscripte und findet immer wieder, daß kaum 5 Procent davon zu brauchen sind. Es müssen noch unbekannte Namen Besseres bringen, als das Normale der bekannten ist sie — müssen Außerordentliches bieten können; um mit Einem Sprunge oben zu sein. Der Redakteur darf nicht das drucken, was ihm gefällt, sondern das, wovon er glaubt, daß es seinen Lesern behagen wird. Daraus, Madame mögen Sie schließen, über wen Sie sich zu beschweren haben.

Der Schwalbe: Sie schmeicheln so verlockend. Schicken Sie das, was Sie für Ihr Bestes halten. Das Beste ist für eine Volksschrift gerade gut genug.

K. v. St. Breslau: Ihre Frage, ob die Vernünftigste oder die Gütigste zu wählen sei, beantwortet Ihnen Talleyrand. Der wurde einstmals gefragt, weshalb er sich ein so dummes Weib genommen habe? — Weil ich ein dümmeres nirgends habe finden können, antwortete der Diplomat.

J. K. Graz: Ihre hochdeutschen Gedichte haben wohl nur imaginären Werth; von den mundartlichen erinnert das eine an die philosophische Auslegung jenes Bauernjungen:

Hon mein Schutzmaasta gfragt:
„Zu wegn was sein die Dirndln?"
„Sei stad!" hat er gsogt,
Und hat mih ausgjagt.
Drauf han i ma gsogt:
„Blitzdum host hiaz gfragt!
Was Dirndln bedeutn?
Warn De nit, wer sitzad
In da Kirchn auf da Weibaleutseitn?

A. M. Pest: Empfehle Ihnen die „Deutsche Dichterhalle", herausgegeben von Ernst Eckstein in Leipzig. Dieses trefflich redigirte Blatt steht nicht nur den anerkanntrn Größen unserer Literatur, sondern auch solchen Dichtern und Schriftstellern von Talent offen, die einen Namen sich erst erwerben wollen.

A. Bernb.: Kennen ihre Adresse nicht.

Dr. L. G.: Sinnig, anmuthig, aber — wir sprechen noch darüber. Schicken Sie einstweilen Weiteres.

„Der Edle Schiffre": Allzndüster.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 5. Februar 1879. III. Jahrg.

Aus den Tagen der Gewalt.

Geschichten zum siebzigjährigen Gedächtnisse erzählt von P. K. Rosegger.

Der Bauernregent.

„Seids beinand, Tiroler? Nachher gehn wir's an. Die Meß habts g'hört, euern Schnaps habts trunken. Also in Gottesnam'!"

Das war die Schlachtrede des Passeyer Sandwirthes auf dem Iselberg an jenem dreizehnten August. Die Matten waren feucht und kühl im Morgenthau. Die Gipfel der Stubeiergletscher glühten schon in der Sonne. Im Thale lag ausgegossen der Nebel, aus welchem die Thürme von Innsbruck ragten. Die Stadt selbst war ganz verdeckt, und auch das Kriegsheer war verhüllt, welches das Thal des Inn besetzte und beherrschte.

„Da unten wirthschaftet der Feind!" rief Haspinger, der geistliche Bauern-Commandant, „er bethört die Jugend und verführt die Frauen, er entweiht die ehrwürdige Burg und schändet die Kirchen, die ihre Thürme wie hilferufend aus dem Nebel emporrecken nach den Söhnen und Rettern des Vaterlandes. — Anderl, ich halt' mich mit meinen Leuten links von Natters her; der Speckbacher fährt gegen Ambras hinunter, Du krachst g'rad aus. Der Herrgott sei uns guädig! halt's zsamm. Amen!"

Und nun begann jene gewaltige Schlacht, der heißeste und glorreichste Kampf der Tiroler um ihr Heimatland. Er dauerte zwei Tage lang ununterbrochen. Schreckbar wiederhalte des Knattern der Gewehre, das Krachen der Kanonen in den Wäldern und Felsen. Die Commandanten waren überall dort, wo es am heißesten herging. „Vorwärts!" rief Speckbacher, „für uns ist keine Kugel gossen!" Die tapferen Baiern, die im Kriegshandwerke Meister gewordenen Truppen des korsischen Weltbesiegers, wurden zurückgeworfen vor dem wilden, todes-

trotzigen Ansturme der Aelpler. In der Nacht beleuchteten brennende Höfe das Schlachtfeld. In den Wehren der Sill stauten sich die Leichen der Baiern und Franzosen.

Bauernweiber schleppten unerschrocken fortwährend Waffen und Stärkung herbei, manche mengten sich sogar in den Kampf. Kinder goßen Bleikugeln, oder stachen mit ihren Taschenmessern die verschossenen aus Erde und Baumstämmen. Anderl, der zehnjährige Sohn Speckbachers, war der Vordersten Einer und brachte ganze Hüte voll von aufgelesenen Kugeln herbei, bis ihn sein Vater plötzlich anfuhr: „Rotzbub, was hast Du da zu thun! Jetzt aber gleich gehst mir heim!“ Er sollte ja mit der Mutter das Haus hüten, den Hof zu Rinn. Aber es war ihm lieber, frisch beim Gefecht als daheim auf dem Judenstein mit der Mutter beten. Auf den Kapellenstufen knieen den ganzen Tag und die Hände falten, es litt ihn nicht dabei.

„Rinn ist schon von Boarn besetzt“, berichtete ein Bauer, „die Deinigen haben sich gegen den Kofel hinaufgeflüchtet.

„So lauf ihnen nach, Anderl“, befahl Speckbacher seinem Sohne, „und sag' ihnen, das es uns gut geht.“

In demselben Augenblicke pfiff eine Kugel am Haupte Speckbachers vorüber und schlug in den Baumstamm. Der Bauern-Commandant lenkte sein ungeduldig Rößlein wieder nach vorwärts, der kleine Anderl trieb sich noch eine Weile zwischen den Kämpfenden herum, bis ihn nocheinmal das zornglühende Auge seines Vaters traf, dann machte er sich davon.

Kerle gabs unter den Landesvertheidigern, die eigentlich waren, wie der Satan. So der rothe Hans von Hall, ein Mann von sechsundsechzig Jahren, ein Riese an Gestalt; der faßte zwei bis an die Zähne bewaffnete Soldaten, die auf ihn eindrangen, rechts und links bei der Brust und stieß sie mit den Köpfen so arg aneinander, daß beide mit zerschmetterter Hirnschale vor ihm niederbrachen.

Ein schönes, junges Mädchen brachte ein Weinfaß gerollt, den Streitenden zur Erquickung. Da schlug eine feindliche Kugel in's Faß, daß der Wein allsogleich in einem weiten Brunnen herausschoß. Sie hielt den Finger vor's Loch und wich nicht von ihrem anvertrauten Gut, bis sie selbst eine Kugel traf.

Und als dann die Franzosen und Baiern sahen, daß bei einem solch heldenhaften Zusammenhalten der Leute die Kraft des Wettersturmes auf dem Iselberge nicht zu brechen war, daß hinter allen Bäumen und Felsen, aus allen Büschen unversiegbar Kugeln hervorschossen, daß jeder Stein und jeder Strauch in diesem Lande ein Feind war, da gaben sie den Kampf auf, räumten Innsbruck, verließen das Thal.

Und am Morgen des 15. August — am Tage der Himmelfahrt Mariens — war Tirol wieder frei. Hofer stand, umgeben von seinen bäuerlichen Streitern, auf dem Iselberg und schaute hinab auf die Stadt. Dann ließ er auch die anderen Commandanten rufen: „Sie sollen daher kommen — Alle nahend zu einand!“ Und als sie beisammen waren, zog der Passeyer Sandwirth seinen großen Rosenkranz aus dem Sack und sagte: „Jetzt, Leutel, thun wir ein paar Vaterunser beten, zur Danksagung, das uns der Obere geholfen hat.“

Und er kniete nieder — ihm zur Rechten der Priester Haspinger, ihm zur Linken der Speckbacher — drei schlichte, aber trotzige, bärtige Gestalten, die es mit jenem Gewaltigen aufgenommen hatten, der eine Welt unter seinem Fuß zermalmte.

Nun knieten sie da, schlugen über Gesicht und Brust ein Kreuz, falteten — im Armwinkel noch die Stutzen haltend — die Hände und

beteten. Die ganze Schaar auf dem Iselberg, und so weit sie gegen das Thal hin ausgestreut stand, folgte solchem Beispiel. Und die Morgensonne beleuchtete glorreich die herrliche, echt germanische Heldengruppe auf dem damals einzigen freien Stücklein deutscher Erde!

Manchem Auge, das vorhin am Stutzenlauf hinaus scharf auf den Feind gezielt, entfloß jetzt eine Thräne. Mehrere protestantische Baiern und Sachsen, die sich als Gefangene mitten unter den Bauern befanden, wurden von dieser Scene so sehr ergriffen, daß sie ebenfalls auf die Knie sanken, laut mitbeteten und den Himmel dankten, daß sie *solchen* Siegern in die Hände gefallen waren.

Jetzt strömte mit Hall und Schall das Volk aus der Stadt heraus. Studenten waren dabei, die riefen: „Da seid's ja, ihr prächtigen Leut', ihr Männer und Helden! Gott willkomm'!"

Winkte ihnen der Hofer: „Still seids! Nit schreien und musiziren jetzt! Beten thut's. I nit, und ös a nit — *Der* droben hat's than!"

„Jetzt müßts mit in die Stadt, Manner, und müßts unser König-Kaiser sein. Die Oesterreicher haben eh vergessen auf uns!" So rief die Menge.

Da antwortete Hofer: „Gehts nur voraus, wir kommen schon noch. A Bissel Ordnung machen werden wir, 's Weitere wird unser Kaiser z'Wien schon machen."

Eine Karosse mit vier flinken Schimmeln bespannt — man hatte sie vorhin einem feindlichen Obersten abgenommen — ließ man heranfahren, dahinauf mußten sich die drei Bauern-Commandanten jetzt setzen, und unter dem Jauchzen des Volkes, unter Schwögelpfeifen und Geigenschall der Landleute; unter dem Klange aller Glocken von Wilten, Ambraß und Innsbruck zogen sie in des Landes Hauptstadt ein. Gleich der Burg zu strebte der Zug, allein beim Adlerwirth in der Neustadt ließ Hofer halten: „In die Kaiserburg gehören wir halt doch nit hinein. Adlerwirth, du mußt uns aufnehmen!"

Aber das Volk wollte den Retter sehen, den Sandwirth! fast stürmte es das Haus. Da trat Hofer an's Fenster und hielt folgende Anrede:

„Nu, so grüß Enk Gott, meine lieben Sprugger! Ihr habts mich zum Obercommandanten haben wollen; so bin ich halt da. Andere sein a noh da, die keine Sprugger sein. Haben a tapfer mitthan. Die das nit thun wollen, sollen heimgehen; meine braven Waffenbrüder werden mich nit verlassen; ich will enk a nit verlassen, so wahr ich Andreas Hofer heiß! So, gesagt hab' ich Euch's, gesehen habt's mich. Jetzt behüt Euch Gott!"

Das war sein Manifest.

Aber in einem Einkehrwirthshaus das Tirolerland regieren, das ging doch nicht recht, und so zog Hofer denn endlich in die Burg.

Das Erste dort war, daß er die kostbaren Teppiche einrollen ließ, die auf Treppen und Fußböden ausgebreitet lagen, „'s wär' Schad' drum — für die groben Bauernschuh'." Freilich verdarben diese eisenbeschlagenen Schuhe an den glatten, feinen Fußböden mehr, als sie an den Teppichen verdorben hätten, und es war noch gut, wenn auf so schlüpfrigem Boden keiner der Herren Minister und Höflinge im Lodenwams ausrutschte und hinfiel.

Da saßen sie denn in den prachtvollen Räumen des altehrwürdigen maximilianischen Schloßes, in den herrlichen Sälen, welche Maria Theresia so prachtvoll ausstatten ließ — da walteten sie nun herum, die knorrigen Männer in Hemdärmeln, mit den rauhen schwieligen Händen. Sie studirten die Archive, ordneten die Register, vernichteten die Verordnungen der Baiern, beriethen neue Gesetze, heißt das, die Wiedereinführung der

alten, und rauchten aus ihren Pinzgauerpfeifen schlechten Tabak dabei.

Der Hofer war vollauf in Anspruch genommen. Allerlei Deputationen kamen mit allerlei Beschwerden, Wünschen, Anträgen. Hofer schlug nicht viel nach in den Gesetzbüchern, das war ihm alles zu langweilig und zu gewunden und zweideutig; er sprach frisch von der Leber weg seine Meinung aus. Und die galt.

Doch kam der Commandant von Tirol bald zur Ueberzeugung, das ein redlich Wort nicht genug ist — und selbst wenn es ein Regentenwort wäre — daß Geld sein muß. Aber die öffentlichen Kassen waren leer, die Hilfsquellen erschöpft. Es war ja der Feind dagewesen.

Der Rath lief ein, man solle den Leuten die Fahrnisse abnehmen, den Viehstand wegtreiben, die Vorräthe aus den Speichern heben.

„Das mag ich schon einmal gar nicht thun," antwortete drauf Hofer, „wenn's schon sein muß, daß wer im Land raubt und plündert, so ists gescheidter, der Franzos thut's, als der Tiroler."

Aber er konnte doch nicht mit dem Hut in der Hand absammeln gehen von Haus zu Haus, und so beschied sich der Finanzminister von Tirol denn, so gut es gehen mochte.

Zu Hall ließ er Einkreuzer- und Zwanzigkreuzerstücke prägen. Das Silber und Kupfer nahmen sie im Schmelzwerke zu Brixlegg. Der bäuerliche Hofstaat rieth dem Obercommandanten daß er sein Bild oder wenigstens seinen Namen auf die Münzen prägen lasse. Hofer entgegnete ihm: „Davor hüt' mich mein Herrgott! ich bin dem Vaterland ein Diener, wie ihr. Wir drucken auf's Geld, was d'rauf gehört: Gefürstetete Grafschaft Tirol, und den Kaiseradler."

Viel schärfer, als der Finanzminister war in dem Sandwirthe der Cultus- und Justiz-Minister. An Schulen konnte zu solcher Zeit freilich nicht gedacht werden; aber Zucht und Sitte nach alter Väter Brauch mußte aufrecht bleiben.

Manch schuldig Paar wurde eingebracht, das sie draußen in einer Berghütte ertappt hatten. Strohkranz und Einsperren in die Todtenkammer waren sonst die gefürchteten Strafen für unerlaubte Seligkeiten zwischen Mann und Weib; aber der Hofer that anders.

Stellte er sich mit ausgespreizten Beinen, die Arme auf den Rücken vor das Paar und versuchte einen strengen Blick zu thun, wobei aber nie was herauskam, denn sein Auge war kindlich sanft.

„Luderei leid' ich keine", war sein Aufbegehren, „wer seid's denn."

Der und Die.

„Seids nit etwan blutsverwandt?"

„Ah, das nit."

„Habts Euch wirklich gern?"

„Freilich wohl."

„Auf der Stell z'sammheiraten."

Das war sein Urtheil. Manches Liebespaar wurde auf diese Weise in ein Ehepaar verwandelt, und bisweilen dadurch freilich in Armuth und Noth gestürzt. Aber der Anderl sagte: „Selber gethan, selber gelitten."

Diebe und Hochverräther — solche Mißwüchse gibt es selbst im herrlichsten Volke — ließ er sofort hängen oder erschießen. „Zum Proceßverfahren und Einsperren haben wir keine Zeit."

Scharf eiferte Hofer gegen das Tanzen und nächtliche Herumschwärmen, welches die lustigen Aelpler auch in schwerer Zeit nicht lassen. Hofer meinte, wer jetzt so tollen und ausgelassen sein könne und dem die Lustigkeit von Herzen ginge, dem läge nicht viel am Vaterland. In Innsbruck gab es Frauen, welche von den Franzosen schon gelernt hatten, ihre Arme und Brüste nackt zu tragen. Gegen diese Mode zog der Commandant von Tirol ganz besonders streng

zu Felde. „Für's Erst' ist es ein wällisch Wesen; für's Zweit' ist es für meine lieben Waffenbrüder unchristlich und ungesund, solche Frauenzimmer von allerhand Gattungen anzuschauen".

Er selbst lebte als Regent im Hofpalaste so einfach, wie er es als Sandwirth gewohnt war. Seine Passeyer Landestracht, die legte er nicht ab. Seinen Strohsack auf dem er schlief, hatte er nicht ins prachtvoll geschnitzte Kaiserbett, sondern im Vorzimmer auf den Fußboden legen lassen. Bei Tische aß er mit seinem Ministerium, das aus Bauern, Wirthen und Geistlichen bestand, aus Einer Schüssel die tirolerischen Landesspeisen, welche aus dem nächsten Wirthshause für die Person zu 24 Kreuzer geholt wurden. Seine Leibwache bestand aus Passeyer Schützen.

Der ganze Hofhalt von Tirol kostete während einer sechswöchentlichen Regentschaft 500 Gulden, was Hofer schon ein wahres „Heidengeld" nannte.

Des Obercommandanten einziger Luxus machten die vier Schimmeln aus, welche von den Baiern erobert worden waren und mit welchen er seine nothwendigen Visitationsreisen führte.

Und wenn der Regent der gefürsteteten Grafschaft Tirol so des Weges fuhr, geschah es wohl oft, daß irgend ein Bäuerlin ihm winkte: „Anderl, halt' a Bissel auf! hätt' eppas zu reden mit Dir." Und er ertheilte auf offener Straße Audienz, schlichtete, was er schlichten konnte, und fuhr mit einem: „Behüt' euch Gott, beinand'!" wieder davon.

Einer der Bittsteller nannte ihn einmal: „Excellenz". Da wurde er fast zornig und sprach: „Laßts solche Dummheiten jetzt, denkt's auf was Gescheidteres!"

In den Häusern, wo er sich unterwegs bei solchen Landfahrten einfand, kamen bald Leute zusammen, hielten Landtag, oder leisteten dem Commandanten Gesellschaft.

„Schön Dank," sagte Hofer hierauf, „Euere Anwesenheit hat mich g'freut; muß eh bald wieder zurück in die Stadt."

Einmal, als sie ihn nach Neuigkeiten fragten, antwortete er: „So viel, als wie nichts kann ich Euch vermelden. Ich hab' wohl drei Boten auf dem Weg, den Batscher Hiesel, den Sixter Seppel, und den Memmel Hans. Die Lötter, ich erwart' sie alle Stund; die Schwänz kunten schon lang da sein."

Viele Tiroler aber sagten um diese Zeit: „Es bleibt nit so! So bleibts nit. Es thut schon wieder Zeichen geben, wie es fert (vor einem Jahr) hat Zeichen 'geben, ehvor der Feind ist kommen. Oben auf dem Standerfelsen, wo kein Mensch und kein Thier hinauf kann, hört man alleweil Roßgewieher."

„Und der alte Kaiserthurm zu Kufstein thut nächtlicher Weil schon wieder in Flammen leuchten."

„Im Gnadenwald sollen abgeblühte Lilien wieder aufblühen."

„Und auf dem Längmoos haben sie gesehen, wie zwei Hände aus der Erden herausgeschaut haben, eine mit dem Schwert, die andere mit einem Feuerbrand!"

„Und in der Höttingerkirchen sollen die Heiligenbilder weinen."

„Und in einem Kreuz an der Martinswand thut der Herrgott mit den Augen zwinkern."

„Ja, ja, 's kommt wieder was."

Es bereiteten sich thatsächlich Ereignisse vor und die Volksahnung erfüllte sich.

Eines Tages kam der Kerkermeister zu Hofer und fragte, was denn mit den gefangenen Baiern und Sachsen zu thun wäre; der Kerle seien so viel, daß sie das Land arm zu fressen im Stande wären; ob man ihnen nicht die Köpfe abschlagen sollte.

„Wenn sie Dir zu viel fressen, so laß sie laufen", beschied Hofer. Damit war der hohe Rath aber doch

nicht ganz einverstanden. Den „Boarn" dürfe kein Tiroler trauen; und als Geißel müsse man sie ja auch zurückbehalten. Der Feind hätte wohl ebenfalls viele Tiroler mit sich geschleppt.

„So laßt sie wenigstens nicht Hunger leiden", sagte Hofer. „Was können die armen Teufel dafür, daß sie gegen uns verhetzt worden sind."

Die Gefangenen austauschen. Das war freilich ein kluger Gedanke. Aber wie war das anzufangen? Da ließ sich eines Tages der gefangene bairische Generalstabs-Oberlieutenant Völderndorff vor Hofer führen, verlangte seine Freilassung und machte sich erbötig, in München die Auslieferung der Tiroler Gefangenen zu bewirken.

Hofer blickte ihn lange an und fragte: „Darf man Euch trauen?"

„Auf Officiers-Ehrenwort. Und gelingt mir die Befreiung eurer Landsleute nicht, so kehre ich selbst und freiwillig wieder nach Innsbruck unter eure Botmäßigkeit zurück."

„Herr, ihr seid ein Ehrenmann und stellt mir keinen Schurken. Es ist abgemacht."

Völderndorff reiste von Hofer mit Pässen versehen ab. Hofer aber mußte sich von seinem Ministerium arg auszanken lassen, daß er den feindlichen Officier so leichtgläubig, wie ein Kind, entlassen habe. Der davongeflogene Vogel würde sich über solche Staatsklugheit der Tiroler recht in die Faust lachen.

Und als Wochen vergingen, ohne daß die gefangenen Tiroler nach Hause kamen, und die Sticheleien des Hofpersonales immer ärger wurden, da bereute Hofer seine Gutmüthigkeit selbst. Eines Tages jedoch war der Völderndorff wieder da.

„Ich habe," sagte er zu Hofer, „die Freilassung der Tiroler nicht durchzusetzen vermocht, weil die Gefangenen von München schon nach Frankreich transportirt worden waren und weil die Friedensverhandlungen zwischen Napoleon und Oesterreich noch nicht abgeschlossen sind. Somit stelle ich mich wieder als Eueren Gefangenen."

So hat der brave Offizier auch gegen Bauern sein Ehrenwort heilig gehalten.

Hofer ließ ihn selbstverständlich nun nicht mehr ins Gefängniß stecken, sondern frei herumgehen, ja lud ihn sogar häufig zu Tische, wo sie sich in Heiterkeit und Gemüthlichkeit miteinander unterhielten.

Und eines Tages, als die beiden Männer nach dem Speisen in der Hofkanzlei beisammen saßen, der bayrische Officier eine Pfeife schmauchte und Hofer die neueingelaufenen Bittgesuche durchblätterte, sagte Völderndorff: „Ihr seht es wohl, Commandant, daß ich nicht euer Feind bin, ein Mann von Wort, auf den sich, glaube ich, bauen läßt. — Euer Regieren, mein lieber Hofer, ist etwas Außerordentliches und sehr Merkwürdiges und flößt mir den größten Respect vor euch ein. Und doch will ich euch noch einmal auf Ehrenwort etwas sagen."

Der Sandwirth blickte ihn treuherzig an und fuhr fort in seinen Schriften zu blättern, wobei er sehr unbehilflich war, das glatte Papier wollte seiner rauhen Hand nicht pariren. Papiere, die ihn berücksichtigenswerth erschienen, steckte er sogleich in seine Rocktasche.

„Wie es heute in der Welt hergeht, mein braver Freund", fuhr Völderndorff fort, „ist euer Gebahren das Allerunsinnigste, was man sich denken kann. Eine handvoll Bauern in einem armen, erschöpften Ländchen, das ganz und gar nimmer für sich bestehen kann, widersetzt sich der Weltordnung; widersetzt sich dem allmächtigen Franzosenkaiser, dem ganz Europa heute dient, mit dem in wenigen Tagen Oesterreich aliirt sein wird. Durch eueren Widerstand habt ihr Tirol in eine unendliche Gefahr gebracht. Ihr könnt es nicht verant-

worten! Dasselbe Land, welches ihr, mein lieber Sandwirth, heute liebt, mehr als euer Herz, wird einst euer Andenken verfluchen, denn ihr habt es in ein Unglück gestürzt, an welchem Kind und Kindeskind noch schwer zu tragen haben werden."

Hofers Hand krampfte sich zur Faust, in welcher ein Papier zerknittert wurde, aber sein Auge sah mit Angst in die Züge des Officiers.

„Ihr seid nun fertig", fuhr dieser fort, „ihr habt Alles aufgeboten, was ihr aufzubieten habt. Was wir Euch entgegengestellt haben, das nennen wir nur Vortruppen, wenige Divisionen. Fordert ihr Napoleon zu einem wirklichen Kriegszuge heraus, so seid ihr von seinen Millionen Soldaten erdrückt in Einem Tage. Wenn ihr glaubt, daß Oesterreich mit euch sei, so seid ihr sehr betrogen. Das kann sich um euch nicht mehr kümmern; es hat seinen Herrn gefunden, denselben, dem auch Tirol von Kriegs-Rechtswegen nun angehört. — Wenn ihr heute vernünftig seid und euch in das Unvermeidliche und Unabänderliche fügt, so ist es vielleicht noch nicht zu spät. Napoleon ist großmüthig, und unser gnädigster König ist herzensgut, er wird euer Vater sein, und ihr gehört wieder dem Ganzen an; wie muß es euch wohlthun, nach so langen fruchtlosen Eigenkämpfen — wie der vogelfreie Verbrecher in seiner Wildniß sich wehrt um das armselige Leben — wieder in Schutz und Schirm eines mächtigen Staates zu sein. — Euretwillen, Hofer, eueres schönen Landes willen, bitte ich euch, verschickt noch heute an eure Commandanten die Abrufungsschreiben, laßt Abgeordnete nach München gehen, schließt euch selbst diesen an, um eure willige Rückkehr an das bairische Haus zu bezeugen."

Andreas Hofer, das große, gläubige Kind, wollte schon einschlagen, da wurden drei Couriere gemeldet, die eben vom Kaiser aus Wien kamen.

„Na, na," rief Hofer, „unser lieber Herr vergißt auf uns nit. Gehts nur, jetzt hab' ich keine Zeit." Damit war Völderndorff abgefertigt.

Die Sendboten aus Wien brachten Geld und vom Kaiser eine goldene Kette für Andreas Hofer. Gleichzeitig erschien Speckbacher und sagte: „Gelt, Anderl, aufgeben thun wir nit. Da kann der Franzos machen, was er will, unsere Berge stoßt er nit um; Pulver und Blei ist da. Der Krieg ist richtig!"

Zur selben Zeit war ein alter Kohlenbrenner vor Speckbacher gekommen, der drehte seinen Hut gar schämig in der Hand umher, machte ein halb lächelndes, halb verzagtes Gesicht und gestand schließlich, daß er was abzugeben hätte.

„'s ist ihm" berichtete der Kohlenbrenner, „die Zeit lang worden auf der Alm, und so oft er schießen gehört hat herunten im Thal, ist ihm allemal um's Soldatenerschießen so viel gewesen. So ist er zu mir kommen, und haben uns allzwei etliche Wochen herumgetrieben, und jetzt will er's haben, daß ich ihn herführ', und er möcht halt so viel gern mitschießen."

„Red' bedeudt, daß ich weiß, was du willst", sagte Speckbacher, da führte der alte Kohlenbrenner Speckbachers Sohn, den Anderl vor. Der Knabe hatte ein nettes Büchslein auf dem Rücken und stellte sich recht soldatisch vor den Vater hin; auf seinem jungen Gesichte war aber doch die Angst zu lesen, der Vater könne ihn wieder davonjagen.

„Ja freilich," rief Speckbacher, „mit diesem alten Radschloßprügel wirst du der Katz die Schellen anhängen! Na, bleib' nur da, dein Büchsl, das werd' ich zum Schmied schicken. Zu schießen wirds schon wieder was geben!"

An des Kaisers Namenstag wurde in der Hofkirche zu Innsbruck das Goldene-Kettenfest gefeiert. Der ehrwürdige Abt von Wiltau hing die Kette des Kaisers unter Musik und

Glockenklang dem Sandwirth um den Hals. Es war ein Fest für die ganze Stadt. Abends gabs sogar Schauspiel im Theater. Hofer saß in der Hofloge, aber er war gar ernst und fast traurig. — „Mir geht was vor," sagte er, als man ihn um die Ursache seiner Stimmung gefragt hatte, „jetzt fangen wir wieder an, und man weiß halt doch nicht, was es für einen Ausgang nehmen wird. Mir geht was vor."

Es war, als hätte das Gold, welches auf seinen Schultern lag und über seiner Brust hing, den Muth des braven Bauern-Commandanten gebrochen."

Bald rückten die Baiern und Franzosen von vielen Seiten neuerdings an und es begann wieder eine Zeit heißer Gefechte und blutiger Schlachten.

Das ganze Volk von Tirol war Ein Wille, und der hieß: nicht aufgeben! war Eine Kraft, und diese hieß: Dreinschlagen! Jeder Einzelne war ein Held. Kein Blut und kein Feuer schreckte sie zurück. „In Gottesnam' schießts los!" war das Commando. „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit laß oa!" war das Losungswort und die Felsen brachen an den Berglehnen und die Steine sausten nieder auf den Feind. Wo das Schießen nicht angriff, da arbeiteten sie mit dem Gewehrkolben. Speckbacher war mehrmals in Todesgefahr, er kämpfte wie ein Löwe. Einmal wurde er im Handgemenge zur Erde geworfen; mit Bajonetten stachen sie nach ihm, seine Waffen und seine Kleider rissen sie ihm vom blutenden Leibe. Aber mit Riesenkraft raffte er sich wieder auf, schlug wie ein Rasender mit den Fäusten um sich und entwand sich den Feinden. Von nachgeschickten Kugeln umsaust kletterte er einen Berg hinan, entwand der krampfhaften Hand eines sterbenden Tirolers das Gewehr und begann wieder zu schießen. Jetzt dachte er aber an seinen Sohn Anderl, welcher in der Schlacht bisher nicht von seiner Seite gewichen war, und welcher jetzt fehlte. Der Knabe war in den Händen der Baiern. Speckbacher stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, brüllte dann wie ein verwundeter Löwe und wollte sich wieder unter die Feinde stürzen, um sein Kind zu retten. Aber seine Leute hielten ihn zurück und in demselben Augenblicke brach der Bauernheld, von Schmerzen übermannt, zusammen.

Nach der Schlacht wurde der gefangene Anderl nach seinem Vater befragt. Der schlaue Knabe um ihm zu schützen, antwortete weinend, sein Vater sei neben ihm gefallen und gab die Leiche eines im Gesicht arg zerhauenen Bauers als seinen Vater an. Dadurch wurde Speckbacher für den Augenblick von den Nachstellungen der siegenden Feinde geschützt. Anderl aber wurde mit anderen Gefangenen nach Baiern eskortirt.

Die Franzosen verübten unglaubliche Grausamkeiten. Bei Lienz wurden junge Männer und wehrlose Greise erschossen, Geistliche gehangen und an's Kreuz geschlagen, den Pferden an den Schweif gebunden und durch die Stadt gejagt, daß das Hirn der unglücklichen an die Mauern spritzte.

Am sechsten Oktober schrieb Hofer an Speckbacher: „Oesterreich hat uns aufgegeben heißt es; ich kann's aber nicht glauben. Wehren wir uns weiter!"

Allvergebens. Am 23. October nachdem die 25.000 Streiter Tirols acht Monate dem Welteroberer getrotzt hatten, erschien die Proclamation des Prinzen Eugen Napoleon, Erzkanzler des französischen Kaiserthums an die Völker Tirols. Sie war großmüthig, aber sie war herrisch; sie brachte den Frieden, aber sie brachte die Erniedrigung.

Die Bauernanführer, immer und unermüdlich noch weitere Kämpfe planend, flohen trotz Winterszeit ins Hochgebirge. — In Passeyer ist ein ein-

gefallenes Grab, auf dem kein Halm will wachſen und kein grünes Blättchen. Darunter liegen die Gebeine des Knechtes Raffel, der den ſchnee- und eisumgürteten Aufenthalt Hofers den Franzoſen verrathen hat.

Der Bauern-Commandant wurde ins welſche Land geſchleppt, und auf der Feſtung Mantua am 9. Februar 1810 erſchoſſen.

In der Nacht vor ſeinem Tode ſchrieb er: „Ade, du ſchnöde Welt! ſo leicht kommt mir das Sterben an, daß mir nicht einmal die Augen naß werden.“

Auf dem Richtplatz wollte man ihm die Augen verbinden.

„Das brauch' ich nicht“, ſagte er, „nicht das erſte Mal iſts, das ich dem Tod ins Geſicht ſchau.“

Man bedeutete ihm, niederzuknien.

Er antwortete: „Ich will dem, der mich erſchaffen hat, meinen Geiſt ſtehend zurückgeben.“ Dann trat er einige Schritte vor und rief: „Feuer, aber gut ſchießen!“

Die erſten Schüſſe trafen ihn ſchlecht, er brach auf's Knie zuſammen, winkte mit der Hand und rief: „Franzoſen, ſchießts beſſer!“

Erſt der dreizehnte Schuß machte dem Leben des 41jährigen Mannes ein Ende.

„Eine Schaufel voll Tiroler Erden will ich auf mein Grab!“ Das war ſein letzter Wunſch. Heute ruhen die Gebeine dieſes unerſchrockenen Märtyrers für Vaterland und Treue als koſtbarſte Reliquie in der Hauptſtadt von Tirol.

Bauern ſind zum Ungemach geboren.

Die Bauern ſind zum Ungemach geboren.
Wollt ihr wiſſen, woher das kommt?
Gebt Acht, ich will's euch künden:

Als unſer Herr die Welt erſchaffen hatte,
Und ſich von Tag zu Tag die Menſchen mehrten,
Da ließ durch einen Engel er verkünden,
Erbitten möge ſich jedweder Mann,
Was ihm das Liebſte ſei, es ſoll ihm werden.
Der Gospod kam zuerſt zum Thron des Herrn
Und ſprach: „Mein Gott, verleihe mir auf Erden
Bequem und gut.“ Und Gott gewährt' es ihm.
Jetzt kam der Klousner. „Gib mir“, bat auch er,
„Bequem und gut.“ „Du kommſt zu ſpät“, ſprach Gott,
„Das gibt's nicht mehr, der Gospod hat's genommen“.
„Dann“, ſprach der Klausner ſeufzend, „braucht's Geduld“.
Und Gott entſchied: „Wohlan, ſie ſoll Dir werden“.
Zuletzt noch trat der Bauer vor den Herrn,
Bequem und gut wollt' auch der Bauer haben.
„Das gibts ſchon längſt nicht mehr“, ſprach Gott der Herr,
„Der Gospod hat's genommen.“ Hinter'm Ohr
Sich kratzt der Bauer. — „Nun, ſo broucht's Geduld“.
„Geduld hat ſich der Klausner ausgebeten.“
Da rief der Bauer klagend: „Wehe mir!“
Und Gott entſchied: „Dir werde, was Du wünſcheſt.“
So iſt's gekommen und ſo wird es bleiben.
Der Gospod hat es ſtets bequem und gut,
Der Klausner hat Geduld, der Bauer aber
Hat Weh und Ungemach ſein Leben lang.

Rudolf Baumbach (Zlatorog).

Katharina Wilms.

Eine Erzählung von Carl Thomas Richter.

„Frau Katharin', ſeid Ihr bereit zu hören,
So leſ' ich heut' Euch die Geſchichte vor!
's iſt Sonntagsſtill' und Niemand wird uns ſtören,
Da alle Welt ſich an den Strand verlor."
„„Nun, iſt's denn wahr, Ihr habt's zu Stand' gebracht
Und auf ſchon Längſtvergang'nes und auf mich
In Vers und Reimen ein Gedicht gemacht?""
„Jawohl! Ich thats! Denn Jeder wählet ſich
Sein Lieb' und ſeinen Gott, wie es ihm paßt,
Wenn er nicht thöricht Kopf und Herz verpraßt!
Und ſo hab' ich für mich Euch ausgewählt!"
„„Gott ſegn' es Euch, mein Freund, allein verſchweigt,
Wenn Ihr den Leulen viel von mir erzählt,
Daß meine Lebensuhr auf ſiebzig zeigt. —
Nun aber, da Ihr doch ſo gütig ſeid,
Erlaubt, bevor ich anfang' Euch zu hören,
Daß ich zurecht mir mach' ein beſſer Kleid,
Den Sonntag auch und Euch und mich zu ehren.""
„Macht Euch, Frau Katharina, heut' ſo ſchön,
Als gält es, fünfzig Jahr' zurück zu geh'n.
Auch wißt Ihr ja, wie ich Euch ſtets geſagt,
Daß Ihr für lange meine letzte Liebe!"
„„Du lieber Gott! Wie Euch der Spaß doch plagt!
Verdorrte Saat, mein Freund, macht keine Diebe!""
So ſprechend ſchritt ſie ſtolz und ernſt dahin,
Wie eine Fürſtin an Geſtalt und Sinn,
Daß ich die ſiebzig nun kaum glauben wollte,
Die doch mein Ideal ſchon zählen ſollte!
Ich ſah ihr nach und ſieh'! mir war es da,
Wie weit ich von der Heimat auch geſchieden,
Als ob ich ihre Felſenberge ſah
Und zwiſchen durch der Wälder dunklen Frieden.
Da kömmt es vor, daß eine Kieſer ſich
Aus Sand und Steingeröll' zum Himmel drängt,
Daß eine Tanne, ſchlank und königlich
Den Fels mit ihren Wurzeln kühn zerſprengt,
Und einſam zu den Wolken hach empor
Bald Aſt um Aſt die Spalte treibt hervor.
So iſt der Frieſe wie er hier zu Haus
Auf ſeinen Nordlands-Inſeln ſitzt und ſchaltet
In Sturm und Wind, dem donnernden Gebrauſ'
Der Brandung ſeine trotz'ge Kraft entfaltet,
Nicht Noth kennt noch Gefahr und ein Begehr
Nur nährt im Herzen, wenn er reif geworden!
Ein ſchlankes Schiff! zu fahren in das Meer
Nach England, Schweden hin und den Fjorden,
Den düſteren, an Norweg's Felſenküſten!
Hei! jauchzten ſie, wenn ſie die Flaggen hißten,
Und vorwärts flogen nach den Ländern hin,
Die Arbeit geben, Lohn und auch Gewinn
Der Küſtenfahrt, die kühner ſie betreiben
Als Andere! Doch fährt der Herbſt daher,
Dann gibt's im fremden Land kein länger Bleiben!
Das Segel wird gedreht und über's Meer
Mit gleicher Luſt wird wieder heimgetrieben
Zu Weib und Kind und allen andern Lieben.
Ich ſah das oft, wenn mich die Sehnſucht zog
An's Meer und ich als Gaſt ſo mit den Jahren
Bald hier, bald dort, zuletzt nach Spikeroog,
Des ſtillen Friedens willen, kam gefahren.
Ich ſah es oft, wie da die Schifflein gingen
Und wieder kamen, hab' auch oft geſeh'n
Manch' junges Weib mit ſtummem Händeringen
Hoch oben auf den weißen Dünen ſteh'n
Und lauſchen, weit hinaus in's Weite lauſchen,
Wahl durch die Brandung und der Stürme Rauſchen.
Du lieber Gott! Den Einen führt das Glück
Nach Haus; der Andere kehrt nie zurück
Und ſchläft, wie laut die Wellen in der Runde
Ihn auch umrauſchen, ſtill im Meeresgrunde.
So träumte ich und ſah faſt, was ich träumte,
— Die kühnen Küſten-Schiffer, ihre Frau'n,
Das Meer, wie brandend es zur Düne ſchäumte,
Des Herbſtes Nebelzug und Nebelgrau'n, —
Als eine Hand mir durch die Haare ſtrich
Und eine Stimme rief: „„Wo ſeid Ihr denn,
Mein Freund?"" „Frau Katharina", lachte ich,
Und Traum erwachend, wie ich ſie erkenn',
Füg ich noch bei: „Wie ſchön Ihr wieder ſeid!
Die Haube, Sammt und Seide, und das Kleid!"
„„Laßt gut ſein Freund und ſcherzt nicht wieder,
Setzt Euch hübſch ernſt und ruhig zu mir nieder
Und leſ't; ich hört Euch gern was Ernſtes leſen!""
„Nun denn, ſo ſei's! Frau Katharina, hört!
Dach nehmt als Ernſt, wenn Euch mein Lied verklärt,
Vor fünfzig Jahren iſt's ja wahr geweſen!""

1.

„'s wird eine wüſte Nacht, die heutige Nacht!
Und wen der Sturm im freien Meere findet,
Der wird in keinen Hafen mehr gebracht,
Wie er das Steuer führt, die Segel bindet.
Die Möve pfeift im zack'gen Flug und ruft,
Wild drohend fährt der Nordweſt durch die Luft
Und treibt die Brandung, eh die Fluth ſie dränget,
Schon brauſend her bis an den Dünenrand,
Daß weißer Schaum, dem grauen Meer vermenget,
Den Dünenhafer deckt mit Stein und Sand.
Seht Ihr's? Dort ſtürzt vom Weſt der Nacht entgegen
Ein ſchwarzes Wetter und ſchon fällt der Regen
In ſchweren Tropfen nieder! Macht euch fertig!
Es gilt auf ſeinem Poſten ſicher ſteh'n.
Denn wo der Sturm, da ſeid der Noth gewärtig
Und, Seemannswort! Die Noth muß Hilfe ſeh'n,
Soll ſie verzweifelnd nicht im Kampf erliegen!
Gott mag es uns und Allen gnädig fügen."

2.

So ſpricht der alte Janſen, zieht den Hut
Vom kahlen Haupt und faltet ſeine Hände.
Und wie's die Mannſchaft nach dem Führer thut,
Die Weiber beten, daß all' Unheil wende
Der Herr von ihrer Küſte, bricht hervor
Durch's Nachtgewölk und durch das Wetterthor,
Das drohend ſchon den ganzen Himmel ſchließet,
Für einen Augenblick des Mondes Licht
Und bleicht, wie ſich die Angſt ſchon bang ergießet
In manches Herz, noch bleicher manch' Geſicht.
Dann aber ſargt den Strahl, den zitternd bleichen,
Wie ſeine ſchwarzen Arme ihn erreichen,
Der Wolkenſchwall in Bangen ein und Schrecken,
Daß man in Erd' und Himmel, Meer und Land,
Wie hohläugig ſie ſchwarze Schatten decken
Und alles ſcheint in eine Nacht gebannt,
Kein Leben ſcheint, wenn man nicht dröhnend hörte,
Wie ſich der Sturm in Meer und Luft empörte.

3.

„An's Werk", ruft Janſen, „alle Mannſchaft vor!"
Und ſchweigend, wie in's Rettungshaus ſie drängen,
Zieh'n ſie den langen, ſchmalen Kahn durch's Thor,
Der helfend mancher Noth gedient, und hängen
Die Anker an die Ketten, binden dann
Die Rettungsboyen an die Taue an,
Zuletzt, mit rundem Schwimmholz dicht durchbunden,
Ein Seil, wohl an fünfhundert Schritte lang,
Das man von loſen Ringen abgewunden,
Hinausſchnellt in den Sturm und Wogendrang,
Daß es, ein letztes ſchwaches Rettungszeichen,
Den Nothbedrängten helfend mag erreichen.
Erfaßt er's, wie es ſchwimmend fluthgetragen,
An ſein ſchon offenes Grab herüberſchnellt,
So kann er mit der Kräfte keckſtem Wagen,
An's Land ſich greifen und vom Grab zur Welt.
Doch reißt der Sturm das Seil vom rechten Pfade.
Erlahmt der Menſchen Kunſt, der Götter Gnade.

4.

So wird die Noth bedacht und ſorgſam dringt,
Den Kahn auf zwanzig Schultern hoch gehoben,
Die Anker in den Armen und umringt
Von Weib und Kindern, durch des Sturmes Toben
Geführt bald, bald geſtützt, an's Meer der Zug.
Es war, als ob zu Grab er Einen trug. —
Doch Allen vor — ein Blitz zeigt ſie den Andern,
Wie ſie hochaufgerichtet, ſtolz und kühn,
Als gelte es zu einem Feſt zu wandern,
Den Weg ſich bricht — ſieht man, die Wangen glüh'n,
Die Augen blitzen, wie in Kampf und Streiten,
Ein ſchlankes Mädchen tapfer vorwärts ſchreiten.
Sie trägt das Rettungstau. In hundert Ringen
Sie dicht umſchlingend, eine harte Laſt,
Doch Nichts, die jungen Kräfte zu bezwingen,
Die Vorwärts rufen, Vorwärts ohne Raſt!
Und wie ſie's ruft, ſteht ſie die Düne oben
Am Strande, wie vom Sturm emporgehoben.

5.

Das iſt das beſte Kind am Spikeroog,
Und längſt bekannt bis weit in's Land hinüber.
Das Schönſte auch, daß noch der Inſel zog
Gar mancher Burſch', bis er, bald trüb und trüber
In ſeinem Sinne, heimkehrt, bleich und bloß
Die Wangen und die Augen thränennaß.
Die Katharina iſt's, aus Janſens Blute,
Und ſeiner beſten Tochter beſtes Kind.
Er fühlt's und thut ſich was darauf zu Gute,
Denn ach, er weiß, wie ſchlecht die Menſchen ſind
Und wie man lange reifen muß und wählen,
Um dem, der brav, den Gleichen zuzuzählen.
Die Katharina hat ihn wohl gefunden
Und bald kehrt wohl er auch nach Haus zurück
Aus fernem Meer! Dann wird das Paar verbunden,
Und jauchzend ſchlinget Glück ſich durch das Glück!

Hallo Kathrin! Der Sturm mag's zu Dir bringen,
Ich freue mich, die Lob und Preis zu singen.

6.

Schon schwankt der Rettungskahn im Meer und, wild
Die Ankerketten reißend, auf und nieder
Fliegt er, wie ihn die Brandung rings umbrüllt,
Und dann zurück zum Dünensande wieder.
Ihm nach schwebt hin und her das Rettungsseil,
Wie man es festgerannt um einen Keil,
Der trotzig selbst die schlimmste Fluth zertheilet,
Und dann hinausgelegt, in's Meer hinaus,
Wo hähnend drüber hin die Welle eilet,
Die Anker zittern in dem Sturmgebraus.
Hoch auf der Düne hält in sichern Händen
Die Katharin des Seiles dünnere Enden,
Die bleibeschwert hinausgeworfen werden,
Wenn sich der Hilferuf der Noth erhebt,
Und übt den Arm in schwingenden Geberden,
Zum Wurf bereit und starrt hinaus und bebt,
Wenn Blitze flammengelb die Nacht zertheilen,
Der Donner nachrollt und die Stürme heulen.

7.

„Dorthin, nach Langeroog den Blick gekehrt,
Wo tückisch sich vom langen Ufersande
Die Sandbank streckt in's Meer, den Durchgang wehrt
Zu uns und dann hinein zum festen Lande!
Seht ihr der Wellen geifernd weißen Schaum?"
So ruft der Jansen, doch man hört ihn kaum!
Denn wie im Augenblick die Nacht durchschnitten
Ein Blitz und jeder nach dem Punkt geblickt,
Sah man ein Schiff, wie in der Brandung Mitten,
Fest eingekeilt, zerschellt fast und zerstückt.
„Der Backbord liegt im Meer, am Klüverbaum
Seh ich, gedrängt schon nach dem letzten Raum
Zwei Männer hangen, mit den Wellen ringend,
Der Brandung und des grausen Sturmes Weh'n.
Seht Ihr's, wie sie der Blitz jetzt, lichtumschlingend,
Beleuchtet hat?" „„Ich hab' genau gesehn!""
So ruft die Katharin und: „„Vorwärts Leute!""
Ertönts, „„heut' gilt es Leben, morgen Beute!""

8.

Doch keiner von den Schiffern rührt die Hand
Von ihren Weibern jammernd festgehalten,
Zurückgedrängt zum sichern Dünenrand,
Wagt keiner in die drohenden Gewalten
Der Elemente, was auch Jansen spricht,
Umsonst! Der Mensch versuch' die Götter nicht!
So rufen alle, wie mit Einem Munde
Und einer spricht: Freund Jansen! prüft und wägt.
Wie gehen Alle mit dem Schiff zu Grunde,
Eh' heute uns der Sturm hinüberträgt.
Mag Gott die drüben auf dem Wrack beschützen,
Wir können helfen, retten nicht und nützen.
„So wirf das Seil hinaus denn in die Welle!"
Ruft zaenbleich Jansen nun dem Enkelkind.
„„Ich werf' es nicht. Es kommt nicht von der Stelle,
Die Brandung treibt's zurück und dann der Wind.
Den Kahn heraus und laßt das feige Klagen!
Für Leben gilt's das Leben nun zu wagen.""

9.

Doch Keiner hört! Und wie sich Blitz nun drängt
An Blitz, sieht man in weißen Wellenwagen,
Wie tiefer sich das Schiff und tiefer senkt,
Von finstern Mächten auf den Grund gezogen.
Die Männer ringen mit der Fluth, wie fest
Sie halten an dem letzten sichern Rest
Des Schiffes, der die Brandung überraget.
Bald sinkt auch der und Alles stürzt hinab!
Und eh' der Nacht ein stiller Morgen taget
Weiß sie vom Leben nichts und nichts vom Grab,
Das wühlend hier die Wogen aufgegraben,
Und würgend dann auch zugeschüttet haben.
Sie wissen's Alle und im Aug' zerdrücket
Der Jansen eine Thräne, wie ihm still
Sein Enkelkind und bittend zugenicket,
Daß er nicht wag', was keiner wagen will.
Doch wie vom Strande er zurückgetreten,
Ruft Kathrin: „„Ich wag's! und Ihr mögt beten!""

10.

Sie spricht's und reißt herab das schwere Kleid
Vom schlanken Leib und streift das Tuch heruntter,
Das ihre Brust voll Scham und Züchtigkeit
Verhüllt und stürzt, als ging es froh und muntter
Zum Tanz, mit eines Blitzes Feuerschein
Sich von der Düne in die Fluth hinein.
Ihr nach das Rettungsseil mit hellem Klingen,
Wie just das Schwimmholz aneinander schlägt,
Und wie die Schlange, die in ihren Ringen
Sich auflöst und zum Spring die Glieder regt.
Mit ihren Zähnen, wie in's Blei sie beißen
Der Enden, sucht sie es mit fortzureißen
Und reißt es fort, wie sie mit starken Armen
Die Fluth zertheilt, der Brandung milde Macht.
Die Andern sehen's, flehend um Erbarmen!
Dann deckt das Meer, das Mädchen deckt die Nacht
Und keiner sieht, wie zornvoll Tod und Leben
Um ihre Opfer ringend sich erheben.

11.

Es rauſcht die Fluth und wie ſie rauſcht und gährt,
Wirft ſie die weißen Wogen nach den Küſten.
Es rauſcht der Sturm, da er vorüberfährt,
Wie keuchend aus den ſchwarzen Wolkenbrüſten,
Bis fern, als zög er nach dem Oſten hin,
Bis ſera im Land die Blitze bunt verglüh'n.
Es rauſcht die Fluth im Auf- und Niederwallen
Und reißt, was waakt und bebt, hinaus in's Meer.
Es brauſt der Sturm und durch die finſtern Hallen
Der Nacht jagt er den Donner vor ſich her,
Daß es wie Jauchzen klingt und dann verklingrnd
Wie Angſt und Jammer durch die Lüfte ſingend.
In Eins ſcheint Meer und Land zuſamm' zu fließen
Und Himmel, Erde, Meer und Land und Luft,
Wie ſie ſich bebend in einand' ergießen,
Sie bilden eine einz'ge Todtengruft,
Denn alles Leben ſchweigt, wie es einſt ſchweigen
Am jüngſten Tage wird, ſich Gott zu beugen.

12.

Es ſtehen Schattengleich und Schattenbleich
Die Männer an dem Strand. In leiſem Beten
Knien all' die Frauen in dem Sand, in's Reich
Der Schreckea ſtarrend und der bangea Nöthen.
Der alte Janſen nur, wie ee nicht ruht
Und raſtet, ringt weit draußen mit der Fluth
Und wagt am Seil, das feſt die Anker halten,
Sich immer weiter, wie der Grund ihn trägt
Und trotz der Fluth, die mit zuſammengedallten,
Weißſchäumendem Gewog ihn überſchlägt.
Da, war's ein Zeichen, war's der Wellrn Wagen,
Fühlt er das Rettungstau ſcharf angezagen,
Als ob heran ſich laatſt zum feſten Grunde
Im letzten Kampfe eine Menſchenhand.
Und ſieh! Da taucht aus finſterm Wogenſchlunde
Ein Menſch hervor und wie er jauchzet: Land!
Reißt er ein ander Menſchenbildniß ſchnelle
— Iſt's Tod, iſt's Leben — aus der Brandung Welle.

13.

„Hilf' heil'ger Gott", ruft Janſen, „ſeh' ich recht?
Ihr ſeid es Wilms und Euer Sohn? und drüben —"
„„Für drüben, Janſen"", ruft der Alte,
„„möcht'
Ich keinen Heller geben, denn zerſtieben
Bis auf den letzten Balken iſt die Brigg,
Mein Schiffsjunge dahin — dahin mein Glück!
Doch, hilf den Fritz mir mit an's Ufer tragen,
Sonſt reißt die Welle mich in's Meer hinein,
Denn meine Kraft iſt auch am End'. Zerſchlagen
Iſt mir der Leib, zerſchunden Arm nnd Bein,
Daß ich, was war und iſt, kaum nachzudenken
Vermag, und ſicher weiß den Schritt zu lenken.
„Halt Dich an mich", ruft Janſen, „und den Jungen
Schieb auf die Schultern mir!" Er ſprach's und hob
Den Alten, der den Sohn noch feſt umſchlungen
Im Arme hielt und ſanft nun vorwärts ſchob
Zu ſich empor. Doch ob ſie Leben halten,
Ob Tod — wußt Keiner von den beiden Alten.

14.

So ſchreiten ſie dahin und plötzlich flieht
Die Fluth vor ihrrm Schritt. Die Wolken eilen,
Wie wild das Wetter nach dem Oſten zieht,
In hellerm Glanz dahin und leiſ' zu theilen
Die ſchwarze Nacht, fließt auf der Wogen Schwall
Des Mondes Licht zum weißen Dünenwall.
Da bricht in helles Jauchzen aus die Menge,
Kaum als die Kommenden ſie nur erkannt,
Und jeder eilt und haſtet im Gedränge
Und alle bieten hilfreich nun die Hand.
In wall'ne Decken hüllen ſie den ſchönen
Und ſtummen Jüngling ein. Mit bangem Stöhnen
Und ſchweren Seufzern betten ihn die Frau'n
Im trock'nen Sand und allen bebt das Herz.
Wie ſie das todtesbleiche Antlitz ſchauen,
Den Vater, wie er da kniet und voll Schmerz,
Den Lippen ſucht die Labung einzugießen,
Eh todtumdrängt ſie ſich für immer ſchließen.

15.

„Es war zu viel", ſtöhnt Wilms, „für ihn zu viel!
Die ſchwere Fahrt an Norweg's rauhen Küſten,
Die Stürme dann, der Wogen Kampfgewühl
Und rings herum das gräßliche Verwüſten,
Von Allem, was ſo ſchwer erworben war!
Das brach ſein Herz! Er wagte dee Gefahr,
Die drohend uns im Kampf entgegenſtarrte,
Nicht mehr zu trotzen, und, als wir am Seil
Heran uns zogen, jeder bang erharrte
Den erſten Menſchenlaut, der Rettung Heil,
Erlahmt die Kraft, bis ich iha feſt umſchlinge,
Und leblos faſt heraus die Fluthen ringe.
Doch ſeht! Die Lippen zucken, zitternd lichtrt
Die Bläſſe, leiſ' Erröthen! Gott! Er lebt!"
So jauchzt der Alte laut und langſam richtet
Der Sohn ſich auf. Doch wie er ſich erhebt,
Gibt Leben nur ein einzig Wort dem Blicke,
Dann ſinkt er in des Traumes Nacht zurücke.

16.

„Was, was? was hat der bleiche Mund geſagt?
Habt Ihr gehört, was meine Ohren hörten?
Nicht Katharina ſeufzte er?" So klagt

Der alte Wilms und ſtarrt mit wildverſtörtem
Und gramverzehrtem Blick die Menge an.
„Verdammt der Menſch, verdammt der Menſchen Wahn,
Der nur an ſich denkt und an ſein Behagen
Und undankbar der Beſten ſo vergißt!
Ja, ja! ſie kam zu uns, vom Sturm getragen,
Und wußte nicht, wer Herr des Schiffes iſt.
Doch als ſie's wußt', uns keine Zeit zu laſſen
Zum Wort, rief ſie uns zu, das Seil zu faſſen,
Warf es empor und war im Nu verſchwunden.
Der Himmel weiß, ob ſie die Fluth beſiegt,
Ob ſie verblutend wohl aus tauſend Wunden
Begraben auf dem Grund des Meeres liegt.
Doch nein! den Kahn heran. Noch kann ſich's fügen,
Wer lebt muß ſterben, wer kämpft kann ſiegen!"

17.

„„Gemach mein Freund,"" ſo tönt wie zauberhaft,
Da Niemand ſah, wie ſie herangetreten,
Nun eines Mädchens Ruf. „„In ſeiner Kraft
Hat Gott errettet mich aus allen Nöthen.
Und Wage führt auf Woge, eh ich's dacht,
Mich an das Land zurück und durch die Nacht!""
Sie ſprachs und wie die Andern ſie umſtanden
Mit Schreck und Staunen, Wilms und Janſen nicht
Ein Wort für ihre bleichen Lippen fanden,
Als wärs ein Höllentrug, ein Traumgeſicht,
Senkt ſie das Haupt und geht mit leiſem Schritte,
Doch ohne Zittern durch der Menge Mitte,
Und wie zum Abſchied, wie zum Letztenmale
Kniet ſie zu dem Geliebten hin und drückt
Das Haupt an ihre Bruſt, das kalte, fahle,
Als ob des Todten Kuß ſie noch beglückt,
Und küſſet ihn — kein Auge ſah ihr Beben —
Zurück — Hab Dank o Herr! — Zurück in's Leben.

„Ich bin am End, Frau Katharin, am Ende
Und frag Euch nun, ob ich gerecht erzählt.
Und that ich es, ſo reicht mir Eure Hände
Und ſagt ein einzig Wörtchen nur und quält
Mich nicht mit bangem Schweigen. Denn ein Lied
Will auch ſein Lob, auf das es weiter zieht
Von Land zu Land, vom Munde fort zum Munde."
„„Ja, ja mein Freund, Ihr habt erzählt,
Und wieder lebt ich es in dieſer Stunde,
Noch fünfzig Jahren und mit weißem Haar.""
Sie ſprachs und jubelnd wollt ich ſie umarmen!
Doch wie ſie feſt mich hielt und mir mit warmen
Getreuen Händedrücken danken wollt,
Verſchob ihr Tuch ſich und von hellem Gold
Sah ich auf ihrer Bruſt ein Kreuzlein hangen.
Was iſt's? ruf ich, und da, mit bleichen Wangen
Und wie von Scham durchzittert, ſagt ſie mir,
Daß zur Erinnerung der König ihr
Das Kreuz gewährt nach jenem Schreckenstage.
„Doch", ſagte ſie und ſenkt den Blick, „ich trage
Es nur, wenn wiederkehrt ſo mit den Jahren
Der Tag, der bangen Schrecken und Gefahren
Und dann der Tag, der mich mit Wilms verband.
Heut aber nahm ichs, darauf meine Hand,
Um dankend Euch und Euer Lied zu ehren".
Sie ſprachs! Ich aber neigt, wie ich im Hören
Der ſo beſcheidnen Worte ſchon voll Dank
Vor ihr auf meine Kniee niederſank,
Auf ihre zitternd bleiche Hand mein Haupt.
Da hob die andre ſie empor zum Segen
Und ſprach: „Bleibt gut, wie Ihr es ſeid und glaubt,
Wir irren oft auf unſern Lebenswegen!
Doch wer das Gute will und treu ergeben,
Was da auch kommen mag, am Rechten hält,
Den lohnt zuletzt die Luſt am eignen Leben
Und Fried in Dir — iſt Frieden mit der Welt."

Der Selbſtmörder.

Eine Erzählung von H. Görner.

„Bin doch im Ganzen ein netter Junge!“ ſagte ſich Fritz Beutler, der eben ſeine nagelneueſte Cravate vor dem Spiegel probirt hatte und ſich darin, die Hände auf die Hüften geſtützt, wohlgefällig betrachtete.

Und in der That! Seine ſchlanke Taille, markirt durch eine ſtramm zuſammengezogene Weſte, wurde von ein paar mäßig langen, geraden Beinen getragen und von einem ſchwarzen Lockenkopf gekrönt, deſſen Vorderfronte mit den ziemlich regelmäßigen Zügen, dem ſorgſam gepflegten Schnurbärtchen und ein paar ehrlichen, lebhaft glänzenden Augen, ſich immerhin ſehen laſſen konnte. Das Einzige, was an dem beſagten Adonis auszuſetzen geweſen wäre, waren die etwas ſtark knochigen, ziemlich rothen Hände, die ſich bald an der Cravatenſchleife zu ſchaffen machten, bald durch das dichte Gewirr des mit duftendem Oele ſtark getränkten Haares fuhren und endlich Hemd und Weſte mit einem kräftigen Ruck herabzogen.

Die Betrachtung ſeiner Reize mochte Beutler durch eine Ideenverbindung diejenigen einer zweiten Perſon vor die Augen zaubern, denn er hielt, plötzlich vor ſich hinſtarrend, folgenden Monolog: „Die Mädchen alle finden mich hübſch — nur ſie, die Grauſame, Schöne, Herrliche, Außerordentliche — bleibt kalt!“ Pauſe, durch Seufzer ausgefüllt.

„Heut' aber ſoll ſich's entſcheiden! heut' beim Abſchied muß ihre Kälte ſchmelzen, wenn ſie nur angenommen, wenn ſie nur Verſtellung iſt; bleibt ſie aber auch heut' noch hart, dann — — —“

Jetzt thut ſich die Thüre auf und ein zweiter junger Mann tritt, ohne eine Einladung abzuwarten, in das Stübchen, das heut' noch kleiner erſcheint, als gewöhnlich, da ein Koffer, eine Reiſetaſche und diverſe Kleidungsſtücke in maleriſcher Unordnung auf dem Boden, den Tiſchen und Stühlen herumliegen.

„Grüß Gott, Beutler!“ ſagte der Angekommene.

„Detto, Schmidt! bringſt Du Reiſegeld?“

„Hier iſt's!“ antwortete Schmidt, ein Päckchen zu den weißen Glacé's Nr. 8 hinlegend. „Und nebſtbei habe ich Dir auch dies Briefchen vom Herrn Prinzipal zu übergeben; es ſind noch einige Aufträge darin, die er in Deiner Inſtruction vergeſſen hat. Er wollte Dich nicht noch einmal zu ſich kommen laſſen, nachdem er Dir bereits Adieu geſagt!“

„Sehr vernünftig von unſerem Alten. Hab' auch jetzt noch ganz andere Geſchäfte vor, wie Du ſiehſt!“

„Vorbereitungen zur Reiſe?“

„Die ſind bereits getroffen; aber jene zum Caſinoball noch nicht ganz. Erwarte noch ein Bouquet, das ich einer gewiſſen Dame übergeben will — dann wird etwas ſoupirt und endlich muß man ſich doch ſo hübſch wie möglich machen.“

„Wie, Du gehſt heut' noch auf den Ball, obſchon Du morgen abreiſen ſollſt?“

„Bah! Der Zug geht erſt um eilf Uhr; da kann man ganz bequem ausgeſchlafen haben; und iſt man noch ſchläfrig, auch gut! — dann verſchläft man wenigſtens einen Theil

der Eisenbahnfahrt! Schlimm genug, daß die Pflicht, oder vielmehr die fixe Idee des Alten mich jetzt, wo die lustigsten Faschingstage in Aussicht sind, in die Welt hinaustreibt. Hätt' auch bis zum Aschermittwoch warten können mit der Reise; bis dahin machen Schultze & Co. gewiß nicht Banquerott!"

„Aber Beutler hast Du denn noch immer nicht genug getanzt?"

„Getanzt! Als ob man auf Bällen nichts Anderes thäte, als tanzen! Das ist doch nur die Nebensache! Die Unterhaltung, das Courmachen, das Bewundern, das Sichverlieben und Erobern ist das Wahre! Aber das verstehst Du ja nicht, Du langweiliger Mensch! Glaubst Du, es ist mir gleichviel, ob ich eine der „Hiesigen" im Arme halte, oder sie, die Himmlische, Exotische, Fremdartige — — wenn ich nur tanzen kann?

„Du meinst wohl Fräulein Sidonia von Stern?"

„Ja, den Stern meine ich, der Alles überstrahlend, plötzlich am Himmel aufgetaucht ist; nach dem ich mich in Sehnsucht verzehre!" rief Fritz pathetisch aus, indem er sich zwischen seinem Koffer und einigen Stühlen, so gut es ging, hastig schreitend durchwand. „Herein!" rief er dann plötzlich stehen bleibend, als ein Klopfen an der Thüre sich vernehmen ließ. Diese that sich jedoch nicht auf, sondern zeigte vielmehr nur eine Spalte, durch die sich ein hageres, kleines Männchen mit großer spitzer Nase und struppigem grauem Barte hindurchdrängte.

„Guten Abend, Herr von Beutler, guten Abend, Herr von Schmidt!" sagte der Kleine, der sich bei diesen ersten Worten, die er unter vielen Bücklingen vorbrachte, schon als Sohn Israels documentirte.

„Erlauben Se mir zu sprechen ein paar Worte unter vier Augen, Herr v. Beutler?" fuhr er, zu dem Letztgenannten sich wendend, leise fort — „nur ein paar Worte (mit einem Seitenblick auf Schmidt) werden es bald abgemacht haben, das Geschäft!"

Fritz Beutler ward über und über roth, wahrscheinlich aus Aerger über die Zudringlichkeit des Juden — sagte aber nach kurzer Ueberlegung: „Redet immerhin, Herr Schmidt ist mein Freund!"

„Nu, wenn Se wollen, junger Herr, mir kann's recht sein!" antwortete der Jude. „Ich hab' gehört, daß Se wollen verreisen und bin gekommen, zu erinnern auf ein kleines Papierchen, was Se mir haben gegeben vor vier Wochen. 's war schon fällig seit dem Ersten, aber ich hab' bis jetzt das Geld nicht gebraucht und hab' nicht wollen incommodiren. Jetzt aber, wo Se verreisen, vielleicht auf lang, was weiß ich — komm' ich zu bitten, daß Se vorher möchten ordnen die Sach'. Wenn Se wollen zahlen, ist mir's lieber; wollen aber prolongiren, ist's auch recht; nur muß ich mir dann ausbedingen mehr Procente, weil das Rifico ist so viel größer. Wie leicht kann Ihnen geschehen etwas auf der Reis', oder Se könnten verlieren die Lust wiederzukommen."

Schmidt sah mit erstaunten, fast erschrockenen Blicken nach seinem Freunde und Collegen hin und wartete mit Spannung auf dessen Antwort.

Beutler ging, während der Jude sprach, verlegen und zerstreut vom Fenster zum Tische, vom Divan zum Bette, machte sich überall etwas zu schaffen und pfiff leise eine Melodie, als ginge ihn die Sache gar nichts an. Jetzt wandte er sich mit schnellem Entschlusse dem kleinen Manne zu und sagte heftig: „Nichts werd' ich thun, weder zahlen, noch prolongiren, Ihr müßt warten, Löwy, bis ich wiederkomme!"

„Spaßen Se nicht, Herr von Beutler, wo es sich handelt um Geld und Eigenthum — spaßen Se nicht!" rief der Jude.

„Fällt mir auch gar nicht ein! Was ich sagte, ist mein voller Ernst!“

Jetzt schien auch Löwy's Gleichmuth zu wanken und er schrie mit heiserer Stimme:

„Wenn es ist Ihr Ernst, Herr Beutler, (dieser war bereits in der Werthschätzung des Juden in's Bürgerthum zurückgesunken), dann muß ich Ihnen sagen, daß ich mir das nicht kann lassen gefallen. Unsereiner braucht sein Geld, um zu machen damit Geschäfte, nicht um zu verhelfen jungen Herren, die nicht wollen zahlen, zu schönen Kleidern und Faschingsvergnügungen.“

„Und habt Ihr mir es nicht selbst angeboten, Ihr Versucher? Ward Ihr's nicht, der mir zuerst den Gedanken eingab, mir Geld zu borgen, was ich früher nie, oder wenigstens nur bei guten Freunden gethan habe?“ rief Fritz Beutler erregt.

„Gott der Gerechte! man hilft gern, wo man sieht, daß etwas wird benöthigt, und wie ich hab' gesehen, daß Se so traurig steh'n vor der Schneiderauslag' und mustern den schwarzen Frack, da hab' ich mir gesagt: Löwy, du mußt wieder einmal helfen dem jungen Herrn! und so hab' ich Ihnen angeboten aus gutem Herzen mein Geld. Und jetzt machen Se mir Vorwurf über meine Gutheit und wollen nicht zahlen und nicht prolongiren? Ist das nicht undankbar?“

„Ich werde bezahlen, aber jetzt nicht! aus dem einfachen Grunde, weil ich kein Geld dazu habe. Thut, was Ihr wollt, bezahlt werdet Ihr heute nicht! Punktum!“

„Sagen Se mir doch nicht, daß Se haben kein Geld“, erwiderte der Jude, der schon lange mit instinktiver Sehnsucht das Paquet betrachtet hatte, in welchem wohlverborgen das Reisegeld lag — „oder wenn Se auch heut' Keines haben, so will ich warten bis morgen, vielleicht gibt der Herr Onkel was her, wenn Se es ihm werden expliciren; aber haben muß ich's, Herr Beutler, ich laß Se sonst nicht einsteigen in die Waggons, ich protestir' gegen Ihre Reis' und ruf' die Polizei und das Gesetz, daß se mir helfen. Aber nein, es wird nicht nöthig sein, Se werden haben ein Einsehen mit dem armen Juden und ihm verschaffen die Zahlung, nicht wahr, Herr von Beutler?“

Des Juden Rede hatte im Kopfe des Commis der Firma A. Lederer einen Plan gereift, der ihm so ergötzlich schien, daß er mit Mühe ein Lächeln unterdrückte, als er sich an seinen Gläubiger wandte mit den Worten: „Gut, ich will's versuchen, ob ich das Geld aufbringe. Ihr wißt, wann morgen der Zug nach R. abgeht, stellt Euch vorher bei mir ein, vielleicht machen wir die Sache dann ab. Jetzt aber laßt mich ungeschoren, und macht, daß Ihr fortkommt!“

„Ich hab's ja gewußt, Herr von Beutler, daß Se werden Raison annehmen! Gute Verrichtung beim Herrn Onkel — wünsche recht gute Nacht, Herr von Beutler!“ Mit diesen Worten wand sich Löwy wieder durch die Thürspalte hinaus.

„Aber Beutler, was hast Du gethan!“ rief der entsetzte Schmidt, der gewohnt war, einen Wucherer stets für den leibhaftigen Gottseibeiuns zu halten — „wenn nun der Herr Onkel nichts hergibt?“

„Dann — ja dann ist's schlimm! Aber ich weiß doch noch ein Mittel, mich aus der Schlinge zu ziehen!“

„Und wie hoch ist die Summe?“ frug Schmidt.

„Gegeben hat mir der Blutsauger zuerst 30 fl., dann 25 und noch einmal 25 — macht achtzig. Aufgeschrieben aber hat er hundert.“

„Da kann ich freilich mit meinen kleinen Ersparnissen nicht aushelfen“, sagte halb zu sich der gutmüthige Schmidt — laut aber fügte er hinzu: „Vielleicht gibt Dir der Herr Principal einen Vorschuß und der

Jude gibt sich einstweilen mit einer Abschlagszahlung zufrieden."

„Mach' Dir keine Sorge darum", sagte ein Schnippchen schlagend der leichtsinnige Schuldner — „ich werd' mir schon zu helfen wissen, ohne Herrn Lederer von der Geschichte etwas sagen zu müssen. Aber jetzt muß ich auch gleich den schweren Gang zum Herrn Apotheker Schmerl antreten, sonst komme ich zu spät in's Casino."

„Und Du gehst trotzdem auf den Ball?" frug Schmidt ganz verdutzt.

„Wird mich doch die Judengeschichte nicht auch noch um dies Vergnügen bringen sollen, wie sie mich fast um die gute Laune gebracht hat? Uebrigens ist der heutige Abend entscheidend über mein ganzes Lebensglück!"

Schmidt verstand den Freund nicht mehr; er ließ sich von ihm kopfschüttelnd zur Thüre hinausdrängen und hörte nur mit halbem Ohre, als er zu der Hausmeisterin sagte: „Wenn der Gärtnerjunge einen Strauß bringt, geben Sie ihm zwei Sechser auf meine Rechnung und stellen Sie das Bouquet in mein Zimmer."

An der Ecke der nächsten Straße, an der eine sehr matte Oellampe brannte (Gas hatte man in L. noch nicht), trennten sich die Freunde. Schmidt bog in die Gasse rechts ein, um sich in sein Geschäft zurück zu begeben, Beutler aber eilte flüchtigen Schrittes über den Platz hinüber, wo ein ziemlich hell erleuchtetes, großes Fenster und detto Thüre ihm als Leitstern dienten.

Die Apotheke ist in kleinen Städtchen meist das reinste und glänzendste Geschäftslocal und demgemäß auch der beliebteste Sammelplatz der dortigen Intelligenz, namentlich der Mitglieder der medicinischen Facultät. Fritz guckte daher zuerst vorsichtig durch das Fenster, ob sich nicht auch heut' ein Jünger Aesculap's dort befinde, nahm aber zu seiner Befriedigung wahr, daß dies nicht der Fall sei. Aber auch der Onkel war nicht da; sollte er oben sein? Das wäre fatal, vor der Tante durfte er sein Anliegen nicht anbringen, sie war dem jungen Manne nicht sehr grün, das wußte er.

„Der Herr Onkel ist hinten im Laboratorium", berichtete der Tyro, der beim Eintritt des jungen Mannes aus dem Plüschsauteuil, in dem er sich bequem ausgestreckt hatte, schnell aufsprang.

Und in das Laboratorium verfügte sich demnächst unser Freund mit ziemlich unruhig klopfendem Herzen. Der Apotheker, ein blasses, hageres Männchen, saß vor einem Tische und war so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er seinen Neffen erst bemerkte, als dieser vor ihm stehend, mit einem „Guten Abend, lieber Onkel!" begrüßte.

„Ach, Du bist's!" sagte dieser, „was verschafft mir denn abermals das Vergnügen?"

„Du weißt, lieber Onkel, daß ich morgen für unsere Firma eine Geschäftsreise unternehme."

„Das weiß ich! Auch haben wir ja eigentlich schon gestern Abschied genommen."

„Allerdings; doch nun — komme ich noch mit einer Bitte!„

„Doch nicht schon wieder um Geld?" fuhr der Apotheker auf.

„Schon wieder? sagst Du, lieber Onkel, ich dachte, es wäre schon lange her, seit Du mir die letzten zehn Gulden zugesteckt hast. Uebrigens ist es diesmal eine ernste Geschichte und nicht um einer Lappalie willen bin ich jetzt, so knapp vor meiner Abreise, noch hergekommen. Ich bin in einer argen Verlegenheit — —" Beutler hatte sich dem Onkel vis-à-vis niedergelassen und nahm jetzt während des Sprechens eines der Papierchen, die mit weißen, kreideartigen Stückchen belegt, auf dem Tische lagen, in die Hand.

„Vor Allem laß das liegen!" sagte der Apotheker, ihm das Papier

wegnehmend — „damit iſt nicht zu ſpaßen!“

„Was iſt's denn?“ frug der Commis leichthin, froh, einen Ableiter ſeines unangenehmen Geſprächs zu haben.

„Cyankali!“ antwortete der Apotheker. „Aber jetzt weiter im Texte! Was iſt's mit Deiner Verlegenheit? Sie mag wohl nicht ſo arg ſein.“

„Ach, lieber Onkel, ſcherze nicht; ich bin in der That in einer der ärgſten Lagen, die man ſich denken kann. Da habe ich unlängſt — vor vier Wochen etwa, nothwendig Geld gebraucht, wollte Deine Güte nicht in Anſpruch nehmen und borgte es mir aus!“

„Nun — und —?“

„Und jetzt beſteht mein Gläubiger darauf, ich müſſe vor meiner Abreiſe zahlen, oder er werde dieſelbe hindern. Denke Dir nur, lieber Onkel, den Scandal, den mir der Jude machen kann!“

„Wie? Von einem Juden haſt Du Geld geborgt?“ fiel ihm der Onkel in der Rede.

Beutler ſah ein, daß er ſich in ſeinem Eifer unwiderruflich verſchnappt hatte, dachte, es ſei beſſer, gleich Alles zu geſtehen und ſagte: „Leider ließ ich mich von dem Wucherer, dem Löwy, verführen, das Geld, das er mir anbot, zu nehmen, kaufte mir, da es Faſching war, einen neuen ſchwarzen Anzug und andere Kleinigkeiten und gedachte, in der Faſtenzeit zu bezahlen. Der Jude hätte auch gewiß gewartet, wenn er nicht von meiner Abreiſe gehört hätte. Jetzt aber fürchtet er, es könnte mir etwas Menſchliches paſſiren, ich könnte z. B. bei einem Zuſammenſtoß auf der Bahn den Hals brechen und er um ſein Geld kommen.“

„Und für wie viel haſt Du Dich gegeben?“ frug der Apotheker, der ſich erhoben hatte und mit Unheil verkündenden Blicken vor ſeinem Neffen ſtehen blieb.

„Hundert Gulden macht's!“

„Hundert Gulden!“ rief noch fahler als gewöhnlich, Herr Schmerl, die Hände zuſammenſchlagend — „und Du glaubſt, ich hätte nur ſo die Hunderter in der Schublade liegen, um ſie ſo leichtſinnigen, nichtsnutzigen Verſchwendern, wie Du einer biſt, herzuſchenken? Haſt Du nicht Deinen Gehalt, um leben zu können, und mußt Du Dinge kaufen, die nicht ſein müſſen, wenn Du kein Geld dazu haſt? Sich in Schulden ſtürzen, in Wucherhände gerathen, eines ſchwarzen Fracks wegen, das iſt Thorheit, Leichtſinn — mehr als das — es iſt Schlechtigkeit, denn wie willſt Du denn endlich eine ſolche Summe erſparen und bezahlen? Dieſe Schuld iſt das erſte Glied einer Kette von Laſtern, die erſte Stufe —“

„Das muß ich doch nicht Alles anhören, wenn er kein Geld hergibt“, ſagte ſich Fritz Beutler, nahm plötzlich ſeinen Hut auf, rief: „Leben Sie wohl, Onkel! Ich werde Sie nie mehr um etwas bitten!“ und eilte aus dem Laboratorium durch die Apotheke hinaus in's Freie, wo es denn 10^0 unter Null baldigſt gelang, ſein etwas in Wallung gebrachtes Blut abzukühlen. An's Soupiren war nicht mehr zu denken. Es war die höchſte Zeit, für's Caſino Toilette zu machen und ſonach keine Muße mehr, über das Vorgefallene Betrachtungen anzuſtellen.

„Das Bouquet da?“ rief er der ihm öffnenden Hausmeiſterin entgegen.

„Ja wohl, Herr Beutler!“ hieß es, „oben in Ihrem Zimmer! Ein prächtiger Strauß! Die *den* bekommt, kann ſich gratuliren, ſie hat einen galanten und noblen Anbeter. Aber der Schloßgärtner läßt ſagen, heut' iſt das Bouquet um einen Gulden theurer, als die andernmale, denn die Camelien ſind ſchon rar und iſt große Anfrage nach ihnen geweſen. Aber, wie geſagt, ſchön iſt's!“

Der junge Mann hörte schon lange nichts mehr von der Plauderei der Hausmeisterin, sondern betrachtete bereits mit entzückten Blicken das Bouquet, während er sich den Augenblick ausmalte, wo er es seiner Angebeteten überreichen würde.

Ach! Viele Guldenzettel des Juden waren in der Gestalt von auf Draht gesteckten Blumen dahingewelkt, ohne bisher die gewünschte Wirkung auf das Marmorherz Sidoniens gemacht zu haben.

Fräulein von Stern war eine Waise und ist nach der Beendigung ihrer Erziehung zum Beginn des Winters zu ihrem Vormund, dem Advocaten Fristner nach L. gekommen, um dort ihren ersten Fasching zu verbringen. Sie war nicht nur sehr schön, sondern auch, wie es hieß, sehr reich und deshalb verzieh man ihr gern, daß sie im Umgange mit Herren, etwas allzu resolut und schlagfertig war, ja, man nannte sie eben deswegen geistreich und voll Witz. Was Wunder, wenn dies Mädchen, dem noch dazu durch seine Mittel die Erfüllung jeder Laune in Bezug auf Toilette möglich war — in L. großes Aufsehen und detto Bewunderung erregte. Sidonia hatte natürlich eine ganze Schaar von Courmachern und war auf den Bällen die blendendste und beneidetste Erscheinung. Unter ihrer „Bande", wie sie ihre Anbeter nannte, befand sich in erster Reihe unser Freund Beutler, der seit dem Erscheinen des schönen Mädchens allen seinen früheren Flammen entsagt und sein Herz bedingungslos der Huldin zu Füßen gelegt hatte, die ihn mit der wechselnden Temperatur ihrer Launen oft zum seligsten und dann wieder zum unglücklichsten aller Sterblichen machte. Jetzt, wo er für längere Zeit das Feld seinen zahlreichen Nebenbuhlern zu überlassen im Begriffe war, wollte er die Wankelmüthige durch eine Erklärung zwingen, ihm ihre wahren Gefühle kund zu thun. Heut' noch mußten die Würfel fallen. Schon in den nächsten Stunden mußte er Gewißheit haben. Mit diesen Gedanken beschäftigt, hatte er nun seiner äußern Erscheinung tadellose Ausschmückung vollendet, nahm das Bouquet, verließ das Zimmer und stieg die dunkle Treppe herab, an deren Ende ihm das kleine Fensterchen der Hausmeisterswohnung entgegen leuchtete.

„Mein Gepäck steht vor der Thür. — Der Hausmeister soll, sobald er nach nach Hause kommt, Koffer, Tasche und Pelz auf den Bahnhof tragen und beim Portier deponiren — ich werde gar nicht mehr nach Hause kommen, sondern gleich aus dem Casino auf die Bahn gehen!"

Dies waren seine letzten Anordnungen, eh' er den erstaunten Blicken der dicken Frau entschwand, welche sich sehr behaglich auf dem niedern Schemel am Ofen niederkauerte, um ihre frühere Beschäftigung aufzunehmen, indem sie das Doppelkinn auf das weiche Vorgebirge ihres Busens niedersenkte und einschlief.

Fritz eilte indessen, den schönen Strauß mit seinem Taschentuche vorsichtig bedeckend, hinaus in die kalte Nacht. Auf dem ziemlich großen Platze, sowie in den Seitenstraßen, in denen Beleuchtung und Pflasterung sehr viel zu wünschen übrig ließen — ging' es heut' ungewöhnlich lebhaft zu. Zwei Stellwägen und einige Privatfuhrwerke rasselten über die gefrorenen Schneehügel dahin und allerlei vermummte Gestalten schlichen die Häuser entlang, alle nach ein und derselben Richtung, nämlich dem Casino zu, das schon von Weitem durch seine festliche Beleuchtung in der dunkeln Häuserfronte der breitesten Straße, deren sich L. rühmen konnte, hervorstach.

Als Beutler in der Garderobe seinen Oberrock abgab, konnte er sich, seiner liebenden Ungeduld folgend, nicht enthalten zu fragen: „Sind Fristner's schon da?"

„Ja!“ lautete die befriedigende Antwort, und als die Thüre zum Ballsaal sich für ihn öffnete, flog sein Blick schnell über die verschiedenen Gruppen hin, die Holde zu suchen, die er denn auch bald in all' dem Glanze einer ganz neuen, eleganten Toilette mitten unter ihrer „Bande“ erblickte. Keck ging er auf die Gruppe zu, machte der Ballkönigin seine Verbeugung und überreichte ihr mit süßem Lächeln und sehnsüchtigem Augenaufschlage seine duftende Gabe. Sidonia's Augen leuchteten ihm voll Schalkhaftigkeit entgegen; dann wandte sie sich um, ergriff zwei, auf einem Sopha hinter ihr liegende Monstre-Bouquets und hielt sie dem verblüfften Verehrer hin.

„Sie sehen, Herr Beutler, es ist nicht möglich, daß ich auch noch Ihren Strauß annehme!“ sagte sie dann lachend, legte den Arm auf jenen ihres Nachbars und flog, da gerade die Musik begann, mit ihrem Tänzer im rasenden Galopp durch den Saal.

Beutler stand einen Augenblick wie festgebannt mit seinem Strauße da und machte eine so komische Figur, daß zwei in der Nähe stehende Eva's-töchter ein leises Gekicher nicht unterdrücken konnten. Empört, trotzig und schnell gefaßt eilte jetzt der zurückgewiesene Blumenspender auf ein Mädchen zu, das bescheiden an eine Säule gelehnt, den Tänzer erwartete, der sie in den Reigen führen sollte. Es war die jüngste Tochter des Dr. Fristner — fast noch ein Backfischchen und demgemäß noch wenig beachtet.

„Darf ich bitten, Fräulein Tini?“ sagte Beutler verbindlich. Tini nickte freundlich und bot sogleich ihr hageres Aermchen dar. Wer aber beschreibt ihre Glückseligkeit, als unser Freund ihr den schönen Strauß anbietet, der wohl eine schönere, aber keine dankbarere Tänzerin schmücken könnte.

„Ei, schon den Strauß angebracht?“ flüsterte bald darauf im Vorübergehen Sidonia ihm zu.

„Ich muß Sie sprechen!“ sagte Beutler eben so leise, als eindringlich. Sidonia sah sich im Weitergehen mit erstaunten, lachenden Augen nach ihm um und erwiderte nichts. Als sie jedoch in der nächsten Tanzpause wie zufällig in ein Nebenzimmer trat, folgte ihr Fritz in der sicheren Ueberzeugung, sie thue dies seinem Wunsche zufolge.

„Wollen Sie so freundlich sein, mich anzuhören?“ hub er an, als die Schöne sich auf einen der Fauteuils niederließ.

„Nicht gern, denn ich wollte eigentlich hier ein wenig ausruhen; indessen hoffe ich, daß Ihre Mittheilung meine Ruhe nicht stören wird!“ entgegnete die Boshafte.

„Fräulein Sidonia, ich reise morgen ab, vielleicht auf lange Zeit!“ begann Beutler.

„Bon voyage! Ist das Alles?“

„Nein, es ist nicht Alles, das wissen Sie wohl; denn es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß ich Sie anbete, liebe, leidenschaftlich verehre!“

„Sehr schmeichelhaft! Danke!“

„Sidonia, ich beschwöre Sie, spotten Sie nicht meiner Gefühle. Ich meine es ernst und will nicht in Ungewißheit darüber, ob Sie dieselben theilen, oder wenigstens gerne dulden — L. verlassen.“

Statt aller Antwort deutete Sidonia nach rechts, von wo einer der Tänzer sich ihnen nahte und sagte dann laut: „So kommen Sie, tanzen wir!“

„Wie gern folge ich Ihrer Aufforderung; aber Antwort muß ich heute noch haben — Sie entrinnen mir nicht!“ flüsterte Beutler, indem er ihr den Arm bot, um sie in den Saal zu führen.

Sie antwortete nichts; aber er hielt sie an seinem Herzen und war für den Augenblick selig.

Aus seinem Arm aber flog sie leider in den eines Zweiten und dann

eines Dritten und in den Zwiſchenpauſen nahm ſie Baron D., ein Gutsbeſitzer aus der Umgebung ſo in Anſpruch, daß unſer armer Freund noch obendrein alle Qualen der Eiferſucht durchkoſtete. Indeſſen rückte die Zeit vor, Mitternacht war nahe und um 1 Uhr kam der Zug in L. durch, mit dem Beutler, um Löwy zu entrinnen, abreiſen wollte. Sidonia war eben mit dem Baron an das Büffet getreten, da faßte der verliebte Commis einen verzweifelten Entſchluß. Er trat an die Beiden heran.

„Fräulein von Stern, ich komme im Auftrage der Frau Dr. Friſtner, die von einem Unwohlſein befallen, ſich in der Toilette befindet und mich erſuchte, Sie zu rufen.“

„Augenblicklich!“ rief Sidonia. „Sie entſchuldigen, Herr Baron“ — und ſchon war ſie auf dem Wege zu jenem kleinen Raume, wo eine geduldige Zofe die ganze Nacht hindurch abgeriſſene Falten und Schleifen anheftete, locker gewordene Friſuren feſtſteckte und für allzuſehr geröthete Wangen, Nacken und Arme poudre de riz bereit hielt. Glücklicherweiſe bemerkte Sidonia in ihrer Befließenheit nicht, daß ſoeben Frau Friſtner ganz wohlauf durch den Saal ſchritt, ſo wie es ihr nicht auffiel, daß Beutler ſich des großen Vergehens ſchuldig machte, dies geheimnißvolle, nur dem ſchönen Geſchlechte geöffnete Heiligthum zu betreten. Erſt als ſie ſich verwundert nach der hilfsbedürftigen Dame umſah, bemerkte ſie den kühnen Lügner, der die Zofe hinauswinkend, ſich jetzt vor die Thüre ſtellte und ſagte:

„Es blieb mir kein anderer Ausweg, als Sie hierher zu führen; die Zeit drängt, und ich wiederhole die Frage: Darf ich hoffen auf Gegenliebe, oder iſt Ihr Herz dazu unfähig? Meine Hoffnung muß entweder erfüllt oder vernichtet werden; ſprechen Sie Sidonia — von Ihrer Antwort hängt mein Lebensglück ab!“

„Wiſſen Sie, daß es von Ihnen ganz abſcheulich war, mich hierher zu locken?“ trachtete das Mädchen abzulenken.

„Davon iſt jetzt nicht die Rede — weichen Sie mir nicht aus. Ja oder nein? Darf ich hoffen oder muß ich verzweifeln?“

„Mein Gott, das hat ja einen ganz tragiſchen Anſtrich. Sie ſetzen mir ja das Meſſer an die Kehle!“ lachte die Muthwillige.

„Darf ich hoffen?“ wiederholte Beutler ungeſtüm, denn es ſchlug ein Viertel auf Eins und die nächſten Minuten mußten eine Entſcheidung bringen.

Der Ton ſchien das Mädchen verletzt zu haben. Das Lächeln verſchwand von ihren Lippen und ſie ſagte ſchmollend: „Wenn Sie ſo fragen, dann ſag' ich: nein!“

„Dann leben Sie wohl, und mögen Sie nie bereuen, was Sie gethan!“

Damit ſtürzte er aus der Thüre und als Sidonia ärgerlich und in unbehaglichſter Stimmung in den Saal zurücktrat, war ihr ungeſtümer Anbeter nicht mehr dort.

Der eilte bereits die Straßen entlang hinaus durch die Vorſtadt in den ziemlich weitgelegenen Bahnhof, wo er eben noch zurecht kam, die Karten zu löſen und ſich mit ſeinen bereitgehaltenen Effecten in einem Coupe zweiter Claſſe niederzulaſſen. — —

Nach hatte die Uhr des alterthümlichen Rathhauſes von L. nicht Acht geſchlagen, als der Jude Löwy mit ſeinen krummen Beinen dem Hauſe zuſteuerte, in dem Beutler wohnte. Seiner Sache ſicher, ging er ſtraks auf die Treppe zu und war ſchon im Begriffe hinaufzuſteigen, als ihm die Hausmeiſterin zurief: „Wenn Sie Herrn Beutler ſuchen, der iſt nicht mehr zu Hauſe!“

„Läßt ſich verläugnen!“ murmelte Löwy, ohne ſich ſtören zu laſſen — „bin ich jedoch nicht ſo dumm es zu glauben.“ Und er ſtieg ſchwer athmend

empor und klopfte an die Thür, die ihm gestern schon Einlaß gegeben. Heute jedoch that sie sich nicht auf und durch das Schlüsselloch sah man, daß niemand in dem Zimmer sich befand. Verdrießlich humpelte der Kleine wieder hinunter.

„Bitte wo ist den der Herr von Beutler?" frug er, den Kopf in die Hausmeisterswohnung hineinsteckend, wo Tabaksqualm vermischt mit dem Geruch übergegangener Milch ihm entgegenquoll.

„Abgereist!" polterte der durch das Mißtrauen des Juden gekränkte Hausmeister.

„Aha!" sagte der Jude zu sich — „will der Vogel ausfliegen dem alten Löwy; merk' schon, wo versteckt, bis der Zug abgeht — aber er soll mir nicht entwischen." Und unverdrossen machte er sich auf den Weg nach dem Bahnhofe, wo er alle Winkel durchspähte und sich dann geduldig an die Kasse postirte.

Als der Beamte den Schalter aufschob, frug er: „Dritte Classe?"

„Nein!" antwortete Löwy zerstreut.

„Also zweite?"

„Nein!" sagte abermals der Jude.

„Was der Tausend! Erster Classe wollt Ihr doch nicht fahren?"

„Wer hat denn dem Herrn Cassier gesagt, daß ich will fahren überhaupt mit der Eisenbahn?" frug jetzt der Kleine grinsend.

„Was?" schrie der Beamte — „Ihr wollt gar keine Karte, und haltet Unsereins nur zum Narren? Wozu stellt Ihr Euch denn da an die Cassa, wenn Ihr nicht abreisen wollt?"

„Warte auf Jemand hier, Herr Cassier!" grinzte der Jude, pfiffig mit den Augen zwinkernd.

„Oho! wieder auf irgend ein armes Opfer Eurer Gutmüthigkeit!" lachte dieser — „na, ich wünsch' von Herzen, daß der arme Schlucker nicht kommt!"

Jetzt traten Leute hinzu; immer mehr füllte sich die Halle. Viele Honoratioren der Umgebung, die den Ball mitgemacht hatten, kamen gähnend, blaß und übernächtig daher gewankt und wünschten wohl nichts sehnlicher, als wieder daheim zu sein. Hätte jetzt so mancher Jüngling die Holde gesehen, die heute Nacht im schönsten Schmucke ihres Rosa- oder weißen Tarlatankleides, wie eine Sylphide in seinen Armen dahinflog, er hätte sie vielleicht nicht wiedererkannt. O Hinfälligkeit alles Irdischen! Das Kleid, das die leichte Gestalt wie eine Wolke umfloß, liegt zerknittert im Koffer und die Trägerin lehnt unfrisirt, in alte Reisemäntel und Tücher gehüllt auf einem Stuhle im Wartesaal, des Momentes harrend, wo die Thür auf den Perron geöffnet wird, um sich alsogleich in ein Coupé zu stürzen, auf dessen Pölster sie das müde Haupt niederlegen kann.

Auch Löwy hatte sich durch den Wartesaal hinausgeschlichen uud späht nun den ganzen Zug entlang nach seinem Opfer aus.

„Er kann doch nicht schon sitzen im Waggon?" sagte er sich und beginnt, um sich zu überzeugen, die ganze Wagenreihe entlang zu laufen. Alles ist bereits eingestiegen, wenn er jetzt kommt muß er ihn sehen. Wie will er auf ihn losstürzen, wenn er im letzten Ausgenblick beim dritten Läuten einsteigen will. Jetzt ist der Moment da — aber Niemand stürzt hervor — der Zug setzt sich in Bewegung.

„Sollt' er kommen zu spät?" fragt sich Löwy, — dann ist's gut, dann hab' ich ihn sicher; aber 's ist doch curios, daß er sollt kommen zu spät."

„He, Löwy, habt Ihr den Vogel erwischt?" fragte eine Stimme hinter ihm.

„Nein!" antwortete kurz der Jude und wendet sich zum Gehen.

Digitized by Google

Das Hohngelächter des Beamten schallt ihm nach.

Nach der Stadt zurückgekehrt, geht er abermals nach Beutlers Wohnung.

„Was wollen Sie denn schon wieder hier?“ ruft ihm die dicke Frau entgegen. „Hab's Ihnen ja schon gesagt, das Herr Beutler abgereist ist.“

„Wollte abreisen, — wollte! aber ist nicht abgereist!“ lächelte mit überlegener Schlauheit der Jude. „Ich war draußen auf dem Bahnhof und hab' gesehen, daß er ist nicht abgereist!“

„Jetzt freilich nicht, aber schon mit dem Nachzuge.“

Löwy kam an die Frau heran. „Was haben Se gesagt? in der Nacht ist er gefahren? Was Sie spaßig sind! In der Nacht war er auf dem Ball, des weiß ich bestimmt. Nicht wahr, Sie haben nur gespaßt, gute Frau Hausmeisterin?“

„Na, wenn Sie's nicht glauben wollen, ist's auch recht!“ sagte die dicke Frau, die sich an der Bestürzung des Juden weidete, „aber ich sag', auf dem Balle war er und ist von dort gleich auf den Bahnhof. Mein Mann hat ihm schon Abends die Sachen hingetragen.“

Jetzt tagte es im Gehirn des Juden. Mit seinen knöchernen Fingern sich vor den Kopf schlagend, wackelte er ohne weiter ein Wort zu sagen zum Hause hinaus, und wieder klang Gelächter ihm nach.

Es war zwei Tage nach dem Balle. Dr. Fristner hatte bereits sein politisches Nachfrühstück eingenommen und war, die Zeitungen nunmehr den übrigen Hausgenossen überlassend, in seine Kanzlei gegangen, um seine geschäftliche Thätigkeit zu beginnen. Die Frau Doctorin aber hatte sich in die Räume ihrer wohlgefüllten Speisekammer zurückgezogen, worin sie täglich wenigstens zwei Stunden verbrachte. Was sie während dieser Zeit dort schaffte, war ein Räthsel für alle Hausgenossen; und so viel ist gewiß, daß sie sehr ungehalten war, wenn man sie in ihrem, nach unterschiedlichen Victualien duftenden Tempel aufsuchte und daß sie ihren Töchtern selbst nur ungern den Schlüssel dazu überließ. Die Letzteren war darüber jedoch nichts weniger als gekränkt, sie hatten durchaus nicht den Ehrgeiz, der Mama in's Handwerk pfuschen zu wollen und bewährte sich bei ihnen die Erfahrung, daß allzueifrige Hausfrauen selten ihre Töchter zu ihren Nachfolgerinnen erziehen und gar mancher Mann sich schon sehr zu seinem Schaden überzeugt hat, daß die Tochter einer als guten Hausfrau bekannten Frau, nicht immer ebenfalls eine gute Wirthin ist.

Jedenfalls constatiren wir, daß, während die Eltern Fristner ihren diversen Geschäften nachgingen, ihre Fräulein Töchter sich's erst recht bequem machten und mit ihrem Gaste ein höchst behagliches Plauderstündchen hielten. Hie und da griffen die um den Tisch sitzenden Mädchen wohl nach den Tagesblättern und überflogen zerstreuten Auges die Theaterrecensionen und kleinen Notizen darin, dann gewann die Conversation bald wieder die Oberhand.

„Sieh nur, Sidonia“, flüsterte Clara, des Doctors Aelteste, der Freundin einen kleinen Stoß mit dem Ellenbogen gebend.

Sidonia folgte der Richtung von Clara's Augen und lächelte. Sie hatte Tini erblickt, die im Nebenzimmer, dessen Thür offen stand, sich damit beschäftigte, ihren ziemlich verwelkten Strauß mit frischem Wasser zu bespritzen und nachdem dies geschehen, denselben auf den Fensterpolster hinzulegen, daß jeder, der über den Platz ging, ihn erblicken mußte. Es war ja das erste Bouquet, das die Kleine erhalten hatte, und der Moment, da es geschah, wird ihr stets ebenso unvergeßlich bleiben, wie der junge, hübsche Spender selbst. Wie fatal, daß er

gerade in einer Tuchhandlung beschäftigt war, wo es für ein Mädchen absolut nichts zu kaufen gab.

„Tinichen! Tinichen!“ rief jetzt Sidonia, schalkhaft mit dem Finger drohend. „Du gibst Dir ja unsägliche Mühe, Deinen Strauß frisch zu erhalten. Meine Bouquets sind längst eine Sammlung von Blumenmumien geworden, die ich der Vernichtung weihen werde, sobald ich aufstehe!“

Ein Lachchor begleitete die Worte der übermüthigen Ballkönigin, die zu den Mädchen gewendet fortfuhr: „Es war der gescheidteste Gedanke, den Beutler haben konnte, den von mir verschmähten Strauß Tinchen anzubieten. Sie wenigstens weiß ihn zu schätzen.“

„Armer Beutler!“ seufzte Clara mit schelmischem Augenaufschlag, — „Du behandelst ihn doch gar zu schlecht, Sidonia!“

„Das ist so meine Art; Niemand aus der Bande weiß sich besserer Behandlung zu rühmen. Oder könnt ihr mir das nachweisen?“

„Aber“ — sagte die gefühlvolle Lina, — „Beutler liebt Dich wirklich, und Du solltest ihn nicht so arg quälen. Sag' ihm lieber gerade heraus: Sie sind mir zuwider, mein Herr, widmen Sie Andern Ihre Aufmerksamkeiten.“

„Thörin, die ich wäre! er ist es gerade, der mich am meisten amüsirt!“

Lina schüttelte den Kopf und meinte mißbilligend: „es ist doch unrecht, mit den Gefühlen eines Mannes sein Spiel zu treiben, und es wäre ganz gut, wenn er endlich darüber klar würde, wie Du über ihn denkst.“

„Wie ich über ihn denke! weißt Du das etwa? — Aber lassen wir dies langweilige Thema!“ rief Sidonia, ein Zeitungsblatt in die Hand nehmend und es mit den Augen durchfliegend. Plötzlich entfiel das Blatt ihren Händen, sie that einen gellenden Schrei und fiel bewußtlos in den Sessel zurück.

Zu Tode erschrocken liefen die Mädchen, nach Wasser suchend, und schreiend umher, bis endlich Clara die Mutter aus der Speisekammer herbeirief.

Man brachte Sidonia zu Bette und sandte nach dem Arzte. Ehe jedoch dieser erschien, hatte das Mädchen ihr Bewußtsein wiedererlangt; wie es schien aber nicht vollständig, denn kaum hatte sie, die Augen aufschlagend, die um sie beschäftigten Frauen erblickt, als sie ausrief: „Ich bin Eurer Sorge nicht werth, laßt mich sterben; ich bin eine Verbrecherin, ich habe ihn gemordet!“

Schaudernd verhüllte sie das Gesicht mit beiden Händen und schien taub gegen all' die beruhigenden Liebesworte, die man an sie verschwendete. Da trat der Hausherr ein, den man herbeigerufen hatte und ließ von Clara den Sachverhalt erzählen. Diese berichtete flüsternd, wie Alles vor sich gegangen.

„Und welches Blatt war's, das sie las?“ frug der praktische Jurist.

„Den R···schen Anzeiger!“

„Dann will ich sogleich darin nachsehen, vielleicht bringt uns das des Räthsels Lösung.“

Und dem eben eintretenden Jünger Aescoulaps den Platz räumend, ging er in den Speisesaal zurück und unterzog das den Händen Sidonias entfallene Blatt einer genauen Durchsicht. Plötzlich blieb sein Blick auf folgender Notiz haften:

Im Hotel zum Schwan stieg gestern ein junger Mann ab, forderte ein Zimmer und begab sich zur Ruhe. Als am Morgen der Hausknecht seine Kleider zum Putzen abholen wollte, fiel ihm die Bläße im Gesichte des Schläfers auf; er rief das Stubenmädchen und es fand sich, daß man eine Leiche vor sich hatte. Ein halb geleertes Glas, dessen Inhalt untersucht

ward, wies eine Lösung von Cyankali aus. Der junge Mann war unbekannt; nur in seiner Brieftasche fand sich eine Visitkarte mit dem Namen: Fritz Beutler!

„Fritz Beutler!?" wiederholte Dr. Fristner — „heißt denn nicht der fesche Commis bei Lederer so? Aber der ein Selbstmörder? Warum nicht gar! Was könnte einen solchen Leichtflügel zu solch' einem Schritte bewogen haben? Das kann's aber wohl nicht gewesen sein, was auf Sidonia einen solchen Eindruck machte? Indessen muß ich doch nachsehen, wie es drüben geht!"

„Kann ich hier ein Recept verschreiben?" frug in diesem Momente der alte Doctor, seinen Kahlkopf hereinsteckend.

„Gewiß! hier im Nebenzimmer ist der Schreibtisch. — Nun, was sagen Sie zu der Geschichte mit meiner Mündel? hoffentlich geht es bald vorüber. Nervosität — nicht wahr?"

„Aufrichtig gestanden, kenne ich mich in der Sache nicht recht aus. Es ist kein Fieber da und doch delirirt das Fräulein!"

„Merkwürdig! Und was spricht sie in ihrem Delirium?"

„Sehr sonderbare Dinge! Sie hält sich für eine Mörderin und doch ist aus ihr nicht herauszubringen, wer der Er ist, den sie umgebracht haben will. Ich werde etwas Calmirendes verschreiben und komme später noch einmal nachsehen."

Bald war das hieroglyphische Kunstwerk gefertigt und der Magd zur schnellen Besorgung übergeben. Die Apotheke lag schief gegenüber dem Fristner'schen Hause. Um so auffallender war es, daß beinahe eine halbe Stunde verfloß, eh' das Dienstmädchen zurückkam.

„Aber Trine" — kam ihr die Doctorin entgegen, — „wo steckst denn Du die ganze Zeit?"

„Ach, gnädige Frau," — erzählte die Magd — „ist das eine Wirthschaft da drüben in der Apotheke! Ich dacht' schon, ich werd' die Medicin gar nicht bekommen!"

„Wie so? was ist denn passirt?"

„Ja, wer das wüßt. Der kleine Lehrling, oder was er ist, hat mir erzählt, der Herr Apotheker ist plötzlich beim Frühstück aufgesprungen und hat geschrien: „Nehmt mich fest — es ist meine Schuld — ich bin sein Mörder — sperrt mich ein — ich bin sein Mörder!" und jetzt ras't er fort zum Schrecken der Frau Apothekerin, die er gar nicht anhören will!"

„Du lieber Gott, ist denn heut' Alles verrückt worden hier in L..?" rief die erstaunte Frau und lief schnurstracks in die Kanzlei, ihrem Manne über das neue Ereigniß zu berichten.

„Was?" — rief dieser — „der ruhige, stille Apotheker auch? Ja, ist denn die Narrheit epidemisch geworden? Sollte er die Notiz von dem Selbstmorde gelesen und dies auf seinen Verstand eine so unheilvolle Wirkung gehabt haben? Dennoch begreife ich's nicht. Der junge Mann war zwar ein entfernter Verwandter von ihm und die Sache, wenn sie wahr wäre, wäre traurig genug, aber daß sie den sonst so vernünftigen Mann so ergreife, ist mir doch unerklärlich."

„Von welchem jungen Mann sprichst Du denn, lieber Mann?" frug neugierig die Doctorin.

In diesem Momente aber klopfte es rasch an der Thüre, und kaum war die Dame hinausgeschlüpft, stürzte schon die kleine verschrumpfte Gestalt Löwy's herein.

Der Jude war in der größten Aufregnng und rief, auf den Advocaten zueilend, im schönsten Jargon:

„Herr Doctor, helfen Se, rathen Se! Herr Doctor, ich komme zu Ihnen in meiner Noth! Helfen Se mer zu meinem Geld, ich bin ruinirt, ich armer Jüd! ich bin betrogen, schändlich betrogen!"

„Vor Allem“ — ſagte der Advocat ernſt und feſt, — „kommt zur Beſinnung, Löwy, und erzählt mir, was Euch geſchehen iſt. Soll ich Euch rathen, ſo muß ich Alles wiſſen!“

„Ja, ja, Se haben recht, Herr Doctor! 's iſt dumm, daß ich nicht gleich alles explicir', aber die Nachricht hat micht gemacht meſchugge — ſo wahr Gott lebt — ganz meſchugge!“

„Welche Nachricht?“

„Von dem Schuldenmacher, dem Beutler; von was ſonſt? Hab' ich ihm in meiner Gutthätigkeit geborgt hundert Gulden, daß er konnt' kaufen den neuen Frack und ſchwarze Hoſen und die theuren Bouquetteln für de Fräule von Stern, was iſt bei Ihnen im Haus — und geht er jetzt hin und bringt ſich um und mich um's Geld, wenn Se mer nicht helfen, liebſter, verehrteſter Herr Doctor!“

Endlich mußte der Jude Athem holen und Dr. Friſtner benutzte die Pauſe, um zu ſagen: „Eh' ich weiter auf das Geſchäftliche eingehe bitt' ich Euch, mir zu ſagen, wie Ihr dazu kommt, meine Mündel mit jenem jungen Manne in Verbindung zu bringen?“

„Wie ich dazu komme? Weiß doch Jeder, guter Herr Doctor, daß der Beutler hat gemacht die Cour der Fräule Sidonia, und hat mir der Schloßgärtner geſagt, was er für gute Geſchäfte macht mit Bouquetteln, die für ſie ſind beſtellt worden von dem Beutler.“

In Dr. Firſtner's Kopf begann es zu tagen. Für jetzt aber erwiderte er nichts, ſondern ſagte blos:

„Habt Ihr etwas Schriftliches über Beutlers Schuld in Händen?“

„Verehrteſter Herr Doctor, wie werd' ich denn nicht haben was Schriftliches? Hier iſt der Schein, aber was hilft mer das, wenn der Beutler nicht mehr kann zahlen?“

Friſtner las den Schein und zuckte die Achſeln.

„Ihr mögt wohl recht haben, Löwy; wenn Euer Schuldner nichts zurückgelaſſen hat, worauf Ihr Beſchlag legen könnt, dann iſt's eben ſo gut, Ihr werft den Schuldſchein in's Feuer, ſtatt ihn in der Brieftaſche herum zu tragen.“

„Weh, mir armen Jüden!“ jammerte Löwy, — „hat doch der Beutler nichts, was ihm gehört, als den neuen ſchwarzen Frack und den hat er mitgenommen auf die Reiſ', nur um mich zu bringen um mein Geld, was ich ihm hab' geliehen ſo gutmüthig. Was e boshafter Menſch, der Beutler! Und den Zins hat er auch noch nicht bezahlt — hab' mich ſchon erkundigt im Haus. War das ein Lump, hochachtbarſter Herr Doctor, war das ein Lump!“

„Ja, wenn ſich Alles ſo verhält, wie Ihr ſagt, dann kann ich Euch nicht helfen!“

„Liebſter Herr Doctor, denken Se nach, ich bitt' Se! denken Se nach! Vielleicht kommen Se doch auf en Ausweg. Die Herren Advocaten haben ja ſtudirt die Pfiffigkeit und was ein guter Advocat iſt, der hat immer Einfälle. Denken Se nach, geſcheideſter Herr Doctor, ich will gern bezahlen den Einfall, wenn er mir verhilft zu meinem Geld!“

„'s iſt umſonſt, Löwy; wenn der junge Mann wirklich todt iſt und ſeine Effecten vom Hausherrn in Anſpruch genommen werden, dann bekommt Ihr keinen Kreuzer, außer —“

„Was außer? geliebteſter Herr Doctor? Se haben geſagt: außer! Außer was?“ ſchrie der Jude, als der Advocat nachdenklich ſchwieg.

„Außer — wollt ich ſagen —“ fuhr dieſer jetzt fort — „außer ſein Onkel, der Apotheker gibt Euch vielleicht etwas für den Schuldſchein (damit er ſeinen Neffen nicht als Lumpen ausſchreit, dachte er bei ſich) — aber Ihr dürft jetzt nicht zu ihm, denn —“

Er predigte tauben Ohren. Mit dem Worten: „Hab' ich doch ge-

wußt, daß Ihnen wird was einfallen, geſcheidteſter Herr Doctor", — war der Jude gleich bei Erwähnung des Apothekers mit unglaublicher Schnelligkeit hinausgehumpelt und ſtolperte mit ſeinen krummen Beinen die Treppe hinab, um ſchleunigſt den Wink des Doctors zu benützen.

Der Energie der Apothekerin war es inzwiſchen gelungen, ihren, wie vom böſen Geiſte beſeſſenen Gemahl ſo weit zu beruhigen, daß er nicht mehr ſchrie und tobte. Dagegen ſaß er jetzt regungslos da, ſtarrte vor ſich hin, zuckte hie und da nervös auf, und gab auf keine Frage der beſorgten Gattin Antwort.

„Aber Mann" — fuhr dieſe in ihm hineinzureden fort — „ſag' mir um Himmels Willen nur, was Dich ſo ſehr aufgeregt hat? Es iſt doch hoffentlich nichts Schlimmes aus der Apotheke in den Kaffee gekommen —" (der Apotheker zuckte auf, ſaß aber dann wieder ganz ſtill), ich wenigſtens fühle kein Unwohlſein, aber ſobald der Doctor kommt, laſſe ich doch den übrigen Kaffee noch unterſuchen. Ah, da iſt er ſchon!"

Doch ſie irrte, der Klopfer war nicht von des Doctors kurzem, fettem Finger, ſondern durch des Juden Löwy knöcherne Hand verurſacht worden, und herein wand ſich in gewohnter Weiſe die ganze Figur, ängſtlich um ſich blickend, jedoch weit entfernt zu ahnen, was ihn erwartete.

Der Apotheker hatte den Angekommenen kaum erblickt, als er aufſprang und ihn, bei den Achſeln packend ſchrie: „Weh' Dir, Du ſeelenmörderiſcher Wucherer, Du und ich, wir haben ihn in den Tod gejagt, für uns gibt es keine ruhige Stunde mehr. Sein Schatten wird uns verfolgen, ſo lange wir leben und jenſeits wird er uns drohend entgegen treten und ſprechen: Ihr ſeid meine Mörder!"

Löwy krümmte ſich unter der Wucht dieſer Worte und unter dem Drucke der Finger, die ihn wie mit eiſernen Klammern feſthielt und blickte zitternd und hilfeflehend zu der Apothekerin auf, die nun abermals Alles aufbot, den Raſenden zu beſchwichtigen. Als ſie ihn glücklich in den Seſſel gebracht hatte, wo er förmlich zuſammen ſank, trat ſie an den Juden heran und frug leiſe:

„Wißt Ihr, was er meint? Könnt Ihr mir vielleicht Aufſchluß geben über die Urſache, die meinen guten Mann ſo aufregt?"

„Nichts weiß ich, gnädigſte Frau Apothekerin, was er hat gemeint mit dem ſchrecklichen Geſluche; aber vielleicht hat ihm aufgeregt die Nachricht von dem Herrn Beutler, welcher iſt ja geweſen ſein Verwandter."

„Und was iſt's mit dem leichtſinnigen Menſchen?" frug die Frau.

„Haben Se denn nicht gehört, daß er ſich hat umgebracht auf der Reiſ'?"

„Der Beutler ſich umgebracht? Das iſt wohl nur ein ſchlechter Spaß?"

„Leider iſt es Ernſt!" rief der Jude jetzt lauter. „Wenn es wär nur Spaß, dann wär' ich nicht gekommen um mein Geld; aber ich werd' auch jetzt nicht kommen darum, denn ich hab' den Schuldſchein von dem Herrn Beutler und der Herr Apotheker wird gewiß mir etwas geben dafür.

„Löwy!" Der Apotheker winkte den Juden zu ſich. Dieſer näherte ſich ihm ſchüchtern und zaghaft.

„Wo iſt der Schein?"

Noch immer traute der Wucherer nicht der plötzlichen Ruhe des Apothekers. Vorſichtig zeigte er den Schein von Weitem. Beim Anblick der Schriftzüge ſeines Neffen, den er in den Tod gejagt zu haben glaubte, ſchluchzte der Apotheker laut auf und ein erleichtender Thränenſtrom machte ſeinem gepreßten Herzen Luft.

„Geht Löwy“ — ſagte er nach einer Weile voll Milde — „geht und holt mir Dr. Friſtner!“

Zwar noch nicht recht klar darüber, was das zu bedeuten habe, aber doch auf eine gute Wendung zu ſeinen Gunſten hoffend, humpelte der Geizhals abermals über den Platz hinüber, ſeinen Auftrag auszurichten.

Zehn Minuten ſpäter ſaß der Advocat dem Apotheker gegenüber und ſeine ruhige ſachgemäße Art, die Dinge zu betrachten, wirkte ſehr gut auf das aufgeregte Gemüth des Letzteren. Dennoch war ſein Hauptſcrupel noch nicht beſeitigt.

„Hätt' ich dem armen Jungen das Geld gegeben!“ wiederholte er immer wieder — „er hätte nicht den verzweifelten Entſchluß gefaßt. Und das unglückſelige Cyankali mußte gerade daliegen, wie um ihm die Sache ſo recht leicht und plauſibel zu machen. Aber ich will wenigſtens jetzt noch gut machen, was ich kann und dabei ſollen ſie mir helfen, Doctor. Den Juden will ich bezahlen, und wenn der arme Junge ſonſt noch Schulden gemacht hat, ich berichtige Alles. Das wird mich tröſten, mich beruhigen. Hier iſt das Geld — aber machen Sie, daß Alles ſchnell geſchieht, früher hab' ich keine Ruhe!“

Dr. Friſtner ließ ſich eine Vollmacht ausſtellen, und am andern Tage ſchon erſchien im Anzeiger von L. folgende Kundmachung:

„Alle Gläubiger des Herrn Fritz Beutler haben ſich mit ihren Anſprüchen zu melden in der Kanzlei des Advocaten Dr. Friſtner.“

Natürlich war Löwy der Erſte, der ſich einſtellte. Ihm hielt der Advocat folgende Standrede: „Ihr wißt, daß Euer Schein zur Stunde ſo viel wie gar nichts werth iſt; wollt Ihr ihn behalten, oder ihn für die Hälfte ſeines Werthes hergeben? Aber beſinnt Euch nicht lange, ſonſt vergeht mir vielleicht die Laune, mein Anbot feſtzuhalten.

„Die Hälfte blos? Waih geſchrieen! grauſamſter Herr Doctor! Die Hälfte iſt fünfzig Gulden und ich hab hergegeben hundert Gulden — was für e ſchlechtes Geſchäft!“ jammerte der Jude.

„Alſo Ihr wollt nicht? Auch gut!“ Und Dr. Friſtner wandte ſich zu ſeinem Schreiber: „Schreiben Sie nieder: der Jude Löwy weiſt das Anerbieten, fünfzig Gulden geſchenkt zu erhalten, zurück —“

„Bitte, ſchreiben Se nicht, ſchreiben Se nicht!“ ſchrie Löwy — „wer hat geſagt, daß ich abweiſ' die fünfzig Gulden? Fünfzig Gulden iſt auch Geld, wenn auch nicht ſo viel wie hundert! — Hier iſt mein Schein, bitt' unterthänigſt um's Geld!“

Und herzlich froh, doch etwas für das werthloſe Papier erhalten zu haben, verließ der Jude die Kanzlei des Advocaten, der noch am ſelben Tage mit Beutler's Hausherrn, Schuſter und Schneider im Namen des Apothekers Abrechnung hielt, ſo daß er am Abend dem reuevollen Onkel die ſämmtlichen Rechnungen und koſtſpieligen Authographen des jugendlichen Selbſtmörders überbringen konnte.

(Schluß folgt.)

Die blind' Jula.

Eine Geſtalt aus dem Waldlande von P. K. Roſegger.

Liebe Leſerin mit Deinen ſchönen Augen! Wenn es Dich getroffen hätte, wenn Du es geweſen wäreſt, die dazumal von einer armen Magd in der Strohkammer des Rüſenhofes zur Welt geboren worden war! Es hätte ja ſein können, und wenn es wahr iſt, daß wir auch in Zukunft mitunter wieder auf die Welt kommen, ſo kann es noch fürder ſein. Aber wünſchen mag ich dir's nicht.

Die kleine Jula gehörte zu jenen Kindern, die keinen Vater haben, weil es ſündhaft wäre, einen zu haben. Mutter hatte ſie gerade ſo viel, als unerläßlich nöthig iſt, um geboren werden zu können. Eine Bauernknechtin hat mit hart Kräften zu thun, ſich ſelbſt zu atzen und zu bedecken, ſo ſagte die Magd, kaum ſie vom Bette aufgeſtanden war, zu ihrem Dienſtherrn: „Mein Rüſenbauer! Baue Dir drei Stafel in den Himmel und nimm mir das Kleine ab!"

Dachte ſich der Rüſenbauer: Das wäre nicht dumm. Drei Stafel in den Himmel und nach etlichen Jahren eine brauchbare Halterdirn, und nachher eine eigene Knechtin, die im Haus das Unhandſamſte verrichtet und nicht viel koſtet. 's thäte ſich. —

„Ja", ſagte er, „das Kleine nehm' ich Dir ab, aber nur der Stafel in den Himmel wegen thue ich's."

Die Magd ſchluchzte wohl, als ſie in einen andern Hof zog und ſich von dem Kinde trennte; aber der Bauer tröſtete ſie: „Geh' nur, geh', mach' kein Waſſer an, ſchauſt Dir doch wieder um ein anderes."

Die Knechtin ging und ſah nicht mehr um und ſtarb nach kurzer Zeit.

Die Jula wuchs heran und war eine brauchbare Halterdirn und wurde eine willige Magd, die im Haus das Unhandſamſte mit Geduld verrichtete. In jedem ordentlichen Hof muß ein Hofnarr ſein; will das Witzigſte ſich dazu nicht hergeben, ſo muß der Einfältigſte d'ran. Die Jula war die gläubige Einfalt, die Alles für baare Münze nahm, was klingelte, die aufopferungswillige Güte, welche einmal eine ganze Nacht damit verbrachte und ſich die Hände wund rieb, am Brunnen den Pechlappen des Schuſters weiß zu waſchen. Ihr Lohn dafür war das Spottgelächter des ganzen Hauſes.

Den Sommer ihres neunzehnten Lebensjahres verbrachte ſie mit Träumen. Es war ſonſt nicht ihre Art, thatlos dazuſtehen und in die leere Luft hineinzuſtarren, aber in dieſem Sommer that ſie 's, und im Herbſte d'rauf kam's an's Tageslicht, warum. Es war wieder kein Vater da, aber die junge Mutter preßte ihr Wunder um ſo ſtürmiſcher an die Bruſt, je eindringlicher man ihr rieth, es in fremde Hände zu geben.

Zur ſelben Zeit traf ſie ein Geſchick, das ganz unmotivirt daſteht, wie das Ereigniß in einer ſtümperhaften Erzählung, oder wie eine ſchlechte Laune des Himmels. Zu mir iſt nichts davon ſonſt gekommen, als was die Jula ſpäter oft und oft erzählt hat.

Sie zog am Morgen mit ihrem Graskorbe hinaus auf die Wieſe und mähte, und rechte das Futter zu einer Schichte. Und als die Sonne aufgeht, bleibt ſie ein wenig ſtehen, ſtützt ſich auf den Rechen, ſchaut hin und denkt,

wie doch die Sonne schön ist! — Wie sie sich wieder zu ihrer Arbeit wendet, sieht sie kein Futter mehr, keine Wiese, sieht den Rechen nicht, den sie in der Hand hält — und schreit auf: „Uh, Halbesel, was ist denn das?“ 's ist so ein Nebel vor. Sie reibt sich die Augen, da tanzen rothe, grüne und gelbe Sonnen im Nebel herum und sie sieht ihren Rechen noch immer nicht. Jetzt tastet sie umher und findet den Korb nicht, da ruft sie nach den Leuten.

Dort vor dem Hause steht die Bäurin, die hört's, kommt etliche Schritte herbei und frägt, was denn das heute für ein albernes Geschrei wäre beim Futtermähen.

„Du Bäurin“, sagt die Jula, „ich weiß nicht, was das ist, ich sehe auf einmal nichts.“

„So wirst halt blind geworden sein“, meint die Bäurin.

„Jesus Maria, doch das nicht!“ schreit die Jula und reibt mit Angst und Macht an den Augen, „nein — ich sehe Alles! Ich sehe ja Alles!“ Aber sie tastete herum und stolperte endlich über die Sense, daß sie sich ihre Hand blutig schnitt. Endlich kamen Leute herbei und führten sie und sagten, es hätte schier den Anschein, als wie wenn sie blind geworden wäre.

„Nein“, rief sie, „blind! Was ihr närrisch seid, wie kunnt ich denn blind werden? — Zu meinem Kind führt's mich geschwind!“

Man führte sie in die Kammer. Sie tastete nach dem Knäblein, sie riß es von seinem Nestchen empor und vor ihr Auge, und jetzt that sie den Schrei: „Blind! stockblind!“ und stürzte vor dem Bettchen auf's Knie.

Nun erst, als sie ihr eigenes Kind nicht mehr sehen konnte, wußte sie es, glaubte sie es.

Sie war blind. Und sie blieb von diesem Tage an blind, und sie lebte augenlos noch dreiundsechzig Jahre lang.

Gesagt mußte was werden, und so sagten die Leute, es wäre schon im Blute gelegen, und schwache Augen hätte sie immer gehabt.

Anfangs mögen die Quacksalber und Curpfuscher gekommen sein mit ihren Schmieren und Pflastern, Tropfen, Laxiren und allen jenen Uebeln, die dem Kranken — nachdem ihm sein Leiden vom Himmel gesandt ist — vom Teufel spendirt werden. Dann mag, ohne daß an einen Arzt, an eine Augenheilanstalt gedacht wurde — das Bestreben zu helfen erlahmt sein, und man hatte der Armen gesagt: „Wenn's der lieb' Herrgott so haben will, so ist kein anderes Mittel, als wie geduldig leiden!“

Und zu diesem Mittel hat sich die Jula bequemt. Weniger Geduld hatten andere Leute, welche wohl sehen konnten, aber allzuschwarz sahen. Das waren die Vordersten der Gemeinde; diese thaten dar, daß sie ohnehin schwer belastet seien, daß die Mutter der Jula nicht in ihrem Bereiche geboren, daß sie aus der Waldgemeinde Alpel gekommen war, und daß die Blinde nun in die Gemeinde Alpel zuständig sei. So wurde sie von ihrem Kinde hinweggeführt und in die Waldgemeinde eingelegt. Hier sollte sie als „Einlegerin“ von Haus zu Haus wandern und in jedem eine bestimmte Anzahl von Tagen oder Wochen behalten und verpflegt werden.

In mein Vaterhaus kam sie von einem Boten des Nachbars begleitet, die erste Zeit des Jahres zweimal, und wir hatten sie jedesmal zwei Wochen lang zu behalten. Sie hatte einen Buckelkorb, in welchem sich ihre Habseligkeiten befanden, und den sie sich nie vom Boten tragen ließ, sondern auch dann noch selbst schleppte, als sie schon gar alt und mühselig geworden war. Ferner besaß sie einen Handstock, der am Griffknorpel ein Riemlein hatte, den sie außer Haus immer und überall bei sich trug, den

sie zur Nachtszeit neben ihrem Bett mit ängstlicher Sorgfalt aufbewahrte, und der ihr wirklich mehr Gutes gethan hat, als je ein Mensch auf dieser Erde. Dann hatte sie in ihrem Mieder stecken einen Blechlöffel, bei dem die Verzinnung schon fast weggewetzt war und überall die schwarzen Stellen hervorschauten. Was man ihr vorsetzte, das aß sie nur mit diesem Löffel. Endlich besaß sie ein ledernes Geldtäschchen, in welchem sich stets — wenn irgendwo eine Noth war — was vorfand. Denn in der ehrwürdigen Kirche zu Krieglach steht der steinerne Opferstock für die Armen, der über Kreuz und Quer mit Eisen beschlagen ist, nicht umsonst. Etliche Mal des Jahres brachte der Richter vom Alpel aus diesem steinernen Behälter Geld mit in die Waldgemeinde und vertheilte es dort unter die Armen. Die Jula wurde jedesmal unruhig, wenn es hieß, der Richter komme. Zum öfteren Male freilich war es ganz vergeblich, wie sie sich auch um den Mann herum zu schaffen machte. Er fragte wohl stets: „Na, Jula, wie gehts? Halt alleweil fleißig? Brav, brav! Nur gar selten, „zu allen heiligen Zeiten einmal", wie die Bauern sagen", setzte der Richter noch bei: Schau Du, ich hab' was für Dich, Jula. Da — lang' her. So, heb's gut auf!"

Da that sie denn jedesmal bitten: „Nur keine Sechser nit! Kreuzer sind mir lieber. Recht vergelts Gott! will schon fleißig beten."

Mancher Bettelmann hat es erfahren, warum ihr die Kreuzer lieber waren, als wie das „große Geld". Ihr war um's Austheilen zu thun.

Beten sah man die Jula übrigens seltener, als man glaubt, daß ein Mensch, der so ganz auf den Himmel angewiesen ist, sollte. Im Gegentheil, wenn wir uns an Festtagen etwas eingehend mit dem Rosenkranz abgaben, hörte ich sie nicht selten ihren Knieschämel rücken und ein wenig dabei brummen. Einstweilen schien ihr die Erde wichtiger, denn der Himmel. Konnte sie die Erde auch nicht sehen, so doch tasten. Und das that sie denn getreulich, sie arbeitete. In jedem Hause, kaum sie eintrat, wußte sie sich nützlich zu machen, und war sie die Oertlichkeit einmal gewohnt, so waren ihre Verrichtuugen von wirklichem Belange. Sie hackte Streu, sie wiegte die Kinder, ja, sie molk sogar die Kühe. Und wenn es ihr gelang, ihre Arbeiten zur Zufriedenheit des Bauern und der Bäuerin zu machen, so wuchs ihr Eifer und ihre Freude, und sie vergaß, daß sie blind war.

Und der Stern ihres Auges war grau, sie sah nichts, als den blassen Schein des Tages.

Mein Vater behielt sie häufig länger als zwei Wochen, denn er konnte sie gut beschäftigen und sie wollte nicht fort. Und als hernach wir kamen — wir Kinder mit unserem anspruchsvollen Geschrei, die Mutter aber wie vor und eh an ihre Arbeiten in Haus und Feld gebunden, die Großmutter schon auf den Kirchhof getragen worden war, da wurde die blinde Jula unsere Wärterin, ja gewissermaßen unsere Erzieherin. Dazumal war sie freilich schon hoch in den Vierzigern. Heute weiß ich es, daß ihr Ideenkreis gar klein, ihr Mund nicht beredt war — aber dazumal horchte ich mit Lust und Andacht ihren Worten, ihren Liedern.

Wie sanft schlief sich's ein, wenn sie die Wiege schaukelte und dazu mit weicher Stimme sang:

„Schlof, mei Büabel süasse,
Die Engelein lossn die grüasse,
Sie lossn di geüasse, sie lossn di fragn,
Ob du willst mit eahner in Himmel einfohrn!?

Und was war das für eine Lust, wenn sie uns auf dem Knie hopste:

„Hopp, hopp, hopp,
Reit mar in Golopp,
So reitn kloane Kindelein,
So lang sie noh kloanwinzi sein.

Wenn sie geßee ween,
Reiten's wie die Herrn,
Reiten's wie die Bauern drein:
Hopp, hopp, hopp,
Das wird lustig sein!"

Und mit jedem Worte heftiger wurde das Hopsen, so daß wir kleinen Reiter oft hoch in die Luft flogen und vor lauter Lust ein mächtiges Geschrei erhoben.

Ganz grauenvoll aber wurde uns, wenn sie sang:

„Der is a Narr,
Und dös is nit guat,
Der sein Weib d'Nasn wegbeißt,
Und steckt sie auf'n Huat!"

So war die Jula Herrin unserer Gefühle und Stimmungen.

Allzulange währte es freilich nicht, so hatten es auch wir Kleinen rein, daß der liebe Gott die Jula nur erschaffen habe, auf daß die Leute ihre Narretheien mit ihr treiben konnten. So hockte ich ihr gerne auf dem Nacken, und was sie auch anfangen, drohen und bitten mochte, sie brachte mich nicht herab, ich sang: „Reiten wie die Bauern drein: Hopp, hopp, hopp, das wird lustig sein!" und ritt sie zum Erbarmen. War ich endlich herunter und sie erwischte mich beim Rockflügel, und es gelang nur nicht huschend das Röcklein rechtzeitig im Stiche zu lassen, dann machte sie haarsträubende Anstalten zum Prügeln und rief im entscheidenden Moment: „Für diesmal soll's Dir noch geschenkt sein, Du Unhold, aber wenn Du mir's noch einmal so machst, nachher!"

Ich duckte mich und war stets so dreist zu fragen: „Was denn nachher?"

„Wirst es schon sehen!"

Wie speculirte sie schlecht! Die Neugierde, was eigentlich „nachher" sein werde, war nicht die letzte Ursache, daß ich ein nächstesmal wieder Schabernack mit ihr trieb.

Da sind mir endlich einmal die Augen geöffnet worden.

Die Jula hielt viel auf hohe Festtage, nicht etwa, weil's da Schmaus gab — diesen religiösen Grund der bäuerlichen Festfreude schien sie doch nicht zu kennen — sondern weil sie sich wirklich in eine weihevolle Stimmung zu versetzen wußte, die ihr wohl that. Besonders das Weihnachtsfest! Wo das Kind mitspielt, da ist das Weib gewonnen, um so mehr, wenn das Kind der leibliche Sohn des himmlischen Vaters ist, der da geboren wird, um die Welt zu erlösen. Sie, die bettelarme, stockblinde Magd, die für sich keine Freude hatte auf Erden und keinen Freund, der man einst das Kind weg von der Mutterbrust nahm, die keine Erinnerung hegen konnte an schöne Jugendzeiten, und keine Hoffnung an einen besseren Tag, sie konnte es fühlen zu tiefst, daß die Welt erlöst ist! Sie, die Lichtlosefte, war die Dankbarste für das Licht der Welt, und gleichwohl sie in stiller Christnacht nicht zur Kirche gehen konnte, so blieb sie wach, und kniete an ihrem Bette und betete. Sonst, wenn ihr die Arbeit im Kopfe lag und in den Händen zuckte, war sie zum Frommsein nicht aufgelegt, aber heute fühlte sie sich ganz glückselig in dem Bewußtsein, dem lieben Jesukindlein in der Krippe durch ihre ungezählten „Vaterunser" eine Freude zu machen.

In einer solchen Christnacht gingen wir zur Kirche nach Hauenstein. Nur der Knecht Michel, und Kathel die Magd, und die Jula blieben daheim, um das Haus zu hüten. Um vier Uhr des Morgens kamen wir zurück, Alles schlief; meine Mutter zerrte mir noch mit vieler Mühe die an die Strümpfe angefror'nen Schuhe von den Füssen, wobei ich meinte, es gingen auch alle Zehen mit, und nur dem vor Kälte zitternden Christkind im Stalle zu lieb' nicht vor Schmerz aufschrie — dann begaben wir uns Alle zu Schlafe.

Aber schon nach kurzer Zeit wurden wir wieder aufgeschreckt. Der Nachbar Thomas schlug an die Hausthür und schrie, wir sollten aufmachen. Als er vor meinem Vater in der Stube stand, fragte er schneidig: „Nachbar, ich muß

Dich schon fragen, was mit der Einlegerin geschehen ist!"

„Die Jula meinst!" versetzte mein Vater, „was wird denn mit ihr geschehen sein? Verhoff's, daß sie frisch und gesund in ihrem Bett' wird schlafen."

„So geh' nur, schau nach!"

Mein Vater ging mit dem Licht in die Kammer — und das Bett der Einlegerin war leer.

„Wie kann denn das sein!"

„Gelt!" sagte der Nachbar und sah meinen Vater an. „Das möchte man nicht glauben, daß bei Dir ein armer Mensch so schlecht aufgehoben wäre. Kannst lange suchen in Deinem Haus, wirst sie nicht finden."

„Du erschreckst mich, Nachbar, wird doch nichts geschehen sein!"

„Was geschehen ist, frage ich Dich!" sagte der Nachbar und fuhr fort: „Ich erzähle, was ich weiß. — Wie ich voreh von der Kirche heim gegen mein Haus hinauf gehe, höre ich unten in der Schlucht was schreien. — Schau, denke ich mir, sollt' im nächsten Jahr bei mir doch wer hinaussterben, weil die Nachteul' so schreit? Erkenn's aber bald, daß es keine Nachteul' ist, daß wer nach Hilfe ruft. Muß doch schauen gehen, was das zu bedeuten hat, wate im Schnee in die Schlucht hinab und finde mitten im Dickicht und im Eis — wenn denn? — Dieselbige, die Du da im Bett gesucht hast. Wie sie mich wahrnimmt, hebt sie gottserbärmlich an zu weinen, sagt nur: Zu tausend Gotteswillen, nimm mich mit in Dein Haus! Sonst habe ich von ihr nichts herausgebracht. Jetzt hockt sie in meiner Stube beim Ofen, sie ist halb erfroren. Und möchte nun wissen, Nachbar, was es bei Euch gegeben hat?"

Mein Vater pochte den Knecht Michel wach und fuhr ihn an, was in dieser Nacht, während wir in der Kirche waren, daheim geschehen sei?

„Daheim?" lallte der schlaftrunkene Knecht, „schreist Einen so närrisch an, Bauer, was wird denn geschehen sein?"

„Wo ist die Jula?"

„Die Blinde?" fragte der Knecht entgegen und wurde geschmeidiger, „sollte Die noch nicht da sein? — Weil der Patsch gar keinen Spaß nit versteht."

Und Weiters war nichts vom Michel herauszubringen. Die Jula hingegen erzählte unter vielem Schluchzen, daß sie in einem Hause, wo es in der Christnacht so sündhaft hergehe, nicht habe bleiben können. Man möge den Michel und die Kathel nur fragen, was sie für einen sauberen Psalter gebetet hätten? Die Zwei würden gemeint haben, eine Blinde sehe nichts; aber sie hätte es gehört; und als sie sich mit Schrecken die beiden Ohren zugehalten, da hätte ihr's im Herzen gestoßen, just, als wie wenn der böse Feind nicht weit weggewesen wäre. Sie hätte dann den Kopf in ihre Bettdecke graben und beten wollen, aber der Michel wäre gekommen und hätte ihr die Decke über das Haupt geworfen und hätte gesagt, sie wäre in ihrer Jungheit selber nichts besser gewesen. Weil sie darüber hart aufbegehrt habe, und auseinandergesetzt, das Gernhaben und das Schabernaktreiben in der heiligen Nacht, gerade dem Herrgott zu Trutz, sei zweiding! so hätten der Michel und die Magd ihr einen Strohwisch um den Kopf gewunden und sie so lange verhöhnt, bis sie davon sei gegangen in die Winternacht hinaus, und über die Felder hin, und sich dann in die Schlucht arg verstiegen habe.

Mein Vater führte die blinde Jula mit gütigen Worten in unser Haus zurück, und zum Knecht und zur Magd sagte er: „Daß ihr's wißt, in acht Tagen ist das Jahr aus."

Der Knecht brummte etwas, die Kathel hub zu klagen an, sie, die Fleißige und Arbeitskräftige, würde doch dieser alten, bettelhaften Person wegen nicht den Platz verlieren?

„Du Dirn!“ versetzte mein Vater gespannt, „zünde mich nicht an! Ich will, daß wir gut auseinander kommen.“

Die Jula war durch die Erkältung schwer erkrankt. Und als ich an ihrem Bette saß und in das blasse, alternde Antlitz mit den lichtlosen Augen sah, da nahm ich mir vor, wenn sie wieder gesund würde, nicht mehr auf diesem Rößlein zu reiten.

Sie wurde wieder gesund und sie blieb bei uns. Und als wir Kinder ihrer Pflege entwachsen waren, übernahm sie das Stallamt — pflegte die Kühe und die Kälber, molk, was zu melken war und versah den Dienst besser und verläßlicher, als ihn je eine Vorgängerin versehen hatte. Mit den Leuten hatte sie nicht viel Gemeinschaft, sie schien sich — das hat sie mir einmal vertraut — zu einfältig dazu. Hingegen verstand sie sich mit den Thieren des Stalles. Abends, wenn sie schon in ihrem Bette lag — das nun im Stalle stand — konnte man sie oft stundenlang sprechen hören. Sie erzählte den Rindern ihre Jugendzeit, theilte ihnen ihre Erfahrungen mit, ihre Ansichten und Bedenken über den Gang der Welt. Und nach dem Erwachen war wohl ihr erstes Wort: „Du Kalberl, bist schon auf? Gelt, gut geschlafen hast auf der frischen Streu?“ — Sie war es, die mancher Kuh durch gute Worte und Geberden mehr Milch aus dem Euter zu schmeicheln wußte, als den Andern gelingen wollte; eine Kuh hatten wir, die Niemandem Milch ließ, als der blinden Jula, wenn diese beim Melken Jodler sang. Auch lustige Lieder wußte sie, und just am liebsten sang sie solche, die gar nicht für sie zu passen schienen. So ein's war das:

„A lustiga Bua,
Bin i immer g'wes'n,
Auf'm Wirth seiner Thür
Kon ma's g'schrieb'ner les'n.
A lustiga Bua,
Der gibt selten a Rua,
Bold holst er, bold wolzt er,
Bold trinkt er dazua.“

Und wenn bisweilen ein Fremder an unserem Hause vorbeiging und er hörte das fröhliche, hell und weichklingende Singen, so mochte es wohl passiren, daß er durch die Stallthür' lugte, was denn da drinnen für ein schönes Kind sei. Und sah dann das alternde blinde Weiblein! Da kam aber bisweilen — wenn ein paar Feiertage nebeneinanderstanden, die dem Bediensteten weitere Gänge eigener Wege ermöglichten — ein Mann aus der Langenwanger Pfarre; er war noch jung, aber schon recht kräftig ausgewachsen, und trug ein falbes Schnurbärtchen im Gesichte und einen weißen Federbusch auf dem Hute. Der belauschte mit Lust die Sängerin und schlich schließlich zu ihr in den Stall. Er blieb mitunter länger drinnen, als das Melken währte, und die Jula redete nicht laut, wie sonst, wenn sie allein war, sondern flüsterte. Und wenn sie dann mit der Milch in's Haus kam, lag ein Himmel von Glückseligkeit in ihrem gerötheten Antlitze.

Zweimal des Jahres ging sie zur Beichte. Dazu traf sie jedesmal eine Woche vorher umfassende Vorbereitungen und suchte sich im Hause oder in der Nachbarschaft einen Gefährten aus, der sie in die Kirche führe. Es ließ sich Jeder gern herbei, denn nach dem Gottesdienste ging die Blinde mit dem Führer in's Wirthshaus und ließ ihm ein Mittagsmahl aufsetzen, dessen sich kein Herrnbauer hätte schämen dürfen. Hatte sie doch ein halbes Jahr lang das ihr zugefallene Armengeld dafür zusammengespart, und außer dem Almosen, das sie mitunter an Bettlern vertheilte, für sich kaum einen Kreuzer ausgegeben. Und diese Wirthshausstunden, da sie Jemanden bewirthen konnte mit seinem Speis und Trank, und dabeisitzen und mitfühlen, wie es schmecke — diese Stunden schienen die glorreichsten ihres Lebens zu sein.

Ein paarmal trug es sich zu, daß meine Mutter nicht in die Kirche gehen konnte, weil nicht so viel Geld im

Hause war, daß sie sich im Kirchdorf hätte können eine Labniß gönnen. Das nahm die blinde Jula wahr und grollte, daß man ihr die Sache verheimlicht hätte. Geld sei ja doch im Hause! Und sie suchte aus ihrem Bettstroh das bekannte Lederbeutelchen hervor, und die Einlegerin gab der Hausgesessenen Almosen.

In Ruhe habe ich die Jula tagsüber nie gesehen, immer bei einer Arbeit. Und wenn sonst nichts für sie zu thun war, so tappte sie sich mit dem Stock zu einem Steinhaufen hinaus, und legte die auseinandergerollten Steine zusammen. Sie wollte nicht die Blinde und die Arme spielen, und wer sie bemitleidete und bedauerte, dem war sie unhold und gab ihm zu bedenken, er möge rechte Leute in Ruhe lassen und zusehen, daß er nicht selbst zu bedauern sein werde!

Sie war die Wachsamste im ganzen Hause und wußte auch in allerlei Dingen Auskunft und Bescheid besser und verläßlicher, wie wir Anderen; und nicht selten, wenn wir irgend eine in Verstoß gerathene Sache alle miteinander mit offenen Augen vergeblich gesucht hatten, war es die blinde Jula, die sie auffand und herbeibrachte.

Zuweilen in Unglücksfällen, wenn uns der Kopf verloren ging, war sie es, die Rath und Trost wußte. Ich sah sie nie verzagt. Unwirsch war sie oft, aber wenn sie sich ausgebrummt hatte, bat sie allsogleich, daß man es ihr nicht für übel nehme.

Ich vermuthe, die Jula hatte die ganzen dreiundsechzig Jahre nicht ein einziges Wort gesagt, aus welchem zu entnehmen gewesen, daß sie blind war. Die Kühe nannte sie selten bei ihren rechten Namen, die wir ihnen beigelegt hatten, sondern sprach nur von der „Braunen", der „Scheckigen", der „Falben", der „Weißen".

Für ihr Leben sprach sie nur einen einzigen Wunsch aus; wie alle Menschen, so wollte auch sie emporgelangen: Wenn sie eine Schwaigerin kunnt sein auf der Höh'!

Wie oft hörte man sie singen:

„Jo, auf der Olm, da wa mei Glück,
I tauschad mit kana Gräfin nit! —
A Sennerin blieb i ewiglich,
Und wan i stirb, wir i a Schwolb'n;
Bis ma da Tod mei Herzerl bricht,
Gang i nit weg von meiner Olm."

„Ja", murmelte sie dann, „schon lang! wenn ich nicht so wäre!"

Dieses „so" war ihre einzige Hindeutung auf ihren Zustand. Uebrigens waren ihre weiteren Sinne derart ausgebildet, daß man glaubte, sie habe ihre Augen in den Ohren, an der Nase, an den Fingerspitzen. Sonst ist die Seele gewohnt, bei den glänzenden Thoren der Augen aus und einzugehen; aber wo diese Thore verschlossen sind, da tritt sie sich durch die anderen Organe ihren verläßlichen und lieblichen Pfad.

Eines Tages kam wieder einer unserer Nachbarn, zündete sich am Herd die Pfeife an und fragte, wie lange wir denn die Jula noch zu behalten gedächten? Er hätte sie auch zu brauchen. Und das arme Weib, welches man einst nur mit Widerwillen in die Gemeinde genommen hatte, war jetzt in ihren alten Tagen gesucht, umworben und allerorts als eine vorzügliche Arbeitskraft geschätzt.

So weit hatte sie es gebracht. Und wer früher an die Pflicht erinnert werden mußte, die Jula zu nehmen, der pochte jetzt auf sein Recht, sie zu erhalten.

Und der Mann mit dem falben Schnurbart kam immer noch zu ihr, und brachte ihr stets ein Handbündelchen mit, von Semmeln, Obst oder Lebkuchen. Wie war ihr hart, wenn sie ihm nichts spenden konnte, und wie war sie meinem Vater dankbar, wenn er den Mann aus der Langenwanger Pfarre zu Tische lud oder sonst ein freundliches Wort mit ihm sprach. Und wenn sie den Burschen betastete an seiner breiten Brust, an seinen

Schultern, an seinem stemmigen Nacken — bis zu den dichten Haaren seines Scheitels vermochte sie kaum emporzulangen — da flüsterte sie wohl: „Wie groß Du mir geworden bist, mein Tritzel (Patritz), seit ich Dich das letzte Mal hab' gesehen!"

Freilich, damals, als du ihn das letzte Mal gesehen hattest, war er ein kleines Kind gewesen, mit rothen Wängelchen und himmelblauen Aeuglein .... O, weine nicht jetzt, du armes, lichtloses Mutterauge! Du siehst ihn ja; ewig unverdrängt bleibt dir sein Kindes-Angesicht im Herzen, während andere Mütter, wenn sie vor erwachsenen Söhnen stehen, klagen, daß sie kein Kind mehr hätten.

Als ich in die Welt zog, ließ ich die blinde Jula noch bei meinen Eltern zurück.

Als diese davon zogen — der Vater in das Thal der Mürz, die Mutter in den himmlischen Frieden — da begann die Jula wieder ihr Wanderleben von Haus zu Haus. Aber nirgends soll sie sich mehr so in die Verhältnisse gefunden haben, als bei uns. Ihr Sohn, als armer Bauernknecht im Gebirge, wurde bald von seiner eigenen Arbeitslast gebeugt. Als ich die Jula vor einigen Jahren wieder sah, waren ihre Haare grau, und gar gekrümmt stützte sie sich auf den Stock — es war noch derselbe mit dem Riemlein am Griffknorpel. Seither hatte ich mir oft vorgenommen, der vieljährigen Genossin meines Heimatshauses einmal etwas Liebes zu erweisen. Wie es aber zumeist geht, wenn man ein Gutes, das dem Herzen entquillt, nicht gleich am ersten Tage übt — es wurde verschoben bis zu jenem sonnigen Frühlingsmorgen, da der Sarg aus weißen Tannenbrettern vorüberschwankte an meinem Fenster. Ein unendliches Meer von Licht umwogte die Welt; ein sonniger Strom quoll ihr nach in's tiefe Grab — und das gute Herz hat müssen lichtlos aus irdischen Schatten eingehen in die ewigen.

An ihrem Grabe lege ich die Hand an's Herz und wende meinen Blick den licht- und gluthvollen Augen des Lebens zu: Wären wir auf dieser Erde Alle so froh und zufrieden, wie sie es gewesen!

Mozart und seine Nachtigall.

Das Vöglein im Bauer hing an der Wand
Hoch über des Meisters Spinette;
Es sang und er spielte dann zur Hand,
Sa wurden die süßen Duette.

Dach wie es ach! zum Sterben kam,
Er lag auf dem Todtenbette,
Da ward der Nachtigall Stimme lahm,
Sie sang nicht mehr um die Wette.

Und wie man ihn trug zur Thür hinaus,
Da hat sie für immer geschwiegen,
Man sah im stillen Trauerhaus
Auch sie im Käfig still liegen.

Frau Stanzerl weinte sa Tag wie Nacht,
Wohl war es zum Erschüttern;
Man hatte, wer hätt' auch daran gedacht!
Vergessen den Vagel zu füttern.

Dem Vagel und dem Meister auch
Vergaß man Körner zu streuen;
In deutschen Landen ist das sa Brauch,
Hinterher kommt das Bereuen.

Gustav Kühne.

Wiener Vorstadt-Figuren.

Von Friedrich Schlögl.

V.*)

Der Hetzbruder.

Sein Los sind schließlich meist — Prügel, wenn ihn nicht Schlimmeres erwartet. Manche wurden, wenn's zu arg kam und der vermeintliche „Spaß" als solcher nicht acceptirt wird, bei den daraus sich entwickelten gesellschaftlichen Raufereien todtgeschlagen oder mit Messerstichen tractirt oder mittelst eines wohlgezielten Seitelstutzens oder Henkelkrügels oder ausgerissenen Sesselfusses an ihrem respectiven Hinterhaupte mit einem tüchtigen Merks versehen, dessen Heilung dem Chirurgen selbst Kopfzerbrechen verursachte — Alle aber, die das Metier des „Frozzelns", den Sport des „Z'sammhetzens" mit Vorliebe betreiben, sehen, wenn ihnen der Tribut der allgemeinen Anerkennung ihres Wirkens auch nicht in den vorcitirten Formen zu Theil wird, ihre „Passion" doch insoferne schlecht belohnt, als im Verlaufe der Zeit und der Begebenheiten auch die enthusiastischesten Compagnons dieser unausgesetzten „Scherze" satt und müde werden, und der findige Urheber dieser classischen „Juxe", endlich auch von den „dicksten Freunden" gemieden wird, nachdem die Reihe des „Gehänfeltwerdens" und „Aufsitzens" auch an sie gekommen. Denn man lacht gerne über Andere und findet gerne Andere lächerlich, ist aber höchlichst „beleidigt", falls man selbst zum momentanen Stichblatt ausersehen. Das wurmt, das wird nicht vergessen, und so häufen sich die „tödtlichen Feindschaften", bis sie nach der Zahl der Theilnehmer an den gemeinsamen „Hetzen" complet sind.

Die Spezies „Hetzbrüder", die Anlaß zu diesen lehrreichen Betrachtungen gibt, unterscheidet sich nämlich scharf von jener lärmenden Hauptgattung, welche unter derselben Titulatur firmirt ist, die aber ihren Cultus nicht an einzelnen und ausgewählten Personen betreibt, sondern für die die Sache an sich, und zwar jede Sache und jegliche Angelegenheit zur — Hetze wird. Landparthien, Gesammt-Ausflüge, Heurigen-Besuche, große Schaustellungen und Aufzüge, Hochzeitsfeste und Hinrichtungen, ja nicht selten sogar Leichenbegängnisse oder Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und sonstige Elementar-Ereignisse bieten für diese eigens organisirten, dem Ernste und der ernsten Empfindung unzugänglichen Naturen Grund und willkommenste Gelegenheit, den „Fall", wenn schon nicht als „Jux" zu behandeln, so doch hiebei so weit — auszuarten und auszuschreiten, daß die nie fehlende „Hetze" plötzlich fix und fertig ist.

Unser „Hetzbruder", den wir im Auge haben, ist anderer Façon. Er liebt nicht einmal sonderlich den johlenden Trubel der Massen, meidet auch meist das Ungestüme und Spectakelhafte großer Anfammlungen und begnügt sich mit einem kleinen Kreise auserwählter Kumpane, wo er seinen Witz leuchten läßt und seine spitze Zunge unaufhörlich in Thätigkeit ist.

*) Siehe „Heimgarten", Oktober 1878.

Daß als Lieblings-Terrain für seine Productionen die Stammkneipe gilt, und daß als Komparsen die treuen Genossen der abendlichen Tafelrunde figuriren, ist ebenso selbstverständlich, wie, daß er nicht den Präsidentensitz einnimmt, sondern als „pfiffiges Kreuzköpfel" an der untersten Tischecke sich sein Plätzchen erkiest, um für seine diversen Manipulationen Raum zu haben, ungehindert ab- und zugehen, und im entscheidenden Augenblicke, wenn der Knalleffect losbricht — verschwinden, d. h. dem rächenden Arme des wüthend gewordenen Opfers lachend entspringen zu können.

Denn unser „Hetzbruder" ist ein sogenannter „lustiger Kauz", der die närrischesten Einfälle hat, voll „Schabernak" ist, und dessen Gehirn die unglaublichsten „Streiche" ausheckt, um heute diesen und morgen Jenen in den Bannkreis seines „Witzes" zu ziehen — mit anderen Worten „aufsitzen" zu lassen. Oberflächliche Geschichtschreiber würden nun den Mann einfach in die Rubrik der gewöhnlichen „Wirthshaus-Spaßmacher" rangiren, und man könnte sich die Eintheilung auch gefallen lassen, wenn seine Tendenz gutmüthiger Natur wäre, und in seinem Treiben nicht die directe Absicht vorherrschte, sein Object an der empfindlichsten Stelle zu treffen und mit den giftigsten Pfeilen zu verletzen. Und so gilt er, namentlich bei den geängstigten und eingeschüchterten Frauen als „schlimm", während er vielmehr böswillig ist.

Ist sein gepriesener „Witz" ja doch eigentlich nur „hämischer Spott" und ist es nur beißender Hohn, was er als „harmlose Spaßetel" taxirt. Er kennt die Schwächen jedes Einzelnen und „heanzt" ihn so lange, bis der Betreffende „springwüthig" wird und der Chorus der Lachenden ihn noch separat in „Harnisch" jagt. Nun ist der schlaublinzelnde Agitator in seinem Elemente, die allgemeine Stimmung ist die erwünschteste, denn der Zorn des Getroffenen steigert nur die Fröhlichkeit der Uebrigen. Hiedurch aufgemuntert, wagt der „Hetzbruder" noch einige Zuthaten und schickt seine verläßlichsten Reserven in's Treffen; er ist schonungs- und rücksichtslos, es fällt Wort auf Wort, eines schneidiger als das andere, in den Augen des jauchzenden Auditoriums glänzen Freudethränen, ihre Bäuche wackeln vom Lachkrampfe geschüttelt, aber — eben in solchen Momenten, wo der Triumph des Anstifters am höchsten, erwächst auch häufig für ihn eine der Eingangs erwähnten Gefahren, und nur ein rascher Rückzug in die viel bergende Küche rettet ihn vor handgreiflicher Widerlegung. Nur mit Mühe wird die Ruhe wieder hergestellt und der Aufgeregte besänftigt, worauf der Flüchtling, dem ein ausreichendes Schutzgeleite die legalste Sicherung garantirt, sachte herbeischleicht, eine „vernünftige" Versöhnung anzubahnen sucht, um am nächsten Abende dort fortzusetzen, wo heute gewaltsam abgebrochen werden mußte. Denn der richtige „Hetzbruder" ist von seiner Leidenschaft nicht zu heilen.

Als hervorragendes Object für seine „Hänseleien" und Stichelreden dient ihm übrigens meist ein nie fehlender böhmischer Schneider, der etwa nach Kampfs Dogma „alte Witfrau mit klane Eckhäusl" erheiratete, und nun auf seine Meisterwürde, sein Besitzthum und sein Herrscherrecht über ein Viertelbutzend halbverhungerter Lehrjungen sich nicht wenig zu Gute thut. Der allerdings mit etwas nationaler Verschmitztheit begabte, sonst aber durch drolligste Beschränktheit ausgezeichnete Mann ist theils seiner Vorlautheit, theils seines Dünkels wegen das stabile Opfer unseres „Hetzbruders", der den „Pane Wenzel" in allen denkbaren Formen und Arten — „aufsitzen" macht oder durch drastische Nergeleien zu hitzigen Reden und Gegenreden

reizt. Dem Unglücklichen werden die schaudervollsten Dinge imputirt, über seine häusliche Selbstständigkeit die abträglichsten Gerüchte in's Gesicht gesagt und die abhanden gekommenen Stoffreste nach der Elle vorgerechnet. Das gibt nun eine kauderwäll'sche Rechtfertigung seitens des Angeklagten, dessen Gesicht zinnoberroth und der, in der Positur eines kalekutischen Hahnes, vor dem Lästerer sich hinstellt und „Sazisaxion" begehrt. Wie lächelt der Letztere seelenvergnügt und sinnt im Stillen nach einem neuen Coup, der auch schnell in Scene gesetzt wird, und der etwa darin besteht, daß man dem Wüthenden durch den Hausknecht ein Packet überreichen läßt, dessen Inhalt zwar ein qualifizirbarer, aber — unsagbarer ist. Welch' Halloh im Kreise der Umsitzenden, und welch' neuer Zorn des zum hundertsten Male gleichartig Mystifizirten!

Die eigentliche Form unseres kaustischen Helden besteht jedoch nicht in der Fopperei eines Einzelnen, sein heißestes Streben ist — zwei oder drei „Freunde" zugleich auf- und untereinander zu „hetzen" und diese selbst zusammen zu „bandeln". Gelingt ihm dies und versängt ein dem Nachbar in's Ohr geflüstertes Trätschchen, wornach der Eine über den Andern dieses und der Andere über Jenen das und das und das „angeblich" gesagt haben soll, und entzweien sich die Beschuldigten thatsächlich und überhäufen sich gegenseitig mit den überraschendsten Vorwürfen, und hat die Erbitterung den Hitzpunkt erreicht, dann erhebt sich wohl der frevelhafte Anstifter dieses Zerwürfnisses und erklärt das Ganze — als einen unschuldigen „Spaß", aber geärgert haben sie sich doch, und das ist ihm Hautgout!

„Nur recht hetzen, hetzen, hetzen, daß a Leben unter d'Leut kommt, das is mein' Freud'!" sagte mir einmal ein derlei Jux-Fanatiker, dem ich Vorwürfe machte, daß er einen geachteten Mann, einen Greis von siebzig Jahren, mit einem Gerüchte in Unruhe brachte, das er über dessen — bekanntermaßen lauterstes — „Verhältniß" zu seiner fünfundsiebenzigjährigen höchst ehrbaren Quartierträgerin in Umlauf setzte. „Z'letzt sag' is ja eh, daß 's nur a Hetz war!" meinte entschuldigend der fatale Witzling, aber der dumme Spaß zog dem Verdächtigten ein Gallenfieber zu. Ein Anderer dieser Sorte beschäftigte sich damit, Leichtgläubige zu erfolglosen Erbschafts-Processen oder zu Klagen und Beschwerden bei Gerichten und Redactionen über diese und jene Uebelstände aufzuhetzen und nach dem unausbleiblichen Fiasco oder einer fühlbaren Blamage den Beschämten, d. h. „Aufgesessenen" als stehende Figur für das Repertoire seiner gerne erzählten „Hirschauer-Stückeln" erbarmungslos zu benützen. Ich war im Vormärz Zeuge, wie zwei Brüder (Zwillinge) spinnefeind wurden, die Behörden mit bogenreichen Erklärungen behelligten, und ein Paar Anwälte behufs Führung ihrer Sache mit glänzenden Honoraren belohnten, weil — ein lustiger Hetzbruder jedem der Kläger eidlich versicherte, daß Er der Erstgeborne sei, und das Haus, das ihr gemeinsames Erbtheil geworden, ihm allein gehöre. Die Proceßkosten verschlangen schließlich das Haus, der Unhold rieb sich lachend die Hände. Der Fall war aber auch komisch ...

Ein beliebtes Hilfsmittel zur Effectuirung grandioseſter Scherze in diesem Genre ist — die „Nahrung der Eifersucht". Für den wahren Hetzbruder ist hier eine unerschöpfliche Fundgrube und hat das Fischlein einmal den Köder angebissen, so schnappt es das nächste Mal um so begieriger nach der Lockspeise. Ein hingeworfenes Wort genügt, um die gewünschte Explosion zu bewerkstelligen. Wer bleibt gleichgiltig, ob Mann, ob Weib — ich spreche von honneten Ehen — wenn dunkle Andeutungen fallen, die jeder Auslegung fähig? „Wo kamen Sie gestern her, als Sie aus jenem Gäß-

chen traten?" So frug ein renommirter Hetzbold in meiner Gegenwart einen jungen Ehemann und blies dabei gleichgiltig seine Pfeife aus. „Gestern? Aus einem Gäßchen? Daß ich nicht wüßte!" replizirte der Angesprochene. „So war's vorgestern, richtig vorgestern, wir grüßten uns ja!" fuhr der Attentäter fort. Der Andere aber erwiderte: „Auch vorgestern verließ ich tagsüber meine Wohnung nicht, weiß der Teufel, wen Sie gesehen und gegrüßt. Mich nicht!" Jener schwieg und die Sache schien ausgeglichen.

Aber es schien nur so. Die anwesende Gattin begann nachzudenken. Nun weiß alle Welt, auch die solideste, schon aus der Lectüre „spannender" Romane, daß die „Gäßchen" einer Großstadt sich meist eines üblen Rufes erfreuen, daß sie nominell und factisch als Herberge allerlei mesquiner Personagen gelten, daß gerade in solchen Schlupfwinkeln das häßlichste Laster seine Brut- und Pflegestätte hat, daß also das schlichte einfache Wort „Gäßchen" für züchtige Ohren einen verdammten Klang und für zarte Gaumen einen widerlichen Beigeschmack besitzt. Der inquirirte Gemahl vergaß längst das alberne Intermezzo und plauderte mit seinem Nachbar über die spanischen Krise und den Sturz Narvaez' und versprach sich viel vom Ministerium Bravo Murillo. Da fiel in seiner Nähe nochmals das fatale Wort „Gäßchen" und seine thörichte Gattin war's, die es wiederholt vor sich hinmurmelte, mit dem Zahnstocher das Tischtuch durchlöcherte und vor innerer Erregung in jeder Sekunde die Farbe wechselte. Plötzlich rief sie: „Vielleicht war's vorvorgestern?" Und nun gedehnt und mit großen Blicken: „Vorvorgestern — war — mein — Mann — in — der Stadt!" Und nun im rapidesten Tempo: „Was für ein Gäßchen? Wo ist das Gäßchen?" Der armen Frau stand der Angstschweiß an der Stirne, der in die Enge getriebene Herr Gemahl war über die Zumuthung empört und fand nicht Worte genug, um seinen Unwillen auszudrücken, uns Allen wurde die Geschichte peinlich, bis der arglistige Tropf gestand, seine Frage sei nur ein „Spaß" gewesen, um seinen Märtyrer „in Verlegenheit" zu bringen, und um gleichzeitig zu sehen, „ob die Gnädige eifersüchtig sei?" Der Zweck war erreicht, ein Paar Personen war der Abend verdorben.

Ein anderer dieser sauberen Gattung von Spaßmacher trieb's noch ärger und wagte sogar Arges. Er stipitzte, während er einen Freund besuchte, der eine veritable Mißtrauens- und Eifersuchts-Furie als Ehejoch besaß, diesem eine abgelegte Cravate und sendete das Corpus delicti Tags darauf durch einen zerlumpten Gassenjungen in die Wohnung zurück, mit den Begleitworten: „A schöne Empfehlung von der Fräul'n Hermin', der gnä Herr hat das gestern bei ihr vergessen!" Zwei geballte Fäuste, von denen eine die Cravate krampfhaft hielt, fuhren dem von einem gemüthlichen Gabelfrühstücke arglos Heimgekehrten in sein entsetztes Angesicht. „Wer is d' Fräul'n Hermin'? Wo is d' Fräul'n Hermin'? Auf die Polizei mit mir, Du niederträchtiger, elendiger ..... u. s. w." So lautete der Gruß, der den völlig Verblüfften und vor Schreck stumm Gewordenen empfing. — Da meldete sich, als der Kampf am mächtigsten tobte, nochmals jener Junge und erbat sich das unselige Wahrzeichen der (fictiven) Untreue retour, er habe sich in der Adresse geirrt, der Gesuchte wohne in einer anderen Vorstadt und sei ein „lediger Herr". Der Friede im Hause der Zwietracht war nun freilich schnell ratifizirt, und es sollen sogar Thränen der Reue, Umarmungen und heiße Küsse vorgekommen sein, aber — Abends erschien der so schnöde Hintergangene doch mit zerkratzten Wangen, welchen Zustand er einem „Ungefähr" zuschrieb, das ihm mit seinem „bösen Hauskater"

paſſirt ſei, als er dieſem bei einem Tête-à-tête Nachts in den Weg kam. Wie ſtichelte da der Arrangeur der mißlichen Affaire über den „böſen Hauskater", der vielleicht gar kein „Mandl" ſei, und wie biſſen die Uebrigen die Lippen, die ſammt und ſonders um den „Jux" wußten! Die Cravate aber wurde ihm heimlich in den Sack geſteckt, welcher Fund den Armen ſpäter doch auf allerlei Gedanken brachte und zu dem kühn ſtyliſirten Vorwurfe animirte: „Was z'viel is, is z'viel! A andersmal ſucht's Eng ein Andern aus! I ſitz Eng nimmer auf!" Es war dieſes nachträgliche Erkennen der Sachlage von Seite des Gepeinigten wohl der ſchönſte Sieg des Hetzbruders! —

Und genug der keineswegs erhebenden Beiſpiele. Mein freundlichſter und nachſichtigſter Leſer wendete ſich vielleicht ſchon längſt von dieſer Schilderung ab, deren Stoff wahrlich mir auch nicht gefällt, den ich mir aber erwählte, weil der Typus gezeichnet werden muß. Charakteriſirt er doch ſchon durch die Duldung, die man ihm gewährt, durch den Anhang und die Bewunderer und Unterſtützer, die er ſtets gefunden und noch immer findet, eine ganze Gattung zwar gerichtlich unbeanſtändeter und auch ſonſt unbeſcholtener, oft ſogar „angeſehener" Menſchen, denen nicht nur, wie Hamlet ſagt: „Hekuba nichts iſt", die auch für näher liegende Fragen und wichtigſte Ereigniſſe, ja für die phänomenalſten Weltbegebenheiten die ſtupideſte Gleichgiltigkeit zeigen, und Verſtändniß, Sympathie und Intereſſe nur dann zu äußern vermögen, wenn „a g'müathliche Wirthshaushetz" im Anzuge und in Ausſicht iſt. Der enragirte Bierbankpolitiker, der naive Kanonengießer, der unabläſſig Kriegserklärungen ergehen und Armeen marſchiren läßt, der übereifrige „Zeitungsfreſſer", der täglich neue Allianzen componirt, Cabinete ſtürzt und die Deputirten in Anklageſtand verſetzt, der vollblutige communale Reformer, der hunderterlei Anträge zur Hebung der allgemeinen Wohlfahrt vorräthig hat — all' dieſe politiſchen Heißſporne werden nicht ſelten zu Carricaturen, über die jeder Feuerburſch und Speiſenträger ſeine kritiſchen Gloſſen macht. Man lacht ſogar über dieſe von den contraſtirendſten Leitartikeln und den alarmirendſten „Entrefilets" Aufgeregten und Irregeführten — nun, minder erheiternd iſt wohl der Anblick ihrer ſtumpfſinnigen Antipoden, die nur den ſchaalen Spaß cultiviren und denen alles Uebrige „ob's ſo oder ſo geht" einfach „Wurſcht" iſt. Man verſteht mich doch? . . . .

Herrn Landau's Album.

Von Robert Hamerling.

Man wird zugeben müſſen, daß der Stand der Literaten — ich wähle hier mit Abſicht dieſe von Dichtern und Schriftſtellern nicht mehr gern gehörte Bezeichnung — zu denjenigen zählt, die immer noch viele „Originale“ aufzuweiſen haben. In einer der beſten ſeiner, wie Champagner mouſſirenden Novellen, im „Löwenblut“, hat Ferdinand Kürnberger den Charakterkopf eines „Literaten“ gezeichnet, der im vollen Maße der Anforderung entſpricht, welche man an das echte Dichtergebilde ſtellt: Original und Typus zugleich zu ſein. In dieſem Falle iſt's der originelle Typus, das typiſche Original eigenthümlicher Nobleſſe des Geiſtes und Charakters, bei ſchluckerhafter Armſeligkeit, faſt lächerlich-bettelhafter Verkümmerung des Aeußeren. Es iſt ein Typus, aus hunderten, eine Schattirung, aus tauſenden herausgegriffen.

Wollte Gott, die Zahl der Originalköpfe wäre in dieſem Stande ſo groß, wie die der Charakter-Originale. Aber die fortſchreitende Civiliſation nivellirt die Geiſter weit leichter als die Gemüther.

Unter den neſthockenden, ihr Metier in Ruhe treibenden Inſaſſen des Muſenhaines darf man die Originale weniger ſuchen, als im Schwarm der literariſchen Wandervögel, die man kennen lernt, in welchen Winkel der Erde man auch ſich zurückgezogen haben mag, denn kommt der Prophet nicht zum Berge, ſo kommt der Berg zum Propheten. Welch' bunte Galerie von Charaktergeſtalten ließe ſich aufſtellen, vom echten Muſenliebling an, der wein- und wanderfroh gen Süden zieht und einen „Trompeter von Säkkingen“ mit heimbringt, bis hinunter zum poetiſchen Strolch, zum obſcuren, oft recht gemüthlichen literariſchen Bummler, der allerorten ſeine „Collegen“, die Poeten, heimſucht, Gaſtgeſchenke in jeder Form, auch in der von abgelegten Kleidungsſtücken, annimmt, mit Stiefeln von Paul Heyſe, mit einem Paletot von Emanuel Geibel, mit Hoſen von Berthold Auerbach, einem Cylinderhute von Julius Rodenberg Italien durchſtreift, und in Geſellſchaft der Lazzaroni Neapels die göttlichſten Tage ſeines Lebens lebt.

Je tiefer man von den Höhen des Parnaſſes hinunterſteigt in die Niederungen, deſto häufiger werden die Originale. Am zahlreichſten ſind ſie in dem Zwiſchenreich, das die eigentliche Schriftſtellerwelt mit der profanen Menge verbindet. Der Leſer begreift nun vielleicht, warum ich mich gleich anfangs mit dem Ausdrucke „Literat“ ſo allgemein als möglich zu faſſen ſuchte . . .

Unter den originellen Literaturmenſchen, die mir vorgekommen, ſteht mir Herr Landau — Hermann Joſef Landau aus Prag — in lebendiger, reſpectabler und angenehmer Erinnerung. Die Zahl der Menſchen zwiſchen Hamburg und Trieſt, die ſich dieſes literariſchen Pilgersmannes erinnern werden, iſt ſicherlich keine geringe, und unter den namhafteren Schriftſtellern beſinnen ſich wohl die meiſten, kürzer oder länger mit ihm verkehrt und ihm ſchließlich ein Stammbuchblatt in's Album geſchrieben zu haben. Herrn Landau's Lebensaufgabe war der Verkehr mit Schriftſtellern und Künſtlern; er führte Buch über die Lebenden, ſammelte die Anekdoten der Verſtorbenen, ſtellte das Alles in drei ſtarken Bänden zuſammen und nannte es: „Deutſcher Hausſchatz für Freunde der Künſte und Wiſſenſchaften“. Ein gar nicht unintereſſantes Buch, das aber, wie die übrigen Erzeugniſſe von Herrn Lan-

dau's literarischem Sammelfleiß, das „Beethoven-Album" und die „Stammbuchblätter", nur von ihm selbst zu haben ist. Da er nämlich dem Buchhandel mißtraute, so ward er sein eigener Verleger, sein eigener commis voyageur und Colporteur und setzte vier verbesserte Auflagen seines „Hausschatzes" auf Reisen ab, indem er überall neben den Rittern vom Geiste auch die vom Gelde für sich und seine commerziellen Zwecke zu interessiren wußte. Als Jude gewann er die Juden, als Freimaurer die Freimaurer, und alle übrigen guten Leute als ein guter, biederer Mensch und gemüthlicher alter Bursche, der er ist.

Seine Jugend fiel in die Blüthezeit Saphirs, für den er in dem Maße schwärmte, daß er nicht bloß eine Broschüre zum Lobe desselben schrieb, sondern auch selbst „Humorist" werden wollte, auch öffentlich als humoristischer Vorleser auftrat. Ueber die launige Ironie, mit welcher Saphir den jugendlichen und harmlosen Rivalen behandelte, berichtet Landau selbst in seinen „Stammbuchblättern." Er führte hierauf ein ziemlich unstetes Leben, kämpfte sich durch manche widrige Verhältnisse hindurch, und kam wandernd immer mit der Schriftstellerwelt in mannigfache, zuweilen selbst vertrauliche Berührungen. Die Geschichte seiner Fahrten schrieb er in den genannten „Stammbuchblättern", einem gedruckten Auszuge seines großen Albums, verwebt mit den Erinnerungen seiner literarischen Pilgerschaft. Die Berühmtheiten fast eines halben Jahrhunderts haben an diesem Buche mitgearbeitet.

Eine alte Erfindung, die Albums! Wird Name und Sache doch bis in's sechzehnte Jahrhundert zurückverfolgt. Gelehrte führten auf ihren Reisen kleine Hefte oder Büchelchen mit sich, in welche sie von den Collegen, die sie besuchten, Gedanken und Sprüche eintragen ließen.

Aus dem vorigen Jahrhundert weiß man von einem denkwürdigen und umfangreichen Album zu berichten, das vielleicht bis auf diesen Tag noch nicht übertroffen worden. Baron Barkana, von Geburt ein Syrer, gestorben zu Wien 1776, bekannt als Reisender und Sonderling, der die ganze Welt durchwandert hatte, hinterließ ein Album von 1895 Seiten, mit 3522 Autographen von Fürsten, Gelehrten und merkwürdigen Personen jeder Art. Es soll in Goethe's Besitz gekommen und seit dessen Tode verschollen sein. Vor einigen Jahren war zu London ein Album ausgestellt, mit den Handschriften aller französischen Gelehrten, Schriftsteller, Künstler u. s. w. Ein Banquier gab dafür die in Deutschland unmögliche Summe von 10.000 Francs.

Die berühmten Leute selbst sind bekanntlich nicht immer gut auf die Albums zu sprechen. Sogar der leutselige, im Umgang so äußerst höfliche Anastasius Grün ließ sich einmal darüber derb und unwirsch aus:

„Was im Blau die Lerche singt,
Das verflüchtigt und verklingt;
Wenn sie hüpft im weichen Sand,
Hat die Fährte mehr Bestand.
Hältst du d'rum die Spur der Pfoten
Etwa gar für Himmelsnoten?" —

Ich bekam das Album eines österreichischen Grafen von bekanntem Namen zu sehen, in welches sich ein berühmter französischer Romandichter, der nun verstorbene Autor der „Fanny", E. Feydeau, mit einem geradezu ungeheuerlichen Cynismus eingezeichnet hatte, mit einer Zote, die, wenn ich sie hier wiedergeben wollte, die Confiscation des „Heimgarten" veranlassen würde. Ist dieser Cynismus zu betrachten als derbe Reaction schriftstellerischen Grolles gegen die Belästigung durch Autographenjäger? Ein anderer Sinn ist kaum denkbar.

Begreiflich ist diese Ungeduld berühmter, vielbelästigter Menschen allerdings. Wer aber als deutscher Poet

den Fluch, der an einen literarischen Ruf sich knüpft, in noch schlimmerer Gestalt erprobt und erwogen, in der Gestalt von zahllosen Briefpacketen, mit den Sangesproben neugieriger und ehrgeiziger Gymnasiasten besrachtet — ein solcher wird jenen kleineren Theil des Dichterfluchs mit heiterer Resignation auf sich nehmen, und Autographe noch immer lieber schreiben als — lesen. Warum soll man guten Leuten nicht eine Freude machen, wenn es auf so leichte Art geschehen kann?

Ach, Gnaden auszutheilen ist ja schön,
Und wer's vermag, der fallt' es nicht versäumen.

So dachten wohl auch die großen und kleinen Berühmtheiten aller Art, an welche Herr Landau mit seinem Album herantrat, und so ist aus diesem Album ein literarischer Schatz geworden, der nicht viele seines Gleichen haben mag. Eines unterscheidet Herrn Landau's Album sogleich von anderen zu seinem Vortheil. Es ist nicht, wie so viele, durch bequemes Herumsenden von Briefen, ich möchte sagen, von Circularen an berühmte Personen — mit oder auch ohne Beilegung von Briefmarken — zusammengebracht worden. Herr Landau hat sich persönlich bemüht, hat die Löwen (und Dachse) in ihren Höhlen aufgesucht, hat, scheinbar harmlos, die Bekanntschaft der berühmten Leute gemacht, hat mit den einen gezecht, den andern seinen „Deutschen Hausschatz" zum Geschenk gemacht und hat zuletzt, zur rechten Zeit, seinen Autograph wie eine reife Frucht, sozusagen, vom Baume geschüttelt. So haben die berühmten Leute sich ein wenig für ihn angestrengt, und was sie ihm in's Album schrieben, war häufig beseelt vom Hauch specieller, persönlicher Beziehungen.

Die „Stammbuchblätter" (Prag 1875, Selbstverlag des Verfassers) enthalten, wie gesagt, Auszüge aus dem Album, Autographe berühmter Personen von 1839—1874, vermischt mit den eigenen Erinnerungen Landau's an eben diese Personen. Da sind u. A. vertreten die Schriftsteller und Dichter: Saphir, Bäuerle, Castelli, Stelzhamer, Kapper, Oehlenschläger, Seidl, O. L. B. Wolff, Laube, A. Meißner, Hebbel, Halm, Julius Schanz, Herlossohn, Louise Aston, Kürnberger, Leopold Feldmann, Töpfer, Gottschall, Rob. Griepenkerl, Eckermann, Charlotte Birch-Pfeiffer, Dr. Hermann Schiff, Hoffmann von Fallersleben, Oettinger, Rückert, Bauernfeld, L. A. Frankl, Carl Beck, Mosenthal, Grillparzer, Moriz Jokay, Heller, Prechtler, Wurzbach, Hackländer, Mörike, Menzel, Feodor Löwe, Carrière, Lingg, Bodenstedt, Schack, Paul Heyse, Ferd. Stolle, Benedix, A. Böttger, Gerstäcker, Nieritz, Hermann Hettner, Ebert, Hamerling, A. Grün, C. G. v. Leitner, Rosegger, F. Marx, Friedrich Kaiser, L. Eckardt, Anzengruber, Weilen, Nordmann; die Componisten: Strauß Vater, Moscheles, Gyrowetz, Lortzing, Josef Labitzky, Henry Littolff, Meyerbeer, Marschner, Abt, Felicien David, H. v. Bülow, Ignaz Lachner, Offenbach, Herold, Brahms, Rubinstein; die Virtuosen: Ole Bull, Servai (Cellist), Molique, Thalberg, Dreischock, Vieuxtemps, Hector Berlioz, A. W. Ernst, Joachim, Liszt, Therese Milanollo, Gebr. Wieniawsky, Bottesini, Jaell; die Schauspieler und Sänger: Wenzel Scholz, Nestroy, Löwe, La Roche, Ira Aldridge, Tichatschek, Hendrichs, Sophie Schröder, Roger, die Ristori, Anna Versing-Hauptmann, Lewinski, Eleonore Wahlmann, Clara Ziegler, Ernst Rossi; die Maler: C. F. Lessing, Kaulbach, Piloty; die Gelehrten: Oppolzer, Liebig, Hermann Schlagintweit, Ludwig Reichenbach, Schleiden; sonstige Notabilitäten, wie Franz Deak, Julius Fröbel, Johannes Ronge u. s. w.

Bedeutsam genug eröffnet M. G. Saphir den Reigen mit folgenden launigen Zeilen: „Meine Tage sind gezählt, das Leben kurz, die Stamm-

bücher aber gehen in's Unendliche! Gott sei allen armen Schriftstellern gnädig! — Prag, im März 1839."

Unter den ersten Blättern des Albums befindet sich auch folgendes von einem gewissen Hausner, von welchem Landau merkwürdiger Weise versichert, daß er „stocktaub, und doch einer der geistvollsten Musikkritiker" gewesen:

„Ich gebe Dir hiee Schwarz auf Weiß,
Daß ich Jakabus Hausner heiß',
Viel hab' zu thun mit Kunstgeschmeiß,
Das Gute lab', das Schlechte ceiß',
Ob's van der Seine kammt adee Theiß.
Wien, 23. Februar 1845."

Gelungen und seines Mannes würdig ist das Impromptu des berühmten Collegen Nestroy's: „Lieber Freund! Leihen Sie mir 500 fl. Conv. M. und vergessen Sie Ihren Freund Wenzel Scholz, Komiker am k. k. priv. Theater an der Wien. Prag, den 24. Juni 1842."

Nestroy konnte es dem guten Landau nicht verzeihen, daß er Saphir — dem bösen Recensenten — huldigte. Er schrieb ihm in's Album:

„Was man selbst kann, darüber staunt man
bei Andern nicht;
Sie sind ein Dichtee; auch ich being' zu
Stande ein Gedicht.
Doch, wundeebaree Mann!
Ob etwas And'ren staun' ich Sie an:
Sie haben eine ganze Broschüre vall Lob auf
Saphir gemacht:
Beim Styx! das hätt' ich nie zusammengebeacht.
Prag, 26. Mai 1847."

Einen gewichtvollen Aphorismus gab Friedrich Hebbel: „Der Mensch ist der bloße Stoff des Zufalls, so lange er sich nicht sittlich frei gemacht hat; es liegt daher nicht allein im Interesse des Alls, daß er dies thue, sondern auch in seinem eigenen. Wien, 8. Februar 1848."

Von Hans v. Bülow stammt ein Blatt des Inhalts: „Der Künstler steht dem Publikum gegenüber nicht als ein Angeklagter vor seinem Richter, sondern als Zeuge der ewigen Wahrheit und Schönheit. — Dieser Ausspruch Franz Liszt's existirt zwar nicht gedruckt, aber dafür eingegraben in den Herzen Derjenigen, deren größter Stolz ist, sich die Jünger dieses Mannes zu nennen, als deren einer sich hiermit freundlichem Andenken empfiehlt Hans v. Bülow. Hamburg, 20. Februar 1854." — Der citirte Ausspruch Liszt's ist ein goldenes Wort. Das Publikum ist leider nur zu sehr gewöhnt, in dem Künstler, z. B. auf der Bühne, einen Sclaven, einen Gladiator zu sehen, der es zu amüsiren hat, von dem es die äußerste Demuth und Unterwürfigkeit verlangt, und der unter keinen Umständen mucksen darf, während er selbst allen Launen des gebildeten und ungebildeten Janhagels, allem Muthwillen und allen Rohheiten schutzlos gegenübersteht.

Von Herzen und nicht ganz ohne Grund klagt eine bekannte Theaterdichterin: „Alles verzeiht ihr dem Weibe, Schönheit und Untreue, selbst Laster; Eines nur büßt sie schwer: Erfolge vergebt ihr ihr nie! — Hamburg, 4. Juli 1855. Charlotte Birch-Pfeiffer."

Der närrische Schulmeister Franz Bacherl, der durch seine prätendirte Autorschaft des „Fechters von Ravenna" Aufsehen erregte, dann umherwanderte, um sich für Geld sehen und hören zu lassen, lieferte ein hübsches Pröbchen seiner Kunst mit den Versen:

„Es gibt dee Leute allerhand,
Van Weisen, wie von Dummen,
Die Nachtigall besingt das Land —
Der Ochs zertritt die Blumen.
Hamburg, 22. Juli 1857."

Glücklich und geistreich entledigte sich die berühmte Tragödin Ristori ihrer Aufgabe durch einen Vers aus Dante, der an eine ihrer besten Rollen erinnert:

„Ricordati di me, che son la Pia".
Hamburg, 8. Februar 1858.

Kräftig spricht in ihrer lakonischen Kürze die Devise Hoffmann von Fallersleben's an:

„Heut und immee! Hambueg, 31. Aug. 1858."

Grillparzer gab eines jener scharfen und schlagenden Epigramme, die so recht in seiner Natur lagen:

„Der Deutsche allzuhöchst in Kunst und Wissen stellt,
Hier was er nicht versteht, dort was ihm nicht gefällt.
Wien, 4. Mai 1865."

Geistvoll schreibt Moriz Jokay: „Es gibt ein seltenes Gut, das, je mehr man es vertheilt, um so größer wird; dieser sonderbare Schatz ist — die Freiheit. Pest, 20. September 1865."

Launig hat Piloty sich eingezeichnet: „Wenn Ihnen die Cur in Carlsbad auch Ihr Leben noch so sehr verlängert, sollen Sie dennoch nicht vergessen Ihren freundschaftlichen Carl Piloty. Carlsbad, 9. August 1867."

Dazwischen wieder ein Stoßseufzer:

„Bei 27° Hitze
Gebricht es mir an Witze,
Die Tinte trocknet ein,
Das Denken schrumpfet ein,
D'rum müssen heute Sie mit diesen Worten zufrieden sein.
Leipzig, 23. Juli 1868.
Roderich Benedix."

Nicht übel gewählt für einen unermüdlichen Weltwanderer, wie Gerstäcker, ist der Wahlspruch:

„Rast' ich, so rost' ich!
Dresden, 19. September 1878."

Von Ludwig Eckardt stammen die Zeilen: „Bleiben wir dem Jahre 1848 treu, so sind wir uns selbst und dem Besten treu geblieben. Prag, 31. Jänner 1869." — Ein denkwürdiges Wort, und — nebenbei bemerkt — mir aus der Seele gesprochen. Ja, mein guter einstiger Kamerad in der streitbaren Wiener „akademischen Legion", der reine Gedanke des Jahres 1848 ist untergegangen. Dieser Gedanke war vor Allem nicht „centralistisch". Wird er wiedererwachen? Ich hoffe. —

Anzengruber spendete zwei Gedichte, zu frisch und kernig, als daß ich auf die Wiedergabe wenigstens des zweiten derselben verzichten könnte:

Einem freundlichen Waller in's Album.

Hatt' ein Gedicht Dir zugedacht,
Wae gar in schlimmee Zeit gemacht,
Wae gae nicht rosenfarben.
Fiel eben mir noch ein zue Zeit,
Wolltest wohl gern den Kerl von heut',
Dem seine Soegen staeben!
Hatt' eben nicht auf planstem Pfad'
Mich heißeersehntem Ziel genaht,
Mag nun ruhig rasten;
Und nicht veestummt, nein, nue bewegt,
Seh' ich wie Alles schleppt und teägt
An Dasein's Lust und Lasten;
Und seithee kommt die Erde mir,
Wenn grad' nicht paradiesisch für,
Doch eben zum Eeteagen;
Und dess' entbeeche ich mich nicht
Und grüß' jed' freundliches Gesicht:
„Gut Freund!" Laß Die's behagen.
Wien, 29. Febeuae 1872."

Doch ich will Herrn Landau's „Stammbuchblätter" nicht plündern, ich wollte nur darauf aufmerksam machen.

Sollte nun wirklich der eine und andere Leser durch das hier Gesagte und Mitgetheilte neugierig gemacht worden sein auf Herrn Landau und die „Stammbuchblätter", so bin ich nur leider, bei der erwähnten Eigenthümlichkeit des Landau'schen Büchervertriebes, augenblicklich nicht in der Lage, bestimmt anzugeben, auf welche Weise man in den Besitz eines Exemplars des Buches gelangen kann. Genügt es, der Post eine Bestellung an „Herrn Hermann Josef Landau in Prag" anzuvertrauen? Ich weiß es nicht; ich kann nicht einmal dafür einstehen, daß Herr Landau noch unter den Lebenden weilt. Ich habe etliche Jahre nichts mehr von ihm gehört. Lebt er, wie ich hoffe, und kommen ihm diese Zeilen zu Gesicht, so sei er gegrüßt und gebeten, vor seinem Ende einen vernünftigen Frieden mit dem deutschen Buchhandel zu schließen. Er schone seine alten müden Beine und lasse sein Buch allein laufen. Es wird seinen Weg machen.

Wie man nicht Braut wird.

Eine Faschingsstudie von Luise Lecher.

Eigenthümlich verschlungen in des Lebens Wirrsal sind die Wege der Vorsehung, welche Mann und Weib einander näher führen zu dauernd festem Bunde. Heiraten, so heißt das Schlagwort, das jedes Mädchenherz vom vierzehnten bis zum — wievielsten? — Jahre beschäftiget, denn ganz aufgegeben hat die süße Hoffnung keines.

Und „immer circulirt ein neues frisches Blut" und läßt die Frage nicht veralten, inwieferne elterliche Fürsorge zu vermitteln habe, die Töchter frühmöglichst unter die Haube zu bringen. Wohl zum Ueberdruß ward das Thema vom Standpunkte finanzieller Hindernisse beleuchtet und die notorische Ehescheu der heutigen Männerwelt von den ungeheuern Luxusansprüchen unserer Damen abgeleitet. Ob es sich nicht einmal verlohnte, die bedauerliche Thatsache von anderer, mehr innerlicher Seite zu untersuchen und nachzuforschen, wie sich etwa auf gemüthliche, rein naturgemäße Weise erreichen ließe, was sonst meist nur mit kostspieligem Aufwande äußerlicher Kunstgriffe mühselig und selten genug herbeigeführt wird: eine glückliche Verlobung.

Lassen wir es dahingestellt, wie weit die oft beklagte Putz- und Unterhaltungssucht der Frauen in der That Schuld sei an der Abneigung männlicherseits eine Familie zu gründen; lassen wir es ferner dahingestellt, ob eine baldige Heirat à tout prix für alle Mädchen unter jeder Bedingung heilsam und erwünscht ist; sicher bleibt es, daß kaum ein schönes Kind auf weitem Erdenrunde athmet, das nicht zu tiefst im Herzen nach dem Hafen der Ehe seufzet, daß so Väter als Mütter für ihren weiblichen Nachwuchs dem gleichen Ziele zusteuern und weder Mittel noch Wege scheuen, dasselbe zu erreichen. Und welche Mittel!

Wie schwer entschließt sich der kargende Banquier, der knappbestellte Hofrath im heurigen Fasching doch ein paar Hausbälle zu genehmigen, denn Mama wird nimmermüde, klar und bündig zu beweisen, es sei nur auf solche Art möglich, für ihre Mädchen eine Partie zu finden. Noch widerstrebender rückt der vorsichtige Geschäftsmann, der spärlich besoldete Subaltern-Beamte mit der nöthigen Cassa heraus, um den unumgänglichsten Ballstaat anzuschaffen, weil die vielerfahrene Hausfrau hoch und theuer beschwört, es wäre schlechthin unmöglich, die Töchter anderswo als im Tanzsaale an Mann zu bringen. Das ist und bleibt die landläufige Meinung aller Mütter, eine traditionell gewordene Mythe, die wie alle Traditionen ohne Gründe von lange her gang und gebe ist. Manch' ehrsamer Bürger, manch' fleißiger Handwerker ist demzufolge gezwungen, sich kopfüber in Schulden zu stürzen, wenn die Faschingsstunde schlägt, in der seine Kinderchen als elegante Fräulein mit Fächer und Schleppe längs den Wänden seiner Tanzlocale die Nächte versitzen sollen in Anhoffnung eines Curmachers oder Bewerbers.

Man geht auf den Ball um Bekanntschaften zu machen. Das bleibt die Hauptsache, Anfang und Ende aller Ballmanie. Nur vollständige Neulinge träumen da noch nebenher von einer flott durchtanzten Nacht. Wer doch boshaft genug sein wollte, bei einer Anzahl jugendlicher Schönen die Runde zu machen am Morgen nach dem so

theuer erkauften Faschingsgenuß. Verschlafen, mißgestimmt, ernüchtert wird da Revue gehalten über heruntergetretene Volants, grausam zerrissene Spitzen, verstümmelte Fächer, abgewelkte Blumen, und, was noch unersetzlicher als all' die zerstörten Herrlichkeiten, über vernichtete Illusionen und schmählich getäuschte Hoffnungen. War das der Mühe werth; tagelange Aufregung, Geduld und Arbeit, Zorn und Aergerniß, Opfer an Geld und Zeit um das kärgliche Vergnügen? Zur Noth, daß sich ein paar Hausfreunde als Tänzer eingestellt, von einem Bräutigam keine Spur. Unsere gelangweilten jungen Herren sind meist viel zu bequem und blasirt, um der Lust des Tanzes zu fröhnen, geschweige denn, sich in Frist einiger Stunden in ein hübsches Gesichtchen zu vergaffen.

Doch halt, so war's wohl kaum gemeint, so weit versteigt sich in ihren Berechnungen nicht einmal die stolzeste Mama. Der Ball soll nur ihr Töchterlein im Glanze zeigen, das Interesse an ihm erwecken, allenfalls die erste Annäherung vermitteln; im besten Falle labet man dann den Verehrer in's Haus, und da müßte es doch sonderbar hergehen, wenn sich nicht bald eine Gelegenheit fände — — — —. Oh, über diese perfide Gelegenheit, diese teuflische Mausefalle, von Vätern, Müttern und Brüdern aufgestellt und gehandhabt. Es gibt Leute, die sich Jahr und Tag mit dem holden Gedanken trugen, demnächst auf die Freite zu gehen, aber aus Scheu vor jener vorzeitig zugeklappten Falle — Hagestolze geblieben sind. Dergleichen verrätherisch lauernde Gelegenheitsmacher bringen es mit ihrem täppischen Eifer zu Stande, den zärtlichsten Schwärmer, den feurigsten Anbeter gründlich zu curiren, um wie viel mehr erst problematische Freiersmänner stutzig zu machen und auf Nimmerwiederkehr zu verscheuchen.

Kopfschüttelnd mag mehr als ein weises Elternpaar hier einwenden: „Ist es nicht Pflicht und Schuldigkeit auf der Kinder Zukunft bedacht zu sein? Sollen wir träge zusehen, wie unsere blühenden Töchter zu alten Jungfern heranreifen? Gehört es nicht mit zum elterlichen Beruf, die unklaren Herzen der Jugend zu lenken, den schüchternen oder unentschlossenen Bewerber zur bindenden Erklärung zu bringen?"

Die Fragen sind nicht unberechtigt.

Gewiß, gar viel läßt sich thun, Eueren Töchtern die Pfade zu ebnen, die zum häuslichen Herde führen. Gar sehr gilt es über leichten Sinn und blinde Unerfahrenheit die Augen offen zu halten, aber nicht bis zum ersten Hahnenschrei, übernächtig stieren Blickes in gasgeschwängerter Ballsaal-Atmosphäre, sondern frisch und frank gilt es auszuspähen, woher der lenzverkündende Lufthauch stamme, welchem die sinnende Mädchenknospe sich nur erschließen möchte, wenn sie sonder Bedenken den süßheimlichen Regungen ihres verschämten Herzens folgen dürfte. Wo die gütige Natur so prächtig vorgesorgt für Alles, was da lebt und athmet, da kommt allemal nicht viel Gutes zu Tage, wenn Convenienz und Alltags-Weisheit dagegen hadert. Wohl ihr, der doppelt seligen Mutter, die selbst in ihres Daseins Maientagen das Frühlingsjauchzen und Werdebangen einer starken Leidenschaft verspürt, sie wird ihres Kindes Lust und Leid alsbald zu deuten wissen, sie allein wird es wagen der Tochter zu sagen: „Liebe mein Kind, gib Dich hin mit ganzem Gemüthe und voller Seele, und der Mann, dem Dein Herz gehört, er wird Dich wieder lieben; solches ist der ewige Lauf aller Liebe. Nicht Eitelkeit, nicht Ehrbegier und Vergnügungssucht soll Dich lenken bei der Wahl des Gatten, sondern nur der natürliche Instinct des Weibes Dein Lehrer, Dein Führer sein".

„Recht erbauliche Geschichten mögen sich bei solcher Oberleitung begeben", ruft nun wohl neuerdings eine er-

klekliche Anzahl hyperkluger Mütter; „wenn nun jenes frühlingsumduftete, lenzverkündende Ideal der Tochter ein armer Schlucker wäre, ein Habenichts, der Weib und Kind nicht zu ernähren vermag. Wie dann?“

Die Armuth ist ein arges Uebel in unserer Zeit, die stets reicher wird an Bedürfnissen, und raffinirter, sich Bedürfnisse zu schaffen; aber ein Unglück ist sie durchaus nicht. Der ist kein tüchtiger Mann, der, ein treues Weib zur Seite, mit dem Wagemuth der Jugend nicht vermöchte, äußeren Hemmnissen zu trotzen, sie zu überwinden.

„Wenn er nun aber dieser Tüchtigkeit entbehrte. Wie leicht nimmt ein thörichtes Mädchen Schein für Sein. Wenn es nun einen Unwürdigen erkoren hätte, einen verächtlichen Charakter, wohl gar einen Heuchler oder Böfewicht?“

Auch diese Einwendungen, so stichhältig sie sind, wären noch zu beantworten. Das Weib, welches fromm und gläubig dem Zauber einer starken Liebe folgt, es geht wahrlich seltener irre, als die besonnenste Mutter, als der weltkundigste Vater. Betrug und Hinterlist wird es geben, so lange Menschen leben, die Falschheit kann so wenig aussterben, als die Liebe. Ist es jedoch nicht edler Seelen würdiger, zu viel zu vertrauen, als zu wenig? Wer keiner Täuschung mehr fähig, er ist beklagenswerther als der unglücklichst Betrogene. Und wenn ein Einsatz gewagt werden soll im ernstesten Entschlusse des Lebens, soll er unter dem Preise stehen? Das Frauenherz mit all' seinen kindischen Schwankungen, seinen rührenden Schwächen und seinem erhabenen Heroismus ist gerade kostbar genug, um sogar manchen früh blasirten, doch nicht von Grund aus verdorbenen Junker zu reizen und zu gewinnen.

Jedem Manne ist das Weib halb Bedürfniß, halb Räthsel. Keiner, der nicht wenigstens einmal den Versuch wagte, die brutale Naturmacht in das geheimnißvolle Gewand des Räthsels zu kleiden. Je sinnvoller und graziöser weiblicher Scharfsinn die Falten zu drapiren weiß, welche des Mannes Phantasie um ihr Bild gewebt, je anziehender mag sich das Spiel gestalten, in welchem zu guter Letzt der edelste Ritter vom Geiste die nämliche Lösung erstrebt, die der geringste der Knechte von seinem Liebchen heischt.

Verstehen muß man es eben, die Buchstaben des Räthsels zu stellen, daß sie immer wieder von Neuem zur Auflösung reizen. Was verstehen unsere wohlerzogenen Fräuleins nicht Alles: Französische Sittenschilderungen zu lesen, Cigaretten zu dampfen, burschikose Lascivitäten auszubeuten, sich Lipp' und Brauen zu malen, den Cancan der Gallmeyer zu copiren, dafür aber auch die Kunst des Erröthens; sie wissen genau, wann und warum die Augen züchtig und verschämt niederzuschlagen seien. Was sie aber entschieden nicht verstehen, unsere vielwissenden jungen Damen, das ist das bedeutungsvollste Wort im Leben des Weibes. Das Wort Liebe nur auszusprechen, gilt in guter Gesellschaft für Shoking, für ein sicheres Zeichen mangelnder Bildung.

Wie sie sich aber doch die Köpfe zerbricht, diese sogenannte beste Gesellschaft, was dann nur den reichen, liebenswürdigen Herrn X. oder Y. an seiner Zukünftigen zu fesseln vermag, daß er aus einem Kranze anmuthiger Mädchengestalten gerade die unbedeutendste zu seiner Braut erkoren. Sie ist keine ausgesprochene Schönheit, hat keine Aussteuer, keine vornehme Verwandtschaft und keine Erbschafts-Aussichten, besitzt weder Geist, noch hervorragende Kenntnisse, nicht Eines der als probat befundenen Mittelchen, einen Ehemann zu kappern, stehen diesem höchst mittelmäßigen Mädchen zur Verfügung. Aber es hat merkwürdigerweise ein Herz, und dies stille Herz voll Liebe, und sie die findige Lehr-

meisterin des Weibes, hat der Jungfrau den Weg gewiesen; es erscheint ein Abend, an welchem die Tochter die hocherstaunten, innig erfreuten Eltern als strahlende Braut umarmt.

Lernet lieben, auf daß ihr Gegenliebe erwecket, und man wird Euch heiraten, meine Damen. Ihr aber wollt vorerst geheiratet werden, und dann zur Noth diese Gunst mit ein wenig legitimer, hausgebackener Zuneigung bezahlen. Dieses „vor Allem geheiratet sein Wollen" fühlt der Mann zu gut und deutlich heraus in Eurem Entgegenkommen, und bleibt kalt, ablehnend, wo der leise aufdämmernde Schein uneigennütziger Huld genügt hätte, zu fesseln auf immerdar!

Jetzt ist der entscheidende Augenblick erschienen, wo der normale Alltagsverstand, die Dutzendnorm aus dem „Brevier der Wohlanständigkeit", das schwere Geschütz goldener, oft erprobter Regeln auffahren läßt, solche unbesonnene, revolutionäre Grundsätze aus dem Felde zu schlagen.

Auch diese, nicht eben weithergeholten Scrupel sind nicht völlig grundlos: Jungfräulicher Stolz vor Allem; in seinem Gefolge magdliche Scheu, vorsichtige Zurückhaltung, und wie sie sonst noch heißen die zwingenden Gebote altbewährter Sitte und Sittlichkeit. Nicht doch, sie alle bleiben unverletzt, wenn ein liebendes Frauengemüth dem Manne des Herzens etwas von dessen Regungen errathen läßt, alle — bis auf den Stolz. Mit dem allerdings gilt es zu brechen ein- für allemal dem Geliebten gegenüber. Hören soll er es denn doch endlich, was vor ihm kein Anderer gehört, Keiner je wieder hören soll. Stolz am rechten Orte ist eine herrliche Tugend, allein dem Manne gegenüber, der unser Herr sein wird, nicht ganz passend angebracht. Verletzt es doch nicht im mindesten den jungfräulichen Stolz, äußere Vorzüge in's gehörige Licht zu stellen. Wo wäre das allzubescheidene Kind, welches beharrlich verschmähte mit schönen Armen, reichem Haarwuchs, einem kleinen Füßchen zu prunken? Und gar erst das winzige Können, das armselige Wissen, wie wird es allüberall zur Schau getragen. Nur das Herz, das theuerste Kleinod, verberget Ihr Thörinnen, einem sündigen Mackel gleich, der Eueren übrigen Vollkommenheiten anhaftet? Es ward dem schwachen Geschlechte als Himmelsgabe *vor* dem Manne, und Ihr gehet hin und verläugnet Euer Bestes, weil es möglicherweise verkannt werden könnte. Ob sich dieselben stolzen Damen um so viel mehr vergeben möchten, dem heimlich Geliebten ahnen zu lassen, welch' einen Schatz von Treu' und Liebe man ihm aufbewahrt in dem kleinen, überreichen Herzen, als wenn sie nach stundenlanger, schlecht verhehlter Wuth aus einer verlassenen Ecke des Ballsaales dem eingebildetsten aller Gecken verbindlich zulächeln, um nur noch eine Quadrille zu erhaschen. Daß die Mädchen Fasching um Fasching einen Ball nach dem andern abrobboten, eingestandenermaßen auf der Parforcejagd nach der erträumten glänzenden Partie gilt für höchst wohlanständig; aber dem verborgen keimenden Liebestrieb in der knospenden Brust Entfaltung zu gestatten, ehevor ein Heirats-Antrag verbrieft und versiegelt beim Papa deponirt wurde, für unerhört. Die Töchter in decolletirter Ball-Toilette in rasender Galoppade von einem Arm in den andern gleiten zu sehen, ist erlaubt und selbstverständlich, ein etwas lebhaft ausgesprochenes Interesse junger Damen für eine fesselnde männliche Persönlichkeit aber total mauvais genre.

Welke Blumen und welkes Hoffen sind die alljährlich eingeheimsten Trophäen unserer verblühenden Ball-Königinnen; eine Stube voll rothbackiger Kinder wären die, jener kluggesinnten Schönen, welch' zur rechten Stunde ihrem Herzen zu reden verstattet.

Das Weib ist gut!

Der Mann ist gescheidter, als das Weib; das Weib ist besser, als der Mann. — Wem gefällt das nicht? Das gefällt der Frau nicht, denn die Leute wollen lieber gescheidt sein, als gut. Der englische Schriftsteller Stuart Mill war Einer, der hat dem Kopf des Weibes geschmeichelt, aber das Herz des Weibes vergessen — er hat an dem Weibe nur das anerkannt, was nicht Weib ist ..... und ist sohin der Prophet der „Emancipirten" geworden. Das ändert aber nichts an der Sache; die Frau muß es sich einmal gefallen lassen, daß sie das edelste Wesen der Schöpfung ist. Vorderhand aber wird Manche vielleicht das Buch verdammen, das einer ihrer größten Verehrer über sie geschrieben hat — ein Buch, wie über das Weib kaum je eines mit solcher Wärme und mit solchem Tacte geschrieben worden ist. Es betitelt sich: „Das Weib." Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne. Von Emerich du Mont. (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879.)

Der Verfasser bekennt sich zu den Pessimisten; aber gesegnet sei sein Pessimismus, wenn derselbe sich nur über die Schattengestalten der Welt erstreckt, und wenn er sich an den wenigen Lichtgebilden aufzurichten vermag zu jener Anschauung, die eine Gnade Gottes ist, weil in ihr das Menschenherz gedeiht, und weil aus ihr die besten unserer Thaten entsprießen.

Daß er sich aufzurichten vermag zu dem Glauben, daß es doch noch etwas Liebens- und Begehrenswerthes auf dieser Erde gebe, das beweist sein schönes, interessantes Buch über das Weib.

Freilich wohl kommen in dieser Schrift Dinge vor, die manch' eine Frau trotz der Duldungsfähigkeit des Weibes kaum wird verwinden können. Vor Allem muß sie nach diesem Buche verzichten auf die Idee der gesellschaftlichen Gleichheit mit dem Manne. Ja noch weit mehr, sogar ihr Ruf als das schöne Geschlecht wird in Frage gestellt.

Wer wird schöner sein, der Mann oder das Weib?

„Die rohe Kraft", heißt es, „kann gemessen werden, während ein Schönheitsmesser ein Unding wäre. Die Männer führen das Wort, und haben wohl auch darum das weibliche Geschlecht das schöne genannt, weil es ihnen subjectiv unstreitig besser gefällt. Aesthetiker hingegen, welche bei ihrem objectiven Urtheile von aller männlichen Sinnlichkeit abstrahiren, sind nicht selten anderer Meinung, und nehmen für das unstreitig stärkere Geschlecht auch noch den zweifelhaften Ruhm der Schönheit in Anspruch."

Ich hätte dergleichen vielleicht gedacht, aber ich hätte es nicht geschrieben. Jene Frauen, die das Buch lesen — und das sind allerdings solche, die im Buche nicht gemeint sind — werden ihrer Entrüstung kein Ende wissen. Und mit Recht! Allerdings gibt es immer noch Solche, die auf die weibliche Schönheit bereits verzichtet haben, hingegen ihre Seele thätig der Schönheit in der Kunst zuwenden. Denen sagt unser ungalanter Mann Folgendes: „Ich behaupte, daß quantitativ und qualitativ das männliche

Geschlecht unendlich mehr in der Kunst geleistet hat, obgleich die Hindernisse auf diesem Felde sich dem Weibe, wie wir gesehen haben, kaum mehr als dem Manne entgegenstellen. Hier entscheidet ja zumeist das angeborene Talent oder Genie, und wenn ich auch nicht mit dem lieben Gemeinplatz annehmen mag, daß sich dieselben immer Bahn brechen müßten, so behaupte ich doch, daß, wenn das Weib dem Manne in dieser Hinsicht auch nur annähernd gleichtäme, Zahl und Werth der männlichen Kunstwerke die weiblichen nicht so weit hinter sich lassen könnten. Ich glaube sogar, daß die Frauen zur Ausübung ihrer Talente im allgemeinen mehr Zeit erübrigen, als die Männer, welche meistens einen Erwerb suchen müssen, den ihnen die „brotlosen" Künste nicht bieten, um sich und die Ihrigen zu ernähren. Es müßte sich wohl statistisch nachweisen lassen, daß z. B. mehr Musik und vielleicht auch mehr Malerei von Frauen betrieben, daß indeß unstreitig von Männern unvergleichlich mehr darin geleistet wird. Bekanntlich sind die Frauen um vieles schreibsüchtiger als die Männer, schreiben doppelt so lange Briefe, führen häufiger Tagebücher, Memoiren, und wagen sich nicht selten daran, den Roman ihres Lebens belletristisch zu verwerthen. Aus allem diesen Dilettiren spricht jedoch nur äußerst selten wahres Talent."

Dann vergleicht er das Weib mit der unergründlichen Blume, die wohl fühlen, leben, aber nicht denken und sprechen kann. Wie die Blume entzücken kann nur das Unvernünftige. Verletzt das Wort, so sagen wir: das Unbegreifliche. Daß die Frauen nicht zu ergründen, darüber ist man längst einig. In der schönen Frau nimmt die Holdseligkeit des Unverstandes, des Räthsels, des Wunders sinnliche Gestalt an. Wenn dieses letzte Glück selber zu raisonniren anfängt, so ist sein Reiz dahin. Zu einem Raisonnement über die letzten Dinge führt aber, wenn auch nur mittelbar, jede Poesie, die überhaupt einen Inhalt hat. Die denkende und sprechende Blume, die dichtende Frau, verläßt den Zauberkreis ihres Geschlechtes, mögen ihre Verse auch die frömmsten und tugendhaftesten von der Welt sein. Die Dichterin werfen wir zu allem übrigen unleidlich verständigen Trug dieser Erde.

Als Gelehrter kann unser Autor die Frau auch nicht brauchen.

Er, der nebenbei bemerkt, die Behauptung aufstellt, daß das Lernen für das eigene Denken, das Wissen für den Verstand nur ein Surrogat ist, hält nicht eben viel von der weiblichen Denkmethode. „Manche Frau", meint er, „die eben zweimal so alt ist, als ihre Tochter, wäre vielleicht im Stande, zu behaupten, daß Mütter *immer* das doppelte Alter ihrer Töchter hätten — einen einzigen Fall durch mangelhafte Induction zum allgemeinen Gesetze erhebend." Das Weib ist stets religiös und ist einmal eine Gottesläugnerin darunter, so ist es eine solche, welche „Gott täglich auf den Knieen dankt, daß er sie eine Atheistin werden ließ." Uebrigens sei es weibliche Herzenslogik, in demjenigen Manne, welcher dem Weibe Liebe oder Vertrauen einflößt, auch den meisten Geist, den unfehlbarsten Verstand vorauszusetzen. „Kinder mögen in ihren reiferen Jahren aufhören, des Vaters Rede als heiliges Evangelium zu betrachten, niemals vielleicht das Weib, so lange sie den Gatten nur — liebt. Das Weib nimmt meist nur jene Ansicht an, welche ihm zusagt." Es urtheilt nur nach dem Gefühle. Patriotismus kennt das Weib nicht in jener Gestalt, als der Mann; der „Staat" ist ihr ein zu abstraktes Ding, viel leichter wird sie sich für die Person des Monarchen begeistern. Kosmopolitismus ist ihr völlig fremd, nur das Naheliegende, was auf ihre Sinne einwirkt, ist für sie da. — Und so fährt dieser Mann fort, all

die schönen Sachen, auf welche sonst das Weib eitel zu sein pflegt, zu vernichten, bis man glaubt, daß nichts mehr übrig sei.

Dann aber wendet sich das Blatt. „Der Mann ist in theoretischem, die Frau in praktischem Besitze der Tugend.“ Der Mann als Lehrender hat die Werthpapiere; die Frau als Ausübende hat die Deckung. Das Weib ist selbstloser, aufopferungsfähiger, als er, und der moralische Werth des Menschen besteht in dem relativ geringeren Maße seines Egoismus. Wenn das Weib manche Fehler aufweist, die am Manne nicht zu sehen sind, so sind es zumeist Fehler, die aus der Inferiorität des weiblichen Intellectes entspringen, oder es kommt daher, weil das Weib zu wenig Intellect besitzt, seine Fehler zu verdecken, oder sie gar für Tugenden auszugeben. Bevor der Mann das gefallene Weib verurtheilt, möge er wohl bedenken, daß er selbst die erste Ursache ihres Falles war.

Wir sind gewohnt, grausige verbrecherische Thaten eines Weibes als unweiblich zu bezeichnen; wer sagt aber, daß die Verbrechen eines Jago, eines Richard III., eines Nero, eines Massenmörders vom Bremerhafen unmännlich wären? Wir trauen also der weiblichen Natur weniger Schlechtigkeit zu, als der männlichen.

Und endlich die Liebe!

Das ist der Brennpunkt im Leben, und das ist der Brennpunkt im Buche. Dieser Abschnitt steht oben an, er hält sich kein Blatt vor den Mund im Bekenntnisse der Wahrheit, aber er ist keusch, wie der Gedanke.

In der Freundschaft gesellt sich Gleiches zu Gleichem, in der Liebe Ungleiches zu Ungleichem. Will die Frau dem Manne gleichgestellt sein, dann muß sie auf die Liebe verzichten. Der werbende Mann frägt nicht nach Geist und Gelehrsamkeit, sondern nach Gemüth und Herz. Er sucht das, was er nicht hat. Der Mann ist in der Liebe der Egoist, wie immer und überall, seine Liebe heißt Amor; das Weib ist die sich dem Glücke des Mannes opfernde, und ihre Liebe heißt Caritas.

In der Liebe schleudert der Mann alle Vernunft von sich, steigt so tief herab, daß das Weib ihn mit ihrem geringeren Intellecte überragt und ihn beherrscht.

„Die Zeit der männlichen Liebe ist die Epoche der weiblichen Herrschaft.“

Ist sein Egoismus befriedigt, so ist er plötzlich wieder der Vernünftige, seine Liebe ist gekühlt, er geht wieder seiner Welt nach; während das Weib aus der Liebe nur noch mehr Liebe schöpft, nur noch inniger an ihrem Manne hängt.

„Das Weib liebt nur in seiner ersten Liebe den Geliebten, in der folgenden aber nur die Liebe.“

In der Natur des Mannes liegt die Flatterhaftigkeit, in der des Weibes die Treue. Für den ewigen Bund der Ehe eignet sich also der Mann weit weniger, als das Weib.

Auch in der Liebe zum Kinde bleibt der Mann dem Weibe weit zurück. Und wie verschieden sind die Einflüsse der Eltern auf das Kind! Die Mutter in ihrer Güte lehrt es: Unrecht leiden ist besser, als Unrecht thun. Der Vater, der seinen Egoismus in dem Kinde fortpflanzt, möchte es für den Kampf um's Dasein lieber lehren: Unrecht thun sei besser, als Unrecht leiden.

Ueber die Ehe sagt unser Autor: „Es ist mit der Ehe, wie mit anderen Institutionen, z. B. mit dem Communismus, die mehr oder weniger angegriffen und verurtheilt werden, nicht, weil sie an sich schlecht sind, sondern weil die Menschen nicht gut genug für dieselben sind.“ — „Wenn dein Charakter“, so spricht er zum Manne“, darnach ist, daß dein Egoismus sich niederkämpfen läßt, wenn deine Liebe nicht blos Amor ist, sondern [illegible] ein gut Theil Caritas ent-

hält und sich mithin der Eigenart weiblicher Liebe nähert, wenn du trotz aller Ueberlegenheit deiner physischen und geistigen Kräfte immer eingedenk bist, um wie viel dir das Weib in andern, wahrlich nicht geringern Dingen überlegen bleibt: dann, mein Freund, schreite getrost zur Ehe mit einem Weibe, das deiner würdig und dessen du würdig bist!" Wo sich aber die rechten Zwei gefunden haben, „dort findet sich nicht nur das vergängliche, natürliche, sondern auch das unvergängliche ethische Glück".

Zum Schlusse wollen wir noch wissen, wie unser Autor nach seinem Prinzipe: Das Weib ist gut! über Hagestolze und alte Jungfern denkt.

Der Egoismus des Mannes erfährt in der Ehe einerseits eine Enttäuschung, während er anderseits doch wieder seine Rechnung darin findet. Und so ist der Hagestolz, „der zwar die Freuden der Ehe in der Regel schwer vermißt, aber auch die aus jenem Besitz erwachsenden Sorgen ängstlich scheut. Der alte Junggeselle wird manchmal Freude darüber empfinden, daß er kein Ehejoch zu tragen hat, noch öfter aber sich nach demselben sehnen, namentlich dann, wenn er vorgerückten Alters wegen kaum mehr zur Ehe schreiten kann. Das eigentliche Uebel des Menschen — aus welchem allein und a priori die Berechtigung des Pessimismus erhellt, der sonst nur immer Erfahrungssache sein wird — besteht in jenem Zwiespalt des Willens, demzufolge derselbe in keiner Lage des Lebens zufrieden sein kann und nicht nur stets neue, sondern geradezu einander entgegengesetzte, unvereinbare Wünsche faßt. Solchermaßen gleicht der Mensch dem Kranken, der fortwährend auf seinem Bette die Lage wechselt, in keiner aber Erleichterung seiner Qualen findet, weil der Sitz der Krankheit im Innern liegt und die Schmerzen nicht von der Härte des Lagers herstammen. So lange wir also einen Zustand, eine Einrichtung suchen, in welcher sich der menschliche Egoismus glücklich fühlen könne, werden wir immer vergebens suchen, da der Wille nicht nur immer wünscht und begehrt, sorgt und fürchtet, sondern auch zu gleicher Zeit Unvereinbares begehrt, d. h. dasselbe will und doch auch nicht will.

Der Hagestolz und die alte Jungfer sind, wegen des fundamentalen Unterschiedes zwischen männlicher und weiblicher Psyche, ganz verschieden geartet und werden auch verschieden beurtheilt; die beiden scheinen mir deshalb noch einer vergleichenden Betrachtung werth.

Ich halte den Junggesellen, der in seinen alten Tagen über die ihm versagt gebliebenen Freuden der Ehe jammert, weit weniger zu solchen Klagen berechtigt, als die alte Jungfer. Diese verdient in viel höherem Grade unser Bedauern. Weshalb? Ich will es Dir erklären.

Kommt auch über den Hagestolz wohl endlich die Reue, so kommt sie doch meistentheils nur aus ganz selbstsüchtigen Motiven: weil er sich ungeliebt und verlassen sieht, im Alter einsam und ohne Stütze, ohne Pflege in Siechthum und Krankheit. Früher aber, als es noch Zeit für ihn gewesen, in die Ehe zu treten, war sein Raisonnement gegen dieselbe in der Mehrzahl der Fälle wohl folgendes: Ich liebe zwar dieses weibliche Wesen und muß es achten — allein heiraten? Nein! Die Ehe ist eine Last; was soll ich Frau und Kinder ernähren? Frei will ich sein und bleiben. Weib und Kinder besitzen wäre wohl ganz schön; aber daß Weib und Kinder mich besitzen sollen — nein, das ertrüge ich nicht! Bleiben wir ledig! So wird in hundert Fällen wohl neunundneunzigmal der Hagestolz aus Egoismus nicht zur Ehe schreiten, zufolge einer Selbstsucht, die sich sogar stärker erweist, als die Götter und Menschen bezwingende Macht des Eros.

Deshalb ſehen wir auch ſo oft im Hageſtolzen, der niemals in die moraliſirende Schule des Weibes gegangen oder doch nur kurze Zeit darin zugebracht hat, den Egoismus ſich nach und nach immer mehr verknöchern. Nur ausnahmsweiſe geſchieht es, daß ein Mann aus treuer Anhänglichkeit an eine vor der Zeit durch den Tod hinweggeraffte Geliebte oder Braut, aus Liebe zu einem ihm unerreichbaren weiblichen Weſen, oder daß einer aus aſcetiſcher Moral auf die Freuden der Ehe verzichtet.

Welch anderes Bild zeigt uns hingegen die alte Jungfer! In neunundneunzig von hundert Fällen würde ſie freudig ihr ganzes Leben einem Manne geweiht haben, wenn ein ihrer Liebe würdiger Bewerber ſie zum Weibe begehrt hätte. Der Hageſtolz hätte heiraten können, er wollte aber nicht; die alte Jungfer wollte heiraten, aber es war ihr verſagt. Nun mögen allerdings auch die alten Jungfern der Mehrzahl nach verbitterten, herben Charakters ſein, allein die Enttäuſchung, aus welcher die Gemüthsſtimmung bei ihnen entſteht, iſt doch ganz anderer Art, als jene, welche den Hageſtolz im Laufe der Zeit oft zu einem wahren Petrefact des Egoismus macht.

Das alte Mädchen hatte wohl einſt einen reichen Schatz an Liebe zu vergeben; iſt ſie dafür verantwortlich zu machen, daß nie ein Mann aus dieſem Schatze zu ſchöpfen Begehren trug? Verbittert, verbittert! Hat ſich die alte Jungfer denn ſelbſt verbittert? Die Welt kargt niemals mit ihrem Spott, wo ſie ein unverſchuldetes Leiden antrifft. Wie das junge Mädchen, welches verführt worden iſt, mit Schande überhäuft wird, indeß den Verführer kaum mehr als ein Vorwurf trifft, den er obendrein ſehr oft als ein Mittelding zwiſchen Neid und Bewunderung anſehen darf; ſo verſpottet man die alte Jungfer, obgleich ſie in der Regel doch nichts dafür kann, daß ſie eine ſolche geworden iſt, während der Hageſtolz, der faſt immer ſein Cölibat ſelbſt gewollt hat, das Urtheil der hämiſchen Welt nicht zu fürchten braucht. Und dieſe Ungerechtigkeit ſollte das erſt verſchmähte und dann verſpottete Weib nicht verbittern? Noch mehr. Der Mann bleibt Mann, wenn er auch kein Ehemann iſt; ihm ſteht die Welt immer offen, er mag Thaten thun oder Werke ſchaffen; was aber iſt das Weib, daß ſeinen einzigen wahren Beruf nicht erfüllen kann, dem die Welt daher keinerlei Erſatz für den Mangel eines eigenen häuslichen Herdes zu bieten vermag? Wie wohlfeil iſt doch unſer Spott über die Zärtlichkeit, mit welcher alte Jungfern an einem kleinen Schoßhund, einer Lieblingskatze, einem Papagei oder einem Canarienvogel zu hängen pflegen! Dieſe Liebe zum Thiere iſt doch nichts anderes als ein Sicherheitsventil des Frauenherzens, ohne welches das Herz, das ſo voll von unverbrauchter Liebe iſt, zerſpringen müßte. Was die Menſchen verſchmähten, das kommt dem Thiere zugute."

So hätten wir nun den Geiſt des Buches citirt. Entſetzen ſich die Frauen vor ihm? Jenen, die ſich davor entſetzen, ſei geſagt: Sie ſind die Ausnahmen von der Regel, denn ſie ſind geiſtreich, vielleicht ſogar genial, jedenfalls aber abſolut ſchöner, als der Mann.

Die untersteirische Schweiz.

An der Sann.

Am Morgen öffnen wir, nach dem Wetter auslugend, das Fenster. Ein kühles Lüftchen weht uns an; das Frühroth vergoldet den Thörberg, welcher gerade vor uns sein leichtes Nebelkleid fallen läßt. In der Morgenfrische erreichen wir den Markt Lausen, den Stappelplatz der Flöße, für welche die Sann hier schiffbar zu werden anfängt. — Die Laufner sind ein rabiates Völklein, sowie überhaupt die ganze Gegend nicht im besten Rufe steht. Burschen-Uebermuth in rohester Form, Raufereien, Todtschlag und selbst Morde kommen nicht selten vor. Die Gerichte müssen für diese Leutchen ganz eigene Maßregeln treffen. Das Beste ist, man nimmt alle tollen Burschen, sie mögen „tauglich" sein, oder nicht, zu Soldaten; nur so kann ihr Heißblut nützlich angewendet werden.

Hinter Lausen fangen sich die Ufer allmälig zu heben an. Hohe Berge, mit dickstämmigen Waldungen bedeckt, ragen beiderseits an. Der Weg schlingt sich bald über steile Anhöhen empor, bald senkt er sich wieder tief bis an's Flußbett. Brausend schäumt die Sann über kolosale Felstrümmer dahin, welche die Berge, in wildem Grolle zusammenschauernd, im Laufe der Zeiten abgeschüttelt haben. Bald geht's in düsteres Gehölz, bald gähnt vor uns ein Abgrund in die Sann. Halbvermorschte Holzbrücken führen über von den Bergen niederfahrende Wässer. Dort und da ein langer, schwanker Steg, wie ein Faden über die Sann gespannt. — Wir erreichen eine Stelle, über welche die Felsen einen ehernen Baldachin bilden; eine Steinbank ladet uns zum Rasten ein. Wir thu'n es und gewahren die unendliche Einsamkeit, die uns umgibt. Stundenweit kein Haus, kein gastlich Dach. Wenn hier ein Ungewitter losbräche, oder ein anderes Elementar-Ereigniß uns überraschte? — Die hohe Karnitza zur Seite und den Velki Verh vor sich, schreiten wir wieder getrost vorwärts. Wir wandeln durch sanftgrünes Laubholz auf dem Rücken einer Anhöhe dahin; die Berge scheinen auseinanderzutreten, das Auge ahnt eine freiere Aussicht. Wir sehen den spitzen Kirchthurm von Leutschdorf. Hier schlägt sich der forellenreiche Leutschbach zur Sann. Wir sind mitten in der Gebirgswelt, wie wir eine solche in Untersteiermark nicht gesucht hätten. Gerade gegen Westen hin steht die Podvesha, die absichtlich recht breite Achseln macht, um vorläufig das noch zu verdecken, was im Hintergrunde bestimmt ist, uns zu überraschen. Nördlich ragt in trotziger Gewalt die Raducha. Im gastlichen Wirthshause zu Leutschdorf hängen an Gams- und Hirschgeweihen Steigeisen, Hacken, Wurfspiß und Zither; auch die Tracht der Leute erinnert uns hier wieder an deutsches Hochgebirge.

Hinter Leutschdorf muß ein ziemlich hoher Felsen mit eingehauenen Stufen überstiegen werden, an dessen Fuß das Wasser einen tiefen, dunkelgrünen Tümpel bildet. Das Flußbett wird immer enger; hohe Gebirgsmassen nicken beiderseits herab und rücken oft so knapp zusammen, als wollten sie uns den ohnehin kümmerlichen Weg ganz und gar versperren. In dem Felsen sind mehrere Höhlen; in eine derselben verstieg sich vor vielen Jahren eine Ziege, die erst

drüben in Kärnten wieder herauskam. — Der Führer weiß Manches derlei zu erzählen, besonders von Jäger und Wild. — Da war auf der Karnitza bei Leutschdorf ein Bauer. Der bemerkte zu seinem Leidwesen, daß auf seinem Buchweizenfelde, welches sich über eine steile Berglehne bis an die finstere Sannschlucht erstreckte, ein Bär nächtliche Schlittenfahrten halte. Diese Thiere finden nämlich eine Wollust daran, mit ungeschlachter Behaglichkeit über abschüssige Lehnen zu rutschen, und auf dieser Rutschpartie alles, was sie rechts und links mit den Tatzen erhaschen können, abzukratzen. Da sich der Bauer zu solch' einer unerwiesenen Zehentpflichtigkeit nicht verstehen wollte, so sann er auf eine List, des unbescheidenen Patrons los zu werden. Das Beste that der Zufall. In einer mondhellen Nacht überraschte der Bauer den Bären wieder auf seiner Schlittenfahrt. Er nimmt seine Büchse und legt sich auf die Lauer. Meister Petz läßt sich wohl geschehen, sättigt sich nach vollbrachter Körperübung am Heidekorn und klettert dann auf einen Holzapfelbaum, um die Mahlzeit mit Confect zu beschließen. Am Fuße des Baumes steht ein zweiräderiger Wagen mit aufwärts gekehrter Deichselstange. Der Bauer sieht den günstigen Augenblick, drückt auf gut Glück los. Der Bär springt erschrocken vom Baume auf den Karren — der geräth in's Rollen und schießt über die Berglehne hinab. Vergebens sucht der unerfahrene Kutscher die Speichen der Räder aufzuhalten; brüllend zieht er die zerquetschten Tatzen zurück — da stürzt der Karren schon in den Abgrund, leert seinen Inhalt in die Sann, wo ihn am Morgen der Bauer zur Strafe für seinen Frevel gerädert findet.

Noch seltsamer ist die Geschichte vom Steinadler, der einen jungen Schafhund von der Weide raubte und ihn mit kräftigen Krallen empor an die Hänge der Ostrizza trug, um ihn dort auf einer hohen Fichte behaglich zu verzehren. Schon schickt sich der blutgierige Vogel zum Erwürgen an, da weiß der Hund den Adler plötzlich an der Kehle zu fassen und todtzubeißen. Das Raubthier stürzt zur Erde, das Hündlein sitzt hoch am Baume, und die Leute sind nicht wenig überrascht, als sie auf dem Wipfel den gar seltsamen Vogel gewahren.

Wir kommen auf unserer Wanderung endlich zu einem besonderen Effectstücke dieser Partie, zur Nadel, welche durchschritten zu haben, Mancher dem Wagestück einer Montblanc-Besteigung gleichgestellt hat. — Wir haben uns Dreiviertelstunden weit von Leutschdorf entfernt. Das Flußbett ist so schmal geworden, daß ein Kind Steine an's jenseitige Ufer werfen könnte. Fast senkrecht steigt die Bergwand auf, welcher der Pfad abgetrotzt ist. Das Gebüsch verhüllt uns die schwindelerregende Tiefe. Die Felsen sind so eng zusammengerückt, daß man keine Menschenmöglichkeit sieht, da durchzudringen. Aber die Natur schlägt ihre Wünschelruthe d'ran: „Sesam, öffne dich!" und das Wunder ist geschehen. Ein mächtiger, bis an die Sann hinabreichender Felsblock scheint sich von der Hauptwand losgerissen, aber wie von Reue ergriffen, sich mit zurückgeneigter Achsel und Stirne wieder an dieselbe gelehnt zu haben. Dieser kleine Zwischenraum nun, von der Achsel bis zur Stirne, bildet das Oehr der Riesennadel. Drei Stufen führen in diese Klause, die kaum zwei Schuh weit ist. Ein scharfer Luftzug fährt uns wie Gletschergruß entgegen. Diese Felsgestaltung der Nadel ist nicht malerisch; denn der Maler wird ihr kaum ein genug bezeichnendes Bild abgewinnen können, aber sie ist seltsam.

Jenseits der Nadel steigen wir wieder zum Flusse hinab; wer an dem schmalen Pfade der Wand nicht mehr länger hinklettern will, der watte durch das Wasser, wie sich hier überhaupt der Weg in der Sann gänzlich

zu verlieren droht. Aber da hinten wohnen auch noch Menschen, und nach einer weiteren Stunde Wildniß sehen wir die Spitze des Pfarrthurmes von Sulzbach.

Wir eilen dem Pfarrhofe zu — begrüßen in dem geistlichen Herrn den Touristenvater der Gegend, der uns gerne in Allem mit Rath und That beispringt. Kehren dann aber beim Meßner ein, wo wir gut aufgehoben sind.

Sulzbach liegt in die Alpenwildniß wie eingemauert. Dort im Norden steht die Oushova mit ihren Felsenhöhlen, den „Rekrutenlöchern". Südlich ragt das Vorgebirge der Sherbina und die Oistrizza. Oestlich trotzt zerfurcht und zerklüftet die ungeheure Raducha — im Mondlichte gesehen, wie sie dastehend in ihrem faltigen Silbertalare — ein Riesenpriester, um im Schweigen der Einsamkeit dem Herrn der Welt sein Opfer zu bringen. Gegen Westen gähnen die Hochschluchten, durch welche die Sann herniedert kommt, und durch welche man hinüber nach Kärnten gelangen kann.

Sulzbach mit Allem, was dazu gehört, zählt an die achtzig Häuser; die Pfarrkirche, welche auf einer Anhöhe steht, ist der Mutter Gottes geweiht, als der Beschützerin dieses von der Welt losgetrennten, von drohenden Felsmassen beengten Alpenthales. Unter Friedrich II. von Cilli — der Fehde hatte mit Kaiser Friedrich IV., war Sulzbach die Schatzkammer des Grafen, der all' seine Kostbarkeiten in diese damals fast unzugängliche Wildniß schaffen ließ.

Hoch im Gebirge, hinter schroffen Felsen, oben steht ein großer Bauernhof, beim „Knez", so viel wie Fürst oder Graf geheißen. Hier sollen gräfliche Flüchtlinge aus dem Geschlechte der Cillier gewohnt haben, um sich vor ihren Feinden zu verbergen, oder wohl auch des Hochwildes wegen. Jedenfalls haben die Grafen von Cilli zur Urbarmachung des Thales und zur Erbauung der zwei Kirchen das Meiste beigetragen.

Auf dem kleinen Kirchhofe steht die alte St. Anna-Kapelle, unter deren Fußboden man im Jahre 1848 einen sehr großen Leichnam fand. Es sind in Sulzbach überhaupt Todtenköpfe von ganz ungewöhnlicher Größe zu sehen, die uns von der Riesenhaftigkeit eines alten Geschlechtes erzählen, das hier gewohnt haben muß.

Außer der Pfarrkirche steht im Thale auch noch die Kirche zum heiligen Geist, von welcher uns der harmonische Klang der drei Glocken freundlich grüßt. Diese Kirche, so entlegen und hoch sie auch im Gebirge steht, soll gar von einem Bischof confecrirt worden sein. Unweit ist auch eine Quelle, aus welcher Weihwasser fließt. Ein Bischof auf der Wanderung soll einst daselbst gerastet, sich am Wasser gelabt und dasselbe für ewige Zeiten geweiht haben.

Von den Sulzbachern kam bis vor kurz selten Einer über die Nadel hinaus; die Leute bildeten sich auf diese Abgeschlossenheit auch gar nicht wenig ein. Als dazumal die Franzosen in Steiermark gewesen, hörten die guten Sulzbacher erst davon, als sie schon längst wieder abgezogen waren. — Und käme es d'rauf an, etliche gute Schützen am Engpaß der Nadel halten ein ganzes Heer auf. — Im Dorfe sieht man gewöhnlich nur Greise und Kinder; die Mannbaren sind in den Holzschlägen, auf den Halden, von welchen des Abends die Kühe glockend herabkommen, um vor den Häusern gemolken zu werden — oder treiben sich als Gemsjäger auf den Klippen der Oistrizza, auf den Zacken der Rinka umher. Die Leute hier sterben an Altersschwäche oder an einem Sturz in den Abgrund. Die Burschen sehen in ihren Filzhüten mit Hahnenfedern und niedergebogenen Krempen verwegen aus. Die „Gartenlaube" brachte in ihrem Jahrgange 1865 ein sehr wenig schmeichelhaftes Capitel über das Sulz-

bacherthal; es nannte dieses „die größte Räuberburg Deutschlands". Alle Soldaten-Flüchtlinge der weiten Umgebungen hätten sich nach Sulzbach gezogen, dort anfangs vom Wildern gelebt; die Sulzbacher hätten gar keinen Gendarmen und keinen kaiserlichen Beamten zu sich hineingelassen, die herkömmlichen Steuern jedoch regelmäßig an die Behörde abgeliefert. Bald wäre das zusammengelaufene Gesindel aber aus der Felsenburg hervorgebrochen, hätte in Kärnten, Krain und Steiermark geraubt und geplündert, und selbst die Reichsstraße zwischen Wien nach Triest nicht geschont. Im Jahre 1848 wären diese Leute endlich in mächtigen, wohlorganisirten Banden in die Nachbarländer eingefallen, eroberten z. B. Bleiburg in Kärnten mit seinen zwei Gerichten und eintausend Bewohnern. Da bestürmte man Sulzbach im Jahre 1852 von der steirischen und kärntnerischen Seite mit Militärmacht. Viele wurden gefangen; andere verkrochen sich hoch an den Wänden in die Höhlen und Spalten, wo sie aber bald von Hunger und Kälte besiegt wurden.

So erzählt Dr. Friedrich Hoffmann in der „Gartenlaube"; so war es aber nicht. Eine zehntägige Belagerung Sulzbach's im genannten Jahre fand allerdings statt; das jedoch nur, weil Bauernbursche von Sulzbach drei Gendarmen mißhandelten, die in der Gegend herumgezogen waren, um paßlose Individuen aufzuspüren. Solche Individuen, und besonders Militär-Flüchtlinge mögen in Sulzbach, wie zu jener Zeit allerorts im Gebirge, wohl vorgekommen sein — aber die romantische Geschichte von den Räuberbanden ist erfunden.

Die Leute dieser Gegend sind meist gutmüthig und redlich; gleichwohl ihre Abgeschlossenheit von der Welt auch Mißtrauen, Aberglauben und Verstocktheit zur Folge haben muß.

Dieses Sulzbach wäre eine (nicht von des Gedankens Bläße moderuen Lebens angekränkelte) Idylle aus alter Zeit, wenn nicht das arme, kummer- und mühevolle Leben die Poesie zerstörte. Die Felsen engen den Blick ein, und leiten ihn gegen Himmel, wo diese armen Menschen einst zu wohnen hoffen, wo es keine wilden Berge mehr gibt, wo ein sonniger Rosengarten blüht, ähnlich dem lieblichen Gelände, auf dem die Cilli-Stadt steht, und das Einer oder der Andere in seinem Leben einmal schon gesehen hat.

Als ein bedeutendes Culturelement für Sulzbach erscheint die allgemeine Wehrpflicht. Die männliche Jugend dieses schönen, kräftigen Menschenschlages wird fast durchgehends tauglich befunden. Als Soldat kommt der Jüngling in die Fremde, verliert seine Vorurtheile, lernt in der Regel deutsch lesen und schreiben, und kommt nach wenigen Jahren als neuer Mensch zurück.

Wie das Fremdenbuch in Sulzbach erzählt, sind Fremde jeden Standes, Damen und Herren, sogar aus England und Schottland, schon dagewesen. Und da sich die Alpenvereine nun um diesen neuentdeckten Touristenwinkel annehmen, so geht Sulzbach einer guten Zukunft entgegen. Im Angesichte der Naturwunder, die in diesem Gebirge das Menschengemüth zu tiefst erschauern machen, und zugleich erquicken und erheben, hat der Dichter J. G. Seidl das humorvolle und ergreifende Lied gesungen:

Weil du ein Weib dich nennst, Natur,
So sollt' ich dir wohl schmeicheln,
Und dir mit zarten Fingern nur
Die Wange kosend streicheln!

Ich soll dir sagen, daß du zart
Und lieblich bist vor Allen!
Nicht wahr, so mag's nach Dichterart,
Dir, Eitle, wohlgefallen?!

Doch nein, Natur, hier bist du's nicht,
Nicht zart, nicht mild, wie Frauen!
Ein Amazonen-Angesicht
Zeigst du uns hier, voll Grauen!

In deinem Zorne stehst du da,
Mit herrschend stolzen Blicken,
Daß, wer dir in das Auge sah,
Sich muß in Demuth bücken.

Doch edel ist dein Zorn und groß,
Gepaart mit milder Schonung;
Und also wandl' ich schreckenlos
In deiner Schauerwohnung.

Wem um eine wissenschaftliche und ausführliche Beschreibung dieses herrlichen Alpenwinkels zu thun ist, dem ist das neue Werk: „Die Sannthaler Alpen" von J. Frischauf anzurathen. Wir müssen rasch weiter eilen.

Hinter Sulzbach haben wir einen schauerlichen Engpaß zu durchwandern. Gestein und wirres Geröll überall. Der Fußsteig springt, seinen Raum ängstlich suchend, auf zehn Stegen von einem Ufer zum andern. Plötzlich treten wir nun in ein schönes, üppiggrünes Thal, umstanden von den herrlichsten Bergen. Hier steht ein stattliches Bauerngut, der Logerbauer, von welchem das Thal den Namen hat. Neben dem Gehöfte bricht, vom Schatten alter Erlen bedeckt, unter einem Felsblocke die Sann hervor, deren klares, eiskaltes Wasser nicht größer als ein Mühlbach durch die Au fließt. Das ist aber nur der Sann Wiedergeburt. Wer zu ihrem Ursprunge will, der muß am westlichen, urwaldgekrönten Felsenwall hinanklettern, und dies führt ihn vor das großartigste Felsgebiet der ganzen Alpenwelt.

Aus grünem Vorhang von Matten und Waldhügeln baut sich ein Amphitheater von Felsen empor, so riesig, so gestaltenreich und hoch — ein Thron Gottes. — Dieser Anblick ist Tagereisen, Mühen und Gefahren werth. — Durch Hochwald arbeitet man sich empor zu einer Uebersicht. Nach fast drei Stunden beschwerlichen Steigens stehen wir vor der Felswand Okreschel, von welcher eine etwa 50 Fuß hohe Cascade niederstürzt. Es ist die Sann, welche hier geboren, den Eisschluchten und dem Herzen der Rinka entspringt. Hier überschauen wir die ganze erhabene Gruppe des Sulzbacher Hochgebirges, überschauen weite Theile von Steiermark, Kärnten und Krain, und sehen keinen Ausgang mehr. Die Ushava, die Veliki Verh, die Skuta drohen; die Oistritza zeigt uns finster ihr Doppelhaupt; die Pyramiden- und Kronenzacken des Kotschnagebirges starren uns an; aber Alles überstrahlt die Hoheit und Pracht der 9000 Fuß hohen Rinka — die felszerrissene, schneedurchfurchte Gigantin, die Königin dieser Berge. Auf der Rinka laufen die Grenzspitzen von Steiermark, Kärnten und Krain zusammen. Ihr höchster Punkt soll noch nicht bestiegen worden sein — einer der wenigen Berge der Erde, von welchen man das sagen kann. — Ein Gemsjäger ging eines Morgens mit der Absicht aus, die Rinkaspitze zu besteigen — ist aber nicht mehr zurückgekommen.

Wir scheiden nun von dieser schreckhaften Größe und sagen nicht: Gott schütze dich! Oder sollten auch noch solche Herrlichkeiten der Hut Gottes bedürftig sein? — Und wenn die Berge stürzen und die Felsen brechen, so wird in was immer für einer Gestalt uns die Herrlichkeit und Größe nur noch bedeutsamer, denn nicht die Form allein ist es, die uns in den Naturschönheiten packt, erschüttert und erhebt; es ist die Kraft, es sind die Gewalten, die uns berücken, weil aus ihnen die Erscheinungen hervorgehen.

Wir schließen uns der jungen Tochter der Rinka an und hüpfen zu Thale und suchen den Rückweg. — Nach Leutschdorf zurückgekehrt, haben wir das Gefühl, als ob wir einem großartigen, eines Gefangenen Gottes würdigen Kerker entronnen wären.

Der Herr Pfarrer von Leutschach läßt uns gerne sein Rößlein satteln. Ein langer, ein fröhlicher Ritt; hinter Sachsenfeld trägt uns der Ost ein wohlbekanntes Klingen entgegen — den Pfiff des Locomotiv's.

Gaſſelſprüche

aus dem oberſteieriſchen Volksleben.

Bauersleute beſitzen keine Lyrik in Goldſchnitt. Und doch, wie ſind ſie liederreich! Wie ſind ſie unerſchöpflich an Sang zur Zeit ihrer Liebe! Ja ſelbſt im Rauſche der Leidenſchaft verläßt ſie das Lied nicht und ſingen ſie es nicht laut, ſo flüſtern ſie es leiſe. Bei den Städtern wird Liebeserklärung nur in Opern geſungen, bei den Bauern kommt es alle Tage vor, daß der Burſche es dem Mädchen vorſingt, wie gern er es habe. Die Leute ſind ja ſo arm an Worten, beſonders, wenn ſie was zu ſagen haben; daher bedienen ſie ſich hergebrachter Formen und Sprüche, die durch Reim und Melodie in ihrem Gedächtniſſe hängen geblieben ſind. So iſt es im Gebete, ſo iſt es in der Liebe.

Es mag der Burſche noch ſo knabenhaft toll und knabenhaft jauchzend bis zu ſeinem achtzehnten Jahre herangewachſen ſein; plötzlich wird er jetzt ſchweigſam, das Schreien verſtummt, das Singen beginnt — vorerſt leiſe, nur für ſich. Es fällt ihm das Liedchen ein:

„Won i auf Kumerberg kirchngeh'
Leg i mein beßtn Rock on;
Won i 's ſelb Dirndl in der Kirchn ſeh',
Schou i koon Heiling mehr on."

Und begegnet er ihr — Derſelben — ſei's auf der Gaſſe, ſei's im Wirthshaus, ſo ſchickt ſich's vielleicht, daß er ſie kurzweg angeht:

„Du Dirndl, liobſt mi?
Wanſt mi liobſt, kriogſt mi,
Wanſt mi treu liobſt
Konſt mi hobn — wanſt mi kriagſt."

Ob's wohl ſein Ernſt iſt? Man merkt den Schalk dabei.

Sie geht nicht d'rauf ein — wenigſtens da vor den Leuten nicht — und ſie iſt im Stande und entgegnet ihm:

„Gigerigum, gogerigum,
A Fink is ko Spotz,
Und an gor z'keckn Buobn
Mog i nit zu mein Schotz."

Sie finden ſich ſchon noch. Der Zufall will's, daß ſie — ſei's beim Wirthshaustiſch, ſei's in der Kapelle, ſei's auf der Ofenbank — auf einem Stuhl beiſammenſitzen.

Was flüſtert er denn?

„An Deiner Linkn loß mi ſitzn,
An Deiner Linkn ſitz i gern,
Won ma ſtill banonden ſitzn,
Konſt mei Herzel klopfn hörn."

Da fällt auch ihr ein Liedchen ein, ſie ſingt es nicht, aber ihre Wangen werden blutroth. Ein lebzelten' Herz ſteckt ſie ihm zu, darauf ſteht zu leſen:

„Wie kunt i Dir feind ſein,
I hon Di ſo gern!
I valong mo koon Himel,
Nur Dein will i ghörn!"

Und nun glaubt er zu wiſſen, wohin er ſeinen nächtlichen Schritt zu lenken hat.

Daß an ſommerlichen Nächten, denen zur Raſt ein Sonn- oder Feiertag folgt, der Bauernburſche nicht im Bette bleiben will, daß er auf den Gaſſen ſchwärmt, an Fenſterchen klopft, manchen Brand entzündet in jungen Herzen, das iſt längſt bekannt. In Steiermark nennt man dieſe nächtliche Obliegenheit „Gaſſeln", in Oberöſterreich „Fenſterln", in Kärnten „Brändeln".

Das Treiben näher zu ſchildern, iſt nicht zu wagen; wir wollen nur eine Anzahl der Geſänge und Gaſſelſprüche anführen, wie ſie im Cultus üppiger Jugendluſt, entfachend einerſeits und dämpfend anderſeits geſungen werden. Mehrere dieſer originellen Sprüche ſind der Volksliederſammlung des Erzherzogs Johann entnommen, andere unmittelbar vom Schreiber dieſes aus dem Volke gehoben worden.

Zumeiſt handelt es ſich in dieſem Nachtleben um harmloſen Spaß und der wird bisweilen ziemlich planlos betrieben:

„Der oani Bua ſteht auf da Loata,
Der ondri is zan auffiſteign z'faul,
Da dritti ſteht draußn aufn Brückel
Und hot a Trum Brotwurſt in Maul."

Mancher aber ſchleicht davon und geht ſeine eigenen Wege, froh, wenn ſich Keiner ihm anſchließt. Der Burſche ſchleicht an's Nachbarhaus, klopft an's Fenſter der Mägdekammer und flüſtert den Spruch:

„I bin von Dorf hergloffn,
Hon a Seidl Brontwein gſoffn.
Keman drei Korn,
Legn mi auf an Korrn;
Oana hot koan Kopf,
Der Ondri koan Krogn, —
Hants, Dirndln, kunt i heint
Ka Nochthirbi hobn?"

Erfolgt von Innen gewöhnlich keine Antwort. Der Burſche fährt fort:

„Dort obn in der Kapelln
Läuten ſ' z'ſam mit Glockn und Schelln;
Is a rupfaner Geiſtler,
Hot a leineni Meß glefn;
Hant's Dirndln, ſeids nit ah dabei gwefn?"

Dieſe Frage hat ſicher nichts mit einem etwaigen, unerfüllbaren Verlangen gemein, aber die Mädchen haben keine Antwort. Er horcht eine Weile, klopft an die Scheibe, legt dann ſeinen Mund daran und beginnt ein Neues:

„Hiazt, Dirndln, merkts auf und habts Geduld,
Hiazt wir i enk betn an offeni Schuld!
Thuats mein Hern ſein Befelch recht vanehm:
Ös Menſcha, hobts ghört, hiazt wirds Gaſſeln aufkem.
Mei Her will hobn,
Da Baur ſul koan Gaßler ausjogn.
Wan da Bua von Gaßln hoamkimt,
Is da Baur ſchuldi, daß er'n ba da Hond nimmt,
Und nit ſchlogt oda ſchmiert,
Hingegn in die Kuchelſtubn führt,
Und ſchenkt eam ein
A zwoa, drei Glaſerl Wein,
Und a weißes Stuck Brat dazua,
Und loßtn ſchön liegn bis zan Fruaſtuck in Rua,
Und geit eam um oaa Guldn, um zwen mehra z' Lohn,
Aft kon da Bua ſein Dirndl ſchon
Amol oans zohln davon!"

Solche Vortheile und Ehren für den Beruf der Gaſſelbuben. Jedoch auf die Mägde ſcheint dem „Herrn ſein Befelch" keinen beſonderen Eindruck zu machen. Sie kichern nur, das Fenſter aber öffnen ſie nicht.

Je froſtiger die Nachtluſt auf den Burſchen wirkt, deſto wärmer werden ſeine Sprüche:

„Hants, Dirndln, i grüaß enk ſo hübſch und feln,
So viel, als Röferln in Gartn fein,
So viel Schmelchna (Halme) der Mahder obmaht,
So viel Körndln da Saamon ausſaat,
So viel, als Fiſcherln in Woſſer umſchiaßn,
So vielmol will i enk grüßn!
Und wan de Welt a Tintnfoß war,
Und da Himel papierer war,
Und an iada Stern a Schreiba war,
Und hätn Füaß und Händ',
Und ſchreibadn furt bis in Advent:
Mei Treu und Liab hät kan End!"

Allumſonſt. Auch dieſes Hochfeuer verlodert ohne Erfolg. Keine meldet ſich. Wie auch, es iſt ja Keine allein! Da wird er etwas gereizt und ungeduldig und ſagt ihnen Folgendes zum Fenſter hinein:

„Hants, Dirndln, ſeids nit ſo ſtulz,
Enker Bett is a nur von Hulz,
Und nit von Buxbam!
Därfts enk koan Eſel aufzahm',
Ös Menſcha hobts ghört?
Heuer is nit fert:
Dort untn in Moos
Ligt a todts Roß,
Is um und um offn,
Sein lauta ſtulzi Dirndln auffagſchloffn."

Da das Alles nicht hilft und der Burſche ſieht, daß nichts mehr zu verderben iſt, fährt er fort:

„Ös Menſcha hobts ghört?
Ös feids koan friſchn Buabn werth.
Sölcht Liab, wir i von enk hon gnoſſn,
Hon I oft a beſſere in Sautrog goſſn!
Sölchti Dirndl, wir ös feids,
Hobn ma dahoam dutzadweis.
Sein ah ſchöan weiß und roth,
Und gern hobn ſ' oan völli z'todt."

Nun wird ihm vielleicht bedeutet, daß er am Vernünftigſten thue, wenn er eilig heimgehe zu ſeinen „Weißen und Rothen" und ordentliche Dirndln ſchlafen laſſe.

Er redet noch zurück, daß, wenn ſie ihm ihr Herz nicht wollten ſchenken:

„Gib eh nit viel dafüe —
So wickelts 's ein in a Papier,
Und bindts es feſt mit an Strumpfbandl zua.
Wan aufn Nußbam ſteigt die Kua,
Wan olle Waſſer aufn Berg thoan einn'
Wans a Schneeweel ſchneibt in Ofn drin,
Nachhee wer i do wieda zuachi frogn,
Und enk, ſchön Menſchern, a guats Nachtl ſogn."

Still, wie der nächtliche Minneſänger gekommen iſt, geht er von hinnen. Ein anderesmal iſt er glücklicher, denn in einer andern Kammer ruht Eine allein. „Und hätt' Platz für Zween. Da mag er ſich eines Küßchens freu'n."

Und wenn er geht, ſo iſt das ſeines Dankes Abſchiedsſpruch:

„Hiazl wünſch i Dir a guats Nachtl,
A lebzelters Dachel,
An Zimmatliſch,
Af an iadn Eck an Fiſch,
Bei da Mitt a Kaundl Wein:
So kon 's Nachtl luſtig ſein."

Oder aber, es vergeht die Zeit ſo überraſchend ſchnell, daß beim Abſchied von einer „guten Nacht" keine Rede mehr ſein kann. Er muß ſich ermannen:

„'s thual s Hahnl ſcho krahn,
Da Tog is nit weit;
Liab Dirndl, hirzt wae's wul
Zan Hoamgehn ſcho Zeit."

Sie vernimmts. Ihr iſt gar nicht wohl zu Muthe:

„Um an Mogn is mar eitel,
Van Herz mochts an Stich,
Uebers Aug wachſt a Häutl,
Daß i goe nix meh ſiech."

Sie wird jetzt erſt blind, während ihm die Augen aufgehen.

Aus dem üppigen Wildgarten der Bauernpoeſie noch ein anderes Sträußchen. Ein Gaſſelzwiſt. Der Burſche kommt zum Fenſterchen und flüſtert:

„Viel Stern ſtehn am Himel,
Eiskolt is's auf dee Erd,
Geh Schotzerl, loß mi eini,
Schier hon i mi gfrört."

Und ſie:

„Ich moch da jo nit auf,
Und loß Di jo nit eini,
Geh nur zu derfelbn,
Bei der d'nachtn biſt gweſt um neuni."

Und er:

„Wer hol dan da plaudert,
Wer hot dan Dirs gſogt,
Daß i geſtern nochtn
An Ondri hon ghobt?"

Und ſie:

„Zwegn oanmol is's nit aus,
Wer wirds zwegn oanmol ſein!
Wans oder öfters gſchehn that,
So müaßad i wul greina!"

Und er:

„I glaub, Du willſt mi foppn!
Moanſt leicht zwegn Deiner Schön'?
I ſog da 's, vor Dein Fenſta,
Do wie i nit long ſtehn."

Und ſie:

„Du biſt ma holt a Büabel,
A ſo und ah a ſo:
Du bleibſt nil bae oon Dirndl,
Hoſt ollaweil a Zwo.
Dir is gor Koani eecht
Und will Da Koani gfalln;
Und wanſt a Schön're hobn willſt,
So loß Dir Oani moln!"

So treiben ſie's, bis ſie weinend wird und er ihr mit ſeiner bärtigen Wange die Thräne aus den Augen wiſcht. —

Wieder ein Anderer kommt wie ein frommer Wallfahrer gezogen:

„Wann die Glinzela, Glanzela blüahn,
Will i ah zu mein Dirnderle ziahn,
Geh i borfuaß ohne Strümpf, ohne Schuah
Mein Dirnderl ihrn Fenſterle zua."

Und wie ſchlimm und höhniſch kann die Abfertigung ſein:

„Gehſt a ſo eppa nit geen eina,
Bleibſt a ſo eppa nit gern do,
Wieſt a ſo eppa nit viel Schneid hobn,
Wird a ſo ſchon bold Tog."

Und des andern Tages, wenn man meint, dieſer oder jener Burſche ſchlummere hingeſtreckt auf ſeinem Bette, um von den holden Ereigniſſen der vergangenen Nacht zu träumen, ſteht dieſer oder jener Burſche einſam draußen hinter dem Hauſe und murmelt:

„Nachtn dort gweſn,
Is ſcha ſpot gweſn,
Wa wul rath gweſn,
Mein Steahn.
's Thürl zuagweſn.
's Riegerl für gweſn,
Hon a ſo wieda
Müaſſn geahn."

Kleine Laube.

Riegel vor!

Stimmungsbild von Berthold Auerbach.*)

Scene.

(Ein ſchmaler Gartenſalon mit Thüre, Fenſter rechts, wohlhäbig aber nicht reich ausgeſtattet.)

Eberhardine (kommt ſtürmiſch hereingeſtürzt, athmet ſchwer, ſieht ſich um und ruft): Er folgt mir doch nicht? Still! Nein, es kommt Niemand die Treppe herab. (Schließt die Thüre, man hört den lauten Ton, wie ſie den Riegel vorſchiebt.) So! Riegel vor! Gottlob! Nun bin ich frei, nun bin ich allein ... Im Beiſein meines Vaters, unter ſeinem Schutze, mir die Hand anbieten, um meine Hand bitten und ohne Antwort abzuwarten, mich umarmen wollen — — —! Herr Julius Mörner, ſind Sie denn ſo ſicher, mein Herr? Erwarten Sie denn in der That? — — — Haben Sie nur eine Ahnung davon, was ein Mädchenherz bewegt, beſtürmt in ſolchem Augenblicke? — — — Sie haben den rechten Handſchuh ausgezogen, ziehen Sie ihn nun wieder an. Gottlob! Ich bin noch glücklich entwiſcht. Ich möchte nur jetzt ſein Geſicht ſehen, wie er verblüfft daſteht, — er weiß nicht, wo er hinſchauen ſoll und (nachahmend) mißhandelt ſeinen Bart. Mich dauert nur mein guter Vater, er weiß auch nicht, wo er das Auge hinwenden ſoll. Ja, lieber Vater, biſt du denn nicht auch empört von dieſem kühnen ſelbſtſicheren Tone des Herrn Mörner? Bitt' um Entſchuldigung, des Herrn Kreisgerichtsrathes — — — (ſich verbeugend) ich danke Ihnen verbindlichſt für die Ehre, aber meine Mädchenfreiheit, mein ganzes Leben — — — Still! Kommt Niemand die Treppe herab? Nein! Das wagt er doch nicht, der Siegesſichere. Erlauben Sie, mein ſcharfſinniger Herr Julius Mörner, Herr Doctor beider Rechte, erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß Flucht auch eine Waffe iſt. — — — Ja, das iſt ſein Gang, ich höre ſeine Schritte über mir. Ob er und der Vater wohl denken, daß ich aus dem Hauſe entflohen ſei? Nein, ſie haben gehört, daß ich nur hierher bin, daß ich da bin. Ich trage die Geheimniſſe meiner Seele zu Niemand, auch zu keiner Freundin ... Sie können beruhigt ſein, Herr Doctor, ich werde mich zu Niemand berühmen — — — Iſt die Thür auch wirklich verſchloſſen? Sie ſollen hören, wie ich die Thüre ſchließe. Riegel vor! (öffnet noch einmal, ſchließt die Thür mit Geräuſch zu und ſchiebt den Riegel vor.) Ach mein Herz, mein armes Herz, wie es jetzt ſchlägt. Beruhige dich. Da liegt die Blumenleſe der ſchönſten deutſchen Gedichte, die er mir als Gewinnſt eines Vielliebchens gebracht hat. (Lieſt:) Fräulein Eberhardine Jung grüßt aus der Seele der Dichter, Julius Mörner. (Laut:) Ja, die Dichter ſollen an ihrer Stelle die zarten Empfindungen haben, ſie ſelber aber behandeln das Höchſte trocken, actenmäßig, geſchäftsmäßig — — —. Dieſe ſogenannten tüchtigen Männer ſchämen ſich eines tieferen

*) Vom Autor dem „Heimgarten" zum Abdrucke überlaſſen, unter Vorbehalt des Aufführungsrechtes.

Empfindungs-Ausdruckes. Das wäre unmännlich. Aber hat er denn tiefere Empfindung? Man könnte es glauben. Mein Vater ſitzt jetzt am Fenſter — — — was er nur zu ihm ſpricht? (Nachahmend:) „Beruhigen Sie ſich, lieber Herr Kreisgerichtsrath, Sie wiſſen, Sie wären mir ein lieber Schwiegerſohn. Verzeihen Sie dem Kinde. Sie iſt noch kindiſch!“ Bitte, lieber Vater, ich bin nicht kindiſch, ich glaube zu wiſſen, was ich will, ich weiß es ganz genau; weiß auch wie alt ich bin. Auf der Mittagshöhe der zwanziger Jahre iſt man kein Kind mehr. Ich weiß auch, daß die erſte Jugendblüthe nicht mehr da. (In den Spiegel ſehend.) Wie oft habe ich den Vater gebeten, dieſen altmodiſchen Spiegel, der alle Züge verzerrt, abzuſchaffen. Eberhardine! Schäme Dich, ſei aufrichtig gegen Dich; dieſe Fältchen ſind nicht vom Spiegel. — — — (Viſitenkarten vom Tiſche aufnehmend.) Da iſt ja die Vermählungs-Anzeige der Clara Grundmann! Es würde ſich ſchön ausnehmen: Eberhardine Mörner, Kreisgerichtsräthin. Brr! Wie viele R! . . Dieſe Unzartheit hätte ich ihm nicht zugetraut, Mit dem kaum trocken gewordenen Ernennungs-Decret zu kommen und faſt zu ſagen: Liebe Fräulein Eberhardine, ich habe nun eine angeſehene Stellung, und wem der Fürſt ein Amt gibt, dem gibt Gott eine Frau — — er darf nur anklopfen. Ja klopfen Sie, es wird Ihnen nicht aufgethan.

Still! Klopft Niemand? Der Riegel iſt doch auch ſicher vor? (Sie macht ihn wieder auf und zu.) Es iſt wahr, er iſt ein braver Mann, edel, gebildet, freilich etwas linkiſch. Ich glaube, er war aus Zaghaftigkeit ſo keck . . . Ich ſehe ihn noch, von damals, von der erſten Begegnung, er hatte entſetzlich große Handſchuhe an und ließ ſich mir auf dem Juriſtenball vorſtellen. Ich reiche meine Tanzkarte hin, er läßt ſie fallen, er hebt ſie auf: „Entſchuldigen Sie, Fräulein, ich kann nicht tanzen.“ Ein junger Aſſeſſor und kann nicht tanzen! Ich hatte lange zu thun, dieſen erſten Eindruck zu verwinden. — — Ich gehe allerdings jetzt auf keinen Ball mehr, es iſt zu viel grüner Nachwuchs da. Ah! die tanzt auch noch? Das hört man, und wenn die Muſik noch ſo laut aufſpielt — — und meine Altersgenoſſinnen ſind alle — —. Wie konnte er aber nur glauben, daß ich ſo leicht die Hauptſtadt verlaſſe und in einem kleinen Städtchen lebe? Ich habe ihm freilich oft geſagt, ich liebe das Leben in kleinen Städtchen, wo man den Menſchen viel näher iſt und — — — ja, es iſt doch auch ſchön, jeder grüßt: guten Morgen, guten Abend Frau Kreisgerichtsräthin — — Danke Ihnen. Eigentlich theile ich mit ihm meine holdeſten Lebenserinnerungen, er war mir auch lieb, gewiß, warum habe ich ihn denn abgewieſen? Habe ich ihn denn abgewieſen: Möchte ich denn einen andern lieber als ihn? Nein, aber dieſes ſelbſtbewußte Auftreten: ich will Dich, alſo bekomme ich Dich — es iſt empörend. — — — Wäre es Dir aber lieber, wenn er bittend erſchienen wäre? Still! Ich höre die Thür oben gehen! Er iſt im Stande, und verläßt das Haus. Ja, man hat ſchon gehört, daß ein abgewieſener Freiwerber ſchnurſtracks in ein anderes töchtergeſegnetes Haus ging und hoch willkommen war. Bitte, gehen Sie nur! Des Präſidenten Eliſe da drüben wird (nachahmend) ja, ach ja, lispeln. — — Beruhigen Sie ſich, ich bin nicht ruhmredig. Aber ſchade, er hätte eine beſſere verdient und eine lebensfriſchere. — — Aber Eberhardine! ſchäme Dich! Ach (weinend) er macht macht mich auch noch ſchlecht, er macht mich wahnſinnig. Wie mir plötzlich ſo kalt wird! Ich fiebere und draußen ſcheint die warme Sonne. (Sie hüllt ſich in einen Shawl.) Ach Gott! Er macht mich noch krank! Ich will nicht krank ſein, ich will nicht. — — Still! Horch! Die Stimme meines Vaters. Wenn ich nur hören könnte, was er ſagt. Jetzt ſchließt ſich oben die Thüre. Es geht die Treppe

herab, er ist's, er ist allein; er hält inne, er steht vor der Thüre, er klopft. Ja, der Riegel ist vor! Er klopft noch einmal, er ruft: Eberhardine! Wenn er zum dritten Male klopft, dann — — er geht. (Aufstampfend.) Er geht! Nun denn, so leben Sie wohl. (Das Fenster öffnend): Er kommt lange nicht aus dem Hause — — wo er nur bleibt? Ich höre seine Stimme. Mit wem spricht er? Ach, mit dem Hunde. Das treue Thier bellt ihm nach, es hat ihn auch lieb gehabt. Auch? Auch? — — Ach ja — — — Dort, dort geht er durch den Garten, sein Schritt ist langsam, zögernd. Eine stattliche, mannhafte Gestalt. Jetzt steht er still. O, er leidet gewiß tief; verschmäht, am Höchsten verzweifelnd, sein Herz pocht. Ob er sich wohl umschaut? Nein, er geht weiter. (Zum Fenster hinausrufend): Herr Kreisgerichtsrath! Er hat's gehört, er hält inne, aber er schaut sich nicht um. (Wieder laut rufend): Herr Mörner! — — — Er schüttelt den Kopf. (Wieder laut rufend): Julius! — — Er wendet sich zurück, er breitet die Arme aus, er kommt. O Du Guter! O Du Lieber! (Sie wirft den Shawl ab, öffnet die Thür und mit dem Rufe): Julius! (stürmt sie durch die offene Thüre und der Vorhang fällt.)

Des Reichen Klage.

Nach dem Französischen.

Als Millionär bin ich geboren,
Ein allerwärts beneidet Loos —
Ach, wüßte diese Welt voll Thoren,
Wie sehr mein Dasein freudenlos!
Kein Mittel gibt's, daß ich entweiche
Dem Fluch — der stets am Gelde klebt —
Wie viele Sargen hat der Reiche,
Indeß der Arme ruhig lebt!

Das ruft und rennt und pocht und klingelt:
Zinsbauern, Briefe, Pachtvertrag,
Frau'n, Madehändler! Man umzingelt
Geschäftig uns den ganzen Tag.
Dann das Gesind', die Noth, die bleiche!
Das stiehlt und nimmt, jemehr ihr gebt! —
Wie viele Sargen hat der Reiche,
Indeß der Arme ruhig lebt!

Der Abend kommt, da wird's nach schlimmer
Besuche, Bälle, Schauspielhaus,
Thee's und gelehrte Frauenzimmer!
Das hält der Teufel selbst nicht aus.
Zum Spiel dann, das mit einem Streiche
Ansehn und Stellung untergräbt! —
Wie viele Sorgen hat der Reiche,
Indeß der Arme ruhig lebt.

Bei diesem Treiben fliehn in Eile
Uns Jugend und Gesundheit hin!
Und wenn durch Ekel, Langeweile
Und Aerzte schier am Tod ich bin,
Tritt grinsend nach an meine Leiche
Die Sippschaft, die um's Erbe wirbt. —
In Gram und Sargen stirbt der Reiche,
Indeß der Arme ruhig stirbt.

Ueber Steirerabende.

Die neue Zeit jagt das Ursprüngliche, Volksthümliche, also auch die nationalen Eigenthümlichkeiten der Völker raschem Verfalle zu. Die Deutschen suchen auf politischem Wege germanischen Geist zu fördern, während sie in Haus und Heim alten germanischen Brauch nicht immer achten und ehren. Die menschliche Gesellschaft nivellirt sich allmälig, schreitet dem Kosmopolitismus zu. Und das ist vielleicht gut. So lange aber noch die Grenzen gezogen sind, wird jeder Volksstamm das Mark aus seiner eigenen Wurzel ziehen müssen.

Wie dies für das Ganze gilt, so gilt es auch für einzelne Länder und Provinzen; und besonders der Alpenbewohner fußt so fest und einzig auf seinem Boden, daß er ganz instinktiv an's Vaterland, an's theure sich anschließt und es fest hält mit seinem ganzen Herzen. In drohenden Gefahren der Verflachung und Entfremdung sind stets einzelne Männer oder ganze Körperschaften bemüht gewesen, alte Sitte zu erhalten, alte Ueberlieferungen wieder in Erinnerung zu bringen, jene Lebensweise stets zu hegen und zu pflegen, an der ein Volk erstarkt ist.

In Steiermark, diesem Lande voll köstlicher Eigenthümlichkeiten, sowohl in Bezug auf Sprache, Volkslied, Kleidung, Spiel und Tanz, als auch in der Lebensweise, war es Prinz Johann,

der sich die Erhaltung und Kräftigung des Steirerthums angelegen sein ließ. Seit dem Tode dieses Mannes ging Landesbrauch der Verflachung zu, und nicht bloß Graz, die Hauptstadt, welche sich bereits als Großstadt fühlt, auch die kleineren Städte des Landes hatten den steirischen Charakter fast abgestreift.

Das Bauernthum blieb, ohne daran zu denken, das, was es war, bis ausländische Kleiderstoffe und Kleiderformen, Luxus und neue Bedürfnisse sich hereindrängten; dann trug es sich anders, ohne wieder daran zu denken, was es aufgab und was es annahm. Die einzelnen Freunde der steirischen Sache, die nicht so mächtig waren, als der Erzherzog Johann, predigten in die Wüste hinein, unbeachtet, unverstanden. Da nahmen sie ihre Zuflucht zur List. Sie veranstalteten Lustbarkeiten, Feste, Bälle, bei denen nur steirisch gesprochen, steirisch gesungen, steirisch musizirt und steirisch getanzt werden durfte, und deren Theilnehmer in steirischer Tracht erscheinen mußten. Jetzt eilten die Leute herbei, rasch schafften sich die Männer Gemslederhosen und was dazugehörte vom Fuß bis zum Kopf, und die Weiber Landspenser und was dazugehörte vom Kopf bis zum Fuß, lernten den steirischen Walzer, das ländliche „Scheiben", lernten alte Volkslieder singen, verschollene Almer jodeln und so leicht ging das, als ob es Jedem — angeboren gewesen wäre. Ja, selbst Ausländer fanden Gefallen an der malerischen, kleidsamen Tracht, an der gutmüthigen Mundart, an den warmherzigen, überaus melodischen Liedern und an dem wahrhaft schönen, edlen Steirertanz.

So wurden die „Steirerabende"; dieselben entstammen den Jäger- und Holzknechtbällen, wie solche im Oberlande auch in Städten mitunter abgehalten wurden, welche aber nur die Bedeutung eines gewöhnlichen Tanzfestes hatten. Zu Kindberg im Mürzthale begegneten wir dem ersten „Steirerabend" mit echt steirisch volksthümlichem Gepräge und im Geiste der Wiedererweckung steirischer Sitte. Das Fest war veranlaßt von dem Neuschöpfer des steirischen Liedes, Jakob Schmölzer, und weiteren Kreisen bekannt gemacht durch den Volksdichter Rosegger.

„Mir hobn koan Salon", heißt es in der Einladung zu jenem Steirerabende, „wan ma redn mitanond, gibts ah ka „Herr von". — Mir hobn holt a Stubn und an Tonzbodn dazua. Und an Gruaß schön an gmoan (leutseligen), wia's da Brauch is dahoam. — Und zwegn an Gwond: brauchts ka seideni Procht, ös gfollts uns am bestn in da steirischn Procht. A Gamslederhosn, an gfedertn Huat, da Kaisa trogts ah und an Jedn stehts guat. Und d'Weibaleut Kiderln, wir a Jede holt will, oba kurzi stehn besser und kostn nit so viel."

Das lockte, das heimelte an. Das ganze Thal kam zusammen und von weiter her aus steirischer Gemarkung kamen Leute, um wieder einmal steirisch tanzen zu sehen. Es war ein wahres Volksfest.

Und im nächsten Jahre machten die Kindberger gleich nach Neujahr kund: „Mir richtn scha wieda zsom dazua; da Tonzbodn wird gschmiert; mir schlogn ah scha Ständ auf, wo Meth ausgschenkt wird. — Und wer von der Ahndl no a Gugerlhaubn findt, oder a Joppn von Ahndl — nur einschliafn gschwind!"

Rührend war diese Apellation an die Vorfahren zu einer Zeit, da man im Rausche des „Fortschrittes" mit Geringschätzung, oder gar nicht an die Alten dachte. Das Weibsvolk wurde noch ganz besonders gelockt:

„Kafn eahner an schön Kiata (Marktgeschenk), an lezoltnen Reiter, a Herz, wan s' oans wölln, und wegn an lezoltnen Kind gehn mar ah no nit stehln."

Wirklich waren Lebzeltstände aufgerichtet neben dem Tanzboden, in den Zechstuben und die Wände waren mit volksthümlichen Vierzeiligen und Sprüchen bedeckt und mit den Insignien des

Landmannes, des Almers, des Holzers, des Bergknappen, des Werksarbeiters u. ſ. w. ausgeſchmückt. So würzten die Bilder der Arbeit das Vergnügen, welches ſich in ſeinen ehrwürdigen Formen klingend und heiter entwickelte.

Bald fand dieſer Mürzthaler Steirerabend, welcher auch in Mürzzuſchlag Fuß faßte, Nachahmung in Leoben, Judenburg, Knittelfeld, Stainz, Fürſtenfeld, Pettau und Graz. In der Hauptſtadt war es der Verein „Almbrüder", welcher ſich durch ſeine großartig angelegten Steirerabende für die ſteiriſche Sache wirkliche Verdienſte erwarb. Zwar wollte den Feſtgebern ihr Beginnen anfangs nicht gerechtfertigt erſcheinen, denn der von ihnen ausgeſandte Bote ſagte:

„Ba meiner Treu, wan ma s nimmt, 's is eh a Schond, an Steirerobnd holtn mittn im Steirerlond. Sult ma nit moan: a jeder Obnd im Steirerlond war a Steirerobnd? Derlogn is s! Im Salon ſein ma franzheſiſch, in da Werkſtott engliſch, im Bierhaus pilſneriſch böhmiſch! im Kromerlobn ſein ma jüdiſch, ban Weiberleutn türkiſch und in der Kirchn römiſch. Mitn ſchworzn Frak laufn ma durchn grean Wold; dem Tanenbam und der Dachn ſetzadn mir an Cilinder auf, wan mar in Wipfl kuntn daroachn. Wir unſa Muada hot gredt, wir unſer Voda hot gſunga, wir unſer Ahndl in da Kniahoſn aufn Tonzbodn is gſprunga, wir unſer Ahndl die Kropfn hot gmocht, in Sterz und die Knödln hot kocht, is uns zgmoan und zſchlecht. Unſer ſteiriſches Graz möcht pariſeriſch ſein oda gor berlineriſch fein. Is ah ſo weit recht, d Welt ghört zſom, ſo fuls banondableibn; mit da gonzn Weltkugl thuat unſer Hergott kegelſcheibn. Oba, wan ſcha da Tiruler und da Schwob auf ſei Landl wos holt't und ſogor dem Böhm ſei böhmiſche Tolkn gfollt: ſaggerawolt, wos moanſt dan, Bua, war nit s ſteiriſchi Landl guat gnua, daß ma s liabn und verehrn thatn, wia die Oltn und ſeini guatn Bräuch' und Sittn holtn?!"

Dieſe Leviten wirkten. Das größte Local der Hauptſtadt vermochte die herbeiſtrömenden Gäſte nicht zu faſſen. Hohe Herrſchaften waren da und miſchten ſich gemüthlich unter das Volk; Alles in bunter ſteiriſcher Tracht, die Wände decorirt mit Inſignien des Landes, mit ſteiriſchen Landſchaften, Volksſcenen, mit ſinnigen Sprüchen und luſtigen „Geſetzeln", auch mit dem Bilde des Erzherzogs Johann. Volksſpiele gab's in den Nebenräumen, die innige Zither, das alte Hackbrett, die Pfeife des Hirten waren da; allerlei Dinge, die originell ſchienen, weil ſie alt und vergeſſen geweſen waren. Durch das ganze Gebäude gellte die Luſt, erſcholl das helle Jauchzen der Steirer, die — wieder heimgefunden hatten.

Dieſe Steirerabende, ſie werden noch gehalten, ſind keine bloßen Faſchingsbälle in Coſtüm, ſie haben eine tiefere Bedeutung, ſie wecken mit der heimatlichen Sitte wirklich das Vaterlandsgefühl. Allerorts im Lande ſieht man heute wieder ſteiriſche Tracht und den herrlichen ſteiriſchen Tanz, deſſen urthümlichſten Eigenſchaften auch das junge Volk bereits wieder zur Geltung zu bringen weiß. Ueberall klingt die Zither, ſchallt das ſteiriſche Lied und wenn auch nicht all' das den Steirerabenden, die ſeit einem Jahrzehent gang und gäbe ſind, zuzuſchreiben iſt, ſo haben doch dieſe an der Wendung großen Antheil.

Jährlich kommen uns von allen Seiten des Landes die luſtigſten Einladungen zum Steirerfeſte zu. So ſagte vor einem Jahre der Bote aus Stainz:

„Wail ſcha vül g'ſogt hom
Daß kemman werd'n gwiß,
Deraweg'n homa troch't
Doß a huia a Steiraob'nd is. —
Do wird's g'ſung und muſizirt,
Doß in's Herz geht und in's Gmiat,
Und diſchgarirt wird's jo recht raa,
Wonn na ollawail Steiraob'nd waa!
Und ban Tonz'n hot's koan G'frett,
Buam und Deandl'n drah'n ſie um d' Wett,

Und ſchean gmiathi und g'ſchmoch
Wolz'n d' Olt'n ban Steiriſch'n noch. —
Oba Sei und die Deandl'n
Lot's balei nöt dahoam,
Sö that'n ſi kränk'n
Ols z'vil in da G'hoam;
Denn ohni die Weibat'n
Is goar net zan leb'n,
Wail ma's zan Tonz braucht,
Und ſunſt a — zan Red'n.
Die Deandl'n werd's ſicha lob'n,
Koani is verzartelt erzogen,
Stolz ſain is nöt eahna Modi,
Koani ſogt: I mo nöt, i bin marodi.
Kemmt's aft in oanfach'n Gwond,
Oda in ſteiriſcha Trocht,
Doß ma uns zred'n traun,
Und's Gmoan ſain nix mocht;
Oba oans is uns zwida
Und 's lot ſi nix moch'n,
Die Muſi will zohlt ſain,
Muaß ma frei dazua loch'n;
Fir's Monnat's oan Guld'n
Und fir's Weibat's an holb'n,
Sell wa oft ban kemman
Ols Einſtand zan zohl'n."

Und in dieſem Jahre erneuert der Bote aus Stainz ſein „Gebitt":

„Mit Weibat'n und Dirndl'n
Kemm's olli daher,
Wonn ma de nöt hätt'n
Sel war a Malör.
Ma braucht's eana nöt z' ſog'n,
Daß' ſan unſa Leben
Sö that'n ſi ſift
Z' vil ibaheb'n."

Und ſchließt treuherzig:

„I ſog nöt Pfirtgott,
Mir ſech'n uns jo ſo,
Wia mehr daß mit bring's
Deſta mehr ſein ma froh."

Sie werden nicht allein geblieben ſein, denn auf den Steirerabend freut ſich Mancher das ganze Jahr und wie er mit dem Chriſtbaum das Feſt ſeines Hauſes begeht, ſo feiert er mit dem Steirerabende das Feſt ſeines Landes.

Aus Köflich kommt folgende fröhliche Kunde:

„Z' Köfla, do ſan a ſo Leut,
Dö ſchiaß'n gern tan,
Sö hom damit a rechti Freud;
San in Steirerlond daham
A Schütz'n-G'ſöllſchoft hom ſi g'mocht
Vor etlan Jahr'n ſchon,
Und ſchiaß'n häufti d' holbi Nocht,
A Niada wia ar lon.
In Faſching tan ſö alle Jahr
An Tonz abhalt'n gern,
Und hom bis hiazt alrat ſo tonzt
Wia in da Stadt die Herrn,
Di Monnsleut hob'n Frack ang'habt,
Die Weibsleut longi Schlöpp,
Wos hät dazua da Aehndl g'ſagt,
Won er hät Dos darlöbt.
Erſcht heuer hom die Weibsleut g'red't,
Das dös ſie nöt guat macht
Hom g'ſogt das ſchöni Steirerlond
Höt a a ſchöni Tracht.
Es ſchilat ſi, das d' Steirerleut
In hoamatlichem Lond
Den alten Brauch a ehr'n ſolln,
Sonſt wars jo doch a Schond.
Di Monnsleut z' Köfla ſan guat g'wöhnt
Z'toan, was di Weibsleut ſog'n
Und hob'n af da Stöll derkennt,
Doß Dösmol recht toan hob'n. —
Onziag'n tan ma Steirerröck
Und Hoſ'n wias holt limmt,
Wer Bundſchua hot und Strümpf dazua,
Wird guat tan, won er's nimmt.
Di Stoankoln-Groba lönnan a,
Der Brauch is jo uralt,
Ehnan Kittl nehm und ſelln Flöck dazua,
Der nöt worm mocht, a nöt kolt.
Wos d' Weibsleut ongeht, ſan mar froh,
Wons nur recht brav tan kömmen,
Nur möcht' mer ihnan ſog'n do,
Das ſö kan Schlöpp ſoll'n neman!
Die Ahnd'l und die Muada hom,
Wonn ſö ſan tonz'n gongan,
Olwal nar ſoli Kittl g'hobt,
On dö ka Fohn is g'hongan!
Hiazt bitt mar holt, lömmts zan uns,
Domit ma recht viel ſan,
Am luſtigſten is ollemol,
Won ſchier da Ploz is z'llan.
Und jodl'n könnt's, ſo viel als wöllt's,
Wia mehr, wia beſſer iß.
Wer ſchöner lon, wird ſchöner toan;
Ober jod'ln miaß ma g'wiß!
Wer ſpiel'n will, ſan Kort'n do,
Kinnt's Farb'ln oder Zwick'n,
Nar z'hoch derſt's nöt, da Standar ſogt jo,
Es tat ſi dos nit ſchick'n.
Für d' Muſi und für'n Tonzbod'n
Miaß'n d' Monnsleut holt'n her,
A Niada, der zan uns limmt,
Gibt a Oanſerl und nit mehr.
Mir moanen woll, 's wird luſti wern,
Won mar Olli ſan banond,
A feſcher, friſcher Steirerab'nd
Im ſchönen Steirerlond."

Der Verein „Zirbitzkogler" in Graz befleißigt ſich einer etwas feineren Ausdrucksweiſe, iſt aber nicht minder warm für die Sache beſeelt. Politik, ſo erzählt ihr Bote, trieben ſie nicht, das brächte allerlei Verdrießlichkeiten,

„Dafür aber halten's als Schützen sehr viel
Auf den „Anstand“ und auf ein sicheres
„Ziel“,
Auf ein scharfes Aug', eine ruhige Hand
Und vor Allem auf Liebe zum Heimat-
land. —

Und so wollen wir heuer in Lust und Freud
Und bei herzlicher Schützeneinigkeit
Halt wieder recht frohe Stunden verleben,
Und die Geladenen uns die Ehre geben.

Recht g'freuen wird's uns, wenn, wer nur
kann
In steirischer Tracht kommt, Frau wie Mann.
Das ist kein' Maskerade, denn steirisches
Gwand
In der Heimat zu tragen, ist gewiß keine
Schand.“

Eben so treffende und heitere Einladungen lassen die Leobner, die Judenburger, die Mürzzuschlager, die Weizer, die Fürstenfelder u. s. w. ergehen. Stets voran jedoch bleiben die „Almbrüder“, welche diesen vaterländischen Festabenden noch dadurch eine besondere Weihe verleihen, daß sie das oft nicht unbeträchtliche Reinerträgniß derselben stets wohlthätigen Zwecken zuwenden. Sie haben, möchten wir fast sagen, die Hauptstadt für Steiermark erobert, haben zur Enthüllung ihres Schutzpatrons, des Erzherzogs Johann, auch ihr Siegesfest gefeiert und singen in sanfter Gemüthlichkeit:

„Mir Olmbriada Buabn
Sein gspoasigi Leit,
Mir mochn ins Sumer und
Winter a Freid.
In Sumer af der Olm
Mit der Schwoagarin a Gspusi,
In Winter afn Tonzbodn
Ban a steirischn Musi.“

Dann wieder im kecken Uebermuthe:

„Und Monleit und Weibaleit,
Ols durchanond,
A wenk Singan und an Gspoas,
A guati Kost; und a Gwond
Des d Schenheit loßt onschaun
Und do wieda deckt:
Hoalm Thoal gfiachst die Dittla,
Hoalm Thoal fein s vasteckt.
Hoalm Thoal host a Reischl,
Hoalm Thoal host as nit;
Hoalm Thoal liabt dih s Dirndl,
Hoalm Thoal trauts da nit.
Und gach hebt da d Musi
Zan Ludlazzn on,
Do springts ollzwoa zsom
Und damaschts davon.
Na, damaschts na zua;
Hör' afs Geschl an Schnolz! —
Meintswegn, owa gebts ma
Schen Acht, daß nit sollts!
— Und, daß ih na frog
(Ih vaseis mih heint frei)
Ban Olmbriadatonz
Seits do ah dabei?
Na, jo freili, vasteht sih,
Da Winter is kolt,
Wer sih nit imeramol wormtonzt,
Der wird ols zsria olt.“

Aber Alles, so versichern sie, in Schick und Ehren! „Voderlonds Brauch derf nit verschandelt wern!“ — Allerdings hegen sie einiges Mißtrauen gegen die materialistische Zeit, beruhigen sich aber: „Dasselbe war doh dalogn, daß enk s Herz so fest saß aufn Mogn, daß s a steirischi Musi, a steirisches Singa neama zan Hupfn kunnt bringa!“ Und wahrlich, der Trost liegt nicht fern:

„Da Steirer gibt gern
Fürs Landl sei Geld,
Da Steirer geht frisch
Für sei Landl ins Feld:
So geht er Gott z Liab
Und sein Steirerlond z Ehrn
's Johr amol gwiß
Aufn Steirerobnd gern;
Nau jo, an Tonz woaß er,
Und a Dirn kriagt er,
Und a Schneid hot er,
Nau und aft fliagt er,
Fliagt, daß a Freud is
Umer im Kronz,
Ludlazt und juchazt
Ban steirischn Tonz!“

So ist denn diese volksthümliche Sache in schönster Blüthe und zu Nutz und Sinn wird der Carneval, wenn er wieder, wie vor Zeiten, einer Idee dient, und zu Nutz und Sinn wird die Lustbarkeit, wenn sie aus dem Heimatsgefühle stammt und hinwiederum das Heimatsgefühl kräftigt. Das Heimatsgefühl ist der Grund vieler gemeinmenschlichen und aller bürgerlichen Tugenden. Nur das Eine hätten wir den Steirerabenden zu wünschen: Möchten sie ihrer Aufgabe nicht vergessen, möchten sie niemals herabsinken zu gewöhnlichen Faschingsmaskeraden!

Wechsel der Sehnsucht.

Ich war ein Kind und haschte nach dem Sterne,
Mit kleiner Hand wollt' ich den Mond erfassen,
Weil ich ihn sah, wollt' ich ihn auch nicht lassen,
Ich ahnte nicht die ungeheure Ferne.

Als Jüngling heul' denk' ich der Zeiten gerne
Und wie der Wünsche Ziele doch verblassen,
Ein neues Lieben, ach ein neues Hassen,
Das mit der Jugend Götterkraft ich lerne.

Denn in des Jünglings wilden Flammenlagen,
Wo ist die Sehnsucht nach des Himmels Sonnen,
Wo sind des unschuldlieben Kindleins Klagen? —

Des Durstes Labsal fließt in andern Bronnen. —
So nah, so leicht erreicht — und doch entsagen
Muß ich den schönsten, einz'gen Erdenwonnen.

Erasmus Kleinert.

Das erste Dichterhonorar.

Von

Wilhelm Seethalee.

Zu den Leuten „vom verfehlten Beruf", welche von der Wiege bis zum Grabe an einer krankhaften poetischen Ader laboriren, zählte auch einer meiner Jugendfreunde, dem ein grausames Geschick den unpoetischen Namen Friedrich Purzelfellner beschieden hatte.

Purzelfellner war, wenn er seine Freunde nicht meuchlings mit einer der vielen Proben seines Dichtertalentes überfiel, ein feelenguter, friedfertiger und bescheidener Mensch, der mit der Sicherheitswache im besten Einvernehmen lebte und keinen Nachtwächter beleidigte. Nur sein Name ließ ihn keine rechte Freude an seinen titanischen Schöpfungen finden. Stundenlang konnte man ihn darüber debattiren hören, daß Friedrich Schiller nie ein Classiker geworden wäre, wenn er zufällig den Namen Friedrich Purzelfellner geführt hätte. Dagegen ließ sich eigentlich wenig einwenden, es gewährte uns vielmehr einige Beruhigung für die Zukunft unseres Freundes.

Leider hatten wir uns einer argen Täuschung hingegeben. Eines Tages nämlich erschien Purzelfellner mit einem in Classikerformat gebundenen Buche in unserer Mitte, das den bescheidenen Titel: „Purzelfellner's sämmtliche Werke, Erster Theil" an der Stirnseite trug.

Die ganz neue und durchaus originelle Art, sich in die Literatur einzuführen, verfehlte nicht ihren Zweck: ein homerisches Gelächter zu entfesseln.

Diese von Lachkrämpfen begleitete abfällige Beurtheilung der poetischen Begabung Purzelfellners war insoferne von guter Wirkung auf unser körperliches Wohlbefinden, als wir von diesem Augenblicke an, mit weiteren Exclamationen des angehenden Classikers nicht mehr behelligt wurden.

Purzelfellner mied uns; er zog sich zurück und verzichtete auf eine Fortsetzung seiner Studien, da ihm mittlerweile eine größere Erbschaft zufiel, welche ihn trotz seines verfehlten Berufes vor ernstem Nahrungsmangel schützte.

Desto beklagenswerther waren fortan jene Redactionen zu nennen, welchen Purzelfellner seine Poesien „zur gefälligen Aufnahme" übermittelte.

Mit seltener Einmüthigkeit lehnten sämmtliche Journale deutscher Zunge die Werke Purzelfellners ab und geraume Zeit hindurch konnte man in dem „Briefkasten der Redaction" jener Blätter Antworten finden, wie: Herrn Purzelfellner, Dichter (?): Unverwendbar, zur Aufnahme nicht geeignet, unser Papierkorb läßt sich bedanken" u. s. w.

Selbst die Redaction des Localblattes seines Heimatsortes wehrte sich mit Händen und Füßen gegen die Mitarbeiterschaft Purzelfellners, was ihn bewog, den betreffenden Redacteur „öffentlich und vor mehreren Leuten" einen „Esel" zu nennen, für welche unpoetische Licenz ein k. k. Bezirksgericht in Strafsachen über den gekränkten Poeten eine Geldstrafe von fünf Gulden verhängte.

Die ohnehin nie rosige Gemüthsstimmung Purzelsellners wurde nach diesem Conflicte mit dem Strafgerichte wo möglich noch mehr verdüstert; er sprach fortan nur von der sittlichen Verderbtheit und dem schlechten Geschmacke der Zeitgenossen, bedauerte lebhaft, nicht vor einem Jahrhunderte geboren worden zu sein und äußerte sich über die materialistischen Bestrebungen der vom Pesthauche des Schwindels angekränkelten Gegenwart in der abfälligsten Weise.

Seine nächsten metrischen Producte nannte er dieser Leichenbitterstimmung entsprechend: „Friedhofsklänge". Mit diesem Werke, das er im Hinblicke auf seine ersten poetischen Versuche mit dem Titel „Purzelsellners sämmtliche Werke, letzter Theil" versah, wollte er dem Dienste der Musen entsagen und ein schlichtes, aber nahrhaftes bürgerliches Gewerbe ergreifen. Zuvor aber sollten die „Friedhofsklänge" der Oeffentlichkeit, als eine Art poetischen Testamentes, übergeben werden.

Eine Zurückweisung dieser Arbeit stand diesmal außer Frage. Purzelsellner hatte sich, wie er in Momenten des Alleinseins gestand, in den „Friedhofsklängen" selbst übertroffen und eine Welt des Schmerzes und der Entsagung in diesen Versen niedergelegt.

Der Gedanke, daß die „Friedhofsklänge" Epoche machen und den Namen des Verfassers zu den Sternen tragen würden, hatte etwas Berauschendes für ihn, lauerte doch im Hintergrunde die teuflische Bosheit, daß dieses Werk sein letztes war. Die Welt sollte einen Dichter gefunden haben, nur um ihn sofort wieder zu verlieren.

Purzelsellner sandte das Werk, von dem er sich nicht einmal eine Abschrift besorgte, an die Redaction der „Deutschen Dichterhalle", vorsorglich das Paket recommandirend", das Recepisse, wie einen Talisman am Busen bergend.

Woche um Woche ging ins Land. Die „Deutsche Dichterhalle" schwieg beharrlich über Annahme oder Ablehnung, und als Purzelsellner endlich eine briefliche Anfrage wagte, erhielt er die niederschmetternde Antwort, daß das Paket niemals an die Redaction gelangt sei.

Das war mehr, als ein Sterblicher ertragen konnte.

Banger Ahnung voll, eilte der Dichter zum Postamte und reclamirte. Abermals verstrichen einige Tage; endlich erfolgte die Antwort: das Paket sei in Verlust gerathen. Gleichzeitig händigte man Purzelsellner den Betrag von 20 fl., die vom k. k. Aerare festgesetzte Gebühr für in Verlust gerathene recommandirte Briefe, ein.

Diese Summe war Purzelsellners — erstes Dichterhonorar, aber auch das letzte.

Wie Banater Bauern Hochzeit halten.

Erzählt von M. Erlbach.

Meine Mutter, die den größten Theil ihrer Jahre im Dorfe Sackelhausen verbrachte, pflegte an langen Winterabenden über die Gebräuche dieses Völkchens, welche theils mythologischen Ursprungs sind, zu erzählen. Angeregt durch diese Erzählungen unternahm ich hie und da Ausflüge in das nette Dörfchen und lernte die Sitten und Gebräuche dieser Ortsbewohner kennen. So kam ich einmal zur Hochzeit eines wohlhabenden Schuhmachermeisters zurecht.

Die Heirat hätte, wie man mir versicherte, schon längst stattgefunden, wenn nicht die Eltern des Mädchens mit der Mitgift gezögert hätten und die Eltern des „Porscht" (Burschen) sagten immer: „Ke Geld, ke Lieb".

Die Vereinbarungen wurden nach längeren Unterhandlungen zu beiderseitiger Befriedigung getroffen und nachdem die Einladungen persönlich besorgt wurden, fand die Verlobung statt. Die Ceremonie hiebei war sehr einfach und bestand darin, daß der Porscht seiner Braut über einem leeren Teller einen Thaler in die Hand drückte und daß einer von den zwei anwesenden Zeugen

zur Bekräftigung Wein über die Hände der Verlobten in den leeren Teller goß, von welchem später alle Gäste tranken. Vier Samstage gingen vorüber; die Verlobten träumten sich schon in ihre Wirthschaft und dachten bereits an das häusliche Glück. Dann zur Vorfeier gab es Tanz. Tags darauf kleidete sich die Braut nach alter Sitte in einem fremden Hause, vor welchem die Dorfburschen bereits sehnsüchtig harrten, an. Im größten Sonntagsstaate, mit mehrfarbigen Bändern geschmückt, einem einfachen Brautkranz in dem lichtblonden Haare trat die schüchterne Maid aus der Hausthüre und wurde von den Dorfburschen unter Gejauchz und Gejohle in das Haus ihrer Eltern geleitet, allwo sie von dem ebenfalls in Sonntagskleidern gehüllten Bräutigam liebevollst empfangen wurde. Hierauf erhielt das Brautpaar den elterlichen Segen und einige Ermahnungen und nachdem dasselbe von den Gästen mit Weihwasser besprengt worden war, wurde der Gang zur Kirche angetreten. Voran zog die Musikbande, welche die verschiedensten Musikstücke spielte, hinter dieser die Dorfjugend und erst nach dieser die Braut mit den Kranzelmädchen. Pistolenschüsse, Pöllerschüsse! Männer und Frauen waren in Sonntagskleidern gehüllt, Burschen und Mädchen mit Bändern und Blumen geschmückt. Auf der Brust der Beistände aber duftete Rosmarin. Die Cermonie, welche nach echt katholischer Sitte vorgenommen wurde, war bald vorüber und der lange Zug setzte sich abermals in Bewegung und blieb vor dem Hause des nunmehr verheirateten Mädchens stehen. Das verheiratete Paar empfing die Beglückwünschungen.

Die Kirchenglocke verkündete die Mittagszeit und die zum Mittagsmahle geladenen Gäste setzten sich an den umfangreichen gedeckten Tisch. Während der Mahlzeit saß die Braut zwischen den Kranzelmädchen, rechts und links saßen die Beistände. Vor dem Mahle erhielten alle Anwesenden Schnaps, zum Mahle Wein; dabei gab's manch' gelungenen Toast. In das Glas der Braut schenkten die Beistände Schnaps, Bier und Wein ein, mischten es mit Paprika, Salz und Pfeffer und sekirten damit den Bräutigam, zum Zeichen, daß er seine Braut schlecht bediene. Ein altes Weib zog, nach alter Sitte, vom Fuße der Braut einen Schuh, versteigerte denselben und händigte den Erlös der Braut ein. Mittlerweile hatte das Mittagsmahl das Ende erreicht und Pistolenschüsse verkündeten dies den Nachbarsleuten. Einige Hochzeitsgäste befanden sich bereits in rosiger Laune, andere fielen nach dem Gesetze der Schwere unter den Tisch und der größte Theil fing zu jauchzen und zu tanzen an. Da öffnete sich knarrend die Zimmerthüre und herein traten mehrere Musikanten und Bursche. Alle Blicke wendeten sich zu den Eingetretenen und lautlose Stille herrschte. Ein kräftig gewachsener Bursche trat, ein Glas Wein in der Hand haltend, vor und sprach folgenden Vers:

„Gelobt sei Jesus Christus!
Seid ein wenig vom Discuriren still,
Und hört, was ich Euch bringen will.
Hier bring' ich Euch ein Glas'l Wein,
Es ist gewachsen zu Köln am Rhein —
Es ist gewachsen zwischen Sonn', Erd' und Mondschein,
Es ist gewachsen an den Reben,
Gott gab dazu Thau und Regen;
Ich bring's zur Gesundheit für Braut und Bräutigam,
Für Vader und Modder und alle eingeladenen Hochzeitsgäst! Vivat!
Vivat! auch Ihr Musikanten,
Ich hoff', Ihr seid vorhanden."

„Vivat!" ertönte vielfach und die Musikanten stimmten ein leises Tafellied an. Während dieser Zeit reichte der Declamator jedem Gaste ein Glas Wein und erhielt von Jedem einige Kreuzer.

Die Musikanten stimmten ein Tanzstück an und Jung und Alt tanzte abwechselnd bis zum Abendmahle und nachdem das Letztere eingenommen worden war, wurde der Tanz fortgesetzt. Um Mitternacht wurde der Braut der Kranz aus dem Haar geraubt und durch

ein gewöhnliches Tuch erſetzt. Einer der Burſchen nahm zu dieſem Zwecke einen Stuhl, ſtellte denſelben in die Mitte der Stube, die Braut ließ ſich geſenkten Hauptes darauf nieder, Weiber bildeten um ſie einen Kreis und als die Brautmutter den Kranz herabnehmen wollte, legten ſich die Männer nach alter Sitte in's Mittel und wollten die Brautmutter von dieſem Vorhaben abbringen. Eine Schaar Mädchen, unter welchen die beſten Freundinnen der Braut ſich befanden, umarmten und küßten die Braut und nahmen mit folgendem Liede Abſchied:

„Jetzt binden wir Dein Kränzlein ab,
Du darfſt's nicht tragen bis in's Grab.
O Jerum, o Jerum!

Schwör' Du es Dein' Eltern ab,
Dein Mann zu lieben bis in's Grab.
O Jerum, o Jerum!"

Die Braut erhob ſich vom Seſſel, ſchöpfte Athem, blickte die Herumſtehenden an und begann leiſe, mit zitternder Stimme zu ſingen:

„Nun Ihr Jungfern insgemein,
Mit Euch darf ich nicht mehr ſein.
O Jerum, o Jerum!

Und Ihr Jung'ſellen insgemein,
Mit Euch darf ich nimmer luſtig ſein.
O Jerum, o Jerum!

Und all' Ihr Weiber insgemein,
Mit Euch muß jetzt ich traurig ſein.
O Jerum, o Jerum!"

Darauf ſtimmten die Mädchen wieder an:

„Jetzt ſetzen wir Dir Dein Häublein auf,
Muſikanten ſpielt ein Tänzlein auf.
O Jerum, o Jerum!"

Und ihrem Manne um den Hals fallend, ſang die Braut:

„Spielt auf, ſpielt auf ein Saitenſpiel,
Daß ich mit mein Mann jetzt luſtig bin.
O Jerum, o Jerum!"

Das Brautpaar tanzte einmal im Saale herum, die Braut ließ ſich abermals auf dem Stuhle nieder und nun goß ein Mann ein Glas Waſſer unter den Stuhl, gleichſam als Symbol, daß die Braut um den Kranz ſo viele Thränen vergießen mag. Nachdem ſich die Braut von dem Stuhle erhoben hatte, wurde der Bräutigam derb auf denſelben geſetzt, die Männer bildeten einen Kreis um den Bräutigam und der Ehemann wurde raſirt. Die Weiber wollten dies wehren und mußten ſich ſpäter unverrichteter Sache zurückziehen. Der Morgen graute bereits, als die letzten Tänzer den Saal verließen. Das Brautpaar war abhanden gekommen.

Rheinweinlied.*)

Lob dir vor Allem, du Perle vom Rhein,
Du biſt der beſte teutoniſche Wein!
Innig vermählſt du dem Frohſinn die Kraft —
Köſtlicher Trauben belebender Saft.

Goldigen Scheines aus bauchigem Faß
Quillt das berauſchende duftige Naß;
Raſch füllt die Becher uns! Brüder ſtoßt an:
Hoch lebe jeder teutoniſche Mann!

Laut, daß es töne im heimiſchen Gau,
Bringet ein Hoch der teutoniſchen Frau!
Brauſender Hochruf ertöne zugleich
Allem, was deutſch im teutoniſchen Reich!

Hoch ſei geprieſen teutoniſche Lieb';
Urkräftig regt ſich nach Freiheit der Trieb;
Allzeit getreu und zu Opfern bereit,
Wie es ſich ziemet für Söhne des Teut. —

Gedanken einer Einſamen.

Eine verweinte Jugend bringt ein verbittertes Alter — Der Reif, welcher auf die Blüthe fällt, zerſtört auch die Frucht.

Es iſt begreiflich, daß Menſchen, welche großes Unglück getroffen, noch empfindlich für kleine Leiden ſind — ja empfindlicher als Andere, denn das Herz iſt wund und auf einer wunden Stelle thut jeder Nadelſtich wehe!

Wem durch ein langes Kreuztragen der Rücken gekrümmt wurde, der kann

*) Von einem jungen Naturdichter in Oberſteiermark.

auch dann nicht mehr gerade gehen, wenn ihm das Kreuz abgenommen wird.

Die Männer küſſen uns nicht die Thränen von den Wangen — ſondern das Lächeln von den Lippen weg.

Nur an klaren kalten Tagen ſieht man ſcharf und genau den Horizont und die fernen Berge — und nur dann, wenn das Herz kalt und jeder Illuſion beraubt iſt — ſieht das geiſtige Auge klar, was ihm früher die Illuſionen der Jugend wie mit einem Nebel verhüllten.

Viele Männer machen es mit ihren Frauen, wie man es mit den Kindern macht, um ſie zu beruhigen — man gibt ihnen ein Spielzeug — Arme Frauen! die ihr Euch durch eine Seiden-Robe oder einen goldenen Tand über euer verlorenes Herzensglück tröſten laſſen ſollt.

Während der Anblick des weiten ſtillen Meeres unſere Seele mit großen erhabenen Gedanken und mit der Sehnſucht nach dem Jenſeits erfüllt, erweckt der grüne dunkle Wald das Verlangen nach irdiſchem Glücke, nach Herzens-Seligkeit in uns.

Bücher.

Denkſäulen im Gebiete der Cultur und Literatur von August Silberſtein. Wien, Braumüller, 1879. Denkſäulen nennt der Verfaſſer dieſes ſchönen Buches, der beliebte Dichter und Volksſchriftſteller Auguſt Silberſtein, auch den Leſern des Heimgarten als Mitarbeiter beſtens bekannt, ſeine Arbeiten, weil ſie die Geſtalten und Gebilde zeigen und tragen, welche des Erinnerns werth ſind und weil ſie gerade nach Art ſorglichſt ausgeführter Denkſäulen zugleich die Geſchichte ihrer Namengebenden oder die Veranlaſſung darſtellen und ſo die bedeutſamſten Ereigniſſe — Werden und Gewordenſein — veranſchaulichen; die Geſchichte, ſpeciell die Culturgeſchichte Deutſchlands bietet einen Schatz von Material, den zu bearbeiten noch verhältnißmäßig Wenige unternommen haben, aus welchem dem deutſchen Volke einzelne Bilder in gewandter, formvollendeter Darſtellung vorzuführen ein beſonderes Verdienſt des Fachſchriftſtellers wäre, um den Sinn für die Geſchichte des Lebens und Webens, des Wirkens und Strebens unſerer Altvordern in weiten Kreiſen zu verbreiten, um auf intereſſante Zeitverhältniſſe aufmerkſam zu machen, welche geweſen ſind und welche doch die Grundlage unſerer heutigen Geſinnung und Geſittung bilden. In dieſem Sinne iſt Silberſtein's Buch gearbeitet, es ſind meiſt einzelne herausgegriffene Lebensbilder, aber um ſie concentrirt ſich das ganze Leben ihrer Zeit, an ſie wußte der Verfaſſer viel mehr hineinzulegen, als das bloß Biographiſche und ſeine Geſtalten repräſentiren ſamit auch eine ganze Zeitperiode. Fünf Aufſätze ſind es, die der vorliegende Band umfaßt. Silberſtein hat die Geſtalten, welche den Vorwurf zu jedem derſelben bilden, zumeiſt der Geſchichte unſeres eigenen ſchönen öſterreichiſchen Vaterlandes entnommen. Im „Abraham a Sancta Clara, der Baarfüßermönch und Humoriſt" finden wir ein Lebensbild und ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts aufgerollt, das uns nicht nur den humorvollen Pater Abraham in ſeinem Sprechen, Schreiben und Denken ſchildert, ſondern das auch ein farbenfriſches Bild der Reſidenzſtadt Wien aus jenen Tagen vorführt, das uns Hofleben und Hofſitte von damals wie im Spiegel zeigt, das ſo vielfache Steeiflichter wirft auf die Geſchichte der damaligen Geſellſchaft. Weiter zurück in der Zeit greift der Aufſatz „Ulrich von Lichtenſtein", der für Steiermark von beſonderem Intereſſe ſein dürfte, da er eine eingehende Schilderung des Lebens jenes merkwürdigen Ritters und Abenteurers enthält. Die ſchönen Lieder aus Ulrich's „Frauendienſt" ſind vielfach in gewandter Uebertragung aus dem mittelhochdeutſchen Originale mit eingeſtreut und ſie zeigen uns auch den Liederdichter Ulrich von Lichtenſtein von der vortheilhafteſten Seite. Einen beiläufigen Zeitgenoſſen Ulrich's ſchildert der Aufſatz über „Neidhart Fuchs", ebenfalls die Geſtalt eines Dichters, welche ſo gern als Genoſſe Otto des Fröhlichen genannt wird, es aber niemals war, wie nun hiſtoriſch feſtgeſtellt und von Silberſtein ebenfalls nachgewieſen wird. Neidhart von Reuenthal — denn dies iſt der eigentliche Name des Dichters — bildet ſo recht das Prototyp des heiteren Oeſterreichers jener Tage und wir laſſen uns manchen derben Scherz des Dichters, der ſeine Worte nicht auf die Wagſchale legte, um ſo lieber gefallen, als es nur Friſche und Urſprünglichkeit iſt, die in allen ſeinen Verſen liegt. Auch von ihm bietet Silberſtein formſchön übertragene Proben. Ein Lebensbild aus der neueſten Zeit zeigt „Der Holzmeiſter vom Raßwald", wir ſehen einen biederen Mann aus den Alpen, der ein Herz in der Bruſt trägt, wie es ſo bieder

und beav ſo oft im Alpenlande und ſa ſelten im Qualm der Städte zu finden iſt. — Beſonderes Intereſſe verdient endlich der letzte Aufſatz, welcher noch unerwähnt gebtieben: „Teufel und Hexen in Geſchichte und Sage", in welchem dee Verfaſſer eine Fülle van culturgeſchichttichen Daten über den merkwüedigen Gegenſtand zuſammengeſtellt und bearbeitet hat und der uns Thorheiten, Lächerlichkeiten und — Furchtbarkeiten einer Periode vorführt, welche man nicht die gute alte Zeit nennen ſollte. Freuen wir uns aber darüber, daß in Oeſterreich — Silberſtein weiſt uns auch dieß nach — damals die wenigſten Scheiterhaufen flammten, daß die Hexen und Teufel bald daraus ganz veetrieben waren. — So bieten die „Denkſäulen" ein Stück Culturgeſchichte in ſchöner lesbarer Farm und die elegante Ausſtattung, ſawie der reine klare Druck werden das ihrige dazu beitragen, das gediegene und unterhaltende Buch in's Valk, in Haus und Familie einzuführen. **Schloſſar.**

Poetiſches. Die deutſche Litecatur beſitzt an Ernſt Eckſtein einen Dichter, der auf dem Gebiete des kamiſchen Epas, traţ der ſtafflichen Unſcheinbackeit ſeiner Entwürfe, einzig daſteht. Wenn er auch in ſeinen Proſa-Humoresken Wiţ und komiſche Kraſt genug entwickelt, ſo halten dieſelben dach in Bezug nuf liteenriſche Bedeutung mit ſeinen kamiſchen Epen den Vergleich nicht aus. Es iſt merkwürdig, daß dieſer Dichter ſich gerade dann zum reinſten Wohlklang, zu beſtechendſter Glätte nnd Gediegenheit der Form erſchwingt, wenn er den tallſten Sprüngen ſeiner Laune ſich überläßt. Im ſtahlblanken Harniſch ſeiner Poeſie bietet er einen Hachgenuß dem Kenner und äſthetiſchen Feinſchmecker und iſt dach wieder ſa frei von aller Pedanterie, ſo voll des friſcheſten Humors, daß er getroſt ſogar in pindariſchen Formen und Maßen ſich ergehen kann, ohne von ſeiner Wirkung auf die weiteſten Kreiſe etwas einzubüßen. Wem dieſe Warte zu übeeſchwänglich dünken, der nehme die jüngſte Spende der kamiſchen Muſe Eckſtein's zur Hand, das „Hohelied vom deutſchen Proſeſſor" (Leipzig, Richard Eckſtein 1878), und es müßte ihm an der Unbeſangenheit des Urtheils gebrechen, wenn er nicht einen ſeltenen und eigenthümtichen Genuß davan hätte.

Zeigt uns Eckſteins Büchlein die Helle, ſa verteitt Ada Chriſtens neueſte Gedicht-Sammlung „Aus der Tiefe" (Hamburg, Haffmann & Campe 1878) die finſtere Seite im Doppetgeſichte des Lebens. Wie ungeſchickt hat man dieſe Frau mit dem ſrivalen Heine verglichen! Sie gleicht an Düſterkeit Alfred de Muſſet. Geniale „Zerriſſenheit" iſt ihr Kennzeichen. Ihre Kunſt iſt keine ſalche, „bei wetchee uns wohl wird", wie Carriere fordert. Im Gegentheil: mau leſe den Liederchelus „Herzensſünden" und man gewahrl ein tief-krankes, wunderlich-verworrenes Empfinden. Aber es blitzt der Genius in dieſen Seltſamkeiten, und einer Eigennrt, wie der Ada Chriſten's, kann das Lob nichts geben, der Tadel nichts nehmen. Nur eine Frage: Warum hat die Dichterin den genannten Chelus „Herzensſünden" ſa im Kerne verſtümmelt? Wer ihn genießen will in ſeiner Ganzheit und Tiefe, muß ihn im vorigen Jahrgange des „Heimgarten" aufſuchen, wo er zuerſt veröffentlicht wurde. R. Hg.

Der Tanz und ſeine Geſchichte. Eine eulturhiſtoriſch-chareographiſche Studie. Ban Rudolph Vaß. Erfnet, Barthalomäus, 1879. Das varliegende Buch tiefert einen Beitrag zur Geſchichte der Cultur und Sitte, der für engere hiſtaciſche, ſawie auch für weitere Kreiſe van Bedeutung erſcheint. Die Genauigkeit, mit wetchee der Veefaſſer ſeinen Staff behandelt und die reiche Kenntniß, welche er darüber beſitzt, mncht es ihm mäglich, von den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage herab den Tanz in hiſtoriſcher aſthätiſcher und wenn wir uns dieſes Kunſtausdruckes bedienen dürfen, auch in chareogrnphiſcher Beziehung in ſeinee ganzen Entwicklung daczuſtellen. Obgleich wir unter den Leſern und insbeſondere unter den Leſerinnen des „Heimgarten" viele vermuthen, für die gerade dieſer trchniſche choreageaphiſche Theil ein beſonderes Intereſſe haben dürfte, ſa wallen wir dach gerade auf die hiſtariſche Abtheilung des Buches hinweiſen, die eine Fülle van Mnterial verarbeitet, das eine werthvalle Illuſtration aller Völker und Zeiten bildet. In der That tenkt auch Rudolſ Vaß ſelbſt die Hauptaufmeckſamkeit auf die Abtheilung: Beiträge zur Geſchichte des Tanzes, welche uns van dem uralten Volke Egyptens an bis auf Deutſchlands und der übrigen eueapäiſchen Länder jüngſte Völkerſchaften herab die verſchiedenen Gattungen des Tanzes in ihrer hiſtariſchen Entwicklung varführt. In der alten Geſchichte erſcheint der Tanz nicht ſelten im retigiöſen Leben der Välker ats ein wichtiger Beſtandtheil ihrer Cultushandlungen, wie es ja heute in gewiſſen arientatiſchen Ländern nach der Fall iſt. Drückten doch die Tänze egyptiſcher Leichenträger ſogar Betrübniß aus und eeſt in der Blüthezeit Griechentands wurde das Tanzen ein Vergnügungs- nber auch Bildungsmittel des geſammten Volkes. Im Uebergange zur neueren Zeit tritt der Tanz auf der äffentlichen Bühne in den Vordergrund, Italien und Frankreich haben zu ſeiner Ausbildung in dieſer Beziehung unendlich viel beigetragen. Die Geſchichte des Tanzes in Deutſchland hat der Verfaſſer, wie billig, am ausführlichſten behandelt, da finden wir denn eine ganze Reihe von Tänzen, die in der innigſten Beziehung zum ſittlichen Leben unſeres Volkes ſtehen, die charakteriſtiſchen Johannistänze, die He-

zentänze und andere Tänze, welche sich an uralte, zum Theile abergläubische Gewohnheiten unseres Volkes knüpfen, werden nicht übergangen. Eine gewisse Bedeutung hatten im Mittelalter in Deutschland die verschiedenen Tänze der Zünfte, welche bei öffentlichen Umzügen stattfanden und sich lange Zeit erhielten; hieher gehört auch der uralte Gebrauch des Schwerttanzes, der selbst heute noch in Süddeutschland hier und da gepflogen wird und beispielsweise selbst unter dem Landvolke Salzburgs und Obersteiermarks vor einigen Jahrzehnten noch vorkam, ein Beweis, wie gewisse Volksgewohnheiten sich durch lange Zeit hin erhalten können. Der Verfasser bietet auch ethnographisch werthvolle Beiträge in den Nachrichten über die Tänze der Indianer, Grönländer, Lappländer, Hottentotten und anderer fernen Völkerschaften. Wenn wir noch hinzufügen daß der Tanz im deutschen Sprichwort, der Tanz in der deutschen Volkssage und in anderen Beziehungen ebenso genau behandelt wird und daß ein zum Nachschlagen recht praktisches Lexikon der Tänze das Werk abschließt, so glauben wir dem Leser mit dem Inhalte dieses amüsanten und doch auch lehrreichen Buches vertraut gemacht zu haben und er wird dasselbe auch nach den rauschenden Tänzen des Faschings als einen freundlichen Beitrag zur Sittengeschichte seines Volkes nicht ungern zur Hand nehmen. **Schlossar.**

Das Ding an sich und andere Novellen von Paul Heyse. (Berlin, W. Hertz 1879.) Dieses Büchlein gehört zu jenen Werken, bei denen es indiscret wäre, sie zu loben. Man zeigt dem Publikum an, daß sie erschienen sind und der Autor auf dem Titelblatte sagt das Weitere. Paul Heyse sagt es in jeder Zeile seiner Erzählungen, daß er ein großer Psychologe und Meister der Novelle ist. Man lese dieses „Ding an sich" oder „Die zwei Gefangenen" oder Anderes, worin das Werk den Meister lobt. Wunderliche und wunderbare Frauengestalten, die sich in der Liebe zum Manne hinopfern; aber schurkische Männer, die straflos ausgehen! Wann auch frägt der Dichter nach der „poetischen Gerechtigkeit", wenn es ihm vor Allem darum zu thun ist, die Krebsschäden der Gesellschaft aufzudecken und einen Nothschrei nach Abhilfe auszustoßen? Des Poeten Amt ist das Gute verherrlichen und das Böse richten; Paul Heyse thut sonst mit Vorliebe das Letztere.

Illustrirte Mythologie. Göttersagen und Cultusformen der Hellenen, Römer, Aegypter, Inder, Perser und Germanen. Nebst Zusammenstellung der gebräuchlichen Symbole und allegorischen Bilder. Für Freunde des Alterthums, insbesondere für die reifere Jugend. Von Prof. Dr. Hermann Göll. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage mit 264 Bildern. (Leipzig, Otto Spamer. 1879.) Ist es denn wahr, daß die Menschheit von jeher nur in den Irrthümern ihre Poesie gefunden hat? — Aber, wird man sagen, die Mythologien der Alten waren ja keine Irrthümer, sondern Allegorien, verkörperte Begriffe, sinnliche Bilder von Wahrheiten, Ideen und Gedanken. — Wohl, das mögen sie für die Weisen gewesen sein; die große Menge hat stets nur an die Bilder geglaubt und nicht an den Sinn gedacht. Und gerade dieses Umstandes wegen wird uns das Religionsleben der Alten so überaus merkwürdig. Die Gestalten haben das Volk beseelt, sind der Inhalt ihres Lebens, die Ursache ihrer Handlungen geworden, sind die Wurzel gewesen, aus der sich unsere Cultur, so heterogen sie mit jener zu sein scheint, herausgewachsen hat. Dort die lichte Schönheit, hier der finstere Wille, da die eherne Kraft — auf diesen Grundpfeilern baut sich die Menschheit auf; dann entwickelt sich daraus die Wärme, die Liebe, das Christenthum. Eine Geschichte der Mythologie, eine Darstellung des Cultus der Vorfahren gehört stets zu den lehrreichsten und anregendsten Büchern, die uns zur Hand kommen können. Und wenn ein solches Buch noch dazu mit so klarem Style geschrieben, mit einer so prachtvollen Bilderausstattung versehen ist, als die illustrirte Mythologie von H. Göll, so ergibt sich sein Werth wohl von selbst. Nirgends sind Illustrationen besser am Platze, als in mythologischen Werken, wo es sich stets um Bilder und Darstellungen handelt, die uns fremd sind, und wohl selten wird ein mythologisches Werk so reich an Bilderschätzen nach den alten Originalen sein, als diese Ausgabe von Otto Spamer.

Die beiden de Wilt. Trauerspiel in fünf Acten von Ferdinand von Saar. Zweite neu bearbeitete Auflage. (Heidelberg, G. Weiß, 1879.) Wenn man dieses Drama aus der niederländischen Geschichte zu Ende gelesen hat, so ist man entzückt und unbefriedigt zugleich. Entzückt über die edle Form, über den hohen, idealen Zug, der durch das Ganze geht, als schwungvolle Verherrlichung des Patriotismus. Unbefriedigt, weil man zu wenig für das Herz darin findet. Parlamentarisches und Waffenlärm erstickt Gemüth und Seele. Dem Dichter, der diesen etwas spröden Stoff gewählt, war es eben nur zu thun, die Idee zum Siege zu führen, und wer sich hier für das Menschliche der Helden nicht zu begeistern vermag, der wird doch ihr starres Festhalten an dem, was sie für das Rechte halten, bewundern müssen. Auf der Bühne, wo der Effect der kernigen Debatten und der Waffen zur besseren Geltung kommen kann, wird dieses Werk des geistvollen Ferdinand von Saar seine Wirkung nicht verfehlen.

Zoddel. (Lebensgeschichte eines Hundes von Em. Ranzoni.) Verlag von R. v. Waldheim in Wien. Es ist eine philosophirende Bestie, dieser Hund Zoddel, angeflogen und angekränkelt von dem modernen Pessimismus in seiner dunkelsten Schottirung. Namentlich dem Geschlechte der Menschrn ist der edle Dulder spinnfeind und seine Erfahrungen geben ihm wohl ein Recht hiezu. Rohe Gewalt, Hinterlist und Tücke, Brutolität, falschee Ehrgeiz, hohle Eitelkeit sind die Eigenschaften, die er an denjenigen entdeckt, die ihm Natur und Cultur zum Herrn bestimmt. Was Wunder, wenn sich drr oft Enttäuschte zu guter Lrtzt verstimmt in seiner Hundehütte birgt, sich in cynischen Betrachtungen ergehend über Handel und Wandel der Welt? Aber auch auf das ewig Weibliche im Hundeleib ist Zoddel schlecht zu sprechen und wendet sich mit gleicher Verachtung von seines Gleichen. In der liebereizenden Diana poart sich Leichtsinn mit Hochmuth, in Alkmennen, der allzufruchtbaren Hausfrau oller Stumpfheit hausbackner Tugenden und Laster. Alles in Allem geht durch die ganze Geschichte ein derbkräftiger Zug, der zuweilen wie jeder echte Humor an's Trogische streift. Das Werk erscheint in elegantem Quortformat mit Illustrationen, deren Originalzeichnung der erste der gegenwärtig lebenden Thiermaler Deutschlands P. Voltz in München mit gewohnter Meisterschaft entworfen, deren Ausführung im Holzschnitt abee leidee die Feinheiten des Originals nicht völlig wiedergeben.

Die Cochlee Juda's. Ein Sang aus atten Tagrn aus Bohmens Königsstadt. Von Anton Ohorn. Prag. C. Bellmann. Keine Tendenzdichtung — auf dem alten verfallenen Judenkirchhof drr böhmischen Hauptstadt mog der Dichtee dem Stoff zur vorliegenden Epopöe, wrlchem er den Humanitätsgedanken zu Grunde gelegt hat, gekommen sein. Dos Schicksal eines feinem Glauben trenergebenen Judenmädchens im 17. Jahrhundert, zu jener religiös-fonatischen Zeit, und ihres ritterlichen Beschützers ist es, dos des Dichters Phantosie uns hier vorführt: Der Kampf des uralten einigen Gloubens und dee Humanität mit dem Aberglauben und Zelotismus jener Tage. Ein intereffonter Stoff, mit frisch pulsirendem Leben ausgrstattet, ohne störende Intermezzi; die Handlung streng motivirt, die Personrn deutlich gezeichnet.

Die Hefte 21, 22, 23 und 24 von Hallberger's Illustrated Mogozine bringen wieder eine reiche Auswahl von gelungenen Illustrationen, intereffanter Aufsätze in Prosa, nrbst onmuthigen portischen Erzeugnissen. Insbesondere dem deutschen und musikalischen Lesrr empfrhlen wir die 1. Illustration im 21. Heft; es ist ein Bild zu Schubert's Müllerliedern; weitee rückwärts befindet sich dos Gedicht W. Müller's in guter englischer Uebersetzung. Auch unserem Schiller begegnen wir in demselben Hefte. — Es enthält feine Ballode „der Graf von Habsburg" mit einer der Dichtung entsprechenden Illustration, die Hallberger's Prachtausgabe des deutschrn Lieblingsdichters entnommen ist. Die Novelle Macleod of Dare vom englischen Novelliften Willinn Black geht durch diese vorliegenden Hefte fort.

Literaeisches. Elise Polko sendet uns „Aus der Fremde", neue Dichtergrüße aus virler Herren Länder gesommelt. Verlag von S. Schottlaender in Brrslau. Treffend nennt Elise Polko die Poesie einen ewig blührnden Zaubergorten, dessen Pforten zu allen Stunden den Mühseligen und Beladenen offen stehen; und in ihrer diesmoligen Sammlung, da führt sie uns in die Zaubergärten fremdländischer Poesten hinein; von übrrall her blüht's und duftet's, in vollen Accorden ertönen die Sänge im entlegeneu Norden, im fernen Süden, weit drüben über den Meeren sind sie ongestimmt, in frrmdester Ferne sind sie erklungen und doch verstehen wir sie alle, weil eben überall das Herz dieselbe Sprache spricht. — Elise Polko hot uns in diesen „neuen Dichtergrüßen" eine Anthologie beschеert, wie wie bisher so reichhaltig, so kundig zusommengestellt noch keine besitzen. Es ist nicht nue die Frrude an der Poesie, der hier vielfältig genug grthan wird, sondrrn auch an einem ernsten Cultur-Intereffe — spricht doch das Wesen eines Volkrs am drutlichsten aus seinen Liedern! Die kunstsinnige Königin Morghrrita von Italien hat die Dedication dieser Anthologie huldreichst entgegengenommen.

Gedichle von August Freudenthal. (Bremen 1879, Verlag J. Kühtmann's Buchhandlung.) Jede Blume freut uns, die aus dem Menschenherzen ouswächst. Und hätten die Blötter und die Kelche und die Staubfäden auch ganz die alten, uns längst bekannten Formen, Farben und Düfte: Die Blumen des Mai sind die ewig alten und erfreuen uns doch. Nur gegen künstlich erzeugte „Gewächse" haben wir eine unversöhnliche Abneigung. Diese Gedichte — mon merkt es ollsogleich — siud Herzenskinder, sind innig und warm. Besonders onmuthend und tief empfundrn fanden wir z. B. den „Fährmann", „Liebesnacht", „Mein, Dein, Unser!" Trefflich ist das Gedicht „Die Pessimisten", in welchem erzählt wird, wie der Professor noch einem äußrrst pathrtischen Vortrage über die Nichtigkeit von Himmel und Erde behaglich sein Pfeifchen schmouchen geht, während dessrn Schüler beim Tanze mit hübschen Mädchen, sich des Lebens freuen am warmen Busen der Natur." Bedenken hätten wie nur gegen

das Gedicht: „Des Hochgebirges Gipfel deckt ewig Eis und Schnee — in meines Herzens Tiefen brennt ein verzehrend Weh!“ Der Gedanke ist herrlich, erinnerte er nur nicht gar zu sehr an Hamerling's: „Auf hohen Bergen liegt ein ewiger Schnee; auf hohen Seelen liegt ein ewiges Weh!“

Ferner sind dem „Heimgarten“ zugekommen:

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. Heft 4. Januar 1879. (Berlin, Gebrüder Paetel.)

Westermanns illust. deutsche Monatshefte. Herausgegeben von Friedrich Spielhagen. Jahrgang 1878. (Braunschweig, G. Westermann.)

Die Heimat. Illustrirtes Familienblatt. 1.—5. Heft. IV. Jahrgang. (Manz'sche k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung, Wien.)

Neue Illustrirte Zeitung. Herausgegeben von Johannes Nordmann. (L. C. Zamarsky, Wien.)

Literaturblatt. Wochenschrift für das geistige Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Anton Edlinger. (Verlag von J. Klinkhardt. Wien, Leipzig.)

Jäger's Tourist. Organ für Touristik und Alpenkunde. Herausgegeben von W. Jäger. 13. Jahrgang. Wien, IX., Wasagasse 28.

Dichterprofile. Literaturbilder aus dem 19. Jahrhundert. Von Adolf Stradtmann. Erster Band: Dichtercharaktere. Zweiter Band: Charakterköpfe der ausländischen Literatur. (Stuttgart, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung 1879.)

Die Jesuiten in Nordamerika. Von Franz Parkman. (Stuttgart, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung.)

Protestantenbibel neuen Testaments. Herausgegeben von P. W. Schmidt & F. v. Holtzendorff. Dritte Auflage. 1. Heft. (Leipzig, J. A. Barth.)

Zellverlreib. 15.—22. Lieferung. Mit Erzählungen von Franz Weller, M. Bermann, V. Sales, A. Fuchs. (Wien, R. v. Waldheim.)

Alpenpflanzen, nach der Natur gemalt von Jos. Sebath, mit Text von F. Graf. 6., 7. u. 8. Heft. (Prag 1878. F. Tempsky.)

Neue Zeitschrift für die österr.-ungar. Spirilusindustrie. Unter Mitwirkung anerkannt tüchtigster Kräfte redigirt von Moriz Hatschek. Jährlich 24 Nummern. A. Hartlebens Verlag in Wien.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner, herausgegeben von C. Arndts. 4. Heft. (A. Hartleben, Wien.)

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Richard Fleischer. Dritter Jahrgang. 4 Hefte. (Otto Janke, Berlin.)

Deutsche Romanzeitung, unter Mitwirkung namhafter deutscher Schriftsteller, herausgegeben von Otto Janke. Fünfzehnter Jahrgang. 1878. (Otto Janke, Berlin.)

Mann und Weib. Liebesgeschichten von P. K. Rosegger. Zwei Bände. (Manz'sche k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung, Wien.)

Postkarten des Heimgarten:

F. F., Wien: Glauben Sie es nicht. Selbst Philosophen, welche von der Verachtung des Ruhmes schreiben, setzen auf den Titel solcher Bücher ihre Namen und bezeugen auch da, wo sie die Geringschätzung eines großen Namens predigen, wie sie wünschen, daß man sie nenne und labe.

M. H., Salzburg: Etwas poetische Mystik ist uns lieber, als wie jene steife Pedantentheologie, die den Kopf schaal und das Herz kalt läßt, daher zugestimmt.

H. Fl., Ma..: Wer seiner Unwissenheit wegen „Esel“ geschimpft wird, der kehre das Wort um und lese.

Fl. W. in G.: Sie scheinen zu wähnen, Verehrtester, daß die Blumen und die Sterne und die Mädchenaugen ꝛc. erst durch Ihre Verse die Weihe der Poesie erlangen! Ach, die ewige Harmonie priesterlich verstehen und schweigen, das, Poet, ist Poesie.

H. H., Bremen: Nur das nicht.

A. K., Eisenerz: Skizzen aus den Revolutions- und Kriegsjahren nur, wenn dieselben sachlich gehalten, Neues und Interessantes bieten.

H. P. E., Halle: Nein. Sie predigen der Jugend den Genuß und vergessen, daß Jugendfreuden Arzenei sein sollen und nicht Speise.

K. M., Graz: Sa. Ekel vor sich selbst triebe Sie in große Gesellschaften? Uns treibt Ekel vor großen Gesellschaften in die Einsamkeit.

P. M., Nassau: Mit Gedichten und Dorfgeschichten für dieses Jahrhundert versorgt.

×××: — „Flammenring“. —

P. Ph. d. J.: Auf dreien Universitäten studirt, wie beneidenswerth! Aber — frug Anistheues — habt ihr auch die Kunst gelernt, mit euch selbst fertig zu werden?

G. A., Wien: Antworten Sie Ihrem wunderlichen Fragesteller mit dem chinesischen Spruch: „Menschen von dem ersten Preise lernen kurze Zeit und werden weise, Menschen von dem zweiten Range werden weise, lernen aber lange; Menschen von der letzten Sorte bleiben dumm — lernen nur Worte.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 6. März 1879. III. Jahrg.

Schatzgraben.

Eine Seegeschichte von Heinrich Noë.

Auf dem Kirchhofe zu Seebach ging es an einem trüben Tage nicht weniger lebhaft ab und zu, als in anderen Todtenstätten des Berglandes. Es war das Fest Allerseelen, an welchem die Kirche Flammen anzündet, um an die Ruhe, wie an die Leiden Verstorbener zu erinnern.

Unter den vielen Menschen, welche schweigsam oder in leis' geführtem Gespräche dort herumgingen, oder auch aufrecht oder knieend vor einem geschmückten Grabe beteten, fiel ein Mann auf, der vor dem Gitter des Beinhauses stand. In seiner Tracht unterschied er sich freilich nicht von den Uebrigen. Er hielt einen grünen Hut in der Hand und trug eine graue Lodenjoppe wie die andern, aber die feurigen Augen, die aufgeweckten Züge und das frische Aussehen überhaupt unterschieden ihn von dem ziemlich beschränkten und stumpfen Wesen der meisten Besucher dieses ernsten Ortes.

Man konnte die ausdrucksvollen und thatkräftigen Umrisse seines Gesichtes und der Stirne gut sehen, denn der rauhe Wind hinderte Niemanden, entblößten Hauptes vor den Gräbern stehen zu bleiben oder auch sich die Namenszüge zu betrachten, welche durch weiße und rothe Beeren auf manchem Hügel angebracht waren.

Vor dem Beinhause stand Niemand, als dieser junge, kräftige Mann. Dort, hinter dem Gitter, waren viele Schädel aufgeschichtet. Auf der verkalkten Stirne des einen und des andern war der Name oder eine fromme Inschrift mit Tinte angebracht.

Der Mann schaute diese bleichen Knochen so aufmerksam an, als ob er jede einzelne Inschrift entziffern wollte. Er stand fast regungslos, seine Hände umkrallten das kalte Gitter und seine Lippen bewegten sich, als ob er buchstabirte. Plötzlich trat ein gewöhnlich aussehender Bursche hinzu,

ſchlug dem Mann auf die rechte Schulter und ſagte mit etwas ſpöttiſcher Betonung: „Nu, Ueberführer, was ſchauſt Du denn da in einem Stück fort? Du haſt ja doch keinen mehr gekannt von Allen, von denen die Schädel da herumliegen!“

Der Ueberführer drehte ſich um, richtete das große braune Auge gutmüthig auf den Ankömmling und ſagte: „Das kannſt Du nit wiſſen, Jack, und ich nit. — Aber Einer iſt doch da drinnen, in dem ſeinen Kopf iſt einmal etwas geſteckt! Aber was hilft das Reden — es glaubt's doch Niemand!“

„Meinetwegen ſchon,“ entgegnete Jack. „Ich neid's ihm nit. Er kann gewußt haben, was er will, deßwegen iſt ſein Schädel jetzt doch wie eine ausgetrocknete Wälſchnuß. Und dann, wer weiß, wie's ihm jetzt in der andern Welt geht.“

„Und ich ſag' Dir,“ antwortete der Ueberführer nach einer langen Pauſe des Stillſchweigens und mit einer Art von wehmüthigem Lächeln, „wenn wir das im Kopfe hätten, was der einmal in dem ſeinigen gehabt hatte, wir kauften den ganzen See aus und was fünf Stunden herum lebt und wachſt.“

„Ach was!“ ſagte Jack, indem er mit Daumen und Zeigefinger ſeiner rechten Hand eine ſchnalzende Bewegung machte, „mir fallt's ſo auch nit ein, daß ich mich beklage! Aber laß' mich ihn einmal ſehen, auf welchem Brett liegt er denn, der Schädel, in dem gar ſo viel d'rinnen war!“

„Der Schädel würde uns gar nichts nützen, auch wenn wir ihn hätten. Ich red' nur von dem, was er gewußt hat. Denn es iſt kein Namen und kein Zeichen, kein Kreuz und kein Stein, die angeben, wo der alte Egelmüller hingekommen iſt.“

„O je, der Egelmüller!“ rief Jack lachend. „Ich glaub' gar, Du hältſt das für wahr, was in den Heimgarten und Spinnſtuben erzählt wird, um die Weibsbilder zu erſchrecken — wie er die Todten ausgegraben hat, die alten Mönche drüben auf dem Wörth, und wie ihm die auf ſeine Sprüch' hin haben ſagen müſſen, wo die Schätze vergraben ſind und ſolche Sachen! Ueberführer, das hätt' ich nit geglaubt von Dir, daß Dir die Geſchichten im Kopf herumgehen!“

Der Ueberführer ſchwieg eine Weile, dann ſagte er ruhig: „Siehſt Du — nu, heut' mag man nit hinſchauen von wegen dem Nebel — Du weißt es ja eh', dort oben iſt die Kampenwand. Wenn ich den Goldgraben wüßte in der Wand, wie ihn der Egelmüller gewußt hat — nu dann!“

„Dann, Toni, — das brauchſt mir nicht zu ſagen, was nachher geſchähe! Dann möchteſt Du halt das Gold und die Schätze holen und dem Baumeiſter auf dem Wörth im See d'rinnen ſein Mädel heiraten!“

Der Ueberführer ſchaute den Sprechenden überraſcht an, der aber fuhr fort: „Es iſt zum Lachen. Sei geſcheidt und geh' mit zum „Hirſchen“, heut gibt's viele Leut, da iſt das Bier friſch!“

Der Ueberführer-Toni hatte antworten wollen, das ſah der Andere an den Lippen und an einer gewaltſamen Bewegung.

Seine Augen wendeten ſich manchmal gegen das Dunkel des Beinhauſes, bald auf die Lichter und Kränze, bald nach dem Himmel, von welchem jetzt ein regenartiger Nebel herabrieſelte. Vielleicht war es die Trübſeligkeit, die hier Alles umgab, vielleicht die Nöthigung Jacks, die ihn fortzog; denn dieſer legte den Arm in den ſeinigen und drängte ihn gegen den Eingang. Dort nahmen Beide Weihwaſſer an dem letzten Grabe vor dem Thore.

Als ſie ſich auf der Dorfgaſſe in der Nähe des Hirſchen-Wirthshauſes, befanden, ſagte der Ueberführer-Toni: „Weißt Du was, Jack, da geh' ich nicht hinein. Mir iſt's heut gar we-

nig um's Trinken. Und außerdem gibt's heut gewiß noch Leut' zum Heimfahren, auf's Wörth hinüber oder nach Feldwies. Da muß ich noch in die Schiffhütte geh'n und meinen Einbaum*) flicken und mit Moos ausstopfen."

Aber Jack ließ seinen Bekannten so leicht nicht los. Indessen halfen ihm seine Einwendungen und sein Zerren nichts. Er brachte den zerstreuten Freund heute nicht in das Gelage hinein, dessen dumpfer Lärm in den nässelnden Nebel herausdrang.

So trennten sich die Freunde, Toni ging dem See zu — Jack aber trat in die summende Stube.

Dort wurde er von vielen Burschen mit Freudengeschrei begrüßt und durch Biergläser, welche man ihm hinhielt, zum Niedersitzen eingeladen.

Die Bänke waren mit Bauern überfüllt, die, hart aufeinander gepreßt, einander schier auf den Schenkeln saßen. Dennoch fand sich endlich zwischen den Ellenbogen der Trinkenden noch ein Platz für Jack. Ein Mann von Feldwies — vom jenseitigen Ufer des See's, war eben im Begriffe, sich zu erheben, weil er noch vor Anbruch der Nacht heimkommen wollte.

„Ach was," riefen ihm Einige zu, „beim Ueberführer ist jetzt doch Niemand zu Haus. Der Toni ist noch vor einer kurzen Weile auf dem Kirchhof gesehen worden. Geh', zahl' noch ein paar Maß!"

Ehe der Bauer reden konnte, mischte sich Jack in's Gespräch: „Er ist schon heimgegangen, der Toni! Hätt' ihn gern mitgenommen, aber er hat nicht gewollt. Das Mannsbild hat Euch Sachen im Kopf — 's ist nit zum Erzählen!"

„Weibsbildersachen!" rief einer der Bauern, „der ganze Markt weiß das."

„Er wird halt sparen wollen," sagte ein Anderer höhnisch, „daß er die Marie vom Wörth heiraten kann. Aber was bedeutet ihm das Sparen? Wo einmal nichts ist, dort kommt auch nichts hin!"

Mittlerweile hatte der Mann von Feldwies sich durchgedrängt und die Stube verlassen. Jack nahm seinen Platz ein und betheiligte sich alsbald an der Erörterung über den Toni.

„Ich glaub's selber, daß es so gehen wird," sagte er achselzuckend. „Aber dauern thut mich deswegen der Toni doch. Was meint Ihr, von was er mir heute vorgeredet hat? Vom alten Egelmüller, der schon — weiß Gott wie lang todt ist und der gewußt hat, wo auf der Kampen das Geld liegt."

Diese letzteren Worte wurden von Mehreren am Tische vernommen und machten gleich die Runde durch die ganze Gesellschaft. Einer bemerkte: „Das hab' ich auch schon sagen gehört, über den alten Egelmüller."

Ein Anderer dagegen rief: „O du mein Gott, wie lang ist's schon her, daß kein Mensch mehr auf solche Dummheiten ein Glas Bier gibt. Man sollt's nit glauben, daß es Leute gibt, die noch so weit zurück sind! Aber der verrückte Ueberführer reitet sich noch so weit hinein mit seiner Verliebtheit, daß ihn die Gemeinde in den Narrenthurm einkaufen darf."

„Ich versteh' noch immer nicht recht, was er eigentlich will," sagte ein alter begriffstützer Bauer, indem er seine Hand neben das Ohr hielt, um in dem Getümmel die Antwort leichter aufzufangen.

„Mein Gott, was wird er wollen!" sagte Jack mit gehobener Stimme. „Das Mädel vom Wörth drüben will er. Der Baumeister, ihr Vater, schlägt aber dem Weibsbild eher das Kreuz ein, als daß er sie dem Ueber-

*) Ein rohes, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehendes Fahrzeug, wie solche noch auf manchen Alpenseen gebräuchlich sind.

führer gibt, der ſich Jahr aus Jahr ein nur ſo durchſtrettet."

„Nichts iſt's!" rief plötzlich ein Burſche vom unterſten Ende des Tiſches, indem er aufſtand und ſeinen Hut herausfordernd nach rückwärts drehte. „Ihr wißt's alle nicht, wie es mit der Dirn auf dem Wörth ausſchaut."

„Nu, was wird's denn nachher ſein?" ſagte Jack, nach einer Pauſe der Ueberraſchung.

„Und ich ſag', Ihr wißt nichts — das ſag' ich!" rief der Burſche, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug. Nach dieſen Worten ſchaute er pfiffig und überlegen im Kreiſe herum und wollte ſich wieder niederſetzen. Aber er bekam jetzt keine Ruhe mehr. Jeder wollte erfahren, was es mit dem allgemein bekannten Mädchen, der erſten Schönheit am ganzen See, für eine neue Bewandtniß habe. Aber der Burſche ließ ſich lange bitten.

„Zahlt noch zwei Maß," ſagte er endlich, „dann red' ich."

„Kellnerin, ſchänk' ein, da!" ſcholl es nunmehr aus der Runde, denn die Neugierde war ſtärker, als Mißtrauen und Geiz. Die Verſammelten hätten ſich gerne, wenn es möglich geweſen wäre, noch enger zuſammengedrängt, um kein Wort zu verlieren.

„Wenn ich dieſe Sachen nit wüßte," ſagte der Burſche, „wer ſollte den nachher etwas davon wiſſen? Ich bin von Seebruck."

„Und was iſt's denn, wenn Du von Seebruck biſt?" unterbrach ihn einer der Zuhörer.

„Das iſt's", ſchrie der Erzähler, „daß ſich der ausländiſche Geldprotz, der Jud oder Lutheriſche — oder was er ſonſt iſt — dort das Haus gebaut hat."

Die Bauern ſchauten einander verdutzt an, der Burſche aber fuhr unverdroſſen fort: „Alſo — ja, von dem Haus red' ich. Es geht jetzt in's zweite Jahr, daß der dort eingezogen iſt."

„Was es mit dem Madel iſt, wollen wir wiſſen — von dem lutheriſchen Zipfel da drüben haben wir uns eh' genug gehört," rief ein Bauer.

„Das Maul halten!" ſcholl es im Chor.

Der Burſche aber fuhr unbeirrt fort: „Der Menſch, ſag' ich, thut den ganzen Tag nichts, als grad reich ſein und die Zeit todtſchlagen. Das eine Mal fahrt er mit der neumodiſchen Truhe — dem Segelſchiff, wie ſie's heißen — herum, das andere Mal iſt er beim Fiſchen oder beim Entenjagen und wenn grob' Wetter hergeht, dann ſchlingelt er halt im Haus herum. Mit dem Kochen hat's ihm noch keine recht machen können — er iſt ſo viel heiklig, das macht das viele Geld. Es iſt aber noch gar nit lang her, da hat er drüben auf dem Wörth beim Baumeiſter zugekehrt — auf der Entenjagd war er geweſen, in Ried und Schilf um das Wörth herum. Da hat er beim Baumeiſter gegeſſen und die Marie hat gekocht. Zuletzt haben ſie Wein getrunken und auf einmal fahrt's dem Menſchen durch den Kopf — die Marie möcht' er haben, die ſoll als Haushälterin zu ihm hinübergeh'n in ſeine Hütten nach Seebruck!"

Allgemeines Gelächter der Bauern.

„Den Guſto hätt' ich auch!" ſagte Jack.

„Wartet nur," fuhr der Burſche eifrig fort, „die Geſchicht' iſt noch lang nit aus. Nu, den alten Baumeiſter, wenn Einer kennt! Eine Ohrfeige hat der Lutheriſche dem Igel gegeben mit ſeinem Gered'! Denn, wie der Baumeiſter ſo was hört, wird er fuchsteufelswild und ſagt, es reut ihn, daß er den Lutheriſchen nit lieber in den See geworfen als eingeladen hat."

„Ich hätt's gethan!" rief ein Bauer.

„Ja, es iſt aber doch anders gekommen. Am nächſten Tag kommt der Menſch wieder auf das Wörth, aber

diesmal in der schönsten Wichs und will — nu, was meint Ihr, daß er will? Die Marie vom Fleck weg heiraten!"

„Oho!" rief Alles durcheinander und Verschiedene, welche ihre Gläser zum Trunk erhoben hatten, setzten dieselben wieder auf den Tisch.

Der Erzähler schwieg und beobachtete seine Zuhörer, deren Verblüffung ihn für seinen Vortrag belohnte. Er hielt inne, um seinen Triumph zu genießen. Auch wartete er auf das Drängen, weiter zu erzählen: Endlich sagte er: „Da hat der Baumeister ein anderes Gesicht geschnitten — und ich mein', die Marie auch. Ich denk' mir's leicht, daß es ihr gefallen mag, eine Herrische zu werden."

„Warum nit?" unterbrach ihn ein Bauer. „Da sitzet sie warm auf ihrer Lebtage."

„Den Herrn nehmet ich gleich," sagte die Kellnerin, „es ist ein feiner Herr, den Du alleweil nur im schönsten Gewand siehst."

„Alt ist er gar nit," bemerkte die mittlerweile hinzugetretene Wirthin.

„Ach, was, bei den Herrischen kennt man sich nie aus, wie alt sie sind!" sagte ein Bauer. „Das kommt vom guten Leben."

„Das wär' mir gleich," entgegnete die Kellnerin, „wenn er auch alt wär' — bei den Alten ist man gut gehalten, ist ein guter Spruch."

„So ist's also schon schier gewiß, daß die Marie den Tagdieb heiratet?" frug Jack.

„Ganz gewiß," sagte der Seebrucker Bursche.

„Und ich glaub's nit," entgegnete Jack, „und Du magst sagen, was Du willst. Die nimmt keinen Andern als den Ueberführer-Toni. Denn die zwei sind einmal einander am Herzen zusammengewachsen."

„O je, der Ueberführer-Toni!" rief die Kellnerin. „Mit dem wär' Eine aufgerichtet; der ist ja zu nothig, als daß er sich eine Halbe Bier gönnt!"

„Weil er halt sparsam ist und fleißig!" sagte Jack. „Ist er vielleicht nit ein sauberes Mannsbild, der Toni?" setzte er, die Kellnerin herausfordernd, hinzu.

„Was bedeutet ihm das?" antwortete das Mädchen lachend, „den Baumeister wird das Sauberſein wenig kümmern. Der will —" und dabei rieb sie den Daumen der rechten Hand gegen den Zeigefinger.

„Laßt das gut sein," sagte einer der Bauern. „So ein hergelaufener Fremder ist Euch voll Launen, wie ein Stall voll Fliegen. Heut' furrt's ihm so durch den Schädel, ein anderes Mal so."

„Warum denn?" frug der Seebrucker Bursche.

„Kurzum, ich sag', sie hat ihn noch nit. Und wenn sie ihn auch kriegt, wer weiß, ob sie Jemand darum neiden mag," sagte der Bauer und stand auf, um fortzugehen.

Es versteht sich von selbst, daß die Angelegenheit durch diese Gespräche noch nicht erledigt war. Noch ein paar Stunden lang wurde in der Wirthsstube von nichts Anderem geredet. Im Allgemeinen war die Stimmung dem Fremden, noch mehr aber der Marie vom Wörth und ihrer angeblichen Heirats-Absicht durchaus nicht günstig. Man schimpfte über die Dirne, welche über ihren Stand hinaus trachten sollte.

* * *

Mittlerweile hatte der Mann, der vorhin mit Jack über den Ueberführer-Toni gesprochen hatte und noch heute über den See fahren wollte, das Ufer erreicht.

Toni befand sich in der Schiffshütte, um seinen Einbaum auszubessern.

Er stand in gebückter Stellung mitten in dem auf das Trockene herausgezogenen, gebrechlichen Fahrzeug, welches an vielen Stellen mit Blech und eingesetzten Holzkeilen ausgebessert war. Der Toni spähte nach Rissen,

durch welche etwa das Wasser herein rinnen konnte, als der Mann eintrat.

Sie wechselten einige gleichgiltige Worte. Der Fahrgast schloß aus dem wortkargen Benehmen Toni's, daß er die Fahrt nicht gerne unternehme. Wunder nehmen konnte ihn das nicht, denn sie war weit, der dunkle Herbst-Abend da und der herkömmliche Lohn gering.

„Ich zahl Dir ein paar Sechserln extra," sagte der Bauer, indem er gutmüthig lächelnd auf seine gefüllte Tasche schlug.

„Das verlang ich mir nit!" entgegnete der Toni kurz angebunden.

Der Bauer stieg ein, der Toni mühte sich ab, durch den Druck seiner Arme gegen den oberen morschen Balken der Schiffhütte den Einbaum hinauszustoßen.

Jetzt schwamm der ungefüge Einbaum zwischen den Binsen des seichten Ufers, die er mit knisterndem Geräusche umbog. Die Regentropfen, zu welchen sich mittlerweile der Nebel verdichtet hatte, trübten die Fläche, indem sie zahllose Kreise schlugen.

Sie waren noch nicht weit im See, als Nebel und Regen noch dichter herabfielen. Zuerst hatten sie die Wipfel der hohen Tannen auf dem Wörth noch gesehen, jetzt aber verschwanden dieselben in Dünsten und Regenschauern.

Toni befragte von Zeit zu Zeit seinen kleinen Taschencompaß und besah sich die Linie, die nach Südosten wies, dem Ziele des Mannes, der auf dem feuchten Brett, am jenseitigen Ende des Einbaumes, saß.

Der Bauer schüttelte den Kopf, als er wahrnahm, daß der Toni den seinigen alle Augenblicke nach dem jetzt von Nebeln verschlungenen Wörth hinwendete. Da mußte er dann freilich immer wieder sich den Compaß betrachten, um über dem Hin- und Herschauen in der einbrechenden Dunkelheit die Richtung nicht zu verlieren.

„Gib Dir keine Mühe, Toni!" sagte endlich der Bauer mit gutmüthigem Lächeln, „Du erschauft sie doch nit!"

„Wen denn?" entgegnete der Toni unwirsch.

Der Fahrgast antwortete lächelnd: „O je, Du verstehst mich schon!"

Auf eine Geberde der Ungeduld von Seite Toni's fuhr er fort: „Ich weiß nichts, es ist halt nur so ein Gered. Am vorigen Sonntag ist davon beim Bräu gesprochen worden in Seewies und auch heut' wieder beim Wirth. Einer — ich glaub', der Schullehrer — hat beim Bräu gesagt, die Marie sollt' man die Rose vom See heißen."

„Der soll sich vorsehen", sagte der Toni zornig, „daß ich nit eine andere Rosen anheft, bald ich ihn einmal zu sehen bekomm'!"

Und es schien, als ob der Ueberführer seinen Ingrimm am See auslassen wollte, denn er schlug die Ruder so gewaltig hinein, daß tiefe grüne Trichter sich hinabwirbelten.

„Warum greift denn Dich das so an?" fuhr der Bauer fort. „Nichts, gar nichts Unrechtes haben sie von dem Madel gewußt und gesagt."

„Was hat es denn nachher in den Mäulern zu schaffen?"

„Nu, nu, sei nur wieder gut! Sie haben halt gemeint, der fremde Herr von Seebruck drüben thät es heiraten."

„So", rief Toni und riß die Ruder aus dem Wasser. „Jetzt gib Acht, was ich Dir sag'! Vor zehn Jahren hat's geheißen, der Tannenwald auf dem Wörth wird abgestockt. Er steht aber heut' noch. Vor fünf Jahren ist gesagt worden, sie wollen den See ablassen durch einen Canal, den sie in den schwarzen See und — ich weiß nit wohin — graben wollen. Nu, wir fahren heut' noch darauf. Jetzt sagen sie, das Madel nimmt den fremden Herrn. Und ich sag': Sie nimmt ihn nit. Wenn aber

Du Alles glaubſt, was die Leut' daher reden, ſo bleibſt ein Narr, ſo lang' Du herumlaufſt."

Nach dieſen Worten gab Toni durch Zerren dem rechten Ruder einen Ruck, daß der Einbaum krachte.

„Ich hätt' nit glaubt, daß Du Dich ſo erzürnſt," ſagte der Fahrgaſt beſchwichtigend. „Du kannſt ja nit wiſſen, ob Du nit noch einmal zu Geld kommſt."

Der Toni lachte halb erbittert, halb höhniſch.

„Denke an die Fiſchmeiſterin!" ſagte der Bauer. „Was iſt denn die geweſen? Eine arme Dirn! Und jetzt redet ſie von ihrem eigenen „hohen Namensfeſt" und müſſen ihr alle Knechte und Mägde gratuliren. Und wenn ſie früher nur Fetzen gehabt hat, ſo hängen ihr jetzt rothe Vorhangeln im Zalon — oder wie ſie die große obere Stube heißt."

„Was gehört denn jetzt das daher?" unterbrach in Toni raſch.

„Nu, ich mein' halt, Du kriegſt ſie und der Baumeiſter ſagte nit Nein, wenn Du ſo viel hätteſt, wie die Fiſchmeiſterin."

„Was ein Häuter iſt, bleibt Einer!" entgegnete der Ueberführer, während ſeine Augen in der jetzt einbrechenden Nacht ſich anſtrengten, den Stand der Magnetnadel zu erblicken.

„Geh, ſtudir' nit gar ſo viel, Toni! Schlücke lieber von dem Kirſchenſchnapps da, daß Du Kraft kriegſt und wir einmal vom Fleck kommen!" ſagte der Bauer, indem er von ſeinem Brettchen aufſtand und gebückt, von wegen der Schwankung, nach dem Vordertheil des Einbaumes hinging und dem Schiffer einen ſteinernen Krug hinhielt.

War es ſeine Aergerlichkeit überhaupt oder machte ihn die durch die Unruhe ſeines Geiſtes geſteigerte Schwankung des Einbaumes, welche ihn verhinderte, nach der Nadel zu ſehen, noch mißmuthiger — genug, er wies die Einladung zurück und ſagte unwirſch: „Laſſ' mich einmal in Fried!"

Der Toni that aber ſeinem Gaſt, der es ſo gut mit ihm meinte, Unrecht.

Denn es war nicht die Bewegung des Bauern allein, die den Einbaum in ſtärkeres Schwanken brachte, ſondern vornehmlich der Wind, der ſich jetzt mit einem Mal erhob. Mächtige Wellen polterten gegen die niedern Wände des Fahrzeuges. Eiskalt wehte es über die weite Fläche.

„Der verjagt uns den Nebel!" ſagte der Bauer — offenbar einer von den Leuten, die bei Allem zuerſt die beſte Seite ſehen.

Es geſchah aber nichts dergleichen. Es regnete fort und die naſſe Dunſtſchichte blieb plump auf dem See liegen, deſſen ſprühende Wellenkanten bald nicht mehr vom Nebelrieſeln zu unterſcheiden waren. Jetzt ſtockte auch das Geſpräch.

Toni arbeitete unverdroſſen an den Rudern und der Einbaum ächzte.

„Jetzt hilft uns der Compaß auch nichts mehr", ſagte gelaſſen der Fahrgaſt.

Aber Toni hörte dieſe halb ſcherzhaft, halb ängſtlich gemeinte Bemerkung nicht mehr. Denn der Sturm pfiff den Männern jetzt um die Ohren — es lärmte und ſchwirrte, als ob ſie zwiſchen den vom Wetterwind auf und ab geſchnellten Aeſten eines Waldes dahingingen.

„Toni", ſagte endlich der Bauer gutmüthig, „wenn Du's nimmer machen kannſt, ſo kehren wir halt wieder um."

Aber, entweder war ein Wenden des ſchmalen und niedern Schiffes in ſolchem Wellengang nicht räthlich oder der Toni hatte die Aufforderung abermals — mit oder ohne Abſicht — überhört, genug, der Einbaum ſetzte ſeinen Weg durch das zähe Dunkel fort.

Nicht einmal die Stimme irgend eines der Seevögel, die ſonſt am Abend über die Fluth hinflattern, wurde laut. Keine Möve ſchrie.

So ging es weiter und weiter. Vielleicht war es nur ein Zufall, daß Toni mit seinem schließlich auch ganz schweigsam gewordenen Gefährten, eine geraume Weile später endlich das Röhricht erreichte, welches in der Bucht von Seewies aus den Wellen hervorragt. Sie sahen es nicht, sondern verspürten es an den Händen und im Gesicht und hörten es am Rauschen und Knistern.

Das Ufer erschien als eine dichtere Finsterniß in Mitten der Nacht.

Der Bauer blies sich in die Hände und sagte wiederholt: „Gott sei Dank! Gott sei Dank!“

Es war ihm gewiß ernst damit.

Der Toni aber bewegte auf einmal die Ruder nicht mehr, sondern starrte in die Finsterniß, nicht gegen das Ufer hin, sondern in den See hinaus, in das Getöse der Wellen, denen sie eben entronnen waren.

„Du“, redete auf einmal der Toni seinen Begleiter an, indem er sich aufrichte, wie um seine Ohren etwas vom Geräusch der Brandung zwischen dem Schilf auf dem seichten Strand, zu entfernen, „Du, was ist denn das? Hörst Du nichts?“

Der Bauer, der nach nichts Anderem verlangte, als wieder einmal festen Grund unter die Füße zu bekommen, hatte wenig Sinn für die Beantwortung dieser Frage. Indessen spitzte er doch die Ohren und verlängerte den Hals.

Nach einer Weile sagte er: „Nichts. Was kann's denn auch sein? Der Wind thut halt so bei der Nacht auf dem Wasser.“

Toni aber schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn's im Frühjahr wär, so meinte ich, im Wald auf dem Wörth schrie ein Kauz. Aber so haben wir ja Allerseelen — die armen Seelen —“

Der Bauer erinnerte sich an Jacks Bericht darüber, daß er den Toni auf dem Kirchhof gesehen hatte.

„Laß die armen Seelen, Toni!“ sagte er „und trachte, daß wir einmal in's Wirthshaus kommen. Es ist ja zum Einfrieren da heraußen“.

In diesem Augenblicke kam ein besonders heftiger Windstoß vom See her. Das Wasser bäumte sich am Einbaum auf und schlug zum Theil herein. Ein langgezogener Klagelaut drang aus der Finsterniß des Sees herein. „Schau, schau, jetzt hab' ich's auch gehört“, sagte der Bauer. „Aber mach doch, daß wir an die Länd kommen! Am Ende treibt's uns noch einmal zurück.“

Mit dem Anlanden ging es aber nicht schnell. Das Ufer bei Seewies ist sehr seicht, oft saß der Einbaum fest, oft wurde er von der Fluth wieder gehoben und den breiten Kanal durch's Schilf, der gerade zum Landungsbrett führt, fand Toni nicht so geschwind.

Der Einbaum wurde aber schließlich doch durch das Zurückprallen des Wassers vom Lande abgetrieben.

Man sah das Ufer bald nicht mehr, sondern erkannte es nur am Knirschen der Kiesel und am Poltern des Wassers gegen unsichtbare Bretter.

Bald trieben sie, vom Schwall gehoben, abermals dem Strande zu.

Urplötzlich scholl durch alles Rauschen schrill und mächtig, abermals der klagende Ruf. Alles Anschlagen des Wassers an der Brettverschalung und am Holzsteg der Länd konnte ihn nicht übertönen.

Die Dunkelheit war so groß, daß keiner der beiden Männer den Anderen sehen konnte. Gleichwohl richtete jeder seine Blicke nach der Richtung, in welcher er den Anderen vermuthete. Es war der natürliche Trieb des einen lebendigen, warmblütigen Wesens, sich an ein anderes anzuschließen — mitten in der Bedrängung durch die Wuth der nächtlichen Wasser und Angesichts der noch viel grauenhafteren Annäherung überirdischer Dinge. Es war, als ob sich ihre Blicke, die sich gleichwohl in der Finsterniß nicht begegnen konnten, über die Herkunft

dieſes Angſtſchreies und der grauſenhaften Stimme wechſelſeitig befragen wollten.

Mit einem Mal berührte das Ruder, mit welchem Toni gegen den Strand hintaſtete, einen feſten Gegenſtand. Der Zufall hatte endlich den Einbaum gerade gegen das Landungsbrett getrieben.

„Gott ſei Dank!“ ſagte der Seewieſer, indem er ſich raſch hinausſchwang.

Er hielt jetzt den Einbaum, indem er ſich niederkniete, mit der Hand feſt, ohne das Ueberſprühen der Wellen zu beachten. So gelang es endlich Toni, das Fahrzeug mit der Kette feſtzubinden.

Sie ſtanden jetzt Beide am Ufer.

„Du“, ſagte der Toni in eigenthümlich beklemmtem Tone, „es iſt heute die Allerſeelen-Nacht und wer weiß, was das für ein Geheul iſt, das da draußen vielleicht eine arme Seele in der Verdammniß ausſtoßt. Ich hab oft ſagen hören, daß man die Abgeſchiedenen aus dem Fegfeuer im Sturm jammern hört. Wenn's am Ende ſo was wäre! Beten wir einen Vaterunſer, daß die Seel zur Ruh kommt!“

Alsbald nahmen die beiden Männer den Hut ab. Mitten in der Finſterniß ſagten ſie am überſchäumten Strand mit bewegter Stimme jenes Gebet her, welches in mancher Dunkelheit des Geſchickes, in manchem Sturm, der die Seele bedrängt, geſprochen wird. Jetzt galt es der Drangſal eines unſichtbaren Weſens, das der Erde entrückt war.

Darauf verabſchiedeten ſie ſich.

Nachdem Toni den Lohn ſeiner ſchweren Arbeit erhalten hatte, entſpann ſich in ihm ein Zwiſt. Sollte er der Lockung nachgehen, die aus den roth erleuchteten Fenſterſcheiben des Wirthshauſes winkte, oder, wie es ſonſt bei Ueberführern, wenn ſie brave und nüchterne Leute ſind, der Brauch iſt, alsbald wieder nach Hauſe, zu ſeiner Hütte zurückkehren?

Jetzt ſtand er einſam am Ufer. Der Seewieſer war mit einem herzlichen: „Gute Nacht, Toni!“ nach ſeinem Hof gegangen und der Toni wiſchte ſich den Sprühregen aus den Augen, welche die Brandung ihm zuwarf.

O Gott — da war die warme Wirthsſtube und das friſche Bier. Ein ſchwacher Lichtſtreifen, der aus der Herberge in den Schaum fiel, erhöhte das Unheimliche der Nacht. Nun, da gab es kein Zweifeln mehr. Der Streit war aus und der Toni meinte, heute dürfe er ſich ſchon etwas gönnen — wenngleich ihm die Kellnerin drüben nachgeſagt hatte, daß er ſich keine Halbe Bier zu trinken getraue. Aber Licht und Wärme dort hinter den Scheiben lockten unwiderſtehlich.

Alsbald zog er ſeinen Einbaum aus dem Bereiche der Brandung, damit ihn die nachrollende Fluth nicht fülle. Dann nahm er Strick und Kette in die Hand, um dieſelben um einen der Weidenbäume am Ufer zu ſchlingen.

Da — da — mit einem Male ließ er Strick und Kette wieder fallen.

Abermals derſelbe langgezogene Schrei vom See her — deutlich durch alle Stimmen des Waſſers und des Windes hindurch vernehmbar.

Aber, ſonderbar! Dieſer Schrei hatte gar nichts Ueberirdiſches. Sein Klang war ſo, daß er ganz gewiß der Kehle eines lebendigen Menſchen ſich entrungen hatte.

Toni empfand diesmal nicht die geringſte Scheu. Er fühlte, daß verwandtes Blut ihn rief in Todesnoth.

Mit einem Ruck war der Einbaum wieder zwiſchen die Wellenreihen hinein gedrängt.

Jetzt ließ Toni, als Zeichen für den Schiffbrüchigen, einen Jauchzer los. Der drang gewiß weit.

Und, nachdem er ein paar Ruderſchläge gegen den Andrang der Wellen gethan hatte, jauchzte er wieder und wieder.

Der röthliche Schimmer aus dem Wirthshause erreichte mit seiner äußersten Spitze die Bretter einer altersmorschen Schiffhütte. Gerade über diese herüber war der Klageruf gedrungen.

Dort vorbei hielt er also seine Richtung und arbeitete sich durch die großen Wellen in die Nacht zurück.

* * *

Das klagende Wesen, war es nun ein Lebender oder ein Abgeschiedener, erwiderte das Jauchzen und die Zurufe des Fährmannes nicht.

Schon trennte diesen wieder manche Schaumreihe, manches Wasserthal vom Strande, als abermals ein lauter Ruf vom angestrengten Ohre des Mannes aufgefangen wurde.

Jetzt schrie er, daß ihm die Brust bersten wollte.

Aber diesem Schrei, der den Gefährdeten auf die nahende Hilfe aufmerksam machen sollte, folgte ein anderer, und zwar aus dem Munde des Toni selbst.

Ueber dem Spähen in die finstere Nacht hinaus hatte er seines Einbaumes ganz vergessen und falsch gesteuert. Jetzt schlug eine hohe Wellenwand über und gerade in das Fahrzeug hinein.

Es schlug nicht leicht um, weil sein Kiel allzuschwer war, dieser geschlossenen Wogenreihe aber gelang es, den plumpen Kahn umzuwerfen. Er sank nicht — aber der Boden trieb nach oben und daran hing der Toni, ihn fest mit der Hand erklammernd und unter seinen Füßen war der Abgrund.

Jetzt schrie er aus Angst.

Die dauerte aber nicht lange. Was ein richtiger Ueberführer ist, hat sich an solche Zufälle gewöhnt. Auf die Gefahr hin, auf dem schlüpfrigen, von Algen bedeckten Holz des Kieles mit der Hand auszugleiten und alsdann in der dichten Finsterniß seinen einzigen Stützpunkt nicht mehr zu finden, versuchte er es, sich auf das umgestürzte Boot zu schwingen. Es gelang ihm.

Nun ritt er zwischen den wasserstaubigen Breschen der Wellenmauern hindurch. Er dachte an den heiligen Nepomuk, dessen Standbild von der Südspitze des Wörthes über den See schaut. Er gelobte ihm eine armsdicke Wachskerze und ein silbernes Schiff in die Kirche.

Am meisten quälte ihn der Gedanke, daß ihn jetzt die Strafe für seine sreventlichen Wünsche nach den Reichthümern der Rampenwand ereilt habe. Die kleinen Flammen des Kirchhofes von heute hatten ihm, wie es ihm jetzt durchs Gehirn fuhr, in sein eigenes Grab geleuchtet. Und die heulende Stimme im See draußen war doch nicht die eines Menschen gewesen, sondern die eines bösen Geistes. Sie hatte ihn auf das bodenlose Wasser hinausgelockt.

Jetzt erhob sich die Stimme wieder.

Aber sie kam ihm nicht mehr wie Klage vor, sondern wie Gelächter. Es war gewiß der böse Feind selbst, der ihn verhöhnte. Oder am Ende war es der verdammte Geist des übel angesehenen Egelmüller. Hatte Toni heute nicht dessen Kopf zu besitzen begehrt — jetzt kam jener und holte sich seinen eigenen ganzen Körper.

Ihm drohte zunächst die Erstarrung, wenn er auch der Gefahr des Erstickens im Wellenschlag entging. Die Hände, welche den Rand des Bords umklammerten, durften nicht zurückgezogen werden — obwohl sie ihn schmerzten, als wären sie, statt mit eisigem Wasser übergossen, von Gluth und Flammen umzüngelt.

Jetzt ließ aber die Rechte doch das Schiff los, denn er bekam auf einmal gegen die Stirn einen Keulenschlag — einen Stoß, der ihm fast das Bewußtsein raubte.

Ein harter Gegenstand hatte seinen Kopf berührt, war aber im nächsten Augenblick durch den Wellenschlag

ſchon wieder um Armslänge abgetrieben worden. Ein abermaliger Waſſerſturz brachte den Toni wieder ſo nahe, daß er ihn berühren konnte.

Gerade vor ihm, mitten im Dämmerlicht des Schaumes ſchwamm ein dunkler Körper, ein ſchwarzes Viereck — ein Sarg.

Zu jeder anderen Zeit hätte der Toni dieſes Ding ſicherlich für ein Schiff gehalten. Aber die Ueberreizung des Körpers, die Reue und die Schrecken der Allerſeelen-Nacht gaukelten ihm die Täuſchung des Sarges vor.

Denn in den finſtern Stunden dieſer Nacht ſind die unbekannten Thore offen, welche aus der Ewigkeit, aus den Stätten der Ungnade und Verzweiflung nach der Oberwelt führen. Dann erſchüttern die Klagen jener unſäglich Jammervollen die Luft der Lebendigen.

Abermals ein dumpfes Dröhnen. Toni's Einbaum hatte den dunklen Gegenſtand wieder berührt und ſo hob er ſich an dem herangeworfenen Hinderniß empor.

Jetzt erſcholl unmittelbar vor den Ohren des Fährmanns wieder ein Klagelaut. Aus dem Sarg, den er anſtarrte wie etwas Ungeheuerliches, hob ſich eine menſchliche Geſtalt. Sie faßte den Rand des Fahrzeuges und ſchaute, nicht minder ſtarr wie Toni, auf den begegnenden Menſchen.

Endlich hörte der Fährmann die Worte: „Heilige Maria und Joſef, Du biſt es, Toni? gib Antwort!“

Wie in ſolcher Dunkelheit die Augen der Menſchen Geſichtszüge zu unterſcheiden vermochten, mag ein Wunder ſcheinen. Die Liebe bewirkte es.

Dieſe Stimme löſte den Zauber der Angſt. Denn Toni ließ das Brett, welches ihn von der Tiefe trennte, los und ſtürzte hinüber, um jene Geſtalt zu umſchlingen.

Die Wogen begünſtigten ihn. Denn eben als er ſeinen Anhaltspunkt mit einem Sprung zu verlaſſen ſich anſchickte, drängte ſich der umgeſtürzte Bord noch mehr über den Rand des Fahrzeuges — wie ſich zwei Menſchen umſchlingen, die einander lieben.

„Marie!“ ſchrie Toni, ihre Hand in die ſeinige preſſend, „ich hätt' nimmer geglaubt, daß wir einander auf der Welt noch einmal zu ſehen bekämen!“

„Ohne Dich bin ich todt!“ ſagte das Mädchen mit leiſer Stimme.

Die beiden von Kälte und Näſſe halb erſtarrten Menſchenkinder ſchwiegen eine Weile. Dann ſagte Marie: „Es iſt eine Straf Gottes. So iſt mir's gegangen, weil ich in Gedanken angefangen habe, von Dir abzulaſſen.“

Toni erinnerte ſich an das, was ihm ſein Fahrgaſt erzählt hatte. Aber er war zu gut, um zu fragen. Der jähe Uebergang von Todesangſt und Geſpenſterfurcht zum Entzücken, ſeine Geliebte gerettet zu haben, ließ auch derlei nicht aufkommen.

„Wenn Du's einſiehſt, Marie, nachher iſt Alles gut!“ ſagte er, ihre Wange an ſeine Bruſt drückend.

Das Mädchen ſchluchzte und war nicht zum Reden zu bewegen. Während ſie nichts als unzuſammenhängende Ausrufe vorbrachte, beſchäftigte ſich Toni damit, der Noth des Augenblicks entgegenzuarbeiten. Er befeſtigte den umgeſtürzten Einbaum an Mariens Schiff.

In dem Augenblick, als er die beiden Ketten feſt ineinander gefügt hatte, hörte er die Schläge der Uhr des Kloſters auf dem Wörth ganz in der Nähe. Trotz des Truges, den der Schall auf nebelbedecktem Waſſer treibt, konnte hier kein Irrthum gedacht werden.

Er ruderte jetzt dem ſeichten Waſſer zu, wo der breite Wall des Wörth den Wogenſchlag von der ausgedehnten Fläche her abhält.

Es dauerte lange, bis Toni aus ſeiner Geliebten herausbrauchte, was da vorgegangen war.

Endlich ſtellte er ſich den Zuſammenhang aus ihren abgeriſſenen, von krampfhaftem Schluchzen unterbro-

chenen Reden so her. Der verhängnißvolle Fremde, der dem Baumeister die Heirat vorgeschlagen hatte, war wieder auf dem Wörth gewesen. Trotzdem ihm vom Mädchen keine Zusage gegeben worden war, fing er an, sich als dessen Verlobten zu betrachten. Und Marie mochte nicht ganz unschuldig daran sein — es schien, als ob sie der Wohlstand des Werbers und die eigene Eitelkeit verblendeten. Kurzum — der Fremde hatte es so weit gebracht, daß die Marie und ihr etwas älterer Stiefbruder sich herbeiließen, ihn gegen Abend auf seinem Kahn nach dem Ufer von Seebruck hinüber zu begleiten. Marie hatte gesungen und war auf dem See munter gewesen. Am Ufer hatte sich der Fremde dankbar verabschiedet, denn Marie wollte der Einladung, auch in Gesellschaft des Stiefbruders, nach dem neuen Herrenhause nicht folgen. In Seebruck war der Bruder in ein Wirthshaus gerathen, wollte nicht so früh heimkehren und das Mädchen mußte seine Drohung verwirklichen, allein nach Hause zu fahren.

Sie hatte im Nebel die Richtung nach Wörth verloren. Dann zerbrach der Sturm ihr ein Ruder. Wellenschläge und die Anstrengung ihrer Hilferufe überwältigten sie, so daß sie sich verzweifelnd auf den Boden des Nachen niederlegte und auf den Tod wartete.

Unter gewöhnlichen Umständen hätte Toni aus diesen Mittheilungen, die stets von einer Art von Krampfanfällen unterbrochen waren, allerlei bedenkliche Dinge heraus gehört. In der Verfassung aber, in welcher er sich in diesem Augenblicke befand, fiel es ihm nicht bei, an derlei zu denken. Im Gegentheile. Wie es besser angelegte Menschen im aufgeregten Zustande meist thun, hämmerte er auf sich selbst hinein und begann sich selbst zu verklagen und anzuschwärzen.

„Mir hat unser Herrgott auch die Augen aufgemacht," sagte er. „Den ganzen Tag hab' ich auf dem Kirchhof nichts gebetet — nit einmal ein Vaterunser für meine Aeltern selig. Mir ist nichts im Kopf herumgegangen, als der alte Egelmüller. Dem sein Wissen, so hab ich mir gedacht, wenn ich hätt, von dem Gold in der Rampenwand und vom andern Geld! Ich denk gar nicht daran, daß ich meinen einzigen Schatz an Dir hab'. So aber hat's kommen müssen — bis vor den Tod hin hat uns unser Herrgott geführt, bis wir wieder ein Einsehen gekriegt haben."

Marie erwiderte fast nichts auf die leidenschaftlichen und wiederholten Selbstanklagen.

Jetzt gelangten sie in ruhigere Fluth. Bald stieß das Schiff gegen das Schlammufer am Walde des Wörth. „Verrath mich nit!" sagte das Mädchen, als es Abschied nahm.

Der Toni aber stürzte seinen Einbaum wieder um und sagte: „Nicht um alles Geld vom Egelmüller ließ ich mir abkaufen, was ich heute Nacht erlebt habe. Leb' wohl, mein einziger Schatz! Morgen bring' ich dem heiligen Johann von Nepomuk meine Kerze. Nur die Hoffnung nit verloren! Jetzt ist Alles wieder gut, juchhe!"

(Schluß folgt.)

Aus den Tagen der Gewalt.

Geſchichten zum ſiebzigjährigen Gedächtniſſe erzählt von P. K. Roſegger.

Der Geächtete.

Alles war vorbei. Franzos und Baier waren Herrn im Lande. Die Bauernanführer hatten ſich theils geflüchtet, theils waren ſie aber entſchloſſen, den Verzweiflungskampf bis in den Tod zu kämpfen.

Hofer hatte im November an ſeine Genoſſen geſchrieben: „Es iſt Alles erlogen, daß uns der Kaiſer aufgegeben hat. Die Unterſchriften ſind gefälſcht. Der Erzherzog Johann kommt uns zu Hilf. Ich habe ſchon wieder angefangen und im Paſſeyerthal 1200 Franzoſen gefangen. Thut desgleichen und führt den Krieg einmal wie allemal!“

Aber umſonſt war's. In wilder Uebermacht brachen zu allen Päſſen die fremden Soldaten herein. Speckbacher wollte mit dem Meſſer in der Hand mitten unter die Feinde ſpringen; da rief ihm ein altes Weiblein zu: „Wärſt doch ein Narr, Dich ſelber umzubringen! Für dasmal iſt's aus; aber ſpar' Dich auf, das Tirol wird Dich noch brauchen!“

Ein altes Weib und doch ein gutes Wort! Speckbacher ſparte ſich auf und floh.

Alſogleich waren die Steckbriefe da. Auf Gaſſen und Straßen war es angeſchlagen: „Wer den Rebellen Joſef Speckbacher, den Bauer von Rinn (und hier ſeine Perſonsbeſchreibung und ſogar ſein Bild in Holzſchnitt) lebendig oder todt der königl. Behörde einbringt, dem werden 500 Gulden in Silber bar ausbezahlt.“ Auf den Kanzeln wurde es verkündet — von Tiroler Prieſtern verkündet: „Wer der rechtmäßigen Obrigkeit ſich widerſetzt, der iſt ein Heide und wenn er auch getauft wäre. Speckbacher, der Aufwiegler, der ſo viel Unglück und Elend gebracht hat über unſer liebes Land Tirol und Schmach und Schand', daß wir es nur der Großmuth ſeiner Majeſtät des Königs zu verdanken haben, wenn wir nicht alle bis auf's Blut gezüchtigt werden: Speckbacher iſt einzufangen und auszuliefern, auf daß ihn die Strafe treffe, die er verdient hat. Dieſer Befehl ſei kundgemacht allen treuen Chriſten und Unterthanen im Namen Gottes und unſeres gnädigſten Königs.“

Aber bei den Tirolern fand der Aufruf keinen Anklang. Viele äußerten ihren Unwillen über die Treuloſigkeit der Kirche, nachdem Speckbacher für Vaterland und Religion ſo lange und heldenmüthig geſtritten hatte. Die bairiſchen Häſcher aber verfolgten den Geächteten raſtlos wie ein wildes Thier. Soldaten, Jäger und Forſtleute belauerten die Wege, auf denen man ihn vermuthete. Schon war der December da und Berge und Schluchten voll tiefen Schnees.

„Das muß ein Feuerteufel ſein,“ ſagten die Baiern, „der bei ſolcher Zeit davon kann. Sobald wir ihn nur haben: Riemen ſchneiden wir aus ſeiner Haut!“

Mit Speckbacher flohen noch dreizehn Genoſſen. Sie flohen auf die Alpen, auf die ſturmumbrauſten, ſchneeumſtöberten, und von einer Sennhütte zur andern. Dieſe Hütten waren menſchenleer und die mitgeſchleppten Lebensmittel bald verzehrt. Speckbacher verſuchte den Uebergang über

Dux, Zillergrund und über das Hörndljoch in's Pusterthal, um sich von dort in's Oesterreichische zu schwärzen. Aber der Winter war so wüst, daß der Uebergang über diese gewaltigen Felshöhen unmöglich wurde. Speckbachers Genossen fielen allmälig von ihm ab; ihr Leben war nicht bedroht, sie zogen gegen Sterzing hin und arbeiteten sich über den Gerlos durch den Schnee in's Pinzgau. Einer war unter ihnen — die Tiroler schämen sich seines Namens und haben ihn nicht genannt — der ging zu den Baiern und verkaufte sich um 200 Gulden, für die er sich verpflichtete, den Commandanten Speckbacher in ihre Hände auszuliefern. Für's erste verrieth dieser Judas in der Lodenjoppe, daß Speckbacher im Duxerthale hause.

Alsogleich begannen die Soldaten das Duxerthal zu durchsuchen, aber Speckbacher hatte durch seine Freunde bereits von dem Verrathe erfahren und floh unter unsäglichen Anstrengungen über's Geilerjoch in die Hochwüsten. In Felsenhöhlen ruhte er aus. Alle Nahrungsmittel begannen ihm zu fehlen; wohl hatte er das Schußgewehr bei sich, wohl kreuzten große Rudeln von Gemsen seine Pfade, aber der Knall eines Schusses hätte ihn verrathen können an die Baiern, die ihn — wie er von Weitem sehen konnte — immer höher hinan verfolgten.

Die Jännerkälte wurde grimmig. Speckbacher traute wohl auch den Bauern nicht mehr, aber um nicht zu verhungern und zu erstarren, mußte er sich doch entschließen, zu Menschenwohnungen niederzusteigen. So sprach er eines Tages in einem vereinzelten Hause zu, gab sich für einen Einsiedler aus, dem im Gebirge die Klause abgebrannt sei und bat um Etwas zu Essen. Die Bäuerin buck ihm bereitwillig ein Eiergericht, aber noch ehe dasselbe fertig war, nahte dem Hause eine bairische Streifpatrouille und der Flüchtling hatte kaum noch Zeit, auf das Dach zu klettern und hinterwärts hinabzuspringen. Er entkam, fügte sich durch den Sprung aber eine Verletzung zu, die ihm im Verein mit anderen in Kämpfen erhaltenen Wunden, welche wieder aufbrachen, später fürchterliche Schmerzen verursachte. Die Leiden dieses Mannes sind fast unglaublich und gar unbeschreiblich.

Nun trieb er sich auf den Höhen herum und manchmal gelang es ihm, in einem der näherliegenden Bauernhöfe Nahrung zu finden. Aber die Bauern verschlossen vor ihm ihre Thüren. „Und das darfst uns nicht für Uebel nehmen," erklärte ihm eines Tages Einer, „schau' an den Bogen da: wer Dir Unterkunft gibt, dem verfällt Haus und Hof und er selbst dem Kotter. Da nimm', im Sack ist Brot und Mehl und Speck, nimm', nimm', aber komme mir um Gotteswillen nicht mehr in's Haus."

So mußte er wieder hinauf in die finsteren Nebel, in die eisigen Winde und in die schauerlichen Schneestürme. In Sturmtagen durfte er doch wenigstens Feuer machen; bei klarem Wetter hätte ihn der Rauch verrathen. Voll Argwohn spähte er stets um sich, er traute seinem eigenen Schatten nicht mehr. Schon war er halb geblendet durch das immerwährende Hinausblicken in die blinkenden Schnee- und Eisfelder. Eines Tages, als er wieder etwas niederwärts gestiegen war, sah er auf den Schneelehnen einige menschliche Gestalten. Anfangs hielt er sie für Verfolger und wollte fliehen, bald aber merkte er an ihrem mühsamen Emporklimmen, daß es Flüchtlinge seien und erkannte schließlich — sein Weib und seine Kinder.

„O, was ist denn das! was ist denn das!" rief ihnen Speckbacher halb in Freud und halb in Schreck entgegen. Sein Weib fiel ihm schluchzend an die Brust: „Mein Josef, sie wollen uns zu Grund richten all' miteinander. Du weißt, daß wir uns in der Tulserer Sennhütte haben aufgehalten. Da ist gestern

auf Abend ein Bot' heraufgekommen: wir ſollten eilends davon und in's Hochgebirg. Die Baiern wären im Anzug und wollten mich und die Kinder als Geißeln für Dich haben. — Jetzt ſind wir da und ſo viel abgemattet und kein Krümmel Brot im Sack."

Speckbacher hatte bisher ſein fürchterliches Schickſal wie ein Mann und Held ertragen. Jetzt — wendete er ſich ab und begann laut zu weinen. „Meine Marie!" ſchluchzte er, „ich bin die ganze Schuld an Deinem ſchreckbaren Leiden!"

„So mußt nicht reden, Joſef!" ſagte das Weib und wiſchte mit ihrer Hand die heißen Thränen von ſeinem Antlitz, „Du biſt ja brav, und unſer lieber Herrgott weiß, es geſchieht für unſer Landel."

„Gut muß es noch einmal werden!" rief Speckbacher, von ſolchem Troſte ſeines geliebten Weibes neu erquickt. „Auf dem Volderberg hab' ich noch einen Freund, der muß Euch aufnehmen. Und jetzt, Kinder, kommts her, ihr ſeits ja ſchon ganz blau und ſtarr, kommt's her!" Er ſchloß die Halberfrornen an ſeine Bruſt und erwärmte ſie mit ſeinen Liebkoſungen. „Habt's vom Anderl keine Poſt?"

„Das liebe Bübel," verſetzte ſein Weib, „ſie haben es nach München geſchleppt. Weiß Gott, wie es ihm geht!"

„Beſſer, als uns, Marie, das kannſt mir glauben."

Der Freund auf dem Volderberge nahm Speckbacher's Familie liebreich auf. Speckbacher ſelbſt wagte nicht bei ihm zu bleiben; er eilte wieder davon und in dem hochgelegenen Dorfe Dulſes verkroch er ſich in den Glockenthurm, wo er ein paar Tage zubrachte.

Bald waren auch hier die Häſcher wieder und der Geächtete mußte abermals in die höheren Gebirge hinauf. Der brave Freund auf dem Volderberg ſchickte ihm dann und wann Lebensmittel nach. Auch Speckbacher's Knecht, der getreue Zoppel, der in Rinn das Hausweſen beſorgte, wußte ſeinem Herrn manchmal Nahrung und Anderes beizubringen.

Eines Tages brachen die Häſcher auf den Hof in Rinn ein, ſetzten dem Zoppel das Bajonnet an die Bruſt und er ſolle augenblicklich ſagen, wo ſich Speckbacher aufhalte.

„Ihr ſchreckt mich ſchon lang' nicht," antwortete der Knecht mit aller Ruhe; „erſtens weiß ich nicht, wo mein Bauer jetzt iſt. Und wenn ich's auch wüßte, glaubt ihr denn wirklich, daß ich es Euch auf die Naſen binden wollt'? Gewiß nit. Stecht's mich nieder!"

„Stechen wir Dich nieder," antwortete der Patrouillenführer, „ſo haſt Du nichts davon und haben wir nichts davon. Das wollen wir uns geſcheidter einrichten und Du biſt doch auch nicht ſo dumm, daß Du Dein Glück mit Füßen treten und für einen Lumpen aufopfern wollteſt. Sage, wo er ſich aufhält und Du haſt ſo viel Geld auf der Hand, daß Du Dir den ſchönſten Bauernhof im Innthal kaufen kannſt."

„Ich habe mein Wort geredet," ſprach der Zoppel und ſagte kein weiteres mehr. Sie mußten unverrichteter Dinge abziehen.

In das gaſtliche Bauernhaus auf dem Volderberg kam eines Tages eine Patrouille und als ſie Speckbacher's Kinder ſah, fragte man die Bäuerin, wem die vielen Kinder hier gehörten?

„Wem denn, als wie mir!" antwortete die hochbetagte Bäuerin.

„Auch das Kleinſte, welches vorhin in der Küche draußen von einem andern Weib geſäugt worden iſt?"

„Iſt von meiner älteſten Tochter das Kind."

Sie fragten nicht mehr weiter. Die Speckbacherin hatte insgeheim gezittert.

Am Lichtmeßtage, als die Speckbacherin eben von der Kirche in ihr bäuerliches Asyl zurückgekehrt war, stand auf einmal der Josef vor ihr.

„Hab's nimmer länger ausgehalten, da oben," sagte er „und heut' ist ja Dein Namenstag, da will ich bei Dir sein."

Es war eine Freude und die Weiber des Hofes huben an, an einem festlichen Mittagsmale zu schmorren. Da stürzte plötzlich der Hausvater zur Thür herein: „Die Boarn kommen!"

Speckbacher will fliehen, aber das Haus ist schon rings umzingelt. Das Entkommen scheint unmöglich. Was thut der Geächtete? Er nimmt einen an der Wand lehnenden Holzschlitten auf die Schultern und schreitet, unter solcher Last gebückt, langsam zur Thür hinaus und den Häschern entgegen. Da sie ihm den Weg verstellten, so brummte er: „Geht's auf d' Seiten!" und scheinbar für sich: „Bei der Heidenzeit da hat Einer nicht einmal am Feiertag Ruh'. Holz heimfahren, Holz heimfahren, heißt's! Leutschinderei!"

Die Soldaten glaubten, es wäre ein mißmuthiger Knecht vom Hause und ließen ihn gehen.

Auf einer fast unzugänglichen Höhe des hinteren Tulfeser Gamsgebirges war eine Höhle, die dem Speckbacher schon in seinem Wildschützenleben als Zufluchtsort gedient hatte. Das war das letzte Asyl, welches er wußte. Für den äußersten Nothfall hatte er schon früher dorthin einigen Vorrath an Mehl, Schmalz, gesalzenem Fleisch und Brennholz gebracht; so auch eine Anzahl von Schießgewehren mit Zugehör.

Zu dieser Höhle stieg unser armer Geächteter mit vieler Mühe hinan, und zwar in Nacht und Schneegestöber, damit jegliche Spur hinter ihm verweht und vertilgt sei. Um für alle Fälle seine Verfolger zu täuschen, band er sich seine Schuhe verkehrt, mit den Absätzen nach vorn, unter die Füsse. Den einzigen Zugang zur Höhle verschanzte er mit allen Mitteln und war entschlossen, wenn sie kämen, sich gegen jede Ueberzahl zu vertheidigen. Seine Gewehre hatte er stets geladen in Bereitschaft. Nur das Eine fürchtete er: im Schlafe überrascht zu werden. Zu solcher Vorsicht legte er unweit des Einganges, auf dem einzigen schmalen Fußsteig eine geladene Büchse, die er mit Reisig verdeckte. An das gespannte Schloß dieses Gewehres befestigte er einen Bindfaden, den er ganz niedrig über den Fußsteig spannte. Jedes leise Berühren dieses Fadens von einem Herannahenden mußte das Gewehr entladen und durch den Knall den Schlummernden wecken.

In dieser Oedniß verlebte der Flüchtling, ferne von den Menschen, den Rest des in diesem Jahre (1810) sehr langen Winters. Gemsen und Steinadler waren seine Lebensgefährten, und körperliche Schmerzen seine Gäste. Denn allmälig begann eine und die andere der zahlreichen Wunden sich wieder zu entzünden; Fieberfrost stellte sich ein. Er überwand, so gut es ging. Mit der heranrückenden Frühlingszeit kamen gewaltige Elementarereignisse: entsetzliche Stürme, Schneelawinen, Eisbrüche. Das Krachen und Donnern war grauenvoll und selbst die Gemsen kamen entsetzt zum Eingange der Höhle heran. Und eines Nachmittags, als der Alpeneinsiedler an den Hängen hingestiegen war, um Reisig zu sammeln, erfaßte ihn eine solche niederfahrende Lawine. Kaum konnte er noch denken: Jetzt hat's ein End', Gott, steh' mir bei! — als er auch schon bewußtlos zur Tiefe fuhr.

Aber sein Unglück war so groß, daß immer noch so viel Glück dabei war, als er bedurfte, um nicht ganz zu Grunde zu gehen. Ueber einem jähen Abhang, an einer Legföhre blieb er hängen. Zum Bewußtsein zurückgekehrt, versuchte er wieder aufzustehen, wurde aber gewahr, daß er sich das Hüftbein derart verrenkt hatte, daß ihm das Aufwärtsschreiten

unmöglich war. So weit getrieben, faßte er nun in der Verzweiflung den Entschluß, lieber bei den Menschen zu sterben, als im Hochgebirge elend, wie ein wildes Thier, umzukommen.

All' seine Kräfte bot er auf und schleppte sich hinab nach Volderberg zu seinem Freunde. Auf dem qualvollen Marterwege dahin kam ihm der Gedanke, seinen Freund aufzufordern, daß er ihn gegen die ausgesprochenen 500 Gulden den Baiern überliefere; das Geld solle theilweise Speckbacher's Familie, theilweise dem gastlichen Freunde in Volderberg zufallen.

Der aber bedeutete ihm kurz und scharf, für einen Josef Speckbacher wären solche Gedanken eine Schmach und kein braver Tiroler würde sich hergeben, den Schergen zu machen.

Speckbacher's Familie war indeß, nachdem ihr versichert worden, daß ihr die Baiern kein Leid mehr zufügen würden, bereits wieder auf ihren Hof nach Rinn zurückgekehrt. Nachdem sich Speckbacher einige Tage in Volderberg ausgeruht und daselbst durch die Vermittlung seines Freundes sogar ärztliche Hilfe von einem alten Kampfgenossen erfahren hatte, erwachte in ihm eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner zwei Stunden entfernten Heimat Rinn und nach seiner Familie. Der Volderberger und der Arzt begleiteten ihn in einer unwirthlichen Nacht; er mußte sich auf Beide stützen, um zur Noth weiter kommen zu können.

Auf diesem nächtlichen Wege begegneten ihnen sogar zwei Häscher, von welchen sie angehalten und befragt wurden, ob sie nicht Waffen bei sich hätten. „Waffen nicht, aber einen Sterbenden, wenn ihr wollt!" antwortete der Volderberger. Da trollte sich die Patrouille davon.

Noch vor Tagesanbruch erreichten sie Speckbacher's Haus. Es schien ihnen nicht rathsam, die Leute zu wecken, sie trugen den Kranken in das Stallgebäude, welches ungefähr vierzig Schritte vom Hause entfernt stand; dort legten sie ihn auf's Stroh und kehrten auf ihren Berg zurück.

Der alte, treue Haushund war der erste, welcher seinen armen Herrn in der Morgenfrühe besuchte und in freudigster Aufregung bellte und winselte, bis der Stallknecht Zoppel herbeikam, um zu sehen, was es denn hier gäbe. Der Knecht weinte, wie ein Kind, als er Speckbacher so sehr abgemagert und erschöpft hier liegen sah. „Aber Gott Lob!" rief er, „weil Du nur da bist. — Nur darfst nit in's Haus, Bauer. Schier jeden Tag schleicht so ein boarischer Spion um den Hof herum und lugt, ob sich der Speckbacher nicht eingefunden hätt'. Freilich durchstöbern sie gern auch den Stall und weiß ich nicht recht, was wir machen sollen."

Aber in dem halbtodten Geächteten war der schlaue Geist noch nicht erloschen. „Zoppel", sagte er, „da im Stall, gleich von der Thür herein, neben der ersten Kuh am Fußboden grab' ein Loch, sechs Schuh lang, drei Schuh tief; da leg' ich mich hinein."

„Oh! nicht begraben," unterbrach ihn der Knecht traurig.

„Laß mich ausreden. In das Loch leg' ich mich hinein, Du legst Bretter darüber, deckst sie mit Streu zu, laßt aber am Kopf ein so großes Loch, daß ich Luft krieg und was essen kann. Du besorgst ja den Stall und die Küh', so wirst auch mich besorgen und kein Mensch braucht etwas davon zu wissen — mein Weib dieweilen auch nicht."

So geschah es. Und in dieser beispiellosen Lage — nein, das Beispiel ist das Grab — brachte der Geächtete fünf Wochen und fünf Tage zu. Im Hause lagen fast ununterbrochen die bairischen Einquartirungen, die stets das Gehöfte umspähten. Marie betete täglich mit den Kindern für den „Vater", den sie hoch oben im wilden Gebirge glaubte. Speckbacher hörte eines seiner Kinder vor dem Stalle sogar einmal rufen: „Mutter, wo ist

denn der Vater so lang?" — Sie hatten keine Ahnung, wie nahe er war. Und der treue Knecht hegte und pflegte ihn mit Milch, Brot und Eiern und Wäsche, so gut er konnte, und ließ Niemand in den Stall als — die Häscher, die freilich nicht abgewiesen werden konnten. Sie stachen mit den Bajonneten in den Futterbaren und Streuhaufen herum; einmal trat Einer so nahe an's Luftloch des lebendig Begrabenen, daß ihn dieser fast mit den Zähnen bei der Ferse hätte fassen können. Aber entdeckt wurde Speckbacher nicht.

Speckbacher litt in dieser Zeit unsägliche Schmerzen, so wohl an seinem halbsiechen, eingeengten Körper, als auch an seiner Seele. Er war daheim und hatte keine Heimat mehr; er war seinen lieben Angehörigen nahe und durfte sie nicht sehen. Endlich aber ließ er seinem Weibe mittheilen, daß er da sei. Sie war vor Freude und Schmerz völlig außer sich, ihn so wieder zu sehen.

Draußen hub der Frühling an; dem Vergrabenen wurde die Lage von Stunde zu Stunde unerträglicher, aber in der Gewißheit, daß sein Auferstehen sein Verderben wäre, hielt er noch aus.

„Mußt drinnen bleiben, Bauer," sagte ihm der Knecht eines Tages, „den Sandwirth haben sie schon ertappt, der ist hin. In Welschland drinnen derschossen."

„Und unser Kaiser?" rief Speckbacher aus seinem Grabe hervor, „legt er sich denn gar nicht in's Mittel für uns beim Napoleon?"

„Der wird jetzt sein Schwiegersohn," antwortete der Zoppel.*)

Da hörte man im Boden drin die Zähne knirschen. Und nach einer Weile sagte Speckbacher: „Zoppel, erzähl' vom Hofer, wenn Du was weißt."

*) Napoleon der I. heiratete nach dem Friedensschlusse mit Oesterreich Maria Louise, die Tochter des Kaisers Franz.

„Der hat sich nit einmal die Augen verbinden lassen beim Derschießen," sagte der Knecht.

Da stieß Speckbacher einen Laut aus, der war wie ein Juchschrei — der war wie ein Siegesruf . . . .

Allmälig stellte es sich heraus, daß die Ruhe und die Stallwärme günstig auf die Gesundheit des Geächteten gewirkt hatte. Und mit der Wiederkehr seiner Kraft kehrte auch sein Muth und seine alte Zuversicht zurück. Er fürchtete sich vor nichts und so stieg er am zweiten Mai aus dem Grabe. Daß er wieder fort müsse, war gewiß; der Abschied von seinen Lieben war bitter hart, aber die Flucht über das Gebirge war glücklich und gegen Ende Mai war Speckbacher in Wien.

Die hohen Herren hatten viel Gethue mit dem bäuerlichen Helden und hefteten ihm die goldene Medaille auf die Brust. Dann schenkte man ihm ein Landgut. Aber wo? In einer Sumpfgegend unten im Banat. Da wollte es dem Alpensohne nicht gefallen und ohne seinem Weibe schon gar nicht. Doch sein Weib schrieb ihm, es gehe ihr schlecht genug, es sei ihr so hart, daß Tirol nicht mehr österreichisch wäre, sie sehne sich unsäglich nach ihrem lieben Manne und die Kinder nach dem Vater, aber in's Ungarland hinabgehen? nein, lieber daheim betteln!

So verzichtete auch Speckbacher auf das Gut im Banat und erwarb sich in einem Dorfe bei Wien ein Häuschen. Aber auch hier wollte es seinem Weibe nicht gefallen. Als die Speckbacherin von einem Besuche daselbst nach Tirol zurückkehren wollte, und zwar so rasch als möglich, weil sie erfahren hatte, daß daheim ihre Kinder erkrankt seien, wurde sie in Salzburg von den Baiern festgenommen, nach München geschleppt und dort dreizehn Wochen lang in einem finsteren Gefäng-

niſſe, dem Taſchenthurme, verſchloſſen. Hier kam die arme, unſchuldige Frau faſt von Sinnen, weil ſie an ihre kranken Kinder dachte, die ſie ohne Mutterpflege ſterben und verderben ſah. Ferner wußte ſie in derſelben Stadt, in deren Mauern ſie ſchmachtete, ihren gefangenen Sohn Anderl, ohne ihn ſehen zu können. Man bedeutete ihr, daß man ſie ſo lange gefangen halten werde, bis ſie die Einbringung ihres Mannes vermittle. Da lachte ſie wie wahnſinnig auf und rief: „So werde ſie ihr Lebtag keine Freiheit mehr ſehen!“

Endlich ſah man die Fruchtloſigkeit ihrer Gefangenſchaft ein und ließ ſie frei. Sie fand daheim ihre Kinder friſch und geſund. Als Speckbacher erfuhr, wie ſie ſeinetwegen ſo lange im Gefängniſſe geſchmachtet hatte, entbrannte ſein Zorn gegen die Baiern von Neuem. Als es ſpäter wieder losging gegen die Fremdherrſchaft, kehrte Speckbacher raſch nach Tirol zurück, um für die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes zu kämpfen. Tauſend Gulden ſetzten die Baiern auf ſein lebendiges oder todtes Haupt. Heute Flüchtling, morgen wieder Häuptling, ſo verbrachte er die Tage in Noth und Gefahren, unerſchütterlich auf den Stern Tirols glaubend, der Fahne Oeſterreichs vertrauend.

Und ſein Glauben wurde nicht zu Schanden. Im Juni 1814 kam durch den Pariſer Vertrag Tirol und Vorarlberg wieder an das öſterreichiſche Kaiſerhaus zurück.

Die Tage der Prüfung waren vorüber. Speckbacher hatte die Majorswürde erhalten und eine jährliche Gnaden(?!)gabe von 1000 Gulden. Mit reichen Auszeichnungen und hohen Ehren kehrte er nach Rinn zu ſeiner Familie zurück und übernahm wieder ſeinen Hof. Und eines lichten Gottesmorgens kam ein ſchöner, friſcher Jüngling in grauem Studentenröcklein des Weges und trat in's Haus des Speckbacher. Alle thaten einen Freudenſchrei, als ſie ihn ſahen — es war Anderl, der Sohn und Bruder.

An dieſem jungen Gefangenen hatte König Max von Baiern eine herrliche Königsthat vollbracht. Er ließ den Sohn ſeines erbittertſten Feindes nicht in den Kerker werfen, ſondern nahm ihn in das königliche Gymnaſium auf, wo Andreas Speckbacher zu einem edlen, tüchtigen Manne herangebildet wurde. Andreas widmete ſich der Bergmannswiſſenſchaft, ſtudirte ſpäter in Schemnitz und verlebte die erſte Zeit ſeiner praktiſchen Thätigkeit im Gußwerke zu Mariazell in Steiermark. Dann kam er nach Tirol und wurde einer der ausgezeichnetſten Montaniſtiker ſeiner Zeit.

An dem Vater Speckbacher begannen ſich — als er wieder in der Ruhe der Häuslichkeit lebte — bald die Folgen ſeiner Anſtrengungen, Verwundungen und Entbehrungen zu äußern. Als kränklicher Mann zog er mit den Seinen in die Stadt Hall hinab. Dort ſammelte ſich oft ein Kreis von Zuhörern um ihn und er erzählte leuchtenden Auges von den Thaten der Tiroler in den Tagen der Gewalt.

Im Jahre 1820 erlag er als 52jähriger Mann einer Nervenkrankheit. Auf ſeinem einfachen Grabſtein im Friedhofe zu Hall leſen die Nachkommen folgende Worte:

„Im Kriege wild, doch menſchlich auch,
Im Frieden ſtill und den Geſetzen treu,
War er als Krieger, Unterthan und Menſch
Der Ehre und der Liebe werth.“

Der Selbſtmörder.

Eine Erzählung von A. Görner.

(Schluß.)

„Da leſen Sie mal, Schmidt!“ ſagte Herr Lederer an dem verhängnißvollen Morgen, der die bewußte Notiz nach L. gebracht hatte, indem er dem Commis ein Zeitungsblatt hinreichte. „Da muß ſich irgend ein Schelm einen ſchlechten Spaß gemacht haben, vielleicht Beutler ſelbſt; es ſieht ihm ganz ähnlich!“

Dank ſei es dieſer Randgloſſe, machte die Notiz auf den Commis nicht den erſchreckenden Eindruck, wie es ſonſt wohl der Fall geweſen wäre.

„Sie glauben alſo nicht daran, Herr Principal?“ frug er nachdem er geleſen.

„Nein, denn ich ſehe keinen Grund zu einem ſolchen Schritte von Seite eines ſo lebensluſtigen Menſchen wie Beutler es iſt!“

„Sie mögen wohl Recht haben, Herr Lederer!“ antwortete Schmidt jetzt gänzlich beruhigt. „Uebrigens können wir uns am Beſten von der Unwahrheit der Nachricht überzeugen, indem wir telegraphiſch anfragen.“

Als aber auf die telegraphiſche Anfrage von R. aus eine die Notiz beſtätigende Antwort kam und nach und nach allerlei Gerüchte von großen Schulden und einer unglücklichen Liebe Beutler's in Umlauf kamen, da wankte Schmidt's Zuverſicht in das unfehlbare Urtheil ſeines Herrn und er begann, ſich einem ſchmerzlichen Bedauern um den ſo gutmüthigen, ſtets heitern und dienſtbereiten Collegen hinzugeben. Doch hatte er nicht viel Zeit, ſeinen Gefühlen nachzuhängen, denn von Früh bis Abend war das Geſchäft A. Lederer von Käufern und Beſuchern überfüllt, die alle die Neugierde, Näheres über den Selbſtmörder zu hören, hintrieb.

Am nächſten Tage waren die Gerüchte, die ſich in dem Städtchen verbreiteten, noch abenteuerlicher geworden und trug auch ein jedes ein Körnchen Wahrheit in ſich, ſo war dieſes doch von den üppigen Zierpflanzen der Erfindung und Uebertreibung vollſtändig überwuchert. Man erzählte ſich, daß Beutler in der Apotheke das Cyankali entwendet und darüber der Apotheker förmlich wahnſinnig geworden ſei. Ebenſo hatte die Magd des Dr. Friſtner erzählt, Fräulein Sidonie von Stern, die viel bewunderte Schöne, ſei über den Tod Beutler's ſo außer ſich gerathen, daß man ſie einſperren mußte und niemand zu ihr laſſe.

Jeder, der in letzter Zeit mit Beutler in Berührung gekommen, wollte gemerkt haben, daß ſeine Luſtigkeit eine fingirte und unnatürliche war und der junge Mann ſich ſchon längere Zeit mit dem Gedanken an die fürchterliche Kataſtrophe herumgetragen haben müſſe. Die dicke Hausmeiſterin hatte den Nachbarn unter dem Siegel des Geheimniſſes mitgetheilt, Herr Beutler habe, als er am letzten Abend fortgegangen, ihr zugerufen, daß er *nie* mehr nach Hauſe komme, auch ſei er furchtbar eilig und aufgeregt geweſen.

Vom Apotheker ſagte man, er wiederhole ſich fortwährend: „Leben Sie wohl, Onkel, ich werde Sie *nie* mehr um etwas bitten —“ und ſo colportirte man noch eine Menge andere „letzte Worte“ des plötzlich durch ſeine

Unthat zum Helden gewordenen Commis. Was hätte man erſt geſagt, wenn man gewußt hätte, was Sidonie am Schluſſe einer Art Beichte der gefühlvollen Lina vertraut hatte.

„Ja," rief ſie, nachdem ſie die Scene in der Damentoilette am Ballabende getreu wiedergegeben hatte — „ich bin feſt überzeugt, daß ich allein ihn zu dem verzweifelten Entſchluſſe gebracht habe. Noch tönen mir ſeine letzten Worte in den Ohren: „„Leben Sie wohl, Grauſame; mögen Sie nie bereuen, was Sie gethan!"" — Ach, die Reue über mein grauſames Spiel wird mich martern bis an mein Lebensende!"

„Alſo haſt Du ihn doch geliebt?" rief Lina mit Pathos.

„Ja, ja! und nie werde ich ihn vergeſſen, nie wieder glücklich ſein!" jammerte Sidonie ihr Geſicht mit den Händen bedeckend.

Es war Zeit, den Laden zu ſchließen; der Principal war ſchon längſt in ſein Spielkränzchen gegangen, wo heut' wohl über nichts anderes, als das herrſchende Thema geſprochen wurde — Schmidt ſchloß ſeine Caſſa und rief nach dem Hausknechte, damit er dasſelbe mit der Ladenthür thue. Sich in ſeinen dicken Winterrock hüllend, trat er ſchwermüthig, an ſeinen armen Collegen und Freund denkend, den Heimweg an. Langſam erklomm er die Manſarde, die er ſeine Wohnung nannte und ſuchte eben im Finſtern den Schlüſſel in's Schloß zu ſtecken, als die alte Zubringerin, ſeine Nachbarin, das Schiebfenſterchen ihrer Küche aufmachte und rief: „Sind Sie's, Herr Schmidt?"

„Ja wohl, guten Abend!" klang die melancholiſche Antwort.

„Hab' hier einen Brief an Sie —" hieß es weiter.

„Einen Brief? Seltſam! Briefe bringt man mir doch ſonſt ſtets in's Geſchäft!" meinte Schmidt.

„Der Poſtbot'" — erklärte die Frau — „hat mir einen von meinem Sohn gebracht, da hat er den Ihren auch gleich hier gelaſſen; da nehmen Sie ihn!"

Schmidt näherte ſich dem Fenſter und griff zu.

„Pardon!" rief er, ſchnell zurückfahrend, denn er glaubte im Finſtern die Naſe der alten Frau ſtatt ihrer Hand berührt zu haben.

„Hihi!" kicherte die Alte — „na, machen Sie ſich nichts d'raus — hier iſt der Brief!"

Und diesmal ſtreckte ſie den Arm ſo weit hinaus, daß unſer Freund des Schreibens habhaft wurde. Mit einem „Danke!" trat er in ſein Stübchen, wo er ſich vorſichtig, ohne anzuſtoßen, bis zu dem Tiſche hintaſtete, auf welchem die Lampe ſtand, die er ſchnell anzündete. Der erſte Strahl derſelben fiel auf den Brief, deſſen Adreſſe er mit ſtarren Augen betrachtete, als wäre das „An Herrn Herrn Auguſt Schmidt" von Geſpenſterhand geſchrieben.

„Von ihm!" hauchte er endlich vor ſich hin. „Iſt es ſein letzter Wille, ſein Vermächtniß? — Der Brief eines Todten!" — Hu, es ſchauerte den armen Schmidt, als er das verhängnißvolle Blatt in die Hand nahm. — Aber was war das? Der Brief trug ja nicht den Poſtſtempel von R., ſondern von der Stadt, wohin Beutler im Auftrage ſeines Chefs gereiſt war. Athemlos und haſtig eröffnete ihn jetzt der Commis.

„Er lebt!" rief er erfreut, nachdem er gleich oben Datum und Ortsangabe geleſen. Der Brief aber lautete:

„Lieber Freund und College!

Eh' ich noch unſerm Alten über meine vollſtändig geglückte Miſſion hier berichte, will ich Dir noch erzählen, wie es mir ergangen, ſeit Du mich auf dem Wege zu meinem hartherzigen Herrn Onkel verlaſſen haſt. Wie ich faſt erwartete, gab der alte Herr mir die verlangten hundert Gul-

den nicht (aufrichtig gesagt, ich zweifle sehr, daß ich sie an seiner Stelle gegeben hätte); ich mußte also, um mich des Juden zu entledigen, zu dem Mittel greifen, daß ich schon früher für diesen Fall geplant hatte, d. h. ich reiste statt am andern Tage, noch in derselben Nacht nach L. ab und zwar in einer fürchterlichen Stimmung, nachdem die Unterredung mit meiner grausamen Angebeteten auf dem Casinoballe mir gezeigt, das es meinen heißen Gefühlen nicht gelungen war, das Eis ihres Herzens zu schmelzen. Leider ließ mich bei dieser Krisis meines Lebens mein Leichtsinn ganz im Stiche. Ich war nicht im Stande, die liebliche Spötterin zu vergessen, wenn auch der Gedanke an das lange Gesicht, das Löwy machen würde, wenn er den Vogel ausgeflogen findet, mich einigermaßen erheiterte. Der Aufenthalt in der langweiligen Bahnhof-Restauration, während ich auf den von L. kommenden Frühzug wartete, der mich weiter bringen sollte, war auch ganz dazu geeignet, meiner Melancholie noch mehr Nahrung zu geben. Ja selbst, als ich endlich wieder im Coupé saß und wie es scheint, eingeschlafen war, sprach ich im Schlummer von ihr, denn plötzlich fühlte ich mich aufgerüttelt und mein Reisegefährte, ein junger Mann, in meinem Alter, sagte zu mir: Verzeihen Sie, daß ich Sie weckte, aber ich glaubte, Ihnen damit einen Dienst zu erweisen, denn sie schienen schwere Träume gehabt zu haben. Wieso? frug ich etwas unwillig über die ungebetene Einmischung des Fremden. Dieser aber sah mich mit einem so traurigen Blicke an, daß ich unwillkürlich meine Stimme zum sanftesten Adagio zwang, als ich meine Frage wiederholte. Sie haben — sprach er — nach wiederholtem Seufzen und Stöhnen ausgerufen: Grausame Sidonie, Du hast mein Lebensglück zerstört. Da erwachte meine Sympathie für Sie und ich beschloß, Sie dem beängstigenden Traume zu entreißen. Ach leider — rief ich — ist die Wirklichkeit nicht besser als der Traum! Sie lieben also auch unglücklich? frug der Mann, mich heftig am Arm fassend, und mit seinen Blicken fast durchbohrend. Was willst Du, lieber Freund, mein Herz war so voll, daß es gerade nur dieser Frage bedurfte, um alle seine Schleußen zu öffnen. Ich erzählte dem Reisenden Alles. Und was gedenken Sie jetzt zu thun? frug er mich forschend anblickend. Was kann ich Anderes thun, als die Grausame zu vergessen und mich zu zerstreuen trachten? antwortete ich. Sie, Glücklicher! der den Muth hat, noch auf Glück zu hoffen! rief der junge Mann. Hören Sie jetzt auch meine Geschichte! — Und nun erzählte er mir eine lange, lange Liebesgeschichte (die ich Dir einmal mündlich wiederholen werde, obschon nichts Ungewöhnliches daran ist), und als wir uns R. näherten, waren wir bereits so vertraut geworden, daß wir unsere Karten wechselten, d. h. ich gab ihm die Meinige, er entschuldigte sich, daß er Keine bei sich führe, sagte mir aber seinen Namen: Egon Emil Eduard Schelberger. Da er im Schwan, ich aber, wegen der am andern Morgen fortzusetzenden Reise, im Bahnhofhotel abstieg, trennten wir uns, als der Zug hielt. Ich sagte, ihm die Hand reichend: Vielleicht führt uns der Zufall ein andermal in besserer Stimmung zusammen! worauf er aber in einem Tone, der mir noch lange in den Ohren klang: zurück rief: Nie, niemals! Leben Sie wohl! Hier angekommen vergaß ich aber schnell, sowohl den Reisegefährten vom vorigen Tage, als auch das lange Gesicht Löwy's, ja fast meine unglückliche Liebe, denn ich erfuhr zufällig, daß Schmelz & Co. unter den Sachverständigen bereits für verloren erachtet wurden und schon seit einigen Tagen ihre Waaren auffallend verschleuderten. Da mußte schnell gehandelt wer-

den. Ich, nicht faul, eile hin, finde das Geſagte beſtätigt, melde mich als Kunde, kaufe zu den billigſten Preiſen auf, was Gutes da war, laſſe die Waaren verpacken und an einen Spediteur ſenden und bezahle dann die ſehr verblüfften Herren, die über das gute Geſchäft bereits jubilirt haben mochten, mit unſerer Forderung. Was konnten die Leute machen? Unſer Guthaben mußten ſie anerkennen, die Waaren gab ich nicht mehr heraus und ihr Lager war durch meine Einkäufe ſo gelichtet, daß ſie am andern Tage den Concurs wirklich anſagten. Ich lachte mir in's Fäuſtchen — die Firma A. Lederer war ſalvirt ohne einen Kreuzer Koſten und ohne alle Plackereien — mir aber wird der Herr Chef wohl ſeine Zufriedenheit mit klingender Münze bezeugen, was wiederum meinen Gläubigern ſehr lieb ſein dürfte.

Da auf dieſe Art mein Geſchäft hier abgethan iſt, reiſe ich wegen Ausführung einiger kleinerer Aufträge bald weiter. Schreibe mir poste restante nach E. und zwar alle Neuigkeiten von L., natürlich auch über Sie, wenn Du etwas in Erfahrung bringſt. Vergiß nur aber auch ja nicht zu referiren, wie Löwy ſich geberdet hat, als er meine Abreiſe erfuhr und dann grüße mir alle die luſtigen Freunde in der „Traube“; ſie ſollen Dir, Du langweiliger Hausbeſitzer, über die noch ſtattfindenden Faſchingsunterhaltungen, die ich leider nicht durch meine Gegenwart ſchmücken kann, erzählen. Wenn in E. gerade ein Ball iſt, beſuche ich ihn, um mich zu entſchädigen und die ſchönen Damen dort kennen zu lernen. Ach, es wird nichts helfen! wenn ſich dort auch ein ganzer Himmel aufthäte, ſeinen „Stern“ kann doch nicht vergeſſen Dein wahrhaftig ſehr niedergeſchlagener Freund

Fritz.“

Schmidt machte zuerſt ſeiner Freude über den nicht ſelbſtgemordeten, wiedergewonnenen Freund durch einen lauten Lacher Luft, dann eilte er, abgeriſſene Sätze hervorſtoßend in der kleinen Manſarde auf und ab, dann las er den Brief noch einmal und endlich lachte er nochmals leiſe in ſich hinein, als er bedachte, wie ſich ſein Chef morgen freuen und die guten L.. ſtädter verwundern würden.

Ganz aus der gewöhnlichen Ruhe gebracht, ſtieg er die Stufen zu ſeinem Fenſter hinan und ſprach, auf all' die Giebel und Schornſteine unter ſich herabſehend, vergnügt zu ſich: Da ſchlafen ſie ahnungslos die Bewohner von L. und ich allein bin im Beſitze eines Geheimniſſes, das morgen die ganze Stadt rebelliſch machen wird. Wie wird man ſtaunen, wenn ich ſagen werde: Er lebt! er kehrt wieder, man hat ihn verläumdet, da man ihn einer ſo furchtbaren That fähig hielt.

„Hab' ich's nicht geſagt, der Beutler thut ſo was nicht!“ rief am andern Morgen Herr Lederer aus, als ihm Schmidt die wichtige Mittheilung gemacht hatte.

„Haben Sie bereits mit Andern über die Sache geſprochen?“ frug dann der alte Herr, indem ein ſchlaues Lächeln ſeine Lippen umſpielte.

„Gewiß nicht! wie ſollte ich, Herr Principal, bevor ich Ihnen —“

„Gut! Dann bitte ich Sie, auch fernerhin nichts davon zu erwähnen und die guten Leute hier bei ihren Ideen zu laſſen. Es wird das einen capitalen Spaß geben. Da aber ein Zufall das Geheimniß ſehr bald verrathen könnte, fahre ich, ſobald der verſprochene Brief da iſt, auf die nächſte Station, um dort an Beutler zu telegraphiren, er ſolle ſobald als möglich zurückkommen. Da er ſeine Hauptaufgabe ſo zufriedenſtellend gelöſt hat, mögen die kleineren Aufträge unausgeführt bleiben. Wird ſich der Windbeutel wundern, wenn er, nach Hauſe kommend, all' ſeine Schulden gezahlt findet. Geſtern hat Dr. Friſtner im Club erzählt, daß er im Auf-

trage des Apothekers Alles beglichen hat. Der Spaß, wenn der alte Schmerl inne wird, daß er umsonst Reu' und Leid erweckt hat — wird unbezahlbar sein. Da, stecken Sie den Brief wieder ein und wahren Sie das Geheimniß, mir ist sehr daran gelegen — he, he, he!"

Der Zufall war so freundlich, den Plan des Herrn Lederer nicht zu stören und als Beutler zwei Tage später nach empfangener Weisung in der letzten Station vor L. anlangte, hatte in dem letztgenannten Orte Niemand eine Ahnung, daß er noch unter den Lebenden sei. Das Erste, was er erblickte, als der Zug hielt, war sein Freund Schmidt, der auf ihn zueilte und ihn mit einer Wärme in seine Arme schloß, die bei dem sonst so ruhigen Menschen höchst auffallend war. Mit vor Rührung zitternder Stimme sprach er: „Gott grüß Dich, Beutler! Aber komm', ich habe hier einen Kutscher gemiethet, mit dem wir nach Hause fahren, der Herr Principal hat es so angeordnet."

„Servus, Schmidtchen! Aber erkläre mir doch einmal —"

„Alles! Aber erst wenn wir im Wagen sitzen, Du lieber, wiedergewonnener Freund!" Und eine abermalige Umarmung versetzte Beutler in nicht geringes Erstaunen. Dieses vergrößerte sich aber noch bedeutend, als Schmidt, nachdem sie den Wagen bestiegen hatten, Fritzens Hände ergriff und ihn mit zärtlichen Blicken anfah, ohne ein Wort zu sprechen. Da ward dem lustigen Gesellen die Geschichte zu bunt und er legte sein Gesicht in so komische Falten, daß die elegische Stimmung des Andern dadurch vollständig zerstört wurde und er herzlich zu lachen anfing.

„Gott sei Dank!" rief Beutler, „daß ich wieder lachen höre. Jetzt aber erzähle, was soll Dein sentimentales Gebahren und das seltsame Telegramm des Alten bedeuten. Warum mußte ich plötzlich meine Reise abbrechen und warum durfte ich nicht bis L. mit der Bahn fahren?"

„Ach, Fritz, Du ahnst nicht, was Alles während Deiner kurzen Abwesenheit geschehen ist!"

Und nun begann er seinen Bericht.

„Was?" rief Beutler erstaunt aus, seine Hände auf die Kniee fallen lassend — „der arme Egon Emil Eduard Schelberger hat sich das Leben genommen wegen seiner langweiligen Amanda? Ist das eine Idee! Armer, dummer Kerl! Und Ihr glaubtet, weil meine Karte sich bei ihm vorfand, ich sei der Selbstmörder? Nein, das ist zu stark!"

„Alle glaubten es, nur der Herr Principal nicht!"

„Allen Respect hinfort vor der Vernunft und richtigen Menschenkenntniß unseres Alten!"

„Aber es war ja sehr gut, daß man es glaubte, es war ein Glück für Dich; doch das hat mir der Herr Principal Dir zu erzählen verboten und sich selbst vorbehalten."

Und Schmidt verrieth in seiner Gewissenhaftigkeit kein Wort weiter trotz der ihn bestürmenden Neugier seines Freundes.

Es war bereits gegen 10 Uhr, als die Beiden durch die heut' stillen Straßen L..'s fuhren. Den Häusern einer engen Straße entlang nur humpelte eine seltsame Gestalt, die durch ein großes Bündel, das sie trug, sich noch unförmlicher ausnahm.

„Bei Gott! Das ist Löwy!" rief, als sie ihr näher kamen, Beutler aus und als der Wagen vorbeirasselte, schrie er dem Juden ein dreifaches: Wehe, wehe, wehe! zu. Leider konnte er nicht den Eindruck beobachten, den sein Ruf gemacht hatte, denn jetzt bogen sie um die Ecke und rollten bald darauf vor das Haus des Herrn Lederer, der ihnen selbst öffnete und sie in seinem kleinen Comptoir mit den Worten empfing: „He, Sie glücklicher Selbstmörder, sein Sie mir will-

kommen und machen Sie sich's bequem nach der winterlichen Fahrt."

Und als die beiden Commis sich ihrer Hüllen entledigt hatten, lud er sie ein, sich mit ihm an den mit kalten Speisen und einigen bemoosten Flaschen besetzten Tisch zu setzen, wo bald der angezündete Spiritus das Wasser zum Thee brodeln und zischen machte.

Während die beiden jungen Leute mit dem alten, jovialen Herrn tranken und schmausten, wurden zuerst die Geschäfte und dann Beutler's Privatangelegenheiten besprochen, deren glückliche Wendung den Letzteren in einen wahren Freudenrausch versetzten. Sein natürlicher Humor und Uebermuth war dadurch, sowie durch den Genuß einer ziemlichen Portion feurigen Bordeaux's auf eine solche Höhe gestiegen, daß es durchaus kein Wunder war, wenn er zu allen möglichen Thorheiten aufgelegt, mit dem heut' ebenfalls etwas aus seinem ernsten Wesen gerathenen Schmidt, an seiner Wohnung anlangte.

„Jetzt läute Du einmal an, Schmidtchen," sagte Beutler, „und zwar recht tüchtig, und kommt der Hausmeister, dann frägst Du, ob ich noch nicht zu Hause sei. Bin begierig, was er sagen wird!"

Es war jedoch nicht der Hausmeister, sondern seine corpulente Ehehälfte, die, dem warmen Bette entstiegen, in einem durch die Dunkelheit zwar entschuldigten, aber sonst polizeiwidrigen Costüm, das Thor öffnete. Schmidt trat vor und frug kurz und laut: „Ist Herr Beutler noch nicht zu Hause?"

„Herr, mein Gott, wie können Sie uns so foppen, Herr Schmidt, und noch dazu mitten in der Nacht; Sie wissen ja, daß der arme, junge Herr längst schon als Selbstmörder an einer Kirchhofmauer begraben liegt."

„Weib, Du lügst!" ertönte jetzt eine hohle Stimme, „ich bin kein Selbstmörder und an keiner Kirchhofmauer begraben!" Und Schmidt bei Seite schiebend, trat Beutler an die Hausmeisterin heran und ergriff ihren Arm. — Das war zu viel! Mit einem Schrei riß sie sich los und lief, das Thor im Stiche lassend, alle guten Geister anrufend, so schnell es ihre Corpulenz erlaubte, in ihr Stübchen. Ein helles, zweistimmiges Lachen, das ihr direct aus der Hölle zu kommen schien, tönte ihr nach. Zähneklappernd, schaudernd, zog sie das Bett über den Kopf und verwünschte ihren liederlichen Mann, der jetzt täglich später nach Hause kam und sie, die Arme, allen Schrecknissen der Nacht preisgab. Bald darauf hörte sie das Hausthor zuschlagen und jemand die Treppe hinaufgehen.

Sie sagte sich, es sei ihre Pflicht, nachzusehen, das Thor zu schließen und den Schlüssel zu sich zu nehmen, aber nicht um die Welt wäre sie jetzt hinausgegangen, selbst nicht, wenn sie gewußt hätte, daß die bei der nächsten Ziehung herauskommenden Nummern im Brillantfeuer auf der Hausthüre prangten. An Schlafen war nicht mehr zu denken, sie machte daher nach einiger Zeit Licht und saß aufrecht in ihrem Bette, bis endlich ein ihr bekanntes Pochen ihr die Ankunft des sehnsüchtig erwarteten Gatten anzeigte. Vorsichtig zuerst mit dem Lichte die Hausflur beleuchtend, trat sie den Weg zum Thore an. Der Schlüssel stak und vor Angst und Kälte zitternd, öffnete sie dem Hausmeister, der kaum mit etwas unsichern Schritten sein Stübchen betreten hatte, als er die Geschichte des gräßlichen Abenteuers zu hören bekam. Leider machte sie auf ihn sehr geringen Eindruck und Alles, was er darauf sagte, war: „Dummes Zeug! Hast wieder was geträumt, damit Du in die Lotterie setzen kannst; — laß mich schlafen!" —

„Ach! Wer doch schlafen könnte!" dachte die arme, dicke Frau. Sie war

jedoch nicht die Einzige, die dieſen Stoßſeufzer ausſtieß.

Auf ſeinem dürftigen Lager in der Vorſtadt krümmte ſich der Wucherer Löwy ebenſo ſchlaflos in bangen Zweifeln. Nachdem ihm die wohlbekannte Stimme das „Wehe“ nachgerufen hatte, war er nach Hauſe gewankt und ſann nun darüber nach, was es für eine Bewandtniß damit haben möge. War das „Wehe“ von dem todten Beutler ausgegangen, dann mußte es wie ein Fluch wirken und er ſchauderte, wenn er dieſe Möglichkeit bedachte; hatte es aber der lebende Beutler ausgerufen, dann hatte er ſich ja ſelbſt ſchändlich betrogen, indem er dem Apotheker ſeinen Schuldſchein um die Hälfte des Werthes überlaſſen hatte. Jedenfalls, das ſchwur er ſich zu, werde er ſich, ſobald der Morgen graut, Gewißheit darüber zu verſchaffen ſuchen.

Demgemäß machte er ſich auch, noch lange bevor die blaſſe Winterſonne ſchmachtend durch den Nebel nach der in Schnee gehüllten Erde herabblinzelte, auf den Weg nach der Stadt und ſchlüpfte in das ihm wohlbekannte, eben erſt geöffnete Haus gerade in dem Augenblicke, da die rauhe Bierſtimme des Hausmeiſters polterte: „Fängſt ſchon wieder an mit dem einfältigen Traum?“

„Wenn ich Dir aber ſag', daß es kein Traum war!“ kreiſchte ſeine dickere Hälfte, „wenn ich Dir ſag', daß ich ganz wach war, wie ich das Thor aufgemacht hab' und daß ich deutlich den Herrn Beutler ſeine Stimm' gehört hab'! — Wenn Du's nicht glaubſt, geh' zum Herrn Schmidt und frag' ihn; der war auch dabei, wie das Geſpenſt zu reden angefangen hat.“

„Was für Geſpenſt? Haben Sie auch gehört das Geſpenſt von dem Herrn von Beutler, liebſte Frau Hausmeiſterin?“ rief jetzt Löwy zur Thüre herein. „Geſtern Abends, nicht wahr, iſt es umgegangen hier in der Stadt. Auch ich hab's gehört, aber geſehen hab' ich's nicht. Geiſter ſind ja immer geweſen unſichtbar, wird auch der Herr Beutler nicht machen eine Ausnahm'!“

„Na“ — ſagte der Hausmeiſter — „daß mein Weib ſo was Dumm's daherred't, das bin ich gewohnt, aber daß auch ſo ein pfiffiger Jud', wie der Löwy, G'ſpenſter ſieht, das hätt' ich nicht gedacht!“

„Sag', was Du willſt, Mann, aber ich bleib' dabei, der Herr Beutler hat heut' Nacht mit mir g'ſprochen und iſt dann in ſein Zimmer hinaufgeſtiegen. Tap! tap! iſt das die Stiege hinauf gegangen; mich gruſelt's noch, wenn ich d'ran denk'!“

„Da hat ſich Jemand mit Euch einen ſchönen Spaß gemacht und iſt am End' ein Fremder im Haus — ein Dieb oder Räuber — muß nur gleich nachſchauen!“

„Halt!“ rief die Hausmeiſterin, ihren Mann beim Hemdärmel faſſend, „ich laß Dich nicht allein gehen — ich geh' mit, wenn's ſchon ſein muß!“ fügte ſie mit heldenmüthigem Entſchluſſe bei.

„Und ich auch, ich auch!“ ſagte der plötzlich muthig gewordene Wucherer, „aber geh'n Sie nur voraus.“

Die drei ſtiegen nun langſam die Treppe empor, zuerſt der Hausmeiſter, an deſſen linke Flanke ſich ſeine dicke Gefährtin ſchloß, während der Jude ihnen knapp auf der Ferſe folgte. Sie ſchauten in alle Winkel, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken und waren endlich an Beutler's Zimmerthür angekommen.

„Gegangen iſt Jemand da hinein!“ ſagte Löwy leiſe. Seinen ſcharfen Blicken waren die friſchen Fußſtapfen nicht entgangen, die ſich von der Stiege bis zur Thürſchwelle hinzogen und nun Gegenſtand ängſtlicher Aufmerkſamkeit waren.

„'s iſt alſo wirklich Jemand d'rin!“ ſagte etwas unſicher der Hausmeiſter.

„Siehst Du!“ flüsterte zitternd seine Frau.

„Klopfen Se mal an, Herr Hausmeister!“ rieth Löwy in äußerster Spannung.

Mit leisen Schritten näherte sich der Hausmeister der verhängnißvollen Thür und klopfte mit unsicherm Finger an. D'rin war alles still. Nun guckte der Mann durch's Schlüsselloch.

„Der Schlüssel steckt von innen“, referirte er dann mit bleichem Gesichte, sich nach seiner Begleitung umsehend.

„Klopfen Se stärker oder rufen Se hinein!“ flüsterte Löwy wieder.

Der Hauscerberus, der die einmal begonnene Heldenrolle nicht schmachvoll aufgeben wollte, klopfte nun stärker.

Da erscholl von innen ein kräftiges, deutliches „Herein!“ welches das Blut in den Adern des heldenmüthigen Kleeblatts erstarren machte. Sollte man der Einladung folgen? Eben als darüber berathen wurde, öffnete sich die Thür und in derselben erschien im Schlafrock und Pantoffeln Beutler, der Selbstmörder, und sagte lachend: „Guten Morgen, meine Herrschaften! Was verschafft mir denn die Ehre Ihrer Begrüßung? Ah, Löwy! Wer hat Euch denn gesagt, daß ich schon zurück bin? Wohl die Besorgniß um Euer Geld? He, he, ich bin eben in guter Laune und will Euch nicht mehr länger darauf warten lassen. Also herein und heraus mit dem Schuldscheine. Ihr habt ihn natürlich mit?“

Löwy aber, der nun außer allem Zweifel war und einsah, daß Beutler lebe, machte alle Geberden der Verzweiflung durch, während ein Chaos von Gedanken in seinem Kopfe arbeitete. Wie dumm war er gewesen, wie hatte er sich selbst betrogen! Doch nein, er war betrogen worden, die ganze Notiz war Betrug, war darauf abgesehen, ihn um sein Geld zu bringen. Was war zu thun? Konnte er seinen Schein nicht wieder haben? — Das waren die Fragen, die er in seinem Gehirne auf- und abwälzte, während er seinen Bart raufte und sich vor die Stirne schlug.

„Aber lassen wir das Geschäft, bis wir allein sind,“ sagte Beutler, sich an der stillen Wuth des Juden ergötzend — „was wollt denn Ihr, Hausmeister?“ —

Das würdige Paar war wie versteinert dagestanden, während sich auch ihm die Ueberzeugung aufdrang, daß es mit dem wirklichen, lebenden Beutler und mit keinem Gespenste zu thun hatte. Nun, bei des Letzteren Frage, kam Leben in die Beiden. Unverholen bezeugten sie ihre Freude darüber, daß Beutler wiedergekehrt sei, was dieser mit wohlgespielter Verwunderung hinnahm.

„Ja, warum sollt' ich denn nicht wiederkommen?“ frug er. „Ueberhaupt, was habt Ihr denn heut' Nacht für wunderliche Reden geführt, Frau Hausmeisterin?“

„Ja, mein Weib, das wissen Sie, Herr Beutler, ist voller Aberglauben und da — hat ihr etwas geträumt von Ihnen — na, und da hat sie sich eingebildet, Sie wären todt!“ stotterte der Hausmeister und stieß dabei seine Ehehälfte in die vier Zoll dicke Fettlage, die deren Rippen bedeckte, um ihr anzudeuten, sie möge nichts weiter über das falsche Gerücht von dem Selbstmorde sprechen.

„Ah so! Nun da sprechen wir nicht mehr davon und zu unserm Geschäft, Löwy!“ sagte Beutler, sich nach dem Genannten umschauend. Dieser saß auf der letzten Stufe der Treppe, zu einer formlosen Masse zusammengekauert. Jetzt sprang er auf, und, nachdem er einen wüthenden Blick auf Beutler geworfen, die Stiege hinab, so schnell es seine krummen Beine zuließen.

Der Vorgang war so schnell und komisch, daß die Zeugen desselben in ein lautes Gelächter ausbrachen. Beutler wälzte sich förmlich vor Lachen

auf seinem alten Divan, der nicht eine gesunde Feder mehr hatte und dachte erst daran, Toilette zu machen, als ihm ein Blick auf die Uhr zeigte, daß die Stunde herannahe, wo er die Geliebte seines Herzens wiedersehen sollte.

Sidonien's Aufregung hatte sich nach den ersten Tagen in eine tiefe Melancholie verwandelt und weder des Vormund's Zureden, noch die Bitten seiner Töchter hatten sie vermocht, eine der in diese Zeit der Trauer fallende Tanzunterhaltung mitzumachen. Sie betrachtete sich im Stillen gleichsam als die Witwe des durch ihre Grausamkeit Hingemordeten und ihre vielen Verehrer mußten sich begnügen, ihr von schwermüthigen Gedanken erfülltes Köpfchen von Ferne am Fenster zu erblicken. Die Kunde von ihrer, von Niemand geahnten, leidenschaftlichen Liebe hatte sich zwar unter ihnen verbreitet, doch waren die Mitglieder der „Bande" auf einen todten Nebenbuhler nicht eifersüchtig und gaben ihre diversen Hoffnungen auf Eroberung der schönen Erbin nicht auf.

Den beiden älteren Töchtern des Doctors aber begann die Schwermuth des sonst so lustigen und unterhaltenden Mädchens bereits sehr lästig zu werden und sie versuchten alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel, die Freundin der Lebenslust wieder zu gewinnen. Diese jedoch fand Alles, was sie früher unterhalten hatte, schaal und langweilig und saß am liebsten still und ungestört bei einem der Fenster des Salons, von wo man in die Seitengasse sehen konnte, worin sich das Geschäft A. Lederer befand.

„Aber Sidonchen" — sagte die lustige Clara, als sie die Freundin nach dem Frühstücke wieder auf das Beobachtungsplätzchen zuschreiten sah — „ich dächte, Du hättest nun den Manen des unglücklichen Menschen schon mehr als den schuldigen Tribut gezahlt und solltest doch wieder ordentlich zu leben anfangen. Ich kann Dich überhaupt gar nicht begreifen; als er lebte, machtest Du Dich über ihn nur lustig und nun da er todt ist, beweinst Du ihn wie eine Braut. So etwas kann Unsereins einmal nicht fassen."

„Ja, Du hast recht — das verstehst Du nicht!" entgegnete verletzt Sidonie.

„Verstehst Du es etwa Lina? Du bist doch sonst die Sachverständige bei allen sentimentalen Liebesgeschichten."

Lina schwieg und zuckte nur mit den Achseln.

Tini aber schlich sich an Sidonie heran und streichelte zärtlich ihr schönes Haar.

Diese zog die Kleine an sich und sagte: „Tinchen allein versteht mich besser, als alle Andern — denn auch sie betrauert ihn, nicht wahr?"

Tinchen riß sich los und eilte, ihre Rührung zu verbergen, schnell hinaus.

„Du machst uns wahrhaftig das Kind auch noch toll!" sagte Clara vorwurfsvoll. „Sie hat um ihren Straußspender ohnehin schon so viele Thränen vergossen, daß sie ganz entzündete Augen hat. Am Ende bildet sie sich auch noch ein, ihn geliebt zu haben."

Jetzt fuhr Sidonie heftig auf: „Du glaubst also, ich spiele blos Comödie — ich bilde mir nur ein, Beutler zu lieben?"

„Das Erstere sag' ich nicht", rief Clara eifrig, „wohl aber glaube ich das Zweite und setze noch hinzu, daß ich überzeugt bin, Deine ganze Liebe zu dem Unglücklichen verflöge wie Spreu vor dem Winde, wenn er lebend vor Dich hinträte."

„O, daß ich Dich vom Gegentheil überzeugen könnte! Du Gefühllose!"

Clara lächelte und sagte: „Ich aber kenne Dich besser, als Du selbst und sage Dir: sobald Beutler wieder vor Dir stünde, wäre er für Dich nichts mehr weiter, als Einer der „Bande", den man duldet, um sich zu amüsiren."

„Nein, sag' ich, nein!“ rief durch den Hohn der Freundin aufgeregt Sidonie — „aber“ — setzte sie, in ihre trostlose Apathie zurückfallend, hinzu — „ich habe Dein hartes Urtheil verdient, ich war grausam und hart gegen den Armen.“

Schritte und Männerstimmen im Vorzimmer unterbrachen jetzt den Streit der Mädchen und als die Thür sich öffnete, trat Herr Lederer, vom Hausherrn gefolgt, in das Besuchszimmer.

„Mädchen!“ sagte der Doctor, „ich habe eine große Ueberraschung für Euch in petto — geht einmal in das Zimmer nebenan und — — staunt.

Neugierig rissen seine Töchter die widerstrebende Sidonie mit sich fort und im nächsten Augenblicke ertönen drei Schreie auf einmal. Als die Herren sich der offen gebliebenen Thüre näherten, sahen sie Sidonie in des glücklichen Beutler's Armen, und lachend, Rufe des Staunens ausstoßend, umringten Clara und Lina die Gruppe, der sich bald durch den Lärm herbeigelockt, die in ihre breite Küchenschürze eingehüllte Doctorin und das erröthende, verlegene Tinchen anschloß.

Eine Stunde später trat Beutler, auf dem Wege bei jedem Schritte durch einen erstaunten Freund oder Bekannten aufgehalten, in die Apotheke, wo ihn der bereits durch die vielzüngige Fama von seiner Auferstehung unterrichtete Onkel Schmerl ziemlich kühl empfing.

„Also war's nur einer von Deinen schlechten Späßen?“ rief er, ärgerlich über seine Verschwendung an Geld und Gefühlen, zu der ihn seine Leichtgläubigkeit verleitet hatte, dem Neffen entgegen. Dieser aber war zu glücklich, um diesen Empfang übel zu nehmen und sagte nur:

„Ich bin zwar ein Leichtflügel und lustiger Mensch, das ist wahr; aber mit so ernsten Dingen, wie ein Selbstmord es ist, mach' ich doch keinen Spaß. An der Zeitungsnotiz bin ich so unschuldig, wie an dem Selbstmorde des armen Schelberg selbst, dem ich im Eisenbahncoupé meine Karte gab, wenig ahnend, was dieselbe für — Heil für mich bringen würde. Sie hat mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne gemacht!“

„Na, schon gut, schon gut!“ sagte der schnell besänftigte Onkel, welcher glaubte, Beutler spiele auf die Bezahlung seiner Schulden an. „Es reut mich nicht, was ich für Dich gethan, und ich freue mich herzlich — wirklich herzlich, daß Du wieder da bist!“

„Für die Abhandlung mit meinen Gläubigern bin ich Ihnen, lieber Onkel, sehr verbunden!“ sagte Beutler — „schon weil Löwy sich jetzt seinen struppigen Bart darüber ausrauft; — aber das war's nicht, was ich mein Glück nannte.“

„Nicht?“ frug verwundert der Apotheker. — „Ja, was hat denn die Selbstmordgeschichte Dir noch eingebracht?“

„Das schönste, herrlichste, außerordentlichste Mädchen von der Welt mit 60.000 fl. Mitgift. Ich stelle mich Ihnen hiermit als Bräutigam des Fräuleins Sidonie von Stern und künftiger Compagnon der Firma A. Lederer vor.“

Bei dieser Ankündigung ging die Freude Schmerls in Rührung und Stolz über. Er umarmte den plötzlich zu solchem Ansehen gelangten Neffen einmal um's anderemal und konnte sich die Genugthuung nicht versagen, seiner erstaunten Frau sogleich den, ihn nun nicht mehr brauchenden Verwandten, der sich aber gewiß dankbar seiner früheren Geschenke erinnern werde, als Bräutigam des vielbewunderten Goldfisches vorzustellen.

Uns aber bleibt nichts weiter zu thun übrig, als zu constatiren, daß einige Monate später in L. ein Hochzeitsfest gefeiert wurde, wie es noch

nicht dageweſen war, wobei das Ungewöhnlichſte die Luſtigkeit der beiden Brautleute war, die förmlich in den Eheſtand hineintanzten. Möge dies eine gute Vorbedeutung für ihre Zukunft ſein.

Das ſtillſte Paar unter den Hochzeitsgäſten bildeten dagegen die Brautjungfer Tinchen und der Brautführer Schmidt; obſchon Beide verſicherten, ſich unausſprechlich gut unterhalten zu haben.

Da Glückliche ſtets geneigt ſind, ihre Gattung zu vermehren, ſo berief am Tage nach ſeiner Hochzeit Beutler alle ſeine früheren Gläubiger zu ſich und zahlte ihnen den von Dr. Friſtner ihnen abgehandelten Betrag ſammt Intereſſenvergütung aus, worüber Alle ſo erfreut waren, daß ſie eine Fluth von Segenswünſchen über den jungen Ehemann ausſchütteten. Den originellſten aber ſprudelte in ſeinem Entzücken Löwy heraus. Er ſagte: „Mögen Se ſein geſünd und immer machen ſo gute Speculationen, wie die mit dem Selbſtmord, der Ihnen hat gebracht ſtatt den Tod eine reiche, ſchöne Braut und ein angenehmes Leben!“

„Oho!“ rief Beutler — „der Löwy wird ſogar witzig, wenn er Geld ſieht! aber das war nicht ich, ſondern der glückliche Zufall, der Alles zu Wege brachte.“

„So ſoll er immer bleiben Ihr Compagnon!“ entgegnete ſchnell der Jude, „und ſoll heißen Ihre Firma: Beutler und der glückliche Zufall. Und wenn Sie machen gute Geſchäfte mit dem Compagnon, dann laſſen Se auch was abfallen für den Löwy, gnädiger Herr von Beutler!“

Der zum „gnädigen Herrn“ avancirte Beutler lachte und ging hinein zu ſeiner jungen Frau, die eben für die Hochzeitsreiſe packte, um ihr über die ſtattgehabte Scene zu berichten. Sidonie war wieder ganz der luſtige Kobold von früher und liebte nichts ſo ſehr, wie komiſche Geſchichten.

Wird die heitere Lebensanſchauung der Beiden Allem, was für ſie im Zeitenſchooße bereit liegt — wohl Stand halten? Wir wollen hoffen, Jedenfalls haben ſie Eines vor vielen Anderen voraus: ſie genießen ihre Jugend mit vollen Zügen.

Hans und Grethe.

Idyll von Ada Chriſten.

Er liegt im Korn, ſchaul in die Luft,
Sie ſitzt hinter Büſchen und Bäumen
Und wie ſie kichernd leiſ' ihn ruft,
Da glaubt er ſchier zu träumen.
Er ſchaut um ſich ... er lacht und lauſcht ...
Jetzt ſieht er die Augen, die dunkeln
Dort aus dem Buſche, wo es rauſcht,
Zu ihm herüberfunkeln.

Es wird im kalt ... es wird ihm warm,
Er kriecht durch Gras und Hecken,
Greift in den Buſch, packt ihren Arm
Und wird dann bleich vor Schrecken.
Erſt zieht er ſacht ... da bleibt ihr Kleid
An Dorn und Zweigen hangen,
Er zerrt noch mehr ... des Haares Seid'
Berührt ſchon ſeine Wangen.

Da wird ihm wieder warm und kalt
Und wunderlich beklommen,
Er ſpringt ſchnell auf, rennt in den Wald,
Als wollt' er nie mehr kommen;
Sie ſchürzt ihr Röcklein, lacht, und geht
Durch's Korn mit kleinen Schritten,
Weiß, der im Walde zagend ſteht,
Folgt bald ſchon ihren Schritten.

Launen eines Fürſten.

Hofgeſchichten aus der ſüdlichen Steiermark von **Leopold Eſchebull.**

Mein Vater war viele Jahre hindurch herzoglich Bery'ſcher Domainen-Pächter in Brunnſee und hatte als ſolcher das eine von den zwei, kaum eine Viertel Stunde von einander entfernten Schlöſſern zur Benützung, während das andere, ein in der Mitte eines ſchönen Parkes gelegene, viel größere Schloß von der herzoglichen Familie bewohnt wurde.

Die ausgedehnten Stallungen und Remiſen, ſowie die zahlreichen, theilweiſe im Parke vereinzelt gelegenen Gebäude, reichten kaum hin, all' den fürſtlichen Luxus zu bergen und namentlich letztere wurden oft zu enge, um die vielen Bedienſteten und an das Haus attachirten Familien, ſowie auch die jährlich ſich wiederholenden Beſuche von längerer Dauer, worunter viele Legitimiſten und depoſſedirte Regentenfamilien mit ihrem Gefolge gehörten, unterzubringen.

Unter den vielen hiſtoriſch berühmt gewordenen Perſonen war der, mit der herzoglich Bery'ſchen Familie eng liirte und damals noch nicht depoſſedirte Regent des wenige Jahre darnach in ein größeres Reich aufgegangenen Herzogthums Parma eine der hervorragendſten Perſönlichkeiten.

War Herzog Carlo auch in jenen Kreiſen nicht mit Unrecht das enfant terrible genannt, ſo erfreute er ſich andererſeits, Dank ſeiner Leutſeligkeit, ſeiner geiſtigen Begabung und ſeinem unverwüſtlichen Humor, einer nicht unbedeutenden Popularität.

Seine in der erſten Hälfte der Fünfziger Jahre erfolgte Ermordung, darf auch nicht allein auf Rechnung der damals vorgeſchobenen Volksungunſt geſtellt werden, ſondern ſoll er vielmehr das Opfer von privaten Urſachen geweſen ſein, zu deren Erörterung ich mich um ſo weniger berufen fühle, als deren Autenticität nie verbürgt wurde.

Das Verhältniß meines Vaters zur herzoglich Bery'ſchen Familie, war nicht ein rein geſchäftliches zwiſchen Pächter und Beſitzer, ſondern vielmehr ſtanden die Familien in ſtetem geſelligem Verkehr, wofür der Grund leicht in dem Umſtande zu finden war, als die herzogliche Familie bei ihrer excluſiven Stellung wenig Gelegenheit fand, ſowohl ſich ſelbſt als auch ihren Gäſten ein anderes Divertiſſement zu bieten, als ein Ausflug zu uns, wo ihnen die freundliche Lage des Schloſſes, die exquiſit feine, aber deutſche Küche meiner Mutter und das beſondere Talent meiner Aeltern, ihre Gäſte durch immer neue Ueberraſchungen zu unterhalten, eine erwünſchte Abwechslung bot.

Noch herzlicher aber geſtalteten ſich die gegenſeitigen Beziehungen zwiſchen uns Kindern, ſo daß kein Feſt hier oder drüben ohne Participirung beider Theile gefeiert werden durfte. Herzog Carl kam faſt jedes Jahr auf Beſuch zu ſeiner Schwiegermutter. Bei dieſen Gelegenheiten bewies er meinem Vater eine große Freundlichkeit und trug auch weſentlich dazu bei, daß ſein Liebling, von dem er ſich ſelten trennte, nämlich ſein Leibarzt Dr. B. mein Schwager wurde.

Sie waren ſich beide auffallend ähnlich und abgeſehen von dem Umſtande, daß Dr. B. ein äußerſt geſchickter Arzt war, beſaß er noch die beneidenswerthe Eigenſchaft, ein ſelten amüſanter und geiſtreicher Geſellſchafter zu ſein, der es nicht nur verſtand, den Herzog ſtets bei guter Laune zu erhalten, ſondern ihm auch in allen ſeinen Paſſionen, worunter

die galanten nicht zu den geringsten zählten, wacker zu secundiren. —

Außerdem aber war er ein gewandter Carricaturenzeichner und gewöhnlich fiel während der Tafel irgend der Eine oder der Andere seinem Talente zum Opfer, dessen Porträt er dann jedesmal dem Herzog hinzucscamotiren verstand, der dann nie versäumte, in lautes Lachen auszubrechen, während sein Leibarzt im Vorgefühle der verschiedenen, an seine Adresse gerichteten feindseligen Blicke, bemüht war, das unschuldigste Schafsgesicht der Welt zu schneiden. — Ja nicht selten pflegte er dann direct an sein Opfer die Frage zu richten: „Wissen Sie nicht, was Seine Hoheit zu solcher Heiterkeit veranlaßt?“

Diese alle Hofetikette verletzende Heiterkeit wurde ihm von seinen hohen Verwandten übel angerechnet; am meisten aber noch, wenn sich unter den Gästen die Frau Herzogin von Angoulême, dieses nie lächelnde Prototip des steifsten Hofceremoniels, befand, was übrigens nicht zu oft der Fall war. — Der alte Don Carlos von Spanien oder Mon Seigneur*) waren ihm entschieden geneigter, da sie selbst einen heiteren Scherz weniger streng beurtheilten. — Manchmal aber wurde es Allen doch zu bunt, wenn er in seliger Vergessenheit seiner Regierungssorgen, die ihn übrigens nie sehr drückten, seinen Urlaub zu allem möglichen Schabernack benützte.

Zur Zeit seines letzten Besuches war ich ein Junge von ungefähr 13 bis 14 Jahren; ein sehr heißer Sommertag veranlaßte mich, meine äußerst kleinen, aber sehr muthigen türkischen Hengste anspannen zu lassen, um zur Schwimmschule zu fahren. Es war dies nur ein auf vier Pfälen stehendes Badehaus, um welches herum ein offener Gang lief, auf welchem zwei Sprungbretter angebracht waren. — Das Badehaus stand in einem der vielen, zu den herzoglichen Domainen gehörenden Teichen und wurde von uns allen gemeinschaftlich benützt.

Ich kann mich nicht mehr genau des Umstandes erinnern, der meinen Erzieher verhinderte, mich an jenem Tage zu begleiten; genug an dem, ich fuhr allein und ließ meine kleinen Hengste tüchtig ausgreifen, um baldmöglichst an's Ziel zu gelangen.

Noch hatte ich nicht den dritten Theil des Weges zurückgelegt, als ich wenige Schritte vor meinem Wagen die hohe schlanke Gestalt des Herzogs Carlo erkannte, der in seinem Anzuge von Segeltuch, mit seiner österreichischen Officiersmütze und einem Spazierstocke in der Hand, ohne alle Begleitung auf der staubigen Straße dahinschleuderte, und eifrig bemüht war, mit seinem Stocke die vollen üppigen Kornähren zu köpfen.

Da mir schon ein paarmal die Ehre zu Theil wurde, Seine Hoheit zum Kutscher zu haben, und mir um meine kleinen edlen, aber sehr bösartigen Thiere leid that, so war meine erste Regung die, umzukehren und rasch nach Hause zu fahren. Aber er hatte mich bereits bemerkt, das kleine Gefährte erkannt und rief mir schon zu: „Halt da! Poldi, laß mich aufsitzen.“

„Nein! nein!“ rief ich ihm abwehrend entgegen; „Hoheit jagen immer die Pferde so arg; und das will ich nicht.“

Aber ohne viel Umstände hatte er sich zu mir gesetzt, nahm mir die Zügel, mit dem Versprechen, nicht zu jagen, aus der Hand und beschwichtigte mich mit der für mich erfreulichen Aussicht, mir den anderen Tag eine Dütte Bonbons zu bringen.

Kaum aber hatte er die Zügel in der Hand, als er auch schon den kleinen Hengsten die Peitsche fühlen ließ, die nun wie rasend dahinsausten, so daß sich der Wagen nur mehr in Bogenlinien bewegte und ich mich mit beiden Händen anklammern mußte, um nicht vom Wagen geschleudert zu

*) Titel, welcher in jenen Kreisen Heinrich dem V., Grafen von Chambord, beigelegt ward.

werden. Dabei lachte er wieder in seiner frohen Weise und ergötzte sich, wie ich glaube, noch mehr an meinem Dépit, als an der tollen Fahrt.

Wenige Minuten genügten, uns an's Ziel unserer Fahrt zu bringen, und als wir durch den kleinen Hohlweg gefahren waren und auf ein Wiesenplateau kamen, von wo aus man den ganzen Wasserspiegel übersieht, bemerkten wir zu unserem nicht geringen Erstaunen, daß das Badehaus von einer Menge unberufener Badegäste besetzt war, die sich bei näherer Betrachtung bald als schreiende und lärmende Bauernjungens entpuppten, welche sich köstlich zu unterhalten und den Mangel eines Badecostumes nicht im Geringsten zu vermissen schienen. Mich ärgerte die Anmaßung dieser Bursche nicht wenig; aber Seine Hoheit tröstete mich mit den Worten: „Va mon petit, das wird einen prächtigen Spaß geben."

Wir fuhren bis zum Badehaus, immer verdeckt vom dichten Gebüsch, so daß uns die Jungens erst bemerkten, als wir hart vor dem Stege anhielten, der von der Dammstraße zu dem einige Meter im Wasserspiegel stehenden Badehause führte. Die Bursche erkannten mich gleich als den jungen Herrn vom Schlosse Weinberg, während sie in meinem Begleiter wohl einen von den hohen Gästen aus dem Schlosse Brunnsee vermuthen mochten; denn plötzlich verstummte der tolle Lärm und nun ging's an die Flucht. — Das war eine Eile! — Während noch Einzelne in den Hunden eigenen Schwimmtempos dem Ufer zuschwammen, krochen Andere schon auf allen Vieren das steile Ufer hinauf, um mit einem raschen Griffe ihre Habseligkeiten zusammenzuraffen. — Aber die Armen hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht und wußten nicht, daß sie vom Geschicke bestimmt waren, einer Fürstenlaune zum Opfer zu fallen.

Nachdem ich einen der als Zuseher herumstehenden Burschen herbeigerufen und ihn beauftragt hatte, mit den in Schweiß gebadeten Pferden auf und ab zu fahren, war Herzog Carlo bemüht, sämmtliche Burschen herbeizurufen und sie nackt, wie sie waren, in Reih' und Glied aufzustellen, um sie vorerst durch ein anscheinend strenges Verhör einzuschüchtern. Da es zumeist Knaben von neun bis vierzehn Jahren waren, so war dies nicht schwer, und nachdem er sie zuerst mit der Aussicht auf strenge Bestrafung erschreckt hatte, tröstete er sie wieder mit der Versicherung, Gnade für Recht walten zu lassen, falls sie sich herbeiließen, sich einzeln der Reihe nach von ihm ihn's Wasser schleudern zu lassen, wofür er dann einen Jeden noch obendrein mit einem Sechser beschenken wolle.

Das war nun ein Hallo! Jeder wollte zuerst in's Wasser geworfen sein.

Der Herzog aber hielt auf strenge Ordnung. Er führte seine nackte Schaar, wohl über dreißig Jungens, auf den Steg bis an das Sprungbrett heran. Nun übergab er mir den Stock, streckte sich die Aermel auf und . . . Plan! . . . Plan! . . . warf er nun Einen nach dem Andern, ihn anfassend, wo er ihn gerade erwischte und hoch in die Luft schleudernd, in's Wasser. — So eifrig war er bei der Arbeit, daß nicht selten Einer gerade auf einen Auftauchenden darauf fiel, um ihn wieder mit sich in die Tiefe zu ziehen. — Dabei ergötzte ihn das Schauspiel dieser johlenden, schreienden, plätschernden und sich hoch in der Luft überschlagenden Jungens so sehr, daß er wohl eher vom Lachen, als von der Arbeit ermüdete.

Eine Viertel Stunde mochte der Spaß gedauert haben. Die Burschen mußten sich nun ankleiden und wieder in Reih und Glied treten, worauf Herzog Carlo die Vertheilung der versprochenen Sechser vornahm und sie auseinanderjagte, um dann mit mir zu baden, bei welcher Gelegenheit er nicht versäumte, auch mich ein paar-

mal vom Sprungbrette aus in den Teich zu ſchleudern.

Obwohl ich mich hiebei ſelbſt ungemein amüſirt hatte, gab ich mich doch, in Anbetracht meiner kleinen Hengſte, im Stillen der Hoffnung hin, daß Seine Hoheit ſich nun entſchließen werde, den Heimweg zu Fuß anzutreten. Allein ſchon während des Ankleidens ſagte er: „Weißt Du, daß ich jetzt einen großen Hunger habe. Wir wollen nach Weinburg fahren und Deine Mama bitten, daß ſie uns etwas Schinken mit Butter und mein Leibgericht gebe.“

Seine Leibgericht beſtand in einer ganz ungewöhnlichen Portion Erdbeeren, die er mit Crême und etwas Rothwein vermengte. Allein kaum waren wir einige Minuten gefahren und an die Hütte eines ſogenannten Kleinhäuslers gekommen, als er behauptete, es nicht länger aushalten zu können und er wolle abſteigen und der Bäuerin ein Stück Schwarzbrod und friſche Butter abkaufen. — Ich lenkte den Wagen in den kleinen Hof, band dort die Pferde feſt und geleitete Seine Hoheit in das ärmliche und ſchon baufällige Haus, um ihm als Dolmetſch zu dienen, — Denn, obwohl Herzog Carlo die deutſche Sprache ziemlich gut, wenn auch mit frembem Accente ſprach, ſo bleibt doch der Dialect der dortigen Landbevölkerung jedem Fremden völlig unverſtändlich. — Hat doch unſere Erzieherin, eine Stettinerin, als ſie die Leute das erſtemal ſprechen hörte, gefragt, ob denn hier auch Engländer wohnen. Das Innere des Hauſes war zur Befriedigung eines fürſtlichen Appetites nichts weniger als vielverſprechend und die nackte Armuth guckte aus allen Ecken hervor.

Die Bäuerin war allein zu Hauſe und gerade in der Küche am offenen Herde beſchäftigt. Ich trug der verdutzten Bäuerin unſer Anliegen vor. — Allein ſie bedauerte, unſerem Wunſche nicht entſprechen zu können, da ſie nur ein Paar Ziegen beſitze und das Brod ſchon ſehr alt ſei. — Ich theilte dies Seiner Hoheit mit und erlaubte mir gelegentlich zu bemerken, daß wir ja in längſtens fünfzehn Minuten in Weinberg ankommen und dort ſein Leibgericht haben könnten. Aber Hoheit entêtirte ſich, ſich einmal am Brode der Armuth zu ſättigen und als ich die arme Frau fragte, ob ſie ſonſt nichts habe, ſagte ſie: „Jo, an Daſpeis kann i eng wuhl macha.“ („Daſpeis“ ſtatt Eierſpeiſe, auch Eier in Schmalz.)

Der Herzog, der aus dem ganzen Mienenſpiel der Alten mehr als aus ihren Worten verſtand, daß es nun doch etwas zu eſſen gebe, fragte lebhaft: Que dit-elle? Une Daſpeis? Qu'est-ce-que-cela, une Daſpeis?“

Und als ich ihm begreiflich machte, daß dies in Butter geſchmorte Eier ſeien, ſagte er lebhaft zur alten Frau gewendet: „Ja, ja, ja, maken Sie Daſpeis.“

Die Alte ſah ihn noch verdutzter an und fragte mich mit einem Seitenblick auf den Herzog: „Wer is denn der Lange?“

Ich zog es jedoch vor, daß Incognito Seiner Hoheit zu reſpectiren und antwortete ihr ebenfalls im Dialecte: „No, halt ah aner von da drüben“, indem ich in der Richtung nach Schloß Brunnſee deutete, worauf ſie achſelſchupfend erwiderte: „Ham'er's e denkt!“

Während nun die Alte ihre Vorbereitungen traf, ſetzte ſich der Herzog auf den Rand des Herdes und mit ſeinem Stocke in der Glut ſtirrend, fing er an, theilweiſe direct, theilweiſe durch meine Vermittlung, die Frau über ihre Verhältniſſe auszufragen.

So erfuhr der Herzog, daß die Alte ſchon ſeit einigen Jahren Witwe war und viele Mühe habe, ihr kleines Anweſen zu erhalten, wobei ſie wohl thatkräftigſt von ihrer Tochter unterſtützt werde. Freilich wohl, meinte ſie,

wäre es gleich etwas Anderes, wenn die Tochter ihren Hansel heiraten könnte. Aber der Bursch ist „no alaweil nix Rechts“ und auch er sei eben nur auf seinen täglichen Verdienst angewiesen und so fort; und wie die Alte das so erzählte und ihre von den Flammen des Feuers beleuchteten Züge den tiefen Kummer ihrer Seele wiederspiegelten, da saß der Herzog so ernst da und hörte so aufmerksam zu, daß er plötzlich in einen ganz anderen Menschen umgewandelt schien.

Welch' innige Theilnahme drückte sein blaues Auge aus!

Welch' schöner Ernst in seinen Zügen!

Das frugale Mahl war bald gekocht und auch bald verzehrt, ohne daß Seine Hoheit sich daran gestoßen hatte, die „Oaspeis“ aus einer kleinen irdenen Schüssel mittelst eines Zinnlöffels essen zu müssen. — Er dankte der Alten in freundlichen Worten, versicherte, daß ihm lange schon nichts so geschmeckt habe und nachdem er ihr etwas in die Hand gedrückt hatte, eilte er in den Hof, um die schon ungeduldigen Hengste loszubinden.

Die Alte aber erfaßte mich krampfhaft beim Arm und rief, indem sie mir ihre andere flache Hand entgegenstreckte, in der sich 10 Napoleond'ors befanden.

„Jesas, Maria und Josef, dös is ja 's helle Gold! I bit Ihna, sagen's ma do, wer des is!“

Ich konnte ihr's nicht länger verschweigen und nannte ihr den Herzog.

Hinausstürzen, auf die Knie fallen und nach des Herzogs Händen langen, war alles das Werk eines Augenblicks.

Ich sprang auf den Wagen und nachdem Seine Hoheit der Frau noch zugerufen: „Son gut, son gut, lieber Frau; wir werden son maken, daß der 'Ansel Tokter 'airaten kann,“ trieb er die Pferde an und ließ die Alte noch knieend vor ihrem Hause zurück. Nach einer kurzen Strecke hielt er an und nachdem er zu mir sagte: „A Dieu! mon cher; et garde moi le secret sur ces choses-là! tu comprends?“ ging er zu Fuß über die Wiese nach Schloß Brunnsee. Ich aber war sehr ernst geworden und dachte über die sonderbare Laune nach, sechs Eier mit 10 Napoleons zu bezahlen. — Das war eben Fürstenlaune.

Der Herzog hielt aber auch sein Versprechen; denn in wenigen Tagen war der Hansel als Forstwart bei der hart an das vorerwähnte Häuschen angrenzenden Fasanen-Remise angestellt und der schönste Traum der guten Alten und ihrer Tochter zur Wahrheit geworden.

Ueberhaupt waren Herzensgüte, ein offener gerader Sinn und persönlicher Muth die Hauptzüge seines Charakters und hat er besonders letzteren bei einem kritischen Augenblicke in einer Weise bewiesen, in der er sich so zeigte, wie er wirklich war. — Das heißt: gut, offen und muthig, wobei aber schließlich doch immer wieder sein unverwüstlicher Humor zum Durchbruche kommt.

In den ersten Jahren seiner Regierung war es, als er wieder auf dem prachtvollen Schlosse Sala, seinem von der Residenz ungefähr zwei Stunden entfernten Sommerschlosse, lebte. — Eines Abends hatte er sich wieder nach einem seiner beliebten Sologänge in seine Gemächer zurückgezogen und wollte noch die herrlichen Reize einer südlichen Nacht beim offenen Fenster genießen. — Kaum aber hatte er sein Schlafgemach, begleitet von seinem Lieblingshunde, betreten, als dieser wie besessen auf den durch einen Fallschirm verschlossenen Kamin losstürzte und fürchterlich zu bellen anfing. Der Herzog, ohne erst Jemanden vom diensthabenden Personale zu rufen, nahm einen Degen von der Wand und, die blanke Klinge in der einen Hand, riß er mit der anderen den Kaminschirm in die Höhe.

Da saß vor ihm in hockender Stellung den blanken Dolch in der

Hand, ein vom Ruß geschwärzter, noch junger Bursche, der aber in Folge der unberechenbaren Wendung seiner Pläne so perplex war, daß er ein schrecklich dummes Gesicht gemacht haben soll.

Dieser Umstand war auch schon wieder von solchem Einflusse auf den Herzog, daß dieser, jede Gefahr vergessend, beide Fäuste in die Hüften stemmend, in so lautes Lachen ausbrach, während der Hund wie besessen darauf los bellte, daß der Dienst habende Officier herein gestürzt kam und so Zeuge jener Scene wurde. — In diesem Augenblicke war für ihn die Gefahr völlig in Hintergrund getreten und es beschäftigte ihn nur mehr der Gedanke, wie dieser Mensch an allen den vielen Wachposten vorüber, unbemerkt bis hieher gelangen konnte.

Der junge Bursche war mittlererweile in die Kniee gesunken und hatte ein offenes Geständniß abgelegt und unumwunden erklärt, daß er die Absicht hatte, den Herzog zu ermorden und sich dann wieder am selben Wege zu entfernen, auf dem er gekommen sei. — Aber eben dieser Weg war es, der den Herzog vor allem Anderen interessirte und auch das sollte er erfahren. Wie groß aber war sein Erstaunen, als der junge Mann aus seiner Brusttasche ein ziemlich umfangreiches Papier hervorzog und nun vor den Augen seines Regenten auf dessen Tische einen vollständigen Plan des Schlosses Sala entrollte, der ihm, wie er sagte, sechs Monate mühevollen Studiums gekostet habe, um dann mit Sicherheit den Weg über's Dach und durch den Kamin bis hieher zu finden.

Die Gründe, welche den jungen Menschen bewogen, mit solcher Beharrlichkeit und Ausdauer an seinem schändlichen Vorhaben zu arbeiten, gehören nicht hieher. — Genug an dem; der Herzog zeigte bei dieser Gelegenheit wieder sein edles Herz. — Er ließ den Mann nicht nur nicht verhaften, sondern beschenkte ihn noch und entließ ihn dann mit der Bemerkung, daß er nun frei sei, aber, falls er sich ein zweitesmal erwischen lasse, er unbedingt hängen würde.

Es war dies wieder eine jener unberechenbaren Launen eines Fürsten, die aber ihr Entstehen einer edlen Herzensregung verdankte.

Bei aller imponirenden Würde, die sich Herzog Carlo stets zu wahren wußte, wenn es die Umstände erforderten, so war sein heiterer Sinn, sein Witz und sein unwiderstehlicher Drang zu launigen Einfällen doch so mächtig, daß er nicht im Stande war, diese in ihm prädominirenden Gefühle auf die Länge einzudämmen und da geschah es häufig, daß sie nicht immer zu gelegener Zeit und zum Verdruße oder Entsetzen seiner Umgebung, häufig aber zur Freude der minder Betheiligten zum Durchbruche gelangten.

Kurze Zeit nach der vorbeschriebenen Badescene wurde im Schlosse Brunnsee eine allgemeine Vergnügungsfahrt in den, drei Stunden entfernten Badeort Gleichenberg beschlossen, um der dortigen mit dem Hofe zu Brunnsee sehr befreundeten, gräflichen Familie Wickenburg einen Besuch abzustatten. Es war ein herrlicher Sommermorgen und früher als gewöhnlich reihten sich die prachtvollen Equipagen vor der Auffahrt des Schlosses; denn die Abfahrt war auf acht Uhr angesagt.

Lange standen die Wagen, ungeduldig scharrten die Pferde und schon wiederholt wechselten die Viererzüge ihre Standplätze. Acht Uhr war schon längst vorüber und noch immer zeigte sich Niemand von der hohen Gesellschaft und Kutscher und Pferde wurden immer ungeduldiger.

Aber auch die im Salon versammelte und zur Abfahrt bereite Gesellschaft war schon ungeduldig, denn Alles wartete auf den Herzog Carlo. Schon drohte das leicht erregbare Temperament seiner Schwieger-

mutter, der Frau Herzogin von Bery sich in unangenehmen Erörterungen Luft zu machen, als der Adjutant des Herzogs herbeigeeilt kam und ihrer königlichen Hoheit meldete: Seine Hoheit der Herzog lasse die Gesellschaft bitten, seiner nicht länger zu warten, da er verhindert sei, sich an dem Ausfluge zu betheiligen. — Nun kam neues Leben in die Gesellschaft und bald rollte ein Wagen nach dem andern durch den Park zum östlichen Thore desselben hinaus.

Eine Viertelstunde später aber trabte der Adjutant des Herzogs auf seinem Rappen zum selben Thore hinaus und folgte den Wagen in ziemlicher Entfernung.

Demjenigen aber, der sich nun dem Glauben hingeben könnte, der Herzog von Parma sitze vielleicht in einem Ausnahmsfalle von Mißlaune in seinem Zimmer, wollen wir die Versicherung geben, daß sich Seine Hoheit heute der besten Laune erfreute und wir bitten den freundlichen Leser mit uns den ziemlich rasch fahrenden Equipagen vorauszueilen.

Wir befinden uns nun auf der gut erhaltenen Bezirksstraße, welche an Schloß Brunnsee vorüber nach Bad Gleichenberg führt und nahen uns jener Stelle, wo sie sich mit der breiten Poststraße vereinigt.

Es ist bereits 8 Uhr Morgens; die zahlreichen Dörfer, durch welche die Straße führte, waren so ziemlich leer; denn die Bauern waren theilweise auf den Feldern und Wiesen beschäftigt und die wenigen Zuhausegebliebenen verhielten sich sehr ruhig und zeigten sich möglichst wenig auf der Straße. — Ja sogar alle Hunde waren an den Ketten. — Denn wir lebten damals zur Zeit Kempen's und Jeder wich sorgfältig seinen Pickelhauben aus, die sich täglich auf den Straßen ab und zu zeigten.

Die Straße war auch völlig leer bis auf einen Wanderer, der die übermäßige Sorge und Gendarmenfurcht der Bevölkerung nicht im Geringsten theilte, sondern erfreut über den herrlichen Sommermorgen und über das fröhliche Schmettern der Lerchen mit diesen um die Wette sang.

Und wahrlich, Niemand hätte damals weniger Ursache gehabt, so sorglos die Straße entlang zu singen, als eben dieser Wanderer. Denn Vertrauend erweckend war sein Exterieur durchaus nicht. Sein auffallend fremdartiger, wenn auch sehr proprer, aber phantastischer Anzug ließen in ihm gleich den Südländer erkennen; nur war es schwer definirbar, welcher Provinz. — Der hohe spitze Hut mit den herabhängenden vielfarbigen Bändern hätte den Neapolitaner vermuthen lassen, während die übrigen Theile seines Anzuges den italienischen Bauer aus den Apenninen errathen ließen.

Singend und trillernd bog er in die Poststraße ein und kam auch jetzt nicht im Geringsten aus seiner Contenance, als er die hellen Strahlen der Morgensonne sich in den blankpolirten Pickelhauben zweier Gendarmen wiederspiegeln sah, die eben des Weges kamen.

Eine so auffallende Erscheinung konnte dem Späherblicke dieser wachsamen Hüter der öffentlichen Sicherheit nicht entgehen und bald donnerte unserem Wanderer ein energisches „Halt" nach.

Er blieb sofort stehen, wendete sich ruhig um, schob seinen Hut in's Genick und beide Hände in den Hosentaschen steckend, sah er nun mit seinem jugendlichen Gesichte und seinen azurblauen Augen, die einen Augenblick nur schelmisch aufblitzten, die Gendarmen so ruhig und phlegmatisch an, als ob es sich lediglich nur darum handle, einen Passanten die zu erbittende Auskunft zu ertheilen.

Die Gendarmen waren keinen Augenblick im Zweifel darüber, hier einen Spion oder politischen Agenten in flagranti ertappt zu haben und der Eine begann sofort das Verhör, wobei sich nachstehender Dialog entspann:

„Wer iſt er?"

„I ſein Italiener."

„Wie heißt Er?"

„I 'eißen Carlo."

„Was treibt er hier?"

„I treiben Niemand. I gehen gans allein."

„Ei was! Ich frage, was für ein Geſchäft betreibt er?"

I 'aben kein Geſchäft; i reiſen ſum Vergnügen."

„Ja, ja, das kennen wir ſchon; und nebenbei treiben wir etwas Spionage. Was?"

„I ſein keiner Spion."

„Was hat Er für Legitimation?"

„O per dio! auf der Legitimation i aben vergeſſen."

„Na, hab' ich's nicht geſagt? Wir kennen das! Solche Leute vergeſſen gewöhnlich die Legitimation. Na! Komme er nur mit uns."

Prego signori! i 'aben viel mehr Vergnügen ſu reiſen in Geſellſchaft, als allein."

Die Gendarmen kannten aber ihren Dienſt, nahmen unſern Italiener in die Mitte und ſetzten ſeiner höflichen Redſeligkeit nur ſtummes Ignoriren entgegen, wenn es ihnen mitunter auch ſchwer wurde, nicht aus der Rolle zu fallen. Denn des Italieners Geſpräch war ganz eigener Art und manchmal dämmerte es im Gehirne dieſer eiſenbeſchlagenen Köpfe doch auf, als bewegten ſich ſeine Reden nicht immer in den Grenzen jener Achtung, die damals Jedermann ihrer Würde und Machtvollkommenheit ſchuldete und bereitwilligſt entgegenbrachte.

So gingen ſie auf der ſtaubigen Straße in der Richtung gegen Gleichenberg fort und die immer zunehmende Hitze ließ den Gendarmen die drückende Laſt ihrer Rüſtung ſchwer empfinden, während ſie unſern muntern Italiener nicht im Mindeſten läſtig zu ſein ſchien oder etwa ſeine gute Laune beeinträchtigte.

Da plötzlich vernehmen ſie das dumpfe Rollen mehrerer hinten nachkommenden Wägen, welche in raſchem Tempo fuhren. Die Gendarmen erkannten an den Viererzügen, ſowie an der auffallenden Livréen die Brunnſeer Hofequipagen und, von der Mitte der Straße abweichend, ſtellten ſie ſich mit ihrem Gefangenen am Rande derſelben auf, um den langen und glänzenden Zug paſſiren zu laſſen. Da kamen ſie heran, die prächtigen Wagen, gezogen von je vier edlen Pferden in reichem Geſchirr und gelenkt von den ſtolzen Kutſchern, die heute en grande tenu waren. Schon hörte man einzelne Stimmen der in den Wagen ſitzenden hohen Herrſchaften. Schon war der erſte Wagen ungefähr zehn Schritte vorbei und einzelne Rufe wurden laut: „Mais c'est lui, vous d'ije!"

„Que dites vous? Son Altesse? Impossible!"

„Mais voyez donc!"

Dann plötzlich ein kurzer Haltbefehl.

Der erſte Kutſcher parirt die Pferde und ſtehen alle Wägen. Ein unendliches Stimmengewirre; — während ſich Einzelne in den Wagen erheben, ſpringen einige Herren von den rückwärtigen Wagen ab und eilen in ehrerbietiger Haltung, den Hut in der Hand, auf den zwiſchen den Gendarmen ſtehenden Italiener zu. In dieſem Augenblick aber ſprengt der Adjutant mit verhängten Zügeln auf ſeinen Rappen herbei, parirt und, dem Italiener ſalutirend, ſagte er in gutem Deutſch:

„Königliche Hoheit! ich glaube, ich komme zur rechten Zeit, Sie von einer unangenehmen Begleitung zu befreien."

Aber Herzog Carlo, als welchen die freundlichen Leſer unſern Italiener längſt erkannt haben dürften, hatte keine Zeit zu antworten. Beide Fäuſte in die Hüften geſtemmt, ſchüttelte er ſich vor Lachen über die dummen Geſichter der beiden Gendarmen, welche bleich vor Schreck Entſchuldigungen ſtammelten. Er aber griff in die Taſche, beſchenkte ſie reichlich und ſagte

ihnen: „Maken Sie sik nix daraus, Sie 'aben Ihrer Suldigkeit gethan und ik 'aben mein Legitimation vergessen. — Da 'aben Sie; trinken Sie auf meiner Gesundeit."

Dann waren es nur mehr ein paar Augenblicke und dann kamen die Wagen wieder in's Rollen. — Noch ein paar Augenblicke und dann war Alles entschwunden: die schönen Pferde, die prachtvollen Wagen, die hohen Herrschaften und auch .... der Italiener!

Die beiden Gendarmen aber standen noch immer wie betäubt auf demselben Fleck und dachten darüber nach, ob dies Wirklichkeit oder ein Traum aus Tausend und einer Nacht gewesen sei.

Aber das gewichtige, hell funkelnde Argument in ihren Händen tröstete sie bald ob des Bewußtseins, das Opfer einer jener Launen geworden zu sein, welche Fürsten in den seltenen Augenblicken zu haben pflegen, in welchem die drückenden Regierungssorgen nicht all zu schwer auf ihren Schultern lasten.

Diese Episode aus dem Leben eines Regenten war lange Zeit der allgemeine Gesprächsstoff in der ganzen Gegend; aber weniger lang in den Brunnseer Hofkreisen. Denn Herzog Carl gab ihnen selten Gelegenheit zu längerer Verdauung solcher erheiternder Zwischenfälle und wußte sie stets in Athem zu erhalten par de nouvelles émanations de son esprit, wie sich seine erlauchte Schwiegermama auszudrücken geruhte. Auch sollte ihnen bald darauf Gelegenheit werden, dies in anderer Weise zu empfinden.

Der Herzog erinnerte sich gelegentlich wieder einmal daran, daß er zu Hause ein Land habe, welches zu regieren er berufen sei und daß es in Anbetracht seiner heißblütigen Unterthanen wohl nicht gerathen sei, den verwaisten Thron so lange sich selbst zu überlassen. Und so war denn der Tag seiner Abreise bereits festgesetzt worden.

Die letzten Tage seines Besuches sollten noch einige Festlichkeiten ausfüllen und dann mit einem Theater und Balle beschlossen werden.

Das ausgedehnte herzogliche Treibhaus in Brunnsee ist eigentlich eine in der Reihe fortlaufende Verbindung von Treibhäusern, von denen der letzte Trakt in ein sehr nett ausgestattetes Haustheater umgewandelt worden war.

Der Cultus des Haustheaters war nämlich schon seit einer Reihe von Jahren in unsererer Familie gepflegt worden und war unser Theater im östlichen Flügel des Schlosses Weinberg weit vollkommener ausgestattet, als das in Brunnsee. Auch hatten wir, sowie einzelne der vielen unser Haus frequentirenden Cavallerie-Officiere es bereits zu einer gewissen Bühnen-Routine gebracht. Unter Allen aber excellirte mein Onkel als Komiker und da er der herzoglich Bery'schen Familie, welche bei solchen Gelegenheiten selten unter unseren Gästen fehlte, als gewandter Komiker bekannt war und vor Hochdero Augen besonders als „Mehlspeismacher Zweckerl" Gnade gefunden hatte, so wurde beschlossen, zuerst ein französisches Salonstück und dann den „Mehlspeismacher Zweckerl" aufzuführen.

Gewöhnlich liebte es Herzog Carlo, die Gesellschaft warten zu lassen. Aber heute war er in sehr gnädiger Laune; und wir waren noch mit dem letzten coup de pinceau hinter den Coulissen beschäftigt, als der Herzog, ohne das officielle Entrée abzuwarten, auf dem für ihn bestimmten Sammtfauteuil Platz genommen hatte und nun anfing, allerhand Schabernack mit uns zu versuchen.

Ich kannte ihn bereits genau und wußte, daß dies erst die Vorboten weiterer Ereignisse seien, und auch der damals noch kleine Baron Charette, der ebenfalls mitspielte, flüsterte mir im Vorübergehen zu: „Tu vevras, il fera encore des siennes aujour d'huit."

Endlich kamen die hohen Herrschaften und füllten mit den bereits früher erschienenen geladenen Gästen das Haus. Die Vorstellung begann und wenn der Herzog es schon nicht während des ersten Stückes versäumte, uns durch lebhaftes Beifallsklatschen zu ermuntern, so wirkte der „Mehlspeismacher Zweckerl" so sehr auf seine Lachmuskeln, daß ihm die hellen Thränen über's Gesicht rollten.

Gleich nach der Vorstellung kam er auf die Bühne, sprach den größern Acteurs seine vollste Anerkennung aus und lobte auch uns Kleinere, wobei er es nicht unterließ, uns hie und da gewaltig die Ohren zu kneipen und uns mit Bonbons zu schoppen.

Nun strömte Alles in's Schloß, wo bald darauf der Ball begann.

Alle Säle waren dicht gefüllt und Alles war in heiterster Stimmung, mit Ausnahme eines kleinen Kreises von Legitimisten, welche geschworen zu haben schienen, nicht früher zu lachen, als bis Henri V. wieder im vollen Besitze seiner Rechte sein werde.

Nur die erlauchten Physiognomien der Frau Herzogin von Bery und der Frau Herzogin Maria Louise, Gemalin des Herzogs von Parma, ließen zuweilen, und das nur vorübergehend, den Ausdruck von Besorgniß erkennen. Denn sie fühlten sich nie ganz sicher vor neuen éruptions de fantaisie Seitens Seiner Hoheit.

Aber ganz unerwartet verlief Alles in bester Ordnung und Harmonie. Alles dachte nur daran, sich zu unterhalten und Niemand hatte die schon längere Abwesenheit Seiner Hoheit bemerkt.

Da plötzlich ertönte vom Thurme des Schlosses das Feuersignal, und zwar so laut und anhaltend, daß Niemand im Zweifel blieb, daß Schloß oder mindestens ein größeres Nebengebäude stehe in hellen Flammen.

Alles stürzte auf die, um den ganzen viereckigen Hofraum des zwei Stock hohen Schlosses laufenden gedeckten Gänge und namentlich war die dem Schloßthurme gegenüber liegende Seite vollgepfropft. Denn jeder schaute auf den Thurm und wartete auf die für diesen Fall festgesetzten Signale.

Allein es war nichts zu sehen. Bote auf Bote wurden auf den Thurm beordert, um Erkundigungen einzuholen. Aber merkwürdig! es war, als verschlinge sie der verhängnißvolle Thurm; denn Keiner von Allen kam zurück.

Die Aufregung stieg von Minute zu Minute. Schon waren vereinzelte Ohnmachtsfälle vorgekommen; dabei tönte die Alarmglocke in wahrhaft betäubender Weise fort .... Da endlich! öffnen sich die bisher fest verschlossenen Jalousien des vom Thürmer bewohnten Zimmerchens, das ober dem Dache die erste Etage des Thurmes bildet. Es entsteht eine allgemeine Bewegung und einzelne Rufe werden laut:

„Chut! Chut! le signal! le signal!"

„Nous allons voir le signal!"

Et nous le vimes! — — — Denn plötzlich wurden die beiden Jalousienflügel aufgestoßen und den erstaunten Blicken der harrenden Menge zeigte sich das höhnisch lächelnde Antlitz Seiner Hoheit, in der einen Hand eine Lampe haltend und mit der andern seine Nase in einer Weise verlängernd, wie auch wir es in der Jugend nicht selten zu thun pflegten.

Einen Augenblick herrschte eine allgemeine Erstarrung. Dann aber war von uns Kleinen das Signal zu einem donnernden Gelächter gegeben, in das das gesammte Auditorium losbrach.

„Ne t'ai-je pas dit, qu'il fera encore des siennes aujour-d'hui?" rief mir der kleine Charette zu.

Mein Schwager aber bewegte sich unter den einzelnen Gruppen wie ein Mephisto herum und sagte: Hoheit ist heute in köstlicher Laune!"

Handwerkergeſchichten.

Von P. K. Roſegger.

Eine lederne Ster.

Mitten im Sommer und mitten im Winter waren die Zeiten, in welchen wir Schneider am wenigſten Arbeit hatten. Zwar, ſtets waren wir beſtrebt, das Frühjahr recht weit in den Juni und Juli, und den Herbſt in den December und Jänner hinauszudehnen, aber ſchließlich hat Alles ſeine Grenze, und wenn der Schneider im Herbſte nicht kommt, ſo wartet der Bauer auf das Frühjahr; denn in den kurzen Tagen des Winters richten die Handwerker nichts aus, begehren aber eben ſo viel Koſt und Lohn, wie in den langen.

Im Hochſommer iſt ſchier kein Bedürfniß nach neuen Kleidern, außer es iſt eine Heirat, in welchem Falle freilich der Bräutigam einen neuen Menſchen anziehen muß. So geſchah es wohl mehrmals — und das waren bittere Tage — daß wir in der Werkſtatt keinen Stich Arbeit hatten und in's „Heuheben" ausgehen mußten. Da tänzelten und hüpften wir auf der Wieſe herum, wie die Heuſchrecken, aber in unſerem Innern nagte der Gram über die Geſchäftsloſigkeit, die uns nicht ſo ſehr des entgehenden Gewinnes wegen, als vielmehr aus moraliſchen Gründen weh that. Zur Winterszeit ſchnappte uns unſer Feind, der ungariſche Schneider, manche Ster weg und machte ſich über uns oft noch luſtig. Zu ſolcher Zeit, wenn wir keine friſche Arbeit hatten, trennten wir unſere eigenen Kleider auf und nähten ſie wieder zuſammen. Wir nannten dieſe Arbeit „überm a ch e n", doch war die Verbeſſerung mitunter derart, daß wir, wenn es ging, noch einmal auftrennten und noch einmal zuſammennähten, um den alten Zuſtand wieder herzuſtellen.

An einem ſolchen Wintertag der Conflikte war's, daß wir durch einen Wegboten eingeladen wurden, auf die Ster zum Bachrüppel im Fiſchgraben. Da unſere Hoſen gerade friſch wieder zuſammengeſchneidert waren, ſo wollten wir in der erſten Freude allſogleich auffſpringen und zum Bachrüppel gehen, aber ſchließlich ſiegte die Vernunft; denn, ſagte der Meiſter, es werfe kein günſtiges Licht auf ein paar Handwerker, wenn ſie gar ſo ſchnell zu Wege wären. Zum mindeſten etliche Tage müſſe man warten laſſen. So thaten wir. Kein Menſch glaubt es, was das für drei langweilige Tage waren, aber endlich gingen ſie vorbei und am vierten machten wir uns auf den Weg in den drei Stunden entfernten Fiſchgraben. Dieſer Fiſchgraben iſt eine gar entlegene, bewaldete Bergſchlucht zwiſchen Fiſchbach und Birkfeld und dieſer Umſtand erregte in uns ſchöne Hoffnungen. An belebten Straßen und in größeren Orten, wo es allerlei Leute gibt, hat der Handwerker keinen Nimbus; dort kennt man ihn als reiſenden und fechtenden Burſchen. Aber in einſchichtigen Gegenden gehört der Weber, der Schuſter und beſonders der Schneider ſchon zu den höheren Erſcheinungen; ſie werden mit Ehrfurcht behandelt, ſie kriegen die feinſte Speiſe, deren die Küche fähig iſt, das beſte Bett, das im Hauſe ſteht. Der Menſch wächſt nicht bloß mit ſeinen höheren Zwecken, ſondern auch mit ſeinem

Nimbus und ſo iſt im Schneider, der ſeine verdiente Ehre und Auszeichnung erfährt, das höhere Weſen fertig.

„Wenn wir nur einmal dort wären," ſagte der Meiſter unterwegs, da wir uns im tiefen Schnee mühevoll weiter arbeiteten, „fehlen wird uns nichts, beim Bachrüppel."

Wir waren noch niemals dort geweſen, aber die ausgeſprochene Zuverſicht erwärmte und ſtärkte wie der feurigſte Schnaps die ermüdeten Glieder.

Endlich kamen wir zum Häuschen; es ſtand im Engthale, mitten im Walde und hatte zu ſolcher Jahreszeit zwei Monate lang keine Sonne. Es war mit Stroh gedeckt. Vor dem Häuschen ſtand ein kleiner Mann in Pelzrock und Hauthoſe, der war ganz roth im bartſtoppeligen Geſichte und hatte entzündete Augen. Eine Pelzhaube hatte er ſich über das Haupt und die Ohren herabgebunden. An den Händen hatte er ein paar lederne Fäuſtlinge, mit einer Schaufel warf er Schnee an die Wand.

„Zuweg wirfſt denn Schnee auf's Häuſel?" fragte mein Meiſter den kleinen Mann.

„Daß mir keine Kälten hinein kann," antwortete der Schaufler.

„Biſt Du der Bachrüppel?"

„Freilich."

„So ſind wir ſchon recht dran. Wir ſind die Schneider."

„So," antwortete der kleine Mann, aber die Betonung des Wortes war hölliſch kalt. „Wollt's mir vielleicht da bleiben?"

„Gern, ſind ja desweg' gekommen."

„Nachher geht's nur hinein, ſie iſt eh d'rinnen."

Wir gingen in das Haus und mein Meiſter murmelte, als er über die Thürſchwelle ſtieg: „Lederner Patron!"

Die Stube war dunkel und froſtig; in einem Winkel ſaß das Weib, das ebenfalls einen Pelzrock trug und deſſen Haupt mit Lappen turbanartig umwunden war. Es war beſchäftigt, es ſchnitt Rüben in einen Topf.

„Grüß Gott!" ſagten wir und legten unſer Zeug auf den Tiſch, von welchem wir zwei Hühner verſcheuchten, „wir ſind die Schneider!"

„So wohl," verſetzte das Weib, „er iſt eh draußen."

„Wer kriegt denn was?" fragte der Meiſter, „weil ich anmeſſen will."

Jetzt kam der Rüppel hinkend in die Stube. „Zuſammengerichtet ſind wir halt nicht recht", ſagte er, dann gab er an, daß er ein ganzes Gewand haben wolle, Hoſen, Janker und Leibel. Und wenn was übrig bliebe, ſo kriege ſie ein Jöppel.

Der Meiſter nahm dem kleinen rothäugigen Mann das Maß ab und fragte dabei: „Bei wem haſt denn bisher arbeiten laſſen? Dein Pelzjanker iſt Dir zu kurz."

„Wird zuſammenkrochen ſein", meinte der Rüppel, „mag ihn ſchon Stuck ein fünfzehn Jahr tragen; hab' ihn dazumal einem Juden abgeſchachert."

„Bringſt mir nachher den Stoff, daß ich zuſchneiden kann," ſagte der Meiſter. Der Rüppel ging und brachte unter beiden Armen zwei Bündel Schafhäute und Bockfelle herbei, die zum Theile auf der einen Seite plattgegärbt, auf der andern wollig waren.

„Bin nimmer jung und durch und durch ſo viel galliſch", meinte der Häusler, „und laß mir's wieder vom Pelz machen."

Der Meiſter drehte und wendete die Häute, maß hin und maß her und begann endlich zuzuſchneiden. Die Scheere knurrte, ſie hatte keine Zähne für ſolches Futter. Der Meiſter fluchte in ſich hinein; ich kramte meine größten und ſchärfſten Nadeln hervor.

Nebenbei ließen wir unſere Augen fragend in der Stube herumgleiten, und ließen dieſelben faſt herausfordernd auf der Hausfrau ruhen, die in ihrem Pelze zuſammengekauert immer noch Rüben in den Topf ſchnitt.

Wir waren doch gewohnt, eine Ankunftsjause einzunehmen, und besonders nach so weitem Gange. Ich fand in meiner Tasche ein Stückchen Semmel, zog es hervor und begann fast demonstrativ daran zu kauen.

„Hast noch ein Stückel?“ fragte mich der Meister erklecklich laut, „ich möcht' auch was beißen.“

Vergebens, das Weib schnitt Rüben in den Topf und rührte sich nicht. Uns fror in den Fingern. Endlich wurde es finster. Das Weib brachte eine brennende Talgkerze und dann hielt sie den Kopf mit beiden Händen und ging in die Küche, wo wir sie wimmern hörten. Zu unserem Troste begannen in der Küche endlich die Flammen zu knattern.

Wir hörten Töpfe rücken und Pfannen klirren, hörten allmälig etwas wie das Prasseln von schmorrendem Fette. Wir schmunzelten uns gegenseitig zu und der Meister lispelte: „Paß auf, wir werden heut' noch satt!“

Ein ganz merkwürdig prickelnder Geruch drang an unsere Nasen. Wir gewannen unsere Laune wieder, obgleich in den Häuten eine Nadel um die andere brach. Endlich hinkte der Rüppel daher, er hatte einen bösen Fuß, und als er Anstalten traf, den Tisch zu decken, machten wir ihm dazu freudig Platz. Bald dampfte vor uns die Schüssel und wir schlugen das Tischgebet an. Der Rüppel schob uns Löffel vor: „Esset, Schneider, werdet eh schon hungrig sein!“

Wir widersprachen ihm nicht. Mir lachte das Herz. Das erste Gericht war zwar nur eine Gerstensuppe, aber ich dachte an das Prasseln in der Küche und beschloß, mich an eitel Gerstensuppe nicht zu sättigen. Nach einer Weile brachte das Weib ein zweites Gericht: Bohnen in Essig. Wir warfen uns einen etwas erschrockenen Blick zu; aber die Bohnen konnten doch unmöglich so geprasselt und geduftet haben. Auch erwogen wir, daß in einem Hause, in welchem es so viele Häute gab, naturgemäß auch das Fleisch nicht fehlen könne. Ehrenhalber, oder was merkwürdiger Weise dasselbe ist, schandenhalber aßen wir doch ein Weniges von den saueren Bohnen. Als wir die Löffel weglegten, drang der Rüppel in uns, doch noch zuzulangen, ansonst müßten wir hungerig in's Bett. Das ist so eine Redensart, dachten wir und dem Gauch wäre es lieber, es bliebe vom Kuchen oder vom Braten ein größerer Rest übrig, als von den sauren Bohnen. Wir aber waren entschlossen, uns heute einmal mit gänzlicher Außerachtlassung aller Bescheidenheit auf etwas Fettes und Duftendes zu stützen.

„Ist es doch richtig wahr, daß die Schneider so viel wenig essen,“ bemerkte der Rüppel in fröhlicher Stimmung und dann zu seinem Weibe: „Mußt morgen keine Bohnen mehr sieden, wenn sie nachher nicht gegessen würden. Wir haben nur gemeint, daß wir heute etwas Besseres hätten. Ist allemal eine schöne Sach', wenn die Leut' so zufrieden sind. So, nachher beten wir.“ Und er begann: „Wir danken Dir, o Herr, für Deine Speis und Trank u. s. w.“

Wir waren Beide blaß geworden. Unverständlich stammelten unsere Zungen zum Gebete und während desselben fuchtelten und warfen wir mit den Häuten herum und murmelten allerlei Verwünschungen in die Stücke hinein, aus denen dem Bachrüppel die Hosen gedeihen sollten.

Nach dem Gebete geht die Küchenthür auf. Was ist das? Die Bachrüppelin erscheint mit einer dampfenden Pfanne, setzt dieselbe auf den Tisch und wir lugen so seitlings hin auf den grünlichen Brei, der in wohlduftendem Fette schwimmt. Was geschieht? Das Ehepaar setzt sich an den Tisch, breitet vor sich zwei Leinwandfetzen aus, taucht Späne in den Brei und beginnt diesen auf die Leinwand zu streichen.

„O mein, das ist ein Uebel!“ seufzte der Rüppel, „Ihr glaubt es nicht, Schneider, was sie Einen martert!“

„Wer?“ fragte der Meister gedämpft.

„Die Gicht und die Gall'. Ich hab's im Fuß; sie hat's im Kopf. So ist uns gerathen worden, daß wir Salbeiblätter in Schweinschmalz backen und diese Salben auf ein Pflaster streichen und auflegen.“

„Ich hab' die Gicht und Gall' im Magen,“ murmelte der Meister.

„Ei, doch nicht!“ rief der Rüppel bedauernd, „im Magen meinst, Schneider? ja so, im Magen! Das muß erst ein Elend sein! Deßweg schaust so jämmerlich aus. Geh Du, leg' auch so ein Pflaster auf, ich rath' Dir gut, leg' auf eins. Wirst sehen, was Dir so eine Fetten gut thun wird!“

„Auswendig nicht!“ entgegnete der Meister und knack, war im harten Lederzeug wieder eine Nadel hin.

Dem Nachtmahle angemessen war das Nachtlager auf dem Stroh zu Füßen des Ehebettes, in welchem jetzt sie wimmerte, dann er ächzte, bis sie in ihren Schmerzen uns Gesunde endlich zu Schlaf gewimmert hatten. Und dem angemessen war auch das Frühstück am andern Morgen. Wir waren durch und durch verzagt, und es war keine Aussicht, sobald aus diesem Hause zu kommen, denn der Stoff, den wir zu verarbeiten hatten, war so widerbockig und starr, daß wir damit nicht vorwärts kamen. — Lassen wir Alles im Stich und gehen durch! wie nahe lag dieser Gedanke, aber der Meister sagte: „Weil ich den Toisel jetzt zugeschnitten hab', müssen wir ihn aufarbeiten, sonst wär's eine Schand' und ein Spott für uns Zweie, wenn es aufkäme, daß es uns bei der angefangenen Arbeit ausbrennt und abtrumpft hätt'. 's ist das erste und das letztemal, daß ich mich mit so verdankten Häuten abgeb'. Wenn ich's vorweg gewußt hätt', daß die Nadel nicht will durchgehen, ich wollt' dem alten Geizhals den ganzen Saggra vor die Füß' geworfen haben, daß es nur Alles gestaubt hätt'. Aber da wir einmal anbissen haben —“

Kricks war wieder eine Nadel um.

„Das ist kein Geschäft für uns,“ sagte ich, „das gehört dem Kürschner zu. Klagen geht uns der Birkfelder Kürschner noch, wenn er's erfährt, daß wir ihm in's Geschäft pfuschen.“

„Und wenn's aufkommt, daß zwei Schneider mit einer ledernen Hosen nicht fertig geworden sind, so haben wir unser Lebtag den Spott. Auf die Schneider sind die Leut' eh bissig, wie der Teufel —“

Kraks — sprang die Nadel ab.

„Höllisch G'frött!“ schrie der Meister und schleuderte Haut und Fingerhut von sich. —

Kurz und gut, wir kamen nicht zurecht. Was wir uns auch mühten, daß uns der Schweiß auf der Stirne stand und die Finger zitterten, es ging nicht voran. Muthlos sanken uns endlich die Hände.

„Was ist zu machen?“ fragte der Meister.

Meine Antwort war: „Ja, das weiß ich auch nicht.“

„Soll ich jetzt gehen und es dem Rüppel sagen, daß wir stecken blieben sind? Ewig nicht.“

„Ja, was heben wir sonst an?“

„Ewig nicht, sag' ich Dir!“

Gescheidter war der Meister, als ich, der Geselle, das wies sich fast in allen Dingen, aber diesmals glaubte ich einen Gedanken zu haben, auf den der Meister nicht gekommen zu sein schien.

„Darf ich was probiren?“ fragte ich.

„Möcht wissen, was Du probiren willst.“

Hilft's nicht, so schadet es auch nicht. Ich gehe und gebe den Bachrüppelleuten die Schuld, daß wir stecken.“

„Meinetwegen, probir's; wirst wohl sehen, was herauskommt.“

Mit dieſer Vollmacht ging ich in die Küche. Das Weib des Rüppel ſaß wieder tief in ihren Pelz gekrochen, das Haupt in Tücher geſchlagen und ſäuberte Bohnen, die ſie auf einem Brette vor ſich hatte, in denen ſie mit den dürren Fingern herumwühlte und aus denen ſie den Staub blies. Sie mochte dabei denken: Haben ſie gleichwohl geſtern nicht Bohnen gegeſſen, ſo werden ſie ſicher heute Bohnen eſſen. Und wahrlich, ſie könnte Recht gehabt haben, wenn ich nun nicht plötzlich Alles anders gemacht hätte.

Ich trat hin zu dem Weibe des Rüppel und ſagte: „Jetzt, Rüpplin, thäten wir ihn ſchon brauchen.“

Sie hob den Kopf und fragte: „Wen?“

„Den Bockzwirn.“

„Bockzwirn? Was für einen Bockzwirn?“

„Ihr werdet doch einen Bockzwirn in Bereitſchaft haben!“ ſagte ich mit entſprechender Lebhaftigkeit, „Ihr werdet doch wiſſen, daß der Menſch ohne Bockzwirn kein ledernes Gewand machen kann!“

„Du erſchreckſt mich, Schneider,“ ſagte ſie, „ich hab keinen andern Zwirn, als den, der vor Euch auf dem Tiſche liegt.“

Ich ſtand wie ſprachlos da. Endlich ſagte ich leiſe: „Was machen wir nachher? Der Zwirn da drinnen iſt nur für Loden- und Tuchgewand. Zum Leder gehört der Bockzwirn und den kriegt man nur beim Lederer z'Wien.“

„Was Du ſagſt!“ verſetzte ſie und ihre Kniee zitterten, daß etliche Bohnen vom Brette kollerten.

„Wir ſtehen jetzt da und haben keine Arbeit!“ ſagte ich vorwurfsvoll. Da ſtand ſie auf, ging in die Stube.

„Was Eins aber aushalten muß auf der Welt,“ wimmerte ſie, „das Kopfweh alleweil und die Schneider dazu. Wenn der Zwirn nicht recht iſt, müßt's halt heimgehen, bis wir einen Bockzwirn kriegen.“

„So weit hertappen im Schnee,“ brummte ich, „und hernach die Sachen nicht finden, wie man ſie braucht!“

Sie bat uns um Verzeihung und dann waren wir frei und konnten gehen.

Der Meiſter wendete ſich an mich: „Was Du eigentlich für ein durchtriebener Schlingel biſt! — Mir iſt's recht, daß wir jetzt heimgehen, aber daß Du's weißt, unſere Arbeit laſſen wir deswegen nicht im Stich. Die nehmen wir mit; vielleicht geht's daheim beſſer und wenn nicht, ſo gebe ich ſie auf Umwegen zum Kürſchner und ſchicke ſie dann fertigerweiſe dem Bachrüppel zu. So machen wir's.“

Dann ging er zur Rüpplin: „Ja, wir gehen heim und das Zugeſchnittene nehmen wir mit; werden ſchon einen Bockzwirn finden.“

„Wenn's ihm recht iſt,“ ſagte die Rüpplin.

Der Bachrüppel aber ſchaute uns mit ſeinen entzündeten Augen ſcharf an und rief: „So ſauber! da kommen ſie Einem hell ungeheißen in's Haus, machen nichts als wie alleweil ein finſteres Geſicht und wollen am End' noch das ganze Zeug davonſchleppen.“

„Hell ungeheißen in's Haus?“ fragte mein Meiſter, als hätte er nicht recht verſtanden. „Haſt uns nicht einladen laſſen?

„Wer, ich? Weiß nichts davon. Ich brauch' keinen Schneider. Meine Felle hätt' ich zum Kürſchner geben. Na weil ihr ſchon ſelber zugeſprochen habt, ſo hab ich mir gedacht: Heikel bin ich nimmer und ganz verſchneidern werden ſie mir die Häut' doch nicht.“

Das war genug. Das war mehr als genug. Wortlos, aber im Innern bebend, räumte der Meiſter ſeine Sachen in die Taſche, ich folgte ſeinem Beiſpiele. Als das geſchehen war, als wir die Taſche ſchon an der Seite hängen hatten und die Elle an der linken Hand hielten, trat mein Meiſter feſten Schrittes hin vor den Bachrüppel, hob die Rechte gegen Himmel und

Digitized by Google

ſprach: „So wahr wir zween einſtmals zu Gott kommen wollen, Rüppel, ich bin zu Dir geladen worden. Wenn Du nichts weißt davon, ſo hat mir das ein Feind gethan.“

Dann gingen wir und ließen die zwei Leutchen zurück im Waldhäuslein bei ihren zerſchnittenen Häuten und bei ihrer Gicht und Gall.

„Das hat mir der ungariſche Schneider angethan!“ ſagte unterwegs mein Meiſter. „Weun ich's nur gewiß wüßte, dem thät ich's heimzahlen.“

Der Bote, der uns zum Bachrüppel beſchieden hatte, war nirgends mehr zu finden. Mein Rath war, wir könnten einen andern Boten ſchicken, der den ungariſchen Schneider zum Bachrüppel auf die Ster laden ſollte; in der Art und Weiſe, wie er dieſe Einladung aufnehme, müſſe er ſich verrathen.

Mein Meiſter ſagte zu mir: „Wenn Du für die Arbeit auch ſo viel Witz im Kopf' hätteſt, als wie für Schelmenſtücke, ſo könnteſt Du der erſte Schneider im Lande ſein.“ — Der erſte Schneider im Land, das war ihm der Inbegriff aller Vollkommenheit. Indeß handelte er dießmal nach meinem Rathe. Der Bote wurde geſchickt und kam bald vom ungariſchen Schneider zurück.

„Na, was hat er zu der Einladung geſagt?“

„Ausgeſagt hat er mich und ſollt' ſchauen, daß ich weiterkäm',“ berichtete der Bote.

„'s iſt richtig,“ ſagten wir, „der Ungariſche hat's gethan. Der weiß d'rum, ſonſt lehnt dieſer Ster-Bettler all' ſeiner Tag keine Arbeit ab.“ — „Aber halt!“ rief mein Meiſter und hielt den Zeigefinger an die Naſenſpitze, „juſt weil dieſer Paprikafreſſer glaubt, er hätte uns mit der Lederarbeit was angethan und weil er meint, ein Schneider, wie etwan er ſelber, kunnt damit nicht fertig werden, ſo wollen wir es ihm beweiſen, daß wir mit einer häutenen Hoſen auch noch fertig zu werden wiſſen. Und wenn ich ein Jahr lang mit dem Leder zu thun hab', dem ungariſchen Herlaufer zu Trutz machen wir dem armen Bachrüppel das Gewand.“

Mit aller Höflichkeit bat er ſich vom Rüppel die zugeſchnittenen Stücke aus, wir arbeiteten daheim zwei Wochen lang, da war unſer ganzer Nadelvorrath alle, waren unſere Finger verſteift und zerſchunden, aber Hoſen und Janker waren fertig.

Und am nächſten Sonntage auf dem Kirchplatz zu Fiſchbach prangte der Bachrüppel in ſeinem neuen Leder und ſchrie es Jedem in's Geſicht, er wiſſe auf der Welt keinen beſſeren und wohlfeileren Schneider, als den Natz. Der habe ihm die Schafs- und Bockshäute — man müſſe nur wiſſen, was das heiße, mit ſo einem Leder arbeiten! — wie an den Leib gegoſſen. Sein Lebtag habe er noch kein Gewand gehabt, das ihm ſo gut gepaßt, als wie dasmal die neue Kluft (der neue Anzug). Und ſonſt: es gehe ihm freilich armſelig, weil er und ſie fortweg ſo viel an Gicht und Gall' litten, doch er hätte dem Meiſter gerne bezahlt, was recht geweſen. Aber der Meiſter hätte auch nicht einen Kreuzer angenommen, und ſo ein braver Menſch, wie der, wäre ihm, dem Rüppel, noch nicht vorgekommen. Ohne geladen worden zu ſein, wäre er mit ſeinem Geſellen, der auch ſo viel ein handſam Bürſchel ſei, gekommen, daß er dem armen Kleinhäusler das Gewand mache; und in der Koſt und Verpflegung ſeien ſie nicht ein Biſſel wunderlich geweſen und wenn er, der Bachrüppel, jemand einen Schneider anrathen müſſe, ſo ſage er: Der Natz und nur der Natz!

Weit und breit wurde das bekannt, es drang auch zu den Ohren des ungariſchen Schneiders Stefan, der wurde grün und gelb vor Aerger. Und das war unſere Genugthuung.

Philoſophiſche Schneider.

Der lang' Toni — das war derſelbe, der das Sprichwort hatte: „Ich möcht' mir ſonſt nichts wünſchen, als daß ich bei meiner Leich' als kleiner Bub hinten nachlaufen kunnt."

„Du biſt närriſch Toni," ſagten ihm hierauf die Leute und Andere meinten: „Du biſt nicht geſcheidt, Toni." Nur Einen kannte ich, der ihm auf ſein Sprichwort ſtets entgegnete: „Ja, Toni, das glaub ich, daß Du bei deiner Leich' als kleiner Bub' hinten nachlaufen möchteſt." Und dieſer Eine war ich. Wir ſaßen beiſammen und nähten mitſammen, und auch beim Schwätzen ging uns der Faden nicht aus. Und wollte er ſchon mitunter ausgehen, ſo verſtand der Toni das Anknüpfen. „Ja" berichtete er, „deshalb ſpar ja ich meine Sach' zuſamm', daß ich eine ſchöne Leich' krieg'. Werdet ſchon finden unter meinem Kopfpolſter das Teſtament. Nur nichts Trauriges, das iſt langweilig. Die Muſikanten müſſen was Luſtiges aufſpielen; Walzer freilich nicht, die ſchicken ſich nicht auf dem Freithofweg; den Radetzkymarſch oder ſo was, daß es recht klingt im Wald und die Leut' mit Takt traben können. Und daß ſie mir nur das Sacktuch mit in die Truhen geben. Alsdann nach dem Begräbniß eine gute Tafel, daß ein Schippel Leut' mitgeht."

„Glaubſt Du denn, daß ſie Dich zur Tafel laſſen werden, wenn Du als Gaſſenbub hinten nachläufſt?" Dieſen Einwand machte ich.

„Iſt mir auch nichts d'rum, ich laß' ſie eſſen und geh' meinem Schneerutſchen nach, oder iſt's in anderer Jahreszeit, dem Krebſenfangen oder dem Vogelneſter-Ausheben; ein Schlingel bin ich, ein Schlingel bleib ich und ich mag tauſendmal auf die Welt kommen."

Er arbeitete gern, der Toni, aber ſtets nur mit größeren Unterbrechungen. Er hatte einmal ein ſchwarzes Röcklein aus feinem Tuche halb erworben, halb geſchenkt bekommen und wenn er das trug, war es, als dehne ſich der Mann noch mehr in die Länge. Man konnte nicht ſagen, an dem Toni ſei ein feiner Weltmann verloren gegangen, der feine Weltmann war ja doch da und zeigte ſich, wenn er Schnaps trank oder bettein gieng, voll jovialer Herablaſſung ſeiner Umgebung. In das gewöhnliche Geſpräch der Leute miſchte er ſich nicht gern, er verlegte ſich nur auf die Philoſophie. Und da ſagte Mancher von ihm: Ewig ſchade, daß der nicht ſtudirt hat, der hat was im Kopf!"

„Haben die Apoſtel ſtudirt?" fragte er. „Wem's angeboren iſt, was braucht denn der noch zu ſtudiren! Gebt Acht, was ich das nächſtemal thue!"

Mit dem Nächſtenmale meinte er das neue Leben, wenn er wieder auf die Welt käme; denn es erging ihm, wie es allen Optimiſten ergeht, ſein Wunſch war ihm zum Glauben geworden.

Einer Bettlerin Kind war der lang' Toni geweſen, hatte ſich durch vierzig lange Jahre heraufgedarbt und heraufgelitten bis zum Bauernſchneidergeſellen, der länger auf der Wander iſt, als in der Arbeit und deſſen Ideal in einer „ſchönen Leich'" beſteht, als ob das Sterben nur ſo eine Art Jubiläum wäre, das Jeder, der ſeine Sach' ehrlich durchgemacht, etwa von ſiebzig zu ſiebzig Jahren einmal das Recht hat, zu begehen. Und in dieſem Manne die Sehnſucht nach Wiederholung ſeines Lebens. Wie gefällt euch, ihr ſauertöpfiſchen Weltverläumder dieſe Philoſophie? — Der ganze lang' Toni wird nicht wahr ſein, meint Ihr? Oh, der iſt wahr bis auf den letzten Zoll, der arme Kerl war voll Lebensluſt bis in die Fingerſpitzen hinaus, ſo daß es ſelbſt für Andere eine Luſt war, ſeinem flinken Nähen zuzuſehen. Der Mann iſt wahr bis in die Zehenſpitzen hinab, mit denen er ſeine Wege hüpfte und hopſte, als wäre die Erdſcheibe ein Tanzboden. Der lang'

Toni ist wahr, bis in die Spitze seiner Zunge hinaus, mit der er unabläßig heitere Lieder sang, fröhliche Sprüche wußte, lustige Schwänke zum Besten gab. Noch mehr, der Mann ist naturwahr, er ist eine Type des Menschen, der — er mag euch tausendmal zum Leide geboren sein — der Lust zustrebt. Draußen in den Dörfern, auf den Bergen, in den Wäldern findet ihr die Wesen, die sich nicht genug leben können, deren Klage auf dem Todtenbette immer wieder lautet: „Ach, muß ich fort von dieser schönen Welt!" die in ihrem achtzigsten Jahre von Neuem wieder anfangen möchten. Und ich meine es wird wohl auch in der Stadt solche geben, sonst müßte man ja die Städte vom Erdboden vertilgen, als die giftigen Nester einer Menschenabart, die nicht leben kann und nicht sterben will.

„Ei, geh", würde mir mein langer Geselle in die Rede fallen, „die Städter können ganz kurios leben! Da gibt es Leute dabei, die in einem Monat mehr Geld für Vergnügungen ausgeben, als mancher Kohlenbrenner im Walde sein Leben lang in die Hand kriegt. Ja, das glaub ich! aber langweilen thun sich solche Leut', das ist schad'!"

Er hat nämlich ein loses Maul gehabt, der lang' Toni.

„Ein Mittel wüßte ich schon, daß Du als Bübel hinter Deinem Sarg dreinlaufen könntest," sagte ich ihm einmal: „heiraten."

„Narr!" rief er, „da lauft ja das Weib hintendrein und sucht sich unter den Leidtragenden den Zweiten."

„Und meinst nicht, daß auch ein kleiner Bub' da sein kunnt?"

„Ein halb Dutzend können da sein, und Mädeln auch so viel, das sag' ich Dir! — Aber halt eine Sach' ist zu bedenken. — Ich weiß nämlich nur Eine, die ich möcht'."

„Eine ist ja genug."

„Ganz gewiß auch. Aber nehmen will sie mich nicht. Für Einen, sagt sie, wäre ich ihr zu lang und für Zwei zu kurz. So foppt sie mich."

Ich war damals schlecht genug darauf zu entgegnen: „So foppe Du sie auch!" worauf er mir in's Ohr flüsterte: „Sie laßt sich aber nicht foppen."

Seine Angebetete war eine schöne Wirthstochter zu Mürzzuschlag — „die ehr- vnd tugendsamste Jungfrawen im Land", wie er sie in Anwendung alter Lesart gerne bezeichnete.

Sonst soll ihm seine Mutter gesagt haben, ein Handwerk müsse er lernen, damit er einstmals einen Hausstand gründen könne. Und jetzo war ihm just dieses Handwerk im Wege, denn „keinen Schneider nimmt sie nit."

„Deswegen," sagte der lang' Toni schwermüthig, „wenn ich noch einmal auf die Welt komm', kein Schneider werd' ich nimmer."

„Wirst es aber vergessen haben, mein lieber Toni," entgegnete ich im pathetischen Ernste der Weisheit, „wirst es vergessen haben, daß Du schon einmal ein Schneider gewesen bist und daß Dir der Stand nicht gefallen hat!"

„Desweg sag' ich ja, daß sie mir ein Sacktuch mit in die Truhen geben sollen. Siehst Du!" Und er zog sein Tuch aus dem Sacke, „schon jetzt mach' ich einen Knopf drin, daß ich nicht vergeß' d'rauf."

„Und was willst Du nachher werden?"

„Ein reicher Stadtherr, der nichts als wie gut essen und trinken, spazieren fahren, feine Zigarren rauchen, und auf dem Federbett liegen kann."

„Da wär's wohl schad um den Knopf," meinte ich.

„Und was wirst Du werden?" fragte er.

„Es ist nur das, Toni," antwortete ich, „daß doch keine rechte Gewißheit ist, ob wir noch einmal auf die Welt kommen. Wenn's sollt sein und ich hab' die Wahl, so komm' ich als ein recht armes Kleinhäuslerkind auf die Welt. Bleib' ich's, nun so kann ich

nichts verlieren. Vielleicht aber richte ich mir's so ein, daß ich mit sieben Jahren ein gesunder Bauernbub', mit zwanzig Jahren ein sauberer Almbursch, mit zweiundzwanzig Jahren ein frischer Soldat, mit fünfundzwanzig Jahren ein lustiger Student, mit fünfunddreißig Jahren ein herlebiger Stadtherr, mit vierzig Jahren ein berühmter Staatsmann und mit fünfundvierzig Jahren ein Baron bin. Auf solchem Weg sauert man nicht ein und hat den meisten Spaß. Bin ich anfangs schon hoch oben und bleib sitzen, so wird Einem das Ding langweilig. Und trifft's zu, daß man gar niederwärts geht, nachher ist's des Teufels. Deswegen sag' ich allemal, Toni, lieber herunten anfangen, als oben."

„Da denkst ganz gescheidt," sagte der Toni, „ganz gescheidt denkst. Und jetzt möcht' ich Dich nur fragen, ob Dir's auch so ist; ich hab' so Augenblicke, wo es mir vorkommt, als ob ich schon einmal auf der Welt gewesen wäre."

„Du," entgegnete ich und ließ die Nadel ruhen, „mir kommt's auch bisweilen so vor. Das ist merkwürdig!"

„Wenn man nur wüßte, was man gewesen ist. Ich muß in einem Lande gewohnt haben, wo die Sacktücher nicht Brauch sind, sonst hätte ich sicherlich —"

„Geh, geh, mit deinem Knopf! das ist ein Spaß für einmal, dann laß' gut sein. Wenn ich so nachsimulir über die Sach' von wegen ehemals und es zuckt mitunter so ein Licht'l auf — grad' so wie ein Licht'l möcht ich sagen — so däucht mich, ich bin derselbig' Tropf gewesen, wie jetzt."

„Meinst? Ja, nachher ist's vielleicht doch so, daß wir als kleiner Bub' mit unserer Leich' mitrennen."

„Ja, Du Toni, was glaubst denn! Wenn das alleweil so fortginge, wann käme so ein armer Schneider hernach in den Himmel?"

„Weißt," antwortete der Toni und stützte den Ellbogen auf das Knie, „der Himmel! mich lust's nicht gar so stark nach dem Himmel. Hab' ich mein Stückl Brot zu essen und mein Glasel Branntwein, nachher laß' ich's gut sein."

Und wirklich, er ließ es gut sein, der lang' Toni. Und es war gut. Und es ist heute noch gut. Vielleicht seid ihr ihm auf irgend einer Straße schon begegnet.

Das ganze alte Kerlchen, welches sich heute noch so innig des irdischen Sonnenschein's erfreut, daß sogar die Zehen aus den staubgrauen Stiefeln hervorgucken in die lichte Welt. Er geht schon recht bucklig und ist nicht mehr so lang wie dazumal. Sein Bart ist viel weißer als die Pfaid, die ihm am Ellbogen hervorschaut. Der Mann trägt fast nichts mit sich, als ein Spazierstöckchen, das er ganz fein zu schwingen versteht und das sich hinwiederum mächtig biegt und baucht, so oft er sich drauf stützt. Nicht wahr, er ist Euch schon begegnet? Und ist Euch nicht sein rascher, zierlicher Gang aufgefallen? Er muß ja auch sein Käppchen gelüftet und Euch gegrüßt haben — flink und lustig gegrüßt und gütig dabei, als wollte er Euch was schenken. Seh't, der ist's, das ist mein langer Toni.

Ich zweifle nicht, er wird sterben der lange Toni, aber er wird nicht aussterben, er wird immer ein ärmliches Leben führen, er wird immer possirliche Hirngespinste weben, er wird sich im Gegensatze zu Ahasver immer nach ewigem Leben sehnen, wird auf all' seinen Wegen und Stegen hüpfen, hopsen und tänzeln mit leichtem Fuß', alleweil guten Muth's, alleweil ein wenig windig, kurz um — der ewige Schneider.

Jäger-, Wildschützen- und Soldatenlieder der Steiermark.

Zur Geschichte der Volksdichtung in Oesterreich von Dr. **Anton Schlossar.**

Wer das Volk kennen lernen will in seinem Denken und Trachten, in seinem Sinnen und Fühlen, in seinem Leben und Streben, der muß den Spuren nachgehen, die in seinen alten Mären und Sagen und in seinen Liedern niedergelegt sind, der muß diese Spuren verfolgen bis zu ihrem ersten Anfange.

Beim deutschen Volke ist dies nothwendiger als bei irgend einem andern, alte Stammeseigenthümlichkeiten, Gebräuche, Rechtsgrundsätze haben sich bei den deutschen Stämmen erhalten, die oft bis in eine graue Urzeit zurückführen; und von diesen Stämmen wieder halten jene auf dem Gebiete der Alpen, die Gebirgsbewohner zähe fest an dem Althergebrachten und bieten damit die beste Quelle zur Kunde des Volksthums. Daher sind auch die Aeußerungen dieser Gebirgsbewohner in Sagen und Liedern von besonderer Wichtigkeit und zumal ist es das Volkslied, welches uns einen tiefen Einblick gewährt nicht nur in die Geschichte des Volkscharakters, sondern auch in diesen selbst. Die Quelle des Volksliedes ist also das Volksthum selbst und deßhalb hat einer unserer berühmtesten Balladendichter und zugleich gelehrter Sammler auf dem Gebiete der Volkspoesie, Ludwig Uhland, den Ausspruch gethan, „daß die deutschen Volkslieder nur aus dem Volksleben zu erläutern und zu ergänzen seien", „und daß das Volk" umgekehrt, „ohne Beiziehung seiner Poesie nur unvollständig erkannt wurde". Die Erkenntniß dieses Satzes hat sich aber erst in neuerer Zeit herausgebildet, es sind nicht viel mehr als hundert Jahre verflossen, seitdem man der Volkspoesie diese Aufmerksamkeit zugewendet und seitdem sich gediegene Forscher mit derselben eingehend beschäftigen. Der gedankenreiche Dichter Friedrich von Sallet gibt uns in seinem „Das Volkslied" überschriebenen Gedichte echt dichterisch und wahr die Geschichte eines solchen Liedes an, wie es ursprünglich und frisch bald hier und bald dort sich erhoben hat, nur wenige charakteristische Strophen daraus mögen hier angeführt sein:

Ein wandernder Geselle
Zieht munter durch den Wald,
Vorüber rauscht die Quelle,
Das Lied der Vögel schallt.

Und was ihn da durchdrungen,
Als er an's Lieb' gedacht,
Das hat er frisch gesungen,
Nicht lange nachgedacht. — — —

So sang der gute Geselle
Und weilet nicht am Ort,
Dem Liede horcht die Welle
Und trägt es murmelnd fort.

Bis wo im Schatten ruhte
Der müde Jägersmann,
Der hub mit frohem Muthe
Es nachzusingen an.

Das Waldlaub hat gelauschet
Und singet mit im Chor.
Das säuselt und das rauschet
Der frischen Dirn in's Ohr,

Die Walderdbeeren pflückte
Und Waldesblumen brach;
Die sang so gut ihr's glückte
Sogleich das Liedchen nach. — — —

Und Manchem hat's gefallen,
Und er behielt's im Sinn,
Und wo er mochte wallen,
Da sang er's vor sich hin.

Und wie sich Vöglein bringen
Ein Lied von Wald zu Wald,
So hörte man's singen und klingen
Von Lande zu Lande bald.

So entstehen die Lieder des Volkes recht aus dem Herzen desselben und es ist kein Zufall, wenn sich gleiche Anklänge bald hier, bald dort finden, wenn am Nordseestrande der Fischer ein Lied singt, dessen Inhalt mit demjenigen des Bauers im fernsten deutschen Süden so überraschende Aehnlichkeit hat, es ist kein Zufall, denn das Menschengemüth und das deutsche Herz und das „Sinnen und Minnen" ist ja dasselbe im Norden wie im Süden, ja selbst in dem Volksliede fremder Sprachen findet sich hier ein Anklang und dort ein Gleichklang und weist die Gleichheit des echt menschlichen Herzens nach. Wenn oben darauf hingedeutet wurde, daß diese Lieder des Volkes oft zurückreichen in der Geschichte des betreffenden Stammes, daß sie oft herübergebracht sind aus einer langen Vorzeit, so ist damit nicht gesagt, daß alle diese Gesänge uralt sind, daß man es genau bestimmen kann, aus welchem längst verflossenen Jahrhunderte sie herrühren. Das Charakteristische an dieser Gattung von Volkspoesie ist es eben, daß der unbewußte poetische Hang des menschlichen Herzens und Geistes sie hervorgebracht, daß sie eine Aeußerung des Gefühles, des Gemüthes enthalten, welche wie durch alle Gaue unserer deutschen Lande, so auch durch alle Jahrhunderte sich gleich bleibt und gleich frisch und wohlgefällig zum Herzen geht. Die einzige Ausnahme bilden die Volkslieder historischer Gattung, Gesänge, die auf fliegenden Blättern, in alten Büchern zuerst gedruckt wurden oder auch gar nicht im Drucke erschienen sind, im Volke sich fortgepflanzt haben, weil sie irgend einen berühmten Helden, eine große That, ein großes Ereigniß feiern und dann freilich positive Daten enthalten. Schon der Enge des Raumes wegen müssen wir vorläufig hier von dieser Gattung der Lieder absehen, dem Allgemeinen unsere Aufmerksamkeit zuwenden und wenn wir diese Allgemeinheit in etwas beschränken, dies nur zu Gunsten des freundlichen Lesers thun, der die schönen Berge liebt und die Thäler des prächtigen Gebirgslandes, dessen Leben und Treiben wieder so ganz besondere Eigenthümlichkeiten hat, die nirgends so schön hervortreten, als in dem Liede jenes Volkes, das darin lebt.

Vom bairischen Hochlande an gegen Süden und Osten zieht sich der gebirgige Theil deutscher Erde, welcher schon durch die Aehnlichkeit des Dialects der auf diesem ganzen Gebiete lebenden Bewohner, durch die Aehnlichkeit der Tracht, der Sitten und Gewohnheiten als gewissermaßen zusammengehörig betrachtet werden kann. Auf österreichischem Gebiete sind es die Gebirgsländer Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Kärnten, Tirol und Steiermark, welche die Zusammengehörigkeit in ganz besonderem Grade aufweisen, die insbesondere auch in gewissen Gattungen des Volksliedes hervortritt. Die Beziehungen der Bewohner dieser Länder zum Wald- und Gebirgsleben sind die gleichen, ihre Anschauungen dieselben und so manches Lied, das der Kärtner und Salzburger singt, kann auch der Steirer als sein wirkliches Eigenthum beanspruchen, denn weder Berg noch Thal bilden Grenzen des Gesanges. In dem Nachfolgendem will ich dem Leser eine Gattung von solchen Volksliedern unserer Berge, vor Allem der steirischen Bergbewohner zu skizziren versuchen, die so recht mit dem Charakter desselben zusammenhängen. Es sind dies die Gesänge des Jägers und des Wildschützen und weil der patriotische Sinn im österreichischen Alpenlande seit Jahrhunderten gehegt und gepflegt ist und im innigen Zusammenhang steht mit dem frischen Gemüthe des Naturkindes, das die Büchse

ſchon in der Jugend zu führen gelernt hat, die Kampf- und Soldatenlieder des echten Steirers, die ſeine Liebe zum Kaiſer und zum Lande, in dem er geboren iſt, bekunden; lautet doch das alte, ſchöne Volkslied:

Gnat Kaiſerli.

Thuat wer von die Steira redn,
Sagt a jeda glei:
Treu ſan d'Steira ollweil gwed'n,
D'ſelli ſag i frei!

Oan Thoal ſchwarz und gelb oan Thoal,
Gheart 'n Kaiſer allimahl.
Ob'n Eif'n, unt'n Wein,
Müaſſent ſchwarz und gelb ſchier ſein!

In dem Gebiete des Landes, wo die mächtigſten Berge zum Himmel ragen und die dichteſten Wälder grünen, wo die Fälle der Gebirgswäſſer rauſchen und die nackten, ſtarren Felſen Hunderte von Metern emporſteigen, wie in dem Kalkſteingebirge um Johnsbach und im Ennsthale, da iſt auch der Bewohner des Landes ein geborener Jäger des Wildes, das ja nicht weit von dem Orte, wo ſeine Wiege ſtand, vorübereilt und ſich dem in entlegenerer Höhe Wohnenden wohl ſogar auf Schritt und Tritt entgegenſtellt. Dieſer Theil der oberen Steiermark iſt natürlich auch am reichſten an Liedern, die der muntere Jägersmann hinausſchickt in die Luft der Alpen, die natürliche Poeſie des Volkes macht ſich nirgends mehr geltend als in der Berge prächtigem Gebiete. Manches dieſer Lieder iſt uralt, manches hat vielleicht die Inſpiration des Augenblicks geboren und doch wird es ſich lange, lange Zeit erhalten, ohne auch nur aufgezeichnet zu werden, von Mund zu Munde fortpflanzen.

Da gibt einer den andern Jägern, die auf dem „Gamsberg" pirſchen wollen, die Lehre:

Wannſt willſt am Gamsberg gehn,
Muaß fein dös Wetta ſchön,
Do ſiagſt aft dort und da
A Schüberl Gamſeln ſtehn;
Do muaßt di zuwiſchleicha,
Sein ja gar weit weg,
Aft kannſt du's awaſchießa
Aufn Fleck!

Und dann erzählt er wieder gern von ſeinen eigenen Jagdabenteuern:

Wia i znachſt jagern war,
Geht grad a gonzi Schar,
S'hat mi von Herzen gfreut,
Her üba d'Schneid;
I knia mi nieda gſchwind
Und laß mei Büchſerl knalln,
Und wiar i aufiſchau,
Is grad oans gfalln.

Auch ſeine Sennerin iſt im Liede nicht vergeſſen:

Die Sennerin ſteht herfür
Vor ihra Hüttenthür,
Sie hat an Juhſchrei than,
Hinauf zu mir.
Und wias hat ghört mein Schuß
War ihr dös koan Vadruß,
Hat denkt 's kehrt gwiß mein Bua
Bei mir heunt zua.

Und ſo ſchildert der Dichter des Liedes uns das Leben des Jägers auf der Hochalpe weiter und weiß den Lohn gar ſüß auszumalen, den die Sennerin ihrem kühnen Gemsjäger bietet, der bei ihr einkehrt und ſich an „Brein" und „Rahm" labt, bis die Abſchiedsſtunde ſchlägt:

„Hiatzt pfüat di Gott, mei Bua,
Und kehr bald wieda zua."
Aft hat's an Seufza thon
Und war davon.

In der Wirthsſtube aber drunten im Dorfe wird der „Bua" nicht müde, ſeine Heldenthaten zu erzählen; ein ſolcher hat wohl auch das Lied erſonnen:

Bal i koa Geld nit han,
Steig i in Gamsberg an,
A Bier, dös trink i gern,
Dös wißt's ja, meini Herrn,
Und daß i luſti bin,
Dös woaß a jeda ſchon,
Drum ſteh i goar ſo viel
Auf d'Kreuzar on.

Er erzählt uns auch, wie er das „Gamſerl" nach Hauſe trägt und wie er's ausweidet und macht uns mit manchem Volksglauben bekannt, der wohl in ein graues Alterthum zurückreicht, wie etwa die Stelle:

I trink's Bluat mit Freud,
Ast kriag i mehra Schneid.

andeutet. Sein ganzes Sinnen und Denken beherrscht die Liebe zum lustigen Jägerhandwerk und zur Sennerin:

Und kloani Kugerl giaßn,
Kloani Gamserl schiaßn,
Kloani Dirnderln liabn,
Ma muaß Alls probirn
Daweil ma jung no san,
Schaun mir uns um an Schatz,
Und machn späta ast
Für Jüngri Platz.

So philosophirt er oder er zeigt frischweg seine helle Freude am „Dirndl" und am „Stutzerl", ohne viel Philosophie, wie in dem Liede:

Hiatzt geh i auf die Alma,
Wo's vieli Gamserln geit,
I hab ja mit mein Stutzerl
A fakrische Freud;
Die Sennrin is a Madl
Wia Milli und wia Bluat,
Sie liabt die frischn Jaga,
Drum is's ah mir so guat.

Dabei hat jeder rechte Jäger ein feines Gefühl für die Schönheiten seiner Berge und der Natur, ein Gefühl, um das ihn manches Dutzend unserer lyrischen Dichter mit Recht beneiden kann, wenn er singt:

Ja schön is's Gebirg, 's is
Bald weiß und bald grün,
Und wir Brüaderln san lusti,
Ham oan Herz und oan Sinn.

Und wenn in da Fruah nit
A Sterndl mehr leucht,
Und da Gamsbock schön stad
Üba d'Felsen herschleicht.

Ast nimm i mein Stutzerl,
Geh dar Almhütten zua,
Und die Sennerin schreit glei:
Grüaß di Gott, liawa Bua!

Beim Jagen hat freilich nicht jeder Glück, aber auch der Ungeschickte verliert seinen Humor nicht, wie es das „Jagagfrett" uns deutlich erweist:

I bin a lustiga Steirer,
Hab mit 'n Schiaßn a Gfrett,
I schiaßet a Gamserl,
Aber i woaß nit, wo's steht.

I schiaß mit mein Knallerl
Wohl auffi auf d'Höh,
Awa d'Sennerin thuat lachn,
Wia's Büchserl thuat krachn,
's war nur a Goaß obn, Auweh!

Schlimm ist's auch, wenn dem Jäger das Pulver und Blei ausgegangen sind, er muß sich dann den Spott des Liedes gefallen lassen:

Dort auf der Höh,
Steht a Gams, steht a Reh,
Steht a Jaga dabei,
Hat koan Pulva, koan Blei.

Ohni Pulva, ohni Blei,
So a Jagn is wohl neu;
So a Jaga ohne Schuß
Is wia d'Liab ohni Kuß.

Daß es der Jäger nicht nur auf Gemsen abgesehen hat, zeigen schon die ersten Strophen dieses Liedes, besonders aber ist es der „Hahn", der Auerhahn, wohl auch der Schildhahn, den zu erlegen den Ruhm des Jägersmannes bildet. Das „Hahnpfalzlied" verherrlicht wie billig diese frische Jagd:

Ist einer a frischer Bua*)
So geht er der Hahnpfalz zua.

Das Hahnpfalzgehn ist mein Freud.
Weils schöne Federn geit.

Das Hendl, das grudelt schön,
s'Hahndl will zuwi stehn u. s. w.

Das Lied schließt auch hier mit der Ankunft bei der Sennerin, die den Hahn empfängt und die gleichzeitig geschossene Gemse erhält der „Erzherzog"; diese Wendung zeigt auch das beiläufige Alter des Liedes.

Der Jäger — unpoetisch aber juristisch gesprochen, der gesetzlich befugte trifft wohl auch mitunter auf den Wildschützen, dem es gar schlimm erginge, wenn sich nicht die Sennrin auch in's Mittel legte, wie es die Strophe zeigt:

Da stach i obn am Felsen
An feschen Wildschütz stehn,
I heb zum Schuß mei Büchserl,
Will eam an's Leben gehn,

*) Nach der eigenhändigen Aufzeichnung des Erzherzogs Johann.

Die Sennerin aba bitt mi schön:
Und thuat die Händ aufhebn:
Schau, s'Gamsert is ja eh schon hin,
Geh, laß in Schützen s'Lebn.

Aber gerade die verbotenen Früchte sind die süßesten und das Jagen freut am meisten, wenn man wildern kann. Darum haben auch die Wildschützen ihre eigenen Lieder, die so alt sind, wie ihr Handwerk und die meist ihren tollen Uebermuth in treffenden Worten und Versen zeichnen:

I bin a junga Wildschütz, Juchhe!
Geh oft auf d'Alm und nehm mei Büchs,
Juchhe!

singt der eine und vergißt bei der Schilderung seiner Jagd ebenfalls nicht auf die Schwagerin, die ihm schon entgegenruft:

O schau, mein Bua, i kenn da's an, Juchhe!
Du kommst heunt gwiß auf d'Wildpretbahn,
Juchhe!

Oder das Lied gibt dem Wilderer Verhaltungsmaßregeln:

Willst, Bua, in Gamsberg steign,
So mußt dei Schneid bewahrn,
Und derfst koan Jaga scheuchn,
Derfst koa Pulver sparn.
Die Gamserln awa z'schiaßn,
Derf di nit vadriaßn.
Schiaß nur tüchti zua
Mein liaba Bua!

Besonders gern aber verspottet der Wildschütz den „Jaga", den rechtmäßigen Beherrscher des Wildgebietes, mit welchem er natürlich ununterbrochen auf dem gespanntesten Fuße steht. So weiß einer im Volksliede zu erzählen:

Hiazt wiar i enk den Gspaß dazähln,
Wia's z'nachst mir gangen is;
San Jaga kemmen üba mi,
Warn ihra vieri gwiß.
Und i bin gwen gonz alloan,
Und woarn vier und koane kloan,
An großn Hund ham's a mitghabt,
Der hat glei auf mi gschnappt.

An groß'n Hund ham's a mit ghabt,
Der wollt mi z'fanga hoam,
I streich mein Büchs' glei über ihn,
Und schtoag'n leichtli zsoam.
Hiaz gehts nur her, ös Jagaknecht,
I wir's a enk schon machen recht,
Hoam Nasen kriagt als wie die Köpf,
Ös oarmen Jagatröpf.

Oder der prahlende Wildschütz erzählt sogar von sechs Jägern, die ihn überfallen, aber rasch überwunden werden und es geschieht Folgendes:

D'Jaga, dö schaun auf dös bockstarr mi an,
Falln alli sechs auf d'Knia, bitten um Pardon:
Wir wolln dein Gamserl tragn,
So lang als du's willst habn,
Thuar uns ja nöt, nur —
Ja nöt daschlagn!

Noch ganz junge Burschen sind's oft, die sich so wenig vor dem Jäger scheuen. Ein solches Bürschchen schießt, wie es in dem Liede heißt, während der Jäger in nächster Nähe ist, sein „Hirscharl" und

Aft kommt halt der Jaga und schaut mi trutzig an,
Aft sag i glei mein Jaga, i lauf dir nicht davon,
Bin a jungs Bürschl, i sag dir's ja ganz keck,
Es hat mi ja mein Lebtag kein Jaga nicht daschreckt.

Der Jaga draht sich uma und schaut mi ziemlich an,
Und schlagt die Augen unter und geht schön still davon,
I habs ihm ah gleih gschworn, wenn er a Wort that sagn,
Er müsset mir das Hirscherl zum Wossa zuwi tragn.

Daß der steirische Bergbewohner sich bei seiner Thätigkeit als Wildschütz eines großen Unrechts nicht bewußt ist, zeigen wohl schon die angeführten Proben, weisen die zahlreichen bestehenden Wildschützenlieder nach, deren Pointe freilich meistens dieselbe ist. Aber deßhalb bleibt der Steirer doch, wie schon oben angedeutet wurde, ein guter Patriot, er hängt mit seinem ganzen Herzen an Kaiser und Land und wenn ihm der harte Ruf der Pflicht zu den Waffen ruft, so folgt er freudig der Fahne. Eine Reihe von Kampf- und Soldatenliedern, in denen der kühne, frische Muth ebenso kräftig ausgesprochen erscheint, als die Liebe zum Monarchen und zum Vaterlande gibt hievon den besten Beweis:

In Gamsbart aufm Huat,
In Herzen frischen Muath,
Is Stutzerl in der Hand
Für's theure Vatertand.
Für'n Kaisa gebn mar unsa Lebn hin,
Drum bin i stotz, daß i a Steirer bin.

Zu Treu und Tapferkeit
San d'Steira stets bereit,
Dafür is weit betannt
Das edle Steirertand.
Für d'Heimat gebn mar unsa Lebn hin,
Drum bin i stotz, daß i a Steirer bin.

Und wenn dann wirklich der Ruf zur Fahne ertönt, und der Lodenrock und der Hut mit dem Gamsbart vertauscht wurden mit dem Waffenrocke, dann ruft der Soldat beim Ausmarsch ohne Zagen:

Hinaus in die Ferne
Mit tautem Hörnerklang,
Die Stimme erhebet
Zum männlichen Gesang.

Der Freiheit Hauch weht mächtig
Wohl durch die ganze Welt,
Ein freies, frohes Leben
Uns Kriegern wohl gefällt.

Der Hauptmann, er lebe,
Er geht uns kühn voran,
Wir folgen ihm muthig
Auf blut'ger Siegesbahn.

Und wer den Tod im Kampfe
Als wack'rer Streiter fand,
Ruht auch in fremder Erde
Als wär's sein Vatertand!

Im dialectischen Liede bleibt auch der Muthwille und der Humor nicht aus:

Frisch übar und üba
Wo's kaiserli is:
Und mein Schatz is ma tiaba
Als s'Getd auf'm Tisch.

Soldat muß ich wer'n,
Exercir und steh Wacht:
Dean 'm Kaisa beim Tag
Und mein' Schatz bei da Nacht.

D'Soldaten san bravi Leut,
Dös muaß ma sagn,
Und koan schlechta Bua kann
Koan Muschketn nit tragn.

Natürlich sind es vor Allem die heimischen Krieger, welche das heimische Lied feiert, das Infanterie-Regiment König der Belgier Nr. 27 und das Jägerbataillon Nr. 9 sind jene Truppentheile, in denen der Steirer dient, auch ihrer ist im kampfesmuthigen Liede gedacht:

Frisch auf, frisch auf, frisch auf
Zum Streit im muth'gen Lauf,
Kämpft muthig das Gewehr zur Hand,
Es gilt für unser Vatertand!

Hattet an, haltet an,
Die Betgier voran,
Die Jäger sind schon vorne,
Dann kommt der tapfre Reitersmann,
Der auch sein Schwert regieren kann.

Das Lied schließt mit der schönen Strophe:

Und wenn der Streit ein Ende hat,
Marschiren wir durch Dorf und Stadt:
Und rufen: Vivat! allzugleich,
Gerettet ist Haus Oesterreich!

Eine wahrhafte Begeisterung athmet das „Lied des steirischen Jägerbataillons Nr. 9", welches wohl zu den schönsten Soldatengesängen gehört, welche das Volkslied aufzuweisen hat. Dieses Lied ist, wie schon aus dem Inhalte seiner Strophen zu ersehen nicht alt, es wird aber weit und breit besonders im Oberlande von Steiermark gesungen und wurde seltsamerweise noch nirgends vor die Oeffentlichkeit gebracht. Deshalb mögen einige Strophen dieses schönen, so warm patriotischen Liedes hier ihren Platz finden:

Das Röckert grau und grün,
Im Knopf a Reuner drin,
Am Huat than Federn sein,
So ist der Jaga fein.
Bin von dö Steirer Hatdn,
Wo's d'schönen Buama ghaltn,
Bin hiatzt a Jaga fein
Von Numero Neun!

Hiatzt Vata, bhüat di Gott,
Und Muatta, tröst di Gott,
Und du, mein tiaba Schatz,
Gib mir an süaßn Schmatz;
I bin gar stotz auf di,
Sei's du nur ah auf mi,
Hast ja an Jaga fein
Von Numero Neun!

Wohl geht es ihm an's Herz, die Heimat und seine Lieben zu verlas-

sen und nach Wälschland zu ziehen, aber er denkt flammenden Auges an die früheren Kriegsthaten und vergißt den Schmerz des Momentes:

Mir lacht mein Herz hoch auf,
I denk no immer drauf,
Wia wir als Plankler vorn
Bei Solferino worn:
Sagt Vater Benedek:
Nehmts mir den Ort dort weg,
Und glei woarn d'Jaga drein
Von Nummero Neun!

Bis auf die Knia im Schnee,
Das war bei Oeversee,
Hat Vata Gablenz gsagt,
Werft's weg Alls, was enk plagt,
Und stürmt's in Wald und d'Höh,
Euch Jaga kenn i eh,
Steckt Alln da Teufl drein,
Ös kummts hinein!

So erinnert sich der Jäger früherer Kampfesthaten und ruft am Schlusse bei der Schilderung des Kampfes noch aus:

Und wann uns d'Gwehr vasagn,
Ham wir mit'n Kolbn dreing'schlagn,
So wirds halt immer sein
Bei Nummero Neun!

Dieses Lied zeigt so recht die Geschichte eines Volksliedes, das dem Herzen des kampfesmuthigen Volkes selbst entsprungen ist, und vom Mund zu Munde getragen, sich eingebürgert hat, obgleich es kein hohes Alter aufweist.

Wenn aber den Soldaten das traurige Geschick ereilt hat, daß er eine Wunde erhalten, die ihn nicht mehr fähig macht, sein Gewehr zu tragen und frisch dem Feinde entgegenzutreten, dann erinnert er sich als Invalide noch oft der Kampfestage und sein patriotisches Gemüth freut sich, an der Erinnerung zehren zu können. Ein Lied „Der Invalid" beginnt daher:

Im Jahre Achtundvierzig
Warn wir vom Feind bedroht,
Da hab i laut geschworen,
Fünfhundert mach ich tod.
Hab kriegt Gewehr und Säbel,
War nobel adjustirt
Und hab die Pyrmontesen
Paffabel kujonirt.

und schließt wehmüthig:

Sollt mi da Tod gach finden
Im Invalidenhaus,
Und will er, i soll mitgehn,
So mach i ma nix draus.
Und kumm i aft in Himmel,
So präsentir i's Gwehr,
Und sag: i bin a Steirer
Und kumm von Pettau her.

Für diesmal genug von unsern steirischen Volksliedern, welche die Worte des Pettauer Invaliden abschließen mögen.

Hunderte, ja tausende solcher Lieder leben im Munde des Volkes und schon die Auswahl dieser beschränkten Gruppe, welche die vorstehenden Zeilen zu bieten versuchen und von denen die meisten der Gesänge noch nirgends gedruckt wurden, zeigt die tiefe Poesie, welche in dem Gesange des einfachen Mannes liegt. Selten, fast nie ist es bekannt, wer der Verfasser eines solchen Liedes ist. Der Leser wird daher auch vergebens nach demselben forschen, es würde ihm dabei gehen, wie dem Professor in dem anfangs besprochenen Gedichte von Sallet, der auf die Frage: Wer machte dies Lied in aller Welt?" von dem wandernden Burschen die Antwort erhielt:

Das ist curios! wer es gemacht?
Mein' Treu', es fiel mir niemals ein,
Daß so etwas gemacht kann sein.

Und der Verfasser dieser Zeilen muß es sich auch gefallen lassen, daß die Schlußzeilen von Sallets Gedicht mit der ironischen Spitze auf ihn angewendet werden:

Mocht kaum ein Monat verstrichen sein,
Da war's gedruckt zu sehen gar fein,
Und sehr gelahrt war zu lesen am Schluß:
Der Autor sei ein Anonymus.

Das soll mich aber nicht abhalten, weiter fort die Volkslieder der Steirer zu sammeln und ist Einer unter den freundlichen Lesern des Heimgarten, der einige von welcher Gattung immer besitzt, so wird dieser sich durch die Uebersendung derselben meinen besonderen Dank erwerben.

Ueber die Furcht.

Von Robert Hamerling.

Unter den überaus merkwürdigen und phantaſtiſchen Erzählungen des amerikaniſchen Dichters Edgar Poe befindet ſich eine mit dem Titel „König Peſt", deren Handlung im mittelalterlichen London ſpielt, zur Zeit einer verheerenden Seuche. Ein ſumpfiger Stadtheil, beſtehend aus elenden Hütten, Wohnſitzen des Schmutzes und der Armuth, iſt völlig ausgeſtorben, verödet, gemieden von den Menſchen. Unbeſtattete Leichen liegen dort umher, der Hauch entſetzlicher Miasmen dampft zum Himmel. Kein Menſchenfuß betritt den Ort. Aber ſiehe da, ein paar luſtige Matroſen, wettergebräunte Burſche, die weder Tod noch Teufel fürchten, wagen ſich ſelbſt um Mitternacht hinein, durchſchweifen den Ort des Grauſens, theils aus Uebermuth, theils um Beute zu machen, dringen immer tiefer hinein, bis ſie zuletzt dorthin gelangen, wo im Mittelpunkte der ſchrecklichen Behauſungen König Peſt ſelber mit ſeinem Hofſtaate ſitzt, eine Art von wüſtem Bacchanal feiernd. Furchtlos aber miſchen die Beiden ſich in den geſpenſtigen Cirkel, werden aufgenommen und laſſen ſich's zechend kannibaliſch wohl ſein. So abſtoßend der Novelliſt die Einzelnheiten dieſer ſchaurigen Scenen ausmalt, das Ganze wirkt genugthuend und bedeutſam: verſinnlicht es doch den Triumph des perſönlichen Muthes. Schade nur, daß in ſolchem Grade, wie hier, der Muth zum öfteſten nur in Individuen zweideutigen Charakters und Gewerbes triumphirt. Ich erinnere mich, vor Jahren in einem Trieſter Blatte geleſen zu haben, wie eben in den Tagen, als in Alexandrien die aſiatiſche Seuche am ſchlimmſten wüthete und Alles von dort entfloh, drei den Polizei-Behörden wohlbekannte Strolche in Trieſt ſich an die Direction des Lloyd mit dem Erſuchen wendeten, ihnen freie Fahrt nach Alexandrien mit dem nächſten Dampfer zu bewilligen! Ohne Zweifel ſpornte ſie in ähnlicher Weiſe, wie die Helden der Poe'ſchen Novelle, abſolute Furchtloſigkeit und übermüthige Sucht nach Abenteuern.

Doch — man darf den ehrlichen Leuten nicht Unrecht thun. Es kommen auch unter ihnen zuweilen Beiſpiele perſönlichen Muthes vor. Ein Arzt in Warſchau trank, um zu beweiſen, daß die Cholera nicht anſteckend, eine Quantität der von einem Kranken entleerten Flüſſigkeit. Er ſoll ſich darnach ganz wohl befunden haben. Als bei einer der Cholera-Epidemien, welche Trieſt im Laufe der letzten Jahrzehnte heimſuchten, eine Frau aus begüterter Familie hoffnungslos erkrankte und der Arzt die Erklärung abgab, nur die Wirkung der animaliſchen Wärme auf den Körper der Halberſtarrten könne ſie vielleicht noch dem Leben zurückgeben, da fand ſich wirklich ein Weib aus dem Volke, das gegen gute Bezahlung ſofort das Lager der Kranken theilte und ſie in engſter Umſchlingung zu erwärmen verſuchte. Nur die Kranke ſtarb — die muthige Helferin blieb geſund.

Wenn die Furcht ſtark genug iſt, eine Krankheit zu erzeugen, ſo iſt vielleicht Furchtloſigkeit auch ſtark genug, ſie zu verhüten.

Es gibt eine Art der Furchtloſigkeit — und dieſe iſt ohne Zweifel die beſte — die ſich ſelbſt keiner Gründe

bewußt ist, auch sonst nicht weiter sich psychologisch erklären oder motiviren läßt. Wer diese Art von Muth besitzt, der wird als Soldat im Felde vor keiner Kugel zittern, obgleich er sich nicht für schußfest hält, und zur Zeit einer Epidemie wird er den Kranken sich nähern, nicht weil er glaubt, die Krankheit sei nicht ansteckend, sondern obgleich er glaubt, daß sie es ist. Eine solche Furchtlosigkeit läßt sich eben so wenig lehren und mittheilen, als sie sich erklären und motiviren läßt. Sie ist Sache des natürlichen Temperaments. Sie liegt aber eigentlich außerhalb unseres Kreises; denn ich möchte die Furcht und ihr Gegentheil hier lediglich insoweit betrachten, als sie sich abhängig zeigen vom unbewußten oder bewußten, jedenfalls aber bestimmbaren Einflusse geistiger Kräfte und Ursachen.

Die geistige Kraft, von welcher in dieser Beziehung der größte und unmittelbarste Einfluß ausgeht, ist ohne Zweifel die Phantasie. Im romantischen Helldunkel des Zwischenreichs, welches das lichte Gebiet des Geistes trennt von der im Dunkel gährenden Tiefe blinder Naturnothwendigkeit, steht diese geheimnißvolle Vermittlerin. Geheime Fäden webt sie hin und her und die Grenzen von Vorstellung und Anschauung, von Gedanke und Wirklichkeit, verschwinden in ihrem Dämmerlicht. Alle Affecte sind mit einer lebhaften Imagination verknüpft, gehen zum Theil sogar daraus hervor und werden gerade dadurch am meisten verhängnißvoll, daß sie diese Zauberin zur Mitwirkung aufrufen und ihrer thatkräftig in die Sinnenwelt hinüberspielenden Magie den Geist wie gebunden überliefern. Einer der am lebhaftesten imaginirenden Affecte ist gewiß die Furcht und man kann von dieser nicht sprechen, ohne sich an die Zaubermacht der Einbildungskraft zu erinnern.

Oft genug citirt man Boerhave's unglücklichen Schüler, der, wie Feuchtersleben schreibt, den anstrengendsten Cursus der Medicin durchmachte, indem alle krankhaften Zustände, welche der beredte Lehrer in lebhaften Farben malte, nach und nach an ihm wirklich zum Vorschein kamen, und der, nachdem er so im Wintercurse die Fieber und Entzündungen, im Sommer die Nervenkrankheiten durchgemacht, es für gerathen hielt, ein Studium aufzugeben, welches ihn an den Rand des Grabes brachte. Es gibt Personen, die mit dem Wechsel ihrer Gesundheitsumstände die wöchentlichen Bulletins begleiten, durch welche in manchen größeren Städten dem ängstlichen Publicum das Verzeichniß der Krankheiten, die auf der Tagesordnung stehen, wie eine Speisekarte dargeboten wird. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Freundes, der, als einmal die Zeitungen sich lebhaft mit der hie und da spukenden Meningitis cerebrospinalis beschäftigten, von einer Art rheumatischer Affection des Genicks befallen wurde, die ihn sehr beängstigte, die aber nach wochenlanger Dauer, genau an dem Tage, als das erste Telegramm über den Ausbruch der Cholera in einem nahegelegenen Hafenorte eintraf, plötzlich wie hinweggeblasen war und sofort einer ebenso hartnäckigen gastrischen Affection Platz machte. Die „Britannia" vom April 1825 erzählte von einem Kellner, der in einer Zeitung die Schilderung des durch den Biß eines wüthenden Hundes erfolgten Todes eines gewissen John Drew las, nach der Lectüre von der Wasserscheu befallen und im Guy-Hospital noch dem Tode entrissen wurde. Im ersten Bande von Montaignes „Essay's" ist zu lesen, wie ein Edelmann, nachdem er eine Gesellschaft bei sich bewirthet, drei oder vier Tage darauf sich den Spaß gemacht, die Personen, die an dieser Bewirthung Theil genommen, mit der übrigens vollkommen falschen Vorstellung zu erschrecken, sie hätten bei ihm gekochtes Katzenfleisch genossen, worüber ein Fräulein dieser Gesellschaft sich der-

maßen entsetzte, daß sie in ein gastrisches Fieber verfiel und dieser Krankheit unrettbar erlag. Es fehlt nicht an Beispielen, daß Soldaten während der Schlacht todt niederstürzten, welche glaubten, von einer Kugel getroffen zu sein und ein mit verbundenen Augen auf dem Richtplatz knieender Verbrecher sank in dem Augenblicke leblos hin, als das Beil des Scharfrichters seinen Nacken berührte, ohne einzudringen.

Da ich nun einmal daran bin, in dieser Richtung den Erfahrungsschatz der Beobachtung nach beweiskräftigen Anekdoten zu durchstöbern, so muß ich auch solcher Fälle gedenken, in welchen die Macht der Phantasie nicht, wie in den erzählten Beispielen, einen verderblichen, sondern einen wohlthätigen Einfluß übte. Es sind da zunächst nach dem alten Montaigne noch ein paar hübsche Geschichten nachzuerzählen. Warum, fragt dieser feine Beobachter, warum speculiren die Aerzte immer zuerst auf den guten Glauben ihrer Patienten, mit so vielen Versprechungen baldiger Heilung, wenn nicht, damit die Wirkung der Einbildung die zweifelhafte Heilkraft ihrer Tränke und Latwergen verstärke? Sie wissen, daß einer der Meister ihres Handwerkes die Bemerkung niedergeschrieben und hinterlassen hat, daß es Menschen gibt, denen schon der bloße Anblick des Arztes die Wirkung einer medicinischen Operation macht. Die Gedanken über diesen Gegenstand, fährt unser Autor fort, hat eine Geschichte in mir erweckt, die mir der Hausapotheker meines seligen Vaters erzählt hat, ein schlichter Mann, Schweizer von Geburt, also einer Nation angehörig, die nicht gerade im Rufe steht, eitel und lügnerisch zu sein. Dieser kannte einen kränklichen, an häufigen Steinschmerzen leidenden Kaufmann in Toulouse, der oft Klystiere nöthig hatte und sich dieselben nach Maßgabe seines Bedürfnisses von den Aerzten verschreiben ließ. Man brachte das Klystier herbei, nichts von den gebräuchlichen Zurüstungen war vergessen; oft überzeugte er sich erst mit eigener Hand, ob jenes nicht zu warm sei. Da lag er dann hingestreckt, das Klystier wurde seinem Leibe genähert, aber — man machte nicht die geringste Einspritzung. Der Apotheker zog sich darauf wieder zurück, der Patient, erleichtert, als hätte er das Klystier wirklich empfangen, spürte davon sofort die thatsächliche Wirkung. Und fand der Arzt diese eine Operation nicht genügend, so ließ er sie an ihm noch ein- oder zweimal in ganz gleicher Weise wiederholen.

Das zweite Beispiel erzählt Montaigne wie folgt: Eine Frauensperson, die sich einbildete, mit ihrem Brote eine Nadel verschluckt zu haben, schrie und wand sich in unerträglichen Schmerzen, die sie in der Kehle fühlte, wo sie glaubte, daß die Nadel stecken geblieben sei. Da man aber weder eine Geschwulst, noch sonst eine Veränderung von außen bemerkte, so kam ein kluger Mann auf den Gedanken, es handle sich hier um eine bloße Einbildung, veranlaßt durch ein stechendes Gefühl, das die harte Brotkrume selbst beim Niedergleiten durch die Kehle verursachte. Er gab daher der Kranken ein Brechmittel und warf heimlich in die Masse, die sie beim Erbrechen von sich gab, eine gekrümmte Nadel. Die Frauensperson, im festen Glauben, die Nadel ausgebrochen zu haben, fühlte sich augenblicklich von ihren Schmerzen befreit.

Ein englischer Arzt — so wird in Sobernheim's „Gesundheitslehre" berichtet — wollte bei einem seit Langem an Zungenlähmung leidenden Manne, dem bisher nichts geholfen hatte, ein von ihm erfundenes Instrument versuchen, von welchem er sich viel versprach. Um sich zuerst von der Temperatur der kranken Zunge zu unterrichten, bringt er ein kleines Taschen-Thermometer unter dieselbe. Der Kranke, im Glauben, dies sei das neu erfundene Heilinstrument, versichert

entzückt nach wenigen Minuten, daß er seine Zunge bewegen könne.

Zuweilen — leider nicht immer! — verschwindet eine Epidemie wirklich, wenn ein resolutes Bulletin, den Thatsachen ein wenig vorgreifend, das Aufhören derselben officiell anzeigt — etwa auch in der Kirche wegen dieses Aufhörens ein feierliches Tedeum oder Hochamt abgehalten wird. Als unter den zahlreichen Insassen einer gewissen Anstalt eine Epidemie einriß und täglich ihre Opfer forderte, wozu die wachsende Angst nicht wenig beitrug, verfiel man zuletzt darauf, den Insassen kurzweg zu verkünden, die Seuche habe aufgehört und veranstaltete zugleich ein kleines Fest, um diese vorgebliche günstige Wendung der Dinge zu feiern. Wie erwartet, hatte die gute Botschaft und die Heiterkeit des veranstalteten Festes einen so wohlthätigen Einfluß auf die Gemüther, daß in den Verheerungen der Seuche wenigstens für eine Reihe von Tagen ein völliger Stillstand eintrat.

Ich habe den größten Theil obiger Belege, welche die Macht der Phantasie zu beweisen geeignet sind, ernsthaften Gelehrten und wissenschaftlichen Büchern nacherzählt, und wenn irgend Jemand die Glaubwürdigkeit derselben bezweifeln wollte, so kann ich geltend machen, daß ich in der Auswahl meiner Anekdoten ohnehin schon eine gewisse historische Kritik geübt zu haben glaube. Ich hätte mich ja sonst z. B. auf die noch weit schönere Erzählung vom König Cippus berufen können, der, wie ebenfalls Montaigne berichtet, nachdem er den Tag über mit größter Theilnahme einem Stiergefechte zugesehen, die Nacht darauf so überaus lebhaft von Hörnern träumte, daß er am anderen Morgen in der That mit einem leibhaftigen Stirnschmuck dieser Art erwachte. Wird dieses sehr alte Geschichtchen nicht Manchem so vorkommen, als ob es die angeführten Erzählungen unserer „ernsthaften Gelehrten und wissenschaftlichen Bücher“ vorgreifend ein wenig hätte persifflliren wollen? Aber vielleicht brachte die mittelalterliche Volksphantasie, die das Märlein erfand, ganz ernstlich und ohne Arg die Wahrnehmung vom Einflusse der Einbildungskraft in prägnanter Symbolik, wie es ihre Art ist, zum Ausdruck. Und wer in Frage stellt, was Dieser oder Jener von concreten Fällen erzählt zur Erläuterung dieses Themas, dem wird bei einiger Aufmerksamkeit die eigene Erfahrung Beispiele vor Augen führen, die, wenn sie auch minder frappant sind, doch ebensoviel beweisen.

Immerhin aber ist es Zeit, das schier unheimliche, mit geheimnißvollen Naturkräften verbündete Dämmerreich der mächtigen Zauberin Phantasie zu verlassen, in welchem unser geistiges bewußtes Ich sich doch immer als beherrscht und nie als Herrscher fühlt. Treten wir auf das Gebiet des freien, zweckbewußten Geistes über und fragen wir: über welche Kraftmittel verfügt der Wille, der Entschluß, die Energie des Charakters, den Dämonen gegenüber, die uns mit dem Alpdrücken der Angst, mit dem entnervenden Banne der Furcht die Seele belasten?

In einer „Sammlung medicinischer Beobachtungen“ findet sich der Ausspruch: „Ein sittlich erhabener Charakter scheint in der That die Disposition zu typhösen, epidemischen Krankheiten zu vermindern.“ — „Ich war“, erzählt der in allen natürlichen Dingen scharf und treu beobachtende Goethe von sich selbst, „ich war bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt und wehrte bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir ab. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag! Er durchdringt gleichsam den Körper und versetzt ihn in einen activen Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Furcht ist ein Zustand träger Schwäche, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen.“

„Echter Wille ist Magie, ist Allmacht.“ Dabei braucht sich der Dichter nicht auf die Schopenhauer'sche Philosophie, sondern nur auf die „Diätetik der Seele“ von Feuchtersleben zu berufen. In diesem Büchlein wird erzählt von einem Manne, der, sobald er lebhaft wollte, an jedem Theile seines Körpers eine rothlaufartige Entzündung hervorbringen konnte; ferner von Menschen, bei denen das Herz, dieser unwillkührliche Muskel, zum willkührlichen geworden ist. Die Wilden eines amerikanischen Stammes, wenn sie glauben, sie hätten ihr Tagewerk sattsam vollbracht, seien sie auch noch in der Blüthe der Jahre, legen sich hin, drücken die Augen zu und — sterben. Colonel Townsend legte sich, wie Dr. Cheyne berichtet, wenn es ihm beliebte, auf den Rücken und gab kein Zeichen von sich. Dr. Cheyne faßte seine Hand, fühlte den Puls allmälig sinken und ein vor den Mund gehaltener Spiegel ward nicht durch den leisesten Hauch getrübt. Nach einer halben Stunde kehrte etwas Bewegung zurück, Puls und Herzschlag hoben sich allmälig, der Obrist stand auf und unterhielt sich wie sonst mit seinen Aerzten. Beweisen diese Geschichten nicht, daß der menschliche Wille einer erstaunlichen, weil selten versuchten Erziehung, seine Kraft einer bis jetzt vielleicht noch ungeahnten Entwicklung fähig ist? Und sollte die reine Willensenergie, mittels welcher z. B. jener Mann eine rothlaufartige Entzündung an seinem Körper hervorbrachte und der Colonel Townsend seine leiblichen Lebensfunctionen suspendirte, nicht auch fähig sein, sich zu besseren Zwecken verwerthen zu lassen? Aber leider geht, wie beim persönlichen Muthe, so auch bei Entwicklung der Willenskraft die Richtung seltener auf das Edle, als auf sein Gegentheil. Montaigne erzählt dem heiligen Augustinus eine Beobachtung nach, deren Wiedergabe ich mir an dieser Stelle versagen muß, die aber darauf hinausläuft, daß Manche im Stande sind, animalische Functionen nicht bloß, wie wir Andern, zu *unterdrücken*, sondern auch wie ein Kunststück nach Willkür zu produciren. Wenn Jemand Grund hat, bei dieser Erzählung — welche der Franzose im 20. Capitel des ersten Buches seiner Essays gibt — zu erröthen, so ist es nicht der Essayist, der sie wiedergibt, sondern die liebe Menschheit selbst, die oft so willenskräftig ist im Absurden und *Gemeinen* und dann wieder so ohnmächtig im Vernünftigen und Nützlichen ... Können fester Wille, Beharrlichkeit und Uebung einen Menschen befähigen, dem Schlage seines Herzens zu gebieten, seine Zunge im Munde so zu verbergen, daß kein Mensch sie zu entdecken im Stande ist, mit dem Bauche zu reden oder sonst wie seinen Eingeweiden zu gebieten — sollten nicht fester Wille, Beharrlichkeit und Uebung uns auch befähigen können, eine lästige, beängstigende Gedankenfliege mit Entschiedenheit abzuschütteln? Sollte diese ehrwürdigste aller Geisteskräfte, der Wille, in welchem unsere innerste Wesenheit sich am reinsten bethätigt, sich nicht so weit erstrecken können, um den niederen Troß seelischer Mächte und Dämonen in uns zu bewältigen? Sollte er nicht Herr und Meister werden können über die befangenden Eindrücke der Sinne, über den launischen Wechsel der Stimmungen, über die Gaukelspiele der Phantasie?

Stimmungen lassen sich nicht wechseln wie Kleider; aber es ist doch schon viel erreicht, wenn wir Energie genug besitzen, uns nicht widerstandslos ihrem Banne hinzugeben; wenn wir uns, wo möglich, äußerlich in eine *Lage* versetzen, von welcher sich hoffen läßt, daß sie einen Wechsel der Stimmung herbeiführt. Thätigkeit, Ablenkung der Aufmerksamkeit, Concentration der Gedanken auf einen Punkt — das sind die *natürlichen* Mittel und Behelfe des Willens in solchem Fall, wenn seine *magische* Kraft

nicht genug entwickelt ist, um durch das bloße Zauberwort seiner Selbstbejahung dem bestrickenden Andrange dunkler Gewalten Halt zu gebieten. „Selten, ja kaum jemals in der Jugendzeit", sagt Bulwer, „wird sich Krankheit unheilbar an uns heften, wenn wir nicht selbst den Glauben an sie hegen und nähren; sieht man doch Menschen von der zartesten Körperbeschaffenheit in steter Berufsthätigkeit nicht Zeit haben, krank zu sein. Laßt sie müßig gehen, laßt sie nachdenken — sie sterben. Rost frißt den Stahl, der blank bleibt, wenn er benützt wird. Und wenn auch das eitel wäre, wenn Thätigkeit und Indolenz einerlei Uebel erzeugten, so räumt ein, daß bei jener demselben leichter zu entrinnen ist, daß sie einen edleren Trost verleiht." Ein jetzt verstorbener italienischer Gelehrter, der vor Jahren in Triest als öffentlicher Lehrer sehr geachtet war, erzählte mir, wie er zur Zeit der Choleraepidemie im Jahre 1855 einmal während der Nacht von einem sehr beängstigenden Unwohlsein befallen wurde, mit aller Willenskraft an seinen Dante, wie an einen Rettungsanker, sich klammerte, und von der gewaltsamen Concentration auf die Divina comedia einen größeren Erfolg verspürte, als von schweißtreibenden Thee und Opiumpulvern. Ich selbst erinnere mich dankbar und mit heiterer Rührung jenes wohlmeinenden Triester Collegen, eines naturwissenschaftlichen Professors, der, als ich während der Epidemie durch bedenkliche Symptome das Zimmer zu hüten gezwungen war, bei mir eintrat, sich zu mir setzte, ein Heft aus der Tasche zog und sagte: „Geben Sie recht acht: ich werde Ihnen einige höchst interessante Capitel der Physik auseinandersetzen."

Mit dem, was ich eben als Concentration der Gedanken bezeichnete, fällt das, was man Zerstreuung nennt, nicht bloß seinem prophylaktischen Werthe nach, sondern fast auch seiner Bedeutung nach zusammen. Wir nennen es Sammlung, wenn wir unsere Gedanken auf einen ernsten Gegenstand richten; wir nennen es Zerstreuung, wenn wir von ernsten Gegenständen zu leichten und erheiternden übergehen. Ablenkung, veränderte Richtung der Gedanken ist doch in beiden Fällen die Hauptsache. Ob wir uns „sammeln", ob „zerstreuen", wir erreichen denselben Zweck. Wir besitzen hieran ein Mittel, welches nicht bloß das von fernher drohende Uebel abhält, sondern auch das uns schon thatsächlich überfallende oft noch bändigt. In Fällen drohender Epidemie pflegen Sanitätscommissionen den Bevölkerungen einzuschärfen, daß man auch bei leichtem Unwohlsein sofort das Bett aufsuchen und des Ausbruchs der schrecklichen Krankheit gewärtig sein solle. Aber abgesehen davon, daß nicht zu begreifen, was aus dem regelmäßigen Getrieb und Räderwerk der weitläufigen Staatsmaschine werden sollte, wenn jeder Angestellte, jener officiellen Weisung zufolge, beim Eintreten „leichten Unwohlseins" seine Tätigkeit einstellen und unter die Bettdecke kriechen wollte, berufe ich mich auf Jeden, der in der Hingabe an eine geregelte Berufsthätigkeit es erprobt hat, wie oft eine krankhafte Disposition, die nicht zu überwinden schien, gerade dadurch zum Weichen gebracht wurde, daß man im Drange der Geschäfte gezwungen war, sie zu ignoriren.

Ein Solcher wird zum mindesten nicht trostlos sein, wenn ihm die Umstände nicht immer gestatten, vorkommenden Falls der oben erwähnten Sanitätsvorschrift getreulich nachzuleben. Ein leichtes Unwohlsein wird allerdings oft dadurch abgeschnitten, daß man sich zu Bett begibt; befinden wir uns aber schon im Bette, wenn uns ein solches gelindes Uebel befällt, so wird es oft auch dadurch beseitigt, daß wir aufstehen und uns durch eine Thätigkeit zerstreuen, die nicht allzu anstrengend ist und die uns körperlich wie geistig umstimmt.

Es gibt einen Zustand völliger Gleichgiltigkeit und stumpfsinniger Apathie, der nicht eben selten ist in Momenten individueller oder allgemeiner Gefahr, und sich oft aus einem Zustande höchster Beängstigung entwickelt. Der Angstzustand kann sich bis zu einem solchen Grade der Unerträglichkeit steigern, daß dem Angstgequälten zuletzt das gefürchtete Uebel schon minder schrecklich erscheint, als jener Zustand, ja daß er vielleicht gar anfängt, den wirklichen Eintritt des gefürchteten Uebels herbei zu wünschen, wie der Kranke den Tod, als Befreiung aus einer Lage, die ihm das Leben zur Qual macht. Indem nun so das Object der Furcht seinen Schrecken verliert, vermindert sich natürlich auch die Angst davor und weicht endlich jenem Zustande von Gleichgiltigkeit und stummer Apathie. So fügt es die wohlmeinende Natur, die ihren Kindern nicht mehr zu tragen auflegt, als sie wirklich ertragen können, daß das unleidliche Gefühl der Angstbedrückung, auf dem Gipfel seiner Steigerung angelangt, sofort in sein wohlthätiges Gegentheil umschlägt. Der stumpfsinnige Zustand, der in solcher Art entsteht, könnte Manchem als das begehrenswertheste, weil sicherste und wirksamste aller Heilmittel des furchtkranken Gemüths erscheinen. Aber dies Heilmittel ist mit einer großen sittlichen Gefahr verbunden. Jene Apathie, die in ihrem innersten Wesen doch nichts ist, als eine verlarvte Melancholie, eine resignirte Verzweiflung, nimmer aber eine normale, natürliche, wahrhaft gedeihliche Seelenstimmung, drückt, wenn sie lange anhält, das geistige und moralische Wesen des Menschen zum Thierischen herab und setzt seine besten Kräfte außer Function. Die krankhafte Gleichgiltigkeit beschränkt sich nicht auf einen zu fürchtenden Gegenstand, sondern greift um sich und paralysirt das ganze Seelenleben. Ein Mensch, der solchem Zustande anheimfällt, wird seine Pflichten mit geringerer Gewissenhaftigkeit erfüllen; der Proletarier wird sich in wüster Weise bezechen und der Beamte wird vielleicht die ihm anvertrauten Gelder angreifen. Auf diese Gefahr also wollte ich aufmerksam machen. Jedenfalls wird der Anblick eines Menschen, der durch die sittliche Kraft des Willens seiner krankhaften Gefühle Meister wird, erfreulicher und der menschlichen Würde entsprechender sein, als das Schauspiel der desparaten Ausgelassenheit, mit welcher im Jahre 1865 der Pöbel von Toulon die in den Straßen der Stadt angezündeten Cholerafeuer umtanzte!

Der fromme Mekkapilger näht den Leichnam seines an der Cholera verstorbenen Gefährten in einen Sack und bringt ihn als heiliges Reliquienstück mit sich nach Hause. Er fürchtet sich nicht vor Ansteckung — stirbt er auf der Pilgerfahrt, so erschließen sich ihm die Pforten des Paradieses! In dieser Sorte von Apathie liegt wenigstens ein religiöses, erhebendes Moment und sie gefährdet den moralischen Menschen nicht — sondern höchstens den physischen.

Was ich bisher von Heilmitteln gegen die Furcht vorbrachte, lief mehr oder weniger darauf hinaus, den Geist vom Hinblick auf das drohende Uebel *abzulenken*. Ich muß aber hinzufügen, daß ich gar nicht in Abrede stelle, es könne eben so gut der Gefahr *dadurch* begegnet werden, daß man sie fest in's Auge faßt, bis man durch die Gewöhnung gegen ihren Schrecken abgestumpft ist. Man denke an Aerzte, Krankenwärter und Leichenträger. Das bloße Wort, das die Seuche nennt, erschreckt anfangs und der Aengstliche vermeidet es. Sprechen wir es aber absichtlich um so öfter aus, so merken wir, daß es ein leerer Schall, kein Zauberspruch oder eine Beschwörungsformel ist.

Tröstungen sind wie Arzneien: bei dem Einen erweis't sich diese, bei dem Andern eine andere wirksam. Manchmal ist es vielleicht irgend ein Kernspruch, irgend eine Sentenz, ein

Vers oder ein Sprichwort, das, wir wissen selbst nicht genau warum, eine individuelle Kraft hat, uns aufzurichten. Ich für meine Person z. B. habe den homerischen Vers:

„Dulde, du liebes Herz — schon Schlimmeres hast du geduldet!“ immer als eine solche Bannformel erprobt, wenn ich in bösen Stunden davon Gebrauch machte.

Sehe jeder, wie er sich helfe, wenn es nöthig ist: daß er sich zu helfen wisse, ist eine nicht bloß für das individuelle, sondern auch für das Gemeinwohl wichtige Sache. Eine Epoche, die unter dem Eindrucke einer allgemeinen Beängstigung steht, besonders wenn diese so viel Deprimirendes hat, wie der Schreck, den eine verheerende Seuche verbreitet, muß nothwendig eine gewisse Stockung ihres lebendigen Entwicklungsganges erleiden, vielleicht sogar bis auf einen gewissen Grad demoralisirt werden. Die Geister ermatten, die Thätigkeit erlahmt, Mißmuth verstimmt und macht reizbar, das Bedürfniß sich zu betäuben erwacht und dies Bedürfniß kann die krankhafte Erregbarkeit, die nervöse Hast des Lebens, die unserem Zeitalter ohnehin schon eigen ist, nur verstärken.

Wenn nun schließlich nach all' dem, was hier zur Bekämpfung der Furcht in's Treffen geführt worden, noch etwas zu fürchten bleibt, so ist es dies, daß all' den guten Ermahnungen und Rathschlägen, die da gegeben worden, zum Trotz, noch immer eine nicht unbeträchtliche Anzahl von — Furchtsamen übrig bleiben wird. Und nachdem ausdrücklich hervorgehoben worden, daß die Furcht selbst die drohende Gefahr vermehre, werden sich diese Unverbesserlichen, bei vorkommender Gelegenheit, vor der Furcht selbst wieder fürchten, und zu schwach, sie zu bekämpfen, werden sie einem zwiefachen Feinde sich überliefert glauben. Für sie weiß ich keinen Trost als diesen letzten: daß doch immer mehr Individuen aus Mangel an Vorsicht, als in Folge der Furcht zu Grunde gehen. Lange nicht bei Allen ist die mit der Furcht verbündete Phantasie in so verderblicher Weise zauberkräftig, wie in den oben erzählten Beispielen. In Zeiten der Cholera z. B. sieht man eine Legion von übermäßig Aengstlichen plötzlich mit Symptomen des gefürchteten Uebels das Lager suchen, aber meistens doch — in ein paar Stunden es wieder verlassen. Also keine Furcht — auch nicht vor der Furcht!

Männlich verbanne die Angst; doch nah't sie dir unbezwinglich,
Wisse zum Mindesten doch sie zu ertragen als Mann!

Staub!

Eine Fastenbetrachtung von Dr. Alfred Friedmann.

Ich bin einmal an einem sonnigen Sommernachmittage in lustiger Gesellschaft nach dem Wettrennen de la Marche gefahren. Wie ein Bergstrom zog's aus der Stadt nach dem freien Feld. Wagen an Wagen, Reiter an Reiter, Mann an Mann. Die eleganten Daumonts mit ihren buntscheckigen Postillons, schäumenden Pferden, die lachenden, geputzten, geschminkten Damen, der einfache Bürger in seiner „Voiture de remise", der Commis, der sich einen fröhlichen Ausflug gönnt, die Marquise und die Grisette, alle waren in einen feinen grauen Staub gehüllt, den die Füße der Menschen und Pferde, die Räder der Four-in-hands und Droschken emporwirbelten. Vor unserem Wagen — ich seh' ihn noch heute — flog ein bunter, bunter Schetterling. Die Dame mir gegenüber, die blonde Braut eines nun in der Erde ruhenden Freundes hatte eine seltsame Blume an der halboffenen Mädchenbrust. Brillanten blitzten in ihren kleinen, fein gerundeten Oehrlein. Als wir an den letzten Häusern vorüberbrausten und das erste Grün sahen, begegnete unserem fliegenden Blick — ich seh' ihn noch heute — ein steinalter grauer Mann, der mit einem Buche in der Hand, lesend, der Masse gerade entgegensteuerte, unbekümmert um sie, unberührt von ihr, denn Jeder wich ihm so gut wie möglich aus und ließ den Vertieften seine Straße ziehen! — Straßenstaub, Schmetterlingsstaub, Brillantstaub, Blumenstaub, Bücherstaub! — Alles ist Staub. — Seitdem habe ich viel Staub der Landstraße, viel Bücherstaub verschluckt, die Zeit hat den Blüthenstaub von den Schmetterlingsflügeln meiner Jugend gestreift und den zarten Staub aus dem Kelche meiner Illusionsblumen geschüttelt. — Vom Brillantstaub habe ich nur wenig erfahren: und, daß der Edelstein nur mit seinem eigenen Staube geschliffen werden kann! Das Einzige, was ich mit dem Demanten gemein habe, ist, daß auch ich nur durch meine eigenen Fehler gebessert, mit meinen eignen Ecken mich ründen, durch meine eigenen Erfahrungen ein krystallheller, formschöner Mensch werden kann.

Daß Louis von Berguem aus Brügge im Jahre des Heils — solche gibt es jetzt gar nicht mehr — 1456 das Schleifen des Diamanten — mit Pulver seines Selbst auf eisernen Scheiben — erfunden, ist mir, der ich keine Brillantfelder besitze, höchst gleichgiltig. Es ist ja doch alles Staub! — „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und so ward der Mensch eine lebendige Seele!" Das hat Gott der Herr recht gut gemacht und ich will mich meiner staubigen Herkunft nicht schämen; so wenig, als wenn mir meine Urahnen als Affen vordemonstrirt werden; wenn ich es als Abkömmling nur herrlich weit bringe. Aber der Herr hat auch gesagt: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen, bis Du wieder zu Erde werdest, davon Du genommen bist, denn Du bist Erde und sollst zu Erde werden" und der heilige Epistolator St. Paulus hat's wiederholt und Abraham hat's eingesehen und sprach: „Ach, siehe, ich habe mich unterwunden, zu

reden mit dem Herrn, obwohl ich Erde und Asche bin." — „Und es ist Alles ganz eitel," sprach der Prediger, der Sohn David's, der König zu Jerusalem, „es ist Alles ganz eitel. Ein Geschlecht vergeht, das Andere kommt, die Erde aber bleibt ewiglich." So lange schon war der „Kreislauf des Lebens" erkannt, ehe Moleschott kam und ein Buch daraus machte." — „Es führet Alles an einen Ort, es ist Alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub!" sagt der Prediger Salomo, als Plagiator an Moses: „Das Leben fähret dahin wie ein Schatten. Das Ende eines Dinges ist besser, als sein Anfang. Die Lebendigen wissen, daß sie sterben werden, die Todten aber wissen Nichts, sie verdienen auch nichs mehr, denn ihr Gedächtniß ist vergessen." — Das ist das Schreckliche, wogegen sich unser Denken sträubt, nicht daß wir vom Staube kommen, sondern daß wir zum Staube gehen, daß auch das Schönste und Herrlichste „wieder zur Erde hinab muß, wie es gewesen ist und der Geist zu Gott, der ihn gegeben hat!" — Die Liebliche, die einst gesungen: „Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Thal," sie liegt als Staub im Staub. Und der Herrliche, von dem sie sang: „Mein Freund ist gleich einem Reh oder jungen Hirsch" — er ist zu Staub geworden! „Ihre Lippen waren wie eine rosinfarbene Schnur und ihre Wangen wie der Ritz am Granatapfel zwischen ihren Zöpfen. Seine Linke lag unter ihrem Haupte und seine Rechte herzte sie." — Wo sind sie nun? Genau daselbst, wo der Schädel des Rechtsgelehrten ist, den Hamlet aus der Grube für Ophelia holt. „Wo sind nun Deine Klauseln, Deine Praktiken, Deine Kniffe?" Bei den Schwänken, den Sprüngen, den Liedern, den Blitzen von Lustigkeit des armen Jorik. „Alexander starb, Alexander ward begraben, Alexander verwandelte sich in Staub. Der Staub ist Erde, aus Erde machen wir Lehm und warum sollte man nicht mit dem Lehm, worin er verwandelt ward, ein Biersaß stopfen können?

Der große Cäsar, todt, und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden;
O, daß die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!"
(Hamlet, Act 5, I.) —

— O, großer Cäsar, liegst Du so im Staube?
Sind alle Deine Siege, Herrlichkeiten,
Triumphe, Beuten, eingesunken nun
In diesem kleinen Raum!?

O, Du verzeih' mir, blutend Stückchen Erde —
Noch gestern hätt' umsonst dem Worte Cäsars
Die Welt sich widersetzt, nun liegt er da
Und der Geringste neigt sich nicht vor ihm —

so jammert Antonius an der Bahre seines großen Todten. —

Der Mann mit dem staubigen Buche, das er vielleicht am Quai Voltaire gekauft und welcher dem nach „Panem und Circenses" schreienden Volke entgegenzog — ich war es vielleicht selber, obwohl ich mit der Menge im Wagen hinausfuhr. Niemals ist meine Sehnsucht nach Bücherstaub so stark, als im rauschenden Vergnügen. — Durch Bücher zum Buche, durch's Buch zur Unsterblichkeit zu gelangen, ist's nicht so Vieler Traum? Sagt nicht der Prediger aber: „Denn viel Büchermachens ist kein Ende" und „es ist Alles ganz eitel! Unsterblichkeit streben wir an, Staub ist unser Lohn! Unsere Bücher verstauben dereinst in den Bibliotheken. — Ich hatte ein staubiges Buch in der Hand, sein Autor hat gegrübelt und geblutet, gehofft und gejubelt und gestrebt; er ist critisirt, gelobt, ein Dichter von Gottes und der Recensenten Gnaden genannt worden und, was mehr als das Alles ist, er hat geschrieben:

„Zähl' Dich, so lang Du's ehrlich meinst,
Nur immer zu der Besten Orden,
So lang Du Dir im Werden scheinst —
Erscheinst Du Andern als geworden!"

und

Hamlet.

„Dies iſt die Welt. Wer ihr vom Antlitz kühn
Die Larve reißt, wird ſiegen und wird leben!
Doch wer wie Du den Gram in ſich verſenkt,
Denkt, daß er ſtirbt — und ſtirbt, indem er's denkt!"

und:

Was Du ſchmerzlich einſt erfahren,
Geht nun als ein Wortſpiel drein;
Und die Frucht von bittern Jahren
Schließen, ach, vier Reime ein!

und: Schmetterlinge.

Wir naſchen an Blüthen
Den duftigen Raub;
Und hat denn die Welt
Etwas Beſſ'res als Staub!?

Er hat dies und noch viel mehr und Schöneres geſchrieben und von ſeiner Unſterblichkeit geſungen: wer aber wüßte mir noch den Namen dieſes meines Poeten zu nennen?*) — Staub — Bücherſtaub, auch das iſt eitel! — Lange Monde braucht's, ehe der Falter auf Flügeln voll Farbenſchmelzes aus der Puppe ſonnenwärts ſchwebt.

Ein Schmetterling zur Roſe ſprach:
Du haſt viel hundert Flügel,
Mit Zweien flieg' dem Glück ich nach,
Dich hält der Stamm am Zügel!"

Ein Mädchen nahm den Schmetterling
Beim Flügel voll Rubinen. —
Die Roſe ſprach: „Sieh, leichtes Ding,
Wozu die Flügel dienen!" —

Wo iſt der Staub der Flügel des bunten Schmetterlings, der ſo ſportſüchtig nach dem Wettrennen de la Marche geflogen? Wo iſt der Blumenſtaub jener ſeltſamen Pflanze an der Bruſt jener glücklichen Braut? Bei ihrem jungen Gatten, der die Flitterwochen des Glücks mit der Ruhe des Grabes vertauſcht hat. Er iſt gefallen in dem großen Kriege und Niemand hat ſeine Leiche gefunden. Die junge Witwe aber lebt und trauert. Es iſt auch eine Trauer, unfaßbar groß, nicht einmal zu wiſſen, wo der einzig Geliebte zu Staub wird. Und doch.....

Selbſt die Ruhe des Grabes iſt nur ein eitles, gedankenloſes Wort. Der „erſte Todtengräber" hat Unrecht, wenn er fragt: „Wer baut feſter, als der Maurer, der Schiffsbaumeiſter und der Zimmermann?" und dann antwortet: „Der Todtengräber!" (Hamlet, Act 5, I.) — Die Häuſer, die er baut, währen eben nicht bis zum jüngſten Tage! „In das Grab dringt der Wurm, der zerfallende Leichnam ernährt die Pflanze, die Pflanze ſchafft des Thieres Körper und vom Thiere nährt ſich der Menſch — bis er wieder den Wurm ernährt."

Stetes Werden, ſtetes Schwinden,
All durchſchallendes Warum?
Stetes Trennen und Verbinden
Frägſt Du, Thor! — Natur bleibt ſtumm!

Erde, ſie bedarf der Reinheit,
Die gereinigte der Pflanzung,
Pflanzung, ſie bedarf der Sonne,
Sonne, ſie bedarf des Dienſtes —
Und ſo war's, ſo bleibt es ewig!

Der Staub legt ſich in die Falten und Höhlungen eines grünen Blattes, an die weiße Bruſt einer Lilie, er miſcht ſich mit dem goldenen Blüthenſtaub in ihrem Kelche; er fällt auf das erſte lange Kleid einer Naiven, auf die geſchminkte Wange einer Koketten — er iſt wie der Aether und die Gottheit — er iſt überall und — er iſt zuſammengeſetzt aus den Atomen von Allem und von Allen. Alles lebt oder hat einmal gelebt. Alles muß ein Partikelchen Staub abgeben zu der unſichtbaren Staubwolke des Daſeins, die uns einhüllt, die wir einathmen. — Die Eiſentheilchen der Schmieden, Werkſtätten und Fabriken, das Glas, das zerſplittert, die Kohle, die wir verbrennen, die Aſche unſerer Forſten und — Cigarren, das Salz des Meeres, das wir ſeit Jahrtauſenden verbrauchen, Alles durchſtrebt, durchſchwebt atomhaft die Luft und geht zum Theil durch unſere Lungen, durch unſer Blut. — Das Salz des Meeres iſt im aufgelöſten Zuſtande ſo maſſenhaft verbreitet, daß, wenn man es vereinigte, man ganz Amerika damit

*) Ernſt Freiherr von Feuchtersleben. Die Red.

mit einem Berge von 4500 Fuß Höhe bedecken könnte. Die Polypen im stillen Ocean bauen einen neuen Continent. Sollten unsere Welttheile mit ihren Bewohnern untergehen, die Infusorien sorgen für die Heimstätte eines neuen Adams. Diese Polypen werden gerne von Fischen gefressen; die letzteren geben jene aber als Kreide wieder, welche wiederum die Infusorien liefert, aus denen die Polypen bestehen! Merkwürdiger Kreislauf, merkwürdiges Beharren der Natur, die sich nicht einmal durch sich selbst in ihrem Werke stören laßt. Jedes noch so unwahrnehmbar kleine Animalcul hat Einfluß auf das Gleichgewicht des Oceans. (Maury.) Der Trippel von Bilin in Böhmen enthält auf einem Kubikzoll (= 220 Gramm) 187,000.000 fossile Pflänzchen. Der weiße Kalk besteht aus lauter Muscheln untergegangener Thiere.

Aus dem Atom baut sich die Welt und das Werk von Billionen von Jahren — der Organismus wird wieder zu Staub! Erdrevolutionen, an die man lange geglaubt hat, entpuppen sich als Vorgänger von hunderttausendjähriger Dauer. Lyell sagt: „Ein großer Theil des Bodens des Australmeeres senkt sich, ein Theil Südamerika's hebt sich." — Die Welttheile sind wie die Schalen einer Wage in der Hand des Herrn. Die Erde hat ihren Athemzug. Schweden steigt, Grönland sinkt. — Der Marmor, die Venus von Milo ist gestorbenes Leben. Der Alabaster ist durch den Schmelztiegel verzehrendsten Feuers gegangenes Leben. Der harte Kiesel von Tripolis ist eine Masse von Animalculen, der Schwamm ist lebender Kiesel. Aller Kalk ist Thierrest. Paris ist von Infusorien gebaut. Ein Theil Deutschlands ruht auf einem hochüberbauten Corallen-Meer, welches tief unten begraben liegt. Die Zelle, aus der das Samenkorn der Pflanze hervorgeht, hat in ihren wesentlichen Lebenserscheinungen gemeinsame Natur mit jener, aus der die Anlage zum neu entstehenden Thiere oder Menschen hevorgeht.

Vielleicht ist Alles aus einer Urform, einer Urmaterie, einem Urstaub, nach verschiedenen Richtungen zweigartig auseinander strebend, entstanden. Die Zeit, die Ewigkeit, das sind die Lösungsworte aller physischen Räthsel. — Der Trost dafür, daß Alles zu Staub wird, liegt darin, daß aus dem Staube Alles wird und wieder werden kann. Im Staube vereinigen sich alle Theile. Das Individuum als solches berücksichtigt freilich die Natur nicht. — Wer sich in seine Elemente auflöst, den kann selbst die Natur nicht wieder zum selben, zu seinem einmal dagewesenen Ich machen!

Das göttliche, sonnenhafte Auge blickt in die ganze Welt mit erfassender Klarheit, es nimmt den Himmel, die Geliebte, die Sterne, den Mond, die Venus von Medici, den Apoll vom Belvedere in sich auf und — ein Körnlein Staub zwingt es, sich all dieser Pracht zu schließen. — Memento mori. —

Der Staub geht auf dem Staube in Prunk und eitler Pracht,
Der Staub geht zu dem Staube, eh' er's gedacht.
Der Staub baut auf dem Staube in Gold und Marmelstein,
Der Staub spricht zu dem Staube: „All' das wird mein!" —

Das letzte Wort aber wird bleiben dem heiteren Dichter:

Erbaue Dich am Weine, Freund!
Wirst Du der Moderwelt zum Raube,
So backt sie Ziegelsteine, Freund,
Nach Deinem Tod aus Deinem Staube!
(Hafis-Bodenstedt.)

Kleine Laube.

Andreas Hofer's letzter Gang.

Ein Bild von Franz Defregger.

Der idyllische Frieden des Alpenlebens und der schlichten Häuslichkeit, die herrlichen Heldenthaten des Tiroler Volkes sind die Welt, aus welcher einer unserer größten Maler — ich für meinen Theil sage unumwunden, der größte — Franz Defregger, seine Stoffe wählt. Die technische Vollendung von Defregger's Bildern zu würdigen, überlasse ich getrost den strengsten Kritikern von Fach, sie vermögen den Meisterwerken nichts anzuhaben, und kleinlichen Tadel kleiner Nebendinge lassen sie unausgesprochen, sich in Verehrung vor dem Genius beugend. Das wahrste Gottesgnadenthum kündet sich bei Defregger schon in der Auswahl seiner Stoffe. Nur die reinsten und heitersten Momente des Lebens, die edelsten Ideale der Menschen hält er würdig der unsterblichen Kunst. Die Liebe zu Haus und Familie hat ihm so viele herrliche Genrebilder in den Pinsel dictirt, Bilder, die jetzt in verschiedenen Welttheilen den Ruhm unseres alpinen Meisters verkünden. Die Liebe zum Vaterland und die Begeisterung für die Tage der Freiheitskämpfe hat ihm den Arm geführt zu seinen historischen Gemälden, unter welchen das neueste, „Andreas Hofer's letzter Gang" das gewaltigste ist. Das Bild macht gegenwärtig seinen Weg durch die großen Kunstausstellungen; es ruft mit erschütternder Macht die Erinnerung an die Begebenheit wach.

Es war in der Festung zu Mantua am 9. Februar 1810; der Tag, an welchem Andreas Hofer hingerichtet werden sollte.

Als der Morgen sich hellte und die Gerichtsdiener den Mann aus seiner Zelle führten, hatten sich im Vorsaal und an der Treppe einige seiner treuen Tiroler eingefunden, Kampfgenossen, die entweder selbst erst auferstanden waren aus der dumpfen Kerkerluft Mantua's, oder, die sich in die Festung geschmuggelt und gebeten hatten, um ihren Führer das letztemal zu sehen. Einer, dem die Baiernkugel das Bein zerschmettert, war auf der Krücke den weiten Weg gekommen — und rascher, als die Begnadigungsbotschaft — um den Sandwirth noch beim Leben zu treffen.

Nun standen sie in der düsteren Halle und hörten über die Mauerbrüstung und durch die Schießscharten herein das Commando der sich aufstellenden Soldaten. Jeder der Männer war blaß wie die Quadernmauer, Keiner sagte ein Wort zum Andern; Jeder bebte insgeheim vor dem Erscheinen dessen, den sie erwarteten. Wenn sie selbst schon gebrochen waren, die doch wieder heimkehren sollten in ihre Berge, wie erst mußte der Mann an ihnen vorüberschreiten, der nach fruchtlosem Kampfe um's Heimatland dem Henkertode entgegenging.

Endlich knarrte eine Pforte, langsame Schritte hallten und kamen näher und näher und von einem Priester be-

gleitet, zwiſchen Bütteln ſchritt feſt aufrecht Hofer einher.

Die Männer ſtanden wie verſteinert; als ſie aber ſein Auge ſahen, ſein mildes, kindliches Auge, in welchem keine Angſt lag und kein Trotz, welches auf ſie hinblickte, wie dankend, daß ſie gekommen waren mit dem letzten Gruße von Tirol — da ſtürzten ſie auf ihn zu, faßten ſeine Hände und fielen auf's Knie. Ein Jüngling, an ſeiner Seite noch die Reiſeflaſche hängend, iſt wohl die ganze Nacht gewandert, um ihn noch einmal zu ſehen; nun, da Hofer vor ihm ſteht, bedeckt er vor Entſetzen die Augen. Ein Anderer iſt an den Stufen der Treppe auf's Knie geſunken, wie vor einem Heiligen; ein Greis, die eine Hand verzweiflungsvoll in's weiße Haar wühlend, mit der andern Hofer's Finger umklammernd, ruft, ſchreit im Tone höchſten Entſetzens das Wort: „Anderl!"

Schauerlich widerhallte hier und zu dieſer Stunde der gemüthliche Name aus deutſcher Heimat; ein Schrei der Verzweiflung war's. Den Einen ſtützte die Krücke, daß er nicht niederſank unter der Laſt des Schmerzes, der Andere preßte ſich an die kalte Mauer und weinte.

Hofer blickte ſie ruhig und traurig an; vielleicht war ihm, als ſehe er in jedem ſeiner Kameraden ein Stück ſeiner ſelbſt. Jedem wollte er die Hand reichen, allein, die ſie einmal erfaßt hatten, die wollten ſie nicht mehr laſſen dieſe treue, warme Hand. „Manner!" ſagte er zu ihnen und ſeine Stimme war nicht hell, wie ſonſt, „Mir hat's wohl gethan, daß ich Euch noch einmal geſehen hab'. Geht heim, geht heim! Wenn Ihr mir noch was zu Lieb' wolltet thun; eine Schaufel voll Tiroler Erden möcht' ich auf mein Grab."

Er war nun fertig mit Allem, mit ſich, mit allem Schmerze der Enttäuſchung, mit dem Leide über ſein verlornes Land.

Draußen auf freiem Platze ſcholl ein Horn. Die Gerichtsdiener gaben das Zeichen, die Zeit ſei um; der Prieſter legte traurig mahnend ſeine Hand auf Hofer's Arm — noch ein Drücken der Hände, wortlos, lautlos bis auf das Schluchzen und Aufſtöhnen der Tiroler — und Andreas Hofer riß ſich los und ſchritt feſt aufrecht die Quaderntreppe hinab, ſchritt durch die Reihen der franzöſiſchen Grenadiere in's trübe Licht des Wintermorgens hinaus auf den Richtplatz.

Das die beiläufigen Momente jenes Morgens zu Mantua, den uns Defregger's neueſtes Bild ſo ergreifend erzählt.

P. K. Roſegger.

Des Armen Klage.*)

Von Sklaven als ein Sklav' geboren,
Dem niedern Volk bin ich entſtammt;
Mein ganzes Lebelang geſchoren,
Zur Arbeit und zur Noth verdammt,
So ward ich alt, die Kräfte weichen,
Doch täglich ſchwerer wird die Laſt. —
Ach, ruhig leben nur die Reichen;
Wann aber wird dem Armen Raſt?

Läßt ſich erwerben oder borgen
Ein Kreuzer, wie ſich's eben trifft,
Muß ich für Weib und Kind erſt ſorgen,
Und dennoch ſagt die heilige Schrift:
„Sorg' nicht für morgen" und dergleichen
„Gott nährt den Sperling auf dem Aſt!"
Ach, ruhig leben nur die Reichen;
Wann aber wird dem Armen Raſt?

Wie iſt es kalt! wie klirrt ſo eiſig
Mein grauer Bart, von Froſt bereift,
Indeß im Wald nach etwas Reiſig
Mein halberblindet Auge ſchweift!
Gott, wenn mich ſo durch's Dickicht ſtreichen
Der Förſter ſähe, der mich haßt! —
Ach, ruhig leben nur die Reichen;
Wann aber wird dem Armen Raſt?

*) Herr Redakteur! Im vorigen Hefte des „Heimgarten" findet ſich ein Gedicht: „Des Reichen Klage" von E. Geibel und H. Leuthold aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Nun habe ich aus gleicher Quelle ein anderes Gedicht aufgefunden, welches zu veröffentlichen ich Sie bitte, dem Reichen zum Troſte und damit dieſer zum Bewußtſein gelange, daß er auf dieſer Welt nicht der einzige Arme iſt.

Bald komm' ich, geht's mir recht erſprießlich,
In's Hoſpital, zum gleichen Ziel,
Zu dem das Laſter führt und ſchließlich,
Daß ich bezahle mein Aſyl,
Zerfetzt der Arzt noch meine Leiche,
Die weder Sarg, noch Gruft umfaßt. —
Ach, ruhig ſtirbt allein der Reiche;
Wann aber wird dem Armen Raſt?

Einer von heute.

Eine Geſchichte von Hugo Hirt.

In der Familie des fleißigen Böttchermeiſters S. ging es heute recht vornehm zu. Fritz, der einzige Sohn, wurde eingeſegnet. Nach alter Sitte waren an dieſem Tage die Verwandten herbeigekommen und hatten der Familie Glück gewünſcht. Nun ſaß man nach vollendeter Feierlichkeit beim Mittagsmahle und da wurde denn auch der Zukunft des jungen Chriſten mit manchem Wort gedacht. Die Verwandten ſprachen ſich einſtimmig dahin aus, es wäre das Beſte, wenn der Sohn das väterliche Handwerk erlerne, ſich in der Welt umſehe und dann einſt das Geſchäft vom Vater übernehme. Das war aber nicht nach dem Sinne der Eltern. Dieſe freuten ſich wohl über die Theilnahme der Verwandten, namentlich, wenn ſich dieſelbe in Lobeserhebungen über den Sohn äußerte, hatten aber im Stillen längſt ihren Plan gemacht. Das Handwerk dünkte ihnen nicht fein genug für ihren Einzigen. Sie wollten durchaus etwas Höheres aus ihrem Fritz machen.

Handwerker hätte er ſchon vor Jahr und Tag werden können; nun er aber etwas Ordentliches in der Schule gelernt und die Tertia am Gymnaſium erreicht habe, ſollte er ſeine Kenntniß auch verwerthen und ſtatt in der dumpfen Werkſtatt in einem hellen, freundlichen Bureau beſchäftigt werden. In dieſem Entſchluſſe waren die Eltern bereits ganz feſt geworden, ſchwebte ihnen ja der Sohn der armen Nachbarswitwe vor Augen, der ſeit Jahr und Tag beim Steuercaſſirer beſchäftigt, immer in ſeinen Kleidern ſtolzirte und gewiß ſein gutes Brot verdiente. Alſo fand der gute Rath der treuen Vettern und Baſen kein Gehör, ſo ſehr dieſe auch befliſſen waren, denſelben zur Geltung zu bringen.

Der Rechtsanwalt O. ſuchte gerade einen Schreibgehilfen — den vorigen hatte er wegen kleiner Veruntreuungen entlaſſen müſſen; — die Eltern waren ſo „glücklich", ihren Fritz zum Aerger von mehr als einem halben Dutzend anderer Bewerber dort anbringen zu können. Da ſaß nun der junge Mann und malte ſaubere Buchſtaben auf die Actendeckel. Fritz hatte von Natur Anlage, man konnte nur nicht recht klug werden, zu was. Wie vielerlei die Eltern ihm von früh auf auch vorgeſtellt hatten, auf Alles hatte er mit einem freundlichen Lächeln geantwortet, aber nichts von Alledem war im Stande geweſen, in ihm mehr als einen flüchtigen Eindruck hervorzubringen. Er intereſſirte ſich heute für die Tauben und Hühner auf dem väterlichen Hofe, beſorgte ihnen Futter und pflegte ſie, morgen hatte er die Thiere bereits vergeſſen, weil ein Seiltänzer auf dem Markte war und es deſſen Künſte zu bewundern galt. Die Eltern hatten ihren Fritz nie zu einer Arbeit angehalten, ſondern ihm beſtändig gewillfahrt, ſich ſogar im Stillen über die wechſelnden Neigungen des heranwachſenden Sohnes gefreut. Fritz hatte im Grunde ein gutmüthiges Herz, aber ſonderbar — er hatte es im Verkehr mit ſeinen Altersgenoſſen damit doch nie zu einer anhaltenden Freundſchaft bringen können. Gegen die Geſellen des Vaters war ſein Benehmen in letzter Zeit geradezu ein ungeartetes geweſen. Heute höhnte und ſchimpfte er dieſelben ohne Rückſicht auf deren höheres Alter, morgen paktirte er mit ihnen, holte ihnen Schnaps und ſcheute ſich auch wohl nicht, ihnen zuzutrinken. Mit dem Tage an, wo er in die Schreiberlehre trat, war dies Verhältniß anders geworden. In die Werkſtatt kam er gar nicht mehr, ſtolz, erhobenen Hauptes ging er draußen vorüber,

ſo daß die Geſellen, wenn ſie ihn bemerkten, ſich insgeheim über das wichtige Schreibermännchen luſtig machten.

Der Fleiß, den Fritz anfangs auf ſeine Actenbogen verwandt hatte, ſo lange ihm das Ding noch neu war, ließ bald nach; er fand es unerträglich, den ganzen Tag über zu ſitzen und wären nicht die Botengänge geweſen, die er als Jüngſter mit zu beſorgen hatte und die ihm einige Zerſtreuung gewährten, er wäre bald ſeinen Eltern wieder in's Haus gelaufen. Aber gerade dieſe Botengänge mit ihren Zerſtreuungen! Die Zeit der Kinderſpiele war ja vorüber. Worin beſtanden denn nun dieſe Zerſtreuungen? Mit anderen Buben am Poſtſchalter, hinterm Ladentiſch zu ſchwatzen, deren Ausgelaſſenheiten und Unarten anzuhören. Da gab es doch viel Neues für unſern Fritz, der eben erſt in die Geſellſchaft der Erwachſenen aufgenommen war. Und wie viele Freunde er da fand! War er ja doch auch dafür nobel ausſtaffirt vom Kopf bis an die Zehe.

Das machte ſich ganz anders, wie als Geſelle mit ſchmutziger Blouſe! Fritz ward von den feinen Lehrlingen eines Tages eingeladen, auf den Sonntag mit hinauszukommen in das Wirthshaus am Ende der Stadt. Selbſtverſtändlich durfte er doch dort nicht fehlen. Da fand er denn die ganze junge Generation der Feder beiſammen. Es ging recht bunt her. Da wurde getrunken, gewürfelt, geſungen und Fritz machte Alles mit, um bei Leibe nur nicht gegen die Anderen abzuſtechen oder ungeſchickt zu erſcheinen. Künftigen Sonntags wieder ſo. Da war er ſchon vertrauter mit Allem, hatte hierhin und dorthin gehorcht und ſich über Alles belehren laſſen. Was lernt nicht die Jugend in dieſer Zeit! In den Augen der Andern galt er nun als ein Mann, der den Comment weg hat. Allmählich fingen die Eltern, die ſich anfangs über des Sohnes größere Zugänglichkeit gefreut hatten, an, die Entfremdung desſelben vom häuslichen Heim zu beklagen. Denn es gab keinen Abend in der Woche, wo unſer Fritz pünktlich zu Haus kam. Ueberall ein lauernder Bekannter, der etwas auf dem Herzen hatte: einen Poſſen, den man einem Dritten ſpielen wollte, ein kleines Geldanliegen, ein neues Vergnügen. Die Eltern mußten zu Allem Geld hergeben und ſie thaten es, weil ſie es nicht über ſich gewinnen konnten, ihrem Einzigen einen Wunſch abzuſchlagen.

Der Arbeit indeß war Fritz längſt überdrüßig geworden. Er ſudelte ſeine Bogen den Tag über herunter und das Blatt ſtarrte voller Fehler, die er als Schüler nicht mehr gemacht haben würde. Seine Flüchtigkeit wurde ihm öfter vorgehalten; er nahm ſich dann jedesmal mehr zuſammen, aber der Zerſtreuungen wurden ſchließlich wieder mehr und der Fehler auch. Nach ſechs Wochen erlebte Fritz ſeine erſte Entlaſſung. Er war darob zwar anfangs erſtarrt und beſchämt, ließ ſich namentlich vor den Geſellen ſeines Vaters nicht mehr ſehen; aber bald ſetzte er ſich gleichmüthig über dieſe erſte Schande hinfort, ſeit die Eltern anfingen, allerhand Gründe aufzuſuchen, die zu Gunſten des Sohnes ſprachen, als mangelhafte Belehrung ſeitens des älteren Bureauperſonales, gleiche Fehler auf Seiten dieſes u. ſ. w. Und ſeine Kameraden, denen er treu blieb, hatten ihm ja längſt eine andere glänzende Ausſicht eröffnet. Ein kleines Handlungshaus ſuchte gerade einen gewandten jungen Mann als Lehrling. Wie ſehr auch die Verwandten nochmals das Wort für das goldene Handwerk einlegten, die Eltern waren einmal zu vernarrt in ihren Fritz, als daß ſie ernſtlich daran denken konnten, ihn jetzt noch die Feder gegen den ſchweren Hammer, den ſeinen Anſtandsrock gegen die ſchmutzige Blouſe vertauſchen zu laſſen. Und Fritz wollte jetzt ſelbſt nichts mehr vom Handwerk wiſſen, war er ja das „feinere Leben" einmal gewohnt worden. So kam es, daß er beim Kaufmann C. ſich zu einer drei-

jährigen Lehrzeit verpflichten ließ. Das erste Jahr fiel nichts Sonderliches vor. Der Principal, selbst nicht gerade einer der pünktlichsten Geschäftsleute, war den größten Theil des Jahres auf Reisen und Fritz ganz in die Obhut eines jungen Mannes gegeben, der nicht viel älter war als er. Dieser stellte wohl hier und da einmal einen Fehler des Lehrlings aus, gab sich im Uebrigen aber zufrieden, wenn Fritz die nöthigen Botengänge verrichtete. Da gab es Wechsel zu bezahlen oder einzuziehen, Beträge von der Post zu erheben oder dort einzuzahlen, auf der Eisenbahn oder am Hafen Waaren ein- und ausladen zu lassen. Fritz zeigte sich dieser Geschäfte vollständig gewachsen und wenn er so den Tag über gelaufen war oder herumgestanden hatte, so war immer bei seiner Rückkehr der Schluß des Comptoirs nicht weit und er brauchte höchstens noch die abgehenden Briefe zu copiren, dann war Alles fertig. Das paßte ihm einmal. Hatte er doch täglich Zeit genug über, mit seinen Collegen zu plaudern, neue Bekanntschaften abzuschließen, alte zu erneuern; ja, er wußte es stets so einzurichten, daß er nie allein ging. Wenn er dann auch einmal später in's Comptoir zurückkam, was schadete es! Im schlimmsten Falle hatte er ja stets eine kleine Nothlüge in Bereitschaft. Im zweiten Jahre ging's bereits krauser zu. Auf der Straße sich unterhalten, welcher angehende Commis würde das noch thun! Wozu sind den die Bierhäuser da! Wenn wir des Abends dort verkehren, können wir auch unsern Frühschoppen dort einnehmen. Freilich, bei Leibe nicht in solchen, wo die Herren Principale sitzen, sondern in verborgeneren Kneipen, die in den Seitengäßchen liegen. Die Gewohnheit macht den Meister. Welche nette Gesellschaft wir dort finden! Und was wir dort Neues zu sehen und zu hören bekommen! Anfangs sträubt sich zwar der Sinn gegen die Aufdringlichkeit der unzarten Biernymphen, die dort zu finden sind, aber nach und nach, da man bekannter wird, fühlt man sich hingezogen. Man kommt, man hört täglich, man gewinnt ein Ohr für die losen Worte dieser Weibsleute, man erwidert zweideutige Fragen schon ebenso zweideutig und man lernt recht bald die moderne Umgangsform mit allen ihren Nüancen und die modernen Gewohnheiten in diesen Spelunken. Welcher Gewinn für einen jungen Mann, der es doch immer gern den Großen nachthun möchte!

Die Eltern wundern sich indessen über die Entfremdung ihres Fritz nicht blos von der Familie, sondern auch von der hergebrachten Sitte in der Familie. Doch entschuldigen sie es gutmüthig, mit dem „anderen Ton", der just einmal in der Welt herrsche; und der Vater meint, er sei auch einmal jung gewesen und Jugend müßte sich austoben.

So weit wäre ja nun Alles noch gut gewesen, bis auf die kleine Portocasse, die Fritz führt und die ihm nie stimmt, weil er sich nicht gewöhnen kann, sein Taschengeld gesondert von dem Gelde seines Principales im Portemonnaie zu führen. Anfangs kommt es ihm auch gar nicht darauf an, er legt das Fehlende einfach von seinem Gelde zu und denkt: Nächstens bekommst du von den Schiffern wieder deine Spesen, da brauchst du den Eltern gar nichts zu sagen. Die Spesen bleiben aber aus und das Geld gibt sich schneller aus, wie gedacht. Da beginnt er leichtsinniger Weise seine kleinen Auslagen für das Geschäft höher zu notiren. Der Betrug wird von dem Commis bemerkt, aber stillschweigend unterdrückt. Das Geschäft gehe so wie so schon seinem Ruine entgegen. Fritz bekommt noch gerade vor Thoresschluß seinen Lehrbrief und dünkt sich nun ein gemachter Mann, trotzdem er doch bisher nicht viel mehr gelernt hat, als — Bummeln. Kurzsichtig genug, bewundern die Eltern den Erfolg und freuen sich des jungen commis voyageur.

Es ist um die Zeit, wo das künstliche Geschäft überall flottirt, wo das Geld auf dem Papiere massenhaft umlauft,

wenn auch ſchon drohende Anzeichen für den bevorſtehenden Zuſammenbruch aller Verhältniſſe ſprechen. An allen Ecken und Enden tauchen neue Geſchäfte auf, die Zeitungen enthalten ſeitenlange Spalten, welche großartige Unternehmungen ankündigen, ſeitenlange Spalten von offenen Commisſtellen. Unſer Fritz wählt das ſeiner Lebensart am meiſten Zuſagende, er wird Handlungsreiſender in einem größeren Productengeſchäfte der Hauptſtadt.

Handlungsreiſender! Ich habe ſehr achtbare Species dieſer Gattung von Menſchen kennen gelernt, im Handel und Wandel vollauf erfahrene, charakterfeſte Leute.

Aber den Durchſchnittsſatz dieſer Art Leute bildeten doch Jünglinge, die ihr Geſchäft in der Weiſe betrieben, daß ſie den Kunden nicht nach Verhältniß, ſondern nur, um eigens recht große Verkaufsproviſion herauszuſchlagen, alle mögliche Waare auf den Hals ſchwatzten. Der Detailliſt ſah den horrenden Abſatz an Waaren im Notizbuche des Reiſenden, er ſah das Geld haufenweiſe umrollen, dachte an noch glänzendere Zeiten, er nahm die Waare und belaſtete ſich für ſpätere Jahre ſchwer damit. Das war die damalige Routine der jungen commis voyageurs. Nach ſolcher Tagesarbeit ſah man gewöhnlich dann die Reiſenden in den Hôtels die Großen ſpielen oder in den Logen der Theater mit koketten Dirnen charmiren oder man hörte ſie an den Biertafeln die pikanteſten Anekdötchen erzählen. Vermöge einer angeborenen Zungenfertigkeit wurde es unſerm Fritz gar leicht, auf oben dargelegte Weiſe für ſein Geſchäft zu wirken, aber auch eben ſo leicht lernten ſich die zugehörigen Künſte. Jegliche Geſellſchaft, in die er gerieth, wußte er für ſich zu gewinnen und ſollte der Champagner in Strömen fließen. Einen Halt gab es nicht für ihn. Täglich mußte er andere Geſellſchaft ſehen, andere Reize genießen. Das war ein Leben, wie geſchaffen für unſern Helden von der Feder. Auf einmal ſtellte es ſich heraus, daß Fritz in einer kleinen Stadt Gelder eincaſſirt und nicht abgeliefert hatte. Es war nicht einmal Abſicht von ihm geweſen, im Weinrauſch war ihm das Geld abhanden gekommen und er hatte andern Tages den Poſten zu buchen vergeſſen. Die Principale verſtanden aber die Sache anders und ſtanden ſchon im Begriff, Fritz wegen Unterſchlagung dem Staatsanwalt anzuzeigen, als dieſer noch rechtzeitig das nächſte Schiff beſtieg und damit der „Neuen Welt“ zuſegelte, ſeine Eltern in ſchwerer Sorge um ihn zurücklaſſend. In Amerika angelangt, ſah er ſich wochenlang vergebens nach einer Stelle in einem deutſchen Comptoir um. Endlich hatte er das große Glück, anzukommen; den zweiten Tag wurde er aber ſchon wegen Unbrauchbarkeit und mangelnder Kenntniß der kaufmänniſchen Buchführung entlaſſen. Seinen Eltern hatte er geſchrieben, aber noch keine Nachricht erhalten. Da trieb ihn der Hunger an den Karrenriemen. Wie ſchwer ihm die Arbeit wurde! Wie er ſich zurück ſehnte in das liebe Elternhaus! Endlich erhielt er einen Brief, aber der war von fremder Hand geſchrieben. Die Mutter liege ſchwer krank darnieder, der Vater ſei vollſtändig kopflos. Fritz entſchloß ſich alsbald zur Ueberfahrt. Das Geld dazu hatte dem Briefe beigelegen. Die Mutter fand er nicht mehr am Leben, ſo hatte ſie der Schreck über des Sohnes plötzliche Flucht überwältigt. Auch des Vaters Hoffnung war geknickt. Hatte ihm doch Fritz das mühſam erſparte Geld in neuen Actien angelegt und nun war der Krach gekommen und Alles galt auf einmal nichts mehr. Dazu der Verluſt ſeiner Frau, des Sohnes, elende Lage! Ja, wenn Fritz nun wenigſtens das Geſchäft hätte übernehmen und durch doppelten Fleiß das Verlorene wieder einbringen können! Aber einem ſolchen Jüngling ohne ſittliche Kraft, ohne die geringſte Erfahrung konnte der Vater das Geſchäft unmöglich anvertrauen, zu dem er ſelbſt nun nicht mehr taugte. Er verkaufte es und überlebte den Verkauf nicht lange.

Fritz wurde nachträglich wegen der Unterſchlagung zur Rechenſchaft gezogen und erhielt in Rückſicht auf ſeine Jugend eine verhältnißmäßig geringe Freiheitsſtrafe. Als er dieſelbe abgebüßt hatte, ſah er ſich nach einer beſcheidenen Stelle in der Hauptſtadt um. Denn die Ausſichten waren bedeutend trüber geworden und Angebote von Stellenſuchenden genug in den Zeitungen. Aber nirgends wurde ihm die Thüre aufgethan. Als er eines Abends betrübt durch die Straßen ſchlich, redete ihn ein älterer Herr an und fragte nach ſeinem Ergehen. Es war dies der Altgeſelle ſeines Vaters, der hier ſein Glück gemacht, obwohl er keinen Pfennig Vermögen beſeſſen. Beſchämt wich Fritz ſeinen Fragen aus. Die Erkenntniß mochte ihm da zum erſten Male aufgehen: Handwerk, goldenes Handwerk!

Mit den wenigen Mitteln, die er von dem Vater geerbt, begann Fritz nun ein Commiſſionsgeſchäft anzulegen. Das ging eine Weile. Aber er war auch dort nicht ehrlich, fälſchte ſogar einen Wechſel, wurde deſſen überführt und kam in's Zuchthaus.

Was aus Fritz ſchließlich noch geworden? Ein eigen Mißgeſchick hat ihn verfolgt. Da er ſich in ſeiner Haftzeit gut geführt, ſo wurde ihm eine Botenſtelle ausgemittelt. Er bekleidete ſie aber nicht lange, denn ſie ging ein. Eine zweite, dritte Stelle — nirgends von Beſtand. Und gerade jetzt hatte er ſich vorgenommen, tüchtig zu arbeiten und ein anderer Menſch zu werden. Immer ſchwerer wurde ihm ſeine Exiſtenz. Schließlich — es iſt noch nicht lange her — hat er als Taglöhner Brod geſucht und früh morgens, noch ehe der Tag graute, mit hundert anderen Arbeitern vor dem Hauſe des reichen Arbeitsgebers gelegen und iſt auch dort nicht angenommen worden, weil er dem Aufſeher zu ſchwach erſchien. Als Stiefelputzer oder als Hausknecht ſich zu verdingen, das war das Einzige, was ihm übrig blieb, aber er hat den Entſchluß dazu nicht über ſich bringen können. Da zog er ein anderes Mittel vor. Eines Morgens in aller Frühe führten zwei Schutzleute die D.... ſtraße herunter einen blaſſen, gänzlich reducirten Menſchen, der über Nacht bei einem frechen Einbruche ſich hatte ertappen laſſen. Es war unſer Fritz. Bei ſeiner Vernehmung ſagte er aus, daß er nur aus Mangel an allem Nöthigen ſich zu dieſem Schritte entſchloſſen habe, von dem er von vorneherein keinen anderen Erfolg erwartet, als daß man ihn wieder einſtecken würde. Im Gefängniß könne er wenigſtens ſein nacktes Leben friſten.

Das ſind die Folgen des Nothſtandes, berichteten andern Tags die Zeitungen. Wer uns gefolgt iſt, ſagt: Das ſind die Folgen mangelnder Erziehung und mangelnder Urtheilskraft ſeitens der Eltern. Wie viele Mutterſöhnchen mögen die Schwäche ihrer Erzieher heutzutage ebenſo büſſen!

Der Thurmbau zu Abelsberg.

Ein Schwank von P. K. R.

Die Langbacher hatten an ihrer Pfarrkirche zwei Thürme, ſo wollten die Abelsberger an der ihren auch zwei Thürme haben.

Der Eine, der ſchon ſtand, war recht ſauber und ſchlank und hatte oben ein Kröpflein, an welchem die Schwalben allerlei Narretheien und Liebſchaften trieben, und hatte ein paar Glocken, die täglich dreimal zum Eſſen läuteten, und hatte eine Uhr, die den Schlaraffen von Abelsberg zu Lieb' kurzen Tag und lange Nacht machte. Die Nacht aber iſt den Abelsbergern der eigentliche Tag, da ſind ſie munter, da ſind ſie beim Zeug. Ihr „Zeug", das iſt der Schoppen und das Kartenſpiel und wieder der Schoppen, und um ſechs Uhr Abends iſt zu ſolchem Tagwerk der Morgen, und um neun Uhr iſt Mittag, und um zwölf Uhr iſt Abend, und Jeder geht gleich am Abend nicht gerne heim, Mancher bleibt noch gerne ein wenig „in die Nacht hinein".

So ſchöne Zeitrechnung macht der Thurm mit ſeinen Glocken und mit ſeiner Uhr. Darum gibt es Leute zu Abelsberg, die ſagen: „Wenn's bei Einem Thurm ſchon ſo ſchön iſt, wie müßt's erſt ſein, wenn wir zwei Thürme hätten!“

Andere freilich meinen, das wäre dummes Geſchwätz, ein zweiter Thurm wäre ſchon recht, aber nur zur Ehre Gottes.

Im Rathe aber ſaß ein Läſterer, der ſagte: „Ich ſtimme nicht für zwei Thürme, jeder Ochs hat zwei Hörner.“

Der mußte auf der Stelle abdanken.

Alle Anderen wollten einen zweiten Thurm; ſo ſtand Einer auf und ſprach das Wort: „Geld zuſammenſchießen!“

Der Mann mußte abdanken.

Endlich hielt ein Dritter Rede und ſprach: „Wenn, meine Herren, jeder Ochſe zwei Hörner hat, ſo wird mein erſter Herr Vorredner auch zwei Hörner haben —“

Der Mann wurde mit einem „nichtendenwollenden“ Applaus unterbrochen; nach einer längeren Weile erſt konnte er fortfahren: „Und wenn, meine Herren, der Thurm zur Ehre Gottes erbaut werden ſoll, ſo kann und darf das doch wohl nicht durch profane Mittel geſchehen. Meine Herren! Jeder von uns kann auf die Bruſt ſchlagen und ſagen: Mein Geld iſt ſündig! (Bravo!) Ich bediene mich nicht des ſchärfſten Ausdrucks, wenn ich ſage, es wäre Gotteslästerung, aus ſolchem Stoffe dem Herrn einen Thurm zu bauen. (Sehr gut!) Mein Vorſchlag iſt daher folgender: Die Mittel zum Thurmbaue mögen nur durch ſchlichte, ungebuchte Beiträge frommer Seelen, durch Almoſen beſchafft werden. Ich ſtelle den Antrag, daß in der Kirche an jener Seite, wo der zweite Thurm ſich erheben ſoll, ein Opferſtock aufgeſtellt werde, in welchen der wohlhabende Mann frommen Sinnes ſeine Silberlinge, ſowie die arme Witwe ihren Pfennig legen mag. Die Verwaltung der Opfercaſſe darf unbedenklich unſerem ehrenwerthen Küſter Thomas Reckenſchlauch übertragen werden.“

Ueber ſolche Rede hätten ſie den Antragſteller am Liebſten allſogleich zum Bürgermeiſter gemacht. Leider war das dritte Jahr des alten noch nicht um.

Der Opferſtock für Spenden zum Bau des zweiten Thurmes wurde in der Kirche aufgerichtet; der ehrenwerthe Küſter Thomas Reckenſchlauch wurde zum Caſſenwart gemacht — und ſo war der Same gelegt zum Thurme, der ſich dereinſt neben dem alten erheben ſollte, oben mit einem Kröpfchen, an welchem die Schwalben allerlei Narretheien und Liebſchaften treiben, mit ein paar Glocken, die täglich dreimal zum Eſſen läuten, mit einer Uhr, die kurzen Tag und lange Nacht macht.

Das Ding keimte. Die arme Witwe kam mit ihrem Pfennig und der reiche Mann kam — auch mit ſeinem Pfennig. Silberlinge ſind zu profan für einen Thurm Gottes.

Der Küſter waltete treu ſeines Amtes und war — nebſtbei geſagt — nicht der Mann, der den Abelsberger in ſich verläugnete. Die Kirche hielt er die längſte Zeit des kurzen Tages ſorgſam geſchloſſen — ſtand ja doch der „goldene Hirſch“ offen zu jeglicher Stunde. Jener goldene Hirſch, den der wackere Küſter einmal in einer ſinnigen Rede verherrlicht hatte: „Der Hirſch gemahnt an uns ſelbſt, die wir uns ſehnen nach dem Kruge, wie der Hirſch nach der Quelle. Das Goldene an dem Hirſchen verſinnlicht uns, daß der Wirth zum „goldenen Hirſchen“ eitel Gold begehrt von ſeinen Hirſchen, denen, während ſie im Hirſchen ſitzen, daheim von den Weibern bisweilen die Geweihe aufgeſetzt werden. Darum lebe der Hirſch! Er lebe hoch:“

Der ehrenwerthe Küſter Thomas Reckenſchlauch trug an ſeinen Geweihen eben nicht ſchwer — ihm war das Trinken ſchon lieber, als wie das Küſſen — ſo trank er und trank wie ein Abelsberger.

Da geſchah es eines Abends, oder vielmehr eines Morgens, als er — wie er ſo ſchön ſagte, „vom Zechen

zum Blechen kam", daß er ſein Geldbeutelchen vermißte. Gottswahrhaftig, das lag daheim bei ſeinem Weibe. Bevor er aber noch den „goldenen Hirſchen" um einen Credit angehen will bis auf morgen — eigentlich nur bis auf heute — bis er nach Hauſe geht, ſich ausſchläft und wiederum kommt — entdeckt er in ſeiner Hoſentaſche das Opfergeld für den Thurmbau, das er Tags zuvor erſt aus dem Opferſtock genommen hatte, wie er es allwöchentlich zu thun pflegt. Das reicht für die Zeche — es bleibt ſogar noch etwas übrig.

Was? übrig bleiben? Nein, das läßt ſich ein Abelsberger nicht nachſagen. Was nützt die Thurmſpitze, wenn der Thurm verſoffen iſt! „He, Wirthshaus! Friſch eingeſchenkt, wir bleiben ſitzen."

Und als es morgen ward und der letzte Knopf vertrunken war — der letzte Knopf vom Thurmgeld — da ſtand der Küſter Thomas Reckenſchlauch auf. That aber nicht gut daran, denn auf der Stelle wollte er wieder umfallen. Indeß, es ging und der Weg ſchräge über den Kirchplatz hin war nicht zu verfehlen. Anfangs allerdings hielt ſich der Küſter etwas zu ſehr rechts, um ſpäter ein bischen zu viel nach links abzuſchwenken. Als er mitten auf den Platz kam, blieb er ſtehen, ſo gut es ging und ſtarrte auf den Kirchthurm hin und begann zu kichern. — „'s iſt richtig," ſtammelte er, „das Thurmgeld — er ſteht ſchon — der Zweite. Ach — der tauſend, was das ſchön iſt! Ganz, wie in Langbach! hi, hi! Zwei Thürme auf der Abelsberger Kirchen!"

Und taumelte entzückt nach Hauſe.

Eine angenehmere und billigere Bauart gibts nicht. Und nachdem nun der ehrenwerthe Küſter Thomas Reckenſchlauch die Entdeckung gemacht hat, wie man in Abelsberg Thürme baut, ſo ſoll es nicht allzuſelten geſchehen, daß er ſein Geldbeutelchen beim Weibe daheim läßt und zufällig immer nur die Wochenausbeute vom Opferſtock im Sack hat — und daß er dann beim Nachhauſegehen regelmäßig auf der Kirche den zweiten Thurm neben dem erſten ſtehen ſieht.

Und der Küſter räth es Jedem, der in Abelsberg zwei Thürme haben will: „Geh' hin und thu' desgleichen!"

Da Dickſchädl.

In ſteiriſcher Mundart von Franz Freiheim.

I.

„I mog net, i thuas net, eh könnts mih daſchlogn!"
So hört ma wohl öfter an Dickſchädl ſogn,
Was er ſi in Kopf ſetzt, da gibt er net noch,
Es ſchrekt ihm koa Brummen, koa Feuer afn Doch;
Und dena lummts vor, daß a Dickſchädl grob,
Was er ſi varedt, auf d'Letzt doh no thon hot.

Da Hiasl z'Mahrhofen, a bildſaubera Bua,
Schön friſch und ſchön gramſi, hät Dirndln kriegt gnua,
Der hot, wann man gfrogt hot: warum er koa Dirn
Zan Kirtag afa Tanzl ins Wirthshaus will führn —
De Antwort gleih gebn, daß eams Tonzen net gfreut:
„I mog net, i thuas net, i hon a koa Zeit!"

Sei Voda da Bauer, der ſachats ſo gern,
Daß er vor ſein End no kunnt Großvoda wern,
Drum ſogt er zan Hiasl: „Jazt los a Mol Bua!
I wills, daß zan heiraten bald ſchauſt dazua."
Do moant gleih da Hiasl: „Do wir ih eh olt,
Bis Oani für mi ausn Himmelreich ſolt."

Da Voda der hot ober 'n Dickſchädl kennt,
Und denk eahn dabei: Es kimmt Olles am End! —
Drauf nimmt er ins Haus gleih a ſaubere Dirn,
De eahm, weil er Witwer war, d'Wirthſchaft fullt führn,
Er loßt ſie verlauten, daß mögli kunnt ſein,
Daß er ſi am End führt ins Brautkammerlein.

Do moant gleih da Hiasl: „No, dös wär a Gſchicht,
De Dirn hat fürn Boder a viet a z'ſchöans Gſicht.
Und ſtellt da Dirn vor, was d'Leut redn überoll,
Und daß er dös zuagebn kunnt gor auf koan Foll;
Auf d'Lezt ober frogt ers: „Was iß, wurdſt di wihrn,
Wann ih ſtolt'n Bodan di hoam zua wullt führn?“

Dos Deandl is roth wurn, as häts grod an Rauſch,
Sie moant: „Daß valirn woht nix thät ba den Tauſch.“
Drum ſogt es gleih jo — und da Boda hot gtocht,
Wia da Hiasl dos Deandl als Braut eam hot brocht,
Denn s'Gonze dös war jo a abgmochtes Spiel,
Damit do da Boder erreicht hot ſei Ziel.

Den Hiasl ſein Dickſchädl hot ſie valurn,
Und er is geduldi wiar a Lamperl aft wurn,
Denn 's hot eam ſei Weib über Monigs belehrt,
In Ehſtond is zwida, wan mar ollaweil hört:
„I will net, i thuas net, eh konnſt mi daſchlogn!“
Und wer dös net glaubt, ſoll an Ehmann nur frogn.

Bücher.

Der ſteiermärkiſche Kunſtverein in Graz hat das große hiſtoriſche Gemälde: „**Tod Kaiſer Joſef II.**“ von G. Conräder in München vor zwei Jahren in Lichtdruck vervielfältigen laſſen, wovon noch eine Anzahl von Exemplaren zur Verfügung ſteht. Das erwähnte Bild ſtellt den Moment dar, nachdem die Flügelthüren des Sterbezimmers des unvergeßlich großen Kaiſers dem herbeiſtrömenden Volke geöffnet wurden. Der verſchiedene Kaiſer liegt mit ruhigem Antlitze da. Das reine Bewußtſein, nur das Beſte des Staates und des Volkes gewollt zu haben, mußte im letzten Moment des großen und ſchweren Kampfes verſöhnend gewirkt haben. Vor dem Bette kniet die Gräfin Kinsky, während zu Seiten des Hauptes desſelben Erzherzog Franz, des Kaiſers geliebter Neffe, der nachmalige Kaiſer Franz II., ſchmerzverſunken ſitzt und rechts die mittlerweile herbeigekommenen Feldmarſchälle Laudon und Lascy, Graf Batthiany, die Leibärzte Quarin und Bramilla in ſtiller Trauer weilen. Im Hintergrunde ſieht man die Beichtväter des Verſtorbenen. Die Verehrung, mit welcher der meiſterhaft gezeichnete ungariſche Bauer zu dem todten Kaiſer aufblickt, die innige Theilnahme des Invaliden, ſind ſo vortrefflich wiedergegeben, daß ſie ihren ergreifenden Eindruck nicht verfehlen.

Eben erhielten wir von der Verlagsbuchhandlung B. F. Haller in Bern das dritte und vierte Bändchen der zweiten Serie oder 13. und 14. Bändchen der ganzen Sammlung von „**Bergkriſtalle**“. Wir durchblätterten dieſelben und legten ſie, von dem Inhalte ſehr befriedigt, aus der Hand. Sie enthalten: Die Warnung der Mutter. — Der Enkel des Rathsherrn. — Die grauſam höhi ſpitzi Fluh. — Simon Verde. Alles Erzählungen des beliebten Novelliſten Arthur Bitter.

Daß die „Bergkryſtalle“ ein lebensfähiges Unternehmen ſind, beweiſt der Umſtand, daß bereits 14 Bändchen in zweiter Auflage erſchienen ſind, und verdient der Verleger von Seite des Publikums alle Unterſtützung.

Politiſch-ſtatiſtiſche Tafel der öſterr.-ungar. Monarchie. Zuſammengeſtellt von Franz Strahalm. IV. Jahrg., 1879. (A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.) Enthält alle wiſſenswerthen Daten über Lage, Ausdehnung, Flächeninhalt, Bevölkerung, Regierung, Kriegsmacht und Finanzgebahrung der öſterr.-ungar. Monarchie, ſowie die neueſten und genaueſten Angaben von Flächeninhalt, Bevölkerung, Regierung, Staatshaushalt, Land- und Forſtwirthſchaft, Berg- und Hüttenweſen, Landwehr, Verwaltung, Unterricht, Communicationen, Handel, Creditweſen und Gewerbe der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder und der Länder der ungariſchen Krone. Bei der Erneuerung der hierin enthaltenen Daten iſt mit Zuhilfenahme der officiellen Quellen und der neueſten Werke, auch bei dieſem vollkommen neu bearbeiteten Jahrgange, wieder mit der größten Sorgfalt vorgegangen worden, und war das Beſtreben dahin gerichtet, eine möglichſt vollkommene und alle Kreiſe befriedigende Zuſammenſtellung zu ſchaffen.

Als neue intereſſante Bereicherung, enthält dieſer Jahrgang alle bisher bekannten Daten über Bosnien und die Herzegowina.

Alljährlich werden in den phyſiologiſchen Laboratorien Deutſchlands wie ganz Europa's viele Tauſende von hochempfindſamen Thieren (namentlich Hunden) für mancherlei utopiſche Zwecke in der grauſamſten Weiſe zu Tode gemartert. Und dies

ohne den behaupteten Nutzen für die Wissenschaft und Menschenheilkunde, wofür uns zahlreiche Zeugnisse ärztlicher Fachmänner zu Gebote stehen. Soll die deutsche Nation, die so oft als die gebildetste und humanste Nation der Erde bezeichnet wird, hinter der englischen zurückbleiben, deren öffentliche Meinung diese unverantwortliche Thierpeinigung abgeschafft hat? — Allen, denen Humanität und Christenthum keine leeren Worte sind, wird die Flugschrift: „**Die Folterkammern der Wissenschaft**", eine Sammlung von Thatsachen zur Prüfung für das Laienpublikum, von Ernst von Weber (Leipzig 1879 im Verlag von Hugo Voigt, 5. Auflage, 1879 mit 10 Illustrationen) anempfohlen.

Almer. Innerösterreichische Volksweisen. Aus einer größeren Sammlung mitgetheilt von J. G. Seidl. (Wien, Karl Gerold.) Diese kleine, vor fast 30 Jahren erschienene und nun halb vergessene Sammlung ist es wohl werth, daß sie den Freunden der Volkspoesie wieder in's Gedächtniß gerufen werde. Es sind drei Hefte mit Schnadahüpfeln, Jäger-, Wildschützen-, Soldaten-, Sennerliedern u. s. w.; ferner originelle Gaffelsprüche, Weihnachtslieder und endlich Schilderungen aus dem Volksleben von Seidl. Alles und jedes Volksthümliche, was da lebt und webt, ist nicht geeignet, gedruckt und veröffentlicht zu werden, um so höher anzuschlagen ist eine gute Auswahl, wie diese.

Liebeswogen. Silhouetten aus dem Herzensleben von Karl Böttcher. Mit einem Vorworte von Hieronymus Lorm. (Wien, Wallishausser 1879.) Traurige Geschichten! Unglückliche Liebe, Verführung, Untreue, Verlust, Sterben und Wahnsinn! In diesen Poesien gehts noch schrecklicher zu, als wie in der Wirklichkeit; wir könnten dem Verfasser eine solche Richtung schwer verzeihen, wenn nicht Gluth, Geist und Witz das Werkchen durchsprühten. Was kehren wir uns viel nach verrostetem Kupferdraht, der wie ein blutigdüsterer Faden durch die Länder zieht? Wir sind zufrieden, wenn er uns nur den Funken übermittelt.

Eigene Wege Vom Verfasser der „Schrullen", des „Adam contra Eva", (Breslau, Ed. Trewendt, 1879). War meiner Rede nicht fern der Genius: er wog der Silben jede, dieweil zu Lieb' und Fehde mich zwang ein heilig Muß. Und widmet ihm nicht Preise dies heutige Geschlecht — ihr fühlt, die Tiefe leise, die reingestimmte Weise der Lyrik auch hat Recht."

So führt der Dichter sich ein. Häufig klingen seine Saiten wie in Unmuth, dann wieder singt er das hohe Lied des Schönen und wir rufen ihm zu: Die Lyrik auch hat Recht! Das Buch hat vier Abtheilungen, deren Ueberschriften den Geist derselben andeuten. Mit Euch. — Gegen Euch. — Ohne Euch. — Ueber Euch. — Wie sich in diese letzte Abtheilung etliche politische Gedichte einschmuggeln konnten, verstehen wir nicht. Derlei hätte den Titel: „Unter Euch" bedurft. — Durch das Büchlein geht ein origineller, rücksichtsloser Ton, der oft gar wohlthuend wirkt. Zum Beispiele ein Gedicht aus „Gegen Euch":

In der Frühlingsnacht, im Sängermonat Mai
Träumen willst Du, schließest Deine Wimper.
Ach, umsonst! Die Dummheit drängte sich herbei,
Die Gemeinheit, das Claviergeklimper.

Auf die Berge fliehst Du, fühlst Dich hoch und frei,
Sögest gern der stillen Lüfte Reinheit.
Weh! Wie Mückenschwärme sind auch hier die drei:
Das Clavier, die Dummheit, die Gemeinheit.

Wie und wa und was Dein irdisch Leben sei,
Ob voll Galle oder Lammesfrummheit,
— Teufel wirst Du los, nie aber diese drei:
Die Gemeinheit, das Clavier, die Dummheit.

Märchen-Buch, zusammengestellt von Wilhelmine Wiechovsky (Prag, F. Tempsky, 1878). Weihnacht ist vorbei, aber gute Jugendschriften bewahren ihren Werth das ganze Jahr. Ein solches Jugendbuch ist diese Sammlung der besten und sinnigsten deutschen Märchen. — Das Märchen hat — wie die Herausgeberin betont — eine pädagogische Aufgabe und zwar die in's Schrankenlose schweifende Phantasie des Kindes in die Grenzen des Guten, Wahren und Schönen zu bannen. In diesem Sinne ist das oben angedeutete Märchenbuch gehalten; es ist mit gutem Gewissen zu empfehlen.

Ueber die Einsamkeit. Von J. G. v. Zimmermann. (Berlin, Elwin Staude.) Dieses mit Geschick zusammengestellte Werkchen ist ein Auszug aus Zimmermann's berühmtem Werke über die Einsamkeit. Es enthält viel des Treffenden und Wahren, es preist die Einsamkeit als das günstigste Feld alles Schönen und Großen, es verurtheilt jenen hohlen gesellschaftlichen Verkehr, der in der sogenannten Welt zum guten Tone gehört. Neues wird in dem Büchlein zwar nichts gesagt, indeß ist es ein Verdienst des Herausgebers, die edlen Gedanken eines weisen Mannes der Vergessenheit entrissen zu haben.

Christian Lammfell. Ein Beitrag zur Charakteristik Carl von Holtei's als Roman-

schriftsteller. Von Dr. Prof. F. Willomitzer. Zweite Auflage (Breslau, E. Trewendt.) Die Brochüre beschäftigt sich zwar liebevoll mit Holtei's bedeutendsten Romane, doch hätten wir es gerne gesehen, wenn die Besprechung dieses tiefpoetischen Werkes eingehender, die Anerkennung noch rückhaltsloser gehalten wäre.

Späte Vergeltung. Roman von Hieronymus Lorm. Zwei Bände. (Hamburg, J. F. Richter, 1879.)

Deutsche Monatshefte für dramatische Literatur, herausgegeben von S. Fleischer. Januarheft. (Wien, Wallishausser.) Diese Zeitschrift erscheint von nun an in Wochennummern.

Die Alpenpflanzen, nach der Natur gemalt von Jos. Seboth, mit Text von F. Graf. 9. Heft. (Prag, Tempsky's Verlag.)

Das Lied von der Glocke von Schiller. Illustrirt in 32 Compositionen von Alexander Liezen Mayer, mit 43 ornamentalen Zeichnungen von Rudolf Seitz. 1. Heft. (München, Theodor Ströfers Kunstverlag.)

Närrische Aerle. Humoresken in schlesischer Mundart von Robert Rößler. (Berlin, Otto Janke.)

Neue Bahnen. Poetische Versuche von Ernst Lohwag. (Wien, A. Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1879.)

Gedichte und Tagebuchblätter von Oscar II. König von Schweden und Norwegen. Uebersetzt von Emil J. Jonas. (Verlag bei Ad. Sparmann, Oberhausen u. Leipzig 1879.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Herausgegeben von Dr. Carl Arendts. Fünftes Heft. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

Unser Vaterland, in Wort und Bild geschildert von einem Vereine der bedeutendsten Schriftsteller und Künstler Deutschlands und Oesterreichs. 25. bis 28. Heft. (Gebr. Kröner, Stuttgart.) Die Steiermark. Text von P. K. Rosegger, Bilder von R. Püttner. C. v. Binzer, Kaufinger u. A.

Zeitvertreib. Der Spion, Roman von F. Weller. 1. u. 2. Lieferung, 1879. (Wien, R. v. Waldheim.)

Wanderungen durch die österreichisch-ungarische Monarchie. Landschaftliche Charakterbilder, herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. 3. bis 8. Lieferung. (Wien, Verlag von Carl Graeser.)

Plutarch's Königs- und Feldherrnsprüche, in Auswahl, deutsch bearbeitet von Dr. Eduard Lyth. (Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1879.)

Preis-Verzeichniß der **Gräfl. H. Attems'schen Samencultur-Station** in St. Peter bei Graz. 1879.

Durch die Sternenwelt oder die Wunder des Himmelsraumes. Von Ferd. Siegmund. 5. bis 10. Heft. (Hartleben's Verlag, Wien.)

Allgemeines Noth- und Hilfsbuch oder unentbehrlicher Wirthschaftsrathgeber von J. K. Ableitner. 7. bis 15. Heft. (A. Hartleben, Wien.)

Rathgeber in Kinderkrankheiten. Von Dr. J. Löwy (Kinderarzt). 2. bis 10. Lieferung. (A. Hartleben, Wien.)

Postkarten des Heimgarten:

E. K., Galizien: Ihr volksthümlicher Stoff bedürfte der volksthümlichen Form, um motivirt zu sein.

F. G. in Wien: Der Verfasser des „Rheinweinlied" im 5. Heft lebt in Eisenerz und heißt Friedrich Kienast.

E. K., Chemnitz: Unser Plan ist ihrem Wunsche homogen. — Im Bewußtsein, daß Ihr Euch für das Wesen und Leben der deutschen Alpen und ihrer Bewohner zu erwärmen vermögt, ist alles Gute und Schöne, das fröhlich grüßend aus dem Norden kommt, uns vom Herzen willkommen.

H. Pm., Prag: Halten den Heimgarten für reactionär, weil er auf Seite 388 das Wort „Fortschritt" mit Gänsefüßchen versah. Es handelt sich hier nicht um die Sache, sondern um das Wort. Die Bezeichnung „Fortschreiten" sagt was Anderes, als was wir damit meinen; nicht fort-, sondern vorwärtsschreiten wollen wir und dies zwar ohne Gänsefüßchen.

E. G., Wien: Wegen Raummangel das Manuscript zurückgelegt; es steht zur Verfügung.

Herrn J. H., St. Gilgen: Hielten bewußten Brief aus Bosnien selbst für eine Fiction, gaben ihn aber als Satyre auf Vorfälle, die wir Ihnen nur unter Couvert in Erinnerung bringen könnten. Die Gefangenschaft des Soldaten und die Zumuthung des Aga, denselben loszukaufen, schien uns in der Anarchie während des Krieges nicht für sehr unwahrscheinlich. Der Brief datirt vom September.

× 5. Heft des Heimgarten, Seite 373, 2. Spalte, Zeile 11, muß es heißen: Als Gelehrten, anstatt: als Gelehrter.

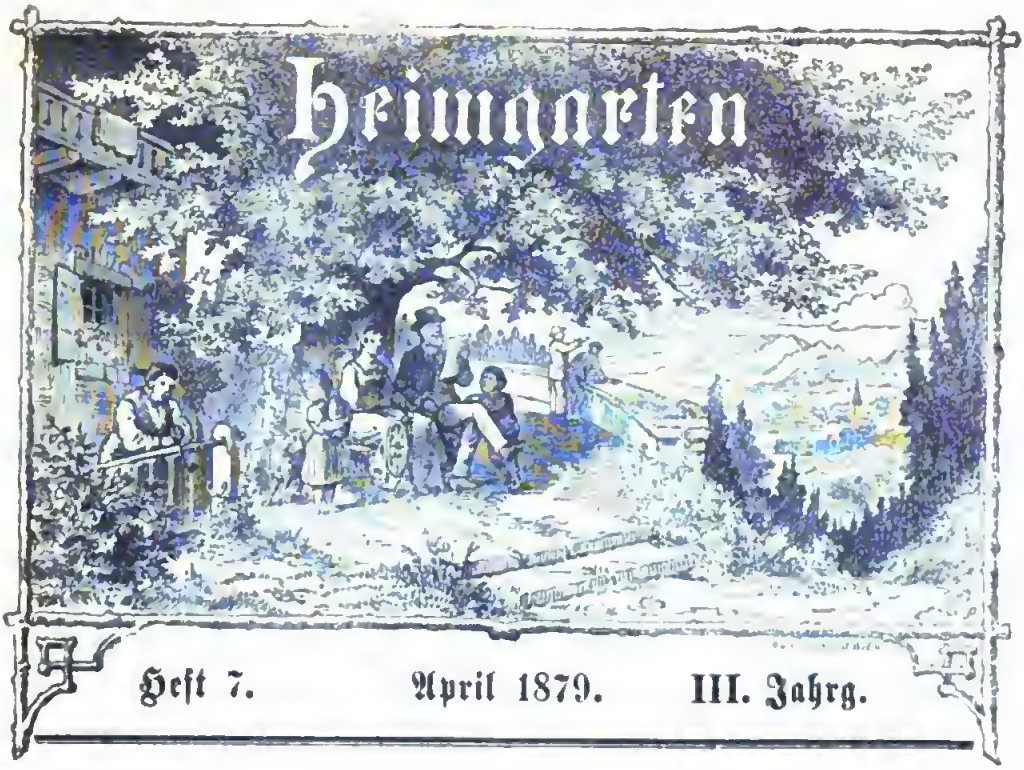
A. G., Prag: Betrag für weiteres Abonnement der Verlagshandlung übergeben.

O. K., Laibach: Ja, in der Osternummer.

H. C.: Bitte um noch einige Geduld.

E. G.: Anzengruber's „gottüberlegenen Jakob" finden Sie im 3. Band des von Ernst Eckstein in Leipzig herausgegebenen „Humoristischen Hausschatz für's deutsche Volk".

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.



Heft 7. April 1879. III. Jahrg.

Schatzgraben.

Eine Seegeſchichte von **Heinrich Noë.**

(Schluß.)

Der Mann, welcher ſich auf der Landzunge von Seebruck angekauft hatte, hieß Herr von Grünſtadt und war ein Original. Leute ſeines Kalibers ſterben in unſerer Zeit, wo eine allgemeine Dreſſur darnach trachtet und es bewirkt, daß alles Eigenthümliche und Beſondere ſo viel als möglich niedergewalzt wird, allgemach aus.

Er haßte den modernen Staat und die moderne Civiliſation. Seine Mittel erlaubten ihm das. Er beſaß ein bedeutendes Vermögen. Einen Theil desſelben hatte er in dieſes geräumige Landhaus verbaut, den größeren aber bewahrte er in baarem Gelde und in Papieren auf. Das Geld- und Bankweſen, als zur nordiſchen Cultur gehörig, verachtete er ſo ſehr, daß er ſich niemals herbeigelaſſen haben würde, einen Theil ſeines Beſitzthums in irgend einer finanziellen Anſtalt zu hinterlegen. Er hätte da mit „Juden" zuſammen kommen müſſen — die für ihn die letzten Geſchöpfe dieſer Erde waren und verglichen, mit welchem ihm ein Maori oder Papua als vollendeter Gentleman galt.

Ging er auf Reiſen — was indeſſen, im Gegenſatze zu früher, wo er als Fußwanderer den größten Theil von Europa und einen Theil von Aſien durchzogen, ſeit der Erbauung ſeines Hauſes weniger häufig ſich ereignete — ſo nahm er ſein ganzes Vermögen in dem großen Torniſter mit, den er beſtändig auf dem Rücken trug. Er ſagte: „Entweder geſchieht mir nichts und dann habe ich meine Habe immer bei mir, oder ich verunglücke und ſterbe irgendwo, dann iſt es mir gleich, wer den Mammon an ſich nimmt!" denn er hatte weder Verwandte noch nähere Freunde.

Herr von Grünſtadt war dermalen ungefähr dreißig Jahre alt und das Bild eines körperlich wie geiſtig geſunden Menſchen. Trotz ſeiner völlig

unabhängigen Lebensweise war er nichts weniger als ein Müßiggänger. Er war in Naturwissenschaften vorzüglich bewandert und manche seiner Abhandlungen über Geognosie hatten in den Zunftkreisen der Facultäten wohlberechtigtes Aufsehen gemacht. Mehrmals waren ihm Lehrstühle angeboten worden, aber er zog das freie Schaffen vor.

Ein Hauptvergnügen auf seinen Wanderungen war, mit seinem schlichten, in der Sonne abgeschossenen Anzuge, mit dem viereckigen gelben Fleck, den der Tornister ihm auf dem Rücken des Rockes gebildet hatte, verstaubt und wettergebräunt — nicht selten etwas abgerissen, sich in sogenannte Honoratiorenstübchen zu setzen, wo er selbstverständlich von den Wachsfiguren, die dort als Stammgäste sitzen, als hergelaufener Landstreicher mit maßloser Verachtung betrachtet wurde. Da pflegte er stundenlang mäuschenstill zu sitzen und den erbgesessenen Würdenträgern keinen Blick zu gönnen. Kam indessen zwischen diesen — was nicht häufig geschah — das Gespräch auf ein wissenschaftliches oder literarisches Thema, so mischte er sich alsbald hinein und verblüffte die Herren durch seinen Witz und seine staunenswerthen Kenntnisse. Alsdann weidete er sich an ihren überraschten Mienen.

Mit Vorliebe hielt er sich in entlegenen Thälern der Hochalpen auf, wo Holzknechte, Gaishirten, Steinklauber und derlei Staffage des Gebirges seine Freunde wurden. Wenn er über unbekannte Gletscher ging, nahm er niemals einen Führer mit sich. Oft kam er über Abstiege herab, daß die ersten Wildheumäher, denen er begegnete, schier Lust bekamen, sich zu bekreuzen.

Dabei war er für die Reize ländlicher Schönen nicht unempfänglich. Bei solchen Gelegenheiten trieb er gern allerlei Schabernack. Einmal wurde eine dralle Kellnerin in einem ärmlichen Wirthshause seine Geliebte. Dieses befand sich in einem Marktflecken, welcher der „Sitz“ verschiedener Aemter und Behörden war und wo die Frauen des k. k. Postmeisters, des Notars, des Bezirksrichters, des Bezirkshauptmannes und des vermöglichsten Kaufmannes einen erbitterten Concurrenzkampf hinsichtlich ihrer Toiletten führten — einen Kampf, in welchen ihre Männer auch dergestalt verwickelt wurden, daß darob die Eintracht im „Lesecasino“, sowie im „Männergesangverein“ in die Brüche ging.

Da machte es nun Herrn Doctor Grünstadt ein ingrimmiges Vergnügen, sich von Wien die theuersten und elegantesten modischen Anzüge kommen zu lassen, in denen alsdann die dicke, rothbackige Kellnerin am Sonntag nach der vornehmen 11 Uhr-Messe vor der Hauptkirche, dem Corso der schönen Welt und sämmtlicher Honorationen, spazieren gehen mußte. Die kärglichen Gehalte der Ehemänner trugen die Schuld, daß sämmtliche Frauen in Bezug auf Neuheit und Kostbarkeit der Toilette geschlagen waren — eine Thatsache, die sich in grenzenloser Wuth über „diese Person“ bestätigte. Es ist wahr, daß die Kleider an ihr hingen wie an einem Pflock in der Auslage und daß sie, wie die landwirthschaftskundige Frau Postmeisterin sagte, „einer Sau mit einem papiernen Halskragen“ glich — aber die Wirkung war gleichwohl die schlagendste.

Nachdem der gnädige Herr Doctor von Grünstadt am Strande von Seebruck die prächtige Villa sich gebaut hatte, war er das Ziel zahlreicher Heiratspläne von Seiten der Mütter in der Umgegend. Sowohl die Beamten- als die Gutsbesitzer-Welt sahndete nach ihm. Die Lust, jene sich ärgern zu machen, spielte vielleicht in den Absichten, die er auf das Mädchen des Wörthes hegte, eine größere Rolle, als er sich selbst eingestand. Ein Baron und die Tochter des Baumeisters! Denn der Baron und das Geld war hier vollwichtig — von

wegen des Doctortitels hätte er wohl die letzte Stalldirne heiraten dürfen.

Anfänglich hatte er freilich nicht an's Heiraten gedacht — da es aber nun schon nicht anders zu gehen schien und sein Eigensinn dabei in Mitleidenschaft gezogen war, so beabsichtigte er nun in der That nichts mehr und nichts weniger, als das Mädchen zum Traualtar zu führen.

So stand es mit der Liebe des Herrn von Grünstadt.

Am Morgen nach der Allerseelen-Nacht, in welcher der Sturm gewüthet hatte, ging Herr von Grünstadt nach seiner Gewohnheit im benachbarten Fichtengehölz spazieren.

Mit dem Südwind war warme Luft in die Welt gekommen. Am Himmel zogen breite, dünne Goldwolken. Manchmal fiel von einer der spärlichen Birken ein welkes Blatt zur Erde. Auf dem See glänzte die niedrig stehende Herbstsonne in blendendem Schimmer wieder. Klar und nah erhoben sich die beschneiten Berge.

Ein Hahnenruf, vom Winde fast verweht, unterbrach selten die schwermüthige Stille.

An einer Stelle erhob sich eine Unglückstafel, ein Marterl, von Cytissus überwuchert, dessen Gesträuch sich jetzt kahl um das morsche Denkmal schlang.

Hier rastete der Spaziergänger und schaute durch die Lücken des Fichtengehölzes nach dem Wörth hinüber.

Er sann darüber nach, was Marie wohl einmal in seinem Hause bedeuten würde. „Am Ende ist sie doch ein Naturkind —," dachte er sich, „und sicherlich besser, als die an Leib und Seel verhärmten und verrenkten Weiber, welche die Civilisation und ihr Zwang uns in die Hände spielen. Hier Hautgout und patchouliduftige, geheimnißvolle Fäulniß — dort Wald- und Wiesen- und See-Hauch."

So sann er hin und her und wartete auf einen Burschen, den er nach dem Wörth geschickt hatte, um sich der Höflichkeit wegen zu erkundigen, wie Marie gestern nach Hause gekommen.

Auf einmal stand dieser draußen auf der Wiese und bedeckte mit der Hand die Augen gegen den Glanz der Sonne und des Sees, da er seinen Herrn im Gehölze erspähen wollte.

Also — folgendermaßen lautete die Botschaft:

„Die schöne Marie war spät in der Nacht mit durchnäßtem Gewand und aufgelösten Haaren auf den Wörth gekommen — und zwar nicht am Landungsplatz, sondern im Schilf beim Walde. Dies hatte er aber nicht vom Baumeister erfahren, sondern vom Aufseher des Pferdes, welches bis spät in die Nacht hinein das Rad treiben muß, mit welchem der Brauerei vom See herauf Wasser zugeführt wird. Vom Baumeister hatte er kein Wort davon zu hören bekommen. Marie selbst hatte er nicht gesehen. Dagegen hatte ihm der Oberknecht, der eben die Kühe auf die Herbstweide treiben ließ, eine wichtige Mittheilung gemacht. Dieser Knecht fühlte sich nämlich dem Baron zum Dank verpflichtet, weil dieser sein Kind zur Firmzeit neu hatte kleiden lassen. Der Baumeister, so erzählte der Oberknecht, hatte fast bis Mitternacht unter Verwünschungen auf seine Tochter gewartet. Nachdem sie gekommen war, brach er in Wuth aus über irgend etwas, was sie ihm sagte. Ein Knecht, der spät nach Hause ging, sei, um sich nicht zu verrathen, leise durch den Garten geschlichen und habe, vom Licht hinter dem Fenster angelockt, gehört, wie das Mädchen ausrief: „Und ich nehm' ihn nicht, mein Schutzpatron will nicht, daß ich ihn nehme."

„Wen will sie nicht nehmen?" fragte Herr von Grünstadt.

„Nu, den Toni halt," entgegnete der Bursche.

„So? Und da braucht es Heulen!?" sagte der Baron achselzuckend. „Du kannst gehen."

Sofort entſchloß er ſich, ſelbſt hinüberzufahren.

Als er vorher noch einmal ſein Zimmer betrat, ſah er einen Brief auf ſeinem Tiſch liegen. Der kam ihm ganz gelegen. Sein Inhalt bezog ſich auf den Verkauf eines nahe gelegenen Wirthshauſes. Der Baron hatte beabſichtigt, mit dem Ankauf desſelben am Tage ſeiner Hochzeit dem Stiefbruder Mariens ein Geſchenk zu machen. Der Brief meldete ihm, daß Alles in der Ordnung ſei.

Er ſteckte ihn in die Taſche, befahl einem Knechte, den Kahn herzurichten und begab ſich an den Strand hinab. Wenige Augenblicke ſpäter ruderte der Knecht ſeinen Herrn in den hellen See hinaus.

Es war ein goldener Tag, aber nicht mehr von jener Schönheit, in welcher der Mai an dieſen Geſtaden glänzt. Das Hallen ferner Glocken, die den Monat der Himmelskönigin feiern, war verſtummt.

Weit draußen im Glanze, von dem ſich die Augen gerne abwendeten, zog ein Nachen hin.

Jetzt näherten ſich die beiden Fahrzeuge.

Plötzlich erſcholl von drüben her eine Stimme: „Halt, Baron, zieh' ein! Ich habe mit Dir zu reden!“

Der Knecht blickte ſeinen Herrn erſtaunt an und ſagte: „Es iſt der Ueberführer-Toni, der dem gnädigen Herrn etwas will. Soll ich ſtill halten?“

Der Baron ſagte zum Knecht: „Zieh' die Ruder ein!“

Der Toni führte einen Bauern in der Richtung gegen Seebruck. Als er ein paar Klafter vom Nachen des Herrn von Grünſtadt entfernt war, rief er: „Wo fahrſt denn hin, Herr Baron?“

Der Schiffer antwortete: „Zum Baumeiſter auf's Wörth, wenn Du's grad wiſſen willſt, Toni!“

„Herr Baron, die Müh' kannſt Dir ſparen! Dort gibts nichts für Dich!“

„Fahr' zu,“ ſagte der Baron zum Knecht, „und trachte, daß wir raſch auf die Inſel kommen!“

„Hätt' ich nur Niemanden zum Ueberführen,“ rief der Toni, „ich wollt' Dir ſchon ſelber den Weg auf's Wörth weiſen!“

Bei dieſen Worten ſchlug er ſein Ruder ſo in den See, daß das Waſſer bis in den Kahn des Barons hinüberſpritzte.

„Was hat denn der Kerl?“ ſagte Herr von Grünſtadt halb ärgerlich, halb beluſtigt.

„Was ich hab'? Was haben denn die Buchberger gehabt, wie ſie Dich heimgeſchickt haben?“ entgegnete Toni lachend. „Ruder keine, aber hainbuchene Zaunſtecken!“

Dieſe Anſpielung bezog ſich auf einen ſonderbaren Vorfall. Im Laufe des Sommers war der Baron einmal nach dem Buchberg gekommen, einer waldigen Schlucht des Gebirges, die ſich auf dem See öffnet. Niemand kannte ihn dort. Seiner Gewohnheit nach ſprach er mit ſich ſelber und geſticulirte, auf einem Wieſenpfad dahinſchreitend, lebhaft mit Kopf und Händen — zum nicht geringen Erſtaunen der mit Mähen beſchäftigten Burſchen und Dirnen. Zufälliger Weiſe kam am nämlichen Nachmittag ein furchtbares Hagelwetter. Als ſich ſpäter der Baron wieder einmal in Buchberg ſehen ließ, wieſen ihn die Bauern mit Knüppeln hinaus, weil ſie ihn für den Hexenmeiſter und Wettermacher hielten, der ihnen damals mit ſeinen Geſten und Sprüchen den furchtbaren Schauer auf die Felder gezaubert hatte.

Daran erinnerte der Toni ſeinen hochgebornen Nebenbuhler.

„Der Toni iſt halt oft ſo viel ganz damiſch,“ ſagte jetzt der Schiffer. „Der Geſcheidtere gibt nach.“

Und damit brachte er den Nachen durch einige Ruderſchläge aus dem Bereiche der Zornausbrüche des Ueberführers.

„Herrischer! Es hilft Dich nichts!“ hallte es noch hinter dem Baron her und dazu erschollen einige Jodler.

Herr von Grünstadt wandte sich um und sah, daß sich der Toni in seinem Einbaum erhoben hatte und die beiden Hände als Schallrohr benützte.

„Ein strammer Kerl!“ sagte der Baron vor sich hin, lächelnd und offenbar befriedigt von den Grobheiten des Ueberführers.

Bald berührte der Nachen das Landungsbrett auf dem Wörth.

„Soll ich da warten?“ sagte der Knecht.

„Meinetwegen,“ erwiderte Herr von Grünstadt. „Leg' aber den Nachen ein paar Schritt weiter abseits in's Schilf. So lang ich noch nicht verheiratet bin, brauchen die Lümmel sich nicht ihre Mäuler über meine Besuche auf dem Wörth zu zerreißen. Es ist nicht nöthig, daß ein Jeder, der daher kommt, meinen Nachen am Ländbrett sieht! Verstehst Du mich?“

„Wohl, wohl,“ sagte der Knecht, mit dem Kopfe nickend. „Ich werd' mich in's Schiff hineinlegen und drin schlafen. Ich weiß nicht, von dem Sunnenwind*) wird Einem der Kopf so dumm!“

„So, so, da brauchst Du noch den Südwind dazu!“ erwiderte der Baron lachend. „Gestern war Feiertag, da seid Ihr zu lang beim Wirth gesessen — das ist Dein Sunnenwind. Also wart' da, bis ich Dir pfeife!“

Der Baumeister machte eine süßsaure Miene, als er Herrn von Grünstadt bei sich eintreten sah.

Der Baron ließ ihm aber keine Zeit zu Redensarten. Er sagte: „Lieber Baumeister, was ist mit Marie vorgegangen?“

„Ja, was soll denn vorgegangen sein, gnädiger Herr Baron?“ erwiderte der Baumeister befangen.

*) Sirocco, Südwind.

„Keine Ausflüchte,“ sagte Herr von Grünstadt lächelnd, „ich weiß, daß sie spät in der Nacht verstört heimgekommen ist und daß es einen argen Auftritt abgesetzt hat.“

Der Baumeister schwieg. Er merkte, daß es sich hier darum handelte, kaltblütig und überlegt zu handeln. Er blickte einige Secunden von ihm weg, auf die Waldwipfel hinaus, auf die Schwarzwälder Uhr, auf den Sonnenstreifen, der über den schlafenden Hund hinwegging, fuhr sich mit der Hand über die runzelige Stirn und sagte: „Ich bitte den Herrn in Gottesnamen um Verzeihung! Man redet nicht gern von solchen Dummheiten. Das Mädel hat, wie's der Brauch ist, in der Allerseelennacht den Erdspiegel in seinen Heiratssachen befragt. Da ist sie allein im Sturm und Regen hinausgelaufen. Sie hat's gewiß nur dem Herrn Baron zu Lieb' gethan!“

An derlei abergläubischem Zweck fand der Baron gar keinen Geschmack. Gleichwohl fühlte er sich etwas beruhigt, weil ihm derlei glaubwürdig vorkam.

„Gut, gut, Baumeister, aber wo steckt sie denn?“

„Sie wird unten am Spalier bei der Mauer stehen und die Blumensamen in Ordnung bringen.“

„Auf Wiedersehen also!“ sagte Herr von Grünstadt, klopfte dem Baumeister auf die Schulter und ging in den großen Garten hinab.

* * *

Marie stand in der That vor einem Busche verwelkter Phlox-Blüthen. Diese hatten vor nicht langer Zeit in rothem Glanze geprangt. Jetzt raschelten die Dolden und Stengel, während das Mädchen den dürren Kapseln dunkle Körner entnahm.

Das Mädchen sah den Baron aus einiger Entfernung herankommen. Diese war aber immerhin so beträchtlich, daß dem Baron der Wechsel der Farbe auf ihren Wangen entgehen mußte. Sie bewegte die Hand nach der Stirne,

wie um etwas Schweres zu verſcheuchen und ſenkte ſie endlich zögernd gegen die ihr dargebotene Rechte.

„Du ſorgſt für den kommenden Frühling, Marie,“ ſagte Herr von Grünſtadt.

„Daran dachte ich nicht, Herr Baron,“ erwiderte das Mädchen, „ich that's nur, daß mir allerlei Gedanken aus dem Kopfe gehen.“

Herr von Grünſtadt ſuchte Marie mit ſanfter Gewalt an ſich zu ziehen. Sie blickte ihn erſchreckt an.

„Was iſt Dir begegnet, Kind? Was willſt Du?“ ſagte der Freier betroffen.

„Hören Sie mich! Herr Baron!“ entgegnete das Mädchen mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme, „es war eine Sünde, fragen Sie mich nicht, ich werde in Ewigkeit für Sie beten — machen Sie mich nicht unglücklich!“

„Du biſt von Sinnen, Kind —“ ſagte Herr von Grünſtadt.

Im nächſten Augenblicke aber ſchnellte ſie in die Höhe, wiſchte ſich die Thränen ab und ſchaute ſtarr nach einem Punkte im See hinaus. Dann rief ſie, beide Hände abwehrend vor ſich hingeſtreckt: „Ich will Euch nicht. Ich hätte keine ruhige Stunde mehr, wenn ich's Euch nicht auf der Stelle ſagte!“

Ehe er ſich's verſah, eilte ſie davon und lief durch den dunkeln Thorweg nach dem Kloſterhof.

Marie hatte Toni's Einbaum geſehen, auf welchem er von ſeiner Fahrt nach Seebruck zurückkehrte.

Bald mußte er an der Spitze des Wörthes, unweit der kleinen Kapelle des heiligen Nepomuk vorüberkommen. Während dieſer Zeit ſtand der Baron, im eifrigen Selbſtgeſpräch mit den Händen emſig geſticulirend, vor den vertrockneten Blumen.

Marie war viel früher unten als der Nachen. Derſelbe ſchwankte noch weit jenſeits des entblätterten Weidengeſtrüppes im See. In dieſer Stunde kam es Marie vor, als ob ſie plötzlich von ſchwerer Bürde befreit ſei — als ob ſie den Heiligen, der, von Wellen umrauſcht, als der Schutzpatron des Eilandes galt, mit inbrünſtiger Dankbarkeit umarmen ſollte. Darum ließ ſie ſich nicht knieend auf den ſchaumfeuchten Schemel nieder, ſondern hüpfte wie ein Uſervogel am Strande zwiſchen dem Lattich herum, pflückte verſpätete Blumen und legte ſie lächelnd zu den Füßen des Schutzherrn nieder.

Nun erſchien Toni's Einbaum diesſeits der vorgeſtreckten Aeſte. Ihm zu winken trat ſie auf das weit in die Wellen hinaus vorragende Landungsbrett.

Zu beiden Seiten dieſes Brettes ſtand Röhricht und Schilf. So konnte ſie in Wirklichkeit, von beweglichen Rohren des ſeichten Waſſers umrauſcht, unter ſich die unſtäte Fluth, als die „Seeroſe“ gelten, wie ſie vom poetiſchen Schulmeiſter getauft worden war.

Toni, welcher ſeinen Einbaum aufrechtſtehend ſteuerte, nahm den ſpitzigen Hut vom Kopf und jodelte — aber es wollte ihm nicht mehr ſo gelingen, wie vorhin, als er den Baron verhöhnte. Marien's Ohr vernahm das augenblicklich.

Bald drängte ſich der Einbaum kniſternd durch die ausweichenden Rohre.

Marie legte ihrem Geliebten die linke Hand auf die Schulter, klopfte ihm mit der rechten ſanft auf den Hut und ging trippelnd dem Ufer zu, während der Einbaum leiſe neben dem Brette herglitt.

„Da gehſt jetzt her, Toni, zieh' Deinen Hut herunter und knie Dich vor dem Heiligen hin! Mit dem Anderen drüben iſt Alles ganz aus und gar.“

„Iſt es wahr?“ ſagte der Toni etwas beklommen, indem er aus dem Schiff ſprang.

In wenigen Augenblicken knieten die Beiden vor dem Schutzherrn der

Gewässer. Seine nach der Ferne ausgestreckte Hand, welche ein kleines Kreuz hilt, schien die Liebenden zu segnen.

„Du hast was!“ sagte Marie, als sie sich erhoben. „Dir ist etwas Zuwideres begegnet.“

„Nu, es hilft nichts“ — entgegnete der Toni — „ich muß Dir's sagen.“

Alles Blut wich aus den Wangen des Mädchens. Der Ueberführer aber sagte: „Schlecht — schlimm steht's. Wie ich vorhin in Seebruck war, hat der Bauer, denn ich überfuhr, kein Geld bei sich gehabt und mir gesagt, ich soll ihn in's untere Wirthshaus begleiten, wo er sich ausleihen will. Ich sag' ihm: Wie kannst Dir da was ausleihen, der hat ja eh nichts, der ist ausgepfändet und sein Haus wird verkauft. Wegen zwei Sechserln, sagt aber der Bauer, steht er nit an. Nu, ich geh mit — der Bauer läßt sich vom Wirth die Sechserln geben und mir extra noch Bier einschänken — und da wird halt so allerlei geredet. Da erfahr ich, daß der — nu — Du weißt schon, wen ich mein' — von da drüben das Wirthhaus schon gekauft hat, um es an seinem Hochzeitstag Deinem Stiefbruder zu schenken.“

„Jesus, Maria und Josef!“ rief die Seerose erbleichend — da kommen wir nimmer d'raus. Wenn ich meinen Bruder darum brächt' — das möcht' ich auf dem Todtenbett nit verantworten!“

Marie fühlte wohl, wie sehr dieser Umstand, an dessen Bedeutung sie bisher im raschen Wechsel der Empfindung nicht gedacht hatte, ihre Hoffnungen bedrohte. Sie ahnte, daß Vater und Bruder, wenn nicht schon in diesem Augenblick von dem glänzenden Anerbieten ihres zurückgewiesenen Bräutigams unterrichtet, dennoch in Zukunft keineswegs ohne Kenntniß der Unbill bleiben würden, welche ihnen durch die Weigerung der Tochter zugefügt wurde.

Toni verstand ihre Gedanken als er ihr wieder in's Auge schaute. Waren doch beide arme und gedrückte Menschen, deren Los es ist, den Gesinnungen Anderer Unrecht zu thun.

So standen sie sprachlos eine lange Weile beieinander. Marie vergaß, den Auftritt im Garten zu Ende zu erzählen. Wer weiß, in welchem thörichten und verzweifelten Entschlusse sie sich geeinigt hätten, wenn nicht in diesem Augenblicke die schrille Glocke vom Klostergebäude an den Strand herabklang, welche die Mittagsmahlzeit des Hauses verkündigte.

„O Marie,“ sagte Toni, „soll mir also mein Traum nicht hinausgehen! Heute Nacht, wie ich vom See halb todt heimgekommen bin und mich in mein Bett gelegt habe, ist's mir vorgekommen, als wenn Du mitten im Wald stündest und hättest ein schönes weißes Gewand an. Um Dich herum war ein Kranz von glühenden Kohlen auf dem Boden — die schönsten Glücksrosen — und neben den Kohlen, was meinst Du, daß da gelegen hat?“

„Toni, ich bitt Dich um Gottes Willen, ich muß jetzt hinauf in's Schloß, der Vater greint sonst gar so viel, wenn ich noch immer nicht da bin.“

Der Fischer aber faßte ihre Hand wieder und sagte: „Lauter die schönsten rothbackigen Wickelkinder sind daneben gelegen.“

Statt des Lächelns, welches Toni vielleicht auf diesen tröstenden Scherz erwartete, rann eine schwere Thräne aus der gesenkten Wimper des Mädchens.

„Toni halt mich jetzt nimmer länger! Ich bitt Dich! Sie warten Alle, ich muß heim. Wir sehen uns ja wieder und bis dahin bet' fleißig.“

Damit wandte sie ihren Kopf ab und heftiges Schluchzen zeugte, daß der Thränenstrom nun unaufhaltsam floß.

„Sei nit so verzagt,“ entgegnete der Toni. „Unser Herrgott selber hat

mir auf das Unglück hin gleich den Gedanken eingegeben, wie wir's abwenden können."

In Mariens hübschem Gesicht blitzte ein Strahl von Freudigkeit auf.

„Schau," fuhr der Toni fort, „Du weißt, daß ich nach dem Egelmüller seinen Schädel getrachtet hab', weil Alle sagen, daß Zeichen darauf stehen, wo man in der Kampenwand das viele Gold findet."

„Hast Du das Alles nit erst heute Nacht abgeschworen?" rief Marie, indem sie ihre Arme schluchzend um seinen Nacken schlang.

„Ja, ich hab's. Aber noch etwas ganz Anderes gibt's. Der Egelmüller hat aus Barmherzigkeit die Gebeine von armen Mönchen im Seebrucker Kloster, die damals, wie sie alle Klöster aufgehoben haben, aus ihre Grabstätten herausgerissen und auf den Anger geworfen worden sind, schön beerdigen lassen. Es ist eine alte Sag', daß, wer die beschwören kann, Alles zu wissen kriegt, was er erfahren will. Heute Nacht geh' ich zu denen hinüber und frag' sie, wo die Schätze sind."

„Ja, um Gottes Willen, Toni, wie kommst denn auf so etwas?" rief voll Angst das Mädchen, indem es ihn inniger umklammerte.

„Unser Herrgott selber hat mir den Gedanken geschickt. Beim Wirth ist über dem Zahltisch ein Bild, das, wenn man es aus der Entfernung betrachtet, einen Todtenkopf vorstellt — schaut man's aber in der Näh' an, so ist ein junges Brautpaar, das sich unter einem Thorbogen — das sind die Augenhöhlen — hinter dem man in's Feld hinaussieht, umarmt — so wie Du mich jetzt!"

„O, um Gottes Willen, nur so was nit!" sagte Marie.

Der Toni aber antwortete: „Heute Nacht um Elf geh' ich hinüber und frag' die Todten. Es ist ganz gewiß ein gutes Vorzeichen, daß unser Herrgott mich die Augen gerade auf den Todtenkopf und das Brautpaar hat richten lassen!"

„Du darfst es nit thun!" schrie Marie in höchster Aufregung.

Der Ueberführer sah ein, daß er hier zu viel gesagt hatte. Er stieß seinen Einbaum ab und schwenkte den Hut. Marie blieb am Ufer stehen und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Schweigend trieb er das Fahrzeug dem Ufer entlang. Nichts unterbrach die Stille, als Wassertropfen, in welche unter dem mittäglichen Strahl der Reif sich löste und die langsam von den Aesten der Weiden in die ruhige Fluth des Strandes fielen.

Eine Viertelstunde später pfiff Herr von Grünstadt seinem Schiffer. Der kam im Nu aus einer Schilfgasse herausgefahren, die keine zwei Klafter von dem Ländbrett entfernt war.

„Warum hast Du mich gleich gehört?" sagte der Baron, der so ärgerlich war, wie wenn er im umgekehrten Falle hätte sagen müssen: „Warum hörst Du mich denn nicht?"

Der Knecht lächelte pfiffig und sagte: „Es war nicht umsonst, daß ich nicht geschlafen habe."

Und auf dem Heimweg erzählte er seinem Herrn Wort für Wort das Gespräch, das zwischen dem Toni und der Seerose gepflogen worden war — bis zu dem Augenblick, in welchem sich dessen Nachen entfernt hatte.

* * *

Auf den See, den kein Windzug bewegte, schauten die Lichter der Uferdörfer hinaus. Sie schauten wie Flammen aus, welche jene Schätze behüteten, denen der Mensch nachzog. Manche Leuchte glomm scheinbar ganz nahe. Andere Lichter, vor welche sich leichte Nebel hinlagerten, schienen weit entrückt, weit, wie die Hoffnung des Glückes dem Armen.

Toni steuerte in die Nacht hinaus und murmelte oft vor sich hin, wie Einer, der sich zu einem gefährlichen Werke ermuntern will.

Besonders vernehmlich klangen diese Selbstgespräche, als der Einbaum neben einem Ding vorüberzog, in dessen Nähe — des Schilfes wegen — nicht mehr aus der Tiefe die Sterne glitzerten. Es war die Capelle des heiligen Nepomuk auf dem Wörth.

Je mehr der Fährmann in die Weite des See's vordrang, desto schweigsamer wurde er.

Endlich stieß der Einbaum an das grasige Ufer von Seebruck, wo große Tannen-Wurzeln über das Wasser hinaus ragten.

Toni sprang hinaus, band den Strick um eine Wurzel, stieg auf dieselbe und hob sich auf den moosigen Rand des Ufers.

Fast in dem nämlichen Augenblicke, in welchem er den Rand des Waldes betrat, hatte sich die von den Seedünsten kupferroth angehauchte Scheibe des Mondes über das fernste Ufer emporgehoben, so daß die Tannen kenntliche Schatten warfen und in die dunkelsten Gänge ein Gitterwerk von Lichtern auf den Boden fiel. Toni blickte sich dankbar nach dem Gestirne um, denn seine Strahlen mochten auch dem willkommen sein, welcher sich der Waldwege wohl kundig wußte.

Als er stehen blieb, erhob sich vor ihm ein weißes Gemäuer, an welchem die leidende Mutter ihren todten Sohn im Schooße trug. Er schaute weit in der Runde umher; es war nichts zu sehen, als der langgedehnte Waldsaum, der See von Nebeln und Wasser und das helle Haus des Barons, welches in der Entfernung aus ihm emporstieg. Er bekreuzte sich und schritt hinter das Gemäuer, dorthin, wo einige verwitterte Hölzer aus dem Boden emporragten.

Schon nach wenigen Spatenstichen rollte ein brauner Schädel von dem ausgehobenen Kiesschotter auf den Rasen und über dessen abschüssigen Hang bis in eine große Lache von Mondenschein hinein, wo er ruhig liegen blieb, daß sich die verwitterten Augenhöhlen gegen das Gestirn richteten.

Roll zu, roll zu, Klosterbruder, sagte Toni, indem er den Schädel aufhob und weiter am Abhange hinwarf, so daß er geräuschlos über die kurzen Gräser kugelte.

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, steh' still!" so erscholl nun der zweite Befehl des Schiffers, der mit großen, aber leisen Schritten der Bewegung des Knochengerüstes folgte.

„Ja, Alter, steh' still!" sagte eine tiefe Stimme hinter ihm, während sich eine Hand fest auf seine Schultern legte.

Toni wandte sich nicht um, sondern stieß, gerade vor sich hinstarrend, ein Geschrei aus, welches sicherlich weiter hin auf dem See vernommen wurde, als gestern das Angstgeheul des Mädchens im Sturme.

Die Gestalt, von welcher Toni vielleicht nicht einmal den langen Schatten wahrnahm, den sie vor ihm in das Mondlicht warf, fuhr fort:

„Was machst Du Dir hier zu schaffen, Ueberführer-Toni?"

Der Angeredete sank in die Knie, steckte den Kopf zwischen seine Handflächen und stöhnte:

„Geld hab' ich suchen wollen für meine arme Marie, daß ich sie zum Altar führen kann."

Darauf antwortete ein schallendes Gelächter.

„So, und das ist Alles, was Du mit den Knochen treiben willst," fuhr die Stimme fort.

„Und Geld für den Bruder auch, der nachher das Haus mitkriegt, das ihm der Baron da drüben geben will."

„Aha!" scholl es im Rücken.

Nach einer Weile Stillschweigens vernahm Toni weiter:

„Und da weißt Du nicht einmal, daß Du gleich todt bist, wie Du dich umschaust?"

Der Schiffer stöhnte:

„Ich hab mir nimmer anders helfen können, Gott sei mir und der Marie gnädig!"

„Hat denn Eines das Andere gern?“

„Leben und ſterben thun wir für einander. Unſer Herrgott hat mich ſo erſt heute Nacht die Marie aus dem See retten laſſen.“

„Aha!“ wiederholte die Stimme. „Jetzt ſag ich Dir, daß Du knieen bleibſt, wo Du biſt, bis Du zehn Vaterunſer betet haſt und Deine Sünd' gut gemacht iſt. Gute Nacht, Ueberführer-Toni!“

Der Mond war längſt verſunken und der Himmel jenſeits des Wörthes begann ſich mit Roth zu überziehen, als die Fiſcher zu ihrem Erſtaunen einen Einbaum erblickten, welcher mit unbegreiflicher Schnelligkeit in der Richtung gegen Südweſten ſich fortbewegte.

* * *

„Der Trobdel!“ ſagte Herr von Grünſtadt, als er am nächſten Mittag mit ſeinem Fernrohr den Toni gegen das Wörth zu ſteuern ſah.

Und im Selbſtgeſpräch fuhr er fort: „Gleich und gleich gehört zuſammen — der größere Trobdel war vielleicht noch ich. Ich bleibe ledig, das wird das Geſcheidteſte ſein!“

Und dabei ſchlug er vergnügt die Arme über die Bruſt zuſammen, wie er es ſeiner Zeit in Buchberg gethan hatte, als ihn die Bauern für einen Wettermacher hielten. Wenn die Weiber von Fleiſch und Blut nicht für unſer Einen gemacht ſind, — was ſoll man den nachher mit den ſündigen, in Unnatur oder Uebermuth mager gewordenen Stadtpuppen anſtellen? Ich küſſe dich, o Wiſſenſchaft! Meine Schuld an die Menſchheit will ich durch dich abtragen! Wenn das Bauern-Weibsbild ſich an einen ſolchen Lümmel hängt und den Heiligen Blumen ſtreut — und meine gebildeten Nachbarinnen vor lauter Cultur in Heuchelei und Blutarmuth verkommen, dann bleibſt du übrig — wundervolles Weib! Hold war die Dirne dort drüben, holder biſt du, o Wahrheit!“

Eine halbe Stunde nach dieſem Selbſtgeſpräch hörte Toni bei dem Standbilde des heiligen Nepomuk folgende Worte:

„Alſo, wie ich dir ſage. Heut' in aller Frühe iſt der liebe, brave Herr herüber gekommen und grabaus zum Vater hin. Baumeiſter, ſo hat er geſagt, Ihr wißt wie gern ich die Marie hab'. G'rad aber deßwegen, weil ich ſie lieb habe, muß ſie den Toni heiraten und keinen Andern. Nu, das Geſicht vom Vater! Aber das Geſicht erſt — was er gemacht hat, wie der Baron ſagt, er ſchenkt uns das obere Fiſcher-Lehen auf dem Wörth und dem Bruder das untere Seebrucker-Wirthshaus! Ich glaub' der Baron iſt närriſch geworden!“

Toni ſchaute ſtarr das Mädchen an. Sein Blick fiel aber bald darauf auf die Seebrucker Landzunge, deren Wipfel aus dem fahl ſchimmernden See aufragten.

„Ich wüßt' ſchon was zu ſagen,“ unterbrach er ſie, „aber es hat allemal noch Zeit, daß Du's erfahrſt, wie ſchreckbar dumm der Toni war!“

„Biſt aber doch ein lieber Bub'!“ antwortete die Dirne leiſe, indem ihr runder Arm ſich um den Nacken des Schiffers ſchlang.

Jetzt drangen mit dem Südwind die Glocken der jenſeitigen Dörfer über den kernblauen See.

„So werden ſie uns läuten, wenn wir in die Kirche fahren!“ ſagte der Toni.

Sie erröthete.

„Da haben wir vorher noch eine andere Fahrt,“ fuhr ſie mit gedämpfter Stimme fort.

Und bei dieſen Worten deutete ſie auf den Stern einer glitzernden Fenſterſcheibe in Seebruck.

Dort ſtand der Doctor, der eben über den urwüchſigen Dünger-Geruch in der unverderbten und den nervöſen pathologiſchen Zug in der ſogenannten gebildeten Weiblichkeit nachdachte.

„Wäre ich kein Geognoſt,“ ſagte er geſtikulirend zu ſich ſelbſt, „ich würde den Weibern mithelfend und

kämpfend zur Seite ſtehen, die an der Befreiung ihres Geſchlechtes aus ſinnlicher und geiſtiger Knechtſchaft arbeiten — aber die Luſt kommt mir zu ſpät. Morgen fange ich eine Arbeit an über die Gletſcher, die zur Eiszeit das Loch ausgefüllt haben, indem jetzt dieſer alberne See fluthet! Addio, Marietta!“

Toni und ſeine Seeroſe fuhren zur Hochzeit, ſie fuhren aber vorher zu ihrem Wohlthäter und geſpenſtiſchen Genius.

Die meiſten Reiſenden, die beim heiligen Nepomuk vorüber gerudert werden, ſtaunen über die Fülle der Blumen und Kränze, mit denen er ſtets geſchmückt wird.

Herr von Grünſtadt hat Wort gehalten. Er ſagt:

Amica femina, sed magis amica veritas.

Im Lenz.

Memento vivere!

Nun ſchmolz des Eiſes Kruſte
Ob Strom und Wald und Feld,
Und bald in grünem Bluſte
Steht neu-verjüngt die Welt.

Schon knospen neu die Birken,
Viel Blumen blüh'n am Hag,
In waldigen Bezirken
Schallt froh der Droſſel Schlag.

Ich weiß: was webt in Lüften,
Es iſt das alte Spiel,
Drin ſich, die ſchafft ob Grüften,
Natur von je gefiel.

Und doch, bis ich erkalte,
Mit ewig-neuer Luſt,
Füllt mir dies Spiel, das alte,
Die wintermüde Bruſt.

Ich weiß: nach kurzen Wochen,
Des rauhen Winters Raub,
Sinkt hin, vom Sturm gebrochen,
Das friſch jetzt grünt, das Laub.

Und doch, ob Tod auch dräue,
Der Sinn ſtrebt himmelwärts,
Und Hoffnung ſpricht auf's Neue:
Gedenk' zu leben, Herz!

Albert Moeſer.

Als der Kaiſer die Kaiſerin nahm.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Roſegger.

Das war am Tage des heiligen Ritters Georgi. Ein Montag war's — ſonſt für Arbeitsleute der unangenehmſte Morgen der ganzen Woche. Der liebe Sonntag iſt vorbei und hat nichts zurückgelaſſen, als einen leichten Geldbeutel und etwa einen ſchweren Kopf; und zuvor ſtehen wieder ſechs lange, alltägige Geſellen, oft mager beim Tiſch und ſtreng bis in die ſpäte Nacht hinein. Da ſeufzte zwar unſer Knecht Mathias allemal wenn der Hausahn die Montagsfrühe krähte, aber ſchließlich brummte er: „Arbeiten iſt auch kein Unglück!“ und ſprang flink vom Bette auf. Und heute, als die Leute zum Frühſtück zuſammen kamen, ſahen ſie mit Verwunderung das ſchneeweiße Tiſchtuch mit den rothen Querſtreifen, welches ſo groß war, daß es an allen Seiten weit über den Tiſch hinabhing, eine Erſcheinung, die mich allemal an das Bild vom letzten Abendmahl Chriſti erinnerte. Und auf dem Tiſche lagen ringsum die beinernen Löffel mit niederwärts gekehrter Schaufel, jeder ſeines Mannes oder Weibes harrend, deſſen Ernährung er übernommen hatte. Dieſe Löffel waren von einem Bauern in Wenigzell aus Kuh- oder Ochſenhörnern verfertigt und wieſen je nach der geſprenkelten Farbe der Hörner die prächtigſten Zeichnungen. Mein Vater beſaß deren ein Dutzend, hielt ſie die meiſte Zeit in ſeiner Truhe verwahrt und gab ſie nur zu beſonderen Anläſſen und Feſtlichkeiten in Gebrauch. Endlich kam heute auf den Tiſch auch noch die große Porzellanſchüſſel mit den gemalten rothen Blumen; ſie war voll gelblich-weißer Milch, in welcher diesmal nicht das Mindeſte von jenem unliebſamen bläulichen Ton bemerkbar war, über welchen der biſſige Knecht Mathias einmal die Worte geſagt hatte: „Jeſus Maria heut' iſt uns die Suppen ertrunken!“ Wir ſahen ihn alle erſchrocken an, wie er das meine? „Im Waſſer ertrunken,“ fuhr er fort, „ſeht's es denn nicht, daß ſie ſchon ganz blau angelaufen iſt!“

Aber heute, als er in der Milch das erfreuliche, zarte Gelb ſah, und wie jetzt noch ſchneeweißes Brot hineingeſchnitten wurde, ſchmunzelte er, zerbrach ſich aber den Kopf darüber, was denn in dieſer Woche für eine hantige Arbeit kommen müſſe, daß ſie mit ſolcher Koſt anfange.

Nun die Leute beiſammen waren, kam mein Vater in ſchneeweißen Hemdärmeln und er hatte die Haare gekämmt und ſeine ſchöne rothe Weſte an.

„Jetzt ſetzt's Euch zur Suppen,“ ſagte er „und nachher mögt's Euch anlegen gehen.“

Sie ſtutzten, ſie waren ja ſchon angelegt (angezogen).

„Das beſſere Gewand meine ich,“ fuhr der Vater fort, „wir halten heut' einen Feiertag.“

Da hellten ſich die Augen auf und die Magd lobte den Hausvater, daß er ein ſo großer Verehrer vom heiligen Georgi ſei.

„Nicht deswegen,“ antwortete der Vater, „der heilige Georgi iſt wohl auch nicht zu verachten, aber für den iſt geſtern in der Kirche ſchon was gethan worden. Heut' iſt's wegen was Anderm, heut' iſt dem Kaiſer ſeine Hochzeit.“

Da war eine helle Verwunderung und so fragte der Vater, „ob sie es denn nicht gehört hätten, wie es der Pfarrer von der Kanzel verkündet.“

„Ja,“ meinte der alte Knecht,“ gehört hätte er wohl so etwas vom Kaiser, aber er hätte gemeint, es gehöre nur zum Evangeli oder zu der Predigt und hätte nicht weiter darauf geachtet.“

„Thut's halt jetzt fleißig in die Kirchen gehen, Leutl, und beten. Wird schon ein Glück zu brauchen haben, wenn's auch der Kaiser ist.“ So sagte mein Vater und wir — ich bin dazumal das lose zehnjährige Bürschel gewesen — richteten uns zusammen zum Kirchgang.

Und als unsere Leute unterwegs waren und gleich auch die Morgensonne ganz anders golden war, als an einem ordinären Montag, da führten zwei Mägde unter sich folgendes Gespräch.

„Aber na,“ sagte die Eine, „jetzt heirathet der Kaiser auch! Der wird was eine Noble nehmen!“

„Das kannst Dir denken,“ versetzte die Andere, „eine Postmeisterische zum Niedrigsten, vielleicht gar eine Verwalterische.“

„Meinst!“

„So ein Herr, da!“

„Aber na — mei!“

„Ihr redet so viel närrisch daher,“ bemerkte eine Dritte, „der Kaiser wird leicht doch wohl eine Prinzessin nehmen.“

„Gibt's denn Prinzessinnen auch noch?“ fragte die Erste sehr überrascht, „jetzt hätt' ich vermeint, die wären nur so in den alten Geschichten drinnen. Na, nachher wohl.“

Hierauf sagte ein Knecht, „'s ist doch auch nicht, daß er eine Prinzessin nimmt. Hat's ohnehin der Pfarrer verkündet, daß er eine Bäu'rische heiratet.“

„Eine Bäu'rische? Geh, Rüppel, da lugst leicht doch.“

„Wenn der Pfarrer lugt, lug ich auch.“

„Ah na, der Pfarrer nit — das nit — der Pfarrer nit —“

„Ja, ja,“ sagte ein Anderer, „es ist richtig, ich hab's auch gehört, eine Bäu'rische nimmt er.“

Darüber kamen nun alle Mägde in eine mächtige Aufregung. Und der Aeltesten wurde es zuerst klar: „Wenn er schon so ist und eine Bäu'rische mag, so hätt' er auch auf mich können verfallen! Gefehlt wollt ihm bei mir nichts haben, ich bin nicht so, daß ich etwan grob wär'. Kochen kann ich auch was. Das Kaiserhaus hätt' ich ihm schon sauber hergeputzt und alle Wochen hätt' mir der Fußboden müssen hinausgewaschen werden, na, das hätt' ich nicht anders gethan.“

Die Magd war nicht so dumm, daß sie das blos dachte, sie war so dumm, daß sie es auch vor sich hinsagte. Da lachten die andern Mädchen hell auf und riefen: „Die Kathel will Kaiserin sein!“

Der Haber-Michel Anton — ein verabschiedeter Soldat, dem im Neunundvierziger Jahr eine piemontesische Kugel durch den linken Arm gefahren war — trat nun auf die Kathel zu und sagte: „Kathel, es ist zu spat, heut' hält er Hochzeit. Grimm' (gräme) Dich nicht, kriegst den Kaiser nicht, so nimmst einen Kaiserlichen. Schaust meine Uniform an, so wirst es sehen, daß ich Feldwebel bin. Leider Gottes habe ich den Abschied, bin aber erst einunddreißig Jahre alt und möcht' doch noch einmal einrucken. Kathel, pack ihn z'samm, den Kaiserlichen!“

„Wenn Du meinst, Anton, daß Dich deine linke Hand nicht irrt?“

„Aber schon gar nicht, Kathel. Die Kugel ist heraußen, das Loch ist verwachsen. Geh' Du, es wär' gar nicht dumm, wenn wir uns heut' miteinander thäten versprechen.“

Und die Kathel — gut kaiserlich war sie — —

„Geh' schau, daß Du weiter kommst, kleiner Spatz! da tröttelt er Unsereiner alleweil hinten nach." So grollte die Kathel, meinte aber nicht den durchschossenen Feldwebel, sondern mich, der hinter Beiden einhergelaufen war und mich nur für den piemontesischen Kugelschuß interessirt hatte. So eilte ich nun zu den Anderen, die immer noch darüber hin- und herredeten, daß es kaum glaublich sei, wie der Kaiser eine Bäurische nehmen könne.

So kamen wir zur Kirche nach Hauenstein. Vor der Kirche, wo das große, schöne Cruzifix steht, welches die Gemeinde zur schuldigen Danksagung für die glücklich abgewendete Gefahr des 18. Februar 1853 aufrichten ließ, standen heute auch die fünf Musikanten, welche an hohen Festen mit Trompeten, Klarinette, Geigen und Trommel zusammenwirkten, um dem lieben Gott oder einem seiner Heiligen ein fröhlich Ständchen zu bringen. Als nun der Herr Pfarrer im Talare vom Pfarrhof den Kirchberg heranstieg, begann das klingende Spiel. Dem Pfarrer brachten sie's, dem Kaiser vermeinten sie's. Der war weit weg in der Wienerstadt, dem konnten sie persönlich die Ehre nicht anthun, seiner Braut auch nicht, so bereiteten sie dieselbe dem Fürnehmsten der Gemeinde. Der Pfarrer jedoch sah sich im Volke um und entdeckte den achtzigjährigen Höfelbauer mit seinem Weibe, beide tief gebeugt am Stock und weiß an Haaren und halb taub. Vor mehreren Jahren schon hätten sie die goldene Hochzeit halten können; die Jahre waren dazu da, aber das Gold nicht, um ein Fest zu machen und so lebten die Leutchen still über den Gedächtnißtag hinaus. Dieses greise Paar nahm nun der Pfarrer in seine Arme, so, daß sie zur Rechten und er zur Linken war und stellte sich mitten im Kirchplatze auf. Als die Musikanten ihr erstes Stück zu Ende gespielt hatten, nahm der Priester das Wort und sprach Folgendes:

„Es ist recht erfreulich, liebe Pfarrkinder, daß Ihr so zahlreich erschienen seid, um den heutigen Tag zu ehren und Gott zu bitten, daß er unsern allergnädigsten Kaiser Franz Josef, der sich heute mit Elisabeth, der schönen und tugendreichen Prinzessin aus dem erlauchten bairischen Hause vermählt, ein langes Leben, Glück und Segen für das durchlauchtigste Kaiserhaus und für unser geliebtes Oesterreich bescheeren möge. Wolle Gott unserem geliebten jungen Kaiser, der ritterlich ist wie der heilige Georg, dessen Gedächtnisse die Kirche heute begeht, die Kraft und Gnade verleihen, den Drachen zu besiegen, der in dieser bewegten Zeit Reich und Thron noch immer bedroht! — Weil es aber nach dem Willen Gottes ist, daß seine Ehre wieder den Menschen zu Gute komme und weil es nach dem Wunsche unseres gnädigsten Kaisers ist, daß die heutige Festfreude auch den ärmsten des Reiches zu Theil werde, so habe ich hier unsere guten, alten Höfelbauernleute aufgefunden und lade Euch ein, mit mir zuerst in der Kirche und dann im Wirthshause bei einem frohen Glas Wein, schlicht, wie es ohne alle Vorbereitung nur sein kann, dieses betagten Ehepaares goldenes Gedächtniß zu begehen. Und das ist halt wie ein Gebitt an den lieben Gott, es möchten auch der Kaiser und die Kaiserin den goldenen Hochzeitstag erleben!"

So sprach er und da drängten die Leute auf ihn ein und riefen: „Das ist brav, Herr Pfarrer, das ist brav! — Wir sind alle dabei!"

Die alten halbtauben Höfelbauernleute hatten wohl ihre Ohren gespitzt und dem Herrn Pfarrer stockscharf auf den Mund geschaut, was er denn da zwischen ihnen heute für eine schöne Predigt halte — aber sie konnten es doch nicht recht loskriegen, um was es sich eigentlich handle. Fragend

blickten sie umher, bis ihnen Einer recht in's Ohr schrie: „Eure goldene Hochzeit ist heut'!"

„Jesses und Josef!" ächzte das Weib erschrocken auf und sah nach allen Seiten auf ihr Gewand hinab, das freilich nicht gerade hochzeitlich war.

Nun that auch der Höfelbauer den Mund auf — ach, der arme Alte hatte sich an der harten Nuß eines achtzigjährigen Lebens alle Zähne ausgebissen — und fragte mit seiner heiseren Stimme: „Eine goldene Hochzeit ist heut? Ei, so wohl! Und wann man fragen darf: wer den?"

„Unsere ist, Du alter Lapp!" schmetterte ihm das Weib freudvoll unter's runzelige Kinn hinein.

Da fiel schon wieder die Musik ein und mit den Klängen des „Kaiserliedes" zogen wir in die Kirche. Die zwei alten Leute kamen auf den Ehrenplatz vor dem Altar; der Mann sah immer noch höchst verwundert drein, das Weib preßte ihre Schürze in's Gesicht und schluchzte.

Der Gottesdienst war recht feierlich, selbst die Buben hinterseits des Chores, wo die Glockenstricke hingen, ließen heute ihr heimlich' Kartenspiel, zogen aber um so heftiger an den Stricken, damit das Geläute recht hell und weit hinausklinge in die Berge und Wälder, wo der junge Frühling aufstand.

Ich hockte unter dem Seitenaltare des heiligen Michel und befliß mich der Andacht. Ich hatte drei Bitten: Erstens für das junge Kaiserpaar, zweitens für die alten Höfelbauernleute und drittes für mich selber. Mein Anliegen war, ob mich der Knecht Mathias wohl in's Wirthshaus mitnehmen werde. Ein kleiner Bub', der kein Geld hat und sich auch noch keinen Credit zu machen weiß, kann nur unter dem Horte eines Erwachsenen zu den gesegneten Tischen gelangen. Nun habe ich denn aber wohl die Erfahrung gemacht, daß der Mathias der Ansicht war, kleine Buben gehörten nicht in's Wirthshaus. Doch heute schien auf mein Gebet Gott den alten Knecht wunderbar erleuchtet zu haben, denn, als wir aus der Kirche gingen und mir der rothe Brustfleck zitterte vor dem Moment, da der Mathias sagen werde: So, du gehst jetzt heim, Bub'! Aber daß du mir unterwegs keine Hallodria treibst! — nahm er mich am Arm und sagte: „Darfst heut' ein Glasel Wein mit mir trinken, Peter!"

So gingen wir Alle miteinander in's Wirthshaus. Die alten Höfelbauernleut' saßen beim vordersten Tisch; sie verzehrten mit stillem Behagen den vorgesetzten Braten, sie nippten vom Wein, das Weib that Zucker in's Glas und tauchte die Semmel ein und nun begann ihre Glückseligkeit, an welcher wir Alle uns freuten. Bald wurde Gesundheit getrunken und der Haber-Michel-Anton stand auf — dem saß die Kathel richtig schon bei — pochte mit dem Glase auf den Tisch und brachte einen Trinkspruch aus auf das kaiserliche Brautpaar in der Wienerstadt.

„Ich wünsch' Glück!" sagte er, „das Heiraten ist freilich leicht, wenn der Bräutigam so mannbar ist, und die Braut so schön. Das Beieinanderleben ist auch leicht, wo sich Zwei so gern haben. Aber halt das Länderregieren! Gleich auf einmal neununddreißig Millionen Leut' in Ordnung zu halten, wenn Krieg ist und wenn Sturm ist und die Leut' a u f sind und selber nicht wissen, was sie wollen! Da gehört ein Kopf dazu! Unsere Hausteinerpfarr hat vierhundertsechzehn Seelen und was das schon immereinmal ein Kreuz ist! nicht wahr, Herr Pfarrer? Na, ich sag's ja. Und erst so ein unsinniger Leuthaufen, wo die einen ungarisch sind, die anderen böhmisch, slovakisch, wällisch, deutsch, polnisch — was weiß ich! Aber wenn's Einer im Stand ist, so sag' ich: unser Kaiser Franz Josef hält's

auf gleich! denn warum! sie haben ihn Alle gern. Drum heb' ich mein Glasel Wein zu Gott dem Herrn: Der Kaiser soll leben und die Kaiserin daneben!"

Nach diesem Spruch war das beim Wirthe und der Kellnerin ein Rennen und Laufen, denn alle Gläser waren auf einmal leer geworden. Und die Kathel, wie sie stolz war darauf, daß ihr Beisitzer so fürnehm reden konnte, und so gesetzt und so gescheidt! Ja, wer einmal bei den Kaiserlichen gewesen, gleich ganz was anders ists!

Wie alt er denn thäte sein, der Bräutigam z' Wien? wurde gefragt.

„Nicht ganz vierundzwanzig Jahr."

„Just recht. Und die Braut"?

„Ist siebzehn."

„Schau Du! Schon gar blutjung. Na, ist ja recht, älter wird der Mensch."

Und jetzt kam man auch auf das Mißverständniß, daß sie keine Bäurische, sondern eine Bairische sei und da wurde viel gelacht.

„Es ist viel," meinte ein Bauer, „daß ein so junger Herr schon das Haus Oesterreich regiert."

„Vor sechs Jahren ist er noch jünger gewesen," berichtete der Anton, „und der Kaiser ist gar über die Revolution Herr geworden."

„Ja, das hat man gehört."

„Ich nicht, wenn ich ein achtzehnjährig Bürschel bin, ich nicht."

„Aber einer muß doch sein, der sich traut. Wenn der Kaiser Ferdinand auf einmal hergeht und sagt, ich *mag* nimmer regieren, das Volk ist mir zu bockbeinig. Soll's ein Jüngerer probiren. Was wirst denn machen? Einen Bruder hat er, der ist nicht viel jünger als er selber, der macht einen Deuter mit der Hand und sagt: Mich laßt's aus, ich bin nicht für das und will mein Frieb' haben. — Hat auch Recht gehabt, der alte Herr, ich hätt' ihnen's g'rad so gesagt. Das Kaisersein wäre schon recht, aber das Länderregieren ist eine verkiselte Sach'! Ich nicht, ich; lieber den ganzen Tag holzhacken im Wald!"

„Das sag ich auch."

„Nun, und so hat der Herr Erzherzog — vom Kaiser Ferdinand der Bruder — gesagt: Wenn mein Sohn, der Franzel will, der ist jung und stark, die Leut' haben ihn auch gern, so soll er's in Gottesnamen probiren. Der Franzel aber hat ihm zur Antwort gegeben: Herr Vater, um's Kaiser sein ist mir gar nichts, aber wenn ich's übernehme, so thue ich's, weil Einer sein muß, der sich die Sach' angelegen sein läßt und ihr *vor* sein kann. Die Oesterreicher sind im Grund brave Leut', ich komme mit ihnen schon wieder auf gleich. Ich fahr' überall herum und mach' gute Gemeinschaft mit jedem Land extra, und frage die Leut', was sie für Gesetze haben wollen, und dieselbigen mach' ich ihnen nachher. Ich bin nicht der Mensch — hat er gesagt — der sich auf was kaprizirt; wie es dem mehrern Theil recht ist, so soll's sein. — Hat darauf sein Vetter, der gute Kaiser Ferdinand gesagt: Franzel, das gefallt mir von Dir, Du bist der Rechte. Auf das, ob Du als Regent selber glücklich sein wirst, darfst nicht schauen, aber 's Land mach' glücklich. — Ausgeredet ist's gewesen und Oesterreich ist gleich ganz verliebt worden in seinen braven blutjungen Kaiser."

So redeten Sie und der alte Höfelbauer legte die hohlen Hände an die Ohren, daß er den Schall der Worte hineinleite und murmelte dann traurig: „Daß ich aber schon gar nichts versteh', wenn von meinem Kaiser die Reb' ist!"

Aber der Pfarrer theilte ihm's mit und da nickte der Alte gar befriedigt mit seinem weißen Haupt und dann sagte er: „Na, das! So hätten wir schon seit sechs Jahren einen neuen Herrn? Nicht ein Bissel was hab' ich davon gehört; halt dasselbig' ist mir letzt' Zeit her wohl vorgekommen, daß Alles einen andern Lauf

hat. Hab' ich's nicht immereinmal gesagt, Alte, ich weiß nicht, was das ist, daß jetzt die Welt ganz anders kugelt, als voreh!"

„Freilich, freilich, Alter, wie sie voreh ist kugelt, da sind wir alleweil untenauf gewesen. Jetzt heben wir uns passabel in die Höh'!"

Für die Weiber war das kein Gespräch; die wollten lieber von der „Frau Kaiserin" was wissen, wann und wie die Zwei so nahend wären bekannt worden, daß es zu der Heirat geführt hätte.

„Wie werden sie denn auch fein bekannt worden?" versetzte der Toni, „hat halt gehört sagen von der schönen Prinzessin im Baiernland. Darauf hat er sich als Rittersmann verkleidet und ist hingereist und hat sie gefragt, ob sie ihn nehmen wollt'. Sie schaut ihn an und gibt zur Antwort: Thu' der Herr halt mit meinen Eltern reden. Die Eltern — versteht sich — die haben ihm gleich zu verstehen geben, die Prinzessin dürfte wohl doch nicht recht passen für so einen einfachen Rittersmann, und er solle ihnen nichts für ungut halten. Darauf hat er geantwortet: wenn sie schon für den einfachen Rittersmann nicht paßt, leicht paßt sie für den Kaiser von Oesterreich. Könnt euch wohl denken, daß jetzt keine Dreinred' mehr gewesen ist; aber die Prinzessin hat gesagt: ich heirate ja nicht den Kaiser von Oesterreich, ich heirate meinen Franzel."

„Schau, das ist brav!" sagten die Bauern und bissen fest in ihre Pfeifenrohrspitzen. Und die Weiber waren über die Geschichte schier glückselig, und die Kathel gestand sich's nun auch, ihr sei eigentlich nicht sofehr um den Kaiserlichen zu thun, als um den Anton.

Die Kaiser-Hochzeit wäre nach Bauernart noch des Weitern erörtert worden, hätten die Musikanten den Dingen nicht einen andern Lauf gegeben. Dieser andere Lauf ging in der Stube rund im Kreis herum. Das alte Paar selbst mußte ein Ehrentänzchen reigen.

Der alte Höfelbauer ist erst vor wenigen Jahren heimgegangen. Er war dankbar bis zu seinem letzten Augenblick für den goldenen Ehrentag, der ihm zur Kaiser-Hochzeit bereitet worden. Von den Anderen, wie wir dazumal beisammen waren in jugendlicher Lust, leben heute noch die meisten, um nun das silberne Freudenfest begehen zu können. Etliche sind darunter, welche sich erdreisten, dereinst auch noch die g o l d e n e Kaiser-Hochzeit feiern zu wollen. —

Die Wirthshausfreuden haben dazumal sicherlich bis tief in die Nacht hinein gedauert. Bei mir waren sie am Nachmittage, als der Kirchthurmschatten das Wirthshaus strich, zu Ende.

Der Mathias stand auf, langte mir das Filzhütlein von der Wand, sagte noch: „Trink aus dein Neigel," und dann gingen wir heimwärts.

Zu jener Abendstunde, als in der Hofburgkirche zu Wien, umjubelt von einem großen Reiche, im Feststrahle von tausend Kerzen und des milden Abendrothes unser Kaiser mit seiner lieben Erwählten getraut worden war, gingen wir durch den stillen, lenzenden Wald! und das Gefühl des Friedens und der Liebe, welches ich in jener Stunde gefühlt habe, weht stets noch durch mein Herz, so oft ich des Tages gedenke, an welchem der Kaiser die Kaiserin nahm.

Die beiden geiſtigen Eroberer Rußlands.

Eine Studie von Dr. F. Krones.

Zu den Lieblingspfaden des Hiſtorikers zählt die Forſchung nach dem geiſtigen Gepräge der Zeiten und nach ihrem Zuſammenhange; der Nachweis, welchen wiſſenſchaftlichen Gewinn ein Zeitalter brachte, wie es ihn vererbte, wie ſich jenes Gepräge, dieſer Gewinn, in hervorragenden Perſönlichkeiten gewiſſermaßen verkörpert, und wie ihre geiſtige Lebensarbeit, wenngleich durch Jahrhunderte getrennt, doch innerlich verwandt und verbunden, nur Glieder einer großen Kette darſtellt, die wir den allgemeinen Fortſchritt zu nennen pflegen.

Die wiſſenſchaftliche Enthüllung des Weſens der Länder und Völker in ihrem hiſtoriſchen Bildungsgange und ſtaatlichen Wachſen reiht ſich den wichtigſten Errungenſchaften des forſchenden Menſchengeiſtes an, und wir dürfen die Männer, welche ihre Leuchte in dieſes Bereich trugen und ſichtbar machten, was früher im Dunkel oder doch nur im dämmernden Zwielicht lag, — kühnlich die wiſſenſchaftlichen Entdecker und friedlichen Eroberer ſolcher Länder- und Völker-Individuen, ſolcher Staatsorganismen nennen.

Zu den merkwürdigſten Phänomenen dieſer Art gehört das Ruſſenreich und ſeine wiſſenſchaftlichen Entdecker, ſeine geiſtigen Eroberer in jenem Sinne, dürfen Sigismund v. Herberſtein und Ludwig Auguſt v. Schlözer genannt werden.

Wie verſchieden auch die Zeit, der ſie angehören, Lebensgang, Beruf und Thätigkeit Beider, — im Gegenſtande ihrer Forſcherarbeit, in dem Epochemachenden ihrer Leiſtungen, berühren, ergänzen ſie ſich, und ſelbſt ihr Charakter bietet Anhaltspunkte zu tiefer gehenden Vergleichen.

Aehnlich wie den alten Griechen mit den Hyperboräern, den mittelalterlichen Europäern mit dem Oriente erging es den Abendländern am Ausgange des Mittelalters und in dem erſten Jahrhunderte der Neuzeit mit dem Staate des „weißen Czaren", dem Reiche der Moskowiter, wie man damals und noch langehin Rußland zu nennen pflegte.

Rußland erging es ſo wie dem nordamerikaniſchen Continente, den man nordwärts im 10. Jahrhunderte bereits kannte und im 15. Jahrhunderte wieder entdecken mußte. Beſſere Kunde hatte man von Rußland im 10. Jahrhunderte, als es ein gewaltiger, emporſtrebender Staat war, der dann auseinander fiel, eine Beute innerer Wirren, roher Völker wurde und — insbeſondere ſeit der mongoliſchen Knechtſchaft — inmitten der Tartaren, Littauer, Polen, Lieven und Schweden ein Moſaik barbariſcher Kleinſtaaten abgab, ledig aller Cultur und aller weltgeſchichtlichen Geltung. Vor ſeiner Wiedergeburt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war es dem Weſten nicht bekannter als Sina oder das Reich des Großmoguls.

Galt ſchon das Lechenreich, der damals noch weitſchichtige und machtvolle Polenſtaat in ſeinen öſtlichen Theilen als ein wenig gekannter Boden, ſo können wir das damalige Rußland kecklich ein Buch mit ſieben Siegeln nennen. Hier ſchien ſich eine neue Welt, ein Stück des nördlichen unbekannten Aſiens aufzuthun, Europa bereits am Ende zu ſein. Nur die Kaufleute des mittelalterlichen Abendlandes, vornehmlich die öſtlichen Reichsſtädte, Regensburg voran, die Hanſeaten und ihre Geſchäftsfreunde kannten Rußland als Speicher koſtbarer Rohſtoffe,

vor Allem die Messen Nowgorod's, — dessen einstige Machtblüthe das bekannte fliegende Wort: „Wer kann wider Gott und Nowgorod" — kennzeichnet, die Märkte des stattlichen Kiew, an welches sich lange die Großfürstenwürde Rußland's knüpfte, — weit minder schon die Straßen Moskau's, der eigentlichen Großrussenstadt, was sie, zunächst der Sitz eines unbedeutenden Fürstenthumes, durch treffliche Oekonomie und Klugheit ihrer Dynasten vom 14. auf's 15. Jahrhundert wurde.

Aber für alles Uebrige hielt der reisende Geschäftsmann die Augen geschlossen; er blickte nicht rechts, nicht links von der Handelsstraße; Land, Leute, Staat oder gar dessen geschichtliches Werden blieben ihm Räthsel, um deren Lösung es ihm gar nicht zu thun war; er sah russische Städte, Märkte und Dörfer, kannte Russen, mit denen er sich mühsam verständigte, aber von Rußland wußte er so gut wie nichts; und kam er nach Hause, so erzählte er gewiß so viel fabelhaftes von den Wundern der Fremde, wie die herodoteische Zeit deren über das grause Scythenland zu berichten nicht müde ward.

Aber auch noch in der Wende des Mittelalters zur Neuzeit, am Ausgange des 15. Jahreshundertes, dieser denkwürdigsten aller Uebergangszeiten, — stand es mit den geographischen und historisch-politischen Kenntnissen vom Reussenlande nicht viel besser.

Wohl war es staatlich anders geworden in dem weiten Ländergebiete der westlichen Sarmaten-Niederung; Rußland sammelt sich, um einst Großstaat zu werden, die Sonderreiche Nowgorod und Kasan verlieren ihre Selbstständigkeit, Pleskow und Sewerien gehorchen gleichfalls dem moskowitischen Großfürsten, nachdem das Joch mehr als zweihundertjähriger Mongolen- und Tartarenherrschaft gebrochen war (1477).

Das ist das Werk Iwan I. Wasiljewič (1462 † 1505), des Sohnes Wasilei III. des Blinden, der mit der griechischen Emigrantin Sofia eine Verbindung sucht und Künstler aus dem wälschen Lande verschrieb, das Werk jenes Czaren, der die Einheit der Russenmacht begründet, welchen Rußland den Großen nennt. Denn um dies halb europäische, halb asiatische Reich zusammenzuschweißen, bedurfte es vielen Blutes, der rücksichtslosen Thatkraft einer eisernen Despotennatur. Und eine solche war der Rurikide Iwan I., dessen Ahnherr der Waräger, der abenteuerlustige Nordmann, im 9. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, Namen und Herrschergeschlecht dem slavischen Völkermeere zwischen dem Dniester und der Wolga gab.

Der „weiße Czar" im Kreml der heiligen Patriarchenstadt Moskau — so dürfen wir den Fürsten Großrußland's nennen — bevor noch der Titel förmlich eingeführt wurde (1554), machte sich bereits den westlichen Nachbarn, den Polen, als einflußreicher Herrscher fühlbar; Rußland wird eine Größe, welche Europa allgemach in die große politische Rechnung stellen muß. Und selbst als nach dem Tode Iwans I. sein schwächerer Sohn Wasiliej Iwanowič (1505 † 1533) abermals für eine Zeit den Tartaren zinspflichtig wird, ein Rückgang der väterlichen Erfolge zu drohen scheint, — gleicht sich dies bald mit dem Enkel Iwans I., Iwan II. Wasiliejwič (1533 † 1584) zum Besten Rußland's aus. Was der Großvater begann, setzt der Enkel fort; der Czar aller Reussen erlebt noch die Entdeckung Sibiriens, des nordasiatischen Tieflandes an den großen Strömen des Polarmeeres; aber nicht umsonst nennt ihn die Geschichte den „Schrecklichen", er war ein Willkürmensch mit eiserner Stirne.

Diese drei Regierungsepochen sind es, in welchen Rußland zur osteuro-

päischen Geltung gelangt und innerhalb dieses Zeitraumes beginnt sich das Dunkel in etwas zu lichten, welches das Moskowitenreich für das Auge des Abendlandes noch immer umgab.

Den Anstoß hiezu bot die Politik des Hauses Habsburg. Kaiser Friedrich III. und dessen Mitregent K. Max I., der planreiche Begründer der Großmachtstellung seines Stammes, suchten einen diplomatischen Verkehr mit dem russischen Großfürsten anzubahnen.

Allerdings war die Reise des schlesischen Ritters Niklas Poppel von Remke, im Jahre 1486 nach Moskau über Auftrag des Kaisers unternommen, mehr ein abenteuerlicher Ritt, bei welchem der bekannte, auch sonst weitgereiste Haudegen seine Lust nach Mühsal und Gefahr sattsam büßen konnte, als eine Diplomatenfahrt, denn wir erfahren kein Wort von dem Erfolge dieser Reise. Immerhin war sie ein erster bedeutungsvoller Versuch, welchem 1488 ein zweiter folgte. Russische Gegenbotschaften zeigen sich am Kaiserhofe und (1490, 1491) werden allgemeine Freundschafts-Versicherungen zwischen dem Kaiser und dem Großfürsten Iwan I. ausgetauscht; denn auch der Letztere, ein rohes Genie von weitem, scharfem Blick, ermaß die Nothwendigkeit für die nach Geltung ringende Russenmacht, sich dem Westen zu nähern und durch diplomatischen Verkehr mit dem Kaiser des heil. röm. Reiches deutscher Nation, als vornehmsten Potentaten des Abendlandes den Glanz der eigenen Würde zu erhöhen.

Seitdem Max I. die Zügel des deutschen Reiches und der Habsburger Herrschaft in seine vielbeschäftigten Hände nahm, gewannen die Beziehungen zum Großfürsten Wasiiiej Iwanowič wichtigere Geltung. Denn der Habsburger, der die Anwartschaft seines Hauses auf Ungarn nie aus den Augen verlor, wollte die bezügliche Scheelsucht und feindselige Gesinnung des polnischen Jagellonenhofes durch ein förmliches Bündniß mit Rußland, dem erstarkenden Nebenbuhler Polens, einschüchtern und dämpfen. 1514 reiste mit solchem Auftrage Georg Schnitzenpaumer von Sonnegg, kaiserlicher Hauptmann in Pettau, nach Moskau, dann kam es zur russischen Gegenbotschaft und den 4. Aug. 1514 zum Gmundner Schutz- und Trutzbündniß zwischen Max I. und dem russischen Großfürsten. Schnitzenpaumer's Nachfolger wurden 1515 Oesler und Burgstaller.

Aber nun hatte sich auch bald die politische Sachlage geändert, Max mit dem Polenkönige Sigismund ausgesöhnt. Es galt nun die Consequenzen des russischen Bündnisses abzuschwächen und den auf dem Waffenbündnisse beharrenden Wasiliej mit Polen auszusöhnen.

Der Diplomat, dem solche Aufgabe zufiel, war Sigismund von Herberstein, der uns durch eine Selbstbiographie oder „Raittung" (Rechnung) seines Lebens, wie er sie nennt, das willkommene Spiegelbild eines denkwürdigen Lebensganges liefert.

Dieser Sprößling eines Adelshauses, dessen Stammschloß noch heutzutage im Raabgelände der Steiermark Bestand und Namen behauptet, erblickte als Drittgeborner Leonhard's von Herberstein und der Barbara von Lueg — zu Wippach, im Krainer Lande 1486, den 23. August das Licht der Welt. Hier erhielt er die erste Schulung in der deutschen und windischen oder slovenischen Sprache, die ihm später so großen Nutzen schaffen sollte. Noch halb Kind reist er mit dem älteren Bruder nach dem berühmten Wallfahrtsorte Loretto in Italien, dem Gelübde seiner Mutter zu genügen, welche um den kränkelnden Knaben schwere Sorge trug. So kündigte sich das Reisen als Lebensauf-

gabe des Herberſteiner's früh genug an. Mit acht Jahren kömmt er zu einem Verwandten, dem Domprobſt Wilhelm Welzer, nach Gurk in Kärnten, der „Lernung und Hofzucht“ wegen, um nach abermaligem Aufenthalte im Heimatorte, 1497 die hohe Schule im lebensluſtigen Wien zu beziehen. Die Zeit dieſer Studien von 1497 bis 1506 zählten zu den liebſten Erinnerungen des Herberſteiners, und der „halbe Meiſter“ oder Baccalaureus, was Herberſtein im 16. Lebensjahre (1502) wurde, ließ ſich den Spott der leichtlebigeren Standesgenoſſen ruhig gefallen. Schwer fiel ihm der Abſchied von der Donauſtadt und ihren bewegten feſſelnden Verhältniſſen.

Es heißt jetzt den Ernſt des Lebens verkoſten und als junger Kavalier Kriegsdienſte nehmen. 1506 geht es unter ſteiriſchem Banner gegen Ungarn; zwei Jahre verſtreichen dann am kaiſerlichen Hofe um das „Hofweſen“ zu erlernen und „die Leuth“ zu erkennen. Dann gewahren wir den Herberſteiner im Venediger Kriege Maximilians I. (1508), unter dem Oberbefehle des wackeren Erich, Herzogs von Braunſchweig-Kalenberg, als muthigen Kämpen, bald wieder nach des Vaters Tode (1511) am Hofe des Kaiſers (1513) und ein Jahr darauf im neuen Kriege wider Venedig. Niclas Graf Salm befehligt da, der „Hauptmann mit der eiſernen Hand,“ wie ihn die Feinde mit Achtung hießen. Da führt Sigismund von Herberſtein das große St.-Georgsbanner, die „Streitfahn.“

Dem Ritterſchlage von des Kaiſers Hand (26. Sept. 1514) folgt bald die Beſtallung als Hofrath; der Staatsdiener iſt fertig und die Wanderjahre des habsburgiſchen Diplomaten, des 30jährigen Herberſteiners nehmen den Anfang.

Bald nach dem Wiener Congreſſe (1515) und deſſen rauſchenden Feſtlichkeiten nimmt unſer Sigismund den Weg zu Chriſtian II., dem Könige Dänemarks und Schwedens, K. Max I. Schwiegerenkel, mit einem äußerſt heikeln Auftrage. Es galt den ſtörrigen Herrſcher die Achtung ſeines Ehebandes zu Gemüthe zu führen und von ſeiner Buhle, dem „Täubchen“ (Düveke) von Amſterdam zu trennen. Es war die erſte, an Erlebniſſen reiche Fahrt in den Norden Europas und Herberſtein's Tagebuch zeigt am beſten, wie beweglich ſein Auge, wie ſcharf ſein Blick für alle Erſcheinungen der Fremde war.

Heimgekehrt von der ſchwierigen Botſchaft muß er abermals in weite Fernen; es gilt die Sendung an den Hof von Moskau; die erſte Rußlandfahrt des Herberſteiners im März des Jahres 1517.

Mit den Botſchaftern Waſiliej's Iwanowič ſollte ſich eine Gegengeſandtſchaft an den weißen Czaren auf den Weg machen. Doch blieb der Herberſteiner bald allein als kaiſerlicher Diplomat; nur ſein Neffe, Franz von Thurn, und verläßliche Diener gaben ihm das Geleite.

Es war ein böſes Reiſen; denn Polen lag mit Rußland wieder in verheerender Grenzfehde und mit der Unſicherheit der halb vereiſten, halb thauenden Wege wuchs die Erbärmlichkeit der Unterkunft, das Elend der Herbergen für unſere Schlittenfahrer, was ſie ſchon von Krakau her geworden. Durch Polen und Litthauen (Letten) ging es auf dem „faulen Eiſe“ der Dwina tiefer in's Ruſſenreich, mitten durch die Zerſtörungen des Grenzkrieges. Am Palmſonntage den 4. April 1517 gelangte unſer Herberſtein nach „Großneugarten“ d. i. nach Nowgorod. Hier bewundert er das großartige Leben und Treiben dieſes Handelsplatzes, wo die Bewohner des Nordens ihre hunderterlei Kauf- und Tauſchgeſchäfte abwickeln. Die hierortigen deutſchen Kaufleute, erfreut über die Ankunft ihres würdigen Landsmannes, eines ſo ſeltenen Gaſtes

und kaiserlichen Sendboten, erbitten sich seinen nun entbehrlich gewordenen Schlitten und verwahren ihn zur Erinnerung in ihrer Kirche.

Herberstein muß seine Pferde und das meiste Dienergesinde in Nowgorod verlassen und sich der russischen Reiterpost bedienen, deren Eigenthümlichkeiten ihm ebensowenig entgehen, als alle andern großen und kleinen Züge der Fremde. Bei dem Kloster St. Ilia trifft ihn der entgegengeschickte Bote des Czaren, Michaila Schaffroff, der für die übrige Reise Herberstein's als „Pristaw" oder Schaffner sorgen soll. Mit Verwunderung sieht der Reisende, wie der Pristaw mit den Mönchen des griechischen Ritus umspringt, als wären sie „gemeine Leute." „Wenn sie das nicht gleich zur Stund' thaten," was er verlangte, heißt es im Tagebuche Herbersteins, „so zeigte er ihnen mit der Geißel drohend den Streich und so war es bald gethan."

Den 18. April langt man in der Stadt an der Moskwa an. Unserm Herberstein wird ein „öd' Haus," eine leere Wohnung angewiesen, die man mit Stühlen, Bänken und Fensterhäuten, als Ersatz der Glasscheiben, so gut man es eben versteht, ausstattet.

Lebensbedarf wird ihm wagenvoll in's Haus geschafft, Bettgewand, Trinkgeschirr und Anderes hatte er bei sich, und so ist die Häuslichkeit des kaiserlichen Diplomaten in der Czarenstadt begründet.

Den 21. April kommt es zum prunkvollen Audienzritte, worauf ihn der zugetheilte Dolmetsch, Gregori Istumen, durch dreimalige Anmeldung vorbereitet. An diesem Tage wird der Botschafter in seiner Herberge von Bojaren abgeholt, man läßt auf dem Marktplatze alle Läden schließen und treibt das Volk gegen das Fürstenschloß, den Kreml, damit es den Boten eines fremden großen Herrn an den eigenen Fürsten anstaunen könne und von diesem gesehen werde.

Wir müssen der Versuchung widerstehen, die halb orientalischen Formen der Audienz, die Ereignisse der ceremoniösen Hoftafel, wobei vom immerwährenden Aufstehen und Verbeugen Herberstein „ganz müd und machtlos in den Knieen wurde," die von dem besonnenen mäßigen Botschafter vermiedenen Gefahren eines Zechgelages in seiner Herberge, endlich die Erlebnisse einer höfischen Hasenhetze, nach den Aufzeichnungen des Tagebuches zur Geltung zu bringen.

Dagegen muß hervorgehoben werden, daß Herberstein der schwierigen Sendung mit Erfolg genüge that. Er hatte seine ganze Beredsamkeit aufzubieten, um den Zorn des Czaren über die Fortsetzung der Feindseligkeiten und das Ausbleiben der Gesandten Polens zu mildern, ja zweimal in dieser Angelegenheit Eilboten an den Jagellonen abschicken müssen. Er gewann die Achtung des Czaren und die russischen Staatsacten, welche seit 1488 fortlaufen, berichten nicht nur von seinen Botschafterreden, sondern auch von dem Umstande, daß der Großfürst unserm Herberstein immer die Hand gereicht habe, wessen er die spät eingetroffenen Gesandten Polens nimmer würdigte.

Herberstein's Seele beschäftigten in allen Mußestunden vielseitige Beobachtungen, Land und Leute des seltsamen Moskowiterreiches. Hatte ihn doch sein Wissensdrang gleich vom ersten Tage her der Kundschafterei oder Spionage stark verdächtig gemacht. Unaufhörlich drängte er den Dolmetsch zu hunderterlei Auskünften und versprach ihm dafür von andern Ländern Kunde zu geben und seine mitgeführten Landkarten, ein nie gesehenes Schaustück für den Russen, zu erklären. Man überwachte ihn deshalb sorgfältig, unter dem Vorwande, für seine persönliche Sicherheit einstehen zu sollen, und Niemand gelangte in seine Wohnung, ohne daß nicht zwei oder mehr Hüter mitkamen, um zu

ſehen und zu hören, was er ſprach und trieb.

Die Schlußaudienz fand den 16. November 1517 ſtatt. Gnädig verabſchiedet, mit ſtattlichem Ehrenkleide und reichen Geſchenken entließ ihn der Czar und Herberſtein machte ſich auf die Rückreiſe.

Reich war der Schatz an Erfahrungen und Eindrücken der Fremde, welche Herberſtein im März 1518 an den habsburgiſchen Kaiſerhof mitbrachte. K. Max I. ließ ſich von dem Weitgereiſten bis tief in die Nacht erzählen. Des Kaiſers Günſtling, der bekannte Staatsmann und fein gebildete Kirchenfürſt Matthäus Lang, Erzbiſchof von Salzburg, erbat ſich die Erlaubniß, dieſen feſſelnden Berichten anwohnen zu dürfen, und wie ſehr ſich bedeutende Männer um Herberſtein's Mittheilungen über das wenig gekannte Reuſſenland bewarben, zeigt Ulrich von Hutten's Brief an Willibald Pirkheimer, worin er ſchreibt, Herberſtein habe ihm zur Zeit des Augsburger Reichstages — im gaſtfreien Hauſe des gelehrten Patriziers Peutinger — neben Aufſchlüſſen über den Lauf der Donau den Nachweis geliefert, daß es keine ryphäiſchen oder hyperboräiſchen Gebirge gebe.

Acht Jahre liegen zwiſchen der erſten und zweiten Rußlandfahrt Herberſteins. In der Zwiſchenzeit hatte er zweimal die Niederlande, Italien, Spanien und Frankreich, viermal Deutſchland und ebenſowohl Ungarn als Botſchafter Habsburg-Oeſterreichs durchmeſſen.

Neue Zeiten waren angebrochen, K. Max I. längſt verſtorben (1519), ſein jüngerer Enkel, Ferdinand I., Herrſcher Deutſchöſterreichs, der ältere, Carl V., deutſcher Kaiſer und Gebieter eines Reiches in zwei Hemiſphären geworden.

An der Schwelle des reifen Mannesalters, im 40. Lebensjahre, tritt Herberſtein die zweite Reiſe nach Polen und Moskau an, in Geſellſchaft des kaiſerlichen Geſandten Nogarola und des eigenen Neffen Günther von Herberſtein. Nach vielem Ungemach, nach ſo manchem Schneelager unter freiem Himmel, traf man den 26. April 1526 in Moskau ein, nachdem man Smolensk, damals von den Ruſſen erobert, am 4. April verlaſſen hatte.

Herberſtein's Weiſungen erheiſchten die Erneuerung der früheren Bündniſſe und den Ausgleich mit Polen, das ſchwierigſte Stück Arbeit. Eine beſondere Weiſung hieß ihn auch die ruſſiſchen Religionsbräuche einer genauen Würdigung unterziehen, ein Punkt, über welchen ſchon K. Ferdinand I. durch De Fabri, nachmals Biſchof von Wien, († 1341) die Moskauer Sendboten an Carl V. (1524) eindringlichſt befragt wiſſen wollte.

Diesmal hatte ſeine Sendung den vollen Erfolg und als er ein halbes Jahr ſpäter, am 11. November 1526, bei gewaltigem Schneegeſtöber das moskowitiſche Fürſtenſchloß Moſaisk verließ, mit einem Ehrenkleide und reichem Pelzwerke beſchenkt und abermals von einer Gegenbotſchaft des Czaren wie das erſtemal begleitet, konnte er ein Gefühl der Befriedigung hegen.

Seinem Auftrage hatte er genügt, ja denſelben im Erfolge überboten, und der Stoff zu ſeinem Hauptwerke, zu der Beſchreibung Rußlands nach ſeinen geſchichtlichen Grundlagen, ſowie nach den verſchiedenſten Richtungen des damaligen Natur- und Menſchenlebens — fand ſich in ſeinen Tagebüchern und in ſeinem eiſernen Gedächtniſſe aufgeſpeichert.

Dreiundzwanzig Jahre ſpäter, nachdem Herberſtein als vielbeſchäftigter Diplomat wiederholt Deutſchland, Ungarn und neunmal das Polenreich betreten hatte, erſchien (1549) der lateiniſche Druck ſeiner Moscouia, das knappe, aber gehaltvolle und bahnbrechende Werk über den Ruſſenſtaat. Es erlebte eilf

rasch wiederkehrende Auflagen. Auch wurde das Schooßkind Herberstein's, seine deutsche Bearbeitung dieses Werkes, zu Stande gebracht, in den mußevolleren Jahren 1554—7, die endlich ihm, dem rastlosen Botschafter, winkten. Sie war am reichsten ausgestattet und fand neun weitere Auflagen. Auch in andere Sprachen ward das epochemachende Werk übersetzt.

Denn zum ersten Male erschloß sich hier dem wißbegierigen Abendlande das geheimnißvolle Czarenreich mit seiner Vorgeschichte, seinen Verfassungs- und Religionszuständen und kirchlichen Bräuchen, mit seinem staatlichen Leben, seiner Länder-, Völker- und Ortskunde; sein Kriegswesen, Handel und Verkehr, häusliches Leben, Volksbräuche und Lustbarkeiten des Russen kommen darin zur Sprache. Schlicht, derb und naiv, wie die Holzschnitte jener Zeit, die auch dem Werke nicht fehlen, muthen uns Herberstein's Ausführungen an, aber ein Schatz reicher Erfahrung, vielen Sammelns und ernsten Nachdenkens steckt darin, — und die Mängel der Arbeit, groß, wenn mit dem Maßstabe der Gegenwart gemessen, verschwinden vor dem Richtigen und Guten, was es seiner Zeit, ja noch zwei vollen Jahrhunderten bot.

Die Quellen seiner Kenntniß waren sein scharfes Auge, die angeborene Fähigkeit, große und kleine Verhältnisse der Fremde schnell aufzufassen und zu beherrschen, sein geweckter Sinn für Geschichte, Natur und Menschenleben, sodann geschriebene Quellen, russische Kloster- und Reichsannalen, die er, von seiner slovenischen Sprachkenntniß unterstützt, unter freundlicher Beihilfe kundiger Russen, benützen konnte, und endlich das lebendige Wort erfahrener Gewährsmänner, wie z. B. der drei Dolmetscher des Czaren, des Gregor Istumen, des Blasius Blaß und Demeter, welche den Norden wohl kannten, des kleinen Griechen Georg, des allmächtigen Czarengünstlings und Kanzlers, den der Czar im Scherze sammt seinem Schlitten in Herberstein's Wohnung tragen ließ, und des Fürsten Semen Feodorowič Kurbskoi, welcher Sibirien als Kriegsmann kennen gelernt.

Die Moskouia Herbersteiner's war den Zeitgenossen ein entriegeltes Fenster, durch das man den neugierigen Blick in den Hausrath eines Reiches warf, dessen Nachbarschaft dem Abendlande immer fühlbarer werden sollte, — und lange noch sollte es das einzige bleiben.

Jahrzehent folgte dem Jahrzehent und mit Feodor I. (1584—1598) schloß der Czarenstamm der Rurikiden nach 700jähriger Dauer. Bodenlose Wirren und blutige Gewaltthaten werfen bald Rußland wieder in Ohnmacht zurück; es ist die Zeit der falschen Dimitri, reich genug an malerischer Bewegtheit und tragischem Pathos, um unserm großen Schiller als Stoff seiner letzten dramatischen Arbeit dankbar zu erscheinen. Dann wird Rußland der Anarchie und der polnischen Fremd-Herrschaft ledig (1612—1613) und das Haus Romanow beginnt zu walten.

62 volle Jahre währt der Kampf mit dem benachbarten Polen, nur von Waffenstillständen unterbrochen; die orientalische Frage, der Kampf mit der Türkei, allerdings noch wesentlich anders geartet als heute, beginnt Rußland immer mehr zu beschäftigen. Auch mit Schweden muß sich Rußland messen, denn das Ostgestade des baltischen Meeres kündigt sich immer mehr als Zankapfel der Nordmächte an, und eine solche ist der Staat der Romanow geworden, wird es bald in höherem Maaße.

Aber noch stak im Russenthum die mittelalterliche Barbarei, die Zerfahrenheit der inneren Zustände und der Mangel an äußeren, den westeuropäischen ebenbürtigen Machtmitteln. Es bedurfte da aber-

mals eines genialen und rücksichtslosen Gewaltmenschen, beiläufig von dem Schlage des ersten und zweiten Iwan, aber von weiterem Blicke und größerer Gelehrigkeit für die Culturerrungenschaften des weit vorgeschrittenen Abendlandes. Er fand sich in dem Czaren Peter, Peter dem „Großen", wie ihn der Russe mit Fug und Recht nennen darf. Der Urenkel des ersten Romanow erhob Rußland zur europäischen Großmacht, aber er that noch mehr, er zog das widerstrebende Volk, um mich so auszudrücken, bei Rock und Haaren in einen neuen Culturzustand. Für Alles gilt ein schneidiger Befehl, der Ukas des Czaren, des Kaisers und Kirchenhauptes aller Reussen; eine patriarchalische, weltlich-geistliche Doppelmacht, die einen neuen Herrschersitz, Petersburg, aus Meeresgrunde hervorzaubert, denkt, sorgt und handelt für eine große Volksfamilie, die sich fügen lernt.

Diese materielle und geistige Culturarbeit bedarf ausländischer Träger; Rußland wird immer mehr der Siedelplatz ausländischer, insbesondere deutscher Talente, wie dies am besten die Geschichte der seit 1724 gegründeten Petersburger Akademie zeigt. Rußland benöthigt zu seiner Neugestaltung der ausländischen Intelligenz als Betriebskapitales und es importirt dieselbe in alle Sphären des Staatslebens, da es die treffliche Verzinsung dieses Kapitales richtig abzuschätzen weiß.

So wächst von Peter I. an, unter Katharina I., Peter II., Anna I. und Elisabeth die Bedeutung Rußland's als Gliedes in der Kette der Großmächte, es wird ein vielumworbener Alliirter, insbesondere Habsburg-Oesterreichs, aber von diesem nicht ohne gerechtfertigtes Mißtrauen angeblickt; denn Rußland wird der Großstaat der Slavenwelt und ist bestrebt, die orientalische Frage in ihr letztes Stadium zu drängen.

Die Cultur dieses Großstaates seit Peter I. ist eine Treibhauspflanzung; sie sollte das Versäumte früherer Zeiten nachholen; daher das Sprungweise, Oberflächliche und Widerspruchsvolle derselben; der kommandomäßige Beigeschmack in Allem. Und gerade im Volksgeiste und auf dem Boden der Wissenschaft äußerten sich diese Uebelstände; die Ukase prallten an der Indolenz des Russenthumes ab, das doch erst für das Verständniß gewisser Reformen allgemach erzogen werden sollte, und die wissenschaftliche Selbstthätigkeit Rußland's ließ sich nicht erzwingen; noch weiterhin mußte man ausländische Intelligenz borgen.

So kommt es, daß Geschichts- und Staatsleben des russischen Reiches noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhundertes im In- und Auslande gleich wenig bekannt war. Denn trotz des Ukases Peter I. vom Februar 1722, wonach aus allen Klöstern und Kirchen Chroniken und Chronographieen an die Synode in Moskau der Abschrift wegen eingeliefert werden sollten, ging es doch nicht mit einer solchen Auswerthung der alten Quellen vorwärts; sie blieben für die Oeffentlichkeit vergraben. Rußland besaß außer den alten Annalen und den sogenannten Stufenbüchern des 15. Jahrhundertes keinen späteren, einheimischen, nationalen Geschichtsschreiber als Gemeingut der Oeffentlichkeit. Der fleißige Tatičew, Gouverneur von Astrachan († 1750), erlebte nicht den Druck seiner Sammlungen; der geniale Lomonossow und Emine, dann Schterbatow und Boltin gehören mit ihren Arbeiten erst dem Zeitraume nach 1750 an, und die um russische Geschichtsforschung verdienten deutschen Akademiker Petersburg's: Kohl (1729), Bayer († 1738), Müller — russischer Reichshistoriograph ... waren noch nicht im richtigen Geleise einer solchen schwierigen Arbeit. Statistische Druckschriften waren in Rußland noch etwas Unerhörtes.

„Gott gnade! wer wird ſolches Zeug hier drucken," ſagte ein Petersburger akademiſcher Buchhändler auf die Frage eines Engländers nach Büchern im Juſtiz-, Finanz- und Commerzweſen, indem er ein Kreuz ſchlug.

Das Ausland ſelbſt war bezüglich Rußland's noch nicht über den Standpunkt Herberſtein's hinausgekommen. Die Arbeit des kaiſerlichen Geſandten in Moskau, Printz von Buchau (1578), aus ruſſiſchen Annalen — erſt 1679 gedruckt, hatte wenig Werth und Erfolg, die polniſch geſchriebene Chronik des Litthauer Domherrn Math. Strikowski vom Jahre 1582 über Litthauen, Polen, Rußland und Moskau, abgeſehen vom mangelhaften Inhalt, einen zu beſchränkten Leſerkreis. Am meiſten drang ſeit Herberſtein das Werk des Schweden Peter Petrejus von Erleſunda durch, der ſich zur Zeit des falſchen Dimitri in Moskau aufhielt (1606). Seine vielgeleſenen und vielbenützten „Hiſtorien und Berichte von dem Großfürſtenthum Muſchkow" (deutſche Ausg. Leipzig 1620), und die Reiſebeſchreibung ſeines Landsmannes Olearius „von Moskau und Perſia," der 1634 in erſterer Stadt weilte, wurden nicht ſobald überholt. Die Arbeiten des 18. Jahrhundertes erſter Hälfte von Schöttgen (1729), Sellius (1736), Nolten (1739) und auch Strahlenberg's „Nordiſch-oeſtlicher Theil von Europa und Aſien" vermochten weder von der früheſten geſchichtlichen Grundlage, noch von der ſtaatlichen Beſchaffenheit Rußland's eine richtige Anſchauung zu bieten; denn ihre Verfaſſer kannten weder die älteſten, unverfälſchten Quellen der Ruſſen-Geſchichte, noch hatten ſie ſein Staatsleben und Weſen durchdrungen.

(Schluß folgt.)

Am Ufer der Mur.

Eine Wanderung in der grünen Steiermark.

Nun wieder eine vaterländiſche Landfahrt.

Wir verlaſſen Graz.

Uns entgegen zieht die Mur, deren breite Sandbänke uns hier verrathen, daß der Strom nicht immer ſo ruhig und freundlich iſt, als er dem Fremden ſcheinen mag. Sie kann wild und raſend ſein; ſie hat ſchon manchen Todten herabgeſchwemmt, ſchon manches Stück von Graz mit ſich geriſſen. Erſt vor ein paar Jahren an einem ſonnigen Frühlingstage hat ſie ſich hier eines hundertfachen Mordes ſchuldig gemacht.

Dort bei der Station Judendorf, auf dem Waldberglein ſteht die Wallfahrtskirche Straßengel, deren ſchöner gothiſcher Bau mit dem ſchlanken, durchbrochenen Thurm ſelbſt Kinder der Welt zu ſich hinanzieht; wie vielmehr erſt bigotte Landleute, die von manchem Mirakel zu erzählen wiſſen, welches die heilige Maria von Straßengel gewirkt hat.

Im Jahre 1875, am Pfinſtdienſtag war's, als zur Morgenſtunde von dem in dieſem Thale jenſeits der Mur gelegenen Dorfe St. Stefan eine große Wallfahrerſchaar ſich gegen den Fluß heran bewegte, um durch die Kahnüberfahrt daſelbſt an's diesſeitige Ufer und nach Straßengel zu gelangen. Es war ein Ablaß zu holen in Straßengel und ſo kamen die Leute zuſammen von den Bergen herab und von den Thälern heraus und ſchloſſen ſich den fliegenden Fahnen an. Die Mur war trüb und groß und die Frühlingswäſſer der Alpen ſchoſſen raſch daher. Eine halbe Stunde oberhalb iſt eine Brücke, aber die Wallfahrer wollen geradeswegs auf der Plätte, die an einem Seile hängt, das Waſ-

ſer überſetzen, um ja den Ablaß nicht zu verſäumen in Straßengel. Zwei Plätten voll ſind glücklich drüben; bei der dritten Fahrt drängt ſich Alles auf's Fahrzeug, denn es iſt der Herr Pfarrer d'rauf, und ihr wißt, wie das Weibervolk iſt, alle wollen an ſeiner Kuttenfalte hängen. 's iſt ein Stoßen und Drücken und weit über hundert Menſchen haben ſich auf das Schiff gedrängt. Toll ſchaukelt die Plätte, hell kreiſchen die Weiber, 's iſt ja Waſſer zu den Füßen. Die Ankerkette wird abgelöſt, das Schiff rennt drein — —

Um Gottes Willen, was iſt denn geſchehen?

Untergegangen ſind wir Alle, erzählte mir ſelbſt ein Mann, der dabei war. — Krick! iſt jetzt der Pfeiler gebrochen, das Seil reißt auch — wie einen Kreiſel hat's die Plätte gedreht auf dem Waſſer; da ſind jählings lauter Trümmer geweſen. Die Leut' hat's abgeſchüttelt, gerade, wie man die Maikäfer abſchüttelt von den Bäumen. — Eine ſchreckliche Stund iſt's geweſen, daß mögt ihr baß glauben! Leicht wären Viele durch das Schwimmen davongekommen, aber Einer hat ſich an den Andern feſtgehalten, ich glaub', vier Röſſer hätten den Menſchenknäuel im Waſſer nicht auseinandergebracht.

Die Menſchen an den Ufern laufen neben her und ſchreien: „Ihr lieben Leut'! Ihr lieben Leut'! — Sie können nicht helfen. Und das Waſſer reißt uns fort, gießt uns die Gurgel voll, wirft uns dann wieder in die Höhe — Ade, Welt! — Was iſt das für ein Geheul geweſen zu der Maria von Straßengel! — Verlaſſen hat uns die himmliſche Frau, verlaſſen auf dem Kirchfahrtsweg zu ihr! — Ein Hauſirjud' hat mich aus dem Waſſer gezogen. Andere hat's auf die Sandbänke und an die Weinzettelbrücke geworfen; die Meiſten ſind durch Graz hinabgeronnen und zwei Stunden unterhalb der Stadt, bei Feldkirchen, ſind ſie an's Land geſchwemmt worden. — Wie viel zu Grunde gegangen ſind? Gerade um Einer mehr als hundert. —

Jetzt haben wir für Straßengel keinen fromm begeiſterten Blick mehr. Hingegen finden wir eine Stunde davon hinter Gratwein, in einem überaus freundlichen Seitenthale eine andere Glaubensſtätte, das uralte Ciſterzienſer-Stift Rein. Mitten in den Gebäuden ſteht die herrliche Kirche mit ſchönen Fresken und Bildern. Die Gruft umſchließt die Gebeine des Stifters, des Markgrafen Leopold und ſeiner Gemalin. In einer Seitencapelle ruhen mehrere ſteiriſche Fürſten, darunter der letzte Traungauer, dann die Reſte des Herzogs Ernſt, der Eiſerne genannt, in einem Sarkophage von rothem Marmor mit herrlichen Sculpturen.

Weiter oben an der Mur ragt das ſchönſte Schloß zwiſchen Wien und Trieſt, das in der modernen Gothik erbaute Stübing, welches ſich eng an einen dichten Nadelwald ſchmiegend, mit ſeinen lichten Wänden und hohen Zinnen ſich überaus maleriſch ausnimmt. — Nun ſehen wir ſchon die Felswände von Peggau. — Das erſte Thor in die ungeheure Burg der Alpen. Peggau iſt ein gar ſchöner, intereſſanter Punkt. Von der Terraſſe des Graf Wimpffen'ſchen Sommerhauſes aus einen Sommermorgen zu ſchauen, hin über das thauſchimmernde Thal mit dem ſtattlichen Fluße; dort die grünen Waldberge, hinter welche die Hochkuppen des Urgebirges herüberſchimmern; dort, das weiße Kirchlein auf buſchigem Hügel und die leuchtenden Felsmaſſen der Murſchlucht, wo die Felſen ſo nahe aneinandergehen, daß ſie beim Baue der Eiſenbahn mit einem Koſtenaufwande von mehreren Millionen Gulden mußten geſprengt werden. Eine großartige Steingalerie wurde erbaut, die Badelgalerie mit ihren 36 Pfeilern, unter

welcher die Eisenbahn durch und über welche die Hauptstraße hinwegführt. Hinter der Ruine Peggau rauscht über hohe Terrassen nieder ein Wasserfall; ein noch viel größerer Fall ist der zwei Stunden gegen Osten entfernte Kesselfall bei Semriach. Derselbe braust in der Engschlucht des Kesselgrabens.

Wir steigen über Steinblöcke und zwischen Gestrüppe in eine wild zerklüftete Felsenspalte hinan. Das Wasser schäumt uns schneeweiß entgegen. Ueber zwei Leitern und einen hohen Steg müssen wir klettern — Weiber würden davor rufen, sie gingen nicht mehr weiter. Aber nur etliche fünfzig Schritte bedarf es noch, wir treten durch ein Thor von Felsen und Bäumen und stehen vor dem Wasserfalle. Derselbe ist beiläufig so hoch, wie ein ausgewachsener Baum und stürzt in zwei Absätzen nieder in eine kesselförmige Vertiefung, welche der Schlucht den Namen Kesselgraben gibt. Das Wasser, von den nördlichen Abhängen des Schöckels kommend, ist wohl nicht eben groß, aber mächtig genug, um hier sehr effectvoll zu wirken. Dazu die gewaltigen Felsen an beiden Seiten, die das Bild zu einem der schönsten vollenden, welche die Alpen aufweisen. Unweit dieses Wasserfalles ist der Markt Semriach, in einem von dem Kolosse des Schöckels beherschten Hochthale. Daselbst befinden sich die interessante Badelhöhle, das Lungloch und die Schmelzgrotte. Der Semriachbach stürzt hier in die Erde, um zwei Stunden westlicher bei Peggau unter der Felswand wieder hervorzubrausen.

In Peggau, auf dem Gange zum Bahnhof an der Reichsstraße sehen wir noch das schlichte Denkmal des vaterländischen Dichters Fellinger — dann entführt uns der Zug durch die hallende Badelgalerie zur nächsten Station Frohnleiten.

Was da grau und finster herabschaut vom Waldbergkegel auf den schmucken, von den Grazern gern besuchten Ort, ist eine alte Frohnburg. Aber heute starren nur mehr die Trümmer auf, über das lebendige, klangreiche Gewipfel des Waldes und Frohnleiten heiße Frohleiten.

Die Ruine heißt Pfannberg. Der östliche Theil derselben ist bereits eingestürzt oder dem Einsturze nahe. Der siebeneckige Thurm steht noch fest, doch knickt seine Dachkuppel zusammen. Er will noch ein Jahrhundert stehen und dem Verlaufe der Generationen zuschauen, die das Dampfroß erschaffen, dem elektrischen Funken das Sprechen und der Sonne das Porträtmalen gelehrt haben.

An den Wänden mit ihren zahlreichen Sälen und Zellen rankt üppiges Laubwerk und im Hofe steht ein stolzer, knorriger Tannenbaum, vielleicht der älteste Bewohner der Ruine. Auf dem Stamme junge Blüthenkätzchen, Eichhörnchen, lustige Vögel — ein rechter Baum des Lebens. Daß nur kein schönes Burgfräulein unter seinen Schatten sitzt! — Nicht weit vom lebensstrotzenden Baum steht eine junge, aber schwindsüchtige Birke im weißen Kleid. Der hat irgend ein Mensch, welcher sich sonstwie kein Denkmal zu setzen weiß, mit verwegenem Messerschnitte die Anfangsbuchstaben seines Namens tief in den Splint gegraben. Jetzt muß der arme Baum verstechen, und stellt ihm der Forstwart den Todtenschein aus: Gestorben an dem Namen eines Eitlen.

Am Besten erhalten ist die Kapelle; einige Wandgemälde sind noch ziemlich frisch, aber die einst berühmten Gnadenbilder sind davongetragen. Wer jetzt hier beten wollte — er müßte es zum unsichtbaren Gott thun. Das thut man nicht und so ist das Gemäuer verlassen. Nur manchmal ein Schatzgräber wühlt in dem alten Mauerwerk, findet aber nichts als — verkittetes Gestein und gut gebrannte Ziegel. Auch ein Schatz, wer ihn zu heben wüßte.

Vor sechshundert Jahren haben die Herren von Pfannberg dieses Bergschloß erbaut. Ich möchte von heute in sechshundert Jahren nicht gerne anfragen, was mit den großen Bauten des neunzehnten Jahrhunderts geworden ist. Die Ruinen unserer Kirchen, Klöster und Kasernen werden noch am Weitesten in die künftigen Zeiten hineinragen. Und ich hätte die Festigkeit dem Hause gewünscht.

Es ist uns poetisch zu Muthe, wenn wir niedersteigen von der Ruine. Allein an einem Baumstrunk lehnt ein abgehärmter Bauersmann. Er trägt ein zermartertes Leben, blickt starr hinauf zur Ruine und murmelt: „Sind auch Lumpen gewesen, diese alten Ritter!“ — Dieses „auch“ im Satze, es erschreckt mich arg. — Glückselig vergessend auf alle Herren- und Knechtschaft von einst und jetzt ruhen wir im Schatten und blicken auf das heitere Treiben in der Kaltwasserheilanstalt Frohnleiten. Unweit des Ortes fällt jedem Reisenden auch die auf einen senkrechten Felsenvorsprung trotzende Burg Rabenstein auf, deren Geschlecht bis in das 15. Jahrhundert in Steiermark blühte. Die Burg ist noch ziemlich wohl erhalten und birgt hübsche Deckengemälde aus der Mythologie. Aus den Fenstern überschaut man die schöne Gegend, in welcher viele Waldungen das Auge erquicken.

Oberhalb Frohnleiten wird das Thal ziemlich enge und durch Felswände noch mehr eingeengt. Wir überschreiten hier die Grenze zwischen dem mittleren und dem oberen Lande — sind in den deutschen Alpen. Bald sieht man die hohen kahlen Felsen bei Mixnitz — den Röthelstein mit seinem rothen Marmor und seiner berüchtigten Drachenhöhle. Ein beschwerlicher Weg führt hoch zu derselben hinan. Die Höhle ist eine Stunde lang passirbar; ein Theil derselben ist ein See. Vermittelst Leitern gelangt man in die obern Räume, die voll der sonderbarsten Tropfsteingebilde sind. Der Boden ist mit schwarzer Erde bedeckt, in welcher sich fossile Knochen finden, denen der Aberglaube nachstrebt und sie unter dem Namen Drachenbeine oder „Oanhorn“ als Mittel bei vielen Krankheiten anwendet. Auch vergrabene Schätze werden hier gesucht. An einem Felsen im Herzen der Höhle sieht man einige Wappen mit den Jahreszahlen 1439 und 1682. Zu Kriegszeiten mögen sich die Menschen in diese uneinnehmbare Burg geflüchtet haben.

Von der Station Mixnitz aus machen wir eine schöne Bergpartie, besteigen den 5480′ hohen Lantsch. In vier Stunden ist er zu erklimmen. Wir gehen durch ein kleines, aber herrliches Alpenthal, die Bärenschütz. Im Thale einige verlassene Eisenhämmer, an beiden Seiten wüstes Gewände. Hoch zur Rechten ragt die rothe Wand, von welcher gewaltige Klötze und Tafeln niedergebrochen sind, die nun von wilden Rosensträuchen anmuthig umkränzt werden. Hie und da ragt aus dem Walde ein grauer Felskegel, ein Zahn, ein Horn empor. — Hoch oben sprudelt ein mächtiger Quell, der von Hang zu Hang niedergießt und das Gestein durchwühlt, durchhöhlt und mit Hilfe des Eises zerklüftet und zersprengt. — Freilich verlieren solche Berge an Poesie, wenn man an ihnen hinanklettern muß, aber nach zwei Stunden sind wir auf der Höhe des Kamms, wo die Almen anheben und wir am Fuße des Lantsch stehen.

Als riesige Kuppe ragt er empor, hat eine grüne Pelzjoppe aus Fichtenwald auf einer Seite umgehangen und eine Kappe von Zirmgesträuchen auf. Die Joppe ziehen ihr allgemach die Holzhauer vom Leibe und es quellen die weißen Kalksteine hervor, die oft so durchwühlt und durchlöchert sind, daß man meint, es wären versteinerte Badschwämme. In mannigfaltigster Weise haben in diesem Ge-

birge die Waſſer gewüthet, man begegnet bei ſchönem Wetter aber nur ihrer trockenen Spur. Labende Quellen findeſt du nicht. Nur die bleichen Steine ſprudeln hervor, die Waſſertropfen verſinken in dem poröſen, ausgehöhlten Gebirgsſtock, bis du ſie unten in den Waſſerfällen der Bärenſchütz wiederfindeſt. Selbſt das Wunderbrünnlein am Schüſſerlbrunn, der Kapelle hoch im Gewände des Lantſch, iſt im Verſiegen. Das iſt ſonſt der Brunnen zum Augenwaſchen für kurzſichtige Wallfahrer.

Auf den Höhen des Lantſch findet man ſchon den Blutstropfen unſerer Alpen, das liebholde, wunderſüß duftende Kohlröschen. — Mit dieſem geſchmückt ſtehen wir endlich auf dem zackigen Felſendiadem, das von unten geſehen, über den duftbläulichen Filzen der Legföhren emporragt. Wir ſtarren in den Abgrund der nördlich ſenkrecht niederfahrenden Felswand. Der Wald, der unten liegt, blaut wie ein See; das Thal von Breitenau grünt im Sonnenſchein; hinter dem behäbig daliegenden Rennfelde liegt in ätheriſchen Farben, halb mit dem Dufte des Himmels verſchmolzen, das Hochgebirge. Gegen Sonnenaufgang ruhen die thalartigen Hochmatten der Teichalpe, wo voreinſtmal nach der Sage des Volkes eine Stadt geſtanden iſt. Arbeit und Zufriedenheit war in dieſer merkwürdigen Stadt daheim geweſen. Da kam des klaren Bächleins entlang ein Goldfiſchlein geſchwommen, das erzählte allfort von einer andern Stadt im fernen Morgenlande, in welcher kein Spaten und kein Hammer wäre, ſondern lauter Genuß, Ueberfluß und Freude. So haben es die Einwohner unſerer Bergſtadt auch haben wollen, haben Spaten und Hammer von ſich geworfen und in Uebermuth ein luſtreiches Leben geführt. Aber weil ſie's zu arg getrieben, ſo ſind über den Lantſch her wüſte Stürme gekommen, es haben Erdbeben getobt und die Stadt, die nicht mehr arbeiten hatte wollen, iſt verſunken. Das Bächlein fließt noch heute durch das Thal und nur ein einzig Wirthshaus ſteht an ſeinem Ufer. Das Goldfiſchlein ſoll darin zuweilen noch zu ſehen ſein und will den Leuten erzählen von dem genußreichen Leben der großen Städte und ſie zur Unzufriedenheit verleiten. Aber die Aelpler arbeiten und jauchzen und hören nicht viel auf den Unfriedſtifter.

Hinter der Teichalpe, dem Plankogel und dem Offer liegt das Engthal der Gaiſen und der Keſſel von Fladnitz, der jenſeits vom Schöckel begrenzt wird. Hinter dem Schöckel zieht es blau und glatt wie das Meer — die geſegneten Striche der mittleren und unteren Steiermark. Gegen Sonnenuntergang ſtehen Haupt an Haupt hohe Berge mit grünen Almen bis hin an den blauen Gürtel der kärntneriſchen Alpen.

Aber vielleicht noch ehe ſich unſere Seele ſatt getrunken hat an dem Bilde und dem Kuſſe des Himmels, kommt ein Wolkenwagen herangezogen. Raſch eilen wir bergab und ſuchen im Gewände das Wallfahrtskirchlein Schüſſerlbrunn. Dort und da auf der Hochmatte ſteht ein zerzauſter Baum mit einer hölzernen Hand, die gegen Norden weißt, wo des Berges furchtbarſtes Felsgeſenke iſt. Wer dieſer Hand vertraut, der wird bald am Abgrunde ſtehen, an demſelben, nieder jedoch, eine ſchmale, ſteile Treppe entdecken. Dieſe führt zu dem wunderlichſten Wallfahrtsorte der Steiermark. In einer Art Niſche, über ſich die Felsmaſſen, unter ſich den Abgrund, klebt das Kirchlein Maria Schüſſerlbrunn. Daneben ſchmiegt ſich an die Wand das Häuschen des Meßners oder die Einſiedlerhütte, die vor Jahren, während der Einſiedler nach Breitenau ging, um ſich eine Einſiedlerin zu holen, mit einer Lawine in die Tiefe gefahren iſt. Heute iſt Alles wieder in gutem Stande. Der Einſiedler verkauft Betſchnüre, ſein Weib

Schnaps. Sie haben ſich lieb, ſind in Allem eins und einig und führen ſomit die gottgefälligſte Einſiedelei.

In der Tiefe klingen Glocken, aber kein Klang dringt empor zu unſerer Felswand, die ihr wüſtes Haupt vorbeugt über das Kirchlein, als wollte ſie lebensüberdrüſſig ſich in den Abgrund ſtürzen. Das Geſtein bekommt von Jahr zu Jahr größere Sprünge und Spalten. „Fürchtet Ihr euch nicht," fragen wir die Einſiedlerin, „daß Ihr eines Tages niederbrechen könntet?"

„Dasſelb' fürchten wir uns auch juſt nicht gar recht viel," iſt die Antwort. „Wohl wahr, wir ſehen's im Frühling oder bei einem Donnerwetter oft wo abrutſchen, daß nur Alles ſauſt. Aber uns thut die lieb' Frau von Schüſſerlbrunn ſchon beſchützen."

Da kriegt man Reſpekt vor dem alten, hölzernen Marienbilde im Kirchlein. Wallfahrer ſteigen in die Alpenwildniß herauf und trinken Waſſer an dem nur mehr ſickernden Weihebrunnen. Und auf dem kleinen Thurme klingt das Glöcklein wehmuthsvoll und die Steinwüſte antwortet nicht. —

Erſchöpft ſteigen wir nieder zum Thale der Mur. Die hohen Berge fordern Zoll von unſerer Kraft und die gewaltige Herrlichkeit ruht oft ehern auf unſerer Seele.

An der Wallfahrtskirche Pernegg und an Kirchdorf vorbei fahren wir in die ſchattige, tiefe Waldſchlucht, in welcher die Mur das Urgebirge durchbrochen hat. Hinter der Kapelle, die auf einem Bergvorſprung ſteht, weitet ſich's wieder. Bisher ging's nördlich, hier kommt die Mur durch den breiten Boden herab von Weſten, während die Südbahn rechts in's Thal der Mürz einbiegt. Dort wo die Mürz — wir kennen ſie aus ihrer Jugend her, da wir bei Neuberg, Mürzſteg und dem todten Weib mit ihr gewandert ſind — als ein recht ſtattliches Waſſer in die Mur fließt, liegt die Stadt Bruck. Sie zählt mit ihren vier Vorſtädten bei 3000 Einwohner. Die Straßen ſind geräumig und gerade, doch ohne anſehnliche Gebäude. Den großen Platz ziert ein ſchöner Brunnen. Merkwürdig für den Kunſtfreund iſt der alte Fürſtenhof mit ſeinen Bogengängen, reichlich mit Arabesken im beſten byzantiniſchen Geſchmacke geziert. Mehrere Kirchen und ein Theater vertreten die ideale Richtung der Brucker. Auf dem Schloßberge, an welchem ſchöne Spaziergänge angelegt worden ſind, ſteht die Ruine Landskron. Die Schickſale der Stadt Bruck ketten ſich in vieler Beziehung an jene von Graz. Türkeneinfälle, Seuchen, Ueberſchwemmungen, Franzoſenrummel u. ſ. w.

Den 4. und 5. September 1792 zählt Bruck zu ſeinen furchtbarſten Tagen. Eine Feuersbrunſt äſcherte die ganze Stadt und die Feſte Landskron ein.

Die Lage von Bruck, zwiſchen herrlichen, bewaldeten Bergen, an den beiden ſchönen Flüſſen und an der Auszweigung der Südbahn nach Leoben, wo dieſelbe zur Rudolfsbahn ſtößt — iſt ſehr günſtig für die Weiterentwicklung dieſer Stadt.

Von Bruck aus iſt als dankbarer Berg das 5132' hohe Rennfeld zu beſteigen.

„Geſegne Gott den Sterz! und ich thät bitten um einen Trunk Waſſer!" ſo grüßen wir oben die Schwaigerin in der Almhütte.

„Bedanken uns und wenn der Herr eſſen will, der Löffel wär' ſauber." So von ihrer Seite die freundliche Einladung zum Mahle. Die Schwaigerin ſitzt auf einem Holzblock und ihr Schooß iſt der Tiſch, auf welchem ein Milchtopf und eine Schüſſel mit Sterz ſteht — eine Lieblingsſpeiſe der Oberſteirer aus Mehl und Schmalz. — Den Sterz überlaſſen wir dem ältlichen Mann, der vor der Schwaigerin hockt und mit Bedacht und Ausdauer die Himmelsgab' genießt. Wir ſetzen uns vor der Hütte auf einen Stein und laben uns an der Milch, wie Gott auf der Alm ſie fließen

läßt. Dabei bewundern wir den Speisesaal. Fünf Thäler ziehen sich da unten in der Tiefe: die waldschattige Schlucht gegen Pernegg hin; der lichte ätherübergossene Murboden gegen Leoben und Knittelfeld; das freundliche Wiesenthal der Laming gegen die Bergriesen von Tragöß; das enge Waldthal des Thörlbaches gegen Aflenz und das liebliche, grüne Gelände der Mürz bis hinan gegen den Felskoloß der Rax. Das Städtchen Bruck streckt sich auf der sonnigen Au, sein Haupt an den Schloßberg gelehnt, seine Füße badend in der Mur — hält es sein Mittagsschläfchen. Die Bänder der Landstraßen liegen locker und unbenützt; die Eisenbahnen ziehen ja strammer an. In der Mur und der Mürz liegt der Schimmer des Himmels. Ueber dem Gleinalpenzug steht eine milchweiße Wolke mit strotzenden Rändern. Ueber der fernen Koralpe ist das Bleigrau eines Gewitters. Hinter dem kecken Horn des Reiting und den Schneetafeln des Zinken kräuseln zarte Wölkleln, durchwoben von Sonnenschein. Auf den Tragößer Gebirgen liegt der Schatten einer röthlichen Nebelmasse. Und über der Alpenwildniß des Hochschwab bis zur hohen Veitsch und den Neuberger-Alpen baut sich finsteres Gewölke. Auch über dem Gipfel des nahen Lantsch braut eine Blitze schmiedende Wolke, welche ihre Waare bereits mit einem erklecklichen Donnerschlage ankündigt. Unser Rennfeld alleln ist auserwählt und die Sonne lächelt zwischen Wolken in die Sterzschüssel, die mittlerweile leer geworden ist. Der alte Mann macht Anstalten zu einer Pfeife Tabak. Eine wilde Biene umsummt ihn; ein verfehlt' Beginnen! willst Du, kleines Thier schon nicht süßen Saft aus den Alpenkräutern saugen, so fliege zur jungen Schwaigerin. Bei der kommt sie aber auch zu spät. Der grüne dichte Fichtenwald, der vom Thale fast bis zur Hütte heraufwächst, ist noch jünger als sie. Unter seinem Schatten ist sie gesessen, hat einen Gesang vom Herzliebsten gesungen. 's ist überall dasselbe Lied, auf der Höhe, wie in der Tiefe und die Leute werden alt, ehe sie's glauben und seitdem das „Bergkraxeln" Mode geworden, werden ältere Sennerinnen nicht mehr ausgetauscht gegen jüngere.

Endlich brennt die Pfeife, der Halter hält seine Rast ein Stündchen; er hat keine Uhr, er mißt die Zeit nach Pfeifen Tabak. — Und zu plaudern muß man auch was dabei haben.

„Nau," sagt er zu uns, „geht Ihr Schwert suchen?"

Wie reich ist Steiermarks Vorzeit! Von Hang zu Hang, von Schanz zu Schanz rankt sich der Sagenkranz. — „Weil das Schwert des Stubenbergers noch begraben liegt auf diesem Berg," setzt der Halter bei.

Schon zuckt bisweilen ein grünlich weißer Streifen nieder über die schwarze Wolkenmasse, wie wenn man ein Zündhölzchen über eine dunkle Wand streicht. Das Gewitter bricht los; wir ziehen uns in die Hütte und fragen: „Nun, was ist's mit dem Schwerte des Stubenbergers?"

„Jaah!" zieht der Alte seine Stimme selbstgefällig in die Länge, „das ist curios. Auf diesem Berg' da ist's geschehen. — Vor alter Zeit, da sind unten an der Mürz im Kapfenberger G'schloß und an der Mur in der Perneggerburg die Ritter gewesen. Der Wulf und der Kuenring — junge Kreuzteufel und von Stahl und Eisen über und über. Der Wulf, der hat die schöne Agnes vom Pernegger G'schloß gern gesehen und der Kuenring, der hätt' sie gern g'habt. Angehalten hat der Wulf um die Jungfrau, hätt' sie auch krlegt und — helf' uns Gott der himmlische Herr! — Der Alte bekreuzt sich, denn ein Blitz ist niedergefahren vor unseren Augen und ein wilder Krach zerreißt die Luft.

Die Schwaigerin nimmt ein hölzernes Cruzifix von der Wand um das Gewitter zu bekreuzen und zu

beſchwören, denn der Menſch glaubt es gar nicht, wie viele Wetter gehext ſind.

„Hätt' ſie kriegt, der Wulf," fährt der Erzähler fort, „da muß er mit dem Kreuzzug in's Land Jerufalem."

„In's heilige Land," verbeſſern wir, allein er bleibt bei ſeinem Land Jerufalem. „Auch der Kuenring iſt mitgereiſt. Und jetzt ſchaut einmal, iſt Euch nach Jahr und Tag der Kuenring wieder heimgekommen und hat gefagt: den Stubenberger Wulf den hätten ſie derſchlagen und nachher wollt' e r die Jungfrau Agnes haben."

Die Schwaigerin ſchießt zur Thür herein: „Bitt' Euch liebe Leut', laßt die ſündhaften Geſchichten jetzt ſein. Thut's lieber beten, 's kommt ſtraflig!"

Wir blicken hinaus. Die Thäler ſind verſchwunden, dichte Nebel- und Regenmaſſen brechen in dieſelben nieder. Die Bäume des nahen Waldes ſchlagen mit ihren Aeſten auf einander los, die Wipfel machen hohe Rücken. Ein paar Dachbretter fliegen in der Luft, von der Wandbank kollern die Melkzuber, das kleine Haus auf der Bergeshöh' ſtöhnt in Todesangſt. Blitz, Donner, Waſſerſtürze und Hagel umbrauſen die Hütte.

„Wie bin ich froh, daß Leut' da ſind," ſagt die Schwaigerin, „zu todt fürchten müßt' ſich Eins allein!"

„Zwei Wetter ſind zuſammen gekommen," meint der Alte „und jetzt raufen ſie mit einander. — Die zwei Ritter haben es auch ſo gemacht. — Jetzt, wie der Kuenring die Jungfrau ſchier gehabt, wie ſchon die vornehme Hochzeit iſt geweſen im Pernegger G'ſchloß — iſt auf einmal auch der Wulf da. Du Kuenring! ſagt er, Du biſt ein Wicht und wir zwei ſind für Eine um halben Theil zu viel; Einer von uns muß ſterben. Kuenring, wo willſt mit mir den Zweikampf halten? — In meinem Hochzeitshaus nicht. Lieber da oben auf dem hohen Berge. — Ja, weil er eine Hex hat g'wußt, die hier oben in einer Felſenhöhle hat gewohnt und auf die er hat vertraut. Und der Stubenberger nimmt ſein Schwert, das bei Chriſti Grab das Heidenblut hat vergoſſen und da oben auf hohem Fels, wo der Berg jäh abgeht nach allen Seiten, thäten ſie gegen einander rennen. Das Herz mitten durchſtochen, iſt der Kuenring hingefallen zur Erden. Der Stubenberger hat ſein Schwert genommen und geſagt: Du meines Vaters Schwert haſt für den Heiland geſtritten und den ehrvergeſſenen Mann beſiegt. Du haſt einen ſchönen Lauf gethan, Du ſollſt ruhen in der Erden auf dieſem hohen Berg. Du wirſt nimmer verroſten und dereinſtmal, wenn die wilden Zeiten kommen, wird dich ein Edelmann finden und mit Dir den Feind vertreiben. So hat der Stubenberger geſagt, hat ſein Schwert vergraben. Alte Leut' aber haben erzählt, er hätte nicht geſagt, ein Edelmann, ſondern ein Bettelmann ſollt' das Schwert finden. — Jetzt, Bettelleut' ſind ſchon viel daheroben geweſen, keiner hat's troffen. — Leicht, daß i ch dazukomm'."

Wie aus der Pfeife hat der Alte die Geſchichte geſogen und als jene verloſchen, iſt dieſe verſtummt. Das Gewitter hat ſich auf das ſtete Bemühen der Schwaigerin mit dem Kreuz vertobt und die Wolkenfetzen zerreißen wie der Vorhang des Tempels von unten bis oben.

In wunderſamer Plaſtik ſteht die Schwabengruppe da; aber auf mehreren Höhen des Mürzthales liegt die weiße Hülle des Hagels.

„Wie ich mein Kreuz nicht zur Hand hab'," meint die Schwaigerin „ſo fährt das grob' Wetter auf uns los!"

„Dirn!" ſagt der alte Halter, „das Kreuz mag gut ſein, aber dem Stubenberger ſein Schwert wär' mir noch lieber."

Wir rüſten uns zum Aufbruch; da ruft der Halter: „Ihr geht gleich ſo davon? und fragt nicht, wie's ausgangen iſt! Geheiratet hat er ſie nachher, der Wulf, die Agnes."

Mit dieſer ſchönen Befriedigung kehren wir nach Bruck zurück.

Ein Kapitel Eisenbahnkunde.

Zum Unterrichte für das große Publikum von **Ernst Keiter.**

Es ist doch etwas ganz eigenes um die „Eisenbahn!“ ... Die Dichter und die dichterisch beanlagten oder sensitiven Naturen scheuen sich fast, dieses ihrem feinfühlenden Gehör nahezu schrill erklingende, nüchternkalte Wort in ihren Schreibungen zu gebrauchen, da es, ihrer Meinung nach, jeder poetischen Regung abhold und fremd ist, unserer realistischen Zeit ihr ausgesprochen geschäftliches, materielles Gepräge aufdrückt.

Und doch zeigt uns der weite Weg, von den ersten Anfängen der Papin-Watt'schen Erfindung und Ausnützung der Dampfkraft (1774) bis zur hohen durch den Vater des Eisenbahnwesens, den berühmten englischen Maschinenbauer Georg Stephenson, 1829, erzielten Vervollkommnung der Locomotive, welche heute ein Heer von Reisenden, riesige Waarenwerthe, einer Fabel gleich, über schwindelerregende Bergschroffen in ferne Länder führt und unserem geistigen und physischen Auge gigantisch nachweist, von welch' erhabener Größe doch die Macht des menschlichen Geistes ist.

Obgleich nunmehr alle Welt die Wohlthat der Eisenbahn genießt, sich selbst oder doch ihr Gut ihr anvertraut, so hat sich dennoch kaum ein geringer Theil dieser ungezählten Menge auch nur um die in die Augen springendsten Einrichtungen derselben bekümmert. Man überläßt sein theures Ich und Leben für Stunden und Tage einer Errungenschaft unserer vielverlästerten Zeit, ohne auch nur ein wenig das Bedürfniß zu haben, sich um die Zeichensprache, mittelst welcher diese Institution geleitet und gelenkt wird, zu bekümmern; obgleich es doch sicherlich nicht ohne Interesse sein müßte, während einer Fahrt auf dem eisernen Schienenwege die Deutungen und Signale aller Art, die sicht- und hörbaren Anordnungen zu verstehen, die geordnet auftretenden Erscheinungen sich erklären zu können und so wenigstens nicht, dem leblosen Frachtstück und der wohlverpackten Last gleich, einfach nur befördert, expedirt und am Bestimmungsorte, wo möglich unversehrt, wieder ausgeladen zu werden.

Meist aber steht es doch nicht viel günstiger um den Einblick, den sich die große Menge von den Eisenbahneinrichtungen verschafft hat. Der Reisende, auch der intelligente, eilt eben zu Fuß oder zu Wagen nach dem Bahnhofe, löst dort sein Billet zur Fahrt, betritt nach dem zweiten Glockenzeichen, 5 Minuten vor Abfahrt des Zuges, den Perron, wählt sich, wofern es überhaupt thunlich, ein minder besetztes Coupé oder wird vom Conducteur entsprechend placirt und braust sodann mit dem Train der ersehnten Station entgegen.

Ereignet sich auf seiner beflügelten Wanderung etwa ein leichter Zwischenfall, hat sein Zug vielleicht auf irgend einem Haltepunkte, wenn eben die Bahnstrecke nur eingeleisig angelegt wäre, einen correspondirenden, einen Gegenzug abzuwarten, oder wurde im Manipulationswagen vielleicht das Reisegepäck des Fahrgastes verlegt, oder, was allerdings schlimmer wäre, wohl gar irrthümlicherweise etliche Stationen früher schon ausgeladen, — so murrt oder schilt der erhitzte

Reisende mehr oder minder heftig, schimpft weiblich auf Personale und die ganze Anstalt, ihre Einrichtungen und die Art, wie selbe die Interessen der Beförderten wahrnimmt und — hat später Eisenbahn und Bahnhofsgebäude „Gott sei Dank!“ glücklich hinter sich.

Ein Mehreres jedoch über das heute nahezu zu einer förmlichen, ausgeprägten Wissenschaft angewachsene Eisenbahnwesen mit seinen mannigfachen Unterabtheilungen und Dienstzweigen zu sprechen, wird ihm wohl kaum möglich sein, da es ihm vielleicht viel zu interesselos gewesen, während der Fahrt oder schon während des Aufenthaltes in der Ausgangsstation seiner Reise sich nach all' den schrillen Klingel- und Läutewerken, nach dem ohrenzerreißenden Pfeifen der Maschinen, nach dem Rufen und Fähnchenschwingen der Bediensteten ein wenig mit offenem Aug' und empfänglichem Sinn umzusehen.

Vielleicht findet sich ein Reisender in den Wartsälen des Bahnhofes, der sich meine Begleitung, meine in gedrängter Kürze gegebenen Erläuterungen über all' dies eigenartige, nicht so ganz zu übersehende Leben ringsum gefallen ließe? Freilich wohl wird es nicht immer ein solch' aufmerksamer, dankbarer Zuhörer sein, als es mir einst jener rühmlich bekannte, geistesscharfe Rechtsfreund und Vertheidiger war, welcher manchen arg bedrohten „Eisenbahnmann“ schon durch seine präcisen und prägnanten Schlüsse aus der — Tinte zog und ihm sein gefährdetes bürgerliches Leben unbemackelt zurückgab.

Nur bin ich noch gar sehr im Zweifel, welchem der drei Wartsäle ich mich zuwenden soll, um jenen Mann zu finden, dem ich all' meine Weisheit so recht con amore appliziren könnte, ohne etwa auf den Unrechten zu stoßen und mit einer wenig freundlichen Geste verabschiedet zu werden.

In jenem splendiden, mit seinstoffigen Möbeln ausstaffirten Saale für Reisende der ersten Wagenclasse scheint mir für mein Doziren nicht der geeignete Boden zu sein; die hier mit mehr oder weniger Grazie und Noblesse hingegossen in den Fauteuils Ruhenden dürften sich weit eher einem eingehenden Vortrag über den Pferdesport geneigt zeigen. Während ich das Publikum der beiden übrigen Warteräume einer aufmerksamen Musterung unterziehe, klopft mir, einen freundlichen Gruß zuvor bietend, gemach ein stattlicher Herr auf die Schulter und frägt, wie es scheint, mit vieler Wißbegierde, welchen Zweck denn jenes kleine Eisenkästchen dort drüben an der Veranda habe, von welchem mit Kautschuk umhüllte Kupferdräthe längs der Wand aufwärts nach einem geschützten Läutewerke führen, das jetzt ununterbrochen mit hellem und scharfem Ton darauf losklingelt.

Die kleine rothe Scheibe, welche hinter einer Verglasung am Apparate sichtbar ist, gibt, wie das heftige unüberhörbare Läuten der kleinen Glocke, durch das beständige Vibriren und Anschlagen eines Hämmerchens hervorgebracht, dem Beamten die Sicherheit und die Controle, daß die Station nach der einen, beispielsweise nach der östlichen Seite hin, „*gedeckt*“ sei, d. h. daß das circa 3—400 Meter vor der Stationseinfahrt fix angebrachte Stationsdeckungssignal, die sogenannte *Distanzscheibe*, welche quer neben den Bahnweg gestellt, nun auf „*Halt*“ steht und so jedem sich der Station nähernden Zuge die Einfahrt verweigert. Denn jeder sich diesem Signale nahende Train hat die momentane Stellung desselben *genau zu beachten* und dieselbe auf das Strengste zu *respectiren*.

Von diesem Kästchen aus, durch electro-magnetische Kraft bewegt, kann nun eben diese wichtige Signalvorrichtung durch eine Kurbeldrehung

ganz bequem gelenkt und geleitet, je nach Erforderniß die „freie Fahrt“ gestattet, das Verbot der „Haltstellung“ gegeben werden. Die Wichtigkeit dieser Sicherheitseinrichtung für den Verkehr im Stationsrayon selbst leuchtet gewiß auf den ersten Blick ein; denn von jener Seite her, von der die Station gedeckt ist, wäre es somit geradezu unmöglich, die in der Station eben vorzunehmenden Verschiebungen mit Zügen oder einzelnen Wägen ꝛc. zu gefährden und doch stehen jene Fälle, in denen sich durch Zusammenstöße mit einfahrenden Zügen ein mehr minder erheblicher Unfall ereignete, nicht so vereinzelt da.

Dichte Nebel, Unwetter bei Tag oder Nacht, gehinderte Fernsicht und dgl. überhaupt machen den sonst hohen Werth dieser Distanzsignale nahezu illusorisch und diverse Bestimmungen, welche für diesen Fall die Sicherheit verbürgen, lassen oft hie und da, durch Eintreten anderer unglücksvollen Zusammentreffungen, durch Mißverständnisse oder irrthümlich aufgefaßte Anordnungen dennoch ein düsteres Bahnereigniß zu.

Allerdings sind die von den Handels- oder Communikations-Ministerien herausgegebenen oder doch signirten diesbezüglichen Bestimmungen derart scharf, prägnant und unzweideutig klar auf dem Papier fixirt, daß in Momenten des ruhigen Durchstudirens derselben auch nicht der leiseste Zweifel über die Handhabung derselben, über ihre Anwendung in gegebenen Fällen, obwalten kann; aber man darf sich hier wohl vor Augen halten, daß unberechenbare, unvorhergesehene, äußere wie innere Einflüsse, Zwischenfälle, oft geringfügige Details und Vorkommnisse, in dem großen, streng ineinander greifenden Räderwerk des Verkehrsdienstes und Verkehrswesens eine Katastrophe, einem bösen Dämon gleich, heraufbeschwören können, deren Möglichkeit später, in Momenten vollster Ruhe, geradezu als unerklärlich aufgefaßt werden muß.

Der Electro-Magnetismus ist heute sozusagen die Seele, das belebende, fördernde, leitende, erhaltende Prinzip unserer Eisenbahnen und Bahnen mit bedeutendem Verkehr; Weltbahnen könnten in unseren Tagen ohne den electrischen Funken, seine Macht und Kraft, ohne seine werkthätige Mithilfe, geradezu nimmermehr bestehen. Der unentwirrbare Bahnenknäuel, wenn es gestattet ist, diesen Ausspruch hier zu gebrauchen, um London, die reichverzweigten Linien in Belgien, selbst jene den Rhein auf- und abwärts, einige französische Routen, sie alle müßten vielleicht geradezu ihre Fahrten einstellen, wenn ihnen so plötzlich durch ein unnennbares Etwas jener Prometheusfunke geraubt würde.

Dieser Electro-Magnetismus ist dem Eisenbahn-Verkehre, was dem Menschen die Luft ist, ohne die kein athmendes Wesen bestehen kann; es ist das Element, das der Eisenbahn ihr heutiges Dasein ermöglicht. In demselben Momente, in welchem z. B. in der Station A der mit dem Verkehrsdienste betraute (geprüfte) Beamte den Glockensignal-Taster niederdrückt, um das einem abzusendenden Zuge vorausgehende, vorgeschriebene Glockensignal abzugeben, hebt auch schon der Eisenhammer an der Eisenglocke am Dache jedes einzelnen Wächterhauses der ganzen Strecke bis zur Station B und im Bureau-Apparate dieser Station selbst aus, um den kräftigen, weithinschallenden Schlag ertönen zu lassen und jeden Dienstangehörigen zwischen den beiden genannten Stationen aufmerksam zu machen, daß nun ein Zug aus jener Richtung zu gewärtigen sei, welchen die Gruppirung der einzelnen Glockenschläge genau genug angibt. Auch diese Glockensignale lassen keinen Zweifel über die Abgangsstation des herannahenden Trains zu; denn die Ver-

ordnung des Handelsministers vom 10. Februar 1877, welche in beiden Reichen unseres dualistischen Staates gleiche Geltung hat, fixirt dieselben auf das Prägnanteste.

Diese Signalgruppirung richtet sich nach den Anfangs- und Endpunkten der einzelnen Bahnlinien und mußten, um die Richtungen derselben festsetzen zu können, eben zwei Haupt-Anfangspunkte der Bahnen bezeichnet werden. Für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder ist derselbe Wien, für die Länder der Stephanskrone Budapest. Selbstverständlich formulirte man nach diesen Hauptpunkten die Endpunkte jeder einzelnen Route. Ist A der Anfangspunkt einer Linie und Z der Endpunkt, so gruppirt sich das Glockensignal, welches jedem in der Richtung von A nach B, von B nach C, von C nach D, von D nach E ꝛc., überhaupt von A nach Z verkehrenden Zuge vorausgeht, in der Form von zwei in winziger Pause aufeinander folgenden Glockenschlägen, u. zw. in gleichen Zwischenräumen dreimal wiederholt. Der Bahnwächter oder jeder wie immer Titel tragender Bahnbedienstete, welcher (wüßte er auch nicht schon aus seinem Fahrordnungsbuche die Ankunftszeiten aller Züge) etwa auf der Strecke zwischen den Stationen K und L zur Zeit des ertönenden Signals steht, weiß nun sofort, daß in K soeben ein Zug nach L abgelassen wurde, niemals aber ein solcher auf dieses Zeichen hin von L nach K jetzt zu erwarten sei.

Die Wichtigkeit dieser Einrichtung wird sogleich deutlicher hervortreten, wenn ich weiters erwähne, daß jener Bedienstete z. B. wenige Minuten später etwa gar ein weiteres Glockensignal von dem Dache eines Streckenhäuschens herab würde erklingen hören; vielleicht die Gruppe von drei Glockenschlägen in gleichen Pausen dreimal wiederholt. Ich glaube seine zuvor einen ziemlich harmlos-gutmüthigen Ausdruck zur Schau tragende Physiognomie wird sich im Momente wesentlich verändern, vielleicht verdüstern; vielleicht läuft er sinn- und planlos, wenn es ihm an Geistesgegenwart mangelt, bald nach rechts, bald nach links, vielleicht aber und jedenfalls gewisser, legt er die „Knallkapseln" auf den Schienenstrang und steckt auch sofort seine roth-weiße Signalscheibe in die Mitte des Schienenweges, welche jedem herankommendem Zuge, in dieser Weise placirt, ein energisches „Halt!" zuruft, um sodann auf der entgegengesetzten Seite dem von dorther sich nähernden Zuge oder dem nächstliegenden Wächter entgegen zu eilen und denselben von der drohenden Gefahr zu unterrichten, falls derselbe nicht ohnedieß bereits davon unterrichtet wäre und der Zug seine Fahrt nicht ohnedies bereits mittlerweile unterbrochen hätte.

Ist die Bahnlinie doppelgeleisig angelegt, so hat es allerdings mit diesen beiden so kurz nacheinander aufgetretenen Signalen keine weitere Gefahr; die beiden einander entgegenfahrenden Züge sausen, sich mit einem kräftigem Locomotivepfiff begrüßend, an einander vorüber, ihren Bestimmungsstationen zu. Weit anders aber verhält es sich jedoch, wenn sich unser Fall auf eingeleisiger Strecke ereignet. Da sähe es allerdings schlimm genug für die Insassen der beiden Züge aus. Aber schon hören wir ein weiteres electrisches Glockensignal von allen Apparaten der Wächterhäuser ertönen, den Eisenbahnkundigen zwar eine keineswegs sonderlich sympathisch erklingende, aber dennoch höchst beglückende Musik. In gleichen Pausen, mindestens viermal wiederholt, vernehmen wir jetzt die Gruppe von drei und zwei Glockenschlägen, demzufolge sofort jeder auf der betreffenden Strecke verkehrende Zug unverzüglich in seinem Laufe aufzuhalten ist. In tönenden Riesenlettern schreibt

dieſes Glockenzeichen den Befehl in die Lüfte: „Alle Züge aufhalten!“ und wird ſo zum Rettung bringenden Engel, ſoferne es noch rechtzeitig genug ertönt. Auch andere, minder ernſte, doch immerhin gar gewichtigte Rufe können von dieſen Apparaten auf den Wächterhäuſern herab erklingen, wie jener: „Locomotive ſoll kommen!“ und „Locomotive mit Arbeitern ſoll kommen!“, Rufe, welche übrigens bei ihrem jedesmaligen Erſcheinen die Ruhe der dienſthabenden Beamten in nicht geringem Maße alteriren, da in ſchlimmen Fällen denſelben wohl auch meiſt ein unglücksvolles Ereigniß vorangegangen iſt. — Bei erſterem Signal hören wir die Gruppe von fünf Glockenſchlägen, bei letzterem Signal jene von fünf Glockenſchlägen und einem einzelnen in gleichen Pauſen dreimal erklingen.

Eine hochwichtige, allerdings bei dem ſchwächeren Zugsverkehre in Oeſterreich-Ungarn, Deutſchland, Rußland und Italien noch nicht dringend nöthige Einführung, ſind die Zugdeckungsſignale auf Zeitintervalle und ſolche, bei welchen ſich principell zwiſchen zwei auf einander folgenden Zügen ſtets eine Bahnſtrecke von beſtimmter Minimallänge befinden muß; dies ſind die Zugsdeckungsſignale auf Rauminterwalle. In England, wo die Dichte des Zugsverkehrs längſt den Werth der erſteren Gattung von Zugsdeckungsſignalen ſchwächte, werden ſeit Jahren jene der zweiten Art mit großem Erfolge angewendet. Auf engliſchen Bahnen eben, auf den Strecken zwiſchen zwei von einander entfernter liegenden Stationen, verkehren ja hintereinander Zug auf Zug, u. zw. derart, daß die zwiſchen zwei Zügen verfügbare Zeit oft verhältnißmäßig ſehr gering und klein iſt. Es iſt da wohl unumgänglich geboten, die Strecken durch eingeſchaltete Signalſtationen zu theilen und ſo jedem nachfahrenden Zuge durch ein Haltſignal ſtets ſo lange die Einfahrt in die nächſt zu durcheilende Theilſtrecke zu verſagen, bis der vorherlaufende Train dieſe Partialſtrecke verlaſſen hat, ſo daß auf dieſe Weiſe in jeder Section, in jedem einzelnen Theilgebiete immer nur ein einziger Zug verkehren darf. So unübertrefflich der Werth dieſer „Blockſignale“ auch iſt, die Koſtſpieligkeit ihrer Anſchaffung, ihrer Einrichtung — da ſie auf der Ausnützung electriſcher Ströme zur Zeichengebung beruhen — geſtattet nur beſtrentirenden Bahnen bei lebhafteſtem Verkehre dieſe Signale.

Im Eiſenbahnweſen ſpielen auch die Farben eine nicht unbedeutende Rolle. Allerdings ſind es ihrer nur drei, die beſondere Beachtung errungen haben. Der Werth und die Bedeutung jeder einzelnen iſt ſelbſtverſtändlich ein verſchiedener; aber alle miteinander ziehen ſie wie ein Richard Wagner'ſches Leitmotiv durch das geſammte Bahnleben. Roth, grün, weiß ſind die Farbentöne, welche, ſei es bei Tag oder Nacht, ihre Anſprüche geltend machen. Das rothe Signalfähnchen, die roth-weiße Signalſcheibe, die Laternen mit rothem, mit grünem, mit weißem Lichte, ſie alle ſprechen im executiven Dienſte ihre entſchiedene, nicht mißzuverſtehende Sprache. Das rothe Signalzeichen geſchwungen oder die rothleuchtende Laterne zur Nachtzeit dem Zuge entgegengehalten, iſt ein unbedingtes Haltgebot; das rothe Fähnchen zur Erde geſenkt, die rothe Fläche der Scheibe ruhig dem Zuge zugewendet oder bei Nacht das grünſchimmernde Licht der Laterne, befiehlt ein langſames Fahren, Vorſicht, Achtſamkeit; die weißſcheinende Laterne endlich und das Frontmachen gegen die Bahn mit der geſchloſſenen Fahne, mit der Scheibe, gewährt die freie unbehinderte Fahrt. Roth will Gefahr, Grün Mäßigung, Weiß Freiheit bedeuten, verkünden.

Aber nicht nur in den Händen der Bedienſteten haben die erwähnten Signale ihre verſchiedene Bedeutung, auch von den Maſchinen herab ſprechen ſie dem Kundigen eine beredte, entſchiedene Sprache.

Bei Tag allerdings fehlt an den Locomotiven meiſt jedes beſondere Signalzeichen, aber zur Zeit der Dunkelheit ſtatten ſie ſich wohl auf mehrfache Weiſe aus.

Auf eingeleiſiger Bahnſtrecke hat dann jede derſelben zwei rothleuchtende Laternen an der Spitze, auf doppelgeleiſigen Strecken jedoch nur jene, welche etwa auf dem unrichtigen Geleiſe verkehren; denn auf letzteren Linien haben alle Züge einer und derſelben Richtung ſtets auf dem gleichen Schienenſtrang, auf — vom Anfangspunkt zum Endpunkt des Bahnweges hin geſehen — dem linksſeitigen zu verkehren.

Auch am letzten Wagen eines jeden Zuges finden wir zur Nachtzeit ein eigenartiges Lichtzeichen, u. zw. drei rothſchimmernde Laternen, welche in den Winkelpunkten eines großen Dreiecks angebracht ſind und die dem beobachtenden Streckenwächter ſtets als Controle dienen, daß ſich kein Theil des Zuges etwa während der Fahrt losgetrennt habe, ſondern daß ſich der Train in vollſtändiger Ordnung befindet. Manchmal auch ſehen wir ſtatt der linksſeitigen rothleuchtenden „Ausſchlaglaterne“ eine ſolche, die grünen Lichtſchein nach rückwärts wirft; dann folgt dieſem Zuge eben in der gleichen Richtung noch ein außergewöhnlicher, ſonſt nicht regelmäßig verkehrender Zug nach. Oder es befindet ſich an Stelle der grünverglaſten Laterne eine, die weißes Licht zeigt; dieſelbe kündet dann jedem Wächter der durchlaufenen Strecke an, daß in entgegengeſetzter Richtung ein außergewöhnlicher Train verkehren wird. Am Tage werden zu ähnlichen Signaliſirungen weißrothe Scheiben verwendet und zu dieſem Zwecke auf die Puffer des letzten Wagens im Zuge oder ſonſt wie daran angebracht. Bemerkt der Streckenwächter z. B. über die linksſeitige Pufferfläche eine ſolche Scheibe gezogen, ſo weiß er eben, daß ein nicht permanent verkehrender Zug nachfolgt; weißrothe Scheiben über beide Puffer zeigen ihm jedoch einen in entgegengeſetzter Richtung fahrenden außergewöhnlichen Zug an.

Und gleichwie die Eiſenbahn, wenn auch in wenig rhythmiſcher Weiſe, trotz all' ihrem realiſtiſchen Weſen, mit ihren Glocken-, Klingel- und Läutewerken hinübergreift auf das Gebiet der Töne (!), mit ihrer bedeutungsvollen Dreiheit: Roth-Grün-Weiß in das Bereich der Farbenwelt eindringt, alſo ſucht auch dieſelbe Eiſenbahn im eigenartigen Geſang, im pfeifenden Flöten, im flötenden Pfeifen, wieder bedeutſame Soloklänge, ſprechende Muſik zu entwickeln, zu deren uniſonen Lauten das Puſten der Locomotive und das Rauſchen des entweichenden Dampfes den Chorus bilden müſſen. Ja, auch das kleine metallene Mundpfeifchen der Bedienſteten wird zum Commandoworte rufenden Dirigenten, hat als ſolcher ſeine nicht mißzuachtende Aufgabe im Eiſenbahndienſte und verhütet namentlich bei den Verſchiebungen auf dem Stationsplatze manchen argen, unfreundlichen Stoß durch die Maſchine, der einem oder dem andern Perſonen- oder Frachtwagen oft wohl etliche Holzrippen koſten würde.

Es iſt eine etwas lärmende Sprache; aber mit ſolchen ziſchenden und brauſenden Eiſencoloſſen, wie es die Locomotiven einmal ſind, läßt ſich eben eine Verſtändigung nicht viel ſanfter, girrender, tändelnder erzielen. Ein langer Ton mit dem Pfeifchen ſagt dem Dampfroß: „Vorwärts!“; zwei kurze Töne gebieten ihm „Rückwärts!“; mehrere lange Töne be-

deuten: „Langſam!“; mehrere kurze ein entſchiedenes: „Halt!“

Auch der rußige Mann oben auf der Locomotive, der Steuermann des ganzen Trains, ſpricht ſeine markigen Laute, welche dem Perſonale des Zuges und der Stationen bekannt genug erklingen. Jedesmal, bevor er den Reverſir-Hebel erfaßt um ſeine Maſchine in Gang zu ſetzen, gibt er mit der Dampfpfeife ſeiner Locomotive das Signal „Achtung,“ einen mäßig langen Pfiff, um dadurch auf die in Bewegungſetzung ſeines Gefährtes aufmerkſam zu machen. Bewegt ſich der Zug einem Bergabhange zu, ſo fordert er durch mehrere kurze, ſchrille, ſchnell aufeinander folgende Pfiffe die Conducteure auf, den Lauf der Wagen durch raſches Anziehen der Bremsvorrichtungen zu hemmen und ſo eine Gefahr zu beſeitigen, welche dem Zuge und ſeinen Inſaſſen verhängnißvoll werden könnte. Wird dann wieder horizontales Terrain erreicht, über welche Wandlungen dem Maſchinenführer ſtets die längs des Schienenweges aufgeſtellten Höhentafeln genaue Auskunft geben, ſo ruft ein langer und zwei folgende kurze Pfiffe dem Fahrperſonale zu, „die Bremſen zu löſen.“ Aber auch dieſes Fahrperſonal hat ſeine Zeichen und Laute, durch welche es ſich, das Schnauben der Maſchine übertönend, den Männern auf der Locomotive verſtändlich machen kann. Steht der Zug in der Station bereit, iſt das zweite Zeichen mit der Stationsglocke, welches die Reiſenden zum Beſteigen der Waggons einladet, vorüber, nähert ſich die Minute der Abfahrtszeit, ſo gibt vorerſt der dienſtthuende Beamte das Zeichen, worauf das dritte Glocken-Läuten erfolgt. Dann läßt der Zugführer von ſeinem Wagen aus einen langen Ton mit dem Horne als „Abfahrtszeichen“ erſchallen, der Maſchinenführer gibt das Signal „Achtung“ und der Train ſetzt ſich in Bewegung. Um denſelben nun, aus triftigen Gründen, aufzuhalten, darf Jeder aus dem Zugsperſonale das Zeichen „Halt“ geben, das in mehreren kurzen Tönen mit dem Horne beſteht oder auch ein ähnliches Signal mit der Mundpfeife, nebſtbei die Signalfahne, bei Nacht die Laterne heftig ſchwingend.

Sehen wir uns etwa noch ein wenig im Bahnhof-Rayon ſelbſt um, ſo bemerken wir gar bald eine nicht geringe Anzahl von neben den Geleiſen, dort, wo in einen Hauptſchienenſtrang Seitengeleiſe einmünden, fix angebrachten Vorrichtungen, die aus ſenkrecht ſtehenden Eiſenſtangen beſtehen, die wieder an ihrem Kopfende ſcheibenrunde, bei Nachtzeit beleuchtete, aus Eiſenblech gefertigte „Signalkörper“ tragen, welche, in feſter Verbindung mit ihren Ständern und auf mechaniſchem Wege leicht beweglich, bald in paralleler, bald wieder in verticale Richtung zum Schienenweg geſtellt werden können und durch dieſe je nach Bedarf erforderliche Stellung, eine Verrückung der beweglichen Geleiſevorrichtung hervorbringend, es ermöglichen, die einzelnen zur Abſendung beſtimmten Perſonen- oder Frachtwagen zu ganzen Zügen zu rangiren, wie auch anderſeits wieder die mit den diverſen Zügen in der Station angekommenen Wagen an jene Stellen, Magazine, Ausladerampen ꝛc. zu dirigiren, an denen ſie eben zur Ausladung und nachherigen Wiederbeladung benöthiget werden.

Da durch eine unrichtige Stellung dieſer Wechſelvorrichtungen bei dem Befahren derſelben nothwendig „Entgleiſungen“ der Wagen oder Maſchinen herbeigeführt würden, ſo hat man zur gewiſſenhaften Bedienung derſelben eigene Individuen und müſſen außerdem die Locomotivführer bei ihren Fahrten im Stationsrayon, bei den Verſchiebungen ꝛc. ihr Haupt-Augenmerk auf die Stellung jedes einzelnen Wechſelapparates, der in dem von ihnen momentan befahrenen Schie-

nenwege liegt, richten. Zur nachtdunklen Zeit würde dieſes Sichorientiren ſeine Schwierigkeiten haben; man beleuchtet daher die eigenartig conſtruirten Scheiben und läßt ſie nach vorne und rückwärts, und zwar verſchiedenfärbigen Lichtſchein ausſtrömen. Zeigt ſich der herannahenden Locomotive am Ständer des Wechſels ein ſenkrecht ſtehendes weißes Viereck, ſo weiß der Führer derſelben, daß er nach der Spitze, zeigt ſich ihr jedoch ein ähnliches aber grünes Viereck, ſo gebietet dies Signal Vorſicht und Achtſamkeit, da die Maſchine ſich ja gegen die Spitze der Wechſelvorrichtung bewegt. In beiden Fällen fährt ſie in gerader Richtung; während ſich ihr bei der Stellung der Weiche in die Abzweigung (bei der Fahrt gegen die Spitze hin) ein weißes, ſchräg geſtelltes Viereck oder ein weißer Pfeil im ſchwarzen Felde zeigt.

Die Spitze dieſes Pfeiles, die Neigung dieſes Vierecks deuten dann die Richtung an, nach welcher das Geleiſe abzweigt.

Jetzt wird an das Ende eines zur Abfahrt bereitſtehenden Perſonenzuges ein prächtiger Waggon geſtellt, der rückwärts, einer offenen Veranda gleich, die volle, freie Ausſicht gewährt. Dieſer mit allem Comfort und aller Eleganz ausgeſtattete „Salonwagen“ iſt aber nicht für gewöhnliche Sterbliche zugänglich, in dieſem Prachtgefährt, das verſchiedene, beſtimmten Zwecken dienende Räume enthält, geruht nur der regierende General-Director ſeine Ausflüge und Ferienreiſen, deren er im Laufe eines Jahres hübſch etliche zu abſolviren hat, zu unternehmen ....

Nur einige flüchtige Bemerkungen, die auf die complicirten Einrichtungen, die mannigfachen Vorſchriften und Inſtructionen hindeuten, welche bei Ausführung des Verkehrs der Züge in Anwendung zu bringen, zu beobachten ſind, nebſtbei immerhin ein allgemeineres Intereſſe beanſpruchen dürfen, mögen noch mit einigen anderen Daten vorübergehend hier erwähnt werden.

Daß die Zuſammenſtellung der einzelnen Züge, die Aneinanderreihung der einzelnen Wagen in denſelben, ſeien es dann Perſonen-, gemiſchte, Frachten-, Militär- oder Arbeitszüge, nach ſtrengeregelten Beſtimmungen erfolgen muß, leuchtet wohl ein; ebenſo daß die Steigungs- und Neigungs-Verhältniſſe der Bahnſtrecke nicht geringen Einfluß nehmen auf die Anzahl und Vertheilung der mit Bremſen verſehenen Wagen, auf die Bruttolaſt des betreffenden Zuges im großen Ganzen, auf die Geſchwindigkeit, mit welcher ſich dieſer Train bewegt, auf die herrſchenden Witterungs-Verhältniſſe, auf die Kategorie, auf die Zugskraft der Maſchine ſelbſt und auf eine Reihe anſcheinend vielleicht geringfügiger Einzelnheiten.

Auch die meiſt lapidare Größe der im Eiſenbahnleben erſcheinenden Ziffern drückt der Inſtitution ihr coloßartiges Gepräge auf. So repräſentirt z. B. eine Locomotive mit Kohlen gefülltem Tender das ganz reſpectable Gewicht von 66.000 Kilogramm, oder, wie der geläufigere Ausdruck vorſchreibt, 66 Tonnen (ungefähr 1.300 Centner.*). Ein Perſonenwagen berechnet ſeine Eigenlaſt mit 8—9 Tonnen, das Gewicht eines Güterzuges auf horizontaler Bahn kann ſich von 500 bis auf 800 Tonnen (10—16.000 Ctr.) und mehr ſteigern, je nach Bau und Conſtruction der verwendeten Maſchinen. Die Geſchwindigkeit, mit welcher Perſonen- und Schnellzüge verkehren, beträgt wohl 6 bis 8, ſelten 10; bei gemiſchten Zügen 4 bis 6 und bei reinen Laſtenzügen 2 bis 4 geographiſche Meilen per Stunde. Selbſtverſtändlich drückt ſich die Höhe dieſer

*Im Eiſenbahnweſen wird nunmehr durchwegs mit Tonnengewicht gerechnet. Eine Tonne (engl. Gewichtsmaß) = 1000 Kg. = 20 Ctr.

Ziffern bei starken Steigungen und scharfen Krümmungen des Bahnweges bedeutend niedriger aus. Auch die Kostenpreise der Locomotiven verdienen Beachtung, denn jede einzelne erfordert ja, im bürgerlichen Sinne genommen, ein Capital, ein Vermögen. So kostet eine Personenzugs-Maschine 25.000 bis 30.000 Gulden, eine Last- oder Schnellzugsmaschine 30—35.000 Gulden und der hiezu gehörige Tender ungefähr noch 4—6000 Gulden ö. W. Die berühmtesten Maschinenbauer der heutigen Welt bleiben gewiß — allen voran der geniale Schöpfer Stephenson in England — Cail in Grenelle, Cavé in Paris, Schneider in Creusot, Borsig in Berlin, die Fabrik der österr. Staatsbahn in Wien, G. Sigl in Wr.-Neustadt, in Belgien Cockerill, in Philadelphia Norris.

Mit wie viel Pferdekräften diese eisernen Ungethüme arbeiten, frägst Du aufmerksamer, wißbegieriger Leser? Unter Fachmännern wird die Zugkraft einer Maschine allerdings entweder in Pfunden oder in Tonnen ausgedrückt und muß mindestens gleich dem Widerstande des zu ziehenden Trains sein; aber da die Leistung einer Locomotive nicht blos ein Gleichgewichtshalten zwischen Maschine und Train, sondern auch die Erzeugung einer gewissen Geschwindigkeit, d. i. ein Fortbewegen des ganzen Zuges erfordert, also ein Produkt ist aus der Zugkraft und der Geschwindigkeit der Maschine, so wird sie auch entweder in Tonnenmeilen oder in mechanischen Pferdekräften ausgedrückt. Die groß und stark gebauten Lastzugs-Maschinen arbeiten wohl mit 200 bis 350, die nach dem System Engerth mit 400 Pferdekräften.

Für jede Meile ihres Laufes verbrauchen sie 150 bis 300 Pfund und mehr Anthrazitkohle und für jede Stunde über 6000 Pfund Wasser.

Auch die Geschwindigkeit der Kolben bei den verschiedenen Maschinen gibt uns ganz artige Rechenexempel zur Lösung auf und es erscheinen da Ziffern und Zahlen, welche bei mehrstündigem Laufe der Locomotive gerechnet, wahrhaft betäubend wirken. Diese Kolbengeschwindigkeit beträgt bei Personenzug-Maschinen 400 bis 600 Fuß, bei gemischten 300 bis 500, bei reinen Güterzug-Maschinen 200 bis 450 Fuß per Minute.

Doch, Leser und Redacteur gebieten vielleicht meiner Schreibseligkeit ein energisch „Halt" und stellen meiner dahineilenden Feder wohl die rothflächige Scheibe oder die rothschimmernde Laterne im Geiste entgegen, den Schluß dieser Zeilen ersehnend. Sollte es denselben jedoch, wenn auch nur in vereinzelten Fällen, gelungen sein, einiges Interesse für die Welt und das Leben der Eisenbahn erregt zu haben, so findet sich der Schreiber dieser flüchtigen Skizze genügend belohnt.

Er liebt eine Fürſtin.

Geſchichte aus einer verſunkenen Stadt von Hieronymus Lorm.

Es ſind kaum mehr als zwanzig Jahre, daß ein ſeitdem ganz verſchollener, aber ohne Zweifel ſehr gelehrter Doctor ein philoſophiſches Werk herausgab unter dem Titel: „Anſicht der Welt“. Es war ein ſehr dickleibiges Buch, das ſeine Unterſuchungen mit der Frage begann, ob die Welt vor Allem überhaupt vorhanden ſei? Und am Schluſſe ſeiner Forſchungen gelangte der profunde Metaphyſiker zu dem überraſchenden Ergebniß, daß die Welt in der That vorhanden iſt.

Es gibt in Wien wie in der Geſellſchaft jeder andern großen Stadt Menſchen, die ohne durch Armuth oder Kummer von den Freuden des Lebens ausgeſchloſſen zu ſein, ihre Erklärungen über die Art, wie ſie ſich zum Faſching verhalten, mit der Frage beginnen: ob denn der Faſching exiſtirt? Dieſe Seltenen und Seltſamen geben zwar keine Philoſophie heraus, doch ſind ſie vielleicht größere Philoſophen, als der Verfaſſer der „Anſicht der Welt“. Man muß auch ihrer in einer Chronik des Carnevals gedenken, wenn auch weiter nichts von ihnen zu ſagen iſt, als daß es überhaupt ſolche Käuze gibt. Eines jeden Dinges wird man ſich erſt durch das Auftauchen ſeines Gegenſatzes mit vollkommener Klarheit bewußt, vom Größten bis zum Kleinſten, vom Glück bis hinab zu einem bequem ſitzenden Stiefel.

Die Faſchingsſonderlinge ſind weder Melancholiker noch Menſchenfeinde, weder Verächter einer guten Unterhaltung noch von Haß gegen ſchöne Frauen beſeelt; ſie haben nur einfach einen angebornen Widerwillen gegen jede feſtlich lärmende Gemeinſamkeit. Es wird ihnen weh und übel, wenn ſie alle Welt in einer herkömmlichen, bloß vom Kalender empfohlenen Bewegung ſehen; ſie wollen ſich nicht par ordre de mufti amüſiren; ſie heiligen den Sonntag, aber ſie verlegen ihre Vergnügungen auf den Montag; ſie geben Geſchenke, aber niemals zu Geburtstagen oder zu Weihnachten; ſie tanzen gerne, aber erſt, wenn niemand mehr daran denkt, einen Ball zu geben.

Erwähnt ſeien ſie nur, damit man ſich erinnere, daß ſie überhaupt auf der Welt ſind; mehr iſt nicht von ihnen zu erzählen. Gewiß gibt es unter Tänzern und ſonſtigen Ballbeſuchern Manchen, der ihnen nachempfindet und ſogar die gleiche Kraft der Reſignation hätte, aber nicht gleich ihnen den Muth der Abſonderlichkeit beſitzt.

Wie ein Mann dieſes Schlages dennoch dahin gebracht wurde, einmal mitten im Winter einen vollgepfropften Maskenball zu beſuchen, iſt eine Geſchichte, die aus der Zeit ſtammt, da man in Wien noch über die „Redouten“ erfreut und nicht nach einer Nachahmung der Pariſer Opernbälle lüſtern war.

Der Mann iſt todt und ohne Indiscretion könnte man ſeinen unbekannten Namen kundgeben, doch genügt es, wenn er hier Ewald genannt wird. In ſeinen Vergnügungen nicht nur, auch in ſeinen Leidenſchaften auf einſamen, auf nicht herkömmlichen Wegen gehend, nährte er eine ſtille, hoffnungsloſe, ſozuſagen unmögliche Liebe; ein bürgerlicher Rentier entbrannte er für eine Fürſtin. Sie wußte natürlich

lange kein Sterbenswörtchen von der Exiſtenz ihres glühenden, aber unendlich weit außerhalb ihrer Kreiſe ſich bewegenden Verehrers. Andere Frauen hätten vielleicht bemerkt, was ſeinen Bekannten längſt aufgefallen war, die Hartnäckigkeit, mit der er den Spuren der vornehmen Frau folgte, ſeine unvermeidliche Anweſenheit, ſo oft ſie vor dem Theater, vor einer Boutique, vor einem Palais aus dem Wagen ſtieg, die Ausdauer, mit der ſein Opernglas auf ihre Loge gerichtet blieb. Allein für Frauen dieſer Sphären ſind gewiſſe Exiſtenzen gar nicht wahrnehmbar, ſie mögen dem äußern Auge noch ſo aufdringlich erſcheinen. Das begünſtigte nun die Kühnheit, mit der er ſelbſt im Sommer, den die Fürſtin zum Theil auf ihren Gütern zubrachte, alſo auch ohne die vielen hilfreichen Zufälle, die eine große Stadt bietet, ſich ihren Anblick zu verſchaffen wußte.

Im Winter vermied er, getreu ſeiner Abneigung gegen öffentliche Feſte, die Maskenbälle im Redoutenſaal, wo er ohnehin die Anweſenheit der Angebeteten nicht vorausſetzen konnte. Da erhielt er einmal am jeudi gras ein Billet, deſſen Papier, weiß und ungeſchmückt, durchaus keinen künſtlichen Duft aushauchte, während Form, Schrift, Styl von einem undefinirbaren Parfum umweht waren. Das Billet mußte unzweifelhaft einen ariſtokratiſchen Urſprung haben; das ſagte ſich Ewald noch, bevor er den Inhalt geprüft hatte.

Der Inhalt war eine Aufforderung, Abends auf der Redoute zu erſcheinen. Eine Anſpielung auf ſeine „heimliche“ Liebe machte das Blatt in ſeiner Hand zittern. Im Namen dieſer Liebe wurde er beſchworen, an dem bezeichneten Orte nicht zu fehlen. Dem verehrten Gegenſtande drohe eine Gefahr, die nur er mit ſeinem verſchwiegenen, treuen und tiefen Gefühle abwenden könne. Eine Maske werde ihm das Nothwendige vertrauen.

Das Briefchen konnte eine Myſtification ſein, von einem jener guten Bekannten veranſtaltet, die ſtets bereit ſind, unter dem Vorwande eines Scherzes ihrem „Freunde“ das Unangenehmſte zu bereiten, worüber er noch pflichtſchuldigſt ſein Ergötzen äußern ſoll. Man war vielleicht eine Wette eingegangen, ihn zu dem Beſuch eines Feſtes zu veranlaſſen, dem er conſequent ſich ferne gehalten hatte und bediente ſich dazu einer naheliegenden Liſt; war er doch mit ſeiner nicht unbemerkt gebliebenen ſtillen Flamme oft geneckt worden.

Wer aber hätte andererſeits dem Brieflein ein ſo vornehmes Gepräge aufdrücken können? Und was die Hauptſache, wer hätte ſonſt von der ſtillen Begegnung wiſſen können, die erſt am Tage vorher ganz zufällig ſtattgefunden hatte, worauf in den merkwürdigen Zeilen unverkennbar hingedeutet wurde?

Ewald erwog das Für und Wider viele Stunden lang. Schon waren die Theater zu Ende und er ſaß noch unentſchloſſen an ſeinem Kamin. Hat aber die Liebe jemals ernſte Scheu getragen, gerade das Märchenhafte zu glauben? War es nicht eines Verſuches werth, ob das ſcheinbar Unmögliche nicht gerade mitten in den Toll- und Thorheiten des Faſching ein verſchwiegenes Plätzchen zu ſeiner Verwirklichung ſucht?

Eine halbe Stunde vor Mitternacht betrat Ewald die gedrängt vollen Redoutenſäle. Mühſam durchbrach er im Gedränge den großen und kleinen Saal. Wohl traf er einige Bekannte, die ihn mit einem Wink der Hand begrüßten, doch legten ſie auf ſein Erſcheinen an dieſem Orte kein Gewicht; ſie hatten wahrſcheinlich mit eigenen Angelegenheiten beſchäftigt, nicht Zeit, ſich zu wundern. Das gab ihm Muth und Faſſung.

Schon begannen die Säle ſich ein wenig zu lichten; mehrere Masken hatten gleichgiltige oder ſpöttiſche Worte

an Ewald gerichtet, ohne daß er daraus die mindeſte Beziehung zu ſeinem erhofften Begegnen hätte ſchöpfen können. Schweren Herzens dachte er, wie er hier vielleicht als der Düpe von Spaßmachern umhergehe, die ihm nur für den Augenblick noch unſichtbar blieben, und war bereits der Ausgangsthüre nahe, als zwei vollkommen gleiche Dominos ihm in den Weg traten.

Bei den erſten Worten, welche eine der Masken ihm zuflüſterte, durchdrang ihn ein Schauer der Ueberraſchung. Die Worte waren aus dem Briefchen, das er am Morgen empfangen hatte. Seine Augen überflogen prüfend die Geſtalt, die vor ihm ſtand, und nichts an ihr widerſprach der Identität mit der geliebten Geſtalt der Fürſtin, wenn auch freilich dieſer äußere und nichts weniger als merkwürdige Umſtand keine Bürgſchaft gab, daß nicht dennoch eine Täuſchung im Spiele wäre.

„Du biſt gekommen," ſagte die Maske, mit ihrer Begleiterin neben ihm herſchreitend, „und ſo darf ich glauben, Du wärſt zu einer That entſchloſſen, die man von Dir verlangt?"

„Es kömmt darauf an, wer die That verlangt und für wenn ſie beſtimmt iſt," erwiderte er, „und kannſt Du darauf die richtige Antwort geben, ſo iſt nichts in meinem Leben und nicht dies Leben ſelbſt ein Opfer, wenn ich es hingeben kann."

„Kannſt Du zweifeln, wer mit Dir ſpricht," fragte ſie.

„Sage lieber, ob ich es glauben kann!" rief er, „je ſüßer es wäre, um ſo eher muß ich es für Traum, Phantaſie und Märchen halten."

„Seltſames Schickſal einer Maske!" ſagte ſie, „ſtatt froh zu ſein, nicht erkannt zu werden, muß ich trachten, mich erkennen zu geben; ſtatt mich zu verbergen, geſtehe ich frei, wer ich bin; ſtatt zu täuſchen, ſuche ich nach einem Mittel, von der Wahrheit zu überzeugen."

„Das Mittel wäre leicht gefunden," behauptete Ewald lächelnd.

„Ja wohl," ſprach ſie raſch, „es bedürfte nur der Zeit, die man braucht, eine Larve abzuſtreifen, und Du würdeſt nicht mehr zweifeln. Allein das Mittel iſt nicht anwendbar, wenn nicht erſt früher Du mir Dein wahres Geſicht zeigteſt."

Sie machte eine Pauſe und er harrte ſtumm der Erklärung ihrer letzten Worte.

„Ich ſah Dich bisher," ſagte ſie endlich, „meine Schritte verfolgen, ſo weit Du vermochteſt; man hat mich auf meinen ſtummen Verehrer aufmerkſam gemacht und mir, wohl nur aus Scherz, vorſpiegeln wollen, ſein Leben wäre in meiner Hand, ein Wink meiner Augen, ein Zeichen nur, daß ich ihn bemerkte, könnte ihn wahnſinnig vor Glück machen. Wenn nun dieſer Anſchein, den Du Dir gabſt, nur eine Larve wäre? Ihr kann ich auch nur die Larve zeigen, wenn ich mich nicht der ewigen Schmach ausſetzen will, die ein Gewiſſenloſer mir zufügen könnte, der die Larve eines Gefühles trägt. Es iſt ein Moment in meinem Leben gekommen, da ich mir ſagen muß, nur ein Menſch, der in der That ſein Glück in einem Lächeln meiner Lippen fände, könnte mich retten. Ich würde nicht zögern, Dich durch einen Blick meiner Augen zu überzeugen, daß ich bin, wer ich bin, könnte ich mich erſt überzeugen, daß Du biſt, wer Du ſein willſt. Das aber — läßt ſich nicht anders erproben, als wenn Du leiſteſt, was ich verlangen will."

„Verlange," war ſeine Antwort.

„Du zweifelſt alſo nicht mehr an dem Ernſt dieſes Augenblickes" entgegnete ſie, „nicht, wer es iſt, der mit Dir ſpricht? Dann ſage mir vorerſt, was iſt es, das Dich bewegt, in meiner Nähe zu ſein, wo Du es vermagſt? Iſt es Laune, iſt es ein tieferes Empfinden?"

„Ich will der Thor sein," sagte er, „blind zu vertrauen. Die Stunde ist zu herrlich, die den Wahn bringt, Du wärst es wirklich, die zu mir spricht, als daß ich nicht fortträumen sollte, selbst mit dem Bewußtsein, daß ich morgen schon, vielleicht in dieser Stunde noch, grausam aus dem Traume erwachen werde.

O gewiß, ich werde büßen! Was ich aus tiefgeheimer Leidenschaft, die an meinem Leben zehrt, mit Ernst und Schmerz gestehe, am nächsten Tage kann es mir ein Freund mit Spott und Lachen wiederholen, der mir das heilige Eigenthum dieses Geständnisses durch irgend ein neugieriges Weib betrügerisch entwenden ließ. Daß ich der Gefahr dieser schrecklichen Entweichung trotze, würde der Geliebten, wenn sie es wäre, zu der ich spreche, schon eine Probe meines wahren Wesens geben. Denn unendlich muß die Liebe sein, der schon ein zweifelhafter Traum von Glück genug ist, alle Möglichkeiten zu vergessen, mit denen die wirkliche Welt droht.

Ja, ich will blind vertrauen!" fuhr er fort, „ich will Dir glauben, daß Du es bist, die meine ganze Seele gefangen hält. Kennst Du das Volkslied, mit dem der Liebende aus dem Volke die „viel schöne, hohe Frau" grüßt vieltausendmal? Die Blumen, die er in seinem Garten zieht, die Kränze, die er mit tausend Gedanken und Grüßen an sie windet — „ihr darf ich keinen reichen, sie ist zu hoch und schön." Das Lied ist meines Lebens Kern und Inhalt, seit ich Dich zum ersten Mal gesehen."

„Und was könntest Du wollen und hoffen?" sagte sie; „sind wir nicht durch die Gesellschaft mehr getrennt, als wäre ein Ocean zwischen uns? Darüber schweigt wohl Dein Leid!"

„Darüber spricht ein anderes Lied," antwortete Ewald, „ein Lied von Goethe:

„Ach nein! Erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern,
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern."

„Und doch wäre es schon ein Flug nach den Sternen," fügte er hinzu, „dürfte ich annehmen, daß das hohe und schöne Gestirn von der Existenz des Auges eine Ahnung hat, das zu ihm emporblickt."

„Und mehr als dieses stumme Bewußtsein verbindet eine großmüthige That die durch unendliche Fernen Getrennten," sagte die Maske.

„Was wäre mir zu schwer," rief er, „zu thun oder zu opfern, um diese Brücke zu schlagen! All' mein Glück wäre es, für meine Liebe zu wagen, zu leiden, zu sterben."

„Es ist nichts so Bedrohliches, was ich verlange," sprach sie nach einer Pause, „aber dem ritterlichen Manne dünkt eben das Gefährlichste leichter zu vollbringen, als das Unbedenklichste, wenn dieses mit der geringsten Demüthigung seines Stolzes verknüpft ist. Leiden, Sterben, jede Art von Heroismus ist der Liebe so verwandt, daß selbst die schmerzlichsten solcher Opfer noch zu ihrem Egoismus stimmen. Sollte eine Liebe, wie Du sie schwörst, nicht noch einer größeren That fähig sein, als für die Geliebte zu bluten, einer Selbstverleugnung, einer Demüthigung, die bei der Welt eher Spott als Bewunderung fände und auf nichts rechnen kann, als auf ein dankbares Gefühl der Geliebten, selbst wenn sie nicht einmal — eine Liebende ist?"

Die Maske ließ sich nach diesen Worten wie von innerer Bewegung überwältigt, in einer Nische nieder und Ewald, den ein unerklärliches Empfinden verleitete, nicht mehr zu zweifeln, daß er den Gegenstand seiner täglichen Gedanken und seiner nächtlichen Träume vor sich habe, erwartete in schweigender Betroffenheit, was nun folgen werde.

„Vernimm denn, weshalb ich Dich hieher beschieden habe," begann sie, „und erkenne aus dem, was ich Dir zumuthe, den Ernst dieses Augenblickes und daß ich bin, was ich bin.

Denn wollte man Dich täuschen, so würde man Dich mit süßen Versprechungen überhäufen, nicht mit Forderungen, die Du vielleicht mit Entrüstung zurückweisest."

„Ich war, bevor ich meinem Gemahl die Hand reichen mußte, die Verlobte eines andern Kavaliers. Wie es kam, daß ich mich von diesem mit seinem Einverständniß losriß, wäre zu lang zu erzählen. Genug, wir schieden als Freunde und in Wahrheit verknüpft uns noch immer eine lautere Freundschaft, so daß er sich keinen bessern Vertrauten als mich für die delikatesten Angelegenheiten seines Lebens weiß. Mein Gemahl jedoch leidet an einer retrospectiven Eifersucht, er wüthet gegen mein früheres Verhältniß zu dem jungen Kavalier. Mein Freund weiß das und hält sich ferne, um mir jeden Kummer, jede Demüthigung zu ersparen. In letzter Zeit haben sich seine Familienbeziehungen complizirt, so daß er es für nothwendig fand, eine Unterredung mit mir zu suchen. Unglücklicherweise, statt in dieser reinen Absicht offen zu mir zu kommen, ließ er sich von der Furcht, mir dadurch eine unangenehme Scene mit dem Fürsten zu verursachen, zu dem brieflichen Verlangen nach einer heimlichen Zusammenkunft bestimmen. Der Brief, den er mir von seinem Gute an der nahen ungarischen Grenze schickte, ist ohne Datum, ohne Unterschrift und enthält nur die Worte: Finden Sie sich Freitag um 7 Uhr Abends in dem Pavillon Ihres Hausgartens ein; es betrifft Glück und Leben Ihres Sie liebenden Freundes. Dieser Brief, und gerade nur dieser von allen, die wir wechselten, fiel in die Hände meines Gatten. Er sagte sogleich, ohne die Schrift zu kennen, der Freund allein könne ihn geschrieben haben, und wollte augenblicklich auf das Gut des Freundes fahren, um durch irgend einen künstlich veranstalteten Streit eine Herausforderung, einen Zweikampf zu provociren. Ein tödtlicher Ausgang wäre gewiß und ich in Verzweiflung, wer auch immer das Opfer wäre. Darum läugnete ich, den Schreiber des Briefes zu kennen, behauptete, es müsse ein Wahnsinniger sein und — berief mich auf den Mann, von dem es bekannt geworden, daß er, ein Bürgerlicher, mir seine stumme Verehrung widmet. Der Fall ist in der That auch in Gegenwart meines Gemahls oft scherzend und neckend zur Sprache gekommen. Der arme Mensch ist verrückt geworden, sagte ich, lassen Sie die Zugänge zum Garten verschließen und die Sache ist zu Ende."

„Mein Gemahl stutzte. Im Gegentheile, sagte er, wenn Sie die Wahrheit sprechen, so soll Alles geschehen, damit ich mich davon überzeuge und der verrückte Mann kein Hinderniß finden, bis zum Pavillon zu dringen. Dort will ich ihn erwarten und ihn sanft wie es einem Unglücklichen gebührt, aus dem Hause geleiten lassen. Kömmt aber Niemand, so haben Sie Ihrem Freunde ein Zeichen gegeben, daß seine Perfidie entdeckt ist, und dann — werden nicht er und ich zugleich den darauf folgenden Tag sehen."

„Durch meine getreue Kammerfrau erfuhr ich Ihren Namen und habe Sie hieher beschieden. Bringen Sie das heroische Opfer, um die bezeichnete Stunde im Pavillon zu erscheinen, so haben Sie in der That nichts Unangenehmes zu besorgen, keine Beleidigung, keinen Spott. Mich aber retten Sie von der Zerstörung meines ganzen Lebens, — und dieses Bewußtsein bleibt immerhin ein Band zwischen uns, wenn nichts Anderes auf Erden uns jemals verknüpfen kann."

So weit sprach die Maske. Die Antwort Ewald's kennen wir nicht. Was man uns von dieser merkwürdigen Geschichte mit der Versicherung ihrer Wahrheit erzählte, reicht eben nur bis zu den zuletzt angeführten Worten der Maske. Gewiß ist aber,

daß er von diesem Tage an nicht mehr der Fürstin auf offener Straße, im Theater u. s. w. zu begegnen suchte. Dennoch zeigte er sich nichts weniger als melancholisch. Von geheimnißvollen Reisen kehrte er stets heiter zurück. Was sonst in seinem Leben vorging, fällt in jenes Dunkel zurück, in welches weder Geschichts- noch Romanschreiber dringen, wofür sich die Menschheit mit dem Gedanken trösten muß, daß es wichtigere Dinge sind, die in den Chroniken aufbewahrt werden, als etwa die der Welt unbekannt gebliebenen Begegnungen eines Menschenpaares, dessen merkwürdig motivirtes Zusammentreffen vielleicht zu einer beglückten Liebe geführt hat.

Als ich in steirischer Mundart reiste.

Eine Plauderei von P. K. Rosegger.

Laßt es hingehen, daß ich schon wieder von mir selber plaudere; ich bin mir gerade der rechte Geselle, über den ich ganz ungenirt schwätzen und mich gelegentlich auch einmal lustig machen kann. Ich selbst bin der einzige Recensent, dessen Lob mich nicht eitel machen, dessen Neckerei mich nicht verletzen kann.

Als vor fünfundzwanzig Jahren der Nachbar Michel sagte: „Peter, Du schreist zuviel beim Vorlesen, wir sind ja nicht therisch (taub) und Du mußt Dir nicht einbilden, daß Du in einer Kirchen predigst!", da verdroß mich das Ding. Ich klappte die „Heiligenlegende" zu und murmelte: „So lese ich gar nicht mehr."

Heute habe ich mir schon ganz andere Kritiken gefallen lassen müssen, und ich lese doch immer noch weiter. Nur das Eine, „daß ich übertreibe, daß ich manirirt werde," will mir Keiner sagen, — als ich selbst. Die Mundart des Landvolkes ist wie ein Schmetterling, der ist nur schön und echt, so lange er frei herumfliegt, sobald man ihn fängt, um ihn genau zu besehen und zu mustern, ist der Goldstaub weg. Ganz richtig kann der Bauerndialect nur von Dem gesprochen werden, der keinen andern kann. Der Hochdeutschgebildete, er mag die Mundart noch so genau kennen, er mag über jede eigenartige Satzwendung, über jeden Ausdruck, über jede Tonart noch so gediegene Rechenschaft zu geben wissen, es mag ihm der ganze indogermanische Sprachenapparat zu Gebote stehen, er kann doch die Mundart nicht sprechen, wie sie gesprochen wird.

Ich sage nicht: wie sie gesprochen werden muß, denn hier gibt es kein Müssen, sondern wie sie ist und gesprochen wird. Gerade die Absicht, den Dialect genau wiederzugeben, ist schon eine Neigung über die Linie. Und kommt nun das Bestreben dazu, einem größeren Publikum den Dialect verständlich zu machen, oder demselben die Eigenthümlichkeiten der Mundart recht zu betonen, dann ist es aus mit jener Echtheit und Naturwahrheit, in welcher allein der Werth, liegen kann. So ist es mit den Plattdeutschen, so ist es mit dem Allemanischen, so ist es mit dem Oberdeutschen. Es ist wohl wahr, die Eigenart und der Reiz eines Dialectes liegen mehr in der Satzbildung, als in den einzelnen Worten und Silben; aber diese Satzbildung müßte ganz unbefangen, ja, mit aller Weihe der Naivetät wiedergegeben werden. Wer kann das in fremden Kreisen? Nur der gottbegnadigte Künstler allein.

Darum habe ich mich lange geweigert, den Lockungen und Aufforderungen, im steierischen Dialect Vor-

leſungen zu geben, nachzukommen. Erſt als ich hörte, wie Andere meine mundartlichen Dichtungen laſen, und kein einziger der Fehler ausblieb von allen, die kommen mußten, da dachte ich, von mehreren Uebeln ſei das kleinſte am beſten, und ließ mich verleiten. Ich las, ſie überhäuften mich mit Lob. Aber wer es wiſſen will, wie der Dialect geſprochen wird, der gehe nicht in den Vortragsſaal, der belauſche den Bauer in ſeinem Hauſe.

Der Zweck, bloß zur Ergötzung einer lachluſtigen Menſchenmenge im Vergnügungslocale etwas zum Beſten zu geben, wirkte nicht lange. Bald jedoch kamen die Vertreter von verſchiedenerlei Wohlthätigkeits-Anſtalten, und mir wurde geſagt, ich könne dieſem oder jenem Vereine durch einen Vortrag Hunderte von Gulden einbringen. Ein Gauch, der das kann und nicht thut! — Zu dieſer Zeit war's, da mein ſteiriſcher Dialect ſalonfähig wurde. Ich las die Bauernnöthen und die Bauernſpäſſe — im Frack und mit der weißen Cravate. Der feinſte Saal der Stadt war dazu gewählt und das Publikum kam heran mit jener Weiheſtimmung, die es etwa den Beethoven'ſchen Symphonien oder dem Requiem von Verdi mitzubringen gewohnt iſt.

Und bei dem erſten fremdartigen, grobkörnigen Laut, wie zuckte da manche zartnervige Dame erſchrocken zuſammen! Die nicht immer ſchönen Töne der Volksmundart, die nicht immer feinen Gedanken und Ausſprüche des Alpenbauers mit allerlei Hinterhaltigkeiten und verſchlagenen Schalkheiten paſſen ſchlecht zu dem feierlich beleuchteten Saal und ſeinem pathetiſch geſtimmten Publikum. Dann kamen Dinge zum Lachen; manches Fräulein lugte verſtohlen nach der Nachbarſchaft, als wollte es anfragen: darf man denn hier lachen? Nun ja, das wird zugegeben. Da iſt wieder eine andere Hörerin in Verlegenheit, nicht genau zu wiſſen, wann eigentlich gelacht werden ſoll, denn die ſteiriſchen Dörfer ſind ihr eigentlich — böhmiſche Dörfer.

Um ſo fröhlicher wirkt der volksthümliche Vortrag am rechten Ort, unter heiteren, ungezwungenen Menſchen. Darum lieſt ſich's ſtets am beſten in großen Städten, denn je größer die Stadt, deſto unbefangener das Publikum. In der großen Stadt geht ohne Rückſicht auf Anderes nur Der in den Vortrag, den die Sache intereſſirt.

Freilich iſt es in einer großen Stadt, unter den Hunderterlei von Akademien, Concerten, Vorträgen u. ſ. w. um ſo ſchwerer, ſich bemerkbar zu machen, ſeinem Publikum zu ſagen, daß man da iſt. Das muß man in dem Lärme einer ſolchen Stadt aber ſehr laut ſagen. Da heißt's, durch Gaſſen und Straßen zu gehen und die Trommel wirbein! Wer das nicht will, nicht mag, der wird ſich ſtets zu beklagen haben über die „Theilnahmsloſigkeit des Publikums."

Als ich Anſtalten traf, die erſten Vorleſungen in Wien zu halten, ſchrieb mir ein Freund daſelbſt: „Mein Lieber, das thut ſich nicht ſo einfach. Sie müſſen wenigſtens acht Tage vor Ihrer Vorleſung nach Wien kommen, von Zeitungs-Redaction zu Redaction gehen und den Herren die Notizen vorlegen, die über Sie in die Blätter müſſen. Erſte Notiz, daß Sie nach Wien kommen werden. — Zweite Notiz einen Tag ſpäter, daß Sie gelegentlich Ihres Aufenthaltes in Wien auf vielfaches Verlangen Ihrer Verehrer einen Vortrag in ſteiriſcher Mundart halten werden. Eine dritte Notiz hat Ihre kurze Biographie zu enthalten, mit Angabe Ihrer Werke. Eine weitere Notiz weiſe auf die Eigenart und Vorzüge Ihrer Vorträge hin; iſt auch gut, wenn Sie hier irgend eine günſtige Beſprechung Ihrer Vorleſungen, welche ſchon erſchienen, abdrucken laſſen wollen. Man wird ſich vielleicht in den Redactionen etwas ablehnend

verhalten, denn die Herren werden überlaufen und mit Zumuthungen überschüttet; aber lassen Sie sich nicht schrecken, klopfen Sie immer wieder an, bis alle Notizen von allen Blättern abgedruckt sind. Vortheilhaft wäre es, wenn Sie in den Kunsthandlungen Ihre Photographie ausstellen lassen würden. Und am Tage der Vorlesung selbst müssen alle Blätter noch einmal das Resummé aller früheren Notizen bringen — dann wird ihr Saal überfüllt sein. Derlei, lieber Freund, ist unerläßlich, Andere thun es auch; das ist noch anständige Reclame und gehört zum Geschäft."

Ich war über dieses Schreiben etwas verstimmt. Dafür, daß man sich herbeiläßt, zu wohlthätigen Zwecken einen Vortrag zu halten, soll man sich auf die Notizenjägerei verlegen? Wer könnte es, ohne vor den Journalisten und vor sich selbst schamroth zu werden? — Ich ließ es gehen, wie es Gott gefiel. Einen Tag vor der Vorlesung ging ich nach Wien. Mein Freund rief mir sogleich zu: „Ich bedaure, Sie haben meinen Rath nicht befolgt, Sie werden ein leeres Haus haben."

Was thut man? Man zuckt die Achseln.

„So kommen Sie doch wenigstens jetzt mit in die Concordia, dort werden Sie viele Herren treffen, die Ihnen nützlich sein können."

Ich ging wirklich in das Local der Literaten und trank dort meinen schwarzen Kaffee; die Herren waren gütig, aber ich saß wie auf Nadeln — sie mußten es ja wissen, daß ich da war, um mir ihre Gunst zu ergaunern.

Mein guter Freund, dem ich sein mir damals erwiesenes Wohlwollen nicht vergesse, hatte schon eine Schaar von armen Studenten, schöngeistigen Commis, dürftigen Hausiehrern u. s. w. beisammen, mit denen er im Nothfalle die ersten Sitzreihen des Saales ohne Unkosten besetzt hätte. Aber schon um drei Uhr Nachmittags kamen von den Kartenverschleißern die erfreulichsten Nachrichten und als ich Abends acht Uhr in den Saal trat, toste mir das Geräusch einer großen Menschenmenge entgegen.

Eine sehr peinliche Viertelstunde verlebte ich bei meiner Vorlesung in Prag. Da ließen es sich die Blätter angelegen sein, mich warm und liebevoll bei dem Publikum einzuführen. Als ich jedoch Abends um acht Uhr, als zur angekündigten Zeit des Beginnes der Vorlesung, in's Haus trat, war Alles in jener idillischen Ruhe, die ich unter anderen Umständen sosehr liebe. Ich guckte durch die Thürspalte in den großen, hellbeleuchteten Saal und sah da drinnen acht oder zehn Menschlein sitzen. Allsogleich ließ ich mir in mein Kabinet ein Glas Wein bringen und ich glaube, ich wäre in meiner Desparation im Stande gewesen, einen so guten Schluck zu thun, daß sich die Anwesenden vor meinen Augen wenigstens verdoppelt hätten. Da ging draussen allmählig das Rücken der Sessel an und nach einer Viertelstunde war der Saal überfüllt. Moral, daß sich der Vorleser in Prag nicht nach der wahren Grazer Zeit, sondern vielmehr nach der wahren Prager Zeit zu richten hat.

Als Vorleser kam ich nebst Anderem zur Ueberzeugung, wie unberechenbar das Publikum ist. Ein gutes Stückchen ist nicht überall ein gutes Stücklein, so wie umgekehrt mitunter das Unbedeutendste zu ehrenvollem Erfolge kommt. Bisweilen übersehen die Leute das Gediegenere und lassen sich von der nichtigsten Kleinigkeit bethören. Einmal, in einer Stadt Oberösterreich's, wollte es mir nicht gelingen, das Publikum zu erwärmen, trotzdem ich lauter Dinge vortrug, die sonst in der Regel gezündet hatten. Da wollte es der Zufall, daß ich während des Vortrages niesen mußte. Nach landesüblicher Weise sagte einer im Auditorium: „Helf Gott!" worauf ich pflichtschuldigst mein „Vergelts Gott!" antwortete. Dieses kleine Extemporalia

erweckte einen Lach- und Beifallssturm und die Herzen waren offen.

In Norddeutschland wehte mir nach den Freuden in Oesterreich eine wohlthuende Kühle entgegen; die Blätter sprachen von einem „süddeutschen Fritz Reuter", verhielten sich aber des Weiteren durchaus reservirt — man würde ja sehen. Und als ich in Berlin im Hotel de Rome unter den Linden in den Saal trat, da mußte ich mir wohl sagen: Hier bist Du fremd, hier hat man keinen Grund nachsichtig und wohlwollend zu sein gegen den, der eigentlich gekommen ist, um ihrem klassischen Lieblingsdichter Fritz Reuter Concurrenz zu machen. Hier mußt Du Dir jeden Centimeter Menschenherz erst erobern!

Menschenherzen erobert man durch die Liebe. Es war ein Kunstgriff, den Andere auch getroffen hätten. Ich begann mit dem Gedichte, daß „der Herrgott das Dirndl weg'n dem Büabel gemacht hätte." — Das haben sie Alle auf's Wort geglaubt und ich hatte die Lacher auf meiner Seite.

Ich wurde kühn und mißbrauchte die Geduld der Berliner durch manches Stücklein, das ihnen ferner liegen mußte, aber sie blieben mir freundlich und sie lachten. Und was mich ganz besonders freute, sie lachten nicht zu den trivialen Ausdrücken und groben Späßen, die in der Mundart eben unvermeidlich sind und die anderswo nur allzuhäufig als die eigentlichen Pointen angesehen werden, sie lachten zu den feineren Wendungen und richteten ihre Aufmerksamkeit besonders auf die eigenartigen Vorgänge des naiven bäuerlichen Seelenlebens. Auf diese Weise gewann für sie der Vortrag an psychologischem und culturellem Interesse, welches allein derlei Dialectvorträge vor einem gebildeten Auditorium rechtfertigen kann.

Dafür wurde mir denn auch in Berlin eine ganz besondere Auszeichnung zu Theil, welche zu verschweigen ich doch ein wenig zu eitel bin.

Als ich mit meinem Vortragsprogramme, das über eine Stunde gedauert hatte, zu Ende war und mit höflichem Dankesnicken den Saal verließ, blieb alles Volk auf seinem Platze sitzen. Eine große Verlegenheit für mich. Sind die Leute also nicht befriedigt? Erwarten sie noch was? Soll ich denn noch einmal auftreten und sagen, daß ich mit meinem Latein zu Ende bin? In demselben Augenblicke tritt aus dem Auditorium Berthold Auerbach in mein Gemach und ersucht mich im Namen der Zuhörerschaft, daß ich noch etwas dazu thue.

„Ist's so weit, so gehen wir h e i t e r auseinander!" sagte ich und las noch den „Aehndl Noah." Ein freches Spiel mit der Nachsicht der sittigen Berliner! wäre ich Recensent, ich wüßte nicht, ob ich im Salon mit diesem „Aehndl Noah" auf gutem Fuße bleiben könnte. Aber der Abend endete mit Heiterkeit und wir gingen als gute Freunde auseinander.

Am andern Tage sagten mir die Berliner Blätter allerlei Artigkeiten; nur eines war darunter, das machte sich den Spaß und erklärte allen Ernstes den steirischen Dialect als — die Sprache der Socialdemokraten. Das genirte mich insoferne, als ich an demselben Abende in der aristokratischen Kaufherrenstadt Magdeburg lesen mußte. Wenn man hier die altpatriarchalische Sprache aus den Alpen wirklich für die Ausdrucksweise des rothen Janhagels hielt, so war ich verloren. Aber man war so höflich zu applaudiren, obwohl man hier, sowie auch einige Tage später zu Breslau, in meinem Vortrage zu viel Sentimentalität fand. Ich hatte nämlich in beiden Städten die traurige Geschichte erzählt, wie der Franzel nach Bosnien einrückte. Und sie mochten erwartet haben, und sich gesehnt darnach, daß ihnen aus Oesterreich etwas recht Lustiges käme.

Indeß gelangten die Magdeburger bald zur Ueberzeugung, daß ich mit

meiner steirischen Mundart — das Petroleum nicht erfunden habe, und sie wurden warm und zutraulich, wie man es von braven Altmärkern nur verlangen kann.

Da ich endlich meine Route als „Apostel des Steirerthums," wie mich ein Leipziger Spaßvogel nannte, geschlossen hatte, mußte ich mir gestehen, daß die Erfolge zwar über alle Erwartung groß gewesen, daß ich aber doch mit mir nicht zufrieden war.

Ich mußte mir sagen, daß man gezwungen ist, auf Effect hinzuarbeiten, weil eben ein poetischer Vortrag des Effectes nicht entbehren darf. Und ich mußte mir sagen, daß die Ursprünglichkeit und Naivetät — die beiden wichtigsten Factoren der alpinen Mundart — durch die Hinwirkung auf Effect zu Schaden kommen müssen.

Danach aber fragen die Leute nicht. Mir ist in Deutschland gerathen worden, eine Reihe von Vorlesungen für meinen Säckel zu halten. Noch zu rechter Zeit besann ich mich, ob man des Vaters Wort und der Mutter Lied für Geld verkaufen dürfe, um es einerseits dem Gelächter, anderseits dem Unverständnisse Preis zu geben.

In solcher Erwägung ist es zweifelhaft, ob meine „Reisen in steirischer Mundart" fortgesetzt werden dürfen.

Bilder aus dem Komödiantenleben.

Von **Josef Lewinsky** Berlin.

I.

Abfahrt.

Der weiland Herzog von B. hatte sein großes Wort noch nicht gesprochen: „In meinem Land muß Eisenbahn sein und wenn's tausend Thaler kost'." Die Duodez-Erbstaaten des durchlauchtigsten Beherrschers aller B..er erfreuten sich demnach noch nicht der Segnungen eines solchen „Teufelswerks," und mittelst „überspannter" Leiterwagen primitivster Art, mit ungehobelten Brettern als Sitzen und ungehobelten Bauern als Kutschern mußte die Hof-Thespiskarren-Gesellschaft des Herrn Directors G. von B., der Residenz, wo wir zwei Monate gegaukelt hatten, nach E., das in den nächsten Wochen abgegrast werden sollte, weiter befördert werden.

Es erschien Manchem unserer Gesellschaft, der aus großstädtischen, anregenden Verhältnissen in die geistlose, beschränkte und dumpfe Atmosphäre des Herrscherſitzes eines Potentätchens letzter Classe verpflanzt worden, wie eine Erlösung, als die Zeit, da wir unseren Aufenthalt verändern sollten, gekommen war.

Um den Geist, welcher dieser Puppenschachtel-Residenz innewohnte, durch wenige Züge zu kennzeichnen, will ich bemerken, daß die gesammte „Armee" Sr. Hoheit inclusive Offizierscorps aus 20 Mann bestand, von welchen in großen Opern, wie z. B. „Die Stumme von Portici," zwei Drittheile von ihren eigenen Vorgesetzten dazu verleitet wurden, „Revolution" zu spielen, während der Rest die Stadt bewachte, damit diese sich nicht etwa inzwischen einfallen lasse, solche wirklich zu machen. Man denke sich eine Residenz, in welcher das Landesväterchen an den „Haupt- und Staatsactionen" auf der Bühne von seiner Hofloge aus sich betheiligte, zum Ergötzen seiner Landeskinderchen, welche dessen extemporirten Leistungen pflichtschuldigst größeren

Beifall zollten, als den unſern auf der Bühne und wo es von dieſen gehorſamen Unterthanen vierzehn Tage lang als ein „Ereigniß“ beſprochen wurde, wenn der Hofhahn kräht und drei Wochen lang, wenn gar der Hofhund zum wirklichen geheimen Hofhund befördert wurde.

Wir lebten damals noch in jenen patriarchaliſch vorſündfluthlichen Tagen, in welchen die welthiſtoriſche Begebenheit der Ankunft von „Chroniſten der Zeit“ — wie Hamlet die Schauſpieler nennt, — von den kunſtſinnigen Bewohnern kleinerer Orte mit den claſſiſchen Worten begrüßt wurden: „Nehmt die Wäſche vom Zaun', die Komödianten kommen!“

Dies hat ſich glücklicher Weiſe ſeitdem geändert; man hat ſich daran gewöhnt, die „Spitzbuben und Komödianten“ nicht allein beim Theater zu ſuchen, und in der richtigen Erkenntniß, daß es noch manches Andere gibt, das Einem geſtohlen werden kann, läßt man jetzt beim Einzuge von Bewohnern der „Bretterwelt“ ganz ruhig die Wäſche am Zaun.

Mich friert's heute noch, wenn ich jenes Morgens gedenke, an welchem unſer Auszug aus B. ſich vollziehen ſollte. Es war ein Januarmorgen, wie geſchaffen, jedes Menſchenkind zu einem Dankgebet zu ſtimmen, wenn es in das gräuliche Unwetter nicht hinaus mußte. Der Himmel, von jenem bleifarbenen melancholiſchen Grau, das wie Mehlthau ſich auf unſere heiterſten Empfindungen niederſenkt, peitſchte einen eiſigen Regen zur Erde hernieder, der den Unglücklichen, der ſich hinaus wagte, wie Spießruthen traf; es war ein Wetter das in ſeiner Traurigkeit weit eher geeignet ſchien, einem auf die letzte Lebensreiſe, als auf jede andere das Geleite zu geben.

Und in dieſen ſtürmiſchen Morgen mußten wir hinein. Contractliche Verpflichtung nöthigte unſer Oberhaupt mit ſeiner Geſellſchaft am folgenden Tage in E. die erſte Vorſtellung zu geben und wenn wir auch ſämmtlich heute unterwegs um's Leben kamen, — morgen mußten wir in E. ſpielen...

In Deinen verſchwiegenen Buſen, lieber Leſer, darf ich indeſſen heute das Bekenntniß legen, daß mir perſönlich damals der Abſchied von B. nicht allein aus meteorologiſchen Gründen ſchwer wurde. Als Vertreter der „ſüßholzraſpelnden Lyrik“ der Oper, ſtand ich in jenem goldenen Alter, in welchem man gegen das „liebenswürdige“ Geſchlecht nicht ſeine Schuldigkeit zu thun glaubt, wenn man — o leichtſinnige Jugend! — ſich nicht in jedem Orte in eine Vertreterin desſelben „ſterblich“ verliebt. Und B. war mein erſtes Engagement und ach! — auch mein Herz war hier das erſte Mal „engagirt.“ Welcher dieſer beiden „Contracte“ mich länger gefeſſelt? — — Ich will's nicht verrathen! Genug, jener andere Shylok, welcher nicht auf mein Herz, ſondern, auf das „Pfund“ meiner Kehle ein Anrecht hatte, beſtand jetzt auf ſeinem „Schein“ und dieſem mußte zunächſt der andere weichen.

Wenn ich mit meinem geiſtigen Auge die Einzelnheiten jenes Morgens mir vergegenwärtige, dann erblicke ich einen opernhaft zugeſchnittenen jungen Menſchen, mit dem unvermeidlichen Henri Quatre, mit wallenden Haaren und flatterndem Fledermausmantel, eine Pelzmütze auf dem Kopf und ein Paar (beinahe vergeſſener) Beinwattons in den Händen, durch die lange, von niedrigen Häuschen umſäumte Allee, dem gemeinſamen Sammelpunkte vor dem Theater zueilen; und dieſer junge Menſch — bin ich.

Und einen anderen Menſchen verſetze ich jetzt an ſeine Seite, einen „tauſendköpfigen“ Menſchen, den ich in die Geſellſchaft eines luſtigen Komödiantenvölkchens heute bringen, deſſen abenteuerliche Fahrt ich ihn theilen laſſen und mit deſſen Leben

und Treiben ich ihn bekannt machen werde. Und dieser „tausendköpfige Mensch“ — mit Deiner gütigen Erlaubniß, lieber Leser — — bist Du!

— — — — — — — — — — —

Vor dem Theater ist bei unserer Ankunft trotz des Unwetters reges Leben und buntes Treiben. Kisten und Kasten, Koffer und Schachteln, Körbe und Packete werden von allen Seiten herangetragen und gefahren. Decorationen, Maschinerien, Theaterrequisiten werden auf den bereitstehenden Wagen aufgeladen. Da erkenne ich einige Wolfsschluchtfragmente aus dem „Freischütz;“ Hilf Samiel! Die Eule, den Eber, das „wilde Heer“ von Pappe, die „Milch des Mondes“ Uhui! Uhui! Dort bringt ein prosaischer Handlanger den „Balkon,“ über den Romeo sich vorgestern Nacht zu seiner schönen Julia geschwungen. „War das die Lerche oder die Nachtigall?“ — Nein, es ist die „Schlange,“ die mich als Prinz Tamino noch gestern Abend verfolgte. Jetzt wird sie zusammengerollt, gebunden und auf den Wagen geworfen; nun ist sie zahm. Auch einige Mitglieder der Gesellschaft sind bereits anwesend, die andern finden sich nach und nach ein. Der hier eben angekommene, junge Himmelsstürmer mit dem verwegenen Calabreser auf dem unternehmenden Haupte, ist unser Bariton. Er gilt außerhalb der Bühne als ein besserer „Don Juan“, als auf derselben. Von den in der letzten Vorstellung ihm geworfenen Kränzen, welche er zum Aerger des Bassisten von hier mitnimmt, behaupten die beim Theater geschäftigen bösen Zungen, es wären „von ihm bezahlte“ Kränze. Es ist dies aber pure Verläumdung, denn die Kränze wurden von ihm n i c h t bezahlt....

Auf die, mit spanischer Grandezza daherschreitende hohe Figur, mit den selbstgefälligen Lächeln, in dem glatten Zwiebelgesichte, welche heute schon vom „Frühschoppen“ kommt, muß ich Dich, lieber Leser, besonders aufmerksam machen. Es ist der seriöse Baß unserer Oper, ein origineller Kauz aus dem Thüringischen, der gewissen Consonanten des Alphabetes den lebenslänglichen Krieg erklärt hat. Trotz seiner 65 Jahre hat er sich einen respectablen Baß erhalten, wenn er gleich an der fixen Idee leidet, auch noch das „tiefe P“ in seiner Kehle zu besitzen. Wenn Du ihn Dir daher zum Freunde machen willst, dann mußt Du seine schöne Stimme, insbesondere seine „colossale Tiefe“ loben.

„Guten Morgen, liebes Contra-P! Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier Herrn Leser vorstelle, einen großen Kunstenthusiasten, der Sie gestern als Sarastro bewundert hat und das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft gern genießen möchte; der Herr ist leider stumm.“

„Ah, sehr erfreut, entlich einen Menschen kefunten zu hapen, ter meinen tiefen Paß anerkennt. — Ist Ihnen vielleicht eine Zikarre kefällig, mein Herr? — Tie Antern sind ja toch Alle neitisch und nichtsfürtig und wissen mein schönes Orkan kar nicht zu würtiken. — Hier pitte ist Feuer! — Hapen Sie auf tas tiefe P in meiner Arie „In tiefen heiliken Hallen,“ kestern Achtunk kekepen? Ter Mozart hat tas tiefe P zwar nicht hinkeschriepen; er hat aper auch wahrscheinlich keinen Passisten tazu kehapt wie mich. Tas war toch ein Tönchen schön und voll, vie tie Erfurter Klocke „Maria Kloriosa.“ Bum! Bum! Bum! Vie? — O, Ihr armseliken Kattuntrucker Ihr, wenn t'r ten P. nicht mehr hapt, tann könnt'r kleich tie Pute schließen.“

Komm', komm', lieber Leser, wenn ich Dich diesem „tiefen P“ nicht gewalsam entziehe, ist es im Stande, Dir den ganzen Sarastro hier auf offener Straße zum Besten zu geben. Wenden wir uns jetzt lieber dem „schönen“ Geschlecht zu. Da naht gleich eine Vertreterin desselben, unsere jugendliche Liebhaberin par excellence.

Es ist ein etwas seltsames Bild, das sie uns darbietet. In einer Hand trägt sie einen Käfig mit „Ingomar" ihrem Papagei; in der andern trägt sie einen zweiten Käfig mit „Hermann" ihrem Raben, und unter dem Arm hält sie „Mortimer" ihren Affenpintscher; hinter ihr drein läuft aber, an ihrem Kleide zerrend und flennend, ihr sechsjähriger „Neffe" Jaromir. Ob dieser „Jaromir" zum Hause „Borotin" in irgend welchen verwandtschaftlichen Beziehungen steht, ist meinen genealogischen Forschungen zu ergründen nicht gelungen. Thatsache ist: Die jugendliche „Ahnfrau" hat ihren Neffen zu „seiner Erziehung" zu sich genommen und die Officiere der Garnison — recht humane Leute — unterstützen sie in ihren pädagogischen Bestrebungen.

Doch ich bemerke eben, lieber Leser, daß wir naß werden. Laß uns in diese schützende „Spalte" treten, hier befinden wir uns bis zu unserer Abfahrt wenigstens im „Trockenen." Unsere sämmtlichen Mimen und Mimchen Dir einzeln vorzuführen, wirst Du mir ohnehin erlassen. Nur die Bekanntschaft des Ballets will ich Dir nicht vorenthalten. Siehst Du die kleine alte Dame mit dem Embonpoint, der rothen Nase und den Schmachtlocken, die sich mit dem betrunkenen Kutscher eben zankt? — Das ist unser Ballet. Diese Jüngerin Terpsichorens ist zwar längst bereits Großmutter; diese ehrwürdige Familienbeziehung ist es aber gerade, welche ihr einen „antiken" Charakter verleiht und der Triumph ihrer Beine ist zugleich ein Triumph der Sittlichkeit, denn man hat nie gehört, daß von unserem Ballet der Tugend Fallstricke und der Moral Fußangeln gelegt worden wären, und mit Recht darf es von sich behaupten, es reinige die Leidenschaften ....

Da hätte ich ja aber beinahe vergessen, Dir die wichtigste Person in unserem kleinen „Staate" zu bezeichnen: das Oberhaupt desselben. Jenes knackwurstartige Männchen mit den contemplativen Kartoffelzügen, mit dem braunen Mäntelchen und den Ohrklappen an seinem Barett, das so geschäftig hin- und herläuft und in seiner Kurzsichtigkeit die Heldenmutter eben beinahe umgerannt hätte, — ist unser Director.

Unser Director ist nicht allein sein erster Charakterdarsteller, er ist auch sein größter Dichter. Durch ein Dutzend Trauerspiele hat er sich zeitlebens unsterblich gemacht. In jedem derselben werden mindestens 10 Pfund Pulver verschossen und am Schlusse eines jeden wandelt man über ein Leichenfeld. Aber unter uns gesagt, es ist beides die reine Verschwendung, denn die dramatischen Schrecklichkeiten des Herrn Directors sind alle zusammen keinen Schuß Pulver werth ...

„Guten Morgen, Directorchen, hier stelle ich Ihnen den liebenswürdigsten Menschen aller Zeiten vor: Herrn Leser. Sie gestatten doch daß mein Freund, welcher ein großer Bewunderer Ihrer traurigen Werke ist, an unserer Fahrt theilnehmen darf; er wird nicht viel Platz einnehmen und sich auch recht ruhig verhalten ...."

„Seid tausendmal willkommen in unserer Mitte, würdiger Schätzer meiner Tragödien, die ich ja für keinen Andern als für Euch schreibe. Sollt den Ehrenplatz neben mir einnehmen auf unserer Fahrt und den Inhalt meines jüngsten Stückes sollt Ihr kennen lernen. Man muß sich ja mit Euch gut verhalten, Ihr Tausendsasa. Hi Hi Hi!"

Armer Leser, jetzt bist Du in's richtige Fahrwasser gerathen!

Aber was ist das dort plötzlich für Aufregung unter unserem Komödiantenvölkchen? Hilferufen! Jammergeschrei! Jaromir! Ingomar! Mortimer! — Um des Himmelswillen ist ein Unglück passirt? — Komm, laß uns nach der Veranlassung sehen.

Haha! es ist nichts als eine kleine „Soloscene," welche Jaromir, der hoffnungsvolle „Neffe" unserer jugendlichen Liebhaberin da zum Besten gibt. Der kleine Schelm, dem wohl die Zeit bis zur Abfahrt etwas lange geworden, hat in einem unbeachteten Moment den Käfig ihres Papageis geöffnet und „Ingomar" herausgelassen, dafür aber „Mortimer," den Affenpintscher, hineingesperrt. Dieser, seiner Freiheit beraubte vierfüßige Verehrer Maria Stuarts, erhebt nun in dem ungewohnten Gefängniß ein jämmerliches Geheul, während „der Sohn der Wildniß" im Vollgefühl seiner erlangten Freiheit lustig umherhüpft und als er sich verfolgt sieht, auf einen Baum flattert, von welchem er, seine „Parthenia" und die ganze übrige ihm nachstellende „Bürgerschaft von Mycene" verspottend, mit seiner schnarrenden Stimme „Guten Morgen, Kinder!" herunterruft.

Das kleine Intermezzo hat die ganze Gesellschaft in Alarm gesetzt. Wie die „Jungfrau von Orleans," feuert unsere „Heldin" ihre Schaaren zur Verfolgung des Flüchtlings an. Unserem würdigen Cassirer, einem in jüngeren Jahren als Affendarsteller einer großen Berühmtheit genießenden Künstler, gelingt es in der That, indem er seine alte zoologische Kunst durch Ausführung eines Gorillasprungs zu Hilfe nimmt, den losen Paradiesvogel Ingomar vom „Baume der Erkenntniß" herunter zu holen. Lebhafter Applaus — auf dem Rücken des kleinen Darstellers seitens seiner Tante, beschließt die aufregende Scene.

„Meine Herrschaften," ertönt jetzt die Stimme des Directors, „sind wir Alle beisammen? Wir wollen abfahren."

Er zählt die Häupter seiner Lieben und siehe — ihm fehlt das theure Haupt des „ersten Helden."

„Die Unpünktlichkeit meines Helden schreit gen Himmel. Der Mann kommt stets zu spät: in die Probe, zur Abfahrt, — er ist immer der Letzte; blos im Vorschußnehmen ist er der Erste. Steigen Sie auf, meine Herrschaften, wir fahren ab."

In diesem Augenblicke kommt dieser „lupus in fabula" athemlos angerannt. Sein „Heldenthum" scheint sich heute noch im Negligé zu befinden; er sieht weit eher einem gebildeten Hausknecht, als dem Darsteller des Hamlet gleich.

„Morgen, Directorchen! Hört mal Directorchen, Ihr müßt mir da wieder aus der Patsche helfen. Denkt Euch nur, was es noch für habsüchtige Menschen in der Welt gibt. Meine Wirthin will meinen Koffer als Faustpfand zurückbehalten, wenn ich ihr die rückständige Miethe, die ich ihr von E. aus zu schicken versprochen habe, nicht bei Heller und Pfennig sofort bezahle. M e i n e n — Marquis Posa's Koffer als Faustpfand. Empörend! — Geliebte Direction, es hilft also nichts, Ihr müßt mir einen kleinen Vorschuß von 15 Thalern geben, damit ich von dem elenden Weibe loskomme."

„Nicht einen Pfennig bekommt Ihr mehr von mir; habt schon zwei Monate Gage voraus; wo soll ich denn bei der schlechten Einnahme all' das Geld hernehmen? Ihr seht mich ja rein als Pumpe an, aus der man nur zu schöpfen braucht. Aber bei Melpomene! Ich will verdammt sein, fortan nur schlechte Stücke zu schreiben, wenn ich Euch auch nur einen Heller vorschieße."

„Nun Director, dann könnt Ihr morgen den „Wendelin von Weinstein" in Eurem neuesten Trauerspiel in E. allein verzapfen; ich sage mich von Euch los, Ihr knickriger Thespiskarrenschieber, der an dem schnöden Mammon so hängt."

„Na, na, alter Kronsohn, es war so schlimm nicht gemeint. Ihr wißt ja, daß ich Euch noch immer Vorschuß gegeben. Aber die Zeiten sind zu schlecht, Kindchen; beim Apoll! sie

ſind zu ſchlecht, man wird ein armer Mann. — Wie viel habt Ihr geſagt, braucht Ihr, fünf Thaler?"

„Nein Herr Director, 20 Thaler hab' ich geſagt."

„Aber lieber Freund, Ihr ſpracht ja eben erſt von 15 Thalern!"

„Nun, ſoll Romeo etwa morgen wieder um Vorſchuß kommen?"

„Ach! nein — nein — da, — da habt Ihr das ſchöne Geld und kommt nur ja bald zurück, wir warten auf Euch mit der Abfahrt. Der Menſch wird mich ruiniren. Aber was will ich thun; ich muß ihn ja morgen als „Weinſtein" haben!"

Die Geſellſchaft hat ſich inzwiſchen an die zu ihrer Aufnahme beſtimmten Wagen gedrängt; ein Jeder iſt eifrig bemüht, ſich wie im Theater einen „guten Platz" zu ſichern und die bunteſte Scene ſpielt ſich jetzt vor unſeren Augen ab.

„Zum Kampf der Wagen, in's Gedränge,
Das in des Fuhrwerks Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zieht Pfifficus, der Götterfreund," —

declamirt, das Schiller'ſche Gedicht der Situation möglichſt anpaſſend, auf den Leiterwagen ſteigend, der jugendliche Komiker.

„Ihr, die Ihr hier auftretet, laßt alle Hoffnung zurück!" ruft mit großem Pathos ein anderer „göttlicher Komödiant."

„Jaromir, nichtsnutziger Schlingel, wo ſteckſt Du? Gib mal den Raben her!"

„Aber liebe Jugendliche, Sie werden doch nicht etwa Ihre ganze Liebhaberſammlung in unſern engen Käfig mit hereinnehmen?!"

„Hören Sie mal, wertheſter Bindfadentenor, Sie haben mir eben auf meine Contra-Zeh getreten."

„Aber nein, liebes Ballet, Sie machen ſich ſo breit, als ob Sie hier auf der Bühne wären!"

„Still, Großmutter will tanzen!"

„Kuten Morken, Kinter! Schafft mir nur einen kuten Platz; ich pin heute famos pei Stimme, ich ſinke Euch auch ein tiefes P, daß t'r alle auf'n Rücken fällt."

„Dazu haben wir keinen Platz."

„Um des Himmels willen, entſetzlicher Bariton, Sie drängeln ja mit Ihren Kränzen ſo, als ob Sie ſie ſich ſelbſt werfen wollten."

„Oh, meine Hühneraugen!" — „Ach, mein neuer Cylinder!" — „Weh, mein armes Mortimerchen!" — „Ha, ich fühle mich als gepökelter Häring!"

„Aber Kinderchen, was ſoll denn Herr Leſer von uns denken, wenn Ihr ſolchen Lärm macht. Stöpke, wahren Sie die Würde der Kunſt!" — „Gleich Herr Director!" — „Weinſtein, ſteigen Sie auf. — Kutſcher, es kann losgehen!"

„Hüh! Hüh! ertönt die Stimme unſeres betrunkenen „Phaetons." Die Peitſche knallt, die Pferde ziehen an, unter lautem Hurrah ſetzt ſich die Karavane in Bewegung und „dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen" zieht ſie nun endlich dahin. Möge ein günſtiger Wind ſie nach „Ithaka" führen.

Eine gefeierte Sängerin.

Novellette von Tergedahl.

Aus ihrem Tagebuche.

„Ich habe Niemand, dem ich mich ſo ganz anvertrauen könnte, und ſo erzähl' ich's denn dem ſchweigſamen Papier.

Ich bin elend, ohne Freundſchaft, ohne Liebe, mit einem Herzen, das nach Freundſchaft, nach Liebe lechzt — allein bin ich.

Ich verſtehe die Welt nicht, die mich umgibt.

Was ſind das für Leute? — ſelbſtſüchtig, ohne Seel' und Herz — erbärmliche Nützlichkeitsthiere.

Lieben kann ich ſie nicht, nicht haſſen, dieſe Menſchen mit Fiſchblut in den Adern.

Und in dieſe vertrockneten Seelen ſoll ich Feuer ſchleudern, Feuer der Luſt und des Schmerzes; hab' ich dann meine eigene, wehe Bruſt vor ihnen aufgeriſſen, mein eigenes Elend von der Bühne herab verkündet, und werfe ich mich todesmatt mit brennenden Augen und wüſtem Hirn nieder, dann loben ſie mein Spiel.

— — — — — — — — — — —

O, ein Herz möcht' ich haben, ein Herz, ganz mein; d'ran wollt' ich ruh'n, und vom Glücke träumen, und vergeſſen; o, nur ein einziges Herz!

— — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, wie es kommt, ich denke jetzt ſo oft an Peter, was er nur treiben mag ſo ganz allein? — bin ich's nicht auch?

Soll ich zurückkehren zu ihm und in der Einſamkeit verbluten? Nein, nein, ich kann nicht; Lärm, Geräuſch muß ich haben, ich will betäubt ſein, wenn auch nicht glücklich; die Stille müßte mich verrückt machen. — Und Peter, hat er nicht ein Herz voll Treue und Edelmuth?

Was hilft's, er kann mich nicht verſteh'n, und ich ihn nicht lieben; weiß Gott, ich vermag's nicht!

„Weiß Gott!" eine Redensart wie tauſend andere, glaube ich denn noch an einen Gott?

Wir lügen ſelbſt dann noch, wenn wir uns allein glauben.

— — — — — — — — — — —

Wie ſcheint der Mond! Silberſtröme fluthen hernieder, duftende Linden ſchaukeln ihre Zweige, und der Nachtwind flüſtert und ſchauert.

Eine Nachtigall ſchlägt; iſt das Schmerz, iſt das Luſt? — ich glaube faſt, beides.

Dunkle Nachtfalter kommen zum offenen Fenſter herein und ſchlagen mit plumpen Flügeln an die Lampe; wie es mir durch die Bruſt zuckt!

O brecht nur auf, alte Wunden der Erinnerung, ihr ſchmerzt nicht mehr.

Ich möchte weinen, mich ausweinen, und dann ſterben.

— — — — — — — — — —

Ein Gaſt an unſerer Bühne, ein wahrer Künſtler.

Wie ſeine männliche Geſtalt alles überragt!

Ein Mann unter den raſirten alten Weibern der Oper. —

Was für eigenthümlich gute braune Augen er hat!"

In der großen Oper herrſcht heute ſeltener Enthuſiasmus; ſelbſt die blaſirte jeunesse dorée klatſchte mit ihren

von Schwielen ehrlicher Arbeit baaren Händen.

Man gibt heute zum erſten Male „Den fliegenden Holländer“; der erſte Act iſt vorbei.

Senta blickt träumeriſch auf das Bildniß des unſeligen Holländers, da öffnet ſich die Thüre und herein tritt der bleiche Mann; halb erſchreckt, halb jubelnd ſchreit ſie auf und nun folgt das überſtrömende Liebesduett.

Nein, daß iſt nicht Spiel, das iſt Leben!

Heiße Flammen ewiger Liebe brechen aus ihrem Herzen und von dieſer Wunderglut überwältigt, ſinken ſich beide in die Arme.

„Nicht wahr, dieſe Welten und der Hell ſpielen wirklich ſuperb,“ flüſterte in einer Parterreloge ein junger Dandy, der auch mit dem Verſchönerungsinſtrumente der heutigen ſeinen Welt, „Binocles“, ſeine magere Naſe kneipte, dem neben ihm ſitzenden Lord Trolhop zu.

„Wirklich ſuperb,“ echote der große Mund ſeiner Lordſchaft, der mit dem Kopfe ſammt Inhalt wenigſtens den Dimenſionen nach in keinem Verhältniße zu ſtehen ſchien, zurück; ſein Geſicht, das ſo langweilig und blond ausſah, als es in England Sitte und Möglichkeit — wenigſtens nach den zu uns herüberkommenden Exemplaren zu ſchließen — zu einer freundlichen Fratze zwingend, fuhr er fort: „Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mich, wie Sie verſprochen, zu den jours fixes der Welten einführten.“

Der Act ging zu Ende und der bis dahin zurückgehaltene Beifall brach los; das Haus erdröhnte und immer und immer wieder mußte der Holländer und die bleiche, erſchöpfte Senta vor die Rampe treten.

„Very well, ſie ſpielt famos,“ bemerkte etwas lebhafter als ſonſt der entzückte Lord.

„Dieſe Meiſterſchaft in der Kunſt iſt um ſo wunderbarer, als ſie ja vor wenigen Jahren noch eine ſimple Bäuerin war,“ meinte der Dandy.

„Wie? eine Bäuerin? unmöglich? das müſſen Sie erzählen, lieber Baron.“

„Gewiß, ſie war eine Bäuerin. Als Kind wurde ſie hinter einem Dorfzaun aufgefunden, wie man vermuthet, als Rücklaß einer durchziehenden Comödianten-Familie; die reichſte Bäuerin des Ortes, der das Kind gefiel, nahm es an. So wuchs ſie auf. Schon früh zeigte ſich bei ihr eine große Liebe für die Muſik; der Schulmeiſter, welcher dieſen Hang wahrnahm, bildete ihre ſich prächtig entwickelnde Stimme aus, und verwendete ſie im Chor der Dorfkirche; mittlerweile war ſie herangewachſen und hatte ihren Adoptivbruder geheiratet. Da hörte ſie zufällig einer unſerer Recenſenten in der Kirche ein Bußlied ſingen. Entzückt von ihrer Stimme und ihrem ergreifenden Vortrag, beredete er ſie, ſich doch der Kunſt zu widmen. Seinen Erfolg ſehen Sie ſelbſt.“

„Sonderbar,“ ſagte nachdenklich Lord Trolhop, „aber ihr Mann?“

„Ihr Mann,“ lächelte der Baron, „der iſt im Dorfe geblieben, ein einfacher Bauer.“

„Armer Menſch! Ein ſo ſchönes Weib!“

„Es klingelt zum letzten Act!“

Im Salon der Sängerin Welten iſt heute eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt — es iſt jour fix.

Die Giranbolen flammen und ſprühen, zwiſchen großblätt'rigen Gewächſen leuchten weiße Marmorſtatuetten, in einer Ecke plätſchert ein kleiner Springbrunnen und blaßrothe Hyazinthen erfüllen das Gemach mit ihrem Duft.

Die Geſellſchaft hatte ſich in mehrere Gruppen getheilt; ein Theil derſelben umgab das Piano, wo Einer abwechſelnd mit der davor ſitzenden Dame converſirte, abwechſelnd ihrem Spiel lauſchte.

Andere saßen, wie es eben der Zufall gefügt hatte, auf Fauteuil's beisammen, und plauderten über das und jenes.

Die Anwesenden waren sehr verschiedener Art; da einige blasirte Lions, dort ernst aussehende bärtige Männer, die Kunst und Wissenschaft zu treiben schienen, während bei ersteren die Pflege der Fingernägel die größte Sorge des Lebens bildete; neben Leuten von elegantester Toilette und Tournüre sah man solche, welche äußerst salopp aussahen.

Mit Ausnahme der am Piano sitzenden Dame waren es aber lauter Herren.

Die Hausfrau war noch nicht sichtbar, man kannte ihre Launen und ließ sich dadurch nicht stören, war sie doch später um so pikanter, um so toller.

Anna Welten saß während dessen in einem Nebenzimmer hinter den tief herabgelassenen Gardinen und blickte hinaus in die naßkalte Februarnacht.

Ein langes, weißes Atlaskleid umschloß in weichen Falten ihre Glieder, die Rechte vergrub sich in dem schönen, halbgelösten Haare.

Sie drückt die glühende Stirne an die kalten, angelaufenen Fensterscheiben, ihre Lippen zucken und fieberhafte Röthe wechselt mit tiefer Bläße auf ihrem Antlitz.

Ja, sie ist schön wie Lorelei, wenn sie am Felsen mit wehem Herzen singt:

Ich bin Lorelei mit goldenem Haar,
Im Busen, ach, brennt's mir unlöschbar.
Der Rhein fließt vorüber, die Welle ist kühl,
O könnt' ich mich stürzen in's Wogengewühl,
Und todt dann liegen am dämm'rigen Grund,
Ich wäre glückselig, ich wäre gesund.
O wären die Wässer mein Sterbenspfühl,
Und könnt' ich schlürfen die kalte Fluth,
Und löschen für immer die Feuersgluth.

Wie stolz können sich sonst die vom Schmerz verzogenen Augenbrauen wölben.

Von Qual durchwühlt, sitzt sie da, und ihre blassen Lippen murmeln verzweifelnd: „O, er kommt nicht, nicht!"

Wieder starrt sie hinaus in die Nacht.

„Ah bah!" ruft sie plötzlich halblaut und wirft in plötzlichem Entschluß den Kopf in den Nacken. — — —

Lächelnd trat Anna in den Salon, lächelnd begrüßte sie die Gesellschaft und bald war sie von einem Dutzend Herren umringt, worunter auch Baron Löwenstein, welcher den von ihm eingeführten Lord Trolhop vorstellte.

Für jeden hatte die Hausfrau einige liebenswürdige Worte, dann trat sie zu dem Mädchen am Piano und bat sie, „Brahms Balladen" zu spielen.

Die Clavierspielerin begann und Anna ließ sich auf einem verborgenen Fauteuil nieder.

Ueber ihrem Haupte wölbte sich eine Laube von blühenden Gewächsen.

Die Blumen dufteten, die Töne klangen und die schöne Frau schloß die Augen hinter der vorgehaltenen Hand.

Erinnerungen stiegen in ihr auf, Erinnerungen an ihre Kindheit, an unschuldsvolle glückliche Tage.

Sie sah sich in dem großen Bauernhofe; die alte, gute Pflegemutter strich das Haar der Kleinen, und die gold'ne Sonne schien hell durch blankgeputzte Fensterscheiben; draußen blüthen röthlich die Apfelbäume, die Finken sangen ihr Lied, und die Bäuerin küßte das Kind; da stand auch Peter, der sie vor dem Hohn der Dorfjungen schützte, die sie „Comödiantin" riefen; und sie gingen in den blühenden Garten, und spielten mit einander im lachenden Frühlingssonnenschein.

Dann wieder saß sie, ein Kind, am grünen Waldessaum und schaute hinaus in die Lande; freundlich scheint die Sonne, der Himmel ist tiefblau, im grünen Gebüsche flüstert leise der Wind; ringsum aber nicken ernsthaft Glockenblumen, surren Käfer und vielfärbige Schmetterlinge tanzen in lauer Luft.

Sie sitzt träumend im hohen Grase und blickt auf die hohen Bergeskämme,

wo die Sonne Abends niederſinkt; „Was mag wohl da drüben ſein?“ frägt ſie ihr Kinderſinn — ach jetzt freilich weiß ſie es.

Andere Töne! Sie ſteht in der Dorfkirche, Peter an ihrer Seite. Die Orgel klingt; die Ringe werden gewechſelt. Er bebt in ſelig-ſüßer Freude, ſie aber iſt ruhig, ernſt, faſt traurig. Die alte Bäuerin weint vor Freude und küßt beide; Anna jedoch ſchauert zuſammen, ein unbeſtimmtes Gefühl durchzieht ihre Seele. — Die Weihrauchwolken dampfen empor und ballen ſich zuſammen hoch an der Decke; wie Wetterdunſt dräuen ſie nieder, wird in Zukunft aus ihnen der Blitz zucken und alles verderben? Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig — ihr iſt zu Muthe, als müßte ſie um Hilfe rufen, als erſticke ſie; und doch neidet alles der Braut das Glück, das ihr zu Theil wird, dieſes Glück?!

Es war gekommen, wie ihr Herz ſo plötzlich prophezeit hat.

Was war ſie jetzt?

Ein elendes Weib, welches einen Anderen liebte, mit aller Gluth und Wildheit einer erſten Liebe. —

Und Peter? — Er vertraut ihr blindlings und ſie betrügt ihn. O, das iſt qualvoll!

Und kann ſie anders handeln?

Nein, nein, Ihr Herz iſt an ihn feſtgewachſen mit allen Lebensfaſern; er iſt Luft, Sonne, Athem und Sein; und das iſt Verbrechen?

Sie verachtet ſich ſelbſt! Und wenn ſie dann in wilder Seelenangſt auf tolle Gedanken verfällt, und was mit Bergeslaſt auf ihrer Bruſt liegt, hinwegſchwemmen will mit jäher wirbelnder Luſtigkeit, da bricht ihr Herz faſt in dieſer entſetzlichen Heuchelei und der Hauſe jubelt der pikanten Welten zu; dieſer jubelnde Hauſe hat kein Ohr, den Jammer zu hören, der aus dem Scherz hervorbebt.

Ja, ſein Herz könnte ihr Ruheſtatt ſein, könnte ſie verſtehen, dem muß ſie vertrauen; doch ſie darf nicht; es iſt Verbrechen, was ſie ſehnt und begehrt, ihr Glück, ihr einziges Glück; und in wilder Verzweiflung gräbt ſie die Nägel in's Fleiſch.

Andere Töne, andere Gedanken; wie böſes Geträume liegt all' der Schmerz hinter ihr, — ſie ſitzen, ein ſeeliges Paar, im grünen Wald auf weichem Moospfühl, die Hände ſind verſchlungen; golden zittert der Sonnenſchein durch's Gezweige und flimmert auf dem murmelnden Quell; es war als ob dieſer ein Märchen, ein wunderſchönes Märchen erzählte von glücklicher Liebe! Alles zerfloß und ſank als Nebel nieder, leiſe nur klang der Vogelſang und die Sonne umwob die Glücklichen mit einem Strahlenkranze. —

„Guten Abend, gnädige Frau,“ ſagte leiſe eine weiche Männerſtimme.

Anna fuhr aus ihren Träumen empor.

Ein hoher ſchlanker Mann ſtand, leicht zu ihr herabgebeugt, da, und ein dunkles Augenpaar ſchaute forſchend in die ihren.

„O, das iſt ſchön, Herr Hell, ſie kommen doch“ und eine leichte Röthe flog über Antlitz und Nacken der Sängerin, „ich habe ſie gar nicht mehr erwartet, um ſo größer das Vergnügen,“ ſie wies dabei auf ein nebenſtehendes Fauteuil.

„Ich bedaure, durch einen Beſuch aufgehalten, mein Kommen verſpätet zu haben,“ erklärte der Ankömmling, „aber wer iſt die Clavier ſpielende Dame; wie ich hörte, verſammeln ſich ausſchließlich nur Herren.“

„Sie ſehen, keine Regel ohne Ausnahme; das Fräulein heißt Wolting, ich lernte ſie in einer jener langweiligen Soiréen kennen, wo ihr Clavierſpiel nur zur Füllung der Pauſen benützt wurde; das Mädchen ward wie gewöhnlich bei derlei Leuten gar nicht beachtet, da ſie, wie ſie ſelbſt bemerken, weder ſchön, noch jung, noch ein von der Kritik vergötterter Kunſtſtern iſt; wohl hat ſie vor mehreren Jahren

ein Concert gegeben, aber sie ward, wie so häufig, gar nicht beachtet und fristete, zurückgeschreckt durch diesen ersten Mißerfolg, ihr Leben mit Clavierunterricht; mir fiel ihr wunderbar schönes Spiel auf, und ich bat sie, mich zu besuchen. Es vergingen Tage, Wochen, sie kam nicht, scheinbar aus Scheu, mir lästig zu fallen. Das nahm mich noch mehr für sie ein; ich besuchte sie, bat sie, mir vorzuspielen, mein erstes Urtheil bestätigte sich, sie ist eine Künstlerin und ich gelobte mir, so ein Wesen solle nicht verkümmern im Jammer der Alltagsbedürfnisse, an der Zeit des Geldsackes und der Titel, ich will nicht ihr Talent scheitern sehen; nach langem Zaubern und Zureden versprach sie mir, noch einmal zu concertiren. — Ich singe d'rin, und nicht wahr, Sie thuen es auch? Ist sie ja eine arme Collegin!"

„O, gnädige Frau, Sie sind ein guter Engel."

„Still, das paßt nicht zu meinem sonstigen Charakter; also Sie singen?"

„Gewiß."

„Und leisten mir als zweiter Engel Gesellschaft; ich gratulire dem Himmelreich zu dieser neuen Aquisition. Meine Herren, darf ich zum Souper bitten?"

Hell bot ihr den Arm; man ließ sich nieder und die Tafel begann; allmählig ward das Gespräch immer angeregter; jene selbst, die Anna's Wesen schon früher her kannten, waren erstaunt, bezaubert; sie war hinreißender, bezaubernder denn je; wie witzig und geistvoll auch die übrige Gesellschaft war, sie übertraf alle.

Silbernes Lachen tönte von ihren Lippen und ihre blauen Augen blitzten fröhlich; war sie sonst herb und scharf, so gab sie heute ihrer Rede verführerische, bestrickende Liebenswürdigkeit.

Die Zeit schwand, wie im Fluge. Anna brachte ihr Glas auf die Kunst aus.

„Auf die Kunst, für die wir leben und sterben!"

„Nur leben, nicht sterben, heute nichts vom Sterben," protestirte Baron Löwenstein.

„Warum nicht; ich habe mir dazu sogar schon einen Ort gewählt," erwiederte eigenthümlich trocken Anna.

„Wie? Zum Sterben!" frug es von allen Seiten.

„Gewiß; wenn auch nicht zur Sterbestätte, so doch zur Grabstätte; wenn ich den Ort nenne, so werden wohl Alle übereinstimmen, daß ich selbst noch im Sterben meinen vielgerühmten Geschmack nicht verloren habe."

„Wo?" ertönte es ringsum.

„Ihr Versprechen aber, daß Niemand den Platz vor mir benützt, denn ich als Erfinderin habe das Privileg der ersten Benützung!

Alles versprach lachend das Verlangte.

„Nun gut, Sie kennen wohl alle die Todtenmühle, — glauben Sie aber ja nicht, daß ich des gruselnden Namens halber mir den Platz gewählt habe, ich bin ja nicht Dichterin — schlägt man links den Fußsteig ein, so trifft man auf eine Eiche, von der man durch das Gestrüpp zu einem todten Arm des Flusses kommt. Das ist der Ort, zur Ruhe ladend wie keiner, besonders Abends, wenn die letzten Sonnenlichter auf dem Gewässer zittern, die grauen Weiden flüstern, und von ferne die blauen Berge winken; auf einem Spaziergange von meinem Landhause aus bemerkte ich diese unweit gelegene, friedliche Stelle; um nun den Platz vollkommen genießen zu können, ließ ich mir einen Kahn hinschaffen, mit dem ich öfters in den Fluß rudere, — dort möchte ich begraben sein," schloß die Sängerin ihre Worte.

„Aber das ist ja ein Thema für Leichenbitter," rief Löwenstein, „todt, sterben, begraben sein, es fehlt nur noch das Exhumiren, dann hätten

wir den Stoff gänzlich erschöpft, doch Gott sei Dank, wir leben noch, und werden noch lange leben, obzwar gnädige Frau auf dem besten Wege waren, uns den Tod so angenehm zu schildern, daß sich noch die Selbstmordmanie in unserem fröhlichen Kreise eingeschlichen hätte. Trotz diesem „Memento mori“ — ich bitte, ist noch Niemand todt? — nein — leben wir noch Alle, darum es lebe das Leben!“

„Das glückliche Leben,“ und Anna hob den schäumenden Becher empor, während ihr Haar bacchantisch gelöst niederfiel. — Ein scheuer, heißer Blick traf Hell, ihre Augen begegneten sich im selben Augenblicke, als auch die Gläser und die bebenden Finger sich berührten.

Eine Blutwelle jagte durch Anna's Angesicht.

Das allgemeine Gespräch nahm seinen Fortgang; es war ein blendendes Wortfeuerwerk; Frage und Antwort sprühten Witz.

Ueber allen thront Anna wie eine Königin, jetzt wirft sie ein verblüffendes Paradox hin, jetzt erregt sie allgemeine Heiterkeit durch eine schlagfertige Antwort; schwebte einmal seine Ironie über ihren Worten, so ergoßen sich ein andermal ganze Ströme muthwilligen Spottes über das Haupt eines Opfers, aber alles mit bezaubender Liebenswürdigkeit, so daß selbst der Betroffene den Scherz mit Lachen aufnehmen mußte. Nicht wie sonst, halb kühn, halb verächtlich aufgeworfene Lippen, heute spielte Glück, lauteres Glück um ihren Mund. — Warum? — Wer kann es sagen? — Sie hat Ihre Launen.

Da blickte einer aus der Gesellschaft auf die Uhr; sie zeigte die zweite Frühstunde.

Rasch und unter Entschuldigungen brach man auf; nach und nach hatten sich alle Gäste entfernt, nur Hell stand noch im Zimmer.

Er war blaß, seine Augen geröthet.

Anna stützte sich, den Blick zu Boden gerichtet, auf eines der Fauteuils, sie schien sehr erschöpft; in wirren Goldsträhnen hing ihr das Haar feucht vom Weindunst nieder, während Busen und Lippen aufgeregt wogten.

Eine namenlose ängstliche Schwüle lastete auf dem stummen Paar; da hob sie den Blick in räthselhafter Frage auf die hohe Gestalt.

Er zuckt zusammen; überwältigt von der Gluth wahrer Liebe, stürzt er hin, die Willenlose umschlingend, flüstert sein Mund: „O Anna, Anna“ und er bedeckt den ihren mit flammenden Küssen.

„Was soll ich's leugnen, ich hab' Dich so lieb, so lieb!“ und bebend schmiegt sie sich an seine Brust.

„Mein, ganz, mein Weib!“

„Und ich lasse niemehr von Dir, nie, niemehr!“

Angstvoll hält sie ihn mit den Armen umklammert! ihr Kopf lehnt sich an seine Schulter, in wahnwitziger Liebesgluth preßt sich Lippe an Lippe; seine Küße flammen und brennen und ersticken sie fast, sie sind zwei überglückliche Menschen allein im Chaos.

„O Anna, Anna!“

„Ist die gnädige Frau zu Hause,“ so fragte am folgenden Tage Hell das Kammermädchen.

„Nein, soeben ging sie fort, aber treten Sie nur ein; es liegt im Zimmer der gnädigen Frau ein Brief für Sie.“

Ueberrascht eilte der Künstler hinein, wo er am Schreibtische drei Briefe sah; der eine trug seinen Namen, er las:

„Lieber Herr Hell!

Ich nehme in diesen Zeilen für immer Abschied von Ihnen; die beiden anderen Briefe werden Sie über

Alles aufklären. Ich habe mein Ziel erreicht, ich war glücklich.

Ihre

Anna."

Hell war tief bleich geworden, vor seinen Augen wirbelte alles durcheinander; hastig ergriff er die anderen Schreiben; das erste war von Peter und kündigte ihr an, daß er, besorgt durch ihr langes Stillschweigen, das er sich durch eine Krankheit erkläre, und von Sehnsucht nach ihr getrieben, die Trennung, die schon drei Jahre dauere, nicht mehr ertragen könne; er käme deshalb zu ihr.

Der andere Brief war kurz.

„Peter!

Verachte mich; ich habe für all' Deine Liebe mich an Dir versündigt, ich kann Dich nicht mehr sehen, darum sterbe ich Dein

treuloses Weib."

Fahl, mit schlotternden Knien stürzte Hell nach rückwärts auf einen Stuhl; die bebenden Lippen stöhnten schmerzgefoltert auf, dann entrang sich ihnen heiser: „O, und keine Andeutung," und wie ergrimmt schlug er sich mit beiden Händen an die Stirne; da leuchteten die erloschenen Augen auf, er schnellte wie von Furien gejagt in die Höh', flog treppabwärts; laufend erreichte er den nächsten Fiaker.

„Zur Todtenmühle, so schnell als Sie fahren können."

Taumelnd warf sich Hell auf die Wagenkissen; das Gefährte sauste über den Asphalt, der starke Mann bebte von wilden Schauern geschüttelt. Ob er sie noch erreicht? Wenn es aber eine falsche Fährte war! Konnten die gestrigen Worte nicht eben nur ein paar Worte gewesen sein. Und während die Furcht mit Geierkrallen ihm die Seele zerriß, preßte der Unselige die eisigen Hände an die heißen Augen.

Schon war die Stadt verlassen; es war ein häßlicher Tag, draußen auf den Feldern lag überall schmutziger halbgeschmolzener Schnee.

Während nasser Nebel aus dem Boden qualmte, heulte der Wind und rüttelte an den blattlosen, graubraunen Weiden. Der Himmel war mißfarbig und fahl, wie schmutzige Vorhänge, fast die Erde berührend, hing das Gewölk nieder.

Hell bog sich zum Wagenfenster hinaus, vielleicht erspäht er sie auf der Straße; der Hut flog ihm vom Kopfe, er achtete es nicht, in seinen Haaren wühlte der Sturm, er fühlte es nicht, er blickte ohne Unterlaß in den trüben Dunst vor seinen Augen.

Endlich waren sie angelangt; aus dem Gefährte springend, warf er dem Kutscher all' sein Geld in den Hut; in angstvoller Hast stürzte er fort. Ja, hier bog der Weg herum, ganz wie ihn Anna beschrieben und senkte sich hinab zum Flusse; bei jedem Schritte sank Hell in den sumpfigen Boden ein, Schweißtropfen standen auf seiner Stirne, eine ungeheure Angst spannte sein Herz in Eisenklammern, seine Knie zitterten, aber nein, er durfte nicht wanken, vorwärts! Von ferne hin schien schon das Gewölk, welches das Ufer säumte, dunkel her; Hell drang weiter durch den Morast.

So kam er zur Eiche; der Wind schüttelte den Riesenbaum, so daß er fast mit Menschenstimme aufschrie. Hell eilte weiter, endlich war er angekommen, er brach fast zusammen. Das Röhricht war hier zerknickt und zertreten, er zwängte sich hinein, Schilf zerkratzte sein Gesicht, er drang weiter, schon bis an's Knie im Wasser watend, da — trügen seine Augen nicht?!

Anna steht auf einem Kahn mitten im Fluß und schaut unverwandt hinab.

„Anna!" schreit er auf.

Sie schrickt zusammen, winkt ihm mit den Händen und stürzt sich in's Wasser.

Er versucht hinzuschwimmen, ringt mit den Wellen. Noch einmal taucht ihr Haupt empor — ein Blick auf ihn — dann versinkt sie. Und die Wellen und die Zeiten rinnen dahin.

Kleine Laube.

Aus dem verſunkenen Szegedin.

„Ausgetreten ſind der Theiß Gewäſſer — Röschen mein, leb' wohl zum letztenmale — Nach dem Alföld wird mein Schritt ſich wenden..." ſo fängt ein altes, melancholiſches Volkslied an, das gewiß noch vor wenigen Wochen von den ſchmucken Szegediner Burſchen in den Cſarden des Alföld bei Geige und Cymbal geſungen wurde. Seit wenigen Tagen iſt das Lied zur Wahrheit geworden, denn Szegedin, die zweitgrößte Stadt des Magyarenlandes, iſt ein Opfer der unbezähmten Theiß geworden. Nur graue Dächer, Kirchthürme und halbe Häuſer der höher gelegenen Stadttheile ragen über die rauſchenden Fluthen des weit hingegoſſenen Stromes; Jammern und Hilferufe tönen von den Dämmen und Dachfirſten den hilfbereiten Fährleuten entgegen. Szegedin iſt auf lange Zeit nur ein grauſiger Trümmerhaufen.

Mit Preßburg und Debreczin gehörte Szegedin zu den wohlhabendſten und populärſten Städten Ungarns. An dem Zuſammenfluſſe der Theiß mit der Maros und an der kürzeſten Linie gelegen, welche von der Landeshauptſtadt nach den Donaupforten des Eiſernen Thores führt, war Szegedin ſeit Menſchengedenken ein wichtiger Punkt. Die uralte Citadelle, hart am rechten Ufer der Theiß, mag immer den Mittelpunkt der Stadt gebildet haben und als Szegedin noch eine Art Feſtung geweſen, ſtand an Stelle der jenſeitigen Vorſtadt Neu-Szegedin ein Brückenkopf, der den Flußübergang mitvertheidigen half. Um die Citadelle herum zog ſich ehemals im Halbkreiſe ein breiter Marktplatz, auf dem zu Jahr- und Wochenmärkten Kaufleute aus allen Theilen Ungarns herbeiſtrömten, um die Bedürfniſſe ihrer Kunden nach den Erzeugniſſen des Alföld zu befriedigen. Daß man im Handelscentrum unſerer Kornkammer nach Getreide fragte, den dortigen Wein nicht verſchmähte und von den herrlichen Theißfiſchen und Melonen ſo viel genoß, als räthlich war, iſt eine ſelbſtverſtändliche Sache, aber weniger bekannt dürfte es ſein, daß eine echt magyariſche Hausfrau ſich nur dann zufrieden mit ihrer Vorrathskammer dünkte, wenn ihr Paprika und ihre Seife ganz gewiß aus Szegedin waren.

Dieſe Artikel haben noch heute, wenn auch auf beſchränkterem Raume, ihre Berühmtheit bewährt, aber der breite und vielbeſuchte Jahrmarktsplatz beſteht heute nicht mehr. Graf Stefan Szechenyi, der größte Ungar, ſoll auch hier mit einem treffenden Worte den Anſtoß zur Reform gegeben haben. Als er einmal nach Szegedin kam, war er über den Rieſenplatz nicht wenig erſtaunt und meinte: „Ich wüßte ihn mir ſchon nutzbar zu machen; Ihr ſolltet ſehen, was ich für ein Kukurutzfeld daraus machen würde." Das Wort ſoll gewirkt haben; der Marktplatz wurde parzellirt und an ſeiner Stelle erhoben ſich prächtige, ſolid gebaute Häuſer. Auch die Citadelle, die als Strafhaus

diente und in der Rozsa Sandor, der populärste Räuber Ungarn's, saß und Graf Raday, der gefürchtetste und schlaueste Räuberfänger in der letzten Zeit, amtirte, sollte geschleift und an ihrer Stelle die eigentliche Stadt ihre Fortsetzung finden. Dann sollte eine prächtige Kettenbrücke die Verbindung mit dem in Neu-Szegedin gelegenen Stadtwäldchen herstellen — aber das Jahr 1873, welches alle kostspieligen Projecte und Unternehmungen auch in Ungarn hinwegschwemmte, ließ die Citadelle wie die Schiffbrücke fortbestehen und die Kettenbrücke blieb unausgeführt.

Um die innere Stadt reihten sich in flachem Bogen von Süden gegen Norden die vier Vorstädte: Untere Stadt, Palank, Rochus und Obere Stadt — mit wenigen Ausnahmen eine Bauernhütte neben der anderen. An soliden, in Stein ausführten Gebäuden finden wir in der Unteren Stadt das Franziskanerkloster; in Palank das Piaristenkloster, die griechisch-orientalische Kirche, das Stadthaus, die beiden Kasernen; in der Rochus-Vorstadt die gleichnamige Kirche und endlich in der Oberen Stadt das Minoritenkloster. Die übrigen Häuser waren aus Lehm oder getrockneten Ziegeln nach alter Väter Sitte erbaut, denn in der sandigen und moorigen Umgebung Szegedin's sind Holz und Stein gar seltene Dinge. Nur im Norden der Stadt, jenseits der Weingärten liegt ein künstlich angelegtes Gehölz, Makkosch Erdö, und jenseits der Theiß, in Neu-Szegedin, das schon erwähnte Stadtwäldchen, zu dem ein österreichisches Jägerbataillon die ersten Stämme und Anlagen gepflanzt hat.

Wie überall, so hat in den letzten Jahrzehnten auch in Szegedin die Industrie eine Betriebsstätte gefunden. Zunächst des Staatsbahnhofes stehen an der Theiß zwei große Dampfmühlen, dann eine Tabaktrafik, mehrere Gerbereien und Seifensiedereien in der Rochus-Vorstadt. Doch ist die Industrie nicht Szegedin's starke Seite, der Handel mit den Producten der reichgesegneten Tiefebenen Ungarns hat die Wohlhabenheit dieser Stadt begründet, die noch bis vor einigen Tagen 70.300 Einwohner und 5600 Häuser zählte.

Die Stadt Szegedin ist von Dämmen auf allen Seiten eingeschlossen und liegt etwa 74 Meter über der Meeresoberfläche. Die höher gelegenen Vorstädte, Obere Stadt und Rochus-Vorstadt, erheben sich kaum einen Meter über den Hochwasserstand der letzten Jahre. Im Süden, also gegen die Theiß selbst, ist hart am Uferrande der höchste der Dämme aufgeführt und gegen das rechtseitige Inundationsterrain wird die Stadt im Osten durch den Baktoerdamm, im Norden durch jenen der Alföld-Fiumaner und im Westen durch den der Staatsbahn geschützt. Der Baktoer-Damm setzt sich nordwärts gegen die Sümpfe des Feherto fort, einen weiteren Schutz gegen den Oberlauf der Theiß bildend, die auch noch nördlich von Szegedin auf beiden Seiten von Dämmen eingeengt wird.

Die Katastrophe trat in folgender Reihenfolge ein: Der Strom durchbrach zuerst die ihm zunächst gelegenen Dämme beim Percsoraer Ried, eine Meile nördlich der Brücke, auf der die Alföldbahn unweit Algyö die Theiß überschreitet. Dann wendeten sich seine schlammigen Fluthen in südwestlicher Richtung gegen den Feherto, als die tiefste Stelle des rechtsseitigen Inundationsterrains. Alsdann durchbrachen die Fluthen den Damm der Alföldbahn bei Algyö, dieses Dorf wie auch Tape vollkommen überschwemmend. Jetzt hielten nur noch der Alföld- und der Baktoer-Damm im Norden und Osten der Stadt, allein auch der erstere wurde in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch nordöstlich des Bahnhofes der Alföld-Fiumaner-Bahn durchbrochen und damit war die Stadt Szegedin verloren. . . .

Noch ist die ganze Thalebene der Theiß nördlich Szegedin eine trübe, schlammige Wasserfläche, deren Fluthen erst an den niederen Sandhügeln west-

lich des überschwemmten Marktfleckens Dorozsma ihre Begrenzung finden. Die auf dem Besitzthum des Markgrafen Pallavicini zwischen Algyö und Szegedin gelegenen, wie die anderen Tanya's zwischen Szegedin und Feherto, welche die letzte große Theiß-Ueberschwemmung bei Szegedin im Jahre 1830 unversehrt ließ, sind jetzt verwüstet und zerstört. Nun ist Neu-Szegedin, welches die verregulirte Marosch vor zwei Jahren überschwemmte, der Zufluchtsort für eine Bevölkerung, welcher die Theiß in einigen Tagen etwa 30.000 Joch entrissen hat.

Vor wenigen Wochen und ganz besonders im Herbst gab es noch viel lustiges ahnungsloses Volk auf dieser weiten Fläche. Die Ernte war gut, der Wein im Kapitanysag bei Dorozsma noch besser gerathen. Freilich gab's den überall im Ungarland, aber wenn er auch nicht um gutes Geld anzubringen war, so stand dem Csongrader Bauer doch nichts im Wege, so viel aus dem grüngefleckten Kruge in der Csarda zu trinken, als seine ausgepichte Gurgel fassen mochte. Die Weinschänken und Gasthäuser in Szegedin bis zum Hotel „Hungaria" hinauf waren von Zechern und Spielern dicht gefüllt und die Zigeuner mit dem Cymbal oder ihren klagenden Geigen und schrilltönenden Clarinetten zogen den Csongrader der besten Vorsätze dahin, wo man so leicht eine ganze Ernte vertrinkt und verspielt. Und wem's zu vornehm oder ungemüthlich in Szegedin war, der zog hinaus, den Weg nach dem weingesegneten Kapitanysag, nahm vor der Wegcapelle am Matyi-Ried das Hütlein vom Kopf, schlug dreimal sein gut christliches Kreuz und trat nach einem kurzen Vaterunser an den Gott der Magyaren in die weit und breit bekannte Patni Csarda, wo's eine junge schmucke Wirthin, anspruchslosere Zigeuner und Karten gab, mit denen sich das edle Färbeln noch besser als in Szegedin unter den reichen Herren cultiviren ließ. Trat man in die raucherfüllte Stube — der Dreikönigtabak der österreichischen Bauern beengt nicht ärger die Brust — so war auf den ersten Blick nur die matte Unschlittkerze oder der knisternde Holzspan zu entdecken. Die Wirthin huschte wie ein umschleierter Geist in der Stube herum; man mußte sich zu den Gästen setzen, um den Betyar von Béres, den alten Dadé und nichtsnutzigen Zigeuner vom ehrlichen Christenmenschen im Schafpelz zu unterscheiden, um zu sehen, ob der Paprikas in der dampfenden Schüssel vom Fisch oder von einem nützlichen Hausthier herrührt. Und nachdem bekanntlich jeder Paprikas schadet, wenn er nicht tüchtig aufgegossen wird und schwimmen kann, so kam dann ein Krug nach dem andern auf den Tisch, die Zigeuner griffen nach ihren musikalischen Siebensachen, mit denen sie das Volk so verrückt machen, und dann gab's Gesang bis spät nach Mitternacht, wie ihn nur der Magyare und sein Petöfi kennt, sehnsüchtig und selbstbewußt, klagend und stürmend, verliebt und haßerfüllt — wie's eben nur dem Gott der Magyaren gefällt. Und dann tönt's plötzlich aus einem Munde:

„Streich los, Zigeuner, streich d'rauf los!
Zu tanzen meine Lust ist groß:
Mein Geld vertanzen will ich hier,
Die Seel' austanzen will ich mir!"

Da klopft es an das Fenster, spricht:
„Lärmt doch so gar gewaltig nicht!
Der Wirth läßt's Euch zu wissen thun;
Er ging zu Bett, er wünscht zu ruh'n."

„In Deinen Wirth der Teufel fahr'
Und packe in die Höll' Dich gar! . . .
Streich just darum, Zigeuner, streich
Und kostet es mein Hemde gleich!"

Die Wirthin kommt und klopfet an:
„Freut Euch ein wenig stiller, dann
Wird Gott segnen Euch dafür;
Krank ist die arme Mutter mir."

Antwortet Keiner was hinaus,
Sie schlürfen ihren Wein rasch aus,
Ein Ende hat der Geigen Schall,
Nach Hause geh'n die Burschе all.

So und noch viel lustiger und stürmischer ging's noch vor wenigen

Wochen in den Schänken von Szegedin und in der berühmten Patni Csarda her. Heute sind sie alle am Grunde der Theiß versunken; es gibt keinen Wein mehr, nur trübes Wasser, so weit das Auge reicht. Nur unsägliches Elend und herzzerreißenden Jammer, nur zerstörtes Gut und verlorene Menschen — und eine wohlhabende, blühende Stadt im schönen Ungarlande weniger.

v. G. („Presse".)

Der Grüß'=dich=Gott=Sonntag.

Ein Bildchen aus dem steirischen Volksleben von P. K. Rosegger.

„Und ich wünsche, daß es Dir auf dem neuen Platz recht gut anschlagt."

„Ich wünsche Dir's auch und hab' mir halt nichts für übel."

„Und Du mir auch nicht und bleib' schön gesund."

„Und Du auch. Am Grüß'=dich=Gott=Sonntag sehen wir uns wieder. Behüt' Dich Gott!"

„Behüt' Dich Gott auch." —

So verabschiedeten sich zu Sylvester zwei Dienstboten, welche ein ganzes Jahr hindurch, oder länger, die Freuden und Leiden, die herbe Arbeit und die lustigen Tage mit einander getheilt hatten. Wer die Noth der Armen nicht kennt, der weiß auch nichts von jenen Freuden, die Gott in seiner Liebe auch dem Niedrigsten gegeben hat. Ihr kennt sie nicht, die Lust jener idyllischen Stunden, die den Dienstboten lacht. Die Arbeit mag noch so schwer, der Dienstherr noch so strenge sein, wenn sich die Leutchen nur untereinander lieb haben und zusammenhalten, dann gibt's fröhliche Zeit. Was die Freundschaft unter solchen Händen werth ist! Wie sich zwei Mägde, die unter gleichen Verhältnissen leben, die dem Dienstherrn gegenüber oft nur Maschinen sind (was in größeren und „Herrenhöfen" meist der Fall ist, während der Bauer mit seinem Gesinde auf familiärem Fuße steht), so zwei Mägde, die nur sich selbst, sich gegenseitig haben, um ihr bescheidenes Menschenthum auch ein wenig zur Geltung zu bringen — wie sich zwei so Leutchen doch rasch und innig aneinanderschließen! Sie finden ihre Stündchen, ihr Plätzchen, wo sie frei und heiter sind — etwas zu flüstern gibt's, etwas zu tauschen, etwas zu naschen, etwas zu spielen oder etwas zu singen, sei es auf dem Felde, sei es zum Feierabend am Waldraine, auf dem Kirchwege oder Abends in der Kammer. Und diese Stunden der Trautsamkeit sind um so köstlicher, je gefährdeter sie sind. Mancher Dienstherr ist mißtrauisch und wähnt, jede freie, menschliche Regung des Dienstboten geschehe auf seine Kosten. Mir war ein Großbauer bekannt, der seinem Gesinde das Lachen verbot zur Sommerszeit, wenn ein Gewitter aufstieg und er in Angst um seine Feldfrüchte war. Ein Anderer hatte keine ruhige Nacht, während das Heu auf der Dörre lag und ärgerte sich höchlich, wenn seine Dienstleute in gesundem Schlafe lagen. Wie fest kittet ein solcher Tyrann selbst oft unter den Knechten und weit öfter noch unter den Mägden die Freundschaft!

Und das Scheiden thut weh, wenn sie zu Neujahr auseinander gehen, Jedes zu seinem neuen Dienstherrn, den es sich gewählt hat oder von dem es gewählt worden war. Mit welcher Befangenheit und Beklemmung tritt das oft noch unerfahrene Mädchen über die Schwelle des Hauses, in dem es nun wird dienen und arbeiten müssen ein ganzes, langes Jahr. Es kennt den Hausherrn nicht, aber man sagt, er sei strenge; es kennt die Hausfrau nicht, aber es heißt, sie sei knauserig und bissig; es kennt die Dienstgenossen nicht, aber die Leute sagten, viel Gutes würde sie nicht antreffen. Erst vor einer Stunde hat die Eintretende sich von ihrer Freundin verabschiedet und wie sehr sehnt sie sich schon nach dem Grüß'=dich=Gott=Sonntag, um mit derselben wieder zusammenzutreffen und ihr mittheilen zu können, mit welcher Angst sie „beim

neuen Ort die Thürschnallen niederdruckt" habe.

Und der Grüß'-dich-Gott-Sonntag kommt sogleich nach Heiligdreikönig. Jeder Bauer bestrebt sich bishin, den neuen Dienstboten recht vortheilhaft bekannt zu werden und läßt sie an diesem Tage in die Kirche gehen — er weiß, warum. Der Bauer kennt das Wort „Reclame" nicht, aber er übt die Sache so gut, wie Einer. Er schmeichelt den Handwerkern, thut den Hausirern schön, auf daß sie seines Hofes Lob von Haus zu Haus verbreiten. Und er versäumt zu diesem Behufe auch die Gelegenheit des Grüß'-dich-Gott-Sonntags nicht.

Schon auf dem Kirchwege hin gesellen sich die Genossen des vorigen Jahres zusammen.

„Grüß' Dich Gott!"

„Grüß' Dich Gott auch!"

So hört man rufen von allen Seiten und es drücken sich die schwüligen Hände, manche leicht und kurz, manche recht derb und viele halten sich so fest, als wollten sie gar nicht mehr auslassen.

„Und noch einmal grüß' Dich Gott, schön!"

„Ja, auch so viel und wie geht's Dir?"

„Dank Dir Gott, so weit gut, bin schon zufrieden, und Du?"

„Ich sag' Dir nur so viel, ich wünsch' mir keinen bessern Platz. Mir ist's mein Lebtag nicht so gut 'gangen, als wie jetzt. So viel gut sind sie, meine neuen Bauernleut'. Und ich glaub', in der Früh, wenn Eins nicht von selber aufstünd', aufwecken thät der Bauer Keins. Vor der Suppen wird bei uns nichts angriffen. Und das ist Dir keine Wasserſuppen, wie Du weißt, daß wir sie im vorigen Jahr haben gehabt, ein Faverl (Suppe mit eingekochtem Mehlbrei) haben wir und nachher kommt noch ein Koch (Mus). So viel proper ist Dir die Kost bei uns; ich krieg zu heißen gar nie einen ordentlichen Hunger. Und Alles gut ausgekocht und recht geschmalzen; ei ja, da schaut die Bäurin schon. Beim Tisch wird allemal recht gelacht, der Bauer bringt so viel gespaſige Sachen vor — ja, daß Eins schon oft so viel lachen muß. Die Arbeit ist gar nicht stark; dasselb' mußt' ich lügen, wenn ich sagen wollt', die Arbeit thät bei uns stark sein. Ich darf sagen, mir fehlt nichts; halt, daß Du mir alleweil noch abgehst."

„Ja," meint die Andere, „auf Dich denk' ich wohl auch alle Tag. Nicht, daß ich sagen müßt, ich hätt' eine Klag' über meine neuen Kameradinnen, 's selb gar nicht. Hast ihn schon gesehen, den da?" Sie hebt ein wenig ihr Kleid.

„Jeßtl, aber na!" schreit die Eine hell auf, „wie kommst denn Du zu dem kroißrothen Kittel?"

„Gelt Du?" macht die Andere. „Meiner neuen Gespanin (Genossin) ihrer ist's gewesen; hab' ihr den deinischen (welchen ich von Dir gehabt) dafür geben, den kammertüchenen. So viel roth ist er, der. Unsere Buben haben mich eh schon ausgelacht damit. Wenn Du ihn magst, ich verwantschl' (vertausche) ihn wieder."

„Na Du, den trauet ich mich nicht zu tragen. Wir haben einen Haushahn, der geht los auf's Rothe."

„Und meinst, schön wär' er nicht, der Kittel? Aber, daß sie mich so hat angeschmiert, meine neue G'spanin. Mei na, das Jahr hebt schon gut an, jetzt trag' ich einen kroißrothen Kittel, und die Leut' zeigen gewiß mit Fingern auf mich!"

„Daß Du aber auch gar so eine G'wandwantschlerin bist!" verweist ihr die alte Genossin.

Todes unglücklich ist die Andere auf einmal, da ihr die Freundin das neu eingetauschte Kleid nicht loben will, dieses Kleid, mit dem sie vermeint hatte, heute Staat zu machen und zu zeigen, mit welch' hellrother Herrlichkeit sie das neue Dienstjahr begonnen habe.

Aber zum Glücke kümmern sich die Leute nicht so sehr um sie, als sie sich eingebildet hatte. Jeder geht seiner Wege und überall, auf dem Kirchplatz und vor dem Wirthshaus, und im

Wirthshaus ſelber, und im Kramladen, und beim Bäcker, und beim Schuhnagelſtand, überall hört man: Grüß' dich Gott! Wie ſchlagt's an, das neue Jahr?"

Der Eine lobt ſeinen neuen Bauer, die Andere ihre neue Bäuerin, der Eine den neuen Tiſch, die Andere das neue Bett. Zufrieden ſind die Meiſten. Freilich nur die Meiſten. Manche iſt, die ſchluchzt am Buſen ihrer Freundin: „Glauben thuſt mir's nicht, was es in meinem neuen Dienſt für eine Langweil' hat! Alle ſind ſo mockiſch; der Bauer redet nichts, die Bäuerin redet nichts, die Dienſtleut' trauen ſich nichts zu reden. Glauben thu' ich's nicht, daß ich's aushalt das ganze Jahr."

Glauben thut ſie's nicht! Und juſt dieſelbige iſt es vielleicht, die auch ein zweites Jahr auf ihrem Platze bleibt, während Andere, die Anfangs voll des Jubels und voll des Lobes waren, das Ende des Jahres kaum erwarten können, um den Dienſt bei dieſem „Leutſchinderbauern", in dieſem „Hungerleidhaus, auf dieſem Ort, wo eh' der Hund begraben liegt" verlaſſen zu dürfen.

So ändern ſich die Zeiten und die Stimmungen. Denn, iſt nur erſt der Grüß'-dich-Gott-Sonntag vorbei, ſo ſpannt der Bauer ſeine „neuen Leut'" ſchärfer an. Die Eine, die „Gewandwantſchlerin", trägts geduldig und faßt gute Vorſätze, ihr Leben zu beſſern, wenn ſie nur erſt den kroißrothen Kittel wieder weg hätte. Denn der Weidknecht, der Poldl, der iſt gerade ſo, wie der Andern ihr Haushahn, überall ſteigt er ihr nach, der rothen Farb'. Wenn ſie nur den Kittel weg hätte!

's iſt all' umſonſt. Das Jahr geht um, und bis wieder der Grüß'-dich-Gott-Sonntag kommt, werden zwei Leute „von der Kanzel herabgeworfen" (als Brautpaar verkündet). Der Poldl und die Rothkitteldirn. — Am erſten Sonntag nach der Hochzeit gehen der Rothen alle ehemaligen Freundinnen zu: „Ja, grüß' dich Gott, ſchön! Wie ſchlagt's an?"

Das iſt aber kein Grüß'-dich-Gott-Sonntag mehr und die Rothkittlige antwortet nichts, als wie: „Dank der Frag!"

Ein begrabenes Volksfeſt.

Eine Oſtererinnerung von Oscar Künl.

Von allen chriſtlichen Ländern, welche Ende des 15. bis Mitte des 16. Jahrhunderts von den Einfällen der wilden Türkenhorden zu leiden hatten, war Krain eines der am argſten heimgeſuchten.

Faſt kein Jahr verging, in welchem nicht Türkenhorden auf flinken Roſſen blitzgleich das Land überfielen, ſengten, das Land verwüſteten, Greiſe und Mütter mordeten und die Jugend fortſchleppten, um die Harems und Pagenſchulen des Sultans damit zu füllen.

So berichtet uns die Chronik Krains, daß kurz nach dem Tode Kaiſer Maximilians I., im Jahre 1493, Jakub Paſcha mit 8000 Mann bis an die Thore von Laibach drang, wo er von dem mittlerweile ſich verſammelten krainiſchen und croatiſchen Aufgebote zur Umkehr gezwungen wurde. Erſt bei dem Paſſe von Adbina konnte der flinke Räuber zum Stehen gebracht werden. Doch während dieſer ſcheinbar über freien Abzug verhandelte, umzingelte er argliſtig das chriſtliche Heer und richtete ein furchtbares Blutbad an. 5700 abgeſchnittene Naſen ſoll damals der türkiſche Befehlshaber mit dem gefangenen Ban nach Conſtantinopel geſchickt haben.

Die Stelle vor Laibach, an welcher der gefürchtete Barbar zur Umkehr gezwungen wurde, war ſeither nicht aus dem Gedächtniſſe der folgenden Generationen entſchwunden und wie häufig Sitten und Gebräuche ihr Entſtehen wichtigen geſchichtlichen Vorfällen verdanken, ſo auch hier.

Alljährlich am Oſtermontage, als am Gedenktage dieſes Ereigniſſes, pflegte die ſogenannte Türkengrube, hinter den Mauern des Laibacher Friedhofes der

Schauplatz eines Volksfestes zu sein, an welchem Jung und Alt, Städter und Landmann theilnahmen.

In der zweiten Hälfte dieses Tages füllte sich die Türkengrube mit der hoffnungsvollen Jugend der untern Volksschichten, während ein dichter Gürtel von Schaulustigen den Rand der Grube umgab. Nun begann eine heitere Türkenschlacht, indem von den Zusehern Ostereier, Aepfel, Lebkuchen, Kupfermünzen, Pomeranzen und Nüsse unter die versammelte Jugend in die Grube geworfen wurden, worauf natürlich unten ein heißer Kampf nach diesen begehrlichen Geschossen folgte. Freilich verlief oft diese Schlacht nicht ganz unblutig. Zwar gab es keine abgeschnittenen, wohl aber aufgeschundene Nasen und blaue Flecke. Flog eine Pomeranze in einen dichten Knäuel hinein, so hüpfte diese wohl über mehrere Köpfe bis eine glückliche Hand sie erhaschte.

Drohte das Feuer von oben auf einen Augenblick verstummen zu wollen, so begann unten seitens der Türken ein betäubendes Kriegsgeschrei und aufmunterndes Händeklatschen. Hie und da wurden wohl auch aus Billigkeitsrücksichten Geschosse, die weniger begehrenswerth und appetitlich waren, unter die Feinde entsendet, als Lehmkugeln, faule Eier u. dgl. Doch wehrte der Arm der Gerechtigkeit mit Umsicht solche Ausschreitungen ab. Im Ganzen genommen bot dieses Fest am Ostermontage viel des Ergötzlichen.

Der Zahn der Zeit, sowie Umwandlungen und Neugestaltungen durch Menschenhand vernichten manches Volksthümliche; die Zeit rauscht darüber hin und läßt es in Vergessenheit gerathen. Ein solches Schicksal hat unsere naive Volkssitte erlitten, die sich so viele Jahre hindurch erhalten hatte.

Vor fünf Jahren wurde hinter der Friedhofmauer von Laibach die letzte Türkenschlacht geschlagen. Der bisherige Gottesacker war im Laufe der Zeit für seine vielen stummen Gäste zu eng geworden und so mußte die anliegende Türkengrube in das Bereich der Mauer gezogen werden.

Jetzt ist es dort friedlich und stille. Wo einstens unsere Vorfahren heldenmüthig den frechen Türken verjagt, wo später der Schauplatz eines heitern Volksfestes war, — neigen jetzt Trauerweiden wehmüthig lispelnd ihr Haupt über einsame Kreuze und Leichensteine.

Der Großmutter Lehren am Hochzeitstage.

Für die Braut:

Willst schwören Du zu Hymens Fahne,
So wähle nicht aus Liebe blos,
Auch Achtung sei die Wahl beim Manne,
Die Dir verbürgt ein glücklich Los. —

Des Mannes Wille sei geehret,
So weit die Billigkeit nur kann,
Weil schon des Priesters Wort Dich lehret:
„Er sei Dein Herr, wie er Dein Mann!“

Vermeide Eigensinn und denke,
Er ist der Liebe böser Fluch,
Der Hölle giftigste Geschenke,
Sind Eigensinn und Widerspruch.

Drückt zärtlich Dich Dein Mann an's Herze,
So widerstrebe ihm nicht kalt,
Vermeid' es selbst auch nur zum Scherze,
Er gibt zum Zank den Grund gar bald.

Koketterie im Maß und Ziele,
Ist wohl als Liebesreiz erlaubt,
Doch mach' sie nicht zum frechen Spiele,
Die Dir des Mannes Achtung raubt.

Sei schamhaft stets mit Deinen Reizen,
Sie sind dem Mann dann doppelt werth,
Doch sollst damit Du auch nicht geizen,
Wenn Liebeszeichen er begehrt.

Besorg' Dein Haus mit Frauenwürde,
Wirthschaftlichkeit bleibt anerkannt
Des Weibes segensreichste Zierde,
Die manche Sorge ferne bannt.

Kommt heim der Mann von Arbeitsplagen,
Sei liebevoll in Wort und That,
Hast Ursach' Du Dich zu beklagen,
Vermeid es, wenn er Sorgen hat.

Digitized by Google

Beſchenket Dich des Himmels Segen
Mit Mutterglück, ſo lege Hand
An Pflichten, die Dir allerwegen
Natur und Lieb' an's Herze band.

Scheint Dir des Mannes Lieb' erkaltet,
Vermeid' des Vorwurfs tollen Wahn,
Die Flamme ſinkt, die Wärme waltet,
Und ewig hält die Freundſchaft an.

Für den Bräutigam:

Willſt eingeh'n in den Stand der Ehe,
So nimm die gold'ne Regel an,
Zeig' Dich in allem Wohl und Wehe
In Deinem Hauſe ſtets als Mann.

Laß' niemals den Tyrannen ſchauen,
Ein Weib iſt gar ein heiklich Ding,
Doch ſtark ſind auch die ſchwächſten Frauen,
Wenn Eigenſinn ihr Herz umfing.

Laß' Dich durch Liebe nur nicht ſchlagen,
Und rauben Dir Dein Mannesrecht,
Ein Ritter ſei in allen Lagen
Dem zarten, liebenden Geſchlecht.

Sei zärtlich geg'n Dein Weib hienieden,
Vermeide tolle Eiferſucht,
Sonſt ſtöreſt häuslich Du den Frieden,
Der Ehe allerſchönſte Frucht. —

Erzähle nichts von früh'rer Liebe,
Von Streichen Deiner Jugendzeit,
Zu leicht wird da der Himmel trübe,
Durch die gekränkte Eitelkeit. —

Bei Freundeswahl ſei Dir gerathen,
Auf Alter und Gemüth zu ſeh'n,
Sonſt riecht das Weib den beſſ'ren Braten,
Und leicht iſt es um Dich geſcheh'n.

Nicht ſparſam ſei mit Liebesgaben,
Doch laß' ſie Dir ertrotzen nicht,
Den feſten Willen ſtets zu haben,
Bleibt da des Mannes erſte Pflicht.

Was für den Hausſtand Du mußt geben,
Da ſei nicht karg und neidiſch gar,
Und denk, es kommt das eig'ne Leben
Bei ſchlechter Küche in Gefahr.

Raubt Dir die Zeit der Jugend Schimmer,
Lenk' in den Freundſchaftshafen ein,
So kannſt Du ſelbſt als Greis noch immer
In Deiner Ehe glücklich ſein.

Fretheim.

Zum Schutze unſerer Kinder.

Von Dr. J. Löwy*)

In keiner Abtheilnng der Heilwiſſenſchaft iſt man in den letzten Jahrzehnten ſo weit vorgeſchritten, wie in der Kinderheilkunde. Vor nahezu fünfzig Jahren war das Kind ſammt all ſeinen großen und kleinen Leiden noch ein vollkommen unbekanntes Terrain. Man behandelte zum großen Theile dieſelben blos experimentell; gelang die Kur, ſo war ſie gelungen, gelang ſie nicht, nun, ſo war es eben dem Umſtande zuzuſchreiben, „daß man ja in ein ſo kleines Weſen nicht hineinſchauen könne, und es vermöge ſeiner noch unentwickelten Denk- und Sprachorgane nicht im Stande ſei, den Sitz ſeines Leidens näher anzugeben.“ — Wie oft mußten ſolche arme Kinder näſſende, juckende, ſie auf das Aergſte entſtellende Hautausſchläge jahrelang mit ſich herumſchleppen, blos weil bei Aerzten und Laien noch der Ausſpruch gang und gäbe war, daß derlei Hautausſchläge, wenn ſie von der Oberfläche des Körpers vertrieben werden, ſich auf innere Organe „legen,“ ja dieſer Glaube ging und geht ſogar bei vielen Eltern heute noch ſo weit, daß man den „Gneis“ der Kinder, welcher nicht einen Hautausſchlag ſo wie der

*) Rathgeber in Kinderkrankheiten. Populär gefaßte und alphabetiſch geordnete Abhandlung über alle im Kindesalter vorkommenden Krankheiten und üblen Zufälle. Mit einem kurzen Bericht über die Anatomie des Menſchen. Von Dr. J. Löwy, Kinderarzt. In 10 Lieferungen. Mit 50 Illuſtrationen. (A. Hartleben's Verlag.)

Dieſes Werk, deſſen Schlußlieferung nun erſchienen iſt, glauben wir allen Müttern und Kinderpflegerinnen recht warm empfehlen zu ſollen. Dasſelbe kann in den Krankheiten wohl nicht den Arzt erſetzen, doch gibt es viele Umſtände bei plötzlichen Erkrankungen, bevor der Arzt zu erſcheinen in der Lage iſt, in Art der Behandlung und Pflege u. ſ. w., in welchem dieſer gewiſſenhafte Rathgeber die beſten Dienſte zu leiſten im Stande ſein wird. Um die Richtung des Werkes zu kennzeichnen, möge hier ein Theil von der Einleitung desſelben Platz finden.

Grind darſtellt, ſondern blos angeſammelten Schmutz repräſentirt, nicht von der Kopfhaut des Kindes wegwäſcht, ſondern ihn als ein Noli me tangere betrachtet, das unter keinen Umſtänden entfernt werden dürfe. Wie viel arme Kinder mußten unter qualvollen Schmerzen ihr junges Leben dem Vorurtheile opfern, daß Diarrhöen und Huſten, die während des Zahnens entſtehen, keine ſelbſtändigen Leiden ſeien, ſondern nur Folgen des Zahnungsproceſſes. „Das Kind hat Abweichen oder huſtet, weil es Zähne macht und wenn das vorüber ſein wird, wird ſich der Zuſtand ſchon beſſern!“ ſo heißt es in den meiſten Fällen, in denen ſich während der Bildung von Zähnen eine Diarrhöe oder ein Huſten einſtellt. Und wenn man dann ſpäter erkannte, daß ein Darmcatarrh oder eine Lungenentzündung zugegen ſei, war es ſchon viel zu ſpät, um noch helfen zu können. Die vox populi, vox Dei, d. h. die Stimme des Volkes iſt die Stimme Gottes, iſt jedoch in dieſem Falle durchaus nicht maßgebend. Da heißt es beiſpielsweiſe, es zeige das baldige Hervorbrechen der Zähne an, wenn die Kinder alle Gegenſtände, die ihnen in die Hände gerathen, in den Mund ſtecken und darauf beißen, wodurch ſie den durch den Durchbruch des Zahnes bedingt ſein ſollenden Schmerz zu betäuben ſuchen. Wäre aber wirklich ein ſolcher Schmerz vorhanden, ſo würde es ſich das Kind wohl vergehen laſſen, auf dieſe Gegenſtände zu beißen, indem der Schmerz dadurch doch nur geſteigert und nicht verringert würde. Dieſes Hineinbeißen in alle ihm in die Hand kommenden Dinge iſt bei dem Kinde jedoch nur auf den Umſtand zurückzuführen, daß Kinder eben alles, was ſie erreichen können, in den Mund ſtecken. In ſpäterer Zeit, wo ihr Sinn nicht mehr blos nur auf's Eſſen gerichtet iſt, thun ſie das nicht mehr und ſtecken dieſe Gegenſtände nie mehr in den Mund. — Ein weiteres Zeichen des Zahnens ſoll das Abfließen des Speichels aus dem Munde ſein. Allein dieſer Umſtand beruht nur auf der ſtärkeren Entwicklung der Speicheldrüſen, die erſt in der zweiten Hälfte des erſten Lebensjahres eintritt, die Hitze im Munde, die Röthung der Mundſchleimhaut, die Schwellung des Zahnfleiſches, der heiße Kopf, die heiße Haut, der vermehrte Durſt beruhen gewiß auf anderen Gründen und bei genauer Beobachtung iſt man ſicher im Stande, bald ein ganz anderes Leiden zu finden. Die Verſtimmung, der unruhige Schlaf, das Zucken einzelner Glieder und allgemeine Fraiſen künden eher ein beginnendes Gehirnleiden, die Diarrhöe eine Erkrankung des Darmes, der Huſten ein Leiden der Lunge an, als den Durchbruch eines oder mehrerer Zähne. — Welcher Unfug wurde ferner mit den von den Eltern ſo ſehr gefürchteten Worten: Bräune und Dyphtheritis getrieben. Die älteren Aerzte hatten nämlich keine Idee davon, daß es zwei Formen der Bräune gebe, nämlich die catarrhaliſche und die häutige, daß erſtere ſehr ſelten mit einer Gefahr verbunden iſt, und daß es unter keiner Bedingung bei demſelben eines Brechmittels bedarf. Wie wurden nun trotzdem die armen Würmchen mit den abſcheulichſten und den ekelhafteſten Brechwaſſern maltraitirt, ja dem Tode nahe gebracht! Es kam ſogar oft vor, und iſt noch heute von manchen Aerzten geübt, worunter ſich viele mit einer ausgedehnten und anſehnlichen Praxis befinden, daß man in Häuſern, wo eben dieſe catarrhaliſche Bräune vorkommt, die ſich ihrer Natur nach öfters und meiſt um Mitternacht wiederholt, ein Brechmittel ſtehen läßt um es dem Kinde, beim erſten, trockenen, bellenden Huſten zu reichen. In Währing, wo ich practicire, exiſtirt noch heute ein älterer Arzt, der bei jedem, ſelbſt dem geringfügigſten Halsleiden die Eltern gleich mit dem Ausſpruche ängſtiget, es ſei eine Dyptheritis vorhanden. — Wie vielen Kindern wird ſelbſt noch heutzutage das Bändchen der Zunge zerſchnitten und ſo die vermeintlich ange-

wachsene Zunge gelöst, blos weil Hebammen und alte Weiber behaupten, daß die Zunge eines Kindes angewachsen sei. — Wie groß ist noch der Schatz der Simpathiemittel, der den Kindern mehr wie den Erwachsenen dargereicht wird! Welcher Humbug wird selbst heutzutage noch mit den sogenannten „Verschreien" getrieben. Die Eltern, besonders die Mütter lassen es sich nicht einreden, daß durch ihr eigenes Verschulden dem Kinde irgend eine Krankheit zugestoßen sei, sondern reden sich in der Regel auf das Verschreien derselben aus; damit nun das Kind nicht verschrieen werde, werden demselben rothe Bändchen um die Handwurzeln oder um den Hals gewickelt und andere Proceduren gemacht, die noch viel weniger unschuldig sind und oft den Kindern sogar Schaden bringen. Auf welche verkehrte, oft widersinnige Weise werden Kinder, die von der Mutterbrust weggenommen und künstlich aufgefüttert werden, genährt! Die Hälfte aller auf diese Weise mit Semmeln Fleisch, Reisabkochungen aufgezogenen Kinder stirbt oder wird der Scrophulose und der englischen Krankheit in die Arme geworfen. Mir ist vor Kurzem ein Kind mit einem starkem Darmcatarrh vorgestellt worden, welches erst zwei Monate alt, mit Semmeln und mit einer Mischung von drei Theilen Milch und einem Theile eines aus einer Abkochung von Reis und Kukurutz hergestellten Wassers genährt wurde. — Und so könnten wir noch manche Thatsache herzählen, die in blindem Aberglauben oder in Unkenntniß wurzelt und die dem Kinde mehr schadet als nützt.

Eilzugpost für alle Stationen!

Unser Postverkehr ist so eingerichtet, daß die kleineren Ortschaften den Städten gegenüber im Nachtheile sind. In den Städten werden alle Briefe, Karten, Zeitungen u. s. w. gratis zugestellt, in kleineren Ortschaften muß der Postbote für jedes Stück extra bezahlt werden. Holt man die Sendungen selbst auf dem Postamte, so kann dieses von der Partei ein Lagergeld von 50 kr. monatlich verlangen. Ferner wird den kleineren Ortschaften die Post durch die langsameren Personen- und Localzüge vermittelt, während das Publicum der Städte durch die Eilzüge bedient wird.

Die Eilzüge können eben scheinbar für den Local-Postverkehr nicht benützt werden, weil sie auf kleineren Stationen nicht halten. Ist es aber für einen Eisenbahnzug wirklich nothwendig, an allen Bahnhöfen anzuhalten, um deren Brief- und Zeitungspost zu besorgen? In Amerika, besonders zwischen New-York und Chicago, verkehren die sogenannten Blitzzüge, welche noch um ein Drittheil schneller gehen, als unsere Eilzüge, nur an den Hauptstationen halten und doch für alle Stationen der Strecke die Brief- und Zeitungspost besorgen. Das Auswerfen der Postsäcke geht im raschesten Laufe des Zuges ohne alle Umständlichkeit und Gefahr von statten, und könnte bei uns ebensogut und allsogleich bewerkstelligt werden. Für das Einfangen der Postsäcke sind in Amerika auf den Stationen ganz einfache und sinnreiche Vorrichtungen, welche die ledernen Säcke in den vorüberbrausenden Zug leiten, wo sie von dem Beamten in Empfang genommen werden.

Gerade in Postsachen ist für den Geschäftsmann Zeit Geld. Da die kleineren Ortschaften dasselbe Postporto zu zahlen haben wie die Städter, so dürfen sie wohl auch jene Vortheile verlangen, die diese genießen und die möglich sind. Diese Anregung wird dem Nachdenken des Publikums und des Verkehrsministeriums empfohlen.

Don Ranudo

oder:

Die Stunde der Erhabenheit.

Don Ranudo Pimpernello
Wollte einst in Pampeluna
Eine runde Wittwe freien,
Donnja Schlampa del Kattuna.

Und er ſchreitet mondbeleuchtet
Zur entzückenden Eſtrade,
Wo im wundervollen Baumſchlag
Sie bewirkt die Promenade.

Welche Haltung, welche Locken!
Solches iſt nicht alle Tage.
Im Coſtüme des Hidalgo
Naht er ihr mit ſüßer Frage.

„Euer Antrag, Don Ranudo,“
Spricht ſie,“ macht uns Beiden Ehre,
Doch verdächtig geh'n Gerüchte
Ueber Eures Beutels Leere!

Anders würd' ich gern mit Euch nur
Durch das edle Leben eilen,
Eure Freuden, Eure Schmerzen,
Eure ſtolze Wohnung theilen!“

Alſo tönt die runde Stimme
Wie von zauberiſchem Cello:
„Gebt mir Wahrheit, Don Ranudo,
Don Ranudo Pimpernello!“

Und Ranudo Pimpernello
Spricht mit ſpaniſchem Accente:
„Prüfet ſelber, ich verachte
Alle ſchnöden Spargtamente!“

„Seht, wie kunſtvoll, wie erhaben
Dieſer Beutel hier geſtrickt iſt,
Von der Muhme meines Vaters,
Die der Erde nun entrückt iſt!“

„Leere herrſchet zwar, indeſſen
Nicht der Mammon, Donnja Schtampa,
Sonderen die Kunſt erleuchtet
Dieſes Daſeins öde Rampa!“

„Alle Achtung!“ haucht Kattuna,
„Hoch verehr' ich das Geſtrickte.
Aber Herr, in Pampetuna
Iſt man mehr für das Geſpickte!

Was ſie ſtrickte, Eure Ahnfrau,
Hoch verehr' ich's, doch zum Zahlen
Eurer Schulden, meiner Schulden,
Paſſen ſpaniſche Reaten.“

„Wenn Ihr ſo dem Realismo
Huldiget, dem unbeſtrickten,
So verzicht' ich auf die Ehre,
Aber nehmt — den Ungeſpickten!“

„Nehmt ihn, Donnja, zum Gedächtniß,“
Ruft Ranudo und verduftet,
„Dieſer anmuthvollen Stunde —
Böſes hat er nie geſtuftet!“

„Böſes hat er nie geſtuftet,
Wenigſtens in Pampeluna
Keine Heirat“ — ſtöhnt voll Lyrik
Donnja Schlampa del Kattuna.

Und ſie bückt ſich zu dem Kunſtwerk,
Das zu Boden war gefallen,
Leiſe knirſchend ſtampft die Holde
Mit dem Fuße beim Erkrallen.

Und ſie ſchielet auf das Kunſtwerk
Aus verblich'ner Seid' und Gtattſammt,
Schiebt's in den brillanten Buſen,
Und enthumpelt auf's Verſatzamt.

Ludwig Eichrodt.

Bücher.

Neues von Sacher-Maſoch. In einem ſeiner jüngſten Werke, der „Republik der Weiberfeinde“, läßt Sacher-Maſoch einen der Helden dieſer Erzählung einen ſpöttiſchen Seitenblick auf Poeten werfen, welche beiſpielsweiſe vom alten Athen, von Perikles und Aſpaſia, in ausführlichen Romanen zu berichten ſich vermeſſen, von Orten, Menſchen und Dingen, die ſie niemals mit Augen geſehen, ſondern nur aus Büchern kennen gelernt. Wenn nun auch dagegen einzuwenden wäre, daß Goethe's „Iphigenie“ ein Meiſterwerk bleibt, obgleich Goethe niemals in Griechenland geweſen, und Shakespeare's Römerdramen nicht zu des Dichters geringſten Leiſtungen zählten, obgleich derſelbe die Römer nur aus dem Plutarch kannte — daß es alſo bei jedem Stoffe ſchließlich auch einigermaßen auf das poetiſche Vermögen Desjenigen ankäme, der ſich darüber hermacht: ſo bleibt es doch ein unbeſtreitbarer Vortheil gerade Sacher-Maſoch's, daß er eine Menſchenwelt ſchildert, die er perſönlich kennt, die er entdeckt hat, eine Welt von höchſt curioſen Leuten, an deren Wirklichkeit man zweifeln würde, wenn man nicht zufällig wüßte, daß der Dichter mit Ernſt und Entſchiedenheit für die Treue und Wahrheit des von ihm Geſchilderten einſteht. Lieſt man die Bücher dieſes Autors, ſo hat man in der Regel zunächſt das Gefühl, als ob hier ein ſehr Tiefes und Wahres in maßlos karrikirter Form, ſo zu ſagen in Grotesqueſchrift dargelegt würde. Aber Sacher-Maſoch hält die Behauptung aufrecht, wie er ſie ſchildere, ſo ſei in Wahrheit die Natur der ſlaviſchen Bewohner des europäiſchen Oſtens. Er verſichert es und er muß es doch wiſſen.

Eines der merkwürdigſten Gemälde dieſer eigenthümlichen Welt, welche nun einmal die Domäne Sacher-Maſoch's bildet, iſt wieder die oben genannte „Republik der Weiberfeinde“, (4 Bändchen, Leipzig, Hartknoch, 1878.) Idee und Entwurf dieſes Werkes ſind höchſt originell. Es iſt eine wahre Divina Comedia der oſtſlaviſchen Liebe und Weibtichtheit. Auch in franzöſiſchen Romanen und Comödien wird die Macht ſchöner Weiber, die Schwäche der Männer erſichtlich.. Aber hier, bei Sacher-Maſoch, kommt es niemals vor, wie dort, daß ein Mann durch Liebesleid und Schmach zu irgend einer äußerſten That, zu einem

Selbstmorde, oder dahin getrieben würde, an der verrätherischen Geliebten oder Gattin eine blutige Rache zu nehmen; sondern wenn das Weib einen ihrer Liebhaber von einem andern, ohne jeden Grund, bloß zu ihrem Vergnügen, vor ihren Augen hat durchpeitschen oder wie einen Pudel über einen Stock springen lassen, und sich dabei halb todt gelacht, so geräth dieser Liebhaber zwar in Verzweiflung, aber niemals in irgend welchen Manneszorn. Er wirft sich den nächsten Tag, wenn er dem Gespann des Nebenbuhlers begegnet, der besagtes Weib spazieren führt, mit verzückten Geberden in den Staub der Straße, um sie zu verstehern, es wäre ihm ein Vergnügen, wenn sie über ihn hinwegfahren wollte. Zu bewundern ist der Muth Sacher-Masoch's, der von einer solchen Menschenexistenz den Schleier zieht und mit der Macht des Dichters geradezu unerhörte, ungeahnte, aber wie wir ihm zu Gefallen glauben wollen, lebens- und naturwahre Dinge berichtet.

Weniger pikant als die „Republik der Weiberfeinde", aber gleichfalls höchst eigenthümlich im Entwurf und reich an sehr bedeutenden Einzelheiten ist der „Neue Hiob". (Stuttgart, Cotta, 1878.) Es war ein glücklicher Gedanke, den Hiob der Bibel zu modernisiren. Der Pessimismus wird in diesem Buche zur Geltung gebracht, aber auch versöhnt. Näher betrachtet ist indessen dieser neue Hiob, Theophil Pisarenko mit Namen, das ruthenische Volk in Galizien. Seine Leiden sind die Leiden des ruthenischen Stammes, die nun zum Theile behoben sind, zum Theile noch bestehen, in so lange die Uebermacht der Polen nicht völlig gebrochen ist. So gestattet sich das Werk zu einem politischen Tendenzroman. Zum Schluße werden sogar die noch ausstehenden Forderungen der Ruthenen ausdrücklich formulirt in einem Programme der Zukunft. Der Ruthene ist bekanntlich ein guter Oesterreicher, weil er nur im Anschluß an Oesterreich einen Schutz vor der polnischen Uebergewalt findet. Das Buch des galizischen Poeten gibt darum auch der Loyalität einen außerordentlich reinen, vollen und kräftigen Ausdruck. Ein etassisches Detail ist die Erzählung von dem Auftreten der galizischen Bauern im Reichstage und ihrem Besuche bei Hofe. Der edlen und ernsten Tendenz des Ganzen entspricht in diesem Buche der Stil; er hat etwas absichtlich Einfaches und stellenweise einen biblischen Anstrich. Wenn übrigens die Kritiker, die oft genug bei diesem genial veranlagten Erzähler das Kind mit dem Bade verschüttet, nun wieder im Lobe des „Neuen Hiob" wetteifern und sagen, dies Werk sei frei von den ästhetischen und moralischen Ungeheuerlichkeiten, welche man in den früheren Arbeiten dieses Autors findet, so ist dies gut gemeint, aber nicht richtig. In der gräßlichen Schilderung z. B., wie eine Anzahl von Juden grausamst zu Tode gemartert wird, oder in der nicht minder gräulichen, wie ein Mädchen zu Pferde seinen Liebhaber an den Schweif des Rosses gebunden hinter sich herschleppt, um ihn den Gerichten zu überliefern, kommt doch der alte, echte Sacher-Masoch glänzend zur Geltung. Ein sehr braves Weib ist Nieutina; aber ihre Bravheit äußert sich in der Art, daß sie z. B. einem Menschen, der einen Anlauf nimmt, ihr den Hof zu machen, in's Gesicht spuckt und zwei große Hunde auf ihn hetzt. Das sind Dinge, an welchen Jeder wiederum Anstoß nehmen müßte, der überhaupt einmal an den Werken Sacher-Masoch's Anstoß nahm. Entschuldigen kann Dinge dieser Art nur Derjenige, der sich nicht auf den ausschließend ästhetischen Standpunkt stellt, und der, wie ich es hier gethan, auf die Voraussetzung eingeht, daß es Leute, wie sie Sacher-Masoch schildert, irgendwo auf dieser Erde wirklich gibt. **Rob. Hamerling.**

Dichterprofile. Literaturbilder aus dem 19. Jahrhundert, von Adolph Strodtmann. 2 Bde. gr. 8. Stuttgart, Abenheim, 1879. Adolph Strodtmann — dessen allzufrüher Tod von den Zeitungen soeben gemeldet wird — war als Dichter, lyrischer und epischer Uebersetzer und Literaturhistoriker eine gleich sympathische Erscheinung. Obgleich auch er, wie so manche, über allzu kargen Erfolg seiner dichterischen Leistungen sich beklagen konnte, war er doch eine zu edle Natur, um sich an der Razzia zu betheiligen, welche die „verkannten Genie's" gegen Alle, die das Unglück haben — Erfolg zu haben, in Scene setzen. Die „Dichterprofile" sind eine werthvolle Reliquie seines Geistes, seines ausgebreiteten Wissens, ein Denkmal seiner warmbeseelten Persönlichkeit, seines unbefangenen und unabhängigen Urtheils. Der erste Band umfaßt ausführliche Essais über die Dichter Hoffmann v. Fallersleben, Freiligrath, Geibel, Herwegh, Dingelstedt, Hebbel, Lingg, Hamerling, Auerbach und Spielhagen: ferner Mittheilungen: „Die Mutter Heine's, nach ihren Jugendbriefen geschildert," und „Aus Heine's Studentenzeit, nach den Tagebuch-Aufzeichnungen eines Göttinger Universitäts-Freundes;" schließlich einen Aufsatz über Joseph Lewinsky. Der zweite Band vereinigt sehr reichhaltige Abhandlungen zur ausländischen Literatur: „Frau von Stoël und Benjamin Constant, nach bisher ungedruckten Briefen derselben geschildert," „Algernon Charles Swinburne," „Hans Christian Andersen," „C. J. L. Almquist," nebst einem Anhange: „Ein Prozeß der Hölle wider Jesum." Die Essais über jene deutschen

Dichter, mit welchen Strodtmann in persönlichem Verkehre stand, wie die über Hoffmann v. Fallersleben und Freiligrath, enthalten in anschaulicher Darstellung manchen schätzbaren biographischen Originalbeitrag.

x.

Das Brevier der Weltliteratur. Vorführung der bedeutendsten, poetischen Schriftschätze der hervorragendsten Völker, von Dr. A. Schwarz. Mit 50 Abbild. Leipzig, O. Spamer, 1879. Ein Buch, wie man sie in Deutschland nur aus dem Spamer'schen Verlage hervorgehen zu sehen gewohnt ist; eine allgemeine Literaturgeschichte in geschmackvollster Ausstattung und zu einem verhältnißmäßig sehr billigen Preise. Der gut geschriebene, das Wesentliche der Literaturen geschickt hervorhebende Text wird durch Dichterbildnisse, Autographe, Abbildungen von Dichterhäusern u. dgl. illustrirt. Eine angenehme Zugabe bildet der besonders hübsch illustrirte Literaturkalender: Die Daten über Geburt und Tod bedeutender Repräsentanten der Literatur, vertheilt auf die entsprechenden Tage des Jahres. x.

Ritter vom Gelde. Roman in zwei Büchern von Theodor Schiff; Wien, 1879, Manz. Viel ist schon seit dem Jahre 1873 über den „Wiener Krach" und seine Ursachen und Wirkungen geschrieben worden. Pessimisten und Optimisten begegneten sich darum auch in derselben Anschauung, daß das Ereigniß ein unheilvolles sei. Weniger einig war man dagegen über die Ursachen des Krachs. Erst ganz allmählig begann man von Corruption zu sprechen. Ja, die Corruption! sie allein, und etwa noch die Vertrauensseligkeit der Menge im Großen und Ganzen trugen die Schuld, daß es so weit gekommen war.

Welcher Art diese Corruption aber gewesen und welchen Kreisen die Männer vornehmlich angehörten, die als eigentliche Urheber des verheerenden Ereignisses angesehen werden müssen, das kann man nicht besser erfahren, als indem man den Schiff'schen Roman: „Ritter vom Gelde" liest. Niemals noch haben jene zweifelhaften Größen, die den finanziellen Zusammenbruch vom Jahre 1873 verschuldet, eine geschicktere und treffendere Charakterisirung gefunden, als in diesem Buche, dessen Inhalt sich um die Person eines Baron Wachenstein, des Präsidenten der „Ersten allgemeinen österreichischen Runkelrüben-Rückversicherungs-Gesellschaft" dreht, neben welchem die Faiseure und Verwaltungsräthe anderer Gesellschaften ihren mehr oder minder hervorragenden Platz einnehmen.

Wie behauptet wird, soll der Roman, der zuerst, mit Ausnahme vieler drastischer Stellen, in einem illustrirten, österreichischen Familienblatt erschienen ist, in Wiener Gründer-Kreisen böses Blut gemacht haben. Leicht möglich! Hat man doch auch noch nie so sehr die Wahrheit in jenen Kreisen zu hören bekommen, als Schiff sie ihnen sagt! Zwar verschmäht der Verfasser der „Ritter vom Gelde" alle Raisonnements und weitläufigen Betrachtungen; er begnügt sich damit, die Handlungen, die Thatsachen, die Personen für sich selber reden zu lassen. Der Baron Wachenstein, der Baron Hatstuch, der Ritter von Frankfurter, der Herr Ledermann, der Börsendisponent Siebmacher, der „kleine Kraus" und wie sie sonst noch heißen mögen, die Ehrenmänner desselben Schlages, mit denen wir in dem Schiff'schen Romane Bekanntschaft machen, — sie alle sind eben so viele Beweise, wenn auch Jeder in seiner Manier, für die bodenlose Gemeinheit und die niedrige Denkungsart, durch welche sich die vorkrachlichen Wiener Gründer-Koriphäen im Großen und Ganzen auszeichneten.

Und wie ist dieser Roman geschrieben! Wie versteht es der Verfasser desselben, zu schildern, zu gestalten und zu illustriren. Mit einem erstaunlichen Talent für die Detailmalerei begabt, läßt er sich nicht einen Zug entgehen, der etwa noch zur Vervollständigung des Charakters und der Eigenart der auftretenden Personen dienen könnte. Dabei wird er jedoch nie breit, nie weitschweifig; die prägnanteste Ausdrucksweise, irgend ein Haus, ein Zimmer, ein Ding, eine Erscheinung, dem Leser mit möglichst wenigen Worten möglichst anschaulich zu machen, fehlt ihm niemals. Schiff liebt es, seinen Personen Spitznamen zu geben, unter denen er sie dem Leser dann immer wieder vorführt, Namen, die für den Betreffenden in so hohem Maße bezeichnend sind, daß dieselben schon dadurch eine Plastik gewinnen, wie die in's kleinste Detail eingehende Schilderung sie ihnen nicht besser geben könnte. Unwillkürlich erinnert man sich bei der Lectüre der „Ritter vom Gelde" an Dickens, den großen englischen Menschenschilderer, mit welchem Schiff neben der Geschicklichkeit in der Detailmalerei auch noch einen gewissen Sarkasmus, der jedoch niemals verletzend auf den unbefangenen Leser wirkt, sowie eine zum Herzen gehende Wärme und Tiefe der Empfindung gemeinsam hat.

Nebenfiguren gibt es in dem Schiff'schen Romane eigentlich gar keine. Jede Person ist in dem Augenblicke, wo sie auftritt, spricht und handelt, die wichtigste, und weiß dem Leser stets ein volles Interesse abzugewinnen, gleichgiltig, ob sie nun Baron oder Stiefelputzer ist, groß

oder niedrig denkt und ob die Situation ernſt, komiſch oder rührend wirkt.

Wie ſchon bemerkt, wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir die „Ritter vom Gelde“ als einen der ſenſationellſten Romane bezeichnen, die ſeit Langem erſchienen ſind. Es würde unter ſolchen Umſtänden von ganz beſonderem Intereſſe ſein, zu erfahren, ob und in welcher Weiſe der Verfaſſer, den wir vorhin, und wohl nicht ganz mit Unrecht, den „deutſchen Dickens“ genannt haben, mit dem genialen Hermann Schiff verwandt ſei, deſſen Erſtlingsnovelle ſein Vetter Heinrich Heine mit den bedeutſamen Worten kritiſirte: „Gut, ſehr gut! das Beſte, was mir ſeit Langem vorgekommen iſt — natürlich mit Ausnahme deſſen, was ich ſelber geſchrieben.“

Die Heirat des Herrn von Waldenberg. Roman von Hans Hopfen. 3 Bände. Der neueſte Roman Hopfens, „Die Heirat des Herrn von Waldenberg“, gehört zu jenen Meiſterwerken der Erzählungskunſt, die durch den Reiz des Geheimnißvollen unwiderſtehlich anziehen. Hopfen entrollt hier vor dem Leſer ein großartiges Bild vom Labyrinth der Seele, in eine Farbenglut getaucht, mit einer Kraft und künſtleriſchen Abrundung, daß Handlung und Charakterzeichnung an Goethe'ſche Romane erinnern. Die Heldin iſt ein junges Mädchen, eine tiefangelegte, leidenſchaftliche Natur, welches eine unbezwingbare Neigung ergreift zu dem Manne ihrer Freundin, die das Mädchen als Geſellſchafterin in ihr Haus nimmt und jetzt beginnen auch bei dem Manne aus einem Funkchen die Flammen einer ſchlummernden Neigung verhängnißvoll emporzulodern. Das iſt geradezu hinreißend erzählt, jeder Zug voll Leben, ein Bild des Lebens, das wunderbar anzieht und in uns doch zugleich jene ſeltſame Erſchütterung hervorruft, die wir empfinden, wenn wir in die Glut eines großen Feuers ſchauen.

Das Pfarrhaus von Ellernbrook. Ein Roman von Wilhelm Jenſen. 2 Bände. Der berühmte Romancier iſt hier wieder ganz in ſeinem Elemente; er ſteht auf dem Boden ſeiner nordiſchen Heimat und entfaltet vor uns auf dem Hintergrunde eines ſtillen Pfarrhauſes ein Drama der ergreifendſten Art. Um den von jenſeits des Meeres an den heimatlichen Oſtſeeſtrand zurückgekehrten Verbannten gruppiren ſich zahlreiche Geſtalten, deren tief pſychologiſch begründete Gegenſätze, wie die daraus emanirenden Ereigniſſe unſer Intereſſe vom erſten bis zum letzten Blatte feſſeln. Und welcher Meiſter der Autor iſt in der Schilderung der Natur, die überall erſt die Stimmung verleiht, das hat er vielleicht nirgend in höherem Grade gezeigt, als in dieſem hochdramatiſchen Lebensbilde von der Oſtſee, deren ſtählende Luft ſolche Menſchen von wetterharter Natur erzeugt, wie ſie Jenſen mit ſo glücklichem Griffel zu zeichnen verſteht.

Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude! Eine der göttlichſten Gaben der Muſe iſt das Hortus deliciarum, für deutſchen Humor gepflanzt von L. Eichrodt. (Vertegt durch Moriz Schauenburg in Lahr.) Was ſollen wir aus dem uns vortiegenden „Vierten Spaziergang“ hervorheben? Das „Polizeitied für den abziehenden Referendär?“ den „Michel, o den Michel?“ den „Troſt-Toaſt?“ das „chemiſche Volkslied?“ die Hymne an den „höheren Blödſinn?“ „die zwei Meier?“ „Don Ranudo, oder: Die Stunde der Erhabenheit?“ Letzteres uns Allen zur Erheiterung. Alles das, Studenten, tolle Jungen, iſt für euch was, eine Geſangspoſtille für Kneipabende, ein Gruß vom hohen Olymp herab ....

Närr'ſche Kerle. Humoresken in ſchleſiſcher Mundart von Robert Rößler. (Berlin, Otto Janke.)

Kommt, lacht mit mir, ihr närr'ſchen Kerl,
Wär wird, ſu jung, ſchunt alt ſein?!
De Köppe huch! — wie lange taurt's,
Do wer ber ſtill und — talt ſein?

So ſingt der Verfaſſer einleitend zu ſeinem Buche; und es gibt wahrlich Stunden, wo ich nichts Vernünftigeres wüßte, als dieſe „Närr'ſchen Kerle“ zu leſen. Der ſchleſiſche Humor hat einen guten Klang in deutſchen Landen; dieſes feine, luſtige Büchlein wird ihm neue Freunde werben.

M.

In Krieg und Frieden. Von Carl Schrattenthal. Der junge Autor, welcher vor kurzer Zeit ein Bändchen Gedichte edirte, bietet uns in zwei Bändchen recht anziehend geſchriebene, einfache Geſchichten aus dem Soldatenleben, über welche ein ſilbernetzartiger Schimmer von Idealismus gebreitet iſt. Die erſte Novelle „Schwarzblättchen“ iſt geradezu meiſterhaft und die letzte humoriſtiſche Skizze „Meine erſte Liebe“ lieſt ſich recht gut. Das Büchlein wird ſich beſonders unter dem Militärſtande viele Leſer erwerben. —d.

Wie kann es beſſer werden? Eine Broſchüre von Dr. F. J. Ennemoſer. (Siebente Auflage, Wien, Ennemoſer IX., Servitengaſſe 5a). Dieſe Broſchüre führt uns eine Reihe von Bildern aus der Gemeinde Friedensthal vor, welche uns darüber belehren, wie eine Gemeinde durch verſtändige

Einrichtungen blühen und gedeihen kann, und ist es selbstverständlich, daß diese Fingerzeige, welche Dr. E. mit ebensoviel Klarheit und Verständniß darin niedergelegt, eigentlich auf unsere Verhältnisse passen und können wir nicht umhin, dieses Werkchen allen Geschäfts- wie auch Privatleuten auf das Wärmste zu empfehlen, denn es zeigt uns wirklich, wie es besser werden könnte.

Noth- und Hilfsbuch oder unentbehrlicher Wirthschafts-Rathgeber mit zweitausend ausgesuchten und erprobten Haus- und Hilfsmitteln zur Erhaltung und Herstellung der Gesundheit der Menschen und Hausthiere durch Selbsthilfe, Pflege von Haus und Hof, Gärten und Feldern, Wiesen und Wäldern, Anleitung zum zweckmäßigen Gemüse- und Obstbau, Pflanzen und Getreidebau, nebst den Vertilgungsmitteln von Unkräutern und schädlichen Thieren, Schmutz- und Fleckenbeseitigung der menschlichen Kleidung, Küchenwirthschaft, Aufbewahrung und Instandhaltung der zum tägtichen Gebrauche des Menschen erforderlichen Unterhaltungsmittel und Nutzungszwecke, verbesserte Handgeräthe und Maschinen, sowie der Untersuchung und Prüfung von Genuß-, Lebens- und anderen Mitteln für Menschen und Thiere. Mit 100 Illustrationen. Verfaßt nach den neuesten Entdeckungen und praktischen Erfahrungen von J. K. Ableitner. Erschienen in 15 Lieferungen. (A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.) Abgesehen von der Bewahrung seiner äußeren Besitzthümer, wofür dieses Werk die praktischesten Rathschläge bietet, verlangt jeder Mensch, daß er gesund bleibe, lang lebe und es ihm wohlergehe; um aber diese Attribute zu erlangen, muß er doch vor Allem seinen Bau, die Form und Beschaffenheit seines Körpers, die Lebensverrichtungen der verschiedenen Organe, die Entwickelung und das Wachsthum nach den Altersstufen vom neugebornen Kinde an bis zum Greisenalter und den damit verbundenen Lebensbedingungen wissen und sich erklären können, wie man gesund bleiben, die Krankheiten verhüten und dabei recht alt werden kann. Diese Kenntnisse und Lehren werden nun im Eingange dieses Buches in ausführtlicher Weise auseinandergesetzt, und geben dieselben jedem Menschen Anhaltspunkte, wie er sich im Kampfe um's Dasein durch das Leben zu schlagen hat.

Literaturblatt. Wochenschrift für das geistige Leben der Gegenwart, herausgegeben von Anton Edlinger. (Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig und Wien.) Diese Zeitschrift, welche in ihrem III. Jahrgange in stattlichen Wochennummern erscheint, ist von der Schriftstellerwelt wie vom Publikum gleich beliebt, eines der wesentlichsten und einflußreichsten Organe der deutschen Literatur geworden; gleich vortrefflich in Bezug auf ihre literarhistorischen Essai's, als auch wegen ihrer Rundschau über alles Neue und Bemerkenswerthe. Wir freuen uns darüber umsomehr, als den zahlreichen literarischen Organen Deutschlands gegenüber, das „Literaturblatt" die vaterländischen Interessen vertreten soll.

Von dem großartigen nationalen Unternehmen des Hallberger'schen Verlages in Stuttgart, der Pracht-Ausgabe von **Schiller's Werken**, illustrirt durch die ersten deutschen Künstler, ist jetzt Lieferung 38—44 erschienen und mit der ersten dieser ein neuer Band begonnen. Er bringt uns die Geschichte des Abfalls der Niederlande in der bekannten geschmackvollen, typographisch musterhaften Ausstattung und mit einem Bilderschmuck, der jetzt wieder eine neue Seite seiner Anziehungskraft hervorkehrt durch die Fülle von historischen Porträts merkwürdiger und geschichtlich berühmter Persönlichkeiten; daneben finden wir dieselben sinnreichen und phantasievollen Vignetten, wie bei den vorangegangenen Bänden, die jetzt besonders reizvoll sind, weil sie uns das Leben und Treiben einer wildbewegten und seltsam buntfarbigen Zeit vorführen. Für Familien und Alle, die jetzt noch nachträglich als Abonnenten auf das schöne Werk einzutreten wünschen, scheint uns eine neue Art der Ausgabe, welche die Verlagshandlung soeben veranstaltet, höchst praktisch: statt der einzelnen kleinen Lieferungen können diese je ein Viertel eines Bandes geliefert bekommen.

Hallberger's Illustrated Magazine ist unentbehrlich geworden für Familien mit heranwachsenden englisch lernenden Mitgliedern. Das Publikum hat, wie bei allem Guten, so auch hier, herausgefunden, daß dieses Magazin, indem es in gewähltestem und bestem Englisch unterhält und so eine lebendige Quelle für Ausbildung und Erweiterung der Kenntnisse der englischen Sprache bildet, zugleich sozusagen die Quintessenz des Interessanten und Guten der neuesten englischen Literatur in Vers und Prosa, in Essai und Novelle darbietet, und dieß Alles in einer Ausstattung, die dem Auge wohlgefällt, und durch Bilderschmuck bereichert, der zu sinniger Betrachtung anregt. Unter der Leitung von Miß Blanche Willis Howard, welche selbst eine hervorragende englische Romanschriftstellerin, wird das Magazin ganz im Sinne des Begründers Freiligrath fortgeführt.

Nachträglich liegen uns zwei Bilderwerke vor, die allen Freunden der Kaiserstadt auf das Beste zu empfehlen sind. „**Die Wiener Ringstraße in ihrer Vollendung und der Franz Josephs-Quai**“ in 20 Bildern (Verlag der k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung H. Manz, Wien) liefert beim ersten Anblick schon den Beweis, daß es wohl in der Welt keine Großstadtstraße gibt, die mit der Ringstraße vergleichbar wäre. An Pracht ist sie vielleicht übertroffen, aber nicht an geschmackvoller Mannigfaltigkeit, nicht an malerischer Schönheit, nicht an der lebendigen Buntheit ihrer Bilder. Bis all' die nun im Bau begriffenen monumentalen Gebäude fertig sein werden, bis die geplanten Denkmäler dastehen, bis die Reihen der Bäume hoch- und breitgewachsen sein werden, dann ist das ein Ring voll Glanz und Schönheit, wie ihn die Welt nur einmal hat. Das Manz'sche Bilderwerk stellt uns in gelungenster Ausführung den Ring in dieser seiner Vollendung dar; man glaubt sich in Betrachtung desselben versetzt auf die stolze, geräuschvolle, reichbewegte Promenade der Wiener und preist die Kunst, die uns auch in der Ferne den Genuß dieses großstädtischen Anblickes zu vermitteln vermag.

Und wer sich eingehender mit Wien befassen will, dem rathen wir das bei M. Perles erschienene Buch „**Die Kaiserstadt an der Donau**“ von August Silberstein an. Dieses Werk, in Bezug auf den gediegenen Text, wie auf die vortrefflichen Stahlstiche gleich bedeutend und werthvoll, macht jeden Fremden in klarer Uebersichtlichkeit mit der Gestalt und dem Geiste der Weltstadt an der Donau bekannt und leitet uns an der Hand des Erzählers und Zeichners zu den schönsten Punkten der Umgebung hinaus.

Ferner sind dem „Heimgarten“ zugekommen:

Märchen von W. Kirchbach, mit Zeichnungen von F. Kirchbach. (Dresden, F. Axt, 1879.)

Stimmungsbilder aus der Schweiz von Eduard Popper. (Prag, H. Dominicus, 1878.)

Lessing's Leben und Werke von H. Zimmern, 5. und 6. Heft. (Cell und Leipzig, literarische Anstalt, August Schutze, 1879.)

Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre in Verbindung mit Darwin und Harckel. (Leipzig, Ernst Günther.) Gratulationsheft zum 70. Geburtstag Darwin's.

Festspiel für Oesterreichs Jugend zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares von W. Pailler. (Linz, 1879, F. J. Ebenhöch'sche Buchhandlung.) Für bevorstehende Gelegenheit sehr zu empfehlen.

Salzburg's Volkssagen, herausgegeben und bearbeitet von R. Freisauff. (A. Hartleben, Wien.) In 13 Lieferungen. 1. Heft. — Verspricht ein sehr interessantes Werk zu werden.

Topographisch-statistisches Lexicon von Steiermark mit historischen Notizen und Anmerkungen, herausgegeben von J. A. Janisch. 23. Heft. (Graz, 1879, Leykam-Josefsthal.)

Wald und Welt. Gedicht von J. L. Haase. (Innsbruck, Wagner, 1879.)

Postkarten des Heimgarten:

Th. Lindau: Noch weit mehr. Im Jahre 1878 sind im deutschen Buchhandel 13.912 Bücher erschienen; darunter am meisten vertreten Pädagogik, Theologie und Belletristik.

M. A. Pest: Die Zahl der uns unverlangt zuströmenden Manuscripte wächst derart an, daß wir uns nicht weiter mehr einlassen können, dieselben zu retourniren.

H. Kl. Graz: Können Ihnen mittheilen, daß die „Neue illustrirte Zeitung“ von Nordmann in Wien zum Feste der silbernen Kaiserhochzeit eine drei Bogen starke Festnummer bringen wird, geschmückt mit zahlreichen vorzüglichen Illustrationen, die sich auf die hohe Feier beziehen. Diese Nummer wird dem stets prachtvoll ausgestatteten Volksblatte gewiß viele neue Freunde werben.

I. Classe: **A. St. Frankfurt, A. G. Chemnitz, J. W. M. Wien, L. F. Wien**: Product recht gut, Producent bescheiden. — II. Classe: **M. H. Pest, P. G. G. Graz, F. J. Brünn**: Product mittelmäßig, Producent etwas eingebildet. — III. Classe: **L. H. Braunschweig, W. L. Wien, J. M. Wien, J. A. München, J. Ch. Spandau**: Product schlecht, Producent impertinent. O heilige Grobheit, Schutzgeist der Redacteure, steh' uns bei!

Sch. P. Wien: Wir müssen die Ehre, Erstlingswerke beurtheilen zu sollen, mit aller Entschiedenheit ablehnen. Bei uns hat der Tag nur 24 Stunden.

××× Seite 468, Spalte 1, letzte Zeile muß es heißen: — „welches tief unten begraben liegt, wie Veneta und Julin.

P. R. Wien: Vielen Dank, lieber Freund. Sollten Sie aber im Maihefte das Gedicht nicht finden, so seien Sie darob nicht böse. Sie haben uns schon selbst verwöhnt.

× Nicht möglich, alle freundlichen Zuschriften brieflich zu beantworten. Herzlichen Dank nach allen Seiten.

M. H. Neurode, E. v. Sch. Wien: Wegen Raummangels dankend abgelehnt.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 8. Mai 1879. III. Jahrg.

Die umkehrte Freit'.

Ländliches Gemälde in einem Aufzuge von **L. Anzengruber.***)

Personen:

Leopold Eisner, der reiche Bauer.
Brigitte, sein Weib.
Bartl, sein Sohn.
Regerl, Magd auf Eisner's Gehöft.
Margareth Töllinger, Kleinhäuslerin.
Rosl, ihre Tochter.

(Die Ouverture bringt zum Schlusse die Melodie des im Stücke vorkommenden „Gstanzels" im Vogelpfiff, unter den letzten Tacten geht der Vorhang auf und die Bühne präsentirt sich mit Prospect, allen Hausgeräthschaften und Requisiten, welche erforderlich sind, um am Schlusse das Kurzbauer'sche Bild „Stürmische Verlobung" zu stellen.)

1. Scene.

Brigitte und Bartl.

Brigitte

(steht links, gegen den Vogelbauer). No, Manderl, du kannst's aber! Du machst schon dein' Sach' recht. Freilich.

Bartl

(sitzt auf der Bank rechts, den Kopf in die Rechte gestützt). Mutter!

Brigitte.

No?

Bartl.

Sag' amal, is a Kaffee im Haus?

Brigitte.

Du wirst doch nit mitt' in da Wocha Kaffee trinken wölln?

Bartl.

I nöt. Es geht mer nur im Geist für, es könnt' heut' wer käma.

Brigitte.

Laß's käma!

(Kleine Pause.)

Bartl.

Du, Mutter, hörst a?

Brigitte.

Jo.

Bartl.

I bin neugierig, ob d' a d'saubern Schal'n af'n Tisch bringst.

Brigitte.

Weiß ich denn, was sich für Mäuler einfinden? Für manch's da h'rum, war mer doch mein G'schirr z'gut.

*) Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.

Bartl.

Ich mein' nur.

Brigitte.

Du biſt a rechter Michel! Weißt d'r nix Gſcheidters, als da h'rum z'knotzen und z'warten, ob wer aſ ein Kaffee kimmt? Dürfſt aſ ein alt Weibertratſch paſſen.

Bartl.

's kinnt ſich a einer h'rauswachſen.

Brigitte.

Du hörſt, dös Herumreden wird mer verdächtig. Wer ſoll käma, oder, daß ich recht frag', denn Du weißt's, wer kimmt?

Bartl.

's werd'n ihner Zwei ſein.

Brigitte.

Ihner Zwei? Wer wohl a? Laß' Du Ein' fragen! Da is was nöt recht richtig, Du mußt a ſchlecht G'wiſſen hab'n. Was haſt Du Dich z'ſcheuchen, z'ſagen, der oder dö kimmt?

Bartl.

No, dö alt Töllingerin wird's halt ſein mit der Rosl.

Brigitte.

Ah, dö alt Töllingerin mit ihrer Dirn? No, is jo recht, daß ſie ſich wieder amal anſchau'n laſſen. Hon's ſchon a Ewigkeit lang nöt g'ſehn.

Bartl.

Jo, d'Muada und der Voda.

Brigitte.

Kein's von uns.

Bartl.

Aber ich.

Brigitte.

No jo, Du mit Deine jungen Füß' magſt leicht nach ihnerer Hütten rennen, wie weit's a außerm Ort liegt.

Bartl.

No und vierfüßig geht ſich der Weg recht unterhaltli.

Brigitte.

Biſt g'ſcheidt?

Bartl.

Nämlich 's andere Paar Füß' hat dö Rosl beig'ſtellt. I hon's a öften nach der Kirchen heimg'führt, mir hob'n ſo plauſcht —

Brigitte.

Is a nett's Dirndl, dö Rosl.

Bartl.

Dös mein ich!

Brigitte.

Seind überhaupt ganz rechtb'ſchaffene Leuteln, dö zwei. G'fällig —

Bartl.

Jo!

Brigitte.

Hob'n uns allweil 'n g'hörigen Reſpect bezeigt —

Bartl.

Jo, der Muada und 'n Vodan.

Brigitte.

Dös will ich meinen.

Bartl.

Aber mir net. — Mich hat geſtert dö Alte ausg'jagt.

Brigitte.

Dich? 'n Eisner-Bartl? Jo, is denn dö Töllingerin geſcheidt? Was bild't ſa ſich denn aſ ihr Patzenhäuſel ein, daß's d'Thür vor Dir verriegelt? Oder halt's gar ſo große Stuck aſ ihr punkets Menſcherl, daß's vermeint, weil Du's einmal von der Kirch' heimführſt ....?

Bartl.

Es war öfter.

Brigitte.

Sie därf ſich doch nit fürchten, daß mer der in Unehren was will, dazu is die Dirn doch noch z'viel antramplert.

Bartl.

No, weiß's net.

Brigitte.

Und in Ehren etwa? Da muß mer doch lachen! So a Burſch, wie Du, der bei der Schönſten, Reichſten und Gſcheidteſten anklopfen kann! Der nur d'Hand ausrecken darf ....

Bartl.

„So hat er an jedem Finger a paar." Ich weiß's, ſo geht dö ſakkermentiſche Red' und dös is der Teufl, daß's Ein' ſo oft fürg'ſagt wird. Da denkt mer ſich: ſöllt's aber a wahr ſein? Streckt d'Pratzen aus und hat mit amal richtig alle Händ' voll; wie man's aber wieder loskriegt, dös ſagt Ein'm Neamd.

Brigitte.

Du, Bartl, ich will nit hoffen ...

Bartl.

Jo, dös kann ich der Muada nit verwehr'n! Geſtert is uns die Alte dahinterkäma, daß wir vierfüßig ſo ſchön ſauber Schritt miteinand halten und aus war's, h'nausg'wieſen hat's mich und heut kimmt's und will mit'n Vodan reden.

Brigitte

(ſich ſetzend). Jeſſes und Joſef! — Bartl, dös war nit klug und dös war nit recht. Wann der Voda ſein' gache Stund' hat, ſo d'erſchlagt er Dich.

Bartl.

No, ſoll er ſich halt überleg'n, was er lieber af ſein G'höft ſiecht, a Hochzeit oder a Leich?

Brigitte.

Aber wann's nur Zeit ließ.

Bartl.

Sie meint, es wär' uns ehnder z'viel blieb'n. Da hilft nix, dös fallt uns mit der Dirn in's Haus.

Brigitte.

Na, dös unüberlegt' D'reinfahren, dös muß mer der Alten ausreden.

Bartl.

Der red' Einer was aus! Dö deut't „ja, ja", ſo lang D' redſt, um Dich net zu beleidigen, einwendig bleibt's af ihrn Bürnehma b'ſteh'n und wann's gleich zittert wie a Hund, der aus'm Waſſer kummt, ſie bringt's doch vor. Heut ſoll's noch in's Reine. Entweder gilt von moring ſchon dö Rosl als mei Verſprochene oder ſie ſchickt's noch vor Tag ſieben Meil'n in's Land zu ihrer verheiraten Schweſter.

Brigitte.

O du mein, was wird denn da a werd'n? Sö ſein nix und haben nix!

Bartl.

D'Muada war ja a arm.

Brigitte.

Wahr iſt's. Du, Bartl, ſag' amal, mag die Dirn Dich a ſo recht von Herzen leiden?

Bartl.

Ganz unbändig. Dö wird hin, wann's mich nit kriegt, dös kannſt glauben.

Brigitte.

Und Du?

Bartl.

No weißt, Muada, hinwerd'n ſollt' mer's doch nit laſſen und ſein müſſen müßt's ja doch amal 's Heiraten und hitzt ſtund's mer g'rad on. Ich bin ſo a Gachköpfel wie der Voda und da paßt mer dö Rosl juſt, dö is ſo viel nachgiebig — jo —

Brigitte.

Geh', Du Hallodri, Du.

2. Scene.

Vorige und Regerl.

Regerl.

Bäurin.

Brigitte.

Was gibt's.

Regerl.

Durch unſern Baumgarten kimmt dö Töllingerin mit ihrer Rosl angſtieg'n. Sö gehen ſchön Schrittel für Schrittel; ſcheint mer, ſö zähl'n d'Aſteln af dö Bäum'.

Brigitte.

Was verzählſt a da wohl a ganze G'ſchicht? Kümmert's Dich, oder verintereſſirt's mich, ob d'Leut' durch'n Garten rennen oder ſchleichen? Schau' Du lieber zun Herd und koch' ein' Kaffee.

Regerl.

Hörſt es nit lieber fruher an?

Brigitte.

Warum?

Regerl.

Hint'nach that Dich eppa der Kaffee reu'n.

Brigitte.

Reut Dich die Zeit nit, was D' da unnütz Zeug vorbringſt?

Regerl.

Jo, denkſt denn Du Dir aus, was dö da wöll'n?

Brigitte.

I mein', für ſo findig, wie Du biſt, könnt'ſt mich wohl halten.

Regerl.

Na, Du weißt aber amal Alles! Freilich, unter uns Kameradinnen hab'n mer's ſchon a Weil' Red'; — wer Der's nur g'ſteckt hat und was wohl der Bauer dazu ſag'n wird?

Brigitte.

Der Bauer ſagt allmal, was recht is. Du geh' aber jetzt, ſonſt ſag' ich vielleicht, was Dir net recht is.

Regerl (für ſich).

Na, ſchau' Eins nur unſer' Bäuerin! Was wohl der Bauer dazu ſag'n wird? (Ab.)

3. Scene.

Vorige ohne Regerl.

Bartl

(mit einem Seufzer). Hitzt ſein's da!

Brigitte

(mit leiſer Ironie). No, Du gibſt Dir ja ein ganz unluſtig Anſeh'n?

Bartl.

Ah, fikra h'nein, ich wollt'n Weg nebenher hupfen wie a jung' Bödl, wann der Boda gang und von der Alten dö Dirn für mich ausbitten that, aber wann ich hitzt an das widernatürlich Wesen denk', dö umlehrte Freit', wo dö Alte für ihr Dirn mich vom Bodan abverlangt — da wird mer entrisch!

Brigitte.

Mein Seel', mir a. Wann's dö Töllingerin so glatt af'n Tisch legt und ich denk' an Dein Bodern —

(Es klopft).

Bartl.

Dö geht langsam noch allweil g'schwind g'nug.

Brigitte.

Herein!

4. Scene.

Vorige, Töllinger und Rosl.

Töllinger.

Gut'n Abend, Bäurin!

Brigitte.

Grüß Gott.

Töllinger (zur Rosl).

No, Du!

Rosl

trägt ein Körbchen mit Obst). I sag' a schön' guin .... (kann nicht weiter sprechen, würgt): O Gott!

Bartl.

Grüß eng Gott.

Brigitte.

Der Bartl hat 'grüßt.

Töllinger.

I ihm nit. Verlang' mer kein Dank und kein Gruß von ihm. (Halblaut zu ihm): Lotter! — Hab' nix mit ihm, hab's nur mit Dir und mit'm Bauern. Wo is er denn?

Brigitte.

Ueber's Feld 'gangen. Er wird wohl gleich tämma. Er muß eng eh' g'seh'n hab'n, hereingeh'n. Habt's eng schon lang nit anschau'n lassen.

Töllinger.

Jo, aber heut is's darnach, daß's große Augen dabei machen werd's — o Gott — Eisnerin ....

Rosl

(tritt rasch dazwischen). Du, Bäuerin — wir hab'n — ich hab' ...

Brigitte.

No, was denn?

Rosl.

Was mit'bracht hab' ich Dir, 's Erste was heuer in unserm Gartel aufg'wachsen is, weißt (forcirt lachend), daß D' mer sollst freundlich sein — (weinerlich) denn wannst mer nit freundlich warst ...

Brigitte.

Geh' zu, liegt Dir so viel an meiner Freundlichkeit?

Rosl.

Dös stellst Dir gar nit vor — denn weißt —

Töllinger

(tritt dazwischen). Verzähl' Du eppa dö G'schicht — dös machet sich schön.

Rosl.

Ich werd' mich hüthen. Kunnt's eh nit.

Töllinger.

Wann der Bauer da sein wird, geht's in Ein', dann werd'n ma schon seh'n! Scham' Dich, Du.

Rosl.

Dös thu' ich schon g'schlag'ne vierundzwanz'g Stund' und wann ich a Bissel aussetz', vermahnt mich d'Mutter gleich wieder dazu.

Töllinger.

Na wird's Dir 'leicht schon langweilig? Du?

Brigitte.

Laß's gut sein, laß's gut sein, Töllingerin. Kimm a bissel af d'frische Luft, red' mer sich a weng' vor.

Rosl (erschreckt).

Jesses, dö Bäuerin weiß 'leicht schon Alles! (lacht) Na, wie aber dös g'scheidt is! (weinerlich) Da kinnt mer rein in Erdboden eine versinken.

Bartl.

Fürcht' Dich net, Rosl, der Stub'nbod'n gibt net nach.

Töllinger.

Allein sollt mer dö zwei lassen?

Brigitte.

Ei mein, hätt'st es nur früher net.

Töllinger.

Bäurin — Eisnerin — nit selig soll ich werd'n, wann ich davon a Ahndung g'habt hab'! (In Thränen ausbrechend) Hätt'st denn Du Dir's erwart von der Dirn, dö hitzt noch dasteht, als möcht's nit bis Fünfe zähl'n?

Rosl

(ſie tröſtend, gleichfalls weinend, ihre Hand ſtreichelnd). Aber, Muada, für dös ehrbariche Anſeh'n kann jo ich nix dafur.

Töllinger.

Und da d'ran denkt doch Unſereins nit, daß ſich a Burſch, wie der Eure Oaner is, z'weg'n ſo ein g'ringen Ding vergeſſen und wegwerfen kunnt!

Brigitte.

No, no, no, Töllingerin, ſo mußt nit reden und 'n Monleuten d'Stangen halten! Niemal wirft ſich a Monsbild weg, allmal ſein wir's, dö mer ſich wegwerfen.

Bartl.

Und will ich's denn nit aufklaub'n, dö Rosl?

Rosl.

Sixt, Muada, der Bartl klaubt mich auf.

Töllinger.

Jo, wann ihm ſein Boda nit af d'Finger klopft.

Rosl

(weinerlich). Und wann er mich nit afklaubt, dann bleib' ich af all' mein' Lebzeit lieg'n.

Bartl.

Und ich leg' mich daneb'n nieder.

Rosl

(luſtig). Nachher lieg'n mer alle zwei da.

Töllinger.

Treib' Du noch Kurzweil.

Brigitte.

Geh', geh', kimm Töllingerin, laß' dö zwei geh'n. Söll' in dö Sach' a Vernunft einekämma, müſſen's b'ſonnene Leut' in die Hand nehmen. Laß' Du nur a a vernünftige Einſprach' gelten. (Ab mit der Töllinger.)

5. Scene.

Bartl und Rosl.

(Kleine Pauſe.)

Rosl.

Du Bartl — ich möcht — (würgt, die Hände vor der Bruſt). Heut verſchlagt's mer allweil dö Reb'. — Biſt Du 'leicht a ſo verzagt?

Bartl.

No unterhaltſam is mer juſt nit.

Rosl

(nachdenklich). Unterhaltſam is Dir nit? — Du, ich möcht', Du ſollſt mer was d'erklär'n.

Bartl

(näher tretend, will ſie um die Hüfte faſſen). No, was denn, Rosl?

Rosl.

Bleib' mer weg! Zweg'n Dir hon ich ſeit geſtert kein' ruhige Stund'. (Weinerlich.) Warſt Du's nit, Bartl, hätt' ich Dich nit ſo viel lieb' —

Bartl

(wie oben). Rosl!

Rosl.

Geh' doni! — Tauſend Meil' tief hätt' ich Dich in die Erd' eine verwünſchen mögen, aber dös war' nur a aufg'halste Arbeit g'weſt, (lacht) ich hätt' Dich jo gleich d'rauf wieder zun Ausgraben angfangt, Bartl.

Bartl.

Rosl!

Rosl.

Geh' doni, ſag' ich. — Geſtert hab'n mer ſich noch fruher wie ſunſt in's Bett g'legt und a zeitlang war die Muada ganz friedſam, mit einmal aber hat's zun Seufzen ang'hebt; ich hon niemal Oans ſo tief aufſeufzen g'hört, dös is ſo g'weſt (tiefes Aufſeufzen imitirend) „Ah!“ Jedmal bin ich d'rüber z'ſammg'fahrn, daß's 'n Bett hat ein Beutler geb'n. Wann d' aber ſo in der Still daliegſt, muaßt af Alles aufhorchen, Du magſt woll'n oder nit und wie ich hör', der Perpendikel von der Uhr geht zweimal auf und nieder, net minder und nit mehr, dann ſeufzt d'Muada und dann kracht mei Bettſtadl und 's ein' wie's andere Mal, als wär's auszählt, immer ſo ſchön zeitweis aufeinander: Tiktak — tiktak — ah — und 'n Knarrezer, da hon ich, ſo ſchlecht mer war, 's Lachen nimmer verhalten kinna, wie ich merk', daß mer ſo nach der Uhr wehleiden.

Bartl.

Wußt' a nit, ob ich da ernſt bleib'n könna kinna kunnt!

Rosl.

Aber d'Muada is d'rüber kreuzſchichtig word'n, hat ſich im Bett afg'ſetzt und mich Alles g'heißen, nur nix Schön's und Gut's, und mitten d'runter wollt's bis in's Kleinſte unſerer Verliebnuß nachfragen.

Bartl.

Was dö alten Weiber neugierig ſein!

Rosl.

I hon ihr dös eine Pünktel zugeb'n und dös andere abg'laugnet, bis 's mich g'fragt hat: woher mer überhaupt der Gedanken af ein' Bubn kämma war'? — Da bin i ſchön ſtad liegen 'blieben und

hab' mich nit g'muckt. Ueber a Weil' sagt's: Rosl, schlafst eppa gar? Sie hat g'meint, sie fangt mich und ich bin so dalket, daß ich ihr „jo" oder „na" d'rauf sag', ich aber mich nit g'rührt. Nit lang', so steht's auf und ich hör's von der Eck' her, wo der Herrgott hängt, woana, da bin ich aus'm Bett außerg'fahr'n, hobs g'haist und ihr flehna g'holfen bis zun Moring, obwohl ich net g'wußt hab', zweg'n was's eigentli flehnt. Schau, Bartl, dös söllst mer eben d'erklär'n, zweg'n we 's g'flehnt hat?

Bartl.

Jo, weiß ich's denn?

Rosl.

Noch af'm Weg her hon ich mer denkt — wie mer quer durch'n kleinen Tann' 'gangen sein — dö Sunn is so freundlich d'rüber g'leg'n, d'Bäumerln hab'n so frisch g'rochen und d'Luft war so anwarmlet, af All's hon i vergessen, so frohlebig bis in jed's Haar- und Nagetspitzel is mer g'west — da hon ich mer denkt, (sich an Bartl anschmiegend) dös, so zwischen a Zwei'n, is doch nur a Narrigkeit, aber a lustige, daß d'Leut' so a ernsthafti Wesen d'raus machen, is a eine, aber a traurige.

Bartl.

Jo und mir sein hitzt mitten in der traurig'n d'rein.

Rosl.

Aber schau', wann Dein Boda — (würgt) bei dem verschlagt's mer wieder dö Red'.

Bartl.

No was denn?

Rosl.

Wann er halt doch „Jo" saget, da wurd' ich so nebenher a große Bäuerin.

Bartl.

Freilich, dö meine.

Rosl

(vor Vergnügen mit den Füßen aufstampfend). Jessas und Josef, dös war g'scheidt! — Schau, da därf ich jo dem ernsthaftig'n Wesen gar nit feind sein?

Bartl.

Stund' Dir a übel an, für g'wöhnli profitirn dö Weibsleut' dabei.

Rosl.

Aber da d'rum, daß's ja sich so schicken kunnt, dessentwegen kann doch d'Muada nit g'flehnt hab'n?

Bartl.

Na, dessentweg'n g'wiß net.

Rosl.

Warum nachher denn? — Leicht gar z'weg'n Deiner!

Bartl.

Zweg'n mir?

Rosl.

Jo, sie weiß a ganze Menge von Dir zun d'erzähl'n.

Bartl.

Ah, d'alten Weiber d'erzähl'n a öfter mehr, als 's wissen.

Rosl.

Is wohl a möglich, aber der Muada muß mer ein' Glauben schenken. — Bist Du nie mit der Lehner-Franzl 'gangen?

Bartl.

Mit der Lehner-Franzl?

Rosl.

Jo, mit der Lehner-Franzl.

Bartl.

Wart' amal! — Mit der Lehner-Franzl ... Mag schon sein.

Rosl

(gedehnt). So?

Bartl.

Mein Gott, dös is halt so a Sach' g'west.

Rosl.

Und mit der Berger-Kathl?

Bartl.

Mit der Berger-Kathl, meinst?

Rosl.

Jo, mit der Berger-Kathl?

Bartl.

Laß' schau'n — mir scheint — mit derer war's a so a Sach'.

Rosl

(dem Weinen nahe). So? Und mit der Brunnhuber-Liesl?

Bartl

(hitzig). Mit der war's a andere. Und hitzt hör' auf. Weißt net noch a paar?

Rosl.

Glaubst, für Oans, was sich amal in denen Sachen austennt, war'n dö zwei nämlich'n und dö eine andere nit g'nug?! (weint) O, Gotterl!

Bartl.

Aber Rosl!

Rosl.

Und derentwegen hat dö Muada woht flehna linna und war ganz in der Ordnung, daß ich ihr dabei g'holfen hab'.

Bartl.

Hör' mich an, Rosl!

Rosl.

Und was muß da wohl a Dein Boda denken? Muß er nit denken, dö heutige Sach' dö war' so was in Gleichen wie dö andern Sachen — ? — nit schwerer auf-z'nehmen wie dieselbigen Sachen — ? — und so leicht in der Vergessenheit wie dö nämlichen Sachen.

Bartl.

Sachen — Sachen — Sachen! Hör' af mich, sag' ich. — Du thatst mich bedauern, wann Du Dich nit für besser hatest wie dös andere Gsiederwerk, bei denen freitich Keiner Hahn im Korb is, weil bei dö mehr Spreißeln zun Auffitzen g'rechtelt sein, wie in ein Hühnerkobel. Du und Dein Muada seid's bei mein' atten Leuten ats brav und rechtschaffen berufen. Und unser Verliebnuß is a ganz a andere Vertiebnuß, ats so a unterweilige Verliebnuß is. Du bist mer nit nachg'tausen. —

Rosl.

Na, nit vom ersten Mal an.

Bartl.

Beileib, 's erste Mal bist vor mir ausg'rissen. In nämtich ltein' Tannawatd war's, weißt's noch? Du bist da so ganz alleinig für Dich hinzottett und mit einmal fiext mich a so ganz alleinig hinterher nachsteig'n und bist g'rennt, wie net g'scheidt.

Rosl.

Jo und bin in' Graben g'fall'n.

Bartl.

Es war gar nit z'wider zun Anschau'n. Hätt'st Dir nur nit dabei 'n Fuß vertreten. Aber so hab' ich Dich kenna schön schrittelweis heimteiten. Trotz ich Dich hob' im Arm g'habt, war's doch untustig, mer konnt' sich damat wen'g reden, denn um's dritte Wort hast 'es Maul verzog'n und „Auweh" g'sagt. I hob Dir nur zug'sprochen, daß ich a aufrechter und aufrichtiger Bub war . . .

Rosl.

Hon ich da nit a 's Maul verzog'n und auweh g'sagt?

Bartl.

Dös weiß ich nimmer. — Aber ich hon Dir schon damal zug'redt: Du sollt'st g'scheidt sein . . .

Rosl.

Dös sagt a jeder Bub, wann er Eine dumm machen will.

Bartl.

Dös braucht's bei Dir net, Rosl.

Rosl.

Du — hitzt weiß ich nit — willst mer grob zusteig'n — oder — ?

Bartl.

Bewahr', Du bist mer g'rad findig g'nug. Mir zwoa wurden d'r so schön miteinand' hausen.

Rosl.

Jo, wurden d'r — freilich — aber —

Bartl.

Mir werd'n a! Laß' nur gut sein. Daß mich nach Dir verlangt, obgleich d' a arme Dirn bist, was kann er denn dagegen haben, der Boda, vernünftigerweis?

Rosl.

Vernünftigerweis, nix nöt. Aber, wer weiß, is er so vernünftig wie wir zwei.

Bartl.

Kann ich ihm's doch vorsingen, was er selber seinzeit in Brautständen g'sungen hat (auf den Vogelbauer weisend) und was ihm heut' noch unser Hansel pfeift (singt):

Is mei Dirndal a arm,
Wird's doch der'ntweg'n mei Braut,
's is lein' Lieb', wo man sich
In dö Säck' eineschaut!

Rosl.

Selb' pfeift der Hansel? Is dös a lieb's Viech! Aber Bartt, ich fürcht' halt doch, Dein Boda pfeift aus ein' andern Ton. — Jesses, er hebt schon an.

6. Scene.

Vorige, Eisner, Töltinger und Brigitte.

Eisner

(noch außen). No, no, verdesentir Dich net — (tritt ein, die beiden Weiber folgen) verdesentir' Dich net, wann ich sag', Du machst Dich rar — suchst Dein' atten Schatz setten heim. (Zur Brigitte): Mit der Töllinger-Marg'reth hon ich in der Schul' allweil meine Aepfel theilt.

Brigitte.

Ich weiß's jo eh.

Eisner.

No woht, Du bist jo zwoa Bänk' voran g'sessen; dös vergiß ich allmal, daß Du nit jünger bist, ats wie mir. Ei jo, dös war a Zeit! No, was führt Dich denn heut' her? Ich wett', von freien Stucken warst nit kämma. Du bringst was Extraichs.

Brigitte.

I wußt doch nit.

Eisner.

No, Du freilich net. — Schau' da amal, dö Rosl (kneipt sie in die Wange).

Rosl (würgend).

Gut'n — Abend — Bauer.

Eisner.

Biſt groß word'n — dös heißt: halt größer — und ſauber — a brav?

Rosl.

Uhum.

Eisner.

I verhoff's. Als a arm's Dirndel haſt nix als Dein' Bravheit. (auf Bartl) Da ſchaut er weg, der Lapp! — Gelt ja, Du denkſt, dös war halt nur was zun Anſchau'n? Haſt a recht. „Der Biſſen is ein'm Andern b'ſtimmt", hat der Fuchs g'ſagt, wie ihm d'Enten aufg'flog'n is.

Brigitte.

Aber laß's doch amal niederſitzen.

Eisner.

No, freilich, freilich, ſetzt's eng, ſetzt's eng doch, ös Zwei. Könnt's leicht müd' ſein, dös heißt, dö Dirn nimm ich aus, aber

Mit alten Füßen weite Weg,
Mit breitem Buckel ſchwere Schläg',
Verſpürt mer noch dö nächſten Täg'.

Brigitte.

Bartl, ſchau', wo doch der Kaffee bleibt (breitet das Tuch — nach Vorſchrift — über den Tiſch).

Bartl.

(geht nach rückwärts).

Töllinger und Rosl.

(nehmen die Plätze ein, welche ſie nun bis zum Schluſſe inne behalten).

Bartl.

Da kimmt's g'rad dö Regerl.

7. Scene.

Vorige, Regerl.

Regerl

(trägt auf einer großen Blechtaſſe alle Requiſiten, welche — nach Angabe — auf dem Tiſche zu placiren ſind und geht ſodann mit der Blechtaſſe ab, erſcheint jedoch ganz zum Schluſſe, laut Andeutung, wieder).

Brigitte

(ſchenkt ein und ſtelle die vollen Taſſen vor Töllinger und Rosl hin, ſetzt ſich dann in den Sorgenſtuhl, vor welchem ſie unterdem geſtanden).

Eisner

(hat auf dem Stuhle vor dem Tiſche Platz genommen.) Alsdann, ſo weit gang's Euch gut?

Töllinger.

Jo, ſo weit — aber recht weit.

Eisner.

Jo, mein, wann mer ſich nur rechtſchaffen durchbringt, muß mer heuttags ſchon zufrieden ſein. Dö Zeiten, halt, dö Zeiten!

Töllinger.

Jo, mit dö Zeiten, da hat mer zeitweis ſein Not.

Eisner.

No, Du warſt ja allweil a gute Hausnerin, wirſt der's ſchon eintheiln. Mich hat's g'wundert, allzeit her hat's mich g'wundert, wie Du Dich ſo durchbringſt.

Töllinger.

Jo mein, der Muß is halt a g'ſtrenger Herr.

Brigitte.

No, langt's zu!

Eisner.

's is eng vergunnt.

Brigitte.

Schau mal, Alter, dö Rosl is doch eigentlich a vielſaubers Dirndl word'n.

Eisner.

No jo.

Brigitte.

Aber Du wend'ſt kein Wörtel d'rüber auf.

Eisner.

Ei mein, dös hätt' kein' Schick, dazu bin ich ſchon z'alt, daß ich mich noch bei ein' Dirndl in Gunſt red' und hoffahrtig machen will ich's net.

Brigitte.

Sie ſchaut völlig ihrer Muada gleich.

Eisner.

Meiner Seel, jo, Du haſt recht.

Brigitte.

Ganz der alte Schatz, — wie er noch jung war.

Eisner.

Hehe! Jo, jo. — (zu Töllinger und Rosl.) No, was rührt's denn? Was that's denn allweil umrühr'n? Is leicht kein Zucker d'rein?

Brigitte.

Na, es is ſchon einer d'rein.

Eisner.

Zergeht wohl net? Is ſo a ſtoanerner? Dö Kramer, dö Spitzbub'n, ſcheint mer, geb'n ein' Gyps d'runter.

Brigitte.

Ich denk mer, dö Rosl wird ihrer Muada wohl a in Anderm gleichen, net blos vom G'ſicht, a in der Wirthſchaftlichkeit.

Eisner.

Dös war' ihr z'wünſchen.

Brigitte.

Leicht fand ſa ſich a af ein' größern Anweſen z'recht?

Eisner.

Möglich.

Brigitte.

Im Klein' weiß ſie ſich aus und 's Größere vermöchts wohl z'lernen, wann mer ihr an d'Hand gang.

Rosl.

I that ſchon recht aufpaſſen.

Eisner.

That'ſt es? Jo? No, dös müßt a und höllmentiſch dazu, denn 's is kein Kloanigkeit. Aber woher ſölls denn lämma, dös große Anweſen? Meinſt, döſelb'n fall'n vom Himmel? No, bewahr' uns Gott! Dö lamen net ganzer h'runter und wo's hinfallen möchten, bleibet kein heil's Fleckl.

Brigitte.

No, aber Du denlſt a gar nit, daß's mannbar is.

Eisner.

Ah, ja ſo, freilich; wo a Kupplerei um dö Weg is, da kann ich net mitred'n, dös is Weiberſachen! Alsdann, ein junger, reicher Bauer ſoll's af'm Buckel nach ſein G'höft trag'n und dort ſein ſauber af d' Füß' ſtell'n? Weißt ihr leicht ſchon ein'?

Brigitte.

So Einer tauget ihr halt, wie unſer Bartl is.

Eisner.

Der? No, an dem hätt's a was!

Brigitte.

G'rad' g'nug für ihr'n Theil.

Eisner.

Hehehe! Jo, jo, jo. Mein' ſchon a.

Töllinger.

Und wann D' ihr'n geb'n möchſt . . .

Brigitte.

Aber Töllingerin!

Eisner.

Was denn? — Was heißt dös?!

(kurze Pauſe.)

No, wie kimmts mer denn für? (auf Töllinger und Rosl). Dö ſitzen da und Koans tunkt 'n Schnabel ein — (zu Brigitte). Du duckſt Dich z'ſamm wie d' Katz, wann's dunnert — (auf Bartl). Und der lauert da hint' wie a Wilddieb. Was habt's denn Alle mit einander? Soll leicht Eins verkauft werd'n und ſoll ich dös ſein? (ſchlägt in den Tiſch). da irrt's eng! (ſteht auf.)

Brigitte.

Du ſollſt ja Alles wiſſen. Laß' doch nur a B'ſinnen.

Eisner.

Wozu? Wozu a? Schöne Wort' und ein' langen Athem brauchts nur zweg'n ein' Schelmſtuck, a ehrlich Sach' redt ſich bald aus.

Töllinger.

Hör' mich an, Eisner, Es g'ſchieht mer hart, daß ich dein' gute Meinung verſcherzen muß, denn in dein' Augen b'halt' wohl ich alle Schuld und ich nimm's a af mich, nur laß's meiner Dirn nit entgelten und dein Bub'n a nit. Zwiſchen unſ're Kinder is net richtig.

Eisner.

Was ſagſt? Da ſoll ja a verſchweſelts Dunnerwetter d'reinſchlag'n!

Brigitte.

Poldl!

Eisner.

No, dös is a Neuigkeit! Nöt richtig war's? Du willſt wohl anders ſag'n? Zwiſchen dö Zwei und zwiſchen eng Weibsleut' war's ſchon richtig, nur bei mir is 's net richtig und ſolls a nie werd'n, weil nie richtig wird, was mir nit recht is.

Bartl.

Boda!

Eisner.

Du ſei ſtad, Du meng' Dich da gar nit ein! So lang Du Dich mit leichter Waar' h'rumg'ſchlagen haſt, hon ich mer denlt, ſchleißig Zeug mit riſſigen Zwirn g'naht, dös trennt bald wieder auf und hon a Aug' zudruckt. Jo, dös hon ich than und ich war doch all' mein Tag' nit ſo leichtlebig wie Du. Meinſt denn, ich war, mein Zeit nit a gern ſo g'weſt? O ja. Aber ich hon mich z'ruckghaltn und bin ehrbar blieb'n. Wo Du's aber hitzt ſo treib'ſt, daß ich d'rum angangen werd', da red' a ich alleinig. Verſtehſt?

Bartl.

Zun Wenigſten hör' ich's, denn ſchrei'n thuſt g'nug.

Eisner

(etwas ruhiger). Schrei ich, ſo is 's mit Dir und da war' a ſchon ausgſchrie'n, denn mir Zwei ſein mit einander fertig und gegen Weibsleut weiß ich ſchon manierlich z'ſein. Es thut mir nur leid, daß ich über Eine — der ich allzeit nur Guts zutraut hob — mit einmal meine Gedanken ändern ſoll.

Töllinger.

Mußt nit, mußt nit, Bauer, dös war z'viel!

Eisner.

Hättſt Du dein Dirn g'hüth', wie ſich g'hört, . . .

Töllinger.

I wollt ja g'rad' damit anfangen.

Eisner.

Jo? Hast Dich doch bedenkt, daß d'r nit an d' Kittelfatten ang'heft is? Mit guter Lehr' und Vermahnung mußt bei einer Dirn schon anheb'n, wies nur af d' Füß' kimmt.

Töllinger.

Half's, wo Oans noch kein Denken hat?

Eisner.

A wohl und denken brauchts gar nit dazu! Denken is Monnsach' und da d'rauf lassen sich dö wenigsten Weibsleut ein. Dem Mann rath' der Verstand ab von Dem, was in d' Schand' bringt, eng muß die Ehr' davor bewahren und da d'rum muß mer eng a von Kind auf zur Ehrbarigkeit anleiten. Warum Dir dös aber bei Deiner Dirn nöt ang'standen is, dös denk ich mer hitzt wohl! Sobald der Bub' da um dö Weg war, bist Deiner Nothdürftigkeit mit einmal überdrüssig word'n und hast glaubt, Du wirst's leichter Weis tos, wann Du Dir die Guget über die Augen ziehst und ung'schauter der Sach' zwischen den Zwei'n ihr'n Vertauf taßt, je weiter sie sich vergessen, je besser! — Du hast gmeint, wann's Kaibl g'fangt is, daß dann woht 's atte Rind Jo sagen muß? Ah mein, tehr' Du 'm alten Eisner ein' Muß kennen, der nie ein' kennt hat! Daß Du Dich mit Neamd G'ringern verschwiegern wollt'st, als mit mir, dös is kein dummer Gedanken, zeigt aber, daß D' af Deine alten Täg' net wenig hoffahrtig word'n bist und so weit an mir tiegt, hilf ich Dir davon! 'm Nutzbaren, das in d' Höh' will, dem hitft mer ansteig'n, d'Bohnen 'n Hopfen, 'n Weinstock bindt mer auf, doch a d' Raupwürm, was sich nur einfressen woll'n, trachten aufwärts, aber dös unnütze Gezieser kratzt mer h'runter und tritt's unter d' Füß' und nit anders thu' ich an dem, der sich bei mir unnütz machen will!

Rosl.

Komm, Muada, geh'n mer!

Töllinger.

Rosl!

Bartl.

Führabell'n und Weiber flehna machen, dös trifft a unser Hofhund.

Eisner.

Bub, mach mich nit wild!

Rosl.

Geh'n mer Muada! Aber voreh' mer gehen, taß Dir sagen, Bauer, es war nit recht, daß d' Muada g'sagt hat, sie nahm alle Schuld af sich, denn woran Zwei Schuld trag'n, dös kann kein Einschichtigs af sich nehma und es war um so weniger recht, weil Du hast glauben müssen, sie hätt' vom Anfang an um Alles g'wußt und sie weiß doch erst seit gestern davon und von uns aus, wußt sie heut noch nix und hätt' a moring nit mehr d' erfahren. Gelt Bartl? I hob einmal den Bub'n gern, daß 's a Sünd' und a Schand is, aber a Sünd', dö mich nit reut, und a Schand', dö mich nit kränkt. I hob nit d'ran denkt, Eisner, daß der Bub' dein Bub' is, noch hab' ich d'ran denkt, daß er ats dein Bub' a reicher Bub' is, dein G'höft is mein Gedanken so fern g'teg'n, daß's a ganz a klein Anseh'n kriegt hat und wann mein Schatz davor gstanden is, hat er's völlig verdeckt, daß rechts und links kein Enderl mehr fürg'schaut hat. Du kannst mer 'n Bartl zun Mon geb'n, oder kannst mer'n weigern, derenthalben brauchst aber nit grob z'sein und im Uebrig'n bleibt er mein Bub', so lang er mei Lieb' d' erkennt.

Töllinger

(da sie sieht, daß Brigitte sich erhebt.) Rosl, mein Kind! (nimmt sie an der Hand und zieht sie auf den Stuhl neben sich nieder.)

Brigitte

(geht zu Eisner.) Lepold, sei gut! Schau, 's Ereifern, war nit am Ort, Hinterlistigkeit is keine in derer Sach'. Jed's hat wohl g'hofft, Du wurd'st Dich d' erbitten lassen aber Koans hat d'ran denkt, Dich zu bemüssen! (da Eisner mit der Linken nach dem Gurt greift und die Rechte auf das Fensterbrett legt.) Brauf' nit auf, Voda. Ueberleg a weng. Red' nit gleich zur Stell'. Laß Dein hart' Wort nit Dein letzt's sein, aber spater, taß Dein erst's a gut's sein. Es hob'n sich da wieder amal a reicher Bursch und a arme Dirn z'sammg'funden und der Bub' is der unsre! — Denkst denn a noch, wie vor a Zeit zwei Leut' g'rad' nämtich so dag'standen sein?! (tritt ihm ganz nahe, Gruppe wie auf dem Bilde.*)

(Musik, welche mit dem Vogelpfiff beginnt und das Thema fortvariirt, daß der Vorhang mehrmal darunter aufgehen kann.)

*) Wenn nicht darauf reflectirt wird, das Kurzbauer'sche Bild zu stellen, wo eben das letzte Wort ungesprochen bleiben muß, folgender Schluß:

Eisner.

No jo, no jo, kimm Dua! Geh' mer zu!
Vier geg'n ein' Narr'n,
Wird der b'steh'n und beharr'n,
Vier über ein' Gscheidten,
Muß der All's trag'n und leiden!

(Vogelpfiff. Musik.)

(gegen den Käfig.) Was? Du halt'st a mit? Dir werd ich doch gtei 'n Kragen umdreh'n! — — No, in Gott'snam, ich will's z'frieden sein, bleibt's ös es nur a, wie wir's allzeit war'n!

(Gruppe. Actus.)

Eine geprüfte Lehrerin.

Novelle von Luise Lecher.

Langgedehnt streicht das Hagenthal quer durch die nördlichsten Ausläufer des Wienerwaldes. Just am Eingange des Passes, dem entlang schon die Römer gezogen, liegt die kleine Stadt Klosterneuburg; die freundlichen Häuser lagern breit und behaglich um das Stiftsgebäude, welches hellfarbig getüncht mit wuchtig ausladenden Rococoformen sonderbar von der altersgrauen Klosterkirche aus der Zeit der Babenberger absticht. Weniger ehrwürdig, wenngleich immerhin nicht bloß den letzten Jahrgängen entstammend, sind die in den weitläufigen Kellergewölben der Stiftung aufgestapelten Schätze, denn die Traube gedeiht in der Umgebung; südwärts vom Städtchen dehnen sich wohlgepflegte Rebenpflanzungen des Klosters an sanften Hängen bis zum lieblichen Weidling hin. Enger rücken die das Hagenthal begrenzenden Höhenzüge aneinander, doch nie so nahe, um nicht genügenden Raum für einen bequemen Fahrweg zu lassen, welcher den Verkehr der Ortschaften des Tullnerbodens mit der Residenz auf angenehme Weise vermittelt.

Auch ist der Menschenschlag hier zu Lande in solcher Art von städtischer Cultur verschliffen, daß alles Eckige und Rüde des Bauern umso greller hervortritt, je mehr er sich auf modische Kleidung und gebildete Manieren etwas zu Gute thut. Insonderlich das Volk der Weiber, in Allem voran, wo individuelles Gepräge vernichtet und gemeingiltige Regeln gestempelt werden, bespiegelt seine bausbackigen Gesichter und vierschrötigen Gestalten gar zu gerne mit jenem Putze behangen, der im tonangebenden Centrum der Metropole eingeführt, in immer weiteren Kreisen, so etwa nach drei bis vier Jahren, durch die Confectionsgeschäfte der Vorstädte nach denen der Vororte wandert, um endlich im Dorfe als „Allerneuestes" beim sonntäglichen Kirchgang Neid oder Bewunderung jener Schönen zu erregen, deren geistiges oder materielles Vermögen noch nicht bis zu Schleppe, Chignon und Sonnenschirm vorgedrungen ist.

Des Rubacher's Hof, inmitten des fruchtbaren Hagenthales gelegen, war keiner der ärmlichsten hier herum, des Rubacher's Jüngste, die Franzl, beileibe nicht das unebenste Frauenzimmer im Kirchspiel und doch — doch trug die Aermste noch den dunklen Spenser, den reichgefältelten Kattunrock mit glatter Schürze d'rüber und das schwarzseidene Kopftuch. Hingen gleich unter diesem leidigen Kopftuche ein paar dicke, braune Zöpfe herfür, die jedem Edelfräulein zur Zier gedient hätten, so schien eben dieser natürlichste magdliche Schmuck dem Jungferlein arge Galle zu bereiten, denn es zupfte und zerrte an den kunstvoll verschlungenen Bändern, welche die Haare zusammenhielten und in den Augen des Mädchens schimmerte es feucht, da es den Blick nach der jungen Dame hob, die mit weißen, schlanken Fingern das Hütchen auf ihrem hochaufgenestelten, blonden Geflecht zurecht rückte. Eine vornehme, bleiche Erscheinung von dürftigen Körperformen, aber wohlthuender Grazie in Bewegung und Haltung. Der kleinen Franzl Unmuth wahrnehmend, sprach sie mit sanftmahnender Stimme:

„Franzl, glaubst Du nicht, daß ich es rechtschaffen ehrlich mit Dir meine?“

Die kirschrothen Lippen der Erzürnten wollten sich zu böser Antwort spitzen, ein wohlwollender Blick entwaffnete sie. Mit dem einen Zopfe wischte sie an den nassen Wangen und schmollte kleinlaut: „Wie ein halbwüchsig' Dirndl mit hängenden Haaren und kurzem Kittel werd' ich ausstaffirt, indeß Du daherfteigst wie eine Königin. Ich darf Dir doch die Schleppe nachtragen, wie im echten Märchen?“

„Kind, großes Kind, das Du bist. Wenn Du nur sähest wie hübsch Du dastehst in Deiner frischen Jugend. Ach Franzl, nur allzu gerne tauschte ich mit Dir, sammt und sonders.“

„Wer's glaubt? Herr Leopold möchte sich wohl bedanken?“

Weiß nicht? Er guckt mir nur zu oft aus nach Dir, Du Springinsfeld. Von ihm habe ich die Idee, Dir Deine prachtvollen Haare in Flechten niederhängen zu lassen.“

Ueber Franzl's trübe Miene glitt ein Lächeln, wie Sonnenschein aus dunklem Gewölk. Sie rief: „Von ihm? Von ihm, Guste? Er bekümmert sich um meine Frisur?“

Dann klatschte sie in die Hände, trat vor dem Spiegel und studirte mit Wohlgefallen die Falten des Tuches, unter dem die besprochenen Zöpfe hervorquollen.

Die bleiche, junge Dame erschrak sichtlich über die Wirkung, welche ihre Worte in Franzel's Laune hervorgebracht. Sie ließ einen langen, forschenden Blick über die kindlichen Züge des in üppigster Entwicklung erblühenden Mädchens gleiten und sagte dann mit etwas verschärftem Tone: „Uebrigens finde ich selbst, daß Dich Leopold etwas zu onkelhaft behandelt. Ich will es ihm demnächst zu Gemüthe führen, daß Du durchaus kein Backfischchen mehr bist, sondern eine vollkommen erwachsene Person.“

Die beiden Mädchen waren mit ihrem Anzug zu Ende und begaben sich auf den Weg zur Kirche nach dem Markte St. Andrä am Westende des Hagenthales.

So unähnlich eine der andern in Wuchs und Angesicht, in Kleidung und Betragen: sie waren dennoch Schwestern. Zierlich, anscheinend bedachtlos hielt die schmächtiggewachsene Blondine die Schleppe ihrer einfachen, grauen Robe zwischen den behandschuhten Fingern und schützte ihren matten Teint mit einem großen Schirme vor den noch ziemlich schräg einfallenden Strahlen der Morgensonne. Stramm und drall schritt die untersetzte, brünette Franzl einher, Gebetbuch und Taschentuch mit beiden Händen steif vor die Brust haltend, wie es sich für eine rechte Dirne schickt und gehört. Dabei aber schielte sie mit geheimem Neid nach der Schwester Thun, die so ungezwungen hantirte hier Außen und sich vor aller Welt auf offener Straße nicht anders geberdete wie daheim innerhalb der vier Wände.

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen, ein rechter Tag des Herrn. Rein blaute der Himmel nieder, kaum daß leise ein herbkräftiges Lüftchen über die duftenden Matten herüberstrich vom nahen Waldesrand, wo hochschaftige Buchen im ersten schüchternem Grün mit dem dunklen, immergleichen Ernst der Fichten wechselten.

Schweigend ging das Schwesterpaar dahin. Knapp vor St. Andrä fällt die Straße in sanften Serpentinen zu Thal; eilige und rüstige Fußgeher jedoch haben sich längst grabaus durch das niedere Krüppelgesträuche des Berghanges eines nähern, wenn schon steil abschüssigen Weg getreten. Dort, wo dieser Steig abbiegt, blieb Franzl stehen und sah fragend nach der Schwester, ob es wohl flink da hinunter gehen solle. Dabei aber schweiften die funkelnden Katzenaugen des schönen Kindes nach einem Quer-

thal, welches auf der andern Seite der Chaussee gegen den Klosterneuburger Forst hin abzweigte. Ein schäumender Gießbach, übermüthig angeschwollen von dem Aufruhr, den der Lenz allerorten vollführte, kam aus dieser Schlucht hervor; allein die sinnige Auguste sowohl, als die resolute Franzl schien noch etwas anderes als Wasser von dorther zu erwarten, denn ein schmaler Pfad lief hart neben dem Bächlein her. So standen die Mädchen, sich eine Weile unentschlossen ansehend, bis Franzl anhub: „Ich begreif' es gar nicht. Wir sind nicht so früh daran, er müßte längst hier sein."

Auguste aber wendete sich ruhig zum Weitergehen und meinte: „Wie leicht ist bei so weiter Strecke eine Verspätung möglich. So wird er uns dann in der Kirche einholen. Komm' nur, wir versäumen sonst die Messe."

Franzl zögerte nichtsdestoweniger und schien durchaus nicht erbaut über die Aussicht weiterzugehen. Sich mit den Armen auf das Geländer stützend, welches hier die Straße an der Seite des Abhanges einfaßte, bemerkte sie kecklich: „Geh doch, Du bist recht garstig und kalt gegen Deinen Schatz. Wär' der Leopold mein, was läge mir an der Messe. Hier in Gottes freier Natur wollt' ich mit ihm beten und Gott preisen, daß er uns zur Liebe erschaffen. Oder noch besser, ihn herzen und küssen. Wo zwei Leut' einander recht innig umfangen, da wird dem Schöpfer auch ein Opfer gebracht."

Staunend guckte die Aeltere auf ihr jugendlich Schwesterlein. „Wo nimmst Du denn urplötzlich solche gottlose Weisheit her?"

Schnippisch genug klang die Entgegnung: „Werd's halt wo gelesen haben. Bin viel zu dumm, als daß mir selber was einfiele. Seit wann sind mir Deine Bücher verboten wie Deine Stadtkleider?"

„Und dann ist der Leopold nur mein Freund, nicht mein Schatz."

Franzl kicherte dreist. „Was mir die gestrenge Schulmeisterin nicht Alles weiß machen möchte; als ob es da einen Unterschied gäb'. In Wien heißt der Schatz halt Freund, 's kommt zu guter Letzt auf das Nämliche heraus. Und willst Du ihn etwa nicht heiraten?"

„Das hat noch gute Weile. Vor der Hand müßte er erst eine sichere Stelle haben."

„Wozu auch? Hast Du nicht die Deinige fix als Lehrerin?"

„Kind, von meinem Gehalte kann eine Familie in der Stadt nicht leben. Und dann, ich möchte auch keinen Mann, der sich von seinem Weib erhalten ließe."

„O, und gerade das gefällt mir so prächtig. Wenn ich wäre, wie Du, ich nähme mir nur einen Mann, wie der Professor Streicher einer ist, der seine Kinder im Wägelchen spazieren führt und daheim den Kaffee kocht, derweil die Frau mit grünen Brillen auf der Nase und einer Mappe unterm Arm zur Schule spaziert. Das wäre so meine Passion. Haben die Weiber so lange unterducken müssen und nirgends nichts gegolten außer dem Hause, warum kann es jetzt nicht umgekehrt worden?"

„Weil die Natur sich nicht umkehren läßt, höchstens zeitweise verdrehen und dabei kommen leider die Frauen selbst am übelsten weg. Wenn sie's nur einsehen lernten, unsere sogenannt geistig Emancipirten. Die Männer lachen sich getrost in's Fäustchen, wenn wir es versuchen, auf ihrem Gebiete mit ihnen zu ringen. Und sie haben Recht. Einfaltspinsel, welche die Brut ihrer gelehrten Gemalin im Wägelchen schleppen, sind eine Schande nicht nur für das eigene Geschlecht, sondern auch für uns, die wir gerade am Manne das zu finden wünschen, was uns mangelt."

„Guste, wie Du nur so reden magst? Und wozu hast Du alsdann

ſtudirt, ſo viele, lange Jahre her, Deine Prüfungen abgelegt, wie ein echtes Mannsbild, wenn Du Dich nun doch wieder zum Herdfeuer ſtellen willſt?“

„Ja, Kind, ſiehſt Du, das frage ich mich jeden Morgen, wenn ich die dumpfige Schulſtube betrete, um einigen Dutzend fremden Rangen das Abc einzudrillen; der nämliche Gedanke ſteht allabendlich vor mir, wenn ich mich in einſamer Kammer auf mein Lager ſtrecke, müde, geiſtesleer und verdroſſen. Hier bei Euch ſchlagen die Nachtigallen und ſendet der Flieder ſeine Düfte in euer Fenſter; ich höre das Hämmern einer Dampfmaſchine unter dem meinen und athme den Rauch und Qualm eines Schlotes. Dazu alſo hätte die Natur mein junges Leben hervorgebracht. Dem Kalender nach vierundzwanzig, bin ich doch ſchon zur alten Jungfer geworden, welk, hinfällig, unfruchtbar. In der Zeit da Alles in mir zur Blüthe und Entfaltung drängte, da ſtand mein Examen wie ein Geſpenſt vor mir, auch iſt es meiner Jugend zum Fluche geworden. Ich war ehrgeizig. Das iſt eine Leidenſchaft, die dem Weibe nimmer taugt, es nie, niemals befriedigt. Ich jagte und jagte dahin auf der betretenen Bahn und ſuchte mein fieberndes Herz mit dem Troſte zu beſchwichtigen: „„Du holſt es nach, wenn Du Deine Stellung errungen.““ Nachholen? Lächerlich! Jugend und Liebe läßt ſich nicht nachholen. Ich ſaß über einen Wuſt von Büchern gebeugt, als es mir tagen wollte, nun ſind meine Augen blöd, die Nerven ſtumpf, das Herz erſtorben.“ —

Die arme, bleiche Lehrerin ſchwieg ſchon längſt und noch immer hatte Franzl, die ſchlagfertige, keine Antwort gefunden. Möglich, daß das einfache Naturkind nicht ganz dem Sinne von Auguſtens Gedankengang gefolgt war. Beide Mädchen ſtanden über den Straßenſchragen vorgebeugt und blickten nieder auf den ſich zu Thal ſchlängelnden Weg, den man von hier aus bis auf den Gemeindeplatz vor der Kirche überſehen konnte. Aus dem Gotteshauſe drängte ſich die Maſſe der Beter und zertheilte ſich nach allen Richtungen, aber die Schweſtern oben ſchienen es nicht zu beachten. Endlich ergriff die jüngere mit einem ſonderbar ſcheuen Augenaufſchlag das Wort und ſprach mehr lauernd als ſchüchtern: „Du haſt ihn alsdann gar nicht ſo lieb, den Leopold, wie — wie — nun etwa zum Raſendwerden, ohne Sinn und Verſtand.“

Auguſte erwiderte kühlbedächtig: „Verſteh' mich recht. Ich fühle, daß ich ihn hätte lieben können, wie nichts früher auf Erden, damals, wie meine Stunde geſchlagen. Seither ſind Jahre vergangen, in denen mein Geiſt ſich mit nüchternen, trockenen Studien beſchäftigen mußte. Da iſt ein Reif über die zur Noth erkeimende Liebe geſtrichen. Noch bin ich dem Leopold gut, wie keinem Andern, aber es erſteht neben dieſer warmen, gleichmäßigen Zuneigung ein Gefühl in mir, das von Tag zu Tag eindringlicher warnt: „„Was willſt Du, die Verblühende, dem jugendſtarken Manne bieten?““ Eine treue, feſte Geſinnung, aber keine luſtig flackernde Leidenſchaft. Wird ihm das genügen? Oft überkommt es mich, als heiſche ſein feuriger Blick mehr von dem Weibe ſeiner Wahl. Doch will er Hochzeit machen, ſobald er die verſprochene Förſterſtelle erhält.“

Eifrig mit bebender Stimme fiel Franzl ein: „Der Vater ſpricht, das ſei jeden Tag zu erwarten.“

Auguſte jedoch antwortete mit immergleicher Ruhe: „Dann mag Gott mich ſtärken und mir Kraft verleihen, nur einmal noch ſo heiß zu empfinden, wie damals, wo ich achtzehnjährig dem Leopold begegnete. Es war in der vierten Gallerie des Burgtheaters, wo wir uns kennen gelernt. Oft ſchon war er da mein Nachbar geweſen, ohne mich anzuſprechen. Eines

Abends gab man die Sappho von Grillparzer. Eine kurioſe Geſchichte. Da iſt eine Frau, die liebt einen Jüngling mit der markverzehrenden Gluth eines ſtürmiſchen, mit aller Hingabe eines vielgeprüften Herzens. Nun läuft aber auf ihrem Hofe zu Lesbos ein kleines Mädchen herum, eine Sklavin, Melitta geheißen; mit der beginnt der junge Phaon ein Schäckern und ein Spiel um eine Roſe, das mit einem Kuſſe endet. Sappho kommt dazu, will mißtrauen, beginnt zu eifern und ſchürt in der blinden Wuth ihres Verdachtes das erſtlich nur leiſe glimmende Feuer zu vollem Brande, da ſie aller Würde vergeſſend, den Dolch nach dem Mädchen, ihrer Leibeigenen zückt. Hiemit iſt ſie gerichtet in den Augen ihres Liebhabers, welcher die vorher Angebetete nun verabſcheut. Ihr Tod ſühnt zwar ihre Schuld, verſöhnt den Freund, aber mich konnte er nicht zufriedenſtellen. — Ich weiß nicht, warum gerade heute Sappho's Geſtalt wie gerechtfertigt vor mir ſteht, denn damals war ich mit Leib und Seele auf Melitta's Seite, auf Seite des jungen Pärchens. Leopold begann ein Geſpräch und wir geriethen zum erſten Male aus unſerer ſtummen Nachbarſchaft in's Schwatzen. Er ſuchte mir zu beweiſen, der Phaon ſei ein Schwachkopf und Feigling, der in ſeiner Unbedeutendheit, erdrückt von der Größe und dem Werth ſeiner heroiſchen Geliebten ſich mit gemeinen Trieben einer niedern, ihm geiſtesverwandten Sclavin, einem blöden Kinde zuwendet. Unſere Debatte wurde hitzig, denn ich verdammte unbedingt Sappho's Eiferſucht, ja ſelbſt den Glorienſchein des freiwilligen Todes ſuchte ich ihr zu rauben und ihre That als einen boshaften Racheact zu brandmarken. Der Streit blieb unentſchieden, aber unſere Herzen fanden ſich.

Doch wozu ich Dir das Alles ſo haarklein berichte? Wie mir iſt und wie ich's meine, Du kannſt es doch nicht verſtehen. Und zum Ueberfluß haben wir jetzt die Meſſe ganz und gar verſäumt; dort kommen bereits die erſten Leute her. Schließe Du Dich Jemand Bekannten an zum Heimgang, ich will nun doch dem Leopold ein Stück entgegen gehen. Vielleicht offenbart ſich mir bei einem Gange durch den frühlingsfriſchen Wald etwas von dem Geiſte jener ſchrankenloſen Liebe, welche Du mir ſo lockend geprieſen haſt."

Mit völlig aufgeheiterter Miene ſprach die Lehrerin die letzten Worte; ja faſt klang es wie ſachte Bosheit hindurch. Behender, als man dem zarten Mädchen zutrauen mochte, kletterte es flink über den Hang zum Bach hinunter und entſchwand in dem ſchmalen Hohlweg alsbald der Schweſter Blicken.

Der ſtand das Weinen näher als das Lachen.

Nun ſollte ſie den Leopold, er ihre Prachtzöpfe etwa gar nicht zu Geſicht kriegen? Denn ſo ſchien der klugen Schweſter Abſicht. O, die unerzogene, ſechzehnjährige Schöne barg mehr Gedanken hinter den ſchelmiſchen Katzenaugen, als die fromme Guſte ſich in ihrer Harmloſigkeit träumen ließ. Was hat ſie nicht alles herausgehört aus jener Geſchichte von der Sappho und der kleinen Melitta. Zwar ganz ohne Mitgefühl für die Schweſter waren deren vertrauliche Ergüſſe nicht an Franzl abgeprallt, denn ſie war das beſte Geſchöpf der Welt, ſo lange es ſich nicht um ihr eigenes liebes Ich handelte. Doch, als ſie jetzt darüber war, ſich die Begegnung der beiden Liebesleute im lauſchigen Waldesdunkel am Bache auszumalen, da war's auch alle mit der Geſchwiſterliebe und ganz wilde, rebelliſche Vorſätze zogen durch des aufgeſtörten Mädchens leidenſchaftliches Gemüth.

Franzl ſetzte ſich an der Wegſcheid unter einen blühenden Weißdornbuſch; ſie wollte nicht heimkehren, nicht wei-

chen. So blieb sie unbemerkt von den Kirchgängern, die nun den Berg heraufgekeucht kamen. Das junge Volk voran; es benützte insgesammt den kurzen, geraden Aufstieg. Als Dirndln und Burschen sich verlaufen hatten, bogen erst die gesetzten Leute um die Ecke der Fahrstraße. Meist nur Weiber, die daheim für den Mittagtisch sorgen mußten; alle Ehemänner waren noch auf etwelche Morgenschoppen in etwelchen Wirthshäusern zurückgeblieben. Unter der allerletzten Gruppe ging zu hinterst eine kleine, dürre Person, nach städtischer Art, aber in einer Mode aus frühern Jahrzehnten gekleidet. Gerade als die arme Franzl sich's am Lebhaftesten vorstellte, wie jetzt die Guste dem Leopold einen herzhaften Schmatz geben werde, und über diesem unhold fesselnden Gedanken eine rasche Bewegung machte, entdeckte die alte Frau das Mädchen und war mit drei ellenlangen Schritten an deren Seite: „Beim Allmächtigen, was sitzest Du mir so weltzerrissen da? Wer hat meinem Herzenskleinod etwas zu Leide gethan?"

Diese pathetische mit entsprechend tragischer Handbewegung vorgetragene Ansprache schien an der kleinen Franzl wirkungslos abzuprallen. Unmuthig maulte sie, die Alte keines Blickes würdigend: „Was soll's weiter sein. Ich bin müde und mochte nicht zur Kirche."

„Und die Augusta?"

Jetzt hob und senkte sich Franzl's Busen stürmisch. Sie ballte die Fäuste über ihrem Gebetbuche und nicht viel fehlte, so begannen die Augen zu tropfen: „Oh, die Gustl, die spaziert im kühlen Wald ihrem — Freund entgegen, derweil ich hier an der Sonne brate. Warum nicht, meine Haut verträgt's!"

Nun sprudelte es aus der theilnehmenden Alten in unaufhaltbarer Beredsamkeit hervor: „Ha, Kind meiner Ideale, Du sollst Dich nicht grämen. Sage ich Dir nicht seit Aeonen, nur das Costüme bildet die Menschheit. Hättest Du mir gefolgt, so wären wir längst, ohne die Auguste zu fragen, nach Wien gefahren und hätten Dir ein Costüme angeschafft, mit dem hättest Du im ganzen Hagenthal Fiasco gemacht: Ein Prinzipienkleid mit coiffürten Volants, ein Ringbrandhütchen mit natürlichen Fantasievögelchen geputzt, und einen Lockenchignon von den glanzvollsten Roßhaaren. Wenn ich mir zu dieser Toilette à la Soirée Deine Wangen denke, die wie neugebackene Amoretten glühen, dann müßte die Augusta verlöschen, partout verlöschen neben Dir. Sie costümirt sich stets nur à la promenade, wenn sie auf's Land kommt. Und was übrigens den Leopold betrifft, da bist Du obenauf selbst ohne Costüme, denn die Gusta ist ein Mädchen ganz ohne Temperatur; und bei den Weibern ist, wie bei den Pferden, die Temperatur die Hauptsache. Das hab' ich erst neulich in einem Salonblatt gelesen."

Allein Franzl schüttelte zu diesen Tröstungen das hübsche Köpfchen in eitel Unglauben. Halb tönten doch noch Augustens sanfte, wohlgemeinte Worte in ihrem Ohre, in ihrem Herzen nach, halb aber neigte sich ihr trotziges Selbstgefühl den Einflüsterungen der zweideutigen Rathgeberin. Sie seufzte: „Ach, es wäre doch Alles umsonst. Wenn ich mich in pure Seide steckte, ich gefiel ihm doch nicht. Ist er nicht ein durch und durch studirter Förster, der es aus den Büchern gelernt hat, wie die Hasen hupfen und die Füchse bellen, wie könnt' ihm eine Dirn, wie ich, recht sein. Die Guste, die weiß ihre Worte zu setzen, man sollt's gar nicht meinen. Und erst alle die fremdsprachigen Gelehrsamkeiten, vom Einmaleins und der Rechtschreibung gar nicht zu reden, das geht bei den Prüfungen nur so nebenmit. Ich habe von allen ihren Büchern die Titel auswendig gelernt und bin nicht um ein Härchen gebildeter worden: Pädagogik

und Psychologie, Methodik und Mathematik, Geologie und Geografie, das muß die Guste Alles im kleinen Finger haben, sonst lernen ihre Schüler nicht buchstabiren von ihr. Und was sie für seine, weiße Hände hat, wie schlank ihre Hüften sind; in ihrem Mieder, da hätt' ich nicht zur Hälfte Platz. Mir will sie keines leihen und es ist doch so wahr, was neulich die Wiener Nähmamsell gesagt hat: Ein Mädchen ohne Mieder ist gar kein Weib; erst das Mieder gibt uns Halt und Festigkeit. Ach Rona, ich bin doch recht von Herzen unglücklich! Schau, wenn ich den Leopold nicht zum Liebsten kriege, sterbe ich auf der Stelle, oder werde gar eine alte Jungfer, wie Du!"

Mißbilligend schüttelte die Rona ihr weises Haupt: „Ach, das sind lauter Phantasmagorien. Was findest Du denn nur an dem Leopold? Ein Schöngeist, weiter nichts, ein Schöngeist. Und warte nur, kriegt er erst seine Försterstelle, so läßt er die Gusta sitzen" — —

„Und nimmt mich?" wollte Franzl dazwischenfahren, das Wort blieb in der Kehle stecken.

Rona aber fuhr fort in ihrer fließenden Rhetorik: „Denn er ist durch und durch materiell, der Leopold. Ein materieller Liebhaber, pfui, an dem ist nichts zu holen. Ach, hättest nur heute die Predigt mit angehört; unser neuer Pfarrer sprach über die Materialisten und ihre gottlosen Realitäten, welche die Neuzeit aufgebracht. Lauter Schwindel wäre dahinter, nichts Bewiesenes, Greifbares, wie z. B. Paradies, Fegefeuer, Hölle. Und wie Dir die auferbaute Menschlichkeit ringsherum dreingaffte, weil sie ja doch nicht recht wußte, wie's gemeint sei. Aber das eben ist das Göttliche in der natürlichen Begriffsverwirrung. Sichtbares kann jeder Esel sehen, aber das Unsichtbare wahrzunehmen, dazu gehört die wahre Frömmelei."

Dies schien nun das eigensinnig verliebte Kind am wenigsten zu kümmern. Mit solchen Dingen fängt man heutzutage keinen Mann, so klug war die Franzl auch ohne Rona's Belehrung. Doch ließ sie die Alte, welche es in ihrer Art so gut meinte, als sie Franzl's Weh verstehen konnte, ruhig weiter plappern, während sie neben ihr langsam dahinschritt und leidenschaftlich nachgrübelte, auf welche Weise sie den Leopold gewinnen könnte.

Die Rona sprach unterwegs noch viel und wie sie meinte, auch gut. Ueber zwanzig Jahre lebte die Wackere auf dem Rubacherhofe. Ihre Jugendblüthe war längst dahin, als sie, einer armen Beamtenswitwe Tochter, sich als Kindsfrau zu des Bauern Aeltester, der Guste, verdingt hatte. Aber erst die kleine Franzl hat die einsam stehende, alternde Jungfrau ganz an die Familie gefesselt. Rona legte, bedürfnißlos wie sie war, ihre Ersparnisse seither im Hause des Dienstherrn an und errang sich hiedurch im Verlaufe langer Jahre solide Geltung, denn der Landmann gibt williger zwei fette Schinken aus der Wirthschaft, denn einen schmutzigen Papiergulden. Was Treue und Fleiß betraf, war an der Alten nichts zu tadeln; als kurz nach Franzl's Geburt die Rubacherin das Zeitliche segnete, da ist sie den Kindern eine rechte Mutter, dem Vater derselben eine rechte Stütze geworden. Doch hat sich mit der Zeit aus der Bevorzugung der jüngeren, frühverwaisten Tochter eine Art Abneigung gegen die Aeltere herausgebildet. Rona gehörte nämlich zu jenen kleinlichen Charakteren, die nur Gutes vollbringen können, wenn sie als Folie das Schlechte gebrauchen, nur Liebe im Gegensatz zu ungerechtem Haß zu empfinden vermögen. Mit einer lächerlich abgöttischen Verhätschlung ihres Lieblings hielt eine emporkeimende Abneigung für Gusten gleichen Schritt. Schon daß diese zur Stadt kam, schürte den blinden Eifer der Alten. Als nun gar die Lehrerin fest und energisch gegen einen ähnlichen Lebens-

plan für die junge Schweſter wirkte, da war der Entrüſtung und des Schreiens über Zurückſetzung kein Ende auf dem Rubacherhofe. Denn die Rona hielt große Stücke auf Bildung und Geiſt, hatte vor langer Zeit einmal franzöſiſch geſprochen und ihren Schiller und Clauren geleſen und that ſich noch Unendliches zu Gute auf ihre geſchmackvolle Verwendung eleganter Fremdwörter.

„Die Sprache kennzeichnet nach Außen den innern Werth des Menſchen.“

An dieſen nicht eben unwahren Satz ſchlängelte die Rona ihre Redeblumen mit ewig wechſelnden Schnörkeln und Verrenkungen. Eigentlich hieß die Alte Veronika, aber die ſtammelnden Kinder hatten ſich den langſilbigen Namen mundgerecht gemacht und ſeither hieß ſie Rona ſchlechtweg bei Jung und Alt. Doch hatte die Allherrſcherin auf dem Rubacherhofe auch ihre böſen Stunden und dann war es nicht geheuer, ihren Weg zu kreuzen, dann konnte ſelbſt Franzl, das „Kind der Ideale“ auf ein wohlgemeintes: „Guten Morgen, Rona“ zu hören bekommen: „Gewiß, ich dächte, ich kenne meine Pflichten in dieſem Hauſe, und bleibe nie über ſechs Stunden in der nächtlichen Beſchaulichkeit.“ Oder auf ein herzliches: „Gute Nacht, liebe Rona,“ die Antwort erhalten: „O, ich weiß, was mir in meiner dienenden Stellung obliegt, und daß es mir nicht ziemt, jetzt ſchon die Abgeſchiedenheit meines Bettes zu betreten.“

Aber ſolcher Stunden gab's nicht viele und heute hatte die Rona ihren entſchieden guten Tag, und ging, ſo weit ſie in ihrer fünfzigjährigen Unerfahrenheit den Herzenstumult ihres Lieblings begreifen konnte, auf Alles ein, was Franzl vorbrachte; und der ſtetig wiederkehrende Refrain lautete: „Ich ſterbe, wenn ich den Leopold nicht kriege.“

Da brachte plötzlich, wie in unerwarteter Erleuchtung, die Rona zwiſchen ihren ſchwülſtigſten Tiraden eine praktiſche Frage daher: „Und weiß er's denn auch, der Leopold, wie gern Du ihn haſt?“

Zähneknirſchend erwiderte Franzl: „Er etwas wiſſen? Na, das fehlte juſt noch. O, da iſt auch keine Gefahr. Er, er behandelt mich ganz — onkelhaft, wie ein unreifes, ungezogenes Kind. Und denken zu müſſen, daß ſie ihn nur ſo nimmt, gewiſſermaßen aus alter Gewohnheit und verjährter Freundſchaft, während ich ihn nur gleich erſticken möcht' beim erſten Kuß!“ —

Die Rona riß die Augen weit auf; von dieſer erſtickungsſüchtigen Seite kannte ſie das „Kind ihrer Ideale“ gar nicht. Wenn das ſo fortgeht? Es könnte weit, recht weit führen. Weiter als die Alte zu folgen, geſchweige zu leiten vermöchte. So viel ſchwante ihr nun doch, aber die Sucht, der verhaßten Lehrerin ihren Schatz für die Franzl abzugewinnen, überwog alle gutmütterlichen Beſorgniſſe. Bis jetzt hat das Kind das Leben nur vom Standpunkt kleinlich befriedigter oder gekränkter Eitelkeit beguckt, ein Terrain, auf welchem es der Rona nicht ſchwer war, ihren Zögling zu beeinflußen. Aber heute brannte in des Mädchens funkelndem Blick, der ſich einmal dunkel umflorte und ſofort wieder hell aufblitzte, etwas ganz ſonderbar unheimlich Zwingendes. Franzl's Buſen flog; ihr Gang, ſonſt eher wuchtig, denn graziös, ward elaſtiſcher, ſie ſchien um etliche Zoll gewachſen und die dicken braunen Zöpfe legten ſich wie Schlangen um die volle Büſte.

So ging ſie, ſchwebte ſie förmlich dahin; hinter ihr die vielgetreue, vielſprechende Rona. Schon bog die voraneilende Franzl um den Akazienzaun, der den Obſtgarten des Gutes begrenzt, da blieb ſie ſtehen, wie gebannt. Ihr entgegen kam ein junger Mann gegangen; hochgebaut, das Durchſchnittsmaß überragend, langes dunkelblondes Haar unter dem grünen Jägerhut hervorwallend, um Wang'

und Kinn reichen, lockigen Bartflaum, und in den grauen Augen ein eigenthümlich sanft erwärmendes Feuer, wie Sehnsucht, die nach Liebe späht. Als er in der zweiten nachhumpelnden Gestalt statt der erwarteten Guste die alte Rona erkannte, schritt er nichts destoweniger hurtig ausgreifend auf Franzl zu und streckte der mit Purpurgluth Uebergossenen beide Hände entgegen.

Dieser junge Mann war Leopold Hellweiß, der Freund, der Verlobte von Franzl's Schwester.

Leopold Hellweiß gehörte zu jenen von Natur bevorzugten Jünglingen, die schon frühzeitig durch ausgesprochen männliche Erscheinung der Weiber Blicke fesseln. Zumeist bleibt diese Thatsache derlei Glückskindern nicht unbekannt; sie vergelten dann reichlich die ihrer Persönlichkeit entgegengebrachten Sympathien und wissen in einer Zeit, in der minder Bevorzugte noch mit den holden Tölpeljahren nicht ganz gebrochen haben, schon mit liebenswürdiger Sicherheit zu gewinnen und festzuhalten. So auch Leopold: er verehrte die Frauen im Allgemeinen und verliebte sich demgemäß in jede einzelne fesselnde Erscheinung mit gleicher Inbrunst. Erschrecklich ernst meinte er es allemal mit seiner momentanen Leidenschaft und die eben anwesende Schöne galt als die Rechte; war eben keine da, so herrschte die zuletzt Gesehene als Gebieterin seiner Fantasie. Daß solchem Charakter gegenüber eine warme, uneigennützige, aber nicht über die Maßen verliebte Freundin im Vortheile bleiben mußte vor manch' weniger ausdauernden Rivalin, lag auf der Hand. Auguste hatte ganz das Zeug, ein Mustereheweib zu werden. Genügsam, bescheiden, hingebend und klug, gleichmüthig ausharrend in guten und bösen Tagen, verstand sie als Geliebte nur Freundschaft zu bieten und zu empfangen, die kleinen Seitensprünge des vielbegehrten und vielbegehrenden Freundes sanft zu verzeihen und ihren jeweiligen Nebenbuhlerinnen würdig auszuweichen. Aber gerade diese mit zartem Takt gewährte Freiheit führte den Leichtentzündlichen immer wieder zu den Füßen der bewährten Freundin zurück. Das Mittel war einfach und probat: ein unzerstörbares Vertrauen, das im Glück des Geliebten das eigene findet, eine mehr mütterliche, als bräutliche Nachsicht; Leopold konnte von seiner Guste behaupten, was der Sohn im Volkslied so einfach sagt:

„Mag wia da will sein, mag wia da will wer'n,
Mai Muaderl, dös gute, hat mi allweil no gern."

Heute aber regte sich's doch gewaltig in diesem treu ergebenen Frauenherzen. Sinnend wandelte die Lehrerin den schäumenden Bach entlang, immer noch in der Hoffnung, dem Freunde zu begegnen. Die Vergangenheit zog im Geiste an ihr vorüber und sie konnte dessen nicht froh werden, was sie erfahren. „Nicht die Dauerhaftigkeit, der Vollgenuß ist die höchste Bestimmung des Daseins." So wollte es der Ausdauernden, der Darbenden erscheinen. Sie sah sich jung, mit eben so frischen Wangen, als eine der Dirnen des Hagenthales. Da meinte des Vaters Schwester, deren Mann es vom einfachen Setzer bis zum Druckereileiter gebracht hatte, die Guste sei so fein und schlank beieinand, die müßte in den Stadtkleidern ganz nobel Figur machen, es käme nur darauf an, das Mädel nebenbei was Ordentliches lernen zu lassen. Die siebzehnjährige Maid lauschte und folgte endlich der Lockung. Ja, die Stadtkleider, die haben's schon manch' schönem Kinde angethan, daß es die goldene Freiheit des Vaterhauses hingab, für eine vergoldete Knechtschaft. Sei Kurzem ist es Mode, auf das Lehrerexamen zu studiren und sich dem Berufe der Schulmeisterei zu widmen. Alle unbeschäftigten Damen, welche die nöthigen Vorkenntnisse besitzen oder zu besitzen

meinen, wollen da mitthun und Gusten's Tante war eine praktische, jeder Modeströmung folgende Frau. Daß ihre hübsche Nichte sich städtisches Benehmen aneigne und ihre unverschämt rothen Backen verliere, schien der Guten die Hauptsache. Ernster aber faßte Auguste selbst ihren Entschluß auf; bedenklich jedoch schüttelte der alte Rubacher das Haupt. Der Bauer war ein Kernmensch mit Grütze im Kopfe, ein Kerl, der, wenn er nicht gerade sein Räuschchen hatte, auch zu sagen wußte, wie er's meine, ein Vorzug, welchen der Landmann selten besitzt. Der machte nun gewichtige Einwürfe und folgerte also: „'s ist halt ein curioses Ding mit solchen Neuigkeiten. Mir will's nicht einleuchten, daß die kleber gebauten Frauenzimmer es auf einmal den Männern gleich thun sollen. Fünf Jahre auf den engen Schulbänken herumrutschen und dann erst als bestes Ziel zeitlebens schulmeistern zu müssen, das nenne ich eine traurige Versorgung für so ein blutjunges, lebenslustiges Dirndl. Ja, wenn die Guste etwa bucklicht wär, oder zum mindesten schielte oder hinkte; aber so, ferm gewachsen, wie das Mädl ist — nun, probiren mag sie den Spectakel, glaub' aber, sie wird nicht bei der Stange bleiben und es nicht weit bringen mit der Lehrerei."

Aber es kam anders. Als Auguste nach Schluß des ersten Jahrganges das beste Zeugniß davontrug und vom Director der ganzen Classe als Vorbild angepriesen wurde, da mochte sie, ehrgeizig wie sie war, an keine Rückkehr denken. Selbst als nach zwei Jahren der Onkel starb, die Tante mittellos zurücklassend, setzte es Auguste durch, vom kargenden Vater eine Unterstützung zu erhalten und ihre Studien fortsetzen zu dürfen. Je bleicher ihr Teint, je zarter ihre Hände, je fremder war sie im Vaterhause geworden. Wenn das junge Fräulein in's Hagenthal kam, da verletzte sie Alles: des Vater's unvermeidliches Sonntagsräuschchen, die plumpen Späße und Complimente der Burschen, das prätentiöse Kauderwälsch der Rona, die dumpfige Luft in den niederen, schlechtventilirten Stuben, die elende Beleuchtung, die fettgetränkten, schwerverdaulichen Mahlzeiten, das gedankenlose Hinlungern der Leute, welches sie Erholung nannten. Einmal den feineren Comfort und den Verkehr mit Gebildeten gewohnt, war ihr die Rückkehr in den Kuhstall abgeschnitten. Nur ihr junges, reizend empor blühendes Schwesterlein zog die Lehrerin noch in's Hagenthal. Franzl's Bewunderung that ihr so wohl. Daß diese Bewunderung allgemach in Neid umgeschlagen war, hat sie heute erst mit Schreck erkannt und gar hart ist ihr geschehen bei der Entdeckung. Neid, Neid, ihr, der Hinwelkenden von der Schönheitsprangenden? Wenn Leopold die Augen aufthäte, ja, wenn er 's etwa schon gethan, dann weh' ihr, dann lag ihr Glück in Trümmern.

Erst jetzt, da sie fühlte, sie könnte ihn auch für immer verlieren, ward ihr klar, wie lieb sie ihn hatte. Solche Erleuchtungen kommen blitzartig. Auguste faltete die Hände über ihrem zuckenden Herzen: „Nein, nein, dreimal nein! Ich will nicht weichen, wie jene Sappho, ich will kämpfen und siegen; noch bin ich zu jung zum Entsagen, ich lasse dem übermüthigen Kinde meinen Liebsten nicht!"

Sie rief es laut in die stille Waldeinsamkeit hinaus. Der Kukuk antwortete. Zum ersten Male hörte Auguste heuer seinen Ruf; sie blieb stehen und fragte: „Wann werd ich sein Weib? Wann?"

Jeder Ruf sollte ein Jahr gelten. Aber der lose Vogel schien seiner Gesponsin Vielerlei berichten zu müssen und fand kein Ende; zehn, zwanzig, schier fünfzig Mal klang das leidige „Kukuk" durch den Forst. Die Lehrerin gab es auf, die Rufe zu zählen.

(Schluß folgt.)

Geſchichten aus der Kaſerne.

Von Ludwig Richard Zimmermann.

Ein unbeſtechlicher Feldwebel.

Verdiente jemals ein Cadet täglich eingeſperrt zu werden, ſo war ich dieſer Cadet; denn ich verhielt mich zum Reglement, wie der Tag zur Nacht.

Ich war eigentlich ſchier nur darum Soldat geworden, weil mir der weiße Rock beſſer gefiel, als der ſchwarze, und weil Friedrich Schiller ſang: „Der Soldat allein iſt der freie Mann!“ — was ihm Gott vergeben möge!

Meine Vorſtellungen von dem Berufe des Soldaten waren nicht ſehr complicirt: 1. Spazierengehen im Rocke des Kaiſers; 2. Eroberung feindlicher Länder und freundlicher Mädchen, und 3. gelegentlicher Heldentod auf einer mehr ruhm- als comfortreichen Unterlage von genommenen Fahnen, Standarten und Kanonen.

Von Vorgeſetzten hatte ich nur höchſt unbeſtimmte Begriffe.

Der Hauptmann ſchien mir geſchaffen, um Papa zur Deckung meines allmonatlichen Deficits zu bewegen und mir Erlaubnißkarten über den Zapfenſtreich auszuſtellen. Seine ſonſtigen Rechte und Pflichten intereſſirten mich nicht. Am „manipulirenden“ Feldwebel aber intereſſirte und empörte mich Alles. Ich ſchätzte ihn ſchon am erſten Tage gering, da ich ihn eine große Rechnung über längſtgegeſſenes Commißbrod verfertigen ſah, und verachtete ihn gründlich, als ich ihm gar dabei helfen mußte.

Es war noch ein Cadet bei der Compagnie, ein kleiner, dicker Menſch, deſſen Langnaſe über dem ewig offenen Mund hing, wie ein Sprungbrett über der Schwimmſchule.

Es lag in dieſer Naſe etwas unbeſchreiblich Herausforderndes, Natur- und Menſchheitverhöhnendes; daher auch meine erſte Frage bei unſerer erſten Begegnung war: was er denn mit dieſer Naſe eigentlich meine. Da öffnete er die Schwimmſchule bis zum Ohre und behauptete: ſeine Naſe ſei ſeine Naſe!

Was blieb mir da übrig, als mich mit ihm zu prügeln?

Nachdem dies gründlichſt geſchehen, erzählten wir einander unſere Lebensgeſchichte, und da erfuhr ich denn mit Genugthuung, daß mein neuer Freund ſeine Naſe nicht abſichtlich beſitze, daß ſie vielmehr eine „Gabe Gottes“ ſei, die er füglich nicht habe zurückweiſen können.

Darauf erklärte ich feierlich, daß ich alle Fauſthiebe zurückzöge, die ich ihm vorhin „aus Mißverſtändniß“ auf das Sprungbrett geſetzt, und deutete ſogar an, daß ich ſelber keineswegs abſichtlich auf die Welt gekommen, ſondern ebenfalls eine Art Gottesgabe ſei, von welcher ich nur nicht recht wiſſe, wer ſich dafür bedanken ſolle.

Während ich ſo ſprach, klappte der Kleine die Schwimmſchule zu, daß ihm das Waſſer in die Augen ſtieg, und geſtand mir, daß er Heimweh habe. Zu Hauſe habe er Zwetſchkenknödel gehabt und Oſtereier, Aepfelſtrudel und Angehörige; hier aber gebe es nur Hauptleute und Commißbrod, Feldwebel und Rindfleiſch. Auch ſei er ein friedlicher Menſch und dürſte nicht nach Feldherrnruhm; er ziehe das Märzenbier vor, habe aber leider zu wenig Zulage, um dieſer Geſchmacksrichtung hinlänglich folgen zu können.

Ich habe dieſer Selbſtbiographie meines Freundes nur noch beizufügen, daß er Mathias hieß und ungefähr ſo dumm war, wie ein leerer Torniſter.

Beim manipulirenden Feldwebel ſtand er in hoher Gunſt, denn ſeine

Schrift war „wie gestochen", des Feldwebels Grundsatz aber: „Wie die Schrift, so der Mensch." Danach war Mathias ein „gestochener" Mensch und ich ein „geschmierter". Denn ich war im Punkte der Handschrift allen Ehrgeizes bar, und zumal, wenn ich für den „Manipulanten" schönschreiben sollte, ging es wirklich „wie geschmiert".

Dann folgte der alte Böhme wohl oft grimmigen Blickes den verwegenen Sprüngen meiner Feder bis zum nächsten Klexe und sprach: „Na ja, ich seh's schon, Sie haben keine Ambition, kein Streben, keinen Sinn für Höheres ... Sie schmier'n! ... 's ist mir leid um Sie; aber mit Ihrer Schrift müssen S' zu Grunde gehen ... wenn ich Sie nit gar — heut' noch zum Profoßen schick'".

Ließ ich dann kaltblütig eine Maß Wein holen, so räumte er mir wohl ein, daß ich „doch einige Talente" besitze und überging mein „Schmieren" aus naheliegenden Gründen mit Stillschweigen.

So gewöhnte ich mich allmälig, den Zorn dieses Vorgesetzten mit dem landesüblichen Hohlmaße zu messen. Einfache Entrüstung taxirte ich auf eine „Halbe"; Erbitterung mit Hausarrest im Hintergrunde schien mir schon eine „Maß" bis fünf Seidel werth, und gegen den schrecklichen Befehl: „Cadet, Sie gehen jetzt zum Profoßen und morgen zum Rapport", gab es kaum ein anderes Mittel, als zwei „Maß" und einige bessere Cigarren.

Hiemit sei jedoch nicht gesagt, daß ich den Manipulanten nicht zuweilen in eine Gemüthsstimmung versetzte, welche aller Hohlmaße spottete. Auch traf mich sein Zorn gar oft bei leerer Casse, und in solchen Fällen mußte ich „hinunter" — (denn der Profoß wohnte parterre).

Der „gestochene Mathias, der weder mit der Feder noch mit dem Hohlmaße „schmierte", hatte von aller Feldwebelsgunst nichts als Arbeit — mitunter sogar unbillige Arbeit, wie nachstehender, nicht vereinzelter Fall beweisen mag.

Eines Nachmittags, als ich vergnüglich in der Cantine saß, kam Mathias athemlos hereingestürzt und rief: „Du ... Du sollst augenblicklich hinaufkommen; der Feldwebel sucht die Löhnungszettel, die Du schreiben solltest!"

„O je, dicker Hiersel, da kann er suchen bis zum ewigen Zapfenstreich!"

„Wie so?" fragte er und schnüffelte mit dem Sprungbrette nach der kühlen Fluth in meinem Glase.

„Wie so?" ... fragte ich verwundert zurück, „hast Du mich vielleicht jemals einen Löhnungszettel schmieren gesehen?"

„Ich? ... nein."

„Nun, ich auch nicht."

„Aber, Richard, das ist ja schrecklich! Der Feldwebel glaubt, die Zettel seien nur verlegt" ...

„Freund, was Feldwebel glauben, ist freien Männern gleichgiltig ... Geh' Du ruhig hinauf und sage: es befinde sich hier ein „Alter", wie ihn der Feldwebel noch niemals getrunken; — ich lasse ihn bitten, sich davon zu überzeugen." ...

„Und die Löhnungszettel?"

„Nichts davon; sprich nur vom „Alten"."

Kopfschüttelnd eilte der treue Freund hinauf und rapportirte wörtlich.

„Ah, das ist stark!" schrie der Feldwebel, „da muß ich schon selber nachschauen!.. Sie, Mathias, schreiben S' derweil die verfluchten Zettel .. Ich sag' Ihnen, Sie werden 's zu was bringen; aber der Schmierer, der Richard .. na, der soll Jesum Christum und seinen Feldwebel kennen lernen!.. Na, wart', ich werd' Dir „Alten" geben!" Und in höchster Eile stürmte er davon, während Mathias sich mit tief gesenktem Sprungbrette an die Löhnungszettel machte.

Ich hatte die Wuth des Manipulirenden in Anbetracht seines langen

Suchens nach den Zetteln auf vorläufig eine „Maß“ geschätzt, und diese stand schon golden lächelnd auf dem Tische, als er hereintobte: „Sie, Cadet, das werd' ich mir verbitten!“

„Heut' zum erstenmal ausgeschänkt, Herr Feldwebel,“ sprach ich, die Gläser füllend.

„Was, ausgeschänkt! . . Ob Sie die Zettel geschrieben haben, frag' ich;“ rumorte er, sich niederlassend.

„Ihr Wohlsein, Herr Feldwebel!“

„Glauben denn Sie, ich laß' mich tractiren?“ fragte er (wie immer bei solchen Anlässen) und hielt das Glas gegen das Licht.

„Bewahre, Herr Feldwebel? Jeder übernimmt die Hälfte und das Ganze — zahl' ich . . Auf Glück und Gesundheit!“

„Dank' schön . . ebenfalls!“ lächelte er nun huldvoll, trank und schnalzte mit der Zunge, trank wieder, drückte die Augen zu, schnalzte zweimal und verschluckte den Rest.

„Ach, sagten Sie vorhin nicht etwas von den Löhnungszetteln, Herr Feldwebel?“ fragte ich einschänkend.

„Zettel? . . Ah, ja so, die Löhnungszettel! . . Na, die schreibt jetzt g'rad der Mathias . . 's ist so keine Arbeit für Sie . . Sie haben was gelernt, haben Talente, Sie werden auch ohne Zettel vorwärts kommen . . eher wie der Mathias mitsammt seiner „schönen Hand“ . . das sag' ich Ihnen.“

Um die günstige Meinung wenigstens für heute festzuhalten, offerirte ich eine Cabannos und erfuhr nun „im Vertrauen“, daß er, der alte Böhme, auf meine Beförderung zum „Gefreiten“ hinarbeite. — Acht Tage später, als meine Zulage zu Ende war, beförderte er mich zum — Profoßen und weissagte mir ein „höchst miserables Ende“. Die Löhnungszettel hatte aber doch der arme Mathias schreiben müssen.

Ein genialer Cadet.

Cadet Moriz war so dumm, daß man jeden Augenblick erwarten mußte, er werde zu den höchsten Stellen avanciren; doch hatte er es vorläufig nur zum Corporal gebracht. Als solchen traf ich ihn in der Regiments-Cadetenschule und studirte ihn eifriger als meine Reglements. Er war der fleißigste Schüler der Welt, lernte von Früh bis Abends, und Abends — wußte er nichts.

Der Schulcommandant, Hauptmann A., sagte ihm nach jeder Prüfung: „Cadet Moriz, es gibt eine Grenze menschlicher Dummheit; darüber hinaus wird die Dummheit zur Bosheit — und ich glaube, Sie sind aus reiner Bosheit so beleidigend dumm! Ich bitte Sie um Himmelswillen, ziehen Sie den weißen Rock aus und werden Sie Schuster oder Diplomat!

Worauf Moriz regelmäßig schluchzte: „Herr Hauptmann ich bitt' . . .“

Der Hauptmann aber schloß dann zähneknirschend: „Sie sind der Nagel zu meinem Sarge; an Ihrer Dummheit sterbe ich noch!“

Für den alten Oberst war Moriz „ein warnendes Beispiel, wie der Mensch nicht auf die Welt kommen dürfe,“ eine „Pflanze in Menschengestalt,“ eine „vegetabilische Abnormität.“ Diese Meinung hatte Strengau bei der letzten Prüfung gefaßt. Er war damals in bester Laune in die Cadetenschule gekommen und hatte die Prüfung mit folgendem „kurzen, kleinen Worte in Güte“ eröffnet. (Sehr höflich:) „Meine Herren! Sie haben hier Gelegenheit, jene Kenntnisse zu erwerben, deren Sie bedürfen, um heute oder morgen Officiere zu werden. Ich vertraue Ihrem Eifer und erwartete daher die günstigsten Resultate. (Minder höflich:) Ich weiß übrigens, daß Einzelne unter Ihnen nicht entsprechen, und werde ein scharfes Auge auf Sie haben. (Mit

steigender Stimme:) Ich weiß auch, daß es unter Ihnen viele Faulpelze und Streichmacher gibt; (ingrimmig) ja, ich möchte sagen, es wimmelt hier von nichtsnutzigen Schlingeln jeder Gattung; (mit furchtbarer Stimme) aber ich werde Sie dressiren lassen. Ich will Sie pariren lehren, Sie, fabelhafte, immens lüderliche Cadetengesellschaft!"

Hierauf kehrte sich der Alte jählings zu dem Cadeten Frisch, dem größten Streichmacher der Schule und fragte: „Welche sind die Tugenden des Soldaten?"

Tiefes Schweigen; Frisch wußte keine einzige Tugend und wandte nun ein schon lange vorher einstudirtes Rettungsmittel an; — er warf sich höchst naturgetreu in Ohnmacht und wurde unter allgemeiner Theilnahme hinausgetragen. Leider aber war das rasch geschehen und der schreckliche Alte setzte die Prüfung unerbittlich fort. Eines der nächsten Opfer war der dicke Mathias. Er wurde nach dem „Geiste des Soldaten" gefragt und da er selbst keinen hatte, fiel ihm die Antwort schwer. Doch glaubte er das Richtige zu treffen, indem er stammelte: der Soldat dürfe nicht an „Geister" glauben.

Die Augenbrauen des Alten machten einen Satz, als wollten sie über die Kopfhaare hinausspringen, und unheimlich gröhlte er: „Hm, wie? was sagte dieses dicke Gespenst? . . . Hm! wollen Sie wohl augenblicklich Ihre Mündung zuklappen, Sie ewig klaffendes Unwesen!"

Entsetzt schlug Mathias die Kinnladen zusammen, daß es krachte und nun kam die Reihe an Moriz. Um diesen interessirte sich der Oberst ganz besonders; denn er hatte schon Erstaunliches von ihm gehört. „Was war Alexander der Große?" fragte er. Moriz kannte diesen Mann nicht. „Wer war Hannibal? In Moriz' Gehirn dämmerten jetzt historische Erinnerungen, angeregt durch den soeben gehörten Namen „Alexander," und fast triumphirend entgegnete er: „Hannibal war der Sohn des Alexander und des Bucephalus."

„Donner!" schrie der Alte fast erschrocken und wich einen Schritt zurück; „Mensch, warum nannten Sie nicht wenigstens eine weibliche Bestie?"

Auf jede weitere Frage folgte nun eine überraschend unsinnige Antwort; u. A. fragte der Alte: „Welches Mittel wenden Cavallerieplänkler an, um die Sicherheit des feindlichen Feuers zu schwächen?"

Wie sollte Moriz, der nicht einmal wußte, womit er sich selbst helfen sollte, die Kriegskniffe der Cavallerie kennen?! Ein mitleidiger Kamerad flüsterte ihm die richtige Antwort zu: „Sie reiten Volte." Aber Moriz faßte nur den Klang, nicht den Sinn und sprach: „Sie thun, als ob sie reiten wollten!"

Der leberkranke Hauptmann riß sich hinter dem Rücken des Obersten ein paar Haare aus und seine Augen sprühten wie „Speiteufel;" der Alte aber schien hocherbaut und schrie: „Ohohoho! diese Schelme! sie sitzen im Sattel und thun doch nur so, als ob sie reiten wollten!"

Das Examen fand seinen würdigen Abschluß, als Moriz in seiner Todesangst bei Aufzählung der österreichischen Streitkräfte zwei — Marine-Cürassierregimenter" vorführte. Der Alte wandte sich so plötzlich ab, daß wir glaubten, er habe Nasenbluten und noch unter der Thür hörten wir ihn gröhlen: Marine-Cürassiere! . . . Heiliger Himmel! . . . Meerreiter mit Segelstangen hinter den Ohren! . . . Seepferde mit Steuerrudern statt der Schwänze! . . . Scheußlich!"

Seit diesem Tage stand Moriz vor des Obersten Augen kaum noch auf der Stufe der Farrenkräuter. Der leberkranke Hauptmann aber apostrophirte ihn folgendermaßen: „Cadet Moriz, Sie haben mich, die Schule, das Regiment, die Armee, die Menschheit blamirt! — Ich sollte Sie ein-

sperren, krummschließen und fasten lassen; aber, ich will das nicht . . . ich . . . ich — bedauere Sie!

Moriz schluchzte sein gewöhnliches: „Herr Hauptmann, ich bitt' . . . und die Sache war für diesmal abgethan.

Eine Woche später wollte Hauptmann A. einen soeben zur Cadetenschule commandirten Oberlieutenant besuchen und erkundigte sich bei uns nach der Wohnung desselben. Niemand wußte Bescheid; nur Moriz, den der Hauptmann gerade scharf fixirte, gestand bebend, er wisse es.

„Gut, nehmen Sie Säbel und Czako und führen Sie mich hin," befahl der Hauptmann, sichtlich erfreut über diese Spur von Wissen. Vor dem Casernthore fragte A.: „Ist's weit?"

„O nein, Herr Hauptmann!" antwortete Moriz und warf einen irren Blick in die Luft.

Man ging eine starke Viertelstunde durch Gassen und Gäßchen, bald links bald rechts.

„Element!" keuchte der Hauptmann, „sind Sie denn auch sicher? . . . Kennen Sie Gasse und Haus genau?"

„O ja, Herr Hauptmann!" stöhnte Moriz und bog rasch in eine finstere Seitengasse.

Schon waren zwei Vorstädte durchwandert, der Hauptmann troff von Schweiß und seine Galle stieg höher und höher. „Donnerwetter!" schrie er plötzlich, „in dieser Gasse waren wir ja schon vor einer halben Stunde . . . Wollen Sie mich foppen?"

„Ich bitt', Herr Hauptmann," ächzte Moriz, „ich find' die rechte Gasse nicht!"

„So fragen Sie doch irgend Jemanden!"

Moriz fragte einen Vorübergehenden. Er mußte sonderbar gefragt haben; denn der Vorübergehende lachte krampfhaft.

„Nun?" forschte A., als der unglückselige Cadet mit dem Angstschweiße auf der Stirne zurückkam.

„Das . . das ist die gesehlte — Vorstadt, Herr Hauptmann," stotterte Moriz.

„Was?" schrie der Leberkranke wüthend, „Sie schleppen mich Stunden lang an der Nase herum, ohne auch nur die Vorstadt zu finden? . . . Sie sind ein Monstrum! . . . Wissen Sie denn wenigstens jetzt Bescheid?"

„O ja, Herr Hauptmann!" entgegnete der Unglückliche mit der Bestimmtheit der Verzweiflung.

„Nun denn, in Gottes Namen vorwärts! Aber ich rathe Ihnen, die Augen aufzumachen!"

Wieder ging es kreuz und quer eine gute Viertelstunde lang fort, bis endlich der Hauptmann bebend vor Wuth stehen blieb und schrie: „Nein, es hat Alles seine Grenzen! . . . Augenblicklich finden Sie diese schändliche Gasse oder ich . . ich vernichte Sie!"

Moriz fühlte seine Sinne schwinden; der Moment der Entscheidung war gekommen und nirgends ein Rettungsmittel. Verzweifelt führte er den Wüthenden in die nächste Gasse und sagte: „Ich bitt', Herr Hauptmann, die ist's."

„Na, endlich!" brummte A., ein wenig versöhnt.

Die Gasse war der Länge nach durchschritten; da winselte Moriz: „Ich bitt .. ich find' die Hausnummer nicht!"

„Welche Nummer ist's denn?"

Moriz schwieg und zitterte. „Nun? welche Nummer?" donnerte der Leberkranke.

„Ich bitt' . . . ich . . . weiß es nicht," lautete die hochüberraschende Antwort. — Er hatte von vornherein nichts gewußt.

Sprachlos stand der Hauptmann eine Weile vor diesem außerordentlichen Geschöpfe; dann stieß er eine Art Rachegeheul aus und rannte so schnell als möglich davon.

Als Moriz nach Hause kam, wartete seiner schon der alte Aufsichts-Feldwebel und führte ihn auf dem nächsten Wege nach einer Nummer, die kein Cadet jemals vergißt.

Der Blumen Liebesjahr.

Von A. Thomas Richter.

Gar luſtig ziehet Junker Wind
Durch Wald und Thal und Land und Städte!
Und jagt, ſo ſchnell die Hände ſind,
Den Winter fort aus ſeinem Bette.

Er kömmt daher, der junge Held,
Auf feuchtem, blauem Nebelwagen,
Den weiße Wölkchen durch die Welt
Und duftgetränkte Lüfte tragen.

Doch nirgends hält er Ruh und Raſt
Und will nicht warten und nicht weilen,
Er muß, ein wild verweg'ner Gaſt,
Im Flug die weite Welt durcheilen.

Nur Meiſter März weiß ernſt und ſtill
Sich in dem Treiben zu ergehen:
Wer ſich der Sonne freuen will,
Darf Sturm und Sturmwind nicht verſchmähen.

Er flüſtert's auch dem Frühling zu
Und führt den Jüngling auf die Erde,
Daß froh in Berg und Waldesruh'
Auf Flur und Feldern Leben werde!

Und ſieh! Er zieht die Welt hinein,
Ein König, nur beſtimmt zum Geben,
Und gibt mit hellem Sonnenſchein
Der Welt ein neues, volles Leben.

Nun regt ſich's unter der Erde,
Und Halm und Gras,
Die friſchen, grünäugigen Knechte,
Die trocknen das Naß
Und ſchaffen und ſorgen am Herde
Und ſetzen die Stühle und Tiſche zurechte
Für Große und Kleine, Gute und Schlechte.
Sie raunen ſich Manches in's Ohr,
Wie ſie gehen und weiter wandern,
Das zieht ſich in flüſterndem Chor
Von Einem zum Andern.
Herr Baum und Strauch, die Altgeſellen,
Die ſtumm und ernſt die Aufſicht führen,
Die laſſen ſich an ihren Stellen
Nicht durch die erſte Sonne rühren.
Und ſchicken aus Zweig' und Geäſte
Fein Blatt und Blättchen heraus,
Zu ſehen, ob nach des Winters Feſte
Schon Friede und Ordnung im Haus.

Doch ehe die Fräuleins Alle und Damen,
Die man erwartet, zu Gaſte kamen,
Hat ſchon Schneetröpfchen auf der Haide
Sich ſtolz dem neckenden Buhlen gezeigt.
Es kam im leichten, weißen Kleide
Und winkt mit den Augen und ſteigt
Auf Zaun und Mauer, hinaus zur Weide
Und nickt mit dem Köpfchen, bis dieſes neigt
Zum Grabe nach kurzer, glückſeliger Freude.
Der neidiſche Reif, der es erblickt,
Hat es am Morgen zu Tode gedrückt.

Doch eh man die Kunde noch konnte erfahren,
Vor gleichem Geſchick ſich zu bewahren,
Da treibt's aus dem einſamen Haus
Das kleine Hungerblümchen hinaus.
Es ſorgt nicht und denkt nicht, was könnte geſcheh'n
Auf ſeiner verwegenen Reiſe
Und läßt nach thörichter Jugend Weiſe,
All' Hab und Gut vor dem Aelternhaus ſteh'n.
Doch kaum iſt es fort, mit bleichen Wangen,
Da nährt es ein heimlich Verlangen
Nach Hauſe zurückzukehren.
Es iſt ſo kalt
Auf Wieſ' und Wald
Und Lieb' und Leben kann nichts beſcheeren.
So ſtirbt es in Elend und Noth
Wohl einen frühen, traurigen Tod.

Das ſagen die Gräſer und Halme
Vor Haus und Hof, vor jeder Hütte
Und bringen dem Veilchen und Flieder, der Palme
Der Freundin letzte Bitte,
Des Lebens Genuß und Sehnſucht zu ſparen
Den ſpäteren Jahren!
Und ſagen's der Hyazinth und Erdbeer',
Wie ſtille die Welt und freudleer!

Und alle die Damen und Fräuleins ſtillen
Ihr Sehnen und zärtlich Verlangen
Und ſenken in Träume wohl wider Willen
Die Herzen voll Hoffen und Hangen und Bangen.
Doch wer nach Liebe und Leben begehrt,
Der lauſcht der Verführung gerne,
Der ſchmeichelnde Buhle wird erhört
Wie Segen der glücklichen Sterne.
So folgen ſie Alle dem luſt'gen April,
Vertrauen ſich ſeinem Geſchicke
Und beugen gehorſam und duldend und ſtill
Sich ſeinem verlockenden Blicke.

Narciſſa, gar ſtolz und eitel,
Drängt ſich vor Allen hervor.
Geputzt vom Fuß bis zum Scheitel
Mit güld'nem Geſchmeid, Corallen im Ohr,
Und eingehüllt in grüne Seide,
Beherrſcht ſie Feld und Haide
Als ſollte April mit Lieb' und Leben,
Sich ihr allein, nur ihr ergeben.

Fräulein Flieder, in dem Schmucke
Ihrer Jugend, der ſie ſtolz belebt,
Beugt ſich nicht dem Herrſcherdrucke,
Den Narciſſa kühn erſtrebt.
Lockt mit tauſend Blüthenküſſen
Luſt und Lieb' zu ihren Füſſen.

Züchtig neigt ſich Anemone
Vor dem frohen Frühlingsſohne,
Und die volle Wange glüht,
Da er ihren Kuß begehret,
Den ſie, eh er treulos flieht,
Mit verſchämtem Blick gewähret.

Veilchen hätt ſich ſtill verborgen,
Hüllt ſich in ihr Kleidchen ein,
Denn von heute, nicht auf morgen
Will ſie ihren Liebſten frei'n,
Guckt mit ihren blauen Augen
In die weite Welt,
Soll ſie einem Schatze taugen,
Sei es der, der ihr gefällt:
Wer mich ſucht, der ſoll mich finden,
Wer mich findet, ſoll mich binden,
Bin ſo klein,
Komm' ganz allein,
Kann mein Herz nur dem gewähren,
Der mir ganz will angehören.

Komm' herbei
Vor dem Mai,
Schmück' ich ja die ganze Erde,
Daß ich nicht vergeſſen werde.
Alſo tönt's und ſingt es,
Alſo ruft's und klingt es,
Doch ich weiß es nicht zu ſagen,
Wer Blauveilchen heimgetragen.
's war ſo ſtill zur Welt gekommen
Eh man es gedacht,
Ohne Abſchied noch genommen,
Hat ſich's fortgemacht.
Aber — ſtarb es unter Küſſen,
Wird es wohl der Frühling wiſſen.
Wer in's Leben ſich geſtürzt,
Muß genießen, was ſich zeigt,
Eh die Zeit die Hoffnnng kürzt
Und der Tod die Träume beugt.

Erdbeer' wollt' ſo gerne warten,
Stand' beſcheiden an dem Rand,
Nahe einem ſchattenfeuchten Garten,
Wo ſich kein Verführer fand.
Doch mit Warten und Verlangen
Zog die Jugendzeit vorbei,
Und wem Untreu nicht mit Bangen,
Dem brach die Zeit das Herz entzwei.

So ſtarben Anemon' und Hyazinth'
Und Keine, die den Schatz gewinnt,
Der durch ein Leben ſie beglückt.
Narciſſa ſtarb und in die Zukunft blickt
Die bange Bruſt voll Gram und Schmerzen
Auch Fliederblüth mit krankem Herzen.
Als Erdbeer' ſpäter auch verblüht,
— Sie hat nicht Glück und nicht Geſchick —
Juſt wie in's Land der Maien zieht,
Hängt eine Thräne ihr im Blick,
So roth wie Blut und ſchmerzlich wie der Kuß,
Wenn man vom Liebſten ſcheiden muß.

So aber geht's auf dieſer Erden
Und wird wohl nimmer anders werden.
Wer gar zu früh in's Leben greift,
Dem wird die Blüthe abgeſtreift,
Die Blüthe jugendfriſch und roth
Und kurzes Glück heißt lange Noth.
Man glaubt das nicht mit jungen Jahren,
Und muß es immer ſelbſt erfahren.
D'rum ſtirbt das Leid nicht aus auf Erden
Und wird auch nimmer anders werden.

Ein ſtolzer Ritter, tritt der Mai
Mit Lieb' und Leben in die Welt,
Gab er ſein Wort auf Lieb' und Treu,
So iſt er's auch, der tapfer hält
Was er verſprochen,
Maiglöckchen weiß es auch recht gut,
Daß er noch nie ſein Wort gebrochen!
Sie winkt und grüßt mit frohem Muth,
Wo ſie ihn trifft auf ihren Wegen
Dem holden Jüngtinge entgegen.
Sie liebt getreu und will allein
Nur einem angehörig ſein.
Und wie ſie ſo nur ihm ergeben,
Wird eins dem Herzen Lieb' und Leben.
So ſchmückt ſie ſeine Pfade,
So ſchmückt ſie ſeinen Himmel aus.
Und Lieb' iſt Himmelsgnade,
Baut Treue ihr ein ſchützend Haus.
Und ſo geſegnet im Genuß,
Lebt ſie dem Glück in kurzen Tagen,
Und als der Maien ſcheiden muß,
Wird ſie zu Grab' getragen.

Schlüſſelblum' und Enzian
Gaben ihr's Geleite,
Dotterblümchen ſchließt ſich an
Und Brunnenkreſſ', die gar Geſcheidte.
Es ſind keine beſſern Gäſte
Als die Nachbarn, die nach Sitte
Bei ſolch' einem Trauerfeſte
Kommen mit der ernſten Bitte,
Nicht zu zweifeln an dem Schmerz,
Den ſie Alle tief empfinden!
Denken wohl an Luſt und Scherz
Und wo ſie zuſamm' ſich finden,
Fragen auch wohl unter Lachen,
Was ſie nach dem Begang machen.

Brunnkreſſ' hat ja nichts zu denken,
Schickt nach rechts und links ein Küßchen,
Iſt zu jung, um ſich zu kränken,
Zu behend noch mit den Füßchen.
Dotterblümchen iſt zu dumm,
Was von wahrem Schmerz zu wiſſen,
Gar zu reich iſt Schlüſſelblum'
Läßt nicht gern die Thränen fließen.
Ihr gold'nes Kleid,
All' ihre Pracht,
Hat vor der Zeit
Das Herz zu Gold gemacht.
Begierig mit dem Schmuck zu glänzen,
Träumt ſie von Feſten und von Tänzen,
Die Junker Juni anbefiehlt.
Hei! wird gebuhlt und geſpielt,
Wie ſie ſich ihm ergeben,
Bis alle Luſt und Freudigkeit
Entflieht dem jugendholden Leben
Und auch das Glück der ſpätern Zeit.
Die Eine will der Andern neiden,
Was ſie beſitzt und was ſie hat,
Sie drängen ſich auf Wieſ' und Weiden
Und keine weiß ſich Hilf' und Rath.
Doch er, den alle ſie umdrängen,
Schmückt lächelnd ſich mit ihrem Glanz;
Doch Keine wählt er aus den Mengen
Und Keine hätt den Liebeskranz.
Denn Keiner liebt für alle Zeit
Was willig ſich der Luſt ergibt,
Getreue Lieb' will Herzeleid,
Eh ſie genießt, was ſie geliebt.

Alpenröschen hatte dieß erwogen!
Ward dafür auch gut erzogen.
Lebt allein im eig'nen Haus
Und blickt ſtolz in die Welt hinaus.
Es ſteigt ihr das Blut in die Wangen,
Sieht ſie die Schweſter an Hecke und Zaun,
Dornröschen mit heißem Verlangen,
Dem erſten und beſten ſich anvertraun'.
Dornröschen iſt nicht reich, nicht ſchön,
Muß ſelber um den Liebſten werben,
Soll ſie nicht verlaſſen ſteh'n
Und am End' verlaſſen ſterben.
Hängt ſich ſo an jeden Arm,
Reicht den Mund für jeden Kuß,
Iſt es auch, daß Gott erbarm',
Nur für einer Stund' Genuß.

Wer Liebe ſucht, der kann Verführung finden,
Wer ſie verſchmäht, ſtirbt ohne Luſt und Ehren,
Soll ew'ge Treue feſt die Herzen binden,
Muß Liebe klug und weiſe nur gewähren.
Dornröschen flog gar bald nach allen Winden,
Wie ſie geneigt auch jeglichem Begehren
Und Alpenröschen, das nicht wollt' empfinden,
Thät ſich am End' vor Grämen ſelbſt verzehren.
Als Meiſter Juli kam und Herr Auguſt
Zu freien reich und ſtolz nach ihrer Luſt,
War längſt verblüht manch' holdes, liebes Kind!
Bald hat gelebt, wer lebt allzugeſchwind.

Apfelblüth' und Kirſchenblüth',
Pfirſich, Birn und Pflaume,
Träumen, wie die Zeit entflieht
Von dem kurzen Jugendtraume.
Und was lebt noch will ſich wahren,
Daß nicht bei der Sinne Spiel
Schnelle Zeit in kurzen Jahren
Stör' des Lebens weites Ziel.
Kornblum' hat ſich anvertraut
Weiſen und erfahr'nen Leuten.
Kornrade, die liebliche Braut,
Sieht man ſtets nur mit geſcheidten
Vielgeprüften Freunden geh'n.
Haferſtroh und Korn und Weizenähr',
Wie ſie dicht im Felde ſteh'n,
Machen's dem Verführer ſchwer,
An die Fräuleins, die ſie ſchirmen,
Keck und muthig anzuſtürmen.
Sie ſenken bedächtig das Haupt
Und raunen den Lieben in's Ohr,
Was ſtrenge verboten und was erlaubt,
Es iſt ein kluger Altweiberchor,
Der ſelber einſt wohl viel geſündigt
Und jetzo nur Moral verkündigt.
Mamſellchen Winde will davon nichts hören,
Es iſt eine kleine, loſe Kokette,
Und meint, ſie könne ſich wohl ſelber wehren,
Wenn ſie es juſt mal nöthig hätte.
So ſchleicht ſie davon durch Zaun und Hecke
Und ſcheuet nicht Unglück noch Gefahr,
Macht durch's Gebirge manch' weite Strecke
Und miſcht ſich ſelbſt in die tolle Schaar
Von Diſteln und Wegerich, böſem Kraut,
Iſt Gott vergnügt und jubelt laut,
Daß ſie ſo viel erlebt und viel erfährt
Und dennoch ſelber bleibt ganz unverſehrt.

Doch ach! was iſt wohl eine Welt,
Die dort von altem Jungfernmund
Dem jungen Herzen wird erzählt,
Und hier ſich bildet kraus und bunt
Wie's juſt dem Vorwitze gefällt?
Sie kann nicht Lieb' und Treue lehren,
Sie kann nicht Troſt noch Luſt gewähren.
Aus Angſt, daß man betrogen wird,
Wird ſtolz ein Leben nur geführt,
Der Erde Laſter zu ergründen,
Des Daſeins Jammer aufzufinden.
Doch wie man ſtolz ob aller Schwäche ſchwebt,
Geht man zu Grab' und hat doch nicht gelebt.
Vergeſſen folgt ja allem, was geweſen,
Erfahrung zähmt des Lebens Fülle nicht,
Und jed' Geſchlecht wählt zwiſchen Gut und Böſem
Mit eig'ner Hand und ſchafft ſich Nacht und Licht.

Vergißmeinnicht, die Grundgelehrte,
Verſteht das wohl und weiß recht gut,
Daß alle Weisheit, ſelbſt bewährte,
Doch nur auf der Erfahrung ruht.
Sie nimmt das Leben, wie es iſt,
Ob es der holde Mai verſüßt,
Ob Juni, der ſo ſchnell vergißt
Und tauſend Blüthen flüchtig bricht.
Sie guckt dem Juli in's Geſicht
Und meint: wenn er auch ungetreu,
Liebt doch Auguſt noch friſch und neu!
Und Jedem ſagt ſie ſchelmiſch ſchlicht:
Vergiß mein nicht!
Daß Jeder bei dem erſten Kuß
Gleich ſchwören muß!
Ich weiß nicht, ob das ſtets geſchieht,
Doch ſcheint es mir wie ein Verbrechen,
Daß man ſie immer bitten ſieht
Und dennoch nimmermehr verſprechen.
Denn Treue kann ja jeder finden,
Der treu ſich ſelber läßt verbinden.
Und manche Blüthe denkt wohl recht,
Wie ſie auch träumt in's Himmelblaue,
Daß es nicht gut, doch auch nicht ſchlecht,
Das man nicht jedem Schwur vertraue.

D'rum ſorgt ſie nicht, wenn auch Auguſt
Sich fortſchleicht von der kühlen Bruſt
Und meint mit unſchuldsvollen Mienen,
Wer vielen dient, kann allen dienen.

Und er entflieht!
September zieht
Mit ſtattlichem Gefolg heran.
Vor ihm der Hunde Meute,
Mit ihm der Jagden Beute
In's Thal hinein, Berg auf, Berg an,
So ruft zum Leben Hörnerſchall,
Was leben kann allüberall.
Doch ſtille iſt's auf Flur und Feld,
Ganz ſtille ſchon die ganze Welt.
Und leiſe ſchwebt's wie Grabesruh'
Dem nebelfeuchten Himmel zu!

Im Garten nur, vom Thau beweint,
Wenn ſpät die Sonne d'rüber ſcheint,
Steht Donna Aſter, Glanz umſtrahlt,
Wie man die ſtolze Schönheit malt.
Das Herz geſtählt, den Geiſt geklärt,
Daß er im Leben ſich bewährt.

Nicht in des Frühlings frühem Glanz,
Nicht in des Sommers heiterm Tanz,
Hat ſie in's Leben ſich gedrängt.
Sie tröſtet voll Erhabenheit
Das Herz mit jener Seligkeit,
Die ſtets dem Weiſen wird geſchenkt.
Auch meint ſie ſtolz bewußt,
Daß wir doch unzulänglich,
Und alle Erden Luſt
Nur eitel und vergänglich.

Wohl ſchelten Roſ' und Nelke laut,
Daß ſie ein mürriſch Kind noch wäre,
Da längſt manch' Andere als Braut
Und Liebſte ſchon genießt in Ehre,
Was Lieb' und Leben bieten mag.
Wohl kam an manchem lieben Tag
Auch Fräulein Immergrün
Zu Donna Aſter hin
Und frug, warum ſie ſich nicht reget
Und nicht beweget,
Die Augen trotzig ſchließt,
Wo rings ſich volle Luſt ergießt!

Doch Donna Aſter hüllt ſich ein
In's Kleid von Sonn- und Mondenſchein,
Giebt keine Antwort, wenn man fragt
Und ſenkt das Auge, was man ſagt.
Sie neigt den Kopf dann hin und her,
Als wüßte ſie nicht was und wer,
Und ſummt ein Lied nur leiſ' und ſtill
Vom böſen Reif
Und Nebelſtreif,
Vom treuloſen April,
Von Maienglöckchens Tod
Und von Blauveilchens Noth.
Vom Röschen, das entblättert iſt,
Und vom Auguſt, der ſchnell vergißt.
Ich ſuch' den Liebſten nicht auf Erden,
Er müßt denn erſt geboren werden!
Ei, ſagt die Tanne da zur Fichte,
Wie ſie das ſtolze Liedchen hört,
Das klingt ja faſt wie ein Gedichte
Und hat ihr den Verſtand zerſtört.
Wir ſind doch auch aus gutem Holz
Und haben wähleriſch genoſſen,
Doch ſolch' ein Uebermuth und Stolz
Hätt' an mir ſelber mich verdroſſen.
Mir thut's fürwahr noch heute wohl,
Setzt ſich der Epheu mir zu Füſſen,
Und wenn ich's juſt geſtehen ſoll,
Ich halt auf Roſen was und Küſſen.
Und jedem Jäger bin ich gut,
Steckt er mein Bild auf ſeinen Hut.
Wir ſind zu Lieb' und Luſt geboren!
Doch wer der Welt nichts bieten will,
Dem geht gewiß die Welt verloren.
Sei ſtill, ſagt ſanft die Fichte, ſtill!
Und ſchüttelt, wie der Sturm ſie drückt,
Mit ſeinen Küſſen ſie erſtickt,
Den Schmuck des Sommers auf die Erden.
Sei ſtill! ſie wird ſchon klüger werden,
Denn Lernen, Denken, ach und Leiden
Macht jedes Herz gar bald beſcheiden.

Und alſo kam's. Doch war's zu ſpät!
Der Sturm hat alle Luſt verweht,
Er hat die Sonne ſelbſt verhüllt
Und fegt die Erde rauh und wild.
Was Blüthen trägt, daß reißt er ab
Und gräbt auch Donna Aſters Grab.

Wer nicht die Welt in Händen hält,
Muß lernen, denken, ach und leiden,
Und Keinem geht's, wie's ihm gefällt,
Und jeder muß ſich früh beſcheiden.

Das träumt die Fichte vor sich hin
Die Tanne sagt's den Eichen.
Und wie die Stürme vorwärts zieh'n
Und durch die Thäler streichen,
Da hören 's Gras und Grashalm mit
Und Sträucher auch und Baum.
Daß euch der liebe Himmel hüt'
Und euren holden Traum,
Ihr Blumen alle auf der Au,
Ihr Blüthen alle roth und blau!
Nun seid Ihr hin
Und alles Blüh'n
Ist schlafen schon gegangen.
Still ist die Welt
Und Regen fällt
Und Schnee in Noth und Bangen.
So singen sie, so rauschen sie,
Die Blätter fallen nieder,
So horchen sie, so lauschen sie
Und Winter ist es wieder,
Wohl alles suchet Rast und Ruh'
Und Friede schließt die Augen zu.

Doch kommt die Nacht mit Frost und Schnee
Und klopft an Fenster und an Thüren,
Da gibt's im Thal und auf der Höh'
Ein tastend hastend Geister-Rühren.
Still und leise
Auf dem Eise
Auf dem glatten
Ziehen Schatten
Aus den Wäldern,
Von den Feldern
Regen sich und leben
Wie sie weiter schweben,
Bis der kalte Morgen
Wieder sie geborgen.

Wer kommen will, um sie zu sehen,
Der sieht an Fenstern sie und Thüren
In Eis und Schnee gefroren stehen
Und zittern dort und zitternd frieren.
Und Sonnenblum' und Blüthensternen
Und Tulpe, Ros' und Hyazinth
Und alle Blüthen nah und fern
Und wie die Namen alle sind,
So steh'n sie festgefroren
An Fenstern und an Thoren.
Sie lauschen in das Haus hinaus
Und möchten gar so gerne wissen,
Ob auch die Menschen Gram und Pein
Durch Liebe erben und durch Küssen.

Ich weiß nicht, was sie da erfahren,
Ich weiß nur, was ich selbst erlebt,
Ich weiß, daß man so mit den Jahren,
An Lieb' und Treu gar viel begräbt!

Spaziergang mit dem Mädchen.

Von P. K. Rosegger.

Man hält es für Kinderspiel, wenn man Kindern was verspricht, aber es ist keines. In meiner Kindheit kam eines Tages der Viehhändler Albin in unser Haus. Meine Mutter legte ihm den Brodlaib vor, daß er sich abschneide; er that's und ich sah dabei sein blinkendes Taschenmesser, das ich in ungeduldigster Weise denn auch sofort zu haben verlangte.

„Na, wart', Bübel," sagte der Viehhändler, „wenn ich wieder komm', bringe ich Dir einen schönen, rothen Taschenveitel mit."

Er ging und ich wartete nun auf den Taschenveitel. Ich trieb den Vater und die Stallmagd an, die braune Kuh doch nur bald fait zu machen, um den Viehhändler ehestens wieder in's Haus zu locken, und all' die Fütterung, Wässerung und Pflege unseres Viehstandes war mir nur Mittel zum rothen Taschenveitel; alles Bestehende war mir nebensächlich, all' mein Wünschen und Trachten vereinigte sich in dem einen Ideale: dem rothen Taschenveitel. Endlich kam der Albin und brachte — keinen Veitel. Was ich auch um ihn herumschlich und wetzte, er that gar nichts desgleichen, sah kaum auf mich herab, that, als hätte er auf die Sach' ganz und gar vergessen. So oft ich ihn später noch sah, stets dachte ich an sein mir gegebenes Versprechen; heute ist er ein greiser Mann, der vor dem Hause seines Schwiegersohnes auf der Bank sitzt und allerlei Enkel schaukelt — aber ich denke, den rothen Taschenveitel wird er mir doch noch geben müssen.

Wer Kindern was verspricht, sei es ein Spiel, ein Geschenk oder sei es

die Ruthe — der halte es wie einen Eid. Die Natur hat als göttliche Morgengabe dem Kinde das Vertrauen an die Welt und die Menschen mitgegeben. Ich kannte einen Mann, der behauptete, aus sich selbst könne der Mensch gar nicht lügen, sonst fähig zu allen denkbaren und undenkbaren Entdeckungen und Erfindungen, wäre er sicherlich bis heute nicht darauf gekommen, daß man etwas sagen und behaupten könne, was nicht wahr sei, wenn ihm diese schwarze Kunst nicht der Böse, der Vater der Lüge, beigebracht hätte. Und insoweit bin ich mit dem Manne einverstanden, als ich glaube, das Kind lügt selten früher, als bis es bei Anderen die Lüge entdeckt hat. Und so tief begründet ist auch in dem Kinde das Wesen der Wahrheit, daß es an dem, was ihm heute als wahr gilt, auch morgen festhält; trotz seiner ungefügen Phantasie fällt es ihm gar nicht ein, daß sich während der Nacht an der Wahrheit etwas ändern könne.

So schlich eines heiteren Frühlingstages mein Mädchen, das vierjährige, mit der wilden, goldbraunen Lockenwelle zu mir heran, zupfte sachte an der rothen Quaste meines Zimmerhabits und fragte mich bescheiden: „Vater, gehen wir heute?"

„Wohin, mein Kind?"

„Spazieren."

„Wir gehen ja doch jeden Tag spazieren, Du, Dein Brüderlein und ich."

Hierauf pflückte sie gemach ein paar Fäden aus der Quaste und flüsterte: „Du hast gesagt, daß Du einmal mit mir allein spazieren gehen wolltest."

„Wann soll ich das gesagt haben?" fragte ich und hob die Kleine auf's Knie.

„Ja, das hast Du gesagt, wie Du mit dem Josef allein spazieren gegangen bist."

„O, Kind, das ist schon lange her!" rief ich unüberlegt, als ob ein nicht aufgehobenes Versprechen je vertagen könnte.

„Und willst Du nicht, daß wir auch den Josef mitnehmen?"

„Ja, aber Du hast gesagt, daß wir zwei einmal allein gehen."

„Und weshalb willst Du gerade mit mir allein gehen?"

„Weil Du gesagt hast."

Das war denn allerdings bindig genug; ihr war darum zu thun, daß mein Wort wahr werde. So traf ich Anstalt zu unserem Spaziergange. Annchen jubelte und hüpfte jubelnd durch alle Stuben und rief: „Heut' ist mein Spaziergang mit dem Vater! mein Spaziergang mit dem Vater!" und hüpfte jauchzend, während sie ihr das lichte Mäntelchen anzogen. Hingegen stand der kleine Josef gar still in der Ecke und blickte traurig den Vorbereitungen zu, an denen er heute nicht Theil hatte. Als das Mädchen dieses bemerkte, wurde es bestürzt und sagte schließlich: „Vater, ich will auf meinem Spaziergange daheim bleiben, und der Josef soll mitgehen."

„Aber warum nicht beide?"

„Beide!" da jubelten sie beide.

Doch mir saß einmal der Floh im Ohre, des gegebenen Wortes wegen, ich nahm den Knaben auf meinen Schooß und begann ihm die Nothwendigkeit eines Spazierganges mit dem Mädchen allein bestens klar zu stellen; ich sei dazumal mit ihm allein gegangen, habe damals der Schwester versprochen, auch einmal mit ihr allein zu gehen, und darum müsse es so sein.

Der Knabe sah es ein, sprang lustig auf den Boden und meinte, er werde einstweilen auf dem Schimmel recht durch die Stube reiten; das Pferd heiße Gullfaxi.

Das vierjährige Mädchen mahnte den fünfjährigen Bruder noch zur Vorsicht, daß er nicht vom Roß stürze und auch daß er kein Fenster zertrümmere und kein Bild von der Wand schlage. Wenn er brav sei, so würde

ſie ihm was Schönes mit nach Hauſe bringen.

„Hia, Gullſari, hia!“ rief der Reiter und wir gingen davon.

Von Einem hoffte ich heute frei zu ſein. Wir hatten uns daheim manchmal den Spaß gemacht, arabiſche Worte auswendig zu lernen; aber das kam mir nicht gut zu ſtatten. Auf Spaziergängen, beſonders, wenn auch der Knabe mit war, verlegten ſich die Kinder auf das Examiniren.

„Alſo, Vater, was heißt im Arabiſchen das Gras? der Vogel? das Holz? Wie ſagt man im Arabiſchen: ſie ſuchen Beeren? oder: wir haben einen Haſen geſehen?“ u. ſ. w.

Stand er nun da, der Mann, der ſein eigener Lehrer und Schüler ſein mußte, der von fremden Sprachen kaum ſo viel gelernt hat, als nöthig iſt, die eigene zu verſtehen. Es iſt ein Elend; das, nach dem ſie fragen, weiß man nicht, und darnach, was man weiß, fragen ſie nicht.

Doch, doch; plötzlich, kaum wir aus dem Hofe geſchritten waren, erhob das Mädchen ſein kleines Haupt und alsbald auch ſeine kleine Stimme und fragte: „Du Vater, wie thun die Araber lachen?“

„So, wie die Deutſchen.“

„Wie lachen aber die Deutſchen?“

„So wie wir, mein Kind.“

„Und wie lachen wir?“

Ich brauchte mich gar nicht anzuſtrengen, um es ihr zu zeigen.

Dann wollte ſie auch wiſſen, wie die Araber weinen.

„Auch ſo, wie wir, liebes Kind. Im Lachen und Weinen, in Freud' und Schmerz ſind alle Menſchen gleich. Die Weißen und die Schwarzen, die Rothhäute und die Chineſen — im Lachen und Weinen verſtehen ſie ſich alle.“

Wenn mich nur auch das Kind verſtanden hätte!

Wir gingen des Weges entlang.

„Heute laſſe ich Dir einmal die Wahl,“ ſagte ich zu meiner kleinen Begleiterin, „wollen wir durch den Wald, oder über die Wieſen gehen?“

„Ueber die Wieſen.“ Ich wußte dieſe Antwort in Voraus. Das Mädchen iſt ſonſt ernſthafter und ſinnender als der Knabe, aber ernſte, düſtere Gegenſtände, an denen ſich der Knabe noch ergötzen kann, liebt es nicht. In den Bilderbüchern überſchlägt es ſtets die dunkelfärbigen Bilder, auch die zu grellen und ſolche, die wilde Scenen, als Mord, Gefechte, Feuersbrünſte oder häßliche Geſichter und Geſtalten darſtellen. Kommt ihm plötzlich ſo etwas zu Geſichte, ſo ſchließt es raſch die Augen und hält zur Vorſicht noch den Arm darüber oder beide, daß ja nichts von dem Gräulichen in ſie eindringe und ſchreit mit einem Zorne, deſſen es ſonſt nicht fähig iſt, man möge die häßlichen Dinge wegthun. Als wir einmal einer Kindervorſtellung, dem „Schneewittchen“ beigewohnt hatten, war es von dem Augenblicke an, als der Page vor dem finſteren Blicke der Königin erſchrocken zu Boden fällt, nicht mehr zu bewegen, ſeine Augen auf die Bühne zu wenden, ſondern kehrte ſich ganz um, mit dem Rücken gegen die Scene, horchte aber um ſo eifriger auf das, was geſprochen wurde; es ſah das Gliederverrenken der ſieben Zwerge nicht, aber ergötzte ſich an den komiſchen Sprüchen und Liedchen. — Wenn dieſes Kind ſo bleibt, wie es Gott gegeben hat, ſo werden die grellen Effectſtücke und die Schauerromane bei ihm wenig Glück machen. Auffallend iſt mir indeß, daß das Mädchen bei Stürmen, Blitz und Donner und anderen Naturgewalten Auge und Ohr nicht verbirgt und ruhiger bleibt, als der Knabe. Es fürchtet ſich auch nicht eben vor dem finſteren Walde, nachdem ich ihm verſichert habe, daß keine Wölfe und Bären darin ſind, aber lieber hat es die lichten Felder und blumigen Wieſen.

Seine größte Luſt ſind jene zarten lieblichen Weſen, die in den Lenzen wie ſüße Räthſel aus einer andern

Welt in purpurnen Mänteln oder in weißen Hüllen oder in goldigen Kronen auferstehen, um in stillberedten Geheimnissen den Menschenkindern zu lächeln. Das Menschenauge und die Blumen haben ein seit ewigen Tagen verabredetes Stelldichein; wo das eine aufwacht, sucht es das andere. Das Menschenauge vermag nicht in die Zukunft und nicht in die Ewigkeit zu schauen, aber es schaut in die Blume und anstatt zu beben vor den Grauen der Ewigkeit versenkt es sich hoffend in die milden Gluten. Wir wissen Alle, daß auch diese Blumenkelche, welche die Erde in ihrem Gottesdienste aufwandelt, nur Kelche des Leidens sind, aber aus ihrer Schöne trinkt der Glückliche seine Lust, der Unglückliche seinen Trost, der Greis seinen Frieden und das Kind seine Freude.

Ich habe oftmals die Blume bedauert, welche der habgierigen Laune menschlicher Lust zum Opfer fällt. Ich konnte mich nur erquicken an der Lebendigen und nicht an der Blumenleiche, die welk im Strauße ihr Haupt senkt, im gebrochenen Auge noch den Vorwurf spiegelnd: warum hast Du mein Leben vernichtet, das schöner war, als das Deine? Aber seit mir bewußt ist, daß die Blume nicht wie der Mensch an Selbstsucht lebt und stirbt, daß sie selbst nichts weiß von ihrer Pracht und nur der Spiegel des menschlichen Auges ihre Schönheit malt, daß sie einzig den Zweck hat, schön zu sein und Andere zu erfreuen, seitdem dünkt mich fast, es ist besser, sie wird dahingebrochen in den schönsten Stunden ihrer Blüthe, ehe ihr verblassendes Haupt vom Winde zerzaust wird und ehe das Keimen und Wachsen der Frucht ihren idealen Beruf lügen straft und beweist, daß sie wie Alles Andere auch da war, um dem Praktischen zu dienen.

Und erst, wenn ein Kind das Händchen ausstreckt nach der Blume, und sie an die Brust drückt, daß sie traute Genossin werde des jungen Herzens, und wenn das Kind sie nicht aus Selbstsucht bricht, sondern in der Liebe zum Brüderchen daheim, dann ist mir ein solches Sterben der Blume würdig des klingenden Vogelgesanges, der den Frühlingstag erfüllt.

Als das Mädchen die Händchen voll hatte, war ihm um das Nachhausegehen. Den Knaben zieht's auf Spaziergängen immer weiter hin und er sucht stets durch Fragen und Geplauder den Gedanken an die Umkehr zu verscheuchen; dem Mädchen scheint das schönste Ziel des Ausganges die Heimkehr zu sein. Still trippelt es neben her und schlägt bisweilen sein blaues Auge groß und weit zum Vater auf, ein heller, frommer Blick der Dankbarkeit, daß es mit ihm darf gehen. Und im kleinen Herzen regt sich schon die Freude, wie es daheim dem Vater den Hausrock und die Zimmerschuhe herbeitragen, die Kaffeetasse zurecht stellen, das größte Stück Zucker hineinwerfen und das feinste Kipfel vorlegen werde. Glücklicher, als bei den Blumen ist es noch, wenn es dem Vater was Liebes erweisen kann; wenn er das Buch in der Hand zuweilen ein wenig auf dem Sopha ruht, so bespäht es das Ruhebett von allen Seiten, ob nicht irgend etwas fehle oder zum Besseren etwas gethan werden könne. Und wenn das Kopfkissen gut sitzt, und die Füße in rechter Lage sind und die Ellbogen eine entsprechende Stütze haben und der Saum des Hausrockes recht glatt hingelegt ist mit jener Zartheit und Sorgfalt, als wäre er ein lebendiger Theil vom Vater, so frägt es leise, ob es nicht noch etwas thun könne!

„Ich danke Dir mein gutes Kind, jetzt ist es gut."

Da steht es neben dem Ruhebette wie eine kleine, warme Säule und ist still beglückt.

Es ist auch schon geschehen, daß es krank war und ich in Sorgen und betrübt an seinem Bettchen saß. Es hatte Leiden, es klagte der Wärterin,

aber mir gestand es keinen Schmerz; gar bekümmert blickte es mich an, daß ich mir seine Krankheit so zu Herzen nehme und streichelte mit seinem heißen Händchen beruhigend meine Wange. — So war auch seine Mutter.

Indeß, wenn sich die Kleine von den häuslichen Sorgen frei fühlt, ist sie gar lustig und weiß allerlei Spiele, zumeist kleine dramatische Aufführungen zu arrangiren. Sie selbst spielt dabei am liebsten den Vater, wenn er mit Hut und Stock nach Hause kommt und sich nach den Kindern umsieht; ich und der Knabe müssen die Kinder sein. Oder sie spielt den Kaiser Napoleon, der den Andreas Hofer erschießen läßt; der Knabe gibt den Hofer, ruft mit Pathos: „Ade, mein Land Tirol!“ und stürzt. Mir fällt bei diesem Spiele die undankbarste Rolle zu, ich muß nämlich der Kaiser Franz sein, der sonst nichts zu thun hat, als zum Schlusse hinzutreten und zu sagen: „Kaiser Napoleon, den braven Anderl hätteſt Du nicht erschießen sollen!“ Auch militärische Zimmermärsche werden von meinem zwei Mann starken Regimente — wovon ein Mann ein Weibchen ist — häufig abgehalten. Zu diesem Behufe hat das Mädchen vor Kurzem ein Marschlied gedichtet, welches folgender Weise beginnt:

„Marschieren, marschieren,“
In's Kaiserland hinein!

Man sieht, wir stehen auf Kriegsfuß.

„Also nach Hause willst Du, Annchen?“ fragte ich, „ei da wollen wir doch früher in diesem Schatten ein wenig rasten, daß wir zu Hause sagen können, wir hätten unterwegs auch gerastet.“

Diese Begründung sah die Kleine ein. Als wir rasteten, fing sie mit meinem Auge an. Sie lugte hinein und erzählte mir, daß sie drinnen einen kleinwinzigen Baum sehe und eine kleinwinzige Sonne, die durch die Aeste funkele und ein kleinwinziges Köpfchen, daß sich immer hin und her bewege.

Kennt ihr's Menschen, wie das rieselt bis in den Herzensgrund, wenn Einem so das liebe, eigene Kind in's Auge schaut?

„Ein kleinwinziges Köpfchen!“ rief ich entzückt, das wird wohl die kleine Anna sein.“

Das machte ihr nun recht viel Spaß und sie wurde vorwitzig. Sie schlug mir vor, ob ich mit ihr nicht das „Schneewittchen“ spielen wolle; sie sei das Schneewittchen und ich der Prinz; sie lege sich hin und wäre gestorben; ich müße ihr einen Kuß geben, da würde sie wieder lebendig.

Ich bin darauf nicht eingegangen, ich könnte das Kind nicht einen Augenblick lang als „gestorben“ sehen. Aber den Kuß gab ich ihr. Ob sie ihn bei all ihrer Liebe zu mir so gefühlt hat wie ich, daß weiß ich freilich nicht. Wäre die Liebe des Kindes zu den Eltern so groß, wie es umgekehrt ist, keines ginge von seinem Neste fort, um ein neues zu gründen. Die Welt käme nicht weiter, ja, wäre längst verdorrt. Darum muß es den Eltern recht sein, so wie es ist; auch diese haben mehr empfangen, als gegeben, sie übertragen stets nur das unsterbliche Geschenk Gottes, die Liebe von der modernden Vergangenheit in die jugendlich keimende Zukunft.

Um die Kleine vom Schneewittchen abzubringen, trug ich ihr Verstecken spielen an; der Baumstamm bot dazu günstige Gelegenheit. Sie benützte, um sich zu verbergen nicht den Baumstamm, sie hielt nur die Händchen vor die Augen und meinte, weil sie sich nicht sehe, würde ich sie auch nicht sehen. Das war das Albernste auf dem ganzen Wege; aber ganz sinnlos ist nichts, was die Natur in einem Kinde thut. Mein kleines Annchen hatte mit ihrem seltsamen Verstecken nach dem Sinne jenes französischen Philosophen gehandelt, der behauptet, die ganze Welt und was darauf vorgehe, bestehe nur

in der Einbildung des einzigen Menschen. Die Sache hat als Bild der unbegrenzten Ichsucht einen Sinn.

Auch im Kinde wirkt uneingeschränkt noch die unbegrenzte Ichheit als gesunder Kern der einstigen Opferfähigkeit. Gewiß, mein kleines Annchen, Dein Drang, den Vater lieb zu haben, ist eine kleine Eigenliebe — und der meine, Dich zu beglücken, ist eine große.

Als ich so das Mädchen ansah und dabei auch an den Knaben dachte, der daheim auf dem germanischen Riesenrosse Gullfaxi ritt, da fiel mir ein, wie es denn möglich sei, daß manch ein Vater, eine Mutter eines ihrer Kinder dem andern vorziehen könne und sagen: das ist mein Liebling. Naturgemäß ist es der ersehnte Erstgeborne, der den schwersten Stein im Brett' hat, weil er Hirn und Herz der Eltern noch unbesetzt fand und sich darin das beste Plätzchen wählen und sichern konnte. Aber siehe, das Letztgeborne, es mag oft noch so unwillkommen gewesen sein, klopft nicht minder süß an das Vaterherz. Und ein Kind, dessen Leben mit dem der Mutter bezahlt werden mußte, wie rührend steht es da in seiner kleinen hilflosen Gestalt, still und bescheiden, als wolle es willig verzichten auf alle Liebe, eine lebendige Bitte um Verzeihung, daß sein Dasein dem Vater das Theuerste gekostet hat. Mütter sagen, dasjenige Kind liebten sie am heißesten, für das sie am meisten gelitten hätten; so meinen vielleicht die Väter, jenes Kind sei ihnen am theuersten, welches am meisten gekostet hat.

Da blickt man die Kleinen an und sinnt, wie es denn sein konnte, daß man ohne sie so lange hat leben können? und jetzt stürze mit ihrem Niedergange die Welt und alles Glück zusammen.

Ja, weil man vor ihnen die Welt in ihrer freien Weite genoß und weil man, als sie kamen, die Welt und alles Glück auf die Kinder gebaut hat. Noch mehr, wir wären ohne unser einmal besessenes Kind selbst kein Ganzes mehr. Eine echte Mutter, die ihr Kind sterben sah, hat mehr gelitten, als den Tod; sie hat auch das Begrabenwerden gefühlt. Dich, mein Annchen, möge Gott vor mehrfachem Tode bewahren!

Als wir uns zur Heimkehr wenden wollten, sah ich über den Feldweg einen schönen, zwanzigjährigen Burschen dahergehen, den Sohn des Hochbauers, von dem ich wußte, daß er das holde siebzehnjährige Mädchen des Niederbauers so sehr lieb habe. Und das Mädchen ging jetzt neben ihm her; der Weg war breit genug, daß sie neben einander gehen konnten. Sie waren friedlich und ernsthaft, sie schäckerten nicht und sie sprachen nicht von Liebe. Mit all' dem waren sie schon fertig. Wer in jungen Augen lesen kann: in den ihren stand es geschrieben, wohin sie gingen. Etliche hundert Schritte hinter diesen zwei Menschen ging ein dritter; der ging so langsam, daß er sie nicht erreichte und so schnell, daß er sie nicht aus den Augen verlor. Das war der Vater des Burschen, der Hochbauer.

Als er zu mir heran kam, sagte ich: „Die zwei Leutchen lassen Euch ja nicht nachkommen!"

„Ich will nur nicht," antwortete er, „sie sind lieber mit einander allein. Vor der Kanzleithür werden sie schon warten auf den Alten, daß er ihnen ein warmes Nest laßt schreiben."

„Heiraten?" fragte ich „und noch so jung."

„Na, g'rad deswegen," sagte der Hochbauer. „Wer überhaupt einmal heiraten will und muß, der soll es thun, bevor er die Dummheiten gemacht hat. Die Hochbauern haben es immer so gehalten; mein Vater ist heute noch nicht alt und wie ist das eine erfreuliche Sach', wenn man mit etlichen sechzig Jahren den Urenkel schaukelt."

„Wie viel zählt den sonach der Hochbauernhof Kinderstuben? fragte ich.

„Drei," antwortete er, „denn der Urgroßvater, wenn er noch das Leben hat, braucht keine mehr."

Mir leuchtete es ein.

Als der Hochbauer fort war und ſtill beglückt ſeinen bräutlichen Kindern nachſchlich, fragte mein Mädchen: „Vater, was hat der Mann geſagt?"

„Er hat ſehr viel geſagt, aber Du könnteſt es nicht verſtehen." Und dachte weiter: Es wird die Zeit kommen, da Du auch in Dir ſelbſt das Geheimniß vorfinden wirſt — eine ſelige Zeit — eine gefährliche Zeit, mein Kind.

Als wir auf der Straße heimwärts gingen, begegnete uns ein Leiterwagen; das Mädchen zerrte mich bei Seite und warnte mich vor den Pferden und den Rädern, ſtellte ſich aber ſo zwiſchen mich und dem Gefährte, daß es mich im Nothfalle ſchützen konnte. Du kleines Frauenherz, weil Du keine Kinder haſt, die Du hüten kannſt, ſo hüteſt Du den Vater.

Was ſtrengt ſich doch eine gewiſſe verfahrene Richtung der Geſellſchaft an, im Weibe dieſen angebornen Adel, dieſe Opferfreudigkeit des Frauenherzens zu vernichten. Allerlei Anſtalten ſind da, um das Mädchen für's Erſte dem Hauſe zu entfremden, ſeine zarte Seele mit Dingen vollzupfropfen, die für den Mann wohl eine Nothwendigkeit, für das Weib aber Ballaſt ſind, nur im Stande, das wahrhaft Weibliche zu erſticken. Trotzdem iſt bei mancher Jungfrau die Schleppe länger als der Verſtand. Und trotzdem beſcheert der Himmel in ſeiner Huld der jungen Frau ein liebes Kind. „Liebes Kind!" ſo nennt ſie es ſelber, überläßt es aber der Amme, geht in ein Modebad, geht nach Paris, kehrt endlich zurück, um zu Hauſe ihre obligaten Bälle zu geben. Ei, das trifft ſich gut, bei dieſer Gelegenheit ſieht ſie gleich auch ihr Kind.

Mein Annchen, vor ſolchen Wegen ſchützt Dich der Umſtand, daß Du nicht Geld genug haben wirſt, um lange Schleppen tragen, lange Reiſen machen und immerfort nervös ſein zu können. Bewahre Dir dein warmes, opferfreudiges Herzchen, Du wirſt es brauchen; es ſteckt gar mancher Keim bitteren Schmerzes darinnen, aber auch unendlich viel Glück, ſo viel, daß Du damit einſt auch wen Andern wirſt reich machen können.

Heute wandelſt Du, ein gutes Kind, wie alle guten Kinder ſind, harmlos fröhlich an meiner Seite. Möge dieſe Kindesſonne, die Dir das Bild deines glücklichen Vaters zeigt, weit in Dein zukünftiges Leben leuchten, möge ſie in deinen ſpäten Tagen, wenn Du Enkel durch den Frühling führen wirſt, Dich noch erinnern an den heutigen Maiengang!

Siehe — Annchen, wer kommt uns hier entgegen? Mit ausgebreiteten Händchen läufſt Du ihr in die Arme. Kennſt Du ſie denn ſchon, die Süße, uns vom Himmel Geſandte? Sie war, ſo wie Du. Werde nun Du ſo, wie ſie.

Und nun kehren wir heim, zum kleinen Reiter auf dem Gullfaxi.

Die beiden geiſtigen Eroberer Rußlands.

Eine Studie von Dr. F. Krones.

(Schluß.)

Das alte und neue Rußland mußte gewiſſermaßen im Geiſte eines vorgeſchrittenen Zeitalters neu entdeckt, die Urgeſchichte und Statiſtik des Czarenreiches erſt begründet und für das 18. Jahrhundert ein gleiches, bahnbrechendes Werk geſchaffen worden, wie ein ſolches für das 16. in Herberſtein's „Moscowia" ſich darbot.

Dieſer zweite Entdecker, dieſer friedliche Eroberer Rußlands im literarhiſtoriſchen Sinne, der Begründer ſeiner quellenmäßigen Urgeſchichte und Statiſtik iſt L. A. v. Schlözer.

Sicherlich ſtammte ſein Geſchlecht aus dem Frankenlande. Die ehrenfeſten bürgerlichen Ahnen, die vom Urgroßvater Joh. Andrä Schlözer, Rathsherrn und Handelsmann in Oehringen, herab, nachweisbar ſind, waren vom Urgroßvater, bis zum Vater unſers Schlözers, Paſtoren u. Landpfarrer. Johann Georg Friedrich, Landprediger zu Jaggſtadt, einem Dorfe in der Grafſchaft Hohenlohe-Kirchberg, hatte drei Töchter und den einzigen Sohn, den Mann unſerer Erzählung, geboren den 5. Juli 1735.

Schon im fünften Lebensjahre verlor Schlözer den Vater und deſſen Stelle erſetzte gewiſſermaßen der Großvater mütterlicher Seite, Magiſter Haigold, Pfarrer im nahen Rupperts-hof, ſtolz auf die raſch entwickelten Fähigkeiten des Enkels, den er am liebſten ſein „Bärenhäuterle" nannte, von deſſen „gutem Köpfle" er bewundernd ſprach und nicht müde wurde, den „weltberühmten Mann" in dem ziemlich eigenwilligen und ſelbſtbewußten Knaben zu prognoſticiren.

Und in der That konnte er Recht behalten; denn ein rieſiges Gedächtniß, Wißbegierde und ein eminentes Sprachtalent begannen ſich bald in dem jungen Schlözer zu verrathen, ſo auf der Stadtſchule zu Langenburg (1745) und am Gymnaſium zu Werthheim, deſſen Rector vom 16jährigen Schlözer äußerte, er könne hier nichts weiter lernen.

Nun gelangte Schl. an die Univerſität zu Wittemberg (Octob. 1751), wo er eifrig Theologie und Philoſophie, Griechiſch und Hebräiſch ſtudirte. Hier gab er auch bald den Gedanken auf, geiſtlich zu werden und wandte ſich nach Göttingen (1754 Frühj.) an das Kabinetſtück einer damaligen Univerſität, allwo verdiente Männer, wie der Kirchenhiſtoriker Mosheim, der Philologe Michaelis, bald auch Heyne, der Phyſiologe Röderer, der Rechtshiſtoriker Pütter, der Statiſtiker Achenwall, der Botaniker Büttner, der Mathematiker Käſtner u. a. wirkten.

Den maßgebendſten Einfluß übte aber auf ihn der geiſtvolle Philologe und Orientaliſt Hofrath Michaelis, und im Geiſte des neunzehnjährigen Schlözer feſtigte ſich der Plan einer Orientreiſe, zu deren Verwirklichung er ſeine ganze Jugendkraft, ſeinen Lerntrieb und ſein Spartalent aufwenden wollte. Denn, von Hauſe mittellos, beſaß Schlözer eine eiſerne Beharrlichkeit, ſich den Weg durch's Leben zu bahnen und zu ſichern.

Da ſchob ſich 1755 der Antrag einer Hauslehrerſtelle beim Prediger der deutſchen Gemeinde in Stockholm, Dr. Theol. Murray, dazwiſchen,

und Schlözer griff darnach, um seinen Gesichtskreis, seine Weltkenntniß zu erweitern und Mittel für seinen Hauptzweck zu sammeln.

Ueberdies lockte ihn der Norden Europas mit seinen fremden Verhältnissen; es sollte der Boden seiner ersten schriftstellerischen Versuche werden.

Im September 1756 vertauschte er die Hauslehrerstelle bei Murrays mit dem Aufenthalte an der Universitätsstadt Upsala, um bald wieder unter angenehmeren Verhältnissen im Hause des Stockholmer Großhändlers Seele, Agenten der Stadt Lübeck, unterzukommen.

Den Boden Skandinaviens verließ Schlözer mit reichen Eindrücken und, bei seinem vorzüglichen Sprachtalente, seiner Arbeitskraft, mit der Kenntniß des schwedischen Idioms, der Geschichte und Gelehrtenliteratur des Landes.

Der Aufenthalt in Lübeck, der einst so berühmten Hansastadt, sollte die Orientreise vorbereiten helfen.

Die gemüthvollen Briefe an die Mutter athmen diesen Entschluß; doch sollte ihn ein zweiter Aufenthalt in Göttingen noch mehr fördern. Hier trifft er den 30. April 1759 ein und wirft sich in das Universitätsstudium mit aller Zähigkeit seines Wesens. Von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends belegt er Kollegien aller möglichen Fächer, der Jurisprudenz, Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaft und findet mit Privatunterricht im Hebräischen, Arabischen und Schwedischen, durch Corrigiren arabischer Manusscripte, die Mittel für seinen Lebensunterhalt und manchen Sparpfennig für die Orientreise.

„Zu Anfang des Jahres 1761," schreibt Schlözer in seiner Selbstbiographie — „ging mein Blick immer noch unverwandt und schwärmerisch nach dem Oriente hin. In dieser Hinsicht arbeitete ich viel, denn meine damalige Station (Göttingen) legte mir nur ökonomische und medicinische Aufsicht auf. Auch that ich vielerlei, denn alle meine gelehrte Beschäftigungen, so heterogen sie auch aussehen, zielten doch auf Einen Hauptzweck ab."

Arabisch hatte Schlözer durch sieben Jahre getrieben, auch selbst an der Universität, in Stellvertretung Professors Michaelis, darüber gelesen. Aus der Medicin war er so weit, daß er binnen eines Jahres promoviren konnte. Um in den Naturwissenschaften beim „Erzvater" Linée ausgebildet zu werden, sollte er durch seine literarischen Freunde in Schweden, Györvell und Wagentin wieder nach Schweden mit einer Pension zurückkehren. Inzwischen sah sich Schlözer um ein Comptoir um, wo er Comptoirübung, Correspondenz und italienische Buchhaltung lernen könne. Sein Reisecapitälchen von 300 Dukaten hoffte er in den drei nächsten Jahren zu verdoppeln und dann — in den Orient!

Da schob sich ein neuer Lebensweg in die Quere, den Schlözer auch als Zwischenstation seiner orientalischen Reisepläne ansah, der aber in ganz anderer Richtung für sein Gelehrtenleben entscheidend werden sollte.

Durch Michaelis Vermittlung erhielt Schlözer den Antrag als Hauslehrer bei dem russischen Akademiker und Reichshistoriographen Müller in Petersburg einzutreten. Die Bedingungen waren allerdings nicht glänzend. Freie Station und 100 Rubel jährliche Besoldung; 8 Ducaten Reisegeld, von denen Schlözer nachträglich bemerkte: „Würde wohl ein Schuster in Petersburg einem Gesellen, den er aus Deutschland einverschriebe, weniger geboten haben?"

Aber er ging, denn es lockte eine neue Welt von Eindrücken, und von der Stadt an der Newa schien der Weg in den Orient ungleich näher und ebener.

So verließ er denn Göttingen am 19. August 1761, nachdem er vom Hause Professors Röderer und dessen achtjährigem Töchterchen, seiner Schü-

lerin, nachmals Gattin, den schwersten Abschied genommen, sein Testament gemacht „als wenn ich nach Ostindien reisete, von da nach der Regel nur der dritte Mensch zurückkommt“ und zu Gunsten seiner Mutter 800 Lübecker Mark bei einem Handlungshause allda deponirt hatte.

Den 21. September gelangte Schlözer nach Travemünde, um sich hier mit Leib und Seele einem knickerigen Schiffsherrn anzuvertrauen, von dessen derber Seemannsfaust die bezeichnende Thatsache erzählt wird, er habe zu Lande seiner Braut die Hand so innig gedrückt, daß sie selbe durch vierzehn Tage schmieren mußte.

In der engen Kajüte dieses primitiven Transportschiffes waren 15 Menschen eingepfercht, um hier „zu wohnen, zu athmen, zu essen und zu schlafen,“ darunter zwei Trompeter, „der eine mit seiner Frau, die er alle drei Tage wenigstens einmal knuffte und drei Kindern, das kleinste anderthalb Jahre alt, die Tag und Nacht plerrten,“ ein „schwänkereicher Kaufmann aus der Schweiz,“ „eine Demoiselle aus Hamburg, die sich merken ließ, Cronegks Einsamkeiten gelesen zu haben,“ ein kaiserlicher Hauptmann aus den Niederlanden von problematischem Adel und Lebensunterhalte, ein paar Comptoirbediente aus Hamburg, und im Zwischendeck Leute mit Papageien, Affen und einem Kameele.

Wie schlimm es mit dem Fahrtenglücke dieser Arche Noe aussah, beweist der Umstand, daß man wegen widriger Winde viermal nach Travemünde zurück muß, bei der Insel Gotland durch das Ungeschick eines Lootsen in Todesgefahr geräth, auf diesem Eilande eine ganze Woche still liegen muß und endlich nach mehrwochentlicher Fahrt Aspö in Russisch-Finnland erreicht, wo man die 33 Meilen lange Strecke nach Petersburg auf Schlitten zurückzulegen sich einigt.

Auf dieser ganzen Reise zur See blieb Schlözer von allem Unwohlsein ledig und zwar durch vernünftige Diät und Tabakrauchen, welche Angewöhnung bis zum Uebermaße er übrigens noch am Abende seinen Lebens bedauert. Einen dreifachen Gewinn habe diese Reise geboten: Er verstehe und würdige seither besser die Dichter und Reisebeschreiber; habe die Menschenkraft kennen, schätzen und verehren gelernt und eine gar nützliche Kunst sich angeeignet, u. zw. die, mit dem Tode zu familiarisiren.

Es war der 22. November, als Schlözer mit gemischten Empfindungen zu Petersburg in der Newastadt, eintraf und zunächst das Haus seines Lohnherrn, des 56jährigen Akademikers Müller, eines Westphalen von mächtigem Körperbaue kennen lernte.

Die ersten Eindrücke allda waren gut und die nächste Aufgabe, die sich der Fremdling stellte, war die Erlernung der russischen Sprache, einer der schwersten des Continentes. Keine Schwierigkeit schreckt ihn ab, ebensowenig als die Erbärmlichkeit der damaligen Hilfsmittel. Eine russische Beschreibung von Kamtschatka, ein mangelhaftes Wörterbuch müssen herhalten; dann macht sich Schlözer über ein handschriftliches russisches Lexikon von 781 Foliobogen und harrt zwei Jahre aus, um sich einen handlichen Auszug anzulegen.

Die eigene Sprachenlehrmethode, schon seit dem 15. Jahre geübt, hilft ihm vorwärts. Müller staunt über die Fortschritte seines unerschrockenen Schülers, der sich aber mit größerem Heißhunger auf Rußlands Vergangenheit stürzt und ebenso eifrig die Staatskunde des Czarenreiches zu durchdringen sucht. Gern möchte Müller an ihm den fügsamen Arbeitsgehilfen ohne Sonderzwecke gewinnen; Schlözer fühlt aber in sich den Beruf, auf eigenem Wege neue Errungenschaften einzuheimsen und findet an dem Akademiker, Staatsrath Taubert, einem in Petersburg

gebornen Deutschen, den werkthätigen Gönner.

1762 im Mai wird Schlözer Adjunct bei der Akademie mit 360 Rubeln Gehalt und dazu gesellt sich die ganze Verpflegung in der Erziehungsanstalt des Präsidenten der Akademie und zugleich Kosakenhetmans, des leutseligen Kirile Grigorjevič Rasumowski, mit der leichten Verpflichtung zu einer Stunde täglichen Unterrichtes. Betrachten wir Schlözer in dieser schwierigen Doppelrolle.

Der Adjunct durchwühlt die verwickelte Genealogie aller russischen Großfürsten und anderen Fürsten, er studirt die Byzantiner als Hauptquellen der altrussischen Geschichte, die slavischen Mundarten; vor Allem jedoch fahndet er nach den unverfälschten ältesten Geschichtsdenkmälern Rußlands, nach dem richtigen Texte des Patriarchen der russischen Historiographie, Nestors aus dem Pečersker Kloster bei Kiew.

Der Lehrer im Rasumowski'schen Institute ertheilt deutschen Sprachunterricht, übt mit den Schülern Lateinsprechen und führt sie allmälig ein in die russische Statistik; ja er arbeitet für verschiedene Schüler verschiedene geschichtliche Compendien aus.

Eine der wesentlichsten Errungenschaften in Beziehung auf die Staatskunde des Czarenreiches ist Schlözers Vorarbeit für das große statistische Tabellenwerk über Rußland.

Ja, sogar an eine russische Grammatik wagt er sich über Tauberts Aufforderung. Schon waren 11 Druckbogen fertig, als die Sache stecken blieb, denn Schlözer hatte mit seiner sprachvergleichenden Passion ein kleines Verbrechen an der nationalen Eitelkeit der russischen Gesellschaft verübt, als er ahnungslos, welch Unheil er anrichte, das russische „Knies" (Fürst) mit dem deutschen „Knecht" und englischen „Knight" verglich, allerdings in einer Fassung, die zu dem verhängnißvollen Mißverständnisse starken Anlaß bot; denn es stand zu lesen: „Kniaz, die höchste Stufe des russischen Adels scheint mir das deutsche „Knecht" zu sein." Es war dies philologisch unrichtig und bei der Vorliebe Schlözers für lapidare, gedrängte Ausdrucksweise außerdem sehr unglücklich stylisirt.

Es setzte ein gewaltiges Unwetter in den Petersburger Kreisen ab und der Russe Emine wollte es in seiner russischen Geschichte Schlözern heimzahlen, wenn er die boshafte Bemerkung macht, auf solchem Wege des Etymologisirens könne man das deutsche „König" von dem russischen „Koniuch" (Stallknecht) ableiten.

Schlözern erging es damit ähnlich, wie dem Reichshistoriographen Müller, als dieser 1749 eine öffentliche Rede halten wollte über das Thema, Rurik, der Begründer des Russenreiches sei aus Schweden gekommen. Lomonossow, der Vollblutrusse, Dichter und Gelehrte, Chemiker und Geschichtsschreiber, hintertrieb das ganze Project Müllers, denn das russische Publikum war damals, wie zumeist, den Schweden gram.

Aber auch die politischen und socialen Verhältnisse Rußlands, deren Pulsschlag die Stadt an der Newa ist, beschäftigen die Seele unseres Gewährsmannes. Er ist Zeuge der Thronrevolution vom 9. Juli 1762, bei welcher sein Gönner Taubert keine ganz untergeordnete Rolle spielt und begrüßt wie so Mancher die Herrschaft Katharina's II. als Bürgschaft besserer Zustände.

Der Kreis der Männer der Wissenschaft, vorzugsweise deutsch, bildet eine zahlreiche Colonie in der Russenstadt. Der Akademiker Fischer, ein fleißiger Philologe, Beckmeister und Beckmann, Schlözers Universitätsfreunde, der Physiker Braun, Büttner — Pastor Grot, stehen mit ihm im regen Verkehre, insbesondere Beckmann, so daß die Leute von dem stundenlangen, vertraulichen Zusammensitzen Beider, auf die Idee gebracht wurden,

sie seien heimliche Goldmacher. Mit Büsching, dem tüchtigen Geographen, der von Göttingen nach Petersburg übersiedelt war und hier bei der deutschen St. Peterskirche die Schule übernahm, stand Schlözer weniger gut. Sehr erbaut war er von seinem Hausarzte, Dr. Gyöngyössy, einem Ungar, der im Landcadetencorps als Medicus diente und aus Holland arabische Studien mitbrachte. Von den Akademikern waren ihm außer dem bereits genannten Fischer, die Akademiker Aepinus, Lehrer des Großfürsten Paul, Collegienrath, Studieninspector, nach Schlözers Urtheile „unstreitig der größte Gelehrte bei der damaligen russischen Akademie," Stählin, Lehmann, Braun und Zeiher geneigt. Dagegen gerieth er mit seinem früheren Brodherrn, dann dienstlichen Vorgesetzten, dem Reichshistoriographen Müller, und mit dem mächtigen Lemonossow auf immer schlechteren Fuß. Müller konnte Schlözers Emancipirung und eigenständiges Streben nicht ohne Eifersucht ansehen, während Lemonossow es für einen Nichtrussen unverzeihlich fand, über altrussische Geschichte und Neurußland ein entscheidendes Wort sprechen und gar eine russische Grammatik schreiben zu wollen. Schrieb er, der Chemiker, doch selbst an einer Geschichte Rußlands. Indeß müssen wir gestehen, daß Schlözers habituelle Hypochondrie und Schwarzseherei manchen der unangenehmen Eindrücke hervorrief oder doch überflüssig steigerte, daß er an Hallucinationen litt und seinem Selbstgefühle in Wort und Schrift viel zu wenig Beschränkung auferlegte.

Auch das Leben in Petersburg findet manchen Platz im Tagebuche, aus welchem dann die Selbstbiographie Schlözers erwuchs. „Rußland ist eine große Welt" heißt es da, St. Peterburg eine kleine Welt im Auszuge. Vieles, was anderswo schön, aber klein ist, ist hier prächtig und groß; vieles, was anderswo groß ist, ist hier colossalisch, gigantisch; asiatischer Luxus bis zur Verschwendung, mit seinem europäischen Geschmacke gepaart. Die Mannigfaltigkeit der hier auf und ab kommenden und gehenden Nationalitäten, Trachten und Sprachen fesselt ihn; vor der russischen Feld- oder Jagdmusik bekömmt er Respect; noch mehr vor der Kirchenmusik als reiner Vocalmusik. Er citirt das Wort des sachverständigen Italieners Galuppi, der von dem Chorale in den Kirchen Petersburgs sagt: Un si magnifico coro mai non ho sentito in Italia.

Die prachtvolle Erscheinung des Nordlichts fesselt ihn; das Herabfahren von den großen künstlichen Eisbergen oder Eisbahnen als Nationalbelustigung nicht minder, auch der vortrefflichen Schwitzbäder bleibt er eingedenk, insbesondere bei Hofrath Schischkow, wo ihm nach altrussischer Gastfreundschaft ein schöner Pelz verehrt wurde.

Schon 1764 war Schlözer mit seinem Programme wissenschaftlicher Untersuchungen vor die Petersburger Akademie getreten. Doch gerade damals regte sich in ihm mehr als je die Sehnsucht nach dem Oriente und vor Allem nach Deutschland. Der Spruch: „Extra Gottingam non est vita" — drängte sich ihm wiederholt vor die Seele.

Er empfand bei all' seiner Arbeitskraft und dem reichen Arbeitsstoffe eine Isolirtheit, eine abergläubische Besorgniß vor Chicanen, die darin insbesondere Nahrung fand, als der ihm bereits ausgefertigte Reisepaß im Juli 1764 wieder mit Beschlag belegt wurde. Die kalte Hand des russischen Akademie- und Polizeiregimes griff ihm an's Herz.

Er muß vorläufig ausharren und erwirbt an dem General-Requetenmeister Kozlow und am Geheimsecretär der Kaiserin, Staatsrath Teplow, gebildete und werkthätige Gönner. Im Unmuthe über die gegnerische Partei der Akademiker ruft er aus: „Viel-

leicht war damals kein Staat in dem ganzen cultivirten Europa, wo die Gelehrsamkeit so geehrt, so gesucht und so belohnt wurde, die Geschäftsmänner (Gelehrten) aber ungelehrter waren, als Rußland."

Und noch etwas betont Schlözer, er, der doch die lebendige Verbindung des Lebens und Wissens nicht verkannte — den falschen Begriff des Praktischen im Russenreiche, das aufdringliche Walten des Nützlichkeitsgedankens im Bereiche der Wissenschaft, das ordonnanzmäßige Vorschreiben der gelehrten Arbeit zu diesem und jenem Zwecke.

Endlich schien man den Bestrebungen Schlözer's gerechter zu werden, ihn dauernd an Rußland binden zu wollen. Das Anstellungsdecret der Kaiserin vom 4. Jänner 1765 ernennt Schlözer zum ordentlichen Geschichtsprofessor, zum Mitgliede der akademischen Conferenz mit jährlicher Besoldung von 800 Rubeln, Quartier, Holz, Licht einbegriffen.

Aber gerade jetzt regt sich doppelt die Sehnsucht nach einer Urlaubsreise; es drängt Schlözern nach Göttingen; auch die Orientgedanken sind noch immer lebendig. Endlich erlangt er den Urlaub und trifft wieder in Göttingen ein, den Kopf voll Arbeitsentwürfe und den Koffer voll Material über Rußland. Noch einmal schlägt er den Rückweg nach Petersburg ein; aber er fühlt doch immer klarer, daß er, wie geistig engverwachsen mit Rußland als seinem Arbeitsstoffe und Arbeitsgebiete, im Herzen des Czarenreiches nicht zufrieden werden könne, ohne sein deutsches Heim zu besuchen, und wieder schlägt den 1. September 1767 die Stunde seiner zweiten Rückreise nach Deutschland, wo er ständig bleiben sollte. Mit dem Plane der Orientreise war endlich gebrochen und an der Universität innerhalb der reichen wissenschaftlichen Hilfsmittel Göttingen's konnte sich der Forscher wie am rechten Herde heimisch fühlen.

Noch hatte Schlözer nicht den Entschluß gefaßt, Rußland den Rücken für immer zu kehren — aber er dachte an möglichst langen Urlaub. „Ich packte ein," schreibt er über diese zweite Rückreise nach Deutschland, — „Alles, Alles nahm' ich mit, nur meine schweren Meublen nicht, von drei Kisten war die eine voll von Papieren. Zwei Bände in Folio, die meine Annalen und Variantenarbeit, alles eigenhändig, wie selbst Russen meinen, gar sauber, wie von einem russischen Schreibmeister geschrieben, enthielten, vertraute ich keiner Kiste an, sondern schleppte beide überall unter dem Arme herum; in der Koje lagen sie unter meinem Kopfkissen; auf den Fall eines Schiffbruches konnte ich doch diese retten und das übrige Verlorne meist wieder ersetzen."

Ueber ein Jahr weilte Schlözer wieder in Göttingen und er wollte noch länger weilen. Die Gesuche Schlözer's um Urlaubsverlängerung an die Petersburger Akademie von 1768 und 1769 begegneten keiner günstigen Aufnahme, was Schlözer mit den Intriguen des Göttinger Mathematikers Kästner bei den Petersburger Akademikern in Verbindung brachte. Die Forderungen, welche Schlözer an die russische Regierung a. 1769 stellte, erscheinen durchaus nicht unbescheiden, ebensowenig als sein Wunsch nach längeren Beurlaubungen; da zwei Dritttheile der zu seinen wissenschaftlichen Commentaren der altrussischen Historie nothwendigen Werke in ganz Rußland nicht aufzutreiben waren, dagegen Alles in den Räumen der Göttinger Universitäts-Bibliothek aufgespeichert stand. — Schlözer's Gesuch an die russische Regierung besagte die Erhöhung seines Jahresgehaltes von 860 Rubeln auf 1000 Rubeln; sodann zur Entschädigung für seine Ausschließung aus der historischen Commission der Petersburger

Akademie den Hofrathstitel, bis zur Bestimmung des künftigen Ranges eines Akademikers, und für den Fall seiner Verheiratung die Sicherung einer Witwenpension von jährlichen 200 Rubeln. Es waren das in der That keine himmelstürmenden Ansprüche. Aber die Stimmung der russischen Akademiker wurde gegen Schlözer vielfach aufgehetzt; überdies wurmte es so Manchen, daß einer der Collegen „seine Pension in Deutschland verzehre." — Schlözer, eine äußerst empfindliche und selbstbewußte Natur — säumte nun nicht, das zu brechen, was nicht länger zu biegen war. Allerdings setzte er sich der abfälligsten Beurtheilung seines entscheidenden Schrittes im Kreise der russischen Akademiker aus. Er selbst schreibt darüber in der Autobiographie: „In Petersburg schwur man: ich hätte alles das schon lange vorher eingeleitet, hätte schon seit Jahren den Plan formirt, die russischen Dienste zu verlassen; dieser Irrthum hat mir ungeheuern Schaden gethan. Ich aber schwöre bei Allem, was heilig ist, daß ich vor dem 2. Mai nie im Ernst an Göttingen und vor dem 4. Mai nie im Ernste an die Heirat gedacht habe, früher nicht einen Schritt zu beiden, mein ganzes künftiges Leben bestimmenden Hauptveränderungen, gethan haben würde."

Sein Contract mit der russischen Regierung lief mit Jänner 1770 ab, so entschied er sich denn, 1769 8. März um seine Entlassung zu bitten und erhielt sie den 28. April d. J.

Nun gehörte er ganz Göttingen an, fand die ihm gebührende Stellung an der Universität und bestellte denn auch hier den häuslichen Herd.

Der Kreis der literarischen und nähern Bekannten deutscher Nationalität in Petersburg hatte sich bereits gelichtet. Müller übersiedelte 1765 nach Moskau, Büsching verließ es um dieselbe Zeit, Beckmann wanderte nach Schweden, um dann an der Göttinger Hochschule Schlözer's College zu werden.

Wir haben bisher in skizzenhafter Kürze von Schlözer's Leben und Weben in Petersburg gesprochen und müssen nun jener Werke gedenken, welche auf dem Boden Rußland's gekeimt und daheim zur Reife gediehen, seinen Ruf und Ruhm dauernd begründeten. Abgesehen von den kleineren Arbeiten, deren letzte über das Nowgoroder Gesetzbuch Jaroslaw's, die „prawda ruskaja" noch auf russischem Boden Kopf und Feder Schlözer's in Anspruch nahm, und dem geistigen Antheile an Stritter's großem Quellenwerke über die Slavenvölker, sind es drei Werke, die für die Geschichte und historische Länderkunde des Nordens bahnbrechend, Schlözer's Ruf und Ruhm nicht minder dauernd begründeten, als dies seine universalgeschichtlichen Arbeiten, die trefflichen Umrisse zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, seine epochemachenden Leistungen in der Statistik und vor Allem seine publizistischen Leistungen im „Briefwechsel" und „Staatsanzeiger", — bewirkten.

Ja, diese unten zu besprechenden Arbeiten zeigen am besten die geistvolle Eigenart Schlözer's, sein Divinatorisches, den raschen, scharfen Blick, die ungemeine Combination, die großen Gesichtspunkte, denen der Wust verschiedenster Thatsachen sich fügen muß, neben der spröden Einseitigkeit, dem hastigen, sprungweisen Folgern gewagter Schlüsse, den lapidaren, oft ungefügen Kraftworten und der Buntscheckigkeit des allen Regeln der Schönheit spottenden Stiles.

Den Reigen eröffnet das „Neuveränderte Rußland oder Leben Katharina's II. aus authentischen Quellen beschrieben." 1768/9 bei Hartknoch in Riga in 2 Theilen. Schlözer versteckte sich da hinter dem

Schriftstellernamen Haigold, um so den Namen des Großvaters zu Ehren zu bringen. Wie überraschend der reiche, treffende Gehalt dieses Werkes für die Zeitgenossen, namentlich für die Petersburger Gelehrten sein mußte, wie man ja doch gleich den gut geschulten Literaten herausfand, geht am besten aus dem Briefe des Akademikers Stählins an Bakmeister hervor: „Können Sie mir nicht einige Nachricht von dem Herausgeber dieses Buches, Mag. Haigold, geben?“ heißt es da. „Ist er ein geborner Moskowiter, oder besser Moskowier? Steht er in Moskwa irgend in Diensten? Hat er, wie ich vermuthe, außer Landes studiert? Ich vermuthe zu Göttingen. Seine Vorrede verräth ihn, und seine Schreibart bestärkt mich in meiner Meinung, in beiden herrscht mehr als Studentengelehrsamkeit.“

In engster Verbindung damit steht das zunächst französisch abgefaßte tableau de l'histoire de la Russie (1768), welches bald in deutscher, russischer, italienischer, ungarischer und dänischer Uebersetzung erschien. Es gewährte zum ersten Male einen breiten und tiefen Blick in das Czarenreich jener Zeit. Später arbeitete Schlözer auch an einer Münz-, Geld- und Bergwerksgeschichte des russischen Kaiserthums, wobei ihm seine Tochter Dortchen, das Wunderkind, das gelungene Experiment einer excentrischen Erziehung des Antibesedowianers Schlözer, helfen mußte.

Im Jahre 1771 erschien zu Halle Schlözer's „Allgemeine nordische Geschichte“ — in Verbindung mit Gerhard Schöning's geographischen Abhandlungen. Es ist eine quellenmäßige Urgeschichte des skandinavischen und russischen Nordens vom vergleichenden ethnographischen Standpunkte überreich an zusammenfassenden Gedanken und, wie sehr auch gegenwärtig von der Wissenschaft überholt, ein bleibender Merkstein in der Literatur geschichtlicher Völkerkunde.

Das Schooßkind der nordischen Studien Schlözer's war und blieb jedoch seine kritische Bearbeitung der Chronik des Patriarchen ostslavischer Geschichtsschreibung, des russischen Mönches Nestor, aus dem Pečersker Höhlenkloster bei Kiew.

Es ist die letzte große Arbeit seines Schriftstellerlebens, in 5 Theilen, welche 1802—1809 an's Tageslicht traten. Sie war die Leuchte für das Chaos altrussischer Historie, die feste Grundlage derselben und zugleich eine literarhistorische Fundgrube für die Geschichte des Czarenreiches.

Die ersten zwei Theile (1802) hatten in Rußland einen durchschlagenden Erfolg. Man begriff hierzulande, das sei eine That, die man würdigen müsse. Jnsykow lieferte sogleich eine russische Uebersetzung. Wir anerkennen das Gefühl der Rührung des alten Schlözer, des in Deutschland überholten Mannes, sich in Rußland so geehrt zu sehen und die Redseligkeit, mit der er seinem ältesten Sohne Christian (auch in russischen Diensten) über das freundliche Handschreiben Kaiser Alexanders I., die Spende des Wladimirordens 4. Classe und das Adelsdiplom v. J. 1803, Mittheilung macht, dessen Wappen in sinniger Weise auch den Chronisten Nestor mit einem aufgeschlagenen silbernen Buche im rothen Felde mit der russischen Aufschrift „Nestor“ und den Worten des Psalmes: „Pomianuch vremena vecznya“ „ich gedenke der alten Zeiten“ enthält.

In Deutschland waren allerdings die Zeiten napoleonischer Zwingherrschaft dem Verlage der weiteren drei Theile des Nestors wenig günstig. Schon mit dem vierten ging es schwierig. Der fünfte konnte bei dem bisherigen Verleger nicht unterkommen; endlich „erbarmte“ sich Ruprecht „aus alter Bekanntschaft“ und übernahm die Auflage in Vertrieb. Den Schluß des Werkes blieb Schlözer schuldig,

denn bald zahlte er der Natur den üblichen Zoll.

Das, was unsere beiden Rußlandfahrer, jeder für seine Zeit und dauernd für die Wissenschaft geleistet, ging in flüchtigen Schattenrissen an uns vorüber.

Doch bevor wir von ihnen ganz Abschied nehmen, möge das Gegensätzliche und Verwandte ihres Wesens und ihrer Thätigkeit nicht unberücksichtigt bleiben. Dort Herberstein, der Adelige, der Staatsmann, der Höfling, mit abgemessenem Wort und Schritt, der wissenschaftliche Dilettant, der seine Wißbegierde den diplomatischen Zwecken seiner Sendungen unterordnen muß; hier Schlözer, der gut Bürgerliche, der Mann der Gelehrsamkeit und Schule, der rückhaltslose, stürmische, kampflustige Professor, Schriftsteller und Publizist, der ungehemmt nach allen Gebieten der Forschung ausgreift und über das Rüstzeug ausgedehnter Kenntnisse aus allen Wissenszweigen, besonders des sachmännischen Wissens in Geschichte und Sprachenkunde, gebietet.

Der österreichische Botschafter des 16. Jahrhundertes, allen leeren Ahnenstolzes baar, spricht unbefangen über das Wappen seines Hauses, was dessen Ursprung von Bauers- oder Ackersleuten darthue und die Skizze von seinen Ahnen schließt er mit den Worten: „Die Alle habe ich nicht darum hier beschrieben, daß ich mich des Adels von der Geburt her so hoch rühmen wollte. Denn das Lob des Adels gebührt nur denen, die dem Namen und adeligen Herkommen im Thun und Leben sich angleichen. Darum macht ein Jeglicher, ob er gleich von adeligem Namen herkommt, sich selbst edel, wenn er mit seinem Thun und Wesen sich dermaßen, wie es einem Adeligen gebührt, hält." ..... „Ich wollte auch viel lieber der Erste adelig gemacht, als meiner Eltern unwürdig befunden werden.

Und der bürgerliche Gelehrte Schlözer schreibt im Gefühle des Besitzes rechtschaffener Vorfahren: (Chr. v. Schl. S. 2) „Gibt es je einen verzeihlichen Adelsstolz, so ist es der, daß man sich, wie ich, einer Reihe nicht adelig geborner, sondern rechtschaffener und durch Erziehung, Wissenschaft und Sittlichkeit geadelter Ahnen rühmen kann."

Er kümmert sich um seinen bürgerlichen Stammbaum, wie Herberstein um seinen adeligen; so liegt gerade in dem äußerlichen Gegensatze das innerlich Verwandte ihres Wesens.

Und diese Verwandtschaft äußert sich auch in Anderem. Beiden ist die Zähigkeit des Wollens, das ökonomische Talent, der rege Drang, die Fremde zu erforschen, rege Beobachtungsgabe, der angeborne Scharfblick für die Eigenthümlichkeiten der Fremde, ihre Vergangenheit und Gegenwart, eigen.

Beide haben Europa nach allen Richtungen durchmessen; denn, wenn auch Herberstein, der rastlose Botschafter durch halb Europa darin dem Göttinger Universitätskinde überlegen ist, so kann doch auch Schlözer seine skandinavischen, russischen, französischen und italienischen Reisen an die Seite stellen. Beiden ist ein starkes Selbstgefühl eigen; es spiegelt sich bis zur Eitelkeit in Herbersteins Werken; es tritt in Schlözers Arbeiten nicht selten herausfordernd entgegen. Beiden fehlt augenscheinlich der Sinn für das Schöne; Herberstein ist ein nüchterner Lebenspraktiker; das Verständniß der Poesie ist dem urprosaischen Schlözer gleichfalls fremd, er liest Dichter blos zur Belehrung; es fehlt beiden der Sinn für die zarten Rechte des Familienlebens.

Allerdings kann letzteres bei Herbersteins ewigen Reisen und der Kinderlosigkeit seiner Ehe nur vermuth t

e

werden; bei Schlözer, dem begünstigten Gatten einer trefflichen Frau und wohlgerathener Kinder tritt der Egoismus des mit der Zeit geizenden und manchmal despotisch maßregelnden Gelehrten um so greller an den Tag; der Eigensinn des Doctrinärs, welcher aus purem Groll wider Basedows philanthropine Extravaganzen um jeden Preis beweisen will, daß er aus seiner Tochter eine Gelehrte, einen promovirten Doctor machen könne.

Und doch ruht auch wieder in beiden ein gesundes kräftiges Gemüth. Herbersteins „Lebensraitung" oder Autobiographie, seine Sorge um die Verwandten, einzelne Aussprüche geben davon Zeugniß; gleichwie Schlözer, Briefe an die Mutter, an die Gattin, Tochter Dorothea, an seinen Sohn Christian u. A. den richtigen Zug des Herzens durchschimmern lassen.

Beide, der habsburgische Diplomat, gebürtig an der südlichen Marke Deutsch-Oesterreichs, und der aus mittelbeutschem Stamme entsprossene Professor im nördlichen Welfenlande — lösen einander gewissermaßen auf dem Boden Rußlands ab.

Jener Herberstein zieht die ersten Ackerfurchen durch ein wüstes Land und grenzt den Fruchtboden ab; dieser, Schlözer, gebraucht seinen Sturzpflug, um den ganzen Boden mit einem Male gründlich und für allseitigen Anbau dauernd zu lockern. Beide haben Rußland für die wissenschaftliche Kenntniß des Abendlandes bleibend erobert und dem Reiche ihrer Forschung die Wege zur eigenen gründlichen Selbstschau geebnet; beide sind der sprechendste Beweis für die herzerhebende Thatsache, daß die Geistesarbeit, ein unsterblich Ding, eine bleibende Erbschaft sei, daß sie keine Ländergrenzen, keine Schranken der Geburt, des Berufes kenne und in diesem Sinne dürfen wir die Deutschen: Herberstein und Schlözer Weltbürger nennen, denn ein anerkennungswerthes Merkmal echt deutschen Wesens ist die Fähigkeit, der Fremde Sinn und Thätigkeit anzubequemen, in geistiger Beziehung überall heimisch zu werden.

Modebetrachtungen.

Von Dr. Ant. Schlossar.

„Die Mode ist die nothwendige Folge der Cultur", sagt ein geistvoller Culturhistoriker der Neuzeit, und in der That, je weiter wir zurückgreifen in der Geschichte der Menschheit, desto mehr verschwinden die Bizarrerien, die jene strenge Herrscherin, Mode genannt, ihren Unterthanen oft aufgenöthigt hat, desto mehr sind Wärme, Kälte und andere Natur-Einflüsse der Bestimmungsfactor für das Kleid, bis wir an einem Punkte anlangen, wo der Mensch das Thierfell umwirft, wenn er von der Kälte zu leiden hat und es wieder abstreift, wenn ihm die Schwüle des Mittags, des Sommers, der Sonne lästig wird, kurz, es ist der einfache Naturzustand des Menschen, bei dem wir angelangt sind. Aber der Mensch gleicht nun auch in anderer Weise dem Thiere; er nährt sich von dem rohen Fleische des gefällten Wildes, er zerbricht dessen Knochen und saugt das rohe Mark als besondere Delicatesse heraus, er kennt noch fast gar keine Sprache, er lebt in Höhlen oder allenfalls in Bauten, die er auf Pfählen über dem Wasser eines Sees errichtet, er ist baar aller Cultur, alles Idealen, das ihm die Folgezeit gegeben, er lebt, ein Thier unter Thieren.

Doch genug hievon, nähern wir uns nun unserem Gegenstande den Aeußerungen der Kleidermode selbst. Wenn man heute in größerer Gesellschaft, die in einem unserer modernen Salons versammelt ist, umherblickt, so sind es vor Allem die bunten Farben, die Blumen und Bänder, welche in der Kleidung den anwesenden Damenkreis charakterisiren, im Gegensatz zu jenem düstern Schwarz der Herren, einer Farbe, die wohl schon seit fünfzig Jahren ausschließlich salonfähig geworden ist, gleichsam auf Kosten der bunten Damenkleider, freilich aber auch auf Kosten des guten Geschmacks.

Es ist bekannt, daß diese Leichenbitteruniform nicht immer von der strengen Königin Mode andictirt war, daß es vielmehr schon vor hundert Jahren in einem Tanzsaale viel bunter und farbenprächtiger aussah, wenn die Goldborten der Salonherrn flimmerten, wenn der starre, rauschende Atlas, der blaue oder purpurrothe Sammt des Rockes oder der Beinkleider, die helle Farbe der seidenen Strümpfe, — lauter Kleidungsstücke des Elegants jener Zeit, — mit den bauschigen und ebenso bunten Kleidern der Damen sich zu einem Bilde vereinigten, wie wir es heute nur noch auf der Leinwand, etwa auf dem Bilde eines Watteau oder Fritz Kaulbach bewundern können, da in der Wirklichkeit derartige Pracht und solcher Glanz längst nicht mehr „modern" sind.

Unternehmen wir, hier angelangt, einen kleinen Streifzug auf dem Gebiete der so seltsam regierenden Mode und begeben wir uns vor Allem in die Zeit des Mittelalter, des „romantischen Ritterthums".

Wie leicht denkbar und aus dem bereits Erwähnten ersichtlich, waren Schnitt, Farbe und Form der Gewänder bei Männern und Frauen damals schon fest bestimmt; freilich war es eine Form, welche noch allzusehr mit der absoluten Formlosigkeit der frühesten Zeiten rang, denn — wir fassen nur die deutsche Heimat ins Auge — die Tracht der Gewandung war gar lange eine höchst einfache und wenig charakteristische, es kleideten sich die Frauen in Linnen und Wolle, ohne viel Zierrath, der Mann in Beinkleid und Mantel ꝛc. von grobem Tuch und für Letzteren war das Hauptkleidungsstück schon damals immer die mehr oder weniger schwere Rüstung, da man jeden Augenblick auf einen Feind gefaßt und ihm gegenüber gewappnet sein mußte.

Dies wurde freilich in jener Zeit, die wir die Blüthezeit des Ritterthums nennen können, im 11. und 12. Jahrhundert schon anders, der Schönheitssinn begann sich auf allen Gebieten geltend zu machen, in der Poesie, in der Kunst und auch in der Mode der Kleidung. Durch die Handelsverbindungen, insbesondere mit dem Orient, hatte man kostbare Stoffe und Dinge kennengelernt, deren sich jetzt die Kleidermode mit Hast bemächtigte. Die byzantinischen Webestätten bekamen nun viel Arbeit, man trug schon edles Rauchwerk, feine Wollstoffe in allen Farben, Seide und Gold, edles Gestein als Schmuck ward immer häufiger. Auch die Stoffe selbst waren nicht selten mit Gold oder Silber durchwirkt.

Was die Form und den Schnitt der Frauengewänder jener Zeit anbelangt, so bestand der Anzug aus einem langen Untergewand von weißer, rother oder blauer Farbe, darüber dann ein kürzeres Oberkleid in tieferer, gesättigter Färbung, mit sehr weiten Aermeln. Dies Oberkleid, nach Art einer Tunika, erschien auch wohl mit einer Borte eingefaßt, die bei den Reichen oft aus Goldbrocat bestand und mit Perlen und Edelsteinen verziert vor. Häufig deckte ein wallender Schleier das Haupt, der von einem Reifen aus edlem Metall umschlossen, am Kopfe anlag.

Selbstverständlich haben wir in diesen Andeutungen nur den ganz

allgemeinen Grundriß der Frauentracht jener Zeit, in wie vielfache Einzelnheiten dieſelbe zerfiel, darüber brauchen wir nur die langen Beſchreibungen in den Dichtern jener Zeit nachzuleſen; die alte Einfachheit, die ſich ſelbſt in den höchſten Ständen kundgegeben, war ſchon der Koſtbarkeit gewichen und in hohen Ständen trat die Ueberladung gar auffallend an ihre Stelle. Man höre etwa eine Stelle des Dichters Gottfried von Straßburg, der in ſeinem prächtigen Gedichte „Triſtan und Iſolde“ (1210) die Kleidung der „lichten Maid Iſolde“ folgendermaßen beſchreibt:

Sie hatte von braunem Sammet an
Rock und Mantel — —
Und war der Rock damit,
Da wo die beiden Seiten
Gegen die Hüfte gleiten,
Gefranzet und grenget,
Nah an den Leib gedränget,
Mit einer Borte, die lag wohl,
Wo Borte und Gürtel liegen ſoll.
Der Rock — — ſchmiegte ſich an die Glieder glatt
Von oben bis unten übereall.
Der Mantel der war ganz durchhin
Fleißig mit weißem Hermelin
Innen und außen gezieret —
Wor nicht zu kurz und nicht zu lang
Und ſchwebte in ſeinem Niederhang
Weder zur Erde noch empor —
Und war geſprenkelt ſchwarz und grau. —
Die Haftel, wo die ſollten ſein,
Da war ein Schnürlein ſchmal und klein
Von weißen Perlen durchgetragen. — —
Das Rauchwerk und die Seide,
Man ſah es innen und außen.

Dieſe eine Beſchreibung, welche uns die Gewandung der vornehmen Frau genau zeichnet, weiſt den Reichthum an Pelzwerk, Gold und Seide am beſten auf.

Betrachten wir nun noch eine Eigenthümlichkeit des Frauenkleides, die ſich ja zum Verdruße der Männerwelt bis heute erhalten hat, es iſt die Schleppe, das „swenzel“, wie es die damaligen Schriftſteller gerne nennen.

An dem oben erwähnten weiblichen Unterkleide befand ſich häufig dieſe lange Schleppe, welche die Trägerin oft mit nicht geringer Mühe nach ſich herzog. Die Schleppe hatte ſich ſehr früh förmlich eingebürgert, ſie war aus dem Frankenreiche herübergekommen, wie ja, ein neuer Triumph für die heutigen Anhänger franzöſiſcher Moden, bereits im 12. und 13. Jahrhundert das alte Frankenreich im Punkte der Mode als Muſter galt, ſo daß der Dichter Wirnt von Gravenberg (Ende des 12. Jahrhunderes) bei der Schilderung ſeiner Heldin ihrer Eleganz ſchon mit den Worten Erwähnung that:

Ihr Rock, ihr Mantel waren lang
Wohlgeformet und im Schnitte,
Wie es gebeut Franzoſen-Sitte.

Ueberhaupt unterlaſſen es die Dichter der Minneſängerzeit ſelten bei der Beſchreibung einer Heldin zu betonen, daß ſie mit franzöſiſcher Eleganz gekleidet war. Auch der Schleppen geſchieht nicht ſelten ſpecielle Erwähnung; der Dichter Stamhein ruft dem Mädchen zu:

Lege einen borten uf daz houbet (Haupt) vür den Kranz
Dinen swanz
Lege an dich
Das war, so bistu suberlich (ſtattlich geſchmückt).

und er freut ſich an den tanzenden Mädchen, die im waldigen Thal zur Luſtbarkeit zuſammenkamen, der flatternden Schleppen und der Kränze auf ihrem Haupte.

Die Schleppe war oft noch mit koſtbaren Franſen aus Seide oder Gold beſetzt und ſchon zur Zeit des heiligen Bernhart, alſo im 12. Jahrhunderte, ſo lang, daß die ehrwürdigen Väter der Kirche darob verdroſſen, dieſem Verdruße in oft gar lauten Worten Luft machten. So ſagte der Biſchof von Terouanne in ſeinem Eifer gegen die Frauen, welche derartige, allzulange Schleppen trugen: „Wenn es, ihr Frauen, eure Beſtimmung wäre, die Straßen zu fegen, ſo würde euch die Natur ſchon ein Hilfsmittel anerſchaffen haben, womit es füglich geſchehen könnte.“ Ja, der Papſt Gregor VIII., der jedenfalls damals nichts

Wichtigeres zu thun hatte, erließ einen Befehl, daß die Schleppe einer Frau nicht länger sein dürfe, als diese selbst, woraus zugleich die enorme Länge manches damaligen Schleppkleides zu entnehmen ist. Und da mache man sich heutzutage über lange Schleppen lustig! —

Das Kleid der Dame jener Zeit hielt ein mehr oder minder kostbarer Gürtel zusammen, der oft auch die Stelle des heutigen Mieders vertrat. Den Abschluß des hier beschriebenen Anzuges bildet der Mantel, dessen in der citirten Stelle Gottfried von Straßburg so eingehend Erwähnung geschieht. Bei Vornehmen war der Mantel gewöhnlich aus Seide und mit kostbarem Rauchwerk unterfüttert, ein solcher Mantel war keineswegs immer inländisches Fabrikat, so trägt die schöne Frau Japhite in Wirnt von Gravensbergs: „Wigalois" einen Mantel zobelin (aus Zobelpelz) bezogen mit einem pfelle d. h. mit einer Gattung besonders schweren Seidenstoffs, den hat ihr der Ritter weither über sê gebracht.

Junge Mädchen pflegten im Sommer als freundlichen Kopfschmuck Blumenkränze zu tragen, wie uns auch der Dichter Stamheim andeutet. — Bekanntlich ließ man in früherer Zeit die Haare frei herabhängen, es war ja dies auch ein Symbol des freien Mannes wie der freien Frau, jetzt drehte das Mädchen oder die Frau die Haare in Locken oder flocht sie in Zöpfe, die sogar mit Goldschnüren durchwoben waren und entweder frei herabhingen oder in einen Knoten geknüpft wurden. Auch die Handschuhe fehlten hier und da dem Anzuge der eleganten Dame nicht, selbst sie waren mitunter mit Gold verziert und reichten meist am Arme hinauf.

Allerdings kommen Handschuhe in der früheren Zeit des Mittelalters nicht gar so oft vor, auch ist ihr Leder noch ziemlich rauh und grob und scheinen sie wirklich zum Schutze zu dienen, ohne noch einen so ausgesprochenen Luxusartikel zu bilden, wie später, wo seidene, geschlitzte, garnirte und gestickte Handschuhe keine Seltenheit mehr waren. Uebrigens führt Ulrich von Lichtenstein schon „hantschuoh von siden wol gewocht" (gewebt?) an.

An dem Gürtel hingen verschiedene zierliche Sachen, bei der „Straßentoilette" etwa ein Handspiegel und ein Riechfläschchen, das selten fehlte*), im Hause Scheere, der Schlüsselbund, das Ehrenzeichen der deutschen Hausfrau u. s. w. Was die Schuhe anbelangt, welche die Vertreterinnen des schönen Geschlechtes trugen, so waren diese selbstverständlich der kostbaren übrigen Tracht anpassend.

Die Schuhe hatten sich aus den in der älteren Zeit üblichen Sandalen rasch herausgebildet; insbesondere dürften römische Einflüsse hiebei maßgeblich gewesen sein. Genug, die Schriftsteller der damaligen Zeit wissen viel davon zu erzählen, wie den Mädchen und Frauen Atlasschuhe und Seidenstiefelchen nicht genug eng gemacht werden konnten. So etwas kommt heutzutage freilich nicht mehr vor.

Wenn übrigens der Leser sich über das eine oder andere Stück jener Damenmoden lustig macht, so thut er unrecht daran. Auch die männlichen Moden zeigten bald nicht mehr die ursprüngliche Einfachheit, gaben vielmehr zu den mannigfaltigsten Ausschreitungen Veranlassung. Sammtne und seidene Kleidungsstücke nahmen auch hier schnell überhand. Man trug in Falten gelegte, mit Gold gestickte Jacken, darüber die kurzen Oberröcke, gewöhnlich aus einem kostbaren Stoffe, enge Beinkleider und spitze Schuhe. Schon in den Heldengedichten der früheren Periode des Mittelalters wimmelt es von ermüdend langen Beschreibungen kostbarer Anzüge der Rit-

*) Vgl. Goethe's „Faust", Scene im Dom mit Gretchen, dem guten und dem bösen Geiste, wo Gretchen ausruft: „Nachbarin, Euer Fläschchen!"

ter; Hartmann, Wirnt von Gravenberg, Conrad von Würzburg, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Veldeke, Ulrich von Liechtenstein liefern uns oft Seiten lange Schilderungen. Die einzelnen Bestandtheile der Kleidung, die Stoffe, aus denen sie verfertigt ist, haben meistens Namen romanischen (französischen) Ursprungs, ich erwähne hier nur das Oberkleid: surkôt (surcot), eine Mütze bônit (bonnet), dem purpurfarbigen golddurchwirkten Seidenstoff, pliat genannt, das diademartige Band schapel, welches auch Männer trugen.

Frühzeitig kam das Barett mit der Feder auf, eine hübsche Kopfbedeckung, die sich lange Zeit erhielt.

Der Ritter hatte später auf seinem über die Rüstung gezogenen Rock meistens sein Wappen gestickt, welches ihn, selbst bei geschlossenem Visir, kennzeichnete. Hierbei erinnere ich an die Scene in Gustav Freytags „Ahnen" („Die Brüder vom deutschen Hause"), worin der Ritter Ivo zu Ehren der Gebieterin seines Herzens, nachdem diese einmal einen ähnlichen Wunsch ausgesprochen, sich vornimmt, ihr einen Mantel, der aus den Wappen der Besiegten zusammengesetzt ist, zu erkämpfen. Nach jedem Kampfe, in welchem Ivo seinen Gegner in den Sand geworfen, schneidet er ihm in Gemüthsruhe das Wappen aus dem Rocke, bis er zuletzt wirklich den Mantel aus derartigen kostbaren Wappen zusammensetzen kann.

Beim Uebergang in die nächsten Jahrhunderte änderte sich manches an diesen Kleidungsstücken, doch nicht zu deren Vortheil. Die Aermel am männlichen Oberkleide wurden weit und immer weiter, der Rock selbst ward immer bauschiger, die Beinkleider trug man sogar an jedem Fuße in andern Farben, die Schuhe bekamen vorn lange Schnäbel, an den Kleidungsstücken waren Glöckchen und Schellen befestigt.

Ein Stutzer des 14. Jahrhunderts sieht etwa folgendermaßen aus: Er trägt ein kurzes Untergewand mit ungeheuer weiten Aermeln, die oft bis zu den Knien herab reichen, darüber ein nicht viel längeres Oberkleid ohne Aermel, das in der Mitte von einem Gürtel, an welchem ein kurzes Schwert hängt, zusammengehalten wird. Die beiden Gewänder haben grellbunte verschiedene Farben, sind z. B. die Aermel, welche ja ganz sichtbar werden, grün, so ist das Oberkleid purpurroth, natürlich aus Sammt oder anderem kostbaren Stoffe, An diesem Kleide hängen am Halse. wo es geschlossen ist, silberne Schellen, die beim Gehen lieblich ertönen. Die Beinkleider sind enganliegend; was die Farbe betrifft, bei der eben angenommenen Farbe des Rockes, etwa der rechte Fuß gelb, der linke lichtblau und gelb nach abwärts gestreift. Das Bein umschließen nicht minder bunte, auch gestickte Schuhe, die nach vorne einen gegen ein Fuß langen Schnabel haben, der vorne umgebogen erscheint, an diesen gebogenen Schnäbeln hängt dann je ein zierliches, silbernes Glöcklein. Das bartlose Gesicht dieses hocheleganten jungen Mannes umrahmt eine dichte Fülle blonder Locken, die bis auf die Schultern niedersinken. Darauf sitzt ein zierliches, kleines Barett mit Perlen oder Steinen geziert und mit einem Federbusch versehen.

Was die Mode, Schellen an den Kleidern und Schuhen zu tragen, anbelangt, so war dieselbe gerade in Oesterreich zu jener Zeit weit verbreitet. Der steiermärkische Ritter Ulrich von Liechtenstein führte einen Schild voller Schellen, die lauten Klang von sich gaben. Ilsung von Scheuflich, ein Zeitgenosse Ulrich's führte wohl fünfhundert Schellen an sich, sogar an seinem Speere hingen viele kleine Schellen.

Es wurde eben der Schnabelschuhe Erwähnung gethan. Diese Fußbekleidung war eine der geradezu verrück-

testen Moden, die jemals aufkamen. Man trug diese Schuhe schon im 11. Jahrhundert und bis in's 15. Jahrhundert hinein, immer närrischer, mit immer längeren Schnäbeln. Der eigentliche Schuh hatte vorn eine Verlängerung, einen Schnabel, welcher oft einen Fuß und darüber lang war; damit er recht zierlich aussehe, stopfte man den Schnabel mit Werg u. dgl. aus. Manche Schnäbel waren auch seitwärts oder zurück und dann wieder vorwärts gebogen, darum sagt auch ein darüber erbitterter frommer Schriftsteller jener Zeit über diese Schnabelschuhe: „sie richten sich, wie Schlangenschwänze oder Scorpionen in die Höhe oder winden sich, wie Widderhörner hin und her, welche Umgestaltung der göttlichen Werke für eine Lästerung zu achten ist."

Die Schnäbel der Schuhe wurden sogar mit Schnitzwerk verziert, mit Silber und anderem Metall überzogen, ja man gab ihnen wohl gar die Gestalt von Klauen, menschlichen Gesichtern u. dgl. Thorheiten mehr.

Steiermark stand keineswegs zurück an Huldigungen, die der Königin Mode gezollt wurden und der Chronist Ottokar, genannt „von Horneck", klagt in seiner bekannten österreichischen Reimchronik gar laut über die Weichlichkeit, in welche seine Landsleute, die Steirer verfallen sind; er wirft ihnen vor, daß sie sich nun eines Eisenfleckens am Harnisch schämten, der früher für ein Ehrenzeichen galt, daß Männer ihre Haare nach Dirnensitte schmücken u. dgl. „Wollte Gott", ruft er aus, „ihr Steirer wäret der Sitte eurer Väter treugeblieben, wohin sie nur immer kamen, wurden sie als wackere Männer gerühmt." — Was in Steiermark im Jahre 1336 mit der Mode getrieben wurde, darüber erzählt uns aber auch ein Leobner Chronist unglaubliche Dinge; die Aermel am Rocke ließen manche so erweitern, daß die ganze Länge des Rockes dem Umfange dieser Aermel nachstand, manchmal war auch nur der linke Aermel so weit. Die linke Hand hat nämlich als besonders bevorzugt gegolten, Modenarren zierten den linken Aermel wohl auch mit Seide, mit Silber, oder ließen auf demselben einen Fleck anheften, auf welchem dann Buchstaben in Gold oder Silber erschienen. Im Gegensatz zu den weiten Aermeln wurde es auch Sitte, so enge Kleider zu tragen, daß man eines Gehilfen bedurfte, um sie an- oder auszuziehen. Eine Zeit lang verdrängten Kapuzen die übrige Kopfbedeckung und es trug nun sogar der Bauer und der Hirte seine Kapuze, wie der Vornehme. Ueber alle diese Modethorheiten erzählt uns der Chronist von Leoben ausführlich und genau und nur einige Andeutungen aus seiner Darstellung, da sie mir charakteristisch erscheinen, glaubte ich hier wiedergeben zu sollen.

Unterdessen, zu Anfang des 15. Jahrhunderts, begannen in den Frauenmoden andere Abenteuerlichkeiten überhand zu nehmen. Vor Allem gehören hieher die verschiedenen Gattungen der Kopfverunstaltungen, unpassend Kopfputz genannt, das Haupt wurde mit Tüchern und Schleiern umwickelt, eine spitze Brocatmütze, wie ein Zuckerhut geformt, aufgesetzt, von der ein langer Schleier niederwallte. Später bekam die Mütze auf dem Kopfe Flügel nach rechts und links und erst im 16. Jahrhundert wurde daraus ein erträglich aussehendes Häubchen.

Eine Unsitte, die bei den Römern geherrscht, nämlich, daß die Frauen sich des fremden Haares zur Kopfzierde bedienten, finden wir zwar nicht Anfangs, aber später auch in Deutschland; so erwähnt ein Schriftsteller des Jahres 1472: „Die Frauen nehmen todtes Haar und binden es ein und tragen es mit in zu Bett und ihr eine dürfte nicht eines Todten Hand anlegen: es ist alles unrecht, es ist alles Kartenspiel und Betrügniß

der Welt." — Die sonderbaren Kopfputzformen beim weiblichen Geschlechte tauchten übrigens von Zeit zu Zeit immer wieder auf; J. Just. Winkelmann erzählt beispielsweise, daß im J. 1644 vornehme Frauen zu Bremen krumme Hörner getragen, die sie Tüphoiben genannt, er konnte sich, wie er erzählt, wenn mehrere nebeneinanderstanden und sprachen, „des Lachens wegen der oben zusammenstoßenden Hörner wunderlichen Spielwerken schwerlich enthalten".

Die Hauptbestandtheile des Anzugs blieben bei den Frauen lange dieselben. Auch die männliche Kleidung änderte sich nur insoferne, als man daran bald Ausschnitte anbrachte, bald Zacken oder Spitzen, später wurde der sogenannte geschlitzte Anzug sehr modern, wobei Einschnitte in Rock und Beinkleid gemacht wurden und das seidene oder atlassene Unterfutter von weißer oder auch anderer Farbe hervorgezogen erschien.

Ohne Uebertreibung ging es natürlich auch hier nicht ab, wie schon die Handschuhe beweisen, welche oft ebenfalls geschlitzt und mit Seide unterfüttert erschienen, begreiflicherweise nicht zur Bequemlichkeit des Trägers oder der Trägerin.

Der Kleiderluxus, der sich auf diese Art in allen Kreisen der Gesellschaft kund gab, machte bald wieder geistliche und weltliche Fürsten aufmerksam, es wurden nicht nur, wie wir schon gesehen, einzelne Kleidungsstücke und die Art, wie sie zu tragen waren, bestimmt, sondern es erschienen „Kleiderordnungen", die sich geradezu auf den ganzen Anzug bezogen. Im 14. und 15. Jahrhundert waren schon vielfach solche Kleiderordnungen erlassen, meist war es den Vätern der einzelnen Städte zu bunt, das luxuriöse Treiben ihrer Mitbürger anzusehen und es ergingen die Kleiderordnungen für einzelne Städte.

Bald sahen sich aber weltliche und selbst geistliche Fürsten genöthigt, dem fortschreitenden Luxus durch derartige Bestimmungen Einhalt zu thun. Für Oesterreich und dessen Erblande von besonderem Interesse ist die Kleiderordnung Max I. von 1518, sie zeigt uns zugleich deutlich das erstaunliche Ueberhandnehmen des Kleiderluxus. Dieses Kleidungsgesetz wandte sich an die Vertreter aller Stände, es verbot Jedem, der nicht ritterlicher Abkunft war, das Tragen ritterlicher Zeichen, den Edeln wurden nur anderthalb Ellen Sammt als Verbrämung der Kleider gestattet, keiner sollte einen Federbusch haben, der über zehn Gulden werth ist, ebenso war ein Sammtrock oder Schaube ganz und unzerstückt, jedoch nur zu einem Ehrenkleide gestattet. Den Frauen vom Adel waren Goldketten nur bis zum Werthe von hundert Gulden erlaubt, Perlenhauben bis vierzig Gulden, auch mochte „jede haben ein sammtnes und zwei seidene Kleider von Damast und Atlas, aber goldene Röcke oder ganz goldene Brust sollen sie nicht tragen." Den Bürgern in Städten waren Gold, Perlen, Scharlach verboten, den Frauen daselbst ganz goldene oder silberne Hauben, ihren Töchtern wurden Perlenhauben nur bis zum Werthe von zehn Gulden gestattet. — Selbst auf reisige Knechte, Handwerksleute und Bauern bezog sich diese Kleiderordnung, letztere sollten kein Tuch tragen, von dem eine Elle über einen halben Gulden kostet, nur eine halbe Elle Sammt oder Seide zum Verbrämen war ihnen erlaubt." — Daß diesen Beschränkungen des Kleiderluxus keine große Beachtung geschenkt wurde, beweist ihre fortwährende Erneuerung; Maximiliam II. sah sich veranlaßt, in einer Kleiderordnung Alles noch genauer zu präciſiren, „nachdem die costlichait der Claydung vnnd anderen Gezierden vnnter allen Stenden Geistlichen vnnd weltlichen Mann und Frawen Geschlechts, dermassen gestiegen, das yn ain Standt, vber den andern vnd die geringern den höhern

gleich sein wöllen"; es wurde auch genau die Zahl der Schmuckgegenstände u. dgl. festgesetzt, welche gestattet waren. —

Auch die Prediger von der Kanzel und die Schriftsteller traten dem luxuriösen Modetreiben entgegen, unter den letzteren verstand es vor Allen Fischart in seiner „Geschichtklitterung" (Gargantua) 1582 in dem Capitel „Von deß Gurgellantua lustiger Claydung" eine solche Fülle von Satyre über die Modethorheiten seiner Zeit auszugießen, daß der Leser völlig verblüfft davon wird. Man muß in der That diese grelle satyrische Schilderung kennen, um die Nothwendigkeit der erlassenen Kleiderordnungen zu begreifen.

Daß selbst Angehörige der höheren Stände nicht immer so außerordentlich luxuriös gekleidet waren, ist selbstverständlich, die durchschnittliche Gattung der einfachen Kleidung möge aus dem Berichte des Ritters Hans von Schweinichen hervorgehen, der in seinen Denkwürdigkeiten seinen Anzug (aus dem J. 1569) folgendermaßen beschreibt: „ein barchent Wammes mit Sammet verbrämet; item ein paar deutsch ausgezogen Hosen, die eine Hose gelb und die andere schwarz, mit Taffet ungefährlichen 16 Ellen durchzogen. Desgleichen waren die Strümpfe auch von Bockfellen und ein schwarzer Rock mit Falten dazu."

Vom Anfang des 17. Jahrhunderts zeigen sich die Kleidertrachten Deutschlands in einem eigenthümlichen Umschwung begriffen, und das Hereinbrechen des dreißigjährigen Krieges fegt wie ein Sturm Alles hinweg, was an die frühere Zeit erinnerte. Insbesondere ist das Emporkommen der Alamodetracht zu erwähnen, die mit dem ganzen Alamodewesen auftaucht. Den engen männlichen Kleidungsstücken folgen die weiten Pluderhosen der Landsknechte, die breiten Hüte, die weiten Wämser; es scheint übertrieben und ist doch historisch, daß ein einziges Beinkleid jener Zeit mitunter hundert Ellen Stoff in Anspruch nahm. Auch diese Trachten hielten sich allerdings nicht lange, sind aber für ihre Zeit besonders charakteristisch, der Hang zur Verschwendung drückt sich in der überflüssigen Fülle von Stoff an der Kleidung besonders deutlich aus und die Sucht, mehr zu scheinen, als man ist; beide Eigenschaften sind für die kriegerischen Tage jener Zeit bezeichnend. — Was die Kleidung des Alamodeherrn betrifft, so war sie wieder dem Einflusse französischer Extremes zu verdanken und bot den Satyrikern wieder vielfach Gelegenheit, sich über das tolle Modetreiben lustig zu machen. Moscherosch in seinen Geschichten Philanders von Sittewaldt that dies denn auch in der ausgiebigsten Weise und es wäre sehr ergötzlich, wenn es der Raum zuließe, einige seiner Kraftstellen hier anzuführen. Schon die verschiedenen Schnallen, Bänder, Federn, Stifte, Knöpfchen u. dgl. an den Kleidern eines Modeherrn jener Zeit sind in so unglaublicher Menge vorhanden, daß man selbst die stärksten Ausdrücke begreift, welche der Satyriker jenem Treiben gibt. — Mit der weiblichen Tracht war es und selbst viel später nicht anders. Mengering's im Jahre 1687 in Frankfurt erschienenes Buch „Sünden Rüge" macht uns mit den Toilettenkünsten und mit dem Putz der Frauen genau bekannt, es spart auch nicht mit verurtheilenden Worten: „Sonst war eine Jungfrau eine Alma, jetzt macht sie sich selbst zur Almoda" ruft der Verfasser aus, „Spiegel haben sie sogar in den Büchern, die sie mit in die Kirche nehmen. Eine Schande ist es mit den großen Ochsenköpfen und großen Zöpfen von gelben Haaren, die sie um die Köpfe herumlegen, wie große Wasch-Pläuel, daß man Pferde darauf tummeln möchte." — Auch von der Kanzel herab hörte man nicht auf gegen die Kleiderpracht zu predigen und die

Thorheiten der Mode den Männern und Frauen in draſtiſcher Weiſe vorzuwerfen. „Kommt her“, ruft ein ſolcher Prediger im Jahre 1697 aus, „ihr jungen, ſchönen und adeligen Cavaliere, mit euren neuen Moden, goldgeſtickten Kleidern, gekrauſten Paroken, in Gold und ſammtenen Wägen — ſehet, ſo iſt doch etwas in euch zu ſehen und zu vermerken, welches allen Geſchmack und alle Zierde verſtellet und vernichtet“.

Die Nachäffungsſucht franzöſiſcher Mode verſpottet der ſatyriſche Dichter Joachim Rache recht gelungen in ſeinem Gedichte „Gut und Böſe“, wovon die nachfolgende Probe:

Ein jeglich ander Wort muß nur franzöſiſch ſein,
Franzöſiſch Mund und Bart, franzöſiſch alle Sitten,
Franzöſiſch Tuch und Wamms, franzöſiſch zugeſchnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft
Hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das liebt dem Deutſchen zu. Sollt' ein Franzoſ' es wagen,
Die Sporen auf dem Hut, die Schuh an Händen tragen,
Die Stiefeln auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch
Anſtatt des Neſtelwerks — ein Deutſcher thät es auch.
Wer hätte wohl erdacht, als Narren und Franzoſen,
Bei einem ſammtnen Rock die groben Leinwandhoſen ꝛc. ꝛc.

So erſcheint das achtzehnte Jahrhundert und in ihm bald eine doch geſchmackvollere Auffaſſung der Pracht.

Die ſchöne Leſerin wird manches, wie heute finden. Die Dame der Rococozeit trug ſchwere, koſtbare Stoffe, Seide, Atlas, Sammt, Federn, Gold und Steine. Den Oberleib preßt ein enges Mieder, vorn und rückwärts weit ausgeſchnitten. Ein Seidengewand fließt über den ungeheuren Reifrock, darüber in anderer Farbe ein zweiter Rock mit Spitzen, Blonden, Blumen u. dgl. reich geziert, der vorne auseinanderfällt und das Unterkleid ſehen läßt. Die Aermel reichen bis zum Ellenbogen und ſind reich mit Spitzen beſetzt. Das Furchtbarſte aber war die Friſur. Jede Dame von heute kann ſtolz ſein auf alle Friſuren der letzten Jahre, ſelbſt auf den größten Chignon. Auf dem Kopfe der Dame jener Zeit ruhte auf kreisrundem Wulſte ein Thurm aus Haaren, der oft mit Draht unterſtützt und mit Roßhaar unterfüttert war. Von dieſem Thurme flatterten anmuthig Bänder und Ranken, auch Blumen und Blätter zierten ihn. Alles einzelne daran war vielleicht hübſch, das ganze aber unendlich geſchmacklos. — Den Fuß kleidet ein an und für ſich netter Schuh, nur ein unbeſchreiblich hoher Stöckel befindet ſich daran, der letztere iſt noch dazu gegen die Mitte geſchoben, ſo daß unſere Dame förmlich balanciren muß. Deßhalb wäre es aber auch für eine ſo gekleidete Dame unmöglich geweſen, einen unſerer heute modernen Rondetänze zu tanzen, mehr als ein Menuett, ein Eccoſaiſe ꝛc. brachte ſie nicht zu Stande.

Darin haben wir natürlich nur den „Grundriß“ der eleganten Dame im Salon. Was ſah man aber auch ſonſt in der Kirche, auf der Straße, auf der Promenade! Dort einen netten Federhut mit oder ohne Goldtreſſe, oder einen Armhut, hier einen runden, ſchlichten Bauernhut, dort einen zierlich ſchneeweiß gepuderten Kopf, hier rundgeſchnittenes in die Stirn hängendes Haar, dort eine dünne weiße Halsbinde mit oder ohne ſchwarze Schleife, hier ein über das Kinn heraufgezogenes, auch in der Sommerhitze um den Hals gewundenes Tuch, das an Dicke dem Kopfe gleich wird, dort ein feines, dem Körper angepaßtes Kleid, hier einen groben, ſackähnlichen, langen Rock, dort ein kurzes, gut anliegendes Beinkleid, hier lange, weite Pantalonhoſen, dort mit großen glänzenden Schnallen befeſtigte Schuhe, hier auch in Schnee und Koth kleine ausgeſchnittene Pantöffelchen u. ſ. w.

Ein Bestandtheil zur Vervollständigung der Eleganz der Modedame jener Zeit waren auch die „mouches“, die Schönpflästerchen, jene wunderlichen Bestandtheile der Toilette, welche schon im 17. Jahrhundert aufzutauchen begannen.

Der Prediger T. J. Becker ruft schon im Jahre 1697 aus bei der Schilderung von dem Spiegel der Eitelkeit: „Ich sehe darin ein altes Mütterlein, das läßt sich herzubringen ihren Schmuck und einen überaus schönen Aufputz, läßt sich damit zieren, läßt sich falsche Haare, wohl gekrauft, voll mit Puder, anbinden, schwarze Flecklein, ausgeschnittene Figuren in dem Gesichte hin und her aufkleben“ u. s. w. Auch Moscherosch erwähnt der „schwarz Daffeten Flecken“ im Gesichte. Eigentlich ist die ganze Mode, wie ja unsere meisten Modethorheiten, französischen Ursprungs.

Der Name „mouche“ (Fliege) soll der Marquise von Maintenon zu verdanken sein, welcher die Erfindung dieser Pflästerchen zugeschrieben wird; einige Fliegen nämlich hätten sich, wie man erzählt, einmal in die Milchtasse der Marquise verirrt und seien darin umgekommen und die schwarzen Fliegen in der blendend weißen Milch hätten bei der nach neuen Modethorheiten haschenden, tonangebenden Dame den Gedanken an Namen und Gestalt der mouches erweckt. Man trug diese Schönheitspflästerchen in zierlichen Döschen bei sich, um sie womöglich gleich anzukleben. Sie hatten die Gestalt von Sternen, Halbmonden, Herzen, ja sogar von kleinen Amoretten mit Pfeil und Bogen. Diese maßlos läppische Mode ging so weit, daß sogar der Ort, wo ein solches Pflästerchen angeklebt wurde, seine bestimmte Bedeutung hatte. Ja, im Jahre 1756 erschien ein Werk, das einen „catalogue des mouches“ enthielt, darin hieß es z. B.: „Die Leidenschaftliche hat das Schönheitspflästerchen im Augenwinkel zu tragen, die Majestätische in der Mitte der Stirn, die Muntere im Wangengrübchen, das sich beim Lachen zeigt, die Küsselustige im Mundwinkel, die Unternehmende auf der Nase, die Gefallsüchtige auf der Lippe u. s. w.“

Die Mode des männlichen Geschlechtes in dieser Periode zeigte sich nicht minder barock und prunkvoll. Der Rock, mit tief herabhängender Taille, sehr lang, vorne wohl auch etwas ausgeschnitten, war aus Sammt oder Moire, von manchmal selbst weißer Farbe, mit Seide, Gold oder Silber gestickt und die Aermel desselben weit aufgeschlagen. Jabot und Manchetten zeigten feine Spitzen. Eine lange Atlasweste, Kniehosen, Seidenstrümpfe, Schuhe mit blitzenden Silberschnallen und ein zierlicher Degen vervollständigten den Anzug des Cavaliers, der einen Haarbeutel trug, oft so stark weiß gepudert, daß der Träger beim Schütteln des Kopfes von einer ganzen Wolke umhüllt erschien. Ein kleiner dreieckiger Hut, im Salon unter'm Arm getragen, durfte nicht fehlen.

Merkwürdig ist die Thatsache, daß selbst im 18. Jahrhundert noch Kleiderordnungen erschienen und immer gerade an den Damenkleidern zu mäckeln hatten, so jene aus dem Jahre 1728 vorliegende Kleiderordnung, worin erbaulich und possirlich zu lesen: „Item wollen wir, daß die Frauenzimmer sich nach Landes Anständigkeit bekleiden und hüten des Tragens aller güldenen und vergüldeten Sachen, es sei gut oder falsch, desgleichen aller Behencken, Rosen und anderer Zierrathen an Ohren, Stirnen und Hauben. Wir verbieten denselben auch gänzlich das Tragen seiden-kreppener Röcke und hochgefärbter Kleider; item auch die Büsche auf den Hüten und Häublenen, desgleichen die mit Saffian überzogenen Absätze an den Schuhen, alles weiße Zeug von Musselin, alle französischen Hember ꝛc.“

Der rigoroseste Ehegatte hätte seiner Gemalin nicht so viel verboten;

zum Troste diene allen Damen, daß diese Verbote nichts nützten.

Vielmehr tauchte 1758 der erste „Bazar", das heißt die erste Modezeitung und zwar in Deutschland auf. Ihr Titel lautete: „Mode und Galanteriezeitung". Das Blatt erschien in Erfurt und normirte allen Kleiderordnungen zum Hohn, was und wie es getragen werden sollte.

Das detaillirtere Besprechen der Trachten zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts würde zu weit führen. Die Costumes in Lecoqu's Oper „Angot" geben, wenn auch etwas carrikirt, bis in die Details jene Moden wieder und schon in dieser Hinsicht ist die Oper vom höchsten Interesse. Wir sehen darin den Incroyable, den Stutzer jener Zeit mit buntem Frack, überschlagener Weste, blonder Perücke, schwarzem Collet (Halsbinde) und schwarzem Hut, mit einem starken, schlangenförmig gewundenen Knotenstock und langen Taillen-Ueberrock, vorzüglich gezeichnet. Später schuf die Mode noch manches Tolle; der Elegant trug eine gelbe Jacke über den schwarzen Frack, es kamen die Fracks auf, welche mit den Schößen beinahe den Boden schleiften, uns unter dem Namen „Schwalbenschwänze" bekannt; bei Damen blieben lange die abscheuliche kurze Taille des Kleides, die Giraffe-Frisur, die ungeheuren Hüte mit Straußfedern, wobei das Gesicht, wie in einer Röhre steckte, modern.

So weit sind wir in der Geschichte unserer deutschen Kleidermoden gelangt. Das Princip war freilich bei allen Moden im Grunde immer dasselbe und welche Phasen auch die Kleidung durchgemacht, es erging ihr doch im Ganzen wie dem Hute in der bekannten trefflichen Erzählung Gellert's; der runde Hut wurde zum spitzen, der weiße zum schwarzen, der einfache zum reichgeschmückten, die Zahl der Modenarren rief jedem zu, der den neuen Hut trug:

Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen,
Ihm, schien es, ihm allein ist Witz und Geist verliehen!
Nichts sind die Andern gegen ihn.

Und

jedesmal ward die erfundene Tracht,
Im ganzen Lande nachgemacht.

Die Nutzanwendung Gellert's in seiner Geschichte von dem Hute paßt genau auf die ganze Geschichte der Kleidung, sie paßt auch auf unsere Tage, der Erbe ließ dem Hute nie die vorige Gestalt;

Das Außenwerk war neu; er selbst, der Hut, blieb alt
Und, daß ichs kurz zusammenzieh,
Es ging dem Hute fast wie der Philosophie.

Die heutigen Damenmoden sind, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, hübsch und zierlich, Farbe und Faltenwurf des Kleides hebt die Figur und drapirt sie. Unsere Herrenmoden dagegen sind unmalerisch und unschön; im Mittelalter hätte man einen Modeherrn der heutigen Gesellschaft für einen Schornsteinfeger gehalten, doch das Schwarz ist und bleibt Salonfarbe. Wie lange, wer weiß das; denn jener Satz bleibt, wenn wir das ganze Modetreiben mit einem Blicke übersehen, auch hier wahr, jener Satz, den Börne in seiner prächtigen Dankrede auf Jean Paul im Museum zu Frankfurt am 2. Dezember 1825 ausgesprochen und dieser Satz lautet: „Nichts ist dauernd, als der Wechsel."

„Herabgekommen!“

Wiener Vorſtadt-Figuren von **Friedrich Schlögl.**

Anfangs der Fünfziger Jahre erzählte uns Einer, der von New-York zurückkam, daß er einen bekannten Wiener Geſchäftsmann, der ſich im November 1848 flüchten mußte, auf dem Broadway drüben getroffen, aber in recht kläglicher Geſtalt; denn der einſt Begüterte ſei, da er in Wien Alles in Stich gelaſſen und auf fremder Erde ohne Beiſtand und Hilfe war, gänzlich „herabgekommen“, ſo daß er ſich genöthigt ſah, um nicht Hungers zu ſterben, mit Zündhölzchen und Wichsſchächtelchen hauſiren zu gehen, was er denn auch und zwar in den belebteſten Straßen ungeſcheut that und den Wiener ſogar — ohne zu erröthen — treuherzigſt grüßte. Darob gewaltiges Entſetzen in dem Kreiſe der Wiener Freunde, die faſt ſammt und ſonders darüber einig waren, daß ein Strick um den Hals oder ein Sprung in's Waſſer einem „ſolchen Leben“ vorzuziehen ſei. Notabene für einen ehemaligen „aufrechten Bürger“!

Ich ſchwieg damals und dachte mir nur meinen Theil. Iſt's wirklich ſo ehrlos, die paar Pence, die der vom Schickſale Gehetzte und von aller Welt Verlaſſene zur Friſtung ſeines Daſeins benöthigte, ſich auf dieſe Weiſe zu verdienen? Iſt's honoriger, zu ſchnorren und zu pumpen, ſeinen Freunden im Sack zu liegen oder ſich von verliebten Weibern füttern zu laſſen? Iſt's gar ſo verdammenswerth, ſeinen oft nur zeitweiligen „Niedergang“ ungebeugt zu ertragen, ſich der momentanen Verarmung, wenn ſie unverſchuldet hereingebrochen, nicht zu ſchämen, und gehört thatſächlich eine „eiſerne Stirne“ dazu, vor den einſtigen Zeugen und Genoſſen des früheren Wohlſtandes, als Laſtträger, als Dienſtmann oder als ſimpler Hauſirer ſich ſehen zu laſſen, aber noch immer nicht zu betteln, zu ſchwindeln, zu betrügen, oder Schlimmeres zu thun? Was wir für prüde Leute ſind und für ſonderbare Grundſätze und Begriffe von „Ehre“ haben!

Alſo der „Strick“ wäre vorzuziehen geweſen? Nun, der Mann that's nicht. Er hielt, ohne zu verzweifeln, die paar ſchlimmen Jährchen, die allerdings zu langen Jahren wurden, wacker aus, verdingte ſich ſpäter als Hausknecht in einem Hotel, avancirte daſelbſt, da man ſeine Kenntniſſe und Fähigkeiten zu verwerthen verſtand und er immer ehrlich blieb, zum Leiter desſelben, verdiente viel Geld, ging, als ſich ihm eine günſtige Gelegenheit bot, nach Auſtralien, gründete ſelbſt einen Gaſthof, der ihn vollends zum reichen Mann machte und als ſo Alles wieder in ſchönſter Ordnung und er ohne jegliche Sorgen war, da ließ er ſeine Familie kommen, die er ein Decennium lang nicht geſehen und erzählte ihr und Allen, die es wiſſen wollten, wie ſchlecht es ihm durch „geraume Zeit“ ergangen.

Warum griff der Andere ſpäter nicht zum Strick, Jener nämlich, der ſich vor dreißig Jahren das Maul ſo zerriſſen und uns eben den Schauderbericht von dem armſeligen Hauſirer auf dem Broadway grellfarbigſt zum Beſten gab? Ich begegnete ihn im heurigen Winter; er war nun ſelbſt im vollſten Sinne des Wortes „herabgekommen“, herabgekommen, um

nie wieder in die „Höhe“ zu gelangen; ich sah ihn bleich und fahl und abgezehrt, im fadenscheinigen Zeugröcklein, dem die nöthigsten Knöpfe fehlten, krank und alt und gebrochen. Er huschte scheu an mir vorüber — ich glaube, er ging „fechten“.

Welche Wendung! Wie gab sich der Mann einst so stolz und protzig und wie schmähte er Jeden, der's ihm nicht gleich thun konnte (oder nicht wollte), und was that er sich auf das erheiratete, vierstöckige Eckhaus zu Gute, das ihm eine alte Närrin am Tage der Hochzeit verschrieb. Der liebe Herrgott selbst schien ihm zu gering und sollte ihn, nach seiner Meinung, beneiden, was aber um ihn herum lebte, schaute er nur über die Achsel an und heischte allseits starre Bewunderung. Wir lachten im Stillen über den eitlen Tropf, der ab und zu in unsere bescheidenen Kreise kam, um — seine Herrlichkeit zu zeigen und von neuen Glückserfolgen zu erzählen und zu prahlen. Alles glänzte und glitzerte an ihm von Gold und Edelsteinen; er hatte die schönsten Meerschaumpfeifen und trank nur Thaler-Wein; er schmiß mit dem Gelde um, als ob es Häckerling wäre und machte dumme Streiche und noch dümmere Wetten, um zu beweisen, daß nur Er derlei riskiren könne, denn die übrige Menschheit bestand ja doch nur aus „armen Schluckern“ und „G'frettbrüdern“. Das Geschäft, das er mit der einfältigen Urschel übernahm, florirte und ging eigentlich von selbst, wenigstens ohne sein Zuthun, dennoch schützte er die Nothwendigkeit großer und größerer Reisen vor (weil sie ihn oft monatelang von seiner häuslichen Liebeslast wegbrachten) und während einer solchen Absentirungsfahrt war's eben, daß er über dem Wasser drüben seinen früheren Freund in solch' trauriger Verfassung — und als er mürrisch heimgekehrt, sein vor Sehnsucht und Eifersucht verzehrtes Weib — todt fand.

Nun war der Glückliche unumschränkter Herr seines Glückes, aber, als er es zu fassen und festzuhalten meinte, da entschlüpfte ihm die Leichtfertige und höhnte ihn sogar. Ja, das Glück wich von ihm und tausenderlei Sorgen stellten sich statt seiner ein. Es kam Schlag auf Schlag, alle Speculationen mißlangen, Verluste folgten Verlusten, sein imposantes Vorstadthaus und seine pompöse Villa gingen flöten, Pferde, Wagen, Möbel, Schmuck und Bilder wurden im Executionswege verkauft und er stand eines Tages auf der Straße — fast obdachlos, sicher aber ohne einen einzigen Freund oder Helfer.

Zehn Jahre brauchte es, bis sein Niedergang so zweifellos war, just zehn Jahre, die der Andere benöthigte, sich wieder aufzuschwingen und in der Höhe zu bleiben. Der Herabgekommene fiel aber auch noch immer tiefer, kam mit dem Gesetze und den Behörden in Conflict und verschwand für längere Zeit aus dem Gesichtskreis seiner Bekannten. Als er wieder sichtbar wurde, mied man ihn noch mehr und als die bitterste Noth ihn lehrte, Scham und Scheu bei Seite zu setzen und bei seinen Ex-Freunden zu — betteln, da wollte man ihn nicht einmal je gekannt haben. Er versuchte Alles und das Denkbarste, um sein Leben zu fristen, nur — zu arbeiten hatte er nicht Stimmung und Muße. Was weiter und in der folgenden Zwischenzeit mit ihm geschah, weiß ich nicht, genug, daß ich ihn, wie erwähnt, noch in jüngster Zeit leider am Leben und im verwahrlosetsten Zustande traf. Ein Herabgekommener!

Die Erscheinung ist nirgends selten, in großen Städten an und für sich nicht. Jedes Dorf hat seine „gefallenen Größen“, aber wenn ein cidevant Großbauer, der auf der Kegelbudel oder beim Kartenspiel oder beim Weinkruge sein „Gerstel“ allmälig verthan, sich später an einen Kreuzweg postirt und mit dem Hute in der

Hand sein Vaterunser plappert, auf daß ein mildherziger Vorübergehender ihm einen halben Kreuzer zuwerfe oder eine verschimmelte Brodkrume, so gibt's im Orte wohl lange zu zischeln und die Jungens sperren vielleicht verwundert die Mäuler auf und die Alten schleichen abseit, um sich den tristen Anblick zu ersparen. Was anders ist's im Trubel und Geschiebe und Gedränge einer Bevölkerung, die nach Tausenden und Hunderttausenden zählt, wo auf Tritt und Schritt neue und fremde Gestalten und Physiognomieen auftauchen, wo bei dem fortwährenden Wechsel des Domicils, dem unaufhörlichen Umzuge der Einwohnerschaft, der steten Wanderung von einem Bezirk in den andern, die Insassen einer Straße, ja oft eines Hauses sich gegenseitig unbekannt sind und es bleiben; was Anders ist's, auf solch' buntem Terrain, wo der Einzelne im Strome der allgemeinen Bewegung nicht zu unterscheiden, sich unseren Augen zu entziehen vermag und oft erst nach Jahren und durch Zufall und unverwartet plötzlich uns in den Weg kommt. Da kann's denn geschehen, daß eine derlei Begegnung uns einigermaßen frappirt, wenn nicht gar entsetzt. Wie sieht der Mann (oder die Frau) aus, was ist mit ihm (oder mit ihr) geschehen, wie sind diese Leute herabgekommen! Fast graut es uns, den Unglücklichen einen Blick nachzusenden, es schmerzt uns, daß wir dem Betreffenden die Beschämung angethan, ihn nach solch' trauriger Metamorphose gesehen und erkannt zu haben, ein Frösteln überzieht uns und wir eilen beflügelten Schrittes fort, um das fatale Ereigniß zu vergessen; aber — wir bringen es nicht aus dem Kopfe.

Herabgekommen! Wie oft flüsterte ich mir schon dies Wort zu, wenn ich diese oder jene pitoyable Gestalt mühsam dahinhumpeln sah, wo ein Blick dem oberflächlichsten Beobachter sagen mußte, daß nur ein krasser Glückswechsel dieses Jammerbild geschaffen. Was traf ich schon für Leute, zerlumpt und abgerissen, die einst in den stolzesten Carossen durch die Straßen jagten! Ich habe in meinen Schilderungen aus Alt- und Neu-Wien wiederholt Gelegenheit gehabt, der Goldära des „Brillantengrundes" zu gedenken und welch' Ende viele der einstigen Größen und Zierden des weltberühmten „Fabrikantenthums" genommen und ich brauche dieser rapid Gefallenen hier wohl nicht mehr zu erwähnen. Auch von den diversen Börseopfern schweige ich und von den zahllosen Märtyrern der sattsam bekannten „volkswirthschaftlichen Krise" und wie die mit Tausenden salarirten Bankcelebritäten nachmals kaum ihren Hunger stillen konnten und Jehovah dankten, wenn ihnen ein Samaritan eine alte Hose schenkte. Ich spreche überhaupt nicht von dem Niedergang completer Schichten und Stände und Classen oder von einzelnen Geschäftszweigen, die durch einen Modewechsel oder ein Zollexperiment oder ein sonstiges politisches oder nationalökonomisches Intermezzo hart mitgenommen oder bis zur Vernichtung getroffen wurden, sonst müßte ich all' die Trauerscenen beschreiben, an denen allein das letzte halbe Seculum überreich und wo beispielsweise ganze Colonnen von Bandmachern oder Shawlwebern oder Petinetarbeitern ꝛc. sich bei Canalbauten verdingen ließen, oder Goldschmiede, Ciseleure, Handschuhmacher, Hutstepper ꝛc. ꝛc. sich zur Straßenreinigung drängten, oder öffentliche Sammlungen für ganze Fabriksdistricte eingeleitet wurden, deren Wohlhabenheit sich plötzlich vom Hungertyphus abgelöst sah. Ich habe also nicht fociale Katastrophen im Auge, ich beschäftige mich in meiner heutigen Skizze nur mit der Porträtirung einzelner Persönlichkeiten, die einst eine markante Rolle, sei es in gewerblicher, finanzieller, gesellschaftlicher, künstleri-

scher oder sonstiger Beziehung gespielt, und auf dem Schauplatze ihres verblichenen Glanzes nachmals bemitleidet oder verachtet, immerhin aber von Allen geflohen, gemieden und gescheut, als unheimliche Schemen auftauchen und trübselig an uns vorübereilen oder erschöpft sich fortschleppen. Was gibt das oft für ein Memento der — Vergänglichkeit irdischen Glückes.

Und merkwürdig! Hat dich der Einfaltspinsel in seinen Uebermuthstagen auch gekränkt und beleidigt, hat er dir wehe gethan in dieser oder jener Weise, oder ist er dir zum Aergerniß geworden oder nur albern und lächerlich erschienen, du empfindest doch nicht sättigende Schadenfreude und denkst doch nicht an rächende Vergeltung und sprichst nicht in höhnischen Vorwürfen von Selbstverschuldung und gerecht bestraftem Leichtsinne, wenn du Zeuge einer solchen Schlußscene eines wüsten Lebensdrama's bist. Du thust es nicht, sofern du „ein Mensch bist und ein menschlich Herz im Busen trägst", du thust es nicht und reibst dir nicht vergnügt die Hände und lachst nicht zu solch' grausamem Schicksalswechsel . . .

Du lachst nicht. Ich lachte auch nie, wenn der Zufall es wollte, daß ich derlei „Niedergänge" leibhaftigst vor mir zu schauen bekam und ich lachte am wenigsten, wenn ich bei Diesem und Jenem des Contrastes von Einst und Jetzt gedachte. Oder wäre es denn wirklich so drollig, einen früheren Hotelier später als Eßzeugputzer, oder einen gewesenen Pferdehändler als Stallknecht, oder eine ehemalige Prima ballerina als runzeliges Reinigungsweib sehen zu dürfen, von anderen drastischeren Exempeln gar nicht zu reden? Ach, es schnitt mir vielmehr in die Seele, als ich noch ein Bube war und man mir einen stockblinden Bettler zeigte, der von einer barfüssigen Enkelin geführt, in den Wirthshausgärten der Vororte erschien und als einst vielberühmter „Saraſtro" der Hofbühne mit zitternder, klangloser Stimme sein geliebtes „In diesen heiligen Hallen" sang. Man warf dem Kinde ein Paar Kreuzer auf den Teller, hieß die Beiden gehen und wandte sich ab. Und sie trippelten zum nächsten Tische. Aeltere Wiener werden sich weiters eines phantastisch aufgeputzten, hochbetagten Weibes erinnern, das vor etlichen vierzig Jahren in den Hofräumen des „Bürgerspitales" stand, auf einer schlecht besaiteten Guitarre klimperte und dazu eine uralte Arie aus Paer's „Camilla" oder Paisiello's „Nina" krähte; man hieß sie die „verrückte Hofopernsängerin". Was sah ich im „Loch" alljährlich während der „stillen Woche" für gewesene Größen, für gefallene Sterne, die einst an Thalien's Himmel hell erglänzten und wer bot sich da Alles für die subalternsten Dienste im letzten Erdenwinkel an, wenn der Offerent einst auch in illustrer Herrlichkeit geschwelgt. Graf Gallenberg, der innerlich und äußerlich nobelste Director des Kärntnerthortheaters, der das „Elsler-Paar" zum Ruhme führte, starb in Rom als Ankleider in der Garderobe; das Theater, das ihn um Alles gebracht, wollte er doch nicht missen. Wie fand ich die „erste deutsche Norma" wieder, die Wien Ende der Dreißiger Jahre begeisterte, als sie nach stürmischer Lebensfahrt hieher zurückkehrte und mit halberloschenen Augen Strümpfe strickte, nur um das Nöthigste zum Lebensunterhalt zu erwerben. In welchem Zustande sah ich Wilhelm Kunst in den letzten Wochen seines wilden Lebens, in den Seitenstraßen der Josefstadt dahinwanken, den ich in der Vollkraft seines Könnens und Wirkens vierspännig fahren sah, mit reich gallonirtem Jäger und detto Bedienten und Kutscher auf dem Bocke und Stehbrette. Wie endete Braud, der Mann mit dem „eisernen Arme", der mit seinem

„Lendenritt" und den „Gladiatorenspielen" ganz Wien in Aufruhr brachte, das Guerra's Circus im „rothen Hause" allabendlich förmlich stürmte! Das Ideal der Männerkraft, das beispiellose Triumphe in jeglichem Sinne feierte, aß sein Gnadenbrod zuletzt bei einem Waschweibe, dem der Ex-Riese an den Wienufern (im Vereine mit einem alten Pintscher), die zum Trocknen aufgespannten Wäschestücke hüten mußte. Wer sah Sebastian Binder, den noch unerreichten Sänger des „Schlummerliedes", den notorischen „Frühstück-Sardanapal", als er stimmlos und an den Bettelstab gebracht, nach Pest ging, um auf einem Strohlager zu sterben; wie ja auch der genial-liederliche Reitzenberg in Schwechat starb, weiland der „beste Hamlet", wie der Andere der „beste Masaniello." Auch Breiting, der „beste Robert" endete verarmt und herabgekommen, nur daß sein Geschick milder war und ihn bewußtlos in einem Irrenhause enden ließ. Und eine traurige Wiener Figur war zuletzt auch jener vorstädtische „Ingomar", der talentvolle Schüler und Copist Ludwig Löwe's (nebenbei ein trefflicher Maler), der schließlich den Passanten den Weg vertrat und ihnen sein Elend klagte. Wie weh that dieser Anblick!

Und welche Rolle spielten Andere, als sie auf der untersten Stufe angelangt! Schriftsteller, Journalisten, Musiker, Bildhauer und sonstige Künstler, die alle bessere Tage gesehen und in Wien von Tausenden gekannt waren. Was gäbe es da zu erzählen und für Namen zu nennen, wenn nicht Rücksichten für Ueberlebende Halt geböten. Wie sah Adolph Bäuerle (der Vater), der Lebemann par excellence, bereits „herabgekommen" aus, ehe er seinen Bündel schnürte, um bei Nacht und Nebel seinem theuren Wien und seinen zahllosen Gläubigern zu entwischen! Wie traf ich in den Dreißiger Jahren den Vielschreiber Alois Gleich, der hunderte Bände gern gelesener Romane und ein Schock epochemachender Possen schuf, Alois Gleich, der unglückselige Schwiegervater Rappelkopf-Raimund's, der wahrhaftige „arme Poet", wie ihn Kotzebue zeichnete, oder Julius Voß ihn beschrieb. Gleich wohnte damals in einem Dachstübchen der Kumpfgasse, sein Ameublement bestand aus morschem Gerümpel und einigen Bücher- und Papierstücken. Ich hatte ihm — fünf Gulden zu übergeben, die ein greiser Cavalier, ein bekannter Theater-Mäcenas, in Folge der ergreifenden Schilderung des Loses des Dichter-Veteranen, zu spenden geruhte. Gleich, alias „Ludwig Dellarosa", der „Poeta laureatus" gewisser Schichten des Vormärz, weinte, als ich ihm die „Summe" einhändigte, ich weiß nicht, ob aus Freude oder aus Beschämung, und ich kletterte erschüttert die finsteren fünf Stockwerke herab. Er starb arm und alt und verlassen, schon 1841; ebenso auch (nur allzuspät) seine leichtsinnige Tochter, die als Weib des edlen Dichters Name unverdient schmückte und die am Tage ihres Todes kein Hemd besaß, um ihre Leiche zu bekleiden, die in einen Leinensack gesteckt werden mußte. Und es starb auch wieder deren Tochter auf gleiche Weise, jenes einst entzückend schöne, liebreizende und herzensgute Mädchen, das nur den Namen Raimund ungebührlich führte und das ich als emeritirte, lungenkranke Souffleuse einer wandernden Schmiere, ein paar Wochen vor ihrem Ende nochmals traf. Ein Bild des Entsetzens! Physisch zu Grunde gerichtet und auch sonst verloren! Und fühlt man sich bei solchem Anblick in der Stimmung, zu schelten, zu greinen, zu höhnen oder boshaft und schadenfroh zu lächeln? Wozu und weshalb? Und — wer vermag's?

Ich vermochte es nicht, als ich auch auf andere herabgekommene und gänzlich verlorene Existenzen stieß, die

kein Mitleid zu beanspruchen berechtigt waren, und die, Süfflinge und Lumpe geworden, höchstens Abscheu zu erregen, directe aufforderten. Und dennoch erbarmte mir Lyser, als ich ihn, den reichbegabten Poeten und Musiker und Maler, den einstigen Freund Heinrich Heine's, in den Fünfziger Jahren aus den Branntweinschänken meines Bezirkes hinausgestossen und lächelnd forttaumeln sah. Er dauerte mich, seines vernichteten Genius wegen, der Mensch an ihm war nicht mehr zu retten. Und es erbarmten mir ein paar hinfällige „Matronen", zwei Schwestern, die zur Congreßzeit in der „Gesellschaft" einen dominirenden Rang einnahmen, erlauchte Namen an ihren Siegeswagen spannten und am Abende ihres Lebens an einer schmalen Pfründe zehrten, die ihnen der „Armenfond" gnädigst bewilligte. Wie Viele lebten vom „Armen-Leut-Geld", von den Gaben des Opferstocks und ähnlichen Sammelbüchsen, die noch vor einigen Dutzend Jahren über die Delicatessen jeder Saison gründlichsten Bescheid wußten.

Und Mancher findet sich sogar leicht in sein neues Los. Da sah ich erst unlängst einen Grauschädel, der noch 1860 pechschwarz (vielleicht gefärbt) im Porticus seines Landhauses zu bewundern war, wo der vornehme „Proprietär" stundenlang stand, Orangen schälte und ihren Saft schlürfte, den gaffenden Burschen die Schalen an den Kopf warf und wenn diese darob ungeberdig wurden, sie mit einem Pack köstlicher Regalia's entschädigte, die er in den Knäuel der sich um die Beute Balgenden lachend schleuderte. Welch' Halloh der so reich Beschenkten und wie distinguirt zog sich der gentile Spender nach solch' launiger Episode zurück, während die auf dem Balkon des Hauses befindlichen Cicisbeo's seiner Gattin das artige Schauspiel gütigst applaudirten. Nun, wie gesagt, neulich sah ich den guten Midas wieder, abgemagert und einen schlottrigen Rock um die klappernden Beine gewickelt und — die Zigarrenstummel auflesend, welche die eilfertigen Gäste des Carl-Theaters vor dem Vestibule weggeworfen. Wie gierig langte er nach den abgekauten Stücken. Er, der die Uppmann's einst bündelweise verschenkte. Wie und wo mag die edle Frau Gemalin sich befinden?..

Das sind so einzelne Typen aus der leidigen Sammelgattung, die zur Genüge bekannt. Mancher erhält sich den Talmi-Schimmer noch für eine knappe Frist, Andere machen kein Geheimniß aus der Sachlage und steigen, wenn auch seufzend, von dem Piedestal, auf das sie die Gunst der Verhältnisse versuchsweise gestellt. Wieder Andere ersinnen allerlei Ausflüchte, warum und weshalb sie die Zügel kürzer fassen, aus welchen Gründen sie der Familie keinen Landaufenthalt mehr gönnen, warum sie sich dieser oder jener alten Gewohnheit plötzlich entäußern, die Wohnung verkleinern, das Hausgesinde verringern und gewisse Liebhabereien entbehren wollen. Man verkauft „aus Gesundheits-Rücksichten" Pferde und Wagen und geht zu Fuße; man überläßt einem drängenden Petenten gegen einen anständigen Preis den braven Waldmann und den vielerprobten Caro, einem zweiten Amateur den Taubenschlag sammt seinen befiederten Insassen, findet die Jagdgewehr-Sammlung und das complete Fischzeug überflüssig, vergißt auf die „Premiers" unserer Theater, ignorirt sämmtliche Elitebälle, kleidet sich mit dem Vorhandenen ohne jegliche Nachschaffung und ißt und trinkt frugal und billig. Sie heißen dieß summa summarum „sich einschränken" — die Welt nennt es ein „Herabgekommensein".

Bei Manchen geht die Thalfahrt rasch; bei Anderen fällt der Glücksballon nur langsam, aber doch stetig und unaufhaltsam und sie erreichen aus schwindelndster Höhe den Boden,

wenn auch nicht mit zerschellten Gliedern, so doch, um bei dem Bilde zu bleiben, nachdem sie den letzten Brosamen ihres Proviantes aufgezehrt. Mitunter freilich gibt's auch einen tödtlichen Sturz. —

Oft geht's mit ganzen Familien bergab, zuweilen sinken nur einzelne Sprossen und laboriren fort und fort an ihrem Uebel und haften wie unheilbare Pestbeulen dem Gesammtstamme an und führen ihn dem Ruine zu. Wer kann von solchen Gebresten aus und in seiner „Verwandtschaft" — oder doch Bekanntschaft nicht erzählen! Welche Namen könnten dieses Capitel erläutern . . .

In den entlegeneren Vorstädten tauchen sie dann auf. Man deutet mit Fingern nach dem unangenehmen Zuwachs, munkelt von verschiedenen Geschehnissen und schaut sich mit bedeutungsvollen Blicken an. „Wer hätte sich das gedacht, oft noch vor einem Jahre und von einem s o l c h e n Hause!" Je nun, geschehen ist geschehen und keine Maske vermag mehr zu täuschen. Reicht sie für einige Tage auch noch aus, der Träger verräth sich doch, das Urtheil ist gesprochen, man raunt es sich achselzuckend in die Ohren, es heißt: „Herabgekommen! Fertig! — Kümmern wir uns nicht weiter um ihn!" —

Von der Frau, die das Herz eines Dichters aß.

Ein Märchen aus dem Leben. Von **Robert Hamerling.**

Vor vielen Jahren stand ich einmal im Parterre des Theaters zu X; und da mich das Stück, das aufgeführt wurde, ziemlich langweilte, so beschäftigte ich mich damit, die Damen, die in den Logen saßen, zu mustern.

In einer der Logen erblickte ich eine junge schöne Frau, welche die Miene eines Engels hatte, und welche meine Aufmerksamkeit immer lebhafter in Anspruch nahm, je länger ich meine Blicke auf sie richtete.

Ihr Ansehen zeugte von ebensoviel Intelligenz als Gefühl. In ihrem Gesichte lag der Ausdruck jener pikanten Reife, welche einem Frauenantlitz reiche Lebenserfahrung oder ein eigenthümliches Schicksal, oder die vorausgegangene persönliche Berührung mit etwas Großem und Hohem gibt.

Ich erwärmte mich zuletzt förmlich für diese Frau, und in der Hoffnung, Näheres über sie zu erfahren, sprach ich meine Bewunderung gegen ein Männchen aus, das neben mir stand und das ich nicht kannte. Es war ein wunderlicher Mensch, sah aus wie ein verrückter Musikus oder dergleichen. Seine gespenstigen Augen und sein eingekniffener Mund erinnerten mich an das Selbstporträt, das von Callot-Hoffmann erhalten ist.

Der Alte lächelte anfangs nur gar sonderbar zu meinen Schwärmereien, endlich aber sagte er mir gerade heraus, unter vielem unheimlichen Gekicher und Augenzwinkern, ich sei nicht klug, wenn ich für dieses Weiblein mich enthusiasmire. Sie sei innerlich gar nicht das, was sie von außen scheine, sondern eigentlich, sozusagen, ein kleines Ungeheuer. Aber sie habe sich, als sie aussah wie ein kleines Ungeheuer, an eine Hexe gewendet, um von ihr ein Zaubermittel zu erhalten, damit sie aussehe wie ein Engel. Die Hexe habe ihr wirklich ein Zaubermittel an die Hand gegeben. Und es habe „gut angeschlagen".

„Das wäre?" fragte ich neugierig.

Der Alte grimassirte wieder unheimlich und sagte: „Sie hat ihr ein gottverdammtes Recept verschrieben;

ſie müſſe ſehen, meinte die Hexe, daß ſie das Herz eines Dichters zu eſſen bekäme.“

„Das Herz eines Dichters?“

„Ja. Und das ließ ſich das kleine Ungeheuer nicht zweimal ſagen. Sie machte Jagd auf das Herz eines Dichters, und es gelang ihr wirklich, ein ſolches in ihre Gewalt zu bekommen. Sie durchſtach es mit einer Haarnadel, kochte und verzehrte es in grauſamer Weiſe.

Sie hatte von der Hexe auch gehört, daß das Blut des Dichterherzens um ſo wirkſamer in ſolchem Falle ſei, je mehr der Dichter, bevor man ſein Herz ißt, gereizt, gedemüthigt, gekränkt und gepeinigt wird — ſo wie das Fleiſch von gewiſſen Thieren einen beſonderen Wohlgeſchmack erhalten ſoll, wenn man das Thier lebendig in den Kochtopf wirft und es ſo langſam zu Tode kocht, oder wie man ja auch den Hirſch bei Treibjagden weidlich hetzt, bevor man ihn erlegt, wahrſcheinlich, damit alle ſeine Lebensgeiſter in genießbare, pikant-ſchmackhafte Säfte ſich umzuwandeln genöthigt werden.

Sie that alſo dem Dichter, nachdem ſie ihn an ſich gelockt — zu einer Stunde, als eben ein ſtarker Nebel fiel und er ſie für ein edleres Weſen hielt — und nachdem ſie ihn in einen Käfig geſperrt wie einen Singvogel, erſt alles mögliche Herzeleid an, damit die Säfte ſeines Herzens recht würzig und ſcharf und wirkſam würden.

Das ſo präparirte Herz kochte ſie hernach und aß es.

Der Topf, in dem ſie es kochte, ſoll ſo wunderſchön, wie kein anderer jemals, am Feuer geſungen haben. So rührend ſoll er geſungen haben, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Aber ſie rührte das nicht: für ſie war es gerade ſo viel, als wenn der nächſte beſte Kalbskopf im Topfe gebrodelt hätte. —

Seither ſieht dieſes Weib aus wie ein Engel.

Ein Hauch von Poeſie, von Geiſt, von Gefühl, von Hingebung, von Herzinnigkeit umwittert ſie.

Man hat nicht umſonſt den Blutdampf eines verendenden Dichterherzens in ſich geſogen. Etwas bleibt doch immerhin hängen . . .

Sie erſcheint immer geiſtig angeregt, ſogar kindlich-ſeelenvoll — wenn eines neuen Mannes Bild ihr wohlgefällt.

Sie kennt die Weiſen auswendig, die der Topf mit dem Dichterherzen am Feuer ſang und ſie kann jetzt Andere rühren mit dem, was ſie ſelber ganz und gar nicht gerührt hat.

Was ihr fehlte und was ſie brauchte, das iſt ihr angeflogen. In Fleiſch und Blut iſt es ihr nicht übergegangen. Ihre Seele iſt nur geſchminkt mit dem Blute des Dichterherzens.

Innerlich iſt ſie das, als was ſie geboren wurde. Armer Thor, der dieſer geſchminkten Seele traut! — Warte nur, warte! früher oder ſpäter kommt das kleine Ungeheuer zum Vorſchein!“ —

Dieſe Erzählung des Sonderlings machte auf mich einen tiefen Eindruck, und ich bekam gewaltige Angſt vor dem Weibe in der Loge.

Wenn ſich die Sache wirklich ſo verhält, wie der Alte berichtete, ſo iſt das ja eine ganz verwünſchte Sache mit den Weibergeſichtern!

Man wird eben vorſichtig ſein müſſen. Sieht man eine junge, ſchöne, geiſt- und gefühlvolle Frau, ſo wird man ſich erſt ein wenig erkundigen müſſen, ob ſie das von Natur iſt, oder ob ſie bloß ſo ausſieht, weil ſie das Herz eines Dichters aß.

Kleine Laube.

Der Regenbogen.

Von L. v. Hörmann.

Kaum gibt es eine unter den wechſelnden Erſcheinungen des Himmels, die ſchöner und lieblicher wäre, als der ſiebenfarbige Bogen, der ſich nach vorübergegangenem Regen über den dunkeln Wolkengrund ausſpannt, während über uns doppelt ſtrahlend die Sonne vom blauen Himmel lächelt und ringsum Wieſen und Bäume glitzern, als hingen lauter Diamanten daran. Wie mag es erſt Vater Noah zu Muthe geweſen ſein, als er nach der langen Sündfluth aus dem Kaſten ſchlüpfte und das herrliche Phänomen zum erſten Male erblickte, als ein Zeichen des Friedens und der Verſöhnung zwiſchen Gott und dem Menſchengeſchlechte? Auch auf die alten Völker der Griechen, Römer und Germanen, bei denen es noch keine jener proſaiſchen Phyſiker gab, welche uns lehren, daß das ganze Himmelswunder nichts anderes ſei, als Waſſertropfen, in in welche die Sonne ſcheint, muß die prächtige Erſcheinung des Regenbogens tiefen Eindruck gemacht haben, denn ſie dichteten über die Entſtehung und Bedeutung desſelben Mythen voll ſinnvoller Poeſie. So wurde den Griechen der Regenbogen zum wunderköſtlichen buntgeſtickten Gürtel Aphrodites. Den Germanen aber wurde er zum Briſingamen, ſo heißt das koſtbare Halsband der Sonnengöttin Freja. Als abgeblaßte Erinnerung heißt noch gegenwärtig in Griechenland der Regenbogen Gürtel der Mutter Gottes, ſowie er in Baiern Sonnenring heißt. Die Römer dachten ſich dieſen prächtigen Himmelsſchmuck in der Göttin Iris perſonifizirt. Sie war eine Tochter des Thaumas (Wunder) und flog in flatterndem, farbenſchillerndem Gewande zur Erde als Botin der Göttin, beſonders der Juno. Sie ſchöpfte auch das Waſſer aus den Strömen und Meeren und trug es hinauf zu den Wolken.

Hingegen hieß im nordiſchen Alterthum der Regenbogen Biföß, ſchwebende Brücke, auch Aſenbrücke und galt als der himmliſche Weg zur prachtvollen Götterwohnung Asgard. Ein göttlicher Wächter hütete ſie, damit keiner der Reiſe- und Bergrieſen, ſowie überhaupt kein Unberufener ſie betrete. Darum glaubte man auch, daß der mittlere rothe Streifen des nach Anſicht der Alten dreifarbigen Bogens lauter Feuer ſei, das jedem Fremden den Tod bringe. Wenn aber die Götter darüber wandelten, ſtrömte reicher Segen nieder auf die Erde. Daher ſagt noch heute der Volksglaube in Süddeutſchland, daß vom Regenbogen goldene Münzen herabfallen. Zur Zeit des gottſeligen Kaiſers Mathias ſoll ein ſolcher Goldregen ſtattgefunden haben. Wo der Regenbogen den Boden berührt, findet man eine Schüſſel aus purem Gold oder es liegen am ſelben Platze koſtbare Schätze verborgen. Auch ein gegen den Regenbogen geworfenes Eiſen ſoll ſich in Gold verwandeln.

Die Tiroler behaupten, wenn man an der Stelle, wo der Regenbogen nie-

bergeht, seine Mütze etliche Klafter hoch in die Höhe werfe, sei sie zwar beim Aufsteigen voll Teufel, beim Herunterfallen aber voll Gold. Andere sagen, letzteres sei nur dann der Fall, wenn der Hut oder die Mütze so auffält, daß der hohle Theil obenauf ist, sonst aber bleiben die bösen Geister darinnen. Gewiß liegt in diesem Glauben an die schätzespendende Kraft des Regenbogens eine Erinnerung an den Brisingamen, den kostbaren, strahlenden Halsschmuck der Sonnengöttin Freja, zu welcher schönen Mythe der Regenbogen, der durch das wiederkehrende Sonnenlicht entsteht, Veranlassung gab. Auch daß der Regenbogen eine Brücke sei, über welche die Seelen der Verstorbenen in den Himmel wandeln, weiß man noch in vielen Gegenden Baiern und Tirols, wo sich überhaupt eine Menge solcher alter Anschauungen und Sagen erhalten haben; so besitzt ganz Süddeutschland ein Kinderliedchen, welches heißt:

„Wir ziehen über die goldene Bruck',
Die goldene Bruck' ist abgebrochen,
Wir wollen sie wieder aufbauen.
Mit was?
Mit Gold, Silber, Edelstein.
So fahren sie, so fahren sie,
So bleiben sie."

Hier haben wir deutliche Anklänge an den Glauben vom einstigen Zerfall der Regenbogenbrücke. Denn so erzählt die merkwürdige Mythe der Edda: Bei der Götterdämmerung, wo die Götter selbst und alles Bestehende untergeht, da wird der Wächter Heimtall mit seinem weithin tönenden Horne das Zeichen geben, daß die Himmelsbrücke und Asgard selbst einstürzen und eine neue Weltordnung und ein neuer mächtiger Gott auferstehen werden. Als christliche Variation dieses Mythus mag es auch angesehen werden, daß die Gottesmutter Maria in Legenden häufig auf dem Regenbogen erscheint.

Zur silbernen Kaiser-Hochzeit.

(24. April 1879).

O seht! das Silber glaubten sie
Fast außer Cours zu setzen,
Es sollt' allein die Phantasie
Nur laben noch und letzen,
Die Mühe war vergebens doch,
Das Silber hält im Werth sich noch.

Denn seht nur, wie die Hochzeit heut'
Des edlen Herrscherpaares,
Die silberne, das Volk erfreut
Im Reich des Doppelaares,
Dies Silber ist in Gunst allein,
Man tauscht für Gold es nimmer ein.

Erprob' es der, dem Gold zu Hauf,
Durch Oesterreich heut' zu fliegen,
Er dränge Gold zum Tausch uns auf —
Wird einen d'ran er kriegen?
Er trag' es nur von Haus zu Haus,
Man schlägt es überall ihm aus.

Und weil dem Silber heut man hold,
Thu' gleich ich's einem Jeden,
Ich wähle nicht das Schweigen — Gold,
Ich wähl' das Silber — Reden.
Ja, sagen will ich' allsogleich,
Was heute denkt ganz Oesterreich.

Ich kenn' des Volkes treuen Sinn,
Es wünscht: nach vielen Jahren,
Daß Kaiser trag' und Kaiserin
Das Silber in den Haaren.
Sie sollen einst, als Greisin, Greis,
Vernehmen noch des Volkes Preis.

Ihr Name, der sich uns so lang,
So echt und voll bewähret,
Sei wie vom reinsten Silberklang'
In Zukunft auch geehret,
Für Vaterlandes Glück und Wohl
Sei er das herrlichste Symbol.

Und ihre Sprossen, allesammt,
Des Landes Schmuck und Zierde,
Und alles was von Habsburg stammt,
Die Pfleger echter Würde,
Sie sollen um das Jubelpaar
Beständig steh'n in voller Schaar.

So denkt in Oesterreich Weib und Mann,
Da red' uns keins dagegen;
Und kommt die goldene Hochzeit dann,
Dann kommt der reichste Segen.
Ha, solchem Gold, dem sind wir hold,
Dem Schatz gleicht kein gemeines Gold!

M. Kohn-Bistritz.

Aus dem Dorfe, wo man Narren macht.

Wie doch jetzt auf einmal der Drang in uns gekommen iſt, die Berge zu ſuchen, zu beſteigen, zu beſchreiben!

Die Berge, die *vor* uns waren und *nach* uns ſein werden, die unſere Nachkommen viel beſſer von Angeſicht zu Angeſicht, als aus unſeren hinterlaſſenen Schilderungen kennen lernen werden. Warum wir nicht lieber nach ſeltenen Menſchenexemplaren ausgehen, die fern von der Welt viel häufiger zu finden ſind, als in großen Städten und die geſtern aufſtanden und morgen wieder hinfallen und ſich ſo leicht nicht wiederholen. Solche müßten für uns ja weit intereſſanter und lehrreicher ſein, als die Gebirge mit ihren ewig gleichen Eigenſchaften.

Die Enns beſpült die Gegend, wo ich vor kurzer Zeit einen Menſchen traf, der ein Sonderling und ein Unglücklicher iſt, ſowie ja Sonderlinge ſelten zu den Glücklichſten gehören, und der beides durch den Uebermuth ſeiner Mitmenſchen geworden iſt.

Ich ſtand am Waldwege vor einem geſchnitzten Chriſtusbild und vermeinte träumend in den Wipfeln das Flüſtern jener Gebete zu vernehmen, die vor dieſem Gottesbildniſſe je geſprochen worden ſein mochten. Denn unterhalb an den Füßen des Gekreuzigten war eine Tafel angebracht, auf welcher in halbverwaſchenen Lettern die Worte ſtanden: „Wenn Du auf Erden keine Hilf' mehr weißt, ſo komm' zu dieſem heiligen Kreuz, ich ſeh' dein Anliegen und Herzenspein, ich bin Dein Gott und will Dein Retter ſeyn!“

Wie dem Skeptiker da zu Muthe iſt, wenn er in der Weihe des Waldes vor einer ſolchen Glaubensſtätte ſteht! Faſt iſt auch ihm, als müſſe er beten auf ſolcher lieblichen Oaſe mitten in den Wüſten dieſer Welt. — Und wenn er in ſeinem trotzigen Sträuben vor himmliſchem Troſte ſich auch ſagt: Dieſes Bild haben Menſchenhände geſchnitzt, dieſe Worte haben Menſchenhände geſchrieben, ſo haucht ihm der Wald in's Ohr, ob denn in dem ewigen Glauben, Hoffen und Sehnen der Menſchheit keine Offenbarung liege? Ob nicht ſchon die daraus erſtehende Zuverſicht ein Theil jener göttlichen Gnade und Seligkeit iſt, ohne welche der Atheiſt leben und ſterben muß?!

Aehnlich waren vor dem Kreuzbilde meine Gedanken, als ich einen bäuerlich gekleideten, etwa in der Mitte des Lebens ſtehenden Mann raſch des Weges herankommen ſah. — Der kommt vielleicht um zu beten, dachte ich, denn ſein Haupt iſt gebeugt und auf ſeinem Antlitze iſt Kummer, ich will ihm daher Platz machen vor dieſem Kreuze. — Ich ging fürpaß; der Mann aber hielt nicht vor dem Kreuze an, ſondern eilte mir nach. „He!“ rief er mit heiſerer Stimme, „nur auf ein Wörtel!“

So blieb ich ſtehen bis er herankam.

„Hat der Herr meine Braut nicht geſehen?“ fragte er mich.

„Eure Braut?“ verſetzte ich, „mir iſt hier Niemand begegnet.“

Er faßte mich an der Hand, blickte mich ſcharf an und ſagte: „Sei der Herr aufrichtig. Ich habe Ihm mein Lebtag kein Leid gethan. Wenn Er ſie geſehen hat, hier, anderswo, ſo ſag' Er es mir. Denk er an's jüngſte Gericht, die Brauträuber trifft es am ſchärfſten.“

Wußte nicht, was ich entgegnen ſollte.

„Ja, ja,“ rief er, „denk der liebe Herr nach, hat ſie gewiß geſehen, ſie iſt ſo viel ſchön und jung und hat ein braunes Haar und hat eine geraune (ſchlanke) Geſtalt und roſenrothe Wangen und kann ſingen wie Glocken. Ich gebe Alles, was ich habe, wenn Er mir ſagt, wo ſie iſt!“

Ich wußte gar nichts Anderes zu ſagen, als: „Wieſo vermißt ihr denn Eure Braut?“

„O Jeſus!“ rief er und ſchlug die Hände zuſammen, „Er iſt ganz fremd dahier. Geraubt iſt ſie mir worden

am Hochzeitstag, selber entflohen ist sie nicht, sie hat mich lieb gehabt und ist von Weitem gekommen, mich zu heiraten. Wenn Er ein Reisender ist, so thu Er mir den Gefallen und frag' um. Ich bin der Schuhmacher Anton Wegerich dahier, und sie soll um des lieben Christi Willen zu mir kommen, sonst müßte ich närrisch werden."

Hierauf schlich er traurig davon, am Kreuze vorüber und warf einen langen, begehrenden Blick auf das Bildniß. — Und das ist die Schattenseite des Glaubens. Wer in Gott den Allmächtigen verehrt, der muß ihn als den Ungerechten, Grausamen hassen. Kein Mensch im ganzen Gebiete weiß, wo die Braut ist; der weiß es — warum sagt er's nicht? Warum läßt er den teuflischen Raub zu und stürzt zwei unschuldige Menschen in's Elend. — Ich bin dein Gott, will dein Retter sein! „Halte Wort, Herr Jesu Christ!"

Recht seltsam gestimmt ging ich meines Weges. Als ich in's Dorf hinabkam, dessen weißer Kirchthurm mir schon mehrmals durch die Bäume entgegengeblinkt hatte und die malerische Bauart der Häuser betrachtete, hier schon Schweizerstiel, fiel mir an einer Wand der Schuhmacherschild auf mit dem Namen: „Anton Wegerich." Die Thür war zu, die Fenstergläser halb erblindet und mit Spinnengewebe überwoben. Als ich mich hernach im Wirthshause näher nach dem Manne und seinem Schicksale erkundigen wollte, gab der Wirth eine ausweichende Antwort und setzte bei: „Weil mit einem Halbnarrn nichts anzufangen ist."

Gegen Abend desselben Tages stieg ich auf eine freie Anhöhe, um das herrliche Alpenthal mit seinem schönen Flusse zu überschauen — die frisch treibenden Wälder, die jung-grünen Wiesen und Auen, auf welchen gesprenkelte Rinder bei springenden Knospen weideten, im wunderschönen Monat Mai. Saß hier ein weißköpfiger Bauer auf dem Rasen und sog an einem Tabakspfeifchen. Das ist Einer, der l e b t. Von seinem achten, bis etwa zu seinem fünfundsechzigsten Jahre hat er nichts, als gearbeitet auf Wiese, Feld und Alm, die halben Nächte gesonnen, geplant, die Sonn- und Feiertage um Segen gebetet und geplant, berechnet, alle übrige Zeit gearbeitet, gearbeitet. Nebstbei auch hat er seiner Zeit geheiratet, Kinder bekommen; die Kinder sind groß, stark und brav geworden — er weiß selbst nicht wie, denn von Pflege, Erziehung oder dergleichen ist ihm nichts erinnerlich. Haus und Hof ist in gutem Stande, nun kann er es dem Sohne übergeben, sich auf den grünen Rasen setzen und rauchen. Im Hause hat er sein Stübel und sein Essen und was er sonst braucht; so mag er sorgenlos aus- und eingehen, im Hofe und im Dorfe herum, den Leuten zusehen, wie sie's machen, dort und da ein gutes Wort d'reinreden, einen Rath geben, etwan auch einen Spaß sagen und rauchen. Zum Sonntage sitzt er sein Stündlein im Wirthshause und trinkt ein Seidel — er bleibt schon beim Alten, gleichwohl er das neue Maß ganz gescheidt findet — und raucht. So l e b t er jetzt; verhofft sicherlich auch noch etliche Jährchen gesund zu bleiben und verlangt sich nichts Besseres.

Solchen Leuten geht man gerne zu, sie haben Frieden und sie geben ihn Jedem, der mit ihnen ist. Diesmal freilich fragte ich nach etwas, dessen Beantwortung mir nicht zum Frieden werden wollte und noch heute unbehaglich in mir fortwirkt. — Ich war zu dem alten Manne hingetreten, hatte mich bei ihm auf den Rasen niedergelassen, hatte mich nach Diesem und Jenem erkundigt und hatte endlich gefragt nach dem Bewandnisse, welches mit dem Schuhmacher Anton Wegerich obwalte.

„So," antwortete er, „den Wegerich-Schuster haben Sie begegnet? Das ist ein recht armer, unglücklicher Mensch; wäre mir lieber, wenn Sie die Geschichte nicht verlangt hätten. Sie ist so viel lustig. Na, wirklich, lieber Herr, die Geschichte wäre ganz lustig, wenn sie

nur nicht gar so traurig geworden wäre. — Aber Ihr Tuch thuen Sie sich unterlegen, im Frühjahr ist dem grünen Rasen nicht zu trauen, wenn man ihn nicht gewohnt ist."

Ich setzte mich folgsam auf meinen Plaid; er that das Pfeifchen in Ordnung, denn das ist vor einer Geschichte allemal das Wichtigste, dann sagte er: „Eine Faschingsnarrethei muß der Mensch haben; nicht wahr, das sagen Sie auch?"

„Na freilich," versetzte ich zögernd.

„Versteht sich, das sagt ja Jeder. Just ich bin so alt geworden und habe bis heut' die Nothwendigkeit nicht eingesehen. Wer vernünftig ist, der soll's alle Tag' sein; ist doch der Narr selber so gescheidt, daß er sich gleich bleibt und nicht etwan des Jahres einmal einen Tag vernünftig wird. Na, man kann nicht sagen, daß der Wegerich-Schuster ein Narr gewesen wäre; aber um ein Radel zu viel hat er da drinnen," er deutete auf die Stirne, „sein Handwerk versteht er recht brav; ich selber trag' ein Paar von ihm auf den Füßen; aber seit etlichen Monaten arbeitet er nicht mehr, geht jetzt so herum wie der Anderl im Traum und sucht die Braut. Simulirt und spintisirt hat er alleweil gern, hat alles gleich geglaubt, ist den Leuten überall aufgesessen; und gibt's ja fortweg Gesellen, die so viel eine Freude haben, wenn sie Einen zum Narren halten können. — Schon seit lang her ist der Schuster mit Heiratsgedanken umgegangen; aber schamt sich ja jede Gans, so Einen, den die Leut gern hänseln und der sein Maul nicht recht brauchen kann, zu nehmen und wenn er sonsten der beste Mensch und der fleißigste Arbeiter wäre. Ist ein herzensguter Lapp, der Toni; aber na, genommen hat ihn Keine und darüber hat er sich halt rechtschaffen gegrämt."

„Da ist's nun," fuhr der Alte fort, „im vorigen Fasching gewesen, daß leicht Etliche vom Dorf' zusammengestanden sind und verabredet haben, sie wollten sich mit dem Wegerich-Schuster einen Faschingsspaß machen. — Steht darauf nicht lang an, so wird dem Schuster gerathen, er solle sich verheiraten in einer Weise, wie man's in den Städten macht und Tausende ihr Glück schon gefunden hätten. Es gibt ja für Jeden Eine auf der Welt, die ganz genau für ihn paßt und die auch noch Geld hat. Die Allerschönste braucht sich mit einem braven Professionisten nicht zu schämen und eine Gescheidte thut's auch nicht. Aber finden muß der Mensch die Rechte. Daher also in die Zeitung geben! — Der Halbnarr ist leicht beschwätzt und läßt sich mit Namen und Geschäft, und Allem was d'ran ist, in die Zeitung setzen und daß er eine Frau thät' suchen. — Steht nicht viel über eine Woche an, kriegt der Schuster durch einen Freund schon ein rothes Briefel: In Graz hat sich Eine gefunden. Sie ist jung, gesund, hat etwelches Vermögen und ist bereit, dem Meister Wegerich ihre Hand zu reichen. Aber lang herumthu'n mag sie nicht; wenn sie sich einmal entschlossen hat, so solle die Sach' gleich abgemacht werden. Sie kommt am nächsten Sonntag mit dem Vormittagszug in's Dorf — alles Nähere mündlich. — Der Schuster ist voller Freuden, gleichwohl er bedenkt, daß sie möglicher Weise ein recht häßliches Weibsbild sein könne, weil von ihrer Schönheit keine Rede sei. Ein Bild hätte sie schon schicken dürfen. — Nu, wie der Will', er erwartet sie am nächsten Sonntag zum Vormittagszug. Es steigen ein paar Leute aus, darunter auch ein junges Fräulein in städtischem Anzuge, glatte Handschuhe an den Händen und einen weißen Schleier vor dem Gesicht. Sie schaut fremd herum, geht dann auf den zitternden Schuster zu und frägt nach dem Hause des Meisters Anton Wegerich. Jetzt gibt sich der Schuster zu erkennen, Sie schlägt den Schleier zurück und lächelt ihn an. Sie ist jung und blühend wie das Leben, ich habe die saubere Braut ja selber gesehen; schlank

gewachsen, blaue Augen, rothe Wangen, eine kräftige Stimme — der junge Lump, aus dem kann noch was werden!"

Mein Alter hatte sich zornig umgewendet und biß in das Pfeifenrohr, bis ich ihn fragte, von wem er spreche.

„Von der Braut spreche ich," fuhr er fort. „Ein Sechzehnjähriger aus der unteren Gegend ist's gewesen; einverstanden mit der Narrethei und ein größerer Spitzbube als die Andern. Einem Geschiedten hätt's doch müssen auffallen, aber der Schuster hat sich auf der Stell' in das Fräulein verliebt, hat um ihr Handtaschel gegriffen und ist voll Jubel mit ihr in's Dorf gegangen. Was da die zusammengespielten Leut' g'lacht haben! Der Narr hat gemeint, sie freuen sich über sein Glück. Die Braut ist gut abgerichtet gewesen; so sagt sie jetzt, es wäre ihr Verlangen, daß sie gleich Hochzeit halten sollten. Er schaut ihr glückselig in's schöne Gesicht und meint, ein paar Wochen dürfte es wohl doch hergehen, bis sie beim Pfarrer und mit Allem in Ordnung wären. Sie fragt ihn, ob er denn nicht ein Lieberaler wäre? Ja versteht sich, versteht sich, sonst hätte er doch die Neuzeitung nicht brautwerben geschickt. — Gut, so brauchen sie den Pfarrer gar nicht. Ihre Schriften habe sie bei sich, sie heiraten beim Notar. — Einverstanden ist der Schuster gewesen und — der Notar auch. Ja, der Notar freilich auch, aber auf eine andere Weise. Ein paar Zeugen sind leicht zu Handen, so hats keinen Anstand und auf ja und nein ist die Civilehe abgeschlossen. 's ist just am Fasching-Dienstag und die Leute halten sich die Bäuche vor Lachen. Drauf ist ein Hochzeitszug in's Wirthshaus, ein wahrer Narrenzug. Herr, wenn an diesem Tag' bei uns die Schneelahn niedergegangen wäre, wie über das arme Bleiberg, es hätt' mich nicht gewundert. So ein gotteslästerliches Treiben da! Mein Haus ist da oben auf dem Berg, ich hab' von der ganzen Narrethei nichts Rechtes gewußt, sonst hätt's wohl fein mögen, daß ich mit dem Stecken hinabgekommen wär' und die Lumpen auseinandergesprengt hätt'! — Im Wirthshaus ist ferm eine Mahlzeit gewesen, wo das ganze zusammengespielte Bandel mitgezecht und Alles um die Narrheit gewußt hat — nur der Narr selber nicht, der Wegerich-Schuster. Der sitzt neben der Braut und ist außer sich vor Freud und Seligkeit über das Glück, das er gemacht hat. Jetzt, wie der Mensch in ein Mannsbild verliebt sein kann! wenn man's auch nicht weiß, so muß man's doch spüren; meint der Herr nicht auch? Aber ich sag's ja, wenn der Halbnarr verliebt ist, so wird er ein ganzer."

„Und dann?" fragte ich, „wie ist's weiter gewesen?"

„Na, wie sie halt so in die Nacht hineinzechen und viel Gesundheit ausbringen auf die Braut und den Bräutigam und wie der sich noch höflich bedankt und bei sich denkt: Zeit, daß wir fertig werden und zum Schlafen kommen, 's ist gar nicht mehr früh — sitzt auf einmal die Braut nicht mehr da. Weil sie länger ausbleibt, so steht er auf und geht sie suchen, sucht hin und sucht her und frägt Diesen und Jenen, ob er denn die Braut nicht hätte gesehen, er wisse nicht, wo sie hingekommen sei. Man hilft ihm noch suchen und kichert und kichert, und Einer vermuthet, ob sie nicht etwa entführt worden wäre. — Da schreit der Schuster auf; so schreckhaft soll er aufgeschrieen haben, daß den Leuten angst und bang worden ist. Er läuft in die Nacht hinaus und rennt wie besessen herum und ruft nach seiner Braut. Sie eilen ihm nach, daß er nicht etwa in's Moor hinabkomme oder in die Enns. Sie rufen ihm zu, er solle umkehren und gescheidt sein, das Ganze wäre ja nur ein Faschingsspaß gewesen. Er hört es nicht und als er's hört, so glaubt er's nicht. Sie bedeuten ihm, daß die Braut ein Bursche gewesen sei aus der unteren Gegend, der jetzt wieder heimgefahren; und die Geschichte mit der Zeitung und mit dem Notar

ſei auch nicht Ernſt geweſen und zum Faſching eine Narrethei müſſe der Menſch haben. — Hat der arme Teufel laut angehebt zu weinen und er glaubt's nicht, er glaubt's nicht! — So iſt er heute noch, er geht herum und ſucht ſeine Braut. Das iſt ein Elend mit dieſem Menſchen; 's iſt eine große Frag', ob er wieder zurechtkommt."

Jetzt wußte ich's alſo.

Ich dankte dem guten Alten für ſeine Erzählung. „Nicht zu danken," verſetzte er, „es iſt nichts Gutes geweſen."

Am andern Tage, als ich jenes Dorf verließ, wo man aus Halbnarren ganze macht, ſah ich den Brautſucher wieder. Ich wich ihm aus, aber ich blickte ihm von Weitem lange zu. Das war freilich ein intereſſantes Exemplar für einen Volkscharakterſammler, doch ein trauriges. Ich wüßte nur ein Mittel, ihn von ſeiner fixen Idee abzubringen — aber das iſt nicht anwendbar. R.

Hat ſich ein Märchen vollzogen?

Gedicht von J. W. Mayer.

Hat ſich ein Märchen vollzogen?
Hat eine neckende Fee
Duftige Kronen mit Schnee,
Blüthenſchnee reich überzogen?

Ah, die ſchimmernden Bäume
Blüthenſchwer, bändergeſchmückt!
Hat mich ein Wahn berückt?
Wache ich? Necken mich Träume?

Nein! Wie es flattert im Winde!
Farbiger Ketten Flaum
Schlingt ſich von Baum zu Baum,
Schlingt ſich geſchwinde, geſchwinde!

Iſt es der Dorfplatz, der alte?
Wie er ſo öde ſonſt war,
Jeglicher Blüthe baar!
Ach, es iſt noch der Alte!

Mädchen mit runden Wangen,
Thuſt ja ſo luſtbeglückt!
Sag', wer den Baum Dir geſchmückt,
Bänderreich, feſtlich behangen?

Hei, wie die Blicke ſich ſenken,
Hei, wie die Wange erglüht!
Und Dein Maibaum blüht —
Mädchen, was ſoll ich da denken?

Zwiegeſpräch.*)

Auf einer Blöße, die durch das Ausholzen des Hochwaldes entſtanden war, arbeiteten zwei Holzknechte. Die Sonne brannte heiß. Den beiden Männern wurde ihre Arbeit recht ſauer; die Säge die ſie durch einen mächtigen Holzblock zogen, knarrte im kernigen Holze. Der blanke, ſchneidige Stahl war durch die Reibung und die Sonnenhitze glühend heiß geworden und als die Arbeiter denſelben mit einer Speckſchwarte beſtrichen, damit er leichter die Reibung überwinde, ziſchte das Fett laut auf.

„'s is rein, als ob ma' 's mit Pech onſchmierert," ſagte einer der Holzknechte, „ſo zach und ſchwar losſt ſa ſi' durch's Hulz ziag'n."

„'s hobt, als wia a Zeck," gab der Andere zurück.

Sie ſpuckten in die Hände und begannen abermals zu ſchneiden; — bald ſetzten ſie wieder ab.

„Au weh, Lippl, dös hoaß i ſchinden," klagte der eine.

„Bei dera Hitz'," gab der andere zu.

„Wo nur der Teufelsſtomm g'wochſa is."

„I moan, ſchier am Ochſenbod'n."

„Ah, 's kunnt auf der Hitzlhommerſeit'n a ſein."

„Oder gegen 's Schützenberg."

„No, an enz Kernſtück'l is 's.

„D'Sog war eh guat g'falt: i hon ſ' n Wegerer-Seppl geb'n."

„Ah jo, gengan mir's holt wieder an!" — — —

Und wieder ertönte das ſchrille, kreiſchende Geächze aus dem Holze.

„I woaß nöt, Lenz, dös ſchagrz'n kimmt m'r gor ſo bſunder für!"

„Hän — 's is wohr — 's ſchreit, ols wia verhext." — — —

Sie ſägten weiter.

„An Durſt hon i, wia an o'ſtehater Fiſch. — Vielleicht is no' a Woſſer

---

*) Dieſes uns zugeſandte Zweigeſpräch charakteriſirt recht treffend die Redeweiſe des Waldarbeiters. Die Red.

in 'n Log'l," ſagte Lipp und ging zu einem kleinen Fäßchen, das mit einem lodenen Wettermantel verdeckt am Boden lag. Er trank, aber gleich darauf ſpuckte er das Waſſer wieder aus.

„Dää, dös is worm, als wia a Supp'n."

„Wirſt no' dürſtiger drauf, loß 's ſteh'n," rieth Lenz.

Beide gingen abermals an die Arbeit. Sie zogen die Säge immer langſamer hin und her, bis ſie endlich wieder ganz ſtill hielten.

„Wos in den G'ſpenſt nur drinn ſtecka muß!" rief Lipp.

„Dös gragerz'n is völli' ſchiach."

„I moan all' weil, dös is nöt recht richti'."

„Is eppar a Nogl drinnab."

„Dös war leicht migli'! Hat nöt der Grob'nbau' amol a ganz' Eiſenſtangel außabrocht? Er durſt nur amol eing'ſchlog'n wurd'n ſein, wia der Stomm no' jung war."

„No, wos plog'n wir uns denn oft'n? Loſſ'n mir dös Trum lieg'n!"

„Mir war's eh a liaber; oder ſchneid'n mir no' an Eichtel."

Der Schweiß perlte beiden in großen Tropfen von der Stirne, und man ſah es ihnen an, daß es ihnen ſehr erwünſcht geweſen wäre, wenn irgend ein Zufall ſie in ihrer Arbeit geſtört hätte. Deshalb kam auch der Lipp auf einen Gedanken.

„Hörſt as," ſagte er, als neuerdings der geheimnißvolle Ton erklang, „do ſteckt heili' wos drinn!"

„Dös müaßt ſi' jo zoag'n."

„Belei, — 's Bloch kunnt leicht verzaubert a ſein."

„Moanſt?"

„Wos moanſt denn Du?"

„Wos i moan?"

„Jo, wos D' moanſt."

„Hm, kunnterſt Recht hob'n."

„Dös is g'wiß! Woaßt, hot nöt der Salcher a amol a ſo a Stuck z'ſchnitt'n —"

„Jo, jo, und oft is 's brinnert wurd'n." —

„Und do wor's, als wia wenn wer in der Flamm'n g'ſtand'n war."

„Jo, darzöhlt hot er 's a ſo."

„Und d' Sog hot a allweil ſo graunzt, hot er g'ſogt."

„Hot er g'ſogt?"

„Hot er g'ſogt."

„Bei uns raunzt's grob ah a ſo."

„Grob a ſo."

„D' Sunn ſcheint a ſo hoaß."

„Daß ma frei umſteh'n kunnt."

„D' Sog glüat beinoh."

„Kunnt leicht 's Holz brinnert werd'n."

„Dös föl war gfahlt!"

„I moan's holt a."

„Und mit an G'ſpenſt kunnt ſi's oaner a verſeg'n."

„No jo, grob wia's bei'n Salcher wor."

„'s ſoll nöt guat ſein, wann ma' ſo a Hulz z'ſchneid!"

„Dös hon i ſchon zan öftern g'hört."

„D' ormen Seel'n hob'nt koan Rua."

„No jo."

„Jo." — —

„'s G'ſcheidere war —"

„Mir loſſ'n den Glotz lieg'n."

„So is 's. — Z'weg'n der Hitz —"

„Und 'n ormen Seel'n."

„Freili!"

„Holt jo."

Und ſie zogen die Säge aus der Schnittſpalte und begaben ſich in ihre Hütte, um ſich und der Geiſterwelt gerecht zu ſein.

Jeremias Immergrün, der Dichter von Profeſſion.

Eine Plauderei von C. Bruch-Sinn.

Herr Jeremias Immergrün iſt von Profeſſion ein Dichter. — Schöne Leſerin, gebiete Deiner Phantaſie, welche Dir ein ſchmeichleriſches Gebilde vorzaubert, halt! — Ein Dichter! — Du meinſt, der müſſe hoch und ſchlank gewachſen, nicht über Vierzig alt ſein, überhaupt recht „intereſſant," und insbeſondere ein wenig „ideal" ausſehend, Lange Locken

unerläßlich, etwas zerzauſt, wenn ein wenig mit Grau geſprenkelt — tant mieux — Das erzählt von „Des Lebens Leid“ und gibt der Erſcheinung erſt den rechten haut gout; etwas Bart über den blaſſen Lippen, nicht viel, beiläufig das, was der erſte Liebhaber auflegt, wenn er in der 1. Scene des 1. Actes in einem Salon tritt, mit der Abſicht, einen Ehebruch vorzubereiten. — Und erſt der innere Menſch! Der muß — es kann ja gar nicht anders ſein — auf's I-Tüpfelchen dem Geiſte entſprechen, der uns aus ſeinen Werken weht! er muß der bezaubernde Schwärmer ſein, deſſen Ideale Dir da entgegenleuchten ſchwarz auf weiß, Velinpapier, Prachtband mit Goldſchnitt, Preis 2 Thaler, 10 Silbergroſchen.

Liebe Leſerin, ich muß Dir eine bittere Enttäuſchung bereiten! — Nicht genug daran, daß meines Helden, meines „Dichters“ Schöpfungen niemals auf Velinpapier gedruckt wurden, niemals in Prachtband mit Goldſchnitt auf Salon- und Boudoirtiſchen geſchimmert, niemals einer (mehr oder minder) ſchönen Beſitzerin Gelegenheit gaben, ſich ob ihres feinen, artiſtiſchen Geſchmackes bei der Auswahl ihrer literariſchen Nippes beglückwünſchen zu laſſen, — nicht genug an all' Dem — Herrn Jeremias Immergrün's äußerer und innerer Menſch ſtehen in diametralem Gegenſatze zu dem Dichter, den Du in Deinen Träumen geſchaut und wie auch ich ihn mir idealiſirt in jenen glücklichen Tagen, da „Dichter“ und „Ideal“ für mich ſynonime Begriffe waren und „allerlei Enttäuſchungen“ noch nicht ihre Schatten vorausgeworfen hatten in das ſonnenhelle Gebiet der goldigen, himmliſch ſüßen — Flegeljahre! — Bedenke wohl, ſchöne Leſerin, was ich Eingangs ſagte: „Jeremias Immergrün“ war Dichter von Profeſſion.“ Damit habe ich eigentlich ſchon ſein Weſen charakteriſirt, denn —

„Denn eben wo Begriffe fehlen
Da ſtellt ein Wort zu rechter Zeit ſich ein.“

Dreizehn iſt eine Unglückszahl — das hat ſchon der große Tycho de Brahe geſagt, und viele glauben es bis auf den heutigen Tag. — Keiner aber hat mehr Grund an dieſem Glauben feſtzuhalten, als Jeremias Immergrün, der Dichter von Profeſſion, denn die ominöſe Zahl ſchwebte bereits als ein finſterer Unſtern ob ſeinem ſchuldloſen Haupte, als er erſt im Begriffe ſtand, das wohlthätige, weil ſorgen- und jammerloſe Nichtſein gegen ein leidvolles Sein zu vertauſchen und aus der anheimelnden Dunkelheit des abſoluten Nichts in's grelle Licht der Welt, der Erſcheinungen zu treten. Seine Erſcheinung wurde nicht mit Jubel begrüßt, ja ich möchte ſogar die kühne Behauptung aufſtellen, daß ſein Herr Vater ſelig, als er des dreizehnten Sohnes Antlitz zum erſten Male erblickte und zum dreizehnten Male das obligate „der ganze Papa“ anhören mußte! — die väterliche Hand eben nicht dankend und ſegnend zum Himmel erhob, ſondern dieſelbe recht tief in die Taſche verſenkte, um ſie dort unbemerkt von den ſpähenden Augen einer gewiſſen hilfreichen, aber von Natur und Beruf etwas neugierigen, halbärztlichen Perſönlichkeit, zur Fauſt zu ballen. Wenn er nebenbei noch Luſt verſpürte, ſich die Haare auszuraufen, und an den Wänden hinauf zu laufen (was bei der Kahlheit derſelben und ſintemalen ſie nicht durch überflüſſiges Mobilar verſtellt waren, ohne Hinderniß hätte vor ſich gehen können), ſo war dies dem armen Manne allerdings nicht zu verdenken.

Herr Sebaſtian Immergrün war Schauſpieler an dem leider keines Weltrufs genießenden Theater des .... ſchen Städtchens Armewinkel. Sein Repertoire umfaßte die verſchiedenſten Rollen, welche alle an ihm einen meiſterhaften Repräſentanten fanden. Mit derſelben Gewandtheit, mit welcher er der gnädigen Frau den Herrn Vicomte anmeldete, verſtand er es dem Letzteren bei ſeinem Abgange die Flügelthüren zu öffnen und eine berühmte durchreiſende Tragödin

behauptete einmal ſogar, ſie habe nur an einem Abende auf der vollen Höhe ihrer Meiſterleiſtung geſtanden: damals als ſie in Armewinkel gaſtirend, die Maria Stuart ſpielte und auf der von Sebaſtian meiſterhaft und genial geſtellten Fußbank knieend, die große Scene mit Melville zum allgemeinen Entzücken durchführte. Die Erinnerung an dieſe ihm gewordene Anerkennung trug Sebaſtian ſein ganzes Leben hindurch als größten Schatz im Buſen umher und nur in beſonders weihevollen Stunden ſprach er davon. Beſcheidenheit war überhaupt eine ſeiner Hauptzierden, nie hatte er in dünkelhafter Ueberhebung ſeine Hand auszuſtrecken verſucht nach dem „grünen Gemüſe der Unſterblichkeit“ obſchon ihm ſchon einmal etwas Aehnliches an den Kopf geflogen war. — Das war damals, als er noch im Vollgefühle ſeiner jugendlichen Begeiſterung im Theater der galiziſchen Stadt .... ein „auf Engagement abzielendes“ Gaſtſpiel eröffnete, u. zw. in der nicht undankbaren Rolle jenes Dieners im „Narciß,“ welcher den Polſter herbeizutragen hat, auf welchem die leidende Pompadour in der Schlußſcene des letzten Actes ihren ſchmerzenden Rücken lehnt.

Das kunſtbegeiſterte Publikum fühlte ſich nämlich gerade an jenem weihevollen Abende mit der Leiſtung des erſten Helden, der den Choiseul gab, derart unzufrieden, daß es den todten Buchſtaben einer beißenden Kritik in Wochenblättern zuvorkommend, lieber gleich ſelber hocheigenhändig „beißende Kritik“ übte, indem es unterſchiedliche Zwiebel und andere herticulturelle Producte nach den unglücklichen Choiseul ſchleuderte, welcher ſich in ſeinem Schrecken hinter den nicht minder entſetzten Sebaſtian flüchtete, auf deſſen lockiges Haupt ſich nun die allerdings ihm nicht zugedacht geweſenen Spenden eines verehrungswürdigen Publikums concentrirten. Mit einigen Beulen belaſtet, verließ Sebaſtian am folgen Tage die undankbare Stadt und flüchtete nach dem friedlichen Armewinkel, an deſſen Muſentempel er eine dauernde ehrenvolle Stellung errang. Hier fand er auch ſeine geliebte Aurora, mit welcher er ein ſchönes Familienleben gründete, welches mit der Geburt des dreizehnten Sohnes ſeinen Höhepunkt erreichte. Obgleich Herrn Sebaſtians Remuneration ſeinen Leiſtungen vollkommen entſprach, reichte dieſelbe doch nicht hin, ſeine Familie ſtandesgemäß zu erhalten, was ihn, da ſich eben dieſe Familie beſtändig mehrte, oft in die peinlichſte Lage brachte. In dieſen trüben Zeiten wurde in das empfängliche Herz des jungen Jeremias der Keim zu ſeinem künftigen Berufe gepflanzt. Sein Vater hatte nämlich, gedrängt durch die Umſtände, einen Nebenerwerb ergreifen müſſen, wobei ihm ſein Jüngſter hilfreich zur Seite ſtand, er war — in ſeinen freien Stunden — Friſeur und hatte es als ſolcher bereits ſo weit gebracht in ſeiner Kunſt, daß auch die häßlichſte Schauſpielerin keinen Augenblick an ihrer Unwiderſtehlichkeit zweifelte, wenn Sebaſtian ihr verſicherte, daß die neue Friſur à la chinois ihr zum Entzücken ſtehe und eben zu ihrer griechiſchen Naſe außerordentlich gut paſſe, während der etwas ältliche jugendliche Liebhaber ſich in Wonne auflöſte, wenn Sebaſtian ihm beim Brennen der Locken ſchwor, daß ſämmtliche Honoratioren weiblichen Geſchlechts heute Abend wieder „ganz weg“ ſein würden, bei ſeinem Auftreten. Während Jeremias das Brenneiſen hitzte und Kämme und Bürſten reinigte, ſog ſein jugendlich feuriges Gemüth die Lehren ein, welche ſein Vater ihm in dieſen Geſprächen unbewußt ertheilte — und wenn er dann ſah, daß mancher Gulden in die Hand des Alten glitt, welcher dieſes erhöhte Honorar nur ſeier erhöhten Liebenswürdigkeit zu verdanken hatte — da ſtand der Entſchluß felſenfeſt in ihm, auch ich will mir manchen Gulden verdienen an der Eitelkeit der Menſchen; aber aufwärts will ich ſtreben nach Höherem, zu dem ich geboren bin. Auf welchem Wege er

nach dem „Höhern“ gelangen ſollte, das ſtand noch ſehr unklar vor dem geiſtigen Auge des Jünglings und es war ihm noch nicht klarer geworden, nachdem ſein Vater bereits dahin gegangen war, wo es keine falſchen Haare gibt und keine Friſeure für die echten; nachdem auch die Mutter dem Gatten gefolgt war und die Geſchwiſter nach allen Richtungen der Windroſe ſich zerſtreut hatten, ihren reſpectiven Erwerbszweigen nachgehend. — Jeremias hatte keinen. Noch führte er das Geſchäft des Vaters fort, aber ohne deſſen Genie, denn wenn er auch ebenſo gut zu ſchmeicheln verſtand wie der Alte, ſo friſirte er dafür herzlich ſchlecht und die Kunden fielen nach und nach von ihm ab. Schon gab er ſich dem desparaten Gedanken hin, der Kunſtrichtung ſeines Vaters zu folgen und gleichfalls Fußbänke rücken und Flügelthüren öffnen zu wollen, auf den Brettern, die die Welt bedeuten. — Da kam ihm, durch ein an ſich unbedeutendes Ereigniß eine „Erleuchtung von oben,“ welche ihm ſeinen ganzen künftigen Lebensweg klar vorgezeichnet zeigte. — Es war am Neujahrsmorgen des Jahres 18 . . als es leiſe an ſeine Thüre pochte und auf ſein leiſes „Herein“ ein ehrſamer „Schornſteinfeger“ mit einer langen, auf roſa Papier gedruckten Neujahrsgratulation in Verſen, hereintrat und dieſelbe Jeremias mit vielen Glück- und anderen Wünſchen überreichte. Mechaniſch nahm ſie der bedrückte Künſtlerſohn und ließ ſein Auge über das Poem gleiten, das, wie gemeiniglich ähnliche Ergüſſe, etwa ſo begann: „Hohe Gönner, ich bringe zum neuen Jahr, Ihnen meine ehrfurchtsvollen Wünſche dar. Immer nahe Ihnen Glück und Wohlergehen. — Sie werden gnädig ſein und mir auch etwas geben!“ Jeremias erſte Worte waren ein halb gemurmeltes: „Hab' ſelber nichts.“ — Doch plötzlich ſchlug er ſich vor die Stirne, tanzte, das Blatt ſchwingend, im Kreiſe herum und rief ein über das andere Mal das Wort jenes berühmten Weiſen, welches, in ſeiner Sprache übertragen, etwa lautete: „Hat ihn ſchon!“ — Seine letzten Kreuzer ſchenkte er dem Götterboten, der ihm das Heil verkündet, und — — —

Schöne Leſerin, die du vielleicht auch in ſchwachen Stunden ein wenig „blauſtrümpfelſt“ — verneige Dich vor Deinem neuen Collegen in partibus: Jeremias Immergrün — ja — er war Dichter geworden, ein Dichter von Profeſſion! Keinen Platz hat er ſich am Parnaß erobert, ja, keinen *wollte* er erobern, aber ein *Amt* hat er gefunden und das ernährt ſeinen Mann. — Du kannſt ſchon daraus erſehen, liebe Leſerin, daß er nicht aus Begeiſterung einem tief innerlichen Drange, der Stimme der Muſen folgend, dichtete — denn dann wäre er ja verhungert, wo hingegen er ſich blühenden Lebens erfreut, und — wenn er auch keine Reichthümer aufhäuft, doch niemals hungrig zu Bette geht (was für einen Poeten ſchon ſehr viel iſt) nicht nur das Waſſer erſchwingen kann, ſondern hie und da ſogar ein gutes Glas Wein trinkt auf die Geſundheit ſeiner „hohen Gönner.“ Und er verdient ſich dieſe Labung redlich und wer wollte es ihm verdenken, wenn er, der anläßlich der Geburt eines reichen Erben des Tabakkrämers ein „reizendes“ Gedicht dem glücklichen Vater überreicht, der dasſelbe ſogar auf eigene Koſten drucken ließ, weil darin ſtand, daß ſein Sohn

Das hohe Gemüthe und die Tugend
Der Sparſamkeit vom Vater erbt und
in früher Jugend
Gewiß ſchon ſeinen Spuren folgt. —

Wer wollte es ihm verdenken, ſage ich, wenn er es ſich dann bei der Taufe gut ſchmecken ließ, ſintemalen er noch gratis einen Toaſt ausbringt, auf den Großvater, der an das Biedermayer'ſche Gedicht:

„Wir wünſchen, daß zum heutigen Feſte
„Du ſchmückſt Dein lock'ges Silberhaupt
„Mit Blumen, die Du ſelbſt geklaubt“ —

ſich ſo würdig anſchließt! — Und iſt es ihm nicht zu vergönnen, wenn er, der alten, coquetten, reichen Kaufmannswitwe

zu ihrem 60. Geburtstage ein zartes Poem überreicht, in welchem er vergleicht

„Die hochverehrte Gönnerin
„Mit jener süßen Huldgöttin,
„Die aus dem Schaum des Meeres gestiegen,
„Indeß Amoren sie umstiegen —“

wenn er von besagter Dame mit einer goldenen Busennadel bedacht wird und sie ihm zu der Busennadel auch gleich die nöthigen Hemden verehrt?

Aber freilich — nicht jeden Tag ist ein Geburtstag oder eine Kindstaufe und nicht immer sind die „hohen Gönner“ geneigt, Diners und Busennadeln zu verleihen. Nun, der liebe Gott verläßt die Seinen nicht, und er, der die Lilien auf dem Felde kleidet, läßt auch dem Dichter Jeremias Immergrün manchen guten Frack oder minder guten Cylinder zukommen, den ihm irgend ein durchreisender Herr Hof- oder Staatsrath, welchen der Sänger meuchlings im Hotel überfallen und angesungen, halb aus Mitleid und halb aus tief innerlicher Befriedigung gespendet, daß „sein, des von Oben stets mit Undank gelohnten Beamten, ausgezeichneter Ruf doch noch Gottlob, im Lande lebe und selbst bis zu diesem armen Teufel gedrungen“ — u. s. w. dann wie mancher große Mime, wie manche literarische Berühmtheit (von welcher dann, nach ihrer Abreise, Jeremias Immergrün nonchalantment, als von seinem „geschätzten Collegen“ spricht) kömmt ihm nicht in den Wurf, auf die er sich stürzt wie die Spinne auf die Fliege, wobei er sich gelegentlich bis zu Sonetten versteigt und damit die Qual seines Opfers bis zur Unerträglichkeit steigert — was zur Folge hat, daß der Gequälte ihm in der Regel dankbarst „die Hand drückt,“ worauf er sich in gehobener Stimmung entfernt. — Wohl kömmt es mitunter vor, daß „unser Dichter“ mehr mit den Füßen, als mit den Händen irgend eines „hohen Gönners“ Bekanntschaft macht und manch halsbrecherisches Saltomortale und manch lebensgefährliche Evolution über diverse Treppen auszuführen gezwungen wird — allein das sind die Schattenseiten der „Kunst“ und wahres Genie hat sich immer noch über alle Widerwärtigkeiten des Geschickes empor gerungen und ist auch nach den schwersten „Fällen“ gesund wieder aufgestanden. — Wünschen wir Herrn Jeremias Immergrün, daß es ihm also ergehen möge, wünschen wir ihm, der so Vielen alles erdenkliche Gute wünscht, ferner noch ein langes gesundes Leben, eine fortlaufende Reihe von Geburtsfesten, Kindstaufen und Empfangstagen durchreisender „Collegen“ und verkannter Genie's (die von ihm mindestens gewiß anerkannt werden) und trösten wir uns über seine Existenz, wenn wir geneigt wären, dieselben als ein Uebel zu betrachten, mit den Worten seines berühmtesten „Collegen“:
„Es muß auch solche Käuze geben.“

Die Postkarte.

„Lieber Freund! Ich bin bettlägerig, aber ich gebe Dir dennoch eine Antwort, weil es mit den Postkarten so bequem ist.“ So schreibt der Kranke auf seinem Lager. Und fürwahr, eine schöne Einrichtung, sowohl für den Vielbeschäftigten, sowie auch für den Behaglicheren. Es gibt jetzt gar keine Entschuldigung mehr wegen Säumigkeit im schriftlichen Verkehr; wer da weiß, was er will, nimmt eine Postkarte zur Hand. Leicht ist Jedem das Handeln gemacht mit dieser Einrichtung, die uns des schwerfälligen Briefschreibens mit all' den lästigen Formen überhebt, und wenn je etwas uns die Lebenszeit verlängert, weil es die kleinen Abfälle derselben zu nützen weiß, so ist es die Postkarte, oder, wie der Vater derselben, der Oesterreicher, in rührender Treue an ein dreizehn Buchstaben langes Fremdwort so schön sagt: Die Correspondenzkarte.

Für den Reisenden bildet die Postkarte gleichsam die Brücke zwischen dem Daheim und der Ferne; stündlich, in dem rauschenden Lärmen der Taverne, wie in dem ungenügend geheizten Wartezimmer, bietet sich Gelegenheit, der Familie, den Stubengenossen, den Angehörigen, einen Augenblick zu schenken und das, was man denkt, oder erlebt, ihnen mitzutheilen. Ja, ich habe einige Male die offene Straße zum Briefschreiben benützt und gefunden, daß hierin ein Laternenpfahl gerade so gute Dienste leistet, als der Schreibtisch aus Mahagoniholz. Freilich geht diese so im Fluge erzeugte Post nicht rascher als ein gewöhnlicher Brief, nämlich mit Eilzug, aber sie läßt dem Absender in Österreich um drei Kreuzer, in Deutschland um fünf Pfenninge mehr im Sack, als der verhüllte Brief.

Auf einen Brief von früher kommen heute drei Postkarten, so ist es ein Vortheil für Anstalt und Publikum. Benachtheilt ist nur Einer — der Postbote.

Der Platz der Karte genügt für Mittheilung, Gegenbemerkung, auch noch für ein kleines Geplauder, für Gruß und Sonstiges. Freilich für das schöne Geschlecht — aber dies — so sehr es seine, oder vielmehr fremde Geheimnisse auf offenen Markt zu tragen pflegt, wird sich vielleicht hüten, seine Gedanken einer immerhin offenen Postkarte anzuvertrauen, wenn ich auch eine solche von einer Dame an eine Dame in Händen halte, auf der die Worte geschrieben stehen: „Alles, was ich auf dem Herzen habe, liebe Fanny, theile ich Dir auf dieser K a r t e mit.

Daß die Postkarte offen geht, vergleicht sie mit einem Kinde, das seinen Auftrag Jedermann ausplaudert, und dem man daher nicht so gerne jedes Geheimniß anvertraut, wie dem charaktevolleren Brief, dessen verschlossener Inhalt nun erst interessant geworden, so wie man lieber den Worten horcht, die in's Ohr geflüstert, als denen, die laut vor aller Welt gesprochen werden.

Die Postbeamten sind streng verpflichtet, das Brief- und Kartengeheimniß zu wahren, aber als Geschäftsmann lasse ich doch nicht gern einen Dritten in meine Kästen gucken. Oder es grassirte in meiner Familie eine ansteckende Krankheit, würde ich dem Postbeamten oder Briefträger, der zufällig davon läse, unnöthig Angst einjagen wollen? Den größten Theil meiner Correspondenz erledige ich trotzdem unter Anwendung der bequemen, billigen, rasch fertigen Postkarte. — Und was eine Hauptsache ist — ich gerathe mit solcher nie in Gefahr, ungerecht zu handeln; es gebietet mir eine gewisse Scheu schon ganz von selbst, auf jedes Wort zu achten, welches offen daliegt. Indeß, was ist dabei, wenn ein Bruder Studio, dem das Geld ausgegangen, seinem Herrn Papa „statt jeder besonderen Meldung" ein umgestülptes Portemonnaie auf einer Postkarte als Rebus aufmalt?

Es ist die nackte Wahrheit. Oder was ist dabei, wenn ich die Sehnsucht eines glücklichen, mir genau befreundeten Paares nach einem zarten Sprößling durch einen Klapperstorch auf einer Postkarte versinnbildliche?

Die Postkarte, von einem Oesterreicher, E. Hermann, erfunden und vor zehn Jahren in Oesterreich eingeführt, hat ihren Rundgang vollbracht und bei fast allen civilisirten Völkern der Erde Eingang gefunden.

Das hat uns erst jüngst die Weltpostkarte bewiesen, welche in 70 Tagen den Weg um die Erde gemacht hat.

Diese flüchtigen Gedanken bezwecken nichts, als zum Studium über die heute bereits weltbewegend gewordene Postkarte anzuregen. Ein offenes Buch mit Millionen und Millionen Blättern, in das Jedermann schreibt — sollte das unserem denklustigen Geschlechte nichts zu denken geben?

Hugo Hirt.

Mailied.

Nun blühen die Syringen
Auf's neu im jungen Jahr,
Heim kam auf rüst'gen Schwingen
Das erste Schwalbenpaar.

In grünen Waldeswipfeln
Spielt lauer Morgenwind,
Ob blauen Bergesgipfeln
Zieht Gotdgewölk geschwind.

Des Weines junge Blüthe
Keimt licht am braunen Strauch,
O, daß sie Gott behüte
Vor rauher Nächte Hauch!

Aufjauchzt das Herz, das schwere,
Drin neu die Liebe sproßt,
O, daß sie nie verkehre
Des Lebens arger Frost!

Albert Moeser.

Bücher.

Lose Skizzen aus dem österreichischen Soldatenleben. Von Ludwig Richard Zimmermann. Zweite, umgeänderte und illustrirte Auflage. (Graz 1879, Leykam-Josefsthal.) Der Name L. R. Zimmermann steht nicht in gutem Andenken. Clerikalen und Conservativen ist er geradezu ein Gräuel, während die Gemäßigten und Vernünftigen der fortschrittlichen Parteien in Staat, Kirche und Gesellschaft es schmerzlich bedauern, daß dieses eminente Talent sich so sehr und grob in eine extreme Richtung verrannt hat, in welcher es der guten Sache, die es zu vertreten glaubte, nur schaden mußte und schließlich selbst darin zu Grunde ging.

Heute ist Zimmermann ein siecher Mann, an welchem wir dem Menschen beizustehen und dem geistvollen Schriftsteller zu ehren haben. Und zwar jenen Schriftsteller, der die „Losen Skizzen aus dem Soldatenleben" geschrieben hat. Wohl gibt es Leute, denen auch dieses Buch nicht gefallen wird, denn es ist gegen den militärischen Zopf rücksichtslos und scharf wie ein Rasiermesser. Jene aber, die hier mit Zimmermann auf gleichem Standpunkte stehen — und das ist wohl gewiß die große Mehrzahl — werden in diesen losen Skizzen einen ungeahnten Genuß finden. Man hat Zimmermann's Buch mit Hackländer's Wachtstubengeschichten verglichen, und mit Recht; der Unterschied ist nur, daß die losen Skizzen bedeutend höher stehen, als jene Erzählungen des bekannten Novellisten. — Um den Charakter der losen Skizzen anzudeuten, ist es das Beste, einen kleinen Auszug zu bieten, der denn auch in diesem Hefte niedergelegt ist. In manchen Capiteln finden sich gemüthvolle Anklänge an echten, milden Humor. Da aber Zimmermann's Hauptmerkmal die Satyre ist, so seien oben ein paar satyrische Stücklein zum Besten gegeben.

Gewiß wird der Leser bedauern, daß wir von diesem feinen Geiste nur das eine Buch besitzen. Die Tendenzwuth hat hier eine Kraft zerstört, die auf anderen Wegen für die Literatur und den Fortschritt Bedeutendes geleistet haben müßte.

Monatsschriften. Das geistige Schaffen der deutschen Schriftsteller scheint sich nun in Monatsheften concentriren zu wollen, deren immer mehr und mehr zu Tage treten. Wer kennt nicht die „Westermannischen Monatshefte", die ältesten in dieser Richtung, vornehm an Inhalt und Ausstattung! — Aber fast noch populärer, weit dem Herzschlage der Zeit näher stehend, ist die von Julius Rodenberg in Berlin herausgegebene „Deutsche Rundschau", die monatlich einen stattlichen Band bringt und stets gediegene Aufsätze über die brennenden Fragen der Gegenwart bietet. — Nicht minder wesentlich scheint uns die von Richard Fleischer in Berlin redigirte „Deutsche Revue", welche die bedeutendsten Autoren in belletristischer wie in wissenschaftlicher Richtung zu ihren Mitarbeitern zählt. Das Charakteristische an diesen Monatsschriften, die fachlich sammt und sonders auf der Höhe der Zeit stehen, ist ein gewisser conservativer und optimistischer Ton, der wohlthuend und versöhnend wirkt, ein Ton, der, wenngleich getragen von dem „deutschen Bewußtsein des siegreichen Vaterlandes" doch stets objectiv genug ist, dem Bedeutenden und Großen anderer Länder volle Anerkennung zu widmen. Man lese den interessanten Aufsatz: „Das Christenthum und die sociale Frage" von David Schenkel, „Deutsche Revue", Januarheft 1879, und den vortrefflichen Essai: „Halbbildung und Gymnasiatreform" von Karl Hillebrand, „Deutsche Rundschau", Märzheft 1879, um das oben Gesagte bestätigt zu finden.

Salzburger Volkssagen. Herausgegeben von R. v. Freisauff. In 13 Lieferungen mit Illustrationen, Initialien und Vignetten. (A. Hartleben's Verlag in Wien.) Lfgn. 2—5. Von den „Salzburger Volkssagen" sind weitere vier Lieferungen erschienen. Dieselben enthalten die Fortsetzung der Untersbergsagen, welche in der

vierten Lieferung abschließen. An diese reihen sich die Landessagen an.

Die Art und Weise, wie der Herausgeber die Sagen bearbeitet hat, kann eine glückliche genannt werden. Einfach in der Sprache, ohne deshalb schwerfällig im Ausdrucke zu sein, war er sichtlich bestrebt, den Kern jeder Sage so unverfälscht als nur immer mögtich zu erhatten und so ein Sagenbuch zu bieten, das, aus dem Votke gekommen, gteichzeitig Sitten und Gebräuche eines so wunderbar schönen Gebirgslandes, wie es Satzburg ist, getreu wiederspiegelt. Daß unter den Sagen manche sich findet, weiche weniger interessant erscheint, ist nicht zu leugnen. Allein wir wollen daraus dem Verfasser keinen Vorwurf machen, der eben alle Sagen des Landes Salzburg, so wie sie im Votke leben und erzählt werden, in einem Buche sammetn wollte.

Wir können daher dieses Sagenwerk nur neuerdings wärmstens empfehlen.

Steirische Trachten. Die steirische Tracht ist berühmt in aller Welt, aber von nur Wenigen gekannt. Mancherlei Costümungeheuerlichkeiten gehen unter der Etiquette „steirischer Anzug" im Ballsaale, auf der Bühne und selbst im praktischen Leben um. Die beste Quelle, sich hierin gründtich zu unterrichten, sind die photographischen Aufnahmen obersteirischer Landleute von Michel Moser in Altaussee.

Michel Moser ist den Lesern des „Heimgarten" kein Fremder mehr, seitdem der erste Jahrgang die seltsamen Geschicke dieses Mannes unter dem Titet „Ein steirischer Weltfahrer" erzählt hat. Wie seinerzeit der junge Mann setbst, so machen heute seine Bilder von sich reden; dieselben sind ein Unikum; sie sagen mehr, als manches anspruchsvolle, ethnographische Buch. Wir sehen in Moser's Bildern den schöngewachsenen steirischen Aelpler in seinem Sonntags- und Werktagsstaat, auf seinem Kirchwege, bei seiner Arbeit, in seiner Feiertagsruhe. Wir sehen den Jäger auf dem Anstand, wir sehen ihn bei dem Zerlegen seiner Beute, sehen den Hirten auf der Alm, den Fischer am See, sehen den Zitherspieter an Seite seines Liebchens, sehen die Schnitterin auf dem Felde und den Burschen am Fenster des Schätzchens. Und Alles naturwahr bis in's Kleinste, denn es sind wirkliche Landteute, die dem Photographen hier standen und saßen. Nebstdem sind die Bilder mit großer Treue und künstterischer Verve gemalt; die Erfassung des Gegenstandes und die Anordnung der Gruppen erinnern an Defregger. Diese Costumebilder sind unseres Wissens in Graz, in den Kunsthandlungen der Herren Tandler und Burger zu haben.

Portrait Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef I. Neue, vom Historienmater Vincenz Katzter sorgfältig revidirte Auflage. Format 78—57 Centimetres. (Manz'sche Hof- und Universitätsbuchhandlung, Wien.) Aus einer von Lorbeer- und Eichenbtättern gebildeten Umrahmung, um welche sich mit den Worten: „Reichsoerfassung, Wasserversorgung, Donauregutirung, Wettausstellung, Votiokirche" gezierte Bänder winden, tritt das sprechend ähntiche Bildniß unseres Kaisers hervor. Am Fuße des Portraits ruhen Reichsscepter, Reichsapfel, Commandostab, zur Rechten des Kaisers die Krone, zur Linken steht das Habsburgische Wappenschild.

Curort Tobelbad bei Graz. Von Dr. Ignaz v. Watdhäusk. (Im Setbstvertage des Verfassers, Franziskanerplatz 10, 1. Stock, Graz.) Dieses ktare Schriftchen des bekannten und beliebten Gynäcotogen, welches einerseits in wenigen charakteristischen Strichen den schönen Curort, anderseits die rationelle Behandlungsweise des Verfassers bei Frauenkrankheiten schitdert, wird allen in dieser Richtung hin Hilfebedürftigen willkommen sein. Der Name des Autors, dem Tausende ihre Wiederherstellung verdanken, bürgt sowoht für die Gründlichkeit der Broschüre, ats auch für die Gediegenheit der unter seiner Firma in Tobelbad btühenden Anstalt.

Ferner sind dem „Heimgarten" zugekommen:

Ein Madonnen-Maler unserer Zeit (Eduard Steinle). Biographische Skizze von Constant Wurzbach. Mit zwei Kunstbeitagen. (Wien, Manz'sche k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung, 1879.)

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Jul. Rodenberg. Aprilheft. (Berlin, Gebr. Bartel.)

Illustr. deutsche Monatshefte, herausgegeben von F. Spielhagen. Aprilheft. (G. Westermann, Braunschweig.)

Ueber die Organisation der bisher bestehenden Schulen zur Ausbildung von Pflegerinnen für Kranke und Verwundete von Kathinka v. Rosen. (Wien, Selbstverlag der Verfasserin. In Commission bei Fr. Beck, Seilerstätte, Wien.) Diese kleine Schrift einer für die leidende Menschheit so warm fühlenden Dame ist allen Frauen, die sich der Krankenpflege widmen und in weiterem Sinne allen Menschen, die für den Heroismus der Krankenwartung Herz und Verehrung haben, bestens zu empfehlen.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, herausgegeben von Prof. Dr. K. Arendts. 6. und 7. Heft. (Hartleben, Wien.)

Provencalische Geschichten von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung von Stephan Born. (Basel, Beno Schwabe, 1879.)

Schäffel: Il Trombettiere di Säkkingen. In's Italienische übersetzt von G. B. Fasanotto. (Verona, H. F. Münster, 1879.)

Lyrische und epische Gedichte von F. Roeber. Dritte Auflage. (Berlin, Otto Janke.)

Der Bildschnitzer von Achensee. Roman von Robert Schweichel. Dritte Auflage. (Berlin, Otto Janke, 1879.)

Kämpfende Herzen. Drei Erzählungen von Felix Dahn. Mit dem Bildniß des Verfassers. (Berlin. Otto Janke, 1879.)

Waldbüchlein. Ein Vademecum für Waldspaziergänger von Moriz Willkomm. (Heidelberg und Leipzig, C. F. Winter, 1879.)

Geschichte der ältesten, insbesondere deutschen Ansiedlung des steiermärkischen Oberlandes mit nebenläufiger Rücksicht auf ganz Steiermark. Historische Skizze von Dr. F. Krones. (Graz, Selbstverlag des Verfassers, 1879.)

Eigenthümlichkeit und Erziehung. Eine Studie von Berthold A. Egger. Zweite Auflage. (Wien, Carl Fromme, 1879.)

Grundzüge moderner Erziehung und Bildung. Von Dr. E. Schatzmayer. (Leipzig, R. E. Höhme, 1879.)

Alt- und Neu-Wien. Geschichte der Kaiserstadt und ihren Umgebungen seit dem Entstehen bis auf den heutigen Tag und in allen Beziehungen zur gesammten Monarchie, geschildert von Moriz Berman. 1. und 2. Heft. (Wien, A. Hartleben, 1879.)

Die egyptische Königstochter. Historischer Roman von Georg Ebers. 3 Bände. Siebente Auflage. (Stuttgart, Ed. Hallberger, 1879.)

Uarda. Roman aus dem alten Egypten von Georg Ebers. 3 Bände. Siebente Auflage. (Stuttgart, Ed. Hallberger, 1879.)

Die Quintessenz des Socialismus. Von Dr. A. Schäffle. Siebente Auflage. (Gotha, F. A. Perthes, 1879.)

Wanderungen durch die österreich-ungarische Monarchie. Von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. 9., 10. und 11. Lieferung. (Wien, Carl Graeser.)

Zwei Comödianten. Lustspiel in einem Aufzuge von R. Tyrolt und M. Loebel. (Wien, L. Rosner. 1879.)

Die öffentlichen Angelegenheiten. Lustspiel in einem Aufzuge nach dem Ungarischen des A. Berczik, bearbeitet von R. Tyrolt. (Wien, L. Rosner. 1879.)

Des Kaisers Ehrenkranz. Drei Festspiele von Josef Erter. Als Festschrift für den 24. April 1879. (Wien, Verlag des Verfassers.)

Frieden. Ein deutsches Lied aus Italien. Von Jul. Schanz. Dem österreichischen Kaiserpaare gewidmet. (Rom, 1879.)

Festkalender zur silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares, von Ferdinand Stamm. (Wien, C. Fromme, 1879.)

Illustrirte Literaturgeschichte von Otto Leixner. 2. und 3. Lieferung. (Leipzig, Otto Spamer.)

Notenschreibheft. (Emil Breslauer's Notenschreibeschule. 1. und 2. Heft. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Postkarten des Heimgarten:

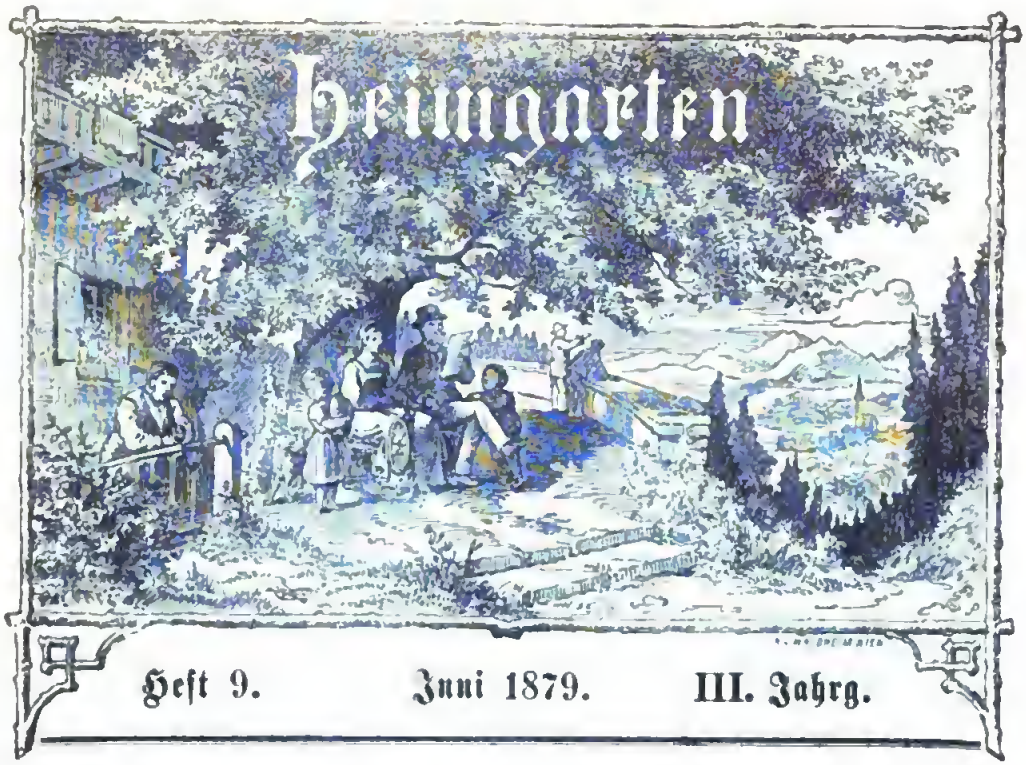
A. Sch. Winterberg: Vacano, aus dessen Feder Sie auch im gegenwärtigen Jahrgange dieser Monatsschrift Beiträge finden, wohnt in St. Pölten, Niederösterreich. — Das A-B-C der Handelswissenschaften von J. H. Barth (Leykam-Josefsthal, Graz) ist zu empfehlen.

Herrn C. B. in Plauen: Ihre so liebevoll gespendete Gabe den Bleibergern sofort zugewiesen worden. Herzlichen Dank!

Vom 1. Mai an bis auf Weiteres bitten wir Sendungen an die Redaction des „Heimgarten" nach **Krieglach, Südbahn, Steiermark**, adressiren zu wollen. In geschäftlichen Angelegenheiten beliebe man sich nach wie vor an die Vertagshandlung in Graz zu wenden, wohin die P. T. Mitarbeiter auch die Correcturen zu befördern ersucht werden.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Digitized by Google



Heft 9. Juni 1879. III. Jahrg.

Die Kaiserin Katharina hat's gesagt!

Eine Geschichte zur Geschichte des Spiritismus von **Hans Malser.**

Vor hundert Jahren lebte zu Paris ein wunderbarer Mann. Er war aus Wien dorthin gekommen und bewohnte im Faubourg St. Germain ein prachtvolles Hotel, in welches täglich tausende von Menschen strömten, Kranke und Bresthafte aller Art, aber auch Gesunde, begierig den Wundermann zu sehen, welcher wie ein neuer Heiland durch die Auflegung der Hände, ja durch bloße Berührung mit den Fingerspitzen die Kranken gesund machte.

Bevor man in das Heiligthum trat, waren Vorgemächer zu passiren; Warthallen, in welchen Diener auf und ab gingen, so die Ankommenden prüften und vorbereiteten. Mit einem solchen Diener, der einen langen Bart und Zopf trug, ließ sich eines Tages, da besonders lang auf den Eintritt in's Heiligthum gewartet werden mußte, Marquis d'Annotte, ein alter Jünger der Medicin, in ein Gespräch ein.

„Wollten Sie, mein lieber Mann, mir nicht ein Weniges von der Lebensweise Ihres Herrn erzählen?"

„Ich will Ihnen, mein lieber Herr", sagte der Diener, „wohl ein Weniges von der Lebensweise meines Herrn erzählen."

„Sie kennen den wunderbaren Meister wohl schon lange?"

„Ich kenne den wunderbaren Meister schon lange."

„Sie sind, mein lieber Mann, mit ihm wohl aus Deutschland gekommen?"

„Ich bin, mein lieber Herr, mit ihm aus Deutschland gekommen."

„Der Herr Doctor ist in Wien geboren?"

„Der Herr Doctor ist in Wien geboren."

„Und es gefällt ihm in Paris besser, als in seiner Vaterstadt?"

„Es dürfte ihm in Paris besser gefallen, als in seiner Vaterstadt."

„Sagen Sie mir, mein lieber Mann, ist dem Doctor denn wirklich noch keine einzige Cur mißglückt?"

„Ich sage Ihnen, mein lieber Herr, ihm ist noch nichts mißglückt."

„Und ist Ihnen nicht bekannt, durch welche Mittel er wirkt?"

„Das ist mir nicht bekannt."

„Wie lebt er denn sonst?"

„Gut."

Das waren die Auskünfte, welche der langbärtige Diener von seinem Herrn geben konnte oder geben wollte.

Im nächsten Saale befand sich ein anderer Famulus, der hatte gar keinen Bart, aber sehr lange, schwarze Haare, welche aber nicht in einen Zopf gebunden waren, sondern breit über den Nacken hinabhingen.

Diesem nahte sich nun der Mediciner d'Annotte, klingelte mit einer Hand in der Tasche und fragte: „Wie tragen Sie sich, lieber Freund?"

„Oh, danke."

„Stets wohlbefinden?"

„Seit sieben Jahren. Seit ich bei dem Meister lebe, bin ich nicht krank gewesen."

„So hat er auch Sie curirt?"

„Durch seine Gegenwart."

„Ich bin sehr begierig, den Wundermann zu sehen."

Nun sagte der Famulus: „Monseigneur de Mesmer ist kein Wundermann. Es ist mir stets unangenehm, wenn man Monseigneur für einen Illuminatoren oder gar für einen Zauberer hält. Monseigneur ist kein Swedenborg und kein Cagliostro und kein Marquis de Saint Germain! Alles in Einem: Monseigneur ist kein Schwindler. Seine Macht ist groß, er wirkt durch die Natur, deren Gesetze und deren Kräfte er kennt, wie kein Anderer. Seine ganze Macht, mit welcher er, gewaltiger als alle Herrscher und Wundermänner, das Menschengeschlecht bewegen und retten wird — befreien, erheben und retten — vielleicht aus aller Noth und Krankheit befreien, vielleicht unsterblich machen, mein Herr! Diese Wundermacht heißt: Magnetismus!"

„Sie hätten wohl die Güte, mir etwas Weiteres davon zu sagen", bat der Franzose und klimperte mit Silbergeld.

„Sie sind sicher ein Herr, der was gelernt hat."

„Allerdings. Ich studire seit neununddreißig Jahren Medicin."

„Wohl, man sieht es ja. Und so habe ich leichtes Spiel. Denn das — wollen Sie vernehmen — das ist eben der Unterschied zwischen einem Schwindler und meinem Herrn. Der Schwindler hat mit den Unwissenden und Albernen leichtes Spiel, mein Herr aber mit den Vernünftigen. Nun, cher Monsieur! Sie wissen, daß die Himmelskörper vermöge der Gravitation, das heißt, der Schwerkraft, einen Einfluß auf einander ausüben. Sie wissen, daß dadurch die Planeten, besonders die Erde und in dieser die Meere in ihrer Ebbe und Fluth von der Sonne und vom Monde beeinflußt werden. Bien! Wenn nun das der Fall ist, warum soll nicht auch der Mensch, der ja ebenfalls Schwerkraft besitzt, gleichen Einflüssen unterworfen sein? Nun hat der Mensch Nerven, während zum Beispiele das Meer keine Nerven hat, und diese Nerven bringen aus der Gravitation eine Wirkung und Wandlung hervor und entsteht daraus die Anziehung, ähnlich wie bei dem magnetischen Eisen. Und dieses magnetische Anziehen eben ist der Weg der Uebertragung, durch welchen Eigenschaften und Zustände von einem Menschen auf den andern geleitet werden können. Es ist ein Strom, eine alles durchdringende Flüssigkeit, ein Fluidum. Bien. Wenn also das Fluidum vom positiven, heißt das, vom gesunden Menschen auf den negativen, den kranken Menschen überströmt, so ist es natürlich, daß sich diese beiden Pole ausgleichen, daß der kranke Mensch gesunde, während der gesunde an seiner Gesundheit nichts verlieren kann, wie doch ja auch der Eisenmagnet

durch die Uebung immer kräftiger werden muß. Verstehen Sie das?"

„Sonnenklar!" rief Monsieur d'Annotte aus. „Es ist das Ei des Columbus."

„Das ist es. Auch Sie sind leidend, Monsieur?"

„Ich leide an einem rasenden Zahnschmerz, von dem ich mich trotz aller mir zu Gebote stehenden Mittel bisher nicht zu befreien wußte. Das Uebel stellt sich alltäglich um eilf Uhr Vormittags ein und peinigt mich gewöhnlich anderthalb Stunden lang bis zum Wahnsinn."

„Bien!"

„Nicht bien, lieber Freund, es thut sehr weh. Eben jetzt — es ist fünf Minuten vor eilf Uhr — fühle ich im Kinnbacken das Prickeln, welches dem Ausbruche des Schmerzes vorangeht. Wenige Minuten noch und Sie sehen einen Wahnsinnigen an mir. Ich wählte diese Stunde, um mich auf der Stelle von der Wirkung des Doctors zu überzeugen. Daraus mögen Sie ermessen, wie erkenntlich ich sein würde, wenn Sie mich jetzt verlassen könnten."

„Im Augenblicke wird Ihnen geholfen sein, außer wenn zufällig —"

„Was meinen Sie?"

„Außer wenn Monseigneur zufällig selbst an Zahnschmerz litte."

„Leidet er daran?"

„Nicht oft, daher sagte ich: zufällig."

„Aber aus Ihrer vorigen Erklärung glaubte ich doch zu entnehmen, daß durch die immerwährende Uebung des Magnetismus seine Gesundheit vollkommen sein müsse."

„Das ist sie im Ganzen auch. Aber sagen Sie selbst, ob Sie ein Naturgesetz kennen, welches von irgend einem andern Naturgesetze beeinflußt, nicht einer momentanen Störung unterliegen könne? Manchmal läßt sich die Ungleichmäßigkeit der magnetischen Vertheilung nicht sofort beseitigen. Wenn z. B. eine lange Reihe von Hysterischen oder Magenkranken zu heilen ist, so kann es schon vorkommen, daß sich alle magnetische Kraft in dem Organismus des Magnetiseurs auf Herz und Magen concentrirt, und andere Theile, als zum Exempel die Zahnnerven werden bloßgestellt. — Nun bitte ich, wollen Sie eintreten!"

Die braune, vergoldete Doppelthür ging auf. Monsieur d'Annotte trat in ein mittelgroßes Gemach, welches von den rothen Fußteppichen bis zu dem mit üppigen Ornamenten gezierten Plafond voll schwerer Pracht in Rococo war. Die Fenster waren mit rothen Vorhängen verhüllt, so daß Alles im Gemache einen glühenden Schimmer hatte. Der deutsche Doctor war ein Mann von mittlerer Größe und behäbiger Gestalt; in seinem glatten, rundlichen Gesichte lasen die Leute Wohlwollen, die Züge waren fein und lebhaft, das Auge blickte klug und freundlich; er sah wahrhaftig nicht aus, wie ein Charlatan. Er trug nach der Sitte jener Zeit einen Zopf, der schon stark mit grauen Haaren gemischt war, einen schwarzen Anzug, zum Theil aus Seide, zum Theil aus Sammt. Beinkleid und Strümpfe waren sehr enge und trafen sich am Knie, der Frack und die Weste waren mit Gold verbrämt, die Schuhe hatten Silberschnallen, an der Seite trug er einen kunstvoll gearbeiteten Degen.

Als Monsieur d'Annotte eingetreten war, winkte ihm der Doctor, auf einem Sopha Platz zu nehmen, denn er war mit einer Dame beschäftigt. Diese Dame — schön und jung — saß vor ihm auf einem Fauteuil, aber ihr feines Angesicht mochte wohl blässer sein, als es in diesem rothen Zimmerlichte den Anschein hatte. Der Doctor hatte die Aermel etwas zurückgeschlagen und hielt nun seine beiden Hände wie zum Segen über dem Haupte der Dame. Dann legte er die Hände auf ihre Achseln, senkte sie quer niederwärts, so daß sie über ihrem Busen sich falteten. Dabei blickte

er ſcharf und unverwandt in die Augen der Dame und flüſterte nun: „Iſt Ihnen wohl?“

Sie nickte leicht mit dem Haupte. Ihre Mundwinkel zitterten, ihr Blick war ſtarr, als wäre er durch den ſeinen gebannt. Plötzlich fuhr er mit den Armen raſch auseinander, trat einen Schritt nach rückwärts und verneigte ſich.

Die Dame ſtand auf; er bediente ſie im Ordnen ihrer Toilette, begleitete ſie hierauf mit dem Anſtande des feinſten Cavaliers bis zum Ausgange und ſagte dort mit einer tiefen Verbeugung: „Comtesse, j'ai l'honneur de vous saluer!“

Der Wartende hatte aus dem fröhlichen Geſichte und den aufgeweckten Manieren des Magnetiſeurs den erfreulichen Schluß gezogen, daß Monſeigneur nicht zufällig an Zahnſchmerz leide.

„Sie befehlen?“ redete der Doctor ſeinen neuen Kunden an.

„Ich leide an Zahnſchmerz und zwar —“

„Ich bitte!“ unterbrach ihn der Doctor. Monſieur d'Annotte ſetzte ſich auf das angewieſene Fauteuil. Jener nahm ein Eiſenſtäbchen und ſtrich mit demſelben über das Haupt und die Bruſt des Leidenden bis zur Magengrube. Dieſe Handlung führte er ſo lange fort, bis d'Annotte auf einmal auflachte und ausrief: „Er iſt weg! Der Schmerz iſt weg. Das iſt wunderbar. Mein Herr, Sie ſind ein Gott!“

Der Magnetiſeur verneigte ſich und antwortete: „Götter vermögen das nicht, mein Herr! Ich vermag es auch nicht, aber die Natur, deren Werkzeug ich bin, führt es aus. So wie ich dieſen Eiſenſtab handhabe, ſo handhabt mich die Natur.“

„Und wenn Sie mir eine Bemerkung geſtatten möchten, Doctor: Könnte dieſes Werkzeug nicht Jeder ſein?“

„Mancher vielleicht, aber Jeder nicht. Magnetiſche Perſonen gibt es ja, ſo wie dieſe Dame, welche Sie ſahen, durch mein Berühren magnetiſch geworden iſt und ſo wie Sie nun magnetiſch geworden ſind. Ich habe Ihnen durch dieſen Stab die Möglichkeit gegeben, die magnetiſche Kraft auch auf Andere zu übertragen; ob Sie damit Heilungen erwirken können, das hängt theils von der Senſibilität Ihrer Natur, theils freilich von einem andern Factor ab.“

„Und welcher Factor wäre das?“

Der Magnetiſeur lächelte, gab jedoch keine Antwort. Im Vorſaale waren neue Ankömmlinge zu vernehmen.

„Da es mir nicht gegönnt ſein ſoll,“ ſagte Monſieur d'Annotte, „mich heute an einer eingehenderen Unterhaltung mit dem Manne, den ich unendlich verehre, zu erfreuen, ſo möchte ich gebeten haben, gütigſt das Honorar —“

„Dreihundert Franken,“ unterbrach ihn der Doctor.

Nun verſtummte Monſieur d'Annotte auf einen Augenblick. — Für die paar magnetiſchen Striche, wobei doch der Magnetiſeur ſelbſt an Kraft gewonnen, dreihundert Franken? Es ſcheint, der Magnetſtab dieſes Herrn zieht vor Allem das Silber an. Da der Mann aber bedachte, daß er ſonſt gerade um dieſe Zeit — es ging gegen halb zwölf — an den heftigſten Zahnſchmerzen litt und da er ferners bedachte, daß er doch möglicher Weiſe ſeine hier gewonnene Heilkraft zu verwerthen im Stande ſein dürfte, zahlte er die verlangte Summe und verabſchiedete ſich unter vielen Complimenten.

Im Vorſaale war der bartloſe Diener eben beſchäftigt, einer Gruppe von Leidenden den Magnetismus zu erklären. Der langbärtige Lakai öffnete den Ausgang.

„Sagen Sie mir, wann iſt Ihr Herr privatim zu ſprechen?“ fragte d'Annotte.

Der Mann antwortete: „Ich kann Ihnen nicht ſagen, wann mein Herr privatim zu ſprechen iſt.“

* * *

An einem der nächsten Abende saß Monsieur d'Annotte in der harmonischen Gesellschaft, einem Vereine, der sich durchaus mit magnetischen Studien und Experimenten beschäftigte. Der Verein tagte in einem prachtvoll eingerichteten Saale des Hotel Royal. Es war eine Gesellschaft von hohen Herren und schönen, histerischen Frauen; auch Aerzte und Gelehrte gab es darunter, die anfangs der neuen Lehre gespottet hatten, allmälig aber durch die zahllosen glücklichen Curen des deutschen Doctors zur Sache bekehrt worden waren. Bücher, Broschüren und Zeitschriften lagen auf, die sich ausschließlich mit dem Magnetismus befaßten. Die Versammelten übten ihren Magnetismus durch gegenseitiges Bestreichen mit den Fingerspitzen und versetzten sich dadurch in Aufregung und allerlei Verzuckungen.

Monsieur d'Annotte, ein neues Mitglied der harmonischen Gesellschaft, konnte nicht genug rühmens machen von der Leutseligkeit des Wundermannes und von dem geheilten Zahnschmerze.

Nachdem die Sitzung eröffnet worden war, meldete sich ein Herr Comte zum Worte und brachte folgenden Bericht und Antrag ein:

„Wie sehr, meine Damen und Herren, das Verständniß für das neuentdeckte Naturgesetz in der Gesellschaft wächst, wie sehr die Anwendung dieses Gesetzes sich ausbreitet, beweist die Thatsache, daß unser hochweiser Ehrenpräsident (das war der deutsche Doctor) nicht mehr im Stande ist, alle Heilungsuchenden, die ihn täglich umlagern, persönlich zu magnetisiren. Jedoch ist ein Mittel erfunden worden, wodurch die Kraft en masse in Behältern angesammelt und übertragen werden kann."

„Erst heute," fuhr der Redner fort, „hatte ich die Ehre, mich in den Appartements des Meisters persönlich von dieser Vorrichtung zu überzeugen. Diese Vorrichtung besteht in einem magnetischen Baquet oder Trog, dem Gesundheitszuber. Das ist ein gewöhnlicher Zuber mit Wasser und zerstossenem Glase oder Sand angefüllt und dient zum Reservoir der magnetischen Materie, welche der Meister dahin übertragen hat. Die Kranken brauchen nur den in Bereitschaft gehaltenen krummen Eisenstab in das Baquet zu tauchen und der im Troge concentrirte Magnetismus geht auf sie über. Sie sehen, meine Herrschaften, wie sich's auch hier wiederum bestätigt, daß die tiefste Wahrheit die höchste Einfachheit ist. Selbstverständlich vermag der Doctor Baquets zu füllen, so viel ihm beliebt, so daß seine Kraft nun gleichsam versendbar wird. Diese merkwürdige Erfindung haben thatsächlich schon mehrere Societäten benützt, indem sie vom Meister Baquets erwarben und sich dadurch sowohl für ihre Mitglieder, als auch für Fremde die Quelle der Gesundheit angeeignet haben. Mein gegenwärtiger Vorschlag geht nun dahin, daß auch unsere harmonische Gesellschaft, die stets voran ist, wo es gilt, Neues und Nützliches zu fördern, sich ein solches Baquet anschaffen möge."

Mit Acclamation angenommen. Dem Monsieur d'Annotte fiel es ein, die Kostenfrage aufzuwerfen.

„Auch hierüber vermag ich Bescheid zu ertheilen," sagte der Redner, „daß man ein so kostbares Gut, welches eigentlich unschätzbar und unbezahlbar ist, nicht wie einen Sack Erbsen kauft, versteht sich wohl von selbst. Indeß ist ein Baquet um zwölftausend Franken zu haben."

„Das ist häßlich!" ließ sich eine Stimme vernehmen. Aber diese Stimme wurde auf der Stelle geschlagen. Die Cavaliers schossen Geld her und bald war die genannte Summe beisammen.

Nach Abwickelung dieser Angelegenheit, während welcher in der Versammlung unausgesetzt und in den verschiedensten Combinationen magnetische Proben gemacht wurden, erhob

ſich ein anderer Redner, welcher den Wunſch äußerte, es möchten nach dem Statut § 16, 17 und 18 die etwa anweſenden Fremden erſucht werden, das Local zu verlaſſen und es möge der Reſt des Abends für intime und geheime Beſprechungen verwendet werden. Als ſich in dieſem Sinne die Geſellſchaft geſondert und geſchloſſen hatte, ſo daß nur die internſten Anhänger und Anhängerinnen der Lehre noch zurückgeblieben waren, eröffnete der Vorſitzende der harmoniſchen Geſellſchaft eine eigenthümliche Berathung.

Es ſei — hieß es hier — an der guten Geſundheit des Meiſters nicht zu zweifeln und das umſo weniger, als Monſeigneur ja der Urquell der Geſundheit ſo vieler Anderer wäre. Allein zu läugnen ſei auch nicht, daß der Meiſter ſich dem Alter nähere, daß die magnetiſche Materie, mit welcher ihn die Natur ſo wunderbar ausgeſtattet habe, ſich endlich erſchöpfen müſſe und daß mit dem einſtigen Tode dieſes Mannes ein Gut und ein Geheimniß aus dieſer Welt gehe, wie ſolches wohl nimmer würde erſetzt werden können. Seine magnetiſchen Jünger, ſowie ſeine vorhin beſprochenen Baquets möchten ſich wohl der überkommenen Kraft erfreuen, aber ſie wären nicht im Beſitze jenes einzigen, Beſtand gewährenden Geheimniſſes, das der Meiſter in ſich berge. Es wäre ſomit eine der bedeutendſten und dankbarſten Aufgaben der harmoniſchen Geſellſchaft, von dem Meiſter das Geheimniß für ihr ausſchließliches Eigenthum zu erwerben.

Das würde platterdings unmöglich ſein, war der Einwand, wer könne ſich unterſtehen, hierüber mit dem Doctor zu unterhandeln?

Das ſei nicht ſo ſchwer, wie man glaube, war die Entgegnung; von maßgebender Seite werde verſichert, daß Monſigneur nicht abgeneigt ſei, gegen Garantie das Geheimniß an die harmoniſche Geſellſchaft abzutreten.

So wurde eine Deputation gewählt, welche die Aufgabe hatte, mit dem Meiſter in Bezug auf ſein Geheimniß zu unterhandeln.

Der Reſt des Abends wurde „magnetiſch“ ausgefüllt. Auch mancherlei Hokuspokus lief mit ein, und Anderes. Männer und Weiber ſollen ſich ſchon vor der wichtigen Entdeckung gegenſeitig angezogen haben und doch hatte — beſonders bei den jungen, nervöſen Frauen — das Magnetiſiren mit den Fingerſpitzen gar überraſchende Folgen.

Vor Schluß der Verſammlung erklärte ein junger Marquis de Poyſégur, daß er bei der nächſten Zuſammenkunft der harmoniſchen Geſellſchaft eine Enthüllung zu machen im Stande ſein werde, welche ganz Paris, ja die ganze Welt in Aufregung und Erſtaunen ſetzen würde.

„Wir werden noch Wundervolles erleben!“ ſagte Einer zum Andern, „die Zeit iſt groß!“

„Und die Menſchen ſind allmächtig.“

— Und die Leute ſind dumm.

* * *

Es bedurfte allen Einfluſſes der Geldbörſen, um den Langbärtigen und den Bartloſen — die treuen Diener zu bewegen, ihren Herrn zu verrathen. Endlich aber durch die Verhältniſſe gezwungen, gaben ſie an, wann Monſigneur von Grafen und Fürſtinnen nicht beſucht ſei, und wann er den Augenblick habe, in welchem man ungeſtört mit ihm ſprechen könne. Und ſo fand die Deputation der harmoniſchen Geſellſchaft — auch Monſieur d'Annotte war dabei — glücklich Vorlaß beim Doctor. Dieſer wollte eben zu Tiſche gehen, um ſich bei Huhn und Champagner friſchen Magnetismus zuzuführen. Er fragte die eintretenden Herren daher etwas unwirſch, was ſie wünſchten.

So mußten ſie gleich mit der Farbe hervorrücken: Sie hätten vernommen,

daß Monseigneur in seiner Menschenliebe und Generosität nicht abgeneigt sei, das Geheimniß der neuen Wissenschaft, welches Gott zum Wohle der Welt ihm anvertraut habe, unter dem Siegel tiefster Discretion einem Einzelnen, oder einer Corporation zu offenbaren, und sie wären da, um ihn zu bitten, für sein Geheimniß unbeschränkten Lohn zu fordern.

Der Meister ersuchte sie, Platz zu nehmen. Dann setzte er sich ihnen gegenüber, nahm aus seiner goldenen Dose eine Prise, bot auch den Besuchern eine solche an, und sagte: „Sie können sich vorstellen, Messieurs, daß es schmerzlich für mich ist, an das Ende meiner Tage zu denken. Aber schließlich: man ist Mensch von Fleisch und Blut, und trotz der, ich möchte sagen, ungeheuren Vortheile, die uns die Entdeckung des Magnetismus überliefert hat, dem Wege alles Irdischen anheimgegeben. Und so muß ich wohl daran denken, einen würdigen Erben zu finden für mein Mysterium, das mit ins Grab zu nehmen — vielleicht weise wäre. Würde eine einzige Ader eines Charlatans in mir fließen, ich möchte es kaum unterlassen, Ihnen die unendlichen Vortheile dieses Geheimnisses darzulegen, während es mir heute mein Gewissen gebietet, Ihnen, meine Herren, zu bekennen, daß ich von Siegen, welche die Welt durch die Kenntniß meines Mysteriums erringen will, nicht überzeugt bin; denn es ist möglich, daß durch den plötzlichen Aufgang des neuen Lichtes die Welt geblendet werden und anstatt zur Höhe zu steigen, in den Abgrund stürzen könnte."

Die Abgeordneten der harmonischen Gesellschaft wiesen bescheiden darauf hin, daß ihr Verein, der nur aus Jüngern und Jüngerinnen des Meisters bestehe, und welcher die Fahne der neuen Wissenschaft durch Paris und Frankreich trage, daß dieser Verein vielleicht wohl der natürlichste und discreteste Erbe des Meisters, den der Himmel lange noch erhalte, sein dürfte. Dieser Verein sei nur in Verlegenheit, in welcher Weise er dem Meister für die Ueberlassung des unbezahlbaren Schatzes erkenntlich sein könne, und daher wollten sie höflichst gebeten haben, hierin einen Wunsch zu äußern.

„Ich will, meine Herren, wie immer, so auch in diesem Punkte aufrichtig sein," entgegnete der Doctor und führte eine Prise zur Nase, die der Magnetismus sofort hinanzog. „Mein Geheimniß kann nicht zum Behufe der Befriedigung eines meiner Wünsche hingegeben werden, obwohl ich es einst selbst theuer bezahlt habe. Es ist gegeben, daß es von jedem Eigenthümer mit großen materiellen Opfern erworben werden muß, damit Jedem der Werth desselben desto nachhaltiger im Gedächtnisse bleibe. Und so müßte ich von Ihnen, Messieurs, eine Summe fordern, die zu stellen Ihr Verein schwerlich zu bewegen sein dürfte."

Sie baten höflichst um Nennung des Wortes.

Monseigneur nannte zweimalhunderttausend Franken.

Hierauf bedankten sich die Abgeordneten auf das Verbindlichste und verließen das Haus.

* * *

Die nächste Zusammenkunft der harmonischen Gesellschaft im Hotel Royal war eine der interessantesten der Saison.

Auf dem Programme stand erstens die Enthüllung, welche Marquis de Puységur in Aussicht gestellt hatte, und zweitens die Bekanntmachung des Resultates der Verhandlung mit dem Monseigneur.

Die Vereinsmitglieder waren vollzählig erschienen; Fremden war für diesmal der Eintritt gänzlich untersagt. Nur waren mehrere schwarzgekleidete und dicht verschleierte Damen anwesend, deren Mitgliederschaft man nicht constatirte.

Marquis de Puyſégur war einer der Erſten im Saale; er war einer der bedeutendſten Stützen der harmoniſchen Geſellſchaft, einer der glühendſten Anhänger des Doctors und einer der lebhafteſten Geſellſchafter des Cirkels. Heute ſah er ſehr feierlich und etwas blaß aus.

Als er das Redepult beſtieg, trat eine ſo lautloſe Stille ein, daß man das Kniſtern der zahlloſen Kerzen auf den Luſtres zu vernehmen glaubte.

„Hören Sie eine Geſchichte!“ begann Marquis de Puyſégur. „Ich wohne in der Rue de Pont, Nr. 19. Die Inſpectrice meines Hauſes hat eine fünfzehnjährige Tochter — ein ſchönes Kind, ein intereſſantes Kind. Das Mädchen leidet an — nein, erfreut ſich des Somnambulismus. Das Mädchen iſt in Mondnächten niemals in ſeinem Bett, es iſt geſehen worden tief in den Kellerräumen, es iſt geſehen worden hoch in den Dachkammern des Hauſes, es iſt geſehen worden auf ſeinen nächtlichen Spaziergängen über den Firſt der Dächer. Auf dieſes Kind warf ich mein Auge. Es iſt nervenkrank, es leidet an Mangel magnetiſcher Kraft. Ich erbat mir das Kind zur Unterſuchung, ich erbat es mir zu einem Verſuche. Es iſt ein friſches, heiteres Mädchen, es ſieht nicht aus, wie eine Kranke, es lacht und es ſcherzt, als es in meine Wohnuug tritt, es macht ſich luſtig über meine Kunſt des Magnetiſirens. Ich verſchließe die Thüre des Vorzimmers, ich verſchließe die Thüre des Gemaches, ich verſchließe die Fenſter, ich bringe meinen Kanari und den Glasbehälter mit den Goldfiſchen in eines der Nebenzimmer, ich bringe die Uhr zum Stillſtand. Ich laſſe das Kind Platz nehmen, ich ſetze mich ihm gegenüber und blicke ihm, ohne ein Wort zu ſagen ins Auge. Das anmuthige Geſchwätz des Mädchens verſtummt, es wird ruhig, es ſchaut mich an, es bewegt ſich nicht. Ich ziehe von meinen Fingern die Ringe, ich lege die Hände ſacht auf ihre Locken — ſie ſchaut mich an. Ich ziehe die Hände langſam zurück, meine Fingerſpitzen berühren ihren Scheitel, berühren ihre Stirne — ſie ſchaut mich an. Meine Fingerſpitzen berühen ihre Schläfe, ſie wird blaß, die Sterne ihrer Augen wenden ſich nach oben. Ich verharre in gleicher Stellung, es ſinken die Lider ihrer Augen. Ich laſſe die Finger niederwärts gleiten an ihrem Halſe, laſſe ſie gleiten bis zur Gegend des Herzens. Sie iſt an die Lehne zurückgeſunken und ſchläft. Aber ſie ſchläft unruhig, ſie athmet ſchwer und ſeufzt im Traume. — Iſt dir nicht wohl, mein Kind? flüſtere ich. — Sehr — ſehr wohl! antwortet ſie ſchlummernd, und ſetzt bei: Ich habe ſie geſehen. — Wen haſt Du geſehen? iſt meine Frage. Sie antwortet: Die Königin habe ich geſehen, ſie mit dem Prinzen. — Welche Königin? — Frankreichs Königin Maria Antoinnette mit ihrem lieben Knäblein. — Du mußt Dich wohl irren, meine Gute, entgegne ich, unſere Königin iſt ja unfruchtbar. Frankreich hat acht Jahre geharrt und gehofft, es iſt ſatt. Du mußt daher beſſer ſehen! — Sie ſind ſchon fort, liſpelt das Kind, dann regt es ſich, dehnt es ſich, ſiebert und ſchlägt die Augen auf und ſieht erſchrocken im Zimmer herum. — Haſt Du geträumt, mein Kind? frage ich. Nein, ſagt ſie und legt ihre Hand an die Stirne: wie nur, daß ich hier eingeſchlafen bin! Laſſen Sie mich fort! — Ich begleite ſie und frage noch an der Treppe: haben Sie wirklich die Königin geſehen? — Wer? ich? ruft ſie erſtaunt, wie kommen Sie nur zu dieſer Frage, ich habe die Königin in meinem Leben noch nicht geſehen. — Und auch ihr Knäblein nicht, den Prinzen? — Hat ſie denn auch einen Prinzen? frägt das Mädchen. — Ich entließ ſie. Das war an dieſem Tage. Und am zweiten Morgen nach dieſem Tage fliegt die Botſchaft durch Paris, die Sie alle überraſcht vernommen haben

werden, die Königin Maria Antoinette ist eines Prinzen genesen."

Das Auditorium war unruhig vor Aufregung. Nach einer Pause fuhr Marquis de Puységur fort:

„Ich erzählte die Thatsache und habe dafür folgenden Commentar: Ich habe mit dem Töchterchen der Inspectrice in diesem Sinne wiederholte Versuche angestellt; ich habe auch mit anderen Personen, welche nachtwandeln und gegen den Mond empfindlich sind, zahlreiche und mannigfaltige Proben gemacht; ich habe meine magnetischen Experimente modifizirt, ich habe gefunden, daß es sensitive und nicht sensitive, elektrische und nicht elektrische Menschen gibt. Die sensitiven und elektrischen vermögen durch den Magnetismus in einen Zustand geistiger Vollkommenheit versetzt zu werden, sie vermögen — möchte ich sagen — ein Medium zu sein, durch welches wir mit der Unsterblichkeit verkehren. Ich habe vor Allem meinen Gedanken und meinen Willen auf den Gegenstand concentrirt und ich bin heute in der Lage Ihnen Folgendes mitzutheilen: Das Naturgesetz, auf welchem die Wunder aller Zauberer und Propheten wurzeln, ist entdeckt. Der Magnetismus — ich spreche heute diesen Namen mit Schauern und heiliger Ehrfurcht aus — heilt nicht allein die Krankheiten des Körpers, er macht auch die Seele allwissend, allgegenwärtig, vielleicht allmächtig. Vernehmen Sie das: Ich habe mit Personen, die nervenzart und reizbar sind, Experimente unternommen; ich versetzte sie magnetisirend in Schlummer und sie haben mit verschlossenen Augen *gelesen*, sie haben in verschiedenen Sprachen geredet, deren sie in ihrem gewöhnlichen Zustande nicht mächtig waren, sie haben Fragen gelöst, welche sie in ihrem gewöhnlichen Zustande nicht annähernd verstanden hätten, sie haben Dinge gesagt, die erst geschehen mußten. Ein halbblöder Straßenräumer erbrachte mir gestern unter dem Einfluße des Magnets den mathematischen Beweis der Sonnenellipse. Kopernicus, Kepler sind überflüssig geworden."

„Unglaublich!" hörte man eine Stimme im Auditorium.

„Messieurs!" rief der Marquis, „ich werde nicht bloß behaupten, ich werde beweisen! Ich rufe irgend ein Sensitiv auf! Ist Jemand hier, der sich eines besonders gesteigerten Nervenlebens erfreut, er melde sich. Nervosität ist keine Krankheit mehr; das unbehagliche Gefühl der Nervösen ist nichts anderes, als der unerfüllte Hang nach momentaner Befreiung aus den groben Banden des thierischen Organismus, als der unerfüllte Hang nach göttlichem Wirken in der ätherischen Welt. Wer sich dieses Gefühls bewußt ist, er sei gebeten."

Die Zuhörer schienen sich alle dieses unbehaglichen Gefühles bewußt zu sein, sie erhoben sich von ihren Sitzen, sie flüsterten, sie zitterten, viele erblaßten. Eine der schwarzgekleideten, verschleierten Damen näherte sich dem Marquis. Er fragte, ob sie bereit sei, sich des Spargirens (des magnetischen Streichens) zu unterziehen. Sie bejahte mit einem Neigen des Hauptes. Er bat, daß sie sich entschleiere; sie that es, sie war sehr schön und sehr blaß.

Nachdem die bekannte Procedur des Magnetisirens ein Weilchen gewährt hatte, nachdem der Dame sogar das magnetische Band um den Nacken gelegt worden war, nachdem ihr der Marquis mehrmals zugerufen hatte: „Dormez!" schlief das Medium ein. Hierauf fragte sie der Marquis de Puységur mit lauter Stimme, ob sie nichts Neues zu erzählen wisse.

„Ja," flüsterte sie in einem langgezogenen Hauch.

„Ei, so erzähle mir was!"

„Oh nein."

„Weshalb willst Du deinem Freunde nicht aufrichtig sein?"

„Es ist ein Spion hier!" lispelte die schlafende Dame „er trägt einen

Schleier. Reißt ihm den Schleier herab!"

Dieſe Worte drangen raſch durch den Saal, neue Aufregung. Da ſuchte eine der verſchleierten Frauengeſtalten den Ausweg. An der Pforte erhaſchte ſie ein Mann und riß ihr den Schleier herab; darunter war ein langer ſchwarzer Bart.

„Der Famulus des Meiſters! Wieſo kommt der zu ſolchen Schlichen?"

„Monſeigneur iſt kein Schwindler!" ſtieß der Famulus hervor.

„Monſeigneur? Wer wollte denn S o l c h e s behaupten?"

Der Langbärtige war fort.

„Iſt der Spion nun fort?" fragte der Marquis die ſchlummernde Dame. Sie ſchwieg.

Eine Stimme aus der Verſammlung: „Sie ſoll erzählen, was unſere Deputirten beim Monſeigneur ausgerichtet haben."

„Bravo!"

„Du ſollſt mir ſagen," ſprach der Magnetiſeur, ſeine Fingerſpitzen gegen die Schläfe der Dame haltend, „was unſere Herren geſtern beim Meiſter gemacht haben?"

Die Schlummernde hob ein wenig ihre Hand und ſchien ſich zu beſinnen, dann flüſterte ſie: „Zweimalhunderttauſend!"

„Was dann?"

„Zweimalhunderttauſend. Sonſt nichts."

„Wunderbar! Wunderbar!" rief Monſieur d'Annotte vom Nebentiſche her. „Auf Ehre, die Summe war bisher unſer Geheimniß. Wir ſollten ſie erſt heute offenbaren!"

„Aber denkbar iſt doch allerlei!" bemerkten Andere. Einer ſchlug vor, Marquis de Puyſégur möge ſeine Kunſt an einer ganz fremden Perſon, die man ihm wählen und zuführen werde, verſuchen. Und nicht lange hernach, ſo brachte man ihm eine Magd aus dem Küchenperſonale des Hotels. Sie war nicht mehr jung und ſehr mager und hatte ein ſo läppiſches Benehmen und ein ſo einfältiges Geſicht, daß Alles durch ihren Anblick in Heiterkeit gerieth.

„Das iſt auch eine Nachtwandlerin. Nun wird man ſehen, was die neue Erfindung des Marquis de Puyſégur aus dieſem Senſitiv machen wird."

Der Magnetiſeur begann ſein Werk. Er erfaßte die Hände des Mediums und drückte ſeine Daumen zwiſchen ihre Daumen und Zeigefinger. Nach wenigen Minuten hub die Perſon an, ſich wie in einem ſtarken Froſt zu ſchütteln, dann griff ſie ſeufzend nach dem Hinterhaupte und begann an ihren entblößten Armen zu reiben. Hernach ſchien ſie zu erſtarren, richtete ſich auf, beugte ſich nach rückwärts, ſchlug die Hände zuſammen, ſank wieder auf den Stuhl und ſchlief. Nach kurzer Zeit begann ſie wie träumend zu flüſtern, aber der Marquis verſtand ſie nicht. Er ſtellte einige Fragen; man verſtand die Antwort nicht. Dann gab ſie durch Pantomimen zu verſtehen, daß ſie Schreibzeug wünſche. Man ſtellte ihr ein Tiſchchen mit Schreibzeug hin. Andere drängten ſich höchſt erregt herbei; man wußte, daß die Magd des Schreibens nicht kundig war. Und ſie ſchrieb auch nicht, ſie zeichnete. Sie zeichnete das Haupt eines Mannes mit ſtarrem Auge und wild zerriſſenen Locken. Den Verſammelten graute, als ſie das Bild ſahen, aber ſie wußten nicht, wer es ſein und was es bedeuten ſollte. Die Magd zeichnete auch noch etwas Anderes, was ſie ebenfalls nicht kannten; es waren zwei aufrecht ſtehende Balken, oben mit einem Querbrett, unten mit einem Block.

Als die Magd zu ſich kam, war ſie ſelber erſtaunt vor dem Bilde, das ſie im Schlummer gezeichnet hatte und ſie konnte ſo wenig angeben, als die Sachkundigen, was die Zeichnung zu ſagen hätte. Man wußte nicht einmal, hatte Marquis de Puyſégur geſiegt, oder hatte er ſich blamirt. — Erſt nach der Revolution gaben die

Anhänger Mesmers und Puységur's an, daß sie das tief prosetische Bild der Küchenmagd vom Hotel Royal nun verstünden — es stelle nichts Anderes dar, als — Robespierre und die Guillotine.

Während nun in dieser Versammlung der harmonischen Gesellschaft, der eine Theil sich leidenschaftlich mit den Somnambulen beschäftigte, gab sich ein anderer leidenschaftlich der Debatte hin über die Zweimalhunderttausend! Die Hellseherin hatte recht gesehen, die Abgeordneten bestätigten es, Monseigneur hatte für sein Geheimniß zweimalhunderttausend Franken begehrt. Einige waren über diese Ziffer empört, Andere sagten, so lange man das Geheimniß nicht kenne, könne man auch über den Werth desselben nicht sprechen, wenn man sage, der Preis sei zu hoch, so möge man auch sagen, der Preis sei zu niedrig.

„Aber der Verein bringt die Summe nicht auf."

„Eine Gesellschaft von reichen Cavalieren und kein Geld haben für den Quell der Wohlfahrt!"

„Der beste Quell der Wohlfahrt ist das Geld — das Geld ist die Gesundheit, das Geld ist die Weisheit, das Geld ist die Allmacht."

„Nur weiter! Das Geld ist der Eigennutz, das Geld ist die Niedertracht, das Geld kann auch die Dummheit sein."

„Monsieur!"

Es kam zu heftigen Scenen, bis plötzlich das Mitglied d'Annotte einen Sonderausschuß für die Berathung beantragte, und in diesem Sonderausschusse einen verruchten Vorschlag machte.

„Wenn wir für das Geheimniß des Deutschen kein Geld ausgeben wollen, Messieurs, und wenn wir die genialе Entdeckung unseres Mitgliedes, des Marquis Puységur alsogleich praktisch verwerthen wollen: magnetisiren wir den Monseigneur!"

Der Sonderausschuß blieb sprachlos vor Erstaunen.

„Magnetisiren wir ihn. Seine nervöse Natur hat doch alle Eigenschaften des Somnambulismus. Versetzen wir ihn in den Zustand der Clairvoyance, und er sagt uns das Geheimniß umsonst — umsonst, Messieurs!"

Der Sonderausschuß blieb noch lange sprachlos vor Erstaunen, bis endlich ein Mitglied das Wort ergriff und sagte: „Die Idee ist so über alle Massen niederträchtig, daß sie göttlich ist. Was sagt Marquis de Puységur dazu?"

Marquis de Puységur lächelte nur.

* * *

Eines Abends meldete sich ein fremder Herr im Hotel des Wundermannes und stellte die Frage, ob Monseigneur heute noch zu sprechen sei.

„Monseigneur ist heute nicht mehr zu sprechen," antwortete der Schwarzbärtige.

„Nun frage ich, mein Bester, mit diesem Dinge hier, ist er heute noch zu sprechen?"

Der Famulus blickte auf den Gegenstand in des Fremden Hand und als er sah, daß „dieses Ding" eine kleine Rolle von Dukaten war, antwortete er: „Monseigneur ist heute noch zu sprechen".

Dem Doktor wurden drei Herren gemeldet aus der harmonischen Gesellschaft.

„Entrez!"

Das Wohngemach des Meisters war durch eine einzige, rothbeschirmte Lampe sehr matt beleuchtet. Die hohen Fenster waren enthüllt, durch dieselben fielen die blassen Ströme des Vollmondes auf den bunten Fußteppich, dessen Blumen und Rosen in dem magischen Scheine aus dem Fußboden herauszuwachsen schienen. Monseigneur war in seinem Hauskleide, einem langen, dunkelfärbigen Talare.

„Mein Negligé! Ich entschuldige mich nicht meine Herren, wir sind entre nous!“ sagte er und reichte Jedem die Hand.

„Entre nous!“ wiederholten die Ankömmlinge und ließen sich auf die angebotenen Plätze nieder.

„Für die späte Abendstunde, in der wir erscheinen, entschuldige uns die wichtige Angelegenheit, welche uns hierhergeführt,“ nahm Monsieur d'Annotte das Wort.

„Im Falle die Angelegenheit nicht allzu dringend wäre, möchte ich die Herren vor Allem einladen, mit mir eine Bouteille Wein zu trinken“.

Nach wenigen Secunden, als ob Alles schon vorbereitet gewesen wäre, standen die Flaschen und Trinkkelche auf dem Tische.

Der Meister hob das erste Glas: „Auf Ihr Wohlsein, Messieurs! und besonders, Marquis de Puységur, auf die Zukunft Ihrer Entdeckung!“

Sie stutzten, aber sie stießen an.

„Ich habe“ fuhr der deutsche Doctor fort, „mit Vergnügen vernommen, wie geistvoll und wie erfolgreich Sie die neue Wissenschaft weiterführen; meine Experimente in Ihrem Sinne gaben mir kein befriedigendes Resultat; ich wünschte, einer Ihrer Proben beizuwohnen.“

„Eine Ehre!“ sagte der Marquis, „heute fehlt leider das Medium.“

„Was wollen Sie für ein Medium? Versuchen Sie mich!“

— Das geht ja merkwürdig gut, dachten sich die Herren aus der harmonischen Gesellschaft.

Der Marquis redete dagegen, der deutsche Doctor bestand darauf, er wollte sich von der Wirkung persönlich überzeugen. In wenigen Minuten saß er auf dem Fauteuil, in welchem er Hunderte magnetisirt und ihrer Bestätigung nach geheilt hatte.

„Was werden Sie mich sehen lassen, Marquis?“ fragte der Doctor.

„Was Monseigneur belieben.“

„Ei, so wollte es mich doch gelüsten, zu sehen, was in diesem Augenblicke Ihre Majestät, die Kaiserin Katharina von Rußland macht.“

„Unter allen Umständen, Monseigneur?“ fragte lachend einer der beiden anderen Herren, die gewissermassen als Zeugen fungirten.

„Unter allen Umständen,“ antwortete der Meister.

„Ich werde mein Möglichstes thun,“ sagte der Marquis de Puységur, wirklich auf die Macht seiner innewohnenden Fähigkeit bauend, jedoch das Wort in anderem Sinne meinend, als er dasselbe von seinem Medium aufgefaßt wissen wollte.

„Nun — im Namen des ewigen Geistes, der lebt und webt in der Natur von Ewigkeit zu Ewigkeit — voran!“

Marquis de Puységur begann die Streichungen. Lange blieb der Meister in seinem gewöhnlichen Zustande und er beobachtete die Bewegungen des Magnetiseurs und die Wirkung desselben auf sich. Allmählig wurde sein Blick starr, seine Glieder begannen zu zittern, doch ging diese Bewegung bald in die Ruhe des Schlummers über. Der Marquis operirte noch eine Weile fort und glaubte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um das Medium noch fester zu binden. Dabei blinzelten sich die drei Männer aus der Harmonischen verständnißvoll mit den Augen zu.

„Monseigneur,“ lispelte dann der Magnetiseur, „die Kaiserin! erhebt sie sich nicht eben vom Throne?“

Nach einer kleinen Weile anwortete das Medium schleppend: „Ja, eben — vom Throne.“

„Und kommt auf dich zu?“

„Schön ist sie nicht“ murmelte das Medium.

Der Marquis: „Aber mächtig!“

Das Medium: „Sie winkt ihrem Liebling.“

Der Marquis: „Er flüstert ihr etwas ins Ohr, nicht wahr?“

Das Medium: „Er bietet ihr den Arm.“

Der Marquis: „Und erzählt ihr von dem Geheimnisse des Wundermannes zu Paris!“

Das Medium: „Oh, die Schleppe!“

Der Marquis wird verlegen, daß der Mann auf seine Fragen nicht eingeht. Schon steht ihm — als spiele der Magnetismus wieder auf ihn zurück — der Schweiß auf der Stirne. Er nimmt sich zusammen und beginnt wieder: „Ihre Schleppe sollten ja Pagen tragen? Aber die hat sie fortgeschickt — die Kaiserin Katharina — sie will mit ihrem Liebling allein sein?“

Das Medium: „Sie will ihm was vertrauen.“

„Nichtwahr?“ sagt der Marquis aufathmend.

Das Medium: „Lauter! — Lauter, Majestät!“

Der Marquis: „Sie sagt ihm das Geheimniß des Wundermannes?“

„Ja!“ haucht das Medium lebhaft, „ja, sie sagt es!“

Der Marquis: „Was sagt sie denn?“

Das Medium scheint sehr angestrengt zu horchen, dann murmelt es mit fallendem Tone: „Ei, nein doch, Majestät!“

„Was sagt sie?“ fragt der Marquis, und sein Antlitz ist todtenbleich und seine ausgestreckten Arme zittern. Das ist der entscheidende Moment.

„Was sagt sie?“

„Ach,“ flüstert Monseigneur, immer mit geschlossenen Augen: „Majestät, das — das ist nicht höflich.“

„Was sagt die Kaiserin Katharina?“

„Sie sagt —“ das Medium brach ab, als wäre es durch etwas unterbrochen worden. Der Magnetiseur stand bewegungslos wie eine Säule aus Stein.

„Sie sagt —?“

„Sie — — sagt, der — Marquis de Puységur sei ein Esel.“ — —

Der Marquis war zurückgefahren, als hätte ihm Jemand mit der Faust einen Schlag ins Gesicht versetzt. Die Zeugen stießen einen Laut der Ueberraschung aus.

Monseigneur öffnete die Augen und erhob sich langsam vom Sessel.

Der Marquis zog wüthend den Degen. Der Meister schien über diese Bewegung sehr verwundert. Er fragte:

„Weshalb, Marquis?“

„Widerrufen Sie!“

„Ich? was soll ich widerrufen?“

„Widerrufen Sie!“

Noch zu rechter Zeit mengten sich die zwei anderen Herren in den Handel und Monsieur d'Annotte erklärte, das Monseigneur unmöglich widerrufen könne, was die Kaiserin Katharina gesagt habe.

Das half sehr wenig. Der Marquis de Puységur war rasend und schrie dem Doctor zu: „Sie sind ein Schwindler!“

Monseigneur antwortete Jenem mit aller Gelassenheit: „Sie sind auch ein Schwindler.“

Der leidenschaftliche Marquis schleppte die Sache rasch zu Gerichte. Der bedachtsame Deutsche schlug aber vor, sich auf dem Wege der Güte zu einigen, damit nicht die Gloire Beider vor der Oeffentlichkeit bemakelt werde. Die sogenannte Akademie der Wissenschaften und die medicinische Facultät sei der neuen Lehre ohnehin feindselig genug. Und thatsächlich hatte man von dieser Seite aus die Sache bereits als Humbug erklärt und gesagt: Das Streichen und sonstige Berühren sei zum Magnetisiren ebenso überflüssig, als das Baquet mit allem Zubehör, es komme überhaupt nur auf die Absicht und den Willen des Magnetiseurs, und auf den Glauben des zu Magnetisirenden an. Dieser feste Glaube und die Einbildung sei bei nervösen Personen genügend, in

den Zustand höchster Aufregung oder Verzückung zu versetzen.

Dagegen waren wieder Flugschriften erschienen, welche in glühender Begeisterung, mehr hinreißend als überzeugend für die neue Lehre über den Magnetismus und für ihre Vertreter scharfe Lanzen brachen. Man wußte nicht, wer diese Broschüren geschrieben; eine Sage ging, daß sie ein armer Fischerjunge im Zustande des Hellsehens verfaßt hätte.

Immerhin aber schien das System erschüttert zu sein.

So gaben die beiden Magnetiseure vor Gericht an, sie achteten sich gegenseitig nach wie vor, und Keiner von ihnen könne dafür, daß er von einem boshaften neidischen Dämon mißbraucht worden sei, den Andern zu beschimpfen. Und es kam zu Protokoll: „Nichts ist zu widerrufen, weil nichts gesprochen worden ist. Nur — die Kaiserin Katharina hat's gesagt."

Monsieur d'Annotte unterschrieb sich als Zeuge. Das war um zehn Uhr Vormittags. Um eilf Uhr hatte er Zahnschmerz.

Eine geprüfte Lehrerin.

Novelle von Luise Lecher.

(Schluß.)

Es gibt Tage, an denen man keinen Gedanken festzuhalten, keinen Entschluß auszuführen vermag. Man geht nach rechts und meint alsbald, der linke sei der bessere Weg gewesen, man thut Das und glaubt gleich darauf, Jenes sei angezeigter, man will das Eine und härmt sich um das Andere. Ganz lächerlich wollte es Augusten nun plötzlich bedünken, den Leopold auf ihrem Gange zu treffen; müßte er ja doch längst angelangt sein, derweil sein unvernünftiges Mädchen kopflos im Walde herumläuft und des Kukuks Schläge abergläubisch zählt.

Unverzüglich trat Guste den Rückweg an. Aber von Schritt zu Schritt wuchs ihre Unruhe, ihr Mißbehagen. Ein dumpfes, drückendes Gefühl, als müsse sich gerade jetzt ihr Geschick entscheiden, quälte sie unablässig, wie ein Alp legte es sich auf ihre Brust, der Athem stockte, die Füsse ermatteten — und der Waldweg schien kein Ende zu nehmen.

Endlich war die Lichtung erreicht. Hoch stand die Sonne, als die Lehrerin aus dem kühlen, dunklen Schatten in's grelle Tageslicht hinaustrat. Mit fast sommerlicher Gluth brannten die mittägigen Strahlen auf die staubige Landstraße; des Morgens würzig feuchter Hauch war verflogen, es mußte ein Gewitter in der Luft liegen.

Auguste verspürte einen argen Durst. Nicht weit vom Waldessaum sprudelt eine frische Quelle in einer kleinen Thalmulde. Dort wollte das müde Mädchen hin, sich zu erquicken, doch kaum daß es ein paar Schritte zurückgelegt, reute die Bangende der neue Zeitverlust.

„Thörichtes Schrecken und Zagen! Bald werd' ich Gespenster sehen am hellen Tage, mich fürchten, den Mund zu öffnen oder den Fuß zu heben."

Sie wollte sie weglachen, die quälende Angst ihrer Seele und gerieth nur immer in ärgere Bedrängniß.

Der Weg zur Quelle hinab war steil und schlüpfrig, Auguste klammerte sich an das Gezweige der Haselstauden, um in dem feuchten Moose nicht zu gleiten. Sie sah nicht vor sich hin, sondern nur auf den Abstieg zu ihren Füßen. Unten angelangt hob sie jedoch den Blick — — —

Gerade gegenüber, zwischen dem Rinnsal des abfließenden Wassers und dem dahinter ansteigenden Bergvorsprung lag Franzl, anscheinend leblos in Leopolds Armen. Er hielt ihr Köpfchen, dem das Tuch entfallen, mit der Rechten umfangen und drückte mit der Linken ein nasses Tuch auf die Schläfen der Ohnmächtigen. Schlaff, wie todt ruhte das Mädchen in des Mannes Schooß, der so beschäftigt war mit seiner schönen Bürde, daß er Augustens Nähe erst wahrnahm, als sie dicht vor ihm stand. Gleichzeitig schlug auch Franzl die Augen auf und sank an der Schwester Brust.

„Was ist hier vorgefallen?" fragte die Lehrerin tonlos.

Statt aller Antwort riß sich Franzl los, als wolle sie fliehen, taumelte jedoch und wäre ohne Leopolds Unterstützung hart zu Boden gefallen.

„Sie ist den Hang herabgeglitten und hat dabei den Kopf an einen Stein geschlagen," stotterte der junge Mann ohne Augusten dabei anzusehen. Auch sie hat das Auge noch nicht von Franzls kreideweißem Angesicht erhoben, sie fühlte, ihr Freund möchte ihren Blick nicht ertragen. Doch war jetzt keine Zeit zu Erörterungen. So räthselhaft der Fall erscheinen mußte, hier that vor Allem Hilfe noth. Zum Glücke kamen einige verspätete Kirchengänger daher, welche den übermäßigen Weingenuß durch einen Trunk an der Quelle wettmachen wollten, ehe sie zum Mittagstische im häuslichen Hafen einliefen. Man verständigte sich rasch und der Zunächstwohnende schickte einen Wagen. Von Fieberschauern gerüttelt schwankte Franzl, auf die Schwester gestützt, die paar Schritte zur Wegscheide hinauf, wo das Fuhrwerk hielt. Scheu war sie Leopolds Berührung ausgewichen, noch befangener ging der junge Mann neben Augusten hinter dem Wagen her. Kein armer Laut wollte ihm aus der Kehle. Auch die Lehrerin schwieg, als wüßte sie alles voraus, als sei da nichts weiter zu erfahren.

Die Nona stürzte händeringend dem traurigen Zuge entgegen und erging sich schon von Weitem in den herzzerreißendsten Wortverrenkungen:

„Das sind die Convenienzen von solchen Gemüthsaffectionen. Hab' es dem Kinde seit Wochen angemerkt, daß es sich die Zurücksetzung von wegen dem Costüme zu Herzen nimmt. O das kann mit einer Schwindsucht enden, denn die Franzl ist eine tiefgehende Naturanlage."

In nervöser Ungeduld zuckten Gustens Lippen: „Um Gott, Nona, nur jetzt verschonen Sie uns mit ihrem Geplapper."

Da aber entflammte die Alte erst recht:

„Geplapper? O gut, recht gut ausgedrückt. Wenn ich nicht wüßte, daß gewisse geprüfte Lehrerinnen, denen meine Bildung ein Dorn im Auge ist, mich gerne auf Sprachschnitzeln ertappten, weil ich mich geziert und nicht im gemeinen Volksdiktando ausdrücke."

Man war zu Hause angelangt und die Thüren von Franzls Zimmer schlossen sich für alle Unberufenen. Der Arzt erschien, zuckte die Achseln; es sei eine starke Gehirnerschütterung, der Verlauf der Nacht erst würde entscheiden, ob Gefahr vorhanden.

Tiefbetrübt, hilf- und rathlos saß nun Leopold den langen, frühlingsheiteren Nachmittag auf der Bank unter dem Fenster der Krankenstube. So voll Zuversicht war er heute auf dem Rubacher Hofe erschienen, denn die Guste hatte recht gehabt mit ihrer Ahnung. Als richtiger und rechtschaffener Freiersmann, mit seinem Anstellungsdekret in der Tasche, wollte er vor sie hintreten, die so lange in nimmermüder Nachsicht seiner geharrt, die er achtete und verehrte wie keine. Wie sich die Brust des jungen Mannes geschwellt hatte Angesichts des frohen Werdens und Wachsens in Wald und Flur, wie er ihn wonnig eingeschlürft den Duft der Tausend und aber

Tausend sich öffnenden Blüthenknospen ringsumher, wie er laut mitgejauchzt in den reinen blauen Aether hinaus bei dem Zwitschern und Jubiliren des leichtsinnigen Völkchens in Ast und Zweigen, das so munter schnäbelte und sich paarte, wie er lechzte, nun auch bald sein angebetetes Lieb sonder Scheu und Zagen ganz und stark zu umfangen — — — da war ihm an Stelle der liebgewohnten, längstvertrauten Freundin ein Mädchen entgegengetreten, dunkeläugig und rosenwangig, ein halbes Kind, an der Grenze der Jungfräulichkeit stehend und gar seltsam erglühend unter seinen wider Will und Absicht hellaufflammenden Blicken.

Wie sich die beiden so gegenüberstanden, eigenthümlich befangen und doch Aug' in Auge tauchend, als sei hüben und drüben kein Grund zu finden, wo die Seele ankern könnt', als das Zittern der Hände, die sich in sanftem Druck umflochten, wie ein elektrischer Strom durch die jugendschönen Gestalten zitterte, wie sich endlich Franzl, von noch dunklern Purpurgluthen übergossen, losmachte und den Jüngling desto magnetischer nach sich zog — da war es ihm, als habe er Zeit seines Lebens kein schöneres, kein begehrenswertheres Weib erschaut.

Schweigend war nun Leopold neben dem Mädchen hergegangen, erst bis zur Ecke des Akazienzaunes, dann wieder zurück zum Hofthor und so fort ein paar Mal. Er fragte nicht, wo Auguste geblieben, er schien von ihrer Existenz kaum zu wissen. Die Nona hatte sich schlau bei Seite gedrückt und nun schon mehr als einen neugierigen Blick aus dem Küchenfenster dem Pärchen nachgeschickt. Als die ziel- und zwecklose Promenade kein Ende nehmen wollte, rief die Alte den jungen Leutchen resolut zu:

„So geht doch endlich der Augusta entgegen."

Da war der Bann gebrochen, der Zauber verwirkt. Sie mußten sprechen und zwar von gewichtigen Dingen. Das junge Mädchen schritt wacker aus und Frag' und Antwort flog hin und wider. Franzl lachte, als sie Kunde erhielt von Leopolds endlicher Anstellung im Tirolischen, von seiner Hoffnung, noch vor Ende des heurigen Jahres sein Nest fertig zu kriegen. Sie wurde gesprächig, wie nie zuvor mit dem Freunde ihrer Schwester, nannte ihn ihren lieben Schwager, bat um den ersten Tanz bei der Hochzeit und um die Pathenstelle bei der ersten Taufe. So waren sie lebhaft plaudernd bis zur Wegscheid zurückspaziert. Daß Franzls Augen immer dunkler und fieberhafter, ihr Lachen gezwungener und schärfer geworden, das bemerkte der Jüngling nicht, dazu war er selbst allzu befangen.

Plötzlich jedoch hatte Franzl gesagt:

„Ich möchte wohl trinken; mir wird förmlich trüb vor den Augen."

Dabei war sie ohne Zögern in der Richtung zur Quelle enteilt. Erst am Rande des Abhanges hat er die Hastende eingeholt und da wollt' es ihm bedünken, wie sie nach vorne übergebeugt dastand, sie müsse den Hügel hinunterstürzen. Dies zu verhindern hat er sie mit kühnem Griff umfangen, erst war 's, als sei sie ungehalten und trachte sich seinem Arm zu entwinden, dann aber mit einem Ruck hing das Mädchen an seinem Halse und er fühlte zwei heiße Lippen an den seinigen brennen. Hat er 's gethan, hat sie 's begonnen? Ja wer das noch wüßte? Aber eines, das wußt' er leider noch. Plötzlich hat ihn die Franzl zurückgestoßen und in bitterbösem Tone die Worte gerufen:

„Meinst, ich wollt' gestohlene Waar'? O geh' doch, zu ihr geh', die Dein Weib werden soll, von ihr hol' Dir den Hochzeitskuß."

Sie rief's, wankte und stürzte in zuckender Hast schier kopfüber den

Hang hinab, um unten ohnmächtig zusammen zu brechen. — —

Und nun saß er da, ein doppelt Schuldiger, saß er unter des Mädchens Fenster, horchend, harrend und konnte nicht erlauschen, was droben vorging, was die Schwestern sprachen.

„Es war eine Kinderei, sonst nichts. Guste hat mir schon Ernsteres verziehen," so wollte er sein Gewissen beschwichtigen.

„Das war Leidenschaft, elementare Leidenschaft, wie sie Guste nie empfunden," so lallte sein trunkenes Herz. Ja er war trunken, trunken von dem Kusse eines Mädchens.

„Was wird die Schwester, die fromme, keusche Schwester sagen, die nicht ahnt, wie heiß, wie heischend man küssen kann? —

Die Sonne ging unter; es wetterleuchtete am fernen Horizont. Leopold sollte an die Heimfahrt denken. Und noch hat er ihr gar nicht gesagt, weshalb er das Stelldichein an der Wegscheid verfehlt, nichts gesagt von seinem Dekret, das wie glühende Kohle in seiner Brusttasche brannte. Wird er überhaupt heute etwas sagen hievon?

Der Bauer torkelte beim Flimmern der ersten Sterne in weinseliger Laune heim. So vernünftig der Mann sonst zu sprechen, zu handeln wußte, am Sonntag Abends war er denkunfähig. Die Rona schwang ihre Eimer mit dem Trunk des Viehes stylvoll und erging sich in gesitteten Schimpfnamen über das ungesittete Volk der Rinder und Ferkel. Endlich, es war bereits vollständig dunkel, kam die Guste herab.

Sie setzte sich neben Leopold auf die Bank, zog ihren Shawl fester um die Schultern und sagte in ihrer klaren, schlichten Weise:

„Ich will erst gegen Morgen mit dem Milchwagen zur Stadt fahren."

Leopold rang nach einem Worte. Ihm war bald heiß, bald eisig, so heftig arbeitete es in ihm.

„Wird 's böse? Kann Gefahr entstehen?"

In dem zitternden Klang der Stimme mußte mehr liegen, als der einfache Sinn. Auguste hob den Blick und sah ihn groß und voll an. Dann sprach sie mit sanfter, langsamer Betonung:

„Der Kopf ist ein wenig erschüttert von dem Sturz, doch das ist wohl das Geringste. Was das Weitere betrifft, so wird 's die Franzl tapfer verwinden. Sie ist keine Puppe und dieser ihr erster Schmerz."

Leopold schwieg, aber sein Blick ward immer starrer. Dabei legte sich ein feuchter Flor über seine sprechenden Augen. Dies zu verbergen vor seiner hellsehenden Freundin, drückte er, wie so oft in stürmischen Stunden sein Gesicht in ihre Hände. Die waren kalt wie Eis. Aber des Jünglings Antlitz glühte. Was er verhindern gewollt, übermannte ihn jählings, heiß entströmte es seinen Augen und der armen Guste war 's, als schwemme jede seiner Thränen ein Stück ihres Herzens fort.

Doch hielt die Arme geduldig stille wie eine Mutter, die des Sohnes Klage lauscht. Von solch' verwöhntem Glückskind wie ihr ungestümer Freund, mußte dieser Ausbruch gar mächtig wirken auf das empfindsame Mädchen. War es die Größe des Opfers, das sie lockte, war es ein allzu sensitives Billigkeitsgefühl den Rechten der Jugend gegenüber, dem sich die Arme unwillkührlich beugte? — — Mitternacht war schon vorüber, als sich Leopold und Guste von ihrem Sitz unter Franzls Fenster erhoben. Vieles und Gewichtiges hatten sie miteinander verhandelt und kein Ende, keinen Ausweg zu finden vermeint. Zuletzt aber sprach die Lehrerin mit ruhiger Fassung:

„Ich bleibe Dir gut, was auch Dein Herz beschließt. Bleibe, prüfe und wähle."

Dann ging sie noch einmal hinauf, nach der Schwester zu sehen, die sich fiebernd in unruhigen Träumen hin und herwarf. Im Hofe ward indeß der Milchwagen angespannt, ihn hätte Leopold zur Rückfahrt benützen sollen, statt seiner schwang sich die schmächtige Gestalt der ältesten Haustochter auf den Rücksitz; nun die Dinge also standen, durfte sie der Schulstunden keine versäumen.

Noch am selbigen Morgen, ein Weilchen vor dem ersten Hahnenschrei hat sich auf dem Rubacher Hofe etwas Waghalsiges zugetragen. Ein arg verliebter Jüngling ist durch's Fenster in das Zimmer einer Schwererkrankten unter dem Schutze des ersten Dämmerzwielichtes eingestiegen und hat bis in den sonnenhellen Tag hinein an Stelle der anscheinend entschlafenen Wärterin gewacht. Doch hat sich der Kranken Zustand ob dieser ganz erschrecklich unbesonnenen That mit Nichten verschlechtert, sondern ist die Patientin noch jenen Nachmittag am Arme des so energisch unklugen Jünglings, zwar etwas bleicher als sonst, im übrigen aber strahlend von Glück und Jubel zwischen den Gemüsebeeten des Hausgartens umherspaziert.

Den Rubacher von der Nothwendigkeit dieses Wechsels der Dinge zu überzeugen, war der Nona anvertraut. Sie redete eine schöne Rede, wie schon lange keine ihrem Mund entflossen, so logisch und simpel mit höchst mäßiger Verwendung ihrer Bildung:

„Sind nun einmal zwei Mädchen und nur ein Mann dazu. Deshalb kann nur eine von beiden glücklich werden oder alle drei Personalien höchst elend. Nun ist 's doch vornehmer, das dritte überzählige ergibt sich darein. Und dieweil nun der Leopold durchaus die Franzl will und nicht Gusta, so kann ich nicht concipiren, warum wir den charmanten, jungen Mann in die Verzweiflung treiben, nur damit die Augusta nicht allein bleibt in der Verzweiflung. Wenn die Franzl zehnmal „Nein" sagt, er nimmt die Andere doch nicht und hat dann die romantische Tragik nirgends einen Schluß. Die Gusta hat ihm nur so verschleiert den Freibrief gezeigt und spornstreichs ist er zur Franzl eingestiegen, durch Nacht und Gitter mitten durch und sichtbarlich ist ihm die Liebe an allen Ecken herausgebrannt. Zu alldem ist die Gusta viel zu wissenschaftlich, um sich zu grämen; sie wird sich aus den verliebten Büchern die erbaulichsten Lamentationen zusammlesen über veruntreute Liebhaber und ungerathene Verlobungen, lauter Dinge, welche die arme, ungelehrte Franzl gar nicht estimirt."

Kopfschüttelnd, wie dazumal, als man ihm die Aelteste gegen seine bessere Einsicht nach der Stadt entführt hatte, hörte der Vater dem Gerede zu. Was konnt' er thun? Er war gewöhnt, sich in Familienangelegenheiten den Verfügungen seiner Weibsleute zu fügen und die schienen einig. Als er, sich von Gustens Wünschen persönlich zu überzeugen, sein bleiches, stilles Kind heimsuchte, da wollte ihm unwillkührlich das Herz schwerer werden, als ihm lieb war, bei dem Anblick der Tochter. Doch gelten Rührung und Mitleid dem Bauer für widerliche Schwäche. Und dann war die Guste nicht schon seit Jahr und Tag so gelb und eingefallen? Daß sie unter den für sie so peinlich veränderten Umständen das Vaterhaus meiden wollte, mußte selbst seinem rauhen Gefühle einleuchten; tiefer, psychologischer Scharfblick mangelte, kurzum: der Rubacher kam heim mit einem aufheiternden Räuschchen und der beruhigenden Ueberzeugung: „Die Gustl wird sich trösten und die Franzl eine ganz ferme Frau Försterin sein."

Damit war ihm die Sache erledigt.

Siegreich stolzirte die Nona im Hofe umher und verkündete Jedem, der es hören wollte:

„Ein wohlaspirirtes Paar, unsere Brautleute. Und die hab' ich, ich allein als Vorsehung zusammengebracht. Ja, hätte ich mich nicht schlafend gestellt in einer gewissen Nacht, die zwei wären noch lange nicht so glattweg in's Reine gekommen. Weiß aber auch gewaltsam verliebte Ausdrückungen, unser Schwiegersohn, der Herr Forstmeister, Ausdrückungen, wie ich sie mein Lebtag nicht gehört, nicht gesehen hab'." —

Indeß war der Lenz verblüht und der Sommer in's Land gezogen: ein kalter, regnerischer und unfreundlicher. Wenig Freude und Behagen wohnte während des Jahres 1878 im schönen Oesterreich. Noth, Krieg, Trübsal allerorten. Auch im Hagenthal weinte mehr als eine Strohwitwe um den Gatten, manche Braut um den Geliebten. Und Leopold Hellweiß, der neuernannte Forstmeister rüstete zur Hochzeit und zur Abreise nach Tirol mit einer Hast, welche Franzl in ihrer wildleidenschaftlichen Art noch schürte. Der Guste hat er einen Brief geschrieben mit sehr viel gefühlvollen Worten, die aber wenig Gefühl bekundeten. Nichts Selbstsüchtigeres auf Erden, als ein in Lieb' entbrannter Mann. Auch er, der sein verlassenes Mädchen so wohl kannte, auch er ließ sich von der voreingenommenen Schwester überzeugen, „die Guste werde sich trösten." Wenn es ihn zuweilen doch übermannen wollte, das Gegentheil zu fürchten, dann versenkte er den Blick in die begehrlich funkelnden Katzenaugen seiner jungen Braut und betäubte an den rothen, immer willigen Lippen die Scrupel und Zweifel seines Gewissens.

„Ja die Guste wird sich trösten."

Der Rubacher nahm, dies zu beschleunigen, einen wackeren Anlauf zur Vaterliebe und schickte bei Anbruch der Schulferien, der ersten, welche die Lehrerin nicht im Hagenthal verleben sollte, eine runde Summe zu einer kleinen Vergnügungsreise. Auguste lächelte doch wieder bei dem Gedanken, in die grüne Steiermark hineinfahren zu dürfen, die sie längst kennen und lieben gelernt aus den Schriften ihres Leibdichters. Vielleicht wäre das kranke Kind gesundet hoch oben auf freier Alm, wo die jungen Wildbäche so vorlaut plaudern und die alten Gletscherhäupter so vornehm schweigen. Alles war zur Reise gerüstet: — da hörte Auguste von dem Elend daheim in der Bauernhütte, wo Väter, Söhne, Brüder fehlten, wo unschuldige Kinder verkümmerten und sie ging hin, die arme Lehrerin, welche der Cur bedürftiger gewesen wäre, als manche hysterische Aristokratin, die mit Opferung einer einzigen Morgentoilette die gleiche Summe geschafft hätte — sie ging hin, legte die paar Banknoten in die Sammelbüchse für die Hinterbliebenen abwesender Krieger und blieb zurück in ihrem einsamen, ungesunden Kämmerlein.

Da saß das bleiche Mädchen, Tag für Tag stiller und muthloser werdend, indeß ihre Angehörigen sie begriffen wähnten auf einer Vergnügungsreise, auf der sich „die Guste wohl trösten werde."

Ach ja, warum sollt' sie 's nicht? So fragte sich die Arme bisweilen selbst. Ihre Neigung ist nicht dem vulkanischen Boden berückender Leidenschaft entströmt, sondern sachte ausgereift tief drinnen im sinnigen Frauengemüth. Langsam, allmählig frißt jetzt auch der Schmerz ob der grausamen Täuschung an dem verrathenen Herzen, nicht brechen wird es, es wird erstarren. Unmerklich ist die Abnahme der Wärme, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche weniger Interesse am Dasein, weniger Spannkraft des Geistes, weniger Lächeln und weniger Thränen. Fern und ferner, wie durch trübe Schleier sieht, hört, fühlt die Verlassene das Leben vorüberrauschen,

kein voller Ton, kein helles Licht dringt in das trübe Gemach, wo ein geknicktes Weib der Erlösung, dem Nichtempfinden zustrebt.

Die beiden Ferialmonde, sonst nur zu rasch vergangen, sie werden auf solche Weise zur Ewigkeit. Ob draußen der Regen plätschert oder die Sonne sticht, kaum, daß sie 's weiß. Tagelang verließ Guste ihr Stübchen nicht. Innen war 's traulich genug: schneeweiße Vorhänge zierten das Fenster, an dem sich melancholischer Epheu hinaufschlängelt. Keine andere Pflanze mochte gedeihen in dem düstern Hofwinkel, denn die Aussicht war zur Hälfte verbaut von einem mächtigen Schlott, der hoch zum Himmel aufragte. Doch nur die leichteren Gase entwichen nach Oben, die compakteren Steinkohlenfragmente nahmen ihren Weg zur Erde zurück und wie ein feiner Regen tanzten die winzigen Körnchen in der geschwärzten Luft. Dieser Riesenkamin diente einer Dampfmaschine zum Abzug, welche eine der größten Zeitungen der Hauptstadt druckte. Neben dem Rauchfang klapperten die Räder, zischte bald da, bald dort heißer Dampf aus einer Nebenröhre empor, gegenüber in den Localen der Setzerei brannte die lange Nacht über Gaslicht und hasteten die Arbeiter mit lauter Geberde hin und wider.

Augusta hatte ihr Cabinet seit Jahren inne. Ihr Oheim war hier Druckereileiter gewesen; als er gestorben, zog die Tante fort und die Nichte blieb bei dem Nachfolger daselbst zur Miethe. Es gab nämlich etwas, das die Lehrerin an den Ort fesselte. Sonderbar genug. In der rußgeschwängerten, gasverpesteten Atmosphäre dieses unfreundlichen Hofraumes stand ein Kastanienbaum. Er mochte bessere Zeiten gekannt, bessere Umgebung gewöhnt sein. Ehemals hat an Stelle des jetzigen Heizhauses der Dampfmaschine ein kleiner Hausgarten gegrünt mit mannigfachem Gesträuch und jungen Bäumchen. Den stattlichsten derselben hat Gustens Oheim, ein großer Naturfreund, gerettet bei Anlage der Druckereilocale. Er hat zum Schutze ein eisernes Gitter um den Stamm ziehen lassen und so ist er verschont geblieben und blühte nun alljährlich inmitten seines düstern, sonnenlosen Gefängnisses. Ja er blühte! Mit Jauchzen begrüßte die Lehrerin jeden Frühling die frischaufstrebenden Dolden und schöpfte aus des Baumes zäher Lebenskraft den Muth des Ausharrens und der Geduld. Aber bald waren die weißen Blättchen verweht, ihnen folgte allzu früh das grüne Laub, die kleinen Früchte dorrten, statt zu reifen und schon Ende Juli ragten die kahlen, nackten Aeste in die dicke, trübe Luft des Hofes.

Auguste fühlte von Jahr zu Jahr ihre freudige Rührung einer düstern Wehmuth weichen über den armen Baum, den der Lenz da draußen hinter den hohen Mauern mit seinem Hauche äffte.

Und heuer hat er im Mai gar nicht geblüht und heuer hat sie ihre Liebe begraben. —

Endlich kam die Schulzeit heran. Wie Guste nun einer Botschaft aus dem Hagenthal entgegenzitterte! Sie hatte die ganze Zeit den Ihrigen nicht geschrieben, sie wollte nicht lügen und auch nicht mit ihrer Gutthat prunken. Jetzt aber bat sie um Nachricht. Der Brief war an den Vater, nicht an die Schwester. Franzls Gleichgiltigkeit, deren gänzliches Zurückziehen kränkte sie noch mehr fast, als Leopolds Schweigen. Bei ihm war 's falsche Scham, wohl gar Reue, aber sie, die ihr Alles geraubt, sie schien die Gütige, die Verzeihende keines Wortes werth zu halten.

Der Rubacher kam als Antwort selbst, denn Schreiben war seine Sache nie gewesen. Er berichtete, Leopold habe vor einem Monat seine Stelle angetreten, komme aber demnächst zur

Hochzeit wieder. Die Franzl sei gar launisch und störrig geworden, die Rona selbst wisse das Mädl nicht mehr zu bändigen. Der gute Mann ging mit dem bestärkten Glauben von seiner Tochter, daß sich diese auf ihrer Reise prächtig zerstreut und vollständig getröstet habe.

So gingen die letzten Tage des September dahin, langsam, stille, eintönig. Allmorgens der Gang zur Schule, dort dieselben Fibelverse, dieselben Rechnungen, dieselben Liedchen, dann — ein leeres, kaltes Nichts.

Und keine weitere Kunde vom Rubacher Hofe, kein Zeichen der Liebe, der Abbitte. Die Anforderungen des Krieges wuchsen, neue Truppennachschübe sollten nach Bosnien wandern. Jede Familie bangte für die Entfernten, ebenso für die von der Einberufung Bedrohten. Ob es den Leopold nicht treffen könnte, dachte Auguste mehr als einmal. Ein verwegener Gedanke, der erste agressive seit einem halben Jahre, durchzuckte das gequälte Mädchen, ein Schimmer von Hoffnung. Die Lehrerin konnte trotz aller persönlichen Verzichtleistung nicht glauben an Heil und Gedeihen des überhastet geschlossenen Bundes. Doch durfte sie wünschen, daß er auf solche Weise zerrisse?

Es war zu Ende September, an einem Ferialtage, als Auguste, sich elender fühlend denn je, noch spät am Morgen zu Bette lag. Da ward draußen heftig an der Klingel gerissen. Die Lehrerin befand sich allein in der Wohnung, denn die Familie ihres Quartierherrn war über Land gefahren. Ein Schreck, ein beinahe freudiger durchschauerte des Mädchens zarte Glieder. Wenn er es wäre, der Ungetreue, Abscheuliche, Verabscheute, der Unvergessene. Sie sprang auf, alljede Schwäche war verschwunden, sie schlüpfte hastig in ihre Kleider, hüllte sich in ein Tuch und ging zu öffnen.

Vor der Thüre stand ihre Schwester Franzl.

Wie bleich sie war, wie verändert! Die sah nicht aus wie eine selige Braut. Was auf dieser finstern Stirne, hinter diesen hohlen Augen wohnte, das hieß nicht Glück. Wie zu Tode erschöpft sank sie auf den nächstbesten Stuhl und verhüllte ihr Antlitz vor Gustens fragenden Blicken. Sie war städtisch gekleidet, aber längst nicht mehr mit jener koketten Sorgfalt, welche sie dereinst auf ihren ländlichen Anzug verwendet hatte. Es mußte Furchtbares geschehen sein, dies lebensheitere Geschöpf so umzuwandeln.

„Leopold ist todt," kreischte die Lehrerin, die stumme Schwester am Arme rüttelnd.

Franzl stammelte:

„Aerger, weit ärger."

„Was kann 's noch Aergeres geben?"

„Kennst du nichts Schlimmeres als den Tod? Weißt du nicht, was Schande ist?"

„Um Gott, was ist geschehen?"

„Einberufen ist er und muß binnen zwei Tagen in Laibach bei seinem Regimente sein."

Die Lehrerin that einen langen, tiefen Athemzug, als wälze sich ein Alp von ihrer Brust. Dann sprach sie gelassen:

„Nun das wäre noch nicht zum Verzweifeln. Müssen ja nicht Alle zu Grunde gehen in Bosnien und der Kampf dauert kein Jahr."

„Wenn er nur ein halbes dauert, bin ich verloren."

„Wie meinst Du das?"

„Was geht 's Dich weiter an. Rette mich, sonst geh' ich jetzt in der Stunde noch in's Wasser. Du hast so viel gelesen, Du wirst einen Ausweg finden. Der Leopold darf nicht fort, eh' ich sein Weib bin."

Noch immer schien die fromme Guste ihre wilde Schwester nicht zu verstehen.

„Wie mag ein halbes Jahr Verzögerung so viel bedeuten?“

Franzl sprang auf und warf sich schluchzend an die Brust der Lehrerin. Ihr krampfhaftes Weinen mußte dieser nun doch die Wahrheit enthüllen.

Lange konnte Auguste keinen Trost, nicht einmal Antwort finden.

„Bist Du gewiß, daß es ihn getroffen, daß er so eilig, ohne Aufschub fort muß,“ fragte sie endlich nach einer qualvollen Pause.

„Steht es doch in allen Zeitungen, sein Regiment marschirt in einer Woche.“

„Ist dennoch kein Mißverständniß möglich, hat er seine Einberufung in Händen?“

„Das weiß ich nicht, doch wie sollt' es anders sein? Wir erwarteten ihn nächster Tage aus Tirol zurück. Nun muß er auf geradem Weg nach Laibach.“

Auguste ging mit hastigen Schritten in der Stube hin und her. Franzl saß apathisch beim Fenster und stierte wie geistesabwesend auf den entblätterten Kastanienbaum. So verging eine halbe Stunde. Da sagte die Lehrerin, mit plötzlichem Entschlusse nach ihren Kleidern langend:

„Höre! Ich habe eine Collegin, deren Bruder ist im Kriegsministerium angestellt. Vielleicht gelingt es mir, eine Auskunft zu erhalten, auf welche Art ein Urlaub für den Leopold erwirkt werden könnte und dann müßt Ihr euch rasch trauen lassen.“

„Das ginge, wenn er hier wäre. So ist das Aufsehen zu groß. Da müßt 's der Vater, der Pfarrer, die halbe Welt erfahren, wie es um mich steht. Eh' ich die Schand erduld', eh' spring' ich in's Wasser. Das wär' so das Beste.“

„Thorheit, bist Du noch immer das ungefügige Kind, dem sich Alles, selbst das Schicksal beugen soll? Trage nun.“

„O predige nur, wie Du stets den Mund voll wässeriger Tugend gehabt, statt zu helfen. Du, nur Du bist Schuld an meinem Verderben. Hast ihn mir auch gleich lassen müssen, Deinen falschen Schatz, der mich in's Elend gestürzt.“

Die arme Auguste gab es auf, sich gegen die rohe Ungerechtigkeit zu vertheidigen; aber Franzl, heftig und gewaltsam wie immer, wollte auch von keiner Beruhigung wissen, keinen Trost annehmen. Mit harter Mühe gelang es der Lehrerin endlich, die zu Toberregte auf ihr eigenes Lager zu betten und ihr das Versprechen abzunöthigen, sie wolle ruhig die Rückkehr der Schwester abwarten, ohne etwas Unheilvolles zu unternehmen.

Und nun galt 's. Eine langentbehrte Rührigkeit, ein letztes, fieberhaftes Aufflackern von Thatkraft überkam das hinkränkelnde Mädchen. Es war unschwer, den Bruder ihrer Collegin auszufinden, doch der konnte ihr nur bestätigen, was Franzl gesagt: Leopolds Regiment war mobilisirt. Aber Auguste gab es nicht auf, für ihn auf irgend welche Weise eine Frist zu erhalten. Das schüchterne Mädchen pochte an mehr als eine Thüre, ertrug mehr als eine spöttische Abweisung oder gewagtes Compliment, bis es ihm gelang, in die betreffende Kanzlei vorzudringen. Endlich stand Guste vor einem martialischen Herrn mit stechenden Glotzaugen und zwei Schnurbartspitzen, die bis an beide Ohren reichten. Zitternd begann sie ihren Vortrag. Die Arme mochte sich wohl nicht allzu deutlich ausdrücken, als sie, angeblich im Namen einer Freundin, ihre Frage stellte, denn noch war sie nicht zu Ende mit dem Berichte, so bemerkte der Kriegsbeamte sehr sarkastisch:

„Ja sehen Sie, mein hübsches Fräulein, es wird wohl mehr als eine verlassene Ariadne zurückbleiben und der Junge wird mit der Taufe warten müssen, bis wir die verfluchten Bosniaken vollends zu Paaren getrieben. Alle Teufel, ein echtes Soldatenkind kann

schon ein paar Wochen des Weihwassers entbehren."

Als Auguste in schamvoller Entrüstung den Irrthum zurückweisen wollte und dabei aus einer Verlegenheit in die andere stolperte, schnitt ihr der Martialische mit einiger Ungeduld das Wort ab:

„Ja glauben Sie, meine Schöne, wir können dergleichen intime Familienverhältnisse bei der Armee berücksichtigen? da hätten wir viel zu thun." Mit einem indiscreten Seitenblick auf die schlanke Mädchengestalt fügte er jedoch wohlwollender hinzu:

„Uebrigens wird's ja so gefährlich nicht sein mit dem Aufschub; parole d'honneur, wenn unsere Soldaten nur halb so viel Courage zeigen, wie ihre Weibsen, sind wir vor dem ersten Frost mit unserer Arbeit fertig."

Sie konnte nicht weiter hören, sie gab es auf, sich hier zu rechtfertigen. Mehr todt als lebendig enteilte die Lehrerin. Im Vorsaal kam ihr knapp auf die Ferse ein junger Officier nach, welcher der Scene beigewohnt hatte.

„Mein Fräulein, ich verstehe Ihren Kummer, trieb mich doch ein ähnlicher Fall hieher, einen lieben Freund betreffend. Es bleiben nämlich von den Reservelieutenants einige als überschüssig zurück. In der Hoffnung, meinen Kameraden auf der Liste der Letzteren zu finden, habe ich mir dieselbe verschafft, doch ist er leider nicht dabei, vielleicht ist Ihnen Fortuna holder."

Der gefällige Officier zog ein Papier aus der Tasche. Auguste hätte in den Boden sinken mögen vor Scham, aber sie gedachte der verzweifelnden Schwester daheim und fragte, ohne die Augen aufzuschlagen:

„Und die Herren heißen?"

Der Lieutenant las:

„Karl Rainer, Josef Stock, Leopold Hellweiß" — — —

Die drei andern hörte sie nicht mehr, sie enteilte mit flüchtigem Dank. —

Vor dem Thore erst athmete sie wieder auf:

„Gerettet, der Schwester Ehre gerettet." An sich selbst dachte die Unglückliche nicht mehr.

Sie warf sich in einen Wagen und fuhr nach Hause, sie hätte keinen Schritt mehr thun können vor Mattigkeit. Ueber acht Stunden war Auguste vom Hause weg gewesen und im heftigen Fieber hat sie die wilde Schwester verlassen. Sie hätte es nicht wagen, hätte Jemand zur Wartung beschaffen sollen, kannte sie doch von langher Franzls ungezügeltes Naturell. Aber erstlich hatte die Lehrerin gehofft, früher zurück zu sein und dann, wem durfte sie die Aufgeregte, Unzurechnungsfähige anvertrauen. Nun befiel Gusten eine unsagbare, fürchterliche Angst.

Völlig dunkel war 's, ein trüber, naßkalter Herbstabend. Auguste flog die Treppe hinauf — und fand die Thüre unversperrt. Sie trat ein und rief — Niemand antwortete. Sie machte Licht — das Bett, das Zimmer, die Wohnung war leer. Da fühlte sie ihre Kniee wanken, kalten Schweiß auf der Stirne und in den Ohren gellte es wie ferner Nothruf:

„Ich trage die Schande nicht, ich geh' in's Wasser."

Der letzte Rest von Widerstandskraft der Vielgeprüften war gebrochen. Am andern Morgen fand der Vater, welchen die Angst um die verschwundene Franzl hergetrieben, seine ältere Tochter bewußtlos und phantasirend. Nach drei Wochen trug man die Lehrerin aus ihrem stillen Kämmerlein zur ewigen Ruhe. Auch Franzl blieb verschwunden und die Axt fällte den dürr gewordenen Kastanienbaum im Hofe. —

Der neue Förster im Tirolischen läßt sich an als ein sehr gestrenger Herr gegen alle Waldfrevler und Holzschinder und sieht in die Welt hinein, als wolle er nie wieder ein Mädchen küssen.

Correggio.

Von Robert Hamerling.

„Ei ſeht mir doch den Meiſter von Correggio,
Den leuchtenden Allegri! Traun, der taucht
Den Pinſel gar nicht mehr in Farben, nein,
Nur ganz in eitel Gluth — was ſag' ich, Blitz!
Der malt nicht mehr, der wirft nur ſo die Menſchen,
Die Heil'gen und die Engel und die Götter
In einen Strom des zaubervollſten Lichts
Und läßt ſie zappeln d'rin. Sie baden, plätſchern
In einer gold'nen Fluth, im Meer des Lichts,
Des Lebens und der Luſt! Jedwede Tafel,
Die uns ſein Pinſel füllt, ein Bacchanal
Der Farben iſt ſie — Hei! ein Wirbelwind
Fegt hin durch ſeine Gruppen, regt das Leben
In allen Tiefen auf zu Wonneſchauern,
Durchzitternd heimlich ſeine Menſchenbilder,
Auch wenn ſie im Gebet die Hände falten.
Ja, 's iſt derſelbe ſchwüle Wirbelwind,
Den er entfeſſelt, gleichviel ob er malt
Der Jo Gluthen, ob die Schmerz-Ekſtaſe
Der Büßerin, ob den entzückenden,
Thauſriſchen Jugendreiz der Jägerin
Diana, oder Heil'ge, wie verzückt
Sie vor der Jungfrau knie'n und vor dem Kind.
Es iſt derſelbe Wirbelwind der Luſt,
Der Luſt des längſtvergang'nen gold'nen Alters,
Die noch nicht Sünde war ...
Bei Gott, der Meiſter,
Der ſo begriff das Leben und die Luſt,
So aus dem Grund — ich muß ihn ſeh'n, ihm ſchau'n
In's helle Feueraug' und eine Flaſche
Vom beſten Syrakuſer mit ihm trinken!“ —
So ſpricht entzückt der heit're Cardinal
Vor ſeines Lieblingsmeiſters jüngſtem Bild,
Und geht und ſucht ihn auf in Parma's Bann,
An ſeines Wirkens ſtillem Ort. Da ſteigt
Herunter vom Gerüſt ein bleicher Mann,
Ein bleicher, ſtiller Mann, gebückt und hüſtelnd,
Das Vorhaupt kahl, das Antlitz abgehärmt,
Das Aug' erloſchen — ſtumm und unbeholfen
Steht er vor ſeinem Gaſt. Der ruft erſtaunt:
„Correggio Ihr? Ei, Meiſter, ſeid Ihr krank?
Wie? Oder heuchelt Ihr? Herab die Maske,
Mein feiner Schalk — wenn Ihr der edle Meiſter
Allegri, da Correggio zubenannt!
Ein Schalk, ja, ja, ſogar ein wenig ruchlos
In Euren Bildern ſeid Ihr — ſelbſt im Heil'gen
Ein wenig ruchlos — ſinnlich — heidniſch-keck ...
Was? Solch' Geſicht? Auf allen Euren Bildern
Sah ich kein einzig Antlitz, das nicht lächelt —
Und Euer eig'nes — — bah! 's iſt Euch nicht Ernſt!
Herab die Maske, Schalk! Ei, gebt's nur zu,
Ihr ſeid, was man ſo ſagt, ein loſer Vogel,
Ein Lebemann; die flücht'gen, wirr-verſtohl'nen
Gluthfunken da im halb erloſch'nen Aug'

Bezeugen es. So malt nicht Götterweiber,
Wer keines noch geküßt, und Eurer Jo
Verzückung iſt kein bloßes Traumgeſicht!
Macht ſcheu mein Purpur Euch? Ei, Freund, Ihr wißt,
Schönheit und Kunſt ſind keine Ketzerei —
Im Gegentheil, je ſchöner Ihr uns malt
Die Heil'gen, um ſo lieber kommt das Volk ...
Herab die Maske, Freund! Trinkt eine Flaſche
Vom beſten Syrakuſerwein mit mir!" —
Er ſprach's. Da ſchlug die müden Augenlider
Der Meiſter auf und ſagte, zag und ſtill,
Verſchämten Tones: „Ach, Herr Cardinal,
Verzeiht, ich trinke keinen Syrakuſer,
Noch andern Wein. Er macht mir Wallungen,
Schnürt mir die Bruſt zuſammen. — Was Ihr ſagt
Von meinen Bildern, And're ſagen's auch,
Und es mag wohl ſo ſein, wenn Ihr's ſo findet.
Doch ſchöne Frauen hätt' ich viel geküßt,
Meint Ihr, und die Entzückungen der Jo
Hätt' ich geſtohlen von lebend'gem Leib
Und nachgemalt ſo auf der Leinwand? Ach,
Ihr irrt, Herr Cardinal, verzeiht! denn ſeht,
Ein zänkiſch Weib, ein lärmend Kinderrudel
Blieb all' mein Liebesglück. Die ſchönen Frau'n
Auf meinen Bildern, wißt, die ſah ich alle
Zum erſten Mal, nachdem ich ſie *gemalt* —
Sonſt nie und nirgends, nicht einmal im Traum:
Denn meine Träume, Herr, die ſind nicht hold.
Manchmal, zumal in meiner Jugend war's,
Da wurde mir für einen Augenblick
Gar wunderlich zu Muth — da war mir ſchier,
Als wollte mir das Herz im Leib zerfließen
In warmen Lebens Drang und überquellen,
Hinüber in den Licht- und Farbenſtrom
Auf meinen Bildern. Mir geſchah dabei
So wohl und weh — doch gleich beſann ich mich
Und mußte lächeln und des vielen Leids
Gedenken und ich ſagte zu mir ſelbſt:
Correggio, ſei kein Thor; Fortuna theilt
Nun einmal ſo die Gaben: Jenem ſpinnt
Sie alles Schöne in den *Lebensfaden*,
Und dieſem gibt ſie's in den Pinſel etwa
Und in den Meißel — dann iſt all' ſein Glück
Nur Stein und Farbe, nur ein ſchöner Schein
Für and'rer Menſchen Aug'. — Ach, wiſſet, Herr,
Von allen Glorien, welche, wie Ihr ſagt,
Um meine Bilder ſchweben, hat nicht eine,
Nicht eine je mein eig'nes Sein erhellt,
Und keine wird's erhellen, als die eine,
Die auf des Chriſten Stirne gießt der Tod
Im letzten Augenblick — der Tod, der mich
Erlöſ't von aller Noth, von aller Qual,
Von jeglichem Gebreſt des ſiechen Leibes,
Vom tauſendfält'gem Ungemach des Lebens." —
Verblüfft ſah drein der heit're Cardinal
Und reichte mitleidsvoll die Hand dem Meiſter
Und ſchied. Der aber ſtieg mit ſchwankem Schritt
Zurück auf ſein Gerüſt und malte weiter
An einer wunderſchönen Danaë.

Im Convikte.

Erinnerungen von Dr. Ferdinand Krackowizer.

Das Convict.

Fernab dem Weltverkehre, im lieblichen Thale der Krems, das noch kein schriller Pfiff des Dampfwagens aus seinem Frieden weckte und das von blasirten Engländern und schmachtenden Hochzeitspärchen bisher verschont geblieben; in einer reizenden Gegend, wo üppige Wiesen mit wohlbestellten Aeckern abwechseln und Wald und Flur die trefflichste Pflege des Bodens bekunden, liegt der Markt Kremsmünster.

Leider kann ich in diesen schlichten Blättern topografische Gourmands nicht befriedigen und muß sie mit ihrem Wissensdurste über des Ortes Entstehung, über seine Bewohner, über die Gewerbe und den Handel u. s. w. auf die Werke des biederen Benedikt Pillwein verweisen. Mein Zweck ist nur, dem geneigten Leser heitere Bilder aus dem Convictsleben vorzuführen und zwar aus jener Zeit, in welcher ich selbst dem Convicte zum Schrecken meiner Lehrer angehörte, aus den Jahren 1856 bis 1862.

Im Burgfrieden des Klosters Kremsmünster befindet sich die trefflich geleitete Erziehungs- und Abfütterungsanstalt, das am Anfange dieses Jahrhundertes gegründete Convict. Dasselbe besteht aus drei Abtheilungen, jede von einem Präfekten gelenkt; der Director, mit ausreichender Strafgewalt begnadigt, lebt mit den Triumviren in schönster Eintracht. Alle Klagen über einzelne Zöglinge laufen in seiner Cemenate, wie im Ohr des Dionys, zusammen und werden zu Anknüpfungspunkten für die vernichtenden Strafblitze. Diese erhebende Seelenharmonie der Aufsichtsorgane ist aber oft der Ruin eines Jünglings, der mehr Freiheitssinn entwickeln wollte, als dem erlauchten Triumvirate nöthig scheint. Bezüglich der Würde (nimbus directorius) steht der Director über den Präfecten; er verwahrt in abgelegener Kammer alle Schlüssel des Convictes und ist ob dieser Schlüsselgewalt sehr gefürchtet, indem der Zögling meist zu verstockt ist, die Nothwendigkeit derselben einzusehen, da sie ihn im Streben nach freier Luft hemmt.

Wir nehmen von den Wächtern der Jugend einstweilen Abschied und begeben uns in die Räumlichkeiten der Anstalt selbst. Vom großen inneren Klosterhofe gelangt man durch einen Durchgang in den Convictshof, wo ein Wiesenfleck, den ein stattlicher Kastanienbaum schmückt, den Tummelplatz der Kleinen bildet, während eine Kegelbahn Gelegenheit gibt, durch das wechselnde Glück des Spieles unter den „Philosophen" kleine Reibungen hervorzurufen, die Grundlagen zu einem vollkommen entwickelten Appetit, der um halb Zwölf Uhr befriedigt wird, wo nämlich Groß und Klein genügend abgefüttert wird. Von dem erwähnten Durchgange gelangt man rechts und links zu einer Stiege, die sich im Bogen windet und die von einem geübten Convictoren mit affenartiger Behendigkeit ersprungen wird. Wir sind zunächst im ersten Stocke bei einem mächtigen Gitter angekommen, welches Abends die treue Heerde sammt ihrem Hirten von der sündigen Welt abschließt. Wir durchschreiten

das Meisterstück eines längstvergangenen Klosterschmiedes und befinden uns in der 3. Abtheilung. Wir klimmen die zweite Stiege empor, wandeln an der 2. Abtheilung und an dem wohlduftenden Bedientenzimmer vorüber, halten uns vom Speisesaal zur Rechten bescheiden ferne, sowie vom Zufluchtsorte aller in Leibesnoth Bedrängten, und befinden uns nunmehr in einem langen Gange, von dessen Fenstern aus man den Teich und den äußeren Klosterhof mit seinem regen Treiben überschaut — welche Rundschau im Sommer des Studierens halber im Gange Lustwandelnden angenehme Zerstreuung bietet. — Hier ist die 1. Abtheilung, wo der kleine Student seine achtjährige Frohnarbeit im Dienste der Schule beginnt.

Die erste Abtheilung.

Wie die Jahreszeiten der Frühling, das Alphabet Alpha und die Maturitätsprüfung Angst eröffnet, so fängt das Leben eines Convictoren mit der ersten Abtheilung an. Dort empfindet der akademische Embryo zum ersten Male das idyllische Klosterleben, dort die langweiligen Studierstunden — „Studien" benamset — mit obligatem heimlichen Lesen statutenwidriger Geschichtenbücher, unter denen die Irrfahrten Robinsons ein beliebtes Repertoirstück bilden.

Weinende Mütter drücken ihre im Superlativ heulenden hoffnungsvollen Söhne zum letzten Male an die bewegte Brust; die dazu gehörigen Väter geben ihnen einen Extract condensirter Lebensregeln und einiges Geld, letzteres mit einer Nebenbemerkung über die Tugend der Sparsamkeit. Ein rührendes Umarmen, ein allerletztes Aufkreischen des Rangens, die Eltern besteigen den Wagen, aus dem noch ein thränenschweres Sacktuch, die Flaggengala eines guten Mutterherzens, winkt; der vorsündfluthliche Landauer mündet in die Straße längs der sogenannten „langen Mauer" und sie sind dahin, die den Sohn mit aller Hoffnung liebender Eltern an die renommirte Studienanstalt abgeliefert haben.

Das junge Menschenkind steht nun allein vor dem alten Hofwirthshause; trostlos blickt es aus rothgeschwollenen Lidern und mit feuchten Nasenflügeln in die fremde Welt, auf das Kloster vor ihm, das eine Festung ihm däucht, hinter deren Mauern es keine zärtlichen Tanten und Großtanten gibt.

Siehe! da kommt ein Bekannter aus der Heimat, unter Larven die einzige fühlende Brust, und mit herzlicher Umarmung und dem Schwure ewiger Freundschaft sind auch des Abschieds bittere Qualen vergessen. Bald entdecken sie, daß sie beide dem Convicte angehören und die Freude darüber ist groß. Schüchtern wandeln sie Arm in Arm durch das Eichenthor mit seiner beruhigenden Devise, durch die Klosterhöfe und steigen zu ihrer neuen Behausung empor, wo sie nun vorläufig bleiben.

Mit aufrichtiger Bewunderung blicken sie zu den „großen" Studenten empor in der leicht verzeihlichen Meinung, daß diesen der Kopf vor lauter Wissenschaft förmlich summe. O wüßtet ihr, harmlose Parvuli, wie wichtig den älteren Studenten die ersten Tage des Schuljahres sind! Wenige Tage der Saturnalien, wo man noch, ohne „Audienzen" und vernichtende ethische Bemerkungen in der Rubrik „Sittliches Betragen" befürchten zu müssen, in's Wirthshaus pilgert, das ihnen sonderbarer Weise ein wirthlicheres Haus däucht, als das Kloster.

Doch zurück zu unseren Kleinen. Da stehen die jungen „Schafe" in der ihnen neuen Behausung; mit ersterbendster Unterthänigkeit betrachten sie den Herrn Präfecten. Halblaut wird die harmlose Conversation geführt und wo der Mächtige ausschreitet,

weicht Alles scheu zurück. Er selbst aber — Namen wollen wir in diesen durchaus wahrhaftigen Erinnerungen nicht nennen — schreitet im schwarzen Talar wuchtig einher, einem Heros gleich; Nase und Stimme sind gleich gewaltig und besonders letztere erstickt jeglichen Widerspruch im Keime. Jetzt versammelt er die Kleinen um sich — der erfahrene „Monitor" hat es weißlich vorgezogen, sich beim Biere im schattigen Danninger-Garten für sein Amt energisch durch Hopfensaft-Inhalationen vorzubereiten — verliest die Statuten, deren Sinn den Knäbleins dunkler ist, wie ein gebührenämtlicher Zahlungsauftrag. Nachdem er sie in das Schlafzimmer geführt und ihnen Ordnung in den Schubläden, das Aufbewahren der Leibwäsche u. s. w. gründlich beigebracht hat, ertönt ein gellendes Glockenzeichen, welches die Hand des entmenschten Bedienten bei jenem Orte hervorruft.

Dieses nervenstärkende Zeichen verkündet das Abendessen. Der Präfect leitet die junge Schaar in das Speisezimmer, wo nach dem einleitenden Gebete das Mal beginnt: Suppe, den Knochen entstammend von Rindern des Mairhofs; rundlichen „Schienbein's" mehlige Hälfte, vom Bäcker durchsäuert; ferners die Zierde der Tafel, die köstliche „Plunzen", anvertraut den jüngeren Mägen durch einen Salat auch, dem ein glänzendes Oel Italiens Düfte verschaffet. Bald eudet die Mahlzeit; die größeren Studenten entfliehen dem Klosterzwange und halten beim Fuchsjäger bis 8 Uhr strenge Clausur, die Kleineren spazieren in den Höfen herum, bis die achte Stunde zum Schlafen mahnt. Ach, manchem Kleinen behagt das höchst gesunde, aber für verzärtelte Glieder etwas harte Lager nicht besonders! Bald jedoch schläft er ein und die Träume führen ihn in's theure Elternhaus. Einsam und unruhig flackert die Hängelampe, eine personifizirte Klage wegen Oelmangel; alles ist still und ruhig. Nur in der einen Ecke nahe der Thüre hört man ein gräuliches Geräusch, wie wenn eine lange Zeit nicht mehr geschmierte Säge die härtesten Holzpfosten durchschneiden müßte: Der Künstler dieses nächtlichen Nasensolos ist Spizio, der Hort der ersten Abtheiluug.

Die Nacht ist vorüber. Lieblich strahlt die Sonne eines herrlichen Octobermorgens in's Schlafzimmer und betrachtet verwundert die ihr noch fremden Gesichter der jungen Wissenschaftsrekruten. Gemessen tönt die Glocke ihre sechs metallenen Klänge und da öffnet sich auch schon die Thüre. Es erscheint eine Kartoffel-Nase, geschmückt mit Frankreichs Farben, jedoch ohne weiße Lilien; sie gehört dem edlen Josef mit dem historischen Beinamen „Spizio", einer treuen Seele voll unverfälschten Klosterphlegmas. Wie oft hat er um diese Stunde das Schlafzimmer betreten, ganz erfüllt von der hohen Bedeutung dieses Schrittes. Er wandelt zur Lampe hin und spricht mit ergreifendem Basse die gewichtigen Worte: „Aufsteh'n, meine Herren! (¾ Pause), 6 Uhr is's." In den zwanzig Betten wird es darauf lebendig; neugierig strecken sich die Hälse schlaftrunkener Jungens aus den warmen Kissen und glotzen dumm den Josef an. Wie anders war's doch in der Heimat! Da kam ja die alte Magd und weckte sie dreimal schüchtern auf, oder Mütterchen redete ein halbes Stündchen liebreich zu. Vorbei! Die kahlen Wände schleudern sie rücksichtslos in die prosaische Wirklichkeit und bedächtig verlassen sie ihr Bett. Die etwa neuerdings sich dem Zauberer Morpheus ergeben wollen, schrecken die ziemlich vernehmbaren Schritte des Präfecten heraus und seufzend schleichen die Nachzügler in's Studirzimmer, wo sofort am Waschtische ein großartiges Plätschern beginnt.

Nach einer halben Stunde ruft die Glocke zum Frühstück, zwar nicht

zum gewohnten Kaffee, sondern zur ungewohnten Wassersuppe, die sie mit lauernden Blicken anstarren. Manche sind bei Stiftsgeistlichen zum Mokkatrank geladen und werden von ihren zurückbleibenden Collegen mit unzweideutigem Neide angesehen. Während des Vormittags erhalten sie die Lehrbücher, einige Stunden „Studien" voll Sesselqual wirken belebend auf Geist und Leib, das Uhrwerk des Convictes hat sich ihnen erschlossen.

Nachmittags wirkt ein Spaziergang („Schaftrieb") veredelnd auf ihr Gemüth; eine frugale Jause, welche „Spizio" für drückende Preise anbietet, folgt demselben. Der letzte Bissen ist noch nicht hinuntergewürgt, etliche Fraßgenies haben gerade wieder zum Spizio hinaus laufen wollen, um ein viertes Stück Brod mit den dazu gehörigen Aepfeln zu kaufen: da kommen in die Abtheilung vier unbekannte Gestalten, welche sich zu den Tischen in den Fensternischen setzen und denen sie zugetheilt werden — die erste „Stunde" beginnt. Salbungsvoll richten die „Instructoren" inhaltsschwere Worte an ihre Jünger, die mit aufgesperrtem Munde lauschen und ihre Vorkenntnisse in der edlen Römersprache etwas ängstlich hervorkramen. Die „Stunde" endet mit beiderseitiger Zufriedenheit. Dann folgt das Abendmal, darnach eine Stunde ungezwungener Bewegung nach bewährten Raufregeln, zur Erholung ein halbes Stündchen „Abendstudien," das Abendgebet — und der erste Tag ist vorüber. Am kommenden Morgen verschlingt sie bereits das akademische Gymnasium. Erwartungsvoll sitzen sie auf den Bänken, verfolgen je nach individueller Beschaffenheit mehr oder minder aufmerksam die Vorträge der Professoren und ihre akademische Laufbahn hat begonnen. Wer von ihnen wird die Maturitätsprüfung ablegen?

Die zweite Abtheilung.

Ein Jahr des Gymnasiallebens mit seinen Licht- und Schattenseiten hat der junge Musensohn glücklich überstanden; er tritt mit höchster Selbstverklärung in die zweite Classe. Manche seiner Collegen ereilte des gewaltigen „Zweiers" Verhängniß, jeder Zoll ein durchgefallener Student. Dieses vom Lehrkörper votirte Fatum ist aber nicht immer genügend, den leichten Sinn des Gefallenen zu unterdrücken; mit dumpfer Resignation bleibt er in der ersten Classe und in der ersten Abtheilung sitzen, um den eben durchgesegelten Strom des Wissens der Gründlichkeit wegen nochmals zu durchsegeln. Tröstlich für die verehrten P. T. Eltern!

Diejenigen aber, welche sich durch alle Hemmnisse, als da sind: Examina, schriftliche Themen in der edlen Römersprache u. s. w., glücklich durchgeschmuggelt, gelangen nun in die zweite Abtheilung des hochpreislichen k. k. Convictes. Und ist diese Vorrückung mit ein Grund, eine übermüthige Dosis holder Selbstüberschätzung gegenüber ihren schwer heimgesuchten früheren Kollegen hervorzurufen, so gibt es dennoch ein Etwas, einen kategorischen Imperativ, dem sich der Knabentrotz beugt: den gefürchteten Herrn Präfecten.

Dieser selbst, eine stattliche Mannesgestalt, ist von seinen Pflegebefohlenen wie ein grimmiger Leu gefürchtet. Als Professor des griechischen und römischen Dialectes ist seine Nase attisch erhoben, sein Erziehen von antik römischer Strenge. Das Urtheil eines Brutus konnte unmöglich strenger gewesen sein — so dachten wir damals, — als des Herrn Präfecten ziemlich energisches Bewegen eines studirenden Kopfes nach rechts und links, welche Handlung der gewöhnliche Gymnasialverstand „Schopfbeuteln" nennt. Jetzt gestehe ich es offen ein: solche Auffrischung des Gedächtnisses war oft

nothwendig und wirkte höchſt wunderthätig. Dazu gaben ſeine Brillen, in ſchlimmen Zeiten von ſilberner, ſonſt von ſtählerner Einfaſſung, ſeinen Falkenblicken etwas Dämoniſches und ein einziges Aufblitzen der Pupillen vermag die verborgenſten Geheimniſſe aus unheilbrütender Knabenbruſt an's Licht zu ziehen. Geht dann der Gefürchtete dröhnenden Schrittes an den Pulten entlang, ſo weiß der von ihm bedrohte Jüngling mit ziemlicher Sicherheit, was ihn erwartet und es bedarf keiner ausdrücklichen Andeutung, daß ſein Herz nicht am muthigſten ſchlägt.

Aber eine ſolche drakoniſche Strenge iſt auch für die Inſaſſen der zweiten Abtheilung unentbehrlich. Denn in ihr hauſen Jünglinge vom blühendſten Flegelalter. Nirgends findet man mehr Oppoſition, nirgends mehr Tyrannei der älteren Studenten gegen die jüngeren Kameraden, nirgends mehr Apathie zum Lernen. In dieſer Abtheilung entwickeln ſich ſchon höchſt üppig die Keime des von der Direction arg verpönten „Pumpens", dem ihr Bedienter, ein durchaus unternehmender Geiſt, allen erdenklichen Vorſchub leiſtet.

Im Allgemeinen leben die Convictoren hier wie in der erſten Abtheilung; nur wird hier ſchon alles raffinirter und ſpeculativer betrieben.

Wir wenden uns jetzt dem Zeitpunkte zu, wo der Student das Untergymnaſium verläßt und in eine neue Sphäre tritt, in die ſeit der erſten Claſſe ſehnſüchtig gewünſchte fünfte, in das Obergymnaſium, deſſen anziehenden Tummelplatz die 3. Abtheilung bildet.

Die dritte Abtheilung.

Wie leicht ſpricht es ſich aus, das Wort „Obergymnaſium" und wie inhaltsreich iſt es! Man betrachte nur aufmerkſam die Repräſentanten desſelben. Wie ein großer Herr nicht gerne an die Zeiten erinnert ſein will, wo er ſelbſt noch Bücklinge in allen erdenklichen Krummlinien machen mußte: ſo auch der Obergymnaſiaſt. Mit unendlich mitleidigem Lächeln betrachtet er Jene, denen er ſelbſt vor zwei Monaten noch angehörte. Dieſe holde Werthſchätzung hält er feſt, wenn es auch nicht ſelten vorkommt, daß ihn der Profeſſor im Hinblick auf ſein Wiſſen mit Schülern der erſten Claſſe in eine ſehr unanſtändige Parallele bringt. Und iſt dieſes geeignet, ihn, ſo lange er im Lehrſaal weilt, in eine deprimirte Stimmung zu verſetzen, ſo iſt doch ſein Auftreten außerhalb der beengenden Studienräume von einer Sicherheit, daß es den jüngeren Studenten imponiren muß. Wenigſtens glaubt er es ſelbſt, fern von jeglicher Eigenliebe.

Aus dieſen Leuten nun und aus den Schülern der höheren Claſſen beſteht die Bevölkerung der 3. Abtheilung. Aber auch etlichen Quartanern lächelte das Glück, indem ſie den gefürchteten Krallen des leopardiſchen Präfecten entronnen und in Abrahams Schooß, in die 3. Abtheilung gelangt ſind. Sie können jedoch nie ganz fröhlich ſein; denn die uralte Convikts-verfaſſung, welcher die Studenten ſelbſt zopfige Amendements hinzugefügt, gewährt ihnen nur wenig Freiheit; wenn ſie ſich vorher etwa mit ſtolzen Selbſtſtändigkeitsgedanken getragen, finden ſie ſich arg enttäuſcht. Sie ſind faktiſch die famuli der Herrn „Philoſophen." In der 2. Abtheilung die jüngeren Cameraden dominirend und tiranniſirend, ſind ſie hier ſelbſt nur armſelige Bediente. Ihnen obliegt das verantwortliche Amt des „Spitzeln's", welches wir ſpäter erklären wollen; ſie haben es mit dem hartherzigen Bedienten auszufechten, daß der Philoſoph, dem ein hartes Geſchick ſie zugetheilt, ſtets erquickenden Pump genieße; ſie holen Waſſer und verrichten tauſend kleine Dienſte, die ihnen höchſtens eine Naſe von Seite des Präfecten, nach Umſtänden auch noch mehr zuziehen. Undank iſt ja der

Welt Lohn! Der Präfect will ihr menſchenfreundliches Streben leider durchaus nicht begreifen und verkennt deren edlen Eifer vollſtändig.

Nun von ihm ſelbſt, dem freundlichen Beherrſcher dieſer Räume! Wie anders iſt er im Vergleich mit den früher erwähnten Präfecten: Die perſonifizirte Güte. Ein würdiger, wohlbeleibter Herr mit einem freundlichen Geſicht, welches das reinſte Wohlwollen ausdrückt; ſelbſt die Brillen, an denen er in kurzen Zwiſchenräumen beſtändig rückt, können dieſen Ausdruck nicht abſchwächen. Immer gerecht, immer zur Nachſicht bereit! Man kann uns darob keine Parteilichkeit vorwerfen; denn wir erinnern uns deutlich, manche ſanfte Rüge erhalten zu haben. Nur eine kleine Schwachheit klebt ihm an, wie wohl jedem Sterblichen: er will immer überraſchen, was ihm jedoch ſelten gelingt. Denn ſogar eine Rothaut, die ihr Leben lang im Urwalde herumbummelt, kann kein ſchärferes Gehör haben als der Convictor. Der Schritt des Herrn Präfecten iſt Jedem nur allzu kenntlich und ſo wird deſſen edle Abſicht, ſich als ein anderer Harun al Raschid von dem Treiben ſeiner Zöglinge geheim zu überzeugen, meiſt total vereitelt. Denn obwohl er ſelbſt alle beaufſichtigt, ſo beſteht doch — allen Verordnungen einer hochlöblichen Statthalterei direct entgegen — eine Oberaufſicht über den Präfecten, ein weit verzweigtes Spionirſyſtem, von welchem ſich der Hochwürdige auf Schritt und Tritt umgarnt ſieht, weshalb er einmal tief betrübt die geflügelten Worte ſprach: „Ich bin von Gendarmen umrungen!“

Die Organe dieſes unheimlichen Bundes ſind jene Zöglinge, welche noch der 4. Claſſe angehören, und es dürfte nicht unintereſſant ſein, ihr Treiben zu ſchildern.

Wenn des Winters Kälte auf allen Geſichtsvorſprüngen in deutlichem Ultramarin ſich malt, entſpricht der Ofen nicht immer ſeinem Zwecke. So dünkt es den Zöglingen und ſie bemühen ſich, dieſem Uebelſtande energiſch abzuhelfen, eine Aufgabe, deren phyſikaliſchen Grund der „Herr“ nicht einſehen will. Wie wäre dieſes ohne „Spitzeln“ ausführbar?

Die Studirſtunden, die peinlichſte Vehme unruhiger Sitzorgane, ſind meiſtens für den Studioſus allzu hinlänglicher Natur und er ſucht dieſe höchſt unerlaubt abzukürzen. Im „Fechtzimmer“ tarokirt ein Jünglingsquartett mit mehr Eifer, als jemals einem griechiſchen Claſſiker geſpendet wird; einige verwegene Geſellen benützen die nächtliche Finſterniß, durch das flackernde Licht einer trüben Oellampe unerhellt, zu emſigem Pfeifenrauchen und ſie fröhnen dieſer Leidenſchaft unglaublicher Weiſe an jenem wenig anziehenden Orte, der höchſtens dem Chemiker durch ſeinen Ammoniakgeruch intereſſant iſt. Wieder Andere ſchleichen in die duftenden Küchenräume hinab, in denen ſtrenge Clauſur herrſcht und wo nur wenige Auserwählte vor der frommen Köchin Gnade und Kartoffeln finden. Auch die Bierſchänke, die mit gefährlicher Nähe an das Convict ſtößt, wirkt mit einem bisher noch unentdeckten Fluidum auf gewiſſe durſtige Kehlen. Dies Alles wäre unmöglich, wenn nicht der Spitzelgeiſt ſeine ſchützenden Fittiche darüber breitete.

Wittert nun der Präfect auch nur entfernt dergleichen Allotria, ſo erhebt er ſich am Ende der „Studien“ und ſagt: „Sie, N. N., wollen Sie dann ein wenig auf mein Zimmer kommen.“ Wer nicht die Bedeutung dieſes Augenblickes verſteht, läßt ſich durch die freundliche Miene des „Herrn“ leicht täuſchen und glaubt etwa, wenn er den Pater mit ſeinem Lichte hinter der Zimmerthür verſchwinden ſieht, nicht anders, als dieſer N. N. müſſe der bevorzugte Liebling des Präfecten ſein. N. N. aber weiß es beſſer. Er knöpft ſeinen Rock zuſammen, als wollte er das Innerſte verbergen, und

indem er nochmals auf eine ſchlaue Ausrede ſinnt, klopft er an das wohlbekannte Zimmer. Ein freundliches Herein! und die „Audienz“ beginnt. Lag bisher noch ungeſchminkte Freundlichkeit auf den präfectoriſchen Zügen, ſo ziehen ſich jetzt dieſe finſter zuſammen; er erſcheint nun als ſtrafende Nemeſis jugendlichen Uebermuthes. Aber auch N. N. richtet ſich darnach und mit frecher Stirne, äußerlich jede Miene die lauterſte Unſchuld, fragt er voll Sanftmuth: „Was wünſchen Herr Präfect?“ Dieſer beginnt nun mit der berühmten Einleitung: „Sehen Sie, ſchon wieder hab' ich gehört“ u. ſ. w., jenes erfolglose Inquiſitionsverfahren, welches Jedem unvergeßlich bleiben wird, der die Heiterkeit der „Audienzen“ ſelbſt einſt genoſſen. Wenn ſchon dieſe Verkehrtheit der Jugend den Präfecten manchmal in eine menſchenfeindliche Stimmung verſetzt, ſo gibt es noch ganz andere Dinge, die ſeine große Geduld auf eine harte Probe ſetzen: denn wie im Studierzimmer, hat er auch im Schlafzimmer ſeine liebe Noth. Allerdings haben die Statuten die vollſtändigſte Ruhe in jenen Räumen anbefohlen, welche die Jugend nach des Tages Mühen gerne aufſucht; aber die liebe Jugend legt ſich den Begriff „Ruhe“ in der Weiſe zurecht, daß ſie auch im Bette mit großer Gemüthsruhe den Präfecten ärgern zu dürfen meint. Hervorragende Plaudertaſchen verſuchen nochmals ihr Talent und ihr Ehrgeiz begnügt ſich nicht, nur einige Lacher auf ihrer Seite zu haben, ſondern ſie ruhen nicht, bis Alles in ein ſchallendes Gelächter ausbricht. Dann erſt iſt ihr Ehrgeiz geſtillt. Allein auch des Geſetzes Auge wacht und wurde durch die Blechroſe, welche an der Thüre zum Vergnügen des Präfecten angebracht iſt, das arge Treiben belauſcht. Leiſe öffnet ſich die Pforte, der Kopf mit den bekannten drei Schöpfchen erſcheint, es wird ſtill. Gerne möchte der „Herr“ den Gräuel überſehen und in ſeinem Herzen beginnen ſchon mildere Regungen. Doch in jener Ecke dort produzirt ſich ein Verruchter mit erheucheltem Schnarchen und zwar mit ſolcher Meiſterſchaft, daß nolens volens erſt krampfhaft unterdrücktes Kichern, dann aber brauſende Lachluſt erfolgt und den Grimm des Löwen reizt. „Ob Sie ruhig ſein können!“ ruft der Erzürnte, wandelt dröhnenden Schrittes die Bettreihen hinab und geht in der feſten Ueberzeugung, die Meuterer niedergedonnert zu haben, zur anderen Thüre hinaus. Aber als hätte ihm juſt ein tückiſcher Zufall allen Aerger für den Abend aufbewahrt, ſtößt er im Gange auf einige Quartaner, die beſtürzt ſtatutenwidrige Butterbrode und Chocolade fallen laſſen. Da ſchwindet ihm aber die Geduld; ſchon zuckt ſeine Hand und ſie hat, wenn wir ihrem Ideengange folgen, die ernſtliche Abſicht, ſich in den Köpfen der Verbrecher zu verwickeln, welche ganz niedergeſchmettert vor ihm ſtehen. Zu ihrem Glücke tönt vom Studierzimmer her arger Lärm und dies bringt ihnen Befreiung, da der Präfect im Sturmſchritt dahin eilt und Schreckliches ſieht. Weil man ihn ſchon ſchlafen wähnte, ſo hat ſich ein auserleſenes Doppelpaar zu einem heiteren Tarrok niedergelaſſen und eben ſchreit Einer vorlaut: „Eichelſau!“ — da ſteht er vor ihren Blicken, wie ein Medufenhaupt ſie verſteinernd. Auf friſcher That ertappt, können ſie unmöglich läugnen und ohne Erbarmen werden die Karten confiszirt, ſie ſelbſt aber in's Schlafzimmer gejagt, wo ſie grollend ihr Lager aufſuchen. Jetzt erſt hat der Gequälte Ruhe, allein wer kann ſagen, was ihm der Morgen wieder Schreckliches bringt!

Die Dienerſchaft.

Es mag wohl nicht viele Klöſter geben, in denen man ſolche Unica von Diener antrifft, wie im Münſter an

der Krems. So verlockend es nun wäre, alle diese komischen Persönlichkeiten zu schildern, wie z. B. den „Portner-Seppl", eine vierschrötige Gestalt ohne Gleichen; den sogenannten Stiftsmeßner „Genuflexibilis;" den gedächtnißschwachen alten „Tafeldecker," sowie den von der Cultur wenig geleckten Portier „Faust," dessen Handgriff mancher schlichte, aber verdächtig aussehende Handwerksbursche empfunden hat: müssen wir uns dennoch in diesen Erinnerungsblättern auf die Dienerschaft des Convictes beschränken. Darunter aber sind fast alle würdig, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Beginnen wir mit dem ehrwürdigen Famulus der 1. Abtheilung, mit dem biederen „Spizio"; wir haben seiner zwar schon erwähnt, aber noch nicht von der Entstehung seines seltsamen Namens gesprochen. Wie der grauköpfige Josef dazu gekommen, das geschah folgender Massen. Schon unsere Väter — der Edle hat nämlich beinahe zwei Menschenalter im duftigen „Bedientenzimmer" verdämmert — wissen von seinem Forschergeiste zu erzählen, der ihn in freien Stunden antrieb, aus Büchern, welche er für gelieferte, aber nicht bezahlte Eßwaaren als Faustpfand zurückbehalten, zu studieren, wodurch er auch einigen Geist aus Roms und Hellas Cultur einsog. Der alte Josef konnte sich über alte Geschichte ohne Beschämung examiniren lassen! Da aber der wißbegierige Klosterknecht, was seinen Bildungsgang anbelangt, zu den reinsten Empirikern gehörte, so nahm es auch nicht Wunder, wenn seine Aussprache von römischen Namen manches zu wünschen übrig ließ. Und da ging nun im Convicte die dunkle Sage, daß er die Helden Scipio und Hamilkar etwas frei in „Spizio" und „Haniklar" umwandelte, in Folge dessen er den Namen Spizio nie mehr los geworden. Aber nicht blos Geschichte war sein Steckenpferd, sondern er cultivirte auch Schiller; es wurde sogar gemunkelt, daß er in jüngeren Jahren die Versekunst beleidigt habe. Daß solch ein Naturtalent die nützliche Mathematik nicht vernachläßigte, ist wohl selbstverständlich; durch richtige Combinationen und Permutationen verstand es Spizio, aus dem Hefte, worin er das „Soll" fraßgieriger Jünglinge ängstlich genau verzeichnete, einige christliche Procente für sich herauszuquetschen. Obwohl damals die Gewerbefreiheit noch nicht bestand, Spizio übte sie, da er der Zeit in dieser Hinsicht vorausgeeilt war, großartig aus. In seiner Krämerlade sah man neben geduldeten Butterbroden und einfachem Obst auch Chocolade und Näschereien zu fabelhaften Preisen, welche den großen Leichtsinn der kleinen Studenten nicht im mindesten beirrten. Von seinen musikalischen Productionen im Schlafzimmer haben wir ohnehin schon berichtet und können nun getrost zu einer anderen Spezies übergehen, zum Bedienten der 3. Abtheilung.

Dieser hieß als Staatsbürger Josef Maier, das übermüthige Musenvolk jedoch zierte ihn mit dem geschmackvollen Beinamen „Pomadehengst," welche Bezeichnung er den beiden von Pomade triefenden Haarscheiteln verdankte, die in einem Bogen seine von der Natur nicht verkürzten Ohren vertheidigend umgaben. Man konnte diese elegante Frisur mit den Blenden vergleichen, welche das hitzige Gespann eines Stellwagens hindern, vom rechten Wege abzulenken. Außer dieser schmierigen Leidenschaft huldigte er noch einem anderen Götzen, dem er alle die kargen Ersparnisse gerne opferte, dem Dämon „Gewand." So hatte er nach jahrelangem Knausern einen schönen Pelzrock erworben, mit dem er an Sonntagen herumstolzirte. Thronte dann auf dem glänzenden Haupte die wohlbekannte Pudelmütze, so sah er in seiner schlafenden Haltung, besonders wenn er dem „Herrn" gegenüber stand, einem russischen Leibeigenen sehr

ähnlich. Seine löbliche Treue für den Gebieter gerieth oft in argen Zwiespalt mit der angebornen Demuth, wenn die „Philosophen" etwas begehrten, was der „Herr" nicht duldete. Zweien Herren dienen ist schwer; dazu fehlte ihm die diplomatische Schlauheit des herrlichen Spizio, der für bares Geld einem durstigen „Philosophen" auch nach 9 Uhr Nachts Bier verschaffte. Der gute Maier hatte daher nicht selten eine unangenehme Existenz, er, dem das Glück ohnehin niemals hold war. Obgleich er nämlich Oesterreichs tapferem Kriegsheere angehörte und schon der wackere Vergil sagt: „Audentes fortuna juvat" — dem Kriegs- und Klosterknechte Maier spielte Fortuna arg mit. Es war im Jahre 1859, in der Lombardei war es blutig hergegangen, man berief die Reserve ein, zu der auch unser Held gehörte. (Es waltet eigentlich ein dunkles Geheimniß darüber, warum ihn das Vaterland sich reservirte.) Eines schönen Junimorgens nun sah der Gang der 3. Abtheilung ein unerhörtes Wunder: Maier marschirte im Waffenrocke des Regimentes Rainer fest und stramm dem Zimmer des Präfecten zu, um Abschied zu nehmen von „seinem guten Herrn." Er kam indessen erst nach Beendigung des Feldzuges in Verona an, von dort schob ihn die Pflicht nach Salzburg, wo man den Tapferen zu dem russigen Geschäfte des „Kohlensassens" verwendete. Guter Maier, damals hatte ich die Freude, dich mit einem Stein „Stiglbräubier" und einer Salzburger Wurst zu laben! Jetzt sitzt er ohne Sorgen in seinem Zimmer, wo er oft noch um Mitternacht auf einem wackligen Stuhle hockt, der schnöden Gegenwart in tiefem Schlummer entrückt.

Ihm zur Seite hantirte, wohl nicht ebenbürtig — er hatte die subalterne Stellung, Titel und Rang eines Hausknechtes — das dritte Exemplar, der hochherzige, aber schwerhörige Leopold. Eine kleine Gestalt, mit grauem, struppigen Haupthaar, am Rücken einen wohl ausgebildeten Höcker, tritt er uns wie eine Gestalt aus Scott's Romanen entgegen. Hier war ein edler Kern in einer rauhen Schale, welch' letztere die ungerechte Mitwelt „Grobheit" nennt. Wenn er nicht die Legion der Studentenstiefel wichste, so „verwichste" er sein bischen Geld, um sich einen stillen Haarbeutel anzutrinken. Da der militärische Maier nicht rauchte, suchte er diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß er dieses Geschäft für Zwei verrichtete. Gab ihm dann ein Student Tabak, so konnte man das wetterharte Gesicht fast lächeln sehen: Tabak allein erweichte sein Felsenherz. Seine Amtsfunction war es ferner, um halb Zwölf Uhr am Ausgange der Abtheilung zu stehen und wenn die Thurmuhr diese Zeit angab, an der gellenden Glocke zu reißen. Damit verkündete er künftigen Bureaukraten, Technikern und Leichenbesorgern den erhabenen Moment des Mittagsessens. Entsprach im Winter die Temperatur des Studirzimmers nicht ganz den jugendlichen Anschauungen, so wagte es studentischer Uebermuth, dem Leopold in das Handwerk zu pfuschen. Wer erinnert sich nicht der fürchterlichen Stöße, welche die heilige Ruhe der Studien unterbrachen und den gewaltigen Kachelofen zu zertrümmern drohten! Erschreckt sah dann der Präfect auf und eilte hinaus, um noch das zweifelhafte Glück zu genießen, einen Verwegenen aus dem Kamin schlüpfen zu sehen, worauf alsbald ein großes Terzett begann, dessen ersten Tenor der Herr Präfect und dessen secundirende Stimmen der betreffende Betroffene und der biderbe Leopold übernahm.

(Schluß folgt.)

Verführt zu Rom.

Eine Reiseerinnerung von R.

Im Frühherbste 1872 traten wir eine Reise nach Italien an. Freund A., Freund H. und ich waren in unserer heimatlichen Stadt stets unzertrennliche Gefährten gewesen, die sich sehr lieb hatten. Ich verdankte dem Einen Außerordentliches und dem Andern manch' gute Anregung; ich aßte mich an ihren gediegenen Kenntnissen und sonnte mich an der einheitlichen Bildung, die sie vor mir voraus hatten. Jede Stunde, welche ich mit ihnen zusammen war, förderte mein geistiges Leben, und sie waren dem Jungen nicht abhold, der so vertrauensselig und lernensfreudig sich ihnen anschloß.

So hatten wir uns zusammengethan zu einer größeren Reise nach dem Süden. Es war meine erste Ausfahrt in ein fremdes Land. Mit welcher Herzenslust haben wir auf behaglichen Sitzen bei gelichtetem Fenster die schönen Gegenden von Steiermark Kärnten und Tirol passirt. Unsere Unterhaltung war stets sehr lebhaft; die kleinen Verschiedenheiten unserer Ansichten über Land, Leute, Natur, Kunst u. s. w. waren unseren Gesprächen und Anregungen nur um so gedeihsamer. Dazu verfügte Freund H. über einen schneidigen Sarkasmus, der die Unterhaltung würzte und Freund A. war einer jener glücklich gearteten Bonvivants, die das hellenisch Schöne mit dem modern Praktischen so harmonisch zu verbinden wissen.

Am Abende des zweiten Tages unserer Reise überschritten wir die deutsche Grenze und damit auch die Grenze meines unbedingten Wohlbehagens. Ich kam der fremden Welt, so schön sie war, mit einer gewissen Aengstlichkeit entgegen, und da ich der Sprache und Sitten des Landes durchaus unkundig war, schmiegte ich mich mit gesteigerter Innigkeit meinen reiseerfahrenen Gefährten an.

In Verona und Mailand genossen wir Alles, was Stadt und Umgebung bietet, und das ist nicht wenig. Besonders die Kunstwelt fand eingehendste Beachtung und wurde mit den mannigfaltigsten Reflexionen aus der Geschichte und Aesthetik beleuchtet, wobei ich freilich mehr den Hörer als den Sprecher abgab. Freund H. war auf diesen Stätten der altgeschichtlichen Reminiscenzen, in diesem Lande der glühenden Weine und Weiber ganz daheim und spottete meiner damals durch Kränklichkeit gesteigerten Sentimentalität, die mich mehr und mehr nach den kühlen, deutschen Bergen zurückzog. Auf dem Lago Maggiore mutheten mich vor Allem die nahen Alpen an, von denen Tannenwälder niederblauten; in Mailand suchte ich meine Betrübniß über das Welschthum, das mich überall umgab und mir selbst den Genuß des wunderbaren Domes verleidete, in deutscher birra de' fratelli Reininghaus zu ersäufen, während meine Genossen, ganz und gar der nordischen Heimat vergessend, sich den Eindrücken, Früchten und Stimmungen des italienischen Himmels hingaben. Ich that denn nicht immer mit, ging häufig meine eigenen Wege. Mir war Hauptsache das Betrachten der Natur und des Volkslebens, während ich mich in allem Andern beschied und am wenigsten in der Gourmandise mit meinen Freunden

gleichen Schritt halten konnte und wollte. Freund A. behauptete, der Reisende müsse in jedem Lande gerade das genießen, was das Land an besonderen Eigenthümlichkeiten aufweise, wogegen ich auf Reisen die von Haus aus gewohnte Lebensweise nach Möglichkeit fortführen wollte. Darob fiel von Seite der Genossen manch' tadelnde Bemerkung und sie hatten eigentlich sehr Recht, wenn sie sagten, ein Poet müsse im Erfassen neuer feinsinnlicher Freuden behende und generös sein; aber meine damalige Stimmung und mein Geldbeutel waren mit dieser Ansicht nicht ganz im Einklange.

Diese sich schon zu Anfang der Reise so deutlich zeigende Ungleichheit unserer Passionen verwirrte mich, machte uns gegenseitig rasch noch extremer, als es in der Natur der sonstigen Verhältnisse lag; und in einer Nacht schlief ich nicht, sondern überlegte, was unter solchen Umständen zu thun wäre.

Da war es am nächsten Tage zu Turin, als wir gerade über die Pobrücke schritten, daß ich meinen Reisegefährten den Vorschlag machte, wir sollten uns trennen. Es zitterte mir das Herz, als ich's sagte, aber ich sagte es mit der möglichsten Gelassenheit meiner Stimme, daß meine Freunde, die ich noch heute lieb habe, ja nicht glauben sollten, der Vorschlag geschähe aus Gereiztheit und Trotz.

„Sie wollen sich von uns trennen?" entgegnete Freund A. ebenfalls mit großer Ruhe.

Ich stellte ihnen die Nothwendigkeit dieses Schrittes vor, drückte die Hoffnung aus, daß wir deshalb doch gute Freunde bleiben würden und sagte, daß ich gesonnen sei, einen Ausflug durch den Mont Cenis nach Savoyen zu machen und erst dann meine Reise durch Italien fortzusetzen.

„Wenn Sie glauben, daß Sie ohne Kenntniß des Landes und der Sprache fortkommen?"

„Ich versuche es."

„Dann haben Sie Recht," sagte A. und drückte mir die Hand.

Mit dem nächsten Zuge fuhr ich gegen Susa und den savoyischen Bergen zu. Mir war sehr wohl und fröhlich zu Muthe, ich fühlte mich wieder als mein eigener Herr; meine einzige Sorge war nur, die Gefährten durch meine Lostrennung etwa doch verletzt zu haben. Als wir jedoch später in Rom, in der sixtinischen Capelle zufällig wieder zusammentrafen, vertraute mir Freund A., daß er unsere Trennung zwar bedaure, daß ihn aber diese radicale Umwandlnng des ein bischen unerquicklich gewordenen Verhältnisses mit Respect für meinen Muth erfülle. Wir verlebten im besten Einvernehmen und in lustigster Stimmung einige Stunden miteinander und trennten uns dann wieder, um gesondert gegen Neapel zu reisen.

Mit Schwierigkeiten hatte ich freilich zu kämpfen. Ein gutes Reisehandbuch ist unentbehrlich, aber es genügt nicht. Zum Studiren der Sprache war keine Zeit, weil mich unterwegs und in Aufenthaltsorten die Umgebung ganz absorbirte. Seit ich allein war, verlor sich einigermaßen auch die Sehnsucht nach der Heimat, weil ich wußte, daß ich zu jeder Stunde umkehren und nach Hause fahren könne. Seit ich allein war, befaßte ich mich auch lieber mit Gegenständen der Kunst, weil ich durch keine Reflexionen und Kritiken der Nebenstehenden gestört nnd beeinflußt wurde. Seit ich allein war, versuchte ich es mitunter auch mit italienischen Nationalspeisen, weil ich, im Falle sie mir nicht behagten, mir keinen Spott gefallen lassen mußte. Wo es deutsche Hotels gab, da ging es mir stets recht gut; in italienischen genoß ich freilich immer nur formaggio und vino, weil ich in der Landessprache sonst nichts zu verlangen wußte. Bestellte ich arrosto oder vitello, so bekam ich die Dinge häufig in ganz anderer Gestalt, als ich sie mir gedacht hatte,

und ſie mundeten mir nicht immer. Vino, der rothe, würzige, italieniſche vino war mir allzeit recht. Da ich kein beſtimmtes Maß verlangen konnte, ſondern ſtets „vino“ begehrte, ſo bekam ich häufig ſehr große, ſtrohumwundene Flaſchen, die ich an Ort und Stelle nicht zu leeren im Stande war. Abends nahm ich den guten Reſt häufig noch mit in's Schlafzimmer. Iſt er ſchon einmal da, ſo ſoll er auch getrunken werden. Von ſolchem Geiſte beſeelt, verſchlenderte ich zu Genua, Piſa, Bologna, Florenz, Rom und Neapel die halben Nächte in zufriedenſter und heiterſter Stimmung und durch den Schimmer des Weinglaſes war es mir erſt beſchieden, die Poeſie des ſüdlichen Himmels, der ſüdlichen Menſchen und der ſüdlichen Nächte in ihrer ganzen Ueppigkeit zu erfaſſen.

Es war eigentlich ein Glück, daß ich es erſt gegen Ende der Reiſe erfuhr, was es mit den großen, ſtrohumwundenen Weinflaſchen für eine Bewandtniß hatte. In den älteren Oſterien Italiens iſt es nämlich Sitte, daß man dem Gaſte ſtets eine große Flaſche beſtimmten Gewichtes vorſetzt, daß der Gaſt daraus trinkt, ſo viel ihn verlangt, daß der Reſt vom Wirthe dann gewogen und vom Gaſte nur das Fehlende bezahlt wird. Die Wirthe mögen ſich ſehr gewundert haben über den blaßen Fremden, der nie einen Tropfen Wein übrig läßt; aber mir bekam der Irrthum gut und dieſem habe ich es vielleicht zu danken, daß mir Italien ſchließlich gar außerordentlich wohl gefiel.

Von den ziemlich zahlreichen ernſthaften wie zarten Abenteuern, in welche mich einerſeits meine Ungeſchicklichkeit im Reiſen, anderſeits die großen Strohumwundenen geſtürzt haben, iſt mir noch eines lebhaft in Erinnerung, welches mir in Rom auf dem Pincio paſſirte.

Ich machte eines Abends von der Piazza del Popolo aus einen Spaziergang hinan gegen die herrliche Villa Borgheſe. Die eiſernen Gitterpforten waren offen und ich erging mich in den großen Parks, welche ſich allmälig in weite, dichte Pinien-, Cypreſſen- und Eichenwälder verlieren. Prächtige Kunſtſtraßen führen durch den Wildpark, welcher in den Abendſtunden außerordentlich belebt iſt. Ich ging eine Stunde und länger dahin, bis niemand mehr in meiner Nähe war, als hier eine verſpätet-vorüberrollende Caroſſe, dort ein einſamer Nachtwandler, welcher mir ebenſo auswich, als ich ihm. Die Laternen wurden immer ſeltener und ließen ſchließlich die Herrſchaft ganz dem Halbmonde, der am Himmel ſtand und auf der marmorweißen Straße die ſcharfen Schatten der alten Baumkronen zeichnete.

Um ganz aufrichtig zu ſein, war es eine Traubenverkäuferin, welche mich ſo weit in dieſe Einſamkeit gelockt hatte. Dieſelbe kehrte aus der Stadt zurück und hatte noch einen ganz kleinen Vorrath der ſchwellenden Frucht in ihrem Korbe, den ſie auf dem Haupte trug. Das ein wenig gebräunte, groß- und ſchwarzäugige Mädchen war ſo außerordentlich ſchön, daß ich daraus auf die ebenſo außerordentliche Güte ihrer Trauben ſchloß. Ich war ihr, nachdem ſie an mir mit einem hellen Gruße vorübergeſchritten, lange nachgegangen und ſuchte ſie einzuholen, um ſie auf deutſch oder wälſch, oder in der kosmopolitiſchen Sprache des Silberklangs, des Händedrucks u. ſ. w. zu befragen, ob der Reſt der Trauben noch verkäuflich wäre.

Aber je einſamer die Gegend, je dunkler der Abend wurde, deſto raſcher lief ſie und plötzlich war ſie verſchwunden. Ich ſchlenderte die Kreuz- und Querſtraßen noch eine Weile umher und wendete mich nach dem Rückweg. Ich war weiter gekommen, als ich es auf meiner Verfolgung der Schönen bemerkt hatte. Von der Nähe der Stadt war gar keine Spur mehr;

auch die Laternen mußten ausgelöscht sein — ich sah keine. Ich schlug einen rascheren Schritt an, doch mehr und mehr dehnte sich der Rückweg und noch dichter wurde der Wald. Schon einmal glaubte ich die Zinnen der Villa Borgheſe über den Eichen schimmern gesehen zu haben, aber das Bild verzog sich wieder und ich war immer noch nicht in dem mir wohlbekannten Kunstpark. Einen Mann, der mir begegnete, wollte ich, so gut es angehen mochte, fragen, wie weit ich denn noch in die Stadt hätte; aber, als er bemerkte, daß ich Miene machte, ihm zu nahen, nahm er Reißaus und floh zwischen den Baumstämmen davon. Die Gegend muß wohl unsicher sein, wenn sich Einer vor dem Andern fürchtet.

Es war schon spät in der Nacht. Das stundenlange Wandern in der Schwüle des südlichen Klima's hatte mich noch dazu erschöpft, meine Glieder zitterten vor Ermüdung und Aufregung zugleich. Wie froh war ich daher, als ich mitten auf einem Kreuzwege einen mit zwei Pferden bespannten Wagen stehen fand, dessen Kutscher auf dem Bocke zu schlummern schien. Der wartet entweder hier auf seine Herrschaft oder auf einen Wagenmiether, oder Roß und Kutscher hat auf der Heimfahrt das dolce far niente ergriffen. So dachte ich mir und auf jeden Fall war ich entschlossen, mich dieses Gefährtes zur Rückkehr in die Stadt zu bedienen. In Welschland, wo Alles keck ist, wird auch der Deutsche keck; ich sprang in den Wagen, rief den Kutscher wach und verlangte in möglichst gebieterischem Tone nach der Stadt zu fahren. Der Kutscher nickte sogleich bereitwillig — es war also richtig ein Miethwagen — und ermunterte mit einigen lauten Pfiffen seine Pferde. Wie erstaunte, ja erschrack ich aber, als sich das Gefährte rasch umwendete und nach derselben Gegend hinrollte, von welcher ich auf meinem Rückwege hergekommen war. Ich sprang auf, klopfte dem Kutscher auf die Achsel und rief ihm zu, es wäre gefehlt, nach der Stadt Rom wolle ich und nicht hinaus auf's Land. Er verstand mich nicht, oder wollte mich nicht verstehen und der Wagen rollte mit mächtiger Schnelligkeit dahin.

Wohin? In wessen Hände bin ich gefallen? Man darf dem Italiener nicht trauen. Ich bin verschwunden und niemand, als der Schurke weiß, wohin ich gerathen. — Ich war aber so ermüdet, daß mich über all' das hinaus eine gewisse Gleichgiltigkeit ergriffen hatte. Indeß fand ich, daß sich's im gepolsterten Wagen nicht eben unbequem saß.

Nach einer Weile, als wir immer durch dichten, parkartigen Wald, stets auf guter Straße gefahren waren, merkte ich, daß wir einem Orte nahten. Dort und da begegnete uns ein Wagen, ein Mensch, ein Lastthier. An der Straße brannten Laternen, die immer häufiger wurden, das Leben mehrte sich, der Wagen rollte eine Niederung hinab, durch ein mächtiges Thor hinein — und stand still. Ein Halbkreis von Palästen zog sich hin, hier ragte ein kolossaler Obelisk. Es war die Piazza del Popolo — ich war in Rom.

In meiner Herzensfreude gab ich dem Lohnkutscher sechs Lire; selbstverständlich bat er höflich um den siebenten. Schon ging es gegen Mitternacht, als ich durch den noch immer lauten Corso schritt; ich erschrack vor dem bloßen Gedanken, daß ich draußen in der Waldgegend auf meinem vermeintlichen Rückweg in die Stadt gerade die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen gehabt hatte und daß ich, hätte ich die Carosse nicht gefunden, die ganze Nacht auf dem Monte Parioli oder Antemona herumgeirrt wäre. Ich selbst hatte mich verführt, dem Wagen hatte ich mißtraut.

Und Alles der Trauben wegen!

Welſche Weisheit im Eſſen und Trinken.

Von Ernſt Eckſtein.

Eine Nation, die in dem dolce far niente die höchſte Blüthe des Daſeins erblickt, neigt naturgemäß zum Philoſophiren. Erſt in den Stunden einer völlig unintereſſirten Muße erhebt ſich der Geiſt zu jener Vogelperſpective, die das verworrene Detail zu einem Geſammtbilde gruppirt und die Linien allgemein gültiger Principien und Geſetze zu ziehen im Stande iſt. Daß die Speculation des Italieners ſich vorzugsweiſe auf die Fragen einer praktiſchen Lebensweisheit, auf Pſychologie, Menſchenkenntniß, Glückſeligkeitslehre und dergleichen zu concentriren pflegt, beruht eben in der Eigenart des italieniſchen Nationalcharakters, dem die metaphyſiſchen Grübeleien unſerer deutſchen Denkerzunft im Großen und Ganzen fremd ſind. Es iſt in dieſer Beziehung charakteriſtiſch, daß die deutſche Beſchaulichkeit ſelbſt in der Perſon unſeres ehrſamen Schuhmachers Jacob Böhme die transcendentale Richtung einſchlägt, während die italieniſche Philoſophie noch da, wo ſie am großartigſten iſt, in einer Gewandung auftritt, deren Zuſchnitt durchaus an die bürgerliche Tracht unſerer irdiſchen Exiſtenz erinnert. Der deutſche Peſſimiſt — Schopenhauer — ſpeculirt über das Ding an ſich und bemüht ſich, uns in zwei rieſigen Bänden zu beweiſen, daß dieſes unbekannte X mit dem Willen identiſch ſei. Sein italieniſcher Geſinnungsgenoſſe — Graf Leopardi — iſt ein ſchöpfungsmächtiger Dichter, deſſen Poeſie uns die Nichtigkeit des Daſeins an dem praktiſchen Leitfaden einer troſt- und hoffnungsloſen Individualität zu Gemüthe führt. Steht der Eine höher auf der Scala der Wiſſenſchaftlichkeit, ſo wohnt dem Andern eine weit unmittelbarere Ueberzeugungskraft inne; glänzt der Eine durch ſeine meiſterhafte Dialectik, ſo ergreift uns der Andere durch die wunderbare Gewalt ſeiner Stimmungen und den düſtern Zauber ſeines Colorits.

Dieſe Neigung zum praktiſchen Philoſophiren erſtreckt ſich bei dem Italiener auf alle erdenklichen Gegenſtände und verliert ſich zuweilen in eine etwas manierirte Altklugheit, der man kaum mehr das Prädicat philoſophiſch, ſelbſt in dem hier gebrauchten populären Sinne des Wortes zuſprechen kann. Ja es ſind vielleicht gerade die nächſtliegenden Factoren des Daſeins, die den ſinnlich begabten Sohn der Apenninenhalbinſel am lebhafteſten beſchäftigen — das Wetter, das leibliche Befinden, die Liebe, der Hunger, mit einem Worte, jene Hauptachſen, um die ſich, dem bekannten Dichterworte zufolge, alles dreht, was da Athem hat. Wir wollen heute aus den Schätzen der wahren und eingebildeten Weisheit, die der Italiener im Laufe der Jahrhunderte aufgeſpeichert hat, ein möglichſt proſaiſches Capitel herausgreifen und den Beweis liefern, mit welchem Eifer ſich dieſe ſpeculativen Nichtsthuer am Arno- und Tiberſtrande ſelbſt ſolcher Fragen bemächtigen, die der Phantaſie wenig oder gar keinen Spielraum gewähren.

Unſer Capitel bezieht ſich auf jenen hochwichtigen animaliſchen Act, der unſerm Organismus das erforderliche Material für den Stoffwechſel zuführt, auf das Eſſen.

Der Italiener hat als poetiſch angelegte Natur ſo das dunkle Gefühl, als gäbe es doch noch höhere und diſtinguirtere Aufgaben für den Staats-

bürger, als diese regelmäßig wiederkehrende Füllung der Maschine. Er sucht daher zunächst durch eine Reihe von Thesen, deren Wahrheit nicht zu bestreiten ist, die Thatsache festzustellen, daß der Mensch eben essen muß, wenn er den Pflichten, die der Schöpfungsplan ihm auferlegt hat, genügen will. Unter Essen ist hier nicht das einfache Zusichnehmen eines gewissen Quantums von Nahrung gemeint; die Bedeutung des Wortes hat vielmehr etwas Prägnantes.

Der Begriff der nothdürftigen Sättigung erscheint ausgeschlossen: es handelt sich um eine behagliche und vollkommene Stillung des Hungers. Der italienische Volksmund ist an solchen Entschuldigungsphrasen für eine Sache, die absolut keiner Entschuldigung bedürfte, geradezu unerschöpflich. „Durch den Magen heizt man den Ofen," sagen die Trasteveriner, ein Motto, das den wahren Sachverhalt richtig zum Ausdruck bringt. Wie dem Bäcker die Heizung des Ofens nicht Zweck, sondern Mittel ist, so nimmt der Mensch, sobald er zur Besinnung gekommen ist, die Nahrung zu sich, um seine vitalen Kräfte zu erhalten. Der Naturmensch folgt indessen lediglich dem animalischen Triebe des Hungers, der ihm vollkommen die Ueberlegung ersetzt. Es ist bezeichnend, daß selbst die Trasteveriner gegen die Zumuthung, Naturmenschen zu sein, Protest einlegen.

Ganz ähnlich, aber etwas poetischer, heißt es in Ober-Italien: „Ohne Oel brennt die Lampe nicht," ein Ausspruch, dessen Gleichniß eine sehr schöne und sinnreiche Deutung zuläßt, insoferne man das Licht der Flamme als das Symbol der geistigen Thätigkeit betrachten kann, die allerdings das höchste und edelste Ziel aller menschlichen Bestrebungen ist.

Andere Sprüchwörter, namentlich norditalienische, apelliren dem obenerwähnten Protest zum Trotz an das sinnliche Element, an die Freuden der Sättigung und die Qualen des Mangels.

„Jeder Schmerz ist Schmerz," sagt man in der Lombardei, „aber der Hunger ist unter allen der größte."

„Eine hungrige Kehle ist das größte Elend," meinen die Venetianer. Dem entsprechend versichern die Genuesen, „jede Seele sei getröstet, sobald der Körper gesättigt werde." Man bedarf der ganzen Leichtlebigkeit eines italienischen Dolce-far-niente-Virtuosen, um diesen praktischen Materialismus auch nur begreifen zu können.

Sehr richtig bemerken die Capuaner: „Das Essen sei eben so menschlich, wie das Irren," eine Wahrheit, die man in Venedig, wie folgt, ausdrückt: „Die Kinder öffnen den Mund früher als die Augen."

Sehr unnachsichtig zeigt sich der Italiener gegen Trostesworte der christlichen Liebe, die nicht von den entsprechenden Naturalleistungen begleitet sind.

„Das Mitleid füllt den Magen nicht aus," heißt es in Ober-Italien, und „Vom Geruch eines fremden Bratens ist noch keiner fett geworden."

Nachdem sich die italienische Volksweisheit die Thatsache des Essenmüssens mit diesen und ähnlichen Gedankenblitzen beleuchtet hat, geht sie auf die Auswahl der verschiedenen Speisen über und entwickelt hier eine Vielseitigkeit, die für Deutsche etwas Verblüffendes hat.

Sie empfiehlt hier zunächst mit allem Nachdruck die Abwechslung.

„Selbst der Wachteln wird man überdrüssig," sagen die Neapolitaner, während die Bewohner von Bologna, geborne Epikuräer, die Behauptung aufstellen, „Ambrosia, dreimal hintereinander genossen, schmecke wie schimmelige Polenta."

Ein anderes Motto empfiehlt, die Speisen nur nach Appetit zu wählen, denn „was mundet, das nährt auch." „Im Essen," so lautet ein neapolitanisches Sprüchwort, „richte dich nach

deinem Geſchmack, in der Kleidung nach dem der Andern."

Unſer ehrliches, deutſches: „Der Hunger iſt der beſte Koch," findet ſich gleichfalls in Italien, und zwar in der Faſſung: „Der Hunger bedarf keiner Sauce," oder in der weniger glücklichen Form:

a chi e affamato
ogni cibo e grato,

das heißt wörtlich: Wer hungrig iſt, dem iſt jede Speiſe angenehm.

Ganz ähnlich ſagt man auch in der Romagna: „Auch ſchlechtes Waſſer löſcht den Durſt" oder, mit einer kleinen Nüance: „Ein hungriger Wolf frißt altbacknes Brot."

Daß es um den Geſchmack und den Appetit ein ganz eigenes Ding iſt, davon weiß der Italiener gar mancherlei zu erzählen. Während der Trasteveriner der Anſicht iſt: „Niemand, der Kalbfleiſch auf dem Tiſche ſtehen habe, werde Zwiebeln eſſen;" behauptet der Calabreſe, die Luſt nach einer beſcheidenen Speiſe erwache oft bei den größten luculliſchen Genüſſen.

„Inmitten der Hühner und Tauben
Kommt die Luſt nach weißen Rüben,
Und inmitten von Capaunen
Kommt die Luſt nach Mascarpone*)."

In der That ſehen wir bei Cervantes, daß Sancho Panſa an der Tafel ſeines ſtatthalterſchaftlichen Palaſtes von einer plötzlichen, unwiderſtehlichen Sehnſucht nach den Düften ſeiner angeſtammten Olla Potrida ergriffen wird, die durch alle Künſte der herzoglichen Küche nicht zu heilen iſt.

Auch in allgemeinerer Form findet ſich die uralte Regel: De gustibus non est disputandum.

So ſagt man in Mailand:

„Varii sonno degli nomini i capricci
A chi piace la torta, a chi i pasticci."

Zu deutſch: Vielfach ſind die Launen der Menſchen; dem einen gefällt die Torte, dem anderen die Paſtete."

*) Mascarpone iſt der ſchlechteſte italieniſche Käſe.

Sehr diſtinguirt klingt die venetianiſche Redensart: „Wenig aber gut." Ueberhaupt iſt das Vieleſſen des Italieners Sache nicht. Seine culinariſchen Exceſſe beziehen ſich in der Regel auf die Qualität der Speiſe, nicht auf die Quantität. Dem entſprechend behauptet ein oberitalieniſches Sprüchwort: „Nicht das Was ſchadet, ſondern das Wieviel."

Die ſorgfältige Zubereitung der Speiſen gilt ihm für die vornehmſte Bürgſchaft einer dauernden Geſundheit.

„Nimm deine Pillen aus der Küche," ſagt man in Toscana, „und deinen Bruſtſyrup aus dem Keller, dann kannſt du den Arzt zum Teufel jagen." Der Römer, den die giftigen Dünſte der Campagna mit Fiebern heimſuchen, behauptet, die ganze Theorie von dem Einfluß der atmoſphäriſchen Luft auf das körperliche Wohlbefinden ſei Humbug. „Die Malaria ſteckt in dem Kochtopf," ſagt er mit pfiffigem Lächeln, — ein Ausſpruch, den ich von meiner Wirthin faſt jeden Morgen zu hören bekam, wenn ich an ihrer Küche vorüberging. Die Römerinnen ſind bekanntlich ſehr ſtolz auf ihren Brodo, ihre Fleiſchbrühſuppe mit Lauch und allerlei Grünem, die im Rufe ſteht, bei richtiger Zubereitung als Präſervativ gegen die landesüblichen Krankheitsanfälle zu dienen.

In luſtiger Geſellſchaft ein fröhliches Mahl einzunehmen, erſcheint dem Italiener als das untrüglichſte Mittel, ſeiner krankhaften Seelenzuſtände Meiſter zu werden. Der Calabreſe ſagt: „Ich will dir ein Mittel gegen Hypochondrie und Narrheit angeben. Setze dich mit ein paar guten Freunden zur Tafel und iß, bis die Sonne und dein Verdruß hinter die Berge gegangen ſind."

Ein anderes Sprüchwort des gleichen Inhaltes lautet:

„Ich will dir ein gutes Recept verſchreiben,
Du ſollſt drei Stunden zu Tiſche bleiben."

Der leichtſinnige Neapolitaner räth: „Du mußt dir Alles aus dem Kopfe ſchlagen und Suppe mit Blumenkohl eſſen."

„Wer gut ißt und trinkt, verdaut und ſchläft," meint der Römer, „dem geht's beſſer als dem Papſte."

In einzelnen Gegenden Deutſchlands pflegt man zu ſagen: ein Glas Wein vor der Suppe ſchadet dem Arzt einen Dukaten.

Der Italiener hat dieſelbe hygieniſche Beobachtung gemacht. Er verſichert:

„Due dita di vino prima della minestra
Sono per il medico una tempesta."

In wörtlicher Ueberſetzung: Zwei Schluck Wein vor der Suppe ſind für den Arzt ein Unheil."

Sehr ausführlich äußert ſich der Römer über den Werth einer guten Mahlzeit. Der Genuß, der aus ihr erwächſt, hält ihm volle vierundzwanzig Stunden vor. Er ſagt: „Willſt du dir einen guten Tag machen, ſo laß dir eine tüchtige Mahlzeit vorſetzen; willſt du dir eine gute Woche machen, ſo ſchlachte ein Schwein; willſt du dir einen guten Monat machen, ſo nimm eine Frau; und willſt du dein ganzes Leben in Luſt und Wonne verbringen, ſo werde Prieſter."

Sehr zahlreich ſind die geflügelten Worte, welche Verhaltungsmaßregeln vor, während und nach der Mahlzeit an die Hand geben. Die Principien dieſer Geſundheitsregeln ſtehen vielfach mit den Anſichten der wiſſenſchaftlichen Forſchung in Widerſpruch, aber ſie haben einmal ſo tief Wurzel geſchlagen, daß alle Logik nicht dagegen aufkommen kann. So überſetzt der Italiener das durchaus unbiätetiſche „post coenam stabis seu mille passus meabis" mit: „Dopo pranzo stà, dopo cena và," — zu deutſch: „Nach dem Frühſtück ſtehe, nach dem Eſſen gehe."

Sehr richtig iſt dagegen die Speiſeregel der Florentiner:

„Cibo saldo e non bollente
Ma ben trito sotto il dente."

Zu deutſch: „Die Speiſe ſei warm, aber nicht heiß, und werde mit den Zähnen zermalmt."

Ein anderer Wahrſpruch lautet:

„Se vnoi vivere sano
Vesti caldo e mangia piano."

Wörtlich: „Wenn du geſund leben willſt, ſo kleide dich warm und ißß langſam."

Den Schalk im Nacken trägt folgendes Motto, das in Neapel und Calabrien zu Hauſe iſt:

„All' usanza dei frati
Manga, bevi e taci."

Zu deutſch: „Mach's wie die Mönche, ißß, trink und ſchweige."

Die Neapolitaner behaupten, im Widerſpruch zu der oben mitgetheilten Regel von „Gehen" und „Stehen," daß man nach eingenommener Mahlzeit ruhen müſſe. Sie ſagen: „Wer da ſpeiſt und ſich nachher keine Raſt gönnt, von dem iſt nicht viel zu halten."

Kürzer und kräftiger lautet derſelbe Satz in der nachſtehenden Faſſung: „Ein voller Bauch will ſeine Ruhe haben."

Eine etwas abenteuerlichere Färbung als die bisherigen Ausſprüche haben folgende Lehrſätze der Römer und Neapolitaner:

„Wer ſchnell ißt, der ſtirbt ſpät."

„Einmal im Jahre muß man ſich zur Ader laſſen, einmal im Monat muß man baden, und einmal am Tage muß man eſſen."

„Wer ſchnell ißt, der ſchläft gut."

„Wer geſund und behaglich leben will, der eſſe wenig und ſchnell."

„Ißß wie ein Geſunder und trink wie ein Kranker."

„Trink wie die Stuten."

„Brot, ſo lange du willſt, aber den Wein mit Maß."

„Wer durſtig zu Bett geht, der ſteht am andern Morgen geſund auf."

„Wenn dir dein Befinden am Herzen liegt, ſo ißß niemals bis zur Sättigung."

„Du darfſt niemals Alles thun, was du willſt, Alles ausgeben, was du haſt, Alles eſſen, was du kannſt, und Alles ſagen, was du weißt."

„Wenig Speise und gar keine Anstrengung sind die besten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit."

„Soll dir's zeitlebens gut ergehen,
So mußt du hungrig vom Tisch aufstehen."

Der letzterwähnte Ausspruch findet im Volksmunde selber eine Reihe von Gegnern. So sagen die Piemontesen: „Uebermäßige Enthaltsamkeit ist freiwillige Krankheit."

„Auch das Zuwenig schadet," meinen die Venetianer, und die Florentiner besagen dasselbe mit dem Distichon:

„Il troppo e il poco
Guasta il gioco."

Zu deutsch:

„Zu wenig und Zu viel
Verderben beide das Spiel."

„Il troppo guasta,
E il poco non basta,"

lautet ein gemeinitalienisches Sprüchwort: „Das Zuviel ruinirt und das Zuwenig reicht nicht aus."

Sehr eifrig sind die Italiener in der dringenden Empfehlung des Wassergenusses.

„Acqua e dieta
Ogni male acquieta,"

wörtlich: „Wasser und Mäßigkeit heilen dir jedes Leid." Oder: „Doctor Wasser, Doctor Mäßigkeit und Doctor Ruhe sind die drei besten Aerzte."

Die Volksweisheit beschäftigt sich sogar mit der Frage, welche Nahrungsmittel in den verschiedenen Jahreszeiten zu genießen sind.

So sagen die Römer: „Im Winter Brot, im Sommer Braten."

Ein sicilianisches Volkslied lautet in deutscher Uebersetzung ungefähr wie nachstehend:

„Im Januar und Februar
Speise Hühner immerdar.
Im März und April
Ein Böckchen ich rathen will.
Im Juni und im Mai
Gemüse und Brei.
Im Juli und August
Tauben nach Herzenslust.
September und October
Gute Hasen mit Lorbeer.
November und December
Gute Kälber und Lämmer."

Natürlich stimmen die Theorien der verschiedenen Landschaften hier nicht überein. So sagen die Römer:

„Wenn die Sonne im Löwen steht,
Speise Hühner von früh und spät."

Und die Florentiner warnen:

„Im Juni, Juli und August
Wein, Wasser und Weiber du meiden mußt."

Wie der Deutsche das Krebsessen von dem R abhängig macht, das in den Monatsnamen vorkommt, so hat auch der Italiener eine Regel, die sich auf die genannte orthographische Thatsache bezieht:

„In den Monaten ohne R
Laß die Weiber und trink um so mehr."

Auch die verschiedenen Lebensalter werden von den italienischen Speiseregeln in Erwägung gezogen.

„Der Wein gehört den Alten und die Milch den Kindern."

„Der Wein bringt die Kinder um."

„Kleine Vögel und kleine Kinder essen fortwährend."

„Kinder und Hühner werden nimmer satt."

„Wer als junger Mensch keinen Wein trinkt, der bekommt als alter die Wassersucht."

„Beginnen die Wangen dir einzusinken, so laß die Weiber und halt dich an's Trinken."

„Für alte Leute sind zwei Suppen nicht zu viel."

„Die zahntosen Atten,
Weil so leicht sie erkalten,
Und die kleinen neugeborenen Kinder
Müssen allezeit essen und trinken."

„Wer da wächst, braucht das Sechsfache.

„Wenn der erste Bart uns sprießt,
Man das Doppelte genießt."

Die vorstehenden Beispiele ließen sich noch um viele hunderte vermehren; sie werden indeß auch so hinreichen, um die in der Einleitung angedeutete Eigenthümlichkeit des italienischen Nationalcharakters des Näheren zu erläutern.

Eine Wanderung im Thale der Mürz.

Das Mürzthal ist nicht eines jener Alpenthäler, welchen die hohen Berge nur einen schmalen Streifen Himmel gönnen, es hat nicht großartige Naturscenerien; lieblich, sonnig, mit gesundem Klima und anmuthsreich ist es — eine heitere Heimstätte für Menschen.

Es erstreckt sich zwischen Bruck und Mürzzuschlag in einer Länge von zehn Stunden. Bei Kapfenberg nächst Bruck erblicken wir schon die blauenden Berge hinter Mürzzuschlag und am Semmering.

Das Bad Steinerhof grüßt uns zuerst; über dem Markte Kapfenberg, der sich traulich an den Waldhang des Schloßberges schmiegt, ragt die Ruine Oberkapfenberg. Leider hat man einen Theil des Quadernbaues abgebrochen, um daraus ein Theater in Bruck zu bauen; aber der Burghof mit seinen prachtvollen Säulengängen, der Prunksaal mit den Wappen steht noch da, um sich von den Besuchern bewundern zu lassen. Noch höher stehen die Ruinen der ältesten Burg und darüber auf dem Gipfel des Berges das alte Lorettokirchlein, wo Wülfling von Stubenberg's Fahne und Turniersattel aufbewahrt werden. Desselben Wülfling, von dem uns der Mann auf dem Rennfelde erzählt hat, daß er seinen Nebenbuhler Kuenring im Zweikampf erschlagen habe.

Von Kapfenberg thalaufwärts macht uns ein Kreuz, das an der Straße steht, aufmerksam, auf die Wallfahrtskirche Maria Rehkogel, die hoch oben am Bergstocke des Rennfeldes steht. Das Muttergottesbild, welches in der großen, prachtvollen Kirche verehrt wird, soll ein Reh im Walde gefunden haben, welches Hirten vor demselben knieend angetroffen hätten. Die Landleute opfern dem Frauenbilde häufig eiserne Rinder, Schweine und Schafe, um sich dadurch einen gesegneten Viehstand zu erflehen. Die eisernen Figuren verkauft die Kirche nachher in die Marktbuden, die vor derselben stehen und so kommen die gleichen Opfergaben von den nächsten Wallfahrern wieder in gleicher Weise zur Verwendung. — Dafür ist aber auch der Rinderschlag des Mürzthales ein ausgezeichneter und weit und breit berühmt.

Der forellenreichen Mürz entlang kommen wir an dem alten Marein und Mürzhofen, dem anmuthigen St. Lorenzen und Allerheiligen vorüber nach dem stattlichen Kindberg mit seinem weithin leuchtenden Schlosse und seinem malerischen Calvarienberge. Der Felskegel ist vom Fuße bis hinan zum Scheitel besetzt mit Statuen. Christus, Maria, Magdalena, Johannes, die übrigen Apostel, die Juden, die Schächer — alle sind da, den Andächtigen zur Erbauung. Zur Sommerszeit ist die Stätte gar verlassen; da wuchern an den Wänden Sträuche und wilde Rosen, da sonnen sich Eidechsen und Nattern im Gestein, oder es sitzt eine Wildtaube auf des Schächers Haupt, oder es brütet eine Amsel in der Kopfhöhlung der Veronika. Oder es geht der alten Nachbarin Ziege herbei und nagt die Glasur von den Statuen; oder es kommen gar Sommerparteien in den nebenstehenden Pfarrhof, deren Kinder den Calvarienberg als fröhlichen Spielplatz benützen. — Aber zur Winterszeit, wenn Schneestürme brausen um die Bildsäulen und der Aschermittwoch da ist, da kommen sie von den Bergen herab, aus den Wäldern hervor, die Andächtigen und die Armen, um sich an dem Leiden des Heilandes zu trösten. Da wird arg gebetet und gesungen. Wohl aber kann ein Weiblein dabei sein, das nicht im Stande ist zu singen und zu beten — aus heller

Wuth gegen den falschen Judas. Würgen möchte sie ihn. Schon spannt sie dazu die Sehnen, da reißt die Betschnur ab und alle „fünfzehn Geheimnisse“ kollern heillos auf den Boden. — Ein anderes Mütterlein will schon früh Morgens den Berg besteigen, ist aber völlig zu schwach für die steilen Treppen. Da legt sie voreh unten in der Kirche die Beicht ab, genießt ein warmes Süpplein und man soll nicht glauben, was so eine reumüthige Beichte wirkt — jetzt geht's wacker den Berg hinan. Bei jeder Leidensstation rastet sie und denkt auch an die Leidensstationen ihres eigenen Lebens. Und wenn sie endlich ganz oben vor des lieben Herrn Jesus Kreuzpfahl steht, denkt sie schmerzlich: Jetzt haben sie ihn doch auch heuer wieder gekreuzigt! — und weint.

Neben dem Christuskreuze steht das des rechten Schächers, der „bei ihm im Paradiese sein wird“. Zur andern Seite ragt der Pfahl des linkes Schächers; dieser hat ein vor Verzweiflung grinsendes Angesicht und ist ein berüchtigt Schreckbild. Wenn Einer das Gesicht verzerrt, so sagt man von ihm: „Er zahnt (grinst) wie der link' Schächer.“ — Am Fuße des Heilandes steht Maria, sieben Schwerter stecken in ihrer Brust. Das dauert unser Mütterlein, da kommt ein Vöglein geflogen, setzt sich auf eines der Schwerter und singt so übermüthig, so lustig toll drein, daß das Weiblein gar nicht weiß, wie ihm geschieht. — Hast denn gar keine Religion, du böser Vogel? — Er hat wirklich keine und singt, wie ihm der Schnabel ist gewachsen. Und man kennt sich gar nicht mehr aus auf der Welt.

So geht's zu auf dem Calvarienberg — wie dieses eine Weiblein tausend andere, wie dieser eine Vogel tausend andere. — Und so geht's zu auf allen Calvarienbergen, deren es ja so viele gibt im Lande. — Von der alten Bergkirche St. Georg jenseits des Thales klingt ein Glöcklein zu uns herüber; es läutet den Mittagsgruß hinaus in's Thal. Und die fröhlichen Mäher und die Schnitter ziehen heim; aber die Eisenhämmer rollen und pochen fort in ewiger Geschäftigkeit — heute schmieden sie Pflüge, morgen Schwerter. Und ewig bleibt die Welt ein Calvarienberg mit dem übermüthigen Vogel.

Noch blicken wir zur Waldhöhe hinan, wo die letzten Reste der Ruine Kindberg morschen; die alte Veste ist im 13. Jahrhundert durch ein Erdbeben zu Grunde gegangen. — Und nun wandern wir dem Wartberge zu, der das Thal einengt und es in das untere und das obere Mürzthal scheidet. Wenn das untere Thal sonnige Lehnen mit zahlreichen Bauernhöfen, Holzschläge, Felder und Matten aufwies, so hat das obere Thal eine etwas ernstere Schattirung. An den südlichen Höhen, die hier wieder zu bedeutenden Bergen aufsteigen, stehen große Waldungen; an den nördlichen sind zwischen Waldgebieten überall behäbige Bauernhöfe zu sehen; und hinter diesem grünen, nördlichen Bergwall baut sich der schroffe Felsstock der hohen Veitsch auf.

Nach beiden Seiten hat das Mürzthal lange Engthäler mit Ortschaften und Uebergangsstraßen, zur Schwabengruppe links und in's Feistritzgebiet rechts. Auf den Bergrücken, welche die Gebiete der Mürz und der Feistritz trennen, ist ein stundenlanger, weiter Graben gezogen, welcher die Türkenschanze heißt und als Schutz gegen die wilden, morgenländischen Horden gegraben worden sein soll.

Bald hinter der Enge bei Wartberg steht auf dem Berge die schöne Ruine Lichteneck, an deren Fuße in neuester Zeit mehrere Villen und ein stattliches Eisenwerk entstanden sind.

Nicht weit davon, in Mitterdorf, wo das Wasser aus dem Waldgraben, von der hohen Veitsch kommt, steht das Schloß Pichel, die Geburtsstätte des steirischen Dichters J. Kalchberg.

Und eine Stunde später ruhen wir auf einer grünen Höhe und betrachten des Mürzthales schönstes Bild.

Zur rechten Hand liegt der lebendige Blumenteppich einer Wiese; nebenhin steht ein Dörfchen von Kornhäuschen, die gestern die Schnitter gebaut und die das kostbarste Dach haben von allen Gebäuden der Erde, ein Dach aus goldenen Aehren. Unten in der Niederung liegt der ansehnliche Ort Krieglach mit seinem altersgrauen Kirchthurmkeil. Krieglach ist eine jener uralten Menschenstätten, die auf uns herübergekommen sind, wie eine Sage in Stein gehauen. Die Schloßherren und Pfarrer haben über die ihnen untergebenen Orte keine Chronik geführt, außer was Robot und Zehent betraf und so ist es der Phantasie des Volkes anheimgestellt geblieben, von dem Ursprunge und der Geschichte seiner Heimat zu erzählen. Und vom Krieglacher Thale erzählt die Phantasie des Volkes so: Da ist einst ein großer See gewesen, der hat sich vom Gansstein bei Mürzzuschlag bis an den Wartberg hinab erstreckt. Auf diesem, von Urwäldern umschlossenen See, ist allweg ein weißes Krüglein geschwommen und in diesem Krüglein ist das Bildniß des Apostels Jacobus gewesen. Darüber sind unzählige Jahre hingegangen, bis eines Tages der See am Wartberge die Schlucht hat zerrissen. Das Wasser lief ab, aber das krugartige Schifflein des heiligen Apostels ist stehen geblieben auf dem Sandgrunde, wo das Thal am breitesten ist. Dort hat es ein frommer Einsiedler, der Fische abhob, gefunden, hat zu Ehren desselben am Flusse, den der See zurückgelassen, eine Capelle gebaut und sie geheißen: Krügel am Bach oder Krüglach. Um diese Capelle haben sich arme Waldleute Hütten errichtet. Und als hierauf die Römer ihre Pfade anlegten durch das Land, und als Völker wanderten vom Aufgang gegen Niedergang und als Grafen und Herren im Thale der Mürz auf Hügeln ihre Wohnsitze bauten — da hat sich der Ort Krieglach vergrößert und es ist ihm von dem Landesfürsten und durch sein eigenes Bestreben eine schöne gothische Kirche gegeben worden, die, dem heiligen Apostel Jacobus geweiht, heute noch steht, wenn gleich mehrfach umgestaltet und theilweise verunstaltet durch die Geschmacklosigkeit des vorigen Jahrhunderts.

Schwere Noth und Drangsal ist über den Ort ergangen; davon erzählen mehrere Inschriften in der Kirche, unter dem eigenartig gebauten Thurm:

„In dem 1529 Jahr ist der Türgth hie gewösen vnd hat 800 vnd etlich Perschaunen wegkh gefiehrt.

A: 1541 seintt in die 1600 Perschaunen von St. Jacobi bis hin auff Martini gestorben. Gott wolle Ihnen gnedig seyn.

A: 1544 am Pfingsttag von Pärtholomei seintt die Heuschröken mit haisten hie gewöst, daß sie die Sonnen haben verdökht.

Anno 1693 den 23. Juli hat der Donner bei hellen Sonnenschein in Kornschibern ohne Verletzung eines andern Hälmlein stro alda zugleich Mann vnd Weib erschlagen.

Anno 1693 den 18. nach vnd den 19. Augusti vormittag sein wieder die Heuschröken in unbeschreiblicher menge durchgeflogen, alda schier kheinen anderwertig aber in Traith großen Schaden gethan. Was folgen werdt ist Gott bekanndt, oder dessen Abwendung von Ihme zu erbetten."

Ferner folgt noch die Aufzählung mehrerer großer Feuersbrünste neuerer Zeit.

Unter den vielen Türkensagen des Mürzthales berichtet eine, die Türken hätten die gefangenen Bewohner der Gegend in die Kirche von Krieglach zusammengesperrt, um sie mitsammt derselben zu verbrennen. Da seien aber aus den Waldgegenden des Teufelsstein wilde Männer in Rotten hervorgebrochen, hätten die Feinde mit ge-

waltigen Aexten erschlagen und die Gefangenen befreit.

Vor der Eisenbahn war Krieglach einer jener lauten, stolzen Orte, denen jedes Rad der allbelebten Landstraße einen harten Thaler zuführte, die aber jetzt fast das Gras sammeln, so auf der Landstraße wächst. Hingegen führt die Eisenbahn zur Sommerszeit Gäste aus den Hauptstädten herbei, die monatelang verbleiben, um sich der schönen, ländlichen Natur zu erfreuen.

Die dämmernden Bergrücken des Gölk, des Kaiser- und Königskogels ragen im Süden und Osten; sie haben Kanten, so schroff wie die Riffe der Ennsthaler Alpen, aber der Wald läßt sich's nicht nehmen, er zieht sich hier hinauf bis zu den schärfsten Spitzen und jede Felswand hüllt er ein.

Wohl nagen tausend Beile und Sägen an ihm, dem lieben Wald, aber er wuchert in reicher Kraft überall jung wieder nach — will nicht lassen von diesem Bergthal, das er gehütet und gesäugt wie eine Mutter ihr Kind, bis es schön und fruchtbar geworden.

Wir blicken noch auf das weiße Kirchlein am Waldhange des Gölk, dem Frauencultus geweiht; wir hören von seinem Thurme ein Glöcklein klingen, weil eine drohende Wetterwolke am Himmel steht. Hier, wie in vielen andern Gegenden der Steiermark, ist das Wetterläuten noch gebräuchlich. Das niedrig, zwischen schützenden Vorbergen der Alpen gelegene Thal bleibt thatsächlich vor grobem Wetter meist verschont; der Mann aber, welcher den Sommer über das Wetterläuten besorgt, bekommt im Herbste von der Bevölkerung seinen Tribut an Brot und Geld. — Das Brausen der Eisenbahnzüge, deren auf dieser Strecke täglich über dreißig verkehren, das Pochen der Eisenwerke zu Krieglach will zu dem mittelalterlichen Geläute des Waldkirchleins nicht recht stimmen und doch gibt all' das zusammen der Gegend, in welcher Vergangenheit und Gegenwart Raum haben, einen eigenthümlichen Reiz. — Von Osten schimmert der Kirchthurm von Langenwang, das Schloß Neuhohenwang und im Hintergrunde der Felsen des Gansstein, die Almen bei Spital und die spitzen Bergkegel am Semmering. Die nahen Neuberger Alpen werden durch den nördlichen, vielgestaltigen Höhenzug verdeckt. Bei Krieglach ist das Thal am breitesten und also das Auge am herrschendsten, und — kein Wunder denn — die Gegend am belebtesten — besonders zur Sommerszeit. So sind die schönen Landsitze, wie der idyllisch unter großen Linden ruhende Rainhof, der auf jungbepflanztem Hügel über dem Orte Krieglach ragende Hönighof und andere Sommerhäuser dieser Gegend gesucht und alljährlich von Städtern bewohnt, die hier aufleben, aufjubeln über die herrliche, liebliche, wohlige Gotteswelt, die ihnen zwischen den sturm- und leidenschaftbewegten Mauerwüsten der Großstadt so ganz abhanden gekommen war.

Und vollends das herrliche, mit allem Comforte eingerichtete, von klarem, lebendigem Berggewässer umrauschte Schloß Feistritz an der Mürz mit seinem aus uralten Bäumen bestehenden Wildparke und seinem großen, in diesem Wildparke wie ein See gelegenen Teiche, über dessen Uferbüschen und Wipfeln die großen Waldungen der Berge hereinblauen und zur Vollendung des entzückenden Bildes dort im Waldesblau eine der schönsten der steirischen Burgen, die Krone des Thales, die Ruine Hohenwang ragt. Das ist der lieblichste Wohnsitz des Mürzthales und wer einen thauigen Sommermorgen und einen kristallklaren Abend daselbst zugebracht hat, der wird ermessen, wie der Reisende vom Coupé des Eisenbahnwaggons aus, so sehr er das

Mürzthal auch beloben und bejubeln mag, doch nur den allergeringsten Theil inne wird von den Naturschönheiten mannigfachster Art, mit welchen dieses Gelände an den Ufern der Mürz so reich gesegnet ist.

Zum Schlusse unserer Wanderung angelangt, wollen wir noch emporsteigen zur poesiereichen Ruine Hohenwang.

Von unseren Vorfahren wurden die Bergschlösser verflucht, von uns werden sie verehrt. Ursache: Einst waren diese Schlösser Zwingburgen, heute sind sie — Ruinen. Der Kampf ist aus, der Feind liegt hingestreckt, den Erschlagenen hassen wir nicht mehr.

Und die alten Burgen sind unserer Thäler Zierden, unserer Berge Kronen, sind Urkunden vergangener, halbverschollener Zeiten, sind Sagenwarten und Propheten, der übermüthigen Gegenwart in dem Bilde der Vergangenheit ihre Zukunft vor Augen haltend. Ein Uebelthäter, der seine Hand zerstörend an Burgruinen legt, aber auch fast ein Uebelthäter, der durch „Ausbesserungen" mit Ziegel und Mörtel die Ruinen, ich möchte sagen, mit gewaltsamen Mitteln vor dem Verfalle zu wahren sucht. Beide vergreifen sich an Heiligthümern eines Volkes und eine reparirte Ruine ist wie eine uralte Frau, die sich — geschminkt hat. Die alten Reste verfallen trotzdem, die neuen Einsätze gehören nicht zu dem ursprünglichen Baue und machen an den Wahrzeichen irre. — Ruinen, seien sie die Reste eines Todten, seien sie die stillragenden Mauern eines vergangenen Geschlechtes, mögen von profanen Händen nicht berührt werden. So lange eine Bergfeste uns eben belassen ist, wollen wir uns daran belehren und erbauen; ihr allmäliger Verfall und endlich ihr letzter, moosbewachsener Stein ist beredter, als die von uns künstlich geschützten und gestützten Mauern. Wohl wird eine Zeit sein, wo von unseren gegenwärtigen Ruinen keine Spur mehr zu finden; aber es ist vorgesorgt und niemals wird ein ruinenloses Jahrhundert kommen.

Im Menschenleben gibt es zwei Perioden der „Ruinensucht". Der Jüngling entflieht an holdsamen Sommerabenden der Studirstube und klettert durch Gebüsch und über Geselse alten Schlössern zu. Er späht, forscht und lauert im Gemäuer herum und weiß nicht, was er sucht. Sein Leben knospet ihm so frisch und voll, unbewußt regt sich in ihm der Drang zu Thaten. Er fühlt, sein Theil müsse ihm erst werden, sein großes, schönes Theil an dieser licht- und luftvollen Welt. Fast instinktmäßig sucht er in der Vergangenheit der Menschen seine Zukunft zu erfassen. Er durchwandert Ruinen, schwärmt und träumt, bis der Mond auftaucht über dem Gemäuer, sieht Ritter und Burgfräulein, ist selbst ein Edelknabe in Minnedienst. — Aber unbefriedigt steigt er nieder zu seinen heutigen Tagen und das Räthsel ist nicht gelöst. — Die Jahre fliehen, der Mann muß Thaten vollbringen, um sein vermeintliches Glück zu erwerben. In dieser Ganzheit seines Ich hat er der Ruinen vergessen. Doch der Mann überlebt sein Heil. Nun wieder steigt er langsam empor zu den Ruinen, die auf waldigen Hügeln und Bergen ragen. Gelassen und leidenschaftslos durchwandert er das bröckelnde Gemäuer. Er schwärmt und träumt nicht mehr — braucht keinen Mondenschein. Er versteht nun die Ruine, und an den traurigen Denkstätten aus alter Zeit holt er sich Resignation.

Ruinen haben in der Regel drei Zeitabschnitte. Erster Abschnitt: Das Haus wird verlassen; der Witterung und dem Temperaturwechsel ist freier Spielraum gegeben. Insecten kommen, bohren, schaben, lockern, unterminiren. Die Fenster zersplittern, die Thore modern, das Dach bricht ein. — Zweiter Abschnitt: Die

Näſſe dringt durch das Gemäuer, durch Balken und Dielen, ſie löſt und ſie fördert die Fäulniß. Das Eis ſprengt Riſſe und Klüfte, Stürme rütteln, lockere Steinchen rieſeln. — Dritter Abſchnitt: Der Wald kommt, allerhand Pflanzen, Mooſe, Schlinggewächſe wuchern, kriechen in die Ritzen und klettern das Gemäuer empor. Junger Tann ſproßt aus den Klüften und Sprüngen, wächſt auf den Zinnen. Das gräbt und ſtemmt und hebt. Und die Inſecten ſind fleißig fort und fort, und die Witterung nagt fort und fort, und der Auerhahn und der Rabe vermögen den lockeren Stein mit dem Flügelſchlag vom Gemäuer zu löſen und endlich wanken die Wände ſelbſt und ſtürzen. Und auf den Schutthaufen wuchern Kräuter, Sträuche, Bäume, und der kleine Steinhügel ſinkt ein, und ſchließlich breitet ſich über Alles der grüne, lebendige Wald.

So wird ein Menſchenwerk durch den Zahn der Zeit langſam zernagt, aber — neues Leben ſproßt aus den Ruinen.

Die Ruine Hohenwang, eine der größten und intereſſanteſten Bergfeſten des ſteiriſchen Oberlandes, die von ihrem ſteilen, waldigen Berge aus wie ein Diadem im ganzen oberen Thale der Mürz ſichtbar iſt — befindet ſich heute im Uebergange vom zweiten in den dritten Abſchnitt. Der Wald, der die Feſte umgibt, iſt mannbar, aber die Maſſen der oft 1 bis 1½ Klafter dicken Mauern ragen hoch über den Wipfeln empor. Die Länge der Ruine von Oſt nach Weſt beträgt 160 Schritte. Die Abgründe dreier Zugbrücken müſſen überſetzt werden, ehe man durch den gewaltigen Thorbogen ſchreitet, der in das Herz der Feſte führt. Ein junger Tann wuchert im Innern des Gemäuers, ſeine Wurzeln in den Tiefen der unterirdiſchen Gewölbe windend, hebt er ſeine Kronen bis zu den Zacken und Zinnen der Thürme. Außerordentlich kräftige Nahrung muß er haben, dieſer Wald, nur weiß man nicht, ſaugen ſeine Wurzeln aus den Kellern den in Schwelgerei vergoſſenem Weine oder aus den Verließen die vergoſſenen Thränen.

Im öſtlichen Theile zeigt ſich die Bauart der Wohnungen noch am deutlichſten, zeigt ſich ſogar manch' ziemlich erhaltene Freske. An einer der Wände iſt die Stelle der Schloßcapelle zu erkennen; des Weiteren iſt Alles der Vernichtung anheimgefallen. — Lange Zeit und vor wenigen Jahren noch prangte in der Wandniſche ein uraltes Frauenbildniß aus dem 11. Jahrhundert ſtammend. Maria beſucht ihre Schweſter Eliſabeth. Hoch wurde das Bild in dem Gemäuer verehrt, und mancher Pilgersmann lag auf dem grünen Raſen vor der Capelle. Da ſollen eines Tages ſieben Kinder daſelbſt um die Geneſung ihrer kranken Mutter gebetet haben; kamen aber plötzlich Ameiſen in Schaaren aus dem Mauerwerk gekrochen, ſo daß ſich die kleinen Beter davor entſetzten und davonliefen. Kaum hatten die Kinder den Ort verlaſſen, ſo ſtürzte die Capelle ein. Das Bild lag unverſehrt im Schutte. Am Fuße der Ruine, auf ſanft anſteigendem Waldanger ſteht ein neues Kirchlein, in welchem das Bildniß aufgeſtellt iſt. Junge Frauen tragen, wenn ſie ſich die beſondere Gnade des Herrn erflehen wollen, ihre Brautkränze in dieſe Kirche, um die lieblichen Sinnbilder der ewigen Jungfrau und Mutter zu opfern. Solche Kränze ſind ein gar freundlicher Schmuck der einſamen, kleinen Bergkirche und legen ein ſeltſam Gefühl in's Herz des einſamen Beters. Vor dem Kirchlein zur Rechten und zur Linken ſtehen zwei buſchige Fichtenſtämme. Auf einem dieſer Stämme hing monatelang ein Kränzlein aus Rosmarin. Man wußte nicht, wer es anſtatt in die Kirche auf den Baum gehangen hatte. Einer demüthigen Magd fromme Meinung war es. Vor dem Altare hatte man ſie nicht trauen

wollen mit dem Erwählten, denn sie waren blutarm — aber auch blutwarm! So haben sie denn in des lieben Gottes Namen das Maidkränzlein auf den grünen Baum gehangen.

Von solch' idyllischer Gegenwart zurück in die Vergangenheit. Wann und wer das Bergschloß Hohenwang erbaut, das weiß man nicht. Das Volk erzählt sich, der Judenkönig Herodes habe es gethan, habe den Mörtel zum Baue nicht mit Wasser, sondern mit Wein, der damals im Ueberflusse hier gewachsen, zubereitet, und so dauere das Mauerwerk bis auf den heutigen Tag und werde fortan dauern. Ein einziger Greis lebt in der Gegend, der behauptet, nicht aus Wein, sondern aus Blut sei der Mörtel zu dem Schlosse bereitet worden. Der Mann mag wohl das Richtige getroffen haben: Voreinst haben alle Großen ihre Burgen aus dem blutigen Schweiße der Leibeigenen aufgebaut. Im 15. Jahrhundert taucht uns die erste Urkunde Hohenwangs auf. Herren von Gallenberg und später die Grafen von Schärfenberg besaßen die Burg, welche gegenwärtig der Huth des Ritters von Wachtler anheimgestellt ist. Große geschichtliche Erinnerungen sind an Hohenwang nicht geknüpft; wohl aber gemahnt das gewaltige Wesen des ganzen Baues gar sehr an die wilden Culturzustände des Mittelalters. Einer Sage nach soll die Burg schon im Jahre 1529 von den Türken verbrannt worden sein; indeß ist die Burg zu Anfang dieses Jahrhunderts noch anständig erhalten gewesen. Da waren jedoch eines Tages schlimme Gäste gekommen — die Franzosen. Diese Herren hatten auf der Bergfeste arg gewirthschaftet. Die Rüstkammern hatten sie geplündert und mit den Lanzen und Harnischen aus altehrwürdiger Zeit im weiten Schloßhofe Turniere abgehalten. Den prächtigen Rittersaal mit den üppigen Gemälden aus dem Fabelreiche der alten Römer hatten sie zu einer Reitschule gemacht. Durch das große Redehorn des Thurmes hatten sie Hohn und Spott hinabgerufen in das Thal, wo der kummervolle Landmann seine kleine Habe zu wahren suchte. Und als sie endlich an Allem ihren Muthwillen ausgelassen hatten, wollten sie auch noch frevelnd in die Burgcapelle dringen. Hier aber stand vor dem alten Bildnisse Marien's der Castellan, der hatte vor sich ein Pulverfaß stehen und schwang in der Hand eine brennende Fackel. „Ehe ich der lieben Frauen was anthun laß'," rief er, „eher sprenge ich Hohenwang in die Luft."

Erbleichend wich die welsche Rotte zurück. So ist das Bild der „Heimsuchung" bewacht und verschont worden.

Nach der Franzosenzeit sank die Burg rasch dem Verfalle zu. Nur der alte Castellan blieb in seiner öden Kammer, hüthete das Bild und läutete das auf dem Thurme befindliche Glöcklein zu den Gebetstunden des Tages. Auch wenn im Sommer die Hochgewitter drohten, läutete der Alte, um durch den Klang des geweihten Metalles die Gewalten der Elemente zu bannen. Die gute Absicht des betagten, schwachsinnigen, müh- und drangseligen Greises hat den lieben Gott gerührt. In sturmvoller Gewitternacht einen Flammenwink hat er gegeben — und der Greis war erlöst.

Den letzten Bewohner von Hohenwang, den Castellan, hatte der Blitz erschlagen.

Aber die eine liebliche Blume des Mittelalters sproßt und blüht noch heute auf dem Schutte: Die Marienminne. Ihre süßen Farben leuchten durch den schattigen Wald. Und wie im Thale auch die Fabriken poltern und das Dampfroß pustert — auf grüner Bergeshöhe weht des Glöckleins zitternder Schall und ewig jung bleibt in der Menschheit die Sehnsucht nach dem Göttlichen — nach der Idylle Edens — das Heimweh des Herzens nach dem Herzen.

Die Uebergabe des „Heimatls“.

Aus dem tirolischen Dorfleben von **Ludwig v. Hörmann.**

Der Oberhuber Hans, der lustigste Bursch im Dorf, ist schon seit langer Zeit kaum mehr zu kennen. Er „redt nichts und deutet nicht's,“ geht mißmuthig an die Arbeit, kurz ist ein ganz anderer Mensch. Er weiß auch warum! Und die saubere Lise, die Tochter vom Holerbauern im obern Dorf, die weiß es noch viel besser. Auch die Nachbarn wissen's, sonst würden sie nicht die Köpfe bedeutungsvoll zusammenstecken, wenn das Mädel gesenkten Kopfes zur Kirche geht. Natürlich, wenn man sich einmal drei Jahre kennt, muß man entweder zusammen oder auseinander, sagt das Sprichwort, weiß der Himmel, was sonst „herauswachst“. Der Hans und die Lise kennen sich aber — daß Gott erbarm' — schon über sieben Jahre. Was Wunder! daß es den Hans denken macht und, wenn er noch vorigen Herbst lustig gesungen hat:

D'Haselnussen sein zeitig,
Es klappern die Kern,
Und's Diandl sagt no net ja,
Möcht' narrisch g'rad wer'n.

so ist er jetzt stumm wie ein Fisch. Aber wenn der alte Vater im Tennen etwas zu „schaffen“ (befehlen) hat, dann ist gewiß der Haus nicht gar weit und singt:

Vater, wann gibst mer den's Hoamatl,
Vater, wann thust mer's verschreib'n,
's Diandl wachst auf als wie's Groamatl,
Ledig will's a nimmer bleib'n.

Aber der Vater hat dicke Ohren und e r — weiß a u c h warum.

Die Abtretung des „Heimatls“ oder „Gütels“ bildet einen der wichtigsten Abschnitte im bäuerlichen Familienleben. Es ist kein blos formeller Akt, wenigstens in der Regel nicht, sondern er bedeutet häufig die Aenderung des ganzen bisherigen Hausstandes, vom Kühbuben angefangen bis zum Bauern, der bisher „Schaffer“ im Hause war. Von der Stunde an, in der der Sohn das Regiment übernimmt, hat die Herrschaft des „Alten“ und der „Alten“ vollständig aufgehört und an ihre Stelle tritt die des jungen Bauern und gewöhnlich seines neuangetrauten oder anzutrauenden Weibes, denn Abtretung des Gutes und Hochzeit die hängen zusammen wie Rad und Wagen. „Uebergeben — Nimmerleben“ heißt das bäuerliche Sprichwort. Das weiß der Bauer zu gut schon aus eigener Erfahrung, deshalb entschließt er sich so schwer zu diesem Schritte und zieht die heikle Sache so lange als möglich hinaus.

Aber endlich muß er doch daran.

Er fängt daher vorerst an, sich die Geschichte langsam zu überlegen und wenn er in den Anger geht, so wirft er öfter als sonst einen bedeutsamen Blick auf das „Zuhäusl“, das inmitten der Fruchtbäume steht und zuletzt seinen Vater beherbergt hat. Verlauten läßt er nichts, aber von den Nachbarn, bei denen er Abends im Wirthshause sitzt, muß er manches Wort hören, das er sich hinter die Ohren schreibt. „Ja was ist's denn, Klammer“ — das ist sein Hausname — „vergibst denn nit bald's Hoamatl dem Bua“? Bist ja schon alt und schwach, daß d'kaum mehr's Gatter derhebst. Mußt net so geizig sein.“ Und so fort. Er lacht zwar zu solchen Stichelreden, innerlich wurmt's ihn aber doch. Kommt er dann zu seiner

Alten, so sprechen die Beiden vor dem Einschlafen noch manch' ernstes Wörtchen und die Mutter, die in die Herzensangelegenheit ihres Buben besser eingeweiht ist, als der Vater, meint auch, es wäre nun bald an der Zeit, den Handel in Richtigkeit zu bringen. Der Alte macht ein paar tiefe Schnaufer, die wie Seufzer aus der Brust kommen, dann legt er sich mit einem Ruck auf's andere Ohr.

Am nächsten Morgen aber geht er in den Anger, wo das Zuhäusl steht, und kramt in dem alten zerlatterten Gerümpel, das rings liegt, lange herum. Natürlich, wenn so lange niemand mehr darin gehaust, wird so ein altes Bauwerk freilich schadhaft. Sonst ist es aber noch ganz wohnlich und braucht nur ausgeräumt und ein bischen hergerichtet zu werden. Auch die Bank neben der Thüre ist noch da, überschattet von den Zweigen des Birnbaumes, der sich über's Dach biegt. Ist er ja selber viele Jahre nicht mehr hineingekommen, das letzte Mal als sein alter Vater auf dem Sterbebett lag. Ein leichtes Frösteln überkommt ihn bei dem Gedanken, dann geht er wieder ins Haus zurück.

Der Alten ist beim Hennenfüttern das Herumkramen ihres Gespons im Anger nicht entgangen und sie hat während des Lockens der „Pieplein" manchen Seitenblick auf's Zuhäusl geworfen. Der Hans ist ihr einziger Sohn und ihr Herzenskind. Sie weiß es auch so einzurichten, daß der G'moan-(Gemeinde)schreiber heute Abends in den Heimgart kommt und der ist gerade der Rechte. Der versteht die Sache und es braucht da keine weiteren „Spargamenteln".

Von nun an wird im Hause öfter über die Sache gesprochen und alle „Abmachungen" schon früher mündlich und gründlich besprochen, so daß der zur Abmachung anberaumte Tag eigentlich schon Alles in Ordnung findet. Gewöhnlich wählt man hiezu einen der Quartaltage, als Lichtmesse, Georgi, Jakobi, Galli oder sonst einen bessern Bauernfeiertag im Spätherbst, wo schon Alles eingebracht ist. An diesem Tage nun versammeln sich Alle, die bei der Angelegenheit zunächst betheiligt sind, die Eltern, nahe Verwandte, der künftige Besitzer selbst und wohl auch jüngere Söhne und Töchter, wenn solche da sind; ferner häufig der Gemeindevorsteher und zwei Zeugen, um die Richtigkeit des Vertrages zu verbürgen. Als Hauptperson fungirt der oben erwähnte Gemeindeschreiber, eine Art bäuerlichen Notars, der die „Schrift" ordnungsmäßig aufsetzt. Daß die ganze ehrenwerthe Gesellschaft nicht trocken sitzen bleibt, ist einleuchtend, daher sorgt die Hausmutter für ein paar Flaschen Schnaps und für einen schmalzigen Imbiß, wenn man es nicht vorzieht, die Versammlung ins Wirthshaus zu verlegen und beim perlenden Rothen die wichtige Sache ins Reine zu bringen. Die Stimmung bei dieser Uebergabe ist natürlich nach den Umständen eine sehr verschiedene. Unter normalen Verhältnissen geht es ruhig und gemüthlich zu, besonders fröhlich, wenn der Sohn eine erwünschte vortheilhafte Heirat in Aussicht hat und überhaupt mit den „Alten" bestens harmonirt. Es ist dies wohl gewöhnlich der Fall, da der älteste Sohn schon als zukünftiger Bauer erzogen wird. Der Vater läßt ihn im Haus und Feld, im Handel und Gewerbe, beim Kauf und Verkauf von Vieh ꝛc. mehr schalten und walten, das ganze Gesinde betrachtet im Jungen schon viel früher den Besitzer, als er es rechtlich ist und wer ihm schmeicheln will, nennt ihn bereits, seit er erwachsen ist, „Bauer". Das Normaljahr für die Uebernahme eines Gutes ist das Dreißigste, doch rückt dieser Termin oft weit darüber hinaus, besonders wenn das Verhältniß des Sohnes zu den Eltern etwas gespannt ist. Im gewöhnlichen Falle, den wir im Auge haben, ist die Abtretung nicht viel

mehr als ein formeller Akt, der vorzüglich, wenn der Erbe einziger Sohn ist, oder nicht gleich heiratet, im Hauswesen weiter nichts ändert. Aber nicht immer fällt der Apfel so hübsch nahe dem Stamm, oft hat der Sohn seinen eigenen Kopf, hängt sich an eine unliebsame Liebschaft, deren Folgen zur Heirat drängen. Da bleibt dem Vater freilich nichts anderes übrig, als dem ungerathenen Stammhalter das Heimatl zu übergeben, aber er macht ein gar langes Gesicht dazu und der Bursche weiß auch nicht, soll er trotzig dreinblicken oder beschämt die Augen niederschlagen.

Die Abmachungen, die im Kreise gepflogen werden, sind, so einfach sie dem Uneingeweihten auch scheinen mögen, doch nicht so schnell beendigt. Erstens gilt es einmal dem von seinem bisherigen Hausherrnamte abtretenden Elternpaar eine anständige Pension anzuweisen, wie sie ehemals der „Nähnl" und die „Nahndl" seligen Andenkens genoßen, vielleicht etwas reichhaltiger, wenn das Gut inzwischen einen Aufschwung genommen hat. Die Alten ziehen also ins obenerwähnte „Zuhäusl", einen kleinen Extrabau mit Kammern, Küche und Stall, der unweit des Haupthauses meist im Anger steht. Da er eine selbstständige Wirthschaft erlaubt, so wird meistens eine Wiese, ein Acker, eine Kuh ꝛc., kurz das Nothwendigste dazu ausbedungen. Wo das nicht der Fall ist, erhält Vater und Mutter eine eigens reservirte Wohnung im Hause selber, die „Oberstube" oder schlechtweg die „Kammer" genannt. Das sogenannte „Stübele" ist eine Etage des Zuhauses. Den Lebensunterhalt hat der junge Bauer entweder in Naturalien beizusteuern, welche nach Qualität und Quantität genau bestimmt werden, oder in Geld. Die erstere Art in „Ausnahmen" zu geben ist wohl die häufigere, da der Bauer wenig baares Geld besitzt, außer er betreibt nebenbei ein Gewerbe wie z. B. der junge Aignerwirth in Fügen, der seiner Mutter die ansehnliche Jahrespension von 400 fl. auszahlt. Oft sind die Alten noch fähig, zu arbeiten und lassen sich in der Wirthschaft des Sohnes verwenden, wofür sie wie andere Taglöhner bezahlt werden. Im Oberinnthal kommt es auch vor, besonders wenn das Heimatl hoch oben auf dem Berg liegt, daß sie ganz vom Hofe wegziehen und sich eine weniger entlegene „Herberig" (Herberge) in einem größeren Dorfe suchen, welche sie zusammt den Lebensmitteln von den Gaben des Sohnes „selbst" bestreiten! Man nennt davon diese Lebensweise „selbsten".

Ist nun über die Versorgung der Eltern endgiltig entschieden, so geht es an jene der Geschwister. Diese heißen dem auf dem Besitzthum bleibenden Erben gegenüber die „Weichenden". Die Theilung geschieht gewöhnlich auf folgende Weise. Der älteste Sohn übernimmt das Gut gleichsam in Kauf um eine bestimmte Summe, die aber nie ganz den Schätzungswerth erreicht. Oft wird auch der Preis, um den es die Alten einst ankauften oder übernahmen, zum Maßstabe genommen. Auf dem Hofe lastende Schulden werden abgerechnet. Jedenfalls sieht man immer darauf, den Stammsitz in keiner Weise zu schmälern und zu schädigen und wenn die Geldverhältnisse nicht glänzend stehen oder der junge Besitzer durch eine reiche Braut Ersatz zu hoffen hat, beeinträchtigt man lieber die „Weichenden". Für diese wird der Uebernahmsschilling in gleiche Theile getheilt, welche ihnen der Bruder auszuzahlen hat. Den Töchtern hat der Vater schon früher je einen „Kasten" machen lassen, den sich dieselben mit Leinwand und Bettzeug wohl anfüllten. Doch bleibt der Antheil der Geschwister vorerst gewöhnlich bei dem Hause liegen und der Bruder folgt ihnen nur die Zinsen aus. Oft ist es ausdrückliche Verpflichtung der „Weichenden" das

Capital gegen niedern Zins (3 bis 3½ Percent) beim Gute zu lassen. Sie können sich nun bei fremden Leuten als Knechte und Dirnen verdingen, harmoniren sie aber gut mit dem jungen Bauern und besonders mit der neuen Schwägerin, so bleiben sie in derselben Stellung auf dem Heimathofe, wenigstens so lange die Eltern oder eines der Beiden noch lebt. Nach dem Tode derselben fordern sie das Capital und verlassen für immer die Heimat, wenn es nicht etwa ausbedungen wurde, wie dies nicht selten auf großen Höfen, besonders im Pusterthale, der Fall ist, daß den Geschwistern für den Fall der Krankheit oder Dienstlosigkeit eine Kammer reservirt bleibt.

Diese Bestimmungen nebst allen denjenigen, welche besondere Orts- und Familienverhältnisse bedingen, läßt man nun also durch den Gemeindeschreiber oder Notar „schreiben" und durch Zeugen bekräftigen. Wo es der Brauch ist, wie z. B. im Winschgau und Burggrafenamt, läßt man es dabei bewenden und übergibt das Gut oft durch Generationen hindurch nur „gütig" d. h. außergerichtlich, wohl vorzüglich deshalb weil der Bauer die Gerichtskosten scheut. An andern Orten wird es bei Gericht angezeigt und in die Grundbücher eingetragen, was man im Pusterthal „aufrichten", in Südtirol „verfachen" nennt. Durch lässige Beamte wird diese Verhandlung oft lange hinausgeschoben und so der Besitzantritt verzögert. Sehr häufig kommt es dabei vor, daß die Alten nicht den ganzen Vermögensstand angeben, indem sie entweder schon früher Baargelder unter die Kinder vertheilen oder sich etwas zurückbehalten, was dann nach ihrem Tode denselben zu Gute kommt.

Mit der gerichtlichen Protocollirung ist nun der Sohn erklärter Besitzer und tritt entweder an seinem Hochzeitstage oder, wo das nicht stattfindet, an einem der sogenannten Bauerntermine (Lichtmeß, Georgi, Jakobi, Galli) auch um Weihnachten oder im Herbste das Erbe an. Wo gegenseitige Liebe und Eintracht herrscht, ist die Aenderung für einen Außenstehenden kaum sichtbar. Die Alten werden noch immer sehr respectirt, ihr Rath häufig eingeholt und der „Nähndl" schaukelt vergnügt seine pausbackigen Enkel auf den Knien. Leider aber trifft man diese glückliche Harmonie sehr selten. Besonders gibt es zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter beständige Reibungen, da die ehemalige Hausfrau das Schaffen nicht lassen kann und die junge das „Bäuerin bin ich" in zu schroffer Weise geltend macht.

Wir haben nun die Abtretung des Heimatls, diesen wichtigen Abschnitt im Bauernleben in allgemeinen Umrissen gezeichnet, aber allerdings auch nur dies. Thal- und Ortsgebrauch und die jeweiligen Familienverhältnisse veranlassen in jedem speciellen Fall Ausnahmen von der Regel, so daß dieses Thema eigentlich unerschöpflich ist. Vor Allem ist es nicht überall der älteste Sohn, sondern, wie z. B. in Leutasch und auch in manchen Gegenden Unterinnthals, der jüngste, welcher herkömmlicher Weise das Stammgut erbt. Sind blos Töchter da, so wird für die älteste, wenn sie in die heiratsfähigen Jahre kommt, eine passende Partie gesucht, wobei man darauf sieht, daß der erwählte Bauernsohn etwas Vermögen oder ein Stück Vieh mitbringt. An Freiern fehlt es wegen des Heimatls niemals, mag das Mädchen sein wie es will. Wenn sie heiratet, erhält sie das Gut und der Ehemann „zieht auf den Hof auf". Man nennt diesen Vorgang „zuiheiraten". Wenn das Weib Besitzerin ist, hat sie natürlich im Hause das große Wort und es kommt häufig vor, daß sie bei der späteren Heimatsabtretung ein jüngeres Kind, das ihr Herz-

blättchen ist, vorschiebt. Freilich entsteht da leicht Unfrieden. Aber auch freiwillig überläßt mancher sein Erbrecht einem Bruder oder einer Schwester. Es können dabei mancherlei Gründe obwalten. Der Betreffende geht z. B. lieber mit irgend einem Handwerk in die Fremde oder wird schon als Bube wegen besonderen Talentes in die Stadt zum Studiren geschickt, er hat vielleicht keine Neigung zum heiraten, ist blöde oder kränklich, während der jüngere Bruder das Herz eines reichen Mädchens erobert hat u. s. w. Der Verzichtende bekommt jedenfalls eine entsprechende Summe als Entschädigung. Schlechte Aufführung, besonders Unehrerbietigkeiten gegen die Eltern, haben auch oft die Uebergabe des Gutes an eines der andern Kinder zur Folge. In Südtirol, besonders im Burggrafenamte, trifft man auch ledige Bauern, die lieber als sich mit einem kleinen Gute und großer Familie nothdürftig „durchzufretten", eine ältliche „Häuserin" nehmen und mit dieser allein wirthschaften. In früherer Zeit, als man noch den Sohn vom Militär loskaufen konnte, geschah dies gewöhnlich nur beim künftigen Gutserben, oft auch übergab man diesem schon zeitlich den Besitz, um dadurch seine Befreiung zu erwirken. Ein Vater, der trotz der maßgebenden Umstände das Anwesen nicht übergibt, gilt als knauserig, und heißt „Geizkragen". Um diesem unliebsamen Titel zu entgehen und doch die Herrschaft nicht aus den Händen zu verlieren, kommt es manchmal vor, daß ein pfiffiger Vater dem Sohn zum Schein ein Stück Feld, eine alte Scheune ꝛc. gerichtlich verschreibt und ihn darauf heiraten läßt, auf dem Hofe aber doch thatsächlich Herr bleibt. Daß dem jungen Ehepaare dann keine rosigen Tage blühen, läßt sich denken. Es ist auch eine schlimme Sache, wenn es die Thalsitte will, daß der Sohn erst nach des Vaters Tode das Besitzthum bekommt. Kein Wunder, wenn der „Bua und das Madl", die sich lieben, dieses Ereigniß herbeiwünschen und die kindliche Liebe mit der Sehnsucht nach eigenem Glück in Collision kommt. Im Oberinnthal trifft man diese strenge Verfügung sehr häufig. Die Ausführung des Testamentes, sei es nun, daß der Vater und Besitzer früher oder später stirbt, übernimmt das Gericht, vor welchem die „Handlung" (Verlassenschaftshandlung) stattfindet und alle Punkte geregelt werden. Für das Weib, wenn sie noch lebt, hat der Gatte stets vorgesorgt. Sie bleibt beim Gute, d. h. wenn sie will oder erhält eine bestimmte Summe ausgezahlt. Ist die Mutter Besitzerin, so sichert sie im Testamente dem überlebenden Manne ebenfalls den vollen Genuß des Besitzes auf Lebenszeit zu, selbst für den Fall der Wiederverheiratung, nur werden häufig Clauseln zu Gunsten der Kinder aus erster Ehe gemacht. Ist der älteste Sohn dann großjährig und das Vermögen bedeutend genug, so übergibt ihm wohl der Vater das mütterliche Gut und kauft sich ein neues Anwesen, das er mit Weib und Kindern bezieht.

Eine vollständige Ausnahme macht das Iselthal. Dort herrscht nämlich die patriarchalische Sitte, daß nicht nur die Geschwister sondern auch Vettern und Basen, kurz sämmtliche Familienglieder zeitlebens im Hause bleiben. Alle stehen unter dem „Hausvater", gleichviel ob dieser ledig oder verehelicht ist und arbeiten für das Hauswesen ohne einen andern Lohn als Nahrung und Kleidung und einen allfallsigen Gnadenpfennig, den ihnen der Hausvater aus besonderer Barmherzigkeit für außerordentliche Arbeitsleistungen gibt.

Nun bleibt uns noch übrig der Güterzerstücklung zu gedenken, die in Südtirol, in manchen Gegenden des Winschgaus, im Oetzthal und obern Oberinnthal, in Außerfern und auch in Vorarlberg gebräuchlich ist. Da-

mit ist nicht jene Theilung gemeint, die naturgemäß dann eintritt, wenn ein reicher Bauer mehrere Güter und mehrere Kinder hat, sondern die Zersplitterung des Stammsitzes zum Behuf völliger Gleichstellung aller Erben. Dies geschieht natürlich nach dem Tode des Besitzers. Der Aelteste bekommt das „Anwesen". Dieses besteht aus dem Hause mit Baum- und Krautgarten sowie Waldtheil. Die andern Grundstücke sind „walzend", jedes hat seine eigene Katasternummer und ist separat verkäuflich, weil sie einzeln zugekauft, aber nicht mit dem Gute consolidirt wurden. Die Schätzung der einzelnen Stücke nehmen Unpartheiische des Dorfes vor, welche sie nach Werth und Qualität zusammenstellen. So wird oft ein gutes und ein schlechtes verbunden, die weit entfernt von einander liegen. Was nicht gerade ausgeht muß mit Geld ausgeglichen werden. Dann wird es erst außergerichtlich verbucht und dann noch gerichtlich protokollirt. Bisweilen verkauft dann eines der Geschwister seinen Guttheil dem Besitzer des Hofes; indeß ist Jeder stolz darauf, einen Fetzen Eigenthum zu besitzen. Leider wird durch diese Güterzerstücklung in den ohnedies nicht wohlhabenden Landstrichen die Armuth nur vergrößert, da Jeder auf seinen kleinen Besitz hin heiratet. Die traurigsten Folgen davon zeigen sich in manchen Gegenden Südtirols, wo diese Sitte herrscht; da kommt es factisch vor, daß vier Parteien nur eine Stube zur Wohnung haben, die durch Kreidestriche in vier Theile abgetheilt ist. Damit ist aber auch Zank und Streit auf die Tagesordnung gesetzt. Die Idee und das Ansehen des Hauses gehen dabei völlig verloren, während doch sonst die Heimat so hoch gehalten wird. „Vom Heimat gehen müssen" gilt in der Regel geradezu als Schande für die ganze Gemeinde und der letzte Besitzer, der sein Gut Schulden halber „aufschatzen" lassen mußte, bleibt als „Abgehauster" oder „Hüngerlebauer" sammt seinen armen Kindern Jahre hindurch die Zielscheibe des Spottes und der Verachtung.

Die Alten.

Von A. G. Ritter von Leitner.

Ihr lieben, guten Alten!
Mit heiliger Ehrfurcht schau'
Ich eurer Stirne Falten
Und eures Scheitels Grau.

Ihr habt wohl viel gelitten,
Bis so gebleicht dies Haar,
Dies Antlitz so zerschnitten
Vom Dolch des Schmerzes war.

Ich bin noch jung an Jahren,
Erst kaum aus ihrem Mai;
Doch hab' ich schon erfahren,
Wie streng das Leben sei.

Mein Auge kennt die Thränen,
Manch' blutig Ach die Brust,
Mein Herz hat lieben, sehnen,
Und brechen auch gemußt.

Und trotz dem Brand im Hirne
Ist noch sein Dach nicht kahl,
Und leidlich glatt die Stirne,
Wenn trüb gleich manchesmal.

Doch lange währt das Leben,
Und sein Gebiet ist weit,
Bleibt manchem Sturm ergeben,
Läßt manchem Kummer Zeit.

Jed' Auge wird einst trüber,
Es glänze noch so rein;
Das Lächeln zieht vorüber,
Der Schmerz nur gräbt sich ein.

Beim Einen sachte, leise,
Beim Andern wild und jäh;
Allein — nicht wahr, ihr Greise,
Es thut doch Jedem weh?

Jeſuiten in der neuen Welt.

Es war ein böſer Tag für den neugeborenen Proteſtantismus, an welchem ein franzöſiſcher Artilleriſt jenen Schuß feuerte, welcher Ignatius Loyola auf der Breſche von Pampelona hinſtreckte. Ein ſtolzer Edelmann, ein hochſtrebender Soldat, ein gewandter Höfling und ein waghalſiger Weltmann wurde durch dieſen Schlag in den Schwärmer verwandelt, deſſen Hirn die mächtige Geſellſchaft Jeſu erdachte und gründete. Seine Geſchichte iſt bekannt: wie in der Einſamkeit des Krankenzimmers eine Veränderung in ihm vorging, welche gleich einem Erdbeben alle Kräfte ſeiner Natur aufwühlte, wie in der Höhle von Manreſa ſich ihm die Geheimniſſe des Himmels offenbarten, wie er aus Seelenangſt in Entzücken und aus Entzücken zur Ruhe eines feſten Entſchluſſes gelangte. Der Soldat widmete ſich einer neuen Kriegsführung. In der Eſſe ſeines großen Verſtandes, erhitzt, aber nicht getrübt durch das glühende Feuer ſeines Eifers, wurde das ungeheure Werk geſchmiedet, deſſen Gewalt ſich bis an die äußerſten Grenzen der Welt fühlbar machte.

Loyola war am Hofe und im Lager erzogen und wußte von Büchern wenig oder nichts. Er hatte bisher als gläubiger römiſcher Chriſt gelebt, ein ſolcher war er auch im Alter von ungefähr dreißig Jahren, als ſeine Bekehrung erfolgte. Dieſelbe bewirkte einen Umſchwung in ſeinem Leben und ſeinen Zielen, nicht aber in ſeinem Glauben. Er maßte ſich nicht an, den Lehren der Kirche nachzuforſchen, dagegen nahm er ſich vor, dieſe Lehren mit aller Gewalt durchzuführen. Und auf dieſes Ziel richtete er alle Fähigkeiten ſeines mächtigen Verſtandes, ſeine ganze tiefe Menſchenkenntniß. Nichts lag ihm ferner als die Bildung nutzloſer Gemeinſchaften von Mönchen, welche durch Gebet, Buße und Betrachtungen den Himmel erſtrebten, er wollte vielmehr die Welt der Gewalt des Dogma's unterwerfen, welches auch ihn überwältigt hatte. So ſtrebte er darnach, ein mächtiges Heer zu bilden und zu erziehen, welches von einem Zweck und einem Geiſt beſeelt, von einem unauslöſchlichen Eifer angefeuert oder von einem feſten Vorſatz geſtählt, und doch von einer einzigen Meiſterhand vorwärts getrieben, zurückgehalten und geleitet wurde. Der Jeſuit iſt kein Träumer, er iſt in erſter und letzter Linie ein Mann der That; die That iſt der Endzweck ſeines Daſeins.

Loyola hatte ſich die Löſung einer ſchwierigen Aufgabe vorgeſetzt, er wollte den Menſchen ſeines eigenen Willens berauben und doch in ihm jene Energie wach erhalten, ja anſpornen, welche ihn zum wirkſamſten Werkzeuge ſeiner großen Pläne machte. Das Mittel der Erreichung dieſer Zwecke war für ihn das Noviziat der Jeſuiten und die Verfaſſung ihres Ordens. Der Enthuſiasmus des Novizen wird auf die höchſte Spitze getrieben, dann wird er im Namen der Religion aufgefordert zur gänzlichen Verläugnung des Geiſtes und des Willens, zu Gunſten des Obern, in welchem den Vertreter Gottes auf Erden anzuerkennen ihm befohlen wird. Auf dieſe Weiſe bringt der junge Schwärmer kein ſclaviſches Opfer des Geiſtes und Willens, (dies wird ihn wenigſtens gelehrt), denn er opfert ſie

nicht Menſchen, ſondern ſeinem Schöpfer. Für ſeine Unterwürfigkeit gibt es keine Schranken; wenn der Obere ſchwarz weiß nennt, ſo muß das Gewiſſen des Novizen ſich dabei beruhigen.

Loyola's Buch von den geiſtigen Uebungen iſt wohlbekannt. In ihnen iſt der ſchwierige und ſchmale Pfad vorgezeichnet, der einzig und allein zum Eintritt in die Geſellſchaft Jeſu führt.

Das Buch iſt dem äußern Anſcheine nach eine trockene und abergläubiſche Formellehre, aber in den Händen eines geſchickten Gewiſſensführers hat es ſich als erſchreckend wirkſam bewieſen. In Einſamkeit und Dunkelheit, einen Tag nach dem andern, eine Nacht nach der andern, brütet der Novize über ſeinen Bildern des Verderbens und der Verzweiflung. Es wird ihn gelehrt, in der Einbildung das Geheul der Verdammten zu hören; ihre krampfhafte Seelenpein zu ſehen; die Flammen zu fühlen, welche brennen, ohne zu verzehren; die Fäulniß der Gruft und die Dünſte des hölliſchen Abgrundes zu riechen.

Er muß ſich die Schlachtordnung zweier feindlichen Armeen ausmalen, deren eine auf den Ebenen von Babylon vom Teufel geführt wird, deren andere unter Chriſtus um die Mauern von Jeruſalem lagert, und das verwirrte Gemüth, welches durch die lange Betrachtnng ſeiner eigenen Schlechtigkeit gedemüthigt iſt, wird aufgefordert, ſich einer dieſer Fahnen, anzuſchließen. Sobald die Wahl getroffen iſt, wird der Geiſt des Novizen in die Gefilde der Ruhe und des himmliſchen Friedens geleitet, und mit Darſtellungen göttlicher Güte und Gnade beruhigt. Dieſe Grübeleien dauern ohne Unterbrechung etwa einen Monat. Unter einer ſchlauen und wohlerfahrenen Führung haben ſie ſich als ſo wirkſam erwieſen, daß das „Handbuch geiſtiger Uebungen" ſich rühmt, mehr Seelen gerettet zu haben, als es Buchſtaben enthält.

Auf dieſen Uebergang folgen zwei Jahre der Disciplin und Vorbereitung, welche vor Allem darauf gerichtet ſind, die Tugenden der Demuth und des Gehorſams zu vervollkommnen. Der Novize muß die niedrigſten Hausgeſchäfte und die widrigſten Pflichten des Krankenzimmers und Hoſpitals verrichten, ja er wird ausgeſchickt, ſich wochenlang ſein Brod wie der gewöhnlichſte Bettler zu erbetteln. Er muß ſeinem Beichtvater nicht nur alle ſeine Sünden, ſondern auch alle ſeine verborgenen Neigungen, Triebe und Regungen bekennen, welche die unterſcheidenden Merkmale des Charakters bilden. Er hat ſeine Gefährten zu bewachen und dieſe wieder ihn. Jeder muß berichten, was er von den Handlungen und Geſinnungen des Andern beobachtet. Dieſe gegenſeitige Bewachung hört aber nicht mit dem Noviziat auf, ſondern dehnt ſich bis an das Ende des Lebens aus. Die Eigenthümlichkeiten eines jeden Mitgliedes des Ordens werden genau zerlegt und methodiſch verzeichnet.

Dieſe ſchreckliche, den edelſten menſchlichen Eigenſchaften angethane Gewalt verband ſich mit dem zweideutigen Moral-Syſtem, welches bedeutende Caſuiſten des Ordens ihren Schülern einprägten, und mußte, wie ſich leicht denken läßt, traurige Folgen auf die Charaktere derer ausüben, welche unter ihrem Einfluß ſtanden.

Andrerſeits läßt es ſich ebenſowenig verkennen, daß die Geſellſchaft Jeſu unter ihren Mitgliedern Männer gezählt hat, deren feurige und überſpannte Naturen, ohne erniedrigt zu werden, durch den Druck, dem ſie unterworfen waren, noch feuriger und überſpannter geworden ſind.

Die Geſellſchaft ſtudirt den Charakter ihrer Mitglieder nicht umſonſt ſo eifrig und auf eine ſo erſchreckende Weiſe. Sie benutzt ihre Kenntniß

nicht nur, um diejenigen, welche sie untauglich, schwach oder unwillig für ihre Zwecke findet, in den Kerker zu werfen oder ganz auszustoßen, sondern um Jedem die Aufgabe anzuweisen, zu welcher seine Talente und Anlagen ihn am Besten befähigen: dem Einen die Sorge für ein königliches Gewissen, wodurch er, ungesehen mit seinem Geflüster, die Geschicke von Völkern leiten kann, einem Andern den Unterricht der Kinder, einem Dritten eine gelehrte oder wissenschaftliche Laufbahn, und dem Glühenden und Aufopfernden, zuweilen auch dem Unruhigen und Unfolgsamen die ferne Mission für die Heiden.

Der Jesuit war und ist überall, — im Schulzimmer, in der Bibliothek, in den Kabineten der Fürsten und Minister, in den Hütten der Wilden, in den Tropen, im kalten Norden, in Indien, in China, in Japan, in Afrika, in Amerika, einmal als christlicher Priester, dann als Soldat, Mathematiker, Astrologe, dort wieder als Bramine oder Mandarin, unter zahllosen Verkleidungen und mit tausend Künsten der Verlockung, Ueberredung oder des Zwangs für seine Aufgabe thätig, die Seelen in den Schooß Roms zu führen.

Vorläufig möge diese schwache Skizze genügen von jenem großartigen Mechanismus, welcher die Gemüther lenkt und beherrscht, von dieser mächtigen Maschine, dieser Harmonie der Widersprüche, diesem moralischen Proteus, welcher die Erde der Herrschaft einer Idee unterwirft. Eine Abhandlung über die Gesellschaft Jesu würde endlos sein. Kein religiöser Orden hat je so viel Bewunderungswürdiges und Hassenswerthes in sich vereinigt. Ungetheiltes Lob ist seinen canadischen Mitgliedern gespendet worden.

Ein klares Bild des Lebens und Wirkens der Jesuiten in Amerika gibt uns ein vor Kurzem in der Abenheim'schen Verlagsbuchhandlung (Stuttgart) erschienenes Werk: „Die Jesuiten in Nordamerika im siebzehnten Jahrhundert von Franz Parkmann." Das Buch ist nach Briefen und Tagebüchern der französisch-amerikanischen Jesuiten verfaßt und möglichst objectiv gehalten. Es beginnt einleitend mit der Schilderung der wilden Stämme: Charakter, Lebensart, Sitten, Religion; geht auf die Gründung der Gesellschaft Jesu über, deren Skizze wir den Leser vorführten, beschreibt dann das Wirken der Priester unter wilden Stämmen, bei Frieden und Krieg, die Irkosen-, Puritaner- und Huronen-Mission; glänzende Schilderungen voll des Seltsamen, Belehrenden, Interessanten.

An den ungeheueren Seen des Westens wohnten zahlreiche ansässige Stämme, besonders aber die Huronen an dem See, welcher ihren Namen trägt. Hier ließ sich eine hoffnungsvolle Grundlage für endlose Eroberungen finden; denn waren die Huronen erst bekehrt, so dehnte sich der Glauben auf immer größere Kreise aus und umfaßte einen verwandten Stamm nach dem andern.

Der pfadlose und lange Weg führte an Felsen und Strömen vorbei und durch die Düsterheit wilder Wälder. Das Ziel war noch trostloser. Arbeit, Entbehrung, Hunger, Schmutz, Einsamkeit und Beleidigung, Alles was Männern, die in Kunst und Wissenschaft erzogen sind, das Empörendste, Alles was der klösterlichen Leichtgläubigkeit das Schrecklichste ist: das war die Aussicht und die Wirklichkeit der Huronen-Mission. In den Augen der Jesuiten war das Land der Huronen die innerste Burg des Satans, sein Schloß und seine Veste. Alle Waffen seiner Bosheit waren gegen den kühnen Eindringling gerichtet, der ihn in diesem Mittelpunkt seiner alten Festung angreifen würde. Weit davon entfernt, zu verzagen, verzehnfachte sich des Priesters Eifer. Er machte das Zeichen des Kreuzes, rief den heiligen Ignatius, den heiligen Franz

Xaver oder Franz Borgia an, küßte sein Reliquienkästchen, las der heiligen Jungfrau neue Messen und war dann bereit, den Kampf mit allen Feinden der Hölle aufzunehmen.

Ein Leben, abgeschlossen von allem gesellschaftlichen Verkehr und fern von jedem Preise, nach welchem zu ringen der Ehrgeiz für werth hält, oder ein einsamer Tod, welcher vielleicht unter den erschreckendsten Formen den Kühnen ereilt: das war die Alternative, welche die Missionäre erwartete.

Die Grundlagen der französischen Herrschaft sollten tief in das Herz des Wilden gelegt werden. Sein steifer Nacken sollte sich dem Joche des Glaubens beugen. Stand die Macht des Priesters fest, so war die des weltlichen Herrschers gesichert. Diese blutigen Horden sollten der innern Entzweiung entrissen und zur gemeinsamen Unterwürfigkeit gegen Gott und den König vereinigt werden. Mit französischen Händlern und Colonisten vermischt, durch französische Sitten bezähmt, von französischen Offizieren befehligt, sollten ihre jetzt getheilten Banden die Stütze und Bestandtheile eines ungeheuren Reiches in der Wildniß werden, welches mit der Zeit den ganzen Continent umfassen würde. Die spanische Civilisation erdrückte den Indianer, die englische verachtete und vernachlässigte ihn, nur die französische Civilisation hegte und pflegte ihn.

Die Politik und der Handel setzten alle ihre Hoffnungen auf die Priester. Diese bevollmächtigten Dollmetscher des göttlichen Willens, mit Patenten vom Himmel beglaubigt und mit Gottes Gesalbten auf Erden verbrüdert, würden das biblische Bild des Hirten und der Heerde zu seiner unbeschränktesten Anwendung gebracht haben. Sie würden den wilden Mann des Waldes zu einem blinden, passiven und absoluten Gehorsam gezähmt haben, einem Gehorsam, welcher der Menschheit widerstrebt und dem kräftigen und sich ausdehnenden Geiste der modernen Civilisation feindlich ist. Und doch, so reich an Irrthümern und Gefahren ihr System sein mochte, so nahmen sie doch alle seine heiteren und lächelnden Unwahrheiten mit der Inbrunst von Märtyrern und der Selbstaufopferung von Heiligen an.

Zur Charakterisirung des wilden Stammes der Huronen heben wir das „Todtenfest" hervor.

Die Jesuiten waren schon lange bekannt mit den gewöhnlichen Bestattungsgebräuchen der Huronen: mit der gebückten Stellung, in welcher der Leichnam in die Mitte des Kreises seiner Freunde und Verwandten gesetzt wurde, mit den langen gemessenen Wehklagen der Leidtragenden, mit den Reden, welche den Todten lobten und die Lebenden tröfteten; mit dem Leichenschmaus, den Geschenken am Begräbnißplatz und mit den Trauerspielen am Grabe, in welchen die jungen Männer des Dorfes um Preise kämpften; und mit der langen Trauerzeit für die Verwandten. Der Körper wurde gewöhnlich auf ein Gerüst, seltener in die Erde gelegt. Dies war jedoch nicht sein letzter Ruheplatz. In Zwischenräumen von zehn bis zwölf Jahren sammelten die vier Nationen, welche den huronischen Bund bildeten, ihre Todten und schafften sie alle nach einer gemeinsamen Begräbniß-Stätte. Hier wurde das „große Fest der Todten" gefeiert, in den Augen der Huronen die feierlichste und wichtigste Ceremonie.

Im Frühling des Jahres 1636 versammelten sich die Häuptlinge und Aeltesten der Bären-Nation, der wichtigsten des Bundes, welcher Ihonatiria zugehörte, zu einer allgemeinen Berathung, um sich für die große Feierlichkeit vorzubereiten. Es herrschte damals eine ganz ungewohnte Uneinigkeit. Verschiedene Umstände hatten zur Eifersucht Anlaß gegeben, so daß sogar drei bis vier der Bären-Dörfer ihre Absicht verkündeten, das Fest der Todten für sich zu feiern. Da ein

ſolches Vorgehen jedem Gefühl der Schicklichkeit und der Pflicht Hohn ſprach, ſo verurſachte dieſe Ankündigung große Aufregung, und doch beſchreibt Brébeuf, der zugegen war, die darauf folgende Debatte als vollkommen ruhig und frei von irgend welcher perſönlichen Schmähung oder Beſchuldigung. Die Trennung fand jedoch ſtatt, und jede Partei zog ſich in ihre Dörfer zurück, um ihre Todten zu ſammeln und die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Die Leichname wurden von ihren Gerüſten herabgelaſſen oder aus ihren Gräbern emporgehoben. Ihre Umhüllungen wurden von beſtimmten, zu dieſem Zwecke ernannten Beamten entfernt und die ekelhaften Ueberbleibſel in einer Reihe aufgeſtellt, welche die ſchluchzende, ſchreiende und heulende Menge umſtand. Das Schauſpiel war grauenerregend. Hier fanden ſich alle, die während der letzten zwölf Jahre im Dorfe Geſtorbenen. Für die Prieſter, welche in dieſen Dingen Kenner waren, hatte dieſe Schauſtellung der Sterblichkeit etwas ſo Erbauliches, daß ſie eiligſt ihre franzöſiſchen Diener herbeiriefen, um die Scene zu betrachten und daraus zu lernen. Jede Familie erkannte ihre Angehörigen und machte ſich ſogleich daran, das etwa noch an den Knochen befindliche Fleiſch abzulöſen. Dieſe wurden erſt zärtlich mit Thränen und Klagen geliebkoſt, dann aber in Felle gewickelt und mit herabhängenden Pelzen geſchmückt. Die Trauernden waren von dem Glauben erfüllt, daß jene Knochen noch Empfindung und Bewußtſein hätten, und daß noch eine Seele in ihnen wohne. Dieſer unter den Indianern ganz allgemeinen Anſchauung iſt hauptſächlich die übertriebene Anhänglichkeit an die Ueberreſte der Todten zuzuſchreiben, welche die ganze Race charakteriſirt.

Die ſterblichen Ueberbleibſel, ſowie die friſchen Leichname, welche ganz bleiben durften, aber auch vorſichtig in Pelze gewickelt werden mußten — wurden jetzt in eines der größten Häuſer getragen und an die zahlreichen Querbalken gehängt, welche das Dach wie Sparren ſtützten. Hier ſetzte ſich die Menge der Leittragenden zu einem Leichenſchmaus. Während die Squaws, die zum Hauſe gehörten, das Eſſen austheilten, redete ein Häuptling die Verſammlung an, beklagte den Verluſt der Verſtorbenen und hob ihre Tugenden hervor. Als dieſe Feierlichkeit vorbei war, begannen die Trauernden ihren Marſch nach Oſſoſſané, dem Orte, wo die Schlußfeierlichkeiten ſtattfanden. Die ganz gebliebenen Körper wurden auf einer Art Bahre getragen, während die Bündel Knochen von den Verwandten wie Reiſig über die Schulter gehängt wurden. So wanderte der Zug langſam durch die Waldpfade, welche das Land der Huronen überall durchſchnitten. Während ſie durch den dunklen Schatten der Fichten zogen, ſtießen ſie gemeinſchaftlich in Zwiſchenräumen einen traurigen klagenden Schrei aus, der die Stimmen der entkörperten Seelen nachahmen ſollte, welche ſich nach dem Lande der Geiſter aufſchwangen, und welcher einen beruhigenden Einfluß auf die von ihnen getragenen, bewußten Ueberreſte haben ſollte. Wenn ſie des Nachts auf ihrem Wege bei einem Dorf ausruhten, wurden ſie von den Bewohnern mit einer ernſten und wehmuthsvollen Gaſtfreundſchaft aufgenommen.

Aus jeder Stadt der Bären-Nation zogen — mit Ausnahme der wenigen ausgeſchiedenen rebelliſchen Gemeinden — ähnliche Proceſſionen nach Oſſoſſané. Die Hauptſtadt der Huronen lag am öſtlichen Rande der Nottawaſſaga-Bai, welche von einer düſteren Tannen- und Fichtenwildniß umgeben iſt. Hierhin begaben ſich, auf die dringende Einladung der Häuptlinge, auch die Jeſuiten. Die geräumigen Rindenhäuſer waren überfüllt, und die umliegenden Wälder glühten

von Lagerfeuern, denn die Proceſſion näherte ſich raſch, und der Andrang wurde noch durch die geladenen Gäſte anderer Stämme vergrößert. Hier fanden die Trauerfeſtſpiele ſtatt, bei welchen die jungen Männer und Frauen mit dem Bogen ſchoſſen und in anderen Künſten wetteiferten, um die von den Trauernden im Namen ihrer todten Verwandten ausgeſetzten Preiſe zu gewinnen. Einige Häuptlinge führten Brébeuf und ſeine Begleiter an den für die Feierlichkeit vorbereiteten Platz. Es war eine, mehrere Morgen große Lichtung im Walde. In der Mitte fand ſich eine, etwa zehn Fuß tiefe und dreißig Fuß breite Grube, um welche herum ein hohes und ſtarkes Gerüſt lief. Auf dieſem waren zahlreiche Pfähle mit dazwiſchenlaufenden Querbalken aufgepflanzt, an welche die Trauergeſchenke und die Reſte der Todten gehängt werden ſollten.

Darauf trat eine lange Pauſe ein. Die Jeſuiten wohnten in einem Hauſe, in welchem mehr als hundert Bündel ſolcher Gebeine von den Dachſparren herabhingen. Einige waren formloſe Rollen, aus anderen hatte man plumpe Geſtalten geformt und ſie mit Federn, Perlen und Gürteln aus gefärbten Stachelſchweinborſten geſchmückt. Mitten unter dieſen Lebendigen und Todten brachten die Prieſter eine Nacht zu, welche bei ihrer lebhaften Phantaſie und ihrem aufgeregten Gefühl geradezu unerträglich wurde.

Endlich gaben die leitenden Häuptlinge den Befehl, ſich für die Ceremonie vorzubereiten. Die Ueberbleibſel wurden heruntergenommen, zum letzten Male geöffnet, und die Knochen von den Frauen unter leidenſchaftlichen Klagen geliebkoſt und geſtreichelt. Dann bildeten ſich die Proceſſionen von Neuem und begaben ſich, jede ihre Todten tragend, nach der Lichtung, welche für den letzten feierlichen Act in Stand geſetzt war. Als ſie den Platz erreicht hatten, ſtellten ſie ſich der Reihe nach, jeder an dem ihm zugewieſenen Punkt, am äußeren Rande der Lichtung auf. Hier legten die Träger der Todten ihre Bündel auf die Erde, während diejenigen, welche Todtengeſchenke trugen, ſie ausbreiteten und der Bewunderung der Zuſchauer vorführten. Ihre Zahl war ungeheuer und ihr Werth verhältnißmäßig ſehr bedeutend. Darunter waren viele Kleider von Biber- und anderen koſtbaren Pelzen, welche im Hinblick auf dieſes Feſt jahrelang vorher geſammelt worden waren. Jetzt wurden Feuer angezündet und Keſſel aufgehängt, ſo daß die Scene um den Rand der Lichtung mehr einem Jahrmarkt oder einer Karawanſerei glich. Dies dauerte bis drei Uhr Nachmittags, dann wurden die Geſchenke wieder eingepackt und die Knochen aufgeladen. Auf ein Zeichen der Häuptlinge rannte die Menge, gleich den eine Stadt ſtürmenden Soldaten, plötzlich von allen Seiten nach dem Gerüſt, erſtieg es auf rohem Leitern, mit denen ſie ſich zu dieſem Zweck verſehen hatte, und hing ihre Ueberbleibſel und Geſchenke an die es umgebenden zahlloſen Pfähle. Darauf wurden die Leitern entfernt, und eine Anzahl Häuptlinge redete, vom hohen Gerüſte herab, die unten ſtehende Menge an, lobte die Todten und pries die Geſchenke, welche die Verwandten im Namen der jetzt Geſchiedenen den überlebenden Freunden gemacht hatten.

Während dieſer Reden legten andere Würdenträger das Grab mit koſtbaren Gewändern von Biberfellen ganz aus. Drei große kupferne Keſſel wurden dann in die Mitte geſetzt. Nun folgte eine Scene greulicher Verwirrung. Die ganz erhaltenen Körper wurden an den Rand des Grabes gebracht, hineingeworfen und unter der wildeſten Aufregung und dem Lärmen vieler hundert durcheinander klingenden Stimmen unten von zehn bis zwölf dort aufgeſtellten Indianern geordnet. Als dieſer Theil der Arbeit

vollbracht war, rückte die Nacht ſchon heran. Die Menge lagerte ſich um die Lichtung und ſteckte die Feldfeuer am Waldrande an, der das ganze Schauſpiel mit düſterem Ernſte umgab. Brébeuf und ſeine Gefährten zogen ſich in das Dorf zurück, wo ſie eine Stunde vor Sonnenaufgang durch einen Lärm geſtört wurden, der die Todten hätte erwecken können. Eins der Knochenbündel, das an einem Pfahl auf dem Gerüſt gehangen hatte, war zufällig in das Grab gefallen. Dieſes Ereigniß hatte den Schlußact beſchleunigt und die Aufregung vielleicht noch geſteigert. Von dem unmenſchlichen Getöſe und dem breiten Glanze der Flamme geleitet, welche durch Haufen von harzigen Fichtenſtämmen genährt wurde, erreichten die Prieſter bald den Platz und ſahen, was ihnen ein Bild der Hölle zu ſein ſchien. Rund umher brannten zahlloſe Feuer, und die Luft erſchallte von mißtönendem Geſchrei, die nackte Menge ſtand auf und unter dem Gerüſt oder um dasſelbe herum und warf die Ueberreſte der ihrer Hüllen beraubten Todten durcheinander in die Grube, wo nun Brébeuf Männer unterſchied, welche die herunterregnenden Knochen mit langen Stangen ordneten. Das Ganze war bald vorbei, Erde, Stämme und Steine wurden auf das Grab geworfen, und der Lärm ging in ein Trauerlied über, ſo ſchwermüthig und traurig, daß es den Jeſuiten wie die Klagen der verzweifelnden Seelen aus dem Abgrunde des Verderbens klang.

Dies war die Entſtehung einer jener ſonderbaren Grabſtätten, welche das Erſtaunen und die Verwunderung der neuen Anſiedler in den Huronenwäldern ſind.

Die Prieſter ſollten bald einem andern noch ſchrecklicherem Brauche beiwohnen, der ihnen aber einen Troſt gewährte, indem er ihnen Gelegenheit bot, eine Seele zu retten — ein Mitglied jener gefürchteten Race der Verdammniß zu entreißen, in deren Mitte ſie, mit ihrer kühnen Opferfreudigkeit, ſpäter das Kreuz der Rettung zu tragen hofften. Eine Bande huroniſcher Krieger hatte eine kleine Zahl Irokeſen überfallen, einige davon getödtet und die übrigen gefangen genommen. Einer der Gefangenen wurde im Triumphe nach dem Dorfe geführt, in welchem ſich die Prieſter aufhielten. Er hatte ſehr gelitten, beſonders waren ſeine Hände ſchrecklich zerfleiſcht. Jetzt wurde er jedoch mit aller nur erdenklichen Güte empfangen. „Faſſe Muth,“ ſagte ein Häuptling, ihn anredend, „Du biſt unter Freunden.“ Das beſte Eſſen wurde für ihn bereitet, und ſeine Sieger eiferten miteinander in Beweiſen ihrer Freundſchaft für ihn. Der indianiſchen Sitte gemäß war er einem Krieger übergeben worden, welcher einen nahen Verwandten in dem Gefecht verloren hatte, ſo daß der Gefangene an Stelle des Erſchlagenen angeblich adoptirt wurde. Ueber ſein wirkliches Schickſal herrſchte jedoch nicht der geringſte Zweifel. Der Hurone empfing den Gefangenen zärtlich, hieß ihn in ſeiner Hütte ſich niederſetzen und redete ihn äußerſt freundlich an. „Mein Neffe!“ ſagte er, „als ich hörte, daß Du kämeſt, freute ich mich ſehr und hoffte, Du würdeſt bei mir bleiben, um den Platz deſſen einzunehmen, den ich verloren habe. Aber da ich jetzt Deinen Zuſtand ſehe, und da Deine Hände ſo zerriſſen und zerfleiſcht ſind, daß Du ſie nie wieder brauchen kannſt, ſo ändere ich meine Abſicht. Faſſe daher Muth und bereite Dich vor, heute Nacht als tapferer Mann zu ſterben.“

Der Gefangene fragte ruhig, auf welche Weiſe er ſterben ſolle.

„Durch Feuer,“ war die Antwort.

„Es iſt gut,“ erwiderte der Irokeſe.

Indeſſen brachte ihm die Schweſter des Huronen, an deſſen Stelle er hätte adoptirt werden ſollen, eine Schüſſel mit Eſſen und ſetzte ſie ihm mit überfließenden Augen und äußerſter Zärtlichkeit vor, während der Krie-

ger ihm gleichzeitig eine Pfeife brachte, den Schweiß von seiner Stirne wischte, und ihm mit einem Federfächer Kühlung zuwehte.

Gegen Mittag gab der Irokese sein Abschiedsfest, wie es bei denen Sitte ist, welche den Tod nahe wissen. Alle waren bei diesem sonderbaren Gastmahl willkommen. Als die Gesellschaft versammelt war, erhob sich der Wirth und redete sie mit lauter und fester Stimme an. „Meine Brüder, ich soll bald sterben. Fügt mir das Schlimmste zu. Ich fürchte weder Qual noch Tod.“ Einige der Anwesenden hatten Anwandlungen wahren Mitgefühls, und eine Frau fragte die Priester, ob es unrecht sein würde, ihn zu tödten und so vor dem Feuer zu retten.

Von Anfang an hatten die Jesuiten jede Gelegenheit wahrgenommen, sich ihm zu nähern, während er, dankbar für die aufrichtige Theilnahme inmitten der ihn umgebenden grausamen Heuchelei, ihnen aufmerksam zuhörte, bis sie ihn endlich, durch seine Antworten zufrieden gestellt, tauften. Da sein ewiger Friede gesichert war, bedeutete alles Andere nichts, weshalb sie auch den Ausgang mit verhältnißmäßiger Ruhe abwarteten.

Von allen benachbarten Orten waren Haufen zusammengeströmt, und beim Einbruch der Nacht forderte der vorsitzende Häuptling sie auf, bei dem herannahenden Opfer ihre Sache gut zu machen, da die Sonne und der Gott des Krieges auf sie herabblicken würden. Es ist unnöthig, bei dem folgenden Schauspiel zu verweilen. Es fand in der Hütte des großen Kriegers Astan statt. In der Mitte der geräumigen Wohnung brannten eilf Feuer auf der Erde. Die Balkone auf beiden Seiten waren dicht mit Zuschauern besetzt, und zwischen diesen und den Feuern standen die jungen Krieger in Reihen aufgestellt, jeder mit brennenden Fichtenästen oder Rollen von Birkenrinde in der Hand. Die Priester wurden starr vor Entsetzen ob der Hitze, des Rauchs, des Scheines der Flammen, des wilden Kreischens, der verzerrten Gesichter und wüthenden Geberden der menschlichen Teufel, während ihr Opfer, durch ihre Fackeln getrieben, immer wieder vom einem Ende des Hauses bis an's andere durch die Feuer laufen mußte. Als aber bei Tagesanbruch der letzte Lebensfunke entwichen war, tröfteten sich die Jesuiten mit dem Glauben, daß der gequälte, unglückliche Mensch endlich im Paradiese seine Ruhe gefunden habe.

Zur Zeit, als unter den Huronen die Seuche herrschte, wanderten die Jesuiten einzeln oder paarweise mitten im Winter von Dorf zu Dorf, pflegten die Kranken und suchten durch die Mühe, welche sie sich zur Erleichterung der Krankheit des Leibes gaben, ihre religiösen Lehren zu empfehlen. Vielleicht glücklicherweise für ihre Patienten, hatten sie keine andere Medicin als einige Sennesblätter. Ein paar Rosinen waren auch noch übrig, und die Leidenden nahmen eine oder zwei derselben zusammen mit einem Löffel Zuckerwasser gern ein, da sie denselben eine geheimnißvolle und heilende Kraft zuschrieben. Kein Haus blieb verschont. Wenn der Missionär, der zu gleicher Zeit Arzt des Körpers und der Seele war, in eine dieser rauchigen Hütten eintrat, sah er die Bewohner, mit verhüllten Häuptern, in stummer Niedergeschlagenheit um das Feuer sitzen. Ueberall hörte man das Wimmern kranker und sterbender Kinder, und auf und unter den Balkonen, zu beiden Seiten der Häuser, kauerten schmutzige Männer und Frauen in allen Stadien der Krankheit. Der Pater trat näher, erkundigte sich, sprach freundliche Worte, wandte seine harmlosen Heilmittel an, oder reichte eine Schale mit Brühe, welche aus dem Wildpret gekocht war, das der für die Mission jagende Franzose mit heim-

gebracht hatte. Nachdem für den Körper gesorgt war, wandte er sich an die Seele. „Dies Leben ist kurz und sehr erbärmlich. Es ist gleichgiltig, ob wir leben oder sterben.“ Der Patient schwieg oder murmelte abweisend. Nachdem der Jesuit eine Zeit lang in gebrochenem Huronisch die Kürze und Nichtigkeit des irdischen Wohl und Wehes auseinandergesetzt hatte, ging er zu den Freuden des Himmels und den Leiden der Hölle über, welche er mit seiner ganzen Beredsamkeit schilderte. Seine Beschreibung der höllischen Feuer und quälenden Teufel wurde leicht verstanden, wenn der Zuhörer überhaupt noch Bewußtsein genug hatte, um irgend etwas zu verstehen. Aber die Vorzüge des französischen Paradieses konnte man ihnen nur schwer begreiflich machen. „Ich will dahin gehen, wohin meine Freunde und Verwandte gegangen sind,“ war die gewöhnliche Antwort. „Der Himmel ist ein guter Platz für die Franzosen, aber ich will bei den Indianern sein, denn die Franzosen werden mir nichts zu essen geben, wenn ich hinkomme‘“ sagte ein anderer. Oft schwieg der Patient verstockt, zuweilen war er hoffnungslos verkehrt und eigensinnig. Dann wieder siegte die Natur über die Gnade. „Was wollt Ihr wählen,“ fragte der Priester eine sterbende Frau, „den Himmel oder die Hölle?“ „Die Hölle,“ antwortete die Mutter, „wenn meine Kinder dort sind, wie Ihr sagt.“ „Wird im Himmel gejagt, Krieg geführt oder werden Feste gegegeben?“ fragte ein besorgter Indianer. „O nein,“ antwortete der Pater. „Dann will ich nicht hin, denn es ist nicht gut, faul zu sein,“ erwiderte der Fragende. Das größte Hinderniß war die Furcht des Verhungerns im Lande der Seligen. Und wenn der sterbende Indianer dahin gebracht worden war, schließlich eine Sehnsucht nach dem Paradiese auszusprechen, war es keine sehr leichte Aufgabe, ihn zur pflichtschuldigen Reue über seine Sünden zu bewegen, denn er erklärte empört, nie welche begangen zu haben. Wenn, wie es zuweilen vorkam, alle diese Schwierigkeiten beseitigt worden waren und der Patient in einen, seinem Lehrer passenden Gemüthszustand gebracht war, so holte der Priester, in der Freudigkeit seines Herzens, Wasser in einer Schale oder in seiner hohlen Hand, berührte des Kranken Stirne mit dem geheimnißvollen Tropfen und entriß ihn so seiner Ewigkeit des Jammers. Aber selbst nach der Taufe zeigte sich der Bekehrte nicht immer in einer befriedigenden geistigen Verfassung. „Warum habt Ihr jenen Irokesen getauft?“ fragte einer dieser sterbenden Neubekehrten, indem er von dem kürzlich gemarterten Gefangenen sprach, „er wird vor uns in den Himmel kommen, und wenn er uns dann kommen sieht, wird er uns hinausjagen.“

So verfolgten diese würdigen Priester, welche zu gewissenhaft waren, um die Unglücklichen in Ruhe sterben zu lassen, dieselben bis zu ihrer Todesstunde mit wohlgemeinten Bekehrungsversuchen.

Einige der Hauptbekehrungsmittel sind in einem Briefe Garnier’s an einen Freund in Frankreich bezeichnend angegeben. „Schickt mir,“ schreibt er, „ein Bild Christi ohne Bart.“ Außerdem werden verschiedene heilige Jungfrauen verlangt, sowie eine Auswahl verdammter Seelen — âmes damnées — von denen die meisten in transportablem Format aufgezogen sein sollen. Besondere Anweisungen werden wegen der Teufel, Drachen, Flammen und anderer besonders beliebter derartiger Kunstwerke gegeben. Von glücklichen Seelen — âmes bienheureuses — meint er, werde Eine genügen. Alle Bilder sollen das volle Gesicht und nicht das Profil wiedergeben, dabei müssen sie den Beschauer mit offenen Augen gerade ansehen. Die Farben müssen lebhaft sein, und es dürfen keine Blumen oder Thiere mit-

abgebildet werden, da dieſe die Aufmerkſamkeit der Indianer ablenken.

Die Miſſion ſchien zum Theile gelungen, aber das Volk der Huronen ging ſeinem Ende zu. Theils wurde es durch fremde Stämme, theils durch Seuchen und Hungersnoth zerrieben. Und mit dem Fall der Huronen ſank die beſte Hoffnung der canadiſchen Miſſion. Sie und die anſäßigen und volkreichen Gemeinden in ihrer Nachbarſchaft hatten das Roh-Material gebildet, aus welchem die Jeſuiten ihr chriſtliches Reich in der Wildniß errichten wollten; doch der Reihe nach wurden dieſe verwandten Stämme aufgelöſt und vernichtet, während die angrenzenden Alponquins, denen ſie ein Bollwerk geweſen waren, mit ihnen in einen gemeinſamen Untergang verwickelt wurden. Das Land der Hoffnung hatte ſich in eine Einöde und Wüſtenei verwandelt. Es iſt wahr; noch immer war genug Arbeit vorhanden — noch immer waren ungeheure Landflächen zu erforſchen und zahlloſe Heiden dem Verderben zu entreißen; doch bildeten dieſe zum größten Theil entfernte und zerſtreute Horden, in deren Bekehrung man vergeblich nach denſelben ſicheren und entſcheidenden Erfolgen geſucht haben würde.

So war es denn mit der Beſchäftigung der Jeſuiten vorbei. Einige von ihnen kehrten heim, „mit dem feſten Entſchluß," ſchreibt der Pater Superior, „bei dem erſten Trompetenſtoß zum Kampf zurückzukehren"; während von den ungefähr zwanzig Zurückbleibenden mehrere bald der Hungersnoth, den Anſtrengungen und den Irokeſen zum Opfer fielen. Nach einigen Jahren hörte Canada auf, eine Miſſion zu ſein; politiſche und commerzielle Intereſſen gewannen allmälig das Uebergewicht, und die Geſchichte jeſuitiſcher Propaganda verflacht ſich mit ſeinen bürgerlichen und militäriſchen Annalen.

Die Jeſuiten ſahen ihre Hoffnungen fehlſchlagen. Ihr Glauben wurde, wenn auch nicht erſchüttert, doch hart auf die Probe geſtellt. Die Vorſehung Gottes ſchien in ihren Augen dunkel und unerklärlich; aber vom Standpunkt der Freiheit aus iſt jene Vorſehung hell und klar, wie die im Zenith ſtehende Sonne. Mögen jedoch die Sieger dem Beſiegten die ihnen ſchuldige Ehre zollen. Ihre Tugenden leuchten aus dem Schutt und Gewirr zahlreicher Irrthümer wie Diamanten und wie Gold aus dem Geröll eines Gießbaches.

Wem es so selig beschieden ist!

Ein Großmutterbildchen von A. J. Schröer.

In einer alten kleinen Stadt stand ein altes kleines Haus — ich glaube kaum, daß es noch steht! Es hatte drei Fenster im ersten Stockwerke; ebenerdig nur zwei Fenster. Auffallend war es unter den übrigen Häusern durch sein hohes Giebeldach und das alte, mit viel Eisenzierath und einem besonders kunstvollen Klopfer gezierte Thor. — Das Thor war stets verschlossen und im Hause war es so stille, daß man es für unbewohnt gehalten hätte, wenn nicht an dem einen Fenster im ersten Stock dicht gedrängt nebeneinander Blumen in Töpfen gestanden wären. Thymian, Basilikum, Nelken, Rosmarin, Goldlack, so recht hausbackene, altmodische Blumen, mit üppigem Grün, auf das Beste gepflegt.

Nur am Morgen öffnete sich täglich das Thor. Im Sommer vor 6, im Winter etwa vor 7 Uhr. Da ging Gretchen mit dem Korbe einkaufen. Sie holte Brot, Fleisch, Gemüse, was eben röthig war, und wenn sie heimkam und hinter sich das Hausthor schloß, da blieb es geschlossen den ganzen Tag.

Der Greis war 88 Jahre alt, seine Ehehälfte 85. Beide waren noch recht rüstig; ein altes Pärchen! Wie lange konnten sie noch leben?

Hinter dem Hause war ein prächtiger Garten mit Obstbäumen, Blumen, Gemüsebeeten, prächtigen Rosenhecken und einer Laube mit Jelängerjelieber-Ranken. Dieser Garten war die letzte Freude der Alten.

Der Alte hatte sich nämlich längst von seinem Geschäfte zurückgezogen. Seine Kinder, ein Sohn und eine Tochter waren weit in fernen Landen längst gestorben und hatten beide Kinder und Enkel zurückgelassen; so viel man hörte, in guten Umständen. Der Sohn und die Tochter schrieben wohl noch, so lange sie lebten. Ihre Kinder und Enkel waren aber den Alten, die sie nie gesehen, fremd geworden.

Der Alte war einst Huf- und Waffenschmied.

Wenn Gretchen durch den geräumigen Flur zum Hausthore ging, mußte sie immer an der Gestalt eines geharnischten Ritters vorbei, welcher der Stolz des Alten war. Er hatte den Helm mit dem Visir, den Harnisch und die Arm- und Beinschienen und das gewaltige Schwert in seiner Jugend selbst geschmiedet! Beim Leichenbegängniß eines Generals, der im siebenjährigen Kriege gefallen war, ritt, nach alter Sitte, ein Soldat in dieser Rüstung hinter dem Sarge.

Im Flure hing auch ein Bild in Oel, das schon ziemlich nachgedunkelt hatte. Es stellte den alten Schmied in seiner Jugend dar. Dieses Bild soll ein Knabe, der Sohn eines Malers, der durch das Städtchen gereist war, gemalt haben. Es trug die Jahreszahl 1741 und war ein Bild, das von Talent zeigte. Es stellte den Alten im Schurzfell dar und er sah gar gewaltig aus; fast wie ein Ritter aus alter Zeit. — Jetzt mit seinem schneeweißen Haar, du lieber Gott! war er freilich schon sehr eingegangen! — Seine Ehehälfte, die einst ein blondes Mädchen war, mit zartestem Roth auf den Wangen, war ihm jetzt fast ähnlich geworden.

Die Zeit, von der ich rede, war Sommer. Gestern war ein herrlicher

Sommertag. Die beiden Alten waren noch beisammen in der Laube gesessen und freuten sich über die Rosen-Hecken und Gewinde, die in voller Blüthe standen, während Gretchen in den Beeten jätete. Solche Rosenhecken mit den hundertblätterigen Rosen gibt es in unseren modernen Gärten gar nicht mehr. Da ziehen sie lauter „Rosenbäumchen," die an einen Pfahl gebunden werden, was ganz wider die Natur der Rose ist. Auf einem öden Stamme stecken dann allerlei moderne Rosenköpfe: aber so ein nobler Rosenbusch, der aus dem Schooße seiner grünen Blätterfülle Rosen treibt und Guirlanden von Rosen hervorbringt — das gibt es gar nicht mehr! — Auch so ein altes Paar nicht, wie das in der Laube! — Er raucht seine Pfeife, sie strickt und nickt ihm zu. Er erzählt von seiner Jugend, von seiner Wanderschaft, von Maria Theresia, vom großen Friedrich und von Kriegszeiten!

Das war noch gestern. —

Heute war Gretchen weggegangen wie gewöhnlich, nachdem sie das Frühstück für die Alten bereitet und zurechtgestellt hatte.

Die Alte war indeß aufgestanden und deckte den kleinen Tisch, an dem sie mit ihrem Alten täglich ihr Biersüppchen zum Frühstück einzunehmen pflegte. Die Biersuppe ist gar so stärkend für alte Leute, fanden sie!

Sie legte das schöne, weiße Brot auf den Tisch und die blanken Messer und stellte auch den Tabak für ihren Alten hin, indem sie zuweilen zu ihm hinübersah.

Er wurde wach. „Altchen," fing er an, „weißt Du was, Altchen? — ich will heute einmal mein Frühstück im Bett nehmen!"

„Ja, Alter," erwiderte sie, „hast ja recht; wenn Dir's im Bett gefällt, so bleib' Du nur liegen."

Und damit trippelte sie hinaus.

Nach einer Weile kam sie wieder und brachte auf einer Tasse eine weiße Kanne und drei Schalen dazu, die in ihren zitternden Händen aneinanderklirrten. Eine Schale für den Alten, die zweite für sie und die dritte „für's Kind," wie sie Gretchen immer noch nannten. Gretchen frühstückte zuletzt, wenn sie vom Markte kam.

Nun goß sie die schäumende Suppe ein, schnitt ein Stück vom weißen Brote und wollte es dem Alten hinbringen. Der aber war eingeschlafen, wie es schien.

„Schläfst Du, Alter?" — Mein Gott, wie er da liegt, die Hände gefaltet. „Mein Gott, mein Gott, Gottfried, mein Gottfried! Er ist — er ist" — ja, er war todt. —

Waren seine Züge sonst immer mild und sanft gewesen in den letzten Jahren. Jetzt sah er ernst und sah wieder seinem Jugend-Bildnisse ähnlich. Wie ein Held lag er da! —

Als Gretchen heim kam, lag aber auch sie schon in ihrem Bett, neben dem Alten. Das Frühstück stand unberührt. Sie betete, wie es schien. Aber kein Wort sprach sie mehr! — Nachmittag hörten auch ihre Lippen auf, sich zu bewegen, sie seufzte noch einmal und — auch sie war nicht mehr! —

Das soll das größte Leichenbegängniß gewesen sein, das man seit Menschengedanken in dem Städtchen erlebte, als man die beiden Alten in zwei Särgen hintereinander hinaustrug. Er war 108, sie 105 Jahre alt geworden.

So erzählte meine Großmutter den Tod meiner Urgroßeltern. „Ja, wem es so selig beschieden ist!" setzte sie hinzu und dachte an ihren Mann, der ihr in jungen Jahren entrissen ward. — Er war der in der Ferne verstorbene Sohn des alten Huf- und Waffenschmieds. —

Kleine Laube.

Achtzehnhundert Jahre!

Ein Stimmungsbild aus Italien.

Eine große Vorwelt, ein gewaltiges Geſchlecht iſt verſunken — hat nichts zurückgelaſſen, als hier ein Marmorſtück, dort ein Erzgebilde, anderswo ein eingegrabenes Zeichen, das wir nicht verſtehen können. Und die Tradition, entſtellt, durch die Phantaſie verzerrt, lautet weiß Gott, wie anders als die Wahrheit! — Wie's immer ſei, viel zu wenig Buchſtaben für uns, als daß wir leſen könnten. Wir kennen das öffentliche Leben der Römer, wir kennen ihre Verfaſſung, ihre Geſetzgebung, ihre Kriege. Wir fanden hie und da eine Spur ihrer Prieſter, ein Lied, ein Buch ihrer Dichter. Das iſt ſchier Alles. Es kam eine Zeit, die verſtändnißlos wie eine Stubenmagd mit dem Beſen Alles wegfegte und verwiſchte, was dargeſtellt war.

Zum Glück nahm ſich die Mutter Erde an und verbarg vor der Vernichterin ein gut Stück Alterthum in ihren Schoß, um es uns, dem forſchenden Enkelgeſchlechte aufzubewahren.

Pompeji und Herkulanum — ich wüßte nicht, daß ſie die latiniſchen Sodom und Gomora waren — und doch kam Feuer und Schwefel von oben.

Eine andere Abſicht mußte es ſein, als nach Chriſti Geburt 79 (alſo genau heute vor 1800 Jahren) die Gewalten des Veſuv zu wüthen begannen, die Lava wild qualmend bei Tag und hell erglühend in den Nächten niederſtrömte zu den Wohnungen der Menſchen, und der Aſchenregen und der Bimsſteinſchauer die Städte begrub.

Damals lag Pompeji hart am Meere, das ſeitdem zurückgewichen iſt; es mag ein weſentlicher Stappelplatz für die weiter einwärts gelegenen Ortſchaften geweſen ſein. Sechzehn Jahre vor der Verſchüttung iſt die Stadt durch ein Erdbeben halb zerſtört worden. Die damaligen Chriſten glaubten, dieſe Zerſtörungen ſeien eine Strafe des Himmels geweſen für die Chriſtenverfolgung, die unter den damaligen römiſchen Kaiſern ſtattgefunden hatten, und für den Martertod der zu Rom hingerichteten Apoſtel Petrus und Paulus.

Authentiſche Aufzeichnungen des ſchrecklichen Veſuvausbruches im Jahre 79 liegen nicht vor; Dichter haben dieſe Kataſtrophe häufig zum Gegenſtande ihrer Phantaſie gewählt; hievon das bedeutendſte Werk iſt Bulvers Roman: „Untergang von Pompeji.“ Das Unheil war eben begraben in ſich ſelbſt — und die Lavamaſſen lagen ſtarr und verſchwiegen über der Todesſtätte. Pompeje mochte an Ausdehnung die Größe der Stadt Linz gehabt haben; Einwohner dürften bedeutend weniger geweſen ſein, da die Bauten bei weitem nicht ſo groß waren, als das in den heutigen Städten der Fall iſt.

Vielleicht ſtand auf dem ungeheueren Grabe noch lange Jahre hindurch da und dort ein Thurm, eine Zinne hervor, wer kümmerte ſich darum? Der Landmann baute ſeine Felder und Wein-

gärten darüber; Feigen und Maulbeerbäume und Pinien und der ganze Wald des Südens wuchs darauf, und Landhäuser und Dörfer wurden, und der Vesuv schlummerte, und der kantige Gebirgswall von Sorento bis Palma hielt Wache und schloß es ein das schöne, stille, fruchtbare Thal und der klare Sarno rieselte dahin und ins Meer, Jahrhundert und Jahrhunderte lang — und Pompeji und Herkulanum waren vergessen.

Siebzehnhundert Jahre zogen dahin, bis das forschende Geschlecht heranzog aus dem Norden; da enthüllte die Mutter Erde ihren verwahrten Schatz und zeigte der neuen Zeit die alten Römer, nicht wie sie herrschten auf dem Tribunal, nicht wie sie rangen auf dem Felde oder in der Arena, sondern, wie sie lebten in ihrem Hause, in der Familie. Das war ein ganz neues Blatt in der römischen Geschichte und vielleicht wichtiger, wie manch anderes — blutbeflecktes.

Im Jahre 1748 ließ Karl III. von Neapel auf den ungeheueren Aschenhügeln Pompeji's den ersten Spatenstich thun, doch erst in neuester Zeit haben die Ausgrabungen einen solchen Fortgang genommen, daß heute das reinste und klarste Bild der Stadt — getreu bis auf das Nachtlämplein und das Stückchen Mosaik — bis auf die Knochen der Bewohner — vor uns daliegt. Die begrabene Stadt starrt uns an, wie ein bleiches unerlöstes Gerippe, das nicht zerfallen darf, weil es Zeugniß geben muß.

Der Weg von Neapel, zwischen den sonnigen Fluthen des Meeres und den unterirdischen Gluthen des Vesuv hin, bereitet würdig auf Großes vor. Er führt über Lava und Ruinen: aber mitten in den Ruinen prangen Gärten. Und da stehen zwischen dem schwarzgrauen Gemäuer Brunnen, an denen Esel Wasser emportreiben und Weinlauben, unter welchen Hüter und Eseltreiber und Ciceroni auf dem Rücken liegen und auf die Feigen und Trauben warten, die ihnen ja, wenn heute nicht, so morgen in den Mund fallen müssen. Wir gehen über Herkulanum, aber diese Stadt ist nicht ausgegraben, doch sind neue, blühende Ortschaften aus ihr hervorgewachsen. Zwischen den Ruinen selbst prangt die in Italien allgegenwärtige Gartencultur, und da stehen geschmackvolle Villen; und manches Haus ist aus Lava gebaut, mit Lava gedeckt, aber trotzig bleibt es stehen, bis etwa eines Tages neues Baumaterial von den Höhen des unheimlichen Berges niederschießt.

Der Weg verläßt das Meer, biegt links in das Thal zwischen schönen Bergen, wohl ein wenig abseits von dem ewig drohenden Vesuv. Man sieht es aber den stillen, wie träumenden Gesellen nicht an, daß er die Hölle im Herzen trägt, daß er im Stande ist, das halbe tyrhenische Meer zu beleuchten und das ganze südliche Italien mit Asche zu bestreuen. Aber die Menschlein sind zutraulich und streicheln den schlummernden Löwen und krabbeln an ihm hinauf mit ihren Häusern und Gärten, mit all ihrer Habe. Und plötzlich wird er wach. — Da sehen wir vor uns einen Erdwall, durch den eine gewölbte Pforte führt. Wie durch ein Friedhofsthor gehen wir hinein und stehen in der zu Grunde gegangenen Stadt.

Neapel und Pompeji. Dort das tolle, übermüthige rasende Leben, die alles bewegenden Leidenschaftskämpfe von vier hunderttausend Menschen; hier — Alles vorüber. Die Geschichte dieser Stätte ist erfüllt — tretet leise auf die Steinplatten, störet den Frieden der Ewigkeit nicht!

An dem, was in Pompeji's Ruinen am Bedeutendsten scheint, am Forum, an den Tempeln, an den Theatern, ging ich nach kurzer Besichtigung vorüber. Ich wandelte durch die geraden Gassen, deren mächtige, unregelmäßige Pflasterblöcke aus Lava noch die Furchen der Räder zeigen, und ich ging in die Häuser, die sich nicht auszeichneten, wo aber die Menschen gelebt, geliebt haben,

geſtorben ſind. Auf Wandgemälden ließ ich meine Augen gerne ruhen, die vor-einſtigen Bewohner thaten's ja wohl auch — es waren hier ſchöne Geſtalten dar-geſtellt auf dunkelrothem Grunde; und ich frug die Moſaikkörnchen auf den Fuß-böden, ob ſie nicht Kunde wüßten von Haus und Heim des alten Geſchlechtes. Aber Kunde hiervon geben nur Inſchrif-ten, Statuen, Hausgeräthe, Schmuck-gegenſtände, Särge u. ſ. w. im Muſeum zu Neapel. Dieſe Räume ſind leer; all das Wiedergefundene iſt im Muſeum aufbewahrt; ſchier ganz Pompeji iſt uns wieder geworden; den Sarg und die Vaſen und den Todesſchmuck hat das Grab gegeben, nur den Menſchen nicht. Was wir hier ſehen, ausgegrabene Buchſtaben ſind es nur, eines verſunkenen Buches der Weltgeſchichte, aber ſie ſind nicht blutbefleckt, wie die Ruinen der Kaiſerpaläſte in Rom, — ein elegiſch Willkomm rufen ſie uns zu und gaſt-lich laden ſie uns ein in das Haus des römiſchen Bürgers.

Die Häuſer ſind niedrig und dach-los, aber die Mauern ſind noch gut erhalten oder ausgebeſſert. Hie und da führen enge Steintreppen empor zu dem Dachraum. Spuren von Feuerherden, Bettſtätten, Hausaltären finden ſich, noch mit Götterbildern verſehen, aber viel häufiger die Vertiefungen der Bäder mit Säulengängen rings herum. Das Bad haben ſie ja zumeiſt gepflegt, das iſt den Römern der Mittelpunkt der Genüſſe geweſen. Die engen, niedrigen Thüren haben bequeme Antrittſteine und ſind noch mit Holzpfoſten eingelegt. Sehr ſpärlich ſind die Fenſter, die in den Hofraum gehen, und es muß, wenn der Hausvater ſo bei den Seinen ſaß (das ſcheint aber nicht gar oft geſchehen zu ſein), ſicherlich die heilige Veſtaflamme, das Herdfeuer allein geweſen ſein, welches den Raum erhellt hat.

Wenn auch die maleriſche Aus-ſchmückung der Wände, der bunte Stuck-überzug der Säulen, die Muſchelmoſaik der Altäre, Bäder und Gußböden über-all ſehr mannigfaltig iſt, ſo ſind doch, außer den öffentlichen Gebäuden, die Häuſer und inneren Räume ziemlich einförmig. Sollten ſie nach tauſend Jahren etwa Neapel einmal aus der Aſche des Veſuv hervorgraben, ſo wird es diesbezüglich weit mehr zu ſtaunen geben.

Die Verſchüttung Pompeji's kann nicht plötzlich vor ſich gegangen ſein, ſie mag Stunden, ja Tage lang ge-dauert haben, und doch hat man in den Ruinen hunderte von Leichen gefunden. Sie wollten ſich nicht trennen von ihren Wohnſtätten, oder waren krank, breſt-haft, gefangen und wurden vergeſſen, oder ſie haben in Rauch und Staub den Ausweg nicht gefunden und ſind erſtickt. Erwürgt und verſcharrt von der Natur werden ſie nach langer Grabesruh zum Tageslicht erhoben. — Wie ehedem leuchtet wieder die Sonne, wogt das Meer, droht der Veſuv. Es iſt dieſelbe Welt wie einſt — die Natur iſt nicht älter geworden; Millionen ſind geboren, geſtorbenen — aber das Men-ſchengeſchlecht iſt noch jung und bereitet ſich vor für künftige Jahrtauſende.

Ein kleines Mädchen, wahrſcheinlich das Kind eines Aufſehers, ſpielte in einem dieſer ſtillen Hofräume mit bunten Steinchen. Es baute ſich damit eine Pyramide und klatſchte in die Händchen, als ſie fertig war. Die Abendſonne fiel ſchief in das Gemäuer, färbte die Wände und Säulen roth, färbte des Kindes Antlitz roth und die Aeuglein glühten in Freude. Da dachte ich: Schickſal, du haſt hier Menſchen und Menſchen-werke vernichtet, das war unſäglich Jammer und Noth. Gut denn, es iſt vorüber, aber warum fängſt du mit dieſem Kinde von Neuem wieder an?

Ueber das Gemäuer ſah ich den bläulichen Veſuv ragen. Faſt violet war er in dem Abendſonnenäther, als es in den Ruinen ſchon zu dunkeln begann. Ein braunes, leichtes Bändchen ſchwebte über den Kegel, und löſte ſich auf in den Lüften, und zog immer wieder nach, ſo ſanft und mild, wie zur Winters-zeit ein Hauch aus warmer Bruſt.

Der Abend lag über der zerſtörten Stadt, der Halbmond hing darüber. Ich war allein in den weitläufigen Ruinen. Einen Hügel ſtieg ich hinan, der noch große Theile Pompeji's birgt und da lag ich ſtundenlang auf einem Stein und träumte. Jeremias ſang Klagelieder auf den Trümmern Jeruſalems. Was ſollte ich klagen? — mir war Welt und Menſchheit wie ein Fragezeichen.

Es war eine ſo ſtille, milde Nacht; nur von dem Meeresufer wehte das Anprallen der Wellen an das Geſtein leiſe herüber. Die Wölkchen über dem Kegel des dunkeln Veſuv waren ein wenig geröthet. Das Thal ſchwieg; in dem Gemäuer löſte ſich zuweilen ein Steinchen und bröckelte nieder . . .

So weit iſt meine Wanderſchaft gegangen, daß ich zu einer Stadt gekommen bin, auf deren Hauptſtraßen beſtaubte Gräſer wuchern, und über deren Forum das Eidechschen ſchleicht.

Und als der Wanderer dieſe ſeltſame Stätte, dieſes ſtumme, eherne Traumbild geſehen, da lenkte er ſeine Schritte wieder der nordiſchen Heimat zu.

Der Mond ſank nieder zum Meere und zog einen glänzenden Streifen über das Gewäſſer gegen das Auge. Noch einmal warf er ſeinen erblaſſenden Strahl auf die bleichen Felſen von Sorent, auf den finſteren Veſuv, auf die Ruinenſtadt. Dann ſpielte er mit den zitternden Wellen des Meeres und ſtand auf der Linie des Horizontes wie ein goldenes Schifflein.

Da — ehe der Halbmond noch verſank in dem Gewäſſer, war plötzlich ein ſchwarzes Täfelchen in ihm. Es war wohl das Segel eines fernen Schiffes.

Endlich verſank die Leuchte langſam — nur noch ein Spitzchen, nur noch ein Sternchen blieb zurück, dann verloſch auch dieſes in den Fluthen.

Das Segelſchiff aber trieb — Gott ſchütze ſeinen Lauf — in tiefer Nacht auf weiten Waſſern, und Friede war über den Ruinen. P. K. R.

A holbshundert Baurn-Bildln

va da ſteiriſch-karneriſchn Granaz. Aus Gſpoaß zſomgroadt und ausbroadt von Hans Grasberger.

Schüchtern.

Häd mi völli ſtad ſcho zuwigruckt,
Häd a hoamli bal ir Handerl druckt,
Häd zan rothn Göſcherl neama weit —
Hon halt nia ka rechti Mannaſchneid!

Abgefangen.

Van Gatterl, van Thörl,
Bei da Uebaſtiegl
Daläng i mei Dearndl
Und pack's van Flügl.

Wirthshaus-Politik.

A Kellnerin, a feiri,
Is da Segn in Haus,
Di Manna lachts an
Und di Buama lachts aus.

Platoniſch.

Nöt buſſeln, nöt halſn,
Balei nöt zuwiſchmeckn —
Kann ſo a Charfreitaliab
An gfundn Buam kleckn?

Hardineupredigten.

I hon a frumms Weiberl,
Kann's Kirchngehn grathn,
D'Lödanei und dö Prödi
Rödt ſ' ma für in oan Athn.

Vom Weg ab.

Hab's gfunden van Meth
Und hab's gführt zan an Wein —
Daß ma'n Hoamweg vafahlt ham,
Kunnt namla wul ſein.

Uebung.

Je länga, je liaba,
Je öfta — o mei'!
's is da Anfang nöt ſchwar
Und gar leicht kimmt ma drei'.

Ausſchuß.

A wengerl, mei Bua,
Laß mi denna no ſteh',
I'Frohnleichnam no möcht i
Mitn Jungfraunan geh'.

Selbſtbewußt.

Hon's Deandl in da Gwalt,
Nöt an iada damachts,
Wann i kimm, ſo dakimmts,
Wann i wieda kimm, lachts.

Herabgekommen.

Thuaſt nindaſcht nöt guat
Und um di is loa Load,
Haſt zriſſne Strümpf an
Und an anzigi Pfoad.

Der Zitherſpieler.

Wannſt Zithernſchlagn willſt,
Muaßt a 's Stimman vaſtehn,
Und a ſeins Ghör muaßt habn,
Willſt mit Dearndlan umgehn.

Und ſpringt da a Soatn,
Muaßt a friſchi aufziagn,
Und wan's Dearndl fotſch is,
Kannſt a bravari kriagn.

I hab ma meins gſtimmt
Und hiaz gibts an ſchean Ktang,
Und ſpiel i recht hoagli,
Dahalt i ma'n lang.

Egoismus.

Fuxteufltwitd bin i,
Kunnt ſenga und brenna,
Muaß a ſo a ſeins Dearndl
Mit — Andern umrenna!

Kalt und warm.

Drei Viertl Jahr Winta,
A Viertl Jahr lalt,
Hiaz woaß i dein Kammerl,
Hiaz dawärm i mi batd.

Der Landpfarrer.

Z'Sanct Wolfgang da Pfoarra
Is ſelba ſei Moar a,
Führt Miſt oda heu't,
Wann's Vaſechglöggl läut't.

Beſorgniß.

I liaß di wul eina,
Thaſt mar a ſo weit gfalln,
Aba druntn im Wirthshaus
Kunnſt aſtn leicht prahln.

Anerhört.

's Mier is vuller Waſſa,
Da Wald vuller Bam,
Und 's Dearndl vuller Falſchheit —
Das glabat mer kam.

Vergebliche Mühe.

Mitn Schrittn, dö i gmacht hab
Umſiſt zu da Dirn,
Kunnten d'Saldatn
A Jahr lang ma'ſchirn.

Die Verrathene.

Geah zua und gtab nöt,
Daß i bitt oda woan,
Banonda gehts leichta
Als ma zſammkemma ſan.

Wiar I di hab gliabt,
Wird di Kani mehr liabn,
Leicht a Stoanherz wirſt findn,
Das da nöt kannſt zalliabn!

I wünſch da nix Schlechts,
War a unnutzi Stünd,
Denn dö Straf bleibt nöt aus
Und der Kehrbach, der rinnt.

Valeicht ſiagſt d'as ein,
Wanns mi auffitragn habn —
Mit btutign Nägeln
Kannſt mi neama ausgrabn.

Anbelauſcht.

Is a greans Bettl gweſt,
San in Wald draußn glegn,
Zoicht a lloans Wöllerl auf —
Hat a da Himml nix gſegn.

Gewiſſenserforſchung.

's Schatzerl is trauri,
D'Wanglan ſan btach —
Söllt' i namla ſein gwen
'n Irta, ban Kirta,
Nachn Tanz a weng — z'gach?

Wetterregel.

Wanns nöt regnet, nöt ſchneibt,
Wann da Wind nöt zviel treibt,
Wann la Wetta nöt limmt:
Aft bleibts ſchea — wia mi ziemt.

Phantaſtiſche Verbung.

An Stingl hat d'Roſn
Und d'Nußn an Kern,
Du 's Häſerl, i 's Haberl:
So hätt i di gern.

Traum.

I war Kaiſer in Land,
Hat ma tramt heint in Bött,
Hätt Alls ſchea banand,
Nur ka Kaiſerin nöt.

Sterndeutung.

A Stearnti a bſundas
Strahlt üba da Hüttn —
Will leicht a Dreiküni
Si drin was erbittn.

Monolog.

Hätt a ſaggriſchi Schneid,
War ma heini was vagunnt ...
Wirthshaus, is Neamd da,
Den i auffiſchmeiſſn lunnt?! —

Vielſeitig.

Bin z'Obadach bürti,
Zwiſchen Lavet und Mua,
Ghör dreni und herentn
Schean Moidalan zua.

Der Hageſtolz.

J'Judenburg in da Stadl
Steht da Thurn ganz alloan,
Hab di Rechti nöt gfundn,
Will dnella ſo thoan.

Genügſam.

Bin a wegmüada Bua,
Kehr namla gern zua
Und grüaßl mi a ſüaß Gſichterl,
Hon i lang wieda gnua.

Der Selbſtgefällige.

Auf da kartnariſchn Granaz
Schau i noch amal um,
Wanns ma nachwoan, dö Derndlan,
I kei mi nöl drum.

Apalhtiſch.

War a Toſt, wann i thal
Um a Dearndt mi grim;
I laß ma's grad gfalln,
Wann i leicht dazua kim.

Kränkung.

Daß d'mi neamamehr magſt,
Habs tragn und tragn müaſſn;
Daß d'mi a neama lennan willſt,
Thual mi vadriaſſn.

Seltſame Vereinigung.

A lezeltnas Herzl
Hat's Dearndl mir gſchickt
Und narriſch vor Freud
Hab is Herzl vaſchlickt.

Hiaz liegn zwoa Herzlan
Ganz nohad beiſamm,
Dö ſinſtn z'anonda
So damiſch weit ham.

Anbotmäßig.

Wannſt mi wieda willſt habn,
Laß ma's botenweis ſagn,
Sechs Schimmt taß einſpann
Und ſchick mar in Wagn.

Geſchmack.

Mei Schatz ſteigt dahe,
Wia=r=a Glanz va weitn,
Ja, dö Schean ſan ma tiaba
Als goar dö Gſcheidtn.

Zwiegeſpräch.

Hiaz lenn i bei Kammerl,
Daß d'mi eina haſt glaſſn,
Biruis nöt.

„Und hiaz haſt Du mei Herzerl,
In Gutd laß d'as faſſn,
Baluis 's nöt.“

Unvergeßlich.

Ban Herz macht's an Stich,
Dö Knia wer ma ſchwach,
Wann i 'n Buam wieda ſich,
Der mi neamamehr mag.

Speculation.

Di tödigi Liab
Is a Sünd, das is gwiß,
I hon aber auſſabracht,
Daß ſ'a ſüaßi Sünd is.

Sommerpartei.

Dorl omad am Bergl,
Is a naglneugs Haus,
Schaut a laßweißi Frailn
Nach an friſchn Buam aus.

Gefahr und Lohn.

Hält mi heint batd daſalln,
Wannſt ſo was erlebaſt!
Mi ziemt, i hätt mehr vadeant
Als a Buſſerl, a llewas.

Der Eindringling.

Bi herlem . . .
Is nöt gnehm,
Expreſſi nöt umkehrn!

Is mei Dirn,
Nöt anrührn,
Siſt auſſigfoial wern!

Scheidung und Wiederſehn.

Wann's Pfüatdigottnehma
A no ſo weah thuat,
Das Grüaßdigottkema
Macht Alls wieda guat.

Herbſtlich.

Buama, ſeids luſti!
Menſcha, lhuats mit!
A Schtangt bin i gweſ'n
Und 's gruil mi no nit.

Dö ſchneaweißn Täuberln
Bajaukl ma=r=a Rab —
Von da Liab is ma bliebn
A Kreuzl ban Grab.

Letzte Zuverſicht.

Sechs Bretlan
Zan Bettlan
Und an friſchn Schab Slroh,
In an Eckel
A tiaſs Fleckl,
Das ſind i ſcho no.

Jagdlied.

Von Joſef Reicher.*)

1.

Auf, Jäger! entrafft euch dem Bette,
Es rufet der muntere Hahn,
Er kündet die dämmernde Röthe
Mit freudigem Krähen uns an;
Laßt Thoren auf dampfenden Kiſſen
Die Hälfte des Lebens verthun,
Wir wollen des Tages genießen,
Um Nachts deſto ſüßer zu ruh'n.

2.

Mag immer mit ängſtlichen Träumen
Der Träge ſich müde kaſtei'n,
Wir wollen uns, ohne zu ſäumen,
Der ſchöneren Wirklichkeit freu'n;
Der Wachſamkeit edelſte Früchte
Beut uns der bevölkerte Wald,
Bevor noch mit roſigem Lichte
Aurora die Berge beſtrahlt.

3.

Drum auf und verlaſſet die Kanne;
Nur nüchterne Jäger erkor
Diana zur heiligen Fahne,
Bei der ſie Enthaltſamkeit ſchwor;
Das Frühſtück beſchweret die Bäuche
Und hemmet den ſicheren Lauf,
Was nützen uns ſchnaufende Schläuche,
Sie ſchrecken das Wildpret nur auf. —

4.

Weh' dem, der mit unreiner Liebe
Heut' Morgens ſein Liebchen geliebt,
Die Füchſe ſind liſtige Diebe,
Sie ſind im Entziffern geübt;
Durch ſie rächt Diana die Sünde
Verbuhlter Geſellen ſo gern,
Sie wittern die Unzucht im Winde
Und ſpotten des Sünders von fern.

5.

Wir eilen mit edlerem Triebe
Im Haine nach ſchüchternem Wild,
Da wird ſelbſt das Feuer der Liebe
Durch heiligen Schauer gekühlt;
Horch auf! Es ertönet die Stunde
Das ſchmetternde Hüfthorn erſchallt,
Es werden die gierigen Hunde
Schon bellend an Koppeln geſchnallt.

6.

Bewaffnet mit Holſter und Flinte
Stimmt nun das beflügelte Chor,
Wie Adler, getragen vom Winde,
Die ſteilſten Höhen empor:
Der Dämmerung düſtere Schatten
Verhülle uns jedem Geſicht,
Und unſere Tritte verrathen
Dem feinſten Gehöre uns nicht.

7.

Nun auf, und ereilet die Stände
Schon tönet des Förſters Signal,
Es ſchweifen ſchon raſch und behende
Die ſchnuppernden Hunde im Thal.
Nun jagt's aus den buſchichten Hecken
Des holzreichen Berges heran,
Dann ſtellt ſich mit bangem Entzücken
Der lauſchende Jäger ſchon an.

8.

Da ſteht er gewurzelt am Boden,
Im dunkeln Geſträuche verſteckt,
Und ſpäht mit verhaltenem Odem
Von jeglichem Lüftchen geſchreckt;
Horch! Horch! welch' ein dumpfes Geheule
Berühret das lüſterne Ohr,
Was ſtürmet in tärmender Eile
Aus felſigen Tiefen hervor.

9.

In wilderen Regungen pochet
Nun hörbar die klaffende Bruſt,
Und ſchneller und glühender kochet
Das wallende Blut ihm vor Luſt.
Jetzt naht aus dem nebligen Schlunde
Mit einmal der jubelnde Schall,
Es jagen die fröhlichen Hunde
Wie läutende Glocken im Thal.

10.

Schon poltert das rege Getümmel
Die nahen Gehötze heran,
Von hinten der Hunde Gewimmel,
Der flüchtige Rehbock voran;
So wie er in ſchnaubender Hitze
Dem brechenden Dickicht entfährt,
So ſtürzt er getroffen vom Blitze
Kopf über, Kopf unter zur Erd'.

11.

Des Wiederhalls lautes Gebrülle,
Des freudigen Jägers Geſchrei,
Der Hunde ſo plötzliche Stille
Lockt alle die Schützen herbei;
Sie kommen und tauſchen von Ferne
Durch Büſche und herbſtliches Blatt,
Und ſehen am ſtolzen Gehörne
Des zappelnden Rehbocks ſich ſatt.

12.

So lacht uns von Stunde zu Stunde,
Von Triebe zu Triebe das Glück,
Stets kehren die raſtloſen Hunde
Mit friſchem Gemelde zurück;
Wie ſchlau und verſchlagen die Füchſe,
Wie pfeilſchnell die Haſen auch flieh'n,
Ein Blitz! und der Donner der Büchſe
Streckt alle im Fluge dahin! — — —

13.

Wenn dann im verſchleierten Lichte
Aurora durch's Abendroth blickt,
Und Luna mit holdem Geſichte,
Mit lächelndem Beifall uns nickt;

*) Verfaßt in Oberſteier zu Anfang dieſes Jahrhunderts; bisher noch ungedruckt.

Da zieh'n wir in trauten Gesprächen
Mit reichlicher Beute nach Haus,
Und ruhen bei Schmausen und Zechen
Im frevdigen Kreise dann aus;

Leichbretter.

Eine Volkssitte aus dem Salzburgischen.

Im Salzburgischen, um die Gegend von Saalfelden und Lofer, herrscht eine wunderliche, dem Fremden fast unheimliche Sitte: Die Aufbewahrung der „Leichbretter."

Stirbt im Hause Jemand, so ist es das Erste, daß ein Brett zurecht gehobelt wird, welches die Länge des Todten hat. Auf dieses Brett wird nun die Leiche hingelegt und bleibt sie darauf im Vorhause oder in einer entlegenen Kammer drei Tage lang aufgebahrt. Dann kommen die Leute und beten und sagen: „So werden wir halt jetzt den ehrsamen Mitbruder (oder die ehrsame Mitschwester) vom Brett heben und werden ihn einlegen in die Truhen und werden ihn in Gottesnamen auf den Freithof tragen. Wir schließen ihn ein in die fünf Wunden Christi; Gott erbarme sich seiner armen Seelen! — Ruck auf!"

Und ist der Todte daoongetragen und ist das Brett leer und das Haus öde, so kommt der Dorfmaler, oder wer sonst einen Buchstaben zu zeichnen versteht, und schreibt auf den Laden: „Leichbrett des ehrbaren N. N. abgestorben in seinem . . . . Lebensjahre. Gott gebe ihm die ewige Ruh."

Häufig wird auch noch ein Vers dazugeschrieben, wie solche sonst in Dorfkirchhöfen auf Grabkreuzen stehen, oder gar ein Bild gemalt, zum mindesten das Kreuzzeichen oder ein Todtenkopf. — Dieses Brett heftet man hernach draußen an die Wand des Hauses, oder der Scheune, auf daß die Vorübergehenden es sehen und für den Verstorbenen beten möchten.

So ist an Bauernhöfen jener Gegend manche Wand bedeckt mit Leichbrettern, welche die Sonne gebräunt hat und welche im Sturme klappern und knarren. Leichläden von Todten, welche in der andern Welt noch keine Ruhe gefunden haben, sollen auch in windstillen Nächten an der Wand klappern und knarren und die Schlafenden beunruhigen. Daher sieht man die Leichbretter weniger häufig an Wohnhäusern, als an Ställen und Scheunen. Selbst an Feldwegen und Zäunen, oder an Bäumen der Schachen sind solche Läden aufgerichtet — unheimliche Erinnerungen an des Menschen Hingang. Aber die heiteren Vöglein kommen und picken ihre Nahrung aus dem morschenden Holze, und singen hell und schmettern des Lebens ewiges Lied in die Alpenwelt hinaus. Gedankenlos geht der Landmann an den Ruheläden seiner Vorfahren vorüber; der Fremde aber bleibt sinnend daoor stehen und seine Augen messen die Länge und die Breite des Gebietes, mit dem auch der Gewaltigste und Unersättlichste schließlich zufrieden ist.

R.

Mein Schatz will Hochzeit halten . .

Volkslied von Wilhelm Hertz.

Mein Schatz will Hochzeit halten,
Das bringt mir wohl den Tod?
Und nehme mit zu Grabe,
Was ich in Schmerz und Noth
Um ihn gelitten habe.

An meinem Fenster blühen
Gelbveigel und Rosmarin,
Wenn ich von Lieb' und Jammer
Dereinst geschieden bin,
Tragt still sie aus der Kammer.

Zwei Sträußlein will ich binden,
Eins heft' ich mir an's Kleid,
Eins send' ich meinem Knaben,
Es ist für alle Zeit
Die letzte meiner Gaben.

O dürft' ich ungeseh'n
Dem frohen Paare nah'n,
Und wenn die Glocken läuten,
Ihn segnend noch umfah'n,
Und treten still beiseiten.

Das öſterreichiſche „Halt.“

Obwohl das öſterreichiſche „Halt,“ das, nebenbei bemerkt, ein in Deutſchland herrſchender ſprachlicher Aberglauben zum „Halter“ macht, ſo viel berufen iſt, daß es uns ſogar einen Spottnamen eingetragen hat, kennt dort doch Niemand ſeine Bedeutung.

Man hält es für ein Wort ohne Sinn, das man ganz nach Belieben wo immer einſchalten darf und die deutſchen Schriftſteller ſehen in ſeiner reichlichen Anwendung, höchſtens noch vereint mit dem Unterſchieben irgend eines vocaliſchen Wechſelbalges für jedes reine a und dem gelegentlichen Anhängen der Diminutivendung „erl,“ die übrigens nur zu oft unverſehens zum ſchwäbiſchen „ele“ wird, die müheloſeſte, einfachſte und doch zweckentſprechendſte Technik, einem Dialog die richtige öſterreichiſche Localfärbung zu geben. Das Wort ſollte aber den „Ausländern“ Tabu bleiben; denn ich glaube, leichter wird jedweder Oeſterreicher ein ganzer Fritz Reuter, ehe denn irgend ein Norddeutſcher das Wort auch nur in einem einzigen Satz richtig anbrächt.

Doch ſelbſt der Oeſterreicher gebraucht es bloß aus Gewohnheit richtig und macht ſich ſeine Bedeutung ſelten auch nur einigermaßen klar: benützt er es doch halb unbewußt und wenn bewußt — verſchämt.

Das Wort heißt mit nichten, wie zuweilen erklärt wird; „Mein' ich, halt' ich, meines dafürhaltens,“ denn demnach wäre das ziemlich triviale „Halt ja“ ein abgeſchwächtes, kein verſtärktes Ja und das noch häufiger vorkommende: „Ich mein' halt, ich glaub' halt“ ein Pleonasmus, was es durchaus nicht iſt. Im Gegentheil hat hier das Glauben oder Meinen als Ausdruck höflicher Beſcheidenheit den Zweck, die Beſtimmtheit und Zuverſicht, zu mildern, kurz Etwas in altöſterreichiſch gemüthlicher Weiſe, die fremde Entſcheidung nicht beeinfluſſen will, zu conſtatiren.

Halt muß einen Stützpunkt haben, auf feſtem Boden, ſicheren Prämiſſen fußen, iſt das ſprachliche Zeichen eines Schluſſes, bei deſſen Zuſtandekommen man eine gewiſſe ſtille Mitarbeiterſchaft des Zuhörers annimmt. Es findet ſeine Anwendung dort, wo man aus früher berührten Thatſachen, gemachten Erfahrungen Neues, das ſich indeſſen als viel zu ſelbſtverſtändlich, faſt nothwendig ergibt, um durch Originalität zu überraſchen, folgert; ſich auf Vorhergegangenes — ſei es auch nur eine gepflogene Rückſprache — beruft und dieſes Vorhergegangene ſoll nicht gar zu alten Datums ſein. Bewußtes, ſchon Erwähntes reſumirt es, zieht das Facit von beiderſeits bekannten Poſten, hat darum in der Antwort einen beſſeren Platz als in der Anrede und iſt auf ganz unſtatthafte Weiſe angebracht, wenn man den Leuten damit gleich ins Haus fällt.

Meiſt bedürfte es eines ganzen Satzes um den Ausdruck zu umſchreiben und der lautete dann: „Wenn wir uns die Sache recht betrachten;“ „aus dem Bewußten erhellt;“ „wie die Umſtände nun einmal liegen“ ꝛc. Und doch hat keiner dieſer Sätze die volle Bedeutſamkeit des einen kleinen Wortes. Namentlich im Stoßſeufzer läßt es mehr durchblicken, als eine lange Rede beſagen würde — oft eine ganze ſchwere Leidensgeſchichte.

Trotzdem es alſo etwas unendlich Pathetiſches hat, beweiſt und empfiehlt es doch Ergebung, ja Humor; für ein feines Ohr vernehmbar klingt daraus: Man muß ſich in das Unvermeidliche fügen; nimm es leicht; oder auch wie das ſo bequeme fataliſtiſche „Kannſt Nichts machen“, womit der Tiroler zur Tagesordnung übergeht.

Als beſonders bezeichnend für den liebenswürdigen friedfertigen und verſöhnlichen Charakter unſeres Halt ſei noch rühmend hervorgehoben, daß es im Zorn ſchlechterdings nicht zu gebrauchen iſt.

Es frägt ſich nun, welchem Redetheil der Ausdruck, den man eigentlich — ihm alle Exiſtenzberechtigung abſprechend — gar nicht als ehrliches Wort gelten laſſen will, angehört und da, meine ich, ſtellt ſich nach dem oben Geſagten heraus, daß es ein Umſtandswort der Ausſageweiſe iſt und traun! was für eines!

Mag man es verſpotten und mit vornehmer Geringſchätzung von oben herab anſehen, es nüancirt die Rede wie es — außer langathmigen Weitſchweifigkeiten — nur die ſtärkſte Betonung und Blick und Geberde vereint vermögen. Darum wird es, wer daran gewöhnt iſt, ſchwer miſſen und Niemand vollwichtig erſetzen.

Weßhalb aber auch auf ſeinen Gebrauch verzichten, ihn einſchränken wollen? daß es uns allein oder faſt allein zu Erb und Eigen geworden, das iſt recht ſchlimm für die Anderen, doch für uns kein vernünftiger Grund zu ſolcher Enthaltſamkeit!

E. v. Fichten.

Du weißt ja!

Gedichte von J. L. Haaſe.

Du weißt ja wie?

Noch immer denk' ich jener Tage,
Wo wir der ſchwerſten Laſt und Plage
Vergaßen, und der Lebensmüh,
Du weißt ja wie!

Wo wir, als hoch am Himmelsbogen
Die Sterne blinkend aufwärts zogen,
Von Glück geſchwärmt und Poeſie,
Du weißt ja wie!

Wo wir im eig'nem Selbſtvergeſſen
Beiſammen Hand in Hand geſeſſen
Und ſchwuren, uns zu laſſen nie,
Du weißt ja wie!

Du weißt ja was!

Und nie vergeß' ich jene Stunden,
Wo ich von deinem Arm umwunden
In deinen Augen träumend las,
Du weißt ja was!

Wo heilend jede Herzenswunde,
Ein einzig Wort aus deinem Munde
Mich glücklich machte ohne Maß,
Du weißt ja was!

Wo ich von Wonne hingeriſſen,
Von Erd' und Himmel nichts wollt' wiſſen,
Und nur das eine nicht vergaß,
Du weißt ja was!

Du weißt warum!

Zu jener Zeit, welch' ſelig Hoffen!
Das Paradies lag vor mir offen,
Und Frühling lächelte ringsum,
Du weißt warum!

Da ſprang der Hochquell meiner Lieder;
Doch jetzt iſt er vertrocknet wieder,
Und meine Leier ſtill und ſtumm,
Du weißt warum!

Jetzt iſt es kalt in meinem Herzen!
Und mich erdrückt die Wucht der Schmerzen,
Denn Winter iſt es um und um,
Du weißt warum!

Bücher.

Alt- und Neu-Wien. Geſchichte der Kaiſerſtadt und ihrer Umgebungen, ſeit dem Entſtehen bis auf den heutigen Tag und in allen Beziehungen zur geſammten Monarchie, geſchildert von Moriz Bermann. Mit 200 Illuſtrationen, Bildniſſen und Plänen von hervorragenden Künſtleen. In 20 Lieferungen. Hartleben's Verlag in Wien. — Zu einer Zeit, wo Aller Augen ſich der ſchönen Kaiſerſtadt an der Donau, dem lieben Wien, zuwandten, wo die großartige Jubelfeier der ſilbernen Hochzeit des öſterreichiſchen Kaiſerpaares ſtattfand, begann dies Werk zu erſcheinen. Ohne Zweifel wird daſſelbe viele Freunde finden, da die ganze Welt Intereſſe an der Entwicklung Wiens nimmt. Ganz beſonders aber verdient dieſes ebenſo gediegen verfaßte, als ſchön ausgeſtattete Buch, in welchem der bekannte Local-Chroniſt M. Bermann die Früchte des Sammelfleißes ſeines ganzen Lebens niederlegte, die Theilnahme aller gebildeten Leſer, welche demſelben im reichſten Maße vergönnt ſein möge. Wir begrüßen M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien" als ein umfaſſendes Geſammtbild der Geſchichte Wien's und ſeiner Umgebungen, von der älteſten bis auf die neueſte Zeit, das, anmuthig und volksthümlich geſchrieben, zugleich belehrend, dennoch aber in erſchöpfendſter Weiſe als Herz und Geiſt anregende Unterhaltungs-Lectüre betrachtet werden muß, da es nicht nur die ſtreng geſchichtlichen Erinnerungen, ſondern auch die intereſſanteſten und reichhaltigſten Bilder der geſellſchaftlichen Zuſtände, Sitten, Gebräuche, des Familien- und öffentlichen Lebens der Einwohner, der Geſchichten ihrer Häuſer u. dgl. angefangen von

den Zeiten der Entstehung bis auf den heutigen Tag, vor Augen führt. Für den Geschichtsforscher ist es ein vollständiges Nachschlagebuch alles Wissenswerthen, das ihm erspart, in zahlreichen zerstreuten, oft sehr seltenen Quellen nach gewünschten Daten zu suchen; für den Freund interessantester Unterhaltung eine unerschöpfliche Fundgrube fesselnder Schilderungen in Bezug auf die Entstehung und schrittweise Vergrößerung der Residenzstadt bis auf die jüngste Zeit, von Ueberlieferungen und Sagen der Häuser, Plätze, Straßen u. s. w.; für Jung und Alt aber, als allerneuestes erschöpfendes Werk über Wien.

Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung. Von Otto von Leixner. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln. Nach Zeichnungen von Ludwig Burger, E. v. Luttich, B. Mörlins, H. Vogel und Anderen. Vollendet in etwa 25—30 Lieferungen. Die erste Lieferung reicht von den ältesten Zeiten bis zu der Periode Heinrich's IV. In lebendiger Weise schildert der Autor die ältesten Bedingungen, aus welchen sich das Geistesleben unserer Ahnen entwickelt hat, und gibt ein energisch gezeichnetes Charakterbild der alten Deutschen; dann führt er uns ein in das Weben und Wirken der Phantasie, welche aus der Naturanschauung die Götter, in Erinnerung an diese, die Helden gestaltet, und sie mit geschichtlichen Ereignissen in Verbindung bringt, bis das Christenthum den Kampf gegen heidnische Ueberlieferungen aufnimmt, der sich auch in der Literatur wiederspiegelt. Die Darstellung zeichnet sich durch ihre fein geglättete Form und durch den Ernst ihrer Anschauung aus und versteht, auch bei Stoffen, die uns fern liegen, zu fesseln.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Illustrationen, welche zumeist von Ludwig Burger herstammen. Sie sind von einer oft vollendeten Schönheit und zeugen von Formenreichthum und Anmuth, welche — besonders in den Schlußvignetten — Bewunderung einflößen.

Die Zeitung, ihre Organisation und Technik. Versuch eines journalistischen Handbuches von J. H. Wehle. (Wien, A. Hartleben, 1878.) Dieses Buch ist vor Allem zwar nur für Fachleute eingerichtet, birgt aber so viel allgemein Interessantes, einen vielseitig belehrenden Einblick in die Redaction, Druckerei, Administration und Expedition eines Blattes, daß man es jedem Zeitungsfreunde, der seinem Journale einmal hinter die Coulissen gucken will, bestens empfehlen kann.

Illustrirte Geschichte der Schrift. Populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften. In 20 Lieferungen. Dieses in A. Hartleben's Verlag in Wien soeben erscheinende Werk ist geeignet, das Interesse aller gebildeten Kreise in hohem Maße zu erregen. Der Verfasser unternimmt es, in dieser „Illustrirten Geschichte der Schrift" die Entstehung der Schrift und die Filiation der Alphabete in einer originellen Weise zu erörtern, welche geeignet ist, einen gänzlichen Umschwung in den bisherigen Anschauungen zu erzeugen. Gestützt auf ein tiefes und langjähriges Studium nicht nur der Schriften, sondern auch der Cultur und Sprache der alten Völker, scharfsinnig und sorgfältig die wechselnden Erscheinungen auf dem Gebiete der Lautzeichen verfolgend, begabt mit kritischem Auge, die Mängel der bisherigen Theorie zu erkennen, und den Spuren einsichtsvoller Gelehrter folgend, ist es dem Verfasser gelungen, in der Verwendung der Lautzeichen als Zeitzeichen die Ursache der festen Gliederung der alphabetischen Ordnungen zu entdecken, dies an den Runen nachzuweisen und die Richtigkeit seiner Theorie auch an den übrigen Alphabeten zu erproben. Während man bisher die Verschiedenheit der Zeichen gewaltsam durch Corrumpirung derselben zu erklären suchte, weist der Verfasser den Grund der Zeichenänderung in der Begriffsverschiedenheit und Begriffsverwandtschaft nach, obgleich er auch diejenigen Veränderungen würdigt, welche nur durch Abschleifung im Gebrauche und durch verändertes Schreibmaterial entstanden sind. Werden sonach selbst die Fachgelehrten vieles Neue und Anregende in diesem Werke finden, so eröffnet dasselbe Denjenigen, welche sich bisher wenig mit Schriftkunde beschäftigt haben, einen überraschenden Einblick in eine großartige Werkstätte des menschlichen Geistes, von der weite Kreise bisher kaum eine Ahnung hatten.

Das musikalische Element in der deutschen Poesie. Ein Beitrag zur rechten Würdigung des gesprochenen Dichterwortes. Von H. Hirt. (Leipzig, J. F. Hartknoch). Dieses geistvoll geschriebene Heftchen, ein wissenschaftliches Thema populär behandelnd, wirkt gar anregend auf den Leser und ist allen Freunden sprachlicher Studien bestens zu empfehlen.

Wald und Welt. Gedichte von J. L. Haase. (Innsbruck, Wagner, 1879). Diese

sowohl an Form als auch an Inhalt anmuthigen Poesien empfehlen sich am besten durch die reizenden Proben, welche der „Heimgarten" in dem vorliegenden Hefte, Seite 718, mittheilt.

Bei R. v. Waldheim in Wien ist eben erschienen: **„Die Votivkirche"**, Denkschrift des Baucomité's, veröffentlicht zur Feier der Einweihung, verfaßt von Dr. Moriz Thausing. Das Werk ist prachtvoll ausgestattet; wir behalten uns vor, darüber Näheres zu berichten.

Steiermärkischer Kunstverein. Zur dießjährigen (XIV.) Gewinnst-Verlosung, welche am 29. Juni in Graz abgehalten wird, hat der Steiermärkische Kunstverein nachfolgende Kunstwerke aus seinem Besitze zur Verlosung an die Mitglieder und Theilnehmer des Vereines bestimmt: „Sardellenfang im Golf von Triest," Oelgemälde von Rieger, „Motiv aus Mähren" von Schuster, „Strand am Mittelländischen Meer" von Hilverdink, „Aus der Umgebung von Wien" von Parmentier, „Die Wahrsagerin" von Rustige, „Thierstück" von Gerasch, ferner werthvolle Aquarelle von Berninger, Gerasch, Lahoda ꝛc. ꝛc.

Das Prämienbild: „Landmädchen aus Oberösterreich", ein schöner Studienkopf nach einem Gemälde von Professor Blaas, wird für jeden Antheilschein verabfolgt, ob die Nummer desselben mit einem Treffer gezogen wird, oder nicht.

Ferner sind dem „Heimgarten" zugekommen:

Bergkräutlein, Gedichte in österreichisch-deutscher Gebirgsmundart von Hugo Graf Lamberg. (Salzburg, H. Dieter, k. k. Hofbuchhändler, 1879.)

Der gute Kaiser Max! Historische Erzählung von Eduard Jost. (Leipzig und Landau, Jost'sche Buchhandlung. 1879.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik 8. Heft. 1. Jahrg. (A. Hartleben, Wien.)

Deutsche Rundschau, herausgegeben von J. Rodenberg. Maiheft 1879. (Berlin, Gebr. Paetel.)

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart, herausgegeben von R. Fleischer. Maiheft 1879. (Berlin, Otto Janke.)

Der Alpencurort Ilken und seine Umgebung, für Badegäste und Touristen geschildert von Gustav Strauß. (H. Büsing in Mödling bei Wien, Selbstverlag des Verfassers.)

Der Geburtstag. Festspiel in einem Acte zur Feier der silbernen Hochzeit Ihrer Majestäten. Für die Schuljugend verfaßt von Peter Benedieter. (Klagenfurt, J. F. Leon, 1879.)

Auf schwankem Grunde. Novelle von Maximilian Bern. Zweite Auflage. (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1879.)

Gesammelte Romane, Novellen und Dramen von A. G. Brachvogel. Volks- und Familienausgabe. Mit Einleitung und Biographie von Max Ring. 1., 2. Lieferung. (Jena, H. Costenoble.)

Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwickelungslehre in Verbindung mit Darwin und E. Haekel. III. Jahrg., 1., 2. Heft. (Leipzig' E. Günther's Verlag.)

Hallberger's Illustrated-Magazine, gegründet von Freiligrath. Nr. 9, 1879. (Stuttgart, Eduard Hallberger.)

Topographisch-statistisches Lexikon für Steiermark, herausgegeben von J. A. Janisch. 24. Heft. (Graz, Leykam-Josefsthal, 1879.)

Culturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten von F. Franzisci. Mit einem Geleitbrief von P. K. Rosegger. (Wien, W. Braumüller, 1879.)

Postkarten des Heimgarten:

Bis auf Weiteres bitten wir Sendungen an die Redaction des „Heimgarten" nach **Krieglach, Südbahn, Steiermark**, adressiren zu wollen. In geschäftlichen Angelegenheiten beliebe man sich nach wie vor an die Verlagshandlung in Graz zu wenden, wohin die P. T. Mitarbeiter auch die Correcturen zu befördern ersucht werden.

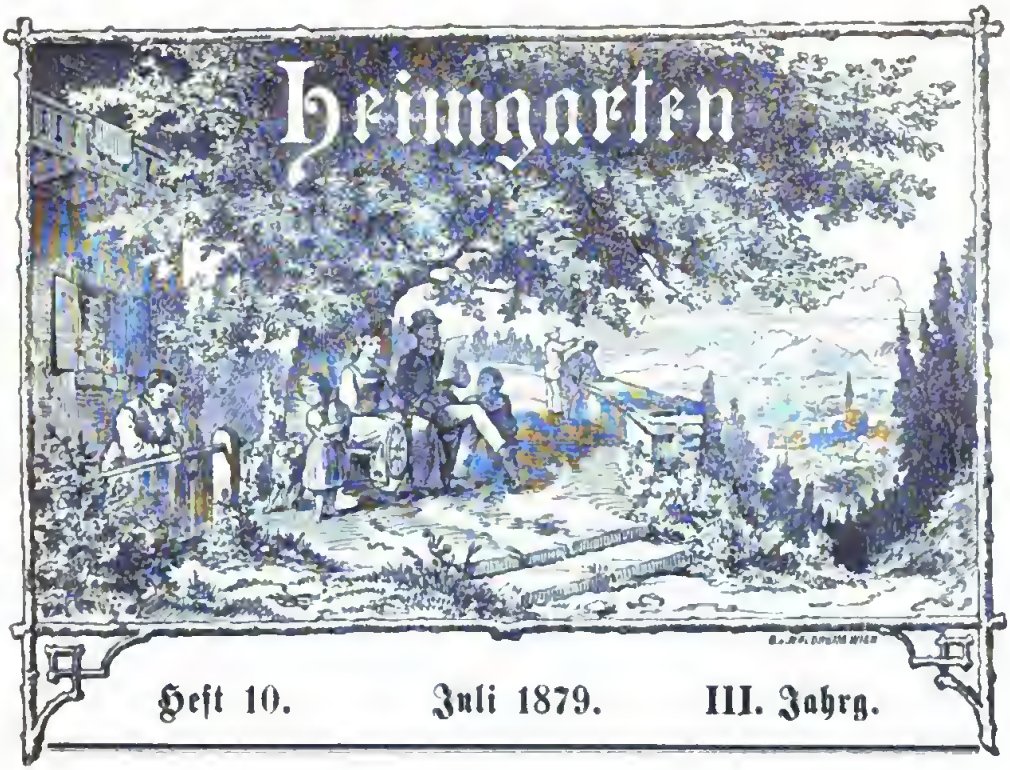
P. P. Vielth: Solche Sachen zu drucken total unmöglich.

Spaziergang mit dem Mädchen an Frau A: Herzlichen Dank für Ihre gemüthvollen Zeilen und denken Sie an das Eine: Die ewige Stimme täuscht nicht; was uns im Herzen fortlebt, das ist nicht verloren.

P. S. Mödling: Sehr hübsch empfunden, aber für uns nicht verwendbar.

J. P. Rodenthein: Das bewußte Volksspiel bereits vielfach beschrieben.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.



Heft 10. Juli 1879. III. Jahrg.

Jakob und Rahel.

Von Hieronymus Lorm.

Man kann an der alten Galerie nicht vorübergehen, ohne mit Wehmuth einen Verluſt zu beklagen, den es ſchwer iſt, deutlich zu machen. An dem Gebäude ſelbſt wird nichts zerſtört, von den Schätzen, die es umſchloß, geht keiner verloren. Allein ein eigenthümliches Leben iſt dennoch aus dieſen Hallen und Sälen für immer entwichen. Zwar wird es niemals an ſtaunenden Beſuchern fehlen, was auch immer beſtimmt werde, an der Stelle der weggeſchafften Kunſtwerke Beſchauer anzulocken. Hochgezogene Augenbrauen und verwunderte Mienen ſind der Mehrzahl geläufig, auch weniger idealen Hervorbringungen gegenüber. Stilles, träumeriſches Sinnen jedoch auf ſchönen Mädchengeſichtern; die ſtolze, arbeitſame Hoffnung der Copirenden, es den Meiſtern gleich zu thun; das heimliche Finden und Begegnen einzelner Paare, wobei das Bild, unter welchem das Stelldichein ſtattfand, zuweilen beſonders bezeichnend war für den Charakter des Verhältniſſes oder der betreffenden Perſonen; — das war ein eigenthümliches Leben, welches aus dieſen Sälen für immer gewichen iſt.

Jedes Streben auf Erden kann der erſte Act einer Tragödie ſein. Wer da immer auf irgend einem Gebiete menſchlicher Anſtrengungen nach einem Siege ringt, der muß ſich auch auf die Möglichkeit eines ſchmerzlichen Unterganges gefaßt machen. Aber verfehltes Streben, verlorene Lebensmühe läßt ſich nirgends ſo bitter empfinden, als auf dem Gebiete der Kunſt. Ueberall ſonſt iſt das Mitleid im Stande und bereit, auszugleichen oder zu lindern; überall ſonſt trifft die Schuld des Mißlingens das Schickſal mindeſtens eben ſo ſehr, als den fleißig Strebenden. Nur wer ſein Leben der Kunſt gewidmet hat ohne Reſultat, ohne ein Kunſtwerk geſchaffen zu haben, der

ſteigt klanglos, weil ohne Bedauern, oder doch nur unter den Klängen berechtigten Hohngelächters zum Orkus. Der Kunſtberuf wird nicht vom Schickſal aufgezwungen, ihn beſtimmt die freie Wahl, und wer ohne begründetes Recht gewählt hat, der büßt nur die eigene Vermeſſenheit. Die Unermüdlichkeit ſeines Fleißes, die entſagende Hingebung an ſein Schaffen wird ihm dabei nicht zu Gute gerechnet. Den Kronprätendenten, der ſeine Anſprüche nicht durch die Geburt zu begründen vermag, trifft der Fluch der Lächerlichkeit, wie eifrig er auch immer ſtrebe; ſo verſchließt ſich ſelbſt das mitleidigſte Herz Jenem, der ohne den unzweifelhaften Anſpruch des angebornen Talentes nach jenem Glanz einer unſichtbaren Krone ringt, welchen man Ruhm nennt. Das Unglück iſt aber nur umſo größer, wenn die Klage darüber ſtumm hinabgewürgt werden muß, weil ſie nichts als den Hohn erwecken würde.

Die Säle der alten Galerie haben zu ſolchen Betrachtungen oft genug Veranlaſſung gegeben, man braucht nur die bewundernden Blicke genugſam zu beherrſchen, um ſie von den Werken der alten Meiſter auf die der jungen Schüler fallen zu laſſen. Bald ſchwebend auf hohem Gerüſte, wie über allen Mühen der Erde, bald in ſich zuſammengekauert ſitzend, wie ein weltvergeſſener Prieſter Bramah's, arbeiteten hier die Copirenden, höchſtens verſtohlen ſeitwärts blickend, wenn das Rauſchen der Catalogblätter ihnen einen Beſchauer ankündigte. Sollte ſeine ganze Bewunderung ausſchließlich dem Original gelten?

Unter dieſen arbeitſamen Nachbildnern gab es der Frauen mehr, als man bei der geringen Anzahl bekannt gewordener Malerinnen in Deutſchland vermuthen ſollte. Die Gedanken an verfehlten Lebensberuf wurden Einem hier ſchon durch das Geſchlecht des Strebenden aufgenöthigt, bevor man noch die Arbeit geprüft hatte und ſelbſt wenn ſie ſich dann als eine vielverſprechende darſtellte. Es mögen zehn Jahre ſein, daß ein junges Mädchen in ſolcher Beſchäftigung zu allen Tagesſtunden eines langen Sommers vor dem Bilde von Giorgioni „Jakob und Rahel" ſaß. Was den Fleiß und die Liebe des Mädchens gerade auf dieſes Bild gelenkt haben mochte, wäre ſchwer zu errathen geweſen. Giorgioni, oder wie er eigentlich hieß, Giorgio Barbarelli di Caſtel Franco, ein Zeitgenoſſe und Mitſtrebender Titian's, hielt in ſeinen Bildern die Pracht und Genußſucht venetianiſchen Lebens feſt, als es in ſeiner hiſtoriſchen Blüthe ſtand. Die überraffinirte Herrlichkeit des äußern Daſeins erzeugt aber immer die Sehnſucht nach idylliſchen Naturzuſtänden. Giorgioni malte den verfeinerten Venetianern eine Dorfgeſchichte. Julius Roſen hat das Bild in ſeinen Erklärungen bedeutungsvoller Meiſterwerke der Dresdener Galerie beſchrieben.

Ein junger Hirt begegnet ſeiner Geliebten bei der Tränke mit dem werbenden Liebeskuſſe in einem Thale, deſſen Ausſicht von Bergen umſchloſſen iſt. Es iſt belebt von Schaf- und Rinderheerden, die durcheinander weiden. Rechts zieht ſich aus dem Thale ein Weg zur Dorfkirche hinter Lindenbäumen empor. Die Liebenden ſind ſich begegnet, Hände und Lippen haben ſich zu zärtlichem Drucke vereinigt. Sein Haupt iſt dabei empfindungsvoll ſeitwärts hinübergebeugt, ſo daß ihr Geſicht ſich im Profil daran drängt. Beide ſind ſonntäglich angethan, in der Tracht der damaligen Friauler. Während er bei der Begegnung den Hut vom Kopfe genommen, welchen die Linke noch wie zum Gruße zurückſchwenkt, hat ſie Bündel und Stab von ſich geworfen. Er hat an der Seite Hirtenflöten und ein Meſſer am Gürtel und iſt ein ſchmucker, rüſtiger Burſche, welcher ſein Flöten- und Liebesſpiel mit Meſſern zu vertheidigen das Herz hat. Neben ihm ſteht

ſein treuer Hund. Wie er zum Kuſſe, ſo ſind die Heerden zur Tränke geeilt. Auf der Seite des Mädchens ſchüttet ein alter Hirt das Waſſer in den Trog, weiter vorn ſitzt ein zweiter, welcher den Stein vom Brunnen gewälzt hat und auf die Glücklichvereinten blickt. Iſt er eiferſüchtig? Schwermüthig gewiß! — Rechts in der Mitte der Heerde duelliren ſich zwei eiferſüchtige Widder.

Man ſieht, daß die Vorliebe der jungen Malerin eben für dieſes Bild nicht durch die Anziehungskraft bibliſcher Vorſtellungen geweckt wurde, welche ſich trotz der Bezeichnung „Jakob und Rahel“ mit der Landſchaft ebenſo wenig als mit der Dorfkirche und der Sonntagstracht der Friauler vertragen würden. Auch der Reiz ſonniger Ländlichkeit, den das Gemälde athmet, war hier nicht beſtimmend geweſen; was den Künſtler vor einem Bilde bis zur thätigen Begeiſterung des Nachſchaffens bringt, iſt bei weitem nicht dasſelbe, was den Beſchauer daran feſſelt. Allein Malvina, die junge Künſtlerin, war nicht einmal aus rein künſtleriſchen Intentionen an ihr Werk gegangen. Es leiteten ſie im Gegentheil die höchſt materiellen Zwecke des Verkaufs, deſſen Möglichkeit ſich gerade für eine Copie dieſes Bildes zu ergeben ſchien. Malvina wußte, daß ein in Dresden anſäßiger Engländer eine ihm gelungen erſcheinende Copie auf der Stelle um jeden Preis kaufen würde.

Malvina war die einzige Tochter einer Witwe, mit der ſie eine jener zwiſchen anſtändiger Repräſentation und beſchränkender Dürftigkeit getheilten Exiſtenzen führte, wie ſolche vielleicht nur in Dresden zu beobachten ſind. Eine kleine Rente der Mutter wurde mit peinlichſter Genauigkeit verwaltet, um den allerdings oft empfindlichen Mangel nicht nach Außen ſichtbar werden zu laſſen. Sie genügte zu einer kleinen Parterrewohnung mit gemietheten Möbeln und einem Gärtchen hinter dem Hauſe, wo man freilich nur in dem Falle Schatten fand, wenn die Wolken ſelbſt ſich als Zeltdach vor die Sonne breiteten. Sie genügte ferner, einige kleine geſellige Beziehungen aufrecht zu erhalten, durch welche den Frauen und Literatur der Zeit geſprächsweiſe vermittelt wurden. Dazu gehörte denn auch, daß ſich zwei-, dreimal im Jahre ein enger Cirkel zum Thee einfand, welchen ein Fiſchgericht und ein ungewöhnlicher Kuchen als nicht zu erwarten geweſene Ueberraſchung begleiteten. Alle übrigen Vergnügungen concentrirten ſich in Spaziergängen nach dem „Großen Garten“, zuweilen mit Einſchluß der dort ſtattfindenden Concerte, niemals aber mit Einſchluß des Theaters. Tharandt und die ſächſiſche Schweiz waren Flitterwochen-Erinnerungen der Mutter und Kindheits-Erinnerungen der Tochter.

Die Haus- und Wirthſchaftsgeſchäfte wurden ausſchließlich von der Mutter beſorgt mit Hilfe einer nur für einzelne Tagesſtunden gedungenen Magd. Malvina aber nahm nichts zur Hand als Pinſel und Palette. Ihre Kunſt war ein Erbtheil beſſerer Zeiten, ſie rang nun mit ernſteſtem Eifer auf Grundlage des gediegenen Unterrichts, den ſie damals empfangen hatte, ſich ohne fernere Anleitung zur Meiſterſchaft auszubilden. Nicht daß ſie mit egoiſtiſcher Gleichgiltigkeit die nächſten und ſchwereren Mühen auf die Schultern der Mutter gelegt hätte, um ungeſtört in einer idealen Welt zu leben. Sie hatte vielmehr nur das praktiſche Ziel dabei im Auge, durch einen großen, pecuniären Erfolg in ihrer Kunſt die laſtenden Sorgen für immer zu bannen.

Sie hatte über Emancipation der Frauen, eine Frage, die eben damals oft und lebhaft verhandelt wurde, Vieles gehört, geleſen, bedacht. Von den Verirrungen, zu welcher die Stellung thatſächlich emancipirter Frauen führte, hatte ſie ſich mit Entrüſtung und Schmerz abgewendet, aber als

den ſittlichen Kern der Frage die Ueberzeugung in ſich aufgenommen, daß auch das Weib zu einer Thätigkeit herangebildet werden müſſe, die es ihm ermögliche, ſeine Exiſtenz ſelbſtſtändig zu erhalten, ohne Rückſicht auf das allgemeine Verſorgungsinſtitut, als welches die Ehe bisher vom weiblichen Geſchlecht angeſehen werden mußte. Wie dadurch Ehen leichter geſchloſſen werden können, ſagte ſie oft, weil die Erwerbsfähigkeit des Weibes die Frage der Mitgift nicht mehr in den Vordergrund drängt, ja ſelbſt ſchon die beſte Ausſteuer iſt, ſo wird auch die materielle Unabhängigkeit des Weibes ihrer übrigen Abhängigkeit vom Manne das Gepräge einer durchaus freiwilligen und dadurch edleren und ſittlicheren geben. Nur jene Feſſeln, die rein das Gemüth, ohne Rückſicht auf eine äußere Nothwendigkeit wählt, ſind keine drückenden und keine entehrenden.

Wenn es nun auch nicht ausſchließlich Liebe zur Kunſt war, was ſie unabläſſig an die Staffelei feſthielt, ſo bekam der materielle Beweggrund doch durch die Idee für das Allgemeine, die ſie damit verknüpfte, eine erhebende Durchgeiſtigung. Sie fühlte ſich nicht blos berechtigt, ſondern auch verpflichtet, ihre Ueberzeugung zuerſt an ſich ſelbſt thatſächlich zu bewähren. Zwar wußte ſie, daß man ihr, wenn ſie nach ſolchen Grundſätzen wäre erzogen worden, eine andere Fertigkeit beigebracht hätte, als eben eine künſtleriſche, die rein um ihrer Selbſtwillen und ohne utilitariſche Hauptabſicht geübt werden ſoll, allein, nun war es zu ſpät, um andere Mittel zur Erreichung ihrer bürgerlichen Selbſtſtändigkeit in Bewegung zu ſetzen, als die Geſchicklichkeit, die ſie erlernt hatte, und das Talent, das ſie von Natur aus zu beſitzen glaubte. Nur ging ſie deshalb um ſo ſtrenger auf ihr Ziel los und verſagte ſich den kleinen Triumph der Eitelkeit, ſich der Geſellſchaft als Künſtlerin darzuſtellen und vorzugsweiſe als ſolche behandelt werden zu wollen. Dazu ſchien ſie ſich nicht mehr berechtigt, ſeit ſie andere als reine Kunſtzwecke mit ihrem Streben verband.

Eine Gelegenheit zeigte ſich endlich zu erproben, ob ſie das Ziel der Emancipation, in dem Sinne, welchen ſie dem Worte gab, auf künſtleriſchem Wege erreichen werde. Jener Engländer, der ihre Studien geprüft hatte, erachtete ſie für befähigt, ihm von ſeinem Lieblingsbild eine Copie anzufertigen, mit der er den Gartenſaal ſeiner Villa ſchmücken wollte. Ohne ihr eine direkte Beſtellung zukommen zu laſſen, war er doch ganz geſchäftsmäßig zu Werke gegangen. Er hatte erklärt, daß er nur das Vorzüglichſte berückſichtigen werde und daß ſich die Künſtlerin darauf gefaßt machen müſſe, die Arbeit von ihm zurückgewieſen zu ſehen, wenn ſie nicht ſeinen vollſten Beifall hätte.

Die ſchönen Sommertage verfloßen für Malvina in der ſcheinbaren Eintönigkeit eines langen und gleichmäßigen Arbeitens. All' ihr Sinnen und Trachten war bei dem Bilde und ſie entbehrte nicht einmal, was ſie ſich im Drang, das Unternommene ſobald als möglich zu vollenden, verſagen mußte, den Genuß an der freien Natur und den für den Künſtler ſo lockenden, träumeriſchen Müßiggang.

Der Eifer ihres Schaffens, der anfangs nur einen äußern Grund hatte, wurde ihr nach und nach von der Liebe zum Kunſtwerk ſelbſt eingegeben. Von den Geſtalten desſelben war es die Jakob's, des jungen Hirten, die ihr immer mehr in das Gemüth drang, gleich dem Abbild eines ihr perſönlich werthgewordenen Freundes. Wie es ihr überraſchend leicht gelang mit der ſinnlichen Aehnlichkeit, auch den charakteriſtiſchen Ausdruck ſeiner Züge vollſtändig zu treffen, überkam ſie die Vorſtellung, als hätte ſie die Züge längſt in ihrer Erinnerung, in ihrer Phantaſie mit herumgetragen und ſie

müßte sie nun unwillkürlich und, ohne dabei dem Urbild zu folgen, in dieser Art wiedergeben. Es bedurfte geraume Zeit, ehe sie sich klar wurde, daß die anscheinende Erinnerung viel eher eine Gegenwart genannt werden konnte.

Es bedarf eines ziemlichen Grades von Selbstbeherrschung, um in einem öffentlichen Saal, statt in der bequemen Einsamkeit des Ateliers eine künstlerische Arbeit auszuführen. Alle Welt hat das Recht, sich zum Zeugen eines Schaffens aufzuwerfen, das zunächst Stille und Sammlung bedingt. Fremde Besucher kommen und gehen. Bemerkungen werden unwillkürlich laut und ebenso unwillkürlich vernommen; wenn nicht geradezu eine Störung eintritt, so reicht doch oft ein geringfügiger Umstand hin, über die Seele eines Künstlers eine lähmende Befangenheit zu breiten.

Malvina hatte sich durch den ganzen Ernst ihres Zweckes gegen die Möglichkeit verwahrt, von dergleichen schädlichen Einwirkungen beherrscht zu werden. Sie warf keinen Blick auf die ungebetenen Zuschauer, die ohnehin schon durch den immerwährenden Wechsel ihrer Erscheinungen die Aufmerksamkeit nicht lange festgehalten hätten. Nur eine einzige Gestalt blieb seit Wochen consequent in der Nähe ihrer Staffelei. Es war ein Mann in mittleren Jahren, der durchaus nichts Jünglingshaftes mehr hatte. Er wäre leicht störend geworden, da sein tägliches Kommen, sein stundenlanges Bleiben der jungen Künstlerin noch einen andern Gedanken als den an ihr Werk aufdrängen mußte, wenn sich nicht allmälig seine Anwesenheit wie ein Schutz gegen minder discretes Nahetreten angelassen hätte. Dadurch wurde ihr seine Anwesenheit, die sie anfangs beirrt hatte, später eine willkommene und zuletzt hätte nur mehr seine Abwesenheit sie beirren können. Und während sie ihn gar nicht wahrzunehmen schien, kein Wort an ihn richtete und keines von ihm vernahm, war er ihr doch gewohnt, war er ihr nothwendig geworden, wie ein Material ihrer Arbeit.

So geschah es denn endlich, daß sie eine Deutung fand für die wunderbare Leichtigkeit, mit der sie die Physiognomie Jakob's auf ihrem Bilde gleichsam aus ihrem Innern producirte und als ob sie dabei nicht der Composition des alten Meisters unterworfen gewesen wäre. Es waltete nämlich eine seltene Identität zwischen der gemalten Gestalt des Hirten und der lebendigen des Mannes, der in ihrer Nähe stand. Es war dies keine Aehnlichkeit, die sich jedem auf den ersten Blick darstellt, keine Aehnlichkeit, der Haltung, der Züge, der körperlichen Physiognomie. Aber für das tiefer blickende Auge begegneten sich in beiden Köpfen derselbe Ausdruck, derselbe Charakter. Hier wie dort bestach eine ländliche Rüstigkeit, der bei aller gutmüthigen Hingebung doch auch Muth und Kampflust zuzutrauen blieb; hier wie dort war die Gestalt umschimmert von jugendlicher Schwärmerei, von herzgewinnender Lebens- und Liebeslust, nur daß dieser Ausdruck des Leidenschaftlichen auf dem Bilde durch die Befriedigung eines glücklichen Momentes, bei der lebendigen Gestalt aber durch das reifere Alter gedämpft zu sein schien.

Wie aber kam es, daß Malvina diese Identität so spät erst entdeckte, daß sie so lange nur aus einer nebelhaften Erinnerung, aus der verborgensten Tiefe ihres Gemüthes zu schöpfen geglaubt, während sie im Grunde nur ein Aeußeres, ein Gegenwärtiges, den fremden Mann neben ihr abmalte? Oder war Beides dasselbe und war die Erscheinung dieses fremden Mannes so rasch und ihr selbst unbewußt in die verborgenste Tiefe ihres Gemüthes gedrungen? Hatte sie die Vorliebe für die Gestalt des jungen Hirten unwillkürlich auf die ähnliche des Lebendigen übertragen oder war gar umgekehrt eine räthselhafte Sympathie

für dieſen die Urſache, daß ſie ſo leicht und ſo gerne an dem Bilde malte?

Sie konnte ſich dies nicht deutlich machen, indem ſie aber darüber nachzuſinnen nicht müde wurde, begleitete eine angenehme Beſchäftigung ihre Gedanken, ihr künſtleriſches Thun, und die Arbeitsſtunden wurden ihr immer mehr zu Feſt- und Freudenſtunden. Dies ſchien ihr auf das Gelingen des Werkes nicht ohne Einfluß zu bleiben und als endlich der Tag der Vollendung kam — ein Moment, deſſen Wonne und Weh kennen zu lernen, nur dem Künſtlerleben aufbehalten iſt — da glaubte ſie dem Fremden im Stillen für den Muth Dank ſagen zu müſſen, womit ſie der Entſcheidung über den Werth ihres Werkes entgegenſah. Am folgenden Tage ſollte der Engländer in der Galerie erſcheinen und durch ſeinen Ausſpruch ein Schickſal für Malvina werden.

* * *

Es war an dem Tage, welcher dem der Entſcheidung vorherging. Malvina ſtand vor der Staffelei in jenem zwiſchen Glück und Beklommenheit getheilten Gefühl, wie es den Künſtler im Augenblicke des Vollendens ergreift. In dieſer Stimmung erſchien es ihr nicht auffallend, ſondern eher natürlich, von dem Manne plötzlich angeſprochen zu werden, der bisher ein ſchweigſamer Zeuge ihrer Emſigkeit geblieben war. Nachdem er raſch an ihre Seite getreten war, ſagte er, die Blicke zugleich mit ihr auf das Bild heftend: „Mich dünkt, dies iſt nun eine vollendete Arbeit.“

„Eine fertig gewordene zum Mindeſten,“ erwiderte Malvina und hob den Blick zu ihm empor, in ſeinen Mienen nach dem erſten Urtheil zu forſchen, welches ihr Werk hervorrufen ſollte. Er aber betrachtete nicht mehr das Gemälde, ſondern zeigte, in die Augen Malvina's blickend, einen Freudenglanz, der in den ſeinen aufſtieg.

„So werden Sie denn die Sommertage nicht mehr hier verſitzen, mein Fräulein,“ rief er, „Sie werden mit dem ſchönen Sonnenlicht nicht mehr blos zu Gunſten Ihres Bildes wirthſchaften, während Sie ſelbſt nichts davon genießen. Wie freue ich mich, daß Sie ſich die Freiheit, ja das Leben ſelbſt wieder gönnen dürfen, nach ſo langem Fleiß, nach ſo trauriger Arbeitſamkeit.“

Malvina legte ſchweigend ihre Geräthſchaften zuſammen und ohne dem Fremden ferner einen Blick zu ſchenken, machte ſie ſich fertig, den Saal zu verlaſſen. Seine Aeußerung war ihr unangenehm in das Gemüth gedrungen. Sie nahm es nicht als ein Zeichen perſönlicher Theilnahme auf, daß ſeine unverkennbare Freude nicht dem Kunſtwerk, ſondern ihrer eigenen Befreiung galt; ſie hielt es vielmehr für eine zweifache Barbarei, daß er, ſo lange Augenzeuge ihres innigen Strebens, kein Wort der Anerkennung für das Erreichte hatte, dafür aber die harte Nothwendigkeit um der äußern Exiſtenz willen an den Arbeitspflug geſchmiedet zu ſein, ihr in dieſem gewiſſermaßen feierlichen Moment in Erinnerung brachte. Daß er von dieſer Nothwendigkeit nicht unterrichtet ſein konnte, daran wollte ſie nicht denken, wo ſie den Groll verletzter Eitelkeit hinter einem minder ungerechtfertigten Motiv zu verſchleiern bemüht ſein mußte.

Er ſchien dieſen ungünſtigen Eindruck keineswegs zu überſehen, ohne daß er ſich herbeigelaſſen hätte, ihn durch die Conceſſion eines lobenden Wortes für das Bild zu mildern. Indeſſen mochte ihm Malvina's kaltes und ſtummes Scheiden doch zu denken gegeben haben und als ſie auf die Straße gelangt war, befand er ſich an ihrer Seite. Es war zum erſten Male, daß er ihr ſeine Begleitung aufdrängte.

„Entſchuldigen Sie meine Kühnheit,“ ſagte er, „mit der Befürchtung, daß ich verliere, wenn ich nicht wage. An Ihrem Bild bleibt nichts mehr zu thun, Sie werden ſich nun Ruhe

gönnen, Sie werden vielleicht lange nicht mehr in die Galerie zurückkehren und mir droht dadurch eine zur Gewohnheit liebgewordene Erscheinung verloren zu gehen, wenn ich mir nicht das Wiedersehen sichere."

„Ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, mein Herr!" entgegnete sie, stehen bleibend, fühlte aber, daß diese banale Antwort, sonst für ähnliche Fälle passend, hier nicht ganz zur Situation stimmen wollte. Hatte sich doch durch das tägliche Zusammentreffen während längerer Zeit, sowie durch die Beziehungen, die sie selbst zwischen ihm und ihrem Schaffen knüpfte, eine stillschweigende Verbindung zwischen ihnen gebildet. Sie kam sich selbst unpoetisch vor, daß sie ein so zartes, noch namenloses Band durch jene hergebrachte Antwort schroff zu zerreißen schien.

„Ich habe freilich kein Recht," versetzte er, „Ihnen näher zu treten, keines, das auf der gewöhnlichen gesellschaftlichen Sitte beruhte. Ich bin Ihnen ein Fremder, aber eine verwandte Beschäftigung hebt über solche Formen hinweg. Auch mein Beruf, wenn er auch nicht eigentlich ein Kunstberuf zu nennen ist, erheischt, daß ich mich mit Bildern abgebe. Ich bin Curiositätensammler, Verkäufer von Schmucksachen antiker oder sonst seltener Art, auch Kunsthändler.

Für Malvina hatte dieser Umstand das Anziehende, daß sie nicht mehr aus stolzer Bescheidenheit eine Frage zu unterdrücken brauchte, die ihr zunächst wichtig war.

„Wenn Sie Bilder verstehen, mein Herr," sagte sie, „so werden Sie mir gestatten, Sie um Ihr Urtheil über den Werth meiner Copie zu bitten. Als Kenner sind Sie competent, als Fremder haben Sie keine Ursache, nicht aufrichtig zu sein."

Er schwieg eine kleine Weile, während sie ihren Weg fortsetzten, dann erwiderte er: „Sie wissen nun, mein Fräulein, daß Sie die Frage nach dem Werthe des Bildes an einen Kunsthändler richten. Wollen Sie von diesem die Antwort, so bin ich bereit, ungefähr den Geldwerth des Bildes zu bestimmen, nach den augenblicklichen Fluktuationen des Handels, nach dem herrschenden Geschmack, nach dem Grad der Vorliebe für italienische Meister überhaupt. Der Kunstwerth käme vorerst gar nicht in Betracht."

Er sprach dies im natürlichsten Tone, nicht die leiseste Mahnung an Ironie mischte sich bei und dennoch war es Malvina, als ob sein warmes Auge vorwurfsvoll auf ihr ruhte. Hatte sie nach den Intentionen, die sie bei ihrem künstlerischen Walten leiteten, das Recht eine andere Werthbestimmung als eine rein praktische, materielle herauszufordern? Durfte ihr Werk auf eine höhere Geltung Anspruch machen? Kaum daß sie den Muth fand, nach dem Kunstwerth zu fragen, mit der Bemerkung, daß von diesem in ihrem Falle auch der pecuniäre abhängig wäre, da ein Liebhaber für ein Werk dieser Art, wenn es nur an sich ein Vorzügliches, sich gefunden hätte.

„Wie denken Sie denn selbst von Ihrem Werk?" entgegnete der Andere, „nicht wahr, es steht Ihnen noch zu nahe, es ist Ihnen noch zu sehr gefärbt von Ihrem inneren Wollen und Streben, noch zu sehr umschattet von der technischen Mühe, als daß Sie es schon in dem reinen, von Ihnen unabhängigen Licht erblicken könnten, in welchem ein richtiges Urtheil allein möglich wird. Nun, mein Fräulein, mir geht es nicht viel anders, auch mir steht das Bild noch zu nahe, auch mit meinem individuellen Sein und Wollen ist es noch zu eng verknüpft. Ich sah es werden, ich habe es mit Gedanken, Wünschen, Träumen umsponnen; die breiten sich nun wie ein dichter Schleier darüber, so daß ich nicht mehr erkennen kann, was ich gesehen habe."

„Das Bild hat Ihre Gedanken, Ihre Träume erregt," sagte sie, „und

doch wissen Sie nicht, wie es beschaffen ist? Ich begreife das, es war das Original und nicht meine armselige Copie, das Sie gefesselt hielt."

„Kein Original, keine Copie, kein Bild überhaupt hat diese Wirkung auf mich," rief er mit Eifer; „Theilnahme, Bedauern, Schmerz und innige Hingebung — sind das die Empfindungen, die Giorgioni's „Jakob und Rahel" erwecken kann?"

„Jakob ist eine herrliche Gestalt," versetzte Malvina, die nicht wußte, warum sie sich von dieser Wendung die das Gespräch genommen hatte, mit fortreißen ließ; „ich habe Jakob beinahe geliebt, vielleicht aus Selbstgefühl, weil er mir am Besten gelingen wollte."

„Mein Name ist Jakob," sagte der Fremde langsam und mit eigenthümlich befriedigtem Tone; „die Rahel aber, die ich suchte, die ich fand, die es war und wieder nicht war, die ich meine Rahel nennen möchte, war nicht die auf dem Bilde."

Wenn Malvina nach diesen Worten vielleicht einen Versuch gemacht hätte, sich von dem fremden Manne zu trennen, so wurde ihr ein auffallendes Benehmen dabei durch die Begegnung mit ihrer Mutter erspart, die an diesem Tage, der die Arbeit vieler Monate vollendet sehen sollte, ihr Kind selbst von der Galerie abholen wollte. Malvina flog ihr entgegen und die fast enthusiastische Umarmung ihres Kindes sagte der alten Frau, daß das lang und bang ersehnte Ziel endlich erreicht war, so weit es in den Kräften der jungen Künstlerin lag.

Jakob aber ließ sich durch diese Begegnung nicht aus dem Felde schlagen. Er stellte sich der Mutter vor und entwand ihr die Scheu, die sie empfunden hätte, in dieser Art eine neue Bekanntschaft anzuknüpfen, indem er seine geschäftliche Bedeutung als Kunsthändler in den Vordergrund kehrte und den Nutzen errathen ließ, der für die fleißige Malerin erfolgen könnte, obgleich er dieser Andeutung die Form gab, als ob es ihm nur um seinen eigenen geschäftlichen Vortheil dabei zu thun wäre. Seit Malvina offen von einem Verkauf ihres Bildes gesprochen hatte, bezweifelte er nicht mehr die eigentlichen Beweggründe, die sie zu einer ihrer lebenslustigen Jugend widersprechenden Arbeitsamkeit antrieben.

Ein schöner Abend, obwohl er schon die Ankündigung des nahen Herbstes empfinden ließ, veranlaßte die Damen zu ihrem gewöhnlichen Spaziergang nach dem „Großen Garten," Jakob blieb an ihrer Seite und es war nicht das berechnete Befolgen der alten Regel, daß die Gunst der Mutter, der Weg zur Tochter wäre — vorausgesetzt, daß man die Gunst der Letzteren schon besäße — was ihn bewog, seine Reden jetzt hauptsächlich an die ältere Dame zu richten. Er fürchtete, dem jungen Mädchen gegenüber zu leidenschaftlich sich verhalten zu haben und mußte ihr daher Zeit gönnen, das Angeregte in ihr verklingen zu lassen, damit sie erst Vertrauen gewinne, ihn wieder anzuhören.

Die Redeschleußen der Mutter wurden ohne Mühe von ihm geöffnet und bald durchschaute er die nichts weniger als lachenden Verhältnisse der beiden Frauen und konnte ahnen, welche dringenden Wünsche sich von dem Ausspruch des kunstliebenden Engländers abhängig machten. Er bestritt aber trotzdem die Grundsätze, nach welchen Malvina ihren Beruf und den Gedanken der Emancipation des Weibes auffaßte. Sie hatte sich in das Gespräch gemischt, als sie an einem nur ihr verständlichen Zeichen wahrgenommen, daß der Eindruck des neuen Freundes auf die Mutter kein unvortheilhafter war.

Noch lange war die Erörterung hierüber nicht geschlossen, als die beiden Frauen wieder an der Schwelle ihres Hauses standen. Jakob empfing

die Erlaubniß, sie zu besuchen und bat, schon am folgenden Tage davon Gebrauch machen zu dürfen, um das Ergebniß des langen Bestrebens, das Urtheil des Engländers zu erfahren.

Mannigfach waren die Empfindungen, welche Malvina zur Ruhe begleiteten und ihr dieselbe noch eine Weile vorenthielten. Jakob war durch ihre halben Worte nicht zu bewegen gewesen, einen Richterspruch über ihr Bild abzugeben, obgleich er sonst auf die leisesten Andeutungen in ihrem Gespräche mit dem bereitwilligsten Verständniß eingegangen war. Ihr bangte jetzt mehr als jemals vor dem bevorstehenden Augenblicke der Entscheidung und seltsamerweise war es gerade die Gestalt des jungen Hirten Jakob, die ihr bisher das vollste Vertrauen des Gelingens eingeflößt, was sie nun mit einem Male nicht mehr an dem Bilde befriedigen wollte. Schon schlaftrunken malte sie sich die Zügel aus, die er eigentlich tragen müßte und fragte sich, ob es nicht diese wären, die Giorgioni's Bild zeigte? Der Traum antwortete verneinend, indem er sie als die Züge einer anderen Gestalt erblicken ließ.

* * *

An dem verhängnißvollen Tage vermied es Jakob die Galerie zu besuchen. Er wollte einen etwa ungünstigen Erfolg durch seine Gegenwart nicht zu einer vielleicht empfindlicheren Beschämung steigern; einen günstigen aber in der Traulichkeit häuslicher Umgebung von den Lippen Malvina's selbst erfahren. Wie sehnte er sich überhaupt, die holde Erscheinung in dem ihr nach seinem Sinne am meisten entsprechenden Rahmen zu erblicken, im stillen Raum des Hauses! Er hatte sie bisher gleichsam in die Oeffentlichkeit hinausgestellt gesehen, er empfand dies als einen Mangel, als einen Schatten von Unweiblichkeit, der ihm ihr Wesen ganz unpassend zu verdüstern schien. Nun sollte dieser Mangel gehoben sein und wie reizend mußte auf dieser Stirne die Siegesfeier des Gelingens, wie schön in diesem Auge der Glanz berechtigter Freude schimmern! War es auch nicht solcher Triumph, nicht solches Glück, wovon er ein Weib beseelt sehen mochte, weil nicht ein Empfinden blos dabei zu Grunde lag, so konnte hier doch das nach seiner Meinung Anströstelnde und Fremdartige daran durch die Heimlichkeit der vier Wände, durch den Liebesstolz der Mutter und endlich auch durch sein eigenes Gemüth wieder mit dem Empfinden vermittelt werden.

Er traf die Mutter im Wohnzimmer. Sie wollte ihm nicht ganz so unbefangen vorkommen, wie am Abend früher, obgleich sie freundlich und gesprächig war. Nach der Sitte älterer Frauen forschte sie nach seinen Verwandten, seiner Heimat, seinen familienhaften Beziehungen. Ihm war es aber, als wollte sie ihm nicht Zeit lassen, den Gegenstand zu berühren, der ihn innerlich zunächst beschäftigte. Dabei lag ein nicht näher zu bezeichnender Hauch von Wehmuth, von Betrübniß fast über Allem, was er vor sich sah und schien ihm in der Atmosphäre der Stube sogar zu walten. Das nahm ihm vollends den Muth zu einer Frage.

Durch eine Seitenthür und ohne Hut, so daß sich wohl errathen ließ, daß sie auch bisher zu Hause gewesen, trat plötzlich Malvina ein. In ihrem Aussehen sammelten sich die einzelnen Anzeichen mangelnder Heiterkeit zu einem bestimmten Ausdruck. Man merkte ihr weder Thränen noch Trauer ab und nur das von der Sympathie geschärfte Auge Jakob's entdeckte die Veränderung ihrer gewohnten Erscheinung. Was sich ihm zeigte, war weniger Schmerz als Verdruß. Ihre Mundwinkel waren nicht schlaff hinabgezogen, wie bei passivem Leid, sondern auf ihrer aufgeworfenen Lippe bebte etwas wie Zorn.

„Wir haben von alten Zeiten gesprochen, von früheren Verhältnissen," sagte die Mutter zu Malvina, wie um ihr die Unterhaltung zugänglich zu machen, im Grunde aber um ihr anzudeuten, daß von dem eigentlichen Interesse des Tages bisher keine Erwähnung geschehen war.

Auf Malvina wirkte dies nicht beschwichtigend und als ob sie vielmehr dadurch erst zu einer Vertheidigung gereizt würde, sagte sie zu Jakob gewendet: „Warum sollten wir Ihnen verbergen, was durchaus keine Demüthigung für mich ist, auch wenn Sie sich durch Ihren freundlichen Antheil nicht ohnehin das Recht erworben hätten, den Ausgaug zu erfahren. Das Bild ist von dem englischen Mäcen zurückgewiesen worden, ich mag nun sehen, was ich damit beginne. Ich würde mich zufrieden geben, wenn es ein gerechter Tadel wäre, was hier entschied. Weiß ich doch selbst, wie viel mir noch zur Meisterschaft fehlt, und bei der Absicht, für Geld zu malen, mag die Muse noch scheuer als sonst von mir gewichen sein. Aber wenn Alles an der Arbeit mißlungen wäre, Zeichnung, Colorit und Treue der Auffassung, die Gestalt Jakob's — das fühle ich, das darf ich mit dem Selbstgefühl des Künstlers bekennen — ist in allen diesen Beziehungen tadellos. Ich habe heute unbefangen geprüft und möchte von keinem noch so großen Meister etwas daran geändert wissen. Und sollten Sie es für möglich halten, mein Herr! Gerade an dieser Gestalt scheiterte das Wohlgefallen meines englischen Gönners. Er würde sich mit allen übrigen Theilen des Gemäldes zufrieden geben, nur in Jakob's Züge findet er ein fremdes Element eingemischt, sie wären und wären wieder nicht das Richtige, es fehle etwas daran oder es wäre etwas zu viel und das ließe sich jetzt nicht mehr ändern."

Malvina schwieg mit einem Lächeln der Geringschätzung für ein so verblendetes Urtheil. Jakob gab nicht zu erkennen, was er dachte, doch hatte es auch ihm schon, ganz abgesehen von seiner sonstigen Meinung hinsichtlich des Werkes, vorkommen wollen, als ob gerade in dem Punkt, in welchem die Malerin so sicher zu sein glaubte, eine Verschiedenheit vom Original sich ergeben hätte, ohne daß er Genaues darüber zu sagen wußte, ohne daß er erklären konnte, worin sie bestand. Malvina fuhr fort: „Der Engländer war fast beleidigt, als ich ihm vorschlug, einen Professor der Akademie entscheiden zu lassen. Er duldet keinen Zweifel an seiner eigenen Competenz. Ich glaube, er hat mit dem Zirkel gemessen und die Figur um einen halben Zoll länger oder kürzer gefunden als das Original. Er ist ein pedantischer Sonderling. Ich weiß nun kaum, ob mir nach einem solchen Beweis von Beschränktheit seine übrige Befriedigung mit dem Werke noch ein ermunternder Trost sein darf, Jedenfalls bin ich nicht entmuthigt, treu bei meinem Beruf auszuharren."

Malvina lenkte nun mit Absicht das Gespräch auf andere Gegenstände und verrieth dabei eine Kraft, Unangenehmes zu bewältigen, welche dem aufmerksam beobachtenden Jakob eine erfreuliche Probe ihres Charakters gab. Ihm schien es nun eben so sehr eine Pflicht als eine Genugthuung seines Herzens zu sein, wenn er so viel Erheiterndes in das stille Leben der beiden Frauen brachte, als er ohne Verletzung des Zartgefühls thun konnte. Unendlich sinnreich ging er zu Werke, um ihnen den Genuß am Theater, an entfernten Naturschönheiten und anderen bisher versagten Freuden und Erholungen zugänglich zu machen, ohne daß sie sich dabei auch nur im Geringsten als von ihm Beschenkte hätten betrachten können. Er und Malvine jedoch fanden ihre Befriedigung schon im stillen Beisammensein, auch wenn es von außen keinen besonders anregenden Inhalt

empfing. Die immer früher anbrechenden Abende erlaubten dieſe Befriedigung zu vielen Stunden auszudehnen, Stunden bewegten Geſpräches, von welchem der wachſamen Mutter kein Wort entging, nur daß die Gute nicht ahnen konnte, wie auch die ſcheinbar harmloſeſten Gegenſtände gebildeten Seelen einen Punkt bieten, indem ſie ſich freudig erſtaunt erkennen, berühren, umſchlingen. Und auch das gegenſeitige Eingeſtehen eines ſolchen Ereigniſſes bedarf des dürren Wortes und der vernehmlichen Rede nicht.

Wer weiß, wie lange dieſer ſtille Verkehr gedauert hätte, ohne von einem der betreffenden Theile durch einen Wunſch nach größerem Glück unterbrochen zu werden, wenn nicht die Welt, und namentlich die Welt einer kleinen Stadt, der Todfeind ſo anſpruchsloſen Genuſſes wäre, den ſie auszuforſchen weiß, wie ſehr er ſich vor ihr verberge, dem ſie es nicht verzeiht, daß er nichts von ihr verlangt, weder Theilnahme noch eine bürgerliche Form, daß er nichts weiter ſein will, als der unſchuldige Verkehr zweier Menſchen. Eine kleine Stadt aber iſt Dresden, unbeſchadet ſeines Ranges als Hauptſtadt. Das öffentliche Leben iſt ein ſo ſtilles, es bietet der Unterhaltungsſucht ſo geringe Ausbeute, daß die im Winter unſäglich verödeten Straßen ein treuer Spiegel davon ſind. Da gewährt denn des Nachbars Haus noch am meiſten einen Gegenſtand von Intereſſe, da kann man fremde Geſchicke beobachten und ohne eigenen Schaden ſelbſt Schickſal ſpielen; man vertreibt ſich die Zeit damit, als Freund zu erſcheinen und in Ermanglung eines andern Amuſements Rathſchläge, Warnungen und ſonſtige Weisheit dieſer Art zu produciren, unbekümmert, ob man nicht dadurch das Zarteſte und Beglückendſte plump und unwiederbringlich zerreiße.

Freunde ſolchen Kalibers hatten denn bald auch die Beſuche Jakob's entdeckt und wußten der Mutter von ihm, den ſie perſönlich nie geſprochen hatten, genauere Auskunft zu geben, als die Frau in wochenlangem Umgang mit ihm erhalten hatte. Sein Vermögen wäre ein ſehr beſcheidenes, das ſich durch Tauſch und Verkauf von Schmuck- und Kunſtſachen nicht ſehr beträchtlich vermehre; ſeine Verwandten, die nach Amerika ausgewandert, wären ſämmtlich arm. Gegen ſeinen Charakter ließe ſich bisher nichts Thatſächlicheres einwenden, aber man könne ſich auch nicht verſichert halten, daß er ernſtliche Abſichten hege und ob es nicht Zeit wäre, ihm die Thüre zu verſchließen oder mindeſtens eine beſtimmte Erklärung zu fordern u. ſ. w.

Der Wiederhall ſolcher Störungen und Einflüſterungen machte ſich nun bald in der zwar nicht minder herzlichen, aber etwas verlegenen Aufnahme geltend, die Jakob von Seite der Mutter fand. Eine offene und ehrliche Natur drang er auf Erklärung und erhielt mit einigen Umſchreibungen den Aufſchluß, daß man ſeine täglichen Beſuche, ſeine immerwährende Begleitung bei Ausgängen, ſo viel Vergnügen, ja wahre Herzensfreude damit verbunden wäre, vor der Welt nicht mehr verantworten könne, es entſtünde ein Gerede daraus, welches das einzige Beſitzthum des kleinen Hauſes zu rauben drohe, den Frieden eines geachteten Lebenswandels.

Jakob hegte ein Gefühl unauflöslicher Vereinigung mit dem Mädchen, obgleich dieſer verſchwiegene Bund noch keinen äußern Ausdruck, nicht einmal ein Wort darüber zwiſchen den Betreffenden, gefunden hatte. Es wäre ihm wie ein Attentat gegen den Gang der Naturgeſetze erſchienen, wenn er ſich ernſtlich hätte zurückziehen ſollen. Aus dieſem Gefühl entſprang die Naivetät, mit der er bemerkte, daß, wenn ſein tägliches Kommen Anſtoß errege, dieß ja ganz einfach dadurch vermieden werden könne, daß er nicht mehr komme, ſondern — immer bleibe, immer bei Malvina bleibe oder vielmehr ſie bei ihm.

Das Mädchen war bei dieser Unterredung nicht anwesend, sie hatte sich eine Dachkammer, die das gehörige Licht empfing, zum Atelier eingerichtet und betrieb wieder fleißig ihre künstlerischen Studien. Die Mutter sah nachdenklich vor sich hin, es war ihr abzumerken, daß sie nicht klar darüber war, ob sie Beistimmung oder Ablehnung bezeugen solle. Jakob setzte ihr seine Verhältnisse auseinander, in ziemlichem Gleichlaut mit dem, was ihr Andere davon gesagt hatten. Sie waren freilich nicht glänzend, aber welche Ansprüche hatte ihre arme Tochter an das Leben zu stellen und war es nicht schon ein Glück, wenn sich ein wackerer Mann für sie fand, der sie jedenfalls zu ernähren vermochte? Und dennoch wagte sie es nicht, dem Werber eine Hoffnung zu geben, sie kannte Malvina zu gut, um nicht einen Widerstand zu besorgen, der von dieser selbst ausgehen konnte.

„Sprechen Sie mit meiner Tochter," sagte sie endlich und verließ das Zimmer, Jakob in einem Zwiespalt der Empfindung zurücklassend. Er war zum Theil froh, die bestimmte Erklärung über die Lippen gebracht zu haben, andererseits machte ihn der Gedanken beklommen, daß er ja erst mit Malvina darüber hätte in's Reine kommen müssen. War sein Bewußtsein, seine selige Zuversicht, daß sie ihn liebte, eine genügende Berechtigung, ihre Einwilligung stillschweigend vorauszusetzen? Gleichviel! Es hatte sich so gefügt, man war ihm mit der Drohung gekommen seinen täglichen, seinen ungestörten Verkehr mit ihr zu unterbrechen und so hatte ihm seine Leidenschaftlichkeit geholfen, ihn rascher als die Besonnenheit zum erwünschten Punkt der Entscheidung zu bringen. Er hatte dies kaum bedacht, als Malvina in das Zimmer trat.

Die Unbefangenheit ihres Benehmens zeigte, daß die Mutter ihr den Inhalt der vorhergegangenen Unterredung nicht mitgetheilt haben konnte. Um so schwerer wurde es Jakob im ersten Moment, in diese heitere Ruhe mit dem Geständniß seines ernsten Zweckes einzubrechen. Alles aber, was ihm an ihr gefiel, trat eben heute mit noch bestechenderem Glanz vor sein Auge. Der Reiz ihrer fast männlich kräftigen und doch schwunghaften Gestalt, das wechselnde Leben des Gedankens in ihrem schönen Auge, selbst der Ausdruck, den sich ihre Unabhängigkeit, eine gewisse charaktervolle Selbstständigkeit in Mienen sowohl als Reden zu jeder Zeit gewann — das Alles nahm ihn heute mit besonderem Zauber gefangen. So war es denn nicht mehr ein vorbereitetes und darum gelähmtes Wort, sondern ein von der Begeisterung des Augenblicks beflügeltes Geständniß, als er ihr endlich sagte, wie sehr er sie liebte, wie seine ganze Seele nach ihr verlangte, und daß nicht mehr von ihr getrennt zu werden, sie ein Eigenthum, eine Vervollständigung seines Lebens zu wissen, Alles wäre, was er an irdischem Glück wünschte und hoffte. Er ergriff ihre Hand, er drückte zum ersten Male einen Kuß darauf, und es bezeugte die Reinheit und Tiefe seines Gefühles, daß er, sonst nicht weich, bis zu Thränen bewegt war, die er mühsam zurückpreßte.

Malvina war in sich zusammengesunken, wie ohnmächtig und jeder Erwiderung beraubt. Das starke, nicht leicht zu beugende Geschöpf fühlte sich jetzt überwältigt von der ersten lebendigen Wirklichkeit, welche ihre stille Beziehung zu diesem Manne, bisher nur im Gemüth eingehegt, durch seine offene Erklärung plötzlich gewann. Er liebte sie! Das war bis zu diesem Augenblick nur Traum und Schatten gewesen und wurde nun leibhaftig, wurde ein Schicksal durch das ausgesprochene Wort. Sie zeigte nicht die herkömmliche Verlegenheit, nicht das Beben und Erröthen wie „Töchter gebildeter Stände" sonst bei solcher Veranlassung gleichsam als eine Pflicht der Tradition darstellen. Stark und

entſchieden in ihrem Weſen war auch ihr Gefühl für Jakob bis in die Wurzeln ihres Seins gedrungen. Gewiß aber iſt es am ergreifendſten, die Schwäche und die Hingebung der Liebe, das allgemeine Loos des Weibes, ſich dort erfüllen zu ſehen, wo es erſt ſtolze Sinnesart und faſt männliche Feſtigkeit zu ſchmelzen hat.

Darum klang es auch unendlich rührend, als ſie auf Jakob's ſehnſüchtig wiederholte Frage, ob ſie ihn liebe, im kindlichſten Tone und mit den einfachſten Worten erwiderte: „Mehr denn Alles auf der Welt!“

Hand in Hand verweilten ſie lange in jener ſtummen Eintracht, in welcher das bloße Gefühl die ſeligſten Entzückungen im Voraus erlebt.

„Du biſt mein,“ ſagte er endlich, „meine Braut, mein geliebtes Weib.“

„Dein,“ rief ſie und löſte ſich ſanft aus ſeiner Umſchlingung; „Dein mit ganzer Seele, aber noch lange nicht Dein Weib — vielleicht in Jahren, vielleicht niemals.“

Er ſah ſie ſo betroffen an, daß ſie das zuletzt Geſprochene wiederholen mußte. Und da er ſie noch immer nicht zu verſtehen ſchien, ſagte ſie: „Höre mich an, Jakob, und glaube nicht, daß ich Dich weniger liebte, weil ich ſtark genug bin, meinem Glück zu widerſtehen, wenn es nicht voll und ganz auch das Deine wäre. Ich bin gänzlich ohne Vermögen, ich bin ärmer als eine Bettlerin, die doch mindeſtens zu betteln verſteht. Wohl weiß ich, daß ein Mann wie Du das nicht in Betracht zieht, und von jedem Mädchen in meiner Lage würde die Welt ſagen, daß es ſein Glück macht, wenn ihm ein wackerer Mann, der es ernähren kann, die Hand reicht, ohne nach Geld und Gut zu fragen. Ich will nicht ein ſolches Glück durch Dich machen, mein Geliebter! Ich will nicht durch Dich verſorgt werden; ich will die Wonne meines Herzens nicht zur Hälfte in die Befriedigung meines Hungers verwandeln. Frei will ich Dir angehören, ohne daß die niedere Nöthigung, der elende Bedarf der Exiſtenz ſeinen Antheil verlange an ſolchem Glück. Die Freude, Dein zu ſein, ſoll nie in einem ſchwachen Moment die Form des Behagens annehmen an meinem ſchützenden Kleid und an meinem wohnlichen Haus. Für mein leibliches Fortkommen muß ich durch eigene Kraft ſorgen können, obgleich nur ein Weib; das war der leitende Gedanke meines Lebens. Dann erſt darf ich mit der reinſten und freieſten Hingebung mein Herz walten laſſen; dann erſt bin ich würdig, Dich zu beſitzen, weil mir nichts mehr dadurch geſchenkt wird, als Du und nur Du allein.“

Ein Schleier tiefer Betrübniß umzog Jakob's eben erſt ſo glückſtrahlende Züge. Er fühlte ſich nicht im Stande, in dieſem Augenblicke, wo nichts in ihm lebte, als ſein Herz, mit Waffen des Verſtandes zu bekämpfen, was er oft in ruhigen Momenten widerlegt zu haben glaubte, ohne Ahnung, daß es ſich einſt ungeſchwächt gegen ſeine eigenen Wünſche kehren könnte. Beinahe ſtammelnd ſagte er: „Gibt es noch Anderes, was ich von Dir verlange, als Dich und nur Dich allein?“

„Und ſoll mir als Weib nicht das gleiche Recht werden?“ erwiderte ſie; „wie beglückt es Dich, daß ſich kein irdiſcher Vortheil mit dem Ziel Deiner Gedanken verknüpft! Ich weiß, daß, wenn Du arm wärſt wie ich, Du Dich zu ſtolz fühlteſt, Deine Hand einer Frau zu bieten, deren Reichthum Dich über alle Sorgen hinwegheben könnte. Soll dies für den Mann allein demüthigend ſein?“

„Malvina!“ rief er, „ich habe nie an deine Verhältniſſe gedacht, ich wußte nicht, daß der Klang des Geldes jemals Stimme bekommen dürfte in der Harmonie unſerer Seelen. Aber, wenn ich in dem Augenblicke, wo Du Dich mein nanntеſt, entdeckt hätte, daß Du die Tochter eines Millionärs biſt, ich würde Dir und mir eine Schmach anzuthun geglaubt haben, wenn ich

aus dieſem Grunde zurückgetreten wäre."

„Weil Du ein Mann biſt" entgegnete ſie, „weil Du Dich ſelbſt zu erhalten vermagſt und vorausſetzen könnteſt, ich müßte wiſſen, daß Du meiner Millionen nicht bedarfſt, um Deine materielle Exiſtenz zu frieſten. Theurer geliebter Mann! Laß uns ruhig warten. Ich ſtrebe, ich arbeite. Nicht immer werden meine gerechteſten Hoffnungen fehlſchlagen. Es werden, es müſſen ſich Käufer für meine Bilder finden; von Neuem ſind mir Ausſichten dazu eröffnet. Schon haben verſchiedene Kunſtvereine Werke von mir ausgeſtellt. Ich geize nicht nach dem Ruhm. Nicht der Ruhm gebührt dem Weibe, aber wohl die rein menſchliche Freiheit, die der Mann im vollſten Maße genießt, auch außer der Ehe und jedenfalls nicht durch die Ehe eine geſicherte Stellung einzunehmen. Laß uns warten, mich hält die Hoffnung am Leben, einſt mit Dir zu leben. Und wenn die Zeit gekommen ſein wird, wo für mein materielles Leben geſorgt ſein wird auch ohne Dich, dann will ich Dir angehören, weil ich moraliſch nicht ohne Dich zu leben vermöchte."

Vergebens ſetzte er die Kraft ſeiner Argumente und die Beredſamkeit ſeiner Liebe dieſem Entſchluß entgegen. Sie betheuerte, nicht davon ablaſſen zu können. „Könnteſt Du mich noch achten," ſagte ſie, „wenn ich beim erſten verführeriſchen Ruf des Glückes zum Apoſtaten an meiner feſteſten Ueberzeugung würde!?" Trübe Stunden folgten dieſer letzten, die eine ſo vielverſprechende geweſen war. Wo es ſich beim Streit verſchiedener Lebensanſchauungen nicht mehr bloß um die beſſere Erkenntniß, ſondern um einen perſönlichen Zweck handelt, da ſchleicht ſich leicht Erbitterung und Verkennung ſelbſt in die liebendſten Gemüther. Werden edle Menſchen eine ſo trübſelige Wirkung gewahr, dann unterdrücken ſie den Streit, aber es bleibt eine unlösbare Verſtimmung zurück. Eine ſolche laſtete bald unerträglich auf der Seele des jungen Mannes. Ihm war, als ob ein geſpenſtiſches Phantom zwiſchen ihm und der Erfüllung ſeiner brennendſten Wünſche ſtünde, ein Phantom, das um ſo ſchrecklicher erſchien, als es durch einen Hauch, durch ein einziges Wort zu beſeitigen geweſen wäre und nun doch feſt und mächtig genug war, ſo viel Glück zu hindern. Je mehr die Ausſichten Malvina's, zu einem Erwerb durch ihre Kunſt zu gelangen, ſich wieder als trügeriſche erwieſen, um ſo mehr glaubte ſie es ihrer Ehre ſchuldig zu ſein, vom Unglück eben ſo wenig als vom Glück in ihrer Ueberzeugung wankend gemacht zu werden.

Jakob aber, dem dadurch täglich ſchmerzlichere Wunden geſchlagen wurden und der bemerkte, daß er nahe daran war, ſich davon zum Groll und zu unedlem Spott und Hohn hinreißen zu laſſen, wollte lieber durch tauſende von Meilen als durch eine allmälige Entfremdung der Gemüther vom Gegenſtand ſeiner Liebe getrennt werden. Er benützte die Conjunkturen ſeines Geſchäftes, um ſich eine längere Reiſe zu ermöglichen.

Malvina erſchrack im Innerſten, als er eines Abends ſein nahes Scheiden ankündigte. Aeußerlich aber zeigte ſie nur ein kaltes Zürnen. Sie hatte ihn längſt beſchuldigt, daß er für ihren Entſchluß, den ſie mit ſo viel Leid und Opfern aufrecht erhielt, nicht das richtige Verſtändniß habe und nicht die gebührende Achtung davor hege. Die Anzeige ſeiner Entfernung nahm ſie wie eine Treuloſigkeit auf.

Der Abſchied war zum Verzweifeln traurig. Es fehlte ihm, was ſelbſt den größten Schmerz noch zum Theil erquicklich macht: Die Aufrichtigkeit, wenn er ſich ganz enthüllen kann, und die Thränen. Wohl weinten ſie Beide heiß und bitter aber ſo weit war es gekommen, daß ſie erſt weinten, nachdem ſie ſich thränenlos die Hand gereicht hatten, Jeder in der Einſamkeit der ſchlafloſen Nacht.

(Schluß folgt.)

Der Wirth auf der Campagna.

Ein italieniſches Nachtſtück von Hans Grasberger.

So viele Straßen von Rom aus die Campagna nach allen Weltgegenden durchziehen: an keiner hauſte ein Wirth, der's an Glück und Schick, an Beliebtheit und Ruf mit dem alten Beppone hätte aufnehmen können. Er hieß der Alte, da ſich auch ſchon ſeine beiden Söhne bemerkbar machten und mit ihren lebhaften Inſtinkten ihm völlig nachzugerathen ſchienen. Auch that man ſich auf eine alte Bekanntſchaft mit Beppone etwas zu Gute, denn dieſe bedeutete zumeiſt eine Reihe luſtig verplauderter oder wagemuthig verbrauſter Stunden.

Als hübſcher, anſtelliger Burſche war Beppo in die Dienſte eines Engländers gerathen, welcher Jahr für Jahr zu den Fuchsjagden auf der Campagna herüberkam und den Winter in Rom verbrachte; er lernte mit Hunden, mit Roß und Reiter, überhaupt mit Leuten umgehen, die dem Sport leben und ihre Tage mit noblen Paſſionen ausfüllen. Ihnen wußt' er ſich ohne kriecheriſche Unterthänigkeit angenehm zu machen, und ihre Launen zu eigenem Vortheil auszubeuten, ſchmeichelte ſeinem Mutterwitz — er wollte ſich überlegen fühlen, indem er ſich ihnen dienſtbar erwies. So machte er ſein Glück bei den Herrſchaften; er war mit ihnen auf der Rennbahn wie auf der Jagd. Keiner verſtand ihnen den Imbiß ſchmackhafter zu bereiten, als er, Keiner ihn mit einem verwegeneren Humor zu würzen.

So wie er die Herren nicht mehr nöthig zu haben glaubte, erſtand er ein kleines Wirthsgeſchäft auf der Straße nach Tivoli. Er hätte ſich in der Stadt durchbringen können, zog aber die Campagna und ihre Freiheit vor. Auch rechnete er dabei, ſeine ehemaligen Herren bald als Kunden und Gäſte wiederzuſehen und in der That blieben ſie und Ihresgleichen nicht aus. Die Oſteria des luſtigen Beppone wurde für Ausflüge zu Roß und zu Wagen ein bevorzugter Halt- und Zielpunkt und der erfahrene Mann ſtieg im Werthe, ſeit er ſich nicht mehr befehlen ließ. Er dreſſirte Hunde, machte Geſchäfte als Roßtäuſcher und wurde von der Sportswelt als guter Kamerad behandelt. Sein Haus geſtaltete er keineswegs in ein prunkvolles Hotel um, aber auf deſſen Vergrößerung und Verſchönerung hatte er Bedacht. Außen behielt es ſein ſchlichtes Ausſehen, das ja mit den wenigen großen Linien und Fenſtern, der einfachen Gliederung und der ſchmuckloſen Freitreppe ſo wohl in die ernſte, claſſiſche Landſchaft paßte; aber innen im obern Stockwerk ſtattete er mehrere Gemächer nach den Bedürfniſſen der vornehmen Foreſtieri mit reichlicherem Hausrath aus. Auch verſah er ſich in der Fremdenſaiſon mit Leckerbiſſen, welche nicht für den Gaumen der umwohnenden Campagnuolen beſtimmt ſein konnten.

Vor Jahren traf er in der Nähe der Cervara-Grotten, welche die Künſtlerwelt mit Vorliebe zum Schauplatze ihrer Mummereien und Bacchanalien wählt, einen ſtreifenden Landſchafter und nöthigte ihm mit gewinnender Gutmüthigkeit ſeine Gaſtfreundſchaft auf. Er führte ihn auf die Terraſſe ſeines Hauſes, als eben die Sonne zwiſchen der Peterskuppel und dem Monte Soracte niederging und im Oſten der majeſtätiſche Monte Gennaro mit den Sabinerbergen ſo wunderbar aufgehellt war, daß Monticelli, Tivoli, jedes Caſtell und jede Villa im weiten Bogen wie ein Juwel aus ſchöner Faſſung vorleuchtete. Der Künſtler

war entzückt von dieser Schau, und Beppone sagte lächelnd: „Kramen Sie hier Ihren Malkasten aus und benützen Sie die Wände nach Belieben zu Farbenskizzen — mißräth's, so laß' ich's einfach abkratzen." Doch der schlaue Campagnawirth war auf einen gewandten Künstler gestoßen, der ihm für Aufnahme und Bewirthung werthvolle Fresken zurückließ. Und von da an war Vater Beppo bei dem beweglichen Völklein, das mit Stift und Pinsel hantirt oder mit Hammer und Meißel dem Marmor zusetzt, gut angeschrieben.

Aber in seiner Vorliebe für angesehene Gäste ging der Wirth zum „Bivio" oder „Scheideweg" keineswegs so weit, daß er seine Nachbarn, die Mitbewohner der Campagna, etwa vernachlässigte oder gar vor den Kopf stieß. Der Hirt, welcher seiner Büffelheerde auf dem Maremmen nur mit dem langen Stecken hoch zu Roß Respect einzuflößen vermag; der kleine Pächter und Arbeiter, welcher, um ungefährdet von Schlangenbissen und Dorngestrüpp durch weite Strecken von Buschwald (macchia) zu dringen, sich rauhe Felle vor die Schenkel bindet und so einem leibhaftigen Satyr gleicht; der Ciociar mit hochaufgenestelten Sandalen, blauer Kniehose und kurzem Pelzrocke — sie alle kehren gern bei Vater Beppo ein und finden bei ihm die leutseligste Ansprache. An Festtagen sind die langen, rohgezimmerten Tische in den unteren Stuben, im Hausflur und im Freien unter der Pergola oft dicht besetzt und es leuchten da die üppigen Großpächtersfrauen im Helldunkel wie Mohnblumen, an Ohren und Händen, an der Brust und um den tief entblößten Nacken eine reiche Aussteuer an barockem Goldschmuck tragend und mit schwerfälliger Grandezza zu einander sich neigend. Die jugendlichen Schönen aber in den verschiedenen malerischen Trachten der Umgebung bilden das Entzücken und Studium des Künstlers, der an solchen Lostagen sich ungerufen einstellt und wohl gelitten ist. Die Männer trinken „Herben," die Weiber „Süßen" — ein feuriger Tropfen ist der eine wie der andere, ob roth, ob golden. Das Brot, welches man dazu bricht, ist weiß und fast ungesalzen. Dafür reizt den Gaumen der brenzlige Finocchio (Fenchel) desto mehr, den der Gast meist selbst mitgebracht hat. Harte Eier auf Salat, Käse und Salami oder ein Schnittchen vom Porchetto (Spanferkel), dessen Eingeweide sich in ein wahres Gewürzwäldchen verwandelt hat, bestreitet den frugalen Festschmaus. Die üppigen Mohnblumen nehmen allerdings Beppones gepriesene Kochkunst in Anspruch, und der behende Mann schafft angesichts der Gäste am offenen Herdfeuer summend und singend, als sollte jeder Bestand- und Mischtheil mit einer besonderen Zauberformel in die schmalbordige Pfanne wandern.

Schon im nächsten Augenblicke begrüßt und bedient Beppo wieder Gäste anderer Sorte. Denn soeben hat auf der Straße eine elegante Stadtequipage eines jener ländlichen Carretti überholt, auf welchen nicht selten an zehn und mehr Personen in den malerischsten und bedenklichsten Stellungen, eine lebende Pyramide bildend, Platz nehmen — und beide Fahrgelegenheiten halten vor der Osteria. Und Beppo ist bald bei den Einen, bald bei den Andern, ist hier und dort ein Anderer und doch Derselbe, gefällt dort und hier und jeder Theil erblickt in ihm seinen Mann.

Und er ist mit Aug' und Ohr so außen wie innen. Die junge Welt hat nun lang genug gesessen, sie will ihre gelenken Glieder rühren. Eine zigeunerhafte Alte schüttelt die Schellentrommel und flugs ziehen Bursche und Mädchen hinter ihr her auf den Rasenplatz neben der Laube, wo rasch und rascher das Tamburin die Beine beschwingt und bald die Tarantella rast. Aber der Zuschauer sind mehr

als Tänzer und das Auge der Frauen und Mütter läßt die Lustbarkeit nicht ausarten. Ein scheinbar viel argloseres Spiel will mehr überwacht sein. Zwei Männer an der Freitreppe geberden sich heftig gegen einander, die Rechte schlenkernd, spreizen gewaltsam die Finger auseinander und rufen mit heiserer Stimme stoßweise Zahlen aus: sie spielen die Mora. Es gilt da die Summe der beiderseits ausgestreckten Finger zu errathen. Sie haben sich bereits zweimal gezankt und das Spiel wieder ruhiger begonnen; jetzt aber, statt von neuem aufzubrausen, verstummen sie plötzlich, messen sich, blaß geworden, mit den Augen und schon zuckt in der Hand des Einem das Messer auf. Doch schon auch hat Beppo mit eisernem Griff dem Arm des Rasenden Halt geboten und weist mit ingrimmiger Geringschätzung die Beiden zurecht: „Wenn Ihr Händel habt, so geht in die nahe Macchia, sie ist verrufen genug; auf meinem Grund will ich keine Scenen haben."

Der Blick sagte noch mehr als diese rauh geflüsterten Worte, und wer diesen Gewaltblick belauschte, hörte auf, an die harmlose Gutmüthigkeit des Wirthes zu glauben.

Es gab bereits Manchen, der diesen Blick kannte und seinethalben den Vivio-Wirth mied, aber gleichwohl nicht den Muth hatte, gegen ihn aufzutreten und seine Pläne zu kreuzen. Beppo hatte einen zu großen Anhang und für einen mißtrauisch gewordenen oder abgefallenen gewann er zehn neue Freunde. Er verstand Vertrauen zu werben und einzuflößen; es klang gar offenherzig, wenn er zu seinen Gästen in den unteren Stuben sagte: „Ich muß auf gute Nachbarschaft und Freundschaft halten; oft kehr' ich erst spät in der Nacht heim und es ist kein einschichtiger Campagnaweg, den ich nicht ab und zu passiren müßte. In meinem Beutel und Kasten vermuthet man mehr als ich wirklich besitze — Ihr wißt ja, wie die Geschäfte gehen, und wer wagt, kann auch verlieren. In den Bergen droben haben die Briganti ihre Schlupfwinkel, die alle Welt kennt, nur diejenigen nicht, welche die Nester ausnehmen sollen. Ein noch schlimmerer Fleck ist die Macchia in unserer Nähe; keine Woche vergeht, ohne daß man von einem neuen Ueberfall hört ... accidente auch! wenn wir nicht so zerstreut und entfernt von einander wohnten! Aber wenn wir uns auch zusammenthun wollten, die sauberen Vögel warteten nicht unsern Anmarsch ab, wohl aber fände Jeder bei seiner Rückkunft das unterste zu oberst gekehrt. Hätt' ich nicht schon so viel in diese Wirthschaft gesteckt, ich würde mich längst schon näher zur Stadt gezogen haben."

Solche Worte schmeichelten den guten Campagnuolen und leuchteten ihnen ein; sie schenkten dem angesehenen, unternehmenden Mann um so bereitwilliger ihr Zutrauen, als auch sie sich auf ihn verlassen zu können glaubten. Und wie Beppone den schlichten Landleuten gegenüber Freundschaft und gute Nachbarschaft anrühmte und hoch hielt, so ging er seine vornehmen Gäste um Schutz und Gönnerschaft an, indem er zu verstehen gab, daß sein bescheidenes Vorwärtsstreben vielfach auf Neid und Mißgunst stoße und seine Stellung einem exponirten Posten gleiche. Im Allgemeinen entsprach die Schilderung seiner Lage auch der Wirklichkeit. Die Briganten auf den Felsennestern als ihren Lugstätten waren keine Einbildung; das räthselhafte Unwesen in der Macchia spottete bereits seit Jahren aller Ueberraschungs- und Unterdrückungsversuche und Niemand hatte häufiger, bei Tag und bei Nacht, nach allen Richtungen die Campagna zu durchkreuzen als der unermüdliche Beppone. Bald hatte er in Tivoli zu thun, bald trieb es ihn nach Palestrina, bald spornte er seinen Gaul nach Veletri, bald drang er durch die Wälder und Sumpfgegenden an das Meer vor und hielt Rast in Nettuno. Dies

ſchien ſein Lieblingsaufenthalt zu ſein, aber ſeine Geſchäfte riefen ihn auch mitunter nach Civitavecchia und Livorno. Und in allen dieſen Orten war Beppo mehr als übermüthiger Landjunker denn als beſcheidener Campagnawirth bekannt.

Was ſeinen Wohlſtand anbelangt, ſo hatte er Grund, fremden Einblick in ſeinen Beutel und Kaſten fernzuhalten, darin es ein gar ſeltſames Fluthen und Ebben gab. Was in Grund und Boden ſtak, ließ ſich allerdings nicht verbergen. Von ſeiner Oſteria aus erblickte er zwei Caſali, die er mit Allem, was dazu gehörte, ſo gut als ſein Eigen nennen konnte. Solche Caſali ſehen eher Thürmen und kleinen Feſtungen ähnlich als Meierhöfen, was ſie denn doch ſind. Im Mittelalter, als die römiſchen Barone mit unermüdlicher Luſt einander befehdeten und zunächſt immer darauf ausgingen, des Feindes Aecker, Weinberge und Olivenwälder zu verwüſten, mag ſich die Anlage der Meierhöfe als kleiner Trutzburgen und wehrhafter Vorrathskammern empfohlen haben. Aber auch die fieberträchtige Sommerluft der Campagna bedingt dieſen hochſtrebenden Bau. Wenn die Ernte eingeheimſt iſt, unabſehbar weithin die wellige Ebene ſengt und dorrt, dann iſt für diejenigen, die in den Wirthſchaftsgebäuden ausharren müſſen, nur in Thurmeshöhe ein halbwegs geſunder Athemzug möglich.

Dieſe Meierhofthürme beſtieg Beppone, wenn er ſich mit Einem Blicke vom Stand ſeiner Saaten unterrichten oder vom Fleiße ſeiner Schnitter überzeugen wollte. Er hat deren hundert ausgeſchickt, die in langer Zeile mit blitzenden Siecheln das Ackerfeld anfallen. Roth, Blau und Weiß frißt ſich tief und tiefer in den gold'nen Aehrenwald ein, ihn umlegend — es iſt, als übermannten große Blumen die dichten Colonnen des Halmenheer's. Ob ein ſolcher Anblick das Herz des ſtrebſamen Bivioswirthes erfreute? O gewiß kannte und liebte er die Arbeit und Poeſie der Campagna, aber ſicher mehr noch deren verſchwiegene Geheimniſſe.

Außer den beiden Söhnen hat Beppo noch ein Töchterchen, das jetzt ſieben Jahre zählen mag. Das Kind ſcheint abſichtlich ſich ſelbſt und der Verwilderung überlaſſen zu ſein; obgleich verwahrloſt, iſt es aber ein unendlich rührendes, kleines Weſen. Die großen dunklen Augen blicken ſcheu und ſo traurig, als hätten ſie noch nie geſehen, was Freude iſt. Ebenſowenig kennt der Mund ein Lächeln und kaum ein Wort verräth den Tag über, daß er nicht völlig ſtumm iſt. Niemand im Hauſe kümmert ſich um die Kleine; den Vater fürchtet ſie, ſo daß ſie zittert und wenn er ſie anblickt, die Buben ſtoßen ſie von ſich oder zerren grob an ihr und die häßliche Alte peinigt ſie. Vor den Gäſten darf ſie ſich nicht blicken laſſen, das weiß ſie, und das iſt ihr empfindlich eingeſchärft worden; zu Hauſe hat ſie kein ruhiges Winkelchen, draußen aber mag ſie ſich herumtreiben, wo und wie ſie will.

Betta heißt die Kleine. Ihr liebſter Aufenthalt iſt außerhalb der Laube am Zaun bei Buſch und Baum. Da gucken mit klugen Aeuglein die Eidechſen aus dem Verſtecke und huſchen grünen Blitzlichtlein gleich an Latte und Stamm auf und nieder, ruckweiſe tiefathmend, beſtändig zickzackend. Das Kind hat keine Scheu vor dieſen ſmaragdenen Thierchen und dieſe fürchten ſich nicht vor ihm; ſie laufen ihm in den Schooß und über die nackten Beinchen und blicken theilnahmsvoll zum bleichbraunen Köpfchen auf. Die kleine Hand ſtreichelt ſie lind und wirft nicht Meſſer nach ihnen, wie die Buben thaten, welche jubelten, ſo oft ſie ſolch' ein artiges Geſchöpfchen an den Baum hefteten, und einander die Treffer vorrechneten.

Auch unter die Vipern in der Macchia dürfte ſich Betta legen und bliebe unverletzt; ihr Blick würde

deren Tücke entwaffnen. Sie haben ja keine Urſache, ihr ſeind zu ſein wie ihren Brüdern, welche mit kecken Fingern aus ſchwülem Geklüft Schlangen und Nattern hervorholten, um ſie bei lebendigem Leibe zu ſchinden.

Aber vor der Macchia hat die Kleine eine inſtinctmäßige Scheu. Das Wort erfüllt ihre Phantaſie mit unklaren Schreckbildern; ſie ſieht zu oft ihre böſen Brüder dahin wandern und fürchtet ſich, ihnen dort zu begegnen.

Dafür eilt ſie oft querfeldein, hügelan und hügelab, ſo weit ihre Füßchen ſie tragen können, bis ſie an ein großes Waſſer kommt, oder bis der Hunger ſie zwingt, heimzukehren. Die halbwilden Hunde der Schafheerden thun ihr nichts zu Leide, die ſilbergrauen Rinder ſenken gegen ſie nicht drohend die Hörner — mit der Thierwelt ſteht ſie überhaupt gut, ſie weiß und fühlt nur, daß die Menſchen grauſam ſind, und flieht ſie.

Wenn ſie Blumen oder helle Beeren gepflückt hat und ihrer überdrüßig geworden iſt, oder wenn ſie ſich hinter bunten Schmetterlingen her müde gelaufen hat, legt ſie ſich wohl zu tiefſt in eine grüne Mulde und weint ohne zu wiſſen, warum, oder ſchläft, unbekümmert, wie lange.

Einmal las ein Hirt das zarte Kind halberfroren auf, umhüllte es ſorgſam mit ſeinem Pelzröcklein und trug es in die Oſteria, in die ſehnſüchtigen Arme des Vaters, wie er meinte. Ein kalter Dank war aber der Lohn für dieſe menſchenfreundliche That.

Die Herzloſigkeit Beppos gegen ſein jüngſtes Kind wurde mannigfach beredet und gedeutet. Einige meinten, Beppone ſei zu ſehr Mann, haſſe die Weiber, hätte, wenn's anginge, einen Mann geheiratet, wie er denn auch ſeine Frau vernachläßigt habe. Andere ließen Letzteres gelten, folgerten aber, daß der Alte dann vielleicht Grund habe, das kleine Ding für ſo ein Kukuksei zu halten, nach welchem kein rechtſchaffener Hausvater Verlangen trage. Wieder Andere waren der Anſicht, das Kind ſei ſchon jetzt ein kleines Närrchen, habe die unglückliche Anlage von der Mutter und werde ſicherlich wie dieſe in den Narrenthurm kommen; es ſei daher das Beſte, das arme Geſchöpf wild aufwachſen zu laſſen. Der Wirth kannte dieſe Muthmaßungen, ohne ihnen entgegenzutreten oder ſie zu berichtigen.

Eines Tages war ein in der Gegend unbekannter Gaſt Zeuge der mißhandelnden Art, wie man das Kind entfernte, Zeuge des grollenden Blickes, den der Vater auf dasſelbe warf. Dieſer Fremde that, während er ſich zum Fortgehen anſchickte, zu ſeinem Tiſchnachbar den merkwürdigen Ausſpruch: „Der Wirth hat zwei Augen zu viel in ſeinem Hauſe, weil ſie, wie's ſcheint, die einzigen unſchuldigen ſind.“

Wie die Folge gelehrt hat, war dieſer Unbekannte auf richtiger Spur.

Thatſache iſt auch, daß Betta's Mutter, Beppo's Gattin, Signora Agneſe im Irrenhauſe dahinſiecht; man brachte ſie vor zwei Jahren dort unter, nachdem ſtilles Leid, tiefer Kummer, furchtbar laſtendes Schweigen bei einem plötzlichen Anlaß in Wahnſinn und ſelbſtgefährdende Tobſucht übergegangen. Auf die zunehmenden Schatten war eben die völlige Nacht gefolgt. Wer das milde, duldende Weſen der Frau gekannt hatte, dem ſchnitt es durch's Herz, ſich dieſelbe nun als Tobſüchtige denken zu müſſen. Aber ſelbſt im dunklen Vernichtungstrieb waltete noch der ſchonende Sinn der unglücklichen Frau — er richtete ſich nur gegen ihr eigenes verdüſtertes Leben.

Agneſe war eine ſanfte, anmuthige Erſcheinung, als Beppo um ſie warb. Er hätte eine reichere, ſtolzere Schönheit heimführen können, ſchien ſich aber gerade mit dem ruhigeren Werth beſcheiden zu wollen. Immerhin brachte Agneſe ein gutes Stück Geld in's Haus und es hing wenig Schwieger-

und Schwägerſchaft daran, was dem Manne offenbar zuſagte. Denn ſoweit verrieth ſich Beppone's eigenſte Natur immer, daß er, was er ſein nannte, völlig losgelöſt von Allem beſitzen und beherrſchen wollte. Zu Hauſe war er Despot; mit geſchmeidigen, einſchmeichelnden Manieren huldigte und lockte er nur ſo lange, bis er den Bethörten in ſeinen Bann gezogen, in ſein Intereſſe verflochten hatte, dann war er Herr, und Jener Sclave.

Schon nach wenigen Jahren war Agneſe eine grauſam enttäuſchte, tief unglückliche Frau. Aber ſie klagte nicht; ihr Mund ſchloß ſich um ſo herber, ihr Auge wurde um ſo trockener, je mehr ſie um das Leben und die Unternehmungen ihres Mannes zur Wiſſenden wurde. Ob ſie, die Frau des glücklichen, luſtigen Beppone, mit der letzten Campagnuolin, mit der ziehenden Bettlerin, ja ſelbſt mit dem gehetzten Brigantenweib getauſcht haben würde? — ſie ſprach es nicht aus, aber ihr harmvolles Antlitz ließ derlei Vermuthungen aufkommen.

Es iſt der Blitz, welcher auf Augenblicke die Gewitternacht erhellt und ihre Schrecken ermeſſen läßt. Er iſt kein Licht ſchöner, freudiger Ordnung, vielmehr iſt's die Finſterniß, der Sturm, das tobende Chaos, welches ſich denſelben wie zu eigenem Triumphe aufzündet. Solchem Blitze glich der Aufſchrei, mit welchem ſich der Wahnſinn des gequälten Weibes ankündete.

Unfern der Oſteria, gegen die Macchia zu, durchſchneidet die Straße eine anſehnliche Terrainwelle, ſtatt über ſie zu ſetzen; ſie bildet ſonach einen Hohlweg, deſſen Lehnen ungleich hoch ſind. Die linke Wand iſt ſteinig und ſtark überhängend, und vom Rand oben läßt ſich tief allerlei grünes Gerank und Geſchlinge herab. Die Schlucht iſt romantiſch. Wer aus dem frei ergoſſenen Campagnalichte in das braune Düſter tritt, erſchrickt und fühlt fröſtelnd den kühlen Schatten. Wanderer und Hirten ſuchen unter der Wand Schutz und die kleine verſchüchterte Betta hat ſchon manche ſchüttende Gewitterſtunde hier verkauert.

In dieſem Hohlweg wurde vor zwei Jahren in einer ſternkargen Octobernacht ein Mädchen ermordet gefunden. Einer von Beppo's dreſſirten Hunden hatte plötzlich ſehr nachdrücklich angeſchlagen, ein Knecht war auf dieſen wachſamen Ruf an Ort und Stelle geeilt und glaubte an dem regungsloſen Körper noch Lebenswärme zu entdecken. Schnell machte er ſeinem Herrn davon Anzeige, den er noch wach und in häuslicher Bequemlichkeit traf. Dieſer ordnete an, daß der grauſige Fund unberührt auf dem Flecke bleibe und gehütet werde, ſchwang ſich mit ſeinen Söhnen auf's Pferd, um in verſchiedenen Richtungen dem muthmaßlichen Mörder nachzuſetzen, und begab ſich am frühen Morgen ſelbſt nach Rom, von wo er gegen Mittag mit den zur Erhebung des Thatbeſtandes entſendeten und mit der Unterſuchung betrauten Herren zurückkehrte.

Nachdem man die Schlucht und die Fundſtelle auf's Genaueſte in Augenſchein genommen, trug man die Leiche in eine der unteren Gaſtſtuben und legte ſie auf den langen Tiſch, zunächſt den Fenſtern. Unter das Haupt ſchob man ein Kiſſen. Da lag nun ein ungemein liebliches, lebensfreudiges Mädchen — todt mit weitgeöffneten Augen, in die ſich die doppelte Finſterniß der Nacht und der Schlucht verſenkt zu haben ſchien. Die ſchönen Züge ſpiegelten friedlichen Tod, zeigten aber keine Spur einer vorausgegangenen gewaltſamen Aufregung. Der reizende Mund war geöffnet, aber man durfte glauben, daß demſelben ſoeben ein gleichgiltiges oder koſendes Wort eher als ein letzter Hilfeſchrei, ein ängſtliches Stoßgebet oder gar ein wilder Fluch entfahren ſei. Auch in den ruhig gelagerten Gliedern zeigte ſich nichts Krampfhaftes, was auf Widerſtand und Kampf hätte ſchließen laſſen. Auf der linken Seite zwiſchen Bruſt und

Mieder ſtak ein Meſſer, das von oben herab in's junge, argloſe Herz gedrungen war. Der Stoß, von meiſterhafter Banditenhand geführt, mußte jäh das blühende Leben zum Stillſtand gebracht haben. Das Meſſer war ein ſolches, wie es jeder Campagnuole bei ſich zu tragen pflegt.

Sämmtliche Hausgenoſſen mußten vor die Commiſſion treten und wurden einzeln angeſichts der Todten, unter ihren ſtaar nachtenden Augen vernommen. Es geſchah kein anklagendes Wunder, das geſtockte Blut begann nicht wieder zu fließen.

Als die gramverklärte Geſtalt der Signora Agneſe ſich dem todten Mädchen näherte, wechſelten die Herren aus der Stadt unwillkürlich theilnamsvolle Blicke. Sie beugte ſich, noch eh' ein Wort an ſie gerichtet wurde, über die Leiche und muſterte mit kundigem Frauenauge des Mädchens Anzug.

„Aus Nettuno!" flüſterte ſie. Es war mehr geſeufzt als geſprochen, und ſchmerzlich zuckten ihre Mienen.

„Signora, wiſſen Sie vielleicht etwas Näheres von dieſem unglücklichen Geſchöpf?" fragte der Sprecher der Commiſſion.

Aber die Angeredete ſtierte verlorenen Geiſtes auf's blutige Meſſer und tappte mit unſicherer, kindiſcher Hand darnach.

„Signora Agneſe!" mahnte der Sprecher befremdet.

Dieſe aber zerrte jetzt an ihren Kleidern, eifrig bemüht und doch unvermögend, ſich auszuziehen, und mit tanzendem Sprunge rief ſie aus: „Jetzt werden die Weiber abgeſtochen, das iſt geſcheidt!"

Eine blöde Freude flog leuchtend über ihr Geſicht.

Kein Zweifel mehr, man hatte eine Wahnſinnige vor ſich.

Mit einem gräßlichen Befreiungs- und Jubelruf hatte ſie die Umnachtung ihres Geiſtes, die Nacht, in der all' ihr qualvolles Denken und Wiſſen unterging, begrüßt — wie arg mußte ihr das lichte Leben mitgeſpielt haben! —

Nach der Vernehmung des Hausgeſindes machten ſich die wiſſenſchaftlichen Finger und Inſtrumente an die nackten Glieder des ſchönen Mädchens. Sie konnten kein Merkmal einer an demſelben verübten äußeren Gewaltthätigkeit entdecken, wohl aber ließ ſich erweiſen, daß die Fremde einen weiten Weg zurückgelegt haben mußte und daß ſie ſeit einer Reihe von Wochen ein keimendes Menſchenleben unter ihrem Herzen trug. Viel mehr förderte auch die weitere Unterſuchung nicht zu Tage; der Mord blieb ein Räthſel, die Wahnſinnsſcene ein peinlicher Zwiſchenfall, dem Vorgehen und der Unbefangenheit Beppone's konnten ſelbſt die Herren vom Gericht ihre Anerkennung nicht verſagen.

Den Abſchied von ſeiner armen Frau mit männlicher Faſſung zu ertragen, fiel dem Vivio-Wirth nicht ſchwer; dagegen ſchien er eine ſchlimme Wirkung des blutigen Vorfalles auf den Ruf ſeiner Oſteria zu fürchten, denn er wetterte auf die verrufene Macchia, die ihm zu ſeinem Schaden und Verdruß ihre Mordgeſellen bis knapp vor die Thür ſchicke.

Nach wie vor durchkreuzte Beppo die Campagna und ließ ſich in den nächſtgelegenen Städten des Sabiner und Albanergebirgs ſehen. Einer ſeiner erſten Beſuche hatte der muthmaßlichen Heimat des ermordeten Mädchens, Nettuno, gegolten und von da brachte er eines Tages eine Wirthſchafterin nach Haus. Es war dies keine junge Perſon, was von den Bewunderern Beppone's als beſonderer Zartſinn und Enthaltſamkeit vermerkt wurde, ſondern eine verwitterte Alte von ausdrucksvoller Häßlichkeit, wie ſolche ſich in Italien neben berückender Schönheit ſo häufig findet. Das Verhältniß zwiſchen dem tyranniſchen Herrn und dieſer Dienerin machte ſich vom erſten Augenblick an als ein eigenthümliches bemerkbar. Sie nahm ſich ſehr viel

heraus, lezte namentlich ihren Gaumen über Gebühr, und er, er ließ es ungerügt hingehen. Sie sprachen selten miteinander, mieden sich, so sehr sie konnten, und verständigten sich mehr mit Blicken als mit Worten. Es waren dies aber keine freundlichen Blicke, sondern trotzige, höhnische. Was die Beiden aneinander band, mußte jedenfalls von zwingender Kraft sein, denn so viel ersichtlich, haßten sie sich. Vielleicht hielt wechselseitige Furcht zusammen, was der Haß gesprengt hätte; vielleicht wurzelte das einigende Interesse in einem gemeinsamen Geheimnisse. Gewiß hatte Jedes gegen den Anderen einen Trumpf in der Hand und zögerte doch, ihn auszuspielen.

Mit dem Eintritte der häßlichen Alten begannen für die kleine Betta die schlimmen Tage. Früher hatte sie, wenn auch eine traurige, so doch eine liebende Mutter; jetzt war sie hinausgestoßen in die weite Campagna und allen Unfällen angelegentlichst überantwortet. Wenn dem zarten Kind etwas zustöße? Je nun, wen sollt' es kümmern?

Doch Kinder haben ihren Schutzgeist. So dachten die beiden wandernden Campagnuolen wohl auch, welche die Kleine gar droben am grauen, nach faulen Eiern riechenden Wasser des Schwefelsees fanden. Bei ihrem Anblicke kamen sie auf den Mädchenmord im Hohlweg zu sprechen, über welchen sie noch immer den Kopf schüttelten. Meinte der Eine: „Das Kind läßt man herumlaufen, als sollt' es lieber heut' als morgen ein Engel werden."

Der Andere erwiderte: „So mir nichts Dir nichts kann's nicht aus der Welt verschwinden. Glaub' mir, die, welche die Mutter abgeholt haben, wissen auch, warum sie auf's Kind ein Aug' haben müssen. Die Kleine kann sie Alle überleben, welche ihr unter der Hand den Tod wünschen."

Wenn man also nicht in der Osteria saß und den liebenswürdigen, allzeit aufgeräumten Wirth vor Augen hatte, so machte man sich immerhin Gedanken über die blutige That in der Wegschlucht und zuweilen war man nicht weit mehr entfernt von dem ausgesprochenen Verdachte, daß jener meisterhafte Todesstoß wohl gar von Beppone selbst hergerührt haben könne. Aber ein schönes, armes, zu Fuß pilgerndes Mädchen zu morden, welchen Grund sollte er zu so kalter Grausamkeit gehabt haben? Das war freilich schwer einzusehen. Wie aber, wenn das schöne Kind von ihm bethört und verführt war; wenn es sich auflehnte gegen den herrischen Geliebten, der es in Geduld seiner harren und im Verborgenen bleiben hieß; wenn es den langen Weg antrat, ihn leidenschaftlich an sein gegebenes Wort, an Schwur und Versprechen zu mahnen; wenn es, vielleicht selbst schon vom Wankelmüthigen wieder vernachläßigt oder verstoßen, als werdende Mutter für ihr Kind den Vater aufsuchte; wenn es ihm in seinem eigenen Hause eine Scene machen wollte, wie solche durchaus nicht nach seinem Geschmacke sind?

Das allerdings konnte den eigenliebigen, gewalthätigen Mann aufbringen. Aber trafen diese Annahmen und Deutungen auch wirklich zu? Dem Anscheine nach durchaus nicht. Das Gericht konnte nicht nur nichts gegen Beppone ausrichten, sondern hat ihn sogar mit Achtung behandelt. Und in der That trägt er seit geraumer Zeit den Kopf stolzer und freier als zuvor, entwickelt einen köstlicheren Humor als je zuvor.

Ein rüstiger Vierziger, mit kaum angegrautem Vollbart und Haupthaar, stattlich gebaut und Dank seinem Jagd- und Reiterleben von unverrosteter Elasticität, in Haltung und Tracht eher ein Landedelmann als Bauer, zuversichtlich und lebensfroh, scheint er erst jetzt in der Fülle seiner Kraft und Unternehmungen zu stehen.

Und in seinen Söhnen sind ihm Schüler und Gehilfen herangewachsen,

auf denen ſein Auge mit Stolz und Wohlgefallen ruht. Renzo hat das achtzehnte Jahr überſchritten und Cecchino mag um anderthalb Jahre zurückſtehen. Beide ſind kräftige, behende Burſche, in Schnitt und Präge unverkennbar nach dem Stempel des Vaters geartet. Der Blick iſt kalt für ihr Alter, in den Geſichtszügen zeigt ſich bereits Trotz und Uebermuth als vorherrſchende Eigenſchaft. Renzo iſt beſonnener in ſeiner Wildheit; Cecchin, von Natur aus ſanfter, artet aber, einmal erregt, deſto ärger aus.

Ihre Knabenſpiele waren grauſam.

Sie können ihren Namen ſchreiben und Geſchriebenes leſen, was ihnen ein dürftig bepfründeter römiſcher Meſſeleſer beigebracht hat, den Beppone in ſein Haus lud und ein paar Mal die todte Saiſon über bei ſich behielt. Er hatte ſeinen Spaß mit dem armen Prete, die Buben lernten, was ſie brauchten, da ſie ſich ja leider mit dem thätigen Leben begnügen müßten, und das Pfäfflein genoß da ſeine fetteſten Tage.

Pulver verpaffen, Hunde hetzen und Pferde tummeln lernten die Jungen frühzeitig, und zwar nicht in fremdem Dienſte, ſondern zu ihrem eigenen Vergnügen. Sie wurden auch in die eigentliche Sportswelt eingeführt und ſtellten da recht geſchickte und manierliche Geſellen.

Aber das war nicht die Hauptſache, ſondern wie der Vater ihr Lehrmeiſter war, ſo ſollten ſie auch ſeine willenloſen Werkzeuge ſein, bis er ſie freiſprach und freigab; das ſollte jedoch nicht früher geſchehen, als bis ſie mit ihrem Witz ſeinen alten Kopf erfolgreich überliſtet hätten. Mit dieſer Verheißung vertröſtete und ſpornte er ſie an. Selbſt abzudanken gedenkt er aber noch lange nicht, denn vorläufig iſt er mit ſeinem Kopfe gar wohl noch zufrieden.

Längſt ſind die Söhne eingeweiht in des Vaters Pläne und erweiſen ſich brauchbar in ſeinen öffentlichen Geſchäften wie in ſeinen verſchwiegenen Unternehmungen.

Geduld! Mit Schrecken kommt es an den Tag, welcher Art die letzteren ſind. Es iſt einer der erſten Octobertage 1867; die Sonne hat bald den halben Weg ihres Niederganges zurückgelegt. Beppone tritt vor die Hausthür und blickt die Straße entlang; er hat heute früh den Biagio aus Mentana mit einem Paar Maſtochſen vorüberziehen ſehen und ſcheint auf deſſen Rückkunft vom Markte zu achten. Renzo unterhält ſich mit Caſtor, dem Haushund. Das arme Thier muß ſich ſetzen, mit den Vorderbeinen aufwarten, im Maul überquer die Peitſche und auf der wagrecht vorgeſtreckten Schnauze ein Glas Rothwein tragen, ſo ruhig, daß auch nicht ein Tropfen überſchwippt. Nun iſt das Exercitium zu Ende, Caſtor gähnt gelangweilt und der große Bengel ſpuckt ihm in den Rachen.

Mittlerweile iſt der Erwartete nahe herangekommen.

„Schon zurück, Biagio?“ ruft ihm der Wirth entgegen; „haſt ein gutes Geſchäft gemacht?“

„So, ſo.“

„Wie hoch?“

„Dreihundert Scudi ... konnt's nicht höher treiben.“

„Haſt immerhin einen guten Schluck dabei verdient.“

„Geh' ihm auch nicht aus dem Wege, wie Du ſiehſt, Vater Beppo.“

Gaſt und Wirth treten in die Stube; ſie ſetzen ſich an den Zechtiſch, auf welchem damals das ermordete Mädchen gelegen, und ſprechen der ſtrohumflochtenen Flaſche rothen Orvietoweines zu. Renzo hat den Schenken gemacht, ſich aber gleich wieder entfernt. Die Männer ſind allein.

„Weißt Du, Biagio,“ beginnt der Wirth von Neuem, „daß Du eigentlich ein ausgemachter Schlaukopf biſt? Schlägſt Dein Vieh um guten Preis los, knapp bevor die Garibaldiner kommen und Dir's wegnehmen.“

„Sanct Michael und die heilige Madonna mögen uns bewahren vor den Rothhemden! Das iſt's auch nicht,

ſondern ich denke mir ſo: Maſtvieh, das man zu lang im Stall hat, frißt das wieder auf, was es Einem eintragen ſoll."

Beppone ſäumt nicht beizupflichten und der Gaſt ergeht ſich mit ſichtlichem Behagen in der Mittheilung ſeiner wirthſchaftlichen Pläne. Er und der luſtige Wirth ſind alte Bekannte und zwiſchen Freunden gibt's kein Hehl. Er bliebe noch gern, aber es iſt bereits um die Ave-Stunde, der Weg iſt weit und daheim erwarten ihn Weib und Kind.

„Alſo auf Wiederſehen, Vater Beppo!"

„Ei was! Noch ein Glas vom Beſten! Er iſt ſchwer, wird Dir aber leichte Beine machen. Ein richtiger Wirth läßt eine vollgeſpickte Katze nicht ſo bald aus dem Hauſe."

„Gut, mach' aber ſchnell."

Der Wirth geht ſelbſt den koſtbaren Tropfen holen. Ein halbunterdrückter Pfiff — und Renzo ſteht flüſternd neben ihm: „Cecchin iſt bereits voraus, ich habe mein Pferd im Schatten des obern Caſale ſtehen und kann noch einen völlig unverdächtigen Umritt machen."

„Gut; es iſt wenig Gefahr dabei, denn in ein paar Tagen haben wir die Garibaldiner hier und im größeren Wirrwar geht der kleinere unter." So die rückgeflüſterte Antwort des Vaters, der heiter ſummend wieder zu ſeinem Gaſt in die Stube tritt. Die neue Flaſche iſt ſchneller geleert, als die erſte; Biagio, trotz der launigſten Schnurren nicht länger zu halten, greift wohlgemuth nach ſeinem langen Stecken. Das ehrliche Auge des wildbebarteten Campagnuolen nimmt treuherzigen Abſchied — ein triumphirender Fuchsblick verfolgt eine Weile den rüſtig Ausſchreitenden.

Als Biagio an's Ende der Schlucht gelangt, iſt ihm, als höre er ſich leiſe und ängſtlich rufen. Er blickt auf und um ſich und gewahrt zwiſchen grünem Geſtrüpp das ernſte, blaßbraune Geſichtchen Bettas, die ihm zuflüſtert: „Nicht durch die Macchia gehen, Biagio!" und gleich ihren Lieblingsgeſpielen, den Eidechſen, blitzſchnell verſchwindet.

„Armes Kind, fängſt früh an! man wird Dich bald Deiner Mutter nachſchicken" — denkt Biagio mitleidsvoll und wandert fürbaß. Mit dem traurigen Geſchöpfchen ſeine geſunden Kinder vergleichend, beſchleunigt er die Schritte. Natürlich wählt er den kürzeſten Weg, den Spuk der Macchia fürchtet er nicht.

Plötzlich fühlt er ſich aber von zwei handfeſten Kerlen rückwärts gepackt, und eh' ihm noch ein Gedanke auf Vertheidigung beifallen kann, iſt er ſchon zu Boden geworfen. Der eine Wegelagerer ſchnürt ihm mit eiſerner Fauſt die Kehle zu, der andere durchſucht mit habgierigen Fingern vom Kopf bis zum Fuß ſeine Kleider. Aber umſonſt! Das Geld iſt nicht zu finden. In ihrer Erwartung getäuſcht, ſchlagen die Buben mit beſtialiſcher Wuth auf den Unglücklichen los, bis er ſich nicht mehr rührt, und entweichen in die Nacht der Macchia.

Nach anderthalb Stunden ſchwankt Biagio wieder der Oſteria zu. Er iſt vor Schmerzen blöd in ſeinen Gedanken, ſonſt müßt' ihm die kleine Warnerin einfallen. Er hat ſich für den näheren Zufluchtsort entſchieden und begibt ſich in die Löwenhöhle. Im Haus war's bereits ſtill, aber in der Gaſtſtube brannte Licht. Beppone kommt ihm mit lauerndem Erſtaunen entgegen: „Biagio, Du zurück? Haſt was vergeſſen? Um Gottes Willen, wie ſiehſt Du aus?"

„Birbanti haben mich überfallen. Schaff' Waſſer herbei, leuchte mir in's Bett, ich bin an allen Gliedern zerſchlagen.

„Armer Teufel! Ich hätte Dich nicht fortlaſſen ſollen. Accidente!.. Daß Du wenigſtens doch noch mit dem Leben davon gekommen biſt. Danken wir der Madonna für dieſes Wunder."

„Gott ſei Dank, auch meine Quattrini ſind gerettet. Es waren Anfänger in ihrer Kunſt — haben nicht an den Hut gedacht.“

„Deſto beſſer! So iſt's ja verhältnißmäßig noch gut abgelaufen. Haſt Du Keinen erkannt?“

„Sie hatten die Geſichter geſchwärzt und gaben keinen Laut von ſich.“ —

Biagio war zu Bette gebracht, konnte aber nicht ſchlafen. Die blutunterlaufenen Beulen und Brauſchen ſchmerzten ihn von Viertelſtunde zu Viertelſtunde mehr. Es war nahe an Mitternacht und länger hielt er's nicht aus; er mußte ſich Oel verſchaffen zur Linderung ſeiner wunden Flecke. Doch Beppo ſchläft bereits; von ſeinen Söhnen hat er nur den Einen flüchtig zu Geſicht bekommen; im ganzen Hauſe regt ſich nichts mehr ... Ei was, der Gaſt weiß ja Beſcheid im Hauſe. In der Zechſtube muß ſich eine Caraffina mit Oel finden und die Thür iſt ſicherlich nicht verſchloſſen.

Biagio macht ſich auf und ſchleppt ſich barfuß die Stiege herab.

Wie erſtaunt er aber, indem er zu dieſer Stunde noch ſprechen hört in der Stube. Kurze Sätze, auffallende Heimlichkeit! Der Vater im Finſtern mit ſeinen Söhnen allein! Horch ...

„Ihr bleibt ewig Stümper. Das Hutunterſutter zu durchſuchen vergeſſen, das iſt zu viel.“

„Aber, Vater, wer hätte dem Biagio dieſe Vorſicht zugetraut? Wir dachten, Ihr hättet ihm das Geld abgenommen und wir ſollten lediglich für den Schein ſorgen.“

„Das Beſte iſt noch, daß er euch nicht erkannt hat; er iſt zurückgekehrt.“

„Zurückgekehrt? Dann entkommt er uns nicht zum zweiten Mal.“

„Jetzt ſteht die Sache anders; er darf nicht in die Lage kommen, über ſeinen Fall nachzudenken. Ich verlaß' mich nur auf mich ſelbſt. Er ſchläft im hintern Zimmer, ober der Pergola. Geht und grabt unterhalb, aber außen beim Zaun, ein Loch ... tief, der Hunde wegen. In einer Stunde glaub' ich fertig zu ſein ... dann werf' ich ihn euch zum Fenſter hinaus und ihr wißt, was ihr zu thun habt. Verſtanden?...“

Man denke ſich, wie Biagio jedes dieſer Worte mit gierigen Ohren auffing. Furchtbar klar wurde ihm der Zuſammenhang der Dinge, aber auch blitzſchnell durchzuckte ihn ein Gedanke, der Rettung und Rache zugleich in ſich barg. Und als der alte Sünder ſeine Söhne hinausbeſchied, murmelte Biagio ein: „Maledetti, Ihr ſollt mich kennen lernen“ durch die Zähne und ſchlich wieder auf nackten Sohlen in ſeine Schlafſtube hinauf.

Was Alles ging in der folgenden Stunde durch Biagios Seele!

Er trug in den ſteifen Ledergamaſchen ein langes Meſſer — die Buben hatten es ihm nicht abgenommen — das zog er und ſtellte ſich an die Thür des Gemaches, lauſchend, bald fieberdurchglüht, bald froſtdurchſchüttelt. Erſt ſprühten ſeine Gedanken nur Wuth: „Ja, wer hätte dem guten Kerl Biagio dieſe Vorſicht zugetraut!... Während er mit mir trank, ſchickte er ſeine Buben hinaus, mich berauben, mich kalt machen zu laſſen... ſo lange kenn' ich ihn und trug ihm immer ein offenes Herz entgegen und hab' große Stücke auf ihn gehalten. Schuft! hier ſteh' ich und warte, und wenn Du kommſt, ſtürz' ich mich auf Dich und ſteche Dich nieder — ſo!... Ha, ſollſt mich kennen lernen! Und in alle Welt ſchrei' ich dann: Wißt Ihr, wer der Wolf, der Tiger der Macchia iſt, wer ſein Weib verrückt gemacht, die ſchöne Nettunerin umgebracht hat und ſeine Kinder zu Briganten erzieht? Hier liegt er... Preis her! ich, der dumme Bauer Biagio, habe den ſeinen Herrn übertölpelt, hab' das große Ungeheuer erlegt...“

„Und dumm, dumm bin ich geweſen. „Geh' nicht durch die Macchia,“

hat die Kleine geſagt... hätt' ja doch ſchon am traurigen Geſichtchen erkennen ſollen, daß das arme Kind mehr weiß, als es ertragen kann. Sollſt lachen lernen, liebe Kleine! Ich räche auch Dich und Deine Mutter... Der Schändliche iſt nicht werth, daß Du ihn Vater nennſt. Wirſt ihn vergeſſen, eh' Du zum Verſtändniß kommſt und ihm fluchen mußt..."

„Doch muß ich denn auch? — Blut, Blut iſt ein furchtbar Ding... o heilige Madonna, ein furchtbar Ding, ein Flecken, der ſich nicht wieder wegwaſchen läßt..."

„Und kann ich nicht noch entfliehen? — Entfliehen... ha, ha, nachdem ſie mich zum Krüppel geſchlagen! Iſt nicht der Alte wach? und graben die Buben nicht ſchon draußen das Loch für mich?... Feiglinge, Drei gegen Einen!"

„Horch! — Ich will doch erſt ſehen, ob er mit einem Meſſer, einer Axt, einem Dolch kommt... bin ja der Jüngere... ob er ſich auf's Bett ſtürzen will, den Schlafenden zu morden — Scheuſal, den Schlafenden!... Horch, Horch!"

Und herauf kam's leiſen Schrittes und die Thür ging auf.

Biagio zog ſich gegen die Angel zurück.

Grauſchwarz ſchaute die Nacht zum Fenſter herein.

Beppo kam, das Mordwerkzeug in der Hand — furchtbarer Augenblick!

Zwei Mordgedanken kreuzen ſich.

Beppo ſchleicht vorgebeugt, die Hand zum Mord erhoben, gegen das Bett vor... da, ein Tigerſprung, ein gewaltiger Stoß und das rächende Meſſer hat dem mordſinnenden Verräther den Lebensfaden durchſchnitten... das Ach der Ueberraſchung geht in Todesröcheln über.

Von ſeiner That überwältigt, brach auch Biagio zuſammen, doch der kalte Schweiß bringt ihm die Beſinnung wieder. Und es iſt ein grauenhaft kaltes Thun, das nun folgt.

„Das Grab iſt gegraben, es ſoll ſeine Beute haben... Macht, daß Ihr den Todten verſcharrt, eh' ihm der Tag in's Antlitz leuchtet, ſonſt gehen Euch die Augen über."

Und Biagio zieht dem Todten und zieht ſich die Kleider aus, und er bekleidet ſich mit des Todten blutigem Gewand, den Leichnam aber mit ſeinen Beinkleidern, ſeiner Weſte, ſeiner Jacke, ſeinen Gamaſchen — Alles mit grauſiger Ruhe und Ueberlegung.

Dann öffnet er das Fenſter und ſchiebt durch dasſelbe dem Grab ſeine Beute zu.

„Jetzt ſind ſie an der Arbeit und der Weg iſt frei... ja, ein Weg iſt noch zu thun, dann dürft ihr zuſammenbrechen, zuckende Glieder..." —

Am hellen Morgen hielt ein Trupp Gendarmen vor der Oſteria. Auf die Frage, wo ihr Vater ſei, antworteten die Söhne, ſie wüßten es nicht; ein Freund ſei geſtern Abends in der Macchia angefallen und ausgeraubt worden und habe ſich hieher geſchleppt... Der Vater habe ihm heute früh wahrſcheinlich das Geleite gegeben, während noch Alles ſchlief.

„So... vielleicht können wir Euch behilflich ſein, den Vater zu ſuchen," lautete die Antwort des Gendarmenführers.

Und die Söhne mußten das friſche Grab aufgraben, und die Sonne, die Alles an den Tag bringt, leuchtete in die Grube, und ſie erkannten ſchaudernd das entſtellte Antlitz ihres Vaters, während der Todtgeglaubte, das Opfer ihrer Anſchläge, in demſelben Augenblick wie ein Rachegeiſt aus der andern Welt vor ihren Augen ſtand.

„Misericordia, Misericordia!" wimmerte Cecchin auf den Knieen, während Renzo auf die Leiche ſtierte, über welche kein Witz hinweg half.

Die Wirthſchafterin ſchlug, als ſie ihren todten Herrn erblickte, eine grelle Lache des Hohns auf. Der Todte konnte nicht mehr gegen ſie zeugen, wohl aber ſie gegen ihn.

Die kleine Betta aber, deren ſich Biagio annehmen wollte, war nicht aufzufinden. Nach einigen Tagen zog man ihre Leiche aus dem weit in's Waſſer vorragenden Uſergeſtrüpp des Anio. Selbſtmord eines Kindes!

* * *

Dem Erzähler dieſer Begebenheiten war es nicht um ein Senſationsſtück zu thun; ein ſolches wäre durch Häufung von Greueln und Verzicht auf pſychologiſche Begründung unſchwer zu beſchaffen geweſen. Gerade aber auf die innere Motivirung richtete er ſein beſonderes Augenmerk, und gelang ihm dieſe, ſo fällt von ſelbſt auch eine beherzenswerthe Moral ab; denn der Menſchen, welche, in ihren Kopf und Witz verliebt, bei ihrer ſelbſtſüchtigen Lebensführung die Impulſe des großmüthigen Herzens entbehren zu können glauben, gibt es leider viele. Weiters beſchäftigte den geſchichtsliebenden Erzähler wiederholt die Frage, wie wohl, von den beſonderen, drängenden Zeitumſtänden abgeſehen, das Naturell jener kleinen Gewalthaber beſchaffen ſein mochte, an denen das italieniſche Mittelalter ſo reich iſt: meiſt aus der unterſten Schichte des Volkes hervorgegangen, mit gewinnenden Eigenſchaften ausgeſtattet, verwegen und verrucht zugleich, haben dieſe Tyrannchen ebenſo kühn gefrevelt als gehandelt. Dieſen erfolggekrönten Virtuoſen des Frevels gegenüber kann Beppone allerdings nur die Rolle eines kleinlichen Epigonen beanſpruchen; aber vielleicht erkennt man denn doch, daß er mit Jenen aus gleichem, noch immer triebkräftigem Holze geſchnitten iſt.

Ein Idyll am Meerſtrand.

Rügen 1875.

Gold'ner Sommerſonnenſchein
Liegt auf weitem Meeresplane,
Friſch vom Meer her weht die Briſe,
Schwüle Juligluthen lindernd.

Auf der Meerfluth ſtolzbewimpelt
Schweben deutſche Panzerſchiffe,
Fernab hall'n Commandorufe
Und der Donner der Geſchütze.

Nah dem Meerſtrand unterm Zeltdach
— Zechend, ſcherzend, lachend — haufen
Luſtiger Geſellen drei,
Sich des Kegelſpiels erfreuend.

Und der Eine bin ich ſelber,
Albions ſtolzer Sohn der And're,
Seine Heimat nennt der Dritte
Fern den Meerſtrand von Sorrent.

Seltſam mit dem Sang der Wogen,
Mit der Salven lautem Krachen
Eint ſich unſ'rer Kugeln Rollen
Und der Kegel dumpfes Poltern.

Auf der Kugelrinne ſitzt
Flügellahm ein zahmer Habicht;
Wenn die Kugel anrollt, ſpringt er
Jäh empor und kreiſcht verwundert.

Weithin über's Meer hin ſchweifen
Meiner Spielgeſellen Träume
Zu den Hochgebirgen Schottlands
Und zur fernen blauen Grotte.

Ihrer Liebſten denken Beide,
Und ſie thun gar manchen Fehlwurf,
Und der Eine flucht: Goddam!
Und der And're ruft: Per Bacco!

Und auch ich, ich denke dein,
Blondgelocktes deutſches Mädchen,
Deutſche Liebe ſchwellt die Sehnen,
Stärkt zu allen großen Thaten.

Kegelnd wie ein junger Gott,
Werf' ich oftmals alle Neune,
Daß der Kegeljunge ſingend
Seine Mütze hoch emporwirft.

Und nach jedem guten Wurfe
Trink' ich auf dein Wohl, Geliebte,
Und das Kelchglas, das geweihte,
Schleudr' ich jauchzend in die Meerfluth.

Albert Moeſer.

Beim Schätzlein am Fenſter.

Eine Geſchichte aus den ſteiriſchen Alpen von P. K. Roſegger.

Die Jagd war unglücklich ausgefallen. Der Fürſt hatte einem Treiber die rechte Hand durchſchoſſen. Der Geſchoſſene aber hatte Weib und Kind, ſonſt nichts für ſich und ſeine Familie, als dieſe Hand; er war Waldarbeiter und bei ſolchem Geſchäfte muß die Rechte allemal wiſſen, was die Linke thut, weil ſie derſelben in Allem beizuſtehen hat.

Gut war noch das Eine, daß der Fürſt es geweſen, der in Unacht den böſen Schuß gethan hatte, und die Leute ſagten: „Sei froh, Thoma, jetzt biſt verſorgt für alle Tage, die Dir Gott vom Himmel gibt!“

Und Gott gab ihm noch manchen Tag vom Himmel, nahm ihm hingegen ſein Weib — da ſtand er, der Krüppel mit ſeinem Kinde, einer heranwachſenden Tochter, allein. —

In einem Thale jenes Gebirges ſteht das Schloß Hollerſtein. Es iſt ein großes, altes Gebäude, der Sage nach einſt von Raubrittern gegründet, von Templern erobert und bewohnt, durch die Türken zerſtört und als Jagdſchloß für den Fürſten wieder erbaut. Die längſte Zeit des Jahres ſtand Hollerſtein leer und wurde nur von einem Vogte bewacht, einem Invaliden aus dem Franzoſenkriege. Als nun der eine Invalide ſtarb, kam der andere d'ran — der Thoma mit der durchſchoſſenen Hand. Der bekam im Schloſſe zwei große Stuben und ein kleines Gemach, und darin wohnte er nun, und war der alten Mauern und dem blühenden Kinde treuer Wart.

Die grauen Steine ſind leicht zu hüten, aber ein hübſches Mädchen, das zwiſchen dem Kinde und der Jungfrau in der Schwebe iſt, wie ein Blüthenreis in der Nacht zwiſchen April und Maien, iſt Gefahren ausgeſetzt, von welchen der alte Thoma ſelbſt nicht viel Ahnung hatte. Es iſt ſcheinbar eine kühle oder laue, ruhige Nacht, aber es iſt dunkel und das Mädchen ahnt, bangt in das Ungewiſſe hinein. Es fühlt wohl, daß ihm ein anderes Leben kommen müſſe — es fiebert leiſe zwiſchen Froſt und Sonnengluth...

Julina hieß ſie. Julina ging nun in das achtzehnte Jahr. — Ich wollte, ich könnte malen, ich würde dem freundlichen Leſer ein Bildchen ſchenken, das er aufſtellen ſollte an dem trauteſten Platz ſeines Heim. Im rauhen Gemäuer des Schloſſes ein Fenſter, deſſen offene Flügel mit den klaren, ſechseckigen Zellenſcheiben in der Morgenluft leiſe fächeln. Das Fenſter iſt einen Stock hoch in der Mauer, aber die Ranken des Epheu ſind doch hinangeklettert und umkränzen die Rahmen und ſchwingen und ſchlingen ſich über das Geſimſe hinein und möchten am liebſten auch das holdſame Mädchen umſchlingen, das mit ſeinen goldfarbigen Locken am Fenſter ſteht und juſt mit zarter Hand ein Dornröslein befeſtigt an der blüthenweißen, ſchmiegſamen Pfaid ſeines Buſens. Sein Lippenpaar iſt auch ſo ein Dornröschen, ſo knoſpend, ſo friſch; und wer ihm in's große, helle Auge ſchaut, der kann ein Vöglein d'rin ſehen — es iſt das winzige Spiegelbild einer Schwalbe, die heiter zwitſchernd auf einem Zweige wiegt und dann luſtig um den Thurm des Schloſſes kreiſt.

Ja, ihr Närrchen! wenn ſchon der immergrüne Epheu und die loſe

Schwalbe um das Mädchen minnen, wie erſt die warmlebigen Burſchen des Thales! — Es iſt ja ſo wunderbar, ſo närriſch, ſo göttlich auf dieſer Welt! — Am Abend, wenn die Schwalbe ſchon längſt in ihrem Neſte hockt und den ſtillen, ſüßen Freuden des Familienlebens obliegt, und wenn über den ſteinigen Höhen des Tauern der Mond aufſteigt, ſchamrothen Antlitzes zuerſt wie ein Junge, der das erſtemal minnt, doch helleren, keckeren Auges bald die Mauern des Schloſſes beſcheinend, und im Gemache einen ſcharfen Schatten ſchneidend aus dem Köpfchen der jungen Maid, die wiederum am Fenſter ſteht — zu ſolcher Abendſtunde mögt ihr heimlichen Lauſcher wohl einen wunderlichen Geſang hören unten im Haſelgeſträuche. Anfangs iſt es nur eine Entſchuldigung:

Meine Schuh, die i trag,
Sein vom Fuchsleder gmacht,
Sie ſchlafen beim Tag
Und gehen aus bei der Nacht."

Gleich darauf mag ſchon das Geſtändniß kommen, das Geſtändniß von warmer Neigung oder einer heißen Herzensſehnſucht; es kann ein glühend Verlangen werden, gemildert nur durch die anmuthig ſchalkhafte Liebesform, in welche ſchon die Alten ihre trotzigen Wünſche zu kleiden gewußt haben. Auch den Jungen nun iſt ganz dasſelbe mundgerecht.

Nicht abhold ſind die Mägdlein ſolchem Cultus der Liebe und Julina ſang mit ihrer weichen Stimme manche Antwort gegen das Haſelgebüſch hinab — bald Gegenneigung, bald Ablehnung, bald Gewährung, bald Spott verkündend. Da kniſterte es wohl zuweilen im Strauchwerk, da ſtrebte wohl mancher rüſtige Fuß über die rollenden Schuttſteinchen dem Gemäuer zu; aber die Wand war glatt, und gleichwohl man ſagt, die Liebe hebe den Menſchen in höhere Regionen, hier an der Mauer von Hollerſtein vermochte ſie nicht einen einzigen der Minnenden bis zu Julinas Fenſtergeſimſe zu heben.

Nur Oswald, der zweiundzwanzigjährige Sohn des Forſtmeiſters, vermuthete, daß hier eine Leiter mit zwölf Sproſſen beſſere Dienſte leiſten dürfte, als die begehrendſten Liebesliedchen. Von Heim mitbringen konnte er die Leiter allerdings nicht, denn das Förſterhaus ſtand drei Stunden tiefer im Gebirge, und dem ſchmucken Burſchen, ſchlank und glatt und fein, zart und männlich dabei, friſch und heiter — der Abgott aller jungen Weiber, die ihn ſahen — dem ſtand es nicht an, anſtatt der Flinte eine Holzleiter zu ſchleppen auf ſeiner Achſel dem Schloſſe Hollerſtein zu. So zimmerte denn Oswald eines Tages im Haſelgebüſche unter dem Schloſſe die Leiter. Der harmloſe Thoma hatte ihm Axt und Bohrer dazu geborgt, denn ſo eine Leiter — meinte er — ſei freilich wohl nöthig für den jungen Jäger, um die ſchroffe Falkenwand jenſeits des Baches zu erklimmen. Und Oswald, der herlebige Junge, hatte ſelten noch eine Arbeit mit ſolcher Paſſion verrichtet, als nun, da er die Sproſſeln in die Leiter bohrte; von Sproſſel zu Sproſſel wurde ihm wärmer und als er den letzten, den oberſten in's Holz ſchlug, murmelte er: „So, meine Mutter hat allerweil geſagt, der Menſch ſoll ſich ſeine Stafel in den Himmel ſelber bauen. Meine ſind fertig."

Nicht gar weit vom Schloſſe ſteht das Senſenwerk, in welchem zu dieſer Zeit der Hammer-Wend Eſſemeiſter war. Der Hammer-Wend iſt in der Gegend noch heute als ein Mann bekannt, der ſo hart, ſpröde und ſchwarz, wie rohes Eiſen war, und wenn der glühte, da ſtoben die Funken. Es war ein finſterer, rachgieriger Geſelle, ein kerniger Arbeiter gleichwohl, aber ein wüthender Raufer und Würger, wurde er gereizt. Er war über die Dreißiger hinaus in Liebesſachen kalt geblieben. Ueber den Wein, die Spiel-

karten und über die Wilderei hatte er auf das Weib vergeſſen.

Als nun aber in der Nähe des Senſenwerkes des Schloßwarts Töchterlein erblühte und ſelbes in allen jungen Männern des Thales Liebesſehnſucht weckte, da fing der Wend plötzlich Feuer und glühte und ſprühte ſchauderlicher, als all' ſeine Eſſen zuſammen. Eines Sonntags im Schloßhag, wo Julina juſt zwei zahme Rehe fütterte, machte er ihr ſeine Liebeserklärung. Seine Worte waren wie eherne Hammerſchläge, wie lodernde Eiſenklumpen. Das Mädchen erſchrack vor ſolcher Leidenſchaft, wortlos ſenkte es das Haupt und zitterte wie eine Taube unter dem niederſchwirrenden Adler. Das Nahen des Vaters rettete ſie. Der Hammer-Wend ſchritt fürpaß und hielt ſich das Mädchen für erobert.

Auch er war nun manche Nacht im Haſelgebüſche gekauert, doch ſang er nur ſelten ein Lied, weil ſeine Minnentöne vom Fenſter her nie eine Antwort erfuhren. Er lauerte auf eine Gelegenheit, dem Mädchen zu nahen und ſich deſſen Gegenliebe zu verſichern. Da fand er eines Abends im Gebüſche den Förſterſohn lehnen an einem Steine, ſüße Lieder ſingend und ſüße Antwort empfahend. Vor Wuth bebte der Wend; ſein Feind, der ihn ſchon einmal wegen Wilderei vor Gericht ziehen ließ, ſein Feind ſtand nun zwiſchen ihm und dieſem jungen Weibe. Erſt als Oswald mit drei Fingern einen Kuß gegen das Fenſter ſandte: „Gute Nacht, gute Nacht, mein Schatz!“ huſchte auch der Wend davon. Und mit Zähneknirſchen ſchwur er's, in den nächſten Tagen wieder auf Jagd zu gehen und zwar mit ſeinem ſicherſten Kugelſtutzen, und Stände zu ſuchen, nicht, wo der Rehbock ſpringen konnte, ſondern wo der Förſterſohn vorübergehen mußte.

Julina trillerte noch ein heiteres Schnabahüpfel und legte ſich ſchlafen. So ſang ſie ſtets ihren Abendſegen und meinte in ihrer Schalkheit, vielleicht gefalle dem lieben Herrgott das Singen beſſer, als das Beten, denn ſeinen Vöglein in den Lüften habe er nicht das Beten, wohl aber das Singen gelehrt. — Ein Blitzmädchen war's!

Und ſiehe, während im Herzen des Kindes ſo die Liebe waltete, grub in der durchſchoſſenen Hand des Vaters die Gicht. Die Salben aller alten Weiber der Umgegend waren längſt verſucht und verflucht; ſo entſchloß ſich nun der Alte einmal, einen entfernten, berühmten Arzt aufzuſuchen, um Linderung ſeines Leidens zu erlangen. Er ging davon und Julina blieb allein im großen Schloſſe, allein bei Tag und Nacht.

„Das iſt die rechte Zeit,“ ſagte der wilde Hammer-Wend zu ſich. Und des Abends ſpät, da Wolken die Sterne des Himmels verdeckten, ging er dem Schloſſe zu. Er ſann auf Mittel, die hohe Mauer zu überwinden, da fand er im Haſelgebüſche die Leiter. Er grinſte, er ahnte bald, von wem ſie bereitet und wozu ſie beſtimmt war. Sein Blut glühte, theils aus Liebes-, theils aus Rachbegier. Er lehnte die Leiter an die Mauer und kletterte vorſichtig hinan. Er lauerte, das Fenſter war geſchloſſen; er horchte, im Gemach war es ſtill; er klopfte, das Klopfen war vergebens.

Sollte ſie nicht daheim ſein? Sollte ſie in einer anderen Stube ſchlafen? oder gar bei den Ziegen im Stalle? denn Weiber gehen, wenn ſie ſich vor Menſchen fürchten, gerne zu den Thieren. — Schon wollte der Wend wieder zur Erde ſteigen, da hörte er im Gebüſche ein Raſcheln. Er ſtieg nun nicht hinab; behendig wie eine Katze kletterte er von der Leiterſproſſe auf einen Mauervorſprung hinaus, ſchmiegte ſich in eine mit wilden Ranken umwucherte Niſche, die hart neben dem Fenſter war, und lauerte.

Unten wurde ein Vierzeiliges geſungen:

„'s Vögerl am See
Schwingt hin und schwingt he
Schwingt auf und schwingt nieda,
Und mein blauäugigs Dirndl,
Heut komm' ich Dir wieder."

Oswalds Stimme.

Der Wend griff mit behender Hand nach dem Messer, das in der Ledertasche seines Beinkleides stak. „Mein Stoßeisen, Du! Sollst mir heute gut sein!" so murmelte er knirschend. „Und das schwör' ich Dir, Jünglein, in dem Augenblick, wo Du ihren Mund anrührst, grab' ich Dir das Messer ein!"

Hätte Oswald emporgeblickt, er würde zwei Augen haben funkeln gesehen im Geranke. Aber dem arglosen Burschen fiel es nicht einmal auf, wie so die Leiter schon am Fenster lehnte; oder er hielt das als ein Zeichen des Entgegenkommens von Julinen. Zwar hatte sie heute bisher sein Liedchen nicht entgegnet; doch, sie mußte ja vorsichtiger sein als sonst, wenn der Vater daheim, und einem Mädchen, das sich einsam fühlt, vergeht das Singen. — Leichten Blutes stieg Oswald die Leiter hinan. Mehrmals mußte er an den Scheiben klopfen und Julinens Namen flüstern, bis der Fensterflügel sich aufthat.

„Julina! Wachest Du? ich bin's."

„Oswald," lispelte das Mädchen und zog die Pfaid über die Brust hinauf bis zum Kinn.

„Ja," sagte er.

„Oswald, heute hättest Du nicht kommen sollen."

Er setzte sich an's Fenstergesimse, schlang den linken Arm um eine Rankenstange, die zugleich als Gitter diente, und streckte die Rechte dem Mädchen zum Gruße hinein. Sie hielten sich an der Hand, sie flüsterten und der Bursche umschmiegte immer fester ihre weichen Fingerchen.

„Julchen," sagte er plötzlich, „wie du siehst, bin ich hier auf dem Gesimse in keiner geringen Gefahr. Wenn die Ranke bricht, so lieg' ich unten."

„Warum soll die Ranke denn brechen?"

„Weil sie Deinen ganzen Burschen halten muß. Und just den Geringsten hast Du Dir nicht ausgesucht. Willst mich wägen?"

„Nach dem Gewicht kauf' ich Dich nicht," spottete sie.

„Ah, Ihr Weibsleut' schaut's nur auf das Maß; und allemal, es wäre schad' um den Deinigen, wenn die Ranke jählings brechen sollt'."

„Ein Bissel wär's halt freilich schad'," lispelte sie und zog seine Hand ein wenig näher an ihre Brust.

„Wenn Du's meinst, so thätest wohl doch ein christlich Werk, wenn Du mich aus der Gefahr wolltest befreien."

„Wüßt' nit, wie Eins das müßt' angehen."

„Ich wüßt' schon, Julina, wie das Eins müßt' angehen. Da weg vom Fenster sollst mich heißen — zu Dir in's Stübel hinein."

„Kunnt mir im Schlaf nit einfallen," meinte sie.

„Schlafst ja nit," sagte er, „warum sollte ich nicht ein Eichtl neben Dir sitzen, daß wir über Eins und das Andere plauderten und uns mit einander die Zeit vertrieben?"

Jetzt war im Gestrüppe neben dem Fenster ein leichtes Rascheln.

„Hörst es!" sagte Oswald, „die Fledermäuse, oder was mir da zusetzt. Nein, lieb' Dirndl, ich kunnt's nit verantworten, daß ich Dich in diesem alten G'schloß allein ließe die heutige Nacht. Möcht's nit auf mich nehmen."

„Jetzt ist Schlafenszeit," sagte sie.

„Magst schlafen so viel Du willst; ich sitz' daneben und bleib' schon munter."

„Gescheidter wird's sein," meinte sie nun, „ich verlaß mich für die Nacht auf den heiligen Schutzengel, als auf Dich."

„Das ist gewiß auch; aber Dein Schutzengel, der schickt mich ja her zu

Dir. Geh', lang' zu Dein Köpfel, ich will Dir was in's Ohr ſagen."

„Sag's nur, ich höre es ſchon," entgegnete ſie und hielt das Köpfchen zurück.

„Schatz," flüſterte er, „hätteſt wirklich eine ſo ſchlechte Meinung von mir, daß du glauben kunnt'ſt, ich ging Dir heut' ohne Buſſel fort?!"

„Du Bübel, du keckes!" drohte Julina halb im Spaß, halb im Ernſt. „Meine Mutter hat gern geſagt: Das Buſſel hat einen langen Faden, da hängt allerhand dran und da verzappelt man ſich hinein, wie die Mucken in das Spinnenweb. — Hätteſt nur erſt den Arm um meinem Hals, wär' Dir's ein Leichtes, in's Stübel zu rucken; und auf der harten Bank ſitzen, das kunnt' Dir leicht nit lang taugen. Flugs iſt die Gnad' Gottes weg und wir kunnten uns von einander nicht erwehren. Und morgen thät's uns gereuen. Oswald ſei geſcheidt und geh' heim."

Da hub es dem Burſchen in allen Adern an zu kochen. Des Mädchens innige Worte waren nur Oel in ſein Feuer. Er konnte es in dunkler Nacht nicht ſehen, wie nahe an ihm das ſcharfe Meſſer blitzte. Schon ſchickte er ſich an, durch das Fenſter zu ſteigen, aber die Jungfrau rief den Namen Gottes an und hielt ihn mit zitternden Händen zurück: „Oswald, überwinde Dich! nur heut' überwinde Dich. Ich hab's dem Vater verſprochen, daß ich tugendſam bin, dieweilen er aus iſt. Und mußt auch bedenken, daß heut' Maria-Namenstag iſt, wo vor einem Jahr an dieſem Tage Deine Mutter iſt geſtorben —"

Sie ſprach nicht weiter und ſo wies ſie ihn hin, den lieben Burſchen, den ſie am liebſten mit beiden Armen an ihr Herz gezogen hätte. Mit einem tiefen Athemzuge ließ Oswald ab. Eine Weile ſaß er noch ſtumm auf dem Fenſterbrett, dann ſagte er traurig: „Gute Nacht, Julina!" ſtieg raſch die Leiter hinab, warf dieſe in das Dickicht und eilte davon.

Der Hammer-Wend in ſeiner Mauerniſche ließ verblüfft das Meſſer in die Scheide gleiten. Mit einer Art von Wolluſt hatte er in ſeinem Racherauſche den angeſchworenen Moment zum Stoße erwartet. Jetzt war das Opfer plötzlich davon, er wußte kaum wie. Nun, im Grunde dachte er, um ſo beſſer ....

Mit einem Satze war der wilde Eſſemeiſter auf dem Fenſtergeſimſe. Ein Schreckruf des Mädchens; ſie ſchlägt das Fenſter zu. Er ſtößt es wieder auf; ſie erkennt den Hammer-Wend, ein Stoß mit beiden Armen nach ſeiner Bruſt — er taumelt zurück, ſtürzt nieder in's Strauchwerk.

— — — — — — — —

Den Eſſemeiſter Wendelin haben ſie in's Krankenhaus getragen. Der alte Schloßwart iſt mit friſchen Salben von ſeinem Arzte zurückgekommen und hofft wohl, daß ſeine Hand ſich wieder inſoweit ſtärken werde, um damit den ſeither in Anwartſchaft ſtehenden Enkel ſchaukeln zu können; denn Oswald, der junge Förſter, hat um Julinen geworben. Und der Epheu rankt fort und fort, und die Vöglein umkreiſen luſtig ſchmetternd, koſend, geheimnißvoll lugend und flüſternd das Fenſter des Schätzleins.

Der Freier.

Ballade von Ernſt Rauſcher.

„Und muß es ſchon gefreiet ſein —
Nur um die Regi will ich frei'n:
Nach der ſteht all mein Sinnen."
Die ſtolze Dirn'? — Du armer Tropf!
Setz' dir ein' And're in den Kopf,
Die führſt du nie von hinnen!

Wie mancher Burſch ſie ſchon befrug —
Der iſt kein Freier vornehm g'nug,
Die iſt ſo reich, wie Keine.
„Und hab' ich auch nicht Hof und Haus,
Schön Regi, ſchlag' mich doch nicht aus!
Sollſt ſeh'n, wie treu ich's meine —"

„Und willſt, Johannes, mich zum Weib,
So muß ich früher doch den Leib
Zur Hochzeit ſtattlich zieren;
Schau' dort den Felſen! — Haſt Du Muth?
Dort wachſen Primeln, roth wie Blut,
Die ſollſt Du mir ſpendiren!"

Mein Seel! Das wär' ein ſchlechter Spaß!
Kein Wildheuer mäht ſein Futtergras
Auf jenen Fluhgeländen,
Kein Wurzelgräber klimmt hinauf,
Sogar die Gemſe hält im Lauf
Scheu ſtill vor jenen Wänden.

„Wohin die Gemſe ſich nicht wagt,
Wo jedes Menſchen Fuß verzagt,
Will ich den Weg mir zwingen;
Und gäb' es mit dem Himmel Streit —
Die ſchönſte Blume weit und breit
Gilt's muthig zu erringen."

Du wollteſt — o verweg'ner Muth! —
Um Beſſeres vergieß' dein Blut!
Schad' um dein junges Leben —
Laß' ſteh'n die ſchnöde, ſpröde Maid!
Erringſt du ſie, nur Herzeleid
Wird ſie als Lohn dir geben.

Schon hängt er mitten im Geſtein —
Es bohrt ſein Knie ſich krampfhaft ein
In jede Spalt' und Ritze;
Er drückt und ſchmiegt ſich an die Wand,
Und zitternd klammert ſich die Hand
An jedes Vorſprungs Spitze.

Ein Schmetterling fliegt um ihn her —
O wer ſo leicht und ſchnell wie der
Sich tändeln könnt' nach oben!
Hinan! hinan! — Es netzt der Schweiß
Ihm Stirn' und Aug' und fieberheiß
Ihm alle Pulſe toben.

Er gleitet aus, er rutſcht zurück,
Weh ihm! — Gottlob! er hat zum Glück
Ein Zweiglein noch gefangen;
Der Schreck lähmt ihm die Glieder faſt —
Nun gönnt er ſich ein Weilchen Raſt,
Und blickt mit Sehnſuchtsbangen

Zur Höh', von wo ihm wunderhold
Im letzten Abendſonnengold
Entgegengrüßend nicken
Viel Blüthenköpfchen purpurroth —;
Doch aus der Tiefe ſtarrt der Tod
Ihn an mit hohlen Blicken.

Noch Einen Ruck — ſo iſt's vollbracht —
Nun ſtreck' den Arm aus, leiſe — ſacht —
Nein; pflück' ſie mit dem Munde! —
„Die Regi mein! Juchhei — juchhei! —
Ein dumpfer Fall — ein geller Schrei —
Und ſtill iſt's in der Runde. —

* * *

Wer wandelt hüpfend mit Geſang
So zeitlich ſchon den Wald entlang? —
Ei — Regi! Guten Morgen!
Biſt ja gar froh und aufgeräumt,
Haſt von dem Prinzen wohl geträumt,
Der dich zu frei'n kommt morgen?

Die Berge rings wie klar und blau!
Nur dort auf jenem Felſen — ſchau!
Ruht noch ein weißer Schleier,
Weißt, wo die Primeln, roth wie Blut..
Ich will dich führen — haſt du Muth? —
Und zeig' Dir Deinen Freier.

Was ſtehſt auf Einmal ſtille hier?
Was blickſt auf Einmal ſtumm und ſtier,
Entſetzensbleich zur Erde? —
Und ringeſt dir die Hände wund,
Und wirfſt dich auf den feuchten Grund
Mit jammernder Geberde? —

„Johannes! — O Barmherzigkeit!
Wach auf! — wach auf! — ich bin bereit —
Komm' — laß' uns Hochzeit machen!"
O ſchau! — da liegt er an der Wand,
Die Blumen in geſchloſſ'ner Hand,
Und will nicht mehr erwachen.

Ein Szegediner Hexenproceß.

Culturhistorische Studie von Franz Mösti.

In einem Feuilleton der Wiener „Presse" hat unlängst Hugo Klein ein anmuthiges und farbenprächtiges Bild vom Leben und Treiben des Fischervolkes an der Theiß entworfen und hat hier Zustände geschildert, wie sie noch vor 30 Jahren im Csongrader Comitate herrschend gewesen. Ein kräftiger, gesunder Geist lebte in jenem Volke, das durch ausdauernden Fleiß in redlicher Arbeit sich in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Reichthume emporgeschwungen, das in stolzem Selbstbewußtsein sich einen „Fischeradel" gebildet, der ebenso stolz war, wie jeder andere Adel und dessen Töchter unstreitig zu den schönsten und begehrenswerthesten Mädchen des Alfölds gehörten.

Die hier folgende Studie beabsichtigt nun ein Capitel aus der Entwicklungsgeschichte dieses wackeren Volkes herauszugreifen, eine Schilderung der geistigen Bewegung und der rechtlichen Zustände, wie sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts im Csongrader Comitate herrschend gewesen, zu geben.

Es ist bekannt, daß die Abhängigkeit des ungarischen Reiches von Rom das ganze Mittelalter hindurch eine ziemlich lose gewesen — wir erinnern beispielsweise an die verheirateten Priester im XV. Jahrhundert, an die Aufnahme der Hussiten, den Abgang aller Religionsverfolgungen, den häufigen offenen Ungehorsam gegen den päpstlichen Stuhl u. s. f. Bei derartigen Zuständen ist das erste Auftreten des Gesetzes gegen Zauberei und Hexenwesen nicht ohne Interesse. Der Glaube der Magyaren wenigstens an die divinatorische Seite der Magie ist wohl aus Asien herübergebracht, da schon der Byzantiner Theophilactus (im VII. Jahrhundert) von magyarischen Priestern erzählt, denen die Gabe der Weissagung beigelegt werde. Der Geist der Zeit, in welche die Gesetzgebung des h. Stephan fällt, begünstigte eine milde Auffassung dieses Glaubens und der darauf beruhenden Erscheinungen. Daher bestimmte Stephan, der vom Jahre 997 bis 1038 regierte, daß, wenn man eine Hexe finde, sie gemäß der Gerichtsordnung in die Kirche geführt und dem Geistlichen empfohlen werden solle, der sie zum Fasten und zur Erlernung des Glaubens anhalten werde; nach dem Fasten möge sie nach Hause gehen. Werde sie zum zweiten Male über demselben Verbrechen ergriffen, so soll sie wieder fasten, darauf aber mit dem glühenden Kirchenschlüssel auf der Brust, an der Stirne und zwischen den Schultern in Kreuzesform gebrandmarkt werden. Zum dritten Male aber möge sie dem weltlichen Gerichte übergeben werden.

Wir sehen also schon hier die Ueberlassung der Schuldigen an die belehrende oder disciplinarisch strafende Kirche, welche die von ihr Abgefallenen der Religion des Kreuzes wieder zuführt. Bezeugt ist durch diese Stelle der Glaube, so wie durch den letzten Zusatz der Berechtigungsanspruch des Staates zum peinlichen Einschreiten, wenn gleich nur im äußersten Falle. Man sah in Ungarn damals in der Hexerei ein rein kirchliches Vergehen, dachte also dabei zunächst an den Bund mit dem Teufel und unterschied dieselbe von der Zauberei und der Divina-

tion, denn das nämliche Gesetz bestimmt, daß wenn ein Zauberer Jemanden an Geist oder Körper schädige, man ihn dem Beschädigten oder dessen Verwandten übergeben solle, mit demselben nach Belieben zu verfahren. Wer aber Weissagungen treibe, solle von dem Bischof mit Geißelhieben auf den rechten Weg geführt werden. Derselbe Unterschied zwischen Hexen und Zauberer erscheint auch in den Gesetzen König Kolomann's, der von 1095 bis 1114 regierte. Während die Existenz der Hexen in Kolomann's Gesetzen in Frage gestellt, vielleicht gar geläugnet wird, sollen Zauberer von dem Archidiakonus und dem Kreisgrafen gerichtet werden.

Wie in Deutschland, so hat auch in Ungarn die Inquisition nie Eingang gefunden, und es ist daher trotz des Mangels hierher einschlagender Daten mit einiger Bestimmtheit anzunehmen, daß auch der Hexenproceß in der zweiten Hälfte des Mittelalters hier keine besondere Fortschritte gemacht. Die Satzungen gegen das ohne Zweifel als möglich geglaubte Verbrechen der Hexerei zogen sich durch die Rechtsbücher von Jahrhundert zu Jahrhundert; doch weist schon der Mangel aller Nachrichten über wirklich stattgefundene Strafen darauf hin, daß man sie selten angewandt.

Aber auch in Ungarn trat, wie in allen andern römisch-katholischen Ländern Europa's gegen Ende des Mittelalters eine Veränderung ein, welche die Haupturfache der späteren Gräuel geworden ist und noch im 18. Jahrhundert unglückliche Opfer auf die Scheiterhaufen der Hexengerichte geliefert hat. Die Kirche identificirte das Ketzerthum mit der Hexerei und verfolgte unter dem Schein der letzteren den Gegensatz gegen ihre Satzungen.

Das Ofner Stadtrecht bestimmt, daß man Hexen und Zauberer, wenn man sie zum ersten Male ergreife, mit einem Judenhut auf dem Kopfe, daran die heiligen Engel gemalt seien, an einem Freitag auf einem besuchten Platz der Stadt solle stehen lassen vom Morgen bis Mittag. Darauf sollten sie schwören, von ihrem Irrthum ablassen zu wollen und dann frei sein. Werden sie aber zum zweiten Mal um desselben Verbrechens willen eingebracht, so soll man sie brennen wie einen Ketzer. — Beruhte dieses Gesetz nicht auf einer älteren Grundlage, deren Bestimmungen es ohne weitere Untersuchung auch in Betreff des vorliegenden Gegenstandes in sich aufnahm, so müßte man sich wundern über die Milde, die ein so schweres Verbrechen wie der Teufelsbund zum ersten Male so gelinde behandelte.

Nach damaliger ungarischer Auffassung sind die Hexen Männer oder Frauen die mit dem Teufel im Verkehr stehen. Sie werden unterschieden in nützliche oder schädliche. Eine böse Hexe ist eine menschliche Person, welche offen oder insgeheim, immer aber mit Wissen und Willen, ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen hat, um mit seiner Hülfe anderen durch Zauber zu schaden. Sie sind Götzendiener, da sie den Teufel wie Gott anrufen und verehren, und wenn auch Vieles, was von ihrem Treiben behauptet wird und was sie selbst von sich glauben, nur Sinnestäuschung ist, so ist eben dieses Folge und Beweis ihres Bündnisses mit dem Teufel und letzteres, nicht ihre sonstigen Thaten, ist strafwürdig. Die Verschiedenheit der Natur des Teufels und der Hexen hebt die Möglichkeit dieses Bündnisses nicht auf. Als Versammlungsort wird der St. Gerhardsberg bei Ofen bezeichnet. Unter Fahnen, Trommelklang und Trompetenschall reiten sie dorthin und feiern üppige Mähler und Tänze.

Eine in das erste Viertel des siebzehnten Jahrhunderts fallende Hexenverfolgung in Ungarn verdient besonders hervorgehoben zu werden. Es wurden nämlich nach dem Zeugniß des gleichzeitigen Kronstädter Stadtpfarrers Markus Fuchs in Ungarn um 1615

eine große Menge von Hexenmeistern und Hexen verbrannt, weil sie den Willen gehabt haben sollen, durch ihre Teufelskünste ganz Ungarn und Siebenbürgen durch Hagelschlag zu verderben. Der ganze Hergang bei der Entdeckung dieses Vorhabens wird ausführlich erzählt: Ein zehn- bis zwölfjähriges Mädchen ging mit ihrem Vater in den Weinberg, und da er über die anhaltende Dürre klagte, sprach sie zu ihm, sie könne, wenn er es wünschte, leicht Regen, ja auch Hagel machen. Als sie der Vater fragte, woher sie solches gelernt, nannte sie die Mutter als Lehrmeisterin und ließ augenblicklich ein schreckliches Unwetter über den elterlichen Weinberg herfahren, wobei dem Wunsche des Vaters gemäß die Nachbaren ganz verschont blieben. Jetzt zeigt der Vater die Sache dem Gericht an; Mutter und Tochter wurden gefangen gesetzt, gaben ein Menge Mitschuldiger an und erlitten die gerechte Strafe. Die Sache war von höchster Gefährlichkeit, setzt der Erzähler hinzu, weil, wäre sie unentdeckt geblieben, in Kurzen von den Früchten und Reben in Ungarn und Siebenbürgen nichts übrig geblieben wäre. „Denn wenn es auch gewiß ist, daß die Hexen und selbst der Teufel aus sich selbst keine Gewalt haben, Menschen und Früchten zu schaden, so beweist doch die Geschichte der Pharaonischen Zauberer — und Hiobs, setzt der Commentator Johann Ziegler hinzu, — daß sie mit Zulassung Gottes oder durch eine Kraft, die sie von Gott haben, viel Böses anrichten können."

Die Blüthezeit der Hexenprocesse in Ungarn fällt unstreitig ins XVIII. Jahrhundert. In diesem Säculum drängt sich besonders die Stadt Szegedin in den Vordergrund und wird für den Culturhistoriker hauptsächlich durch den Monstre-Prozeß vom Jahre 1728 von hervorragender Bedeutung.

In diesem Processe wurden, wie in den meisten ungarischen Hexenprocessen, das Hexenbad, auch Ordale des kalten Wassers genannt, und die Probe mit der Wage angewandt. Die dem Ordale des kalten Wassers zu Grunde liegende Vorstellung findet sich bei Hinkmar, Erzbischof von Reims, dahin entwickelt, daß das Wasser, geheiligt durch die Taufe Christi im Jordan, keine Verbrecher aufnehme, wenn es darauf ankomme, sie zu entdecken.

Man maß den Hexen eine sehr geringe specifische Schwere bei, wie diese auch in ihrer Flugfähigkeit hervortritt, und es mußte wohl der Gedanke nahe liegen, daß man sie an diesem Kriterium zu erkennen vermöge.

Bevor wir an die Mittheilung des Processes schreiten, ist es noch nothwendig, das darin vorkommende Wort „Brand" in Kurzem zu erklären. Unter Brand versteht man das Hexenmal oder Hexenzeichen, welches der Teufel seinen Anhängern aufdrückt. Das Hexenmal spielt eine bedeutende Rolle im Hexenproceß. Fand sich bei einer der Hexerei verdächtigen Person ein Leberfleck oder Muttermal, so wurde eine Nadel darein gestoßen. Blutet es nicht, so ist der Beweis der Hexerei geliefert; blutet es aber, so ist dies wenigstens kein Gegenbeweis, denn „der Teufel macht es bluten, um die Hexe zu retten." Findet sich schlechterdings kein Hexenmal vor, je nun, so „hat es der Teufel ausgelöscht." — Einzelnen Malefiz-Personen wurde sogar das Hexenmal herausgeschnitten und es kommen Fälle vor, wo die armen „Hexen" deshalb verbluteten.

Büchner's „Miscellanea" behandeln den Szegedíner Hexenproceß am ausführlichsten; wir halten uns daher bei der Mittheilung desselben streng nach Büchner's Angaben. Im Juli-Hefte der „Miscellanea" heißt es: „Da unlängs hier (schreibt man unterm 26. Juli 1728 aus Szegedin in Ober-Ungarn) unterschiedliche Personen beiderlei Geschlechts in gefängliche Verhaft eingezogen worden, weilen selbige

einiger Hexerein beſchuldiget wurden, als iſt mit denſelben nicht allein ein ſcharfes Examen vorgenommen, ſondern auch, nach Befinden der Sachen, über ſie das Endurtheil des Verbrennens geſprochen worden. Ehe und bevor aber ſolches an ihnen vollzogen worden, hat man die Verurtheilten nach hieſigem Gebrauche zur Probe gebracht, nämlich mit zuſammengebundenen Händen und Füßen und einem langen Strick um den Leib in das Waſſer gelaſſen, welche aber, nach Hexenart, gleich Pantoffelholz auf dem Waſſer geſchwommen. Nach dieſem wurden ſie zur zweiten Probe gebracht, nämlich auf eine Wage geleget, um zu ſehen, wie ſchwer einer oder der andere ſeye, dabei denn höchſt zu bewundern geweſen, daß ein großes und dickes Weib nicht mehr als anderthalb Loth, ihr Mann, welcher auch nicht von den kleinſten war, nur 5 Quintel, die übrigen aber nachgehens entweder 1 Loth, oder 3 Quintel, und noch weniger gewogen haben. Den 23. dieſes Monats, als am verwichenen Freitag, wurde darauf das Endurtheil an 13 Perſonen, nämlich ſechs Hexenmeiſter und ſieben Hexen, vollführt, und ſie ſämmtlich lebendig verbrennet, worunter auch der voriges Jahr geweßte und von jedermann ſonſt geachtete Stadtrichter, ſeines Alters 82 Jahr, den Scheiterhaufen am ſichtbarſten gezieret. Es iſt faſt nicht zu beſchreiben, wie entſetzlich dieſes Spectacul war. Es wurden drei Scheiterhaufen eine Stunde vor der Stadt, nächſt der Theiß aufgerichtet, allwo in der Mitte eines jeden ein großer Pfahl eingegraben ſtunde; an dieſem Pfahl nun wurden auf einem jeden Haufen vier Maleficanten mit Stricken angebunden, alsdann eine Weibsperſon, welche nur vier Jahr unter ihrer Rotte geweſen, und den Brand noch nicht gehabt, geköpfet, auf den mittlern Haufen zu denen angebundenen Vieren, welche nach ihrer Charge oder Würde, Ober-Capitän, Lieutenant, Fähndrich und Trompeter genannt worden, geworfen, darauf wurden alle drei Haufen zugleich angezündet und in volle Flammen geſetzet. Und obſchon die Maleficanten eine ſtarke Viertelſtunde in denen ſie umgebenden Flammen gelebet, ſo hat man dennoch nicht das geringſte Geſchrei von ihnen gehöret, und ungeachtet, daß ſie auch äußerliche gute Zeichen gegen den ihnen zuſprechenden Prieſtern und Geiſtlichen haben ſpüren laſſen, ſo wollen doch viele an deren glückſeligem Ende zweifeln.

Bei dieſer Compagnie wurde auch eine hungariſche Hebamme in Aſchen verwandelt, welche über zweitauſend Kinder in des Teufels Namen getauſet. Es ſeind noch acht in Verhaft, dieſelben ſeind auch ſchon geſchwemmet und gewogen worden und halten die Hexenprobe richtig. — Eine iſt darunter, welche großen Leibes iſt, und ſoll der leibige Satan nach Ausſage der obig verbrennten Perſonen, mit derſelben umgegangen ſeyn; geſtern ſind abermalen zwanzig gefangen worden."

Dieſer grauenvolle, an Schauerſcenen ſo reiche Proceß baſirt, wie uns der Zeitgenoſſe und Augenzeuge jener haarſträubenden Execution berichtet, — auf der Ausſage eines Schuſterjungen. (!) Die Acten melden nämlich:

„Die ganze Hexenrotte iſt durch Anlaß eines Schuſterſohnes entdecket worden. Dieſer ſpielet eines Tags mit einem andern Knaben auf der Gaſſen, und ſagt unter andern zu demſelben auch dieſes: Heute will ich den Szegedinern ein Geſpäß machen, denn ſie werden vermeinen, einen Regen zu bekommen; ſie werden ſich aber betrogen finden, ich will ihnen ein großes Wetter machen; willſt Du auch mithalten?" Jener gab zur Antwort: er könne es nicht; dieſer verſetzte aber: „ich will es Dir ſchon lehren, es iſt ganz leicht;" hat ihm auch, weſſen er ſich in Machung derer Wetter gebraucht, erzählet. Der andere aber ſagte: „Nein,

ich verlange es nicht zu lernen," und gehen darauf von einander. Als es nun Mittag worden, und dieser Knabe mit seinen Eltern beim Essen war, da erhube sich ein grausam starkes mit Hagel vermischtes Wetter, welches die allbasigen Weingärten in Grund und Boden zerschlagen. Indessen sagte des Knaben Vater bei dem Tisch: „Dieses Wetter kann unmöglich von sich selber seyn, es muß etwas gemachtes darunter stecken;" worauf sein Sohn ihm erzählete, was sich denselben Morgen zwischen ihm und des Schusters Sohn zugetragen hatte. Der Vater zeigete es alsogleich der Obrigkeit an; da wurde des Schusters Sohn ohne Verzug dahin gebracht und scharf examiniret, welcher gleich alles gestanden und zugleich auf unterschiedliche Personen ausgesaget. Diese wurden sodann in Verhaft gezogen, worunter auch obbemeldter Stadtrichter, sammt seinem Weibe begriffen waren, die denn auf obige Art also gleichsalls ihren wohlverdienten Lohn mit den übrigen bekommen."

Daß übrigens ein Schusterjunge im vorliegenden Falle den Impuls zu einem solchen Monstre-Proceß gegeben, darf uns nicht allzusehr Wunder nehmen; ist es doch bekannt, das häufig selbst des Meineides Ueberwiesene im Hexenproceß als Zeugen zugelassen wurden; denn sie konnten ja „aus Glaubenseifer" diesmal die Wahrheit sagen. — Auch der Vertheidiger, falls ein solcher überhaupt zugelassen wurde, (— denn Hexerei galt ja als crimen exceptum) war verpflichtet, wenn die Angeklagte ihm etwa, eben behufs der Vertheidigung, vertrauliche Eröffnungen gemacht hatte, gegen sie als Zeuge aufzutreten.

Zur Beurtheilung des Szegediner Processes erübrigt uns noch die hier vorkommenden Bezeichnungen: „Ober-Capitän, Lieutenant, Fähndrich und Trompeter" nach Thunlichkeit zu erklären. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die genannten Chargen sich nicht auf die von den Angeklagten thatsächlich innegehabten Lebensstellungen beziehen; wir haben es vielmehr, im vorliegenden Falle, mit Chargengraden zu thun, welche den betreffenden Personen bei der Hexenschaft, oder im Hexenheere zukamen. Nach solchen Chargen wurde auch gefoltert; ob da der Capitän oder der Trompeter besser zum Theil kam, konnte übrigens nicht ermittelt werden. Nach anderer Version wurde so lange darauf los gefoltert, bis man herausbrachte, wer die Hexen-Königin, wer der Hexen-General ꝛc. sei.

Mit der oben geschilderten qualvollen Hinrichtung (am 23. Juli 1728) war jedoch der Proceß keineswegs beendet. Büchner erwähnt, daß außer jenen 13 Unglücklichen noch 28 der Hexerei Verdächtige „in gefängliche Verhafft" gebracht wurden und Keyßler theilt uns mit, daß im Ganzen 34 Malefic-Personen in dieser causa zum Opfer fielen und die letzte hierher gehörige Hinrichtung durch das Feuer, im Juli des Jahres 1729, an zwei Weibern und einem Manne vorgenommen wurde. — So hat man denn zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach allen Regeln des „Malleus maleficarum" (1487) einen Proceß geführt, der ein volles Jahr hindurch ganz Szegedin in peinlichste Aufregung versetzte, der fast ein halbes Hundert Menschen auf die Folter brachte, dem 34 Personen zum Opfer fielen, die da lebendigen Leibes verbrannt wurden und — der auf der albernen Aussage eines Schusterjungen basirte.

Daß im Csongrader Comitate überhaupt für Hexenglauben und Hexenproceß ein ergiebiger Boden gewesen, erhellt aus dem Umstande, daß es, wie uns Kohl in seiner „Reise in Ungarn" mittheilt, bei Szegedin eine Insel in der Theiß gibt, die „Hexeninsel" genannt wird. Auf dieser wurde, wie dieselbe Quelle angibt, noch im Jahre 1746 eine Frau von vornehmem Stande, nachdem ihr ein förmlicher Proceß gemacht, als Hexe verbrannt.

Die Urenkel dieſer Frau lebten noch bis zum Jahre 1840.

In den folgenden Jahren macht ſich bereits der Einfluß Maria Thereſia's auf das Juſtizweſen in entſchiedener Weiſe geltend und wir können daher nicht umhin, an dieſer Stelle, die hervorragenden Verdienſte der großen Kaiſerin um die Beſchränkung und endliche Aufhebung der Hexenproceſſe in Oeſterreich in Kurzem zu ſkizziren. Schon im December 1754 hatte Maria Thereſia befohlen, abergläubiſche Erzählungen aus den Kalendern wegzulaſſen, und den Verkauf derjenigen, in welchen ſolche enthalten waren, zu verbieten. Drei Monate ſpäter, am 1. März 1755, aber traf Maria Thereſia eine noch bei weitem wichtigere Verfügung. Es komme häufig vor, ließ ſie verkünden, daß man in der Leichtgläubigkeit ſo weit gehe, dasjenige, was durch einen Traum oder die eigene Einbildungskraft, oder endlich durch betrügeriſche Leute vorgeſpiegelt wurde, als die Wirkung von Geſpenſtern oder Hexerei anzuſehen. Ja man meſſe ſogar Leuten, welche ſich als vom Teufel beſeſſen ausgeben, allſogleich Glauben bei und werde hierin von einigen vorurtheilsvollen Geiſtlichen noch beſtärkt. So doch erſt vor Kurzem in Mähren (in Folge des damals ſtark verbreiteten Vampyrglaubens) die Sache ſo weit getrieben worden, daß Geiſtliche verſchiedene Leichen unter dem Vorwande, daß ſie mit der „Magia posthuma“ behaftet geweſen, aus dem Friedhofe ausgegraben und verbrannt hätten, während durch die ſpäter eingeleitete Unterſuchung dargethan wurde, daß hiebei gar nichts Unnatürliches vorgekommen ſei. Zur Zeit als der Hexen-Glaube bereits nachgelaſſen, breitete ſich jener an Vampyre immer mehr aus und machte beſonders in Ungarn bedeutendes Aufſehen. Aufs ſtrengſte wurde der Geiſtlichkeit für die Zukunft ein ſo eigenmächtiges Verfahren unterſagt. Wenn ein Fall vorkommen ſollte, in welchem es um Geſpenſter, um Hexerei, Schatzgräberei oder einen angeblich vom Teufel Beſeſſenen ſich handle, dann müſſe die Anzeige an die betreffende weltliche Behörde erſtattet werden. Mit Beiziehung eines vernünftigen Arztes habe dieſelbe die Sache zu unterſuchen und nachzuforſchen, ob ein und welcher Betrug darunter verborgen und wie der Betrüger zu ſtrafen ſei. Gleichzeitig wurde der fernere Verkauf der ſogenannten Traumbücher verboten. Im November 1766 kam Maria Thereſia noch umſtändlicher darauf zurück. In ausführlicher Belehrung ſuchte ſie vor Allem die Bevölkerung aufzuklären über das Thörichte des Wahnglaubens an Zauberer und Hexen. Das Verfahren gegen diejenigen, welche ſolch geheimer Künſte ſich berühmten, wurde mit Genauigkeit vorgeſchrieben und ihr Verſchulden mit ſtrenger Beſtrafung belegt. Und gewiſſermaßen als Ergänzung hiezu kann das Edict der Kaiſerin vom 23. Juni 1775 angeſehen werden, durch welches die Beſchäftigung mit Alchymie aufs ſtrengſte unterſagt wurde. Dem Uebertreter dieſer geſetzlichen Vorſchrift wurde nicht nur mit Einziehung all' ſeiner Güter gedroht, ſondern er ſollte, was ſeine ſonſtige Beſtrafung anging, den Räubern gleichgeachtet werden. Dieſen Geſinnungen und Anſchauungen blieb Maria Thereſia auch in ihren ſpäteren Lebensjahren treu. Noch ein Jahr vor ihrem Tode ließ ſie dem oberſteiriſchen Landvolke deſſen abergläubiſche Gebräuche in der Johannisnacht bei ſchwerer Strafe unterſagen. Die Verordnung, datirt vom 3. November 1779, lautet: „Die abergläubiſchen Gebräuche des oberſteiriſchen Landvolkes, mittels des in der Johannisnacht üblichen Läutens, und abergläubiſcher Grabung, dann Anheftung der Wurzeln, Kräuter und Blumen an die Hausthüren und Fenſter, werden bei ſchwerer Strafe verboten“. Aber trotz des energiſchen Vorgehens ſeitens der Regierung, ſpuckte

doch der Hexenglaube fort an allen Ecken und Enden des ungariſchen Reiches und bald da, bald dort wurde gebadet, geſchwemmt, gewogen, gefoltert und ſchließlich verbrannt, wer nach klugem Richterſpruche als Hexe oder Hexenmeiſter befunden wurde. So erzählt uns Stephan von Sándor, wie er ſelbſt im Jahre 1775 einer Hexen-Execution zugeſehen habe. Es wollte nämlich im Sommer jenes Jahres durchaus nicht regnen. Die Einwohner ſchrieben die Dürre ohne weiters den Hexen zu. Daher begannen die Richter mit Vorwiſſen des Stuhlrichters und des Plebans, alle armen alten Weiber im Dorfe einzufangen und ſchleppten ſie an den Waagfluß. Einzeln tauchte man ſie in das tiefe Waſſer, und wenn eine darunter nicht ſogleich ſinken wollte, ward ſie für eine Hexe erklärt und ins Comitatsgefängniß geſchickt. Hier wurde ſie eine Zeit lang eingeſperrt gehalten und endlich vorgerufen, ſtreng examinirt, mit Peitſchenhieben zu allerhand Geſtändniſſen gezwungen, daß ſie einſt dieſem oder jenem Mädchen durch abergläubiſche Mittel zum Manne verhelfen wollte und dergleichen, ſo daß die Arme am Ende ſelbſt glaubte, hexen zu können. Die Folge davon war, daß man einen Haufen aufthürmte, die erklärte Hexe obendrauf band und ohne weiters verbrannte. — Johannes Scherr bemerkt in ſeiner „Cultur- und Sittengeſchichte", daß noch im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts der Hexenproceß in Ungarn florirte, der Hexenglaube aber noch heute üppig im Volke wuchert. Die letztere Behauptung fanden wir mehrfach beſtätigt und möge zum Schluſſe hier ein eclatanter Beweis hierfür Platz finden: Einem in Peſt erſcheinenden Blatte zufolge wird vom Auguſt des Jahres 1874 aus zwei Ortſchaften in Ungarn berichtet: Im Marmaroſer Comitate hielt im Sommer des Jahres 1874 die Dürre ſehr lange an und die Bauern von Dombo zerbrachen ſich die Köpfe darüber, was wohl Schuld daran ſein könne. Sie brachten endlich heraus, daß die Dürre von vier alten Weibern über ihr Dorf heraufgehext worden ſei. Sie ſchleppten dann ſofort die „Hexen" an das hohe Ufer, um ſie ohne Weiteres ins Waſſer zu werfen, damit ſie die Hexenprobe beſtehen. Nach vielem Bitten und Jammer wurde ihnen geſtattet, ſelber ins Waſſer zu gehen, nicht von oben hinunter geworfen zu werden. Alle vier ſtellten ſich dann dicht neben einander und blieben im Waſſer bis — Nachmittags wirklich ein ſchwerer Regen fiel. Aber eben deshalb galt es den Bauern nun erſt recht für ausgemacht, daß jene alten Weiber Erzhexen ſeien. Nun iſt die eine wahnſinnig geworden, eine zweite iſt fortgelaufen, die beiden anderen halten ſich verſteckt, um nicht abermals einer Hexentaufe anheimzufallen. Die Dombor Bauern thaten dann noch ein Uebriges, indem ſie die Kirchenglocken ins Waſſer tauchten, damit der Regen anhalte. — In Kráßnáhora fand faſt um dieſelbe Zeit eine allgemeine Hexentaufe ſtatt. Unter Glockengeläute mußten ſämmtlichen Frauen und Mädchen des Dorfes ſich an den Fluß begeben und ins Waſſer gehen, damit man erkenne, welche Hexen ſeien; dieſe, ſo meinte man, würden ſicherlich erſaufen. Glücklicherweiſe iſt keine ertrunken. — In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert haben in und um Szegedin keine Hexenproceſſe mehr ſtattgefunden, der Aberglaube ſchwand immer mehr und mehr in der Bevölkerung und machte einer geiſtigen Reife und Kraft Platz, welche gepaart mit unermüdlichem Fleiße die Stadt bald zu einer Machtvollkommenheit emporhob, daß ſie den erſten Städten des Reiches zugezählt werden mußte; es entwickelte ſich ein geſunder Volksgeiſt, ein friſches, reges Leben, ein Aufſchwung in Handel, Induſtrie und Gewerbe und nur wenige Decennien genügten den Bewohnern des Alföld, ſich durch eigene Kraft auf eine geiſtige Bildungsſtufe zu er-

heben, welche eine bei weitem längere Bildungszeit erwarten ließe, sich einen bedeutenden Wohlstand — der Reichthum der Szegediner Fischercolonie war sprichwörtlich — zu erwerben, kurz jene hervorragende Stellung im Staate zu erlangen, welche sie inne gehabt, bis dieselben Fluthen, die ihnen einst eine Quelle des Reichthumes und Wohlstandes gewesen, mit einem Male — Tod und Verderben brachten.

Verfasser dieses Aufsatzes beschäftigt sich gegenwärtig mit geschichtlichen Studien über Hexenprocesse in Steiermark und würde für Namhaftmachung, eventuell Zusendung von diesbezüglichem Actenmaterial aus Schloß-, Markt- und Stiftsarchiven zu besonderem Danke verpflichtet sein.

Aus brasilianischer Wildniß.

Nachrichten von einem österreichischen Ingenieur.

Ich erhielt im September des Jahres 1877 den Auftrag, den Landstrich östlich von Porto Alegre bis zur Küste des atlantischen Oceans zu bereisen, geeignete Höhepunkte zur Triangulirung aufzusuchen, daselbst Signale aufzustellen, und zu vermessen; nebenher gingen astronomische und meteorologische Betrachtungen. Dieser mir zugewiesene Rayon hatte eine Ausdehnung von circa 150 Quadratleguas (eine Legua ist beiläufig um $^1/_9$ kürzer als eine österreichische Meile) und enthält so ziemlich alle landschaftlichen Formationen der Provinz: das waldbedeckte Hochgebirge der Sierra, die ausgedehnten Campos, die wüstensandigen Küstenstriche und die sumpfigen Regionen des Schilf- und Rohrgrases. An einem heißen regnerischen Morgen bestieg ich mein Pferd. Es war kein andalusischer Renner, und auch keine Rozinante, aber ein kleines kräftiges Thier, das täglich seine 6—7 Leguas machte ohne zu ermüden. Ich muß mich schon hier unterbrechen, um einige Worte über das Pferd im Allgemeinen einzuschalten; wenn ich auch gewiß noch darauf zurückkommen werde, denn man braucht nur eine Woche im Lande zu sein, um zu bemerken, welchen Einfluß dieses Thier beinahe auf alle hiesigen Verhältnisse, auf Sitten, Lebensweise und Verkehr ausübt. Die hiesigen Pferde sind nicht besonders groß, auch nicht schön, aber kräftig, ausdauernd, genügsam, intelligent, kurz den hiesigen Verhältnissen außerordentlich gut accommodirt; da sie sehr billig sind (um 10—15 fl. findet man schon ein ganz brauchbares Thier) und ihre Ernährung, wenig oder gar nichts kostet, so hat so ziemlich Jedermann sein Pferd, welches gewöhnlich tagsüber frei vor dem Hause steht, zur momentanen Benützung bereit, und daselbst solange stehen bleibt, bis man es absattelt, worauf es dann allein in sein Potreiro (eingefenzten Grasplatz) geht. Zu Pferde gehen die Kinder in die Schule, die Leute in die Kirche, in ihr Geschäft oder Bureau, denn der eigentliche Brasilianer macht auch nicht hundert Schritte zu Fuße.

Für denselben ist das Pferd der einzige Gegenstand seines Strebens und seiner Sorgfalt der ausschließliche Gesprächsstoff, denn er kennt im weitesten Umkreise alle daselbst befindlichen, deren Genealogie, Schicksale, Bauart, Eigenschaften ꝛc.

Hat der Brasilianer ein gutes Pferd, so fehlt ihm zu seiner irdischen Glückseligkeit nur noch ein schöner Sattel. Der brasilianische Sattel ist ganz eigenthümlich, sehr praktisch und besteht aus einer Anzahl von Decken und Pelzen, welche richtig verwendet, ein vollständiges Bett liefern. Dieser

Sattel nun, so wie Riemzeug, Steigbügel ꝛc. sind über und über mit getriebenem Silber beschlagen und repräsentiren so ein kleines Capital, welches oft den einzigen Reichthum seines Besitzers ausmacht. Gar nicht selten findet man Leute, welche in einer Lehmhütte das elendeste Leben führen, aber für wenigstens 1000 fl. Silber auf ihrem Pferde haben. Dieses stimmt übrigens ganz zum Charakter der Brasilianer und deren stetes Streben, durch äußeren Glanz zu bestechen, und viele Eigenthümlichkeiten sind darauf zurück zu führen; so ist z. B. als Regel anzusehen, daß jede Familie ein, mit höchstem Luxus ausgestattetes Empfangszimmer hat, während alle andern, dem Fremden streng verschlossenen Räume wahre Muster von Unreinlichkeit sind; ich kannte einige Officiere, welche in einem Winkel ihres Zimmers eine offene Kiste aufgestellt hatten und diese ohne weiters als Latrine erklärten (was einem Europäer ganz unglaublich sein dürfte); nichts destoweniger beschäftigten sich dieselben von Früh bis Abends mit ihrer Toilette, waren auf der Straße Prachtexemplare von Elegants und badeten sich täglich in „Eau des Florides." Man kann das Gesagte auch unbedingt auf ihre moralischen Eigenschaften ausdehnen und es ist nicht zu leugnen, daß der Brasilianer durch eine sehr beredte Liebenswürdigkeit und außerordentliche Zuvorkommenheit den gewöhnlich geringern innern Gehalt geschickt zu verbergen versteht. — Ich komme nun wieder zu meiner Reise, die am ersten Tage nichts Nennenswerthes bot; meine „Turma" bestand außer mir aus zwei Cegrimensoren, einem Verqueano (Führer), einem Capadaz (der die Aufsicht über die Verpflegung und Packung der Thiere hat), einem Koch und mehreren Pions, Instrumententrägern ꝛc.; endlich einer Anzahl von Cargueiros (beladene Mulo) mit unseren Zelten, Büchern, Instrumenten, Küche und Provision — die diesbezüglichen Treiber, und schließlich der nie fehlende Begleiter, ein guter Wachhund, „Fido." Dem treuen Thier muß ich hier einige Zeilen gönnen. Er schien seiner Abstammung nach ein Bastard von einem Bulldog und einem jungen Rhinoceros; an Häßlichkeit werden ihn wohl wenige überbieten.

Er hatte einen Kopf genau wie ein Cigarrenkistchen mit zwei Kuhaugen, zerfetzte Ohren, kahlen Körper, plumpe Pfoten und einen abgebissenen Schwanz, und machte so einen geradezu schreckenerregenden Eindruck. Ueber Tags lag er wie ein Faulthier im Schatten ohne zu fressen oder sich zu bewegen; aber bei Nacht war er ein reißendes Thier, suchte sich seine Nahrung im Walde und hätte Jeden in Stücke gerissen, der sich dem Campement genähert hätte. Solange wir ihn hatten, konnten wir uns jeden Abends getrost auf's Ohr legen, während der ganzen Zeit wurde uns kein einziges Thier gestohlen und auch die entlaufenen Pferde wußte er regelmäßig zu finden.

Wir waren alle gut bewaffnet, wie man es hier immer ist, in große Kautschukmäntel gehüllt, und so ritten wir am ersten Tage durch das wellenförmige langweilige Campland, das sich nördlich von Porto Alegre ausdehnt. Das Leben in den Campos ist einförmig und traurig. Die spärlichen Bewohner bebauen kleine Felder für den eigenen Bedarf, haben einige Pferde, Kühe und Geflügel und leben damit ziemlich von der Welt abgeschlossen. Der eigentliche Campbewohner, der G a u c h o, ist lebenslustig, genügsam, außerordentlicher Reiter und Jäger. Wer nicht, wie er, auf wildem Pferde über die Steppe jagen, das Lasso und die Bollas schwingen kann, ist ihm verächtlich, ein Fremder, ein Gringo und weniger interessant als das schlechteste Pferd. Begegnet man ihn im Camp, auf seinem kleinen struppigen Pferd, mit den großen spanischen Sporen an den nackten Füßen den zerfetzten Poncho auf den Schultern,

breitkrämpigen Hut, mit kurzen Trabucco oder langen Pistolen und der nie fehlenden „Faca" bewaffnet, so sieht er ganz einfach aus, wie ein Straßenräuber, wie man sich ihn richtiger nicht denken kann; in seinem Hause jedoch ist er gastfrei und liebenswürdig. Da man selten Häuser antrifft, so ist es selbstverständlich, daß man in Jedes eintritt, das am Wege liegt. Kommt man nun in ein solches Haus, so ist man längst schon durch die Hunde angemeldet, und trifft regelmäßig den Hausherrn unter der Thür, mit der „Faca," dem haarscharf geschliffenen langen Messer in der Hand, scheinbar beschäftigt, sich Maisblätter für Cigarretten zurechtzuschneiden, eigentlich aber, um für alle Fälle sofort bewaffnet zu sein. Die Höflichkeit gebietet, nicht eher vom Pferd zu steigen, ehe man dazu aufgefordert wird; dann tritt man ein, alle setzen sich schweigend auf die niedrigen Schemel, die im Kreise herum stehen und die Sklavin bringt sofort den Maté. — Herva Maté ist hier im Lande der Ersatz für Café oder Thee, die zwar gebaut, aber nur in den größeren Städten genossen werden; es ist das vorherrschende Getränk und das sociale Bindemittel. Es hat einen angenehmen Geschmack, ist erfrischend, sehr gesund und enthält keine Nerven aufregenden Bestandtheile wie Café und Thee. Man genießt es aus der sogenannten Cuya, einer ausgehöhlten, kürbisartigen Frucht, in welcher das Matékraut mit heißem Wasser übergossen, und mit einem, meist silbernen Rohre, der Bomba, ausgesaugt wird. Hat die Maté-Cuya, immer frisch gefüllt, mehrmals die Runde gemacht, was ziemlich unappetitlich ist, da jeder an demselben Rohre saugt (aber nie refusirt werden darf), so kommt abermals die Sclavin mit einem Stück Tabak, Maisblättern und einem Feuerbrand. Jeder zieht seine Faca, schabt sich ein wenig Tabak und macht sich seine Cigarrette; gewöhnlich bekommt man bei dieser Gelegenheit auch ein warmes Fußbad. Hierauf besieht man noch die Pferde seines Wirthes, findet alle ungeheuer schön, steckt noch einige Orangen ein, und setzt seinen Weg fort. — Die Straßen sind alle wenig belebt, und zwar um so weniger, je weiter man sich von den Städten entfernt. Man begegnet Geschäftsreisende, einzeln oder in Gruppen, Kinder zu zwei, manchmal auch drei auf einem Pferd, welche zu der, oft meilenweit entfernten Schule reiten, Jesuiten zu Pferd (oft ein wiederwärtiger Anblick), violett angezogene Gestalten, welche Petrospfennige sammeln, reisende Naturalisten, denen Käfer und Schmetterlinge sehr beträchtliche Einnahmen liefern, und am öftesten lange Züge von Mulos, eines an den Schweif des Andern gebunden, die sich wie riesige Schlangen durch die Ebene winden und von einem kleinen Negerjungen geführt, die Producte der Sierra nach dem Hafen bringen. An Sonntagen sind die Straßen allerdings belebter, weil dann die Leute von den weitesten Entfernungen zur Kirche reiten, und da begegnet man wohl hin und wieder einen Hochzeitszug von oft hunderten von Personen, die auf schnellen silberbehangenen Pferden, die Frauen in langen schneeweißen Kleidern, die Männer mit den bunten flatternden Ponchos im wilden Galopp über die Ebene dahinfliegen. Am ersten Tag unserer Reise begegneten wir jedoch gar Niemanden, als ein paar Straußen, welche ihre Köpfe über das hohe Gras heraus streckten und uns mit ihren großen Augen neugierig ansahen; sie dachten wohl, daß wir bei dem schlechten Wetter keine Lust zu Jagdpartien haben, denn sie machten gar keine Miene zu entlaufen, als wir ganz dicht an ihnen vorüber kamen. So waren wir am Abend in der Nähe des kleinen Dorfes Zapucaya angelangt, ohne es jedoch zu erreichen, denn die Thiere waren durch das lange Warten im Schlamm ermüdet und

nicht mehr im Stande die zwei Leguas, die uns noch trennten zurück zu legen.

Da wir kein trockenes Holz fanden, mußten wir uns indessen mit Käse und Brot begnügen, mit dem wir uns in Porto Alegre versehen hatten, und das Weitere dem Chico überlassen. Chico, der Castillaner, war nämlich ein ganz orgineller Kerl, und derjenige, welcher in schwierigen Situationen immer Rath zu schaffen wußte. Er diente mir schon seit einigen Monaten als Pion, hatte sein ganzes Leben auf Reisen zugebracht, war überall gewesen, sprach alle Sprachen, aber seine eigentliche Heimat war der Urwald.

Er war ein vorzüglicher Jäger, obwohl er kaum eine Flinte vernünftig abschießen konnte, und überhaupt eine Antipathie gegen Schießwaffen hatte; was sich aber mit einem Stock erschlagen, oder mit zwei Fäusten packen, oder durch irgend eine List fangen ließ, war ihm verfallen; er kannte die Spuren aller Thiere, war im Stande einem Pferde durch die halbe Provinz zu folgen, und in Mitten der Prairien einen verlornen Gegenstand wiederzufinden. Er ritt den wildesten störrigsten Esel, aber ein zahmes Pferd zu besteigen machte ihm bange „da er schon mehrmals darauf eingeschlafen und heruntergefallen war. Fido war sein bester Freund; sie schliefen zusammen bei Tag, und jagten gemeinschaftlich bei Nacht. Wenn wir lagerten, so verschwand er sofort und kam nicht wieder, ohne etwas mitzubringen; einmal war es ein Tatou (Gürtelthier), ein andermal ein Capinaro (das kleine Wasserschwein), hin und wieder wohl auch ein zahmes Ferkel oder eine Gans. Diesmal waren es zwei Feldhühner. Kaum hatten wir nämlich die Zelte aufgeschlagen und waren in Verlegenheit, wie wir uns Feuer zum Trocknen verschaffen sollten, als er auch schon im Gebüsch verschwunden war, nicht ohne vorher uns und unsere Würste und Käse mit einem mitleidigen Lächeln zu betrachten. Er kroch zwischen wilden Rosen und Cactushecken herum, fand zwei riesige Ananase, erschlug ein Stachelschwein und ein halb Dutzend Lagarte (eine riesige Eidechsenart, die oft sechs Fuß lang wird) und entdeckte schließlich auf einem freien Grasplatz ein Nest von Feldhühnern gefüllt mit Eiern. Sofort schlich er nahe, bedeckte sich mit hohem Gras und blieb wohl eine halbe Stunde so liegen, unbekümmert um den strömmenden Regen, unbeweglich wie ein Stück Holz; aber kaum waren die Alten in's Nest zurückgekommen, hatte er sie auch schon mit einem blitzschnellen Griff beim Kopfe erwischt, gebunden und über die Schulter geworfen. Ich habe ihn bei seinen weiteren Excursionen nach trockenem Holze nicht weiter beobachtet, Thatsache war, daß wir nach kurzer Zeit um ein lustiges Feuer saßen und das fette Huhn am hölzernen Spieße drehten, während die Maté-Cuya die Runde machte, und so saßen wir noch trinkend und rauchend um das Feuer, als schon der Orion hoch über unsern Köpfen stand, denn, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, hatte der Regen plötzlich aufgehört und einer kühlen sternhellen Nacht Platz gemacht. Kann man sich mehr wünschen, als mit Ananas einzuschlafen und mit Honig aufzuwachen? Chico, der Castillaner, war nämlich früh Morgens wieder in den Wald gekrochen, hatte wieder ein halb Dutzend Lagarte und ein paar Schlangen erschlagen, hatte an alle hohlen Bäume geklopft und endlich einen Stock wilder Bienen gefunden, den er mir am Morgen in's Zelt brachte.

Dieser süße Trost war uns geblieben, aber auch sonst weiter gar Nichts, denn kaum waren wir eine Meile weiter gewandert, so fanden sich alle Wege so grundlos und alle Bäche von dem gestrigen Regen derart angeschwollen, daß es gar nicht möglich war, vorwärts zu kommen und ich

beſchloß an denſelben Platz zurück zukehren, den wir erſt verlaſſen. Unthätig ſtill zu liegen, beſonders nach einem Regen, wo das Zelt zum Rendezvous aller möglichen ecklichen Thiere wird, im fortwährenden Kampfe mit fauſtgroßen Spinnen, Würmern und Tauſendfüßen, mitunter auch Scorpionen und Schlangen, iſt eine recht ungemüthliche Situation, welche zu philoſophiſchen Betrachtungen über die weiſe Einrichtung der Natur den Zweck der Mosquitos ꝛc. ſehr einladend iſt. Solche Zwiſchenfälle ſind jedoch keineswegs ſelten und auf andern Reiſen bin ich manche Tage und Wochen vor einem Fluße gelegen und habe gewartet, bis er durchreitbar wird. Diesmal jedoch war es nicht ſo ſchlimm, denn die Waſſer verliefen ſich eben ſo ſchnell, als ſie gekommen, und mit einiger Anſtrengung konnte ich noch am ſelben Tage Zapucaya erreichen.

Das kleine Dorf mit dem indianiſchen Namen liegt zwiſchen hohen Pinien verloren, unweit des Berges, von dem es ſeinen Namen hat, dem nächſten Ziel meiner Reiſe. Die Formation dieſes Berges iſt ganz eigenthümlich. Inmitten eines unbedeutenden Hügellandes erhebt ſich ganz iſolirt ein kreisrunder Kegel mit dichtem Wald bedeckt, bis zur Höhe von circa 2000 Fuß. Die Kuppe des Kegels aber ſcheint wie durch vulkaniſche Kraft weiter herausgetrieben und ragt mit vollkommen verticalen, und ſelbſt überhängenden Wänden noch einige hundert Fuß darüber hinaus. Dieſer Theil iſt ein einziger Granitblock, ganz nackt und nur in einzelnen Spalten und Rißen haben ſich Caktuspflanzen eingezwängt. Im Dorf zog ich Erkundigungen über den Berg ein, konnte aber nicht viel erfragen, da noch Niemand bis dahin vorgedrungen war, und nur ſoviel konnte ich entnehmen, daß die ganze Gegend ſehr felſig und unwegſam ſei. Demgemäß traf ich meine Dispoſitionen für den nächſten Tag, um möglichſt leicht und beweglich zu ſein. Unſere gewöhnliche Ausrüſtung iſt nämlich, obwohl auf ein Minimum beſchränkt, doch in manchen Fällen noch viel zu beſchwerlich. Ich habe gewöhnlich ein beladenes Mulo für mich, eines für meine Inſtrumente und die Bagage der Pions. Ich führe mit mir ein paar Canaſtei (kleine Koffer die für den Transport auf Mulos eingerichtet ſind) mit Wäſche, Büchern, Proviſion und eine Küche en miniature, das iſt ein Keſſel und eine Kaffeemaſchine, ferner ein kleines zuſammlegbares Feldbett, ein Zelt und eine Decke. In dieſer Ausrüſtung kann man monatelang reiſen und wird nur nöthig haben, hin und wieder ein verendetes oder verunglücktes Thier zu erſetzen. Für kleine Excurſionen jedoch, auf beſonders ſchwierigem Terrain iſt auch dieſe beſcheidene Bagage noch zu voluminös. Dieſe wird daher an geeignetem Orte zurückgelaſſen, während ich mich begnügen muß, eine Hängematte unter den Sattel zu nehmen, einen Kautſchukmantel hinten aufzuſchnallen, etwas Salz, Pulver und Blei nicht zu vergeſſen, und ſo in der Lage bin, mich ohne Schwierigkeit 6—8 Tage von dem Lager zu entfernen. Wir beſtiegen diesmal die Eſel (die auf felſigen Wegen noch ganz ſicher gehen, wo die Pferde ſchon längſt verſagen) und ein vierſtündiger angeſtrengter Ritt über Steingerölle, durch tiefe Schluchten und Diſtelfelder brachte uns an den Fuß des Zapucaya. In einer kleinen Lichtung ließen wir unſere Thiere ſtehen, um zu Fuß weiter vorzudringen, denn wir waren am Rande des dichten Waldes angekommen, der zwar an jener Stelle noch lange nicht jener impoſante Urwald iſt, wie ich ihn oft früher und ſpäter auf der Sierra durchſchritten habe, aber doch ſchon dicht genug, daß man ſich jeden Schritt mit dem Beil und dem Faca (ähnlich den Faſchinenmeſſern) erobern muß. Wir waren vier Mann und arbeiteten tüchtig, um uns in dem Netz von Lianen, Bambus, Graratah, Paquara

und wie dieß Grünzeug ſonſt noch heißt, nur einen ganz ſchmalen Weg zu bahnen, und doch waren wir nach zwei Stunden kaum um einen Kilometer vorwärts gekommen. Um ſich eine Vorſtellung davon zu machen, welche Mühe es koſtet, in den Urwald einzudringen, denke man beiſpielsweiſe an die Aloen und Kakteen, die dicht gedrängt wie eine Mauer von Mannshöhe zwiſchen den Bäumen wuchern, die man Blatt für Blatt abhauen muß, unter ſteter Gefahr, ſich an den langen ſpitzen Dornen zu verwunden; an die Lianen, die in Form von 50—100 Meter langen zähen Seilen die Bäume nach allen Richtungen hin zu einem undurchdringlichen Netz verſtricken; an die dornigen Hecken und Schlinggewächſe, die beinahe unbezwingbar ſind, da ſie in Folge ihrer Weichheit jedem Schlag mit der Axt nachgeben, und mit ganz ſcharfen Faca, langſam und vorſichtig, jedes Stämmchen für ſich, durchſchnitten werden müſſen, und die durch unzählige ganz feine meiſt giftige Dornen ſehr gefährlich werden. Man kann ſagen, daß die Natur jeder einzelnen Pflanze die Mittel gegeben hat, um ihre höchſte Schöpfung, den Urwald, gegen Eindringlinge zu vertheidigen. So z. B. findet man ſehr häufig einen Baum „Malaolhos“ genannt, der bei jedem Axthiebe einen giftigen Saft ausſpritzt, der, in die Augen gelangend, dieſe ſofort erblinden macht. Andere ſchützen ſich durch einen feinen Staub, den ſie bei der geringſten Erſchütterung ausſtreuen und der ganz unerträglich iſt; die Tacuaca durch ihre glatte kieſelharte Rinde, von der alle, nicht ganz ſcharfen Werkzeuge abgleiten. Complicirt ſich nun das Unternehmen noch durch Terrainſchwierigkeiten, ſteile Felswände oder rollendes Geſtein, ſo müßte man das Vorgehen im Wald auf einem noch nicht eröffneten Wege, zu einer der mühſeligſten, gefährlichſten und unangenehmſten Aufgabe rechnen, wenn man nicht gleichzeitig ſtets gezwungen wäre, die Großartigkeit der Scenerie zu bewundern, und wenn nicht die natürliche Erregung in dem Kampfe gegen den paſſiven Widerſtand der Natur die Mühen und Gefahren vergeſſen ließe. Ich kann ſagen, daß ich durch die Manigfaltigkeit der Formen im Kleinen und der Scenerie im Großen, das belebende Treiben der Vögel und Affen und ſchließlich durch die allgemeine, überwältigende Großartigkeit noch jedesmal mich entſchädigt fand, ſelbſt unter Umſtänden, wo ich mit Hunger, Durſt und Ermüdung zu kämpfen hatte, drei Dinge über die ſich ſehr leicht reden und ſchreiben läßt, die aber in der Praxis unangenehmer werden als man glaubt. — Wie geſagt war der Wald von Zapucaya als äußerſter Ausläufer der Sierra weniger bedeutend, ſo daß wir uns ſchon gegen Mittag an der erwähnten Kuppe befanden, die als eine verticale Granitwand vor uns ſtand. Wir raſteten ein wenig, aßen Zwieback und kaltes Fleiſch, das wir mitgenommen hatten, und ſuchten Waſſer, dort, wo man es auf den Bergen beinahe immer findet, nämlich in einer Art von Paraſiten, deren Blätter die Form von Papierdüten haben, von denen jedes ein wenig, ganz klares, eiskaltes Waſſer enthält. Auch die hohlen Stämme des Bambus enthalten gewöhnlich Waſſer, aber dieſes hat immer einen bitteren, unangenehmen Geſchmack. Da die Wand, vor der wir uns befanden, abſolut nicht zu erſteigen war, mußten wir die begonnene Arbeit fortſetzen, und uns längſt derſelben einen Weg machen, um eine mehr praktikable Stelle zu finden. Wir hatten wieder über eine Stunde zu thun, fanden aber dann eine Felsſpalte, welche derart von Wurzeln durchzogen war, daß wir wie auf einer Leiter den Gipfel erſteigen konnten. Wie ich ſchon mit dem Fernrohr geſehen hatte, beſtand derſelbe aus über einander geſchobenen, glatt polirten Granitplatten, die ziemlich ſchwierig zu beſteigen

waren, umsomehr. als aus allen Spalten kleine stachlige Gewächse hervorragten, die gar keinen Anhaltspunkt boten. Oben angekommen, hatten wir eine herrliche Aussicht: Im Norden auf die felsige Sierra, beiderseits die grünen Thäler des Rio dos Sinos und Rio Chay, und im Süden, am äußersten Rande der Ebene, die wir durchzogen, sahen wir deutlich Porto Alegre, den Hafen und seine bewaldeten Inseln. Nach dem, was ich über die Ersteigung des Zapucaya gesagt habe, ist es leicht sich vorzustellen, was für Mühe und Arbeit es gekostet hat, die Instrumente und Holz für das Signal hinauf zu schaffen, und doch war dies der niedrigste und einer der am leichtesten zu besteigende Berg meiner Route. Schon nach drei Tagen waren wir fertig, da wir den Berg nicht mehr verließen, sondern die Nächte an jener Felswand zubrachten, wo wir das erstemal gefrühstückt, und ich auch meine Arbeiter um zehn Mann verstärkte. Um klar zu machen, wie es mir möglich war, diese Leute zu requiriren, ohne den Berg zu verlassen, muß ich bei dieser Gelegenheit eines Verfahrens erwähnen, welches in solcher Ausdehnung wie bei uns noch niemals in Verwendung kam, nämlich die Telegraphie mittelst Spiegeln. Ich führe bei meinen Reisen immer ein kleines, unter den Namen Heliotrop bekanntes Instrument mit, welches im Wesentlichen aus einem circa handgroßen gewöhnlichen Spiegel besteht, der so eingerichtet ist, daß man die darauf fallenden Sonnenstrahlen constant auf einen bestimmten Punkt leiten kann. Von diesem Punkte aus gesehen, erscheint der Spiegel, je nach der Entfernung und dem Zustande der Athmosphäre bald als hellglänzender Stern, bald als eine runde helle, fortwährend vibrirende Wolke und immerhin unter günstigen Umständen bis auf 30 Meilen sichtbar. Wird nun dieser Spiegel periodisch verdeckt, oder durch farbige Gläser geblendet, so kann man einen Beobachter auf die weitesten Entfernungen verschiedenartige Lichtsignale zusenden, die sich sehr leicht zu einer telegraphischen Zeichensprache combiniren lassen. In dem gegebenen Falle hatte ich im Dorfe Zapucaya, meinen Capataz, einen sehr intellegenten Irländer zurückgelassen, mit dem Auftrage, den Berg zeitweilig zu beobachten und auf meine Lichtsignale zu warten. Selbstverständlich ist auch er mit einem solchen Instrumente versehen, um antworten zu können. Diese Einrichtung bietet eine ganz außerordentliche Ersparniß an Zeit und Kraft. Beispielsweise brauchte ich in dem erwähnten Falle zu der Depesche: „Come to-morrow with 9 workmen“ nebst Aufruf und Schlußzeichen und Wiederholung der Depesche durch den Empfänger, nur 20 Minuten, während ein Bote zur Hin- und Rückreise einen ganzen Tag benöthigt hätte. Noch vortheilhafter wird diese Telegraphie, wenn sie auf großen Distanzen angewendet wird und wir haben schon mit Zwischenstationen auf Distanzen von 14 Tagreisen telegraphirt.

Gehörig von Mosquitos zerstochen kamen wir am vierten Tage wieder in das Dorf Zapucaya zurück, und machten uns sofort auf den Weg nach den nächsten Bergen: Dois, Innaos, Montenegro, Vigia, Morro de Macaceo, Ferrabray ꝛc., die je zwei bis drei Tagreisen von einander entfernt sind. Da wir uns so ziemlich immer zwischen Colonien bewegten, so trafen wir verhältnißmäßig gute Wege und genügend Lebensmittel; nur das Besteigen der Berge selbst war immer mit großen Schwierigkeiten verbunden. Auf „Montenegro“ hatte ich Gelegenheit, das schnelle Wachsthum der tropischen Vegetation zu bewundern. Ich hatte diesen Berg kaum zwei Monate vorher bestiegen und zu diesem Zwecke einen Weg, oder, wie man es hier nennt, eine Piecade aushauen lassen, welche bis auf den Gipfel führte. Wie sehr staunte ich nun, als ich diese Piecade derart

verwachsen fand, daß sie nur mit Mühe und an dem lichteren Laube zu erkennen war und wir uns vom Neuen in diesem zur Mannshöhe aufgeschossenen Strauchwerk Bahn brechen mußten.

Je mehr wir übrigens in die Sierre vorwärts drangen, desto dichter wurde der Wald und auch desto unwegsamer. Eine kahle Kuppe, wie in Zapucaya fanden wir nur noch auf „Dois Irmaos." Die übrigen Berge waren alle dicht bewaldet, so daß ich gezwungen war, um meine Signale sichtbar zu machen, die ganzen Kuppen zu rasiren, eine mühselige Arbeit, die oft Wochen erfordert. Am ungünstigsten gestaltet sich der Fall, wenn die Kuppen sehr flach sind, da man dann Flächen von 20—30.000 □Meter abzuholzen hat; oder aber, wenn die Bäume sehr breitästig sind, wo dann der umgefallene Baum beinahe eben so hoch ist wie der stehende. In diesem Falle ist man gezwungen alles ganz klein zu hacken, oder wenn das Wetter günstig ist, eine Woche zu warten und dann die ganze Fläche niederzubrennen. Dies habe ich unter andern einmal auf „Morro agudo" gethan. Die Fläche hatte 23.400 □Meter, brannte drei Tage lang und war auf 45 Meilen sichtbar; meiner Berechnung nach wäre dies Feuer aber auch auf 130 Meilen sichtbar gewesen, wenn nicht die Krümmung der Erde dies verhindert hätte. Die Zeit, welche ich während solcher Arbeiten erübrigte, die meine Gegenwart nicht immer erforderten, benützte ich regelmäßig zu kleinen Excursionen in den Wald. Mit meiner Flinte und dem Faca ausgerüstet, von meinem Hunde begleitet drang ich dann am nächst besten Punkte ein, suchte die dichtesten einsamsten Stellen, um das Leben der Thier- und Pflanzenwelt in ihrer Ungestörtheit zu beobachten. Das waren dann immer unaussprechlich angenehme, unvergeßliche Stunden. Ich kann mir keine Situation denken, in der man sich wohler und zufriedener fühlt, als sich in dieses bunte Gewirr zu vertiefen, in diese wohlthuende Kühle, aromatische Athmosphäre, und in jedem Moment, neue, absonderliche, interessante Formen und Scenen zu entdecken. Ich habe oft stundenlang das Treiben der kleinen Käfer, Würmer oder Spinnen beobachtet, und unter jedem morschen Baumstamme findet man eine kleine Welt, die einen Zoologen wochenlang beschäftigen könnte.

Es werden wohl noch Jahrhunderte vergehen, ehe die Fauna und Flora des brasilianischen Urwaldes genügend studirt sein wird, und ich bin leider zu wenig Naturhistoriker, um auch nur den kleinsten Versuch in dieser Richtung machen zu können, aber ich glaube, es wäre möglich, die Formen der Vegetation, sozusagen vom Standpunkte des Landschaftsmalers betrachtet, in gewisse Gruppen zu bringen, die, obwohl in den verschiedensten Variationen, immer wiederkehren. Da ist z. B. der umgefallene Baumstamm! Oft sieht man nämlich eine Reihe schlanker Bäume, von gleichem Alter und gleicher Höhe so vollkommen in einer geraden Linie stehen, als wären sie in einem Parke nach der Schnur gepflanzt worden. Diese sind dann meist durch Schlinggewächse so verbunden, daß sie eine ganz gerade Wand bilden, über deren Existenz man sich gar nicht genug wundern kann, an einem Orte, wo noch niemals der Mensch mit seiner häßlichen geraden Linie hingekommen war. Aber eine nähere Untersuchung zeigt immer die Spuren eines jener alten Riesen, einer Pinie oder dergleichen, der der Altersschwäche oder dem Sturm erlegen und sofort einer neuen Generation als fruchtbares Terrain gedient hat. Intressanter noch wird das Bild, wenn der Stamm nicht ganz zur Erde fiel, sondern in einer Entfernung von einigen Metern über dem Boden blieb. Dann senden alle jene Pflanzen, die sich auf ihm entwickeln, ihre Wurzeln vertical abwärts zum Erdboden, so daß die grüne Wand wie von Stelzen oder Säulen

getragen erscheint. Nicht selten trifft man zwei solcher Stämme ganz parallel gefallen, so daß ganz regelrechte Alleen entstehen. Eine andere sehr häufige Erscheinung sind jene Schlingpflanzen, welche sich als dicke Kabel spiralförmig an einem Baumstamm in die Höhe winden und denselben wie eine Schlange zu erdrücken scheinen. Diese Spiralen bleiben auch dann noch aufrecht stehen, wenn der ursprüngliche Stamm schon abgestorben und verschwunden ist und so sieht man oft große Strecken von solchen ganz regelmäßig gebildeten Spiralen erfüllt, die von Fingerdicke bis zu 1½ Meter Durchmesser wechseln. Eine noch größere Rolle spielen auch die Parasiten. Man kann beinahe annehmen, daß jeder Baum seine Parasiten und diese selbst wieder die Ihrigen haben; eine Reihenfolge, die ich einmal bis ins vierte Glied verfolgt habe, obwohl ich hiebei die Möglichkeit einer Täuschung zugeben muß.

Die Parasiten und Cakteen liefern dem Walde den größten Theil seiner schönsten Blumen, an denen er sonst arm wäre. Fast ausnahmslos imponiren Blumen des Urwaldes durch ihre Größe und Farbenpracht, obwohl ich daselbst auch schon Veilchen gepflückt habe. Immer aber fehlen den schönsten und anspruchvollsten der Duft, die Seele und dies haben „Frauen und Blumen" in Brasilien gemeinsam. Einmal sah ich ein sehr interessantes Exemplar, nämlich eine Palme, die als Parasit auftrat. Eine ganz isolirt stehende „Figuerra" hatte einen Stamm von circa 2 Meter Dicke, der sich etwa 4 Meter hoch ganz gerade erhob. Dort theilte er sich in mehrere mächtige Aeste, aus deren Gabelung sich eine Palme größter Gattung entwickelt hatte, die von einigen Aesten der Figuerra fest umklammert wurde und mit ihrer Krone hoch über das Laubwerk der letzteren herausragte. — Am „Morro de Macaco" (Affenberg) war ich gezwungen, in Folge einer kleinen Verwundung einige Tage zu rasten. Ich hatte mir nämlich bei den häufigen Arbeiten mit dem Faca den Finger verletzt, indem der Griff desselben auf meine Ringe drückte und mir so die Haut abschürfte. An dieser Stelle hatte mich nun eines Nachts eine Spinne gebissen und innerhalb zwei Minuten wurde der Finger so groß, wie ein Erdapfel. Ich habe die Gewohnheit, immer ein Stückchen Höllenstein, sowie Ammoniak und Kampfer-Alkohol mit mir zu führen (welche drei Dinge eigentlich kein Reisender vergessen sollte), konnte also die Wunde sofort ausbrennen, und kam mit einem kleinen Fieber davon, welches mich zwar drei Tage reiseunfähig machte, aber mir zugleich die Gelegenheit verschaffte, das Leben der Affen näher zu betrachten. Der Affenberg ist so voll von diesen Thieren, daß man an ruhigen Abenden ihr Gebrüll auf ganz außerordentliche Distanzen hören kann. Auf eine Meile Entfernung gleicht das Geräusch dem einer nahen Sägemühle, oder eines Wasserfalls, aber selbst auf beinahe 2 Meilen (15·4 Kilometer) habe ich, bei günstigem Winde dasselbe noch ganz deutlich vernommen, was mir selbst nicht eher glaublich schien, bis ich mich nicht auf das Genaueste davon überzeugt hatte.

Die daselbst befindliche Gattung kleiner Brüllaffen ist dem Menschen nicht gefährlich, scheint ihn aber auch nicht sehr zu fürchten. Die gewöhnliche Beschäftigung derselben ist so ziemlich die gleiche, die man in jedem Thiergarten beobachten kann, aber sie sind in der Freiheit unvergleichlich lebhafter und drolliger. Ihre Neugierde ließ sie oft, wenn ich ruhig in der Hängematte lag, so nahe kommen, daß ich sie mit dem Revolver hätte schießen können; aber es ist niemals zu rathen, einen unsichern Schuß auf dieselben zu thun, denn wird einer nur verwundet und nicht getödtet, so bricht er in ein klägliches Gejammer aus, das ganz dem Schreien eines kleinen Kindes ähnlich

ist, worauf dann sofort hunderte seiner Brüder aus der nächsten Umgebung zusammenkommen, die dem Jäger sehr gefährlich werden können. Höchst komisch ist es, wenn man Einen auf einem alleinstehenden Baume ertappt und ihm den Rückweg nach unten abschneidet. Dann macht er die verzweifeltsten Sprünge, die entsetzlichsten Grimassen, und wirft mit großer Kraft und Geschicklichkeit mit Allem, was er eben findet, Aesten, Früchten, Laub und häufig mit seinen eigenen Excrementen nach dem Verfolger. Nur in einem einzigen Falle habe ich einen weißen Affen geschossen und ausgestopft und zwar scheint dieser hier äußert selten zu sein, da er bei allen Bewohnern der Gegend das größte Erstaunen hervorgerufen hat.

(Schluß folgt.)

Im Convikte.

Erinnerungen von Dr. Ferdinand Krakowitzer.

(Schluß.)

Das Krankenzimmer.

Erschrick nicht, lieber und geneigter Leser, bei diesem ominösen Worte! Denn du wirst bald sehen, daß diese Räumlichkeit dem Conviktoren nicht so unangenehm, sondern weit eher ein Ort der Zuflucht ist.

Die Lage dieses Lazarethes ist höchst passend gewählt; zur linken Hand davon ist das vielbenützte Musikzimmer und der Thüre des Krankenzimmers gegenüber führt eine Pforte zur akademischen Capelle, so daß ein Patient mit Kopfweh, Zahnschmerzen oder Ohrensausen gar nicht besser untergebracht sein kann. Glücklicherweise sind solche oder ernstere Krankheiten ohnehin selten; denn meistens grassirt und zwar epidemisch das sogenannte Faulfieber (febris laborans diligentia).

Betritt man das Zimmer, so erblickt das forschende Auge mehrere Betten, aus denen, wenn die eintretende Person der lehrenden Kirche angehört, schmerzlich verzogene Gesichter hervorlugen, die jedoch den kundigen Präfekten nicht zu täuschen vermögen. An der einen Wand hängt ein pensionirtes Altarbild, im düstersten Dunkel gehalten, das im Vereine mit der eintönig tickenden Schwarzwälderuhr manches verzärtelte Muttersöhnchen in eine nervöse Stimmung versetzt. Eine alte spanische Wand endlich entzieht verschiedene Körperfunktionen neugierigen Blicken. Obwohl der Schreiber dieser wahrhaftigen Skizzen kein Schüler Aesculaps ist, sei es ihm dennoch gegönnt, eine Krankengeschichte zu erzählen. Ein großer Unterschied zwischen den einzelnen Conviktskrankheiten besteht ja ohnehin nicht; sie concentriren sich eben mit wechselnden Nuancen in dem genannten Faulfieber.

Es ist gerade die angenehme Zeit der halbjährigen Prüfungen. Studiosus Lenzhuber — es gibt in jeder Klasse mehrere dieser Familie — findet in seiner Herzenseinfalt wenig Lust, im stolzen Klassenkampfe ruhmvoll mitzukämpfen. Er calculirt, daß er als Kranker die betreffenden Inquisitoren zu größerer Nachsicht bewegen würde. Diese kühne Idee zu realisiren, fällt ihm aber schwer; denn Lenzhuber erfreut sich einer eisernen Gesundheit. Er wendet daher ein Mittel an, das schon viele mit Erfolg versuchten. Er bringt es über sich, durch zwei Tage bei Tisch eine spartanische Enthaltsamkeit zu zeigen (daß er „unter der Zeit" das Gegentheil

thut, könnte der Bediente eidlich beweisen) — und legt seine Stirne an den heißen Ofen, um sie in scheinbare Hitze zu bringen; dabei schlägt er mit den Armen krampfhaft in der Luft herum. Damit die Wirkung ungeschwächt sei, läuft er in diesem künstlich aufgeregten Zustande in's Zimmer des Herrn Präfecten, reicht ihm mit glücklich componirter Jammermiene Stirne und Hand und meldet sich als Patient. Se. Hochwürden findet den Puls in der That bedenklich beschleunigt und bedeutet ihm, sich niederzulegen. Kaum ist Lenzhuber der gefährlichen Untersuchung los geworden, entfaltet er in der Abtheilung eine stille Thätigkeit: er nimmt etliche heitere Romane zu sich, versorgt die Börse mit sämmtlichem verfügbaren Gelde und eilt zu jenem Individuum, welches eigentlich Karlsberger, ganz unerklärlich aber der „Krankenpaunscherl" heißt. Dieser würdige Spitalverweser zeigt ihm hierauf das Bett, wo er zu liegen kommt und eilt zum Doctor. Lenzhuber aber verbirgt die mitgebrachten Kostbarkeiten im Strohsack und versucht zu schwitzen. Er hat das für einen Gesunden Staunenswerthe geleistet, er schwitzt wie ein Kranker. Da öffnet sich die Thüre, eine dicke Gestalt mit freundlichem Gesicht schiebt sich herein, der Aesculap des Klosters. Vermöge seiner Fettleibigkeit kommt er vor Ablauf von 5 Minuten nicht zum Luftschnappen (er hat ja zwei Stöcke erklimmen müssen) und segelt nun dem Bette zu. Bedeutsam rückt er die goldene Brille, streicht mit der weichen fetten Hand den schönen blonden Vollbart und befühlt den Puls, obwohl er gleich beim Eintreten im Klaren war, welch' gefährliche Krankheit er vor sich habe. Karlsberger, der stillschweigend hinter ihm eingetreten war, bleibt ehrfurchtvoll stehen und erwartet die Befehle der medicinischen Autorität. Die Arznei ist ihm eigentlich nichts Neues: das ewig gleiche „Gurgelwasser" und Beobachtung strenger Diät. Bei Erwähnung der Letzteren fühlt unser Lenzhuber ängstlich nach seinem Gelde, ohne welchem die Cur doch zu strenge wäre. Mit freundlichem Lächeln nimmt sodann der Dicke Abschied, auch der strenge Wächter geht fort und jetzt hat unser Held seinen Zweck erreicht. Er kann sich endlich einmal ausschlafen, Nachmittags eines erquickenden Extra-Schlummers sich freuen; er kann ungestört lesen, welches Vergnügen leider ein präfectorischer Beileidsbesuch momentan verdirbt und heimlich naht sich wohl der heiß ersehnte Collega mit weit abstehenden Rockflügeln. Diese gelangen erst wieder in die normale Lage, nachdem drei riesige Butterbrode, fünf rothwangige Aepfel größten Calibers und zwei ansehnliche Tafeln Chocolade im schützenden Strohsacke untergebracht sind. Die Freunde erheitern sich durch Kartenspiel oder gemüthliches Plaudern und bei solcher Zerstreuung ist es dem Patienten möglich, einige Tage angenehm dahin zu träumen. Doch siehe! heller Sonnenschein stiehlt sich in's dumpfe Krankenzimmer, vom spiegelglatt gefrorenen Teiche herauf hört man die „Eisstöcke" lustig zusammen schlagen — da leidet es Lenzhuber nicht länger im Neste. So schnell die Krankheit gekommen, ebenso schnell entflieht sie, woran übrigens des Doctors Wissenschaft unbetheiligt ist.

Also geschieht es bei einem einzigen Kranken. Liegen aber drei oder vier verwegene Gesellen im Zimmer, so könnte ein verehrliches Directorat manches wenig Erfreuliche wahrnehmen, als da sind Turnübungen und lose Schwänke in großer Zahl. Du siehst daher, freundlicher Leser, selbst wenn Du eine Leserin bist, daß das Krankenzimmer auch seine heitere Seite hat.

Die Küche.

Eigentlich ist es jammerschade, daß man das bedeutsame Wort „Küche“ nicht zu den Empfindungswörtern rechnen darf, ohne durch das Hohnlächeln eines sattelfesten Grammatikers in das Nichts dahingestürzt zu werden. Eines jedoch läßt sich nicht bestreiten, daß die Macht der Küche auf den Lerneifer aller sechzig Zöglinge bedeutend einwirkt. Ja, man darf ungescheut die kräftige Hausmannskost als einen wichtigen Faktor bei der frischen Erziehungsweise des Stiftes betrachten. Fassen es auch undankbare Schleckermäuler nicht ganz so auf, indem sie über Qualität und Quantität der Speisen geistreiche Bemerkungen machen, so soll es doch vorkommen, daß Viele, die in der sogenannten Freiheit der Universität mit wenig beschäftigten Gedärmen diverse Delikatessenhandlungen anstarren, oft sehnsüchtig an die Conviktskost denken. Andächtiger starrt nicht der Muselmann nach Mekka!

Folge uns, geneigter Leser, in jene Räumlichkeiten, welche Studenten wohl weislich verschlossen bleiben, in die Küche. Ohne dieser Clausur würde manch' hoffnungsvolles Fraßtalent den Unterschied von Mein und Dein verlernen. Und wenn gleich der Herr Direktor, der außer den deutschen Aufsätzen auch den Speisezettel corrigirt, keinerlei Einschmuggelungen duldet, würde dieser Ukas doch nur wenig fruchten ohne der drakonischen Strenge der „Jungfer Köchin“. Sie zu schildern, ist eigentlich überflüssig, weil ja Pfarrer- und Klosterköchinnen alle denselben Typus haben: Vollendetes canonisches Alter, eine spitzige, sanft geröthete Nase, welche auch ohne Dr. Gall und Lavater zu kennen, auf Geiz schließen läßt, sowie oftmaliges Beichtengehen, weil sie sich im Innern wohl mancher speislichen Verirrungen schuldig finden mögen. Ihr zur Seite, ein weiblicher Ichthion, gleich neidig und strenge, amtirt eine zweite Herdsee unter dem faßlichen Namen „Kucheltrabant“. Diese zwei Nymphen entwerfen das Repertoir der Woche, welches große Regelmäßigkeit zeigt. Früh morgens Suppe, die bei einer chemischen Untersuchung Schwarzbrod und reines Wasser als Grundstoffe ergeben würde, wozu an Freitagen großmüthig einige Atome Milch hinzutreten. Mittags Suppe, durch Fleischsaft bedeutend veredelt; Fleisch mit Gemüse und noch ein Gang, den aber Viele übergehen. Abends endlich dreimal in der Woche die durch Generationen fortlebende „Plunzen“. Darunter möge man aber ja keine Blutwurst verstehen, (Plunzen κατ' ἐξοχήν), sondern einen gesottenen Kalbsbraten, der zu dieser Benennung ganz unschuldig gekommen ist und der traditionell für ungenießbar gilt. Denn wenn ein unerfahrener Neuling sich an dieser „Plunzen“ laben wollte, so wird er sogleich von den älteren Kameraden aufgeklärt mit den Worten, in die sie allen erdenklichen Hohn hineinlegen: „Schaut den Esel an! Der ißt gar eine Plunzen!“ Kaum ist dieses Stichwort gefallen, so fühlt der Kleine reumüthig sein Vergehen und beeilt sich gehorsam, das bejammernswerthe Küchenproduct unverdaulich zu finden. Und so pflanzt sich dieses Vorurtheil als staatliches Zöpflein der Conviktoren fort. Doch gibt es auch Speisen, welche die Losung der Woche sind: Die weithin berühmten Kremsmünsterer Würste, durch duftenden Kartoffelschmarn in's rechte Licht gestellt, und das Meisterstück der Köchin, die „Netzwurst“. Zu unserem Bedauern können wir bei dem totalen Mangel an Fachkenntnissen das Recept zur „Netzwurst“ nicht mittheilen. Ihr schönstes Lob ist, daß die Meinungen aller Studenten gleich günstig lauten und daß noch nie ein Rest in der Zinnschüssel übrig geblieben ist. Bei derartigen Speisen nun entwickelt sich manches keimende Handelstalent; um diese begehrlichen Sachen den Brüdern abzuschachern, kommen Verträge

zu Stande, an die selbst das dicke Corpus juris nicht zu denken wagt und die nur eine kühne Fresserphantasie ersinnen kann. Die Mahlzeiten werden im sogenannten Speisezimmer, einem großen hellen Saale, eingenommen. Ein kurzes Gebet, vom inspicirenden Präfecten intonirt, reizt noch mehr die Magennerven, nachdem die Verdauungsmuskeln zuvor durch ein halbes Stündchen Turnen zur größten Leistungsfähigkeit gebracht worden sind. Es beginnt ein betäubender Lärm, durch das Rücken von 60 Sesseln hervorgerufen; das Plaudern wächst zum Sausen des Sturmes an und nur die geistliche Gegenwart setzt kleine Dämpfer auf die Conversation. Die Zinnschüsseln, von den blüthenweißen Händen der Hausknechte getragen, werden in Schlachtordnung aufgestellt, das Mahl beginnt. Einzelne hervorragende Vielesser, denen es gelungen, die verschmähten Portionen ihrer Nachbarn an sich zu bringen, sind eben daran, die fünfte Portion ihrer Lieblingsspeise in den unergründlichen Schlund zu versenken — die Zeit ist kostbar — da kommt schon wieder der Präfect herbei, um mit einem Gebet das Mahl zu schließen. Wie andächtig besagte Esser dabei sind, läßt sich leicht vorstellen, und ebenso, daß ihre sündlichen Blicke weit öfter auf den noch nicht geräumten Teller anstatt zum Firmamente schweben. Waren die Speisen von der Art, daß man sie im Sacke fortschleppen kann, so sieht man, wie die Verehrer derselben sie mitnehmen, um während der folgenden Ruhezeit dem Götzen des Bauches eine kleine Hekatombe zu opfern.

Je nach der Jahreszeit geht man zum Teiche hinab, um durch Schlittschuhlaufen, oder zur Kegelbahn, um durch emsiges Kegelscheiben die Verdauung zu fördern. Aeltere Studenten aber pflegen sich mit verdächtigen Mienen fortzuschleichen, und im Klosterhofe die Hand verstohlen auf die linke Brust zu legen, was dem Kundigen Nichts Anderes bedeutet, als eine Ueberprüfung der Rauchwerkzeuge, die im nahen Lärchenwaldl gründliche Anwendung finden. Andere Jünglinge hinwider sind als ausgesprochene Feinde jeder überflüssigen Bewegung zu Hause geblieben und halten Nachschau im Kalender. Folgten wir ihren Blicken, so würden wir finden, daß dieselben bei den werthen Namen Cölestin, Armand, Katharina oder Martinus mit tiefen Reflexionen verweilen. Sie feiern ja an diesen Tagen die schönsten Erinnerungen ihres Magens, worauf bei allzu häufigen Libationen gewöhnlich ungeheuchelte Krankheitstage kommen, in denen sie sogar die Nothwendigkeit der Diät einsehen. Daß wir von den Getränken keine Erwähnung gethan, hat darin seinen Grund, weil es dabei keinen Wechsel gibt. Klares, frisches Quellwasser wechselt nur mit den Gläsern. Den Philosophen allein ist es gestattet, wenn sie das nöthige Geld dazu besitzen, sich durch den Bedienten täglich eine halbe Maß Bier holen zu lassen. Wollte sich die löbliche Conviktsvorstehung näher erkundigen, so würde sie einen schändlichen Mißbrauch mit dem Namen der Philosophen bemerken. Kann man es auch einem Schüler der 6. Classe verübeln, wenn sein Geist schon so weit entwickelt ist, an einem Trunke schäumenden Hopfensaftes Geschmack zu finden?

Der Schaftrieb.

Kein Gebildeter wird behaupten, daß die Menschen Schafe seien. Und dennoch werden die Conviktoren mit den Schafen verglichen. Dieser undelikate Vergleich ist leider bei der Bevölkerung des freundlichen Marktes an der Krems so eingewurzelt, daß selbst der verglichene Gegenstand denselben erklärlich und sich gemüthlich darein findet. Man kann die Richtigkeit des Vergleiches auch nicht mit Grund anfechten. Wie der Hirt die

Heerde auf die Weide treibt und dabei fortwährend sein Augenmerk richtet auf etwa sich verlaufende Schäfleins: also werden auch die im Kloster internirten Studenten zweimal in der Woche zu einem Spaziergange — ausgetrieben. Wir sagen „ausgetrieben"; denn anders kann man es kaum nennen, wenn man den Zug daher wandern sieht: Die Jungen voran, rückwärts der Präfect, den die „Inspection der Woche" trifft, und ganz rückwärts der Bediente, gleich dem wachsamen Schäferhunde. Geht dann der ganze Trieb durch den Markt, so flüchten die Kinder der Schildbürger entsetzt in die Häuser und von deren Ernährern hört man die geflügelten Worte: „O seht, da kommen die Schäfel". Allerdings fördert ein solcher Spaziergang sehr die Gesundheit. Warum aber die Musensäuglinge auch bei ausgesprochenem Kothwetter über durchweichte Felder und Wiesen getrieben werden, ist bis jetzt ein unerklärtes Räthsel. Denn, ob schön, ob Regen, der Trieb wird abgehalten. Zum Glück verstehen es Manche, diese unerquickliche Gesundheitsbeförderung sich dadurch zu versüßen, daß sie entweder für den langen Marsch den genügenden Mundvorrath mitschleppen oder wenigstens ihre Gedanken auf die bevorstehende Vesperzeit würdig vorbereiten. Columbus kann nicht freudiger das feste Land geschaut haben, als die heimkehrenden Schafe die Zwillingsthürme der Stiftskirche. Ha, wie jagt dann der Schwarm heißhungerig in die Bedientenzimmer hinein! Eine kleinere Octavausgabe der wilden Jagd!

Man verlangt von dem Zöglinge bei seinem Eintritte in die Anstalt, daß er einen Schlafrock besitze. Ist jedoch der Student im Winter von der arktischen Schnelllauferei des Sonntagstriebes durchfroren heimgekommen, so glaube nicht, geneigter Leser, daß er sich in den warmen Schlafrock hülle. O nein! Diese Wärmeleiter sind nur zum Gebrauche zugelassen, wenn Einer nach dem Abendgebete zum Studieren „aufbleibt" oder durch mythisches Bauchgrimmen gezwungen wird, durch den kalten Gang hinab zu steuern. Diese einseitige Schlafrockbenützung ist gleichfalls eines jener Räthsel, über welches der Jüngling nie vollkommene Klarheit erlangt. Vom ersten Mai an, der dadurch merkwürdig ist, daß die Conviktoren, selbst wenn Nacht und Schnee den Planeten erfreuen würden, um 5 Uhr früh das warme Nest verlassen müssen, beginnen die täglichen Abendspaziergänge. Diese haben aber manche angenehme Seite. Erstens wird durch sie nach dem substantiosen Abendessen für die Verdauung passend gesorgt und dann dürfen die Kleinen in den lauschigen Wäldern, welche Kremsmünster wie ein grüner Tannenkranz umgeben, „Räuber" spielen, während die Aelteren, Ermüdung vorschützend, den Präfecten zu einer Rast auf dem weichen Moose zu bewegen verstehen. Dabei aber schlagen sich die Meisten von ihnen seitwärts in die Büsche, um an einer verbotenen und darum besonders wohlschmeckenden Zigarre zu saugen. Schlängelt sich der Zug bei der Rückkehr durch den Markt, so sind den Unheil brütenden Philosophen die unschönen Krümmungen der Gässen sehr gelegen. Während der nichts ahnende Pater den Mühlberg hinansteigt, schleichen etliche durstige Brüder verstohlen zum „Danninger" hinein, der zwar im Bädecker nicht erwähnt, den Studenten aber durch sein treffliches Gebräu rühmlich bekannt ist. Die Nützlichkeit des Turnens sehen sie bei dieser Gelegenheit dankbar ein; denn nur durch körperliche Uebungen gehärtet, ist es ihnen möglich, in voller Gemüthsruhe den kühlen Trank zu schlürfen und noch rechtzeitig in den „Niedergang" zu kommen. Ob „Er" nichts ahnt? Einige Faulheitscandidaten haben es für weiser erachtet, den Präfecten um Dispens vom Spaziergange zu bitten, weil sie „so viel zu

studieren" hätten. Der Convictshof wüßte aber von einer heimlichem Sympathie zu erzählen, welche ein unzerreißbares Band schlingt zwischen den Studieren-Sollenden und jener Ecke, die in's Klosterparadies führt, in die unvergeßliche „Schank".

Die Dämmerung breitet ihre Schleier auf Wald und Flur, also auch auf das Convikt. Das Tagewerk ist vollendet.

Nach Mühlgrub!

Schon die strengen Römer gewährten durch die Saturnalien ihren Sclaven einige Tage der Freiheit, an denen sie sich als Menschen fühlen, ja sogar über ihre Herren schlechte Witze machen durften. Der Geschichtsfreund weiß es dankbar zu schätzen, daß die Klöster es waren, die allein in einer wilden Zeit in ihren Mauern die Literaturschätze der alten Welt, die Kenntniß ihrer Cultur wie einen anvertrauten Schatz bewahrten und der Vergessenheit entzogen. Zugleich aber möchte es scheinen, als ob dadurch auch mancher heidnische Gebrauch sich erhalten hätte. Sonst wäre es nicht recht erklärlich, wie man im Convikte neben dem strengen Uhrwerk der Erziehung einen Nachmittag voll ausgelassener Lust dulden konnte.

Doch zur Sache!

Ein wonniglicher Maientag schwellt freudig die zwanzig Brüste der dritten Abtheilung. Während einige, die vielleicht gestern über die anmuthigen Regeln der Prosodie geprüft worden sind, sich verleiten lassen, ihre der Mitwelt ganz gleichgiltigen Gefühle in langweiligen Trochäen auszuweltschmerzeln, haben etliche Praktiker die Gedanken der Mehrheit in drei logischen Sätzen klar ausgesprochen: „Heute ist es schön! Heute ist Donnerstag! Heute wäre der rechte Tag für Mühlgrub!"

Alles stimmt diesem Ideengange bei. Collegen, welche beim Herrn Präfecten einen Stein im Brette haben, werden beauftragt, denselben auf die schöne Idee aufmerksam zu machen, und ihn zur Nutzanwendung zu verleiten. Und dazu trifft man schwerlich einen passenderen Moment, als die Zeit der vormittägigen Zeichnenstunde.

Der gute Präfect scheint nicht umsonst seinen himmlischen Namen zu führen. Er hat, während Pinsel und Bleistift emsig und oft Gräßliches geschaffen, als Freund der Natur öfters zum Fenster und zum blauen Himmel hinausgesehen. Darauf speculiren die Auserwählten des ersten Stockes. Zudem liest er eifrig die Augsburger Zeitung, worauf er immer „gut aufgelegt" ist. Die Stunde endet, die Reißbretter werden mit obligatem Gepolter in den Schrank geworfen: da nahen Diejenigen, deren Blicke den arglosen Herrn die ganze Zeit über nicht aus den Augen gelassen und beginnen mit ihm ein diplomatisches Gespräch. „Aber heut' ist es schön, Herr Präfect!" „Ja wohl, ja wohl!" entgegnet er gütig, nachdem er durch wiederholtes Rücken die Brillen an die Stirne gepreßt. „Heute muß es herrlich sein, spazieren zu gehen!" meint vorsichtig der Secundant. Der Gefragte verneint es nicht. Jetzt sind sie vor der dritten Abtheilung angelangt und werfen den Haupttrumpf aus. „Herr Präfect! Könnte man nicht nach Mühlgrub gehen?" Zögernd meint Seine Hochwürden: „Es dürfte doch noch zu früh sein — — —" Darauf haben die Schlauen noch gewartet und ehe der Ueberraschte den Satz vollenden konnte, schreien sie den Collegen zu: „Heute gehen wir nach Mühlgrub!" was der Chorus freudig nachbrüllt. Vergebens versucht der „Herr" schüchterne Einwendungen. Dem allgemeinen Jubel ist kein Dämpfer aufzusetzen, und ehe „Er" selbst mit sich im Reinen, ist es schon beschlossene Sache und „Er" überstimmt. Um jedoch seiner Autorität nichts zu vergeben, bemerkt er: „Ich werde mich aber zuvor noch mit dem Herrn Di-

rector besprechen." Die Unternehmung ist jetzt so gut wie gesichert und wie die folgende Studierstunde benützt wird, läßt sich leicht denken. Die Zeit nach dem Essen verwenden erfahrene Jünglinge, ihren vielgebrauchten Pfeifen die nöthige Luft zu verschaffen; denn ohne blaue Tabakswolken erscheint der besseren Mehrzahl der Studenten eine Freude nicht vollkommen.

Die Uhr schlägt Eins. An der Teichbrücke steht die Schaar in ungeduldiger Erwartung. Unter dem Thorbogen erscheint nun mit vergnügtem Lächeln der Führer und Lenker, begleitet von zwei Philosophen, welche ihm des Weges Länge officiell verplaudern helfen. Auf leichten Füßen geht der Zug dahin, zuerst entlang der „langen Mauer" und über Schloß Kremseck. Nach einer fröhlichen Wanderung von fünf Viertelstunden gelangen sie zur Quelle des Haller Bades, wo geputzte Badegäste, von den Studenten „Jodaffen" benamset, die muntere Schaar anstaunen.

Nach einer weiteren kleinen Wanderung stehen sie vor dem Bräuhause zu Mühlgrub. Der Wirth nähert sich mit unzähligen Bücklingen und antwortet auf die stumme, aber beredte Frage, die auf allen Gesichtern zu lesen, äußerst concret mit den Worten: „Ew. Gnaden, Herr Präfect! (Dieses „Ew. Gnaden" wird später zum Trinkgelde gerechnet), das Märzenbier ist ausgezeichnet!" Allgemeines Bravo lohnt die kurze, aber inhaltsreiche Rede und man setzt sich zu den Tischen unter den Bäumen, welche schon grünes Blattwerk zeigen. Der Herr Präfect, welcher einen namenlosen Durst prophetisch voraussieht, mahnt Alle dringend, zuvor etwas Brod zu genießen. Dabei trocknet er seine oft gewischte Stirne neuerdings mit dem Sacktuche. Alle essen bereitwillig Brod, da der Weg dem Appetite nicht nachtheilig war. Indessen schleppen Kellnerinnen eine stattliche Menge gefüllter Biergläser herbei. Der Durst ist riesengroß. Schlanke Würste, welche der „Pomadehengst" liebevoll herbefördert, sowie Käse werden in großen Mengen vertilgt. Noch immer ist die Stimmung ruhig, obwohl einige Quintaner, die gerade im blühendsten Flegelalter stehen und zum ersten Male dabei sind, den Herrn Präfecten (das ungewohnte Bier hat sie bereits angegriffen) etwas vorlaut wegen einigen Knausereien der Köchin zu interpelliren, worauf er in seiner Herzensgüte freundlich eingeht. Es kommt jedoch der Pfarrer des Ortes und verwickelt das Aufsichtsorgan in eine lebhafte Conversation, welche von der unbewachten Heerde gründlich ausgebeutet wird. In der nahen Kegelbahn verschwinden die Gestalten im Tabakqualm immer mehr. Die Losung des Tages aber ist und bleibt: Trinken. Schon beginnt ein kühles Lüftchen unangenehm zu werden, heißer schwarzer Kaffee wird ohne besondere Wirkung hinabgegossen, der Herr Präfect treibt mit dem Reste des Ernstes, über den er noch verfügt, zum Aufbruch. Und nun geht das Spektakel los, wie eine Lawine anwachsend, je näher man der Stiftung Herzogs Thassilo kommt. Mit unsichtbarem Dampfe, den schon zwei Gläser Bier bei unflüggen Studentleins erzeugen können, stolpert man vorwärts. Es bilden sich Paare zu gegenseitigem Schutz und wie bei einem ermüdenden Heeresmarsche muß rechts und links einer Rast halten. Mit unsäglichen Mühen wird endlich Kremsmünster erreicht. Ein Ochsengespann, welches ein zarter Jüngling in der Befangenheit seiner Sinne für Schimmel hielt, bringt im Leiterwagen einen Gefallenen und ladet ihn an der Stiege der Anstalt ab, wo mitleidige Hände ihn in Empfang nehmen.

Mit schwerem Haupte liegen die Helden auf dem Lager, viele im entsetzlichsten Katzenjammer und unter schonungslosem Schnarchen hört man von einer Ecke einen Träumer das inhaltsschwere Wort lallen: Mühl-

grub! worin alle Eindrücke des Tages zusammengefaßt sind.

Magistri artium liberalium.

Zu unseren Zeiten gab es noch keine Turnvereine. Hätte man auf unserer Brust oder besser auf unserer Weste die deutsche Tricolore erblickt, so wären wir zwar nicht als Märtyrer deutscher Sympathien, aber doch mit einem soliden Hausarreste bestraft worden. Ein Hausarrest aber war gräßlich und gipfelte sich in dem Schrecklichsten der Schrecken, Mittags das theure, gewohnte Pfeifchen, in welchem jedoch ein „Vierting" Tabak mühelos Unterkunft fand, entbehren zu müssen. Gleichwohl wurde vielleicht eifriger geturnt, als in manchem Turnvereine. Der Lehrer dieser edlen Kunst war ein alter Haudegen. Man könnte ihn Fabius Cunctator II. nennen, weil er mit dem Zahlen gerne zögerte. Seine Hauptleidenschaft war das Trinken, ohne in der Wahl der Getränke ängstlich zu sein. Wir sahen ihn sogar einmal Essig trinken; denn selbst starker Rum schmeckte diesem Matrosenschlunde wie mattes Spülwasser. Ebenbürtig zur Seite diesem dunklen Ehrenmanne stand sein minniglicheS Weib. Sie unterstützte ihn beim Trank, sie leistete im Vereine mit dem Herzliebsten Großes in speculativen Ideen. So z. B. wurde, wenn die Schwimmprobe bestanden war, eine alte Sattelpistole, ein höchst verdächtiges Explosions-Instrument, abgefeuert und für diesen Freischuß verlangte der Wackere die Kleinigkeit von einem Gulden, ohne die Großmuth einschränken zu wollen. Die treue Gefährtin hinwieder verfertigte zu hohen Preisen Schwimmhosen aus so mürben Stoffen, daß sie den nächsten Sommer niemals erlebten. Auch das Fechten dozirte Herr Fabius nicht ohne Talent, hatte aber ob dieses Vortragsgegenstandes den zarten Beinamen „der Fechtlump" erhalten. Jeder Conviktor mußte ferners zeichnen lernen, hatte er auch nicht die mindeste Anlage zu einem zweiten Rafael. Dabei schied man strenge zwei Gruppen von einander: wer nämlich eine „schwere Hand" hatte, wurde zu Reißbrett und Zirkel verdammt, um die edle Architektur zu beleidigen; oder man begann in sehr freier Handzeichnung Köpfe, Bäume und Landschaften zu verunstalten. Aus der zweiten Gruppe gingen nicht selten brave Zeichner, ja sogar Oelmaler hervor. Der Magister der Bleistift- und Farbenlehre war ein zierliches Männchen, bei dessen Erwähnung man sicher seinen blonden Schnurrbart und zwei hohe, steife Vatermörder am Wenigsten vergessen wird. Auch führte er mit großem Geschicke einen Detailhandel von allen erdenklichen Zeichnungsrequisiten. Die große Mehrzahl legte ihr Hauptgewicht darauf, durch möglichst viele unschöne Linien des Meisters sanftes Gemüth zu verbittern; er rächte sich dafür empfindlich, indem er mit kaltem Blute und Gummi elasticum schonungslos über das Product eines künftigen Apelles fuhr und durch seine beliebten „Kraftstriche" wenigstens die Idee eines möglichen Gegenstandes herausbrachte.

Glücklicherweise war nicht jeder Zögling gezwungen, seine Nebenmenschen mit Musik zu quälen, sowie durch ergreifendes Scalaspielen in gelinden Wahnsinn zu versetzen. Wer aber Lust und Liebe zur edlen Frau Musika empfand, dem standen nur drei Wege offen: Die winselnde Violine, das klimperige Clavier oder die heulende Flöte. Zither oder Guitarre zu lernen, war strenge verboten.

Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehn.

Dagegen wäre es nicht gewehrt worden, die melodienreiche Baßgeige oder das schmetternde Waldhorn zu cultiviren. Besonders zwei Lehrer leiteten die musikalische Bildung, im Aeußeren verschieden wie Nacht und

Morgen, wie Charfreitag und Martinitag. Zierlich der Eine, massiv und grob der Andere. Einig waren sie nur bezüglich der nationalen Abstammung; hatte ja der Dicke, durch seine Massenerscheinung unvergeßlich, daß weiche Idiom des heiligen Wenzel nie ganz aufgeben können; auch war er berühmt als Posaunenbläser und es ist jammerschade, daß er im Nebelheim zu Baireuth nicht mehr mitblasen konnte, da die Parze früher seine G-Saite zerschnitt. Damit sind wir am Schlusse dieser ganz wahrhaften Erinnerungen angelangt.

Der Schreiber dieser harmlosen Skizzen aber, selbst eine ehemalige Conviktspflanze, gedenkt stets mit dankbarer Verehrung jener Männer, die es so prächtig verstanden, durch vortrefflichen pädagogischen Takt aus unwissenden Rangen strebsame Jünglinge heranzubilden, die es verstanden, die jungen Leute an sich zu fesseln, ohne ihrer Würde das Mindeste zu vergeben. Und darum behalten die einstigen Zöglinge, nunmehr in alle Provinzen des Vaterlandes zerstreut und in den verschiedensten Lebensstellungen dem Wohle desselben dienend, die Anstalt in treuem Angedenken und wenn das Schicksal ihnen Knaben schenkt, führen sie die Söhne mit jenem ruhigen Vertrauen selbst wieder der Anstalt zu, der sie vor Jahren angehörten und der sie so viele glückliche Stunden verdankten.

Nach der Fluth.

Die Sturmfluth ist zerronnen,
Die Ufer werden klar, —
Wie wild und unbesonnen
Das Element doch war!

Hier stürzt' es eine Wehre,
Dort Brücke, Mühle, Damm,
Doch wälzt' es — welche Lehre,
Auch fort Geröll und Schlamm.

Es riß in hohe Strömung
Manch' Schifflein aus der Bucht,
Das nun die einst'ge Zähmung
Vertobt in loser Flucht.

Entwurzelt manche Weide,
Voll Bruch der Wiesenrand,
Dort überschwemmte Haide,
Rings unwegsam das Land.

Doch heilsam weht ein Schauer
Erfrischend durch die Flur,
Erlöst von dumpfer Trauer
Aufathmet die Natur.

Aus Wirrsal und Zerstörung
Sie sammelt neue Kraft,
Zur eigenen Verklärung
Schießt Halm und Baum in Saft.

Beschwichtigt nimmt die Welle
In sich das Friedensbild,
Versöhnend jede Stelle,
Die sie befehdet wild.

Erst nach der Stürme Toben,
Erst nach dem tiefsten Schmerz
Wirst Du die Ruhe loben,
Unstetes Menschenherz!

Ludwig Foglar.

Wie ſich aus dem Ei ein Dichter entwickelt.

Erinnerungen von P. K. Roſegger.

Jahr für Jahr war's dasſelbe: in der Thomasnacht konnte ich nicht ſchlafen. Den Hexen, welche in dieſer Nacht auf den Blocksberg zur Rathsverſammlung reiten, kann ich an meiner Schlafloſigkeit keine Schuld beimeſſen, denn dazumal war mir Alles, was Hexe hieß — ob jung, ob alt — über die Maſſen gleichgiltig. Aus dem Lager ſelbſt iſt auch nichts Beſonderes zu berichten, denn ich erinnere mich, daß zur Winterszeit die Bettdecken allwöchentlich einmal in den heißen Ofen kamen, in ein Klima, welchem nachgerade jeder der flinken, braunen Springer zum Opfer fiel.

Die Urſache meiner Schlafloſigkeit war wohl der am nächſten Tage ſtattfindende Thomasmarkt.

Das Geld hatte ich ſtets beiſammen und hielt es in einem hohlen Ei, welches aus Holz beſtand und roth gefärbt war, wohlverwahrt. Die Hühner im Alpel legten keine hölzernen Eier, aber eine alte Hauſirerin ging um, die mir, dem „gamperen Bübel,“*) jenes ſchenkte, mit der genauen Anweiſung, wie man es auseinander ſchraube und Geld hinein thue. Das Erſtere war keine Kunſt, aber das Letztere, wie man Geld hinein thue, gelang mir nur, wenn ich eins hatte. Da nun aber der Menſch einmal das hohle, hölzerne Ei beſitzt, ſo hat der liebe Gott die Hühner erſchaffen, welche andere Eier legen, die ſo eingerichtet ſind, daß ſie die Mutter verkaufen kann. Und ſo ſchickte mich denn die Mutter ſtets mit einem Handkörbchen voll Eier zum Dorfwirth, woſelbſt ich für meinen Theil ſtets zwei Kreuzer „Tragerlohn“ erhielt. Solche Einnahme that ich regelmäßig in mein hölzernes Ei, welches ich ſonach allemal feſt zuſchraubte und als Schatzkäſtlein aufbewahrte. Ich erinnere mich noch, wie mir bei dieſem Einſchrauben der Kupferkreuzer einmal ein weitläufiger Vetter zugeſchaut und geſagt hat: „Bub', Du haſt in Deinem Ei ja kein Eiweiß drinnen! Da ſeh', ich geb' Dir eins.“ Und legte mir ein blinkend weißes Silbergröſchlein hinein.

So oft ich in's Dorf zur Kirche ging, nahm ich mein Ei mit. Und wenn ich dann am Obſtkrämer vorbeiging oder am Lebkuchenſtand, griff ich in den Sack nach meinem Ei, zog es aber nicht heraus, ſondern dachte: Wenn ich wollt', ich kunnt mir gut' Sach' kaufen, aber ich mag nicht, ich heb' mein Geld für den Thomastag auf.

Und am Thomastag — es mochte ſchneien oder der alte Schnee vor Kälte winſeln — gingen wir zur frühen, finſteren Morgenſtunde mit einer Spanfackel den weiten Weg nach Krieglach zur Rorate und zum Markt. Als wir über den Kirchplatz ſchritten, wo bei Fackelbeleuchtung die Krämer ihre Buden errichteten, blickte ich jedesmal gegen das Eckhaus hin, an welchem ſchon ein leerer, kahler Bretterſchragen ſtand, der mir das Herz raſcher klopfen machte. Die feierliche Rorate war für mich an dieſem Tage ſo viel, als verloren; mein ganzes Herz fühlte ich in der rechten Hoſentaſche, denn in derſelben ſtack das hölzerne Ei — fruchtbar den Keim zu Luſt und Leben in ſich bergend.

Nach dem Gottesdienſte drängte ich mich durch die ſurrende Menſchenmaſſe und zwiſchen den prangenden

*) Gamper: anmuthig, niedlich, herzig.

Buden gegen das Eckhaus hin. An den Wänden und Dächern der Häuser lag schon der Schimmer des aufgehenden Tages; oftmals auch zitterte ein Nebel von Schneeflocken nieder auf die wimmelnde Menschenmasse und auf die Zelte der Verkaufsstände, und da strebte ich mit doppelter Ungeduld dem bewußten Holzschragen zu, besorgt ob dort die Dinge gegen den Schnee wohl gut verwahrt seien.

Und so sehe ich Dich im Geiste noch heute stehen, Du lieber Mann aus Kindberg mit Deinem weiten Lodenmantel und Deinem grünen Steirerhute — hast noch einen Fetzen davon, so schenke ihn mir; Du glaubst es nicht, wie Du mir noch theuer bist aus jener Zeit, da Du in den Reihen der anderen Krämer dastandest und zwischen dem Pelzkragen Deines Mantels und Deinem blonden Schnurbarte gemächlich den Rauch der Cigarre hervorbliesest und so auf Deinen „Stand" hinschmunzeltest, auf welchem die Güter ausgebreitet lagen. Ich konnte damals nur nicht begreifen, wie Du die Schätze gegen eitel Geld hinzugeben vermochtest; aber mir kam dieser Dein Leichtsinn gut zu statten, soweit mein Eiweiß und Dotter reichte. —

Bücher! Bücher hatte der merkwürdige Mann. Aber nicht Bücher mit vergilbten Blättern und verschimmeltem Schweinsledereinband; nicht Bücher mit lateinischen Predigten, wie der Schwend-Toni eines besaß und aus welchem er seine Zauberformeln las, wenn er das Wetter oder eine Krankheit seiner Rinder beschwören wollte — bis es erst spät offenbar wurde, daß im Buche nicht Zauberformeln stünden, sondern lauter Predigten „gegen die Verdamblichkeit der Hexereyen und denen Folgen in derer und der anderen Welt." — Ganz neue Bücher hatte mein merkwürdiger Mann. Sonst war mir fast gewesen, Bücher stammten alle aus alter Zeit, Bücher mache man heutzutage gar nicht mehr. (Den Irrthum mögen mir Gott und die 12.000 deutschen Schriftsteller von heute vergeben!) Und hier sah ich Bücher, deren Blätter so weiß waren, wie der Schnee, der darauf fiel, mit schönen Bildern irdischer Dinge und mit einem Drucke, der so glatt und scharf war, wie feinster Streusand. Diese Eigenschaften hatten vor Allem die „Volkskalender" Der Kalender war daran das Wenigste, diesem aber folgten Geschichten, Lieder, Weltbeschreibungen und possirliche Späße, daß es schon eine Freude war.

Anfangs starrte ich immer nur so von Weitem darauf hin, lange aber ließen sich die Finger nicht zurückhalten, obwohl der Mann im Lodenmantel einigen Zweifel in die Zahlungsfähigkeit des kleinen Knirpses zu setzen schien.

„So ein Büchel da — was es denn kostet?"

„Das da? Das kostet sechsunddreißig Kreuzer."

„Schlechtes Geld?"

„Gutes Geld."

Zu jener Zeit war nämlich die Wiener Währung unter der Bezeichnung „schlechtes Geld" und die Conventions-Münze als „gutes Geld" in Umlauf. Letzteres wog schwer und ganz ging er d'ran und d'rauf, der Inhalt meines hölzernen Eies. Hingegen war der Volkskalender mein Eigenthum.

Während ich meinen Schatz in den Sack preßte, nahte der Herr Pfarrer. Wohlgefällig blickte er mit seinem breiten Gesichte, auf welchem sehr viel Freundlichkeit Platz hatte, zu dem Bücherstande hin und blätterte in den Werken. Dann langte er gemächlich in den Rocksack und zog die Brieftasche hervor. — Jetzt paß' auf! sagte ich zu mir selber, jetzt kauft der Herr Pfarrer die Bücher alle weg! Wahrlich, so ein Herr hat den Himmel schon auf der Welt. — Der Herr Pfarrer machte ein paar Schritte seitwärts und kaufte sich — ein Kistchen Cigarren. Ohne sich weiter um den Bücherstand zu kümmern, nahm er

das Kistchen unter den Arm und ging, stets das Handküssen der Leute von sich abwährend, durch die Menge davon.

Ich hatte ihm lange nachgestarrt. Ich konnte mich ob der Selbstverläugnung und Entsagung des Herrn Pfarrers kaum fassen. Endlich warf ich noch einen Blick auf die Bücher und machte mich auf den Heimweg. Ich konnte mir an diesem Tage keine Semmel kaufen, denn das Ei war erschöpft, und ich hatte wahrlich auch keinen Hunger; Herz und Seele und Magen klammerten sich an das Buch, das ich im Sacke trug.

Und als hernach — nein, man mag nicht alles Närrische haarklein erzählen — kurz, ich las das Buch von Anfang bis zu Ende, las im Kalender jeden Heiligen, jede muthmaßliche Witterung, jede Bauernregel, jede Finsterniß, ich betrachtete an den Bildern jeden Strich und erbaute mich zum Schlusse noch an den Anzeigen von allerlei Gegenständen, die mich nur deshalb interessirten, weil sie im Kalender standen. Und als ich mit dem Allen fertig war, fing ich von vorne wieder an. Es ist wahr: so werde ich den Kalender mit der gleichen Aufmerksamkeit und Freude wohl sechs- oder achtmal gelesen haben. Und dabei zählte ich schon die Tage bis auf den nächsten Thomastag, da ich mir den neuen Jahrgang zu erwerben hoffte.

Da begegnete mir in dem neuen Jahre, so etwa Anfangs Mai, ein Unglück.

Unsere Hühner, die — ich sage es etwas demonstrativ gegen manches menschliche Paar — mit ihrem Eheherrn stets in bestem Einvernehmen lebten — überschütteten alle Nester, Heuböden und Scheunen mit Eier, und ich mußte wöchentlich zweimal mit der Waare in's Dorf, was meinen Ersparnissen recht zu statten kam.

Auf solchem Wege traf ich einmal mit des Brotschimmelschneiders Marianne zusammen. Sie ging immer barfuß und war gerade so lang wie ich, und ich hatte ihr schon mehrmals auf die Zehen getreten, ohne daß es ihr besonders wohl und mir besonders weh gethan hätte. Die Marianne trug heute auch einen Eierkorb.

Wir gingen eine Zeitlang still neben einander her, sie mit den Eiern, ich mit den Eiern. Endlich redete ich sie an: „Tragst Eier?"

Darauf sie: „Tragst Du auch Eier?"

Und ich: „Wie gibst sie denn?"

Und sie: „Wie gibst sie denn Du?"

Und ich: „Wo gehst denn hin?"

Und sie:

„Zum Schmied um Zinn,
Zum Bäckn um Brot,
Dein Frogn host rot."*)

Damit bog sie wegs ab. So hinreißend gottlos war das! Ich wendete ihr meine Augen nach, meine Füße stolperten über eine Baumwurzel — im nächsten Augenblicke war der Pfad übergossen mit Eiweiß und Dotter. Das erste Mal, daß es mir passirte. Freilich wohl auch das letzte Mal, denn an diesem Tage suspensirte mich meine Mutter ein für allemal vom Eiertransporte; das Geschäft und dessen Ertrag fiel auf meinen jüngeren Bruder.

Insoweit verschlug es nichts, ich hatte es nun auf dem Kirchwege viel bequemer, als sonst, konnte mich zu anderen Burschen gesellen, die mich früher spöttisch das „Eitrappel" genannt hatten, konnte auf einsamen Wegen aber der Marianne die Eier tragen helfen, was sie zwar nicht recht leiden wollte, weil sie fürchtete, es könne mir wieder Aehnliches passiren, wie an jenem Maitage — als jedoch der Thomastag kam, war im hölzernen Cassetchen kein Geld da für den neuen Kalender. Ich stand wohl lange vor dem Bücherladen und las von Weitem die Titel.

*) „Dein Frogn host rot" ist eine beliebte Abfertigung und heißt so viel, als: „Das Fragen kannst Du bleiben lassen, Du erfährst nichts."

Ich ſann und ſann, wie ich doch zum Kalender käme, aber ehern und unumſtößlich blieb die Thatſache: Haſt kein Geld, ſo kannſt keinen kaufen. — In dieſer Stunde kam mir der Gedanke: Und kannſt keinen kaufen, ſo mach' dir ſelber einen! — Raſch wandte ich mich um, verſchaffte mir durch meine wenigen Kreuzer Papier, Tinte und Feder und ging heimwärts. — Derſelbe Weg war nicht minder glückſelig, als jener, da ich den neuen Kalender in der Taſche getragen hatte. Heute trug ich ihn im Kopfe. Allerlei fiel mir ein, was ich in das Buch ſchreiben würde, und als ich nach Hauſe kam, ergriff ich Nadel und Zwirn und nähte flink aus den weißen Papierbogen ein Büchelchen und begann zu ſchreiben. Das wurde der erſte der fünf Jahrgänge jener wunderlichen Erzeugniſſe, die ich „Volkskalender" benannte und die heute noch in meiner Lade aufbewahrt liegen. Ich ſchrieb Erzählungen, Gedichte und allerlei andere Aufſätze hinein, ich zeichnete die Bilder dazu, ich verfaßte das Kalendarium und traf's in der „muthmaßlichen Witterung" ſo gut, wie jeder „gelernte Kalendermacher." Für den nächſten Pfingſtmontag kündete der gedruckte „Mandelkalender" meines Vaters Sonnenſchein, in meinem Jahrbuche aber ſtand für dieſen Tag Donnerkeul' und Regen; und ſiehe, ſchon zur Morgenſtunde, da wir in die Kirche gingen, hub es an zu donnern und zu regnen, daß an unſerem Leibe kein Faden trocken blieb. Meine eingetroffene Weiſſagung wurde verbreitet, mein Kalender gewann an Anſehen. Leider iſt dieſer gute Ruf nur zu bald kläglich zu Schanden worden, als im nächſten Jahrgange unerhörter Weiſe — Pfingſten vor Oſtern ſtand.

Für das Leſen der Kalender oder das Beſehen der Ausſtattung hatte ich zwei Kreuzer (ſchlechtes Geld) als Sold beſtellt; doch ſeit ich aus jenem unſeligen Verſehen Pfingſten, das liebliche Feſt, auf Ende März verlegt hatte, wollte Keiner von meinem Volkskalender mehr etwas wiſſen. Nur der Schanz-Schuſter-Florl kam eines Samſtagabends, verlangte den Kalender anzuſchauen, und als er damit fertig war, begehrte er die zwei Kreuzer. Es wurde unerquicklich, als ich ihm erklärte, daß die zwei Kreuzer er mir zu geben habe, doch ſagte ich, daß ich des Mißverſtändniſſes halber diesmals auf meinen Anſpruch verzichten wolle, worauf er entgegnete, ich dürfe froh ſein, wenn er von dem ſeinen abſtehe und mir nicht den Kopf waſche!

So blieb mir nichts übrig, als meine Volkskalender ſelbſt zu leſen. Trotzdem fabrizirte ich an den Jahrgängen fort; der weitläufige Vetter, der öfters zu uns in's Haus kam, ſah mir bei meiner Arbeit ſogar mit ſtillem Vergnügen zu, und einmal, als ich aus weißem Papier wieder ein Buch zuſammenheftete, um es friſch vom Kopfe weg voll zu ſchreiben, zog er ſeine Pfeife aus dem Mund und ſagte: „Ich ſeh's, Bub', Du biſt kein Bauer nicht, Du biſt zu was Anderem geboren. Was Du findig biſt und flink mit der Nadel! Du mußt ein Schneider werden."

So iſt es der weitläufige Vetter geweſen, der zuerſt mein Talent entdeckt hat. Und ſein Wort iſt in Erfüllung gegangen.

Doch nach wie vor, an ſtillen Feierabenden und in langen Nächten ſchrieb ich Kalender und Bücher. Ich ſchrieb ein Predigtbuch unter dem Titel: „Weg in die Ewigkeit." In Stunden weltlicher Stimmung ſchrieb ich an einer periodiſchen Schrift: „Freue Dich des Lebens." Dazwiſchen arbeitete ich an Dramen und Luſtſpielen. Später verfaßte ich eine Monatsſchrift, benannt: „Fröhliche Stunden, erſcheint alle Vollmondnächte." Ferner gab ich eine Zeitſchrift, betitelt: „Meine Gedanken" heraus und auch ein Prachtwerk, von eigener Hand ganz beſonders

glänzend illuſtrirt, zwei Jahrgänge „Muſeum.“

Die Leute verwunderten ſich, wollten aber mein Gebahren nicht recht gutheißen, und mein Lehrmeiſter ſagte mehrmals: „Wenn er nicht ſonſt ſo brav thät ſein, und ehrſam, ich wollt' ihn gleich fortſchicken; bei der Arbeit iſt er gar nicht ſo geſcheidt, als man's ſeinen G'ſchriften nach vermeinen kunnt. Es ſtecken ihm allzuviel Fabelein im Kopf.“

So vergingen die Jahre und die Zahl meiner Schriften wuchs von Woche zu Woche. Da begann ſich in mir allmälig jener Teufel zu regen, den manche meiner Leſer vielleicht aus Eigenem kennen — ein ruhelos Geſpenſt, ſchmeichelnd und trügeriſch, — die Sehnſucht nach der ſchwarzen Kunſt, nach der Druckſchwärze. Heute weiß ich's: die Druckſchwärze iſt ſo harmlos und wohlfeil wie Stiefelwichſe und wird zuweilen auch als ſolche verwendet. — An einem Freitagsabend ſpät war's, da ich neben meinem ſchlummernden Meiſter noch nähte, als mir der Gedanke kam, etwas von mir Gedichtetes in die Zeitung zu geben. Am nächſten Sonntag verfaßte ich das Schreiben und dann geſchah das, was ſchon zur Genüge erzählt worden iſt. Vom Leiter der Zeitung wurden alle meine bisher verfaßten Dichtungen erbeten. Ich erſchrack. Woher das Poſtporto nehmen, wenn der einfache Brief ſchon fünf Kreuzer (Neugeld) koſtete?!

Zu jener Zeit aber wurde ich inne, wozu auf Erden ein Firmpathe gut iſt. Mein Firmpathe, der brave Schmithofer in Alpl — er lebt heute noch — hatte zur ſelben Zeit einer Waldangelegenheit wegen in Graz zu thun. Der ließ den Eiſenbahnzug lang pfeifen und ging zu Fuß den ſechzehn Stunden langen Weg in die Hauptſtadt. Bevor er fortging, fragte ich mich bei ihm an, ob er mir eine Gefälligkeit erweiſen wolle.

„Von Herzen gern, Peter, thu' mir's nur ſagen, was Du für ein Anliegen haſt.“

„Ob der Göd nicht ſo gut ſein wollt' und meine G'ſchriften nach Graz mitnehmen und in die Zeitung tragen?“

„Warum denn nicht? Thu mir das Zeug halt zuſammenrichten.“

Der argloſe Mann! Als er meine „G'ſchriften“ ſah, ſchlug er die Hände zuſammen und rief: „Jeſſes, da muß ich ja einen Buckelkorb nehmen!“

Die Papiere gaben wohlgewogen fünfzehn Pfunde.

„In Gottes Nam'!“ ſagte der Pathe, „wenn Du den ganzen Kram im Kopf haſt tragen können, ſo werde ich ihn doch leicht wohl auf dem Buckel tragen mögen.“ Und nahm einen Tragkorb, und lud auf — und ich ſah dem Manne lange nach, als er, faſt gebeugt unter der Laſt, mit all' meinen Dichtungen den ſteinigen Waldweg hinanſchritt und endlich im Schatten der Tannen verſchwand.

Ich glaube, ich bin in jener Stunde dageſtanden, lahm und ſtarr, als wär' meine Seele davongetragen worden.

In Graz werden ſie ſich hell verwundert haben über den bäuerlichen Pegaſus mit dem Buckelkorbe; habe ich mich doch ſelbſt verwundert, als ich Glied für Glied die Kette verfolgte, von damals bis jetzt, und fand, wie ſich aus dem Ei ein Dichter entwickelt hat. Und Jeder, dem heute meine Schriften zur Laſt werden, möge Geduld haben und bedenken, wie oft damals der gute Schmithofer unterwegs nach Graz hat raſten müſſen!

Kleine Laube.

Zur Einladung der Fremden nach Steiermark.

Der Steirer ist sein Lebtag kein Prahlhans gewesen. Was er war, das bewies er durch redliche That, was er hatte, das genoß er still vergnügt für sich. Wohin in alle Welt der Steirer verschlagen werden mag, er hat Heimweh nach seinem Lande. Er ist nicht gewohnt, es auszuposaunen: dieses Land sei so schön. Das ist ja ganz selbstverständlich und Jeder, der da ist und da war, der sieht es, fühlt es und er bestreitet es nicht. Was soll man da viel loben! Tirol war nicht immer schön, die pittoresken Gegenden der Schweiz waren nicht immer schön, denn nicht immer war dem Menschen die Eigenschaft gegeben, daß auch das Wilde, Schauerliche, Gewaltige angenehm und erhebend auf seine Seele wirke. Aber die grüne Steiermark mit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit an Formen, mit ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit auf den Höhen wie in den Thälern, ist schön gewesen zu aller Zeit, ein Kleinod, um das sich die Großen oft hartnäckig gebalgt, ein Paradies, in welchem selbst die Horden der Völkerwanderung länger Rast gehalten haben, als anderswo.

Hoch vom Dachstein an bis zum Bett der Sann! Welch' ein Reichthum von gewaltiger Herrlichkeit und lieblicher Schönheit auf so kleinem Flecke! Das freie Auge vermag von den Kronen der Sulzbacheralpen aus die Gletscher des Dachstein zu schauen; die Winzer an der Drau sehen im sonnigen Aether die blauenden Höhen des Wechsels blinken — und was liegt Alles dazwischen! — Wer von den schreckhaft schauerlichen Bergen jener Kalkalpen, von deren Wänden das Sausen der Enns wiederhallt, eine Wanderung gemacht hat durch die wilde Gegend des hohen Schwab, über das feierlich ernste Mariazell, durch die finstern Schluchten des Todten Weib, über die idyllischen Gelände des Mürzthales und des Murbodens, durch die entzückenden Auen an der Feistritz und Raab, über die in üppiger Fruchtbarkeit prangenden Ebenen an der Drau, über die sonnigen Weingärten der windischen Büheln und des Koloser Ländchens, an den schattigen Ufern der grünen Sann, über die Urwildnisse des Bacher in das Paradies an der Sulm und an der Kainach und nach dem heiteren Grazfelde mit seiner schönen, großen Stadt — der weiß, was die Steiermark ist.

Selbst Bädeker, der dieses Land nur vom Hörensagen, oder aus alten Buchnotizen kennt, weiß trotz seiner unglaublichen Oberflächlichkeit darüber manches Schmeichelhafte zu sagen. Die meisten deutschen Reisehandbücher gehen den Reisenden nach, anstatt ihnen vorauszugehen; die nicht orientirten Reisenden aber streben dem zumeist Auffallenden und Naheliegenden zu, finden alljährlich dieselben hohen Berge und hohen Hotelrechnungen, die bereisten Höhen, die sie nicht besteigen, die besrackten Kellner, die ihnen verhaßt sind — aber der

Fremdenſtrom hat einmal ſein tiefes Bett geriſſen und ſo erzählen die Fremdenbücher immer wieder das, was man ſchon weiß, das Weitere — wiſſen ſie ſelbſt nicht.

Jene Reiſenden aber, die faſt zufällig verſchlagen werden auf unbekanntes Gebiet der deutſchen Alpen, vermögen ſich oft vor Entzücken kaum zu faſſen. Was da noch alles ſo urſprünglich und unentweiht iſt! Die Natur voll ungeahnter Pracht, die Menſchen ſo ſchlicht, die Wirthshäuſer ſo patriarchaliſch anheimelnd und die Preiſe ſo — naiv. Anfangs können ſie es kaum begreifen, daß es möglich iſt, wieſo die Naturſchilderer, Ethnographen und Maler dieſen und jenen Winkel ſo ganz überſehen haben, wieſo dieſe Menſchen ſo vernünftig und zufrieden ſein können, ohne daß die modernen Weltverbeſſerer in ihre Bergthäler gedrungen ſind. Ja, die Fremden können ſich kaum enthalten, es laut in die Welt zu jubeln, daß ſie das Eden wiedergefunden hätten. Aber Manche ſind unter ihnen, die ſchweigen fein ſtill, wie das Schäflein, das abſeits von der Heerde ein ſaftiges Raſenplätzchen gefunden hat, das Blöckern einſtellt und eifrig ſich an ſeinem Funde ſättigt.

Und im nächſten Jahre ſchleichen die touriſtiſchen Schäflein wieder herbei, genießen die wahre Idylle des Landlebens und zittern nur vor dem Einen, daß ſich plötzlich der Strom der Modereiſenden in ihr Bereich ergießen und dasſelbe mit einer Sündfluth von Städtern jeglichen Calibers überfluthen könne. Dann iſt es aus mit dem keuſchen Hauche, der heute über Natur und Menſchen liegt.

In ſolcher Ueberſchwemmungsgefahr befindet ſich allerdings auch Steiermark. Bereits haben nach vielen Richtungen hin Eiſenbahnen die Dämme durchbrochen und nur die landläufigen Reiſebücher, die von der Steiermark nicht viel zu ſagen wiſſen, als daß ſie grün ſei, ſchützen uns gottlob noch vor größerem Unheil.

Jedoch! Sentimentale Reiſende und verwindirte Poeten verſtehen nicht Alles. Im Lande gibt es praktiſche Leute, welche darthun, daß — wie Aegypten und der Nil beweiſe — periodiſche Ueberſchwemmungen der zur Fruchtbarkeit beſtimmten Gebiete nicht immer zu Schaden ſei! Der Rhein und die Schweiz befänden ſich unter der alljährlich wiederkehrenden Fremdenfluth recht wohl, auch in die mageren Hirtenthäler Salzburg's und Tirols hätte ſie manch' gutes Stück Humus herbeigeſchwemmt. Es käme nur darauf an, der Fluth ordentliche Bette und Kanäle zu graben und von ſolchen aus das Land rationell zu bewäſſern. Es möge ſich für ſolche Bewäſſerung eine Actiengeſellſchaft zuſammenthun, die ſich etwa aus Hotelbeſitzern, Badeinhabern, Verkehrsunternehmern u. ſ. w. leicht rekrutiren ließe.

Gewiß, es müßte ſich rentiren!

Nun ſtehen aber wir Schreiber und ihr Leſer Dieſes zwiſchen den beiden Parteien. Rechts der ſentimentale Reiſende und der verwindirte Poet mit dem Grundſatz, keine Fremden in's Land herein zu laſſen, die ſchöne Steiermark gegen alle wieneriſche, berlineriſche oder gar angelikaniſche Invaſion heldenmüthig zu vertheidigen. Links die Actienbefliſſenen mit dem Plane, die Reiſenden in's Land zu locken, um, während ſie bewundernd nach der Natur ausſchauen, im Schweizerſtyle nach ihrem Portemonnaie zu haſchen.

Wir ſind das Centrum und halten es inſoferne mit der Rechten, als wir entzückt, begeiſtert und dankbar ſind für die Naturſchönheiten und Schätze, womit der Himmel unſer liebes Land ſo reich geſegnet hat; aber wir können nicht egoiſtiſch genug ſein, um dieſe Herrlichkeiten für uns allein beanſpruchen zu wollen, wir ſind von Freude über unſere Heimat ſoſehr durchdrungen, daß wir wünſchen, alle Welt möge davon wiſſen und kommen, um mit uns zu genießen. Wir glauben, daß die Urſprünglichkeit und Echtheit unſerer Steier-

mark den fremden Einflüſſen wohl Stich halten werde, ja, daß ein ſo gottbegnadetes Land wohlthuend und erhebend auf die Beſucher wirken müſſe. Denn ſo lange die Steiermark nicht ein reines Modeziel iſt — und dahin hat es noch weit — werden nur Menſchen aus innerem Drange zu uns kommen und wir werden moraliſch von ihnen gewinnen, wie ſie von uns.

Inſoferne aber halten wir es mit der Linken, als wir nichts dagegen haben, wenn wir, wie es anderwärts geſchieht, unſere Naturſchönheiten, unſere Kunſtſchätze, unſere techniſchen Meiſterwerke, unſere Fertigkeiten auch dem Fremdenbeſuche gegenüber ein wenig praktiſch verwerthen können.

Mancher Sänger in alter Zeit hat die Steiermark verherrlicht; der Sang verſcholl, aber was Kalchberg, Seidl, Lenau, Grün, Hamerling über dieſes Land ſagen, das iſt lebendig. Weiland Erzherzog Johann ſchrieb, daß er ſich erſt wohl fühle, wenn er über den Semmering herüber ſei. Der Steiermärker freute ſich ſolcher Ausſprüche, blieb des Weiteren aber indifferent; er iſt einer der Letzten, welche über ſich und ihr Land ſprechen. Da aber alle Anderen ihre Erdſcholle rühmen vor der Welt, wäre allzugroße Beſcheidenheit eine Unterlaſſungsſünde. Wir wollen nur einladen, daß man komme und ſelber ſehe.

Der ſteiriſche Gebirgsverein, einer der größten alpinen Vereine, iſt im Stillen ſchon ſeit Jahren thätig, den Fremden in unſerem Lande die Wege zu ebnen, in den Landgaſthäuſern die Bequemlichkeit zu fördern, auf hohen Bergen Unterſtandshäuſer zu bauen und ein gut organiſirtes Führerweſen in's Leben zu rufen. Und vor Kurzem iſt aus dieſem patriotiſchen Vereine ein Comité hervorgetreten, welches es ſich beſonders zur Aufgabe ſtellt, in Steiermark den Fremdenverkehr zu heben und vor Allem Graz und ſeine Umgebung den Fremden aufzuzeigen.

Aufzuzeigen, wahrhaftig!

Bisher ſind ſo Viele durch Steiermark gereiſt, ohne Steiermark zu ſehen und faſt könnte man ſagen, daß Mancher in Graz — Graz überſehen hat. Man meint, wenn man den Stadtpark durchwandelt und auf den Schloßberg ſteigt und da oben bei der „Lieſel" in Bewunderung ausbricht über das herrliche Bild, ganz gelaſſen wieder abreiſen zu können mit dem Bewußtſein, Graz geſehen zu haben. Nun beſteht aber Graz nicht aus der Stadt allein, ſondern und beſonders für den Reiſenden, auch und vielmehr aus ſeiner Umgebung. Man muß durch die blühende Garten- und Villenſtadt des Roſenberges, durch die reizenden Schluchten des Zuſerthales, über die Höhen des Rainerkogels, des Ruckerlberges, der Platten wandeln, man muß die Waldbämmerungen von Maria Grün, von Maria Troſt, vom Bründel durchſtreichen und die Wildgärten des Hilm und des Stiftingthales, die grünen Matten der Andritz, die Mauern des alten Gösting und die Hochwarte des Plabutſch betreten, um Graz zu ſehen, „die Großſtadt, die auf dem Lande ſteht". Behaglich breitet das an der klaren Mur ruhende Graz ſeine Gaſſen und Gärten aus über Berg und Thal, ſpottend allen Regeln einer geſchloſſenen Stadt, huldigend nur den Principien des Anmuthigen und Schönen. Stillheiter liegt die Menſchenſtätte hingegoſſen, und wenn auf dem Schloßberge die Kanonenſalven krachen, ſo hört man es nicht in allen Gaſſen der weiten Stadt.

Auch die Fremdenbücher werden einſt von dieſen Eigenthümlichkeiten ſprechen und die Fremden werden Graz entdeckt haben.

Der Stadtverſchönerungsverein löſt im engeren Kreiſe ſeine ſich ſelbſt geſtellten ſchönen Ziele vor unſeren Augen, daß uns das Herz lacht. Das Comité für den Fremdenverkehr wird eine tüchtige Führerſchaft einrichten, die Ausflugstouren und Orientirungspunkte beſtimmen, die Sehenswürdigkeiten aller Art zugänglich machen; es wird das Hotelweſen, ſoferne

es noch nöthig ist, für einen großen Fremdenverkehr zu reformiren trachten. Graz, von jeher im Rufe einer gastlichen, gemüthlichen Stadt, will, daß der Fremde sich in ihm daheim fühle. Das wird er gewiß, denn was die Menschen nicht zu schaffen vermögen, das hat hier der Himmel längst vollbracht: Ein mildes, gesundes Klima, eine reine Berg- und Waldluft, ein krystallklares Wasser — und ein harmlos heiteres Gemüth der Bewohner.

Da eine alljährlich wiederkehrende Völkerwanderung nach neuen, schönen Zielen modern geworden ist und auf diesem Wege die Unterschiede der Nationalitäten und der Stände sich mildern und gleichen und die Menschen sich finden, schätzen und lieben lernen — so ist es wohl zeit- und sachgemäß, die Fremden auch einmal zu uns nach Steiermark einzuladen. Möge Stadt und Land für diese Sache weiterwirken, auf daß den Gästen alles Schöne und Angenehme, was wir haben, in bester Form geboten werden kann. Mögen die Gäste bei uns so aufmerksam, wie in der Schweiz und so solid und billig, wie in Tirol bewirthet und bedient werden! Dann können wir ihnen frohen Herzens die Herrlichkeiten unserer Heimat, mit denen wir so lange hinter's Licht gehalten haben, zeigen und mit dem Stolze edler Heimatsliebe beweisen, daß der grünen Steiermark Smaragd nicht der geringste ist unter den Edelsteinen der Alpenkrone. **P. K. Rosegger.**

Bergkräutelu.

Gedichte in österreichischer Mundart von Hugo Graf Lamberg.

Ma daleidt's nit guat.

As is a so oag'n,
Daß ma nix Guat's daleid't!
Kam hast's Bleam'l g'schmekt,
Wern schon d' Blattlan umgstreut.

D' Kinda und d' Groaß'n,
As is grad oan Ding,
Z'reiß'nt eanri Bleaml'n,
Als wurd s' Herz davo g'ring!

Aba was oan recht peinigt,
Stirt ma g'wiß allwei auf,
Und ko ma's neama datrag'n,
Legt ma nu an Stoan d'rauf!

S' gab Kumma und Trüabsal
Af Erd'n grad gnua,
Aba s' größeri Elend
Macht ma selm nu dazua.

Zwoa Ganggerln.

„Na, i mach da net auf,
Da Pfarra sagg: derf nit sei,
I laßet mit an Buab'n
In Ganggerl selm glei herei."

„„Mir hat as krat so vadeutscht:
Klopf koan Deandl af d' Thür,
As is a iadi da Ganggerl,
Kam's da nu so rar für.""

„„Aft san mir zwoa Gangerln,
Selm paß'n ma ja z'samm,
Kinan nix net vaderb'n,
Wann ma a Freud mitnand ham.""

D' Gewißnsfrag.

Geh, sag scheani Müllnerin —
Thuast so frumm und so g'recht,
War dei Kranzl af'n Ehr'ntag —
Sag's ehrla — so ächt?

„Dös sakrawalts Buama,
Gebt's oan ja koa Ruah,
Und bettelts und rödts,
Bis ma ja sagg dazua!" —

Dö Stund g'hörst jo no metn.

Oba's Bärnthal
Is a Gratl ganz schmal,
Und kimmst gen da 'nauf,
Steaht a Hütt'n decht d'rauf.

War a finstani Nacht,
Hab'n st drei Schütz'n aufg'macht,
Daß koa Jaga nit find't,
Hab'ns koa Fuial anzündt.

Wanns moring guat geht,
Und a Gambsl hersteht,
Than ma's abi af Johann,
Feil'ns 'n Postmasta an.

D' Buam san ba da Schneid,
Und a iada hat st gfreut,
Z' Johann auf da Post
Is koan unguati Kost.

Und 's Töchterl von Haus,
's is grad völli aus,
So schean, dös is g'wiß,
Umadum koani is.

Wer's a Mal hat g'ſehn,
Werd gern wieda hingehn,
Dö drei Schütz'n glei wohl
Ham gwiß 's Herz davo voll.

Sö moant, nar anſchau'n,
Kunnt ma ſi frei nit trau'n,
So liab und ſo fein
War dös „Poſttöchterlein".

's Gambſei war troff'n;
Juchhe! aft fan's g'loff'n,
Koan Jaga hat's g'wahrt,
Aba d' Arwat war hart.

Und mit friſch'n Muat,
D' Gamsbartlan af'n Huat'
Leg'ns as Sunta-G'wand an,
Und maſchir'n af Johann.

Wia's d' Glöklan hör'n ſchall'n,
San's in Ruck'n ſchier gfall'n;
Ja war's mögli, war's wahr —
's Deandl lag af da Bahr?

All drei heb'n an z' laſen,
Ham koan Gambs mehr z' vakaſen,
Zwoa glei in Markt zua,
Aba z'ruck da dritt Bua.

A hat a treu's Schatzei,
Da ſiadt eam as Hirn,
Wia ma ſein Glück
So üba Nacht kunnt valiern.

A klopft bal af d' Thür,
Ruaft: „Mei Deandl kimm für!
's Herz is ſo voll Noth;
Lebſt, oda biſt tod?"

„„Mei Bua! was hat's denn?
Magſt frei nit g'rad ſtehn,
Schrölſt mi in d' Seel h'nein,
Was werd's denn ſein?""

„Laß di halſen und druk'n
Laß mi d' Thrand'ln vaſchluk'n,
Laß mi Juchhe nar ſchrei'n,
Dö Stund g'hörſt ja no mein!"

Wia liab i di han!

Wia da himmliſche Vada
In Weltplan hat g'macht,
Selm hat a, i ken's wohl,
Af mein Schatz a gidacht.

Krat nach ſein Gedank'n,
Steht 's Deandle heunt da,
Hat mein Guſta guat troff'n,
Mei! namlawohl ja!

'n Dearndle is a ſo
Fliegt ma's friſch um an Hals,
Mir dank'n 'n Schöpfa,
Für d' Liab üba Alls.

Aba wia ſi da erſti Sturm
A Bißai hat g'legt,
Hebt 's Deandl gach z'frag'n an,
Was 's Alles biwegt.

Namla, möcht's wiſſ'n,
Af was i d' Liab ſtell,
Daß 's kennat, ob's dauat,
Gang's ſiſt wiadawöll.

Schau, ſag i, mei, Deandle!
Schau d' Bleam'ln an!
Aft werſt as glei kenna,
Wia langs dauern kann.

Wia's ſchmeka, wia's pranga,
Baſtehſt eana Pracht?
Schau's an, wann's nu leb'n,
Bals g'friert ba da Nacht?

As is ſo af Erd'n,
Hang all's Guati d'ran,
So hebt, wann's in Schönſt is,
A 's Nag'n ſchon an.

Drum halt i's a ſo, woaßt!
Wia's da Schöpfa hat g'macht:
I liab ſein Gedank'n,
Af denn 's d' biſt aufg'wacht.

Und wia's d' g'rad in Schönſt biſt,
In's Beſt a dazua,
Krat ſo halt di feſt
Für ſei Lebta dein Bua.

Wann d' Blattlan afall'n,
Feit drum nix in mein Sinn,
Und is Bleamei oanſt welk a,
Stekt decht's 's Miedai drinn.

Wia liab i di han,
Werſt hiatzt wohl vaſtehn,
'n Schöpfa ſein Gedank'n
Kann nia nit vagehn.

Eine Reliquie von Rafael.

Die franzöſiſche Wochenſchrift „L'Illustration" brachte ein nach Photographie gearbeitetes Facſimile einer in Venedig aufgefundenen Handzeichnung des Malerfürſten Rafael Santi, das Bruſtbild ſeiner Geliebten Fornarina, mit einem darunter geſchriebenen Sonett an ſie. Es wurde über dieſen Fund in der Jahresſitzung des Inſtituts von Frankreich vom Mitgliede Herrn Gruyer Bericht erſtattet, mit dem Nachweiſe, daß dieſe im Originale leicht gefärbte Zeich-

nung (Haare blond, Augen blau) die Skizze zu dem vom Kunſthiſtoriker Vaſari erwähnten, ſeit 1664 verſchollenen echten Bildniſſe der Fornarina geweſen ſein müſſe (während im Palaſte Barberini zu Rom und Palaſte Pitti zu Florenz nur vermeintliche Bildniſſe ſeien) und daß das Sonett nach Urkundenvergleichung wirklich Rafael's Handſchrift ſei. Nach den Correcturen, welche es enthält, iſt es auch gewiß von ihm ſelbſt zu der Zeichnung gedichtet. Fragt man, zu welcher von den vielen Madonnen Rafael's dieſe ſeine Fornarina (nach gewöhnlicher Annahme) als Modell gedient haben dürfte, ſo könnte es unter den bekannteren Madonnen am erſten die ſogenannte Madonna Colonna in Berlin ſein, welche aber die vom Sonette gerühmte Schönheit des Modells weit überbietet, und alſo zeigen würde, daß ſowohl der Liebhaber als der Künſtler idealiſirten, und die Verzagtheit des Letzteren ſeiner Aufgabe gegenüber nur Einbildung war.

Das Sonett lautet, mit der Orthographie und der Interpunctionsloſigkeit des Originals:

Come la vegg' e chiara sta nel core
Tua gran belezza il mio penello franco
Non e in pingere egual e viene manco
Perche debol riman per forte amore.

Si mi tormenta lo infinito ardore
Il volto roseo il seno colmo e bianco
Con lo rotondo dilicato fianco
Ha di Vagheza che abaglia di splendore.

L'Insieme allo pensier Tutto comosse
Che atto non fe il saper percio nemico (a?)
Fece la man che al ben ritrar non mosse.

Ognor fisso studiar in dolce amica
Quella belta che in Ciel credea sol fosse
Fia che il desiar compira la mia fatica.

Beiläufig überſetzt:

Wie hell vor Augen und im Herzen wach
Mir Deine Schönheit ſteht, fühl' ich zum Malen
Dem freien Pinſel alle Kraft entfallen;
Durch Stärke meiner Liebe wird er ſchwach.

So peiniget die Glut mich endlos, ach!
Dieß Roſenantlitz, dieſes Buſens Wallen,
Des Wuchſes Reiz — es blendet mich wie Strahlen
Der Morgenſonne, die aus Wollen brach.

All dieß vereint, o ſüße Freundin! brachte
Die Einſicht mir, das Wiſſen hab' nicht Macht,
Wo feindlich ihm die Hand den Dienſt verſagt.

Indem ich ſo verzückt an Dir betrachte
Die Schönheit, die ich nur im Himmel dachte,
Vollende Sehnſucht, was die Kunſt gewagt!

L. S.

Bosniſcher Volkswitz.

Gegen den Aga.

Der Sohn fragt den Vater: „Haben wir etwas, was nicht dem Aga gehört?" — „Ja, zwei Sachen, unſere Seele und unſere Schweine," lautet die Antwort.

„Wie ſtehſt Du mit dem Aga?" — „Gott behüte mich vor dem, was ich noch zu ertragen vermag."

„Wieviel beträgt Deine Laſt?" fragte ein Eſel den andern. — „Ich meſſe ſie nie; ich weiß nur, wenn ich überladen bin," lautete die Antwort.

„Kann denn nach Eurem Koran ein Chriſt in Euren Himmel kommen?" fragte ein Rajah. — „Ja, wenn der Chriſt 40 Jahre dem Türken gedient hat und dieſer ihn dann getödtet hat," verſetzte der Aga.

„Warum duldet Ihr die Bedrückung der Türken?" fragte ein Montenegriner. — „Gott iſt hoch, der Kaiſer weit und wir haben es ſchon gewöhnt," antwortete der Rajah.

„Arbeitet Ihr denn etwas?" fragte man einen Türken. — „Wir haben keine Zeit dazu. Wir beten fünfmal des Tages und in der Zwiſchenzeit kommen wir vor Tabak und Kaffee nicht zur Arbeit."

„Wieviel biſt Du dem Aga ſchuldig?" — „So viel er will." — „Und wann mußt Du ihm zahlen?" — „Wann und ſo oft es ihm einfällt."

„Wann iſt der Aga am ſchlimmſten?" — „Wenn er verarmt." —

„Und wann iſt er Dir am liebſten?“ — „Wenn er hin wird.“

„Wer zieht Euch Rajah die Zähne?“ — „Der Barbier die ſchlechten, der Aga die guten.“

„Du haſt es gut, Mönch,“ ſagte der Beg, „Du haſt weder Sorge für die Weiber, noch für die Kinder.“ — „Tauſchen wir einmal,“ verſetzte der Mönch. — „Ich will mir's noch überlegen,“ erwiderte raſch der Beg.

„Möchteſt Du ein Türke werden?“ fragte der Beg den Marko. — „Nicht um ſchweres Geld; nur wenn Du ein Chriſt würdeſt.“ — „Warum?“ — „Damit Du erfährſt, wie's dem Rajah unter Eurer Herrſchaft zu Muthe iſt.“

„Aga, Du haſt vergeſſen, mir die Kuh zu zahlen,“ ſagte der Rajah. — „Ich höre heute ſchlecht,“ antwortete der Aga. — „Und wann ſoll ich Dir das Schmalz bringen?“ fragte der Rajah mit leiſer Stimme. — „Was, Du haſt mir es noch nicht gebracht?“ verſetzte raſch der Aga.

„Weißt Du, daß es mir leicht fällt, ein Chriſt zu werden?“ meinte der Beg zu einem Fremden. — „Wie ſo?“ — „Das Kreuz nehme ich auf mich, das Spanferkel vor mich und dann bin ich ein Chriſt und noch immer der Beg.“

„Was wirſt Du thun,“ fragt man den Türken, „wenn der Tjeſar (Kaiſer) aus Wien über Euch kommt?“ — „Das Kreuz wird nicht ſchwerer ſein als der Halbmond.“

„Was ſieht man am ſeltenſten bei uns?“ — „Einen armen Türken und eine magere Sau.“

„Wer iſt Dir lieber, der böſe oder der gute Aga?“ — „Der böſe nimmt mir eine, der gute beide Kühe.“

„Was wünſcheſt Du dem Beg?“ fragte man weiter den Rajah. — „Gott gebe ihm Alles, aber wie ich es meine.“

„Warum will der Beg dem Rajah nicht gnädig ſein?“ — Der Betrunkene verſteht den Nüchternen nicht, der Satte den Hungrigen nicht.“

Gegen den Kadi.

„Soll ich den Giaur hereinlaſſen?“ fragte der Thürhüter den Kadi. — „Wenn er etwas in den Händen trägt, ſo ſoll er warten; iſt er beladen, dann öffne ihm beide Thürflügel.“

„Wie geht man zum Kadi?“ — „Zu ihm mit vollen, von ihm mit leeren Säcken.“

„Werden wir ein gutes Jahr haben?“ fragte man den Kadi. — „Viele vielleicht nicht, ich aber jedenfalls.“

„Ich wollte Dir ein Lamm bringen,“ ſagte der Rajah zum Kadi, „ich wußte aber nicht, ob ich Dir ein weißes oder ein ſchwarzes bringen ſoll.“ — „Die Lämmer ſchätzt man nicht nach der Wolle, ſondern nach den Nieren,“ verſetzte der Kadi, der in der Regel nur fette Lämmer liebt.

„Der Türke fragte den Kadi: „Efendi, wie viel Weiber erlaubt uns der Koran zu nehmen?“ — „Vier, wenn Du willſt, unverheiratete ſo viel Du kannſt,“ erwiderte der geſetzeskundige Mann. — „Und was dürfen wir oft wechſeln?“ — „Das Weib, wann Du willſt, den Fez und die Pantoffeln, wann Du kannſt.“

„Was iſt das für ein Lärm und Zuſammenlauf im Bazar?“ — Unſer Kadi will ein gerechter Mann werden und die Türken erlauben es ihm nicht.“

„Wann fällt Dir der Richterſpruch am ſchwerſten?“ fragte man den Kadi. — „Wenn ich einen hungrigen Türken und einen klugen Rajah vor mir habe.“

„Iſt es ſtreng verboten, ein geſtohlenes Lamm zu eſſen?“ fragte der Rajah. — „Das verſteht ſich von ſelbſt,“ antwortete der Kadi. — „Ich ja habe heute Früh eines geſtohlen und bringe es Dir.“ — „Gut, gut,“ verſetzte der Kadi, „zwiſchen einem geſtohlenen und einem geſchenkten Lamm iſt ein großer Unterſchied.“

„Wer iſt Dir, Rajah, lieber, der Aga oder Kadi?“ — „Der Stock hat zwei Enden.“

„Wie viel ſoll ich dem Kadi für ſeinen Richterſpruch geben?“ — „Der

Wolf frißt auch die ungezählten Lämmer."

Als der Kadi einen reichen Dieb verurtheilen ſollte, ſagte er: „Er hat nicht geſtohlen, er hat nur genommen, ohne daß Jemand dabei war."

Gegen den Pope.

„Sag' mir, Pope, haſt Du jemals was hergeſchenkt?" — „Mit der rechten Hand ſegne ich, mit der linken Hand nehme ich und eine dritte hab' ich nicht," antwortete der Mann vom Worte Gottes.

„Kaludjer (Mönch), warum heiratet Ihr nicht?" — „Wenn wir auch nicht heiraten, ſo langweilen wir uns doch nicht."

„Rajah, wen erwarteſt Du lieber in Deinem Hauſe, den Kaludjer oder den Aga?" — „Gott bewahre mich, ſie im Hauſe zu erwarten, nicht einmal vor demſelben."

„Was ſuchte heute am frühen Morgen der Laienbruder in unſerem Hauſe," fragte der Hausvater. — „Das iſt nicht Deine Sache," antwortete die Hausfrau. — „Was wollte er alſo," lautete die Gegenfrage. — „Das iſt meine Sache," antwortete die Hausfrau.

„Wie oft kannſt Du, Pope, heiraten?" — „Wenn ſie Geld hat, einmal; ſonſt gar keinmal."

„Haſt Du an jedem Mittwoch und Freitag gefaſtet?" fragte der Pope. — „Ja; aber auch am Samſtag und Sonntag habe ich mehr gefaſtet als gegeſſen," antwortete der arme Rajah.

„Pope, iſt heute Jemand von Deinen Kranken geſtorben?" — „Zu meinem Unglück befinden ſie ſich alle auf dem Wege der Beſſerung."

„Wie lebſt Du?" fragte ein Pope den anderen. — „Schlecht; denn es heiratet Niemand." — Und ich noch ſchlechter, denn es ſtirbt Niemand." —

„Trinkt Euer Pope Wein?" — „Mehr als ihm der Biſchof ſegnen kann."

„Pope, Pope, gib mir die Hand," rief der Rajah dem ertrinkenden Popen zu. Der Pope ertrank und der Rajah ſagte: „Er hat zeitlebens Niemandem etwas gegeben; ich hätte ihm zurufen ſollen: „Pope, reiche mir die Hand."

„Ein Mönch, der nicht zu betteln und ein Eſel, der nicht zu tragen verſteht, ſind gleich viel werth."

„Wer iſt ſchlimmer als ein Mönch?" — „Ein verwitweter Pope."

Gegen die Weiber.

„Warum ſingſt Du den ganzen Tag?" — Mein Weib iſt mir geſtern geſtorben."

„Seit wann biſt Du verheiratet?" — „Seit einem Jahre." — „Wann haſt Du das letztemal geſungen?" — „Vor einem Jahre."

„Wie lebſt Du mit Deiner Schwägerin?" fragte die Mutter ihre jüngſt verheiratete Tochter. — „Sehr gut; Gott erhalte ſie vom Sonntag auf den Montag."

„Haſt Du gezählt, wie oft Du Dein Weib geprügelt haſt?" — „Ich zähle die Küſſe nicht, wie ſollte ich erſt die Schläge zählen."

„Habt Ihr einen Telegraph?" fragte der Dalmatiner. — „Nein, wozu wären denn die Weiber," antwortete der Rajah.

„Willſt Du, daß ich ob Deiner Schlechtigkeit in's Waſſer ſpringe?" fragte ein ärgerlicher Herzegowiner vorwurfsvoll ſein Weib. — „Im Meere iſt's ſehr weich, im kühlen Bache ſehr angenehm; ſuche Dir, mein Schatz, aus, was Dir beſſer behagt," antwortete das beſorgte Weib.

„Großvater, wie ſchätzen ſich die Mädchen?" — Vom 14. bis zum 16. Jahre für den Sultan, vom 16. bis 18. für den Vezier, vom 18. bis zum 20. für wen immer, wenn's nur ein Mann iſt."

„Wen möchſt Du lieber, einen reichen Alten oder einen armen Jungen?" — „Liebe Mutter, alle beide, damit Ihr mich nicht zu bedauern braucht."

„Hat Dein Weib auch eine ſo lange Zunge wie das meinige?" — „Gott

behüte, daß ſie ſo lang iſt, wie man ſie weit hört."

„Wann ſollen die Kinder heiraten?" — „Verheirate den Sohn, wann Du willſt, die Tochter, wann Du kannſt, denn ein Weib iſt leichter als eine zerriſſene Kappe zu kriegen."

Ueber allerlei.

„Auf was muß ich am meiſten achten?" fragte der Sohn, als er auf Reiſen ging. — „Auf die Furcht vor Gott und auf die Ehre vor den Menſchen."

Kraljevics Marko, was koſtet der Wein im Bazar?" — „Ich frage nicht, was er koſtet, ſondern ob es überhaupt einen gibt."

„Kraljevics Marco, biſt Du Jemandem was ſchuldig?" — „Ja, Dreien: Gott die Seele, der Erde den Leib und dem Wirthe den Wein."

„Marco, gehſt Du häufig in die Kirche?" — „Ich gehe nur dorthin, wohin man trinkt, aber nichts zahlt."

Man fragte den Montenegriner vor dem Nachtmahl: „Warum beteſt Du nicht?" — „Wenn Gott was hat und gibt, danke ich ihm; wenn er nichts mehr gibt, bete ich erſt."

„Rajah, wie oft biſt Du im Monate betrunken?" — „Nur einmal." — „Wieſo?" — „Vom Morgen bis zum Abend, vom erſten bis zum letzten auf einmal und in einem Zuge."

„Von was lebſt Du, Zigeuner, das ganze Jahr?" — „Von Georgi bis Dimitri von Betrug und Hufbeſchlag, von Dimitri bis Georgi vom Betteln und Lügen. So hab' ich's am billigſten gefunden."

„Vor was für Weibern muß man ſich hüten?" — „Vor jedem alten Mädchen, vor einer jungen Hirtin und einer ſchmeichelnden Katholikin."

„Wie haſt Du, Montenegriner, Deine Kindheit zugebracht?" — „Vom 4. bis zum 6. Jahre hütete ich die Hühner, bis zum 9. die Lämmer und Ziegen, bis zum 12. die Hammeln und Böcke und nach dem 12. zogen ſie mir Hoſen an und mit dem Gewehr im Arm zog ich in's Gebirge."

„Was fiel Dir zeitlebens am ſchwerſten zu beruhigen?" — „Die Mutter und das Weib."

„Seit wann ward ihr zwei Brüder nicht im Streit gelegen?" — „Die Türken haben uns Alles weggenommen und da hatten wir keinen Grund zum Streit."

Als der Sohn auf Reiſen ging, gab ihm der Vater folgende Rathſchläge auf den Weg: „Halte Dich an die neue Straße und an einen alten Freund; dem Stärkeren komme mit der Kappe, dem Schwächeren mit der Fauſt entgegen; wenn der Fuchs predigt gib auf die Gänſe Acht."

Auf dem Heimwege.

Ein Begebniß aus neueſten Tagen, erzählt von Oscar Künl.

Sonntagsmorgen. Vom Thurme der Dorfkirche herab ſchallen die bekannten heimiſchen Klänge der Glocke und rufen die gläubige Dorfgemeinde zum heiligen Gottesdienſte.

Jung und Alt zieht den ſchmalen Fußſteig zwiſchen den wogenden Kornfeldern und den blühenden Wieſen dem Kirchlein zu.

In der Stube des kleinen Häuschens unweit der Kirche hockt ein altes Mütterchen am Spinnrocken. Es lauſcht den Klängen der Sonntagsglocke und wiegt träumeriſch das graue Haupt. Die freundlich-ernſten Lippen liſpeln ein ſtilles Gebet. Armes Mütterchen! . . . es kann nicht mehr zur Kirche eilen, es hat die Füße gelähmt ſchon ſeit vielen, Jahren . . .

Die Glocke verſtummt . . . Das alte, graue Kätzchen auf dem Fenſterbrette blinzelt durch die kleinen, ſonneglitzernden Fenſterſcheiben.

Ob der Toni bald nach Hauſe kommt, wie er mir geſchrieben hat? — — Du guter Gott erhalt' ihn brav und ehrlich, wenn ich nicht mehr bin.

— — Du haſt ihn erhalten, beſchützt, im blutigen Kriege, o! beſchütze ihn auch ferner in allen Gefahren des Lebens. — — Ich kann ihm nichts hinterlaſſen, als meinen mütterlichen Segen. — — — Warum iſt mir nur heute ſo bange? Anſtatt mich glücklich zu fühlen, daß ich nach langer Trennung dich meinen einzigen Sohn wieder umarmen ſoll, fühle ich mich ſo unendlich beklommen. — Ich wollte dein Bildniß ober dem Wandſchranke mit Blumen umkränzen zum freudigen Willkomm', warum ſchaudert mir davor, als umkränze man nur die Bilder und die Gräber Verſtorbener am Allerſeelentage mit trauernden Aſtern und Cypreſſenzweigen? ... Es wird die ungeduldige Sehnſucht nach dir ſein, mein theuerſter Toni, die mir mein Herz bange ſchlagen macht.. Heute ſoll ich dich ja noch in den Armen halten... Du guter Gott erhalt ihn brav und ehrlich."

Draußen auf dem Saumwege, welcher längſt dem duftigen Tannenwäldchen in's Dorf herunterführt, ſchreitet ein junger, fröhlicher Wanderer; er ſingt und jubilirt gar heitere Weiſen mit in den Chorus der lieben Vöglein in den dunklen Tannenzweigen und ſchwingt ſo lebensmuthig den knorrigen Wanderſtab durch die Lüfte, wie nur fröhliche Wanderer zu thun pflegen. Ein alter Soldatenmantel hängt ſtolz um ſeine Schultern, ein ſilbernes Verdienſtkreuz ziert ſeine Bruſt. Er war in Bosnien und mit bei der Einnahme Sarajewo geweſen. Da war es heiß zugegangen. Oft war er mitten im feindlichen Kugelregen geweſen, doch eine unſichtbare höhere Macht hatte über ihn gewacht. Hat er doch ein gutes, altes Mütterchen daheim, das Niemanden ſonſt auf dieſer Welt beſitzt als ihn. Jetzt kehrt der Sohn wieder zurück zu ſeinem lieben, guten Mütterchen. Soll er da nicht fröhlich ſingen und den Stock durch die Lüfte ſchwingen, wie er es vor Kurzem mit dem blanken Säbel in den Reihen der Türken gethan?

Der Weg theilt ſich. Hier ſteht ein hoher Wegweiſer mit der halbverwitterten Inſchrift: „Weg nach Thaldorf." Der fröhliche Wanderer bleibt ſtehen und blickt hinab in's Thal, in's Heimatsdorf, welches lieblich und traut aus dem friſchen Grün hervorlugt. Dort ragt der ſpitze Kirchthurm mit ſeinem rothen Kupferdache in's Blaue und hinter dem Kirchlein blickt der Giebel des Elternhauſes hervor, doch die kleinen Fenſter ſind verdeckt von den breiten Zweigen des alten Kirſchbaumes. Da wirft der junge Krieger in einer Anwandlung jugendlichen Uebermuthes den Mantel von ſich, und wie er als Knabe oft den hohen Wegweiſer erklettert hatte, um in's Thal hinunter zu blicken, ſo ſchwingt er ſich hinauf, ſchwenkt jubelnd ſeine blaue Mütze — — — und krachend zerſchellt der morſche Baum auf das felſige Geſtein — — ein Schrei und ein Blutſtrom entſtürzt den erbleichenden Lippen des Jünglings.

Unten in dem kleinen Stübchen hat das Spinnrädchen plötzlich zu ſchnurren aufgehört; in den zitternden Händen des alten Mütterchens iſt der Faden jäh abgeriſſen. — — Das alte, graue Kätzchen aber ſpinnt fort und blinzelt nach wie vor durch die kleinen, ſonnedurchglitzten Fenſterſcheiben.

Das Faß Wein für den Herrn Schultheiß.

Nicht vom Rheinſtrand blinkt die Schenke,
Dicht umſtrickt von Rebenäſten,
Führt im Schild den „blauen Kater",
Wohlbekannt den Sonntagsgäſten.
Hinter'm Tiſch heut' in der Schenke
Gibt's ein hochgewicht'ges Rathen,
Nämlich, wie man am Gedenktag
Feiern ſollt' des Schultheiß Thaten.
Manche Kanne — zum wie vielten,
Weiſt das Kerbholz — ward geleeret,
Auf der Weinfluth treiben Worte,
An die Kein's ſich ernſtlich kehret,
Dürre, ungeſalz'ne Worte,
Auch verſalzene mitunter;
Gibt's dann Widerſpruch dazwiſchen,
Wird das Bunte nur noch bunter.

Endlich schlägt mit derbem Faustschlag
Auf den Eichtisch Jörg, der Maier.
„Hört, Gevattern, hab's," so kreischt er,
„Unsern Beitrag für die Feier!"
„Laß denn hören," brüllt die Runde.
„Hören," lallt im Nachklang Peter.
„Werden auch was Rechtes hören."
Zischt der Schneider. — „Schwerenöther!
's Maul gehalten." — „Schwerenöther,"
Lallt der Peter stets im Nachklang.
„Hört denn! — Spenden wir dem Schultheiß
Ein Faß Wein vom achtz'ger Jahrgang."
„Achtz'ger Jahrgang! saub'rer Einfall,"
Keift der Schneider, „das ruinirt uns.
Einfall? besser heißt's Hereinfall!"
„Ruhig, Elle! unser Einer
Kann's schon," thät der Müller brummen.
„Freilich kann man's, — ja, wir können's,"
Hört man in der Runde summen.
„Achtz'ger Lese," schnaubt der Küster,
„Wozu dieses müß'ge Prahlen?
Ist im Ort nicht aufzutreiben.
's hieß' bestellen ihn, bezahlen.
Unser Ortswein — Jeder hat ihn —
Könnt' dem Schultheiß auch gefallen,
Trinkt sich leicht und kost't kein Baargeld."
„Trinkt sich leicht," thät Peter lallen. —
's murrt der Schneider: „Schlechter Spaß das,
Auch zu theuer." —
„Vor die Thüre
Schmeißt den Schwätzer! — 's bleibt beim Ortswein,
Am Beschluß nun Keiner rühre!" —
„Ortswein, gut! — Doch wie nun weiter?
Alles soll geschickt verlaufen." —
„Hört mich! Jeder zahlt fünf Batzen,
Um vorerst ein Faß zu kaufen."
„Hm! fünf Batzen? Na, so sei's denn." —
„Wollt ihr, daß man sich ruinire?"
Bellt der Schneider. — „Macht ein Ende;
'raus den Bocksbart, vor die Thüre! —
Dann — vom eig'nen Wein gießt Jeder
Einen Krug voll — 's ist vom gleichen —
In daß Faß. — Von neunzig Höfen
Wird das wohl zur Füllung reichen."
„Einverstanden!" brüllt die Runde.
„Einen Krug vom eig'nen Weine."
„Einen Krug!" lallt Peter wieder.
Also kam man denn in's Reine. —
Dafür, daß ein Festfrack zieme,
Sucht' der Schneider zwar Beweise,
Doch er lockte die Versammlung
Nun nicht mehr aus dem Geleise,
Und dieweil der Kuckuk kündet
Mitternacht, die Trennungsstunde,
Wackelt, fackelt, hell erleuchtet,
Heimwärts denn die heit're Runde,
„Einen Krug vom eig'nen Weine,
Hurrah!" opferfreudig rief man.
„Einen Krug!" lallt Peter, leert ihn,
Wankt zurück zur Bank und — schlief dann.
Morgens, beim Erwachen — Jerum!
War die Stimmung sehr ernüchtert,
Vor dem Hochgericht der Hausfrau
Schwieg' manch' lecker Mund verschüchtert.
„So 'ne Zeche und fünf Batzen!
Und ein Weinkrug noch, Verschwendung!
Bettelstab ist bei dem Leichtsinn
Eine folgericht'ge Wendung!
Mann, bei so viel Eimern Weines
Wirst du dich wohl nicht bedenken,"
Meint' das Eheweib des Müllers,
„Wasser in das Faß zu schenken?
Einen einz'gen Krug, wer merkt den?
Wein wär' Diebstahl an den Kindern.
Mann, ein einziger Krug Wasser
Wird den Weingehalt nicht mindern!"
Nun, — er thut's. Doch Jörg' und — kurzum,
Alle denken: In dem Fasse
Zählt ein *einz'ger* Krug mit Wasser
Kaum als Tropfen in der Masse,
So viel Wein — *ein* Tröpfchen Wasser! —
Daß der Schneider anders dachte,
Glaubt wohl Niemand. — Wir bekunden,
Daß er, was *ein Jeder* brachte,
Auch getreulich beigesteuert. —
Wie dem Schultheiß nun bekommen
Dieser Trunk, der *unvermischte*,
Davon hab' ich nichts vernommen.

Wann und wie die Russen küssen.

Welche Bedeutung der Kuß als Tausch- und Verkehrsmittel erlangt hat, ist bekannt. In seinen verschiedenen Gattungen als Liebes-, Segens-, Abschieds-, zuweilen auch als Judaskuß spielt er im öffentlichen und privaten Leben aller Völker eine Rolle. Auch seine Formen sind mannigfach, aber je nach der Anschauung gesellschaftlicher Classen oder von einer nationalen Caprice gehegt, hat sich hier die eine, dort die andere als die berechtigste eingebürgert. Nur wenn die unverfälschte Natur ihr Recht verlangt, erscheint er wohl allezeit und allerwärts in der gleichen Gestalt.

Sei es auf Grund einer besonderen Disposition des Volkes, sei es begünstigt durch die vielseitige Gestaltungskraft, die auch der Sprache desselben eine Fülle von Formen verlieh, die bei andern nur vereinzelt sich finden, hat die Sitte des Kusses in Rußland reichere Blüthe getrieben als irgendwo sonst. Sie durchdringt das Familienleben im

engeren wie im weiteſten Sinne, ſie iſt ein weſentlicher Factor in Handel und Wandel. Es wird geküßt mit und ohne Veranlaſſung, oder vielmehr: es findet ſich ſtets eine Veranlaſſung, um zu küſſen. Ein geſegnetes Land, in der That!

Schade nur, daß dieſe ſchöne Sitte auch ihre recht fatalen Beſchränkungen hat! Was jung und hübſch iſt, läßt ſich ebenſo ſchwer küſſen, als anderwärts und führt ein Zufall die Gelegenheit herbei, ſo ſind es nicht ſchwellende Lippen, die geboten werden, ſondern Wangen, die bei aller Zartheit und Lieblichkeit doch nur zweifach ſchmerzliche Sehnſucht erwecken nach der Roſe, die zwiſchen ihnen blüht.

Ueberhaupt iſt der Wangenkuß die beliebteſte Form, zunächſt in Verhältniſſen vertraulichen und zugleich ruhigen Charakters. Und zwar der dreifache: rechts — links — rechts; zur Abwechslung auch umgekehrt: links — rechts — links! So begrüßen ſich Freunde beim Wiederſehen, ſo Geſchwiſter, ſo Eltern und Kinder. Für letztere gilt auch eine ehrerbietigere Weiſe, beſonders für die Söhne der Mutter gegenüber. Morgens bei der erſten Begegnung, wie Abends vor dem Schlafengehen, vor Allem aber nach eingenommener Mahlzeit nähern ſich die jüngeren Mitglieder der Familie den älteren: das regierende Ehepaar den Eltern oder Schwiegereltern und ihm ſelbſt der Reihe nach die eigenen Kinder. Die Einen küſſen dankbar die Hand, die ſie gepflegt und erhalten hat, die Andern drücken ihre Lippen ſegnend auf die Stirn der Kinder. Gatte und Gattin begegnen ſich mit dem dreifachen Kuſſe.

Im geſelligen Verkehr haben die Ruſſen allmälig der franzöſiſchen und ſpäterhin polniſchen Sitte des Handküſſens den Vorzug vor der altnationalen eingeräumt, nach welcher die Dame dem Herrn ihre Stirn zum Kuſſe bot, oder, wie es jetzt noch häufig, namentlich von älteren Frauen geſchieht, ihre Wangen zum gleichen Zweck überließ. Ein Recht der alten ſlaviſchen Gewohnheit mag es ſein, wenn die Ruſſin dem Manne, der ihre Hand an ſeine Lippen geführt hat, eine flüchtige Berührung ſeiner Stirn mit ihren Lippen oder mindeſtens eine dahin zielende Bewegung vergönnt.

Dem Geiſtlichen gegenüber pflegten beide Geſchlechter die demüthigere Form des Grußes zu beobachten. Wenn „Batjuſchka“ (Väterchen) dem Edelmanne oder der Dame vom „Hofe“ begegnet, oder wenn ſeine würdige Geſtalt in ihren Gemächern ſich zeigt, ſo eilen bärtige wie zarte Lippen, ſeine oft recht harte und nicht immer ſaubere Hand, die den landesüblichen hohen Prieſterſtab führt, zu berühren. Ein ſegnendes Murmeln und ein Bekreuzen der frommen Häupter iſt der Dank des Clerikers, der entſprechend ſeinem Range dieſe Ceremonie mit größerer oder geringerer Würde, in den höheren Schichten nicht ohne die gehörige Doſis mönchiſchen Stolzes zu verrichten pflegt, die in Rußland ebenſo gut wie anderwärts ſich findet. Bemerkt muß übrigens noch werden, daß die vornehmeren Geiſtlichen, deren Hände ganz beſonders der Gegenſtand frommer Verehrung werden, dieſelben im Gegenſatz zu den gewöhnlichen Popen mit ſo großer Sorgfalt pflegen, daß „Erzbiſchofshände“ ſprichwörtlich geworden ſind.

Daß die Dienerſchaft den Höherſtehenden gegenüber auf die Hände derſelben oder den Saum des Gewandes angewieſen iſt und daß die Demuth und Inbrunſt ihrer Küſſe mit der empfangenen Gunſt wächſt, verſteht ſich von ſelbſt. Aber es gibt Fälle, in welchen ſelbſt der Rockzipfel und die Kleiderfalte noch zu ehrenvoll für den Bauer erſcheinen. Vor dem Eingang des Hauſes unter der „ſäulengetragenen“ Vorhalle ſitzen die Mitglieder der gutsherrlichen Familie. Da ertönt von der Kirche des Dörfchens her der Klang zweier Geigen und mit den Geigen zugleich ſingt und klingt es ſonſt noch in munterem Chor. Im Tanzſchritt nähert

ſich ein feſtlicher Zug von Männern und Weibern; den Uebrigen voran und dicht hinter den Muſikanten das junge hochzeitliche Paar: der Bräutigam in zierlichſt benähtem Kaftan, die Braut in feſſellos auf Schultern und Nacken herabwallendem Haar, die eben vom Prieſter vereinigten Hände zum Ueberfluß durch ein Taſchentuch mit einander im eigentlichſten Sinne verbunden. Plötzlich ſtürzen ſich, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Neuvermählten zur Erde nieder und küſſen — ſämmtliche Schuhe und Stiefel, die ſich an den herrſchaftlichen Füßen vor ihnen befinden.

Die Blüthezeit des Kuſſes aber iſt das Oſterfeſt. Da ſchwinden für eine kurze Zeit alle Unterſchiede des Standes, Alters und Geſchlechtes, des Heiligen und Profanen, ja des Lebendigen und Todten. Da bemächtigt ſich Aller ein Rauſch der Andacht, eine Liebesſeligkeit, die das urſprüngliche chriſtliche Motiv auf jedes Verhältniß überträgt und oft genug im Komiſchen, wenn nicht im Unheiligen, untergehen läßt. Von dem Augenblick, wo das „Christós woskréss!“ (Chriſtus iſt auferſtanden!) zum erſten Mal im Tempel von den Lippen des feiernden Prieſters erklungen iſt, um deſſen kreuzſchwingende Hand die Andächtigen ſich zum Kuſſe drängen, wird es fortgetragen von Mund zu Mund und Jeder ſinkt mit dieſem Ausruf in die Arme des Andern. Da küſſen ſich alle Mitglieder einer Familie, da umarmt der Fürſt die Gouvernante und der Hauslehrer die Fürſtin, da dürfen ſelbſt die Diener, den Kutſcher Iwan und den Koch Faddei an der Spitze, in feierlichem Aufzug der Herrin des Hauſes ſich nähern und mit dem „Christós woskréss!“ die Wangen derſelben dreimal berühren. Draußen aber auf der Straße findet das Feſt der Brüderlichkeit ſeine Fortſetzung. Die Begegnenden machen keine Ausnahme und dürfen keine geſtatten, ob es ſchon aus mancherlei Gründen angenehmere Dinge gibt, als die vertrauliche Annäherung des erſten beſten Bauern. Wer keine Luſt hat, der allgemeinen Liebe dieſes Opfer zu bringen, darf ſich nur zu Pferd oder im Wagen außerhalb ſeiner Umpfählungen ſehen laſſen.

Viele küſſen wohl auch zum Schluſſe den Boden, die mütterliche Erde, denn zu keiner Zeit ſieht man ſo viel Betrunkene, als in den ſchönen Tagen des Oſterfeſtes.

Der eigentliche Kuß aber, welcher den Bund zweier Herzen beglaubigt und dem gegenüber jeder andere nur ein Scheinbild und oft genug eine Carricatur iſt, gedeiht und blüht in Rußland wie in andern Ländern. Eben darum läßt er ſich nicht beſchreiben, denn er duldet keine Zeugen. Von ihm wiſſen auch in Rußland nur die Zwei, die nicht davon plaudern.

Dr. Guſtav Weil.

Die Sühnung.

Die Lieder ſind begraben im tiefen Erdengrund,
Viel Blumen blühen d'rüber, gar duftend, üppig, bunt.
Ein Weib ſteht an dem Grabe und weint und ſchluchzet ſtill,
Sie ringt die bleichen Hände und weiß nicht, was ſie will.

Sind es die alten Lieder, die du ſo heiß beweinſt,
Du bleiche Jugendliebe, du Sehnſuchtstraum von einſt?
Iſt es der todte Sänger, dem deine Thräne gilt,
Der einſt ſie dir geſungen, ſo lebensluſterfüllt?

In jener Zeit, da weinteſt du über keinem Grab,
Da lachteſt du des Sängers, der dir ſein Herzblut gab;
Du haſt ihn abgewieſen, zogſt in die Fremde fort, —
Seitdem ſind alle Lieder im Herzen ihm verdorrt.

Und jetzt nach langen Jahren kommſt du zurück und füllſt
Das Grab mit deinen Thränen und weißt nicht, was du willſt!

Die alten, alten Lieder ſteh'n nimmer aus dem Grab,
Und fielen tauſend Thränen aus deinem Aug' hinab! — -- —

Da ſpricht ſie: Laß' den Thränen, den Thränen ihren Lauf,
Gib acht, die alten Lieder, ſie wachen wieder auf!
Jetzt will ich ſie erhören, jetzt kann und darf ich's ja,
Der Winter iſt vorüber, der Lenz iſt wieder da . . . .

Und unter ihren Thränen, da hebt und regt ſich's ſacht,
Und leiſe Lieder klingen hervor aus Grabesnacht;
Und lauter immer lauter tönt ſüßer Liederklang
Und ſchwirrt durch Blum' und Blüthe, ſo innig und ſo bang.

Sie trinkt in vollen Zügen der Worte Harmonie,
Der Wunderworte, denen ſie neues Leben lieh.
Und mit dem Liederſchatze zieht ſie hinaus in's Land
Und ſchafft ſich eine Leier und übt die zarte Hand.

Und ſpielt die alten Lieder und zieht von Haus zu Haus
Und ruht und raſtet nimmer und ſingt jahrein, jahraus:
Die Menſchenherzen alle, die früher trüb und bang,
Begannen aufzujubeln, wo ihre Stimm' erklang.

Man lauſchte lang den Liedern, man ſang ſie ſelber gar
Wenn auch ſchon lang die Säng'rin davongezogen war.
Sie lebten fort im Volksmund, ein ew'ger Frühling mild,
Sie lebten fort als Sprache, die aus dem Herzen quillt.

Die Sängerin zog von Dannen allein in dunkler Nacht,
Die Sendung war vollendet, die Sühne war vollbracht!
Sie zog zurück zur Heimat, nach jenem ſtillen Grab,
Und warf ſich auf den Hügel und flüſterte hinab:

„Sei guten Muths, Geliebter, im kühlen Erdengrund,
Dein Lied iſt auferſtanden, belebt durch meinen Mund!
Ich hab' dich einſt verſtoßen in jugendleichtem Sinn,
O wüßteſt du, wie elend ich d'rum geweſen bin!"

. . . . Und ſelige Verklärung durchweht ſie allgemach —
Sie lächelt wie ein Engel und haucht: „Ich komme nach!
Ich bringe frohe Kunde, du todter Sänger mein,
Dein Lied iſt auferſtanden, du wirſt unſterblich ſein! -- — —"

Otto Ludwig Müller.

Bücher.

Horand und Hilde. Gedicht von Rudolph Baumbach. (Leipz., Breitkopf & Härtel, 1878.) Dieſes ſchöne Gedicht hat den einzigen Fehler, daß der Autor desſelben den unvergleichlich friſchen und originellen „Zlatorog" geſchrieben hat. h.

Späte Vergeltung. Roman von Hieronymus Lorm. (Hamburg, J. F. Richter, 1878, 2 Bde.) Der Verfaſſer führt in der Vorrede aus, er wolle, den franzöſiſchen Theaterſtücken und Romanen gegenüber, einen Ehebruch in ſeiner nackten Häßlichkeit, „ohne alle Beſchönigung" geben. Allein es handelt ſich in dieſer Erzählung einfach darum, daß ein reſpectabler Graf und Offizier ein ſehr edles Mädchen aus vornehmem Hauſe bloß zu dem Zwecke heiratet, um, ohne Wiſſen desſelben, das Recht der erſten Nacht einem Kameraden zu überlaſſen, der eine Spielſchuld von ihm einzufordern hat und ſich unter dieſer Bedingung für quitt erklärt. Ich glaube nicht, daß Jemand geneigt iſt, dies eine Ehebruchsgeſchichte zu nennen. Und ein Ehebruch „ohne Beſchönigung" ſoll es ſein? Im Gegentheil, wir haben hier einen Ehebruch mit der denkbar größten Beſchönigung, denn eine größere Beſchönigung eines Ehebruchs kann es ja doch nicht geben, als die, daß die Ehebrecherin gar keine Ahnung hatte von dem, was geſchehen. — Doch das iſt Nebenſache, von der man, wie von dem ganzen peinlichen Thema dieſer Geſchichte überhaupt, abſehen kann und muß, um ſich der Freude an den dichteriſchen und ſtyliſtiſchen Vorzügen hinzugeben, welche das Werk aufweiſt. Nicht ſo fein ausgeklügelt und ſo ſorgfältig ausgeführt, wie die kleineren, novelliſtiſchen Arbeiten Lorms, wirkt es anmuthend gerade durch die Friſche und Leichtigkeit, mit der es gleichſam hingeworfen iſt, und die einem größeren Entwurfe angemeſſener iſt, als die feine

Ausarbeitung glänzender Details. Ein Larm'sches Buch ungelesen zu lassen, darf kein Leser van Geschmack sich erlauben.

y.

Am Kamin. Geschichten und Träumereien van Hieranymus Larm. (2. Aufl. Hamburg, 1879.) In dem vartiegenden Buche erhatten wir eine neue, sinnige Gabe des feinfühtenden Paeten und Seelenkenners Hieranymus Larm. Es sind verschiedene kürzere ader längere Navellen ader Skizzen, die er uns bietet, alle aber mit jener Anmuth und Leichtigkeit geschrieben und mit sa sinnigen Gedankenarabesken ausgeschmückt, daß man für dieses neue Werk dem phitasophirenden Poeten nicht minder dankbar sein muß, ats für seine früheren. Die Stücke „Philosaphie eines Kusses" oder „Eine Miniatur-Ausgabe" gemahnen in ihrer fein ausgeführten Charakterzeichnung, in der tiebevollen Detailbehandtung der Figuren, wetche in den Vardergrund treten und in der ganzen Paesie ihrer Darstellung an die schönsten Novellen eines Paul Heyse. Freilich zieht sich meist ein trüber, düsterer Zug durch Lorm's schöne, paesievalle Darstellungen. Ein vergebtiches Wünschen und nicht Erreichen, ein Verzichten und vergessen müssen ist nicht setten der Grundtan, welcher die Blätter durchweht, auf denen diese Erzählungen stehen. Larm ist der Poet stiller Trauer und weiß diese mit besanderer Meisterschaft darzustellen. Um gerecht zu sein, wallen wir jedach nicht verschweigen, daß Stücke wie „Am grünen Tisch", „Badeteben im Aprit", „Die Verbtühte" nur Anktänge an diese Trauer zeigen und daß sich überhaupt ein feiner Humor in manchen Stellen gettend macht, wie ihn eben wieder nur Larm in seiner Gewalt hat. Wir wünschen dem schönen Buche Gtück auf den Weg und recht empfängtiche Herzen. S.

Die Feuerprobe der Liebe. Angioletta von Atfred Friedmann. (3. Auflage. Wien, Vertag der Wallishauser'schen Buchhandlung [Josef Klemm], 1879.) Atfred Friedmann bestätigt mit jeder Arbeit immer von Neuem wieder das Urtheil, das uns seine Erstlingsleistungen abgerungen. Mag er immerhin noch nicht völlig gefeit sein, gegen die Anwandlung ganz eigene Wege gehen zu wallen, mag ihm auch nach manche Unktarheit und Herbheit unterlaufen, seine Begabung ist eine zweifellase und dabei glücktiche, denn ste vereinigt Geschmack und reiche Phantaste bei der Waht des Stoffes mit einer gtänzenden Behandtungsweise und Reinheit der Sprache. An manchen Stellen gemahnt er unwillkürlich an unsere besten Lyriker, was ja seine reizenden „leichtsinnigen Lieder" am maßgebendsten besürwarten. Das uns vartiegende epische Gedicht „Die Feuerprobe der Liebe" nennt Friedmann eine Flarentiner Geschichte und ist einer italienischen Novelle des Matteo Bandella nacherzählt. Den ganzen Zauber mittelalterlicher Ramantik weiß der Dichter in einer Reihe lebensvoller Bilder über seine Gestalten zu bannen. Den halden Liebreiz, die Schüchternheit und jungfräuliche Herbheit der Angialina weiß er eben so meisterhaft zu schildern, wie die Mannhaftigkeit, Rittertichkeit und die gar ernst und schwer erprabte Treue und Standhaftigkeit Ambrogio's. Wie Friedmann Herzensgeheimnisse und Seetenstürme in Warte faßt, läßt sich nicht leicht sagen, mau muß das lesen und auf diese Art einem vielversprechenden Tatente den verdienten Tribut zallen. Man wird sein Buch nicht unbefriedigt aus der Hand tegen, und an den Fortschritten des jungen, strebsamen Poeten gewiß seine Freude haben.

F. M.

Bergkräutln. Gedichte in österreichisch-deutscher Mundart van Huga Graf Lamberg. (Salzburg, Heinrich Dieter, k. k. Hafbuchhändler, 1879.) Das ist ein Fund, das ist ein Schatz, das ist ein neues Kteinod in der süddeutschen Dialeetdichtung. Diese Gedichte, sa anspruchslas sich bietend und sa warm, sa heiter, so welttiebend, thun dem Herzen wahl.

Wenn der Dichter sagt:

„In Himmi sitzt da Herrgott,
Z'Wean da Kaisa af'n Thron,
Und dö zwaa Paragraf
San mei Canstitution"

so hat er damit seinen Standpunkt bezeichnet; es ist auch der einzig echte, den ein österreichischer Vatksdichter einnehmen kann. Indeß vergißt unser Paet über Gatt nicht der schönen, freudvallen Welt, über den Kaiser nicht des engeren Heimatländchens in den Bergen mit seiner Lust.

So fingt er:

„'s geit Deandlan, 's geit Gamslan,
Geit Fischtan in See,
Wia g'scheidt, daß i da bin,
Grad aus is's — juchhe!"

Da ist ein echtes Aufjauchzen, ein tiefer Lustschrei des Valles, der nur in dem Herzen des wahren Dichters wiederhallen kann. Wohl fehlen auch die den Fasern des beklammenen Gemüthes entströmenden Töne der Wehmuth nicht und es fehtt nicht das begehrende Schwanentied des leidenschaftlichen Blutes; aber zwischen all' dem klingt

wie ein Glöcklein im Abendfrieden, das beſänſtigende und verſöhnende Lied.

Man wird mich beſſer verſtehen, wenn ich im „Heimgarten“ etliche Gedichte aus den „Bergkräutln“ niederlege; ich glaube, Freunde der Volksdichtung werden dann um ſo lieber nach dem herzigen Büchlein greifen. **Roſegger.**

Balladen und Bilder von Murad Efendi. (Oldenburg, Schulz'ſche Hofbuchhandlung.) Die Leſer erinnern ſich vielleicht noch an die „Schwänke des osmaniſchen Eulenſpiegels“ (Heimgarten, II. Jahrgang, 12. Heft.) Der Verfaſſer desſelben ſendet uns dieſes neue Buch, welches nicht minder köſtlich und trefflich iſt. Grelle Roſen des Orients wechſeln mit tiefen Schatten des Nordens — türkiſche Schwänke mit nordiſchen Balladen, zum hellen Auflachen hier, tieferſchütternd da, eine ſtimmungsbunte Gegenüberſtellung des Heiteren und Tragiſchen, Wechſelbilder, wie das Leben ſelbſt ſie gibt. Die Form, in der Murad Efendi ſeine Stoffe hüllt, iſt hier drollig und keck, wie die Schwänke ſelbſt es ſind, da ernſt und im elegiſchen Volkstone, wie die Conflicte des Herzens es erheiſchen. Es iſt ein kleines, aber ein inhaltsreiches Buch, welches uns der Dichter hier bietet. Gewidmet iſt es Oscar II., König von Schweden, der bekanntlich ſelbſt Poet iſt.

Waldverwüſtung und Murbrüche. Von Edmund Graf. (Wien, Mechitariſten-Buchdruckerei, Selbſtverlag des Verfaſſers, öſterreichiſcher Touriſtenclub.) Es wäre wünſchenswerth, daß dieſes Schriftchen millionenfach unter dem Landvolke verbreitet würde. Und noch beſonders möchten wir uns ein Exemplar für die löbliche öſterreichiſche Forſtverwaltung in Wien ausbitten. E. Graf weiſt uns in ſeinem Vortrage ſchreckbar überzeugend nach, wohin die Waldverwüſtungen in unſeren Alpenländern führen werden. „Je länger ein Land bewohnt iſt, deſto wald- und waſſerärmer wird es.“ Wie ſteht heute der Boden der alten Culturvölker aus: Kleinaſien, Perſien, Syrien, Griechenland, ja ſelbſt zum Theile Italien! „Die Axt des Holzfällers hat nicht weniger als das Schwert ganze Völkerſchaften vernichtet und verdrängt.“ Murbrüche ſind Abſtürze, Abſchwemmungen die aus entwaldeten Gebirgen kommend, die fruchtbaren Thäler verſchütten. — Intereſſant ſind die in das Schriftchen eingeſtreuten ſtatiſtiſchen Daten, als z. B.: Der Miſſiſſippi ſetzt jährlich 190 Millionen, der Ganges circa 140 Millionen Cubikmeter Schlamm an ſeiner Mündung ab. — Die Höhe des jährlich in den Alpen fallenden Schnees ſchätzt man durchſchnittlich auf mindeſtens 10 Meter. — Der Föhn löſt in 12 Stunden eine Schneeſchichte von 75 Centimetern, die Sonne kann in einem Tage 50—70 Centimeter Schnee ſchmelzen. — Von den Regenniederſchlägen bleiben durchſchnittlich 26 Percent in den Kronen der Bäume hängen. — Auf ſolch' poſitive Grundlagen und auf eine Reihe von frappanten Beiſpielen ſtützt ſich das mit großer Klarheit und Wärme geſchriebene Büchlein, das wir nicht genug empfehlen können.

Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Ludwig Salomon. (Stuttgart, Levy und Müller.) Unter dieſem Titel beginnt ein in 8 Monatsheften erſcheinendes Werk, eine deutſche Literaturgeſchichte des 19. Jahrhunderts, wie ſie zur Zeit auf dem deutſchen Büchermarkte noch nicht exiſtirt: ein eigenartiges Werk, das den ſorgfältig geſichteten Stoff uns in zum Theil ganz neuer, aber vollſtändig naturgemäßer Gruppirung vorführt, außerordentlich reichhaltig iſt und trotzdem den Rahmen eines handlichen Buches nicht überſchreitet. Wir werden ſeinerzeit Näheres darüber berichten.

Aus A. Hartleben's Verlag in Wien erhalten wir ſoeben die 1. und 2. Lieferung der zweiten Auflage von **Maier-Rothſchild. Handbuch der geſammten Handelswiſſenſchaften für ältere und jüngere Kaufleute, ſowie für Fabrikanten, Gewerbetreibende, Verkehrsbeamte, Anwälte und Richter.**“ Bearbeitet von Prof. Dr. M. Haushofer, Dr. J. Landgraf, Prof. H. Gießler und F. L. Huber. Die zweite Auflage erſcheint in 22 Lieferungen. — Das Werk hat die Beſtimmung, ein gedrängtes und doch zugleich umfaſſendes Hand- und Nachſchlagebuch des geſammten kaufmänniſchen Wiſſens zu ſein; es ſoll nicht blos den Zöglingen des Handelsſtandes, bei lichtvoller Darſtellung des Stoffes, die Gelegenheit bieten, ſich in den für ihren Beruf nothwendigen Fächern auszubilden, ſondern auch dem gereiften Geſchäftsmanne in Zweifelsfällen die Summe kaufmänniſchen Wiſſens leicht zugänglicher Form darbieten und vermitteln. Bei der Raſchheit, mit welcher die geſchäftlichen Entſchlüſſe im Zeitalter der Eiſenbahnen und Telegraphen ſo oft reifen und zur Durchführung kommen müſſen, iſt es dem Geſchäftsmanne, der ſich aus Büchern über irgend eine Frage informiren will, ſehr häufig nicht möglich, eine ganze Bibliothek der Handelswiſſenſchaften zu handhaben. Und auch jeder, der nicht gerade praktiſcher Geſchäftsmann iſt, aber doch

Veranlassung hat, sich um irgend eine Frage des kaufmännischen Lebens zu bekümmern, findet in einem gedrängten Handbuche die nöthige Belehrung am leichtesten.

Soeben kommt uns das 13. Heft der englischen Familienzeitschrift „Illustrated Magazine“ (Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart) zu. Wir benützen diese Gelegenheit, unsere Leser auf dieselbe erneut aufmerksam zu machen und das trefflich redigirte Journal mit seinem reichen Bilderschmuck, seinem vorzüglichen Inhalt und seinr schönen typopraphischen Ausstattung auf's Neue bestens zu empfehlen.

Ferner sind dem „Heimgarten“ zugekommen:

Geschichte Oesterreich, für die reifere Jugend erzählt von Franz Krones. In zwei Theilen mit Holzschnitten. (Wien, R. v. Waldheim, 1879.)

Die Deutschen in Oesterreich-Ungarn und ihre Bedeutung für die Monarchie. Von Dr. K. J. Schröer. (Wien, deutscher Verein.)

Die Alpenpflanzen nach der Natur gemalt von J. Sebyth, mit Text von F. Graf. 10., 11. Heft. (Prag, F. Tempsky, 1879.)

Lessing's Leben und Werke. Von H. Zimmern. Deutsche, autorisirte Ausgabe von M. Claudi. 7. und 8. Lieferung. (Celle, literarische Anstalt A. Schulze, 1879.)

Hallberger's Illustrated-Magazine, gegründet von F. Freiligrath. Nr. 10, 11. (Stuttgart, E. Hallberger, 1879.)

Deutsche Rundschau, herausgegeben von J. Rodenberg. Juniheft 1879. (Berlin, Gebr. Paetel.)

Illustr. deutsche Monatshefte, herausgegeben von F. Spielhagen. Mai- und Juniheft. (G. Westermann, Braunschweig.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, herausgegeben von Prof. Dr. K. Arendts. 6. und 7. Heft. (A. Hartleben, Wien.)

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart, herausgegeben von R. Fleischer. Juniheft. (Berlin, Otto Janke.)

Kleiner Krieg. Kritische Aufsätze von Fritz Mauthner. (Leipzig, E. Schloeng, 1879.)

Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Neue Ausgabe in 4 Bänden. Erster und zweiter Band, (Stuttgart, Göschen'sche Verlagsbuchhandlung, 1879.)

Züricher Novellen von Gottfried Keller. Zwei Bände. Zweite Auflage. (Stutlgart, Göschen'sche Verlagsbuchhandlung, 1879.)

Wanderungen in Böhmen. Von Dr. Anton Ohrn. (Chemnitz, Ernst Schmeitzner, 1879.)

Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwickelungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haekel. III. Jahrgang, 3. Heft. (Leipzig, E. Günther, 1879.)

Das Verhältniß des Kindes zur Thierwelt. Beitrag zur Gemüthsbildung von Mita Wellmer. (München, Gotteswinter & Mößl.)

Beiträge zur Geschichte des Hoftheaters in Dresden in actenmäßiger Darstellung von Robert Prölß. (Erfurt, Fr. Bartholomäus.)

Handbuch der Mimik. Ein Beitrag zur körperlichen Beredsamkeit von Wilhelm Jerwitz. (Erfurt, Fr. Bartholomäus.)

Die Optik im Dienste der Schule und des Volkes. Ein Mahnwort der Sehenden an die Wissenden von Theodor Wranitzky. (Trebitsch, Selbstverlag des Verfassers.)

Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark, mit historischen Notizen und Anmerkungen, herausgegeben von J. A. Janisch. 25. Heft. (Graz, Leykam-Josefsthal, 1879.)

Rechnungsabschluß der Gemeinde-Sparkasse Graz für 1878. (Graz, Selbstverlag.)

Postkarten des Heimgarten:

Th. Eckart: Etwas weniger sentimental, aber etwas kecker hätten die Frauen lieber.

A. A., Wien: Ganz richtig. Was tiefer angelegten Lesern behagt, das gefällt oft dem großen Publikum nicht und umgekehrt. Vielgelesene belletristische Blätter beweisen oft weniger den guten Geschmack, als die gute Praxis ihre Redactionen.

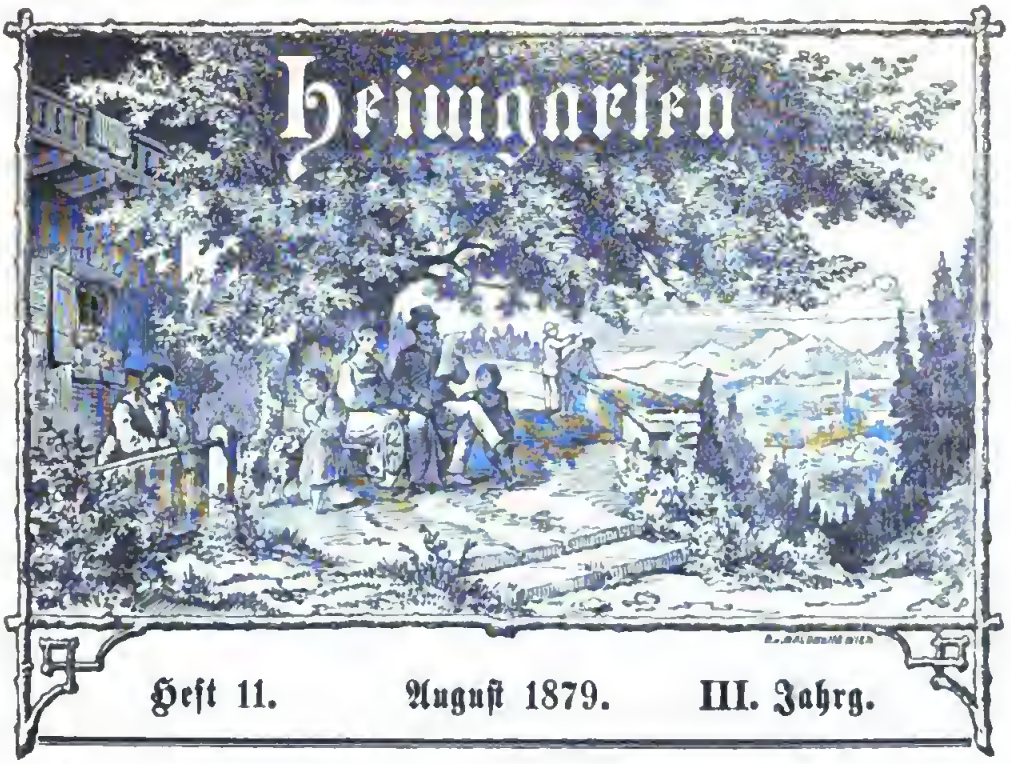
H. A. Troppau: Ganz einverstanden damit, daß Sie Ihr Liebchen „Vielliebchen“ nennen, da es, wie Sie sagen, Viele liebt? Aber warum deshalb Verse?

Schl. P. Wien. Wozu die Mühe? Sie entgöttern die Natur, um sie dann wieder zu vergöttern. Ist denn zwischen dem Pfaffen des Aberglaubens und des Unglaubens kein Platz für einen vernünftigen Mann?

A. J. München: Den lustigen Vergleich zwischen einer Braut und einer Bibliothek haben Sie aus August Silberstein's „Herkules Schwach“.

St. W.: Die preisgekrönte Dichterin heißt Elise Linhart. Schon das nächste Heft wird Ihnen Gelegenheit bieten, diese Schriftstellerin kennen zu lernen.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.



Heft 11. August 1879. III. Jahrg.

Vetter Titus.

Erzählung von Elise Linhart.

„Gnade, liebste Mary! Ich kann nicht mehr! Bei allen Heiligen, es wäre unchristlich, mich noch eine Secunde länger plagen zu wollen!“

Der kräftiggebaute, hübsche, junge Mann, der soeben Plate's englische Grammatik mit besonderem Nachdrucke zugeklappt, erhob sich rasch und sah halb aufgebracht, halb belustigt nieder zu der dunkelgekleideten, schmächtigen Mädchengestalt, die, ihm gegenüber am Fenster sitzend, sich in scharfen Contouren abhob von dem rothflammenden Abendhimmel draußen.

Sie hatte die schlanken, schmalen Hände in einander gelegt; die zarte Röthe, die soeben noch der Lehreifer über ihre Wangen gebreitet, war verflogen. Sie bemühte sich, mit einem Lächeln auf den jetzt wieder durchsichtig blassen Zügen zu dem Sprechenden aufzublicken. Leichtes Dämmerdunkel füllte das Zimmer — der junge Mann sah nicht, daß das Lächeln ein trübes war.

Er hatte sich straff aufgerichtet. Lichtblondes, schlichtes Haupt- und Barthaar umrahmte sein kluges, frisches Gesicht, lustiglachende, lebensheitere Augen blitzten unter den hellen Wimpern hervor.

„Was zuviel ist, ist zuviel! Als unser Herrgott in einem Anfalle übler Laune die englische Sprache erschuf, hätte er ein wenig mehr Rücksicht nehmen sollen auf unsere widerspenstigen deutschen Zungenverhältnisse! Wissen Sie, Mary, was ich jedem Anfänger zurufen möchte?“

„Nun?“

„Falls Du die verzweifelte Absicht hegst, Englisch zu lernen, so brich Dir vorher dreimal kreuzweise die Zunge — dann schreibe „Wien“ und sprich „Dresden“ . . .

„Ich begreife Sie nicht ganz, Titus,“ das seine Gesicht der am Fenster Sitzenden hatte sich ihm voll zugewandt, „Ihre Braut verlangt dies Opfer durchaus nicht von Ihnen!“

„Melitta würde nie ein Opfer von mir verlangen, nie! Eben deshalb bringe ich ein ſolches freiwillig! Das Engliſche iſt ihr faſt Mutterſprache — am Hochzeitsmorgen begrüße ich ſie mit einem wohlgeſetzten, kleinen speech! — — Aber ſauer wird mir's werden, Mary, blutſauer!"

Titus hatte die Hände über dem Rücken verſchränkt und lachte, auf- und niederſchreitend, leiſe in ſich hinein.

„Herr Gott, da lobe ich mir meine alten, noch heute nicht vergeſſenen lateiniſchen Regeln:

Was man nicht declliniren kann,
Das ſieht man als ein Neutrum an.

oder:

Alle Wörter auf ein — nis
Sind masculini generis!

Ha, ha, ha! Darin ſteckt doch noch Kraft, Vernunft und Weisheit!"

„Ich glaube, Melitta hätte Sie genau eben ſo lieb, auch wenn Sie nicht engliſch ſprächen! Zudem . . . Ihre Hochzeit iſt ſchon in zehn Tagen —" Mary's Lippen zuckten und preßten ſich feſt aufeinander.

Leichte Schritte tönten auf der Vorflur, die Thür öffnete ſich. Rothe Abendgluth drang durch dieſelbe, überfluthete plötzlich das dunkelnde Zimmer.

In dem Rahmen der Thür ſtand Melitta, Mary's Couſine, Titus' Braut. Rother Schein floß über die edlen, klaſſiſch reinen Züge, umwob die vollendet ſchöne Geſtalt, zitterte auf dem weißen Muslin des Gewandes.

„Titus, Mary!" Die Stimme der Sprechenden war voll, ſüß und weich; es war, als mildere dieſelbe die in ihrer Reinheit und Jungfräulichkeit faſt herben Züge.

„Titus! Mary! Ihr ſtudirt ſchon wieder — und an ſolchem Abend!" Die Eingetretene ſchritt, leicht mit dem Finger drohend, zum Tiſche, die von Titus vorhin aus der Hand gelegte Grammatik mit anmuthigem Zürnen in die Taſche gleiten laſſend. „Ich werde dieſes Buch confiſciren, Herr Bräutigam! Dann wirſt Du Dich wohl darin finden müſſen, von mir zu lernen!"

Die Blicke des jungen Mannes ruhten auf ihr in heißleuchtender Zärtlichkeit. „Und wenn ich das nun nicht wollte? Eben gerade von Dir nicht lernen wollte?"

„Ich verſtehe das nicht!"

„Das Weib ſoll hinaufblicken zum Manne — nicht hinab!"

Sie hatte den Arm um ſeine Schulter geſchlungen, ſie lachte fröhlich. „Hinaufblicken? Das dürfte doch ſchwer ſein — in unſerem Falle!"

Titus ſah mit leiſem Unbehagen die hohe, ſchlanke Frauengeſtalt neben ſich aufſtreben. Er ſelbſt war nicht gerade groß. Wenn Melitta, wie eben jetzt, ſich voll aufrichtete, überragte ſie ihn — allerdings nur um den Schatten eines Gedankens.

„Du biſt mir überlegen — in ſo Manchem! Ich möchte nicht als Lernender vor Dir erſcheinen, Melitta!"

Sie ſah ihm herzlich in die wie in Befangenheit auf ihr haftenden, hellen, treuen Augen. „Schade, daß Dir das erſt heute einfällt, liebſter Schatz! Weißt Du, wie ich meinen künftigen Eheherren zuweilen vor mir ſehe?"

Er blickte fragend zur ihr hinüber.

„Ich ſehe ihn als kleinen Buben, ängſtlich fliehend vor dem geſchwungenen Lineal des geſtrengen Herrn Mentor; ich ſehe ſeine Wange in auffallend intimer Berührung mit ſeines Vaters Hand an jenem unheilvollen zwölften Geburtstage, als der kleine Titus ſich unterfangen, die Blätter ſeines Cornelius Nepos als Drachenſchwanz-Material zu verwenden!"

„Das iſt allerdings übel!" Um den Mund des jungen Mannes lag leichte Selbſt-Ironie. „Ich glaube nicht, daß Thekla ihren Piccolomini als Schulbuben gekannt!"

Sie lachte. „Sicher nicht! Sonſt wäre ihre Liebe nicht ſo überſpannt geweſen!"

„Ueberspannt?!“

„Gewiß! Du wirst mich nie davon überzeugen, daß die Liebe einer Frau etwas Anderes sein solle, als was ich für Dich fühle — ruhige, heitere Neigung.“

Er seufzte auf. „Lassen wir für heute den strittigen Punkt!“ Gleich darauf aber faßte er ihren Kopf mit beiden Händen und sah ihr tief in's Auge. „Hast Du mich lieb, Melitta?“

Es war dies eine Frage, die er seit einem Jahr, seit er verlobt, täglich an seine Braut stellte. Und sie antwortete wie täglich mit ihrer ruhigsüßen, aufrichtigen Stimme: „Ja, Titus, ich habe Dich lieb!“

Einige Minuten später standen die Beiden zum Ausgange gerüstet vor der Thür des aus Gartenanlagen sich erhebenden Hauses. Titus hatte ein Reitpferd für die künftige „junge Frau“ gekauft; diese wollte mit ihm hinübergehen nach dem ihm gehörigen, eine kleine halbe Stunde entfernten Gute Tiefenstein.

Cousine Mary ging nicht mit, die Luft war ihr zu kühl. Sie stand oben am geschlossenen Fenster und blickte dem schönen Paare nach, wie dasselbe, den Wiesenweg am Flußufer einschlagend, gleichsam untertauchte in dem rothgoldenen Hauche, der die Abendluft füllte.

Melitta hatte ihren Arm in den ihres Begleiters gelegt; ihr dunkles Haar schien von gold'nen Fäden durchwebt, es flatterte leicht auf im Winde. Die großen, hellgrauen, von rein gezeichneten Brauen überwölbten Augen blickten in's Weite. Sie hatte Mary's Augen; aber die der Cousine waren leidgewohnt, fast zu groß für das schmale Gesichtchen, die ihren sonniglicht, sorglos heiter. Hell bei offenem Aufschlage, schienen sie dunkel, wenn halb überschattet von den langen Wimpern, schwarz in heftiger, seelischer Erregung.

Titus wußte, wie sonderbar dieselben in solchem Zustande blicken konnten. Er hatte sie zweimal so gesehen, das eine Mal bei Melitta's letztem längeren Aufenthalte in Wien. Man war im Opernhause gewesen, hatte den Gesang des Troubadour gehört. Noch tagelang nachher war das junge Mädchen umhergegangen wie traumbefangen, schlafwandelnd. Sie schien in eine andere Welt gesehen zu haben, in eine bisher nicht geahnte, schien nicht zu wissen, welches die wirkliche. Vor Kurzem hatte sich diese seltsame Aufregung wiederholt; ein Bild war es, das dieselbe hervorgerufen — eine Photographie.

Titus stand seit Jahren in lebhafter Correspondenz mit seinem Studiengenossen, dem Vice-Consul Paul Allendorf in Kairo. Melitta hatte für diesen Briefwechsel warmes Interesse gefaßt, in letzter Zeit sich an demselben betheiligt. Stets wurden die energisch-kräftigen Schriftzüge des fernen Freundes mit heller Freude, ja mit gespanntem Entzücken auch von ihr begrüßt; manches Wort des Grußes oder der Frage kreuzte sich zwischen ihr und Allendorf. Des Letzteren Schilderungen cairischen Lebens, seine geistvolle Art sich mitzutheilen, fesselten Phantasie und Verstand des jungen Mädchens.

Da hatte Allendorf dem Freunde sein Bild gesandt, Titus dasselbe im Triumphe Melitta gezeigt. Es war ein Brustbild von künstlerischer Auffassung, selt'ner technischer Vollendung. Melitta hatte jubelnd darnach gegriffen, dann war sie sehr still geworden. Sie hatte es lange in der Hand gehalten, so lange und so lautlos, daß Titus endlich scherzend geäußert, es scheine, das Bild wirke einschläfernd. Nun hatte sie den Blick aufgeschlagen, Thränen verdunkelten denselben, leichtes Zittern durchflog ihre Gestalt. Die Thränen wurden getrocknet, aber die Augen behielten den dunklen Glanz, während sie erregt, fast heftig, sich erkundigt, ob das Bild treu sei, und Titus ihr versichert, Paul sei stets

das Ideal einer körperlich und geistig hervorragenden Individualität gewesen.

Damals hatte sich der junge Mann plötzlich daran erinnert, wie er als Kind gemeint, durch die Sterne hindurch sehe man in das Licht der Ewigkeiten; brach nicht in jener Stunde Lichtgefunkel hervor aus den Augen Melitta's? Er hatte zu fühlen gemeint, es dränge sich Fremdes zwischen sie und ihn, den einfach Natürlichen. Jetzt war jenes Bangen längst vergessen — sagte sie ihm nicht täglich, daß sie ihn liebte? Was wohl Paul zu der Schönheit Melitta's sagen würde! Derselbe hatte versprochen, als Brautführer zu fungiren, schon morgen einzutreffen; das Herz des jungen Bräutigams schwoll vor Stolz, dem Freunde eine so holde Geliebte zu zeigen!

Der Uferweg mündete in die Landstraße. Staubwolken hingen über derselben, durchflimmert vom jenseitigen Abendroth.

Ein Weib hockte am Straßenrande. Die grelle, zerlumpte Kleidung, das frühgealterte, broncefarbene Gesicht kennzeichneten dasselbe als Zigeunerin.

Die Hockende sprang auf und näherte sich bittend. Gutmüthig streckte Titus die Hand hin, sich wahrsagen zu lassen; ihm war es Grundsatz, Bettlern Gelegenheit zu geben, ihre Gabe — wenigstens scheinbar — zu verdienen.

Die Frau war jung. An ihrer Brust trank ein in Fetzen gehülltes kleines Etwas mit weit offenen, hungrigen Augen; auf ihrem Rücken schaukelte in einem ihr um den Hals geschlungenen Tuche ein zweites Etwas, in größerem Formate, mit größeren, hungrigeren Augen. Ein schon lauffähiger, nackter Bursche kroch ihr im Gehen zwischen die Füße, hing sich ihr zappelnd und winselnd an den Rock, zwei andere rauften erbittert im Graben, aus dem halboffenen Wägelchen tönte es wie lallender, männlicher Fluch. Die Frau warf einen zornigen Blick auf all' die großen und kleinen Rangen; die Freuden ihrer Ehe schienen sich ihr in diesem Augenblicke nicht eben im rosigsten Lichte zu präsentiren. Sie faßte gierig nach dem ihr gereichten Geldstücke, nach der offenen Handfläche des Gebers.

„Wird junger Herr sterben alt und grau . . . wird junger Herr sterben glücklich und unverheiratet!"

Die feine Männerhand entzog sich ihr, das junge Paar lachte hell auf. Titus aber legte seinen Arm fröhlich um den schlanken Leib seiner Braut.

„Die Gute ist dümmer als ihre Race gewöhnlich! In zehn Tagen ist Hochzeit Melitta — in zehn Tagen!"

Vor einem der die Straße hie und da flankirenden Arbeiterhäuschen saß eine Gruppe Kinder. Der junge Gutsherr mußte in bestem Andenken bei ihnen stehen; ein flachsköpfiger, kleiner Knirps stellte sich ihm in den Weg, breitbeinig, keck zutraulich.

„Was schenken!"

Titus hob das Bürschchen jubelnd auf und schwenkte es in der Luft. Dann küßte er den schmierigen, kleinen Kerl mitten auf den Mund.

„Wie es wohl sein wird, Melitta, wenn wir erst selbst . . ."

Eine helle, feine Röthe schoß ihm in Wangen und Schläfen des offenen, männlichen Gesichtes; er stockte.

Hatte Melitta sein Erröthen gesehen? Ein Abglanz desselben flog über ihre ruhig heitern Züge. Sie bückte sich nieder zu dem eben wieder auf festem Boden stampfenden Kinde, küßte es — allerdings mit der nöthigen Vorsicht — und flüsterte leise, nachdenklich: „Wie es wohl sein wird!"

— — — — — — — — — —

Dämmernde Schatten hingen über der Landschaft. Man hatte das Reitpferd gebührend bewundert, die Verlobten betraten heimkehrend das Haus.

In dem Wohnzimmer trafen sie Melitta's Vater, heftig erregt auf- und abschreitend. Die scharfgezeichneten Züge des schönen, alternden Gesichtes

zuckten seltsam, ein offener Brief knitterte in seiner Hand.

Melitta sah ihn besorgt an. „Nachrichten von Schwester Ellen?“

„Ja. Schlechte Nachrichten wie gewöhnlich! Ihr Mann lebt zügelloser denn je.“

Titus trat begütigend näher. „Unbegreiflich! Ein sonst so ehrenwerther Mann —“

„Das eben ist's ja! Ehrenwerth im Uebrigen und doch ein solcher — Schwächling!“ Der alte Herr blickte finster auf, faßte die Hand des Neffen und preßte sie heftig. „Wenn ich Dir mein Kind gebe, Titus, meine Melitta, so geschieht es, weil ich Dich kenne! Weißt Du wohl, daß ich sie lieber todt sehen möchte denn als Gattin eines ähnlich Charakterlosen?“

* * *

Charles Fourtelles, Melitta's Vater, stammte aus dem Elsaß. Seit 25 Jahren im Besitze einer selbstgegründeten, schwunghaft betriebenen und mit Kunstsinn geleiteten Terracottawaaren-Fabrik, lebte er seit dem frühen Tode seiner Frau, einer feingebildeten Dame aus altenglischer Familie, mit seiner zweiten Tochter, Melitta, auf seinem schöngelegenen, nur wenige Bahnstationen von Wien entfernten Grundbesitze.

Der Verlust der Gattin, später die unglücklich ausgeschlagene Verheiratung seiner ältesten Tochter hatten sein Gemüth verdüstert. — Alle seine Leidenschaftlichkeit aber, all' seine Hingebung und Zärtlichkeit concentrirte sich seitdem in dem einzigen Wesen, das ihm geblieben, in Melitta. In ihr meinte er die Schönheit und Güte der Verstorbenen wieder aufleben zu sehen, ihre Zukunft, die Ausbildung ihres reichbeanlagten Geistes und Gemüthes war die Beschäftigung seiner Tage die Sorge seiner Nächte.

Seit einem Jahre nun glaubte er, mit Beruhigung dieser Zukunft in's Auge blicken zu können.

Der Sohn seiner Schwester, Titus Hellwig, hatte mit seiner offenen, gemüth- und humorvollen Natur sein ganzes Herz gewonnen. Ihm vertraute er unbedingt, hatte er doch den Knaben in nächster Nähe aufwachsen, hatte er ihn doch zum tüchtigen, geistig gefestigten Manne werden sehen. Und da der junge Hellwig, nachdem er vor etwa zwei Jahren, nach Beendigung seiner juristischen Studien und dem Tode seines Vaters, Gut Tiefenstein übernommen, nichts Eiligeres zu thun gehabt, als sich sterblich in seine schöne Cousine zu verlieben, so hatte das Jawort, das ihm Melitta im vorigen Jahre gegeben, allseitig die lebhafteste Freude hervorgerufen.

Seitdem war es wieder laut geworden in dem einsamen Hause des Fabriksherrn und doch beherbergte dasselbe in seinen Räumen ein langsam dahinkränkelndes, junges Leben.

Mary, eine entfernte Verwandte von Frau Fourtelles, war seit Jahren Melitta's Gefährtin. Zwei ihrer Brüder hatte ein Lungenleiden mitten während ihrer Studien in Oxford dahingerafft, die besorgten Eltern meinten nichts Besseres für die ebenfalls sehr zarte Constitution ihrer Mary thun zu können, als diese zu den Verwandten in Oesterreich zu senden. Das dortige Klima würde ihr zuträglicher sein als die Nebel Nord-Englands.

Eine Zeitlang hatte es auch wirklich geschienen, als sei der hemmende Bann gebrochen, der über ihrem Gedeihen gelegen. Ihre Wangen wurden voller, ihr Teint rosiger, ihr Gang frischer und elastischer. Da war plötzlich, Allen unerklärlich, eine Wendung eingetreten. Es war das im vorigen Sommer gewesen, mitten in der schönsten Jahreszeit, in jenen sonnigen Augusttagen, als Titus um Melitta warb.

Seitdem klagte sie zuweilen über den rauhen Wind, der von den Bergen niederwehte, über die kalte Luft, die vom Flusse aufstieg; seitdem saß

sie oft stundenlang fröstelnd in irgend einem dunklen Winkel; seitdem welkte die eben erst erblühte Gesundheit langsam aber stetig.

Innige Liebe verband die Leidende mit Melitta. Die feinen Seidenstickereien des Brautschleiers stammten von Mary's Hand — in zehn Tagen war ja Hochzeit!

— — — — — — — — — —

Wieder ist es Abend, mondheller, sommerwarmer Augustabend.

Die Brautleute sind Nachmittags nach der Station gewandert, aber der Triester Eilzug hat den erwarteten Freund nicht gebracht. Er kam wohl erst morgen!

Anderer Besuch aber ist von Wien aus eingetroffen: Eine Tante mit drei halbwüchsigen, liebreizenden, geschwätzigen, kleinen Mädchen und einem dicken Jungen — Vorgäste zur Hochzeit.

Der gutmüthige Titus sieht sich bald zu seinem ungeheuchelten Entsetzen vollständig cernirt, ja er findet sich, wie er meint, gänzlich ohne sein Zuthun, binnen wenigen Stunden im Besitze sämmtlicher Schul- und Toilettengeheimnisse von Anna, Hanna und Sanna, den kleinen Brautjungfern in spe. Jetzt hat man soeben dem jungen Volke zuliebe eingewilligt, ein Gesellschaftsspiel zu spielen — Blindekuh.

Weißes Mondlicht fluthet durch die Büsche, warmduftiger Blumenhauch füllt die Luft. Vom Wohnhause herüber glimmt Lampenlicht durch schwerschattendes Baumgeäst, mattgleißende Statuen stehen traumhaft auf dem freieren Rasen. In dem Buschwerk aber lacht und kichert es schelmisch — die Braut hat das verhängnißvolle Tuch vor den Augen, wer wird sich fangen lassen? Wie Gnomen und Kobolde huscht es über den Rasen, schlüpft es durch die Zweige.

Melitta steht lächelnd inmitten des Grasplatzes, die tastende Hand auf dem Sockel einer Diana, den Fuß zaghaft erhoben zu neuem Suchen. Wer schöner, sie oder das Steinbild? Es hat oft Anlaß zu prüfenden Bemerkungen gegeben, daß Beide einander so ähnlich: Die gleiche keusche, fast herbe Reinheit der Züge, dieselbe classische Vollendung in Formen und Gestalt!

Alles still ..... nur Elfenvolk knistert im Gesträuch! Da plötzlich ein fester Schritt — das ist Titus! Den Kopf mit dem schweren, dunklen Flechtenknoten leicht vorgeneigt, die halb entblößten Arme suchend ausgebreitet, eilt sie den Schritten entgegen. O wie gut ist Titus ... er steht still ... er läßt sich greifen! Die erhobenen Hände fühlen einen bärtigen Männerkopf, sie schlingt den weichen, schimmernden Arm um den Nacken des vor ihr Stehenden, ihre warmen Lippen pressen sich auf die seinen.

Ist das Titus?! Der Kuß durchschauert ihr jeden Nerv. Sie löst das Tuch von den Augen, hastig, zitternd. Ihre Hände sinken schlaff herab, ihr Puls stockt, ihr Auge senkt sich zaubergebannt in den ernst forschend auf ihr ruhenden Blick des Mannes, den sie geküßt ... Es ist nicht Titus, es ist ein Fremder!

Aber der Verlobte eilt herbei. „Paul, Paul! Welche Ueberraschung! Gott grüße Dich, alter Knabe! Laß Dich umarmen — Melitta hat Dich schon geküßt, wie ich sehe! — Aber was ist Dir, Melitta? Du zitterst, Du bist blaß! Böser Paul, Du hast mir mein armes Kind erschreckt!“

Er nimmt die Wankende in seine Arme. Sie macht eine gewaltsame Anstrengung. Das unnatürlich erweiterte, dunkelglänzende Auge noch einmal hinschweifen lassend über die edle, hohe Männergestalt von ihr, über das gebräunte Gesicht mit den bartumrahmten, bedeutenden Zügen und dem gütigen Ausdrucke des Mundes, versucht sie es, zu lächeln. Ihre Finger berühren die dargebotene Hand des Angekommenen.

„Wie thöricht von mir, so sehr zu erschrecken! Verzeihen Sie und — seien Sie herzlich willkommen!“

„So ist's recht!“ Titus nickt ihr zärtlich zu. „Und nun kommt, Kinder, Ihr müßt Euch gegenseitig bei Lichte besehen!“

Melitta hat sich jäh abgewendet. „Herr Allendorf entschuldigt mich wohl für eine halbe Stunde ... mir ist so eigenthümlich, so schwindlig — ich brauche Ruhe!“

Ihre Stimme klingt matt, die Hand, die auf Titus' Arm ruht, bebt. Er führt sie besorgt auf ihr Zimmer; mit sonderbarer Klarheit aber steht ihm jener Moment vor der Seele, wo er sie in ähnlichem Zustande gesehen, damals, als der süße Sang des Troubadour ihr Ohr getroffen.

Als Melitta später im allgemeinen Familienzimmer erschien, in dem Groß und Klein fast athmenlos den interessanten Erzählungen des jungen Gastes lauschte, war sie wieder vollständig ruhig, aber sie mied den Schein der Lampen und setzte sich scheu in eine halbdunkle Ecke, von der aus sie dem Sprechenden die Worte von den Lippen zu lesen schien. —

Der Mond hing schläfrig über dem Horizonte, als die beiden Freunde dem Junggesellenheim Titus Hellwig's, dem Herrenhause in Tiefenstein, zuschritten. Der junge Gutsherr hatte seinen Arm in den des Freundes geschoben.

Es war eine stolze Männergestalt, die neben ihm dahinwanderte. Seit vier Jahren hatte Dr. Allendorf Deutschland nicht wieder gesehen. Stets ernst, den Tiefen des Lebens nachsinnend, die Schönheiten von Natur und Kunst lebhaft nachempfindend, hatte er seit ihrer Trennung noch bedeutend gewonnen an imponirender Hoheit der äußeren Erscheinung, an Menschenkenntniß und streng sittlichem Grundzuge des inneren Wesens. — Es waren keine gewöhnlichen Gedanken, die hinter der frei gewölbten Stirn arbeiteten, deren Widerschein sich in dem leicht erregten Mienenspiel spiegelte.

„Und nun, alter Cumpan, da Du meine Braut bei Mond- und Lampenschein gesehen — wie gefällt sie Dir?“ Titus blickte auf in stolzer, glücklicher Erwartung.

Allendorf fuhr sich mit der Hand wiederholt über die Stirn; er zögerte.

„Nun, Paul?“

„Sie ist von vollendeter Schönheit!“

„Und eben so gut als schön und ebenso geistvoll als gut! Du wirst sie bald lieben lernen!“

„Dazu wird mir kaum Zeit bleiben ... ich denke, Titus, ich ... ich reise morgen weiter!“

„Du bist nicht bei Sinnen! Du — abreisen? Du, der Brautführer!“

„Du wirst leicht einen Ersatz für mich finden.“ Die Stimme des Sprechenden hatte ihren sicheren Klang verloren. „Es ist besser so! Kann ich es doch kaum verantworten, meine alten Eltern in Olmütz auch nur einen Tag länger auf ihren Sohn warten zu lassen!“

„Sie erwarten Dich erst nach der Hochzeit!“

„Gleichviel —“

„Und kurz und gut, ich will nichts von Deiner Abreise hören! Ich würde es als off'nen Freundschaftsbruch aufnehmen, wolltest Du mir Dein längst gegebenes Versprechen nicht halten!“

Mit anderen Worten: „Du zwingst mich, hier zu bleiben! Es sei!“ Allendorf machte sich heftig frei und verschränkte die Arme über der Brust; peinliche Aufregung arbeitete in seinen Zügen. — — —

Etwa um dieselbe Stunde lehnte Melitta an dem Fenster ihres Schlafzimmers, die heiße Stirn gegen die Scheiben gedrückt, die Zähne aufeinander gepreßt wie in zornigem Entschlusse.

Mary's Athem berührte ihre Wange. „Komm zu Bett, Herz, Du bist krank!“

Die Angeredete athmete kurz, ſchluchzte auf. „Mary, Mary, hilf mir!“

„Was haſt Du?“

„Sprich morgen früh mit Titus ... ſobald er zu uns kommt! Sage ihm, er ſolle dieſen — dieſen Allendorf wieder fortſchicken —“

„Melitta!“

„Fortſchicken ſage ich ... unter irgend einem Vorwande! Fortſchicken! Hörſt Du mich nicht?“

„Du weißt nicht, was Du ſprichſt!“

„Ob ich es weiß!! Sage ihm, ich — ich haßte dieſen Freund ... ich verabſcheute ihn —“

„Du kennſt ihn?“

„Ich ihn kennen? Ich ahnte nicht, daß es Männer gebe gleich ihm! Ich werde mich nie von ihm zum Altare führen laſſen, nie, nie!“

„Du erſchreckſt mich! Titus würde nach dem Grunde dieſes Widerwillens fragen —“

„Das würde er ... ja das würde er! Es geht nicht! Denke, ich hätte nichts geſagt, Mary!“ Melitta verbarg das nervös zuckende Geſicht in den Händen.

(Schluß folgt.)

Jakob und Rahel.

Von Hieronymus Lorm.

(Schluß.)

Es kam die Stunde die ihn immer gebracht hatte und die ihn nicht mehr brachte. Es kam der Morgen, der wie trüb auch die Winterſonne ſchien, ſtets roſig durchleuchtet geweſen von der Gewißheit, ihn zu ſehen, und der Morgen hatte dieſen Roſenſchimmer nicht mehr. Scheinbar im alten Geleiſe ſetzte ſich das Leben der beiden Frauen fort. Aber es war nicht mehr das alte, nicht nur blos ein armes Leben, über deſſen Mangel halb Bewußtloſigkeit, halb Gewohnheit hinweg geholfen hatten, ſondern ein verarmtes Leben, welches eine kurze Zeit von einer ungewohnten Freude bewegt geweſen, um nach dem Verluſt derſelben inne zu werden, was ihm an heiteren Anregungen fehlte.

Gelaſſen ſetzte die Mutter ihre häuslichen Geſchäfte fort und dachte mit keinem einzigen Wort des Abweſenden. Oft hätte der Blick, der auf ihrer Tochter ruhte, dieſer für einen ſtillen Vorwurf gelten mögen. Malvina aber empfand ſich nur um ſo mehr im Rechte, wenn ihr jener ſtummer Blick zu ſagen ſchien, daß ſie die Gelegenheit einer praktiſchen Verſorgung vielleicht unwiederbringlich verſcherzt hätte. Sie ſprach nicht von Jakob, nichts in ihrem äußern Thun hatte eine unmittelbare Beziehung zu ihm, aber daß der Eifer, mit dem ſie jetzt malte, ein glühender, ein fieberhafter wurde, bezeugte, wie ſie noch am Jüngſterlebten haftete; denn es konnte allein der Grund ſein, der ihr dieſe gewaltſame Anſtrengung zur endlichen Erreichung ihres Zieles auferlegte. Wer nicht eben glücklich iſt, der liebt es, ſich an kleinen Hoffnungen zu erfriſchen, deren Erfüllung nicht allzu unwahrſcheinlich iſt. Zwei ſolcher Möglichkeiten gaben Malvina's eintönigem Leben ein Intereſſe nach außen. Ein Brief von Jakob konnte eintreffen — ein erfolgreicher Beſuch in ihrem Atelier erſcheinen. Wie hatte die Sehnſucht jede Spur jener Bitterkeit hinweggeſchmolzen, die ihr Verkehr mit Jakob in den letzten Tagen nicht ganz hatte verläugnen können! Sie würde einen Brief von ihm mit allem Aus-

druck der Liebe, wenn auch nicht zu seinen Gunsten beantwortet haben.

Der Brief erschien nicht, aber in der andern Beziehung war sie glücklicher. Eines Tages wurde sie in ihrer Arbeit durch jenen Engländer unterbrochen, der ihr großes Bild „Jakob und Rahel" zurückgewiesen hatte. Er besah ihre neuen Leistungen und äußerte, daß er im Wunsche sie für eine Täuschung zu entschädigen, die er ihr früher, wenn auch ohne seine Schuld, bereitet, sich es hatte angelegen sein lassen, andere Kunstliebhaber auf ihr Atelier aufmerksam zu machen.

In der That kam er des andern Tages in Begleitung eines Landmannes wieder. Das war ganz der traditionelle Engländer, wie er in Komödien und Satyren typisch geworden ist, der Engländer mit hohen Vatermördern, kalt, steif, förmlich und wortkarg. Er beschaute die Bilder mit unerschütterlicher Ruhe und Langsamkeit und schien nach einem Maßstab zu prüfen, der für jeden Anderen unberechenbar war. Dabei zog er geheimnißvolle Bücher und Kataloge zu Rathe und machte mit der Bleifeder Notizen in sein Taschenbuch von eben so räthselhaftem Inhalt. Als er sich endlich empfahl, hätte weder Malvina noch der andere Engländer den Eindruck anzugeben vermocht, den die Bilder auf ihn hervorgebracht hatten.

Mehrere Tage verstrichen, in welchen die kleine Episode gänzlich ohne Nachwirkung blieb. Da empfing Malvina einen Brief, der auf den ersten Blick das Ansehen einer Handwerkerrechnung hatte; denn er enthielt fast nur Rubriken mit Ziffern und Additionssummen. Bei näherer Betrachtung erst erkannte Malvina, daß darunter die Abschätzung ihrer sämmtlichen Bilder bis zu Studienköpfen, ja bis zu bloßen Farbenskizzen herab begriffen war. Der Geldwerth ihrer sämmtlichen Leistungen stellte sich nach dieser Berechnung auf 1500 Livres Sterling, wovon die Hälfte ausschließlich dem Gemälde „Jakob und Rahel" zugesprochen wurde, als dem einzigen Bilde größern Umfangs und zahlreich an Figuren, das sie vollendet hatte.

Unter diesem Rechnungsblatt befand sich eine Zuschrift an die Künstlerin, mit der Bemerkung beginnend, daß die Preise allerdings zu nieder gegriffen wären, allein der Abschätzer hätte dieselben nicht nach dem Kunstwerth der Bilder, sondern nach den Mitteln veranschlagt, die er auf die Aneignung zu verwenden im Stande wäre. Er werde aber nichts unversucht lassen, um die Künstlerin zu bewegen, ihm ihre sämmtlichen Werke für die berechnete Summe abzulassen und sollte er Intriguen anzetteln müssen, um andere Käufer ferne zu halten. Er bitte sie daher, sich schon jetzt zu dem angebotenen Betrag zu verstehen, vielleicht, daß die Zukunft unter einer glücklicheren Wendung der Umstände eine Nachbezahlung ermöglichen werde. Malvina möge die Entscheidung hierüber nicht lange verzögern, der Handel könne sogleich geschlossen und ihr die Summe noch an demselben Tage überantwortet werden.

Malvina sank das Blatt aus der Hand und mit zitternden Knieen ließ sie sich auf ihren Sitz gleiten. War das ein Scherz, den man sich mit ihr erlaubte — war es ein Traum, der sie gefangen hielt? Fünfzehnhundert Pfund — zehntausend Thaler! ein Kapital, ein Vermögen, eine Anweisung auf alles Glück der Erde — von ihr selbst erworben! Der Sieg ihrer Ueberzeugung, die Lösung des freiwilligen Bannes, der sie von Jakob trennte, in ihren Händen!

Sie las das Blatt noch einmal — und nun erst machte sich das von der Größe seiner Freude fast erdrückte Herz in einem wirbelnden Jubelschrei Luft. Den Brief an die Brust pressend, riß sie die Thüre auf, flog die Treppen aus ihrer Dachkammer hinab und lag in den Armen ihrer Mutter. „O, ich bin zu glücklich," stammelte

ſie, „Mutter, Mutter, ich werde das Weib Jakob's ſein!“

Sich wie ein Kind zu den Füßen der alten Frau kauernd, weinte ſie ihre Freudenthränen auf die treue Hand, die lange Jahre raſtlos, klaglos für ſie geſorgt und an ihrer Stelle ſich gemüht hatte. Sie konnte nicht ſprechen, ſie reichte der Mutter ſtumm den Brief und erſt als dieſe, der engliſchen Sprache nicht mächtig, noch immer verwundert auf ihr Kind niederſah, erzählte Malvina in abgebrochenen Sätzen ihr Glück.

Und es war kein Scherz und es war kein Traum! Der Engländer, der das Anerbieten geſtellt, erſchien am folgenden Tage, noch bevor Malvina ihre Antwort geſchrieben hatte. Der lederne Gleichmuth ſeiner Phyſiognomie ſtimmte ſich faſt zu der Miene des Supplikanten, als er ſeine ſchriftliche Bitte nun in wenigen Worten wiederholte. Malvina ſcheute ſich beinahe, ihr Glück zu zeigen, als wäre es davon abhängig, daß ſie zu gewähren ſtatt zu empfangen ſcheine. Mit möglichſter Ruhe gab ſie ihre Erklärung ab, mit dem Preiſe einverſtanden zu ſein und ſie durfte dieſe ſtolze Ruhe um ſo mehr behaupten, als ſie ihre Leiſtungen mit der bezeichneten Summe keineswegs für überſchätzt hielt, vielleicht ſogar unter minder drängenden Umſtänden eine höhere angeſetzt hätte. Daß durch eine Combination der Umſtände mit dieſem Kauf nicht blos ihr materielles, auch ihr moraliſches Glück begründet wurde, das war eine zufällige Wendung, für welche ſie der Vorſehung aber nicht dem Käufer zu danken hatte. Ihr innerer Jubel galt dem Beſitz des Geliebten, nicht dem Beſitz des Geldes.

Der kunſtliebende Engländer ließ ſchon eine Stunde ſpäter die Bilder abholen, indem er ſich zu der Bemerkung herbeiließ, daß dieſelben noch heute verpackt und nach ſeiner Heimat geſendet werden ſollten. Während die Träger eben die letzte Leinwand ſorgfältig aus ihrem proviſoriſchen Rahmen löſten und in die geräumige Kiſte legten, zog der Käufer ſein Portefeuille und legte fünfzehn Hundertpfundnoten der engliſchen Bank auf den Tiſch. Gleich darauf empfahl er ſich ſammt den Trägern mit einer Eile, als hätte er einen Raub in Sicherheit zu bringen oder das Erworbene wäre ihm noch ſtreitig zu machen geweſen. Die Quittung, welche Malvina unterſchrieben und die er mitgenommen hatte, war ihr ſchon fertig formulirt von ihm vorgelegt worden.

Im ausgeräumten Atelier, vor der leeren Staffelei ſaß die junge Künſtlerin noch lange in ſtillem Sinnen. Es überkam ſie jene Wehmuth, welche wie eine Mahnung, daß der Menſch im Glücke nicht eigentlich die ihm zukommende Sphäre hat, zuweilen die Erfüllung eines lang und ſchmerzlich gehegten Wunſches begleitet. Der Abſchied von ihren Werken, namentlich von dem geliebteſten derſelben, von „Jakob und Rahel“ mochte bei dieſer Empfindung mit einwirken. Aber ſie hatte ſich ja nicht rein um des Kunſtwerkes willen gemüht und ſo drängte ſich in ihren Gedanken bald wieder das unmittelbare Leben in den Vordergrund.

Sie ſchichtete die Banknoten zuſammen, ſie dachte, wie das leichte Gewicht derſelben doch ſo ſchwer in die Schale des Lebensglückes fällt, und fröhlich trillernd trat ſie in das Zimmer ihrer Mutter. Die gute Frau ſchien in einem traumhaften Wonnegefühl zu ſchweben, ſie unterſuchte neugierig den papiernen Schatz und hätte ihn gerne nur mit Handſchuhen berührt; ſie ließ ſich die darauf gedruckten engliſchen Wörter überſetzen und lachte ſelbſt wie ein Kind, als Malvina in kindiſchem Uebermuth ihr vorſchlug, dieſe Ueberſetzung fünfzehnmal an jeder einzelnen Note von Neuem herzuſagen.

„Iſt das nicht ein Roman?“ ſagte die Mutter, die noch immer die Wirk-

lichkeit des Ereignisses nicht zu fassen vermochte.

„Romanhaft ist nichts daran," erwiderte Malvina, „als daß sich in dieser schlimmen Zeit des Materialismus noch ein Käufer gefunden hat für gute Bilder. Freilich mußte er erst aus England kommen und ein närrischer Kautz sein." Sie lachte, als sie an seine Manieren dachte und fuhr dann fort: „Ein Roman aber soll es werden! Jetzt bin ich frei, hinausgerückt über alle Sorge und Noth des Lebens; jetzt zwingt mich nichts mehr, mich mit Jakob zu verbinden als mein Herz — aber mein ganzes volles Herz zwingt mich dazu. O Mutter, wie bin ich glücklich!"

Während nun an diesem Tage die Mutter lange Berathschlagungen mit einem befreundeten Banquier pflog, wie das Geld in landesübliche Papiere umzusetzen und am vortheilhaftesten anzulegen wäre, eilte Malvina mit einer leidenschaftlichen Hast, die ihr sonst niemals eigen gewesen, den Chef einer der ersten Kunsthandlungen Dresden's aufzusuchen, von welchem sie wußte, daß er mit Jakob in geschäftlicher Verbindung stand. Hatte sie bisher in stolzer Resignation sich bezwungen, nicht nach seinem Aufenthalt zu forschen, so schien ihr jetzt kein Augenblick zu verlieren, um ihm von ihrem Glücke Meldung zu thun. War doch jetzt durch eine Thatsache der Widerstreit ihrer Meinungen ausgeglichen oder konnte wenigstens auf sich beruhen und brauchte nicht mehr in ihre thatsächliche Vereinigung trennend und zerstörend einzugreifen.

Sie erhielt die Auskunft, daß Jakob zuletzt in Bremen gewesen, wie man vermuthet hätte, auf den Sprung sich nach Amerika einzuschiffen, doch habe man jetzt Nachricht, daß ein geschäftliches Unternehmen ihn noch einmal nach Dresden zurückbringen werde und zwar schon im Verlauf weniger Tage.

Zwiefach erschütternd wirkte dieser Bericht auf Malvina. So wäre er im Stande gewesen, dachte sie, das Meer zwischen uns zu breiten, auszuwandern ohne mich noch einmal gesehen zu haben? Aber ein geschäftliches Unternehmen bringt ihn wieder; nicht sein Herz, nur sein praktischer Nutzen. Und mich schilt er, daß ich mein Herz nicht allein wollte walten lassen! Aber gleichviel! er kömmt! er kömmt!

* * *

Die tröstliche Gewißheit seines Kommens vermochte jedoch nicht, sie von einer gewissen Unruhe zu befreien. Wird er sich gänzlich für überwunden geben, nachdem gleichsam das Schicksal selbst für ihre Ansichten Partei genommen? Wird ihr langer unbeugsamer Widerstand gegen seine Wünsche nicht zuletzt seine Liebe für sie verringert haben? Das waren die Fragen, die sie sich unablässig stellte, bis an einem Frühlingsabend, als sie eben im Begriffe war mit ihrer Mutter in's Freie zu gehen, Jakob unvermuthet im Rahmen der Thüre stand. Sie sahen sich, sie sanken einander an das Herz, sprachlos, glücklich ohne jeden Gedanken, als daß, wie sie sich jetzt umfangen hielten, ihr innerstes Leben befriedigt und ausgefüllt war. In dieser Umarmung schien Alles, was sie entzweit hatte, ausgeglichen, was sie gelitten hatten, vernichtet zu werden.

Und dennoch als der erste Freudenrausch vorüber war, warum zögerte sie, ihm die neue Wendung der Dinge anzukündigen? Es geschah aus jener Demuth der Liebe, welche sich eines jeden noch so ungesuchten Triumphes über die Meinungen und den Willen des Geliebten beinahe schämt; es geschah wohl auch in einer geheimen Angst, von Seite Jakob's nicht all des Glückes sicher zu sein, das sie sich vom Erwerb des Geldes hatte versprechen dürfen. Denn warum kam nicht er zuerst auf seine früheren Ab-

sichten zurück? Erst die Ungeduld der Mutter, den Sieg zu proklamiren, der das Talent ihres Kindes gefeiert, löste das Schweigen darüber.

Malvina verzieh es ihm vollkommen, daß er nun ihren glänzenden Erfolg nur mit halber Freude begrüßte, daß seine Glückwünsche nicht aus vollem Herzen zu kommen schienen. War es doch nicht der Ruhm, der eigentlich künstlerische Succeß, was sie mit ihrer Arbeit angestrebt hatte. Allein die immer mehr zunehmende Düsterkeit seiner Miene konnte nicht bloß der Befürchtung entspringen, Malvina durch ihren Glücksfall in einer Richtung weiblicher Thätigkeit, die er nicht billigte, bestärkt zu sehen. Vor Allem hätte ja die Freude vorherrschen müssen, daß jetzt das Hinderniß ihrer Vereinigung gehoben war.

„Was kränkt Dich, mein theurer Freund," sagte sie, „willst Du mir es nicht vergeben, daß ich auf Grund meiner Ueberzeugung glücklich werden kann?"

„Im Gegentheil, Malvina, entgegnete er; ich will Deine Ueberzeugung nun auch zu der meinen machen. Ja, Du magst Recht behalten. Die Liebe darf nur das himmlische Glück feststellen, das in ihr liegt, nicht auch das irdische, das außer ihr liegt. Und weil dies nun auch mein Glaube ist, so stehen wir auf demselben Punkt wie früher und unser Bund ist von Neuem unmöglich geworden."

Sie sah ihn so verwundert an, wie er sie selbst betrachtet hatte, als sie einst sein glühendes Werben mit einer Weigerung zu erwidern begonnen. Er zog aber statt jeder Erklärung sein Portefeuille, und sie mußte, ihre Ungeduld bezwingend, Briefe und Berechnungen durchsehen, aus welchen unzweifelhaft hervorging, daß er das kleine Vermögen, in dessen Besitz er noch gewesen, als er das erste Mal um sie warb, wenn nicht verloren, doch einer sehr gewagten Speculation preisgegeben hatte. Mehr aber noch als von diesem Unglück wurde Malvina von den Consequenzen erschreckt, die Jakob daraus ziehen zu wollen schien.

„Ich bin nun gerade so arm," sagte er, „als Du es vor wenigen Monaten warst, und mit Deinen Worten kann ich behaupten, ärmer als ein Bettler, der doch mindestens zu betteln versteht. Somit bleibt mir nach unserer gemeinsamen Ueberzeugung nichts übrig, als zu verzichten. Je gewisser es ist, daß das Capital, welches Du Dir seitdem erworben hast, den Schlag, der mich traf vollkommen paralisiren würde, wenn ich mir es durch eine Heirat aneignete, je gewisser es zur Gründung unserer Subsistenz hinreichen würde, — um so weniger soll es die Liebe sein, die mir Brod gibt. Ist die Ehe ein Versorgungshaus für einen im Lebenskampf invalid gewordenen? Soll ich mich so tief demüthigen vor dem Wesen, das ich mehr denn Alles liebe, um ihm noch ein anderes Glück als das reinste, als das meines Herzens, zu verdanken?

Malvina die während dieser Rede bleich geworden war, als sähe sie den Todesengel über ihrem Haupte schweben, stürzte jetzt von Angst und Schmerz überwältigt zu den Füssen des Geliebten. Mit Bitten, Schmeichelworten, Thränen beschwor sie ihn über alle Rücksichten und Bedenken hinaus das Glück zu fassen, das ihnen so nahe stand, ihr nicht ein kaltes Argument des Verstandes wie ein Messer in das Herz zu stoßen.

„Wir lieben uns," rief sie, „wir können die Glücklichsten auf Erden sein; ist das der Augenblick zu rechnen und zu philosophiren? Kann zwischen Dir noch von Geben und Nehmen die Rede sein? Wir besitzen Eines die Liebe des Andern, dürfen wir diese Liebe so tief entwürdigen, noch etwas Anderes in der Welt einen Besitz zu nennen? Jakob, laß kein Gespenst trennend zwischen uns stehen; ich liebe Dich, Du liebst mich — was braucht es mehr?

„War dies Alles nicht auch der Fall," sagte er ruhig, „an dem Tage, da ich Dich zum Weibe verlangte? Und dennoch warst Du so stark, so muthig unser Glück einem Princip zu opfern, Du wußtest, daß ich leide, Du littest doppelt dadurch und dennoch wanktest Du nicht! Ein solches Handeln ist sonst nur Aufgabe des Mannes, während das Weib dem Gefühle folgt; dieser Opfermuth war Deine Emanzipation. Aber nachdem Du Dich dem Manne gleichgestellt hast, kannst Du fordern, daß ich, der Mann, unter Dir stehe? Ich will so groß sein als Du."

Sie sah zu ihm auf mit der Miene und der Geberde eines bittenden Kindes. „Sei schwächer als ich," sagte sie, „denke nicht, handle nicht, liebe nur, und sei folgsam Deiner Liebe. O, wenn Du mich recht im Herzen hegst, dann mußt Du empfinden, daß es kein höheres Gesetz gibt, als was eine wahre Liebe will und heischt."

„So muß das Weib denken," entgegnete er, nicht der Mann. Für das Weib gibt es kein höheres Gesetz als den Willen des Geliebten; er kann nichts Unedles wollen, wenn er von einem edlen Herzen geliebt wird. Der Mann aber ist berufen auch das kostbarste Gut seines Gemüthes nöthigenfalls auf den Altar seiner Erkenntniß zu legen; er lebt für die Erkenntniß, sie nur für die Empfindung. Doch Du willst diesen Unterschied nicht anerkennen, so sei mindestens consequent. Gleichstellung von Mann und Weib! Nun denn, was für Dich eine unerschütterliche Pflicht gewesen, das wird es zum wenigsten in eben so hohem Grade auch für mich sein."

Bei diesem Wort spielte ein Lächeln um seine Lippen, das sie elektrisch durchzuckte. Sie erhob sich, sie schien jetzt Alles zu verstehen was er gesagt. Prüfend, lauernd, hoffend endlich ruhten ihre warmen Blicke auf seinem Antlitz, als wäre es die Quelle der richtigen Deutung. Jetzt lächelte auch sie; als dürfte sie aber noch nicht ganz trauen, schwieg sie noch immer. Und da sie zuletzt nicht mehr zweifeln konnte, erhob sich ein kleiner Kampf in ihrem Innern. Er dauerte aber nur so lange, bis Jakob, der bemerkte, was in ihr vorging, ihr die Hand reichte. „Nun denn, stolzer Mann," sagte sie, nimm das Geständniß, um das es Dir zu thun ist und gewähre mir die Verzeihung, um die ich Dich bitten muß. Ich habe mich geirrt. Ich habe gefrevelt an Dir, daß ich Deinem Willen widerstand, der doch der Wille meines Herzens war. Und während ich den irdischen Besitz zu verachten schien, indem ich ihm keinen Antheil an meinem Glück geben wollte, habe ich ihn vielmehr sündhaft überschätzt; denn ich habe ihm die Macht eingeräumt, uns zu trennen.

Nein Jakob, nicht schwächer sei als ich, wie ich in meiner Verblendung sagte, edler, größer sei, indem Du dem ganzen Plunder irdischen Besitzthums nicht das Gewicht eines Atoms zuschreibst in der Wagschale unserer Liebe und unserer Entschließungen.

Nicht wahr, so denkst Du, wie es auch mein Gedanke ist? Und so halten sich unsere Geister eng umschlossen wie unsere Herzen." „Und unsere Arme!" rief Jakob, indem er sie umschlang und den ersten heiß- und langersehnten Augenblick einer Vereinigung feierte, aus welcher für alle Zeiten gebannt schien, was sie so lange verhindert hatte.

Und es wurde in der That, als die Heirat einige Monate später geschlossen war, jenes Zwiespaltes der Ansichten nicht mehr gedacht. Allein aus dem sorgfältigen Schweigen darüber hätte am ehesten entnommen werden können, daß er ein noch nicht völlig überwundener war. Die Irrung, welche Malvina eingestanden hatte, bezog sich auch wirklich nur auf die allzu große Bedeutung, welche sie ihrer Armuth beigelegt hatte, keines-

wegs aber auf die Pflicht, welche nach ihrer Meinung wäre, ihren Lebensunterhalt selbstständig gewinnen zu können.

Hatte es doch ihre Ausdauer im Arbeiten allein möglich gemacht, einen Hausstand zu gründen, nachdem Jakob als Verarmter zurückgekehrt war.

Er hatte sie nicht getäuscht, als er ihr die Beweise vorgelegt, daß sein ursprüngliches Vermögen in dem Augenblicke, da er sie nach langer Trennung wieder gesehen, nicht mehr in seinem Besitze gewesen.

Für jetzt genügten die Zinsen von Malvina's erworbenem Vermögen, mit dem Ertrag seiner eigenen Geschäftsthätigkeit verbunden, zu einer bescheidenen Existenz.

Die junge Frau aber fühlte sich erst vollkommen glücklich, als sie bemerkte, daß ihr Gatte der Widerausnahme ihrer künstlerischen Beschäftigung kein Hinderniß entgegensetzte und nicht widersprach, selbst als sie die Absicht eingestand, die materielle Grundlage der kleinen Wirthschaft dadurch festigen zu wollen.

Sie arbeitete um so fleißiger an ihren neuen Entwürfen, je dankbarer sie den Erfolg ihrer früheren Bilder als die Basis ihres gegenwärtigen Glückes anerkennen mußte. Eine Atmosphäre innern und äußern Friedens schien die beiden Glücklichen zu umgeben. Sie fanden bei allem Fleiße, bei aller Sorgsamkeit für das Nächste und Nothwendigste doch immer Zeit, auch das Schöne in Natur- und Menschenleben aufzusuchen. Die langen Sommertage hatten jedoch immerhin ihren Antheil daran, wenn es an Zeit nicht mangelte. Als die karge Sonne des Winters zu herrschen begann, erlitt die bisherige Eintracht eine kleine Störung.

* * *

Mein Haus ist nicht nur mein Schloß, hatte Jakob oft gesagt, es ist meine feste Insel im stürmischen Weltmeer. Was in der Welt mit unangenehmem Tosen hin und her treibt, darf hier nicht landen. Es war sein Grundsatz, nicht einmal die Verstimmungen, welche ihm der Verkehr mit der Welt gab, in sein häusliches Leben zu übertragen, das eigentliche Glück, das seines Gemüthes, nicht abhängig zu machen von Einflüssen, die nichts damit zu thun hatten.

Malvina sollte die treue Verwalterin dieses häuslichen Friedens sein, die Pförtnerin der festen Burg, in der seinem Gemüth am wohlsten war, sie sollte von der Schwelle scheuchen, was sich nur immer nicht heimisch dazu verhielt, was als fremd und störend von der Außenwelt eindringen wollte.

Im Winter aber, der das Beisammensein der jungen Eheleute fast ausschließlich auf das Haus beschränkte, zeigte sich erst, daß Malvina's Seelenleben ein getheiltes war, zur Hälfte ihren Arbeiten galt.

Die Sorge für das Gelingen ihrer Bilder und im Allgemeinen eine Thätigkeit, die nicht zum Hause gehörte, zog ihre Gedanken, ihre Wünsche weit über die Schranken desselben hinaus. Er empfand dies und verbarg nicht, daß er es empfand, ohne daß er unmittelbar eine Lehre oder gar ein Verbot daran geknüpft hätte.

Malvina aber gerieth dadurch in ein verdrießliches Schwanken; sie wollte ihrem über Alles geliebten Manne völlig Genüge thun und hielt es doch andererseits für Pflicht, das Capital, in dessen Besitz sie mit ihrer Kunst zu sein glaubte, zum Besten des materiellen Wohles Beider flüssig zu machen.

Ehe sich aus dieser Lage noch ein ernster Conflict hatte ergeben können, war Jakob aus Geschäftsrücksichten genöthigt worden, für vierzehn Tage zu verreisen. Während seiner Abwesenheit traf eine umfangreiche Kiste aus Amerika ein, wo sich die Geschwister Jakob's angesiedelt hatten. Malvina schrieb ihrem Mann, was damit zu geschehen hätte. Er antwortete, daß

der Inhalt wahrscheinlich aus Geschenken zur nahen Weihnachtszeit bestehen werde. Malvina möge die Kiste eröffnen und, was etwa an Briefen beiliegen sollte, zur Kenntniß nehmen.

Mein Mann ist kein Blaubart, dachte Malvina, die in der That neugierig geworden war.

Sie löste den Deckel von der Kiste ab und nachdem sie noch viele Emballagen von Leinwand und Papier beseitigt hatte, war das erste, was ihr entgegenschimmerte, ihr großes Gemälde: „Jakob und Rahel."

Ein gewaltiger Schreck zitterte in allen Gliedern der jungen Frau. So unerklärlich ihr dieses Wiedersehen war, erregte es doch unbestimmte Ahnungen, daß nichts Erfreuliches die Ursache davon sein konnte. Sie überwand bald ihre Zaghaftigkeit und forschte weiter. In der Kiste befanden sich Stück für Stück die sämmtlichen von ihr verkauften Skizzen und Bilder. Nun zögerte sie nicht, einen beigeschlossenen Brief zu lesen, der über diese sondere Sendung Aufschluß geben mußte.

Der Brief war, wie sie aus der Unterschrift ersah, von der Hand ihres Schwagers, Jakob's Bruder, der sich längst in einer der größeren Städte der Vereinigten Staaten als Kunsthändler etablirt hatte. Was aus dem Schreiben unzweifelhaft hervorging waren die folgenden Umstände:

Jakob hatte sich in Bremen aufgehalten, wie es ihr auch zur Zeit ihrer ersten Trennung von ihm gesagt worden war, aber nicht, wie es hieß, um nach Amerika auszuwandern, sondern um seinen von dort ankommenden Bruder wiederzusehen, der zum Zwecke einer Verheiratung mit einer Deutschen sich nach Europa begeben hatte. Jakob faßte nun den Gedanken die Bilder Malvina's, für die sich durchaus kein anderer Käufer gefunden, selbst anzukaufen, und zwar für eine Summe, welche dem Mädchen hinreichend scheinen mochte, um ihren langgenährten Traum von Selbstständigkeit dadurch verwirklicht zu sehen. Er führte diesen Plan mit Hilfe seines Bruders aus, welcher der englischen Sprache und der englischen Manieren genugsam mächtig war, um in der Maske, in welcher er sich Malvina zeigte, auftreten zu können. Zum Ueberfluß ließ er sich noch, um jeder Entdeckung des wahren Sachverhaltes vorzubeugen, unter fremdem Namen jenem Engländer empfehlen, mit welchem Malvina bereits in Verbindung gestanden, und sich von diesem bei ihr einführen. Es war in der That Jakob's ganzes Vermögen gewesen, das er in die Hände der jungen Künstlerin gelegt hatte.

Die Bilder nahm er nach Amerika mit, in der Absicht, wenn auch nicht in der Hoffnung, sie dort zu verwerthen. Er hatte rasch erkannt, daß sie bei manchen Vorzügen doch nicht den Stempel der ächten Künstlerschaft trugen, höchstens den eines mehr als gewöhnlichen Dilettantismus. Trotzdem wollte er Jakob's willen einen Versuch damit machen, in einem Lande, wo es für Kunstwerke eher Liebhaber als Kenner gibt. Allein die Ersteren hatten sich selbst in Amerika nicht für diese Bilder finden lassen, und so sandte er sie denn mit dem Bemerken zurück, wie sich sein erstes Urtheil darüber nur zu sehr bestätigt hätte, er wolle hoffen, daß die Gemälde, wenn sie nicht eine Zierde des Kunstsaales seien, doch immerhin eine Zierde des Hauses bleiben werden, in welchem die Malerin walte.

Nicht leicht zu überwinden war der Schlag, welchen dieser Brief dem Selbstgefühle Malvina's versetzte. Jeder Traum von einer anderen Bedeutung als einer rein weiblichen, war damit in ihr vernichtet worden. Nicht mehr ihre Kunst konnte sie als die Basis ihres gegenwärtigen Glückes ansehen, sondern einen frommen Betrug Jakob's, der sich dadurch dem biblischen an Schlauheit gleichstellte. Und eben so wenig

konnte sie hoffen, daß es ihr ferneres künstlerisches Schaffen sein werde, was dem materiellen Gedeihen ihres Hauses Vorschub zu leisten vermöchte. Lange blieb sie wie gelähmt, nachdem sie die Kiste mit einem Gefühle wieder geschlossen hatte, als ob es ihr unmöglich wäre, den Inhalt derselben jemals wieder zu erblicken. Aber nachdem die erste niederdrückende Wirkung vorüber war, erhoben sich nach und nach neue Keime des Trostes und der Freude in ihrem Innern, wie neue Pflanzenkeime sich nach dem Gewitter regen. Viel süßer war es ihr jetzt zu denken, daß ausschließlich Jakob ihr Glück gegründet hatte, [illegible] ihr jemals die Empfindung gewesen wär, es ihrem eigenen Verdienste zu danken.

Und zuletzt war mit dem Entschlusse, den Pinsel für immer aus der Hand zu legen, der drückende Wahn einer Pflicht von ihr genommen, sie durfte nun ganz und ungetheilt dem Leben des Hauses angehören.

Es war ein schöner Zufall, es war, als ob die Natur selbst ihr das Lohnende ihrer neuen Vorsätze hätte zeigen wollen, daß sie eben in der Stunde, da sie sich bis zu solchen Vorsätzen gebracht hatte, zum ersten Male das Mutterglück inne wurde.

Mit dieser Nachricht empfing sie den heimkehrenden Gatten, instinktmäßig fühlend, daß nichts versöhnender die alten Irrthümer könnte vergessen lassen. Dann erst übergab sie ihm das Schreiben seines Bruders. Er legte es stillschweigend hin, nachdem er es gelesen hatte; er berührte den Gegenstand überhaupt mit keinem Worte mehr.

Eine ungeheuchelte Freude aber äußerte er, sich im Besitz von Malvina's Bildern zu sehen. Sie waren ihm als Werke ihrer Hand kostbarer denn Kunstwerke. Er wußte zuletzt sogar Malvina mit denselben zu versöhnen, und namentlich gewann sie „Jakob und Rahel" wieder lieb, nachdem sie entdeckt hatte, was sie damals unter einem halb unbewußten Eindrucke malend, übersehen, daß der junge Hirt auf dem Bilde weniger die Züge des Originals, als die ihres Gatten trug.

Als Jakob zum ersten Male einen Sohn auf den Knien wiegte, nannte er Malvina seine Rahel. Es verfloß geraume Zeit, ehe er einmal wie zufällig, und als ob keine Beziehung auf Vergangenes damit verbunden wäre, die Bemerkung hinwarf, daß Frauen nicht durch weise Lehren, nicht durch noch so eindringliche Argumente erzogen werden können, sondern nur durch das Leben und Erleben, weil ihr einziger Leitstern die Empfindung wäre, nichts aber so unmittelbar auf das Empfinden wirkte, als das Erleben.

Die Märchenerzählerin.

Mit Augen klug — und Haaren weiß —
Großmutter saß im Kinderkreis;
Erzählte uns vom Däumling klein —
Und viele andere Märlein fein.

„Frau Holle" und „Gevatter Tod" —
„Vom Mägdlein mit dem Käppchen roth" —
„Wachholderbaum" — „Sneewittchen" — o
Wie schön war das, wie war'n wir froh.

„Vom Fischer und von seiner Frau" —
Da sah'n wir's deutlich und genau,
Wie lächerlich der Hochmuth wird —
Und wie so schnell zum Fall er führt!

O Märchen — Märchen — sonder Zahl —
Wie könnt' ich nennen sie hier all'!
So oft erzählt — und immer neu —
Wir Kinder wurden fromm dabei!

Großmutter still — Dein Mund sich schloß —
Ruhst in der Erde kühlem Schooß!
Dir Dank! — Was Du in's Herz gestreut —
Wuchs auf — und süße Frucht mir beut!

O — manches Buch, das ich schon las —
Manch' dickes Buch ich längst vergaß!
Großmutter, deiner Märlein doch —
Ja, deiner Märlein — denk ich noch!

Dr. Franz Grober.

Der Botaniſirſchein.

Eine Studentengeſchichte von Rudolf Baumbach.

Das Sommerſemeſter hatte begonnen. Die Muſenſöhne, welche ſich in den Ferien nach allen Richtungen der Windroſe hin zerſtreut hatten, um in der Heimat von der Anſtrengung des Studirens auszuruhen, waren mit Geld und guten Vorſätzen wieder in die Univerſitätsſtadt eingerückt und mit ihnen eine Schaar von „craſſen Füchſen," die der dumpfen Schulſtube entronnen die Wonne der academiſchen Freiheit einſogen.

Die Corps und die Burſchenſchaften hatten alle Hände voll zu thun, denn es galt manche Lücke, die in den Reihen der Brüder entſtanden war, wieder auszufüllen. Namentlich entfaltete das Corps Thuringia, welches ſtark zuſammengeſchmolzen war, eine an die der ehemaligen Werbeoffiziere erinnernde Thätigkeit. Ein Theil der Corpsburſchen bildete die ſogenannte Bahnhofscommiſſion, deren Obliegenheit es war, neu angekommene Füchſe in Empfang zu nehmen und ihnen bei der Auswahl einer geeigneten Wohnung behilflich zu ſein; die Mitglieder der Collegiencommiſſion trieben ſich mit Mappen unter dem Arm im Univerſitätsgebäude herum und faßten daſelbſt ihre Opfer, während die Straßencommiſſion im Schmucke neuer Cerevismützen auf dem Trottoir der Hauptſtraße bummelte, um durch ihr Reſpect einflößendes Aeußere diejenigen Füchſe zu gewinnen, welche über die zu wählende Couleur noch nicht mit ſich einig waren.

Dieſe raſtloſe Thätigkeit blieb auch nicht ohne Erfolg. Elf Füchſe waren bereits in's Netz gegangen oder, wie der Kunſtausdruck lautet, „eingeſprungen" und trugen ſtolz die Abzeichen der Thuringia. Bei der Zahl elf ſchien es aber auch ſein Bewenden haben zu ſollen, und der dicke Müller, der Senior der Thüringer, welcher um ein Faß Bier gewettet hatte, daß das Dutzend voll werden würde, hatte wenig Chancen mehr für ſich.

Da beſagter Müller berufen iſt, in unſerer Geſchichte eine Rolle zu ſpielen, ſo halte ich mir, ihn dem geneigten Leſer unverzüglich vorzuſtellen. Wir finden ihn in einer vor der Stadt gelegenen Gartenwirthſchaft. Dort unter einem erſt wenig Schatten ſpendenden Baum ſtand ein runder Tiſch, an welchem ſechs Mitglieder des Corps Thuringia, drei Burſchen und drei Füchſe, Platz genommen hatten. Der dicke Müller, ein vierſchrötiger, junger Mann, deſſen wohlgenährtes, bartloſes Rundgeſicht kreuz und quer zerſäbelt war, führte das große Wort. Er erzählte ſoeben den aufhorchenden Füchſen die wunderbare Geſchichte von der Naſenſpitze, die einem Studenten auf der Menſur abgehauen und von einem Hund gefreſſen wurde, eine Begebenheit, die ſich auf jeder Univerſität zugetragen hat und dem Leſer ohne Zweifel bekannt iſt. Die Füchſe hörten andächtig zu und ſchauderten, aber ſie ließen ſich's nicht merken.

Mittlerweile war ein neuer Gaſt in den Garten gekommen, offenbar auch ein Student, aber ohne jedes farbige Abzeichen. Er mochte etwa 19 Jahre zählen, war ſchlank gewachſen und von guter Haltung. Ueber der Schulter trug er an einem Riemen eine grüne Botaniſirbüchſe und in der Rechten einen ſtarken Stock, deſſen

Spitze durch einen kleinen Spaten erſetzt wurde. Der Jüngling nahm an einem abſeits gelegenen Tiſche Platz und beſtellte bei dem herbeieilenden Kellner ein Glas Bier.

Die ſechs Studenten waren auf den Ankömmling aufmerkſam geworden. Der dicke Müller muſterte ihn mit Kennerblicken und ſagte halblaut:

„Ein Prachtkerl!“

„Ich kenne ihn,“ beeilte ſich einer der Füchſe zu berichten, „er iſt aus meinem Heimatsort, heißt Heinrich Werner und will Medizin ſtudiren. Wir ſind zuſammen hierher gereiſt.“

„Unglücklicher! Und Du haſt ihn nicht ſofort auf unſere Kneipe geſchleift?“ entgegnete vorwurfsvoll der Senior.

„Laß ihn laufen,“ ſagte der Fuchs verächtlich, „der ſpringt nimmermehr ein, an Dem iſt Hopfen und Malz verloren.“

„Oho! Das käme auf den Verſuch an. Augenblicklich begibſt Du Dich hinüber zu Deinem Freund und forderſt ihn auf, zu uns herüber zu kommen, aber höflich, das rathe ich Dir!“

Der Fuchs gehorchte. Der Botaniker leiſtete nach einigem Sträuben der Einladung Folge und trat grüßend an den Tiſch der Thüringer heran.

„Nehmen Sie Platz,“ ſagte huldvoll der Senior, „es kneipt ſich beſſer in Geſellſchaft oder huldigen Sie vielleicht dem ſtillen Suff?“

„Nein,“ antwortete Werner und erröthete.

„Unſer Fuchs Schmidt“, hub der dicke Müller wieder an, „hat Sie uns bereits auf das vortheilhafteſte geſchildert; erlauben Sie, daß ich Sie mit den Anweſenden bekannt mache. Ich ſelber bin der ſogenannte dicke Müller, Studiosus juris und erſter Chargirter des Corps Thuringia. Unſren Fuchs Schmidt kennen Sie bereits. Ihr Nachbar, ebenfalls ein craſſer Fuchs iſt der Studiosus philologiae Schulz, hier ſein Confuchs Miller, Studiosus medicinae. Der Herr mit der großen Tiefquart auf der linken Wange iſt der Chemiker Möller, und endlich dieſer hier mit der Brille — verzeihe alter Freund, daß ich Dich zuletzt vorſtelle — Herr Dr. Meier unſer Paukarzt. — Apropos haben Sie ſchon Fechtunterricht genommen, Herr Werner?“

„Nein. Ich beabſichtige es auch nicht, da ich mich von den Vergnügungen des Studentenlebens fern zu halten gedenke.“

„Schade,“ meinte der dicke Müller, „ſehr ſchade! Denn Sie ſcheinen mir ein ausgezeichnetes Handgelenk zu haben, und die Muskulatur Ihres Armes iſt wunderbar. Nicht wahr Doctor?“

Der Paukdoctor befühlte Werners Arm und nickte bedächtig.

„Probiren Sie wenigſtens einmal,“ hub der Senior wieder an, „einen Luftthieb zu ſchlagen.“

„Aber ich kann ja nicht fechten.“

„Warten Sie, ich werde es Ihnen vormachen. Fuchs, gib einmal meinen Ziegenhainer her. So. Nun geben Sie Acht! Jetzt lege ich mich aus und — ſchwuppdich! Das war eine Tiefquart. Jetzt machen Sie's einmal nach.“

Werner empfing den Ziegenhainer und ſchlug, ſo gut er's konnte, einen Luftthieb.

„Ah!“ ertönte aus aller Mund.

„Aus Ihnen könnte etwas werden,“ ſprach der dicke Müller wieder. „Und dieſes herrliche Talent wollen Sie nicht ausbilden? Das wäre traurig.“

„Es geht nicht,“ verſetzte Werner gedrückt. Mein Onkel, auf deſſen Koſten ich ſtudire, iſt ein Gegner des flotten Studententhums; er würde mir keinen Pfennig geben zur Beſtreitung von Bedürfniſſen, die mein Studium nicht unumgänglich nöthig macht.“

Der dicke Müller brummte etwas Unverſtändliches in ſeinen Bart und ſchwieg.

Um die peinliche Pause, welche der Erklärung Werners gefolgt war, zu enden, fragte der Paukdoctor, indem er auf die Pflanzenkapsel wies: „Sie haben vermuthlich botanisirt? Sind Sie mit Ihrer Ausbeute zufrieden?“

Froh, daß das Gespräch eine andere Wendung genommen, berichtete Werner eifrig über die interessanten Species, die er gesammelt habe.

Um den Mund des dicken Müllers zuckte es, und als Werner eben aus seiner Büchse eine seltene Pflanze hervorzog, um sie dem Doctor zu zeigen, fragte ihn plötzlich der Senior mit besorgter Stimme.

„Sie haben doch hoffentlich einen Botanisirschein?“

„Einen Botanisirschein? Nein, den habe ich nicht.“

„Dann war es sehr gewagt von Ihnen, Pflanzen zu sammeln und noch dazu Pflanzen mit den Wurzeln,“ bemerkte der Paukdoctor, den der dicke Müller unter dem Tisch mit dem Fuß angestoßen hatte. „Jedenfalls würde ich Ihnen rathen, nicht vor eingetretener Dunkelheit in die Stadt zurückzukehren und auch dann eine Droschke zu nehmen, denn das Auge des Gesetzes wacht, und acht Tage Carzer sind Ihnen sicher, wenn Sie abgefaßt werden.“

„Aber anderwärts, z. B. in meiner Vaterstadt wehrt man es doch Niemandem in Wald und Feld zu botanisiren,“ wandte Werner ein.

„Ihre Vaterstadt,“ entgegnete der dicke Müller, „ist auch keine Universität. Bedenken Sie, wenn jeder der vierhundert hier studirenden Mediciner, von den Naturforschern und Pharmaceuten gar nicht zu reden, ad libitum Pflanzen sammeln wollte, wohin würde das führen? Die Umgegend würde in kurzer Zeit eine vegetationslose Sandwüste sein. — Ich bin zwar nicht mit allen Maßregeln unserer Behörde einverstanden, aber die Einführung der Botanisirscheine billige ich vollkommen. Fürchten Sie keine Denunciation von unsrer Seite, Herr Werner, aber holen Sie das Versäumte sobald wie möglich nach.“

„Ja, das thun Sie,“ riethen auch die Andern. „Ich danke Ihnen, meine Herren,“ sprach Werner gerührt. „An wen aber ist das Gesuch zu richten?“

„An das Universitätsgericht,“ erwiderte schnell der dicke Müller. „Wissen Sie was? Ich habe jedenfalls in solchen Dingen mehr Erfahrung als Sie; ich werde Ihnen das Gesuch dictiren, und Sie brauchen es dann zu Hause nur in's Reine zu schreiben. Nehmen Sie Ihre Brieftasche heraus, wir wollen die Sache sofort erledigen.“

Werner that, wie ihm geheißen und schrieb, wie ihm der Senior dictirte:

„Wohllöbliches Universitätsgericht!

Der Unterzeichnete erlaubt sich an Ein Wohllöbliches Universitätsgericht folgende ganz ergebenste Bitte zu richten. Ich, Heinrich Werner aus N. wurde am 3ten dieses Monats an der hiesigen Universität als Studiosus medicinae et chirurgiae immatrikulirt und habe folgende Collegien belegt — „nun schreiben Sie Ihre Collegien der Reihe nach auf und unterstreichen Sie Botanik“ — unterbrach der dicke Müller sein Dictat. — „Meine botanischen Studien würden aber in der empfindlichsten Weise beeinträchtigt werden, wenn mir nicht Gelegenheit geboten würde, in der freien Natur Beobachtungen anzustellen. Ich ersuche daher Ein Wohllöbliches Universitätsgericht ganz ergebenst, dasselbe wolle mir einen Botanisirschein ausfertigen und verspreche von der mir gütigst ertheilten Erlaubniß den mäßigsten Gebrauch machen zu wollen. In der Hoffnung, daß dies mein ergebenstes Gesuch geneigtes Gehör finden möge, zeichne ich

mit pflichtschuldiger Ergebenheit
Heinrich Werner, stud. med.“

Das Gesuch war geschrieben. Werner dankte dem dicken Müller in den wärmsten Ausdrücken, und da es bereits dunkelte, so brach er auf. Vorher aber hatte er auf den Rath des Paukdoctors seine Pflanzenkapsel in eine alte Zeitung eingewickelt und trug sie nun wie ein Paquet unter dem Arm. Mit Händeschütteln nahm er Abschied von den gefälligen Corpsstudenten und schlug den Weg nach der Stadt ein. Das unterdrückte Lachen der Zurückbleibenden drang nicht an das Ohr des Wanderers, der im Stillen seine Betrachtungen über jene anstellte.

„Herrliche Leute sind es. Wie zuvorkommend war der Senior gegen mich, und was ist der Doctor für ein gediegener Mann! Ja, wenn ich könnte, wie ich wollte, das wären meine Leute.“ Ein tiefer Seufzer schloß den Monolog.

* * *

Am andern Morgen schrieb Werner, der seine gesammelten Pflanzen ohne jede Behelligung nach Hause gebracht und bereits sorgfältig zwischen Löschpapier gelegt hatte, das bewußte Gesuch sauber ab und trug es auf das Universitätsgericht. Es waren noch mehrere Studenten anwesend, und einer nach dem andern übergab dem Herrn Universitätsrichter ein großes Schreiben, daher Werner vermuthete, daß diese Studenten gleichfalls Bittsteller seien. Endlich kam die Reihe an ihn, und mit Herzklopfen überreichte er sein Gesuch. Der Universitätsrichter entfaltete das Papier, warf einen Blick in dasselbe, kehrte es um und um und reichte es dann zurück mit der kurzen Bemerkung: „Fehlt das Testimonium paupertatis.“

„Testimonium paupertatis?“ stammelte Werner.

„Verlangt Ein Wohllöbliches Universitätsgericht in dem vorliegenden Falle wirklich — — —“

„Wenn ich es Ihnen sage,“ unterbrach der Richter den Studenten in scharfem Ton, „so wird es sich wohl so verhalten. Verschaffen Sie sich von der Gemeinde, der Sie angehören, ein Armuthszeugniß und legen Sie dasselbe ihrem Gesuche bei, sonst kann dieses nicht berücksichtigt werden.“

Werner empfing das Papier zurück und entfernte sich. „Sonderbare Einrichtungen haben Sie hier,“ dachte er, aber er that unverzüglich die nöthigen Schritte, und wenige Tage später hatte er ein gehörig gestempeltes Document in den Händen, in welchem seine Ortsbehörde ihm bezeugte, daß er, Heinrich Werner kein Vermögen besitze und einzig und allein auf die Unterstützung seines Oheims angewiesen sei. Dieses Zeugniß legte Werner seinem Gesuche bei und brachte dasselbe zum zweiten Male dem Herrn Universitätsrichter.

Dieser war ausnahmsweise einmal guter Laune. Er durchflog das Armuthszeugniß und sagte in wohlwollendem Ton: „Jetzt ist die Sache in der Ordnung, und ich glaube Ihnen schon jetzt die Versicherung geben zu können, das Ihr Gesuch nicht abschlägig beschieden werden wird. Leben Sie wohl Herr Werner.“

Werner ging wohlgemuth von dannen. Aber es verstrich ein Tag um den andern, er erhielt keinen Bescheid. Die Orchideen fingen an ihre wunderbaren Blüthen zu entfalten, und Werner hatte seinen Botanisirschein noch immer nicht.

Eines Tages strich er mißgestimmt durch den Eichenwald, welchen der Fluß in anmuthigen Windungen durchzieht. Zuweilen bückte er sich und pflückte eine Pflanze, die er dann schnell in ein Taschenbuch legte. Er war auf dieses Mittel verfallen, denn mit einer Pflanzenkapsel ohne Botanisirschein wagte er nicht mehr auszugehen; aber in dem Buch konnte er nur wenig unterbringen. — O, es war zum todtärgern! Da auf einmal hörte er fröhliche Stimmen und tactmäßigen Ruderschlag. Zwei mit bunten

Wimpeln und Laubgewinden geschmückte Boote kamen den Fluß herauf und nahmen ihre Richtung nach einer Waldwiese. Die Thuringia machte eine Spritzfahrt zu Wasser. Ganz vorn in dem ersten Kahn erblickte Werner seinen Gönner, den dicken Müller. Er hielt ein gewaltiges Trinkhorn in den Händen und brachte eben der Flußgöttin eine Libation. Er sah auch seinen ehemaligen Schulcameraden den Fuchs Schmidt, der jauchzend seine mit Eichenlaub geschmückte Mütze schwenkte — und dem Botaniker ward gar jämmerlich zu Muthe.

„Ja, ihr habt's gut, ihr könnt euch eures Lebens freuen, aber ich armer Teufel — wenn ich nur wenigstens meinen Botanisirschein hätte!"

Die Boote landeten, ein Fäßchen ward sorgfältig an's Ufer getragen und an einer kühlen, schattigen Stelle niedergelegt. Werner wollte sich davon stehlen, aber er ward entdeckt, und der dicke Müller zog den sich Sträubenden mit sanfter Gewalt in den Kreis der Corpsstudenten. Bald klangen zu fröhlichen Gesängen die Gläser, und wenn eine Pause eingetreten war, gab einer einen lustigen Streich oder einen Schwank zum Besten, daß sich Werner vor Lachen die Seiten hielt, und dazwischen machte das große Horn die Runde. Es gab nur einen im ganzen Corps, der es auf einmal leeren konnte, das war kein andrer, als der dicke Müller, der Senior, und seinem Gaste Werner zu Ehren leistete er auch heute das Unglaubliche. Uebrigens wurde nicht nur Scherz getrieben, sondern es wechselten verständige Reden mit Schnurren, ernste Gesänge mit Schelmenliedern — kurzum Werner hatte sich noch nie so gut unterhalten wie heute, und sobald er seine Befangenheit überwunden hatte, war er der Lustigsten einer. Als man Abends in die Stadt zurückfuhr, suchte Werner seine Wohnung nicht auf, sondern er begleitete seine Freunde auf die Thüringer Kneipe, wo das festliche Gelage bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt wurde.

* * *

Als Werner am nächsten Morgen erwachte, war es ihm, als habe ihn Jemand mit einem Scheit Holz vor den Kopf geschlagen, und erst allmälig kam ihm die Erinnerung an die Ereignisse des vergangenen Abends. Es war sehr lustig auf der Kneipe der Thüringer hergegangen, und am Schluß hatte der dicke Müller alle Anwesenden auf den folgenden Tag zu einem Eimer Bier geladen, denn man hatte einen neuen Fuchs, den zwölften eingefangen. Ja, so war es.

Werner stieg aus dem Bett, wobei er entdeckte, daß er nur halb ausgekleidet sei, und als er verwundert sein Aeußeres musterte, da — o Himmel! — erblickte er ein um seine Brust geschlungenes Band von den Farben, wie sie die Thüringer Füchse trugen, und dort auf dem Boden neben den Stiefeln lag auch die bunte Mütze. Ja, es war kein Zweifel, der Fuchs, den man gestern Abend geworben hatte, war er selbst.

Zu dem physischen Katzenjammer, an dem der Arme litt, gesellte sich der moralische.

„Unglückseliger, was hast Du gethan? Woher soll das Geld kommen für die Commerse, Spritzfahrten und so weiter? Was wird der Onkel dazu sagen? Zurücktreten — das geht nicht; ich wäre blamirt für ewige Zeiten. O, o, o!"

Ein Pochen an der Thür unterbrach den unerquicklichen Monolog. Die Madam erschien mit dem Kaffee.

„Na, gestern sind Sie schön zugedeckt nach Hause gekommen," sagte sie grinsend, „und die beiden Herrn, die Sie geführt haben, konnten auch auf keinem Bein mehr stehen; mich wundert nur, wie sie Sie die drei Treppen heraufgebracht haben. Die Stiefel habe ich ihnen ausziehen müssen, denn der dicke Herr, der dieses Ge-

schäft besorgen wollte, fiel dabei auf den Boden. Na, das hat alles nichts zu sagen, darüber brauchen Sie sich keine grauen Haare wachsen zu lassen, unser eine ist dergleichen schon gewohnt. Jetzt trinken Sie ihren Kaffee, der wird Ihnen gut thun; ich habe ihn recht stark gemacht."

Werner dankte mit niedergeschlagenen Augen.

„Und hier," fuhr die Frau fort, „das hätte ich beinahe vergessen, hier ist eine Vorladung, die der Pedell gestern Nachmittag für Sie gebracht hat."

Sie überreichte dem Studenten, der bei Erwähnung des Pedells zusammengezuckt war, einen Zettel, auf welchem stand: „Der Studiosus medicinae, Herr Heinrich Werner hat sich behufs einer Mittheilung morgen den 20ten hujus um elf Uhr Vormittags auf dem Universitätsgericht einzufinden.

„Das ist der Botanisirschein," tröstete sich Werner. „Also um elf Uhr. Da gilt's hurtig sein, denn es ist zehn Uhr vorüber. Zwei Collegien sind auch versäumt. O, o, o!"

Er machte Toilette und begab sich auf das Gericht. Eine große Anzahl Studenten wartete bereits auf das Erscheinen des Universitätsrichters. Dieser kam endlich, erwiderte den Gruß der Anwesenden und sprach:

„Meine Herren! Im Auftrage des akademischen Senats eröffne ich Ihnen, daß sich derselbe bewogen gefunden hat, folgenden Herrn auf ihre Gesuche Befreiung von der Entrichtung der Collegiengelder zu gewähren."

Hierauf folgte eine lange Liste von Namen, unter welchen auch der unsres Freundes war. Mit einer Ermahnung, daß die Herren sich dieses Beneficii würdig zeigen möchten, schloß der Universitätsrichter. Von Werners Botanisirschein war keine Rede gewesen.

* * *

Der dicke Müller und sein Freund, der Paukdoctor saßen auf der Frühkneipe und waren beschäftigt, durch einen marinirten Häring Magensäure zu neutralisiren, als der aufgeregte Werner herein stürmte.

„Bravo Fuchs!" rief ihm der Senior entgegen, „Du bist ein Mann von Wort und erscheinst pünktlich. Laß' Dich einmal besichtigen — nun Du siehst ziemlich gut aus, ein wenig blaß, aber das gibt sich bald. Setze Dich her und mache es wie wir. Vor dem Häring fleucht der Kater."

„Hört nur," begann Werner, „was mir passirt ist. Ich komme eben vom Universitätsgericht" — — —

„Was hast Du angestellt?"

„Nichts, nichts." Und nun berichtete er, was sich zugetragen hatte.

„Das ist allerdings höchst sonderbar," meinte der dicke Müller, da Du kein Gesuch eingereicht hast. Bist Du vielleicht um ein Stipendium oder um einen Freitisch eingekommen?"

„Nein, nein. Außer meinem Gesuch um den Botanisirschein, auf welches ich noch immer keinen Bescheid —" — — —

„Was Fuchs? Hast Du wirklich das Gesuch, welches ich Dir damals dictirte, eingereicht?"

„Natürlich, und das Armutszeugniß habe ich nachgeliefert."

Des dicken Müller Bärentatze fiel geballt auf den Tisch nieder, daß die Gläser klirrten.

„O sancta simplicitas!" rief er, und dann lachten die beiden bemoosten Häupter, daß ihnen die hellen Thränen über die Wangen liefen.

„Kerl," schrie endlich der Paukdoctor den verdutzten Werner an, „Du hast mehr Glück als Verstand!"

„Ich muß bitten, daß dergleichen Ausdrücke —" — —

„Beruhige Dich mein Sohn. Der Botanisirschein war ein Bär, den wir Dir aufgebunden haben, aber der Jux ist zum Guten ausgeschlagen, denn offenbar hat der Universitätsrichter Dein Gesuch, von dem er nur den Anfang gelesen, für ein Gesuch um

Erlaß der Collegiengelder gehalten. Geht Dir jetzt ein Licht auf?“

„Aber das ist ja ein ganz empörendes Spiel, das Ihr mit mir getrieben habt,“ brauste Werner auf.

„Trink' einen Halben pro poena Fuchs!“ dictirte der Senior. „Was geschehen ist, ist geschehen. Es ist einmal das Loos der Füchse, an der Nase geführt zu werden. Uebrigens versprechen wir Dir hiermit feierlich über die ganze Geschichte das tiefste Stillschweigen beobachten zu wollen, und Scrupel brauchst Du Dir auch nicht zu machen. Die Universität ist reich, und die Herrn Professoren sind so gestellt, daß sie leicht die paar Thaler verschmerzen können, welche Dir, einem von seinem zähen Goldonkel abhängigen Thüringer Fuchs sehr gut zu Statten kommen. Stoß an,
Vivat academia, vivant professores!“

Welche Weltanschauung sollen wir unsern Kindern beibringen?

Von P. K. Rosegger.

Jeder von uns, der so glücklich ist, von der Natur in einem Sprößling eine Promesse auf irdische Zukunft zu erhalten, wird den Wunsch hegen, es möge ihm in seinem Kinde ebensogut, oder besser ergehen, als heute in sich selbst.

Die menschliche Zufriedenheit oder Unzufriedenheit hängt zum großen Theile von der Weltanschauung ab. Die Welt ist für uns so, wie sie durch unsere Sinne in unsere Seele geht. Um die absolute Wahrheit handelt es sich hier nicht, sondern um's Glück oder näher, um die Zufriedenheit. Nach absoluter Wahrheit jagen nur Jene, die entweder an dieser Jagd oder an ihrer Beute Befriedigung finden oder zu finden wähnen.

An unserer eigenen Weltanschauung läßt sich nicht viel ändern, unser Auge ist seine Brillen gewohnt, diese mögen dunkel sein oder rosig. Das Kind aber, welches uns Vater nennt, obwohl es noch nicht weiß, wieso wir ihm verantwortlich sind, blickt mit hellem Auge fragend in die lichte Welt und blickt fragend uns an. Welche Gläser werden wir ihm geben — rosige? schattige? vergrößernde? verkleinernde?

Kinder tragen keine Brillen! Damit will man mir das Wort abschneiden — man möge ihnen gestatten, mit ihrem natürlichen Auge diese Welt anzusehen.

Meint ihr? Auch der Zigeunerjunge auf der Haide sieht mit seinem natürlichen Auge die Welt an. Hungert ihn, so nimmt er, was ihm am nächsten liegt, er weiß nichts von Mein und Dein. Unseren Kindern Erziehung und Unterricht.. Der Unterricht sage ihnen, wie die Welt ist, die Erziehung zeige ihnen, wie sie der Welt gegenüberzustehen, wie sie dieselbe auf sich wirken zu lassen haben. Man könnte einwenden, das Wesen der Welt bedinge die Weltanschauung von selbst, eine Sache könne doch nicht anders genommen werden, als sie ist. Ich antworte: Die Beschauung eines Dinges hängt ganz vom Standpunkte ab, auf dem der Beschauer steht. Es ist vom Menschen einmal nicht zu verlangen, daß er sich objectiv über sich und die äußere Welt stelle, denn das Auge, mit dem er schaut, das Gehirn, mit dem er denkt, ist allzumenschlich.

Der Standpunkt aber, von dem aus wir sehen und betrachten können, ist wählbar; die Farbe, durch die wir

die Welt anschauen können, ist ebenfalls zumeist wählbar; nur früh genug muß die Wahl getroffen werden.

Kinder, sobald sie sich ihres Daseins und ihrer Umgebung bewußt werden, halten ihre Eltern für vollkommene Wesen; sie finden es selbstverständlich, das Alles gut und Alles vollendet ist. Sie streben den Dingen freudig zu, wie Blümlein des Feldes der Sonne. Ihr erster Blick in die Welt ist ein optimistischer.

Welche Weltanschauung nun soll man den Kindern beibringen?

Soll man ihnen sagen: Die Weltordnung ist nichts weniger als gut; die Menschen sind unvollkommen, armselig, ihr Dasein ist zwecklos, das Leben ist ein Unglück?

Soll man ihnen die schlechten und guten Seiten zeigen, ihnen Alles nüchtern auseinandersetzen, wie es uns selbst erscheint?

Oder soll man sie in ihrem Sehen, daß Alles groß, wünschenswerth und zum Besten sei, belassen, bestärken?

Das Erstere wird ein Vater thun, der weder Vernunft noch Herz hat; das zweite wird ein Vater thun, der nur Vernunft hat; das dritte wird ein Vater thun, der Vernunft und Herz hat.

Oft hört man die Klage, daß es heutzutage keine Kinder mehr gebe. Ich stimme dieser Klage bei; was uns da unter den Füßen herumläuft, mit dem zerrissenen Höslein auf die Gasse, mit dem Büchertäschchen in die Schule, mit dem Zeichen- oder Musikmappen in das Lyceum, es ist ein sehr naseweises Gezücht. Sie spötteln und nergeln und kritteln und dünken sich klüger als die Alten. Zuhause hören sie das Geschelte über das Dienstbotenvolk, das Gespötte über die Nachbarschaft, das Höhnen über die gesellschaftlichen Zustände, das selbstgefällige Kritisiren über Theater, Literatur, Malerei u. s. w. — das abfällige Urtheil über Alles. Die Schule ist bestrebt, die noch vorhandenen Merkmale der Kindlichkeit so rasch als möglich zu verwischen und die Kleinen zu recht kühl-vernünftigen Menschen zu machen. Die Kinder sollen wissen und denken, nichts als wissen und denken. Das warme Gefühl erstickt und dann wundere man sich, wenn es so wenig Können und Schaffen gibt! Hat sich solche Jugend dann sattgenagt an den ihr zum Spielzeug gewordenen Werken der Natur und der Menschen, dann wird sie verbissen, griesgrämig, blasirt, und Jungen und Fräulein mit zwanzig Jahren sind vollendete Pessimisten. Bald haben sie sich überzeugt, daß ihr eigenes Können und Wollen nicht höher steht, oder kaum so hoch, als jenes, das sie so oft bekrittelt und verhöhnt haben — sie erlahmen und verzagen an sich selbst und nun kommt ihnen im vollsten Maße die Ueberzeugung von dem, was sie so oft gehört, erfahrungslos so oft behauptet haben: die Welt ist grundschlecht — sie sind unglücklich. Und so sehr hat das ihnen anerzogene kritische, negirende Element ihre Thatkraft zerstört, daß sie nicht einmal Muth genug haben zu jenem Schritte, der ihnen als der beste dünkt: zum Sprunge aus dem Leben.

Nicht unpraktisch, ja für das Fortkommen im Leben oft geradezu nöthig ist der zweite Weg: Man stelle den Kindern die Welt so dar, wie sie uns vernünftiger Weise selbst erscheint; man theile ihnen die Erfahrungen mit, die man selbst gemacht hat, damit sie auf solchem Grunde weiter bauen können. Doch diese Art ist darum, weil sie nöthig ist, nicht die beste; sie zerstört der Jugend oft allzufrüh den idealen Hauch, der wie ein Athem Gottes die Kindesherzen durchwärmt, und der später nimmer zu ersetzen ist. Darum nur nicht voreilig weihe man die Kinder in die Prosa des Lebens ein; auch nützt es nicht immer so viel, als man glauben möchte; wir sehen ja jeden Tag, wie Kinder die ihnen aus den Erfahrungen der Eltern

erwachsenen Grundsätze in den Wind schlagen, um aus eigenem Beutel das Lehrgeld zu zahlen, aus eigenem Schaden klug zu werden. Wie auch, wenn sie die schlimmen Erfahrungen der Eltern wirklich zu benützen wüßten, ohne eigene machen zu müssen: aus welcher Quelle sollten sie die Lehren für ihre Kinder schöpfen? Solche Dinge gehen nicht den Weg der Tradition, nur dort, wo sie keimen und wachsen, dort tragen sie Früchte.

Meine Meinung ist, man hüte das morgentlich bethaute Rosenknöspiein, „Kindesherz" genannt, so lange es zu hüten ist. Man greife so spät als möglich ein in seinen Denk- und Wirkungskreis. Ja gewiß, selbst dreijährige Kinder haben oft schon ihren sich selbst geschaffenen Wirkungskreis. Sie suchen, sie verfertigen sich Spielzeuge, sie hämmern, sie graben, sie zeichnen, planen und bauen, und es ist ihnen so ernst dabei, als uns Erwachsenen in unserem Streben. Zu großem Nachtheile ist es jenen Kindern reicher Leute, welche lauter fertige Spielzeuge zur Hand bekommen, Spielereien, an denen nichts mehr zu thun und zu machen ist, als sie — was bei thätigen Kindern auch geschieht — zu zerstören. Wie können die Kleinen findig und erfinderisch werden, wie können sie sich üben im Erwerben und Erhalten, in Geduld und Ausdauer, wenn Alles, was ihr Herz begehrt, und nicht einmal begehrt, wie mit einer Wünschelruthe sofort da ist! Hierin mag es wohl zum Theile liegen, das armer Leute Kinder, die in ihrer ersten Jugend schon Alles, was sie haben wollen, selbst suchen und schaffen müssen, daß solche Kinder jene reicher Leute so oft an Intelligenz übertreffen. Aber aufmuntern und anleiten soll man die Kleinen stets in ihren Beschäftigungen und kleinen Schöpfungen, sie bedürfen des Wohlwollens und der Anerkennung.

Immer besser, man schüchtere den Mund der Kinder ein, als ihre Hände. Und haben sie etwas Gefehltes gethan, etwas Verkehrtes vollbracht, so gebe man ihnen Gelegenheit, es noch einmal und besser zu machen.

Manche Eltern haben die Gewohnheit, ihre Kinder vor den Ohren fremder Leute zu tadeln und zurückzusetzen; das aber ist fast noch gefährlicher, als die Kleinen Anderen gegenüber hervorzuthun und zu loben. An die Stelle des gebrochenen Ehrgeizes tritt so gerne die Unlust.

Anstatt in Gegenwart der Kinder oder mit diesen menschliche Werke und Vorbilder zu bekritteln, in ihre Vorzüge und Fehler zu zerlegen, halte ich es für besser, derlei Werke unbedingt anzuerkennen, den Kindern Verehrung und Bewunderung dafür einzuflößen. Kenntniß und Kritik der Vorbilder allein hat noch Keinen bewogen, denselben nachzustreben, wohl aber Verehrung und Begeisterung. Das kritische, zersetzende Element bedeutet nur allzuhäufig die Verneinung — es ist der Hauptcharakterzug unproductiver Naturen und wirkt niemals kräftigend, wohl aber häufig hemmend auf productive. Was auf den Verstand wirkt, kühlt ab, was auf das Herz wirkt, befeuert. Und besonders bei Kindern.

Kinder sollen nur vom Schönen, Guten und Großen hören. Unsere eigenen Ideale, unserer Jugend Lichtbilder, unseres Lebens Sterne, sie mögen auch heute schon verloschen sein — man zünde sie in den Kindesherzen wieder an, oder wenn es die Natur selbst gethan hat, so nähre, entflamme man die Leuchten; man wird sich selbst an solchem Feuer wieder wärmen. Die menschliche Vergangenheit ist so reich an großen Zügen — ich meine nicht die Kriegszüge und vernichtenden Thaten siegreicher Feldherren, nicht die Intriguen länderſüchtiger Fürsten und dergleichen, womit man sonst die Jugend „bilden" will — ich meine die beseligenden, beglückenden Thaten edler Menschen. Man versammle sie um das liebe

Kind, man pflanze ihm damit einen heiligen Garten voll Rosen und herrlicher Früchte!

Und wenn das Edle und Erhabene im irdischen Reiche zu Ende, so öffne man den Kleinen doch getrost die Pforte zu jenen ewigen Hainen, aus welchen der Menschheit seit Jahrtausenden der Quell der Begeisterung und Zuversicht geflossen ist. Laßt sie glauben, die Kleinen, an einen lieben, barmherzigen, allmächtigen Gott, an ein ewiges Leben. Der wahrhaft Gebildete, mit allen Erfolgen und Verirrungen des menschlichen Geistes Vertraute, der Weltkenner, der da weiß, daß die Toleranz ein Hauptmerkmal hoher Seelen ist, wird nicht anstehen, sein Kind in der Religion unterrichten zu lassen, oder noch weit besser, darin selbst zu unterrichten; ja er, der Freigeist mit dem stillen Heimweh nach seiner eigenen kindlichen Anschauung, wird dem Kinde die großen Ideale poetischen Sinnes zu verkörpern suchen. — Wozu den Kleinen mit Mühe beibringen, was sie doch nach einigen Jahren, wenn sie in die Hochschule oder in die große Welt eintreten, mit Mühe wieder ablegen müssen! — So gegen mich eine Stimme der Entrüstung. Da erinnere ich mich an jene Jünglinge, denen man die griechische und lateinische Sprache in den Gymnasien mit Mühe beibringt, Dinge, die nach einigen Jahren, und zwar ohne Mühe wieder vergessen werden. Trotzdem sage ich: der Schüler lerne die classischen Sprachen; wenn ihm auch die Form vergeht, so bleibt doch der Geist, der classische Geist für sein ganzes Leben. Ich stehe nicht an, die alten Classiker mit der christlichen Religion insoferne zu vergleichen, als ich sage: auch in der Religion vergeht die Form, doch der Geist bleibt bestehen. Wer einmal mit ganzem Herzen vor dem Kreuze gebetet hat, der wird des Ideals von der Liebe und Aufopferung nicht mehr los. Wer einmal geschwärmt hat im süßen, märchenhaften Cultus der Mutter Gottes, wer geschauert hat vor der Auferstehung der Todten, vor der ewigen Glorie der Himmel, der, meine ich, müsse für alle Zeit gefeit sein gegen den Dämon der Verneinung und unerschütterlich glauben an den endlichen Sieg des Schönen und des Guten.

Nun gibt es aber Leute, gegen welche ich Folgendes bemerken möchte: So unduldsam sie gegen religiöse Anschauungen sind, so nachsichtig sind sie gegen die Schwächen und Laster der Menschen. Das sind ja Jene, welche nach den Lehren der Materialisten überzeugt sind von der thierischen Herrschaft im Menschen, welche die Freiheit des Willens und Handelns ganz von angebornen und zufälligen äußeren Verhältnissen abhängig machen — moderne Fatalisten, die noch gefährlicher sind, als jene viel- und mit Recht gehaßten der romantischen Schule. Sie glauben ihrer Menschenliebe genug zu thun, wenn sie die Gefallenen und Verbrecher nach angedeuteten Grundsätzen entschuldigen und vor ihren Kindern belehrend die Verbrechen motiviren.

Das heißt die Verbrecher den Kindern interessant machen. Es versteht sich von selbst, daß man ihnen auch gegen Verbrecher weder Haß noch Pharisäerstolz einflöße, die Fehler und Laster jedoch kann man vor den Kleinen nicht strenge genug verurtheilen. So unbedingt verehrenswerth man ihnen das Edle an sich aufstellt, so unbedingt muß das Schlechte an sich verdammt werden. Mit Nüancirungen, vernünftelnden Begründungen und philosophischen Auseinandersetzungen macht man die Kinder irre — da muß Alles bestimmt und klar, im Lapidarstyle gehalten sein.

Jene Leser, welche diesen Sermon so lächerlich hausbacken finden dürften, daß sie mir zu verstehen geben, sie hätten es besser von den Kanzeln gehört, wie man Kinder in der Tugend

erzieht, möchte ich nur befragen, ob sie an ein ganz Besonderes oft genug gedacht, ob sie von den Kanzeln so oft gehört haben von jener einen Tugend, welche die Nächstenliebe mit dem Trachten nach persönlichem Vortheil so harmonisch vereint, weil sie die Quelle eigener und fremder Wohlfahrt ist: die Vaterlandsliebe.

Kind und Heimat — wie natürlich! Man weiß ja, daß die Kleinen zwar gerne nach außen streben, aber noch lieber heimkehren. Da knüpfe man an, lehre ihnen Liebe zum Hause, zur Gemeinde, zum Vaterlande. Unsere gesellschaftlichen Zustände, das Grundzerstücklungssystem auf dem Lande, die Fabriksarbeiterverhältnisse, das Miethswesen in den Städten sind der Entwickelung oder Erhaltung des Heimatsgefühles nicht günstig, und ganz gewiß ist dieser Mißstand ein Hauptfactor der unseligen socialistisch-communistischen Bewegung. Ein eigener Herd, eine Familie, in diesem Kreise ist der Mensch vor dem Aergsten bewahrt, in diesem Kreise entwickelt sich leicht die Arbeitsamkeit, die Opferwilligkeit, das Selbstvertrauen und die Zufriedenheit; in diesem Kreise gedeiht die Liebe zur Gemeinde, die Treue zum Vaterlande. Die heute beliebte Opposition gegen die Regierung um jeden Preis muß Folgen haben, denen ich mein Kind ungerne aussetze; ich bin daher genöthigt, in ihm ein Gegengewicht aufzustellen, da ich ihm sage, daß mit Leuten, die immer unzufrieden sind und immer undankbar, nicht gut Freundschaft zu halten ist. Wie soll man doch von einem Staatsbürger verlangen, daß er auf die Vervollkommung, auf die Kräftigung, auf die Befreiung seines Vaterlandes hinarbeite, wenn keine Vaterlandsliebe in ihm ist! Und die steten Nergeleien an den Zuständen des Landes, an dessen Obrigkeit, an den Gesetzen — ich sage es dreist — sind geeignet, die Vaterlandsliebe allmälig zu untergraben. Nicht so sehr jenen Patriotismus protegire ich, der unsere Söhne auf das von Diplomaten ausgemessene Schlachtfeld jagt und sie dort sterben heißt, sondern jenen, der für das Vaterland *leben* lehrt. Oft auch hat der Patriotismus seine Wurzel in Vorurtheilen, so solle man den Kindern gelegentlich lehren, wo er aufhört, eine Tugend zu sein.

Nebst der Liebe für das Heimatland hat im Menschen zum Glücke auch noch Kosmopolitismus Platz. Anstatt die Kinder für die Kriegshelden der Geschichte zu begeistern, ist es besser, ihnen vor dem Kriegshandwerk den zornigsten Abscheu einzuflößen. Die Idee, aus was immer für einem Grund, unschuldige Menschen tödten zu dürfen, muß im Menschengeschlechte allmälig ausgelöscht werden. — Jeder trage dazu bei!

Man verlasse sich nur nicht allzusehr auf die Schule; sie lehrt die Jugend, aber sie vermag dieselbe nicht zu erziehen. Mit welchen Organen saugt das junge Bäumchen mehr Nähr- und Lebensstoff an sich, mit den Zweigen und Blättern aus der freien Luft, oder mit der Wurzel aus dem Boden, dem es entsproßt? Was das Kind durch die Schule aufnimmt, muß mühsam verarbeitet werden, aber die Beispiele und Anleitungen der Eltern gehen unwillkürlich in Fleisch und Blut über. Den Eltern obliegt es, im Kinde den Grund zur Weltanschauung zu legen, sie sind dafür verantwortlich, und was sie hier versäumen oder verderben, das rächt sich an den Kindern.

Mir war ein Familienvater bekannt, der es mit dem Grundsatze, den Kindern eine optimistische Weltanschauung beizubringen, so strenge nahm, daß er seine Kleinen von Allem ferne hielt, was da Trauriges existirt. Ich halte das nicht für nöthig. *Was* sie sehen, ist hier nicht so sehr maßgebend, als *wie* sie es sehen. Selten zittern Kinder vor einer Gefahr. Man mache sie wohl darauf aufmerksam, aber nicht in ängstlicher

Weiſe, die entmuthigt, ſondern im Tone jener ruhigen Ueberlegenheit, der im Bewußtſein eigener Kraft liegt. Und nach unglücklichen Ereigniſſen, bei denen der Menſch nichts zu ändern vermag, zeige man vor Kindern nie Verzweiflung oder ſtumpfe Entmuthigung, ſondern ſtets den offenen Blick der Ergebung und Hoffnung: Es wird Alles wieder gut werden! Dieſes Wort iſt ein Zauberſpruch auch für uns. Ueberall im Leben iſt ein ſteter Wechſel von Schatten und Licht, und jedes Uebel bringt uns neue Anwartſchaft auf Gutes; wer dieſem Guten entgegenhofft, der genießt ſchon im vorhinein die Zinſen eines noch nicht fälligen Capitals.

Solche Zuverſicht vor Allem muß in den Kindern geweckt werden. Jenes fünfjährige Mädchen, welchem man das einzige Brüderlein begrub, das es ſo ſehr lieb gehabt hatte, daß man meinte, es könne nicht eine Stunde ohne ihn leben, und das jetzt von allen Umſtehenden bedauert und beweint wurde, blickte ins tiefe Gräblein hinab und ſagte: „Behüt' Dich Gott, Hans, wir werden im Himmel ſchon wieder zuſammenkommen," und eilte über die blumige Wieſe davon. — Ja, ſo ſollte es unter uns Menſchen ſein und bleiben können.

Und jener Knabe, der an einer Berglehne ein Häuschen, ein Mühlchen und allerlei andere Dinge gebaut und daran einen ganzen Sommer gearbeitet hatte, rief, als eine Lawine ſeine Spielwerke zerſtört hatte: „Hin iſt's! Dem Gott iſt's nicht recht geweſen am Berg, jetzt geh' ich und baue mein Haus und Hof da unten beim Schupfenzaun." — Er hätte ebenſo gut mit geballter Fauſt knirſchen können: „Warum iſt's dem Gott nicht recht geweſen!" Aber es war ihm ja geſagt worden: „Gott iſt weit der Stärkere und der Geſcheidtere, gegen ihn kommſt nicht auf, aber er meint Dir's nicht am ſchlechteſten." Dereinſt in ſpäten Lebensjahren, wenn das Herz gebrochen iſt und der Glaube, bleibt von ſolcher Weltanſchauung noch das Beſte, was uns hienieden bis an's Ende bleiben kann: die Reſignation.

Das Thema wäre endlos, aber das Capitel neigt zum Schluſſe. Mein Urtheil iſt das: Ich habe nichts gegen das Wiſſen, aber Weisheit iſt mir lieber. Weisheit entſpringt nicht ſoſehr aus dem Verſtande, als aus dem Herzen. (Es wird doch wohl Keiner fragen, ob ich wirklich dem Gefäßknoten in unſerer linken Bruſt ſo viel Gewicht beilege? Nur keine Haarſpalterei! alle Welt, ſelbſt ein ehrlicher Materialiſt weiß, was unter Herz verſtanden wird.) Den Kindern möge Naivetät und Weltvertrauen bewahrt bleiben, ſo lange als möglich; Naivetät iſt der fruchtbare Boden für das Schöne, Weltvertrauen iſt der fruchtbare Boden für das Gute. Ich meine nicht, daß eine Generation von Idealiſten erzogen werde, die nicht praktiſch denken und arbeiten kann. Nur Weltvertrauen und Vertrauen auf ſich ſelbſt möchte ich wieder geweckt wiſſen, denn das iſt der fruchtbarſte Grund rechten Denkens und praktiſchen Schaffens. Es muß wieder ein urſprünglicheres und glücklicheres Geſchlecht erſtehen, als die heutige, ſauertöpfiſche Welt, die ſo eitel auf ihre hohe Vernunft, und ſo hoffnungsmüde in der menſchlichen Miſſion iſt, es ſich träumen laſſen will.

In der Menſchheit ſteckt noch ein guter Kern; von Generation zu Generation reift er der Vollendung entgegen. Wohl gibt es Zeitläufte, die ihm nicht günſtig ſind; oft auch treibt die Blüthe zu üppig, ſchießt die Frucht zu ſtark; mitten im hoffnungsvollſten Maien kommen Fröſte, Inſecten, Mißbildungen und allerlei Plagen — aber allmälig — allmälig wird er aufgehen, der Tag, den alle Völker erträumt, alle Propheten vorausgeſagt haben.

Meraner Stimmungen.

Von Franz Holzwarth.

1.

Schwer keucht das Dampfroß auf des Brenners Höh',
Grau iſt der Himmel und der Berg voll Schnee;
Scharf bläſt der Wind und froſtig iſt der Tag,
Ganz wie des Herzens hoffnungsmüder Schlag.

Doch als wir niederfuhren in das Thal,
Grüßt liebeglühend uns der Sonne Strahl;
Der Waldbach, den des Winters Hand gebannt,
Er ringt ſich los jetzt von der Felſenwand.

Blau iſt der Himmel, hoffnungsgrün das Feld,
Der Ruf des Frühlings klingt in alle Welt,
Nur dich allein hat er nicht aufgeweckt,
Dich armes Herz, das noch der Winter deckt.

Blieb all' dein Hoffen, jeder Wunſch daheim?
Liegt tief verborgen gar kein Hoffnungskeim?
Du armes Herz, ſo krank und todeswund,
Dich macht kein Hauch des Frühlings mehr geſund!

2.

Flüchtiger Paſſer, was zögerſt du
Dich in die Arme der Etſch zu ſtürzen?
Bangel dir vor der ewigen Ruh,
Fürchteſt dein Daſein du zu verkürzen?

Lächelnd und tanzend mit frohem Spiel
Eilteſt du in die Ebene nieder,
Kurz war der Lauf, ſchon biſt du am Ziel,
Sollſt dir zerſchellen die jungen Glieder.

Zitt're nicht vor der Vergeſſenheit,
Geht doch verloren dir keine Welle,
Fort in das Meer der Unendlichkeit
Führt ſie der lockende Spielgeſelle.

Jeder Verſchmachtende, den letzt
Du mit erquickenden Tropfen Trankes,
Jegliches Blümchen, das du benetzt,
Bringt dir ein Opfer des frommen Dankes.

3.

Das Schwerſte, was ein Menſchenherz vermag,
Das Mutterherz erträgt es ohne Beben;
Mit Freude opfert es den letzten Schlag,
Verblutet es den letzten Tropfen Leben.

Das Schwerſte, was das Herz der Mutter trifft,
Der letzte Abſchied iſt's von ſeinen Lieben;
Wer's einmal ſah', dem bleibt's mit Flammenſchrift
Zeitlebens in die tiefſte Bruſt geſchrieben.

O Mutterherz! wo finde ich das Maß,
Um deine Größe, deine Kraft zu meſſen?
O Mutterherz! wer jemals dein vergaß,
Der hat nicht dich, der hat ſich ſelbſt vergeſſen!

Der „G'ſchichtenmacher".

Wiener Vorſtadt-Figuren von Friedrich Schlögl.

Es wäre ein bedauerlicher Mißgriff eines Sittenſchilderers und Figurenzeichners, wenn er den Unterſchied überſähe, der zwiſchen dem „Streichmacher" — welcher Species ich bereits ein Capitel gewidmet — und dem „G'ſchichtenmacher" beſteht, und es könnte mir demnach nur ein oberflächlicher oder kurzſichtiger Beobachter den Vorwurf machen, daß ich beide Sorten trenne und nicht unter eine Gattung ſummire. Ach, die Betreffenden ſelbſt würden ja gegen eine ſolche Gleichſtellung ihrer divergirendſten Arten proteſtiren und Jeder von ihnen ſich auflehnen, wenn man ihn mit dem Titel des — Anderen regaliren möchte.

Iſt doch der „Streichmacher" eigentlich eine brutale Erſcheinung, der ſich in ſeinen Formen und Allüren meiſt nur al fresco zeigt und in grellen oder lärmenden Paſſionen macht, während der „G'ſchichtenmacher" gerade daran ſein Talent erprobt, durch eine gewiſſe weibliche Zimperlichkeit und affectirte Aengſtlichkeit das öffentliche Intereſſe zu erwecken. Der „Streichmacher" brillirt im „Aufhauen" und wirft, um den beabſichtigten Erfolg zu erreichen, das Geld mit vollen Händen aus — der „G'ſchichtenmacher" verſteht es, mit wenigen Auslagen die Aufmerkſamkeit zu erregen und Dutzende Füße und Hände ſeiner koſtbaren Perſon dienſtbar zu machen. Der „Streichmacher" gilt als generös und iſt es auch gern, wenn man ihn auch im Stillen darob belächelt; der „G'ſchichtenmacher" iſt ein vollendeter — „Schmutzian" und vermag trotzdem alle denkbaren Huldigungen, Rückſichtnahmen und Reſpectbezeugungen ſich zu erobern, denn er iſt eben ein Künſtler, der ſich zu geben weiß, ein Virtuoſe in der Verwerthung ſeines unbedeutenden Ich's.

Wer iſt der Mann, bei deſſen Auftreten die ſchläfrigſten Garçons emporſchnellen und ſeines Winkes in unwillkürlicher Ehrfurcht harren? Wer er iſt? Mein Gott, oft ſehr wenig, mitunter ſogar ein veritabler armer Schlucker und Hungerleider, meiſt aber nur ein pfiffiger Knicker, der ſeine obligate Sparſamkeit mit allerlei Ausflüchten bemäntelt, der mit Abſicht merken läßt, daß er mit Marotten behaftet und von ſonderbaren Gelüſten geleitet wird, der in Gang und Wort und Geberde, in Kleidung und Haltung, in all' ſeinen Wünſchen und Bedürfniſſen, in ſeinem Begehren und Verlangen, in ſeinen Gewohnheiten und Eigenſchaften, in all' ſeinem Thun und Laſſen von der platten Alltäglichkeit unterſchieden ſein will, welches Gebahren ihm summa summarum nicht nur den Anſtrich der Originalität, ſondern auch den Reliefs des „Vornehmen" verleiht. Auch Don Ranudo di Colibrados war vornehm.

Unſer Held beabſichtigt demnach in erſter Linie etwas zu gelten und für etwas gehalten zu werden, was er nicht iſt, und zweitens dieſe illuſtre Errungenſchaft auf möglichſt billige Weiſe zu erreichen. Sein Aeußeres unterſtützt ihn zuweilen bei ſeiner Haupttendenz, er iſt vielleicht penſionirter Militär oder jubilirter Staatsbeamter oder quiescirter Tanzlehrer oder emeritirter Privatdocent in obſcur-

ſten Fächern, oder nur „Privatier“ auf räthſelhafteſter Grundlage. Er iſt hager, was ihm ſchon das air des Diſtinguirten gibt und da auch ſein herablaſſendes Grüßen den Mann von ſocialer Stellung verräth, ſo iſt kein Zweifel, daß die profane Welt es mit Jemandem zu thun habe, der gewöhnt iſt, in anderen Kreiſen zu glänzen und der ſich nur ab und zu herbeiläßt, auch in niederere Regionen zu ſteigen und, wiewohl es ihm unbequem und vielleicht ſogar geſundheitsſchädlich, bürgerliche Luft zu athmen und ohne Leckerbiſſen ſich zu behelfen. Denn er iſt überaus zärtlich mit ſich ſelbſt. Die Frauen ſagen ihm nach: „Eine Prinzeſſin ſei an ihm verdorben.“

Und ſo erſcheint er denn, bei nur halbwegs kühler Witterung, mit einem Shawl um den Hals, den Rock bis an das Kinn zugeknöpft, in einer ſimplen Reſtauration, wohin er, wie es ſcheint, nur „durch Zufall“ verſchlagen. Der Tabakqualm, von dem das Locale erfüllt, moleſtirt ihn ſichtlich, er hält das Tuch vor den Mund und hüſtelt demonſtrativ. Er muſtert, den glanzloſen Filz auf dem ſpärlich behaarten Kopf, mit der Lorgnette das Zimmerchen oder den Saal, begibt ſich nach längerem Zaudern und noch immer unſchlüſſig oder unzufrieden mit und ob der getroffenen Wahl an den ſcheinbar „beſten Platz“, läßt, um gleich vorwegs zu zeigen, daß er mit dem status quo, in welchem ſich gewöhnliche Menſchenkinder ſo ziemlich wohl befinden, völlig unzufrieden, ein Fenſter öffnen und ein anderes ſchließen, den Tiſch friſch bedecken und den ihm offerirten Rohrſeſſel mit einem glatten Holzſtuhl vertauſchen. Er ſitzt zwar noch immer etwas unbehaglich, da die Gasflammen zu hell (oder zu dunkel) brennen, oder das Sonnenlicht durch das Fenſter bringt, weshalb er in ſeinem Mißmuth zu erkennen gibt, daß die Rouleaux nur mangelhaft ſchließen, aber — endlich nimmt er doch die Speiſekarte zur Hand und beginnt die Lecture des langen Regiſters. Man lauſcht athemlos, aber kein Entſchluß wird kund, man ſchaut ſich mit fragenden Blicken an und zuckt mit den Achſeln. Plötzlich öffnet ſich der Mund des Gefeierten: „Iſt der Herr Wirth anweſend?“ „Zu dienen!“ „Ich laſſe ihn bitten auf einen Augenblick!“

Der Gerufene ſtürzt herbei und begrüßt den erlauchten Gaſt mit feinen kunſtvollſten Reverenzen. Dieſer nickt, leutſelig lächelnd, dem ſtumm Harrenden zu und frägt etwas gedehnt: „Könnte ich klare Suppe haben?“ „Gewiß, Euer Gnaden!“ „So bitte ich!“ „Mit Ei?“ „Ohne Ei!“ „Sehr wohl!“ Und man eilt mit geflügelten Schritten ab, um das Gewünſchte zu bringen.

Aber die kurze Pauſe, bis die „klare Suppe“ (ohne Ei!) ſervirt wird, vergeudet der vornehme Gaſt nicht mit leerem Nichtsthun. Er läßt das Salzfaß friſch füllen, er prüft das Gebäck ſtückweiſe und drückt und beriecht jedes Einzelne, er ſchüttelt höchſt unzufrieden den Kopf, ruft, ärgerlich geſtimmt, den Oberkellner und verlangt ein eigens geformtes, mit Mohn oder Fenchel oder Kümmel oder Anis beſtreutes „Strizzel“, worauf er, da dieſes nicht vorräthig, ſich mit Schwarzbrod begnügt. „Wein gefällig oder Bier?“ lautet nun die ſubmiſſeſte Nebenfrage. „Eine Flaſche Waſſer und ein reines Glas!“ iſt die Antwort. Sämmtliche pia desideria werden unter Knixen und Bücklingen der Hin- und Hergehetzten erfüllt.

„Die „klare Suppe“ iſt genoſſen, zwei Gläſer Waſſer ſind getrunken und der große Unbekannte nimmt wieder die Karte zur Hand und lieſt. Der Chef des Geſchäftes winkte dem Perſonale bereits ab und beſorgt ſelbſt die weitere Bedienung, da der Fall ſchwierig zu werden ſcheint. Nun beginnt das Fragen. „Der Fogoſch iſt wohl nicht mehr ganz friſch?“ „O, ich bitte recht ſehr, der ſchwamm

gestern noch im Plattensee!" „Nun, lassen wir das! Was ist's mit den Poulard's? Wahrscheinlich eine alte, zähe Bruthenne?" „O, ich bitte recht sehr, im Gegentheile!" „Kann man es früher ansehen?" „Mit Vergnügen! Ausgezeichnet! Euer Gnaden werden staunen!" Und man präsentirt auf einer spiegelhellen Metalltasse das im jugendlichsten Lebensalter gemordete und schön gerupfte und geputzte Thier, das nur noch des Gebratenwerdens gewärtig, um seine irdische Bestimmung zu vollenden; aber auch dieser appetitlichste Aspect genügt nicht dem ersichtlich sehr Verwöhnten, der das bleiche Todesopfer nur eines geringschätzigen Blickes würdigt, mit dem Finger flüchtig betastet und ein entschiedenes „Nein!" dem verdutzten Wirthe zuruft. Und der unerbittliche Kritiker langt abermals nach der Karte und liest unter stetem Kopfschütteln weiter.

Eine drückende Pause. Der Restaurateur fühlt etwas wie Ungeduld in seinem Innern sich regen und wirbelt mit den Fingern der linken Hand und dem rechten Vorderfuße einen Doppeltriller, ein untrüglich Zeichen einer gereizten Stimmung. Den Andern kümmert dieß wenig, er bleibt kühl bis an's Herz hinan, platzt nun plötzlich mit dem Edict hervor: „Aber es ist ja gar nichts da, Herr Wirth?" und legt den Tarif unwirsch zur Seite.

Nun ist allerdings jener auch im Leben eines Wirthes denkbare Moment eingetreten, wo der letzte Geduldsfaden und wäre er so dick wie ein Schiffstau, zu zerreißen droht und auch thatsächlich zerreißt, demungeachtet bemeistert der Vielgeprüfte noch einmal seinen hervorbrechenden Unwillen, er dämmt die Fluth entschuldbarer Invectiven, die er dem Frevler an seines Hauses Ehre an den Kopf zu schleudern gedenkt, noch einmal zurück und wagt nur auf die reiche Nomenklatur seiner Menu's hinzuweisen und bebend vor Wuth und Ingrimm die Worte zu lallen: „Aber, Euer — Gnaden — belieben — zu — scherzen!" wobei er von Ramsteak bis Hirschziemer, von Kalbsfilet bis Schweinsnierndl alles Vorräthige recitirt. Der Folterer bleibt jedoch bei dem ganzen Speech gelassen, fährt sich mit der Hand über die Stirne, seufzt, räuspert sich, trocknet den Mund mit der Serviette und entschließt sich nach langem Besinnen endlich zu dem kühnen Gedanken: „Wissen Sie was, Herr Wirth? Bringen Sie mir — ja, das ist noch das Gescheidteste — eine Omelette!" „Sehr wohl! Mit Früchten?" „Ohne Alles! Nur eine Omelette. Nicht fett und nicht stark braun! Bon!" „Zu dienen!" „Apropos, noch etwas: Haben Sie die Times? Nicht? Das Journal amusant? Auch nicht? Hm! So bringen Sie mir — doch lassen Sie! Eine Flasche frisches Wasser noch, wenn ich bitten darf! Und neue Zahnstocher! Das sind ja gebrauchte hier!" Und der gemarterte Wirth entflieht, um die hohen Aufträge prompteſt zu realisiren.

Das ist das Diner (oder Souper) des „G'schichtenmachers". Seine Zeche beträgt 38 und inclusive des Trinkgeldes baare 40 Kreuzer. Bei seinem Scheiden athmen Wirth und Kellner und Kellnerjungen erleichtert auf, welch' Letztere er noch dazu strapazirt, ihm beim Ankleiden behilflich zu sein, ihm Stock, Handschuhe und Zilinder bereit zu halten, wofür er sie mit einem leichten Kopfnicken regalirt, worauf er, noch einen Blick in den Spiegel werfend und den Shawl ordnend, das Tuch vor dem Munde, mit stolzer Grandezza sich entfernt. Heil Allen, die mit ihm zu thun hatten! Wehe Jenen, denen er morgen die Ehre seines Besuches zu Theil werden läßt.

Denn der „G'schichtenmacher" aus Neigung und Beruf wechselt gerne den Schauplatz seiner ruhmvollen Thätigkeit, um täglich frisch imponiren zu können und täglich frisch bestaunt

und bewundert zu werden. Hiebei paſſirt ihm nun freilich mitunter das Malheur, daß er, bei dem häufigen Wechsel des Dienſtperſonales, mit einem früheren Opfer ſeiner Launen zuſammentrifft, wo er dies am wenigſten vermuthete und daß ein höhniſch Geziſchel der Kellnerjungen ſich erhebt, wo er die aufmerkſamſte Behandlung erwartete. Für ſolche unliebſame Zwiſchenfälle hat der Schlaukopf nun ein ſeparates Manöver in Bereitſchaft, er ſpielt den Leutſeligen und riskirt ein paar Scherzworte, erobert ſich dadurch Vertrauen und beginnt nach derlei taktiſchen Vorübungen ſeine alten Kunſtſtücke. Man glaubte ihn zu verkennen, bis man zu ſpät einſah, daß es doch derſelbe „fade, ſchundige G'ſchichteumacher" ſei, der ſchon an zwanzig Orten der Menſchheit zum Aergerniß und zur Qual wurde. Allmälig wird er zum Geſpötte.

Der „G'ſchichtenmacher" tyranniſirt übrigens auch häusliche Zirkel, in welchen er zuweilen geladen (oder auch ungeladen) erſcheint und wo er ſogar die extremſte Rückſichtsnahme auf und für ſeine Perſon prätendirt. Und er genießt wirklich alle möglichen Auszeichnungen. Man weiß, daß er „launenhaft" und „wähleriſch", daß er ängſtlich und furchtſam, daß er im höchſten Grade „ſenſibel" und daß er wie eine Mimoſe bei der geringſten unangenehmen Berührung erſchrecke, und ſich ſtumm und ſcheu und verdroſſen in ſich zurückziehe. So nimmt man denn Bedacht auf die „Angewöhnungen" des vermeintlichen „Sonderlings", der im Grunde genommen nur ein Tartuffe iſt, aber eben durch ſeine erheuchelte Delicateſſe, durch ſeine erkünſtelte Manierirtheit der ſorgſamſten und aufmerkſamſten Behandlung allerorts ſich zu erfreuen verſteht. So kocht man ihm denn auch ſeine „Leibſpeiſerln" und ſervirt ſie ihm nach ſeiner Lieblingsart; man überläßt ihm den Ehrenplatz am Tiſche und ſtellt ihm den Fußſchemel und den weichgepolſterten Armſtuhl vor das luſtig kniſternde Kaminfeuer. Man vermeidet während des ganzen Abends von Seuchen und Peſtilenzen, und überhaupt von Krankheiten und vom Tode zu ſprechen und man weiß auch, daß gewiſſe Thiergattungen nicht genannt werden dürfen, da er eine unbeſiegbare Idioſynkraſie gegen ſie hegt. Man enthält ſich der Zigarre aus Rückſicht auf ſeinen (angeblich ſtets) leidenden Zuſtand und die Frau des Hauſes ſorgt dafür, daß der Oberrock ihres empfindſamen Gaſtes an einem geheizten Orte verwahrt werde. Man findet es ſelbſtverſtändlich, daß er (aus Affection) kaum hörbar leiſe ſpricht und man hütet ſich, das geringſte Geräuſch zu machen, um die Nerven des überaus zart organiſirten Mannes nicht zu irritiren. Es weiß ſich keine Seele Rechenſchaft zu geben, warum und weßhalb die geſammte Geſellſchaft dieſe Seccaturen erträgt, aber Er hat ſich das Recht dazu genommen und übt es aus — ſo lange man es ihm geſtattet — das heißt, ſo lange man ſeiner nicht überdrüßig wird, ſich vor ihm verläugnen läßt, oder ihm — die Thüre weiſt. Bis dieſer (unausbleibliche) Knalleffect erſcheint, beherrſcht er die Situation und dirigirt die Scene. Man horcht ſeinen Worten wie den Ausſprüchen eines Weiſen, man belacht ſeine antiquirteſten Anecdoten und beſtaunt ſeine zahlloſen (Pſeudo-) Abenteuer. Man bewundert ſeine kleinen weißen Hände, ſeinen tadelloſen Teint und ſein vortreffliches Ausſehen. Er wird nie über Vierzig gehalten. Verläßt er die Geſellſchaft, iſt ein Wagen für ihn in Bereitſchaft und am nächſten Morgen erkundigt man ſich um ſein Befinden. Ein Teufelskerl, wie er dies Alles zu Wege bringt.

Mancher dieſer Sorte erhält ſich in ſeiner erſchwindelten Gloire bis zu ſeinem Tode intact und genießt noch die rührendſten Nekrologe und ehrend-

ſten Nachruſe. Und noch immer weiß Niemand warum und weßhalb! Die Meiſten aber enden trotz ihrer jahrelang geübten Gauklerkünſte dennoch recht traurig und in ſtiller Betrübniß, und Viele ſogar faſt im Elend. Wer hat Mitleid mit dem zuviel und unverdient Gehätſchelten? Niemand. Er hat die Welt zu lange am Narrenſeile herumgeführt, als daß ſie, ſobald ſie zur Vernunft gekommen, ihm die arge Komödie je verzeihen könnte. Und ſo verläßt er denn, alt und welk und müde und gebrochen das Terrain ſeiner Triumphe und zieht ſich in einen Vorort oder ein Provinz-Neſt, wo ihn Niemand kennt, wo man ihn „von Eſchen“ nennt“, zurück, um ein neues Leben zu beginnen, da in derlei urwüchſigen Kreiſen „Spanpanaden“, wie er ſie beliebte, nicht verfangen. Er ißt zuletzt Knoblauchwurſt und Kubelflecke, ſitzt in Bauernſtuben, wo Galgenknaſter und Lauskraut aus verſulzten Holzſtummeln gedampft wird und iſt froh, wenn ſeine Gnadenbezüge ausreichen, um allabendlich ein Glas „Abzug“ oder ein Viertel Dreſcherwein (vulgo „Darmreißer“) ſich vergönnen zu können. Er — der als „g'ſtatzter Herr“ einſt ſolche „G'ſchichten“ machte!...

Aus braſilianiſcher Wildniß.

Nachrichten von einem öſterreichiſchen Ingenieur.

(Schluß.)

Auf meiner Weiterreiſe nach dem „Fennabraz“ konnte ich mir nicht verſagen, einen kleinen Abſtecher nach einem Waſſerfalle im „Theewald“ zu machen, von dem ich viel ſprechen gehört habe.

Beinahe jeder der dortigen Bewohner war in der Nähe geweſen und hat ihn rauſchen gehört, aber Niemand konnte mir etwas Näheres darüber ſagen. Trotzdem mich dieſer Umweg drei Tage koſtete, wollte ich mir doch die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, und machte mich mit zweien meiner Leute dahin auf den Weg. Am erſten Tage kam ich bis in die Nähe desſelben, in eine Gegend, wie ich ſie wilder und pittoresker niemals geſehen habe. Alle Thäler, ſelbſt die der unbedeutendſten Bäche ſind tief eingeſchnitten, von ſenkrechten Felswänden eingeſchloſſen, und bilden ſo ſteinerne Rinnen von nur 20—30 Meter Breite, bei 1—200 Meter Tiefe. Die ganze geologiſche Formation deutet darauf hin, daß dieſe Rinnen ausſchließlich neptuniſchen Urſprunges, das heißt nach und nach vom Waſſer ausgewaſchen wurden, und man ſtaunt über die Jahrtauſende, welche dazu nothwendig waren, damit dieſe unbedeutenden Waſſermengen ſo gewaltige Maſſen des härteſten Granits bezwingen konnten. Eine dieſer koloſſalen Steinrinnen war nur an einer Stelle durch eine ganz vertikale Wand abgeſchloſſen und darüber hinweg ſtürzte ſich der gar nicht unbedeutende „Feitosca“-bach, den erwähnten Waſſerfall bildend. Am oberen Rande dieſer Steinwand hatte ſich der Bach mehrere Canäle ausgegraben, die er, wie ich bemerken konnte, abwechſelnd benützt hatte. Ich konnte mich alſo unmittelbar neben der ſtürzenden Waſſermaſſe in einer ſolchen Rinne auf den Bauch legen und in die Tiefe ſchauen. Es brauchte einige Zeit bis ſich die Augen gewöhnten, die Dunkelheit am Grunde zu durchdringen, aber auch dann ſah ich beinahe Nichts, als daß die Waſſermenge ſich etwas weiter ausbreitete und ſchließlich in eine Art Staubwolke auflöſte, im Halbkreiſe von den

steilen grünen Wänden umschlossen. Ich beschloß also sofort hinabzusteigen. Nach einigem Suchen fand ich eine Stelle, welche mir geeignet schien; aber ich hatte mir keine Vorstellung gemacht, welche Schwierigkeiten es haben mußte, an einer senkrechten Wand hinab- und hinauf zu klettern. Anfangs ging es nicht schlecht. Einzelne Bäume und Sträucher, die aus den Felsen herausragten, gaben genügende Anhaltspunkte, aber diese wurden immer spärlicher, und schließlich fand ich gar Nichts mehr, als den schlüpfrigen, mit feinem Moos bewachsenen, von Wasser triefenden Fels und ebenso schlüpfrige, saftige Wasserpflanzen.

Es blieb uns also nichts übrig, als uns an Lassos langsam hinunterzulassen und hin und wieder einen hervorragenden Stein als Stützpunkt zu suchen. Die Sohle der Schlucht war mit kugelrund abgeschliffenen Steinen übersäet, die zwischen zwei und zehn Meter Durchmesser hatten, alle mit dünnen Schichten Moos bewachsen und schlüpfrig wie ein Aal. Alle Zwischenräume waren mit einer Gattung von Pflanzen ausgefüllt, die, man könnte sagen, blos aus Wasser bestanden. Rutschend, bis an die Knie im eiskalten Wasser watend, stolpernd drangen wir bis zum eigentlichen Becken vor. Es ist dies ein scharf kreisrunder Kessel von circa 45 Meter Durchmesser, mit dunkelgrünem Wasser gefüllt, fortwährend in Bewegung erhalten von den nachstürzenden Fluten; diese hatten sich aber hier in der Tiefe schon zu einem dichten Regen aufgelöst, der sich unbarmherzig über uns ergoß. Wir waren naß bis auf die Knochen und froren entsetzlich. Die Luft hatte eine Temperatur von 11° Celsius, das Wasser 8°, während ich oben vor dem Hinabsteigen 31° beobachtet hatte. Leider war mir beim hinabsteigen mein Barometer gebrochen, so daß ich nicht im Stande war, die Tiefe genau zu messen, aber jedenfalls lag dieselbe zwischen 110 und 120 Meter (also etwas weniger als der Stefansthurm).

Beiläufig 300 Schritte von dem Becken entfernt war der Anblick des Wasserfalls so überwältigend schön, daß ich mich nicht enthalten konnte, obwohl durchnäßt und durchfroren, noch eine Viertelstunde dieses Schauspiel zu bewundern und gern hätte ich davon eine Skizze gemacht, wenn ich ein trockenes Blatt in meinem Notizbuche gefunden hätte. Schließlich mußten wir an den Rückzug denken und der war, wie sich denken läßt, höchst beschwerlich. Ein und drei viertel Stunden benöthigten wir, um diese Höhe von 110 Meter zu ersteigen und unser Leben hing blos ab von der Festigkeit der Lassos. Ich konnte dabei die Beobachtung machen, wie man im Angesichte einer unmittelbaren Gefahr die Kräfte weit über das gewöhnliche Maß anspannen kann, denn kaum war ich am oberen Rande der Schlucht angelangt und nur mehr 10 Schritte von dem Orte entfernt, wo wir unsere Pferde angebunden hatten, so versagten mir die Beine vollständig und ich blieb wie gelähmt liegen. Ich ließ mich in eine Satteldecke wickeln und trocknen, und blieb wohl 20 Minuten so liegen, ehe ich wieder Kraft genug hatte das Pferd zu besteigen und mein Zelt zu erreichen.

Es wäre mir von außerordentlichem Interesse gewesen die Tiefe des Beckens zu messen das sich unter dem Wasserfalle ausgehöhlt hatte, und die Beschaffenheit des Grundes zu kennen; das war aber absolut unmöglich, ohne vom Wasser erschlagen zu werden, ich konnte nur aus verschiedenen Anzeichen schließen, daß es nicht tiefer als 5—6 Meter sei. Wie es sich aber erklären ließ, daß dieselbe Wassermenge, welche sich ein Rinnsal von 7000 □Meter Querschnitt gegraben hatte, kein tieferes Becken ausarbeiten konnte, da wo sie von 100 Meter Höhe herabstürzte, dafür

fehlten mir alle Anhaltspunkte. Sei es, daß das im Becken befindliche Waſſer oder eine mächtige Vegetation am Grunde den Stoß paralyſirt, oder daß fortwährend neue Ablagerungen eine fortſchreitende Vertiefung verhindern, — jeder dieſer Fälle iſt denkbar, aber keiner ganz zuverläſſig, da ich ſchon viel kleinere Waſſerfälle geſehen habe, die ſich Baſſins von 10—15 Meter ausgegraben hatten.

Die fünf Tagreiſen, die ich bis zum letzten Berge dieſer Kette, dem „Cantogallo“ zurückzulegen hatte, boten gar nichts Intereſſantes, große Hitze, verdorrte Grasflächen, ſtaubige Straßen und unbedeutende Landſchaftsbilder. Die Gegend hieß „Colonia do Padre Etreno“, hätte aber ebenſo gut „Colonia de Stockerau“ heißen können. Bei der Erinnerung an dieſe Gegend kann ich mir nicht verſagen, die Bemerkung einzuſchalten, daß beinahe alle Reiſebeſchreibungen (allerdings mit Ausnahmen der reiſenden Naturforſcher) in den Fehler verfallen, gar Nichts den heimatlichen Verhältniſſen Analoges zu finden und ſich für viel zu wenig intereſſant hielten, wenn ſie auch nur eines Grashalmes erwähnten, der den europäiſchen gliche. Das iſt unter allen Umſtänden unrichtig, denn wenn auch die Natur bei näherer Betrachtung den Stempel der tropiſchen Zone niemals verleugnet, ſo findet man doch in der Landſchaft und den Bewohnern ſoviel des Gewöhnlichen und Alltäglichen mit dem Neuen vermiſcht, und wird ſo oft an das „tout comme chez nous“ erinnert, daß der Gegenſatz zwiſchen hier und dort nicht immer ſo koloſſal erſcheint, wie manche Reiſebeſchreiber ihn darſtellen. Wenn man aber auch nur das hervorhebt, was dem Lande wirklich ſpecifiſch und eigenthümlich iſt, ſo findet man genug, um jede Uebertreibung erſparen zu können.

Auf dem Wege nach dem „Cantogallo“ machte ich viele Bemühungen, eines kleinen Raubvogels habhaftig zu werden, der durch die Schwierigkeit, ihn zu ſchießen, bekannt iſt. Er heißt „Perukero“ oder auch „Venturoſo“; die Engländer nennen ihn „the devil.“

Obwohl ich meiner Flinte und meines Schuſſes ziemlich ſicher war, und ſchon manchen Vogel aus der Luft geholt hatte, ſo war es mir doch nicht möglich, einen Einzigen dieſer „devils“ zu bekommen, obwohl ich achtmal und oft von nur 10 Schritte Entfernung auf ſelbe geſchoſſen habe. Allerdings hatte ich nur feines Schrott, und dieſes ſchien die ſtarken Flügelfedern des Vogels nicht durchdringen zu können. Was mich zur ſelben Zeit ſehr beſchäftigte, waren einzelne große Steine von 2—4 Meter Durchmeſſer, deren ich in den fünf Tagen acht fand. Sie waren alle an den Ecken abgeſchliffen und beſtanden aus Quarz. Da nun die nächſten Berge wenigſtens 20 Kilometer entfernt waren und aus Granit beſtanden, ſo würde ich dieſelben als erratiſche Blöcke angeſehen haben, wenn nicht die meiſten Geologen die Anweſenheit von eigentlich erratiſchen Blöcken in dieſer Breite ganz in Abrede ſtellten. Da nun allerdings andere Autoritäten widerſprechen, man ſich in ſolchen Dingen aber ſehr leicht irren kann, ſo begnüge ich mich, das Factum zu conſtatiren, ohne auf dieſe gelehrte Streitfrage näher einzugehen. In dem Maße, als ich mich zum zweiten Male dem Gebirge näherte, kam wieder mehr Leben in die Scenerie. Ich hatte noch ein „Banhado“ (Sumpf) zu durchreiten, das von Reihern, Flamingos und vielleicht noch einem Dutzend anderer Arten von Sumpfvögeln wimmelte; trotzdem beſtand das Ergebniß meiner Jagd nur in einem einzigen Flamingo, da alle dieſe Vögel ſehr ſcheu ſind und es nicht gerathen war, ſich auch nur einen Schritt weit vom Wege zu entfernen. An dieſem Tage ereignete ſich noch ein ſehr unangenehmer Zwiſchenfall, deſſen ich erwähnen muß.

Einer meiner Esel wurde nämlich wild, warf sein ganzes Gepäck ab und rannte direct in den Sumpf, wo er nach wenigen Minuten verschwand. Zwar gelang es uns mit vieler Mühe, das Gepäck zusammenzufinden und auf ein anderes Thier zu verladen, aber ein kleines Kistchen blieb verloren. In demselben hatte ich den größten Theil der auf der Reise gesammelten Vogelbälge, sowie 5 Gläser mit Schlangen und einer Büchse mit circa 60 Stück Käfern. Während dieses Aufenthaltes überraschte uns die Nacht und ein Gewitter, und ganz spät erreichten wir mit Mühe die Hütte eines Negers, wo ich auf einem Haufen Mais so gut schlief, daß ich erst gegen Morgen bemerkte, wie sich ein Heer von Ratten über mich hergemacht hatte, und meine Kleider, Stiefel und Sattelzeug von allen Seiten benagte. Entsetzt sprang ich auf und sah nun auch, daß meine Kleider von einer Unzahl kleiner ekelhafter Insecten wimmelten, die sich im feuchten Mais aufhalten und deren ich in einer einzigen Pore bis zu vier Stück gefunden habe. Indessen war mein Gepäck angekommen, ich ging zum nahen Flusse, badete, wechselte Wäsche und Kleider, und ließ zwischen zwei Bäumen die Hängematte spannen, um noch ein wenig zu ruhen. Allein an diesem Tage hatte ich schon entschieden Malheur. Kaum war ich nämlich eine Viertelstunde in der Hängematte gelegen, bemerkte ich, wie das Ende derselben roth und immer röther wurde und wie eine Armee von Ameisen in Schlachtordnung auf mich losmarschirte. Da es mir sichtlich nicht vergönnt war, einzuschlafen, aber doch die Pferde eines Ruhetags bedurften, so beschloß ich, circa eine Meile weiter von dem Sumpf entfernt, am Rande des Waldes die Zelte aufzuschlagen und den Tag zur Jagd zu benützen. Ich fand dießmal sehr schöne Exemplare: einige Cardinäle, die dunkelblauen „Graltha," mehrere Arten von Papageien, den Bem-ti-vi und mehrere Colibris. Aber von den Letzteren war gar keiner zu conserviren, da ich kein genügend feines Schrott hatte und alle zerfetzt waren. Indessen verschafften mir zwei „Savacuras" ein sehr gutes Souper.

Der „Cantogallo" ist die letzte, südlichste Spitze jener Gebirgskette, welche von der Mündung des San Francisco bis hierher, also in einer Länge von 3200 Kilometer (400 Meilen), die Ostküste Amerikas begleitet. Er bildet gleichsam deren Schlußpunkt, denn unmittelbar neben ihm beginnt jener sumpfige und sandige Küstenstrich, der bis hinab zum Feuerlande kaum mehr unterbrochen wird. Er hat eine Höhe von circa 4000 Fuß, aber seine isolirte Stellung und Steilheit lassen ihn bedeutend höher erscheinen. Ich könnte beinahe behaupten, daß seine Ersteigung mehr Schwierigkeiten macht, als alle übrigen zusammen genommen. Im Gegensatze zu diesen wird der Weg nicht erst steil in dem Maße, als man sich dem Gipfel nähert, sondern im Gegentheil, unmittelbar aus der Ebene aufsteigend, findet man einen Weg, den man am besten kennzeichnet, wenn man sich einen steilen, engen, vielfach gewundenen Fußsteig denkt, der über und über mit zerbrochenen Kehlheimer Platten besäet ist. Es ist mir noch ein Räthsel, wie wir im Stande waren, über diese ewig rutschende Scherbenmasse hinweg zu kommen, ohne uns den Hals zu brechen, und hätten wir nicht Mulos gefunden, welche an diese Stelle speciell gewöhnt waren, so wäre dies auch gar nicht denkbar gewesen. Allein diese Thiere, welche wir zu diesem Zwecke gemiethet hatten, benahmen sich äußerst geschickt, und so oft die Scherben unter ihnen zu rutschen anfingen, streckten sie alle vier Beine steif auseinander und ließen sich so lange rutschen, bis sie wieder festen Halt fanden. Jeden verdächtigen Stein prüften sie durch ein Klopfen mit dem Hufe, ehe sie den Fuß darauf setzten, und sondirten

jedes der unzähligen Löcher, die den Weg unterbrachen. Trotzdem war es nicht zu vermeiden, daß jedes der Thiere zwei- oder dreimal stürzte, aber immer so geschickt, daß Niemand Schaden litt. Nach dreistündigem Steigen änderte sich, in einer Höhe von ungefähr 600 Meter, der Charakter des Berges vollständig. Man fand noch immer einen erkennbaren Weg, aber der bestand ausschließlich aus großen spitzen Steinen, nicht selten von mehreren Fuß Durchmesser, die zwischen sich Schmutzlöcher von ebensolcher Tiefe bildeten, welch' letztere im Schatten des dichten Waldes niemals trockneten. Der Weg hatte übrigens keine continuirliche Steigung mehr, sondern ging abwechselnd auf- und abwärts, bald rechts, bald links vom „Rio dos Sinos," den wir auf diese Weise bis zu seiner Quelle verfolgten und auf einer Strecke von drei Leguas 23Mal überschritten. Wieder hatten die Thiere die größte Mühe vorwärts zu kommen, sie mußten mit der größten Vorsicht über jeden einzelnen Stein hinwegsteigen und in den dazwischen befindlichen Pfützen festen Grund suchen. Das war nun freilich ihre Sache, und wir hatten nichts weiter zu thun, als oben zu sitzen und fortwährend den verlorenen Schwerpunkt zu suchen; allein nicht selten geschah es, daß die Thiere ungeduldig wurden und dann blindlings über die nassen spitzen Steine hinwegsetzten oder aber, daß sie versuchten, sich durch den Wald par force einen Weg zu bahnen. Das ist immer ein gefährlicher Moment, denn gelingt es nicht sofort, sich an den nächsten Baum oder Ast anzuklammern und das Thier unter sich passiren zu lassen, so ist man sicher, in dem Gewirre von Baumstämmen und Lianen gequetscht und zerschlagen zu werden. Wer an das Reisen im Urwalde nur einigermaßen gewöhnt ist, weiß, daß man unausgesetzt alle Sinne auf den Weg und die Bewegung des Thieres verwenden muß. Unterläßt man dies nicht, und ist man fortwährend auf alle Eventualitäten vorbereitet, so kann man ziemlich sicher darauf rechnen, auch die schlimmen Stellen ohne Unfall zu passiren.

Wir sind endlich an den Quellen des Rio dos Sinos angelangt, der als ein schon ganz anständiger Bach direct aus den Felsen hervorquillt. Es war mir leider nicht vergönnt, die Art Höhle, aus der das Wasser herauskommt, näher zu untersuchen, denn dichte Vegetation und eine Unzahl von Schlangen machte das ganz unmöglich, und wie schon oft mußte ich mir auch hier wieder eines jener Wunder entgehen lassen, welche die Natur mit allen ihren Mitteln den Menschen zu verbergen scheint. Der Weg, dem wir gefolgt waren, führte uns direct zu einer kleinen Plantage, wo ein Neger in einer elenden Laubhütte mit seiner Familie lebte. Jämmerlichere Existenzen hatte ich noch kaum gesehen. Er bebaute ein Feld, das ihm jährlich 10 Säcke schwarzer Bohnen lieferte. Diese mußte er pflanzen, pflegen, ernten und auf dem geschilderten Wege in die nächste Ortschaft bringen, wofür er dann circa 20 Gulden bekam. Obwohl dies sein ganzes jährliches Einkommen war, so benöthigte er doch nur die Hälfte, um Tabak und einige kleine Werkzeuge zu kaufen und ersparte den Rest, also jährlich beiläufig 10 Gulden, was ihm sichtlich sein Dasein als ein sehr beneidenswerthes erscheinen ließ. Ich hatte diesen Neger späterhin zum Abhauen von Bäumen auf dem Gipfel verwendet, wobei er in 14 Tagen etliche 30 Gulden verdiente. Ueber dieses unerhörte Glück wurde die ganze Familie beinahe närrisch; so lange ich in ihrer Hütte wohnte, schliefen sie alle draußen auf dem Felde, und meine Thiere fütterten sie mit Zuckerrohr. Der Mann hatte den Gipfel des Berges noch niemals erstiegen, konnte uns also keinen Weg da hinauf zeigen, nur wußte er, daß oben eine

Art wilde „Auta“ (Büffeln) wohne, welche täglich einmal zum Waſſer hinabſteigt, ſich alſo jedenfalls einen Weg getreten haben mußte. Wir fanden auch dieſen Weg, und ich glaube nicht, daß es ohne dieſen möglich geweſen wäre hinaufzukommen. Die Spitze des „Cantogallo“ zeigte die Spuren des ungehinderten Waltens der Stürme an einem ſo exponirten Punkte. Das war das reinſte Bild der Zerſtörung; nichts als kreuz und quer übereinander geworfene Baumſtämme theils noch grün, theils ſchon in den letzten Stadien der Verweſung. Wir kletterten darüber hinweg, und krochen oft 5 Minuten lang, ohne den Erdboden zu berühren, in wechſelnder Höhe von einem Baumſtamme zum andern. Manche waren ſo morſch, daß ſie unter unſerer Laſt zuſammenbrachen und wir uns unverſehens einige Schuh tiefer, auf Moos und faulem Holze weich gebettet fanden. Wir hatten vorher gehörig geraſtet und gefrühſtückt, und ſo wurde dies zu einer der amüſanteſten Touren, die ich jemals gemacht habe. Erſt als wir einen jungen Tiger ſchoſſen, der ſonderbarerweiſe von ſeinen Alten getrennt war, und auch nahe an ein Dutzend Schlangen erſchlagen hatten, wurden wir einigermaßen an den Ernſt der Situation gemahnt. Der Tiger, welchen wir erlegt hatten, war etwa dreimal ſo groß wie eine Katze, alſo ziemlich jung; leider war er ſo zerſchoſſen und von den Hunden zerfetzt, daß ich ihn nicht ausſtopfen konnte und mich begnügen mußte, ſein Fell als Andenken zu behalten. Die ſchrecklichen Dinge, die man uns erzählt hatte von der Menge wilder Thiere, die ſich in der Gegend aufhalten ſollten, fand ich alle übertrieben und wir waren ſehr enttäuſcht, als wir innerhalb acht Tagen auch nicht ein einziges Raubthier fanden. In welcher Weiſe enttäuſcht, iſt fraglich; denn obwohl ich geſtehe, daß ich nach der Begegnung mit einer der wilden Beſtien gerade keine Sehnſucht hatte, ſo wäre es doch immerhin intereſſant geweſen.

Wir erreichten die Spitze des Berges ſpät am Abend, ſchliefen à la belle étoile und machten ein großes Lagerfeuer, bei dem wir abwechſelnd wachten. Mich traf die Tour von 4—6 Uhr Morgens und ſo hatte ich nach langer Zeit wieder einmal Gelegenheit, die Sonne über dem Meere aufgehen zu ſehen, und auch einen Condor zu ſchießen, was meine Begleiter nicht wenig erſchreckte, denn ſie träumten alle von Tigern und Wildſchweinen. Höchſt intereſſant war die Ausſicht. Die ganze Gegend von einer dichten Nebelſchichte derart bedeckt, daß man glaubte, ein unbegrenztes Schneefeld aus der Polargegend vor ſich zu ſehen, aus dem nur die höchſten Spitzen als ſchwarze Kegel hervorragten.

In dieſem Stadium wirkt das Panorama nur durch ſeine Großartigkeit impoſant, ſo wie aber die Sonne ſich zeigt, kommt auch Leben in das Bild. Die Nebel ballen ſich zuſammen, heben und ſenken ſich, werden ſchließlich immer dünner, und in wenigen Minuten iſt das ganze Landſchaftsbild entwickelt. Das ganze Schauſpiel gleicht frappant den bekannten dissolving views und wird um ſo intereſſanter, wenn man, wie in dem gegebenen Falle, die Ausſicht noch nicht frühe bei Tage geſehen hat. Als ich nach mehreren Tagen meine Arbeiten auf dem Berge beendet hatte und wir wieder hinabſtiegen, überfiel uns ein Wetter, in dem ſich gewiß die Mignon ſehr wohl befunden hätte, jedenfalls konnte man ſagen: „Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,“ man konnte auch die Citronen blüh'n und die Goldorangen glüh'n ſehen; ebenſo war deutlich zu bemerken, daß manche Bäume hoch und andere niedrig ſtanden, aber die Sehnſucht nach dem Nebelweg konnte ich nicht theilen, ebenſowenig, als ich mich mit Werther in's feuchte Gras legen und die „aller-

liebſten Würmlein" mir in die Ohren kriechen laſſen möchte. Wäre Göthe hier geweſen, ſo hätte er gewiß geſungen: „Kennſt Du das ſchöne Land Braſil — Mit ſeinen Felſenriſſen — Wo allerliebſte Schlängelein — Mich in die Waden biſſen!" Mir kommt überhaupt vor, als wenn in Bezug auf vernünftige Situationen der „Neue Tannhäuſer" vielmehr praktiſchen Sinn hätte, welche barocke Anſicht mir die deutſche Muſe hoffentlich nicht übel nehmen wird.

Vom „Cantogallo" wendeten wir uns direct ſüdweſtlich nach „Capella de Viamao." Wir fanden Anfangs gute ebene Straßen, von Cactushecken eingefaßt, und unſere Reiſe ging raſch vorwärts. Wie ich es an heißen Tagen zu thun pflege, waren wir nur von 4 — 10 Uhr Morgens und von 4 — 8 Uhr Abends unterwegs, ſo daß wir von der Hitze nicht viel incommodirt wurden. Drei Tage ritten wir durch grünes Campland, fanden hin und wieder ein Haus, ein kleines Wäldchen oder einen Bach, und kamen am vierten zum Paß Miraguaya, wo wir unter einer Figueira von einer außerordentlichen Größe lagerten. Der Stamm dieſer Figueira hatte nicht weniger als 8½ Meter Umfang. Ehe wir „Vimao" erreichten, hatten wir noch das große Banhado (Sumpf) des Granatahy zu überſchreiten, das an manchen Stellen 2 Meilen breit iſt. Da dasſelbe ſehr ſelten paſſirt wird und alſo der Weg nicht recht ſichtbar iſt, ſo verloren wir uns bald und kamen ſo tief in den Sumpf, daß wir gezwungen waren, nach der Magnetnadel die kürzeſte Richtung einzuſchlagen. Drei Stunden hindurch waren die Pferde fortwährend bis an den Sattel im Waſſer und mußten zugleich das hohe Rohrgras niedertreten, das über unſeren Köpfen zuſammenſchlug. Dieſes Letztere war außerordentlich dicht und richtete ſich hinter den Pferden wieder auf, ſo daß wir uns während der ganzen Zeit nicht ſahen und gezwungen waren, uns durch Zurufe in Contact zu halten. Das Unangenehmſte dabei war, daß bei jedem Pferdetritt die übelriechendſten Miasmen aus dem ſchlammigen Grunde aufſtiegen. Schließlich, kaum drei Schritte vom feſten Boden entfernt, gerieth mein Pferd in ein Loch und ſtürzte, ſo daß ich ganz naß und mit Schlamm bedeckt in „Viamao" ankam. Von „Viamao" bis zur Meeresküſte, wo meine Route endigte, ſind 20 Meilen Flachland, unfruchtbare, traurige Gegend, von einem blutrothen, eiſenhältigen Sande bedeckt. Da keine Hügel vorhanden waren, welche mir als günſtige Punkte für meine Arbeiten gedient hätten, ſo mußte ich wenigſtens die abſolut höchſte Stelle des Flachlandes aufſuchen, aber die Erhebungen des Terrains waren ſo unmerklich, daß ich beinahe ſtündlich mein Inſtrument aufſtellen mußte, um dieſelben zu conſtatiren, und der höchſte Punkt ſah gerade ſo aus, wie alle übrigen. Etwa ¼ Meile von demſelben entfernt, fand ſich eine kleine Baumgruppe, unter deren Schutze wir lagerten, und ich hoffte am nächſten Tage meine Arbeiten daſelbſt beendet zu haben und die Reiſe fortſetzen zu können. Aber es kam ganz anders. Am nächſten Tage war der Himmel umwölkt, ſo daß ich die früher erwähnten Lichtſignale von den Bergen nicht ſehen konnte. Es blieb uns alſo nichts übrig, als das Erſcheinen der Sonne abzuwarten. Aber die Sonne erſchien nicht. Am zweiten Tage war Nebel und ſo fort, und am zehnten Tage befanden wir uns noch immer mitten in dieſer Wüſte. Dieſer unvorhergeſehene Aufenthalt kam uns ſehr ungelegen. Unſere Thiere liefen ſtundenweit, um ein wenig Gras und Waſſer zu finden; eines, welches ſehr krank war, kam um und wurde noch halb lebend von den Aasgeiern aufgefreſſen, welche Tag und Nacht über unſerem Lager kreiſten. Zwei Mulos verliefen ſich gänzlich und kamen nicht wieder.

Nicht beſſer erging es uns ſelbſt, da wir nur auf kurze Zeit verproviantirt waren und auf zwei Tagreiſen in der Runde Nichts zu finden war. Am ſechſten Tage waren wir damit fertig; am ſiebenten ſchickte ich meine Leute nach allen Richtungen aus und dieſe entdeckten auf 4 Meilen Entfernung eine Hütte, wo ſie 12 Eier, 2 Hühner und eine Handvoll ſchwarzer Bohnen bekamen, die wir, obwohl ohne Salz, doch mit großem Appetit verſchlangen. Am achten Tage hatte ich noch ein Pfund Chocolade zu vertheilen, auch aßen wir das Mark von jungen Palmen, was ganz genießbar iſt, aber da uns auch das Feuer ſchon ausgegangen war, ſo mußten wir unſeren Kaffee trocken verzehren. Am neunten Tage Vormittags hatten wir nur mehr ein Kübel Waſſer zum Frühſtück; aber um Mittag kam die Sonne zum Vorſchein, ich konnte Feuer machen mit den Gläſern meines Inſtrumentes und Chico, der Caſtillianer, erſchlug alle Tatous, die ſich aus den Löchern herauswagten. Ich ſelbſt ſchoß am Abend einige wilde Enten, ſo daß wir uns wieder einmal gehörig ſatt eſſen konnten. Wir hätten viele Mühe gehabt mit unſeren halb verhungerten, um drei Stück verminderten Thieren dieſen Ort zu verlaſſen, wenn nicht zum Glück ein Trupp Eſel an unſerem Lager vorbei gekommen wäre. Es war mir Anfangs ganz unbegreiflich, wie ganze Trupps Eſel oft Hunderte von Meilen weit, und nur von einem einzigen Negerjungen getrieben werden. Man ſollte meinen, daß dieſe Thiere, ſowie ſie in's offene Camp kommen, nach allen Winden auseinanderlaufen, um ſich Nahrung zu ſuchen. Dagegen gibt es nun ein einfaches Mittel. Jedem Trupp iſt nämlich die ſogenannte Madrinha (Pathin), eine alte zahme Stute beigegeben, die eine Glocke am Halſe trägt. Die Eſel haben zu ihrer Madrinha eine ſolche Anhänglichkeit, daß ſie unter allen Umſtänden, ſelbſt von den weiteſten Entfernungen ſich um ſelbe ſammeln, ſo daß man nur dieſe zu führen braucht und ſicher iſt, kein einziges der Thiere zu verlieren, und wären es auch viele Hunderte. Selbſt wenn ein Eſel mit Gewalt zurückgehalten und geſtohlen wird, ſo benützt er die nächſte Gelegenheit, um ſich loszureißen und findet auf mehrere Tage weit die Spur ſeiner Madrinha. Wie geſagt, führte uns der Zufall einen ſolchen Trupp entgegen, und ich konnte alſo neue Thiere kaufen und, was uns am meiſten fehlte: etwas Salz und Tabak.

Nach zwei Tagen erreichten wir ein Dorf, das man jedenfalls in kürzerer Zeit durchreitet, als deſſen Namen ausſpricht; es heißt: „Villa da Nossa Senhora da Conceicao a Fregezia da Serra.“ Immerhin war es größer, als die in der Nähe gelegene: „Villa Nova Palmyra,“ denn dieſe Villa (Stadt) beſtand nur aus einem einzigen Hauſe — —!

Weitere zwei Tagreiſen brachten uns nach „Barra do Tramandahy“ am Ufer des atlantiſchen Oceans. Die ganze Küſte in wechſelnder Breite von einigen Meilen beſteht dort aus einer Unzahl von großen und kleinen Seen, die durch Sandhügel getrennt ſind. Wir kamen an Stellen, wo die Pferde bis an die Knie in den feinen Flugſand einſanken, ſo daß dieſe Gegend den Thieren ebenſo beſchwerlich als gefährlich wird. Es gibt Stellen, wo der Sand mehrere Meter Tiefe hat und jedes Thier, welches dahin geräth, ſinkt mit unerbittlicher Gleichmäßigkeit langſam tiefer und tiefer, und iſt rettungslos verloren. Der nächſte Sturm verweht dann den Sand und legt den Cadaver blos, der ſofort von Aasgeiern aufgefreſſen wird, und die von der Sonne gebleichten Thier- und Menſchengerippe, die man häufig antrifft, erhöhen ſehr den unheimlichen Charakter dieſer Gegend. An der Barra von Tramandahy ſtehen ein paar elende Fiſcherhütten. Ich mußte zwar fünf Tage dort verweilen, da das Holz für ein

Signal meilenweit herbeigeſchleppt werden mußte, aber der Anblick des Meeres, ſowie Seebäder und gute Fiſche machten uns den Aufenthalt erträglich. Somit war ich am Ende meiner Route angelangt und weitere fünf Tagreiſen brachten mich wieder nach Porto Alegre.

Noch auf der Rückreiſe hatte ich Gelegenheit, eines der intereſſanteſten Phänomene zu beobachten, nämlich eine Fata Morgana. Es war an einem ſehr heißen Vormittag; die Gegend vor mir war in eine Art Dunſtſchleier eingehüllt und ließ gar nichts deutlich erkennen. Aber gegen 10 Uhr, als die Luft klar wurde, ſah ich vor mir einen ausgedehnten See, in dem ſich einzelne Bäume, Wäldchen und ein Haus ganz ſcharf widerſpiegelten. Das ganze Bild war bis in die halbe Höhe der dahinterliegenden Berge gehoben und ſo transparent, daß dieſe letztern durchſchimmerten. Ich hatte vorher keine Kenntniß, daß in dieſem Lande überhaupt Fata Morgana's beobachtet werden, konnte alſo Anfangs gar nicht daran glauben, aber genaue Meſſungen mit dem Theodoliten benahmen mir jeden Zweifel. Das Haus, das mir am Rande eines Sees erſchienen, war mir ſehr wohl bekannt und lag mitten in dünnen Campos. Die ſcheinbare Seehöhe desſelben, die mir das Inſtrument gab, war 234 Meter, während ich wußte, daß es factiſch nur 45 Meter über dem Meere lag. Die Refraction der Luft hatte dasſelbe alſo um 189 Meter gehoben. Nachdem das Bild circa eine Stunde unverändert geblieben war, fing es an, ſehr ſtark zu zittern und verſchwand in Folge einer ganz unmerklichen Luftſtrömung von Oſten.

Wir haben heuer ein ſchlimmes Jahr. Während nämlich der ganze Norden von Braſilien von Regengüſſen und Ueberſchwemmungen geplagt iſt, haben wir im Süden eine ſolche Trockenheit, wie noch Niemand einer ähnlichen ſich erinnern kann. Seit Ende September hatten wir keinen Regen, dagegen außerordentliche Hitze, die im Zimmer ſchon auf 39°, im Freien auf 45° Celſius ſtieg. In der ganzen Provinz ſind alle Bäche ausgetrocknet, alle Camps verdorrt, Pferde und Kühe ſterben täglich zu Tauſenden vor Hunger und Durſt. Auf der Sierra ſtehen ganze Quadratleguas in Brand, und ſelbſt von unſern Fenſtern aus ſehen wir rings um die Stadt in der Ferne dichte Rauchwolken aufſteigen. Die Atmoſphäre iſt graulichweiß und entſetzlich ſchwül, und die Sonne hat jene ziegelrothe Färbung, wie man ſie an Wüſtenbildern zu ſehen gewohnt iſt. Das Waſſer für die Hauptſtadt wird in Fäſſern zugeführt, und wir zahlen für das allernothwendigſte Quantum zum Hausgebrauch täglich 60—70 Kreuzer; manchmal iſt überhaupt gar keines zu bekommen; an einem Tage mußte ich rationiren und da entfielen gerade vier Gläſer Waſſer für jedes von uns zum Waſchen, Kochen und Trinken. Niemand durfte Seife anwenden, da das Waſchwaſſer für die Hühner beſtimmt iſt. Auch dieſen iſt es ſchlecht ergangen; eine Krankheit, die unter denſelben ausbrach, koſtete uns 6 Hähne, 3 Dutzend Hühner und 6 Truthähne, ſo daß wir gezwungen waren, alle noch lebenden ſchnell zu verzehren und zu verſchenken und am 29. Jänner, dem Geburtstage meiner Tochter, ſchlachteten wir den letzten Truthahn. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in der ganzen Provinz die letzte Ernte verdorrt iſt, und die diesbezügliche Theuerung beginnt ſich ſchon ſehr fühlbar zu machen. Unſer Project, eine kleine Reiſe zu verſuchen, mußte natürlich unterbleiben, denn unter den jetzigen Verhältniſſen braucht man zu einer Reiſe mit 4 Thieren weitere 8 Thiere mit Futter und Waſſer; übrigens hören ſich bei 45° Luftwärme ohnedem alle Vergnügungsreiſen auf.

Grundsätze der Vegetarianer.

Als Gegensatz zu den herrschgierigen Socialcommunisten und zu den blutdürstigen Nihilisten zeigen sich die sanften Vegetarianer. Die Lehre von der „naturgemäßen Lebensweise" beginnt sich in unseren Tagen reger auszubreiten. Diese Lehre ist aber unseren Gewohnheiten, sowie unseren wirthschaftlichen Einrichtungen sehr entgegen, darum wird der Vegetarianismus möglichst ignorirt oder bespöttelt. Jeder Vernünftige, der die Sache eingehender prüft, gelangt zur Ueberzeugung, daß die vegetarianische Lebensweise „sehr viel für sich habe," setzt aber gewöhnlich dann bei: „doch geht sie in Vielem zu weit."

Da es für manche unserer Leser von Interesse sein dürfte, die Hauptregeln der Vegetarianer kennen zu lernen, so fragen wir diese nach denselben selbst.

Sie antworten:

Wir tödten grundsätzlich kein Thier zum Zweck des Verzehrs und meiden den Genuß von Allem, was vom getödteten Thier herrührt.

Unser täglich Brod ist süß und besteht aus Körnerfrucht (Weizen, Mais, Roggen, Gerste, Hafer), die wir schroten und backen, sowie aus Hirse, Reis, Erbsen, Bohnen, Linsen u. s. w., die wir kochen. Als Zukost genießen wir vorzüglich Obst in allen Formen und Gemüse.

Wir vermeiden alle stark reizenden Gewürze, als: Pfeffer, Ingwer, Muskat, Nelken, Knoblauch, Senf u. s. w.

Wir dursten daher selten und trinken wenig. Spirituosen (Bier, Wein, Liqueure, Branntwein ꝛc.), Essig, Kaffee, Thee u. s. w. vermeiden wir und trinken Wasser und Fruchtsäfte mit Wasser gemischt.

Wir vermeiden alle sonstigen starken, die Nerven abstumpfenden Genüsse und Düfte, namentlich das häßliche Tabakrauchen, Kauen und Schnupfen.

Reinheit des ganzen Körpers und angemessene Abhärtung desselben ist uns Lebensregel und namentlich sorgen wir für normale Thätigkeit der Haut als Bedingung gesunden Lebens.

Wir leben recht eigentlich auch von der Luft und sorgen, daß sie frisch und gesund sei, da wo wir wohnen, arbeiten und besonders wo wir schlafen.

Das himmlische Sonnenlicht ist unser Leben, darum lassen wir es unsere Wohnungen durchdringen, damit diese trocken und die Luft darin gesund sei.

Arbeit, körperliche und geistige, ist unsere Freude. „Frühe nieder, frühe auf, verlängert meinen Lebenslauf." Wir suchen gesunde und gemeinnützige Arbeit und lieben den Kampf, aber nur den geistigen gegen Aberglauben und Unnatur.

Maßhalten in allen Dingen ist die Bedingung allen Gedeihens. Alles Uebertriebene ist Unnatur und Thorheit.

Wir hüten uns vor Medicin-Giften und Allem, was verderblich namentlich auf Blut und Nerven einzuwirken vermag.

Vom Körper aus ermöglichen wir Gesundheit für Gemüth und Geist, und mit Geist und Gemüth herrschen wir wieder über das Körperthum, und somit leben wir viel genußreicher, als bei der herkömmlichen blutigen Lebensweise und ihrem Anhange. —

Die Begründung aber, warum der Vegetarianer sich des Fleisch- und Alkoholgenusses enthält und sich aus pflanzlichen Stoffen nährt, ist folgende:

1. Weil es durch das übereinstimmende Zeugniß von Vegetarianern nachgewiesen ist, daß sie sich verhältnißmäßig einer ungestörteren Gesundheit erfreuen als Andere. Viele haben, nachdem sie die vegetarianische Lebensweise angenommen, ein hohes Alter erreicht, ohne kaum einen Tag krank zu sein. Genauen Nachforschungen zufolge ist nicht ein einziger Fall bekannt, wo ein Vegetarianer von der Cholera befallen worden wäre; weder in England noch in Amerika, wenngleich in New-York, wo die Vegetarianer sehr zahlreich sind, die Seuche außerordentlich verheerend gewüthet hat. Wo die Epidemie in die Wohnung eines Vegetarianers eindrang, da ergriff sie nur irgend ein fleischessendes Mitglied der Familie. Howard, der Menschenfreund, welcher als Vegetarianer lebte, besuchte unangefochten die Kerker und andere Stätten des Elends, wo Fieber und ansteckende Seuchen in dem Maaße herrschten, daß die Wärter sich nicht hinein wagten. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß diejenigen Völker, welche am meisten Fleisch verzehren, auch am meisten von Krankheiten heimgesucht werden.

Daß die Pflanzenkost, namentlich Früchte und Mehlstoffe die Gesundheit befördern, bezeugen Dr. Combe, Haller, Huseland, W. Temple, Dr. Smith, Dr. Cheyne, Dr. W. Stark, Dr. Knight. — Daß Fleischnahrung gewisse Krankheiten erzeugt, lehren: Dr. Clarke, Abernethy, Dr. Sigmond, Dr. Lercy, Dr. Capland, Dr. Graham, Dr. Wardell, Sinclair, Dr. Bird, Dr. Willis, Dr. Prout, Carpenter, Dr. W. Smith, Majendie, Dr. Craigie, Dr. Cullen u. A. — Daß Pflanzenkost als Schutzmittel gegen Epidemien angesehen werden kann, bekunden: Volney, W. Temple, Humboldt, Niebuhr, Dr. Alderson, Strettles, Whitlaw, Graham, Dr. Copeland, Mylne, Dr. Pollard, Dr. Rees, Dr. Tappan.

2. Weil die Spartaner, welche in Bezug auf Muskelkraft, körperliche Stärke und Ausdauer vielleicht unerreicht in der Geschichte der Völker dastehen, Vegetarianer waren; ebenso wie die Heere Griechenlands und Roms zur Zeit ihrer Eroberungen; nachdem sie von ihrer einfachen Lebensweise abgewichen waren, geriethen sie alsbald in Verfall. Bei der Einübung für die öffentlichen Spiele in Griechenland, wo sich die Muskelkraft auf die vielfältigste Weise kundgab, wurde nur Pflanzenkost gestattet; als man späterhin Fleischnahrung zuließ, wurden die früher kräftigen Kämpfer träge und dumm. (Siehe Rollins's „Alte Geschichte.")

3. Weil viele unter den Männern, welche der Welt neue Gebiete geistiger Anschauungen eröffneten oder den wissenschaftlichen Forschungen eine neue Richtung gaben, aus eigener Ueberzeugung entweder für immer oder für eine Zeitdauer Vegetarianer geworden sind. Wir nennen unter Anderen: Pythagoras, Plato, Plutarch, Diogenes, Zeno, den heiligen Chrysostomus; die besten römischen Philosophen mit Einschluß der meisten Neu-Platoniker; Seneca (für etliche Jahre); Porphyrius, John Wesley, Benjamin Franklin, Emanuel Swedenborg, John Howard, Sir Richard Phillips, Shelley, Wordsworth und Alphonse de Lamartine.

4. Weil diejenige Menschenclasse, welche nach vegetarianischer Diät lebt, größere Muskelkraft und Ausdauer besitzt und zu größeren Kraftanstrengungen befähigt ist als solche, welche nach gemischter Diät leben. Professor Forbes beweist dies aus seinen Erfahrungen an den Engländern, welche Fleisch essen, den Schotten, welche Mehlsuppen, und den Irländern, welche Kartoffeln und Brot genießen. Die Schotten sind den Engländern und die Irländer jenen Beiden an Größe, Gewicht und Stärke überlegen. „Die Lappländer, welche von Fleisch leben — sagt Dr. Lambe — sind eine schwache Menschenrace, wogegen die Finnen, welche in demselben Klima

aber hauptsächlich von den Erzeugnissen des Bodens leben, einen ebenso schönen Menschenschlag bilden wie die Schweden und Norweger. Dieser Unterschied ist vorzugsweise oder gänzlich der Diät zuzuschreiben."

Man vergleiche ferner einerseits die pflanzenessenden Landleute von Italien, der Türkei, der Schweiz, Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Dänemark, Polen, theilweise Rußland; die Bewohner des inneren Japan, China und Hindostan; die Burmesen, die Bewohner des Himalaja-Gebirges und des ostindischen Archipels; die Georgier und Circassier; die Eingeborenen von Otahaiti, den Sandwichs- und Pitcairns-Inseln, die Bevölkerung der Marquesas- und Washington-Inseln, die Indianer von Mexico, die Spanier am Rio Salado, die Peruaner, die Pattamaren, die Bewohner Centralafrika's und der Küste bei Cap Palmas, die Sklaven in Brasilien, die griechischen Bootsleute, die Arbeiter von Laguoiro, die maurischen Träger von Gibraltar, Terceira und Smyrna, die chinesischen Kulis, die ägyptischen Landleute und Arbeiter, die irländischen Sänftenträger, die Bergleute in Cornwall, die Arbeiter in Westmoreland und Cumberland — andererseits mit den ungestalteten und rohen Fleischessern: den Lappländern, Ostiaken, Samojeden, Tungusen, Buraten, Kamtschadalen, Eskimos, Kalmücken, Tartaren, den Eingeborenen von Sibirien, Neuholland, Vandiemensland und den Andermans-Inseln.

5. Weil die Pflanzenkost dem „göttlichen Menschenantlitz" ein jugendlicheres und schöneres Ansehen verleihet. Adam Smith, in seinem Werke „der Wohlstand der Nationen," bekundet, die schönsten Frauen im britischen Reiche gehörten der niederen irländischen Volksclasse an, welche gemeiniglich von Kartoffeln lebt.

6. Weil alle Menschen von Gefühl, Männer wie Frauen, sich auf das tiefste verletzt fühlen, wenn sie das entsetzliche ächzende Gebrüll vernehmen oder die Zuckungen und Todeskämpfe der armen Thiere ansehen, welche vom Fleischer die tödtliche Wunde erhalten; weil es ferner unverträglich mit der Allweisheit, unvernünftig und völlig unglaublich erscheint, daß der Mensch, der von der Natur einen Abscheu vor Blutthaten erhielt, bestimmt sein sollte, den Fleischgenuß zur nothwendigen und naturgemäßen Bedingung seines Unterhalts zu machen.

7. Weil der Mensch schwitzt, ebenso wie die pflanzenfressenden Thiere schwitzen, nicht aber die fleischfressenden Thiere; weil der Mensch die Speisen zerkäuet, ebenso wie die pflanzenfressenden Thiere, während die Carnivoren dies nicht thun und auch keine dazu geeigneten Zähne besitzen; weil der Mensch wie die Herbivoren trinkt, wogegen die Carnivoren das Wasser nur auflecken; weil der Mensch, ebenso wie die Pflanzenfresser, mit reichlichem Speichel versehen ist, die Carnivoren aber nur wenig Speichel haben.

Nicht blos die Speicheldrüsen, sondern auch die Zähne, die Knochenfügung des unteren Kinnbackens, der Jochbogen, die Kaumuskeln, der Nahrungscanal, der Magen, der Grimm- und der Blinddarm, die Leber — alle diese Organe liefern den anatomischen Beweis für die vegetarianische Bestimmung des Menschen.

8. Weil die reifliche Ueberzeugung der ausgezeichnetsten Naturforscher sich dahin ausspricht, daß die Zähne, der Magen, der kuglige Blinddarm, überhaupt die innere und äußere Körperbeschaffenheit auf die Bestimmung des Menschen, sich von Früchten, Mehlstoffen und Gemüsen zu nähren, deutlich hinweisen.

Lawrence bemerkt, daß die Zähne des Menschen nicht die geringste Aehnlichkeit mit denen der Raubthiere haben.

9. Weil die berühmtesten Chemiker — Liebig, Boussingault, Playfair u. A. — nachweisen, daß, indem wir

das Fleisch der Thiere verzehren, wir in der That nur die Pflanzenstoffe genießen, welche Jenen zur Nahrung gedient haben, daß wir mithin beim Fleischessen diese Stoffe nur „aus zweiter Hand" erhalten, ferner daß die pflanzlichen Stoffe Albumen und Fibrin von dem thierischen Albumen und Fibrin, dem Wesen nach gar nicht, kaum der Form nach verschieden sind. (Liebig's „Vertraute Briefe über Chemie.") In Bezug auf die Beschaffenheit der Nahrungsmittel liegt also nicht der geringste Vortheil darin, Fleisch zu verzehren.

Daß die Engländer noch immer an der Liebig'schen Ernährungstheorie von stickstoff- und kohlenstoffhaltigen Nahrungsmitteln festhalten, wenngleich schon Sylvester Graham diese „Thier-Chemie" als die erstaunlichste Schwindelei" bezeichnete, ist nicht zu verwundern; nehmen doch auch die meisten unserer Physiologen noch darauf Bezug, obschon sich die Widersprüche dieser Theorie mehr und mehr herausstellen und auch Virchow („über Nahrungs- und Genußmittel") nachwies, daß kohlenstoffhaltige Substanzen ebensowohl als blutbildend angesehen werden können wie die stickstoffhaltigen. Neuerdings behaupten sogar die Engländer Augus Smith und Pavy, daß die physische Kräftigung nicht von stickstoffhaltigen, sondern von kohlenstoffhaltigen herzuleiten sei. Virchow erklärt auch sehr treffend, daß nicht die chemische Untersuchung, sondern die physiologische Beobachtung maßgebend sei. Majendie, Burdach, Tiedemann, Gmelin, Stark u. A. haben überdies durch Experimente erforscht, daß es bei der Ernährung nicht auf die Stoffe allein, sondern auf die richtige und naturgemäße Zusammensetzung derselben ankommt und daß eine künstliche Concentrirung und Trennung der nahrhaften Substanzen von dem unnahrhaften Ballast den Hungertod herbeiführt. Letzterer Umstand mag besonders für das Schrotbrot, welchem unsere Vegetarianer so eifrig das Wort reden, in die Waage fallen.

10. Weil Fleisch nur 36 Procent eigentlicher Nahrungsstoffe und nebenbei 64 Theile Wasser enthält, wogegen viele Pflanzenproducte, wie Korn und andere Mehlfrüchte, 80 bis 90 Procent eigentliche Nahrungsstoffe enthalten; weil ferner der Mensch in seiner Speise einer bedeutenden Menge kohlenstoffhaltiger Substanzen bedarf, um seine Körperwärme zu erhalten, und das Thierfleisch, welches man verzehrt, von diesen Stoffen viel weniger enthält als die Vegetabilien, indem es außer den blutbildenden Stoffen nur 14 Procent Fett- oder Erwärmungsstoffe in sich trägt; wogegen alle Pflanzenstoffe, welche als Nahrungsmittel dienen, neben den blutbildenden Stoffen noch eine große Menge Erwärmungsstoffe enthalten, außerdem aber auch noch die mineralischen Substanzen zur Knochenbildung und die unentbehrlichen Ballaststoffe, welche keinen eigentlichen Nahrungswerth haben. Der Mensch ist also in jeder Beziehung im Vortheil, wenn er seine Nahrung unmittelbar aus dem Pflanzenreich bezieht.

Abgesehen von der abgeschmackten Kohlenbrenner-Physiologie, welche diesem Paragraphen zu Grunde liegt, sind die Zahlenverhältnisse immerhin der Beachtung werth. Es ergibt sich auch hieraus, daß das Fleisch keineswegs die größte Nahrhaftigkeit hat, wenngleich es den Organismus in höherem Grade als Vegetabilien anregt, aber auch zu gleicher Zeit erschöpft. Daß es überhaupt — wie schon erwähnt — noch auf etwas Anderes ankommt, als auf die von den Chemikern aufgestellten Verhältnisse, ersehen wir beispielsweise daraus, daß Reis und Kartoffeln, welche nur 2—3 Procent Stickstoff enthalten, der praktischen Erfahrung gemäß dennoch als zureichende Nahrungsmittel gelten müssen.

11. Weil die Beobachtungen, welche Dr. Beaumont anstellte, kund gethan

haben, daß die Fleischspeise die Magenwände in einen entzündlichen Zustand versetzt, ähnlich wie es die alkoholhaltigen Getränke thun, weshalb Beaumont dem Fleische eine aufregende und erhitzende Wirkung zuschreibt.

Sinclair hat außerdem nachgewiesen, daß mit der Vermehrung der Fleischnahrung in der Diät auch ein zunehmendes Bedürfniß nach geistigen Getränken verbunden ist.

12. Weil die Sparsamkeit zu den großen Charaktermerkmalen der Natur gehört, es mithin ebenso unnatürlich wie unphilosophisch und unökonomisch ist, einen schlechteren Artikel theurer zu bezahlen, als einen besseren, da die Erzeugnisse des Pflanzenreiches im Verhältniß nur den vierten oder fünften Theil von dem Fleischpreise kosten.

Es ist auch ein nachgewiesener Irrthum, zu glauben, daß die Fleischesser weniger Nahrung verzehren, als die Pflanzenesser. Während ein Indier oder Chinese mit wenigen Unzen Reis täglich auskommt, verzehrt ein Eskimo oder ein Patagonier ungeheure Mengen Fleisch.

13. Weil ein großer Theil der Thiere, welche geschlachtet und zu Markte gebracht werden, krank ist (man behauptet: neunzehn auf zwanzig). Die Ursache der Erkrankung liegt in dem Umstande, daß man die Thiere, um sie fett zu machen oder anderweitig zum Verkaufe vorzubereiten, in eine unnatürliche Lage versetzt. Charles Lane sagt: „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dem Genusse des Schweinfleisches die außerordentliche Verbreitung der Skrofeln, Masern und anderer in England so gewöhnlicher Hautkrankheiten zuzuschreiben ist.“

14. Weil der Mensch durch seinen Naturtrieb angeleitet wird, bei Nacht zu schlafen und bei Tagzeit zu essen und zu arbeiten, wogegen diejenigen Thiere, welche vom Raube leben, durch ihren Instinct angetrieben werden, ihr Futter während der Nacht zu suchen.

15. Weil diejenigen Thiere, welche wegen ihrer Ausdauer und Schnelligkeit zu unserem Dienste erwählt worden sind, ihre Kraft und Ernährung ausschließlich dem Pflanzenreiche zu verdanken haben; dazu gehören: das Pferd, das Kameel, der Elephant u. a.

Die Gewandtheit der Raubthiere, wie die des Löwen und des Tigers, ist nur eine gewaltsame und vorübergehende und wird durch die des Hasen, der Gazelle, des Dammhirsches, des Rennthieres und der Gemse übertroffen.

16. Weil diejenigen Thiere, welche von Fleisch leben, bösartig, wild und gefährlich, dagegen solche, welche von Pflanzenproducten leben, sanftmüthig, gelehrig und zähmbar sind. Selbst diejenigen Thiere, welche von Natur reißend sind, scheinen, wenn sie mit Mehlspeisen, Brot, Milch ꝛc. gefüttert werden, ihre Wildheit zu verlieren, wie z. B. der Hund und die Hauskatze; wogegen Schafe und andere sanfte Thiere durch Fleischfütterung wild und gefährlich geworden sind. Man erzählt, der Schauspieler Kean hätte die Fleischspeise, welche er verzehrte, dem Charakter der Rolle, die er zu spielen hatte, gemäß gewählt: Hammelfleisch für Liebhaberrollen, Rindfleisch für Mörder, Schweinefleisch für Tyrannen.

„Bei den Raubthieren findet man alle Stufen des Hasses nach ihren Instincten vertheilt, wogegen die Pflanzenfresser nichts Grausames zeigen,“ sagt Bernardin de Saint-Pierre. Wesentlicher als die Organisation ist für die Charakterunterschiede die Beschaffenheit der Säfte, welche selbstverständlich von der Ernährung, nach Gleize's Meinung aber auch vom Klima abhängt. Der Löwe Amerika's ist sanft in Vergleich mit dem afrikanischen; gleiches gilt vom Tiger und vom Wolf. Feuchte und trockene Hitze scheinen vorzugsweise die klimatischen Ursachen

zur Erzeugung reißender Säugethiere, giftiger Reptilien und Insecten zu sein. Daß man übrigens durch eine veränderte Ernährungsweise die nachkommenden Geschlechter reißender Thiere zahm machen könne, behauptete schon Daubenton. Spallanzani hat aus Versuchen mit einem Adler und einer Taube erfahren, daß Fleischfresser unter Umständen Pflanzenfresser werden können, und umgekehrt. Von letzterer Thatsache führt Fröbel das Beispiel von einem gezähmten Rehe an, welches später an Fleischnahrung gewöhnt und zu gleicher Zeit wieder verwildert wurde.

17. Weil eine vegetarianische Lebensweise, indem sie die körperliche Gesundheit des Menschen fördert, zugleich seinen moralischen Zustand verbessert und in nicht geringem Grade zu einer gesunden Entwickelung der geistigen Fähigkeiten beiträgt; denn es ist eine natürliche Folge, daß mit einer Reinigung des Werkzeuges auch eine Reinigung und Klärung der Lebensthätigkeiten verbunden sein muß.

Das wußte schon Theophrastus, Sinclair, Franklin, Graham, Ovington, Woodruff, Korke, Burdell, Grout u. A. bestätigen, daß die Pflanzenkost die Entwickelung und die Anstrengung der geistigen und sittlichen Kräfte begünstige. Die fleischessenden Küstenbewohner von Java sind bösartig; die pflanzenessenden Bewohner des Innern sind sanft. Bacon sagt, man gäbe den Kindern alle Laster, indem man ihnen Fleisch gibt.

18. Weil die Gewohnheit des Fleischessens der sogenannten civilisirten Welt es nöthig macht, daß eine ganze Classe von Menschen dem entwürdigenden und verwildernden Berufe, Thiere zur Nahrung zu schlachten, obliegen muß.

19. Weil der übelriechende Athem und die unflätigen Aussonderungen der Eingeweide, der Nieren und der Haut so vieler Fleischesser zeigen, daß das Blut selber mit Unreinigkeiten überladen ist und sich in einem Zustande der Zersetzung befindet und weil diejenigen Personen, deren Blut von solcher Beschaffenheit ist, schon bei den geringsten nachtheiligen Einflüssen von gefährlichen Krankheiten befallen zu werden pflegen. Daß Letztere bei Annahme der Pflanzendiät leicht geheilt werden können, beweist aber, daß sie eine Folge der Fleischnahrung sind.

20. Weil die erste Anordnung, welche der Allmächtige dem Menschen gab, als derselbe sich noch im Zustande der Reinheit und Heiligkeit befand, lautete: „Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Kraut, das sich besamet, auf der ganzen Erde, und allerlei fruchtbare Bäume, und Bäume die sich besamen, zu eurer Speise.“ Und weil das Fleischessen im alten Testament als ein Zeichen greuelvoller Verderbtheit angeführt, vom gelobten Lande dagegen gepriesen wird, es bringe Trauben, Feigen und Granatäpfel hervor, — es sei ein Land, darin Milch und Honig fließe. Und endlich, weil die heiligen Schriften offenbarlich von einem Fortschritt vorwärts und aufwärts reden — von einem Fortschritt, an welchem auch die niederen Geschöpfe theilnehmen sollen. Die Schwerter sollen zu Pflugschaaren, die Spieße zu Sicheln gemacht werden; die Menschen sollen nicht mehr kriegen lernen. Selbst die Thierwelt soll ihre wilden und reißenden Triebe aufgeben; der Löwe soll Kraut fressen und das Lamm in Frieden mit ihm verkehren. Die ganze Natur soll in Eintracht sein. „Man wird nirgends letzen noch verderben auf meinem heiligen Berge.“ Eintracht wird an Stelle der Zwietracht treten; ein höheres Leben, unvereinbar mit dem fleischfressenden Triebe der Raubthiere — noch weniger vereinbar mit diesem Triebe der Menschen — wird erstrebt sein, sobald Friede und Wohlwollen auf Erden walten. Und schließlich weil der Vegetarianismus

gegen diejenigen Uebel ſtreitet, welchen wohlhabende Nationen am meiſten anheimfallen — gegen Luxus, Unmäßigkeit und Laſter; er unterſagt gänzlich jene Jagdſpiele, bei denen man ſich an den Leiden unſchuldiger Thiere erluſtigt und ſich unter die Barbaren erniedrigt: zu gleicher Zeit ermahnt er zum Mitleiden und Wohlwollen, ermuthigt alle Beſtrebungen zur Förderung des Wohlſtandes und der Bildung in der menſchlichen Familie und wirkt thatſächlich gegen Krieg und Sklaverei, Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit unter allen Geſtalten.

Die Ideen und Grundſätze der Vegetarianer wären ſomit in der Hauptſache dargelegt. Möge Jeder daraus ziehen, was ihm gut dünkt. Unſer Commentar iſt dieſes: Zur Annahme ſolcher Lebensweiſe iſt wenig Neigung, und zur Mißachtung und Beſpöttelung derſelben wenig Grund vorhanden.

Sommerlied.

Nun blühen die Roſen wieder
Und ſpenden ſüßen Duft,
Jubelnde Lerchenlieder
Durchſchwirren die Sommerluft,
Die Seele jauchzt und dehnt ſich weit,
Doch ſtets auf Freude folgt das Leid:
Die gold'nen Tage rinnen,
Auch Schönſtes zieht von hinnen,
Und ach wie bald
Steht kahl auf's neu der grüne Wald!

Doch auch wenn Winterſchauer
Die bange Bruſt durchweh'n,
Nicht ganz in öder Trauer,
O Seele, woll' vergeh'n!
Bald jauchzt du neu und dehnſt dich weit,
Denn Freude wieder folgt auf Leid:
Die ſchlimmen Tage rinnen,
Auch Schwerſtes zieht von hinnen,
Und ſieh' wie bald
Steht grün auf's neu der kahle Wald!

Albert Moeſer.

Gaſtronomiſche Conſequenzen.

Reiſeſkizze von L. Tſchebull.

Soeben war der letzte von den ſechs Zügen in die rieſige Halle des Kanizsaer Bahnhofes eingefahren, welche auf dieſem Knotenpunkte der Pragerhof-Budapeſter Bahnſtrecke Mittagsſtation halten.

In zwei Sprachen ertönten die Rufe der Conducteurs:

„Kanizsa, 30 Minuten!“

„Kanizsa harmincz percz!“

Die Coupé's wurden der Reihe nach geöffnet und jeder war bemüht ſeine Effecten raſch zuſammenzuraffen, um in die Reſtauration zu ſtürzen und ſich dort womöglich noch einen Platz an den bereits dicht beſetzten Tiſchen zu erobern, was keine leichte Arbeit zu ſein ſchien. Denn während wir noch beſchäftigt waren, den Sand aus Augen und Naſe zu wiſchen, der uns längs der flachen Ufer des Plattenſee's in einer Weiſe beſtäubte, daß wir Alle große Aehnlichkeit mit Zucker beſtäubten Tortletten hatten, waren bereits die Meiſten der Paſſagiere beim Deſſert, während andere ſchon in behäbiger Gemächlichkeit beim Schwarzen ſaßen, oder ſich die Zähne ſtochernd uns mit mitleidigen Blicken betrachteten, als wollten ſie ſagen: „Ihr Bedauernswerthen, wir haben Attaque und Sturmangriff hinter uns, und laben uns nun an den Früchten unſeres Sieges, während Ihr das Alles erſt zu beſtehen habt.“

Ich legte mein kleines Reiſegepäck auf einen Stuhl und als Reiſender und Vertreter eines bedeutenden Handlungshauſes, beſaß ich ſoviel Routine, mich nicht bei einer der langen Tafeln einzwängen zu laſſen. — Ich wußte es aus Erfahrung nur zu gut, daß man an ſolchen Tiſchen gewöhnlich das eſſen müſſe, was ein Anderer beſtellt und häufig Andere das trinken, was wir bezahlt haben. — So zog ich es vor, mich an einen kleinen Tiſch zu ſetzen, bei welchem noch zwei leere Stühle ſtanden, während der dritte von einer jungen Dame beſetzt war.

Ein raſcher Blick auf dieſelbe, ließ mich bedauern, den noch leeren Stuhl nicht mit meinem Gepäcke belegt, und mir ſo ein angenehmes tête-a-tête geſichert zu haben. Allein zu ſpät! Schon langte ein rothbackiger, ziemlich beleibter Herr darnach, und ſetzte ſich, die Antwort auf ſeine Frage: „Sie erlauben“ anticipirend, mit der ganzen Rieſenlaſt ſeines Körpers auf den Stuhl, daß er in allen Fugen und Enden ächzte und krachte. Wäre nicht ſein ganzes Exterieur, ſein dunkles krauſes Haar und der kühne Bug ſeines griechiſchen Profils ſo deutlich geweſen, viel deutlicher als manch' confuſe Perſonsbeſchreibung in einem Paſſe, ſo hätte es die ſorgfältige, ja peinliche Auswahl ſeines Menu's jeden Unbefangenen errathen laſſen, weſſen Stammes mein vis-à-vis war.

Mich befiel ein leiſes Bangen bei dieſer Wahrnehmung; denn wußte ich doch nun, unausweichlich dem inquiſitoriſchen Verhöre dieſes Mannes verfallen zu ſein, das kein Reiſender ſeines Stammes auf die Länge der Dauer zu unterdrücken vermag, und ſah mich ſo jeder Möglichkeit benommen, meiner ſchönen Nachbarin gegenüber, wenn auch nur auf kurze Zeit ein romantiſches Incognito zu wahren,

ſondern mußte es geduldig über mich ergehen laſſen, mich in meinem ganzen irdiſchen Nichts zu enthüllen.

Ich mußte unwillkürlich lächeln; denn im Vorgefühle der Ereigniſſe erinnerte ich mich eines köſtlichen Bildes und Dialoges aus, ich weiß nicht mehr, welcher illuſtrirten Zeitſchrift:

„Da von der Rulla?"
„Da von der Rulla!"
„Da a Temmermann?"
„Da a Temmermann!"
„Da verheiratet?"

Zum Glücke befand ich mich in der angenehmen Lage, dieſe letzte Frage verneinen zu können und ich erwartete mir im Stillen keinen ungünſtigen Erfolg davon. Aber das Verhängniß ſchreitet ſchnell! — Schon fixirte mich mein vis-à-vis in verdächtiger Weiſe! — Schon ſchwebte die erſte Frage auf ſeinen ſich durch höfliches Grinſen anſchwellenden Lippen!

Aber wozu hätte man denn Geiſtesgegenwart? Wozu hätte denn das heilige Collegium zu Rom in einer theilnahmsvollen Regung chriſtlicher Nächſtenliebe der ſündhaften Menſchheit das Hinterpförtchen der Nothlüge eröffnet? — Nein! wozu lügen? ich haßte ſtets die Lüge. — Und ich fühlte mich umſomehr zur Wahrheitsliebe gedrängt, als ja auch mein vis-à-vis ſehr mittheilſam war und ehe ich noch viel mehr über mich verrathen, als was auch dem freundlichen Leſer bisher über meine Wenigkeit bekannt wurde, erfuhr ich bald, daß der dicke Herr Aron Teitelbaum heiße und für das Brünner Haus M. Roſenzweig & Mandelblüh reiſe. — Sein inquiſitoriſcher Eifer ermüdete jedoch nicht und wenn er mich auch bisher noch nicht in meiner Wahrheitsliebe zu erſchüttern vermochte, ſo bekam mein guter Vorſatz doch einen argen Stoß, als er, in der allen Reiſenden eigenen inſtinctiven Beſorgniß, in jedem Reiſegefährten einen gefährlichen Concurrenten zu erblicken, ſich zu der wichtigen Frage gedrängt fühlte, in welchem Artikel ich reiſe.

Aus ganz demſelben Beweggrunde fühlte ich mich denn auch ermächtigt, endlich zur Nothlüge Zuflucht zu nehmen und es entſpann ſich dann folgender Dialog:

„Hat Ihr Haus die Fabriken in oder bei Brünn?

„Nein; — mein Haus hat ſein Waarendepot in den Wäldern und Wüſten Afrika's, in den Prairien und Pampa's Amerika's und in den Dſchungln Indiens."

„Wos Sie ſogen? Sie machen alſo in Colonialwaaren directe."

„Nein, ich mache in Löwen, Tigern, Pantern, Affen, Schlangen ꝛc.... Ich bin eben am Wege, dem hieſigen Landesmuſeum oder dem Peſter Thiergarten ein Prachtexemplar eines Gorilla's zu verhandeln."

Herr Teitelbaum unterbrach auf einen Augenblick ſeine culinariſche Arbeit und mit einem ängſtlichen Blick auf mein Gepäck fragte er:

„Sie werden doch nix hoben Ihner Muſter bei Ihnen?"

„Nein," beruhigte ich ihn, „das ginge der großen Speſen halber wohl nicht recht an. Nur wenn mich ganz beſondere Umſtände dazu veranlaſſen, was nur äußerſt ſelten der Fall zu ſein pflegt, führe ich einen kleinen Affen mit mir."

Meine ſchöne Nachbarin, welche ſchon bei der erſten Einleitung dieſes Dialoges ihr allerliebſtes Geſicht hinter ein Wiener Journal verbarg, ließ nun ein kurzes, helles Lachen hören. Sie mußte wohl was recht amuſantes leſen. Da ſie mir in dieſer Stellung nicht geſtattete, die feinen Linien ihres Geſichtchens und den wunderbar feſſelnden Ausdruck ihrer dunkelbraunen, etwas ſchelmiſch in die Welt blickenden Augen, weiter zu bewundern, ſo begnügte ich mich, mein nimmerſattes Auge an der reichen Fülle ihres in widerſpenſtigen Wellen ſich ringelnden kaſtanienbraunen Haares zu weiden,

das zuweilen hinter dem Journale zum Vorschein kam.

Ich segnete im Stillen die Sterilität aller Diplomaten, pardon aller Redactionen, die sie, Gott sei Dank, daran hinderte, nicht noch breitere Folio's zu verwenden und denen ich es nun verdankte, mindestens soviel von den schönen Reizen meiner Nachbarin zu entdecken, als ein günstiger Zufall — und vielleicht auch ein bischen Absicht verriethen.

Aber auch der mit feinen Spitzen garnirte weite Aermel, der in verrätherischer Weise etwas zurückfiel, gönnte meinem indiscreten Auge einen Anblick; d. h. einen blendend weißen, vollen und klassisch gerundeten Arm, der mich vollends in eine Stimmung versetzte, daß es dem Kellner nun ein Leichtes gewesen wäre, mir mein unendlich zähes Paprikahuhn für einen in den böhmischen Fasanerien gemästeten Fasan aufzudisputiren.

Man kann sich somit leicht vorstellen, welch' innige Theilnahme ich dem weiteren Mittheilungsdrange Herrn Aron Teitelbaum's schenkte, als er mir erzählte, daß er verheiratet sei, daß seine Frau ein allerliebster Schatz sei, welche ihn schon mit fünf Kindern beschenkt habe, welche Kinder wieder alle so gesund, so schön und so sehr gescheidt seien.

Diese meine Theilnahme wurde noch viel weniger durch den Umstand gesteigert, daß meine schöne Nachbarin sich erhob, ihren Plaid, eine kleine Handtasche und einen schwarzseidenen En-tout-cas nehmend, und sich leicht verneigend, zur Thüre hinausrauschte.

Herrn Aron Teitelbaum hatte mittlerweile ein sehr abgegriffenes Portefeuille und aus dessen Fülle unter verschiedenen Accepten, das ebenfalls schon abgegriffene Conterfei, respective Photographie, seiner zarten Ehehälfte hervorgezogen und mir zur obligaten Bewunderung unterbreitet. Ich entledigte mich dieses conventionellen Tributes in eiligster Weise und mochte wohl noch an den schönen Arm meiner Nachbarin gedacht haben, weil mir unbewußt der Ausruf entschlüpfte: „Welche Rundung!"

Worauf Herr Aron Teitelbaum mit stolzem Selbstbewußtsein erwiderte: „Ja, sie kosten mich aber auch schweres Geld!"

War es nun diese meine splendide Bewunderung, oder war es vielleicht eine Gewohnheit geworden, seine Diners während der Reise durch den Anblick seiner gesunden, schönen und so gescheidten Familienglieder zu würzen; ich vermag es nicht zu sagen. — Aber zu meinem Entsetzen kamen der Reihe nach alle Sprossen des edlen Aron Teitelbaum'schen Geschlechtes in Gestalt von Photographien zum Vorschein und sie dürften, ihren Zügen nach zu schließen, alle in directer Linie vom Erzvater Abraham abstammen.

Aron Teitelbaum's Blick verschleierte sich einen Augenblick durch den feuchten Schimmer väterlicher Rührung und es muß wohl auf Rechnung dieser sentimentalen Anwandlung geschoben werden, daß er in seeliger Vergessenheit alles Gegenwärtigen einen ganzen, statt einen halben Zwetschkenknödel in den Mund steckte.

Das bewog mich, Herrn Aron Teitelbaum die Bemerkung zu machen, daß, wenn es auch einst einem tüchtigen und berühmten Pathologen gelunden sei, mir zu beweisen, daß die Aeußerungen der menschlichen Natur in steter Harmonie mit der inneren Gefühlserregung stehen, er mich von dieser Meinung gründlich geheilt habe.

Ich raffte mein Gepäck zusammen, zahlte, und mir eine gute Havanna anzündend, suchte ich draußen am Perron, was ich drinnen so ungern verloren.

Auch hatte ich es bald gefunden, denn, wie ich so die lange Halle auf- und abblickte, bemerkte ich meine schöne Tischnachbarin längs des einen Zuges die offenstehenden Coupé's einer vorsichtigen Inspection unterziehen.

Sie blieb endlich vor dem einen stehen, und den einen Fuß auf das Laufbrett stellend und mit der Hand nach der Handhabe langend, verweilte sie einen Augenblick in dieser Stellung, als sei sie noch im Zweifel über ihre Wahl.

Und welch' zierlicher Fuß! — Welch' elegante Tournure, diese nicht allzuüppige biegsame Gestalt in ihrem dunkelgrauen Reisekleid.

Ein rascher Blick auf die geöffnete Thür des Coupé's erfüllte mich mit hoher Befriedigung, denn ich machte die freudige Entdeckung, daß sie ein Rauchcoupé gewählt hatte.

Endlich erfolgte ein elastischer Aufschwung; sie verschwand im Innern des Waggons und unmittelbar darauf war mir die angenehme Geiegenheit geboten, mich mit einem höflichen: „Sie erlauben wohl?" in einer Ecke ihr gegenüber zu installiren. „Ein günstiger Zufall gewährt mir zum zweitenmal das Vergnügen Ihrer angenehmen Gesellschaft," sagte ich, eben im Begriffe meine Cigarre aus purer Galanterie zum Fenster hinaus zu werfen. Dann aber einer plötzlichen Regung kaufmännischer Oeconomie nachgebend, besann ich mich eines Bessern, und mich zur Dame wendend, sagte ich: „Sollte der Rauch Sie incommodiren, so bitte ich zu befehlen."

Ein spöttisches, wenn auch flüchtiges Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel, indem sie erwiderte: „Nicht im geringsten, mein Herr; mich führte nicht der Zufall in ein Rauchcoupé. Und wen ich ein solches wählte, so geschah es mit Absicht." So! dachte ich mir, die sitzt ... diese moralische Ohrfeige. Die hat das Ding mit dem Zufalle gleich weg. Als sie aber noch weiter beifügte: „Es wäre auch purer Leichtsinn, eine kaum angezündete Cigarre von sich zu schleudern, selbst wenn es aus Galanterie geschehe, da Sie selbe ja einfach in diesen Aschenbehälter legen können." Da brachte sie mich völlig außer aller Contenance. Sollte sie deine Schmutzerei bemerkt haben? Das wäre ein sauberes Debut bei dieser Schönen, die du so sehr bereit warst für einen Engel zu erklären, und die sich allem Anscheine nach als kleiner Dämon entpuppen wird.

In solchen Augenblicken, wo wir uns bemühen, uns einer schönen Dame gegenüber durch Galanterie und womöglich auch durch etwas Geist bemerkbar zu machen und uns die Dame in Letzterem überflügelt oder gar matt setzt, in solchem Augenblicke, ließ ich mir erzählen, mache ein Mann gewöhnlich ein dummes Gesicht. Und mich dessen erinnernd, drückte mich in meine Ecke, und sagte: „Weil Sie schon so gütig waren, meine Dame, mir die Erlaubniß hiezu zu ertheilen, so ziehe ich es vor, davon Gebrauch zu machen," fing ich an, an meiner Havanna darauf loszupaffen und hüllte mein Depit in eine dichte Wolke von Rauch.

Ich bemerkte aber bald die Vortheile, welche mir der Wolkenschleier meiner Havanna bot; denn er verbarg doch etwas meinen indiscreten Blick, der mit großem Interesse auf meiner schönen Reisegefährtin haftete. Da bemerkte ich auch, daß sie etwas in ihrer Handtasche suche und zu diesem Zwecke den Handschuh von der einen Hand gezogen hatte, auf der ich einen Ehering entdeckte.

Also Frau! dachte ich mir. Das stimmte mein Interesse wieder um Einiges tiefer.

Aber darüber tröstete ich mich bald, denn es mußte ja dieser Umstand nicht unbedingt ein Hinderniß sein, meinen Drang nach einer interessanten und angenehmen Reiseunterhaltung zu befriedigen. Es konnte ja auch einer verheirateten Frau einmal passiren, sich einem darauf hinzielenden Entgegenkommen gegenüber nicht allzu spröde zu zeigen.

Aber wenn ich so dasitze und wie ein Türke darauf lospaffe, wird sie schwerlich geneigt sein, dies als geist-

reichen oder galanten Vermittlungsversuch gelten zu lassen, dachte ich mir im Stillen und mich ihrer vorher erwählten Bemerkung erinnernd, versetzte ich: „Sagten Sie nicht soeben, gnädige Frau, daß Sie mit Absicht ein Rauchcoupé wählten? Ist es erlaubt zu fragen, ob Sie vielleicht selbst diesem edlen Sporte huldigen?"

„Das wohl nicht," antwortete sie, „obwohl ich den Rauch einer guten Cigarre nicht ungerne rieche. — Aber eine längere Reise auf einer so wenig frequenten Strecke wollte ich bei der gegenwärtigen Unsicherheit nicht allein zurücklegen. Und das wäre in einem Damencoupé wohl meistens der Fall."

„Daran thun Sie wirklich recht; obwohl mir auf dieser Strecke noch nie etwas Auffälliges begegnet ist, so ist das reisende Publikum auf der Kanizsa-Barcser Strecke doch ein weit anderes, als das der übrigen Bahnen."

„Sie sind also auf dieser Strecke schon bekannt?" fragte sie mich nach einer kurzen Unterbrechung.

„Bis Esseg bin ich schon wiederholt gefahren; aber diesmal führt mich ein Geschäft von dort weiter in's Banat. Und diese untere Bahnlinie, die Alföldbahn, ist mir noch unbekannt. „Sollte Ihr Reiseziel Sie soweit führen?"

Eine Weile besann sie sich; dann sagte sie: „Einstweilen nur bis Fünfkirchen."

Und da sie aufstand, um die bereits ihre Züge aufsuchenden Passagiere anzusehen, hielt ich mich in bescheidener Reserve und überließ es den Zufällen, einer so langen Fahrt, noch mehr über die hübsche junge Frau zu erfahren.

Ich lehnte mich in meine Ecke zurück und widmete mich nun einer sorgfältigen Prüfung der einzelnen Details, welche mir diese junge Frau so interessant erscheinen ließen. Und jung war sie, denn ich schätzte sie um mindestens sechs bis acht Jahre jünger als ich selbst war und ich hatte mein neunundzwanzigstes noch nicht erreicht.

Während ihr Auge braun war, hatte mich die Natur mit keiner entschiedenen Augenfarbe beglückt. Denn, wenn meine Mutter auch behauptete, sie seien blau, so war meine Schwester stets der Meinung, sie seien grau wie ein trüber Novembermorgen.

Während das zarte Roth ihrer Wangen gar so lieblich mit dem Kastanienbraun ihres Haares harmonirte, war der blasse, etwas broncirte Teint meines Gesichtes in Verbindung mit meinen schwarzen Haaren ganz geeignet, jedermann an meiner germanischen Abstammung zweifeln zu lassen. Ihre mittelgroße, schlanke und im vollsten Ebenmaße gerundete Gestalt, erschien in gar keinem Verhältnisse zu meiner das Grenadiermaß übersteigenden Höhe und mit meinen Schultern, welche ganz zum Tragen schwerer Lasten geschaffen zu sein schienen.

Also offenbar wirkten hier die Contraste. —

Ich hatte nicht lange Zeit, mich solchen Betrachtungen zu überlassen, denn es ertönte das erste Glockensignal und lebhaft drängten sich die Reisenden an ihre Züge heran. — Unser Zug war wie gewöhnlich der wenigst umworbene und es gewährte mir große Befriedigung, als ich in einem Coupé des nebenstehenden Zuges das aufgedunsene Gesicht Herrn Aron Teitelbaum's entdeckte, der wieder eifrig bemüht war, in sein vis-à-vis hineinzudiscuriren. Wahrscheinlich war seine Concurrenten-Spürnase auf frischer Fährte. — Es erfolgte das zweite und bald darauf das dritte Läuten für den zuerst abgehenden Zug.

Einer nach dem andern rollte wieder zur Halle hinaus und es blieb nur mehr unser Zug übrig, in welchem die Conducteurs des geringen Andranges halber bereits die Fahrbillete revidirt und die Thüren geschlossen hatten, was meiner schönen Reisegefährtin ein kleines Stirnrunzeln verur-

ſachte, denn wir waren allein geblieben. — Auch hier kamen die Contraſte zur Geltung; denn ich runzelte nicht die Stirne und war eben im Begriffe, erwähnten Contraſt in meinen Zügen vollends zum Ausdrucke zu bringen, als wir die Rollen wechſelten und nun die Reihe an mich kam, die Stirne zu runzeln, während ſich das Geſicht der hübſchen Frau wie ein ſchöner Maitag erheiterte. Denn ſchon waren wir zur Abfahrt bereit, ſchon hatte der Conducteur „Fertig“ gerufen, als draußen in der Halle das Geſchrei einer alten Stimme vernommen wurde: „Ach Herr Jeſſes! Guterſter Herr Conducteur! mache Se doch auf. Mer wolle ja auch mitfahre.“

Da wurde die Coupéthüre nochmals aufgeriſſen und halb hereingeſchoben, halb gehoben wurde ein altes, dürres Männchen in ſchwarzſeidener Reiſekappe mit weitvorſtehendem Schilde und deſſen graue Haare die gleiche Farbe mit ſeinem langbeſchoßten, grauen Sommerrock hatten.

„Ne, das wäre ſcheene geweſen, wenn ich hätte müſſe da ſitzen bleibe.“

Und nun erzählte der alte Herr, der übrigens ein ſehr ſanftes und gutmüthiges Ausſehen hatte und ſich ſchon durch ſeinen Dialekt als Sachſe documentirte, daß er von der großen Hitze einen gewaltigen Durſt bekommen habe und dieſen wollte er mit ein paar Glas Wein ſtillen.

Aber er hatte nach gewöhnlichem Maße getrunken und dabei nicht bedacht, daß der feurige Somlauer und Szegszarder das Blut eines Sachſen arg erhitzen könne. — Und da ſei dann die große Hitze und Erſchöpfung der Reiſe dazugekommen und dann habe der alte Herr ſich ein wenig in die Ecke des Sofa's gedrückt. Da ſei es aber ſo bleiern über ihn gekommen, daß er eingeſchlafen und ſomit ſeine Sieſta unfreiwillig ſo ſehr verlängert habe, daß er bald in Kanizsa zurückgeblieben wäre. Und als er dies erzählte, war der Zug bereits in vollem Gange und das eintönige Ra—ta—ta, Ra—ta—ta des Zuges machte eine ſolche Wirkung auf ihn, daß er ſachte in die Kiſſen ſeines Sitzes zurückſank und es kaum merkte, daß er einſchlief, als er noch lallend beifügte: „Weeß — der — liebe Gott! — — aber in ſ'on Ungar — — Wein — da —! Na — mer — mer ſoll's nicht — glaube! — das — wäre — ſcheene — ſcheene . . .“

Und dann hörte man nichts mehr als das tiefe, gleichmäßige Athmen des alten Herrn und das Ra—ta—ta, Ra—ta—ta des Zuges ließ ihn gewiß von ſeiner fernen Heimat an den ſchönen Ufern der Elbe träumen, während er in Wirklichkeit dem Süden Ungarn's mit voller Dampfkraft entgegenjagte.

Währenddem ſah die ſchöne Frau zum Fenſter hinaus und ſichtliches Intereſſe drückte ſich in ihren Zügen aus, hervorgerufen durch den Reiz der Neuheit, welchen ihr die noch einige Zeit wechſelnden Landſchaftsbilder verliehen.

Als ſich aber die Gegend immer mehr und mehr zu verflachen anfing und nur mehr vereinzelte Eichenwälder und coloſſale Haufen von aufgeſtappelten Faßdauben ſeltene Unterbrechungen in der Monotonie der Landſchaft boten, da verlor ſich ihr Blick auch mehr und mehr in die endloſe Ferne. Man konnte es ihm anſehen, daß er an keinem feſten Punkte haſte, ſondern in jene geiſterhafte Erſtarrung verfallen war, welche das menſchliche Auge anzunehmen pflegt, wenn es verſunken iſt in die Anſchauung der raſch wechſelnden Bilder, die in unſerer Seele in bunten Farben vorüber ſchweben.

„Sie ſind wohl nicht ſehr entzückt, gnädige Frau, über das Landſchaftsbild, das ſich Ihrem Blicke zeigt,“ ſagte ich, nachdem ich einige Zeit ihr Stillſchweigen reſpectirt hatte. „Und doch iſt auch dieſe Gegend nicht arm an Reizen und Naturſchönheit.“

„Ich dachte mir so Aehnliches," erwiderte sie, „denn alles auf dieser Welt hat seine Licht- und Schattenseiten. Aber worin eigentlich hier die Reize verborgen liegen, ist mir noch nicht recht klar."

„Haben Sie, meine Gnädige, jene dichten Eichenwälder bemerkt, an denen wir theilweise vorüberfuhren und wovon wir schon einen durchschnitten haben?"

„Ja, Sie haben Recht. Sie sind prachtvoll, die Wälder."

„Sind Sie nicht so verschwenderisch mit Ihrem Urtheile, denn, was würden Sie dann noch sagen können, wenn Sie so einen Wald kurz vor Sonnenaufgang beträten und sich hinein vertieften in seine geheimnißvollen Schatten, welche von Ihnen noch ungeahnte Schätze der Natur bergen. Was würde Ihnen dann noch übrig bleiben zum Ausdrucke Ihrer Bewunderung, wenn Sie an jene Stelle kämen, wo er durchschnitten wird von dem mächtigen Strome, an dessen flachen Ufern die ehrwürdigen Eichen ihre Aeste tief herab senken, um den an ihnen emporrankenden Ueberfluß der üppigen Vegetation in die Fluthen der vorüberrauschenden Wasser zu tauchen. Stehen Sie dann an so einem herrlichen Sommermorgen in diesem prächtigen Dome, den nur die Natur geschaffen, stehen Sie da ganz allein, ferne von allem Treiben der übrigen Welt, umgeben von den dunklen Waldriesen, deren hohe Gipfel die aufgehende Sonne vergoldet, während ihre tiefer einbringenden Strahlen in Miriaden von brillantenen Thautropfen sich wiederspiegeln; — hören Sie dann den Gesang der Vögel, das Rascheln und Knistern des erwachenden Waldes — — — was werden Sie dann noch sagen?"

„Ich weiß wahrlich nicht, was ich sagen würde," erwiderte die Frau gedankenvoll, „denn ich habe es noch nie erlebt. Aber was ich weiß, ist, daß Sie sehr warm und lebhaft schildern."

Da wurden wir unterbrochen durch das Anhalten des Zuges, der bereits die zweite Station erreicht hatte.

Der Aufenthalt war kurz und schon wieder ertönte die Glocke. Dann folgte der lange, schrille Pfiff der Locomotive, ein etwas unsanfter Ruck — — und unmittelbar darauf das Erwachen unseres Sachsen.

Etwas verwirrt blickte er zum Fenster hinaus, dann rieb er sich die Augen und, nachdem er seine Sackuhr consultirt hatte, wendete er sich mit der Frage an mich: „Ach, bester Herr, können Se mer nicht sage, um wie viel Uhr mer nach Pest kommen?"

Als er mich aber so unschuldig fragte und dabei so gutmüthig ansah, da mußte sich wohl mein tiefes Bedauern über des guten Mannes Irrthum sehr lebhaft in meinen Zügen wiederspiegeln, denn plötzlich dämmerte in ihm die Ahnung einer unangenehmen Ueberraschung auf.

Ich beeilte mich ihn hierüber aufzuklären, indem ich sagte: „Bester Herr, wenn Sie die Absicht hatten, heute noch in Pest anzukommen, so haben Sie offenbar in Kanizsa den unrichtigen Zug gewählt, denn dieser führt Sie über Fünfkirchen nach dem Süden Ungarn's."

„I du lieber Gott! Was Sie da sagen!" Und dann aufspringend und zum Fenster hinausrufend: „He, Conducteur! gutester Herr Conducteur! Na, das wäre scheene — und meine Leute erwarte mich heute alle am Bahnhofe. Wird doch morgen die Hochzeit meiner Enkelin gefeiert: Ach Herr Jeses, was werde die glauben!"

„Na," beruhigte ich ihn. „Wenn die Hochzeit erst morgen gefeiert wird, so haben Sie noch immer nichts versäumt, denn in längstens einer viertel Stunde werden wir die Station Zákány erreichen, und von dort können Sie den nächsten Zug retour benützen, so daß Sie dann statt heute Abend, morgen Früh in Ofen ankommen. Es

bleibt Ihnen auch noch genügend Zeit, ein Telegramm an Ihre Familie abzusenden."

„Na weeß Gott, da kann ja noch alles gut werden und ich danke Ihnen bestens. — Was so'n Ungarwein nicht alles anrichte kann!"

Dann, als ich sah, daß er in seiner Verwirrung bemüht war, den Inhalt des Telegrammes auf einer Karte zu verfassen, woran ihm das Rütteln des Wagens hinderte, nahm ich eine meiner Karten zur Hand, schrieb die wenigen Worte: „Den Zug versäumt, komme morgen Früh in Ofen an" darauf und nachdem ich mich um die Adresse erkundigt und selbe beigefügt hatte, fragte ich, welchen Namen ich unterfertigen dürfe.

„J. Langhals, bitte sehr," antwortete der freundliche Herr und nachdem ich ihm die Karte überreicht hatte, auf deren Kehrseite er meinen Namen gelesen, sagte er: „Ah, vielen Dank, Herr Rettenbach, für Ihre Freundlichkeit, Sie haben mir wirklich einen großen Dienst erwiesen."

In diesem Augenblicke aber wendete sich die schöne Frau mit der Frage an Herrn Langhals: „Sie erlauben wohl! Herr Langhals aus Leipzig?"

„Zu dienen, meine Gnädige. Ist Ihne vielleicht der Name bekannt?"

„Gewiß; mein Mann hat ihn mir oft genannt, als einen der bedeutendsten Handelsfirmen, mit denen er viele Jahre in Geschäftsverbindung gestanden hat. Ich heiße Link."

„Wie wäre es möglich?" rief Herr Langhals in freudiger Ueberraschung. „Ich begrüße also in Ihnen die Witwe meines seeligen Freundes Link? Na, ob ich ihn gekannt habe, meinen lieben, guten Link. Wie habe ich mich doch gefreut, als er mir mittheilte, daß es ihm gelungen sei, seine alten Tage durch einen Engel an Liebreiz, durch eine schöne, junge Frau zu beglücken. Freilich wohl war es ihm nicht lange gegönnt, sich seines Glückes zu erfreuen!"

Während nun zwischen Beiden noch einige gegenseitige Mittheilungen in ähnlicher Weise ausgetauscht wurden und ich mich in discrete Reserve zurückzog, steigerte sich mein lebhaftes Interesse für die schöne Frau um Bedeutendes, seitdem ich wußte, daß sie Witwe sei. Sie war nun kein unerreichbares Wesen mehr und ich hatte keine ganz Fremde mehr vor mir, denn das Haus C. M. Link's Witwe war mir als eines der bedeutendsten Manufactur- und Seidenwaarengeschäfte am Wiener Platze um so bekannter, als es in mein Fach schlug.

Mir blieb nicht lange Zeit zu solchen Reflexionen, da der Zug die Station Zákány erreicht hatte.

Herr Langhals verabschiedete sich von Frau Link und den längeren Aufenthalt benützend, geleitete ich den alten Herrn in die Halle, um ihm bei der Aufgabe des Telegramms behilflich zu sein.

Auch wurde mir in dieser Station die angenehme Gelegenheit geboten, meiner schönen Reisegefährtin meine Ritterdienste erfolgreich zu offeriren, indem sie mich huldvollst ermächtigte, ihr ein Glas frischen Wassers zu verschaffen. — Das war schon wieder Etwas, wenn auch nicht viel, auf dem Wege in ihrer Gunst zu steigen; ein Weg, auf welchem für uns die nichtssagendsten Geringfügigkeiten oft von großer Bedeutung und hohem Werthe sind.

Zur Zurücklegung der Strecke von Zákány bis Fünfkirchen braucht der Zug eine bedeutende Zeit und es soll hier nur nebenbei bemerkt sein, daß ich sie nicht unbenützt vorüberstreichen ließ. Im Gegentheile bot ich alles auf, sowohl die Vortheile einer so angenehmen Reisegesellschaft auszubeuten, sowie ich auch nichts versäumte und unterließ, was nur halbwegs dazu beitragen konnte, mich im Gedächtnisse der schönen Frau zu erhalten.

Wäre mir nicht der Umstand hinderlich gewesen, daß ein dringendes

und keinen Verzug erleidendes Geschäft meine Anwesenheit in Esseg erforderte, so würde ich jedenfalls in Fünfkirchen ausgestiegen sein. So aber mußte ich es einem günstigen Zufalle überlassen, sie später wieder zu treffen, wozu sich ja noch in Wien Gelegenheit finden ließ. Mit dieser trostreichen Aussicht verabschiedete ich mich in Fünfkirchen von Frau Link, um allein meine Reise fortzusetzen.

Der größte Theil des andern Tages gehörte den Geschäftsangelegenheiten meines Hauses und erschöpft und ermüdet kehrte ich Abends in mein Hotel zurück.

Das Hotel Europa, ein sehr umfangreiches, gut situirtes und sehr comfortabel ausgestattetes Gebäude, bietet dem von den Mühen und von der Hitze des Tages ermüdeten Reisenden noch den Vortheil der erfrischenden Erquickungen seiner vortrefflichen Küche, sowie seines gut assortirten Kellers, die man sich in dem großen, parkähnlichen Hotelgarten serviren lassen kann.

Au fond dieses Gartens befindet sich auch ein vom Hotelier erbautes Sommertheater und vor demselben ein großer mit zahlreichen Tischen besetzter Platz. Dieses Theater wird zuweilen von wandernden Theatergesellschaften, und mitunter auch zu Dilettantenvorstellungen, benützt.

An diesem Abende aber sollte es vom Pester Volkssänger Herrn Neumann benützt und somit dem Esseger Publikum das Vergnügen eines Pariser Café chantant geboten werden.

Der Zufall führte mich mit zwei bekannten Geschäftscollegen zusammen, die sich auch auf der Tour befanden, und wovon der Eine ein Vollblut-Berliner war. Was Wunder, wenn wir uns unter solchen Umständen freundlich zusammengesellten und unsern der Bühne ein Tischchen occupirten, bei dem es bald sehr lustig herging. Besonders der Berliner war ein äußerst scharmanter Gesellschafter und, abgerechnet seine unvermeidlichen Aufschneidereien, eine grundehrliche Seele.

Freilich wohl, als er unsere Ermahnungen, er möge doch dem Ungarweine nicht trauen und etwas Wasser beimengen, nur mit der Bemerkung zurückwies: „Das sei allen's jar nischt; das sei nur pures Spreewasser, was er bei so'n juter Jelegenheit ooch mal beweisen wolle.“ Da trug er wesentlich dazu bei, daß es bei unserem Tische immer lauter wurde und schon einzelne Mahnrufe des in seinem theatralischen Genusse gestörten Publikums in bedrohlicher Weise an unsere Adresse gerichtet wurden.

Auch die übrige Gesellschaft war in heiterster Stimmung, wozu auch die herrliche Sommernacht in dem großen, kühlen Garten viel dazu beitragen mochte. Ueberhaupt lebt man in jenen Gegenden zur Sommerszeit länger in die Nacht hinein, um das an Vergnügen und Bewegung einzuholen, was des Tages über der großen Hitze wegen versäumt wird. Mir kam dies umso gelegener, da es sich nicht der Mühe lohnte, zu Bette zu gehen, um wieder um zwölf Uhr Nachts aufzustehen und mit dem Hotelomnibus zu dem über Zombor nach Großwardein abgehenden Zug zu fahren. Wir hatten schon eine geraume Zeit in fröhlichem Geplauder zugebracht. Jeder von uns hatte sein Möglichstes gethan, die interessantesten Momente seiner Erlebnisse zum Besten zu geben, wobei uns der Berliner jedesmal mit seinen stereotypen: „Das sei allen's nischt“, unterbrach und jedesmal noch Größeres und Interessanteres erlebt hatte. Wir verziehen es ihm recht gerne, unserer Leichtgläubigkeit eine solche Dosis von Verdauungsfähigkeit zuzumuthen, die er doch immerhin voraussetzen mußte, indem er uns Dinge auftischte, welche die Wahrheit geradezu auf den Kopf stellten. Unterhielten wir uns doch dabei auf's Trefflichste und das war ja der Hauptzweck des Abends.

Wir hatten bereits jeder das Möglichſte in diverſen Nationalſpeiſen geleiſtet, als der Berliner bemerkte, daß die Kellner ſchon wiederholt dampfende, mit Servietten verhüllte Teller ſervirten. Da gelang es ihm einen eben vorübergehenden Garçon beim Aermel zu erhaſchen, und ihn an ſich heranziehend, ſagte er: „Hört Ihr man Jungens, was traacht Ihr denn da in ſo jecheimnißvoller Hülle; laſſen Sie man das Dings ſehen.“

Und ohne erſt die Antwort abzuwarten, ſchlug er die Serviette zurück, und bemerkte das ſehr angenehm duftende und dort allgemein beliebte Nationaldeſſert.

„Gott verdamm mich, wenn das nich jeſottene Maiskolben ſind!“ rief der erſtaunte Berliner. „Ne höre Se man! kann man den wahrhaftig ſo'n Zeugs eſſen? — Na nu, man ſoll von mir nich ſaachen, daß ich in Unjarn jeweſen ſei, ohne davon jekoſtet zu haben. — Höre Se! bringen Sie man raſch ſolche Dinger!“

Und ſeinem Beiſpiele folgend, ließen wir uns auch geſottene Maiskolben bringen, die uns vortrefflich mundeten, und wobei wir die Ermahnung des Hoteliers beherzigten: „Wir mögen ſolch ungewohnte Koſt ja nicht genießen, ohne die dazu erforderliche Quantität Somlauer Wein beizufügen, da er die Verantwortung etwaiger gaſtronomiſcher Conſequenzen nicht auf ſich nehmen könne.“

Da plötzlich kam die Heiterkeit des Publikums in Form von lebhaften Applaus und Beifallsrufen zum Ausbruche. Herr Neumann hatte nämlich ein damals ſehr beliebtes Volkslied mit dem allbekannten Refrain „here tyn, tyn, tyn“ germaniſirt, und darin den Eſſeger Stadtrath und einen durchgebrannten Krachmeier etwas mitgenommen.

Unſer Berliner, der ſich dadurch gerade in Mitte einer coloſſalen Aufſchneiderei unterbrochen ſah, nahm dieſe Gefühlsäußerung des Eſſeger Publikums ſehr ungnädig auf, und ſchon unter dem Einfluſſe der Verdauungsbeſchwerden, oder vielmehr des dieſelben mildern ſollenden Somlauers, erhob er ſich von ſeinem Stuhle, und apoſtrophirte das erſtaunte Publikum mit den Worten:

„Ne wahrhaftig, is das nich n' Scandal, in ſo'n ſchändliches Gejohle über ſo'n erbärmlichen Jeſang loszubrechen, das können nur ſo läp'ſche Düngriche zuweche bringen. Bei uns in Berlin käme man ſo was jar nich vor!“

Diesmal hatte er aber der Geduld und Nachſicht des Publikums zu viel zugemuthet; und ſchon wurden einzelne Rufe: „Hinaus, hinaus mit ihm“ laut, als zu meiner hohen Befriedigung der Portier in den Garten rief: „Der Omnibus zum Zug nach Zombor, Szegedin und Großwardein!“ Ich ergriff den Berliner beim Arme, und während er mir bis zum Wagen das Geleite gab, rief er noch einmal zurück: „Die Kerl's ſind ſo toll, daß ſie ihm noch die Baracke ſtürmen.“ Worauf er ſich zu des Hoteliers Beruhigung auf ſein Zimmer begab, um ſeinen Groll auszuſchlafen.

Ich befand mich bereits im Omnibus, in welchem ſich, außer einer Dame, die in der hintern etwas dunkeln Wagenecke ſaß, keine weiteren Paſſagiere einfanden, und die Dank ihrem Schleier und dem zweifelhaften Lampenlichte den Beobachter über ihr Exterieur vollkommen in Zweifel ließ. —

Ich war auch noch zu ſehr unter dem Einfluſſe der eben geſchilderten Ereigniſſe, um während der, eine Viertelſtunde dauernden Fahrt zum Bahnhofe ein Geſpräch zu entriren.

Als wir aber dort angelangt waren, und der Wagen vor der grellerleuchteten Halle hielt, ſtieg ich aus und mich in gewohnter Galanterie an die Dame wendend, ſagte ich ihr hilfreich die Hand bietend:

„Bitte mir die Taſche zu reichen.“

Wer beſchreibt aber meine freudige Ueberraſchung, als ich die wohlbekannte Stimme der Frau Link, ſo wie auch ſofort ſie ſelbſt erkannte, indem ſie erwiderte:

„Guten Abend, Herr Rettenbach, Sie ſehen der Zufall ſpielt eine Rolle bei uns.“

„O gnädige Frau!“ ſagte ich: „wie konnten Sie ſo hart ſein, mich die ganze Dauer der Fahrt über in Unkenntniß zu laſſen, über die günſtige Fügung des Schickſals, daß ſich mir in dieſer Begegnung ſo gnädig erweiſt.“

„Sie waren ſo ſehr in Gedanken vertieft, daß es indiscret geweſen wäre, Sie zu ſtören.“

„Nein, nein! Sagen Sie lieber offen, daß Sie nicht erkannt werden wollten. Wenn übrigens nicht mehr Paſſagiere kommen als bis jetzt, ſo werden Sie auf dieſer Strecke gut thun, mich als Chevalier d' honneur zu acceptiren.

Nachdem ſich Frau Link zögernd umgeſehen hatte, und die für ſie nicht troſtreiche Umgebung betrachtete, die meiſtens aus Paſſagieren dritter Claſſe beſtand, ſagte ſie lächelnd:

„Sie haben ſich geſtern als ſo aufmerkſamer und gefälliger Reiſegefährte bewährt, daß Sie ſich in der That einiges Recht auf dieſe Dienſte erworben haben.“

„Als ſolcher darf ich mir wohl die Frage erlauben, bis zu welcher Station es mir gegönnt ſein wird, mich meines Ehrendienſtes zu erfreuen?“

„Das werden Sie gleich erfahren. Meine Reiſe gilt einem ſchon längſt verſprochenem Beſuche bei meiner Schwägerin auf Puſta Gyerköny, und ich wäre ſchon geſtern dahin gefahren, wenn mich nicht mein Geſchäftsführer erſucht hätte, einer dringenden Angelegenheit wegen mit einem Advokaten in Fünfkirchen zu verhandeln. Die Zwiſchenzeit der von hier verkehrenden Züge benützte ich aber zu einer kleinen Ruhepauſe im Hotel Europe. — Sie ſind nun au fait der Ereigniſſe, und ich bitte Sie, Ihren Ehrendienſt, wie Sie ſagen, damit zu beginnen, mir eine Karte nach Gombos zu löſen.“

Ich entledigte mich dieſes Auftrages, beſorgte die Expedition des Gepäckes und löſte die beſtellte Karte, und eine für mich nach Zombor.

Kurze Zeit darauf befand ich mich mit Frau Link im Coupé und der Zug rollte mit uns in die Nacht hinein.

Frau Link war nicht zu einer längern Converſation diſponirt, und ich erfuhr eben noch ſo viel, daß ſie auf Puſta Gyerköny gar nicht erwartet werde, und ſie die Abſicht habe, ihre Schwägerin zu überraſchen. — Die ſchon vorgerückte Zeit, ſowie auch die Ermüdung nach ſo langer Reiſe, machten bald ihre Rechte bei der jungen Frau geltend, und ſich in die Ecke drückend, war ſie bald ſanft entſchlummert.

Wenn aber bei Frau Link Zeit und Reiſeſtrapazen wirkten, ſo kamen bei mir noch ganz andere Factoren zur Geltung, worunter die Folgen des heitern Abends nicht zu den geringſten zählten. — Bald machte auch ich mich zurecht, um mich halb ſitzend, halb liegend an einem kurzen Schlafe zu erquicken.

Der freundliche Leſer wird ſagen: „Wie kann man denn ſo proſaiſch ſein, und hier ſchlafen!“

Das iſt ganz richtig, und würde auch der Auffaſſung eines jeden Romanciers ſchnurſtraks zuwiderlaufen. Aber ich erzähle hier nur eine ſchlichte Begebenheit, wie ſie ſich wirklich zugetragen hat, und darf ſomit vom Wege der Wahrheit nicht abweichen.

Auch hatte ich anfänglich gar nicht die Abſicht zu ſchlafen, ſondern nahm meine Aufgabe als Chevalier d'honneur ganz ernſt, und wollte den Gegenſtand meines lebhaften Intereſſes wachend beſchützen.

Allein es zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal, daß die Nachwirkung ungarischer Weine oft anhaltender als menschliche Vorsätze sind, und so geschah es, daß ich früher, als ich mich dessen versah, in die süßesten Träume versunken war.

Ich träumte mich in einen Wagen über die Grenze Slavoniens fahrend nach der reichen Bacska und dem Slivovitz gesegneten Syrmien. — Noch war ich getrennt von dem Lande, in welchem Slivovitz und Honig fließt, durch die breite mächtige Donau, und so wie einst dem Moses nur par distance ein Blick in's gelobte Land gestattet war, so mußte sich auch mein Auge einstweilen an dem Anblicke nie geahnten Nationalwohlstandes weiden.

Vor meinem erstaunten Blicke entrollte sich eine herrliche Landschaft, in welche sich das Geleise einer Eisenbahn vertiefte. — Zu beiden Seiten der Schiene breiteten sich unabsehbare Maisfelder in riesiger Höhe aus, an deren Stängeln gesottene Maiskolben hingen. — Nicht endenwollende Guirlanden von paperlgrünem Paprika rankten sich an stämmige Eichen empor, an deren mächtigen Zweigen kolossale Kürbisse hingen. — Persiens Rosengärten müßten beschämt zurück treten vor dem köstlichen Anblicke, der sich mir bot! Denn ein Wald von Slavonischen Rosenanlagen dehnte sich weit aus in's Land hinein, behangen mit den aromatischsten spanischen Zwiebeln in so wunderbarer Entwicklung, daß die lebhafteste Phantasie des Menschen sie nicht schöner malen könnte. — Riesige Säue liefen herum; die Einen gebraten mit Messer und Gabel im Rücken, Andere mit bereits paprizirtem Speck. — Fette Kaninchen standen am Kopfe und zappelten mit den hintern Pfoten in der Luft, daß es eine Freude zu sehen war.

Im Hintergrunde dieser wahrhaft reizenden Scenerie entdeckte mein bezauberter Blick die Landesschatzkammer; — nicht etwa in Gestalt von Gold- und Silberminen, oder flimmernder und Kristallschimmernder Schachte. — Nein! in einer feenhaft schönen Berggrotte war ein spiegelklarer See aus dessen Quellen der reinste vierziggrädige Slivovitz floß.

Allein so köstliche Träume können nicht lange währen, und waren auch erst die Folge der prädominirenden Wirkung des Somlauers.

Nun aber verlangten auch die in sträflichem Leichtsinne von mir vertilgten gesottenen Maiskolben ihre Rechte. Es kamen die schweren Träume an die Reihe, die in so tragischer Wirklichkeit enden sollten!

Mir war's plötzlich, als müsse der Zug, endlich am Ufer der Donau angelangt, halten. Aber da entgleiste er und jagte in tückischer Geschwindigkeit direct in den kühlen Strom hinein. — Schon wird die Entfernung immer geringer, — schon schlagen die Wellen zum Wagen herauf und hören meine Ohren das Zischen und Brausen der tobenden Fluthen.

Auf! — herausgerissen aus so erbärmlichem Schlafe! Wozu sich mit solchen Träumen plagen? — Doch was sehe ich? Ist's Wirklichkeit? Ist's Traum?

Ein Blick durch's festverschlossene Fenster zeigt mir in der Morgendämmerung die Donau in ihrer majestätischen Breite, — und wahrlich, der Zug nimmt seine Richtung direct auf die Donau zu!

Kein Zweifel; schon ist die Maschine im Wasser, und der Waggon neigte sich bereits nach vorne, so daß ich bei einem Haar auf mein süß schlummerndes vis-à-vis gefallen wäre.

Also war mein Traum nur von Gott gesandt, mich zu warnen vor dem sicheren Untergange? Da schlagen die Wellen bereits an die Thüre des Coupé's. — Es ist keine Zeit zu verlieren! Wozu hätte ich denn von einem böhmischen Schwimmmeister italienische Tempo gelernt? Die mußten nun für Zweie ausreichen.

Digitized by Google

Ich erfasse die schöne Schläferin beim Arme, — rüttle sie etwas unsanft in die Höhe und rufe:

„Auf! Auf! gnädige Frau; es ist keine Zeit zu versäumen, — der Zug ist entgleist und direct in die Donau hinein, — klammern Sie sich fest an mich; ich bin ein guter Schwimmer; — ich rette Sie!“

Die arme Frau springt erschreckt auf, und als sich ihren schlaftrunkenem Blicke die ungeheure Wassermasse zeigt und ihr Ohr das Rauschen der Wellen vernimmt, — da stößt sie einen markdurchdringenden Schrei aus, — und ich fange die in eine todesähnliche Ohnmacht versinkende Frau in meine Arme auf.

Ich denke nicht an die Last der süßen Bürde, sondern rüttle an der Thüre des Coupé's. Allein die ist fest verschlossen. — Das ist gewiß wieder eine jener vom Nationalhaß eingegebene Tücke, um uns Schwaben wie von Pest befallene Ferkel zu ertränken! — Rasch entschlossen umhülle ich meine Hand mit den Plaid, dann ein kräftiger Schlag mit der Faust in die Fensterscheibe, daß die Scherben klirrend nach allen Seiten fliegen, und dann — — — — — —

„Zum Teufel! welch' tollen Spektakel treiben Sie denn da?“ ruft mir der ergrimmte Conducteur entgegen, dessen Brustbild plötzlich im Rahmen des zerbrochenen Fensters sichtbar wird.

„Was Spektakel!“ schreie ich entrüstet. „Meinen Sie etwa, wir wollen geduldig wie Ratten im Käfige ersaufen, während der Zug in die Donau stürzt?“

„Aber Herr! hier ist ja vom Ersaufen gar nicht die Rede; denn soeben fährt der Zug auf die Gomboser Dampffähre.“

Und das dumpfe Rollen der Räder auf der riesigen Fähre, von deren Existenz ich damals, zu meiner Schande gestanden, nichts wußte, belehrte mich bald, daß ich eben eine höchst lächerliche Rolle gespielt habe.

Eine Weile stand ich wie betäubt. Dann legte ich die ohnmächtige Frau sanft auf die Kissen, und durch's Fenster schauend, sah ich wie die Schienen wirklich vom Ufer weg eine gute Strecke unter dem Wasser liefen, um dann wieder in sanfter Steigung in die Fähre zu münden.

Was sollte ich nun beginnen? Meine Lage war entsetzlich! da lag die todesbleiche Frau, kein Lebenszeichen auf den blassen edlen Zügen.

Und wenn sie erwacht, was dann? — Wie konnte ich mich verantworten? — wäre es nicht besser, ich stürzte mich gleich in die Tiefe des Stromes, um mich und meine Schande darin zu begraben? — Aber die Frau, die brauchte ja meinen Schutz, und sie hatte einen gerechten Anspruch darauf.

Da lief der Zug aber schon am andern Ufer von der Fähre auf das Bahngeleise, und bald darauf waren wir in der Station Gombos angekommen. — Mit Beihilfe des Conducteurs trug ich die noch immer ohnmächtige Frau in die Restauration, wo mir der Restaurateur ein Zimmer zur Verfügung stellte. —

Unterstützt von dessen Frau, gelang es uns endlich, Frau Link wieder zur Besinnung zu bringen. Mit diesem Augenblicke kam aber auch für mich die schwierigste Situation. Sollte ich ein offenes Geständniß meiner Heldenthat ablegen? — Nein! Dazu war ich zu feig. Die Verachtung dieser Frau hätte mich in diesem ohnedem so erregten Zustande getödtet. — Und warum sollte ich sie nicht vielmehr im guten Glauben belassen, sich mir gegenüber verpflichtet zu fühlen? — Warum eine vom Schicksale eigens zu meinen Gunsten geschaffene Situation und ihre Vortheile opfern? — Hatte ich nicht im guten Glauben einer wirklichen Gefahr thatsächlich die Absicht, sie auf Gefahr meines Lebens zu retten? Mußte sie

nicht unter allen Umständen den guten Willen für die That nehmen? Gewiß! Ein Geheimniß konnte ihr die wahre Sachlage für die Dauer nicht bleiben. Aber nur in meiner Gegenwart sollte es sie nicht erfahren; nicht durch mich. Denn vom Erhabenen zum Lächerlichen ist oft nur ein Schritt, und Lächerlichkeit ist tödtendes Gift für ein, wenn auch erst aufkeimendes Gefühl, auf das zu hoffen ich mich bereits berechtigt zu sein glaubte. —

So ungefähr kalkulirte ich als Frau Link die Augen aufschlug, und nach einer Weile fragte: „Was ist geschehen?“

Meine erste Sorge war, der geschwätzigen Neugierde der Restaurateurin vorzubeugen, und ich ersuchte sie, schnell noch frisches Wasser zu besorgen. —

Vor dem Sopha knieend, auf welchem Frau Link in nun halberhobener Stellung lag, sagte ich ihr: „Sie können nun vollkommen beruhigt sein, gnädige Frau, und von einer Gefahr ist gar nicht die Rede. Wir sind glücklich und wohlbehalten in der Station angelangt, und sobald Sie sich erholt haben werden, können Sie auf Pusta Gyerköny fahren.“

„Ja, ja, ich entsinne mich nun; — noch schauert mich's, wenn ich an Alles denke;“ — und mir ihre Hand reichend, fügte sie bei: „Und wie soll ich Ihnen für eine so muthvolle Aufopferung danken? — Gewiß werde ich es im Leben nie vergessen!“

„O gnädige Frau!“ erwiderte ich, „danken Sie mir dadurch, daß Sie nie wieder davon sprechen.“

„Ja, das ist der wahre Edelmuth! Nach Vollbringung der That den Dank verweigern.“

Da rauschte schon wieder die geschwätzige Restaurateurin mit dem befohlenen Wasser zur Thüre herein, und wieder mußte ich an meine Geistesgegenwart appelliren, indem ich sie beauftragte, schnell einen Wagen nach Gyerköny zu bestellen, indem ich, mich zu Frau Link wendend, beifügte: „Die frische Luft wird Ihnen gut thun, und einmal im Kreise Ihrer Angehörigen werden Sie bald auf alle Unannehmlichkeiten der Reise vergessen haben. Und davon können wir später in Wien sprechen, vorausgesetzt, daß Sie mir die Erlaubniß ertheilen, mich dort um Ihr Befinden zu erkundigen.“

„Gewiß will ich das,“ erwiderte die schöne Frau mit dem huldvollsten Lächeln, das mir während der ganzen Reise zutheil geworden, „und ich werde mich freuen, Sie in Wien als alten Bekannten begrüßen zu können.“

Da erschien zu meinem Glücke der Restaurateur, und meldete mir, daß der zur Ueberfahrt auf der Dampffähre getrennte Zug soeben zusammengekoppelt werde, und gleich abgehen werde. Ich nahm schnell einen warmen Abschied von der schönen Frau, und dankte im Stillen der gütigen Vorsehung, mich auf solche Art einer für mich fatalen Lösung enthoben zu haben. —

* * *

Sechs Monate nach den geschilderten Ereignissen, stand ich an einem hellen kalten Februartage im Bureau der Wittwe Link zu Wien, und legte in die schwielige Hand eines Commissionärs ein reiches Trinkgeld, während ich ihm in die Andere ein Packet Verlobungskarten steckte, mit der Weisung selbe an die Adressen zu befördern. Auf den Karten waren die Namen zu lesen: Adolf Rettenbach, Mathilde Link, Verlobte. —

Kleine Laube.

Hochſommer.

Ein Stimmungsbild von P. K. Roſegger.

In einem Walde des Berglandes lebt ein Dichtervogel. Nach meinem Dafürhalten eine Amſel iſt's, aber geſehen habe ich ſie noch nicht. Wohl wiſſend, daß der Dichter nur ſein Lied in die Welt ſingen, niemals aber ſeine Perſönlichkeit hervorthun ſoll, verſteckt ſich der Vogel in's Tannicht, wo es in dichteſter Gruppe beiſammenſteht und ſeine gekreuzten Wipfel emporſtreckt in unzähligen Zacken wie der Dom zu Mailand. Und gar dunkel iſt der Baumtempel und ein Gitter, das die Spinne geſchmiedet hat, trennt das Heilige von dem Allerheiligſten.

Da drinnen iſt des Sängers Heim. Aber ſo iſt es ja, wer des Vogels Sang belauſcht, der will auch deſſen Federn ſehen, denn es gibt auch Dichtervögel, die nicht mit dem Schnabel, ſondern mit der Feder ſingen. Und man iſt begierig auf das Neſt, wie zierlich, wie weich es iſt, wie viel Eier darin ſind, und obs nicht etwa in den Eierchen auch ſchon ſingt. Und man kommt zur Amſel fragen: Mit Verſtattung, wohnt hier nicht der Fink? oder welcher Weg führt zum Gimpel? — Der Dichtervogel hält ſich ſtill im oberſten Gewipfel und ſein Eheweibchen, das ihn ſchirmt und hütet in Treuen, macht einen Knix und ſagt: den Finken und den Gimpel hört man weit und breit und ſie verkünden es ſchon ſelbſt, wo ſie daheim ſind. Ihr wollt meinen Mann ſehen, der iſt jetzt nicht zu Hauſe. —

Aber ernſthaft geſprochen, in jenem Walde weiß ich einen Vogel, der mich von der Wahrheit überzeugt, daß es auch unter den Bewohnern der Lüfte Liederdichter und Weiſenerfinder gibt. Er ſingt ein neues Lied wie jener Erſte, der da ſang und ſingen mußte, bevor's noch Sänger gab und Singen eine Ehre war. Ich habe ſonſt keinen Vogel ſo ſingen gehört; Andere, die ich an die Stelle geführt, ſagen dasſelbe.

Der Menſch verſteht in der Regel an den Geſängen ſeiner Dichter nur das, was er ſelbſt ſchon erfahren oder empfunden hat; im wortloſen Liede, in der Muſik findet er genau ſo viel, als er ſelbſt hineinlegt. So iſt er auch geneigt, das, was er etwa auf ſeinen ſchwärmeriſchen Waldgängen fühlt, aus dem Geſange der Vöglein zu vernehmen; und ſo iſt mir, wenn meine menſchliche Sprache mich verließ, jener Amſel Lied ſchon oft der Ausdruck meines Herzens geworden.

Mitten im Walde iſt eine grüne Wieſe, aber der hohen Bäume blauer Schatten iſt in Sommertagen nur kurz und legt ſich mit ſeinem Walddufte mild am Rande hinan. Ein Meer von fliegenden Thieren erfüllt die Luft, von der kleinſten Mücke bis zum langſpießigen Hornus, von der klingenden Waldbiene bis zum ſchillernden Schmetterling, vom hüpfenden Heupferdchen, von der zarten Halmfliege abwärts bis zu jenen ungezählten Inſecten, welche

die Mücke noch für einen Elefanten halten und welche unſere Geſtalt wie winzige Stäubchen umgaukeln — ſie alle zuſammen geben wohl das Blau, welches an heißen Tagen über der Gegend liegt. Was hat da der ſeidenfeine Fliegenſchnapper für gute Zeiten! So oft er den Schnabel aufthut, verirren ſich in denſelben ſo ein paar Dingelchen, die am Vormittage geboren werden, zu Mittag Hochzeit halten und Nachmittags verunglücken. Erlebt eins die Stunde, da die Schatten ſich dehnen über die Wieſen hin, ſo fröſtelt es in hohem Alter und iſt vergangen, ehe noch das Sonnengold von den Wipfeln der Bäume ſchwindet.

Süß iſt es nicht, von ſolch' tauſend kleinen Feinden umſummt im Walde zu ruhen, aber man liegt hingeworfen, niedergedrückt von der Schwüle des Tages, ſucht der Hitze des Südens zu entgehen, indem man ſich träumend in den kühlen Hauch des Nordens taucht. Anders geht der Lauf der Traumbilder des Himmels. Oder wären die Wolken, die phantaſtiſchen, ewig mannigfaltigen, die bald in zarten, lichtvollen Geſtalten, bald in finſteren Zerrbildern hingegoſſenen, wallenden, im Werden vergehenden, im Vergehen werdenden Erſcheinungen nicht die Träume des Himmels? Wahrhaftig. Und ſiehe, dieſe Gebilde ziehen von Weſten gegen Oſten — der Himmel träumt vom Morgenlande, von jenem Paradies, welches er voreinſt geſchaut hat, liebesinnig mit ſeinem blauen Auge, welches er mit ſeinen Strahlen und mit ſeinem Thau geküßt hat, wie ſeither keine Braut mehr auf der ganzen weiten Erde.

O Jugend der Welt! Alles Geſtirne geht den ewigen Lauf vom Morgen zum Abend, nur die Wolken ziehen den Weg zurück, ein ſehnſuchtsvoller Traum nach dir, du vergangene Jugend der Welt ....

So wiederhallen Dir im Geſange des Waldvögleins Deine Gedanken.

Durch eine Lichtung des Waldes fliegt der Blick hinab in's Thal. Er gaukelt wie ein Falter von weiten goldigen Feldern auf prangende Obſtgärten, bis ins lichte Gelände der Reben hin. Kennſt Du das Herrſcherpaar über die ganze Gegend ſoweit das Auge reicht? Es ſitzt auf dem Throne, der mitten in Deinem Geſichte ſteht — das Augenpaar. Die übrigen Beſitzer haben die Sorge, haben die Plage; ihnen gehört wohl der Halm, aber Dein iſt das ſchöne wogende Feld; ihnen gehört der Apfel, Dein iſt der grüne, ſäuſelnde Baum; ihnen gehört das Einzelne, Dein iſt das Ganze. Ein Anderer leiſtet die Steuer für den Boden, auf dem Du ruhſt; ein Anderer hat der Arbeit Noth, wenn er den Baum will nutzen, der Dir ſo köſtlichen Schatten gibt. So lange der Wald prangt, haſt Du den Genuß; wenn er zu Grunde geht, hat ein Anderer den Schaden. Jene nennt man reich, Dich heißt man arm; denn Reichthum — meinen ſie — ſei das, was mit den Händen und mit dem Munde zu faſſen iſt. Du läßt ſie anfaſſen und wanderſt weiter, und überall zieht die ſchöne Welt durch Deine Sinne ein.

Traurig biſt Du? Müde iſt Dein Auge, Dein Fuß? Hunger haſt Du? — Singt auch dieſes Lied die Amſel? Nein, dieſes Lied ſingt der Rabe, der Geier, der Kukuk. — Sollteſt Du aber wirklich die erquickende Heidelbeere, die köſtliche Erdbeere nicht ſehen? Sollteſt Du nicht wiſſen, was Kinder des Waldes ſich aus Pilzen für trefflichen Braten zu bereiten verſtehen? Dazu genießen ſie den Salat des Sauerklees, der Kreſſe, das Deſſert der ſüßen Wurzeln, und was den Trunk anbelangt — in den Weinkellern Kloſterneuburgs, Rüdesheims, Bozens und Tokays findet man keine Tropfen, die vergleichbar wären mit dem einzigen Naß, das aus unſeres lieben Herrgotts Pippe rinnt. Nicht Waſſer iſt es, lieber Freund, was ich meine, nicht jenes Waſſer, das ſo naß macht, das Gegenden verherrt, Städte untergräbt, Menſchen ertränkt. Daß mein herrlicher Bergquell ebenfalls Waſſer

genannt wird, was kann er dafür! Aber es iſt was Anderes; Wenige wiſſen, was es iſt, Wenige ſind werth, es zu wiſſen.

Alles, was aus dem Schooße der Natur unmittelbar hervorgeht, iſt rein; vielleicht war einſt auch der Quell der Menſchheit hell und friſch, und dieſer Strom hat ſich nur getrübt auf ſeinem weiten Laufe, da er den Staub der Welt mit ſich riß, hat ſich in den planloſen Weiten verloren, in ſteten Wellenkämpfen verbittert, ſo wie das Waſſer des Meeres bitter geworden iſt, welches erſt wieder zu ſeiner urſprünglichen Reinheit gelangt, bis es in den Wolken gegen Himmel geſtiegen, im Regen zur Erde gefallen und aus derſelben neuerdings hervorgegangen iſt! — Der Vogel ſingt ſo Aehnliches, aber unſere Schriftgelehrten ſagen anders. —

Dort im Thale ziehen die Schnitter aus, denn heute beginnt die Ernte und das Erdreich hat ſeine Arme, ſeine Bruſt geöffnet, bietet all' ſeine Früchte, ſein Blut, ſein Herz dar; ſo dankbar iſt es, daß man ihm vertraut hat in den erſten Lenzen, da ſo Vieles noch ſtarr war und grau, und der Landmann ſeinen Vorrath an Korn in die feuchte Scholle gelegt hat. Mit holden Kornblumen und mit den Purpurblüthen des wilden Mohn hat ſich das Feld für ſeinen Opfertag geſchmückt, mit erdwärts geneigtem Haupte erwarten die Halme die Sichel. Regungslos und erwartungsvoll iſt die Fläche, die ſonſt gewallt hat, wie ein goldiger See, und erſtarrt ſind auch die Traumbilder des Himmels; die wandernden Geſtalten ſind ohnmächtig geworden auf ihrem Wege gegen Morgen hin, die hinteren drängen noch nach und in der Stockung ſchiebt ſich eine in die andere; eine ſteht der andern vor's Licht und ſie erblaſſen und verdüſtern ſich und liegen grau und ſchwer wie heißes Blei am Himmel. Das drückt die Luft und unter ſolchem Drucke läßt auch die Amſel das Singen ſein, nachdem alles Andere ſchon längſt ſchweigt und lahm vor Trägheit in ſeinen Verſtecken ruht.

Und wie Alles ſo ſtill iſt und ſelbſt die Mücken ſich unter die Sonnenſchirme der Germen und Gentianen bergen, gleichwohl der Sonnenbrand auf Augenblicke ſich dämpft, um dann aber noch heißer hervorzubrechen — hört man etwas, als ob in der Ferne ein Wagen über eine kurze Brücke rollte. Er iſt bald darüber hinweg, dann wieder ganz ſtill und die Bäume ſtehen in ihrer Ruhe faſt unheimlich da; die Hitze erſchlafft den Wald. Ueber den weſtlichen Gebirgshöhen hat ſich eine mattgraue Wand aufgebaut und ſo oft deren ungeheure Kuppen vor die Sonne wachſen, geht ein fahler Schatten über die Gegend, und wenn die Sonne wieder aus den bewegungslos ſcheinenden ſilberigberänderten Wolken hervortritt, iſt die ferne Nebelwand umſo finſterer, als käme heute die Nacht auf leuchtenden Ungeheuern einmal von Untergang her der Sonne und ihren glorreichen Schaaren feindlich entgegengezogen.

Jetzt fährt wieder einmal ein Wagen über die Brücke, aber diesmal iſt die Brücke ſchon länger und der Bauer ſagt zu den Schnittern, ſie möchten das Sicheln einſtellen und die Garben in Schöbern ſammeln. — Zehn Minuten lang ſchlagen wir die Augen nicht auf, ſinnen, wie es wäre, wenn die Natur einmal in Lähmung verfiele und der Erdball ſtill ſtünde, ſo daß die Sonne immer von dem gleichen Fleck, auf dem ſie juſt ſtünde, herniederlodern müßte, bis alle Tropfen der Feuchtigkeit aufgeleckt wären, auch der letzte — die Menſchenthräne.

Hinweg mit ſolchen Träumen, das Auge emporgerichtet! wie ganz anders ſiehts jetzt am Himmel aus. Zerriſſene milchweiße Wolkenballen, dahinter gedämpftes Grau, in welchem die Sonne bereits ertrunken iſt. Ueber die Höhen wälzen ſich ſchwer und finſter ungeheure Nebelmaſſen und die Waldhänge unter ihnen, ſoweit ſie nicht ſchon bedeckt ſind, ſtarren in geſättigſtem Schwarz.

Es murren ſchon die Donner, der Schall vermag die dichten, raſch in

unſer Thal niederſinkenden Wolkenmaſſen nicht zu durchdringen und ſchlägt wie ein halberſticktes Röcheln an unſer Ohr. Die Blitze zucken nur in ſchwachem Schimmer durch die ſchweren Nebel, aus denen hier und dort weißes Geflocke hervorſpringt. Die gegenüberliegenden Waldlehnen ſind nicht mehr zu ſehen.

So finſter iſt es, daß zwiſchen den Zweigen einer Hagebutte zwei Leuchtkäferchen ſchimmern. Noch iſt uns, als vernehmen wir den Ruf der Dichteramſel, wir wiſſen nicht recht, ob zur Warnung, ob zur Ermuthigung, ob zum Gebete. Alles Gevögel ſchreckt auf und flattert wirr um die Wipfel, die plötzlich anfangen zu pfeifen und zu raſen. Der Sturm iſt da — ein blendendes Feuerband ſchlägt ein ungeheures Trudenkreuz in den Lüften und wo es ſchmetternd zur Erde fährt, da lodert ein Lärchbaum. Ein Meer von Nebel wallt, fliegt zerzauſt und zerfetzt zwiſchen den toſenden, krachenden Bäumen. Die Wolken brechen und fallen in Fluthen nieder. Anfangs ſpringt Staub und Sand und kleines Reiſig empört zur Höhe, bald von wuchtigen Eiskörnern tief in den Boden geſchlagen und jetzt fährt Alles, Halm und Aſt, Stamm und Stein in braunen, brandenden Bächen den Tiefen zu. Man ſieht nichts mehr, als das wirbelnde Grau von rothen Lichtern durchfahren, man hört nichts als ein beſtändiges Brauſen, wie es auf wilder See iſt. Das Rollen der Steine, das Stürzen der Bäume, das Schmettern der Blitze; es iſt Eins geworden. Wie wenn der Hauch eines zornigen Gottes die Schöpfung wieder in ihr urſprüngliches Chaos zerblaſen hätte, ſo wogen die Elemente durcheinander, als ſollten ſie ſich eines im andern löſen.

Du biſt hingeſchleudert worden in ein junges Dickicht, Hören und Sehen vergeht Dir, aber die Pulsſchläge Deines Herzens klingen in wunderſamer Weiſe. — Du armes Menſchenkind, Du haſt auch gehaßt! wie kindiſch war Dein Neid, wie ungezogen Dein zorniges Zappeln, wie kleinlich Deine Bosheit gegen dieſen Zorn der ewigen Gewalt, der mit einem Schlage Alles rächt, Alles erlöſt. — Du haſt auch geliebt! welch' wäſſerige Gefühlsſeligkeit, welch' ängſtliche Eigenſüchtelei, welch' ſchwacher Muth, welch' fadenſcheinige Leidenſchaft gegen die weltverzehrende Glut, die Alles vereint und in der Vernichtung Alles gebärt. Deine Leidenſchaft iſt ein Sturm im Glaſe, und Du wagſt Dem, der da in ewiger Größe zürnt und zerſchmettert, armſeliger menſchlicher Motive zu zeihen? Du wimmerſt um Erbarmen, oder Du ballſt die Fauſt, um, bevor Du untergehſt, ſeiner Bruſt einen Schlag zu verſetzen. Du ſiehſt Deinen Feind im niederſauſenden Eiſe und weißt es nicht, wie lange ſich die Tropfen geſträubt haben, bis ſie der Froſt erſtarrt, der Sturm hingeworfen hat. Du glaubſt, der Sturm wolle Dich verderben und denkſt nicht daran, wie verzweifelt die ungleichen Wärmeſchichten miteinander gerungen haben, bis die wilde Jagd der Lüfte anhub. Und der Lüfte Schickſal ſteht bei den Sternen. Sie alle lieben die Ruhe, wie Du, und werden regiert von außen wie Du und müſſen der Alleinheit zutrachten wie Du. Der Alleinige aber vernichtet und baut nach ſeinen Plänen, abſichtslos, er will ſich nicht nutzen und Dir nicht ſchaden — Du biſt ja ſein, biſt ein zitterndes Härchen an ſeinen grauen Locken. Du biſt ein Blatt im Kartenſpiele, jetzt gewinnſt Du, jetzt unterliegſt Du ſcheinbar, jetzt wirſt Du mit eingemiſcht und biſt ſo viel und ſo wenig wie jedes andere. Du bekämpfeſt ſcheinbar die übrigen Blätter, und ſie bekämpfen Dich, aber Ihr gehört zuſammen und für das Ganze kann das Spiel nicht verloren ſein.

Unheilvoll iſt nur jene Gefahr, die der Menſch ſich ſelbſt bereitet, denn an ſolcher Ausgangspforte ſteht das böſe Gewiſſen; im Streite der Elemente mag er ruhig ſein; in welche der auf- und niederſpringenden Waagſchalen er auch geworfen wird, er dient dem

Gleichgewichte, es wird wieder das Ebenmaß herrſchen und das Zünglein friedlich nach aufwärts deuten, wo des Ewigen Hand an der ſtrahlenden Sternenkette die Wage hält. —

War das nicht wieder unſerer Amſel Geſang? — Wahrlich, der Sturm iſt vorüber.

Die größten Bäume des Waldes ſind gebrochen, über die weiten Wieſen wälzt ſich noch der Schutt, brauſen noch die braunen Waſſer, die Hänge ſind blaß und kahl, denn alles Blätterwerk und alle Schloſſen ſind zu Thale geſchwemmt; von den Feldern her weht es kühl wie Kellerhauch, die Flächen ſind weiß, wie im Winter, dort und da ragt aus der Hagelſchichte etwas, wie ein gebrochener Halm hervor. Das Dorf ſteht noch, aber die alte Linde iſt hingeſtürzt. Seitab raucht der Strunk eines vom Blitze getroffenen Baumes. Auf dem ſchwarzen Thurm läutet einſam eine Glocke die Todtenbotſchaft. Die Leute beten und ſind traurig, weil ein Mitbruder todt iſt, oder — weil ſie noch leben?

Die Berge ſtehen in voller Klarheit da, keiner iſt geſtürzt, über den Waldungen ſteigt da und dort ein blaues Rauchwölklein auf. Leichte Wolkenſtreifen durchziehen den Himmel, die hingehende Sonne lächelt ein „Gut Nacht“ in die Gegend zurück; im Oſten grollt die Wetternacht dahin und auf ihrem ſtahlgrauen Grunde, wie aus den gezähmten Flammenſplittern der Blitze gebaut, ſteht das hohe Halbrund des Regenbogens.

Was iſt die Luft ſo erquickend, ſo klar! keine einzige Mücke, kein Schmetterling, kein Heupferdchen mehr — da iſt ein Weltgericht vorbei. — Nun kommt eine ruhſame Mondnacht; aus den Thalungen bringt noch das dumpfe Rauſchen der Gewäſſer, ſonſt Alles im Frieden. Auch die Amſel ſingt nicht; ſie hockt da und blickt das todte Weibchen an, dem ein Schloſſenkorn an's Haupt gefahren war. Ihr klageloſes Schweigen ſagt nun mehr, als aller Geſang und der Mond glitzert durch die zerfetzten Zweige auf das Neſt, in welchem gemeinſam ruhen der Tod und die Liebe.

Nur Dich!

Nach Carmelo Errico.

Ob ſie ſchaukle, loſe, brande,
Immer dem erſehnten Strande
Drängt im Kuß die Welle zu,
Aufwärts in der Flammen Reſte
Sprüht die Gluth, im trauten Neſte
Sucht beim Sturm das Vöglein Ruh.

Thau und Sonne gießt den Nelken,
Wenn am Stengel ſchon ſie welken,
Neue Lebensgluth in's Herz;
Bei des Mond's verſchwieg'nem Scheine
Singt die Nachtigall im Haine,
Schwärmt das Auge himmelwärts.

Schaut den Aar auf rieſ'gen Schwingen
Aus dem dunkeln Walde dringen
Kühn empor zum Sonnenbrand;
Wenn die Flur im Maienſchimmer
Bräutlich prangt, gen Norden immer
Bleibet der Magnet gewandt.

Unaufhaltſam vorwärts drängen
Fluß und Strom, ſich zu vermengen
Mit dem grenzenloſen Meer;
Leicht in zaubergleichen Ringen,
Zu verſengen ſich die Schwingen,
Schwebt zum Licht der Falter her.

Sieh', das Bienlein mit Gekoſe
Schwebt von Roſe hin zu Roſe,
Schimmernd wie ein Edelſtein;
Mein Gemüth, ach! unter Thränen
Kennt ein allereinzig Sehnen,
Eine Qual — nur dich allein!

Julius Schanz.

Ein Schnaderhüpfel.

Skizze aus dem Hochgebirge von Carl Binzer.

Die junge Gräfin Hildegard ſtand auf dem Balkon des freundlich gelegenen Gaſthauſes am See. Regungslos lag die klare Fluth vor ihr ausgebreitet, die ſchroffen Felswände, die lieblichen Wieſengründe unter laubumkränzten Waldbuchten, überall eingeſtreute Gehöfte und Hütten und den

weit herüberleuchtenden Gletſcher in tiefem Schmelz wiederſpiegelnd. Die Sonne neigte ſich zum Untergange, länger und länger wurden die Schatten, goldener und goldener die Lichter, bis plötzlich, wie mit einem Schlage, der Nachtſchatten das ganze reiche Seegebiet umfing. Doppelt erglänzten jetzt die gewaltigen Steine, die ragenden Kulme in der Abendgluth, immer feuriger und ſprühender aufflammend, je höher der löſchende Schleier an ihnen emporklomm. Ein Berg nach dem andern erlag dem unaufhaltſamen Vorrücken der Nacht, bis zuletzt nur noch die neben einander ſtehenden Spitzen in herrlicher Verklärung daſtanden. Ohne ſich zu rühren, hatte Hildegard dieſem großartigen Schauſpiele beigewohnt, aber ihr Inneres entſprach nicht der äußeren Erſcheinung, da wogte das junge Blut heftig auf und nieder.

Die mittlere jener drei Spitzen, auf die das weichende Licht die Augen gewaltſam hingeführt hatte, war ein beliebtes Ziel der Bergbeſteigungen, die von Reiſenden und Sommergäſten von dieſem Wirthshauſe aus unternommen wurden, war ſeit Wochen der Gegenſtand ungeſtümen Verlangens für Hildegard. Ihre Mutter war zart und nicht im Stande, derartige Unternehmungen auszuführen, ja ſie hatte auch kein Sehnen und Verlangen nach jener Richtung. Sie fand volle Befriedigung in dem, was die Thäler ihr ſo mannigfach boten. Seefahrten, Ausflüge zu Wagen, Beſteigung naher Hügel, Einkehr bei Bauern in deren maleriſch gelegenen Höfen und ſo manche ſtille Stunde im Schatten des Hauſes auf dem Balkon, von Weinranken umfloſſen, füllten das Leben reichlich aus. Hildegard hatte Theil an dem Allen und hätte ſich in ihrer nüchternen Heimat, wo der eigene Park für Alles ſtehen mußte, nie ein ſolches Glück träumen laſſen, nun aber, wo ſie im Vollgenuſſe desſelben war oder hätte ſein können, nun ſchlich ſie wie eine Gefangene neben der ſtillſeligen Mutter her, nun trieb es ſie weiter, hinauf nach den ragenden Höhen! Wie oft ward dieſes Verlangen auf's Neue gewaltig in ihr angeſtachelt! Landeten ſie auf der Seereiſe zwiſchen den Schroffen, wo die Pfade aufwärts führten nach den Hochalmen, ſo kam eine Schaar Almerinnen des Weges, die geſchmückten Körbe auf dem Kopfe, munteren Schrittes hinaufſteigend; ſtand ſie Abends auf dem Balkon oder ſonſt wo am Ufer in der Nähe des Wirthshauſes, ſo ſah ſie die Vorbereitungen zu einer Erſteigung für den kommenden Morgen; führte ſie ein Spazierweg längſt der Vorhöhen jenes Dreiſpitz, ſo kreuzte öfter ein Zug von Herren und Damen mit ihren Führern und Trägern, die langen Bergſtöcke in der Hand, die Kleider aufgeſchürzt, die Kraxen beladen mit Proviant und Tüchern für die Nacht, den Weg. Und ſie durfte ſich nicht hier, nicht dort den Glücklichen anſchließen, ſie mußte weiterſchleichen neben der Gräfin, als wäre ſie eine Kranke.

Einer der beliebteſten Fremdenführer war der Toni von Lichtersberg. Jeder, den er begleitet hatte, lobte ihn und ſprach aus, daß der Genuß der Beſteigung durch die Geſellſchaft dieſes echten Gebirgskindes erhöht worden ſei. Toni war ein lediger Burſche, in den zwanziger Jahren, hohen Wuchſes und breitſchulterig. Seine ausgeprägten Züge waren durch das rauhe Leben an der Luft ſchon etwas verwettert, aber die rothen Wangen und das leuchtende Auge ließen ſein wirkliches Alter errathen. Er lebte mit ſeiner Schweſter Agnes im elterlichen Hauſe, wo es Arbeit genug für ihn gab. Andererſeits blieb ihm immer Zeit übrig, um im Sommer als Führer zu dienen. Er verdiente ſich dadurch manchen Gulden und — was ihm die Hauptſache war — kam wieder und wieder hinauf in ſeine Gebirge. Dahin hatte es ihn immer gezogen. Agnes war fünf Sommer hindurch auf die Hochalm gefahren, gerade unter jene drei Spitzen. Da hatte es denn tauſenderlei Anlaß ge-

geben, zu ihr hinaufzusteigen, dies und jenes an der Hütte, am Dache, am Kuhstall, an der Bettstatt zu flicken, ein Kalbl herabzutreiben, nach den Böcken zu schauen und allerlei dergleichen. Rasch war Toni bei der Hand und im Nu oben bei den Hütten, aber nicht so eilig hatte er es mit dem Abfahren. Er hatte ein Plätzchen tief im Gebirg, da lag in der Felsspalte eines Schneebaches sein auseinandergelegter Stutzen. Den holte er sich ein um das andere Mal und strich dann weiter über die Schneiden, den Gemsen nach. Er ging nicht auf Gewinn aus, that nur selten einen Schuß auf einen großen Bock und nahm, wenn er ihn nicht gefehlt hatte, nur die Haut und die Krücken mit, aber jagen mußte er, dem war nicht zu widerstehen. Genau nachsagen, daß er wilderte, konnte ihm bei alledem Niemand, denn gesehen hatte ihn nie Jemand dabei und mitten zwischen all' den schönen Gemskrücken, die sein Stüberl schmückten, zuckte er nur die Achseln, wenn je einmal eine Anspielung darauf gemacht wurde. Seitdem Agnes nicht mehr auf die Alm fuhr, ließ er sehr nach und hielt sich nun als Führer einigermaßen schadlos. Das einzige bedenkliche bei seiner Führung war, daß er scharfe Wege liebte und seinen Begleitern viel zumuthete.

Toni und Agnes waren als Kinder zum Verwechseln ähnlich gewesen und wegen ihrer besonderen Schönheit auffallend. Sie hatten so feine und edle Gesichtszüge, wie sie nur in den Gebirgsländern beim Landmanne vorkommen, Züge, die nicht gerade auf hohe Intelligenz, sondern mehr auf feine Race deuten. Jetzt waren die Gesichter der beiden Geschwister freilich sehr verschieden geworden, aber immerhin glichen sie sich noch sehr, besonders in den Augen. Als die Gräfin und Hildegard das erste Mal in die Nähe des Hauses am Lichtersberg kamen, hörten sie im Brückel vor der Hausthüre die Zither schlagen und zwar ganz vortrefflich. Sie traten näher und fanden Toni an der Zither. Agnes saß neben ihm und horchte ihm zu. Wie es so zart über die Saiten zog, als ob die Bienen droben in der Sonne an den Blüthen summten, das Wässerchen unter dem Vergißmeinnicht hervorrieselte und die Schafglöckchen von den Felsen silbern niederklängen, da saß sie mit großen offenen Augen und schaute durch das weite Brückelfenster unter den Geisblattlauben durch nach ihrem Alpengebiete hin, das sich drüben unter den Spitzen ausbreitete. Da traten die Damen ein. Zuvörderst waren sie frappirt von der Schönheit, dann aber fiel der Mutter sofort etwas auf, was sie sich eigentlich nur ungern gestand: Augen und Stirne von Agnes waren zum Verwechseln ähnlich mit denen ihrer Hildegard. Zwischen der Jugend war auch von vorne herein ein sympathischer Zug. Die Damen blieben lange im Brückel.

Auch Hildegard spielte die Zither, aber es war kaum zum Anhören neben oder nach Toni. Da fragte sie ihn, ob er ihr Unterricht geben wolle. Dieser Vorschlag war dem Burschen kaum faßlich, aber die Schwierigkeiten wurden überwunden und schon am kommenden Tage schritt Toni zur anberaumten Stunde mit seiner Zither an den See.

Hildegard und Agnes befreundeten sich rasch und waren, so viel es nur irgend zu ermöglichen war, beisammen. Durch diesen Verkehr nun wurde mehr noch als durch irgend etwas Anderes das Verlangen nach den Höhen bei Hildegard geweckt, denn die ganzen Wunder und Märchen des Hochgebirges wurden ihr nach und nach von diesem Geschwisterpaar ausgekramt und das in der verlockendsten Weise. Einige Male hatte sie die Gräfin gebeten, war aber von ihr, die sonst Alles ihr zu Liebe zu thun geneigt war, auf das Entschiedenste zurückgewiesen worden. Nach zwei Richtungen hin hatte sie Briefe geschrieben um frohes, unternehmendes, junges Volk, das ihr nahe stand, zu bewegen, einen Aufenthalt in diesem

Thale zu machen, nur um auf dieſe Weiſe zu Gefährten zu kommen.

Auch das war vergebens geweſen und ſo waren die Wochen verſtrichen. Jetzt war die Zeit ihres Aufenthaltes zu Ende. Morgen Abend ſollte noch bis an die nächſte Bahnlinie gefahren werden — übermorgen galt es ein Lebewohl! den lieben Bergen.

Die Spitze flammte hell auf, als ſende ſie Lichtſtrahlen, um Hildegard gewaltſam anzuziehen, dann erſtarrte die Gluth und kalt gleich den anderen ringsum ragte der Berg in den nächtlichen Aether. Da ſtürzte das von heißem Verlangen erregte Mädchen zu ſeiner Mutter in das Zimmer. „Liebe, gute Mama," rief es ihr entgegen, „ich müßte Dich grauſam nennen, wenn Du mir nicht vor unſerer Abreiſe noch eine große Bitte gewähren wollteſt. Soll ich denn wirklich ſcheiden von dieſem herrlichen Alpenlande, ohne ein einziges Mal eine Höhe erſtiegen zu haben, ohne mit Augen geſehen zu haben, wie ſich die unermeßlichen Horizonte ausbreiten, auch einmal eine glückliche Stunde frei zu ſchweben hoch über der gewohnten Welt. Sieh' den wolkenloſen Himmel, bis zum letzten Augenblicke hat die Sonne rein ausgeſchienen, ein herrlicher Tag ſteht uns bevor, der letzte! bitte, bitte, theure Mama, ſchlage es mir nicht ab, laß' mich ziehen, laß' mich Morgen, noch zum Schluſſe dieſen großen, erhabenen Genuß haben! Ich will Dir es mein ganzes Leben tauſendfach vergelten."

Schmeichelnd hatte ſie ſich während dieſer Worte an die überraſchte Mutter geſchmiegt und ihr Anſturm war ſo heftig, drang ſo tief aus der Seele, daß der Sieg vollſtändig war. Schon an den erſten Worten der beſorglichen Einwendungen, welche die Gräfin vorbrachte, merkte die harrende Tochter, daß ihre Bitte erfüllt werden ſollte. Endlich war die Ausführung an die Bedingung geknüpft, daß Toni Zeit hätte, als Führer mitzugehen und auch Agnes Hildegard begleitete.

Jetzt ſprang das begeiſterte Mädchen triumphirend auf, warf ein Tuch um und flog auf den Lichtersberg. Athemlos kam ſie an und rief beim Hintreten: „Toni, haſt Du Zeit, Morgen mit mir auf den Berg zu ſteigen?" „Ja, Zeit genug!" entgegnete dieſer, „alſo doch kommen Sie noch dazu, ach, das freut mich!" „Ja, das iſt auch eine Freude," rief Hildegard, „o ich bin ſelig, ſelig, ſelig! Aber Agnes, Du mein gutes Alpenſchweſterl, Du mußt auch mit! Das darfſt Du mir nicht abſchlagen, meine Mutter will es nun einmal ſo und nicht anders und ſiehſt Du, liebes Kind, Morgen Abend fahren wir ja ab, auf und davon, auf Nimmerwiederſehen oder doch auf Trennung für lange, lange Zeit." Die Geſchwiſter hatten während dieſer freudigen Ergießung bedenkliche Geſichter angenommen. Beide für einen ganzen Tag von Haus und Hof weggehen, das war ein Ding der Unmöglichkeit. Hildegard gewahrte mit Schrecken, was in ihnen vorging und beſtürmte ſie auf's Neue ſo heftig, daß ſie ſich gar nicht zu widerſprechen trauten und rundweg zuſagten. Jetzt war der Jubel groß! „Toni, wann müſſen wir aufbrechen? Je früher, je beſſer, nicht wahr? Um vier Uhr, Toni, wie lange brauchen wir hinauf? wann können wir wieder unten ſein? Ich werde nicht müde, das kannſt Du mir glauben!" Das Alles ſtrömte in einem Athem aus ihr hervor. Toni ſetzte fünf Stunden an vom Wirthshaus bis auf die Spitze und drei für den Rückweg, ſo daß ſie, wenn um vier Uhr bei Frühmondſchein aufgebrochen wurde und für den Aufenthalt auf dem Berge drei volle Stunden gerechnet wurden, doch um drei Uhr Nachmittags wieder am See ſein könnten. „Herrlich, herrlich!" rief Hildegard, „und nun Toni, komm' nur gleich mit mir, um Alles vorzubereiten" Dies war denn bald gethan, die Gräfin hatte für reichlichen Mundvorrath geſorgt und redete dem jungen Manne recht in's Herz, daß er ihr ihren Augapfel wohl bewahre und ſo ſchritt dieſer

ſeiner Behauſung wieder zu, um den Sack zu packen. Hildegard trat noch einmal an's Fenſter, ſuchte am Nachthimmel die Spitze des Berges, breitete ihm ihre Arme entgegen, warf ihm Kußhändchen zu und dann legte ſie ſich erſchöpft nieder. Sobald ſie die Augen ſchloß, ſtand der Berg ſtrahlend vor ihr, ſeine Spitze gewann die Geſtalt eines rieſigen Hauptes, an dem lange weiße Locken niederwallten. Mit großen lüſternen Augen blickte der Titane ſie an und breitete ſeine Rieſenarme nach ihr aus, als wollte er ſie an ſich reißen. Erſchreckt fuhr ſie dann auf von dem mächtigen Traumbild und ſo währte es lange, bevor ſie in feſten Schlaf fiel. Mehrere Male erwachte ſie wieder, machte Licht und ſah nach der Uhr. Endlich war es drei Uhr. Der Mond erhellte die Stube. Sie ſprang auf, kleidete ſich an und trat wieder an das Fenſter, um nach den Geſchwiſtern auszuſpähen. Nach langem, peinigendem Warten und Suchen gewahrte ſie etwas auf der weißſchimmernden Straße, was ſich regte. Es ſchien ihr wohl nur ein Mann zu ſein, aber es ließ ihr keine Ruhe mehr im geſchloſſenen Raume, ſie trat an das Bett der Mutter, neigte ſich über ſie und weckte ſie mit einem Kuß. Die Gräfin ſegnete ſie und ließ ſie ziehen. Wie wenn ſie auf verbotenem Wege ginge, ſo ſchlich ſie durch den dunkeln Hausflur, die Treppe hinab und vor das Haus. Da kam ſchon Toni mit ſeinem Sack und zwei Bergſtöcken, aber allein. „Wo iſt Agnes?“ war die raſche Frage Hildegards. „Wir gehen ja nicht weit um, wenn wir ſie abholen,“ antwortete Toni, „ſie ſchafft noch daheim. Alſo vorwärts!“ Sobald die beiden Wanderer in gehöriger Entfernung vom Wirthshauſe waren, erklärte Toni, daß es rein unmöglich für ſeine Schweſter wäre, das Haus zu verlaſſen. Hildegard blieb betroffen ſtehen. „Agnes geht nicht mit?“ rief ſie aus, „dann iſt es alſo nichts! Aber weshalb hat ſie mir das denn geſtern nicht geſagt?“ „Sie hat ſich nicht getraut,“ ſprach Toni verlegen. „Das iſt häßlich von ihr,“ ſagte Hildegard erbittert, „abſcheulich!“ „Schauen Sie, Comteß,“ antwortete Toni, „wir haben es ja beide gewußt, wie ſehr es Sie darnach verlangt, einmal auf die Höhe zu ſteigen, und da haben wir Ihnen die Freude nicht verderben wollen. Es braucht ja keine Agnes dabei, es thut's ja mit mir auch! Werden Sie nicht verzagt und kommen Sie nur weiter. Sie ſind ja wie in den Boden gewachſen! Hinterdrein, wenn wir einmal droben waren, iſt ja Alles recht, mit oder ohne Agnes!“

In der jungen Gräfin wogte es auf und nieder. Umkehren, Anderes verabreden und verſuchen war nun ſchon verlorne, koſtbare Zeit und es war der letzte Tag! Sie blickte lange hinauf zum Berge, ſie glaubte zu ſehen, wie er ſich verfinſterte und ihr einen drohenden Blick zuwarf. Dann ſah ſie wieder Toni an und wie dieſer einen ſo gutmüthig ſpitzbübiſchen Blick auf ſie warf, lachte ſie auf und ſchritt fürbaß.

Bald ging es bergauf, Toni hinten nach, mit Bedenken das ſeine Schuhzeug Hildegards betrachtend. Nach einer Weile meinte er: „Ein Paar ſtärkere Schuh wären ſchon beſſer geweſen und benagelt ſollten ſie ſein!“ „Ach Toni, Du wirſt ſehen,“ erwiderte Hildegard mit zuverſichtlicher Miene, „ich komme mit dieſen auch vorwärts, ich habe Flügel heute!“ Und raſch ſchritt ſie weiter. „Zeit laſſen, Zeit laſſen!“ mahnte Toni, „Sie ſind's nicht gewöhnt, es wird Ihnen der Athem vergehen!“ „O nein, nein, nein! Das hat keine Noth!“ rief ſie guten Muthes und ſie ſtiegen weiter. Toni hatte jetzt unter dem Vorwande, daß Kreuzwege ſie irre führen könnten, die Spitze genommen und mäßigte ſomit einigermaßen den Schritt. Als er ſich nach einer Weile umſah, war Hildegards Geſicht mit dunkler Röthe übergoſſen und ſie brach auf dem Flecke zuſammen. „Toni, Du haſt recht gehabt,“ ſagte ſie, als ſie endlich wieder zu ruhigerem Athmen gekommen war

und das gewaltige Hämmern in der Bruſt und an den Schläfen nachließ, „ich muß langſamer ſteigen, ach ich habe keine Flügel!“ „Ich wüßt' auch nicht, wozu die Hetze,“ antwortete er, „wenn wir ſo weiter gegangen wären, dann ſtünden wir ja in drei Stunden auf der Spitze. Es braucht's ja nicht, wir haben ja Zeit im Ueberfluß, alſo nur ſchön langſam weiter und raſten Sie, ſo oft Sie's brauchen.“

Der Weg ward nun ſehr ſteil und trotz der langſameren Bewegung ſtellte ſich das ſtarke Klopfen immer wieder ein, aber die Spitze kam und kam nicht näher. Hildegard war voll Ingrimm wider ihren ſchwachen Körper, der nicht mit wollte, wohin es die Seele in freiem Schwunge trieb. Da trat Toni hinter ſie, legte ihr zart aber feſt die Handfläche unter den Schulterblättern in den Rücken und ſagte: „Lehnen Sie ſich ein wenig an.“ Sie ergab ſich in dieſe Zumuthung, ſo ſehr ſie ſich des Bekenntniſſes ihrer Schwäche ſchämte und nun war es wirklich, als hätte ſie Flügel, ſo leicht und ohne Beſchwerde ging es hinauf bis zum Anger der Hochalm, wo lindere Steigungen eintraten. Gleichzeitig war hier hin und dort hin der Blick in die Fernen und Tiefen frei geworden. Da war alle Mattigkeit verſchwunden und vergeſſen, ſtaunend und jauchzend zog das junge Mädchen durch den bunteſten, reichſten Blumengarten, den ſie je geſehen, dahin, doppelt erregt durch das Erſchallen luſtiger Jodler, mit welchen die Almerinnen die Ankommenden begrüßten. So kam ſie zu den Hütten, in Wonne aufgelöſt. Das Treiben der Mädchen dort oben, wie es ihr Agnes ſo oft ausgemalt hatte, ſtand ihr nun in Wahrheit vor Augen. So ſehr indeß jede Einzelnheit Hildegard anzog und erfreute, allzu lange durften ſie bei den Hütten nicht weilen. Nachdem ſie geraſtet hatten, ſich an friſcher Milch und klarem Bergwaſſer zur Genüge gelabt, mahnte Toni zum Aufbruch. Zwei Mädchen mit Sicheln und Grastüchern gingen noch ein großes Stück mit bergauf, dann traten die beiden in die oberen Wände und Schluchten und ſtrebten der Spitze zu. Ein paar Mal geſchah es jetzt der ungewohnten Wanderin, daß ein leiſer Schwindel ſie anwandelte, dann ſtreckte Toni ſeinen Bergſtock an ihrer äußeren Seite aus, den ſie wie ein Geländer faßte, und die Ruhe trat wieder ein. Oft blieb Toni ſtehen und reichte ihr zu einem Schritte die ſichere Hand, hie und da hob er ſie leicht auf einen Stein oder wieder von einem herab. Dabei ſang er ihr eine Menge Schnaderhüpfeln und Jägerlieder vor und launige Einfälle floßen ihm vom Munde. Ueberall hatte er etwas zu erzählen: von der Jagd der Gemsgeier auf die Gemſen, von den verwilderten Schafen, von einem wüthenden Stier, der einen Jäger verfolgt hatte, von dem alten Bergraben, den Schneehühnern, Murmelthieren und Berghaſen, je nachdem die Oertlichkeit ihn auf eines oder das andere brachte. Sie hatten in der letzten Stunde keine Ausſicht mehr, ſondern zogen durch eine Felſenrinne aufwärts, die erſt unmittelbar unter dem Gipfel ausmündete und ſo erreichten ſie ihr Ziel, um die ganze Größe und Pracht der unbegrenzten Rundſchau plötzlich vor Augen zu haben. Dieſer Anblick wirkte zuerſt ſo auf Hildegard, daß ſie ſtumm und regungslos daſtand und zu beten ſchien, dann aber kam die Freude zur Geltung. Das Fremdartige der Lage, das Eigenthümliche der nächſten Umgebung, das Anzünden eines Feuers, Auskramen des Proviantes, dies Alles in der herrlichen, ſtarken Höhenluft, in der maßloſeſten Freiheit, in Geſellſchaft des lieben, ſchönen Burſchen brachte eine Fröhlichkeit hervor, die ſich nun in der zärtlichſten und zuthunlichſten Weiſe gegen Toni äußerte. Der gute Mann wurde ganz betaumelt und konnte ſein Entzücken kaum mehr meiſtern. Nach der Mahlzeit ſaßen ſie lange neben einander auf dem ausgebreiteten Tuche und Toni nannte ihr die Namen der fernen, hochragenden Berge und Ketten,

zeigte ihr die zahlreichen kleinen und großen Seen, die nah und fern hervorglänzten und sprach mit ihr über jeden Weg, jedes Feld, jeden Garten dort unten tief im eigenen Thale. Wie kleine Fallthüren lagen die dunkeln Aecker auf dem Wiesenboden, wie Fensterchen erschienen die Gemüsegärten, wie Fäden die Wege und Bäche, wie Silberbänder die Flüsse und bedeutende Waldhöhen, die den See umrahmten, schienen wellige Theile der Thalfläche. Wie ein Purpurmantel zog sich das Dickicht der Alpenrosen, das sie vorher durchzogen hatten, an den mächtigen Schatten herauf, nur gen Norden war der Abhang mit Schnee bedeckt, den der kurze Sommer nie ganz bewältigen konnte, dieses Jahr aber kaum gemindert hatte. Er zog sich bis an die Ufer eines kleinen Bergsees. An seinem oberen Rande, da wo er abschmolz, war er ganz umkränzt von der Genziana Araulis, dieser märchenhaften Glocke, deren Blau so glüht, daß man nicht mehr weiß, wie man es eine kalte Farbe nennen mag. Schnee mitten im Sommer! Schnee mit Blumen umstellt, das war doch trotz aller erhabenen Größe ringsum noch das Fesselndste für Hildegard. „Ueber den Schnee müssen wir herab zum kleinen See," rief sie aus, „geht das, Toni? „Es geht schon," antwortete er, „aber wir können dann nicht mehr zurück, dazu langt die Zeit nicht, wir müssen dann über den Sattel weiter und drüben hinabsteigen." „Also thun wir das," sagte Hildegard, „pack ein und laß uns weiter ziehen." Der Schnee war hart und glatt. Hildegard strengte alle Kräfte an, um nicht merken zu lassen, wie schwer sie vorwärts kam, auf einmal zog es ihr beide Füße vorne hinaus und sie segelte hinab. Toni war in wenigen langen Sätzen an ihr vorüber, rannte seinen Stecken in den Schnee und fing sie auf. Kaum zwanzig Schritte von ihnen ward der Abschuß noch viel schroffer und zog sich in eine klaffende Felsspalte. Da hinein wäre sie gestürzt, um zu zerschellen. Der Schrecken war furchtbar, das Gefühl der Bewunderung und Dankbarkeit für Toni unermeßlich, der Muth zum Weitergehen ziemlich gebrochen. Sie gab Toni den Arm und stieg, auf ihn gestützt, wieder bis an das Ufer des Sees. Sie umgingen das kleine, malerische Bergwasser und schritten vom entgegengesetzten Ufer aus dem Sattel zu. Abermals war aller Kummer vergessen, aber das Gefühl der Zuneigung gesteigert. Auf dem Sattel sah sich Hildegard vergebens um nach einem Punkte, wo der Weg in denkbarer Weise weiterführen könnte. Rechts und links starrten Zacken in die Luft und der kleine Pfad führte schnurgerade auf Abgründe zu. Endlich erreichten sie den Rand, der den Blick in schattige Schlünde von schreckenerregender Tiefe und Wildheit gestattete. „Wo geht es denn weiter?" fragte Hildegard besorgt. „Da hinab," antwortete Toni in höchster Ruhe. „Da hinab? an der Wand hinab?" rief sie mit bebender Stimme. „Nein Toni, das kann nicht sein, das ist ja schauerlich!" „Ach, das ist gar nichts," erwiderte er lächelnd, „da springt man ja leicht hinab. Seien Sie nur nicht zaghaft, ich helf' ihnen schon. Es sind grad die ersten paar hundert Fuß, nachher ist es schon wieder gelinder. Es bleibt uns auch nicht viel anderes übrig, in drei Stunden kämen wir ja auf keinen andern Weg. Wir müßten wieder ganz zurück auf die Spitze. Sehen Sie nur immer neben sich auf den Stein. Hildegard hatte lange zu thun, bevor sie ihre Abneigung ganz verwunden hatte. Nur konnte sie noch nicht mit sich einig werden, ob sie vor oder nach gehen sollte. Ging sie voraus, dann sah sie nichts vor sich als die Tiefen, ging sie aber hinter Toni, so konnte sie stürzen, ehe er es gewahrte. Endlich entschloß sie sich, voraus zu gehen. Als sie sich etwa zwanzig Schritte weit an der Wand hin bewegt hatte, erfaßte sie jählings der Schwindel. Sie konnte sich gerade noch unwenden und mit gebrochenem Auge flehend auf Toni schauen, dann

ſank ſie um, kreidebleich mit blauen Lippen. Toni fing ſie auf und trug ſie zurück auf den Sattel. Dort legte er die theure Bürde ſanft in das Moos. Aber ſie war in Ohnmacht gefallen und lag wie todt vor ihm da. Die große Anſtrengung hatte ſie erſchöpft. Faſt verzweifelt blickte der arme Burſche einen Augenblick auf ſie hin, dann rings umher, als ſuche er Hilfe, auf einmal aber faßte er einen herzhaften Entſchluß. Erwachte ſie wieder, ſo mußte er mit ihr bis auf die Spitze des Berges zurück, wenn ſie dem überhaupt noch gewachſen war, denn da hinab konnte ſie unter keiner Bedingung mehr. Nach den erſten zweihundert Fuß war die Neigung des Abhanges ſchon viel gelinder und der Boden mit Sträuchern beſetzt. Dort, wo die ſchroffe Felswand endete, ſickerte kaltes Waſſer aus einer Fuge im Innern einer ihm wohlbekannten Grotte. Raſch hob Toni die Gefährtin wieder auf und trug ſie bewußtlos über die ſchlimmere Stelle hinweg nach unten. Dort brachte er ſie in die Grotte, ſetzte ſich vor dem träufenden Waſſer auf einen Stein, legte Hildegard ſo neben ſich, daß ſie mit Schulter und Kopf an ſeine Bruſt gelehnt war und wuſch ihr die Schläfe mit dem eiskalten Waſſer. Als dieſe wieder zu ſich kam, blickte ſie, ohne ſich zu rühren, eine Weile träumeriſch vor ſich hin. Nach und nach bemerkte ſie wieder das Einzelne, was ihr in's Auge fiel, die feuchten Wände der Grotte, das Licht am Ausgang, dann ihren Begleiter. Sie fuhr auf und fragte angſtvoll; „Wo bin ich?“ Während ſich Toni bemühte, ihr Alles deutlich zu machen, ſtieg das Schreckbild der Felswand wieder vor ihr auf, ſie zuckte krampfhaft zuſammen und wie der von Mitleid und Sorge erfüllte Gefährte ihr ſorgfältig die Stirnhaare trocknete, um ſie durch dieſes Streicheln zu beruhigen, brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen. Freundlich ſprach Toni ihr zu und wiederholte ihr laut, daß ja jetzt Alles überſtanden wäre und ſie unter der Wand in voller Sicherheit. Da bemächtigte ſich ihrer die Vorſtellung, wie der ſtarke, kühne Mann ſie herabgetragen, nachdem er ſie an ſo ſchwindelnder Stelle als lebloſe Maſſe aufgefangen, wie er ſchon zum zweiten Mal an dem einen Morgen ihr Retter geweſen. Langſam erhob ſie das Haupt von ſeiner Bruſt und ſah ihm ruhig tief in die Augen mit einem Ausdrucke von Bewunderung, Dankbarkeit und Liebe, die ihm faſt die Sinne verwirrte. Er lud ſie ein, wieder in's Freie zu treten, nöthigte ſie, Wein und Brot zu ſich zu nehmen und mahnte, ſobald er ſie wieder für hinreichend geſtärkt hielt, zum Aufbruch. Aber Hildegards Verſuche, mit ihren dünnen Schuhen ſo jäh hinabzuklettern, fielen trotz ſeiner Unterſtützung kläglich aus, ſie brach fortwährend in die Kniee. Da ſprach Toni lächelnd, indem er vor ihr ſtehen blieb: „Ich weiß es ja ſchon, wie es iſt, wenn Sie auf meinem Arme daherreiſen, Sie wiſſen's freilich nicht, aber beſſer wäre es wohl, Sie würden's jetzt auch gewahr, denn was ſoll ſonſt mit uns werden. Raſten wir ſo lange aus, bis Sie wieder ganz bei Kräften ſind, dann wird es weit zu ſpät — es wird ſo ſchon ſpät. Wir müſſen weiter nach Thal, d'rum ſag' ich: das Beſte iſt das Beſte!“ Hildegard wollte vor Scham und Aerger über ihre Schwäche vergehen, war aber für den, der ſich an dieſem Tage ſo glänzend als ihr Meiſter und Führer bemüht hatte, ſo erglüht, daß ſie ſich ihm nicht entzog. Sie bedachte auch die Nothwendigkeit, aus dieſen unwirthlichen Gegenden ohne Fähr hinabzukommen. So beugte ſie ſich denn ſanft lächelnd vor, während Toni ſich bückte und ſie auf den eiſernen Arm nahm wie ein Kind. Sie ſchlang den Arm um ſeinen Nacken und er ſchritt mit ihr über die Klippen und Gerölle abwärts. Immer haſtiger und raſcher wurde ſein Schritt, denn es war ihm, als müſſe er zerſchmelzen an der ſüßen Nähe des ſchönen Mädchens. Er hatte eine Richtung ge-

wählt, wo sich die Bergwiesen bis zu einer ungewöhnlichen Höhe an den Abhängen des unteren Gebirgstheiles hinaufzogen. Dort am Eingange der obersten Wiese setzte er sie ab. Ueber eine halbe Stunde hatte er sie so jagend dahin getragen, ohne nur einmal zu rasten oder die Stellung zu verändern. Körperlich fühlte er von dieser Zumuthung nicht die leiseste Ermattung, aber innerlich war er so angegriffen, wie er es nie zuvor gekannt hatte. Sein heißes Blut drohte schier, die Adern zu durchbrennen. Er ging, wie er sagte, um Wasser, ging auch wirklich an einen nahen Bergquell und mischte heiße Thränen in die kühlrieselnde Fluth, dann wusch er die Augen, füllte den Becher und kam wieder. Hildegard aber sah gleich, daß er geweint hatte; sie wollte aufspringen, ihn mit ihren Armen umfangen und mit ihren Küssen trösten. Da überblickte sie mit Blitzesschnelle im Geiste die ganze Unmöglichkeit der Verhältnisse, die unausfüllbare Kluft, die sie von Toni trennte, die grenzenlose Verwirrung, die aus ihrer Hingebung entstehen konnte und kämpfte ihr heißes Verlangen nieder. Toni hatte, sobald er ihr den Becher gereicht hatte, sein großes Messer hervorgezogen, hackte breite, dichte Fichtenzweige ab, band die Holzenden zusammen, nachdem er sie über einander geschichtet und lud Hildegard ein, sich auf diesen Sommerschlitten zu setzen. Er wies sie an, wie sie sich festzuhalten habe und dann schleifte er sie im raschen Laufe über die Wiesen hinab. Alle Lebensgeister waren in dem jungen Mädchen längst wieder angefacht, seitdem sie sich nicht mehr anzustrengen hatte und mit kindischem Jubel ging's in dieser seltsamen Weise thalwärts. Als sie das Wiesengebiet hinter sich hatten, war es schon nach vier Uhr und es blieben fast noch zwei Stunden, bis an den See zu gehen, übrig. Sobald Hildegard wieder ein paar Minuten gegangen war, bemerkte sie, daß nach allem Erlebten ihre Erschöpfung doch eine nachhaltige war. Sie hing sich deshalb wieder an den Arm des Freundes, um nur schnell genug weiter zu kommen. Auf den Holzwegen und kleinen Bergsträßchen zogen sie selbander des Weges, hie und da noch wieder auf einem moosbedeckten Steine, auf einer Bank sich niederlassend, um wieder einen Augenblick auszuruhen. Ohne daß sie sich darüber Rechenschaft gaben, ohne irgend welche Ueberlegung war ihr Benehmen und Geplauder auf diesem Wege das eines liebenden Paares, das sich eigentlich nichts Rechtes zu sagen hat, aber jedes Wort spendet wie eine Blume. Wenn sie mitunter stumm hinschritten, dachte Toni zurück und — ach vorwärts! und es überfiel ihn eine schreckliche Pein. Es war so hold, so süß, so fremd und es war wie eine zurückgelegte Ewigkeit. Konnte es denn auch wieder sein, daß Hildegard nicht bei ihm war, nicht mit ihm ging und — ganz verschwunden war? Ach könnte er sie nur einmal an die Brust ziehen, mit seinen Küssen ersticken, das kreuzgute, saubere Mädel. Jetzt! oder bei der nächsten Bank? Aber aus wäre es ja! Sein ganzes Andenken bei ihr könnte er sich verschimpfiren und gar, wie nähme ihn wohl wieder eine Herrschaft zum Führer! Vor keinem Schritt in seinem Leben hatte es ihn noch gegraut, jetzt graute ihm und er schrumpfte sittsam zusammen in seinen bewußten Grenzen. Sie waren nun längst auf einer kleinen Straße, die in's Dorf führte und als sie den Kamm einer Erhöhung erreichten, lagen See und Wirthshaus vor ihnen auf kaum einen Büchsenschuß Entfernung. Da ergriff es die beiden jungen Leute wehmuthsvoll. Es war, als ob sie durch die Pforte des Paradieses träten hinaus in das rauhe Leben, in die harte Wirklichkeit. Sie sahen die Gräfin mit der Lorgnette am Fenster stehen und gewahrten, wie sie sie bemerkte. Sie mußte in hellem Zorn sein, denn eben wurden die Pferde aus dem Stalle gezogen, um eingespannt zu werden. Das konnte die Gräfin nur befohlen haben, um Hildegard zu strafen. Agnes stand bei

dem Wagen, ein Bild des Jammers. Schon ging auf das Geheiß der Gräfin ein Diener ihnen entgegen, Agnes folgte dem Manne. Als Toni dies Alles überſehen hatte, war ſein Entſchluß gefaßt. Der Weg machte eben eine Biegung, eine mächtige Ahorngruppe verdeckte ſie vor den Augen des Dieners und der Schweſter. Er blieb ſtehen, legte das Tuch auf den Rain, zog haſtig Beſteck, Büchſen und Becher aus ſeinem Sack, ſie dazu legend, dann ergriff er Hildegards Hand. Jetzt war es an ihm, ſchwindelich zu werden. Er drückte einen heißen Kuß auf die feine, weiße Hand, blickte Hildegard traurig zuthunlich an und ſagte mit bebender Stimme, aber mit einem Tone, der ihr das Mark erſchütterte:

„I muaß mir glei denken,
I hätt Di nit kennt,
Sunſt nahmad mei Traurigkeit
Ewi kan End."

Dann ſchwang er ſich über den Zaun und ging davon.

Er war ſchmachtend an des Lebens gold'nem Baum geſtanden, ohne ſeine Hand auszuſtrecken nach der Frucht. Ein einziger Satz alter Bauernphiloſophie hat ihm und ihr den Sieg gebracht, den die Welt von ihnen verlangte.

Seltſame Welt.

Zwei ſich ſo fremd im Herzensgrund,
Daß Nichts die Kluft kann überbrücken,
Sie müſſen ſich die Hände drücken
Und heuchelnd legen Mund an Mund;
Und wehe, wer ſich frech entſchlüge
Der ſtrengen Satzung heil'ger Lüge.

Wo aber Seel' zu Seele ſpricht
Und drängt zu ruhen Herz an Herzen —
Die müſſen meiden ſich mit Schmerzen
Und ſenken ſelbſt der Augen Licht,
Daß ja kein Blick der Welt verkünde
Der reinſten Liebe ſchöne Sünde.

Angelica v. Hörmann.

G'ſchwind muaß's geh'n.

(Mundart.)

„Grüaß Di Gott, Schwoagerin!"
„„Grüaß Di Gott ah!""
„Mögſt nit mein' Manin wern?"
„„Woaß nit, wieas wa!?""
„That Di a heirat'n!"
„„Bua, Du biſt fein!""
„Morgn Schatzerl hol i Di",
„„Guat, i ſchlag ein!"" —

„Gib mir a Buſſerl hiatz!"
„„Oans, Bua, meintswög'n!""
„Gengan zum Pfarra aſt!"
„„Hab nix dagög'n!""
„Laß uns vakündt'n glei!"
„„Bua, dös war ra!""
„Hiatz bhüat Di Gott, daweil!"
„„Bhüat Di Gott a!""

A. Kienaſt.

Ueber Recenſenten.

(Ein Eingeſendet.)

Vor aller Welt ein neues Kunſtwerk zu beſprechen, iſt anders, als man gemeiniglich annimmt. Der Recenſent muß für's Erſte wiſſen, daß er gerade ſo viel verſteht, wie Einer; vielleicht weniger, mehr niemals. Auch mit der „Objectivität" der Recenſenten iſt es nicht weit her; es mag Einer ſeine Meinung viel geſchult haben, aber ſie bleibt ſeine Meinung, die er — heißt das, wenn er ehrlich iſt — ſtets verfechten wird. Wenn das gleiche Studium in der Weltanſchauung und in Kunſtſachen bei Allen auch gleiche Meinung erzeugen würde, wie ganz anders ſähe es in der Welt aus, als es wirklich ausſieht. Nach meiner Meinung nun wäre der Werth eines Kunſtwerkes oder eines Buches nur damit zu beſtimmen, daß man aus den überhaupt gebildeten Kreiſen darüber recht viele ſubjective Meinungen ſammelt und aus ſolchen den Durchſchnitt zieht. Der Künſtler hat den künſtleriſchen Bedürfniſſen ſeines Volkes zu entſprechen. Das Kunſtwerk wird vom Publikum gewählt.

Vom Bildungsgrade eines Recenſenten belehrt die Form, in welcher er

ſeine Anſicht ausſpricht. Jedes Streben in Sachen des Ideals und des Geiſtes iſt ehrenwerth. Wenn ſich ein Unberufener mit gutem Willen einmal in den Kunſttempel ſchleicht, um dort die Hand nach der Toga auszuſtrecken, ſo weiſe man ihm höflich die Thür, aber überantworte ihn nicht ſofort dem Hausknecht. Oder wäre unſer kunſtfreundliches Publikum von den Schulmeiſtern der Kunſt ſo ſchlecht erzogen, daß es den Woller von dem Könner nicht zu unterſcheiden vermag, wenn es an Erſterem nicht das Brandmal auf der Stirne ſieht?

Die Sache iſt eben folgende: Das Publikum lacht über den eifernden Recenſenten und das „verriſſene," „vernichtete" Werk wird der Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit, während anderſeits die „lobende Anerkennung" keine Katze mehr in den Kunſttempel, in die Buchhandlung lockt. — Das gebildete Publikum — und für ein ſolches will der Recenſent ſchreiben — hat ſelbſt denken gelernt und weiß, was es will; ihm iſt mit der Meinungsäußerung eines Einzelnen weiter nicht gedient. Erſcheint ein neues Buch, ſo will das Publikum nur wiſſen, was es enthält; iſt ein neues Bild fertig, ſo verlangt es zu hören, was es vorſtellt; wird ein neues Schauſtück aufgeführt, ſo frägt es, was dieſes Stück behandelt. Noch mag das Material, die Zuſammenſetzung, es mögen die Dimenſionen und dergleichen Thatſachen angegeben werden, die unbeſtreitbar und von jedem Standpunkt aus dieſelben ſind. Das Publikum, ſo weit orientirt, wird kommen und ſich erlauben, ſelbſt ſeine Meinung zu bilden.

Wer über das Werk eine Betrachtung, ein Eſſay ſchreiben will, um dasſelbe geiſtvoll zu beleuchten und den Leſern damit eine anregende Stunde zu bieten, der hat gewiß Recht; immerhin mögen ſich ſeine Gedanken an der Schöpfung eines Künſtlers emporranken; aber er bilde ſich nicht ein, den Künſtler meiſtern und das Publikum leiten zu können. Vom Künſtler verlangt man, daß er in geſtaltenvoller Sprache die Ideen ſeines Volkes zum Ausdrucke bringe; daß ein Recenſent der Sprechwart des Publikums ſei, iſt meines Wiſſens noch niemals verlangt worden.

Auch Schreiber dieſer Zeilen maßt ſich nicht an, hiermit mehr, als ſeine perſönliche Meinung geſagt haben zu wollen; er frägt nun, inwiefern er Recht oder nicht Recht hat?*)

Bücher.

Die Gedichtſammlungen zweier Brüder: „Weltpfingſter" von Heinrich Hart und „Fanfara" von Julius Hart (Bremen, Kühtmann, 1879) haben ſo allgemeines Lob gefunden, daß man faſt befürchten muß, das jugendliche Dichterpaar durch weitere Beifallsſpenden zur Unbeſcheidenheit, oder zu bequemem Ausruhen auf den leicht errungenen Lorbeern zu verleiten. Leider aber iſt die Quantität von Lob, welche genügt, einen Dichter eitel zu machen, in der Regel noch nicht hinreichend, das Publikum neugierig zu machen und es zur Lectüre des gelobten Buches zu veranlaſſen. „Du mußt es dreimal ſagen!" antwortet das Publikum, wie Mephiſto dem Fauſt, der Kritik, wenn ſie ausruft: Siehe da, ein Dichter! Schöne Recenſionen wirken, wie Inſerate über Malzextracte und Rheumatismusketten, nur durch oftmalige Wiederholung. Es ſei alſo geſagt und wiedergeſagt, daß die beiden jungen Weſtphalen Heinrich und Julius Hart ſich in jenen Sammlungen als originelle Talente erweiſen, deren Feuer und Schwung die Vorausſetzung von der Kälte und Trockenheit des weſtphäliſchen Naturells zu Schanden macht. Einfacher, geklärter, lyriſcher erſcheint Heinrich, genialer, verſchwommener und überſchwenglicher Julius. Man ſteht der eigenthümlichen Erſcheinung einer ſo ſchönen, auf zwei Brüder ſich erſtreckenden Begabung mit Intereſſe gegenüber. Wird der jugendlich gährende Moſt ſich zu köſtlichem Weine klären? Oder wird, nach dem bekannten Sprüchlein, der Spiritus „zum Teufel gehen" und das Phlegma zurückbleiben? Wir hoffen das Beſſere. R. H.

Aus der Theaterwelt. Ernſte und heitere Bilder von Rudolf Tyrolt. (Leipzig,

*) Wir glauben dieſes etwas verblüffende Eingeſendet der Leſewelt zur Discuſſion offen halten zu dürfen. Die Red.

Richard Eckstein, 1879.) Unser verehrter Mitarbeiter, der talent- und verdienstvolle Schauspieler R. Tyrolt, legt drei literarische Gaben auf unseren Bücherlisch, die wir allen Freunden der Bühnenwelt bestens empfehlen können. Da haben wir ein Lustspiel unter dem Titel: „Zwei Komödianten" von Tyrolt und Loebel, eben so geistvoll als anmuthig und ein anderes von Tyrolt, nach dem Ungarischen von Berezik bearbeitetes Lustspiel: „Die öffentlichen Angelegenheiten". (Beide zu finden bei L. Rosner, Wien.) Besonders viel Vergnügen machen uns aber die ernsten und heiteren Bilder aus der Theaterwelt, Aufsätze, welche s. z. in verschiedenen Blättern abgedruckt, hier gesammelt wurden. Der Verfasser bringt uns mit allen möglichen Theaterleuten zusammen, führt uns hinter die Coulissen, zeigt, wie Laube als Regisseur waltet, belehrt über die geschäftlichen Zustände der Bühne und führt uns schließlich pietätvoll zur Grabstätte eines großen Schauspielers und Theaterdichters — nach Gutenstein.

Heinrich von Kleist und **„Der zerbrochene Krug"**. Neue Beiträge von Dr. Carl Siegen. (Sondershausen, Max Faßheber, 1879). Dieses Büchelchen bringt interessante Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte, Enthüllungen aus des Dichters Leben und Schaffen und die Geschichte von dessen Lustspiel: „Der zerbrochene Krug" recht ausführlich, so daß wir einen neuen Einblick in den bisher vielleicht zu wenig beachteten Gegenstand erhalten.

Das Verhältniß des Kindes zur Thierwelt von Mela Wellmer. (München, J. Gotteswinter & Mößl.) Dieses Schriftchen, ein Beitrag zur Gemüthsbildung — wie es sich nennt — ist eine Herausgabe des Münchner Thierschutzvereines und nimmt sich warmherzigst der von den Menschen verfolgten Thierwelt an. Im Ganzen verspricht der Titel mehr, als das Büchelchen hält, doch darf es der Beherzigung aller Erzieher und Schulmänner empfohlen werden.

Durch die Sternenwelt oder Die Wunder des Himmelsraumes, betitelt sich das neueste Werk des Naturforschers Ferdinand Siegmund, das soeben mit dem Erscheinen der 20. Lieferung vollständig geworden ist. (A. Hartleben's Verlag in Wien.) Ferd. Siegmund, der Verfasser der großen „Illustrirten Naturgeschichte der drei Reiche", des geologischen Werkes „Untergegangene Welten" ꝛc. ꝛc. hat es unternommen, eine gemeinfaßliche populär-wissenschaftliche Darstellung der Astronomie für Leser aller Stände, einen zuverlässigen Führer zu geben, der uns mit dem Wunderbau des Himmels, mit Sonne, Mond und Sternen, Kometen und wie die Erscheinungen alle heißen mögen, die hoch über uns in den Lüften schweben, bekannt macht. Es ist jedenfalls eine schöne Sache, sich auch mit diesen bisher noch weniger bekannten Naturwundern bekannt zu machen, was jetzt um so leichter geschehen kann, als dieses oben genannte Werk, in ungemein frischer und lebendiger Form alles bunt vorspiegelt, ohne daß wir uns dabei langweilen würden. Ansprechender Inhalt, hübscher Druck und sonstige geschmackvolle Ausstattung vereinigen sich in diesem Werke würdig mit den zahlreichen Illustrationen, Farbendruckbildern und übersichtlichen Sternkarten, welche dem lehrreichen Texte erklärend zur Seite stehen.

Von Hallberger's illustrirter Prachtausgabe von **Schiller's Werken** liegen uns jetzt die Lieferungen 45 bis 50 vor und damit sind mehr als zwei Drittheile dieses herrlichen nationalen Werkes vollendet. Diese Lieferungen enthalten den Schluß vom Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg, Turandot, Macbeth und das Lustspiel „Der Parasit". Auch diese Fortsetzungen des Werkes beweisen, daß der künstlerische Geist, der feine Geschmack, die Gediegenheit der Ausführung der Illustrationen, welche das bisher Erschienene auszeichnen, gleichmäßig durch das ganze Werk waltet. Die Fülle der Zeichnungen aber, historische Porträts, prachtvolle Vignetten, reizende Titelblätter und Randverzierungen, wie auch die tiefaufgefaßten kunstvollen Scenenbilder der Dramen sind geradezu meisterhaft in Erfindung und Ausführung. Es liegt ein wahrer Schatz von Anregung, Belehrung und feinster Unterhaltung in dem künstlerischen Schmuck dieser Schiller-Ausgabe.

Seit Anfangs Juli d. J. erscheint bei Hermann Manz in Wien die **„Illustrirte Jugendzeitung"**. Wir begrüßen dieses in Oesterreich einzige Unternehmen solcher Art umso freudiger, als es wirklich die hohen Ansprüche, welche man an eine Jugendschrift zu machen berechtigt ist, zu erfüllen verspricht. Die uns vorliegenden Nummern bringen Aufsätze aus der Geschichte, Völker- und Länderkunde, dem Naturleben, eine Erzählung von J. Verne: „Ein Capitän von fünfzehn Jahren", Anekdoten, Unterweisungen in Jugendspielen u. s. w. Hübsche Bilder zieren den Text; Musikbeilagen vervollständigen die treffliche Wochenschrift. Dem Programme derselben entnehmen wir Folgendes: Wir haben uns vorgesetzt, der Jugend unseres großen Vaterlandes zur Seite zu gehen als ein patriotisches Organ,

welches das heilige Feuer der Vaterlandsliebe in der Kinderbrust schürt und hütet, aber neben diesem ernsten Grundzuge die heitere Anregung zum Studium und die Erweiterung des jugendlichen Horizontes zu pflegen weiß.

Was die von einem pädagogischen Fachmanne geleitete „Jugendzeitung" bisher anstrebte und geboten hat, fand von berufenster Seite Anerkennung und diese Anerkennung und die bisherigen Erfolge können als beruhigende Bürgschaft für die Zukunft des jungen Unternehmens angesehen werden. Belehrung und Erheiterung, Anregung zum Studium und zur sinnigen Unterhaltung, kindliche, aber wohlüberlegte Spiele, deren Pflege Zerstreuung nicht allein, sondern zugleich Schönes und Wissenswerthes bringt — das Alles boten und bieten wir in einer Mannigfaltigkeit, welche von ähnlichen Zeitschriften nicht annähernd erreicht werden konnte.

Die „Jugendzeitung" legt einen besonderen Werth auf ihren französischen Theil, enthaltend eine sorgfältige Auswahl von Lesestücken in Versen und in Prosa, welche die Wißbegierde reizend dem Studium dieser nothwendigsten Weltsprache zu Gute kommen.

Ferner sind dem „Heimgarten" zugekommen:

Geschichte der deutschen Nationalliteratur zum Gebrauche an österreichischen Schulen und zum Selbstunterrichte, bearbeitet von Paul Strzemcha. 2. Auflage. (Brünn, R. Knauthe.)

Hans Sachs' Spruchgedichte. Ausgewählt und sprachlich erneuert mit Einleitung und Anmerkungen von A. Engelbrecht. (Naumburg a. S., Max Faßheber.)

Kaiser Josefs II. Reisen in Nordböhmen nach den verläßlichsten Quellen bearbeitet von Ferd. Thomas. Mit dem Portraite Josefs II. (Böhm.-Leipa, 1879.)

Herbstblüthen. Gedichte von Ottilie von Below. (Rostock, W. Werther.)

Aphorismen über die Seele von D. V. (Wien, Gesellschaftsbuchdruckerei, 1879.)

Scotsfield-Post. Bisher unveröffentlicht. Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie, herausgegeben von Victor Hamburger. (Wien, L. Rosner, 1879.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 10. Heft. (Wien, A. Hartleben.)

Postkarten des Heimgarten:

U. A. Dresden: Sie haben Wunden geschlagen, die Sie nicht verantworten können. Das Manuscript war noch so verlockend, so calligraphisch —

M. v. P. Wien: Sie fragen, weshalb die in Aussicht gestellte „Jungfrau im Rosengarten" nicht erscheint. Ja, Verehrter, damit haben wir Malheur gehabt. Sie sollen noch davon hören.

„Grüner Wald": Ganz richtig, Alles noch sehr grün. Warten wir ab.

Sp. S. Triest: Das Defreggerbuch wird vorbereitet.

Frau H. G. Prag: Ihre liebevolle Gabe den durch einen Wolkenbruch verunglückten Dorfe Rittis sofort zugewendet. **Frau B. Y. Wien:** Für Ihre Theilnahme herzlichen Dank.

O. M. Leipzig: Aber! aber! — aber!

A. F. in K.: Nur das Eine:

„Im Leben düster und allein —
Ist schlimmer als begraben sein!
D'rum werde stets des Lebens froh
Und stirb dann, es ist besser so.
Der Misanthrop ist unbedingt
Schon todt, obgleich er ißt und trinkt"

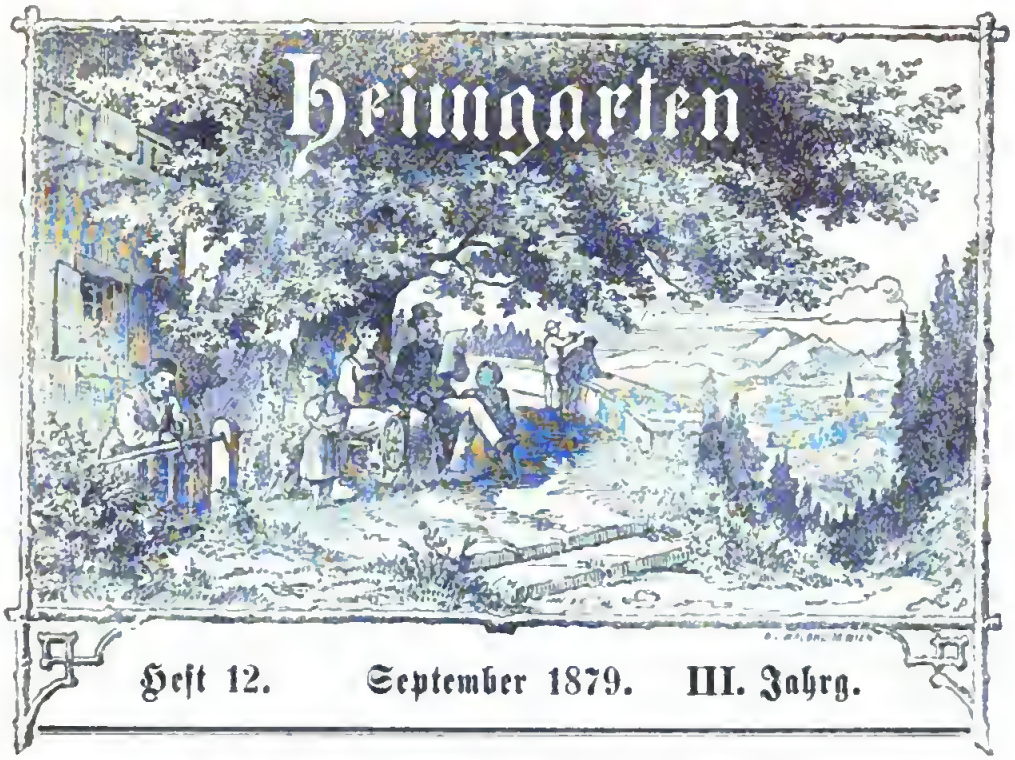
drucken wir, für Ihr freundliches Schreiben dankend, ab.

Prof. A. P. in B.-Leipa: Der von Ihnen so freundlich beurtheilte Schriftsteller freut sich, Freude bereitet zu haben. Von Kaiser Josefs II. Reisen in Nordböhmen demnächst.

A. U. Landau: Sie verpuffen Ihr ganzes Pulver, bevor Sie den Hirschen sehen.

H. Werner Wien: Kennen Sie die Geschichte von der Serenade zu Abelsberg? Dem Stadtphysikus im zweiten Stocke wurde eine Serenade gebracht, der Bürstenbinder im ersten Stocke trat an's Fenster und that in einer wohlgesetzten Rede dar, daß er die Auszeichnung nicht verdiene. — Man antwortete ihm, er möge sich trösten, ihm gelte sie nicht.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.



Heft 12. September 1879. III. Jahrg.

Der Fischer von Bethsaida.

Eine Erzählung aus dem Morgenlande von P. K. Rosegger.

Die Sonne steht hoch über der weiten, regungslosen Wasserfläche des galiläischen Sees. Gegen die Morgenseite hin erheben sich aus der smaragdgrünen Tiefe die Steinberge Judäas, in ihren Schluchten und Buchungen mit Oliven und Cypressen spärlich bewachsen. All' diese Höhen prangten zur Zeit Davids in üppigstem, fruchtbarstem Grüne, aber die Völker, die seither im Thale des Jordan gruben und bauten und ihre gefräßige Cultur entfalteten, haben die Haine und wilden Gärten verzehrt und seither waschen die Regen der kurzen Tage das kahle Erdreich vom Gestein, und trüben mit den vermoderten Wurzeln der „Reben von Canaan" die Fluthen des Sees.

Gegen die Mittagsseite ist kein Rand und kein Ende zu schauen — unsehbar und unmeßbar hin in die blassen Wölklein des Horizonts breiten sich die glitzernden Wässer.

Unweit dort, wo sich das Delta der Jordanmündung in die Sandhöhen von Kapharnaum verliert, steht hart am Ufer des Sees ein Wäldchen von Cedern, dessen Urahnen voreinst als Samenkörnchen im Westen herübergeflogen sein mögen vom fernen Libanon. Und im Schatten dieses Wäldchens, auf dem schwarzen Wasser sich mälig wiegend und an einen der Cedernstämme gebunden steht ein Fischerkahn. Er ist mäßig groß und dort wo er zu morschen beginnt, mit Seegras verstopft, die sich lockernden Balken sind mit Olivenzweigen aneinandergebunden. Zwei aufragende und über einander gekreuzte Stangen sind bestimmt, das Segel zu tragen, jenes kameelhaarige Segel, das nun im Schifflein ausgebreitet liegt, weil der Fischer darauf schläft. Dieses braune Tuch aus dem Haare des Kameels ist des Mannes treueste Habe, fährt er auf dem Wasser, so ist es sein

Segel, geht er über Land, so ist es sein Mantel, ruht er, so ist es sein Bett.

Doch läßt das alte Kleidungsstück merken, daß es nach fremdem Schnitte genäht worden war; seine Fäden sind noch glatt wie die Blätter der Papierosstaude und sein Rand ist nach ägyptischer Form gezeichnet — das Einzige, was andeutet, daß der kleine Mann mit dem braunen, gutmüthigen Gesichte und dem schimmelnden Lockenschöpfchen mitten auf der Glatze, nicht aus dem Stamme Judas hervorgesprossen ist.

Gibt es in diesem Striche doch so viele Herbeigezogene! Der Ruf des „gelobten Landes" hat seit Moses und Josue ungezählte Fremdlinge angelockt aus den glutumwehten Oasen Arabiens herauf, aus den sumpfigen Niederungen des Euphrat heran, aus den öden Gebirgen Armeniens herab, ja selbst aus dem goldreichen Aegypten herüber und aus den fernen Inselgeländen der neuen Welt von Athen, Korinth, Carthago und Rom.

In den Aesten der Cedern schwirrt eine Mücke, sie hat den Fischer zu Schlafe gesungen und in ihrem Gesumme vermeint er träumend die Sänge der Tempel von Damaskus zu hören. Aber das Thierchen hält seinen ganz besonderen Gottesdienst, jetzt schwingt es nieder und umkreist das kleine, alternde Rundgesicht, umkreist surrend die stumpfe Nase und setzt sich. Da fährt der Schläfer rasch auf, reibt die Augen und blickt verwundert um sich.

Sein plötzliches Auffahren aus dem halbversteckten Kahn hatte ein junges Weib erschreckt, das am Ufersteige auf einem Stein gesessen war, um sich die Sandalen zu binden. Sie wollte mit dem runden Körbchen, das sie trug, davon eilen, aber der Fischer rief ihr lebhaft zu: „Siehe da, Beka, Du Tochter des Manassus, wohin tragen Dich Deine elfenbeinweißen Füße?"

„Meine Füße sind gerade so weiß, wie die Deinen," antwortete Beka, „Simon, laß' Dein Spotten sein."

„Was soll ich spotten," sagte er, „Du bist ein Fischerkind wie ich. Nur trägst Du mir zu schwer an Deinem Korbe."

„Ich trage meinem Vater das Essen zu."

„Manassus hat heute Morgens einen guten Zug gethan und verhungert nicht. Siehe, dort hinter den Palmen von Hium den aufsteigenden Rauch; Manassus brät sich Fische. Ich aber habe seit gestern um die sechste Stunde nicht mehr gegessen."

„Ich glaube es wohl," sagte Beka, „die Fische von Genezareth schwimmen Keinem gebraten in den Mund. Aber da liegt er wie ein Kind in der Schaukel und läßt die Götter sorgen — die Götter — seine Götter! Ja, da glaube ich's wohl, daß Du hungerst, Schlucker!"

Jetzt stand Simon aufrecht, aber mit ausgespreizten Beinen, um so im schaukelnden Fahrzeuge das Gleichgewicht zu stellen. Seine grauen Aeuglein zuckten gar scharf und er sagte: „Beka, ich habe Dich nicht gebeten, daß Du meine Götter verhöhnen solleſt; ich habe nur gedacht, weil Du und Dein Vater Manassus jenem Gotte angehöret, der die Vöglein in der Luft speist und die Blumen auf dem Felde kleidet, so hättet ihr dessen nicht nöthig, was Du im Korbe trägst."

„Ganz recht," versetzte nun Beka erbost, „so seid ihr, hergezogenes Heidenvolk; ganz Galiläa macht Ihr schon unsicher, die Städte bevölkert Ihr, das Land laßt Ihr verwildern, der Juden spottet Ihr, aber wollt' Euch von ihnen füttern. Ganz würdige Unterthanen des großen, heidnischen Kaisers Tiberius, der Judäa unterdrückt und mit dem Schweiße des Volkes Gottes sein Sodam an der Tiber mästet!"

Setzte der Fischer Simon seinen Fuß auf die Kante des Schiffchens,

ſtreckte das fahlverwitterte Haupt weit vor und ſagte ſchmunzelnd: „Du weißt viel, Beka! — Ja, wahrlich, Kind, die Sonne von Galiläa hat mein Gehirn verſengt, daß ich ſelbſt kaum mehr inne habe, ob ich noch meiner Väter Glauben hege oder Jude bin. Mein Vater Jona kam vom Meere her, er hat die Götterbilder der Hellenen geſchaut und Sehnſucht nach ihnen empfunden, bis er am Strande von Magdala einging zum Olymp. Ich fand zu Bethſaida, wo ich geboren bin, auf den Altären Euren finſteren Gott Abrahams; unter ſeinen Schatten haben ſich in mir die lichten Anbilder der Griechen verdüſtert, unter dem Grollen Jehovas bin ich Mann geworden. Ich habe in den Sonnentempeln des Nils gebetet, ich bin auf dem Antlitze gelegen im Tempel Salomons. Und ich ging friedenlos davon, als hätte ich die Gottheiten nicht verſtanden und ſie den Fiſcher Simon nicht. Es kümmert mich, meine liebe Beka, daß ich ſo bin; ich habe kein Anhalten, wie das Schilfrohr ſtehe ich allein.“

Sie ſagte hierauf: „Kann ich dafür, Simon, daß Du allein ſtehſt? Es gibt Töchter in Judäa, die Jehova verlaſſen und aus Barmherzigkeit einem Heiden anhängen könnten.“

„Ich weiß das, Beka, und mich freut, daß Du es ſagſt. Aber wie könnte Simon nur in's Reine kommen mit zweien, dreien, die da ſind und werden zwiſchen Himmel und Erde, ſo lange er mit ſich ſelbſt nicht im Reinen iſt. Siehe und ſo freut mich auch kein Fiſchen mehr. Oft, wenn ich ſo daliege und in's Blaue hineinſchaue und nichts ſehe, da denke ich: Wenn jetzt ein Sturm käme, Simon, und deinen Kahn losriſſe und hinausjagte auf den hohen See, durch Nacht und Graufen hin — du wollteſt liegen bleiben und die Hände ausſtrecken in's Kreuz und warten, was Poſeidon oder Zeus oder Jehova mit dir beginnen.“

„Laß' ein ſolches Reden, Simon, der Herr läßt mit ſich nicht ſpielen. Da nimm!“ So ſprach Beka und reichte ihm aus ihrem Korbe eine ſchwellende Weintraube. Er nahm ſie und ſagte zu Dank: „Beka, heut' über's Jahr wirſt Du nicht mehr alleinig wandeln an dieſem Geſtade. Ein Mann wird Dir zur Seiten ſein, der in Dir ſüß finden wird, was ich alter Träumer all' mein Leben lang vergebens bei den Göttern ſuchen muß.“

Beka ging mit brennenden Füßen ihres Weges dahin auf heißem Sande, dem bläulichen Rauche zu, der aufſtieg hinter den Palmen von Hium.

Es iſt kein Wunder, daß ihr der Fiſcher lange nachſah. Fand er ſich gleichwohl bei Menſchen nicht behaglich, weil ſie keine Tiefe hatten für das, was ſeinen Geiſt bewegte, weil ſie ſo flachhin über das Leben flatterten, wie der rothe Falter über das Kalkgeſtein von Samaria; ſo empfand er doch eine troſtloſe Oede, wenn er allein war. Er ſah ſich unverſtanden von der Erde und verlaſſen von den Himmeln; dann wieder bebte er in Angſt vor der wilden Herrſchaft der Elemente und ſann oft und brütete über den Schriften der Propheten, ob es denn nicht möglich wäre, in der Vereinigung der Menſchen einen Hort gegen alle Feinde und ein Gottesreich auf Erden herzuſtellen. Dann wieder warf ſich der kleine Mann auf ſein Angeſicht und weinte, daß er ſo unſelig in jene Oedniß hinausgerathen ſei, auf der man nicht mehr den Göttern vertrauen könne.

Nun ſenkte er ſeine Hand in das laue Waſſer des Sees und benetzte damit ſeine heiße Stirne; dann ſetzte er ſich auf ſeiner Kahnbank zurecht, um das ſüße Geſchenk der Beka zu verzehren.

In demſelben Augenblicke kniſterte am Ufer der Sand. Ein ſchlanker Mann mit ſchwerem Reiſeſtock und in langem, braunem Mantel trat heran, ſein ſchwarzer Bart ging bis auf die

Bruſt, wo ein Strick das Kleid zuſammenhielt, ſeine hohe braune Stirne wurde durch die breiten Decken eines Hutes verhüllt, das graue ſcharfe Auge richtete ſich auf den Fiſcher im Kahne.

„Biſt Du bereit, Schiffer, drei Männer über den See zu führen?“

„Der See iſt groß,“ antwortete Simon, auf die Gebrechlichkeit ſeines Fahrzeuges hinweiſend.

„Die Männer wollen heute noch nach Magdala.“

„Dahin geht eine Straße über Bethſaida.“

„Die Männer,“ ſo verſetzte der Fremdling, „ſind gewandert von Nazareth über Kanaa nach Kapharnaum, ihre Füße ſind wund, ihre Kräfte erſchöpft geworden.“

„Biſt Du einer von ihnen?“ fragte Simon, „ja, wenn Euch wirklich gedient iſt, ich führe Euch gern, daß mein Fahrzeug gebrechlich iſt, das ſeht Ihr ſelbſt. Du biſt auch erſchöpft, Fremder, Du biſt den weiten Weg gegangen, ich bin tagsüber hier im Schatten gelegen, ich habe heute noch nicht verdient, daß ich was genieße. Darf ich Dir dieſe Traube geben?“

Der Fremdling beugte ſich an's Waſſer vor, nahm mit freudigem Geſicht die Traube und verſchwand damit hinter den Cypreſſen. Er ging einer ſchattigen Stelle zu, wo auf einem Steine zwei andere Männer ſaßen. Beide mit Wanderſtäben, die am Felſen lehnten, beide in langen, dunklen Wollenkleidern. Der Eine ſaß aufrecht, er war noch jung und hatte ein ſeltſam ſchönes Geſicht; trotzdem dieſes gebräunt war von der Sonne, ſchimmerte doch eine zarte Bläſſe durch, ſeine vollen Lippen aber waren roth wie die Roſen von Halep, ſeine großen, ſchatteureichen Augen waren dunkelblau, wie der Himmel über den Cedernwäldern des Libanon, ſeine Naſe hatte den leichten Bug des Stammes Juda, ſeine Stirne war weiß und rein wie die Elfenbeinſäulen an der Bundeslade im ſalamoniſchen Tempel. Die langen, ſchwarzen Locken legten ſich mitten über den Scheitel getheilt, ſchlicht nach rückwärts und wallten reich zu den Achſeln nieder. Ein dunkler Flaumbart ſproßte an Backen und Kinn und an der Oberlippe. Das Haupt ſtützte dieſer Mann leicht auf die zum Verwundern ſchöngebaute rechte Hand, während die linke ſich wie ſchützend auf ein anderes Haupt geſenkt hatte, welches im halben Schlummer auf ſeinem Schooße lag. Denn der zweite der hier ruhenden Männer war ein Jüngling von zarter, faſt frauenhaft-lieblicher Geſtalt. Er ſchien auf der weiten Reiſe über die heißen Gebirge von Galiläa ſehr müde geworden zu ſein und ſo hatte er ſich nun, liebevoll von der ſchönen Hand hingezogen, den Schooß des Gefährten zur Raſt erkoren.

Nun kam der Langbärtige raſch herbeigeſchritten und er ſagte zu dem Aufrechtſitzenden: „Hier habe ich für Dich eine Traube erhalten.“

Der blaſſe Mann blickte ihm ſcharf in's Auge und ſagte: „Jacobus, ſoll ich Dir die Lüge verzeihen der Wohlthat Willen, die Du an mir zu üben gedenkſt? Wer weiß von mir? Die Traube iſt Dir geſchenkt worden.“

„So will ich ſie auch genießen,“ verſetzte Jacobus, „ich habe von je her einen lüſternen Gaumen und Du geſtatteſt, daß ich die Frucht genieße, wie ſie mir am beſten mundet.“

„Thue das.“

„Mir mundet ſie am beſten, wenn ich ſehe, daß Du, Meiſter, Dich an ihr labeſt.“

Der mit dem Worte Meiſter bezeichnete nahm nun die Traube, dankte und ſprach: „Wenn wir, mein lieber Jacobus, uns aber beide ſättigen, was bleibt für den müden Johannes? Wir ſind die Aelteren, Abgehärteten, er iſt der Mühen des Reiſens noch kaum gewohnt, ich glaube, daß es Jedem von uns dreien am wohlſten ſein wird, wenn er die Traube ißt.“

Dagegen hatte der Langbärtige nichts einzuwenden. Der Meiſter weckte ſanft den jungen Johannes auf und gab ihm die Traube. Jacobus berichtete von der Bereitwilligkeit des Fiſchers und ſo traten ſie nun hin an's Ufer und ſtiegen in den Kahn.

Simon betrachtete die drei müden Fremden mit vieler Theilnahme und friſch griff er zu den Rudern; bald plätſcherten die Wellen und das Fahrzeug glitt ſchaukelnd auf dem weiten Waſſer. Da die Beiden den blaſſen Mann ſtets mit Meiſter anredeten, ſo hielt Simon dieſen für einen Rabbi und jene für zwei Diener oder Freunde des Erſteren. Er antwortete auf die Fragen, ob der See an dieſen Ufern fiſchreich ſei, ob ſich das Fiſchergewerbe verlohne und wie er, der Fiſcher, ſonſt lebe, mit Ehrerbietung, ſetzte dann bei, daß er ſich juſt keines allzugroßen Glückes zu beklagen habe, da er oft Tage und Nächte lang fiſche, ohne etwas zu fangen.

Der Meiſter fragte ihn lächelnd, was er etwa zum Menſchenfiſchen ſage?

„Weiß nicht, wie das der Herr meint," antwortete Simon.

„Du haſt ja ſchon drei in Deinem Netz!" bemerkte Jacobus in heiterem Tone.

„Davor," rief der Fiſcher, „bewahren mich die Götter, die wir wohl heute noch werden bitten müſſen um ihren Beiſtand, denn dort über den Bergen von Hium thut ſich was zuſammen. Ja, das iſt jetzt ſo ſonnig blau, daß man meint, es wäre klarer Himmel. Man muß nur die weißen Ränder nicht überſehen. In einer Stunde fährt uns ein Anderer!"

„Hole aus, Fiſcher," ſagte nun Jacobus, „ich verſtehe auch was, bin von Deinem Handwerk. Du kennſt den Fluß, der aus den Gebirgen von Golan den ſchwarzen Sand und die rothen Fiſchlein mit den ſpitzen Köpfen herabträgt in dieſen See, ſiehe, an jenem Fluſſe iſt meine Hütte geſtanden."

„Steht ſie denn nicht mehr?" fragte Simon, „hat ſie die Fluth fortgeriſſen?"

„Sie ſteht noch, aber ſie iſt nicht mehr mein. Ich und mein Bruder Johannes — hier iſt er," unterbrach ſich Jacobus, da er ſeine Hand auf die Achſel des Jünglings legte, „haben Alles verlaſſen, um den Meiſter zu folgen. Kennſt Du ihn, Fiſcher?"

Das letzte Wort flüſterte der Schwarzbart hinter dem Rücken des Meiſters, der ſchweigſam auf dem Brette ſaß und hinausblickte auf die lichte Waſſerfläche. Die Raſt ſchien ihm wohl zu thun, das Lüftchen wehte ſo gelinde durch ſeine Locken. Der Jüngling an ſeiner Seite, der das holde Antlitz kaum zu wenden vermochte von dem des Meiſters, hatte eine Art von Turban um ſein Haupt geſchlungen. Es glühte aber die Sonne nicht mehr.

Simon hatte auf die Frage des Jacobus verneinend den Kopf geſchüttelt: Wie ſollte ein einſamer Fiſcher fremde Leute kennen, die das erſtemal vor ſein Auge kommen!

„Für wen hältſt Du ihn?"

„Was fragſt Du mich?

„Weil mir's unmöglich dünkt, dieſen Mann zu verkennen. Er iſt ein Prophet und kam vor Kurzem erſt aus der Wüſte Juda.

Simon fuhr auf und die fahlen Härchen ſeines Hauptes zitterten im Winde.

„So wäre das der Prediger in der Wüſte, der die Menſchen, die zu ihm kommen, mit dem Waſſer des Jordan begießt?"

„Fiſcher, der iſt es nicht. Er will nicht größer heißen, als der Täufer am Jordan, darum hat er ſich wie Andere von ihm begießen laſſen, aber er iſt ſo groß, daß Jener ihm nicht die Sandalen von den Füßen löſen dürfte.

„So iſt es Jeſaias, Elias oder ein anderer der jüdiſchen Propheten."

„Freund, es iſt ein Größerer," ſagte Jacobus und begann im Eifer

zu sprechen von dem, der jetzt träumend auf die hochgehenden Wogen blickte. Aber Simon hörte die Worte nicht. Der Sturm war losgebrochen und die Berge von Hium und Betharga waren eingehüllt in graue Nebel, die von Blitzen durchzuckt heranwogten. Vor ihnen her wälzten sich die Gischtschlangen des Wassers, in weißen Kämmen spritzend. Das Fahrzeug sprang von Welle zu Welle, Schaumfetzen flogen über die Segelstangen hin, die Balken ächzten; da wallte auf tosenden Wogen schon das Gewölke heran, eingehüllt in Grau war das auf wilden, finsteren Wassern hin- und hergeschleuderte Fahrzeug, und nur die Blitze warfen ihre rothe Gluth durch solche Nacht. Simon hatte die Ruder losgelassen, die Arme ausgestreckt, er rief zu Jupiter, er rief zu Jehova; Donnerschläge erstickten seine Stimme, da fiel er auf sein Angesicht und wimmerte: „Keiner von diesen der Rechte — wir sind Alle verloren!"

Jacobus und Johannes hatten sich an den Meister geschmiegt und suchten ihn, den Traumversunkenen, zu wecken.

„Was wollt' Ihr von mir?" fragte dieser endlich.

„Meister!" rief Jacobus, „bist Du denn so ganz bei Deinem himmlischen Vater, daß Du nicht siehst, wie schrecklich wir untergehen?"

„Ihr kleinmüthigen Leute, was soll ich Euch?"

„Dem Sturm sollst Du gebieten!"

„Das kann ich nicht. Aber besiegen will ich ihn. Fährmann, die Ruder!" Und mit starken Armen erfaßte der blasse Mann die Ruderstangen. Mit hoher Kraft und Gewandtheit lenkte er das Schiffchen, daß es den Wellen widerstand. Der Träumer war nicht mehr zu erkennen, der ganze Mann war That; wie das Feuer in den Wolken zuckte, so leuchtete das Feuer in seinem herrlichen Auge; der Sturm zauste an seinen reichen Locken, daß sie hoch aufflatterten, aber an die Mannesstirne schlug er machtlos.

Als die drei Männer den muthvollen Kampf des Meisters sahen, wurden auch sie beherzter, legten mit Hand an, stritten mit losgerungenen Balken gegen Wind und Wasser. Johannes ergriff den Hut des Bruders und schöpfte aus dem Schiffchen das Wasser und trachtete bei dem Hin- und Widerkippen des Kahnes wie das Zünglein an der Wage stets aufrecht zu bleiben. Nach kurzer Zeit war die Gefahr dahin.

Die schwersten Nebelmassen hatten sich gegen Morgen gewälzt, die Blitze flogen matter, die Wellen erfuhren keine neuen Peitschen mehr, wogten in innerem Aufruhre noch eine Weile nach und beruhigten sich allmälig.

Als die niedergehende Sonne die drei Felsenthürme von Hipos beschien, so daß diese auf dem schwarzen Grunde des fernhinziehenden Gewitters wie drei Opferfeuer leuchteten, glitt Simon's Fahrzeug dem Ufer von Magdala zu.

Die Stadt liegt weiter ab am Gebirge. Wie eine Reihe von grauen Würfeln schimmern die fensterlosen Gebäude herüber. Das Gestade ist hügelig, steinig und zerrissen und weithin war noch der Sand naß von den hinausgeworfenen Wellen und manches Wasserthier zappelte verschmachtend in den Gruben.

An diesem Ufer war heute eine große Menge von Menschen versammelt. Während des Gewitters hatte sie sich verborgen in die Klüfte und Höhlen der Felsen und unter dichte Cypressen. Nun war Alles wieder hervorgekrochen, schaute ungeduldig auf dem Wege hin, der am Ufer unwirthlich auf- und niedersteigend heranzog.

Reisende, die aus Damaskus kamen, hatten erzählt, daß sie den Nazaräer gesehen hätten, den neuen Propheten und daß er an diesem Tage noch in Magdala ankommen werde. Auf solches Gerücht hatten sich die

Menſchen verſammelt, arme und reiche Faulenzer aus der Stadt, Fiſcher und Schiffer aus den Uferorten, Hirten aus dem Gebirge; auch viele Weiber darunter und Kinder und allerlei, was der Neugier fröhnte und bei jedem Auflaufe war, wo es Spektakel vermuthete. Der Prophet war in Magdala nicht mehr ganz unbekannt und Schriftgelehrte wußten zu erzählen, wie das derſelbe wäre, den vor Jahren als Kind der König des Judenlandes verfolgen ließ, wie ſie denſelben aber ſpäter als Knaben im Tempel zu Jeruſalem geſehen hätten, wo er durch eine Rede Alles in Staunen verſetzte. — „Man hat ſeither lange Jahre nichts mehr von dieſem Menſchen vernommen, es heißt, er wäre in der Wüſte geweſen, wo er die neue Lehre erdacht.“

„Eine Lehre gegen die Heiden und Römer, eine Lehre zur Befreiung Galiläas.“

„Gebt Acht, es wird der prophezeite Erlöſer ſein, der neue, glorreiche König von Judäa!“

„Stammt er von Abraham, ſtammt er von David ab? Wer weiß es?“

„Ich habe ſeinen Vater gekannt, er war ein alter Zimmerer zu Nazareth.“

„Seine Mutter iſt heute noch ein ſchönes Weib und von königlichem Stamme.“

So klangen die Bemerkungen der Menſchen. Die religiöſen Stimmungen waren zu dieſer Zeit der Heidenherrſchaft im Lande Juda aufgeregter als ſonſt. Die geſteigerte und immer wieder getäuſchte Hoffnung nach dem prophezeiten Ziele hatte für Moſes ernüchtert; er konnte nicht befriedigen, weil er nur verſprach, ſeine Lehre war eine träge, düſtere Vorwandlerin, eine Mutter voll Sorgfalt, aber ohne Herz, immer die Zuchtruthe ſchwingend, niemals lächelnd und koſend.

Der Gebote Moſes waren Manchem um zehn zu viel, ein fremdartiger Hang nach Ungebundenheit war vom fernen Tiberſtrande herangeweht gekommen, wie ein Fieberhauch über Israel. Neue Propheten verkündeten die endliche Ankunft des Meſſias und ſterbende Greiſe prieſen die Jugend glücklich, daß ſie ihn — auf dem die Hoffnung und die Zukunft Israels ruhe — von Angeſicht zu Angeſicht ſehen würde.

In ſolcher Stimmung war wohl Mancher, der da unter der Menge ſtand und ſein Auge ſchweifen ließ hinan den abendlichen Strand.

Da rief plötzlich eine Stimme: „Auf den See!‘ auf den See ſchaut hinaus!“ Und hundert Lippen ſagten es zugleich: „Da kommt er! Der iſt es.“

„Welcher? Es ſind deren vier im Kahn.“

„Der ſchöne, ſchlanke, ſchwarzlockige Mann, der mitten aufrecht ſteht.“

Kaum das Schiffchen landete, war es umrungen von der Menge. Jacobus vermochte kaum, dem Meiſter Weg und Steg zu bahnen. Mit feſtem Schritte ſtieg dieſer an's Ufer, die Leute ſtarrten ihn an, riefen ihm Willkommen zu, berührten, küßten ſeine Kleider.

Er ſuchte ſie ſanft von ſich zu drängen, aber ein ſchönes, blühendes Mädchen war vor ihm auf die Kniee gefallen und trocknete mit den gelöſten Haaren ſeine Füße.

„Du hinweg von hier!“ ſchrien mehrere Weiber und drängten ſich dazwiſchen, „Verführerin, Sünderin! Dirne!“

„Wer iſt dieſes Weib, daß Ihr es beleidigt?“ fragte der Prophet.

„Wir haben es geſagt!“ riefen ſie und hoben ihre Fäuſte und Steine zum Schlage auf.

Der Meiſter legte ſeine Hände ſchützend auf das Haupt des zitternden und ſchluchzenden Mädchens, wendete ſich zur Menge und ſprach ernſten Tones: „Wer von Euch wagt den erſten Stein nach einer Sünderin zu werfen?! Die Propheten ſteinigt Ihr. Der Hirte geht aus, die verlorenen Schäflein zu ſuchen. Nicht über

die Hochmüthigen ist Freude im Himmel, sondern über die Geretteten. Ist dieses Weib gefallen, so hebe ich es auf. Zurück von ihr!"

„O mein Retter und Heiland!" wimmerte das Mädchen und umklammerte mit der Leidenschaft des Schmerzes und der Dankbarkeit seine Kniee. Er hob sie auf und sprach: „Bleib' an meiner Seite."

Jacobus zog den Fährmann unter einen Oelbaum und fragte ihn, was er verlange an Lohn. Simon verhüllte mit seinem Mantel das Angesicht und flüsterte: „Spotte nicht, ich habe Strafe genug, daß ich verzagt war. Ich bin kein Fischer und ich bin kein Schiffer mehr, ich bin ein unnützer Mensch. Nur Eins wollte ich wünschen: Ich habe Deinen Meister thaten gesehen, nun möchte ich ihn auch reden hören. Was er sagen mag, durch sein Werk hat er mich gewonnen für sein Wort. Wäre doch auch der Fischer Manassus da und Beka und mein Bruder Andreas hier!"

„Der Sohn Jonas? Der war einer der Ersten bei uns; er zog mit Verwandten des Meisters in die untere Gegend des Jordans, wo er die Ankunft vorbereitet. So komme und bleibe auch Du bei uns, Bethaisäer," versetzte der Mann mit dem schwarzen, langen Barte, „siehe, wie sie ihn auf den Hügel tragen, sie wollen, daß er predige, der Prophet soll sie ergötzen. Aber sie kennen noch nicht seiner Rede Gewalt. Johannes beschützt das Mädchen —"

Mittlerweile waren theils aus Neugierde, theils aus Uebermuth allerlei Fragen an den Meister gestellt worden, die er stets in ernster Bestimmtheit beantwortete. Er sprach von dem Eigennutz, von der Unduldsamkeit, von der Hoffart, von den bösen Lüsten der Menschen und da wurden seine Worte herb und da wurden die Zuhörer kleinlaut.

„Fremdling," fragte ihn einer aus dem Rathe von Magdala, „sage einmal, ob Du es mit den Juden hältst, oder mit den Heiden?"

Er antwortete: „Wir sind alle Kinder eines Vaters. Er wohnt im Himmel und sein Gebot ist, daß Ihr einander liebet. Haltet Gemeinschaft. Ihr seid Alle gleich, Gott kennt keinen Herrn und keinen Knecht. Selig sind die Reichen, wenn sie den Mitmenschen beistehen; selig die Armen, Schwachen und Verlassenen, wenn sie in Ergebung verharren. Ich zeige Euch ein Vorbild und ich bin gekommen, Euch das Reich Gottes zu verkünden, wenn Ihr vollkommen werdet, wie Euer Vater im Himmel ist. Nicht in der Macht, nicht im Ansehen, nicht in der irdischen Weisheit liegt Euer Werth. Seid sanftmüthig, friedfertig und reinen Herzens, seid wie die Kinder. Verläugnet Euch selbst, nehmt das Kreuz des Nächsten freudig auf Euch, thut Gutes Denen, die Euch Böses thun, suchet vor Allem die Gerechtigkeit und Ihr werdet das Reich Gottes finden."

„Wo ist das Reich Gottes?" fragten Mehrere.

„Das Reich Gottes ist dort, wo Ihr selig seid. Es ist im Hause des himmlischen Vaters, wo Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen; es ist bei den Menschen auf Erden, die einander lieben; es ist im Herzen Aller, die nach der Gerechtigkeit wandeln."

Sie blickten sich verwundert an ob den seltsamen Worten. Wie sollten sie ihn verstehen, da sie Keinen noch gehört hatten, der solche Lehren verkündet!

Der Fischer Simon hatte krampfhaft des Jacobus Arm erfaßt und während den Worten des Propheten immer wieder gemurmelt: „Das ist der Rechte! Das ist der Rechte!"

„Ja, das ist der Rechte!" rief spottend ein Jude, dessen Antlitz vor Aerger über den fremden Prediger schier gelblich geworden war, „paßt auf, der wird eine große Gemeinde

gründen, denn er ruft auf den Straßen die Lungerer und die Arbeitsscheuen und die Gotteslästerer und die Heiden zu sich. Mit Sünderinnen geht er um und preist sie selig. Der lehrt die Weichmuth. Moses hat Männer geweckt und männliches Handeln gefördert. Der macht weibisch, träge und lahm. Das ist kein Mann für die Welt, der zieht gegen die Großen, eifert gegen den Reichthum, untergräbt den Staat. Paßt auf, aus allen Ländern werden Haufen der Niedrigen und Nichtigen heranströmen zu diesem falschen Propheten!"

Mit Gelassenheit hatte der jugendliche Prediger auf dem Hügel die Worte des Jüdleins gehört; dann — als sich sonst Keiner mehr vernehmen ließ — erhob er wieder die Stimme und sprach: „Es werden falsche Propheten aufstehen. Sie werden predigen gegen des Kaisers Zins und jegliches Eigenthum. Das ist nicht mein Wort. Wer Eigenthum hat, der vermag zu geben, wer gibt, der bethätigt die Liebe. Wo Alle, die Gleiches sind, Gleiches haben, da endet die Liebe; wo aber Alle, die Ungleiches sind, Gleiches haben, dort beginnt der Haß und der Krieg. — Es werden falsche Propheten aufstehen, predigend die Weisheit dieser Welt, die Einheitlichkeit und leichtsinnige Hingabe des Menschen an die übrigen Wesen dieser Erde, den Stolz ob des von Menschen Erreichten, den unbändigen Hang zur Materie. Das ist nicht mein Wort. Wir sind nicht von dieser Welt; Alles was unseren Sinnen schmeichelt, ist kurzes Spiel. Die Erde wird in Staub zerfallen, Gottes Sohn aber, der Gerechte, wird erhöht werden und siegen über das Böse. Wir sind Kinder des Ewigen, dem wir ähnlich werden müssen, um selbst ewig zu sein. — Es werden falsche Propheten aufstehen, die da lehren die Nichtigkeit der Welt, das Elend dieses Lebens, die Verzweiflung der Menschen. Es ist mein Wort nicht. Dieses Leben ist unsere Schule für den Himmel und unser Prüfstein. Tausende wandeln in der irdischen Sonne, die, hoffend den Blick zum Himmel heben, Seligkeit schon im Herzen tragen. Dieses Glück sehe ich auf Erden, dieses Glück will ich Euch bringen. Die Sorge um irdische Güter betrügt Euch um Eure Tage. Die Ihr kummervoll seid und beladenen Herzens, kommet zu mir, ich gebe Euch den Frieden, den die Welt nicht geben kann."

Hierauf rief Simon, der Fischer, laut, daß es weit hintönte über die Köpfe: „Wie der Himmel höher ist, als die Erde, so ist Der größer, als Sokrates. Göttlich ist sein Wort; wahrhaftig, er ist der verheißene Messias!"

Viele der Zuhörer stimmten mit diesem Rufe begeistert überein; Andere hatten sich erschöpft niedergelassen auf dem Boden. Sie waren von weiten Wegen herbeigekommen, viele waren arm und hatten nicht Münzen, um sich Abendbrot und Ruhestatt zu verschaffen.

Das Mädchen, welches vorhin zu den Füßen des Propheten gesunken war, flüsterte nun zum jungen Johannes die Frage, wo in dieser Nacht der Meister denn ruhen werde?

„Die Erde ist sein Bett, der Himmel ist sein Dach," sagte Johannes. Hierauf sie, ob sie es wohl wagen dürfe, dem Lehrer eine Bitte vorzutragen.

„Geh' hin und bitte nur," antwortete der Jüngling, „er ist so gut."

So trat sie bangend hin zu ihm, dem Bewunderten, von allem Volke Umschwärmten; in Zagen und Hoffen richtete sie ihr großes Auge mit der schwarzen Gluth zu ihm auf und da sie sein milder Blick traf, legte sie ihre Arme über die wogende Brust und sagte: „Herr, verzeihe, denn ich bin unwürdig, daß Du eingehst in mein Dach. Aber ich weiß, daß Du eine weite Wanderung gemacht hast in Galiläa, ich sehe, daß Deine Füße

wund geworden ſind, ich höre, daß Du Dein Haupt auf einen harten Stein zur Ruhe legen willſt. Du haſt mich gerettet, haſt mich gnadenreich aufgenommen in Deinen Himmel; o verzeihe, wenn ich Dich einlade in mein Haus zu Magdala, daß ich Dich labe an meinem Tiſch und mit Oel Deine Füße ſalbe!"

„Kind," ſagte er und blickte ſie huldvoll an, „ich bin gewohnt unter Oelbäumen zu ruhen und mich mit Datteln zu ſättigen. Aber meinen Genoſſen zu Liebe, die wohl gerne einmal einen gedeckten Tiſch und ein mildes Lager ſehen mögen, nehme ich Deine Einladung an. Doch bedenke, Du gutes Weib aus Magdala, wie kann ich das viele hungernde Volk hier verlaſſen und zu Tiſche gehen!"

Da redete Jacobus dazwiſchen und meinte, was es denn nütze, wenn ſie hier blieben, um mit dem Volke zu hungern? Sie hätten nicht mehr, als fünf Brode und einige Fiſche vorräthig.

Darauf ſprach das Mädchen von Magdala zum Propheten: „Herr und Meiſter, da Du mir der Bitten größte gewährt haſt, ſo wolle mir die zweite nicht verſagen. Ich und meine Schweſter Martha beſitzen hier in der Nähe eine Vorrathskammer mit Brod, Fiſchen und Obſt. Es iſt der Bau dort unter den Pinien. Hier nimm den Schlüſſel und ſättige damit Alle, die Dir zu Liebe gekommen ſind."

Während ſolcher Dinge war der Fiſcher Simon, der nun abſeits bei Johannes ſtand, wieder einmal kleinmüthig geworden. Ueber den See und ſeine weißen Uferfelſen begann es bereits zu dämmern, und nun war es eine Nacht und ein Tag, ſeit er nichts mehr gegeſſen hatte. Er theilte ſeinen Kummer dem Johannes mit.

„O lieber Mann," ſprach dieſer und ſeine zarten Wangen wurden dabei ſo blühend roth, „hätteſt Du mir das früher geſagt, ſo hätteſt Du Dich früher erquickt. Hier habe ich eine Traube, die nimm und letze Dich."

Simon nahm die dargebotene Frucht und that jetzt den Mund auf vor plötzlichem Erſtaunen. Das war ja die Traube, welche er von Beka zum Geſchenke erhalten und hierauf dem Langbart gegeben hatte! „O Ihr Götter!" rief er aus, „nun weiß ich, was die Liebe iſt! — Johannes, wir warten, bis die beiden Andern auch kommen, dann verzehren wir die Traube miteinander."

„Simon, ſie dürfte nicht langen," ſagte der Jüngling, „ſiehe einmal, wie die Beiden Gemeinſamkeit machen mit dem Volke; ſie ſättigen es."

„Mit fünf Broden und zwei Fiſchen?"

„Wahrlich, mehr ſah ich nicht. Und jetzt hat Alles Brod in Ueberfluß."

Als die Menge geſehen hatte, daß der Prophet, der ohne Hab und Gut früher aus dem Fahrzeuge geſtiegen war, anhub, Nahrung zu vertheilen, ſtrömte es mit erneuter Haſt auf ihn zu; Einer reichte dem Andern Brod, Früchte und Fleiſch, man wußte nicht, woher Alles kam. Sie aßen und ſie ſchrien und prieſen den Wundermann.

Da wendete ſich Johannes zu ſeinen Umſtehenden und ſagte: „Sie wundern ſich über den Glanz, aber ſie wundern ſich nicht über das Feuer. Das größte Wunder iſt die Liebe. Liebe wird den Hungernden zur Speiſe, den Lahmen zur Stütze, den Blinden zum Lichte. Wo Liebe iſt, da ſind die Todten lebendig."

Aber ſie ſchrien immer wieder: „Seht den Wundermann, der Steine zu Brod macht!"

„Wundermann?" zetterte das gelbe Jüblein, das nun am meiſten ſchrie, weil es ſich am gründlichſten geſättigt hatte, „ein Zauberer iſt er! Der Belzebub iſt ſein Küchenmeiſter und auch das iſt kein Wunder — wer ſich von Sünderinnen zu Tiſche laden läßt!"

„Ja," riefen Andere, die ſich bisher hinter Geſtein und Gebüſch halb verborgen gehalten hatten, „das haben

wir vernommen. Er lehrt wider Moſes und die Propheten. Das Geſindel wickelt er auf gegen Geſetz und Beſitz. Gebt Acht, wir erleben noch den blühendſten Aufruhr in den Städten Juda's."

„Die Fremdherrſchaft will uns ohnehin erdrücken; Galiläa, der Garten Israels, iſt ein Heidenneſt geworden. Ein Judenverführer hat uns gerade noch gefehlt."

„Steinigt ihn! pfahlt ihn!"

Wie ſtill und friedſam war die abendliche Natur, ein zarter Hauch wehte durch die Cypreſſen und machte die Tropfen zittern auf den Zweigen. Am Himmel ſtanden die erſten Sternlein — als auf dem Berge der wilde Ruf erſcholl.

„Pfahlt ihn!" riefen zwei ſchergenhaft wüſte Geſellen und ſchleppten den Strunk einer geknickten Ceder herbei, der noch ein paar Aeſte ausſtreckte, wie zum Umfangen eines Uebelthäters.

„Darſus hat Einen getödtet und iſt zum Tode gebracht worden und Dieſer, der Unglück ſäet in ganz Israel, ſoll leben?!"

„An's Holz mit ihm!"

Die Genoſſen des Meiſters waren erbleicht ſchon bei dem erſten Rufe. Sie zogen ſich zurück, ſuchten in der Menge zu verſchwinden.

Simon der Fiſcher wurde abgefaßt: „Biſt nicht auch Du Einer von ihm?"

„Von wem?" fragte er innerlich erbebend.

„Vom Volksaufwiegler dort, vom Zauberer!"

„Ich —? Ich kenne den Menſchen gar nicht."

„So magſt Du laufen."

Aber Simon lief nicht weit. Dort auf der Uferhöhe, da er zurückſchaute auf den Hügel, wo ſie den Propheten mit tollem Geſchrei erfaßten und zu Boden warfen, daß das harte Holz erklang vor ſeinem Haupte, war es ihm plötzlich wie eine glühende Zunge in's Herz gefahren. — Du haſt ihn verläugnet, ihn, der dich gerettet hat im Sturme, der dich entzückt hat mit ſeinem herrlichen Worte, dem du gelobt haſt nachzufolgen. Iſt das des alten Simon's Treue? —

Im Erinnern an den muthigen und erfolgreichen Kampf auf dem See, war er plötzlich der Zagende nicht mehr, er war der Wagende geworden. Hinſtürzte der kleine Mann in den Haufen, wo der Prophet die Ueberzahl der Feinde ſchauend, zornlos und angſtlos ſich hingab. Simon ſah nur ſeinen Blick — dieſen einen, himmliſchen Blick — da erfaßte er ein Schwert, welches ruhig in der Scheide eines Landsknechtes ſtack, bahnte ſich damit den Weg zum Meiſter und rief von einer wunderſamen Gluth durchdrungen, gellend aus: „Hinweg von ihm, Ihr Mörder! Nicht eine Faſer verletzet mir an der heiligen Geſtalt. Das iſt der Gottesſohn!"

Erſtaunt wich man dem Raſenden aus, überraſcht machte man den Anhängern Platz, die mit erwachtem Muthe ſich wieder herbeidrängten und bald den Propheten umringten.

Dieſer lag hingeworfen auf den Holzpfahl und das Mädchen von Magdala trocknete ihm das Blut, das aus fünf Wunden rieſelte.

„Es fließt für unſere Sünden!" rief Johannes, „wir konnten ihn verlaſſen."

Der Meiſter lächelte und ſagte dann dieſe Worte: „Von nun an aber wollen wir beiſammenbleiben, ich bei Euch und Ihr bei mir. Und daß Ihr der Treue nimmer vergeſſet, ſo denkt, ſo oft Ihr von Kanaans Reben Wein trinkt aus dem Kelch, an mein Blut, das hier vergoſſen ward."

„Aus Todesbanden hat Dich der himmliſche Vater uns wieder geſchenkt!" ſchluchzte der junge Johannes und verbargt ſein lockiges Haupt an der Bruſt des Meiſters.

Was aber Simon laut gerufen hatte, das flüſterte jetzt das junge Weib aus Magdala: „Er iſt der

Gottessohn!" Von tiefem Schauer durchzuckt, murmelte es Jacobus, stöhnten es die noch Anwesenden, die in Entzückung morgenländischer Seelen auf ihr Angesicht fielen.

„Er ist der Gottessohn!"

Die Mißwollenden und die Schergengesellen aber hatten sich verloren in der Nacht und man hörte das Rieseln des Sees an den Ufern.

Ueber dem fernen Höhenrücken von Hauran, der schon in der Wüste liegt, erhob sich die rothe Scheibe des Mondes. Ueber Simon den Fischer war nach der glühenden Aufwallung eine weiche Gefühlsseligkeit gekommen. Er saß lehnend an einem kühlen Rasenhang, streckte Arme und Beine von sich und sagte: „Hier ist es gut sein. Hier sollten wir Hütten haben."

„Du bist ein gar bequemer Geselle," antwortete ihm Jacobus. „Willst Du mit uns ziehen, so mußt Du lernen, überall Fremdling zu sein. Der Meister nennt nicht einen einzigen Stein sein eigen, als Ruhekissen für sein Haupt."

„Will schon trachten," sagte Simon, „einstweilen stecke ich nur noch ein wenig in der faulen Fischerhaut."

Das Mädchen von Magdala hatte mit fraulicher Emsigkeit unter den Pinien einen Tisch bereitet und gedeckt — und so genossen sie nun das Abendmahl. Inmitten saß der Meister, ihm zur Rechten Johannes, ihm zur Linken Simon. Zu diesem wendete sich plötzlich der Prophet und sagte: „Du, sei nicht mehr kleinmüthig, nicht mehr verzagt, Simon, sei Petrus, stark und beständig wie ein Fels, damit ich auf Dich bauen kann. Ihr kennt nun die Gefahren, die mich bedrohen. Noch eine kleine Zeit und ich werde aufgenommen sein zu meinem Vater. Dann achtet meiner Fußstapfen, gehet in die Welt und verkündet es den Völkern, was ich gesagt habe."

Sein Angesicht war verklärt im Strahle des Mondes. Die Jünger schauten ihn mit stiller Ehrfurcht an und zu dieser Stunde senkte sich ein neuer, heiliger Geist in ihre Seelen.

Draußen aber auf weitem, nächtlichem See trieb Simon's herrenloser Kahn — wer hätte im Gedränge des Aussteigens daran gedacht, den Kahn anzubinden! Der Fischer am wenigsten. Nun saß auf der schwankenden Kante ein Rabe und hackte Würmchen aus dem morschenden Holze. — Morgen früh, wenn der Nachen gestrandet sein wird an den Sandbänken von Gamala, werden die Leute sagen: Seht, hier ging ein Schiffer zu Grunde. Tragt ihn, ihr Engel Gottes, in Abrahams Schoß! — —

Als märchenfreudiges Kind habe ich die wunderbare Geschichte vernommen; als Mann auf der kühlen Höhe des Lebens sind mir aus fernem Dämmerscheine die heiligen Gestalten wieder aufgestiegen und haben sich in sinnigem Spiele vereinigt zu einem Bilde, in dessen Vordergrunde der Dogmen baar, aber wohl mit lieblicher Mythe geschmückt, unser Heiland steht. Die Uebrigen — sie haben des Meisters Wort erfüllt, sie haben der Welt eine Lehre gegeben, die unvergleichlich bleibt bis an das Ende der Zeiten. Simon der Fischer von Bethsaida, den wir ruhen fanden im Kahne auf dem galiläischen See, ist als feuriger Verkünder der neuen Lehre gesehen und bewundert worden zu Antiochia, in Babilon, zu Korinth und in der Weltstadt Rom.

Hier soll er in der neronischen Verfolgung untergegangen sein.

Vetter Titus.

Erzählung von Elise Linhart.

(Schluß.)

Titus Hellwig konnte sich nicht entsinnen, sich in seinem Leben je so viel und gründlich geärgert zu haben, als in den folgenden Tagen. Er hatte sich kindisch auf das Eintreffen des Jugendfreundes gefreut — und nun diese unerklärliche Abneigung zwischen Jenem und Melitta! Titus war nicht selbstsüchtig, es konnte nicht leicht Jemand geben, der selbstvergessener gewesen wäre als eben er, und doch fand er das Verhältniß der Beiden zuweilen unverzeihlich. Sie hätten sich vertragen sollen schon um seinetwillen!

Sollte irgend ein gemeinsames, lustiges Gesellschaftsspiel unternommen werden — und die drei halbflüggen jungen Damen wollten i m m e r spielen — so entschuldigte sich Paul mit seiner vollständigen Unkenntniß der Spielregeln, und gab er zögernd nach, so pflegte Melitta mit heftigem, stolzem Kopfaufwerfen zu erklären, sie sei müde. Sie mieden sich wie gleichartige Pole, wie Gluth und Eis.

Was aber den armen Titus stärker beunruhigte als alles Andere, das war die wechselnde Laune seiner Braut. Er hatte Melitta bisher nur gleichmäßig liebenswürdig und gut gekannt, jetzt kränkte sie ihn in dem einen Augenblicke durch schroffes, gereiztes Wesen, um ihm im nächsten schluchzend um den Hals zu fallen und ihn unaufgefordert ihrer Liebe zu versichern.

Ueberhaupt war eine Leidenschaftlichkeit über das junge Mädchen gekommen, die ihm vorher gänzlich fremd gewesen; dieselbe erschreckte Titus, trotzdem ihm Melitta nie so schön, so begehrenswerth erschienen, als eben jetzt. Mit wachsender Sorge aber glaubte er zu bemerken, daß seine Braut körperlich leide; ihre Wangen waren oft von marmorartiger Blässe, ihre Augen matt und schwer wie von heimlichem Weinen.

Auch Mary ward von Tag zu Tag trüber. Mit heißer Angst schien sie Melitta's ungleiches Wesen, Allendorf's steife Zurückhaltung zu beobachten, den jungen Bräutigam aber, wenn sie sich unbemerkt glaubte, mit stilltraurigen Augen anzusehen.

Da galt es Letzterem, den Kopf oben zu behalten und lustig zu sein für Alle!

Den dicken, kleinen Alfred auf den Knieen, Hanna, Sanna und Anna im Kreise um sich herum — so erzählte Titus Geschichten, so studirte er mit den Kindern die Münchner Bilderbogen, schnitzelte ihnen Hampelmänner und zeichnete ihnen jenes famose, traurige Schweinchen, das der Eingeweihte mit einem einzigen Striche in ein lustiges verwandelt.

O, Titus war reich an Auskunftsmitteln! Als echter barmherziger Samariter hatte er einst einen halbverhungerten „Zauberkünstler" in seinem Hause aufgefüttert und demselben Oel und Wein (in Gestalt einiger ziemlich umfangreicher Banknoten!) in die Wunden gegossen. Da aber selbst Taschenspieler zuweilen dankbar sind, so hatte Jener ihm eine Menge nützlicher Kenntnisse hinterlassen, als da sind: Eierkuchen im Cylinderhut backen, Tauben abkrageln und wieder lebendig machen, Uhren und Ringe escamotiren und was der schätzenswerthen Fähigkeiten mehr waren.

Es fehlten nur noch vier Tage bis zur Hochzeit.

Der Abendwind ſtrich durch die Bäume, leiſe ziſchend trieb der Fluß ſeine Waſſermaſſen unter denſelben hin. Um die Lampe des Wohnzimmers war Alles verſammelt, was irgend Anſpruch machen konnte, als Familienglied oder Gaſt zum Haus Fourtelles zu gehören. Man hatte Allendorf gebeten, ſeine egyptiſchen Skizzen hervorzuholen und von Kairo zu erzählen. Man zog im Geiſte mit ihm durch die Anlagen des Esbekieh *), man bewunderte den Genius arabiſcher Architektur in den Grabmonumenten Kairo's.

Nun pflegt aber halbwüchſiges Kindervolk von Alters her nur ein etwas zweifelhaftes Intereſſe für cultur-hiſtoriſche Vorträge zu beſitzen, ſelbſt wenn dieſelben, wie in dieſem Falle, mit hinreißender Begeiſterung vorgetragen werden, ſelbſt wenn ſie die hochwürdigen Ruinenreſte der Mamelukengräber zum Gegenſtande haben.

So war man denn eben bei der Beſichtigung der Grabmoſchee des Kaid Bey angelangt, als Titus ſich erſt an dem einen und bald darauf mit ungleich bedeutenderer Energie an dem anderen Rockflügel gezogen fühlte. Ohne Zweifel waren ſowohl das Kleeblatt als der kleine Dicke der Anſicht, Titus habe nachgerade der äſthetiſchen Genüſſe genug bewältigt, ſeine nächſte und heiligſte Pflicht ſei es, mit ihnen zu ſpielen.

Auf den Zehen trippelnd, ſchleppten ſie ihn nach dem Hintergrunde des Zimmers. Und Titus ließ ſich ſchleppen. Er producirte ſeine Kunſtfertigkeiten eine nach der anderen, ja als er den Dicken und ſich ſelbſt als Hunde coſtümirte und den geiſtreichen Rebus aufführte: „Der große und der kleine Belt", da heulten und bellten Beide ſo unglaublich natürlich, daß Kaid Bey ferner durchaus nicht mehr neben dem Lärm aufkommen konnte, und die Geſellſchaft der Erwachſenen, lachend und Beifall klatſchend, zuzuſehen anfing, wie der unermüdliche Titus als Träger der Titelrolle die Geſchichte vom Hahn Gockel naturgetreu und draſtiſch darſtellte.

Wäre dieſer ein ſelbſtgefälligerer, junger Mann geweſen, er hätte ſich weislich gehütet, ſich ſelbſt zum Gegenſtande von Gelächter und Unterhaltung zu machen; aber Titus war nicht eitel und kannte kein größeres Vergnügen, als Andere zu beluſtigen, ſei es auch auf eigene Koſten.

Selbſt als Gockel aber ließ er ſeine Blicke oft und angelegentlich zu Melitta hinüber ſchweifen, die, noch ganz in die Wunderwelt alt-egyptiſcher Kunſt verſenkt, die Einzige war, die das Spiel nicht beachtete.

Plötzlich glitt ihr Auge über die lächerlich aufgeputzte Geſtalt des Verlobten, peinliches Erröthen ſtieg ihr bis hinauf zur Stirn, die feinen Brauen hoben ſich wie in ſcharfem Schmerz. Mit wenigen Schritten ſtand ſie neben Titus. Sie legte leiſe ihre Hand auf ſeine Schulter.

„Titus! Lieber, lieber Titus!"

Er verſtand ſie. Faſt beſchämt warf er die Maskerade von ſich.

„Sei mir nicht böſe, Titus, aber — ich kann Dich nicht ſo ſehen . . . ein Spott der Anderen!" Ihr Blick ſtreifte ängſtlich den jungen Vice-Conſul. Gleich darauf flüſterte ſie flehend: „Komm' Titus, ich ſpiele ein hübſches Lied auf dem Flügel und Du pfeifſt dazu! Du kannſt das beſſer als irgend Jemand! Das freut Alle, aber Niemand wird — über Dich lachen!

„Ich habe jetzt keinen Athem, Kind, partout keinen — nicht einmal zum Pfeifen!" Er entledigte ſich verlegen lächelnd des allzu natürlichen, ſchwankenden Hahnenkammes. „Aber ich weiß zuverſichtlich von früher her, daß Allendorf ſingt, wunderbar ſingt! Er ſoll nur wagen, es zu leugnen!"

*) Des Hauptplatzes von Kairo.

Nein, dieser leugnete es nicht. Zwar schien es ihm unangenehm zu sein, fast ebenso unangenehm als der sich scheu weigernden Melitta, daß man sofort mit Acclamation verlangte, sie Beide sollten singen, aber er fügte sich mit leichtem Stirnrunzeln, sie mit eigenthümlichem Zucken um den feingeformten Mund.

Es war keines der alltäglich modernen jungen Sängerpaare, das sich da plastisch abhob von dem Hintergrunde mattrother Wandtapete; es schien herausgeschnitten aus römischem Bildschmucke, beseelter Marmor, fleischgewordene Poesie.

Und nun schwollen sie auf, die beiden Stimmen, jung, stark und rein. Sie brausten empor, flutheten ineinander, verwebten und umschlangen sich. Die Klänge eines altdeutschen Minneliedes waren es, die mit machtvoller Klarheit durch's Zimmer wogten:

„Wied'rum will die Linde
Vom Winde
Sich entfärben,
Die dort vor dem Walde
Zu balde
Muß ersterben.

Mich haben Liebeswunden
Gebunden
Zu Sorgen,
Die muß ich mit Schulden
Nun dulden
Verborgen."

„Die muß ich mit Schulden . ." Der Gesang brach jäh ab, das letzte Wort hatte geklungen wie ein erstickter Weheschrei.

Melitta hatte die Hand vor die Augen gedrückt, ihre Lippen preßten sich convulsivisch auf einander, wie in Schmerz oder Zorn. „Ich kann nicht singen .... ich wußte es ja! Sie athmete schwer auf, warf den Kopf zurück und verließ das Zimmer.

Titus folgte ihr besorgt. Er fand sie im Halbdunkel des nächsten Gemaches, die Finger gegen die Schläfen gedrückt, einen leidenschaftlichen, fast wilden Ausdruck in den schönen Zügen.

„Melitta! Kind!"

„Laß' mich! Was willst Du von mir? Ich wußte es, daß ich nicht singen könne mit ihm! Aber sie quälen mich, zwingen mich – Alle – Alle – auch Du!" Ihre Brust hob sich krampfhaft; der Ton ihrer Stimme klang schrill wie von einer gesprungenen Saite.

War das wirklich Widerwillen gegen den Freund, was sie so seltsam erregte?

Er legte seinen Arm um ihren Leib in heißer, zärtlicher Liebe. „Beruhige Dich Melitta, ich bitte Dich darum! Niemand soll Dich zwingen! Du bist krank . . . schon seit Tagen!" Er sah ihr voll in die Augen. „Aengstigt Dich die nahe Trauung, Melitta? Ist es das? Wir wollen sie verschieben — so lange Du willst —"

„Nicht einen Tag, nicht eine Stunde! Hörst Du Titus? O, daß sie morgen wäre! Es sind noch vier Tage bis dahin . . . noch vier lange Tage!"

Sie war auf ihr Zimmer geeilt, Titus zu den Anderen zurückgekehrt. Sein unruhig forschender Blick suchte das Gesicht Allendorf's; dasselbe war bleich, verstört. Zum ersten Male seit Paul's Ankunft schien Titus die Hand nicht zu bemerken, die dieser ihm hingestreckt, als die Freunde sich bald darauf daheim in Tiefenstein „gute Nacht" sagten.

„Titus!"

„Nun Paul?"

„Kannst Du es vertragen, eine wenig schmeichelhafte Bemerkung über Dich und Fourtelles zu hören?"

„Ich kann ziemlich viel vertragen!"

„Nun denn — ich langweile mich hier bei Euch zum Sterben! Dir aber kann wenig gelegen sein an einem derartig gespenstischen, dem Tode nahen Brautführer! Laß mich fort — morgen!"

Titus Hellwig hatte die Hände über dem Rücken verschränkt, dieselben verkrampften sich starr in einander. Er zwang sich zu heiterem Lächeln. „Liegt Dir in der That so wenig an

meiner Freundschaft? Wenn Du mich je lieb gehabt, so bleibst Du!"

Er nickte seinem Gaste zu und verließ das Zimmer. Draußen aber strich er, kurz aufstöhnend, das Haar aus der Stirne. „Meine Braut! Meine Melitta!"

* * *

Die Vormittagssonne des nächsten Tages brannte glühend nieder auf das Haus Fourtelles. In den weiten Gartenanlagen hingen die Blattmassen schläfrig, traumschwer.

Innerhalb des Hauses herrschte Leben und Bewegung. Nie war Titus heiterer gewesen, als heute. Er schien sich den Vorwurf der „Langweiligkeit" ernstlich zu Herzen genommen zu haben; in Begleitung seines künftigen Schwiegervaters führte er Allendorf durch die Räume der Fabrik.

Antike Säulen-Capitäle, verschnörkelte Rococo-Simse, schlanke Göttinnenleiber lehnten an den Wänden, hier die Gestalt eines cynisch-lächelnden Satyr's, dort das todstarre Haupt einer Medusa.

Und während der junge Gast bei Besichtigung der einzelnen Gruppen angelegentliche Rücksprache nahm mit dem Herrn des Hauses und diesem freundlich Skizzen von Kunstgegenständen zur Verfügung stellte, die er in dem Museum des Bulak*) aufgenommen, und die nachzuahmen Herr Fourtelles ernstlich plante, pfiff Titus, anscheinend seelenvergnügt, vor sich hin. Dann und wann allerdings brach er mitten in der Melodie ab und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Hinter den geschlossenen Jalousien ihres Zimmers stand indessen Melitta. Ihre weiße, schlanke Hand glitt in leichter Berührung über Blätter und Knospenbüschel des Myrthenstockes, den sie selbst gepflegt. Sie hatte nicht geahnt, daß je andere, als Freudenthränen, in das feine Laubwerk fallen würden — und jetzt glitten sie nieder Tropfen um Tropfen, bittere, leidvolle Schmerzensthränen. Auf der freien, hohen Stirn aber glänzte erkämpfter Entschluß: Meinte sie doch, es gäbe nur einen Weg, den sie mit Ehren gehen könne; wo die Ehre sprach, mußte das Herz schweigen.

Schwüle Sommerluft strömte vom Garten herauf, ihr Kopf neigte sich schwer nieder, sie träumte . . .

Da ward die Thür aufgerissen. Einer der Dienstleute stürzte herein, Schrecken in allen Gliedern.

„Fräulein Militta, schnell, schnell! O Gott, er ist verunglückt! Die Maschine hat ihn erfaßt! Der junge Herr — — schnell, schnell . . ."

Sie hatte ihn nicht aussprechen lassen. Mit weit offenen, glanzlosen Augen war sie an ihm vorbeigeeilt, den Mund halb geöffnet in stummem Entsetzen. Er war verunglückt!

Sie flog die Treppe hinab, durch den Garten, dem Fabriksgebäude zu. Von dort her tönten hastige Schritte, laute Stimmen. Sie horchte athemlos, bog um das letzte trennende Buschwerk: Allendorf und Titus standen vor ihr.

Sie griff wirr mit den Händen in die Luft. „Er lebt! Er lebt!" Der weiche Rasen milderte die Gewalt des Sturzes, mit der sie zusammenbrach.

Titus Hellwig beugte sich zu ihr. Er war ohne Rock, das Schwungrad hatte denselben erfaßt, nur schnelle Geistesgegenwart ihn selbst gerettet. Mit unsicherer Hand suchte er Melitta's Kopf zu stützen. Eben noch hatte er seines Unfalles gespottet, jetzt war er blaß bis in die Lippen, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn — nicht er war es gewesen, auf dem der jubelnd aufleuchtende Blick der zu Boden Sinkenden geruht!

— — — — — — — — —

Mit mühsam errungener Fassung schritt Titus eine Stunde später in

*) Der Hafen von Kairo.

einem der abgelegensten Gänge des Gartens neben Mary dahin.

„Sie besitzen ein wenig Phantasie, Mary?"

„Ich glaube."

„So stellen Sie sich gefälligst vor, irgend ein P. T. Bräutigam hege die Absicht, seine Braut freizugeben, weil — weil ... sagen wir, weil dieselbe einen Anderen liebt. Können Sie sich in die Lage versetzen? Ja?"

„Ich kann."

„Nun aber wüßte dieser P. T. Bräutigam gern, ob sein Verzicht auch angenommen werden würde —"

Das junge Mädchen sah zu ihm auf voll Trauer und Mitleid. „Derselbe würde nicht angenommen werden!"

„Sie sagen das so bestimmt?"

„Ich kenne die Braut. Er würde nicht angenommen werden — nicht von ihr, nicht von dem Anderen, nicht von dem Vater der Braut! Darf ich offen sein?"

„Ich bitte."

„Onkel Fourtelles machte trübe Erfahrungen mit einer seiner Töchter; die grundgediegene Ehrenhaftigkeit Ihres Charakters würde allen drei Betheiligten Ursache genug sein, einen etwaigen Verzicht zurückzuweisen!"

Der junge Mann drückte der Sprechenden schweigend die Hand, dann schlug er den nach Tiefenstein führenden Uferweg ein. Nebel woben vor seinen Augen, schatteten über seinem Denken. An der Stelle, auf der die Zigeunerin neulich gesessen, glommen halbverkohlte Holzbrände. „Wird junger Herr sterben alt und grau ... wird junger Herr sterben glücklich und unverheiratet!" Ein bitteres, irres Lächeln legte sich um seinen Mund.

Er war daheim. Er stand in den Räumen, in denen er seine englischen Sprachübungen anzustellen gepflegt, die er eingerichtet für sein künftiges Glück; blickte mit brennenden Augen umher auf die zierlichen Möbel, die er für sie bestimmt, auf die anmuthigen Statuetten, auf denen ihr Auge hatte weilen sollen. Mit starrer Klarheit sah er die letztvergangenen Jahre vor sich, in denen er nur Eins gedacht, Eins gewollt und gefühlt: Melitta! Wie hatte doch Mary soeben gesagt? „Die grundgediegene Ehrenhaftigkeit u. s. w. u. s. w." Er blickte scheu um sich, ob er allein, dann warf er sich erschauernd vor dem kleinen Atlassopha auf die Knie, sein Körper zitterte in heftigem Schluchzen.

* * *

Wie allabendlich, war man bei Fourtelles gesellig versammelt, der Herr des Hauses, Paul Allendorf, den Titus am Nachmittage allein vorausgeschickt, die Damen, ja selbst das Kleeblatt und der Dicke.

Letzterem aber wollte es heute durchaus nicht glücken, Spielkameraden zu werben, fehlte doch Titus! Zudem waren soeben wieder Nachrichten von Ellen eingetroffen. Diese bat, man möge ihre Abwesenheit bei der Hochzeit der Schwester entschuldigen, sie sei nicht in der Stimmung, Fröhliche zu sehen. Man sprach von dem traurigen Lose, das der armen Ellen geworden, sprach von dem haltlosen Charakter ihres Mannes.

Plötzlich horchte man auf. Draußen über den Vorsaal näherten sich schwere, unregelmäßige, schwankende Schritte.

„Ein Heller und ein Batzen
Die waren beide mein ..."

erklang es in eigenthümlich lallendem Tone. Die Thür öffnete sich geräuschvoll — Titus stand in derselben.

„Der Heller ward zu Wasser,
Der Batzen ward zu Wein."

Den stark seitwärts gedrückten Hut lustig auf dem Kopfe balancirend, die Arme in die Seite gestemmt, trat er näher in den Schein der Lampen.

„Juchheidi! juchheida!
Valleri, juchhei ..."

Der Heller ward zu Wasser ... ha, ha, ha, verehrte Anwesende ...

zu Waſſer ... auf Ehre ... auf Cerevis, auf Ehre ...

Der Heller ward zu Waſſer,
Der Batzen ward zu Wein!"

Es war wie Erſtarrung gekommen über die Verſammelten. Jeder meinte, die beklemmten Athemzüge des Anderen zu vernehmen. — Auf dem Tiſche ſtanden Erfriſchungen und Wein, Titus griff nach einem der gefüllten Gläſer.

„Habt da ein gutes Tröpflein, wie mir ſcheint! Ein gutes ... ha, ha, ha, gutes Tröpflein ... beim Dionyſos! Aber ha, ha, ein anderes als das in meinem Keller!

Delectat variatio,
Das ſteht ſchon im Horatio!"

Das erhobene Glas zitterte in ſeiner Hand. Ueber dasſelbe hinweg hatte er bemerkt, wie eine ſchmächtige, dunkelgekleidete Mädchengeſtalt hinter den Fenſter-Draperien hervor und auf ihn zugetreten. Die großen, grauen Augen eines ſchmalen Geſichtchens ſahen entſchloſſen zu ihm auf, die Lippen des bleichen Mundes öffneten ſich zum Sprechen. Wußte er, was Mary wollte? Er blickte zu ihr hinüber, halb flehend, halb drohend, in intenſiver Angſt. Nur ſie ſah dieſen Blick. Derſelbe mußte eine eigenthümliche Macht über ſie beſitzen, ſie zauberte, fröſtelte zuſammen und ſchwieg.

Aber das „gute Tröpflein" ſchien Titus Hellwig nicht mehr zu munden, er ſetzte das Glas nieder, daß der feine Stiel desſelben abknickte, und drückte den Hut tiefer in die Stirn. Mit dem rechten Arm eine imaginäre Quart in die Luft hinein fechtend, wankte er hinaus.

„Es war ein Studio in Jena",

ſcholl es leicht trällernd von der Treppe herauf.

Melitta ſaß da, entgeiſtert, unfähig ſich zu rühren. Paul erhob ſich haſtig. „Ich werde meinen Freund nach Hauſe geleiten!" Er eilte hinab.

Vor der Hausthür ſtand Titus, das Zaunzeug ſeines Pferdes in der Hand, im Begriffe, ſich in den Sattel zu ſchwingen.

„Laß' das Pferd, Titus! Nimm meinen Arm — wir gehen miteinander nach Hauſe!"

Titus ſchien nicht zu hören; er knirſchte leiſe mit den Zähnen und ſetzte den Fuß in den Steigbügel.

„Sei nicht eigenſinnig, Titus! Ich erlaube Dir nicht, jetzt zu reiten!"

Alleudorf griff faſt gebieteriſch nach den Zügeln. In demſelben Augenblicke aber fühlte er ſeine Hand kraftvoll zurückgeſchleudert, ein irres Auflachen ertönte, das Thier flog in wilden Sätzen mit ſeinem Reiter in das Dunkel hinaus. — — — —

— — — — — — — — — —

Es war noch früh am anderen Morgen unmittelbar nach der Abfahrt des nach Süden dampfenden Courierzuges, als der kleine Jockey aus Tiefenſtein mit verweinten Augen in Haus Fourtelles erſchien. Er überbrachte einen Brief ſeines jungen Herrn an deſſen Braut. Derſelbe enthielt Titus Hellwig's Verlobungsring und lautete:

„Nach dem geſtrigen Vorfalle, den ich heute vergebens zu vergeſſen ſuche, wird es weder Dich noch Deinen Vater Wunder nehmen, wenn ich Dir Deinen Ring zurückſende und unſere Verlobung für gelöſt erkläre. Du warſt geſtern Zeugin einer unwürdigen Neigung meinerſeits — *ich bin Deiner nicht werth*! Eine Nachricht von Euch würde mich nicht erreichen, ich gehe für Jahre in's Ausland."

* * *

Wenn ein Jahrzehnt über irgend einen kleinen weltvergeſſenen Ort dahinſtreicht, ſo iſt dasſelbe nicht immer im Stande weſentliche Veränderungen hervorzubringen, weder an der äußeren noch an der inneren Phyſiognomie des Letzteren.

Anders verhielt es ſich mit der Südbahnſtation, zu deren Ausläufern

Haus Fourtelles gehörte. Ein Decennium hatte aus dem unbedeutenden Haltepunkt einen vielbesprochenen, lebhaft besuchten Platz gemacht. War man doch im Begriffe, von hier aus eine Zweigbahn zu bauen, um betriebsame Fabriksdistricte mit der Hauptbahnlinie in Verbindung zu setzen, hatte man doch erst unlängst die für Wien bestimmte Hochquellen-Wasserleitung hart an dem Oertchen vorbeigeführt. Gruppen von auf offenem Felde Polenta kochenden Italienern, Ober- und Unter-Ingenieure mit Wasserstiefeln an den Füßen und Bauplänen in den Händen bildeten schon seit lange die Staffage der Landschaft.

Eigenthümlich war es, daß Gut Tiefenstein allein vollständig unberührt geblieben von dem Wechsel rings umher. Ein wenig seitwärts von den beiden Baulinien gelegen, schlief es wie weiland Dornröschens Schloß den Zauberschlaf. Nicht als ob die Führung desselben in irgend einer Weise vernachlässigt worden wäre — der Inspector war ein tüchtiger Mann — aber die Wohnräume des Herrenhauses waren und blieben verschlossen, und in der Leitung des Ganzen machte sich nur ein Bestreben bemerklich, dasjenige, den status quo ante möglichst unverrückt aufrecht zu erhalten.

Mit dem noch immer abwesenden Gutsherrn stand man nur durch dessen Wiener Banquier in Verbindung. Lange Zeit hatte man ihn in Indien vermuthet, vor drei Jahren hieß es, er habe sich an einer Polar-Expedition betheiligt. Selbst der indessen herangewachsene kleine Jockey, früher der besondere Liebling seines Herrn, wußte von diesem nichts Anderes, als die nicht wegzudisputirende Thatsache, daß derselbe eben immer noch nicht zurückgekehrt.

Es war an einem frostklaren Herbstabend, als ein einzelner Reisender, der mit dem letzten Eilzuge eingetroffen, in dem Extrazimmer eines der neueren Gasthäuser der Station der runden kleinen Wirthin desselben gegenüber saß.

Er hatte soeben durch geschickt gestellte Kreuz- und Querfragen das Wesentliche aus der Geschichte der Familie Fourtelles erfahren, von deren Ergehen während der verflossenen zehn Jahre ihn zu unterrichten, er selbst seinem Banquier untersagt.

Jetzt saß er da, den hübschen, wetterbraunen Kopf mit dem lichten Blondhaar in die Hand gestützt, den Blick schwermüthig gesenkt. Die redselige kleine Frau hatte ihn vollständig au fait gesetzt.

Ellen, die älteste Tochter, war schon seit lange dauernd in's väterliche Haus zurückgekehrt; ein Herr Allendorf aber hatte vor etwa acht Jahren Melitta Fourtelles geheiratet. Er hatte um ihretwillen seine Consulats-Carrière aufgegeben und die Fabrik des Schwiegervaters bis zu dessen vor fünf Jahren erfolgtem Tode gemeinschaftlich mit diesem geleitet. Jetzt war er alleiniger Besitzer derselben, glücklicher Gatte, überglücklicher Vater.

Titus Hellwig's Auge war leicht umflort, er erhob sich hastig. Der Schein der Gasflamme fiel auf seine Züge; diese hatten denselben guten, treuen Ausdruck wie früher, aber sie waren ernster geworden, fast ein wenig melancholisch.

Den Ueberrock fest über der Brust zuknöpfend, die Melodie von: „Glück vorbei — Duft verweht — Liebe verklungen“ leise vor sich hinpfeifend, schritt er auf der Landstraße vorwärts. Fabrik Allendorf lag vor ihm.

Wie vor zehn Jahren glühte gedämpfter Lampenschein durch die Laubmassen der Bäume, tanzten Lichtreflexe auf den Wassern des vorbeischießenden Flusses. Wie vor zehn Jahren hingen Clematis und Gaisblatt wildverschlungen vom Balkon nieder, aber die Ranken waren kahl, die Laubmassen der Bäume gelb und mißfarben.

Er trat näher. Da stand der Vorbau, in dem, wie einst, besonders

ſchöne Terracotten zum Trocknen lehnten, Säulencapitäle, Rococco-Simſe, ſchlanke Göttinnenleiber. Hier hatte er oft und oft geſtanden, Melitta's Arm in dem ſeinem . . . .

Er preßte beide Hände auf die Bruſt und wandte ſich zum Gehen. Er konnte Melitta Allendorf heute nicht ſehen — die Erinnerungen mußten abebben, bevor er jenes Haus betrat!

— — — — — — — — — —

Seit vier Wochen iſt Titus Hellwig wieder daheim. Er hat Schmerz und Freude des erſten Wiederſehens muthig niedergeſchluckt; er iſt der liebſte Freund der ſchönen, jungen Gatten, der luſtigſte Spielkamerad, die allgütige Vorſehung der Kinder. Er iſt täglicher, ſtündlicher Zeuge des Glückes, das in demſelben Hauſe aufgeblüht, welches er einſt in verbitterſter Reſignation verlaſſen. Er würde ſich ſelbſt verachten, wollte er dies Glück trüben durch einen einzigen Blick der Mißgunſt.

Melitta iſt noch ſchön wie einſt, gut und rein wie einſt. Der Sturm plötzlich erwachter Leidenſchaftlichkeit iſt vorübergebrauſt; ruhigklare, ſelig gebende und nehmende Liebe zu dem Vater ihrer Kinder liegt auf der edlen Stirn der jungen Frau.

Faſt zwar war es wie beſchämende Beklemmung über ſie und Allendorf gekommen vor vier Wochen, als Titus vor ſie hingetreten, aber dieſer mit ſeiner warmen, unbefangenen Herzlichkeit hatte ein ſolches Gefühl nicht annähernd aufkommen laſſen. Schien es doch beinahe, als lebe er ſelbſt auf in dem Glücke ihrer Ehe!

Mit den Kindern vollends hatte er leichtes Spiel gehabt!

Ihre kleinen Herzen und Köpfe waren ſo voll von den herrlichſten Schilderungen eines verreiſten, aber endlich gewiß wiederkehrenden Vetter Titus, daß er nicht eine einzige ſeiner kleinen Künſte nöthig hatte, ſie im Sturme zu erobern.

Hatte doch Abend für Abend die blaſſe, zarte Mary an ihren Bettchen geſeſſen und alle Bewunderung und alle Liebe der kindlichen Gemüther dem Fernen zugelenkt; hatte ſie doch ſo lange gemeint, die Kleinen ſollten nur geduldig warten, Vetter Titus komme ganz gewiß, bis es endlich ihr ſelbſt und ihrer kranken Bruſt des Wartens zuviel geworden, bis ſie plötzliches Heimweh bekommen nach engliſchem Strande und engliſchem Seewinde, und ſie vor einem halben Jahre in heimiſcher Luft geſtorben war — ſtill, anſpruchslos, ohne viel Aufſehen, wie ſie gelebt!

Draußen rauſcht das Laub von den Bäumen, der ſiebenjährige kleine Karl Titus Allendorf ſitzt aufrecht in ſeinem Bettchen, den dunkellockigen Kopf hinübergewandt zu dem eben im Einſchlafen begriffenen Schweſterchen.

„Du Litta, ich wollte, ich hätte ein Schaukelpferd! Einen Rappen mit vier Beinen!“

Der reizende Kopf nebenan blinzelt ſchlaftrunken. „So bitte nur den lieben Gott, daß er Dir einen ſchenkt!“

„Ach was, da bitte ich lieber den Onkel Titus!“

„Der liebe Gott iſt ja viel mächtiger —“

„Aber der Onkel Titus hört beſſer!“

Titus Hellwig ſitzt unbemerkt in der dunklen Ecke des Kamins. Er überlegt eben, wie ſchnell es wohl möglich ſein werde, den betreffenden Rappen mit den vier Beinen von Wien aus herbeizufördern.

Eine warme, weiche Hand legt ſich auf die ſeine; Melitta iſt durch die nur angelegte Thür zu ihm getreten.

„So allein, Titus? Doch nicht traurig?“

„Traurig? Bewahre!“

„Ich denke jetzt manchmal an vergangene Zeiten, Titus! Ich meine faſt, Du — Du ſeiſt nicht ganz —“

„Glücklich? Hm, hm! Siehst Du, Melitta, die Sache ist ganz einfach die: Manche Menschen sind dazu prädestinirt glücklich zu sein, und manche sind dazu prädestinirt Vetter zu sein!“

Die schöne junge Frau blickt fast erschreckt zu ihm auf, aber sie beruhigt sich — in seinen Augen liegt nichts als stillgefaßte Heiterkeit. Sie schweigt. Dann senkt sie schüchtern den Blick, ihre Wangen erglühen, sie steht vor ihm in alter, mädchenhafter Befangenheit.

„Und die unselige Neigung, Titus, wegen welcher Du damals ... Du hast sie Dir abgewöhnt?“

Der Körper des Angeredeten zuckt jäh auf, aber sein Mund lächelt, als er erwidert: „Ja, Melitta — ich habe sie mir abgewöhnt!“

Paul Allendorf ist zu ihnen getreten, noch immer die gebietende, edelstolze Erscheinung von einst; nur der Zug der Güte um den energischen Mund tritt schärfer hervor — großes Glück macht mild.

„Sei nicht böse, liebster Titus, aber ich komme schon wieder mit einem neuen Heiratsprojecte! Die Tochter des Ober-Ingenieurs C. ist wirklich und wahrhaftig ein ganz allerliebstes —“

Titus läßt ihn nicht vollenden. Er faßt mit der einen Hand die Rechte des Freundes, mit der anderen diejenige Melitta's; seine Stimme zittert ein wenig, aber sie ist muthig und zielbewußt als er antwortet: „Ich danke Dir Paul ... ich werde nicht heiraten!“

„Aber Dein Gut! Wer soll einmal später —“

„Habt Ihr nicht einen Sohn? Ich bitte nur um Eins: Haltet mir stets ein Plätzchen offen in Haus und Herz! Ich habe weder Anlage noch Absicht, je etwas Anderes zu werden, als was ich jetzt bin — Vetter Titus!“

Wenn Gott dir deinen Weg ...

Wenn Gott dir deinen Weg
Mit einem Kreuz verstellt,
Such' keinen andern Steg,
Nicht um die ganze Welt.

Nimm's auf und trag' es still
In gläubiger Geduld
Und denk': Wie Gott es will!
Und hoff' auf seine Huld.

Einst endet sich dein Lauf —
Das dürre Holz wird grün,
Und Rosen brechen auf,
Die unverwelklich blüh'n.

Julius Sturm.

Das Elixir des ehrwürdigen Paters Gaucher.

Eine Geschichte von Alphonse Daudet.

„Trinken Sie einmal das, Herr Nachbar und sagen Sie mir dann, wie es Ihnen schmeckt.“

Und tropfenweise, mit der stummen Aufmerksamkeit eines Juwelenhändlers, der Perlen abzählt, schenkte mir der Pfarrer von Graveson einen grün-goldigen, feurigen, funkelnden Liqueur in ein krystallenes Spitzgläschen ... Mein Magen fühlte sich sonnig durchglüht.

„Das ist das Elixir des Paters Gaucher, das ist das Wohlergeh'n, die Sonne unserer Provence,“ sagte er mir mit leuchtenden Augen; das fabrizirt man im Prämonstratenser-Kloster, etwa zwei Meilen von Ihrer Mühle... Wiegt das nicht alle Chartreusen der alten und der neuen Welt auf? Und wenn Ihnen erst die Geschichte dieses Elixirs bekannt wäre! Wollen Sie sie hören?“

Und harmlos, ohne die Spur eines bösen Hintergedankens, erzählte mir der Pfarrer die folgende Geschichte:

Vor etwa zwanzig Jahren waren die Prämonstratenser oder vielmehr die weisen Väter, wie unsere Provençalen sie nennen, in harte Noth gerathen. Wenn Sie damals ihr Kloster gesehen, Sie hätten Mitleid mit ihnen gehabt.

Die große Mauer, der Glockenthurm, Alles ging in die Brüche. Rings um's Kloster wuchs das Gras, in den Rissen der Pfeiler hausten die Spatzen und die steinernen Heiligen standen windschief in ihren Nischen. Keine Scheibe war mehr ganz, keine Thüre hing fest in den Angeln. Durch die Klosterhöfe und Capellen strich der Wind wie in den Schluchten der Rhône, verlöschte die Kerzen, zerrte am Blei, das von den Kirchenfenstern herabhing und spielte mit dem Wasser im Weihbecken. Am traurigsten aber sah es mit dem großen Thurm aus, denn er war so still wie ein leerer Taubenschlag und die guten Väter, weil sie kein Geld hatten, um sich eine Glocke zu kaufen, mußten mit Klappern aus Mandelholz zur Messe rufen...

O die armen Mönche! Ich sehe sie noch bei der Frohnleichnams-Procession in geflickten Capuzen, die ihnen um die dürren Knochen schlotterten, traurig daherziehen; hinter ihnen Se. Ehrwürden der Abt, gesenkten Hauptes, voller Scham, seinen Krummstab, der längst hätte frisch vergoldet werden sollen, im Licht der Sonne zu zeigen, und seine Inful, an der die Motten genagt. Die Frauen im Zuge weinten vor Mitleiden und die dicken Bannerträger grinsten voller Schadenfreude über die magern Mönche neben ihnen. Ja, weiß der Himmel, mit den unglücklichen weißen Vätern war es so weit gekommen, daß sie einander fragten, ob es nicht gescheidter wäre, auseinander zu laufen und jeder einzeln sein Wohl in der Welt zu suchen.

* * *

Nun geschah es, daß, als diese verhängnißvolle Frage eines Tages im versammelten Capitel zur Sprache kam, man beim Prior den Bruder Gaucher anmeldete, der im Rathe gehört zu werden wünschte... Der Bruder Gaucher aber, das müsset ihr wissen, war der Viehhirt des Klosters; das heißt, er verbrachte seine Tage damit, sich im Kreuzgang von Säule zu Säule dahinzuschleppen und dabei

zwei ſchwindſüchtige Kühe zu bewachen, die das karge Gras zwiſchen den Pflaſterſteinen herausfraßen. Bis zum zwölften Jahre von einer alten Hexe gepflegt, die unter dem Namen die Tante Begon bekannt war, dann von den Mönchen aufgenommen, hatte der unglückliche Hirt nie etwas Anderes lernen können als das Vieh zu hüten und ſein Paternoſter herzuſagen, und dabei ſagte er es noch provençaliſch her, denn ſein Kopf war hart und ſein Verſtand ſo ſcharf wie ein bleiernes Meſſer. Bei alledem war er ein eifriger Chriſt, vielleicht etwas überſpannt; es war ihm ſelig wohl im härenen Bußgewand und wenn er ſich geißelte, dann rauchte es nur ſo.

Als er nun ſo demüthig und tolpatſchig in den Capitelsſaal trat und rechts und links grüßte, da mußten der Prior, die Chorherren und der Säckelmeiſter, da mußten alle Anweſenden herzlich lachen. Denn das geſchah überall, wo er irgend ſich blicken ließ mit ſeinem einfältigen Geſicht, dem grauen Ziegenbart und den wirren, blitzdummen Augen. Das Lachen aber brachte den Bruder Gaucher gar nicht außer Faſſung.

„Meine Ehrwürdigen," ſagte er in ſeinem gutmüthigſten Tone und zog dabei den Roſenkranz aus Kirſchkernen durch die knochigen Finger, „es heißt gewiß nicht mit Unrecht, daß die leeren Fäſſer am ſchönſten klingen. Denkt nur, ich habe meinen armen hohlen Kopf ſo lange angebohrt, bis ich endlich das Mittel gefunden, wie uns Allen geholfen werden könnte.

„Nun hört zu. Ihr habt ja wohl die Tante Begon gekannt, die wack're Frau, die mich als Kind zu ſich genommen. Gott hab' ſie ſelig, die alte Hexe; ſie ſang gar häßliche Lieder, wenn ſie getrunken hatte. Ich muß Euch alſo ſagen, meine ehrwürdigen Väter, daß Tante Begon bei Lebzeiten ſich gar wohl auf die Gebirgskräuter verſtanden hat. Und wie ſie alt wurde, da braute ſie ſich ein unvergleichliches Getränk. Dazu brauchte ſie fünf oder ſechs verſchiedene Kräuter, die wir zuſammen auf den Bergen gepflückt. Das iſt ſchon lange her, aber ich denke, daß ich, mit Hilfe des heiligen Auguſtin und mit der Erlaubniß unſeres Pater Abts, wenn ich recht ſuche, wohl die Zuſammenſetzung des geheimnißvollen Elixirs wiederfinde. Wir brauchen es dann nur auf Flaſchen zu ziehen und etwas theuer zu verkaufen, wobei ſich dann das Kloſter ſachte erholen und ſogar bereichern könnte, wie unſere Brüder von La Trappe und von der großen Chartreuſe es gethan..."

Er brauchte gar nicht auszureden. Der Prior fiel ihm um den Hals, die Chorherren drückten ihm die Hand, der Säckelmeiſter, noch gerührter als alle Andern, küßte ihm erfurchtsvoll den zerfetzten Rand ſeiner Capuze. Dann ging Jeder wieder auf ſeinen Platz zurück, um zu berathen, und in derſelben Sitzung beſchloß das Capitel, die Kühe dem Bruder Thraſybul anzuvertrauen, damit Bruder Gaucher ſich ganz und gar der Bereitung des Elixirs widmen könne.

* * *

Wie gelang es dem wackern Bruder, das Recept der Tante Begon wieder zu finden? Wie viel Kopfzerbrechens, wie viel ſchlafloſe Nächte ihm das gekoſtet — darüber ſchweigt die Geſchichte. Nur ſoviel ſteht feſt, daß nach Ablauf von ſechs Monaten das Elixir der weißen Väter ſchon ſehr beliebt war. In der ganzen Grafſchaft, weit und breit im Lande Arles war kein Bauernhaus, keine Hütte, wo nicht tief hinten im Schaft zwiſchen den Weinflaſchen und den Olivengläſern ein kleiner brauner Krug geſtanden mit dem Wappen der Provence auf dem verſiegelten Pfropfen und einem Mönch in Verzückung auf der verſilberten Etiquette. Dank dem Rufe ſeines Elixirs, wurde das Prämon-

ſtratenſerkloſter ſchnell reich. Der Prior bekam eine neue Inſul, die Kirche herrlich bemalte Glasfenſter, und von dem ſein gezackten Thurm herab ſchallte an einem ſchönen Oſtermorgen eine ganze Geſellſchaft von Glocken und Glöckchen in's Thal hernieder.

Und von Bruder Gaucher, dem armen Laienbruder, deſſen derbe Einfalt ſo oft das Capitel erheitert hatte, war im Kloſter nicht mehr die Rede. Von nun an war er der ehrwürdige Pater Gaucher, ein Mann von Kopf und mächtigen Kenntniſſen, der von den geringen und ſo mannigfaltigen Geſchäften des Kloſters enthoben war, den ganzen Tag in ſeiner Deſtillerie eingeſchloſſen lebte, während an die dreißig Mönche auf den Bergen umherkletterten, um die wohlriechenden Kräuter zu pflücken... Dieſe Deſtillerie, die keine Seele, ſelbſt der Prior nicht betreten durfte, war in einer ehemaligen verlaſſenen Capelle, weit unten am Ende des Chorherrengartens. Dem einfältigen Sinn der frommen Herren erſchien ſie als etwas ganz Myſteriöſes, Spukhaftes, und wenn ſich etwa ein dreiſtes, neugieriges Mönchlein einmal bis in die Nähe der unheimlichen Werkſtatt wagte, ſo floh es entſetzt von dannen, wenn es den Pater Gaucher mit ſeinem Nekromantenbart am glühenden Ofen erkannte, die Alkoholwage in der Hand, und rings herum ſtanden Retorten aus rothem Sandſtein, ungeheure gläſerne Kolben, gewundene Kühlrohre aus Kryſtall, eine ganze Hexenküche, über die der rothe Schein der bemalten Fenſterſcheiben in geſpenſtiſchem Lichte ſich ausbreitete...

Wenn dann die Nacht ſich hernieder-ſenkte und das letzte Angelus erklang, dann öffnete ſich leiſe die Thür des geheimnißvollen Ortes und der ehrwürdige Pater begab ſich in die Kirche zur Abendandacht. Wie anders wurde er jetzt im Kloſter empfangen. Die Brüder betrachteten ihn mit einer unnennbaren heiligen Scheu und raunten ſich in's Ohr: „Er beſitzt den Stein der Weiſen!“ Der Säckelmeiſter folgte ihm geſenkten Hauptes. An dieſen Beweiſen tiefſter Verehrung ging Pater Gaucher ſtill vorüber; er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, die unter dem breitgeränderten, auf den Hinterkopf gedrückten Dreiſpitz wie von einem Heiligenſchein glänzte. Sein vergnügtes Lächeln ſchweifte über die weiten Höfe, die prächtigen Orangenbäume, die blauen Dächer, auf denen nagelneue Wetterfahnen ſich fröhlich drehten und dann über die weißglänzenden Wände des Kreuzgangs, über die ſchmucken Säulen und Säulchen, die friſch und reinlich gekleideten Chorherren, die zwei und zwei, ſtille Seligkeit in den geſunden Zügen, dahinſchritten.

„Das Alles verdanken ſie mir!“ ſagte der Ehrwürdige zu ſich ſelber, und es hob und trug ihn eine Wolke ſüßen Stolzes und heit'rer Selbſtzufriedenheit.

O der arme Mann ſollte es ſchwer büßen. Das werden wir ſogleich erfahren.

* * *

Denkt Euch: Eines Abends während der Meſſe tritt er in furchtbarer Erregung in die Kirche. Sein Geſicht glüht, er iſt ganz außer Athem, die Capuze hat er verkehrt angezogen, er nimmt das Weihwaſſer und taucht ſeine Aermel bis an die Ellbogen hinein. Erſt glaubte man, er ſei ſo aufgeregt, weil er ſo ſpät gekommen; als er aber vor der Orgel und der Galerie anſtatt vor dem Hochaltar eine tiefe Kniebeugung machte, wie ein Sturmwind durch die Kirche fegte und fünf Minuten lang im Chor nach ſeinem Platz ſuchte und, als er endlich ſich niedergelaſſen, nach rechts und links ein blödes Lachen ſendete, da durchlief ein ſtaunendes Gemurmel alle drei Schiffe der Kirche. Das Flüſtern von Brevier zu Brevier wollte kein Ende nehmen. „Was iſt nur mit

dem Pater Gaucher? Was ist mit dem Pater Gaucher?" Zweimal ließ der Prior vor Ungeduld seinen Krummstab auf den Boden fallen, um Stille zu gebieten... Droben im Chor wurde zwar noch fortpsalmodirt, aber mit den Responsen wollte es nicht recht vorwärts...

Auf einmal, mitten im Ave verum, erhebt sich mein Pater Gaucher von seinem Sitz und singt mit colossaler Stimme:

„In Paris war einmal ein Mönchlein rund,
Valleri, vallera, valleri vallera u. s. w."

Eine furchtbare Bestürzung. Alles springt von seinen Sitzen auf. Man schreit: „Hinaus mit ihm... er ist besessen!" Die Chorherren bekreuzen sich, der Krummstab fuchtelt hin und her; aber Pater Gaucher sieht und hört nichts, zwei starke Mönche schleppen ihn fort, er wehrt sich wie ein Satan und läßt nicht nach mit seinem valleri vallera.

* * *

Am folgenden Tage, beim Morgengrauen, lag der Unglückliche im Oratorium des Priors auf den Knien und klagte sich seiner Missethat unter einem heißen Thränenstrom an: „Es ist das Elixir, Hochwürden; das Elixir ist an Allem Schuld!" Und wie er gar so zerknirscht dalag und sich reuig auf die Brust schlug, da war der gute Prior ganz gerührt.

„Ei, ei, Pater Gaucher, beruhigt Euch; das wird Alles dahingeh'n wie der Thau im Sonnenschein. Genau genommen, die Sache war nicht so schlimm wie Ihr meint. Ja freilich das Lied, es war ein wenig.. hm.. hm.. Nun, nun, wir wollen hoffen, daß die Novizen es nicht gehört haben.. Jetzt aber, sagt mir offen, wie die Sache gekommen ist... Beim Probiren des Elixirs, nicht war? Ihr habt zu hastig zugelangt... Ja, ja, das begreift sich... Es ist Euch ergangen wie dem Pater Schwartz, dem Erfinder des Schießpulvers; Ihr seid ein Opfer Eurer Wissenschaft geworden... Und sagt mir nur, mein braver Freund, ist es durchaus nöthig, daß Ihr es versucht, an Euch selber versucht, das schreckliche Elixir?"

„Leider ja, Hochwürden... Die Wage zeigt wohl die Stärke, die Grade des Alkohols; für das Ganze aber, für den feinen Geschmack, kann ich mich nur auf meine Zunge verlassen..."

„Freilich, freilich, doch hört noch ein wenig, was ich Euch sagen will... Wenn Ihr nun das Elixir, weil es so fein muß, versucht, schmeckt es Euch dann? Trinkt Ihr es gern?..."

„Ach leider ja, Hochwürden," seufzte der unglückliche Pater und wurde über und über roth... „Seit zwei Tagen just scheint es mir so köstlich, so voll süßen Wohlgeruchs; gewiß hat mir der böse Feind den Streich gespielt... Deshalb bin ich von heute ab auch entschlossen, mich nur der Wage zu bedienen. Was kümmert's mich, wenn der Liqueur dann nicht mehr so fein wird, nicht mehr so perlt..."

„Das lasset nur bleiben," unterbrach ihn der Prior hastig. „Man darf sich der Gefahr nicht aussetzen, die Kundschaft zu verlieren... Alles was Ihr zu thun habt, nun da Ihr gewarnt seid, ist auf Eurer Hut zu sein... Na, wie viel braucht es denn, um recht zu kosten? Fünfzehn oder zwanzig Tropfen... Der Teufel müßte es gar schlau anstellen, wenn er Euch mit zwanzig Tropfen überlisten wollte.. Um übrigens allem Unfug vorzubeugen, dispensire ich Euch fernerhin vom Kirchenbesuch. Ihr könnt die Abendmesse in der Destillerie lesen... Und jetzt geht in Frieden und besonders... zählt Eure Tropfen recht."

Ach! Der arme Pater mochte seine Tropfen noch so recht zählen... Der Dämon hatte ihn gepackt und ließ ihn nicht mehr los.

In der Destillerie erklang es nun von sonderbaren Meßgesängen.

* * *

Bei Tage ging Alles noch gut. Der Pater war ziemlich ruhig, er besorgte seine Oefen, seine Retorten, suchte sorgfältig seine Kräuter aus, lauter Kräuter aus der Provence, feine, graue, gezackte, gelappte, himmlisch duftende, sonnendurchglühte Kräuter... Am Abend aber, wenn die Gottesgabe ausgezogen wurde und das Elixir in großen kupfernen Gefäßen sich langsam abkühlte, dann fing das Märtyrerthum des armen Mannes an.

„... siebenzehn... achtzehn... neunzehn... zwanzig!..." Die Tropfen fielen aus dem Rohr in den granatrothen Becher. Diese zwanzig trank der Pater auf einen Schluck aus. Nur der einundzwanzigste Tropfen reizte sein Gelüst. O der einundzwanzigste Tropfen!... Um der Versuchung zu entgehen, warf er sich in einem Winkel seines Laboratoriums auf die Kniee und versenkte sich in seine Paternoster. Doch von dem noch warmen Liqueur stieg ein Dunst voll köstlichen Wohlgeruchs empor, umgaukelte ihn und zog ihn wider Willen von Neuem zu den Pfannen hin... Der Liqueur war so goldig grün. Mit dem Oberkörper darüber geneigt, die Nasenflügel weit geöffnet, rührte der Pater mit seinem Rohr und in den leuchtenden Bläschen, die aus dem smaragdnen Getränk aufstiegen, glaubte er die schlimmen Augen der Tante Begon zu erkennen und diese Augen funkelten, wenn sie ihn anschauten... „Ei, ei, noch einen Tropfen!" Und so fiel Tropfen zu Tropfen und der Unglückliche sah endlich seinen Becher bis zum Rande gefüllt. Dann, alles Widerstandes beraubt, sank er in seinen mächtigen Lehnstuhl, streckte die Beine von sich und die Augenlider halb geschlossen schlürfte er seine Sünde in kleinen Zügen hinunter und murmelte ganz leise in köstlichem Neugefühl: „Ach, ich vertrinke meine ewige Seligkeit, meine Seligkeit!" — Das schrecklichste aber war, daß aus dem teuflischen Elexir, wer weiß durch welche Zauberei? die scheußlichen Lieder der Tante Begon in's Leben traten: „Da waren drei frische Mägdelein, die wollten sich recht gütlich thun; oder: Spazieren ging ich in den Wald, alleine, ganz alleine."

Man kann sich denken, was er am andern Morgen für ein Gesicht machte, wenn die Zellennachbarn ihn boshaft fragten: „Ha, ha, Pater Gaucher, letzte Nacht hat es wieder einmal köstlich geklungen. Wo habt Ihr nur die schönen Psalmen gelernt?" Dann flossen die Thränen und die Verzweiflung trieb ihn zum Fasten, zum Bußhemd, zur Geißelung. Aber das half Alles nichts gegen den Dämon des Elixirs, und alle Abend zur gleichen Stunde begann es von Neuem mit der Besessenheit.

* * *

Dabei aber regnete es von Bestellungen in der Abtei, es war ein wahrer Segen. Sie kamen von Nimes, von Aix, von Avignon, von Marseille.. Das Kloster bekam so nach und nach den Anstrich einer Manufactur. Da waren Brüder für das Verpacken, Brüder für das Aufkleben der Etiketten, Brüder Buchführer, Brüder Fuhrmeister. Der Dienst des HErrn verlor wohl hie und da einen Glockenschlag, die armen Leute in der Umgegend aber verloren nichts dabei, das könnt Ihr glauben.

Nun geschah es aber an einem schönen Sonntag Morgen, als gerade der Säckelmeister vor versammeltem Capitel sein Inventar vom Jahresschluß vorlas und die wackern Chorherren hörten ihm schmunzelnd zu, da stürzt Pater Gaucher ganz außer sich mitten in die Versammlung und ruft: „Es ist aus... Ich mache keines mehr.... Gebt mir meine Kühe wieder!"

„Was iſt denn los, Pater Gaucher?“ fragte ihn der Prior, der wohl ahnte, was los war.

„Was los iſt, Hochwürden?... Nichts weiter, als daß ich auf geradem Wege bin, mir ein ewiges Höllenfeuer anzuzünden... Seht Ihr, ich trinke, ich trinke wie ein Miſſethäter!“..

„Aber ich habe Euch ja geſagt, Eure Tropfen zu zählen.“

„Ach, ja wohl, meine Tropfen zählen; nach Bechern müßte ich jetzund zählen... Ach, meine ehrwürdigen Väter, ſo weit iſt es mit mir gekommen: Drei Phiolen allabendlich... Ihr ſehet ein, daß es ſo nicht fortgehen kann... Deshalb laßt Euer Elixir machen von wem Ihr wollt... Gottes Blitz ſoll mich erſchlagen, wenn ich mich noch weiter damit befaſſe!“

Dießmal ſchmunzelte das Capitel nicht mehr.

„Aber, Unglücksmann, Ihr richtet uns zu Grunde!“ ſchrie der Säckelmeiſter und zerrte an ſeinem ſchweren Buch.

„Zieht Ihr vor, daß ich meine ewige Seligkeit verliere?“

Da aber erhob ſich der Prior:

„Meine ehrwürdigen Väter,“ ſagte er und ſtreckte ſeine ſchöne, weiße Hand aus, daran der Biſchofsring funkelte; „es läßt ſich Alles ausgleichen... Am Abend, iſt es nicht ſo, mein lieber Sohn, verſucht Euch der Dämon?“

„Ja, Herr Prior, regelmäßig alle Abend. Darum auch, wenn ich merke, daß es Nacht wird, überfällt mich mit Reſpect zu melden, ein Zittern, Zagen und Zähneklappern, wie den Eſel des Müllers, wenn er die Schläge kommen ſieht.“

„Nun denn, beruhigt Euch... In Zukunft wollen wir jeden Abend beim Gottesdienſt zu Eurem Seelenheil das Gebet des heiligen Auguſtinus herſagen, mit welchem ein vollſtändiger Ablaß verbunden iſt... Was auch kommen mag, Ihr ſeid dann gedeckt.. Das iſt die Abſolution während der Sünde.“

„O dann, ja dann ſchönen Dank, Herr Prior.“ Und ohne weiter ein Wort zu verlieren, kehrte Pater Gaucher, froh wie eine Lerche, zu ſeinen Retorten zurück.

Von dem Augenblick an verfehlte in der That der Meſſe leſende Prieſter an keinem Abend, am Schluß der Complete zu ſagen: „Laßt uns beten für unſern armen Pater Gaucher, der ſeine Seele für das Wohlergehen unſeres Kloſters opfert... Oremus, Domine...“ Und während über ſämmtliche weiße Capuzen, die im Helldunkel der Kirche niederknieten, das Gebet dahinfloß wie ein leichter Windhauch über die beſchneite Flur, hörte man da drunten, ganz am Ende des Kloſtergartens, hinter den erleuchteten Scheiben der Deſtillerie den Pater Gaucher aus vollem Halſe ſingen:

„In Paris war mal ein Mönchlein rund,
Valleri, vallera, valleri, vallera,
Der hob das Glas zu jeder Stund,
Valleri vallera, valleri vallera.“

* * *

...Hier aber hielt der gute Pfarrer erſchrocken inne: „Hilf Himmel! wenn meine Pfarrkinder mich hörten!“

Vom Cultus in der Dorfkirche.*)

Mein geehrter Herr!

Diese Zeilen schreibt ein katholischer Christ. Dieselben sind derart kirchlich, daß sie von einem bekannten freisinnigen Journal, für welches sie ursprünglich bestimmt waren, mit der Bemerkung des Redacteurs zurückgeschickt wurden: Für solche Dinge hätte unsere Zeit kein Interesse mehr. Ich untersuche nicht, wieso sich eine einzige Person erlauben kann, im Namen der „Zeit" zu sprechen, im Namen der Millionen von Menschen, die in hunderterlei Ständen und Verhältnissen ihre Jahre durchleben und sich zuvörderst für die Dinge erwärmen, die in ihren Kreisen liegen. Nun wollen wir sehen, wie es mit dem Freisinne des „Heimgarten" steht, dessen Herausgeber ja auch jene Zustände nicht fremd sein dürften, die zu besprechen ich mir erlaube.

Ich bin in einem Alter, welches man „die besten Jahre" nennt, körperlich gesund und gehöre auch nicht gerade zu den Sentimentalen — gleichwohl Vorstehendes hauptsächlich Sache des Sentiments ist. Ich habe das erste Dritttheil eines Menschenlebens in einer großen Stadt verbracht und an Herrlichkeit und Kunst gesehen und genossen, so viel die offenen Sinne eines jungen Menschen in sich zu fassen vermögen. Mit dem Sinne für Kunst, wurde in mir auch das religiöse Gefühl ausgebildet — zwei Empfindungen, die sich gegenseitig ergänzen und ich möchte sagen — das ethische Bewußtsein ausmachen. — Da fügte es sich, daß ich das Stadtleben mit dem Landleben vertauschen mußte. Ich bewohne seither in der Eigenschaft eines Landwirthes ein Schlößchen, das zehn Minuten weit von einem großen Dorfe liegt. Die Gegend ist sehr schön und sehr still; bis zur nächsten Eisenbahnstation fahre ich mit dem flinkesten Paar meiner Pferde sechseinhalb Stunden. Der Weg dahin geht über Berg und Thal und wird alljährlich von Wildwässern arg mitgenommen. Ein anderer Gebirgssteig, auf dem der Postbote verkehrt, ist etwas kürzer, aber mit Rädern nicht zu befahren.

Mir bekommt diese Abgeschiedenheit nicht eben übel, ich bin Naturfreund und die ausgedehnte Oekonomie nimmt mich so ziemlich mit. Trotzdem gibt es Stunden, wo ich mir vorkomme wie Robinson auf der Insel im Weltmeere. Ich habe mich wohl beweibt, aber meine Frau sitzt Sonn- und Feiertags — gerade wenn ich vacant bin — in ihrem Kirchenstuhle und ich mag ihr's nicht verdenken. Mich zog's ja ebenfalls in's Gotteshaus und ich dachte: Die Allgegenwart Gottes, die mich im Walde so oft beseelt hat, wird wohl auch durch die dicken Mauern hereindringen. Zudem erbaut man sich an dem Cultus, der bei den Katholiken ja so festlich ist; man sieht die Landleute, die man sonst nicht immer von ihrer besten Seite zu beobachten Gelegenheit hat, in ihrer Andacht, in ihrem idealen Leben; man sieht wieder einmal ein Bild, eine Statue von alten Meistern; man hört Musik. Wer solche Dinge gewohnt worden ist, der vergißt ihrer nicht mehr so leicht; auf dem Lande wird man bescheiden und ist mit Einfachem zufrieden.

Ich ging in die Kirche und ging nicht wieder hinein. — Entsetzt besprach ich mich mit den Leuten, besprach mich mit den einsichtsvolleren Umwohnern; sie sagten, auf dem Dorfe sei es nirgends anders; es sei eine große Seltenheit, daß die Kirchenvor-

*) Dieser Aufsatz, welcher uns unter dem Titel: „Ein Ruf in die Wüste" zugekommen ist, enthält viel Wahres; wir stehen daher nicht an, ihn als eine ehrliche Stimme aus dem Publilum vollinhaltlich zu veröffentlichen. Die Red.

ſtehung Sinn für Schönes hätte; die materielle Verwaltung der Pfarrkirchen und Kapellen liege in den Händen roher, ja oft blöder Bauern. Als Kirchendiener, der das Gotteshaus rein zuhalten, die Altäre zu ſchmücken, mitunter ſogar die Feſtlichkeit des Gottesdienſtes zu beſtimmen hat, wählt man am liebſten Krüppel, Halbtrottel, Creaturen, die zu ſonſt nichts fähig ſind. Nicht der wird zum Küſter gemacht, der am Beſten dazu taugt, ſondern, der es am Billigſten thut. Und mit dem Kirchenſchlüſſel wird ihm die Gewalt zu binden und zu löſen übertragen. Allſogleich kommt über ſo einen bäuerlichen Patron der Dünkel der Unfehlbarkeit, er öffnet oder verſchließt die Kirche nach ſeiner Bequemlichkeit, er läutet die Tageszeiten nach ſeiner häuslichen Einrichtung, er ſchmückt den Altar und die Bildſäulen nach ſeinem Geſchmacke, er behandelt die Andächtigen nach ſeinem Gefallen, bedient den Prieſter nach ſeinem Style, iſt der perſonificirte Protzdünkel. Baar aller Pietät rumort er während des Gottesdienſtes in der Kirche herum, jetzt mit dem Zündſtab, jetzt mit dem Klingelbeutel, unterbricht die Andacht der Verſammlung beliebig mit dem Geſchrei ſeines Gebetes oder Geſanges, Alles ungeſchlacht, demonſtrativ, Alles eher, als ein demüthiger Diener im Tempel des Herrn. Seitdem der Schulmeiſter in der Kirche das Feld geräumt hat, herrſcht der Küſter auch auf dem Chore, wie in der Sakriſtei, und wie der geiſtliche Herr im Pfarrhofe von der Haushälterin tyranniſirt wird, ſo wird er es in der Kirche vom „Hausknecht Gottes.“

Unſere Landpfarrer ſind in Sachen des eigentlichen Cultus oft ſo indifferent, daß man ſich nur wundert, wie ſolche Leute eine ſolche Lebensſtellung wählen konnten. Sie benützen die Kirche entweder als römiſche Beamte nur zur Befeſtigung des päpſtlichen Reiches auf Erden, oder ſie betrachten dieſelbe als eine Art von Werksſtube, in welcher ſie ihre Meſſe leiern, ihre Predigt herſagen, ihre Beichtkinder abfertigen, kühl und gleichgiltig, wie jeder andere Menſch ſeine tägliche Arbeit verrichtet, nicht weil er ſie gern thut, ſondern weil er davon leben muß. Idealer Sinn, Herz für ihren hohen Prieſterberuf, Freude an einem ſchönen Cultus, in welchem der Glaube ſich mit der Kunſt paart — das ſind Dinge, die man in unſerer Prieſterſchaft nur ſelten findet.

Aber kann man denn dieſe Eigenſchaften geradewegs vom erſtbeſten Dorfpfarrer verlangen, da man ſelbſt in hochgebildeten, oder in vom Geſchicke begünſtigten Kreiſen ſo wenige ideal angelegte Naturen findet! Warum wird man Prieſter? Der Prieſterſtand iſt, und beſonders auf dem Lande, hochgeehrt, „der Bettelſtab iſt ihm verbrannt“, die Eltern und Verwandten drängen dazu, andere Lebensſtellungen, die ehrenvoll und ſorglos wären, ſind für Manchen ſchwer zu erreichen und noch ſchwerer zu behaupten — Gründe, weswegen ſich ſo manch' hausbackener Patron dieſem Stande zuwendet. Es ſind ehrenwerthe Menſchen, aber es ſind keine Prieſter und Sie werden ſich nicht wundern, wenn es ihnen ſo gar nicht gelingen will, in der Bevölkerung den Sinn für Religion und Ideal, deſſen ſie ſelber bar ſind, zu wecken.

Es gibt ſchöne Ausnahmen, Prieſter, die in ſchlichter Hoheit daſtehen inmitten ihrer Gemeinde und mehr durch ihr Weſen, als ihre Worte auferbauend wirken; ich habe von Prieſtern gehört, welche aus ihren beſcheidenen Einnahmen die Kirche geſchmackvoll reſtauriren ließen, um den Landleuten ein Aſyl der Schönheit in ihr armes Leben zu ſtellen. Das verlangen wir nun nicht, aber das verlangen wir, daß der Pfarrer über die Geſtalt der Pfarrkirche und des Cultus wachen, daß er als Gebildeter den Geſchmackloſigkeiten des Volkes entgegentreten und, wenn an der Kirche etwas erneuert wird, ſeine Leute zur Beſchaf-

fung würdiger und kunstgerechter Gegenstände anhalten solle. Muß man unseren Seelsorgern noch sagen, daß Veredelung des Geschmackes der erste Schritt zur Veredelung der Seele ist?

Nun, geehrter Herr, ich ging denn in meine Dorfkirche und habe Wunder gesehen! Die Kirche besitzt einen alten, hübschgeschnitzten Altar, aber man sieht ihn vor Flitter nicht. Blumen und Kränze, die vor vielen Jahren aufgeblüht sein mögen in den Händen einer Modistin, verknittert, verblaßt, dicht bestaubt, umgeben das Bildniß, während draußen in den Gärten die lieblichsten Blumen prangen und unbeschaut vergehen. Die Wände sind vollgehangen mit grauenhaft geschnitzten, aber stets vergoldeten Statuen, grellfarbigen, aber erbärmlich gezeichneten Bildern, darunter rostige Kerzenleuchter, Fahnenstangen mit bunten Lappen und dazwischen und darüber Flitter — Flitter — Flitter!

Ich erinnere Sie an die Beschreibung der Rohrheimer Kirche:

„In Rohrheim war eine wunderlich schöne Kirche. Sie war gar nicht klein, sie hatte viereckige Fenster wie die große Mühle im Thale, und einen hohen Thurm, auf dem als Bedachung ein riesenhafter Zwiebel saß. Auf dem Zwiebel stand ein zweifaches Kreuz, und auf dem Kreuze stand ein Hahn, der den Schnabel weit aufthat. Sie hatten ihn immer für den Hahn Petri gehalten, aber der Schneider Weuz, der ein Schriftgelehrter war, behauptete einmal: „Der Hahn auf unserem Thurme bedeutet die römische Kirche. Deswegen thut er alleweil den Schnabel auf.“ Gleich am Eingange in die Kirche stand ein Holzkübel mit Weihwasser, zwar blos zum Besprengen, aber man hätte zur Noth darin auch baden können. Jeder Heilige, wie sie zahlreich auf den weißgetünchten Wänden herumstanden, hatte einen goldenen Rock und goldene Schuhe an, und goldene Bücher und Stöcke und Marterwerkzeuge in der Hand, und die am Altare hatten sogar goldene Gesichter. Der gute Hirt auf dem Altare war kein Miethling, der sah derartig aus, daß gewiß der Wolf und jegliches Raubthier vor ihm davongelaufen wäre. Die Farbe seines tausendfaltigen Mantels war ein tiefes Roth im Perlmutterglanze. Die Engel waren lackirt wie feines Töpfergeschirr und hatten goldene Flügel; wieder von anderen Engelchen waren nur die Köpfe da, und die Flügel wuchsen gleich von den Ohren weg. Dann gab es noch goldene Wolken, die für ein tüchtiges Hochsommergewitter ausgereicht hätten, und es gab viel goldenen Heiligenschein und goldene Schnörkeln an den gewundenen Säulen. Das Crucifix aber war nicht vergoldet, nein, das war roth von „Blut“ und übersäet von tausend „Wundgruben“ und die Augen waren verdreht und der Mund war verzerrt, wohl herzerbarmend zu schauen. Und an die Kerzenleuchter waren Blumen gebunden, Blumen gar aus Leinwand und buntem Papier — die blühten schon über die zwanzig Jahr und wurden nicht welk. Und Bänder und Fahnen in der ganzen Kirche, daß man kaum die Bilder und die Wände sah. Und zu den Sonn- und Feiertagen die zahlreichen Kerzen und den vielen Weihrauch — so fand man's weit und breit in keiner Kirche mehr. Es war eine rechte Pracht. Die Rohrheimer waren auch stolz auf ihr Gotteshaus, sagten doch Alle, die aus den Nachbarpfarreien kamen: „Dasselb' weiß man nicht, wo man's muß hinschreiben, aber 's ist richtig, ihr Rohrheimer habt's eine wunderlich schöne Kirchen!“

Die hohen Feste wurden schon gar gefeiert, daß es aus der Weis' war. Da hatten sie auf dem Chore fünf Trompeten und einen „Bompaton“ und zwei Pauken. Der Waldhanselbub blies das Clarinett, und sein Vater strich die Baßgeige zugleich und sang. Das war denn so, was man Musik nennt, und die Rohrheimer thaten

nur wohlgefällig ihre Köpfe schütteln. Das Merkwürdigste aber: In einer Nische des Seitenschiffes der Kirche, wohl unter Glas und Rahmen lag zur ewigen Verehrung aufbewahrt ein heiliger Leib."

Noch weit ärger sieht es in unserer Dorfkirche aus. Es ist ein Geraffel und ein Gerümpel, wohin man das Auge wendet. Es hat lange nicht Alles Weihe, was geweiht ist. Völlig möchte man fragen: Glaubt denn der Priester nicht an das Kreuzesopfer, welches er in der Messe so überaus gleichgiltig zu verrichten pflegt? O, er glaubt daran, so gut die Gemeinde glaubt, die vor dem Altare auf den Knieen kauert, sich auf Ellbögen stützt und in den Bänken lehnt. Der Eine lallt den Rosenkranz, der Zweite prüft die Nachbarschaft, der Dritte kaut Tabak, der Vierte schläft. Und auch die Capelle auf dem Chore glaubt, die in allen Tonarten pfeift, singt, geigt, paukt, nur nicht in der rechten. Ich übertreibe nicht, sehen Sie selbst nach, wie diese einzige Dorfkirche ist, so sind tausend andere. — In eine solche Kirche gehe ich nicht mehr; mein religiöses Gefühl ist zu empfindlich.

Anfangs wollte ich in Sachen der kirchlichen Ausstattung die Erscheinung durch das Unvermögen der Gemeinde entschuldigen, die zwar nicht klein und nicht arm ist. Vielleicht ist aber der für die Kirche bestimmte Fond erschöpft. Man thut den Leuten und auch sich selbst was Gutes, wenn man die Kirche, deren alter Quadernbau würdig dasteht, mit edlem Geschmacke renoviren läßt, einfach aber stylvoll, mit wenigen aber guten Bildern; in den Fenstern Glasmalereien, eine restaurirte Orgel, gutgestimmte Glocken. So war mein Traum. Ich lud einen Sachverständigen ein, er kam, besichtigte die Kirche, wir arbeiteten einen Plan aus und berechneten die Kosten der Herstellung auf circa 3000 Gulden. — Ich werde wohl mein Leben lang in dieser Gemeinde verbleiben, es wird in meinem Alter mich erquicken, wenn ich im ernsten Dunkel der Kirche, unter dem Klange der Orgel an meinen Schöpfer denken kann. Der Klang der Glocken wird mich zu Grabe geleiten und auf dem Lande muß die Kirche der Tempel der Kunst und des Ideals sein und bleiben.

Ich wandte mich an die Gemeindevorstehung mit dem Ersuchen, eine Renovirung der Pfarrkirche veranlassen zu wollen, legte den Plan vor und erklärte mich, wenn nach diesem Plane geschaffen würde, zur Bestreitung der Kosten bereit.

Als nach sechs Wochen auf meine Darlegung noch kein Bescheid erfolgt war, erlaubte ich mir an die Gemeinde-Vertretung eine zweite Anfrage, schrieb gleichzeitig auch an das Pfarramt mit der Bitte, mich in meinem Bestreben zur würdigen Ausstattung des Gotteshauses freundlich unterstützen zu wollen. Zehn Tage später erhielt ich den Bescheid. Die Gemeinde erkenne meine gute Meinung dankend an, aber aus einer über den Gegenstand veranlaßten Abstimmung gehe hervor, daß eine Aenderung in der Pfarrkirche der Mehrzahl nicht wünschenswerth erscheine. Wenn ich aber für diese Sache schon ein Uebriges thun wolle, so erlaube man sich darauf hinzuweisen, daß an der Außenseite der Kirche eine Uebertünchung des alten Mauerwerkes wünschenswerth sei.

Nicht die verletzte Eitelkeit, mein geehrter Herr, war es, die sich jetzt in mir aufbäumte, sondern der heiße Zorn — und schließlich das Mitleid mit einer so verkommenen Anschauung. Damals, die Sache lag mir einmal an, war ich nahe daran, zu unserem Cultusminister zu gehen, der ja bekanntlich eine Verordnung zur Ueberwachung des Geschmackes bei Dorfkirchenbauten und Renovirungen erlassen hat. Ich wollte ihn fragen, wessen Sache es nun eigentlich sei, das Volk an religiösem und künst-

lerischem Takte zu erziehen, ihm jene verderblichen Elemente zu entziehen, die es in seinen idealen Anschauungen irreleiten.

Vielleicht wird man über mich, als Einen, der heute aufsteht, um die Kirchen zu protegiren, die Achsel zucken. Der Cultusminister wird es aber nicht thun, er weiß zu gut, was die Dorfkirche bedeutet, heute noch und immerdar bedeuten wird. Warum nun aber die bodenlose Vernachlässigung der Gotteshäuser auf dem Lande? Heute, wo geschmackvolle Arbeit, künstlerische Ausstattung so leicht und billig zu haben ist! Hätte unsere Geistlichkeit nur einige Liebe zu ihrer Sache, sie würde es längst als einen erfolgreichen Schachzug gegen die Feinde der Religion unternommen haben, den Geschmack an kirchlicher Ausstattung zu veredeln, durch formschöne Darstellungen, durch Kunst nach altem katholischen Principe die Welt wieder an sich zu locken. Der heute in diesem Sinne so allgemein herrschende Indifferentismus sieht ja ganz aus wie die Resignation der Verzweiflung einer Sache gegenüber, die aufgegeben ist.

Sollen denn wir weltliche Leute die Prediger in der Wüste sein und es auf die Kanzeln und an die Altäre rufen: Nein, das Gottesreich des Idealen darf nicht aufgegeben werden; würdig der herrlichen Religion Christi seien ihre Tempel wie ihre Priester! — Wer wird es vor Allem sein, der auf solchen Ruf uns steinigt?! — Gott weiß, ich bin keiner der Neuen und Freien, die den kirchlichen Behörden so verhaßt sind, ich finde keine Freude daran, jene Seite anzuklagen, von der wir Gemüthsmenschen Erfüllung hoher Ideale erwarteten; nur mein religiöses Bewußtsein treibt mich hinaus, Retter unserer Gotteshäuser zu suchen.

Sollte ich welche finden? Sollten diese Zeilen nicht einen, wenn auch noch so leichten Anstoß geben können für Jene, deren Sache es ist, die Mißstände zu betrachten, zu untersuchen? Man verlangt nicht, daß alle Dorfkirchen auf einmal ausgefegt und neu eingerichtet werden sollen, aber wo Mittel dafür da sind und etwas geschieht, da soll es zum Guten geschehen. Bauerngeschmack in Kunstsachen ist ein Gräuel; lasse man ihnen nicht freie Hand in ihren Kirchen; gebe man ihnen was Besseres, als sie heute verdienen und sie werden sich bald selbst daran freuen. Es ist endlich ja auch für einen gesund constituirten Bauern ganz unmöglich, daß ihm die Kirche von Rohrheim besser gefalle, als das herrliche Gotteshaus zu Admont. Aber sehen muß er dieses erst; so lange er es nicht sieht, wird er im Wahne sein, es gäbe nichts Schöneres als jenes.

Noch richte ich meine Apostrophe an Jene, welche zum Besten des Volkes, seines Geistes und doch wohl auch seines Herzens die Schulreform durchgeführt haben, diese Reform, der auf dem Lande sofort die Kirchenmusik zum Opfer fiel. Der Landmann fühlt es nicht so sehr, wenn die Kunst, die seit alter Zeit auch in seiner Dorfkirche Heimstätte fand, nun allmälig untergeht — nur daß sein Geschmack noch trostloser verwildert und verkommt. Aber Einer, der Besseres kennt, verurtheilt ist, auf dem Lande zu leben, in den Kirchen die Spuren des Schönen sucht und neben den Ruinen aus besserer Vergangenheit die abscheuliche Abgeschmacktheit des bigotten Pöbels herrschen findet — der fühlt das Unrecht, welches an dem Volke begangen wird, da man ihm die idealen Güter entzieht oder vorenthält, die wie das Gesetz allen Staatsbürgern, wie das Sonnenlicht allen Menschen gemeinsam sein sollen.

Urtheilen Sie selbst, geehrter Herr! ob ich Jemand Unrecht thue oder zu viel verlange und genehmigen Sie den Ausdruck der Achtung von Ihrem

ergebenen

S. M. M.

Eine deutsche Selbsterkenntniß.

Bei der bekannten Selbstgefälligkeit, mit welcher die Deutschen preußischer Farbe sich und ihre neuen gesellschaftlichen Zustände zu beleuchten pflegen, ist es interessant und belehrend, einmal einen deutschen Mann zu hören, der die Stirne hat, die großen Schäden und Mängel der modernen Einrichtungen und Zustände rücksichtslos vor aller Welt in's Licht zu stellen.

Karl Hillebrand veröffentlicht in Rodenberg's „Deutscher Rundschau" (1879, 6. Heft) einen Artikel über Halbbildung und Gymnasialreform, aus welchem ohne viel Commentar manches sehr Treffende hier Platz finden mag.

„Wir Deutsche gehören" — sagt Hillebrand — „gehören von Natur zu den Empfindlichen. Es ist uns sicherlich nicht zu verargen, wenn wir gerne beliebt sein möchten in der Welt. Wie wir — ich spreche von den innerlich Gebildeten — uns bewußt sind, allen Nationen, auch den Franzosen, ja den Franzosen mehr als anderen, reine Anerkennung, Billigkeit und herzliche Sympathie entgegenzutragen, so möchten wir auch, um Alles in der Welt, von unseren Nachbarn nicht verkannt oder ihnen gar antipathisch sein. Haben wir aber Ohren um zu hören, Augen um zu sehen, so müssen wir uns denn doch gestehen, daß wir heute das „bestgehaßte" Volk der Erde sind, wie unser leitender Staatsmann sich selbst als den „bestgehaßten" Mann Europa's anerkennen mußte. Auch England hatte eine solche Zeit der Unpopularität; aber seine nationale Größe war von zu altem Datum, als daß es sich durch das festländische Zetern über seine Selbstsucht, seine Treulosigkeit, seine Härte, seine Plutokratie u. s. w. hätte irre machen lassen sollen. Es ignorirte patricisch vornehm diese ganze Unbeliebtheit, ja gefiel sich fast darin, wie Coriolan im Hasse der Plebejer; wir sind noch, als Nationalstaat, zu jung in der Weltgeschichte, um so hornhäutig sein zu können; auch haben wir das Beispiel unserer südlichen Schicksalsgenossen vor uns, denen die Welt so ganz anders entgegengekommen ist. Das wiedererstandene geeinte Italien war ja das Schoßkind, ihr Gründer der Liebling der europäischen Meinung gewesen. Alle bewunderten es, schmeichelten ihm, verwöhnten es; und Deutschland erwartete zuversichtlich, daß man ihm genau ebenso begegnen würde, nachdem es, gewiß nicht mit weniger Kraftanstrengung und Menschenopfern als sein ehemaliger Genosse in staatlicher Zerrissenheit, sich zur Einheit und Unabhängigkeit durchgerungen. Es vergaß, daß der Starke immer unbequem ist. Wohl hat Europa, wie's ja auch jeder Einzelne zu thun pflegt, sich selber sein instinctives Neidgefühl mit Vernunftgründen zurechtzulegen gesucht. Da die Italiener ihre Wiederherstellung mit parlamentarischem und plebiscitarischem Decor in Scene gesetzt hatten, so stellte man ihre Freiheit und Selbstbestimmung unserem „Blut und Eisen" gegenüber und klatschte dort mit ebenso gutem Gewissen Beifall, als man hier überzeugt Verdammung zischte. Man wollte nun einmal vergessen, daß hinter Cavour, der das Parlament schmeichelnd überredete und durch hergestellte Thatsachen zu seinem Willen zwang, so gut wie hinter Bismarck, der der Volksvertretung derbe Wahrheiten sagte

und am Ende ihrer Zustimmung entrieth, die Gewalt stand in Gestalt von Bataillonen und Kanonen; daß ohne die Entscheidung der Schlachten die italienischen Volksabstimmungen so unmöglich gewesen wären, als die deutsche Fürstenabstimmung, und daß das deutsche Volk mit seinen Wünschen und Gebeten so treu in Versailles vertreten war von seinen Bajonetten als das italienische in Florenz und Rom von seinen Stimmzetteln. Nun möchten wir, daß man das auch draußen begreife und zugäbe, und sehen nicht ein, daß die Welt es nun einmal nicht begreifen will, weil es ihr unbequem ist, es zuzugeben. Aber dieselbe Welt, mit Ausnahme Englands, hat doch einst Bonaparte und seine siegreichen Schaaren bewundernd vergöttert, obschon sie die Starken waren, warum sieht sie unseren Moltke und seine Regimenter so scheel an? Als ob die Welt billig vergleiche und abwäge! Jener befriedigte das Bedürfniß des Abenteuerlich-Romanhaften; er war ein großer Schauspieler und Rhetor, der um seine gewaltigen Thaten einen Nimbus von hochherzigen und blendenden Worten zu verbreiten wußte; seine Maßlosigkeit selber imponirte der Phantasie, bis man sie schmerzhaft am eigenen Leibe empfand. Die phrasenlose Größe des deutschen Feldherrn und die deutschen Thaten sprachen nicht zur Einbildungskraft; die Mäßigung Deutschlands überraschte, beleidigte fast wie ein schweigender Vorwurf, daß andere Sieger nicht ebenso gehandelt, oder flößte doch Mißtrauen ein in die Aufrichtigkeit, und noch zur Stunde glaubt Niemand im Auslande, daß das neue deutsche Reich nicht, wie einst das napoleonische Kaiserreich, die Eroberung aller Nachbarländer, zumal der deutschen Brüder in der Schweiz, in Oesterreich, in Rußland, ja sogar der germanischen Vettern in den Niederlanden und Dänemark plane. So hat Deutschland den gerechtesten Vertheidigungskrieg menschlicher, redlicher, tapferer geführt, als je ein Krieg zuvor geführt worden, und es dachte nun für seine Tapferkeit, Menschlichkeit und Redlichkeit von allen Seiten bewundernde Complimente einzuheimsen. Statt dessen behandelt die abendländische Welt, welche seit einem halben Jahrhundert verlernt hat, was der Krieg, auch der mildeste, in Wirklichkeit ist, seine Krieger als brutale Lanzknechte, die ihren nur der überlegenen Zahl und Organisation verdankten Sieg schnöde mißbraucht, das Feindesland mit Feuer und Schwert verwüstet und es als reichbeladene Diebe verlassen hätten!

Zum großen Theile auch ist unsere Unbeliebtheit selbstverschuldet, bald bewußt, bald unbewußt. „Sie war liebenswürdig und er liebte sie", könnte man mit Heine's „altem Stück" von der abendländischen Gesellschaft sagen. „Er aber war nicht liebenswürdig und sie liebte ihn nicht." Dagegen ist nun freilich Nichts zu machen und gerade darum wurmt's. Denn

„Haben alle Götter sich versammelt,
Geschenke unsrer Wiege darzubringen;
Die Grazien sind leider ausgeblieben."

Vielleicht werden sie auch uns einst noch lächeln, wenn wir wieder, wie vor vier Jahrhunderten eine lange nationale Geschichte hinter uns haben. Wir sind nun einmal, gesellschaftlich und staatlich, wenn nicht geistig, eine Nation von Parvenus und stoßen überall an bei den Erben alter Culturen. Wohl gibt's noch hier und da ein Exemplar des liebenswürdigen Deutschen von anno 1825, voll innerer Anmuth unter der unbeholfenen Außenseite, vom weiten Blicke aus stillem Winkel, aber er ist im Aussterben und das Ausland bekommt ihn kaum zu sehen. Wohl leben schon hier und da einige Männer, die man sich als Typen des zukünftigen deutschen Gentlemans vorstellt, zurückhaltend mit Milde, selbstgewiß ohne Unbescheidenheit, aber sie verschwinden in der Masse der

Halbgebildeten und Emporkömmlinge jeder Art, die in's Ausland strömen, ihre Collectiveitelkeit zur Schau zu tragen und sich's bequem zu machen, als ob die Eingeborenen gar nicht da wären, vielleicht auch Denselben Unterricht in ihren eigenen Dingen zu ertheilen; sie verschwinden auch leider daheim, wenigstens für den durchreisenden Ausländer, in der Menge der geckenhaften Lieutenants, der absprechenden Handwerksgelehrten, der lärmenden Kneipstudenten — und wie viele unter uns bleiben Studenten bis in's sechzigste Jahr! — Das Alles aber zeigt sich dem fremden Beschauer auf der Oberfläche: der arbeitsame, idealerfüllte Jüngling, der ruhighumane Stabsofficier, der wissenschaftlich gebildete, gewissenhafte Beamte — alle diese Typen des neuen Deutschland werden nicht gesehen, eben weil sie daheim ihr Werk schweigend verrichten; auch, wenn sie in's Ausland kommen, schweigend beobachten und sich von den Dingen belehren lassen, meist nicht wenig beschämt in ihrem Innersten, daß ihre Nation nach jenen lauten Gefährten beurtheilt wird, die sich überall vordrängen und sich einbilden, höhere Wesen zu sein, weil sie Landsleute sind von Goethe und Schiller, die sie oft nicht gelesen, von Humboldt und Ranke, die sie nur dem Namen nach kennen, von Moltke und Bismarck, die sie erst anerkannt — erkannt ist das Wort nicht —, als ihr Werk gethan war."

Nach solcher Darstellung kommt Hillebrand in scharfen Worten auf die Halbbildung zu sprechen. „Jeder Deutsche meint heutzutage, etwas von Kunst wissen zu müssen, ohne eine Ahnung davon zu haben, welche Anlage, welche Vorbereitung, welches Hineinleben das Verständniß dieser Welt erfordert, glaubt jeder mit dem Organ des Verstandes, der Lectüre einiger kunstgeschichtlichen Werke, dem Anblick einiger Photographien und Gypsabgüsse, im besten Falle einem Durchfliegen Italiens, dies unserer Zeit so ganz fremde Reich erfassen zu können."

„In Kunstsachen aber reicht etwas Zeichnenunterricht und Kenntniß der Technik, reicht ein geschulter Verstand, reicht sogar das Genie, wenn es nicht gerade ein Kunstgenie ist, keineswegs hin, um dem Künstler nachzudenken."

„Aehnlich verhält es sich mit der Philosophie, der Politik, der Literatur, wenn auch hier die Anmaßung der Halbbildung weniger schroff an den Tag tritt. Glaubt nicht Jedermann heute, seinen Schopenhauer verstehen, in den Himmel heben oder verdammen zu können, wenn er auch nie eine Seite von Kant gelesen? Meint nicht jeder Zeitungsleser, er sei im Stande, Fürst Bismarck und Graf Andrassy eine Lection in europäischer Politik zu ertheilen? Ist nicht jeder Primaner überzeugt, Tasso, den er nie gelesen, sei ein hohler Versifex, Dante aber, dessen Episode von Francesca di Rimini ihm vielleicht in einer deutschen Uebersetzung zu Gesicht gekommen, sei der größte Epiker seit Homer?"

„Wie es aber heutzutage unendlich viel Schuster gibt, die nicht bei ihrem Leisten bleiben wollen, so gibt es leider auch gar viele, die ihren Leisten für die Welt halten; und diese Rohheit, eine Specialität der Gelehrten, ist im Grunde nur eine andere Form der Halbbildung. Jene begnügen sich mit den Zeichen der Dinge, diese mit einem Bruchstücklein der Dinge: die ganze Bildung aber geht auf die Erkenntniß des Zusammenhanges aller Dinge: was keineswegs sagen soll, daß sie dies ihr ideales Ziel auch erreicht. Bildung ist keineswegs Vielwissen; recht im Gegentheil fordert sie weise Beschränkung. Man kann hochgebildet sein, ohne Musik zu üben oder zu genießen, welche doch die Kunst unserer Zeit ist; wieviel mehr ist es erlaubt, bildende Kunst nicht zu kennen, welche in ihren Hauptleistungen wie in ihrem Geiste der Vergangenheit angehört."

„Zweck aller Bildung, der bescheidensten wie der höchsten, darüber sind wir wohl Alle einverstanden, ist Harmonie d. h. Zusammenhang des Einzelnen in sich und mit der Menschheit. Gebildet sein heißt überall seiner Standes- und Handlungssphäre gewachsen sein, was an sich schon Zufriedenheit erzeugt. Wer in diesem Sinne erzogen ist, wird immer in seinem Fache Tüchtiges leisten; auch sich leicht zurechtfinden, wenn er aus diesen seinem Fache durch die Umstände hinausgeworfen wird, vorausgesetzt, er bleibt in seiner Bildungssphäre; er wird auch das, was er nicht versteht, neben, unter oder über sich, als ein Anderes Berechtigtes anerkennen, nicht lieber „gleich geringschätzen" wie Goethe es schon seinen Landes- und Zeitgenossen vorwarf, wenn sie sich in ihrer Einseitigkeit gefielen. Denn Gebildetsein ist Können, nicht Wissen; daher denn auch die auffällige Erscheinung, daß so viele Gelehrte so durchaus ungebildet sind."

Hierauf über Jugendunterricht:

„Der Mensch bleibt immer derselbe und die ewigen Klagen über die veränderten Umstände sind bei den Generationen so ungerechtfertigt als bei den Einzelnen, weshalb auch fast in Jahrhunderten an der allgemeinen Jugenderziehung wenig oder Nichts zu ändern ist „um sie mit den Erfordernissen der Zeit in Einklang zu setzen", wie die gedankenlose Modephrase lautet. Ein Jüngling, der heute mit achtzehn Jahren die classische und mathematische Bildung besäße, mit der ein Pascal aus der Schule trat, würde auch heute vollständig für's Leben vorbereitet sein. Unsere unaufhörlichen Experimente in Schulreformen stören nur die Ueberlieferung und mit ihr die Autorität unserer Bildung: sie verwirren Lehrer, Schüler, Eltern, machen Alle unsicher und müssen am Ende doch auf eine einfache Rückkehr zum Alten hinauslaufen."

„Lesen, Schreiben, Rechnen, die elementarsten Begriffe von Geographie sind das geistige Brod und Wasser civilisirter Völker, und wirklich civilisirte Völker, wie das deutsche, zwingen auch den Vater, sie, wie Brod und Wasser, seinen Kindern zu Theil werden zu lassen. Sie sind nothwendig, aber sie genügen auch, sowohl um einer mechanischen Lebensthätigkeit gewachsen zu sein, als um dem befähigten Höherstrebenden als Schemel zu dienen, um von da mit eigener Kraft höhere Sprossen der gesellschaftlichen Leiter hinaufzuklimmen. Sie können in drei bis vier Jahren erworben werden, und in einer halbwegs wohlgeordneten Gesellschaft verlangt die Lebensnoth nicht, daß der Knabe vor dem zwölften Jahre seine Fachlehrzeit antrete. — Die höhere Bürgerschule (oder die niedere Realschule ohne Latein), welche den Knaben mit vollendetem fünfzehnten Jahre in die Lehrzeit oder die niedere Fachschule entließe, entspräche hinlänglich den Bildungsbedürfnissen wie den Vermögensverhältnissen des niederen Mittelstandes. Welcher Vater aber den Ehrgeiz besitzt, seinen Sohn in einen höheren Stand hinaufzuschieben, welcher Knabe den Trieb und die Befähigung in sich fühlt, sich die höhere classische Bildung anzueignen, der möge auch die nöthigen Opfer bringen, die nöthigen Entbehrungen ertragen, wie ein Winckelmann und Herder, und die unabsehbare Schaar unserer großen Emporkömmlinge sie auf sich genommen, um „die Sonne Homers" zu schauen. Erst diese gerne gebrachten Opfer und willig ertragenen Entbehrungen — und sie wären heute nicht mehr, was sie vor hundert Jahren waren — würden auch die Probe sein, daß jener Trieb und jene Befähigung echt waren."

Der Verfasser weist dann auf die großen Vortheile einer allgemeinen classischen Bildung hin, welche jungen Leuten beizubringen wäre, bevor sie in's Fachstudium treten. Geschichte, Geographie und all' die ohnehin unerschöpflichen Stoffe sollen dem Schüler

nur anleitend gelehrt werden, so daß er sich dann in seinem Selbststudium zurechtzufinden weiß.

„Und der Religionsunterricht! Mir will das nach der Confirmation noch fortgesetzte Lehren der Dogmatik, christlicher Moral und Kirchengeschichte durchaus als Zeitverschwendung erscheinen. Ich möchte keineswegs den aufwachsenden Generationen allen Zusammenhang mit den Vorstellungen und Gefühlen unserer Väter, alles Verständniß der modernen Weltgeschichte, alle Achtung für das von achtzehn Jahrhunderten Heiliggehaltene rauben; aber ich glaube, ein frühes und wiederholtes Lesen der Bibel, namentlich des neuen Testamentes und der schönsten Episoden des alten Testaments, das Auswendiglernen schöner Bibelsprüche, kurze Kirchengeschichte und Katechismuslehre, früher und regelmäßiger Kirchgang genügen dazu vollkommen. Alles, was darüber hinausgeht, Alles namentlich, was nach dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre von Religion vordemonstrirt wird, artet bei dem gegenwärtigen Entwickelungsstadium der Civilisation leicht in bewußte Lüge oder in angezwungene Systematik aus; es läuft jedenfalls ab vom Geiste unserer Jünglinge, wie das Wasser vom Regenmantel; also auch hier verlorene Zeit und Mühe."

„Ebenso könnte der Unterricht im Deutschen ohne Gefahr, ja mit Nutzen abgeschafft werden. Außer der Grammatik und Rechtschreibung wird die Muttersprache nicht gelehrt; man lernt sie im Leben, durch Hören, Sprechen, Lesen, man erfaßt sie mit den tausend Organen unbewußter Aufnahme. Ich wüßte nicht, daß Pascal und Bossuet, Addison und Fielding, Lessing und Goethe je Stylunterricht im Französischen, Englischen und Deutschen erhalten hätten, und sie sollen doch ihre Sprache nicht so übel geschrieben haben. Der Umgang gebildeter Menschen, das Hören auf die Sprache des Volkes, die Lectüre guter Schriftsteller sind die einzigen Grundlagen guten Styls; die Gewohnheit klaren Denkens,

Ce qui se conçoit bien, s'énonce clairement
Et les mots pour le dire, arrivent aisément.

die Gewissenhaftigkeit, nach dem seinen Gedanken genau entsprechenden Ausdruck zu suchen, die Redlichkeit überhaupt, nicht zu schreiben, wenn man Nichts zu sagen hat, sind die wahren Wege, auf denen man einen guten Styl in seiner Muttersprache erwirbt."

„Sind denn alle unsere Gymnasiallehrer solche Meister des Styles, daß sie die Knaben besser auf den rechten Weg leiten könnten, als die Lectüre guter Schriftsteller, zu der man ihnen keine Zeit läßt? Ein Knabe lernt mehr Deutsch aus dem Auswendiglernen eines Goethe'schen Gedichtes, dem Lesen eines Grimm'schen Märchens oder des „dreißigjährigen Krieges" von Schiller, als aus hundert Aufsätzen über Fragen und Dinge, über welche er durchaus keine eigenen Gedanken haben kann."

„Nichts hat wohl mehr zum grassirenden Uebel der Halbbildung, über das soviel und mit soviel Grund geklagt wird, beigetragen, als die Einführung dieser Disciplin, vornehmlich allerdings in den Mädchenunterricht, der ganz auf Scheinbildung hinauszugehen pflegt. Denn Nichts ist mehr dazu angethan, die Leute von der Kenntnißnahme der Literaturwerke abzuhalten, als das Lehren über dieselbe. Ein Jüngling, der eine Analyse des „Faust" und gewöhnlich auch ein fertiges Urtheil darüber aus der Schule mitbringt, wird der Letzte sein, der das Gedicht selbst liest. In noch höherem Grade freilich tritt die Erscheinung bei fremden Literaturen ein; allein auch bei unserer Nationalliteratur: wie viele Männer haben heute noch Klinger gelesen, oder auch nur Wieland? Mir ist es vorgekommen, daß ein sonst sehr unterrichteter Patriot von „dem" Musarion sprach, dies kleine Juwel also nicht einmal

dem Namen nach wirklich kannte. Aber mehr als das, Leute, die ganz genau wissen, in welchem Jahre und Monat Herder und Goethe in Straßburg zusammentrafen, haben oft die „Fragmente“ nicht einmal gelesen, ohne die man von dem herannahenden Sturm der ersten siebziger Jahre doch nur eine ganz indirecte Vorstellung zweiter Hand haben kann. Die Tieck und Novalis gar, die Grabbe und Immermann, sind ganz zu Paragraphen der Literaturgeschichte herabgedrückt. Selbst wenn sie im Texte gelesen werden, so ist's als „Quelle“ zur Literaturgeschichte; denn der absolute Werth oder Unwerth der Dinge verschwindet fast ganz, man hält sich nur noch an den relativen und historischen, den man überdies meist nicht selber abgeschätzt, sondern von dem Lehrer fertig angesetzt erhalten hat. Dieser zweifelhafte Vortheil aber — „das Wissen um die Dinge, anstatt die Kenntniß der Dinge“ — braucht zudem gar nicht durch Unterricht erworben zu werden. Wer von uns, die wir nie in der Schule Literaturgeschichte erlernt, weiß nicht, welcher Zeit Thukydides und welcher Plutarch angehört, wann der „Messias“ erschienen ist und wann der „Faust“? Dazu braucht Niemand einen Lehrer im Katheder: die lebendige Kenntniß einer Literatur reicht dazu hin. Warum geben wir nicht gar auch noch der Kunstgeschichte, der Musikgeschichte einen Platz im Jugendunterricht? Warum führt man nicht auch gleich einen zweistündigen Lehrcursus über Menschenkenntniß oder Lebenserfahrung in die Gymnasien ein? Das würde erst das Maß der inhaltslosen Namen und Worte voll machen, mit denen heute ein Jüngling in's Leben tritt und welche ihm die Anschauung aller aus der Vergangenheit auf uns gekommenen, wie aller vor seinen Augen entstehenden Dinge verdunkeln.“

„Soll ich nun noch von dem Unterricht in Physik, in Chemie, in höherer Mechanik reden, über die mir als einem Ignoranten so wenig zu reden zukömmt? Aber sagen darf ich doch — ich hab's aus der Größten Mund, unter Anderen aus dem Liebig's — daß das Bischen Elementarunterricht des Gymnasiums durchaus nutzlos für das besondere Studium dieser Wissenschaften ist.“

„Die Sache erscheint so plausibel. Ist es nicht eine Schande, daß wir in einen Eisenbahnwagen steigen und nicht einmal wissen, wie eine Locomotive construirt ist? Daß wir ein Telegramm abschicken und haben keinen Begriff von Electricität? Daß wir Schwefelhölzchen anstreichen und keine Ahnung haben, was Phosphor und Schwefel sein mögen? Wie, und wir sollten uns erlauben, zu gehen ohne Statik, zu hören ohne Akustik, zu sehen ohne Optik studirt zu haben? Wir athmen, ohne zu wissen, aus welchen Stoffen die eingeathmete Luft besteht, und was schlimmer ist, wie unsere Athmungsorgane arbeiten? Warum sollten wir nicht auch über den Verdauungsproceß Bescheid wissen, den Blutumlauf, die Stoffsecretion und -Assimilation? Warum nicht die ganze Physiologie umfassen? Wo ist die Grenze? Ebenso gut könnte man sagen — und sagt man — ist es nicht ungebührlich, daß ein junger Mann, in wenig Jahren ein Wähler, die Verfassung seines Landes nicht kenne, die Gesetze ignorire, unter denen er lebt? Daß er bei der ersten, einfachsten Angelegenheit einen Advocaten zu Rathe ziehen müsse? Geschwind ein wenig Handelsrecht und Privatrecht, etwas Criminalrecht auch — er kann ja Geschworner werden — und Proceß: warum nicht ein volles Studium der Jurisprudenz? Wo sollen wir die Zeit finden, wenn wir auch nur die Anfangsgründe aller der Künste und Wissenschaften kennen lernen wollten, auf denen unsere verwickelte Civilisation aufgebaut ist? Und wo stille stehen? Was uns noth thut, ist, ich

wiederhole es, der Muth der Ignoranz. Genug, wir erhalten eine Jugendbildung, die uns in den Stand setzt, jene Anfangsgründe vorkommenden Falles sofort zu verstehen, wenn sie uns von Fachleuten erklärt werden. Was drüber ist, gehört Diesen an; und wenn wir es je zu lernen wünschen, wenn wir es je brauchen, so können wir es schneller und besser im späteren Leben lernen, als auf der Schulbank. Wer hat nicht die Erfahrung gemacht, daß ein junger Mann, der nach einigen Universitätsjahren „umsattelte", stets die Kameraden in verhältnißmäßig kurzer Zeit einholte? Das nothwendig unvollständige Erlernen der Naturwissenschaften hat aber auch noch einen anderen Nachtheil, der nicht zu gering angeschlagen werden darf.

„Es verbreitet eine rohe und oberflächliche Weltanschauung, die nur an's Greifbare glaubt, ohne Achtung und Verständniß für das, was die Menschheit vor uns geglaubt, ohne Bewußtsein von der Unzulänglichkeit der menschlichen Kräfte, und folglich auch ohne Bescheidenheit. Artet diese Weltanschauung schon oft bei den wirklichen Naturforschern, die auf der Höhe ihrer Wissenschaft stehen, in Materialismus und mechanischen Atomismus, dazu in unerträglichen Wissenshochmuth aus, wieviel mehr bei denen, welche die Wissenschaft und ihre Ergebnisse nur ganz von außen, ja von der Ferne ansehen. Man vergleiche die heutige Jugend, welche unter diesem Einflusse herangewachsen, mit derjenigen, welche unter Hegel's Herrschaft groß wurde; man vergleiche die Literatur der dreißiger Jahre mit der der siebziger, um einen klaren Begriff von Dem zu gewinnen, was wir verloren haben. Wir haben es aber verloren, weil das halbe Wissen um die Naturwissenschaften die Anschauung verbreitet hat, daß die Welt jetzt enträthselt ist, weil die Naturforscher von den Millionen von Fäden, die das Weltgewebe ausmachen, in unseren Tagen einige Hundert mehr entdeckt haben.

„Bei so beschränktem Studienprogramme würde zweifellos eine eingehende Kenntniß der Mathematik, der alten Sprachen, wie ihrer bedeutendsten Schriftdenkmale ohne Ueberanstrengung und ohne die zur Gesundheit, zur Zerstreuung, ja selbst zur Bildung nothwendigen Spiele, Leibesübungen und Privatlectüre zu beeinträchtigen, erreicht werden können. Strenge Versetzungsprüfungen — oder vielmehr Versetzungsanforderungen — müßten von Classe zu Classe, namentlich aber nach dem dreijährigen Vorbereitungscursus und nach dem ebenfalls dreijährigen grammatischen Cursus — d. h. nach Quinta und Untersecunda — die Unbefähigten oder Trägen in den niederen Classen zurückhalten, oder zur Ergreifung anderer Laufbahnen zwingen. Fast könnte man sagen, je mehr abfielen, desto besser. Kleinere Classen würden dadurch möglich und somit der Unterricht wirksamer gemacht; Unbemittelte, über deren Anlagen sich die Eltern getäuscht, würden sich nicht steifen und bei Zeiten in ihre Lebenssphäre zurückgehen; Bemittelte müßten sich anstrengen, um ihre Lebensstellung zu behaupten und würden jedenfalls später und folglich auch reifer in's Leben eintreten.

„Daß aber der heutigen Viel- und Halbwisserei, welche die Geister entnervt, durch solche Beschränkung, Vertiefung und Geisteszucht ein Damm entgegengesetzt würde, daran ist für den Schreiber dieses, sowie für die Leser, an die er sich wendet, kein Zweifel: denn er sagt ihnen ja nichts Neues; er zieht nur die Folgerungen aus diesen, für sie alten Wahrheiten. Daß dadurch nicht allein dem unsicheren Irrlichteliren des Geschmackes, das unsere Zeit auszeichnet, entgegengearbeitet würde, daß dadurch auch eine idealere Richtung in unsere Ju-

gend käme, davon sind zwar Alle überzeugt.

. . . . tenerae nimis
Mentes asperioribus
Formandae studiis.

Geringschätzung des nur Nützlichen, Erhebung über das Engnationale, Erweiterung und Vertiefung zugleich der Lebensanschauung, Verlangen nach Kenntniß der Sachen, anstatt nach deren Zeichen, den Worten, Empfänglichkeit für höhere Interessen pflegen ja bei Erwerbung der humanistischen Bildung noch in Kauf zu kommen zu jenem ihrem unfehlbarsten Resultate: der allseitigen Entwickelung der Geistesfähigkeiten.

Das aber ist die Aufgabe jeder Bildung, daß sie aus dem Menschen das mache, was nach seinen Naturanlagen, dem Zufall seiner Geburt und der ihm bevorstehenden Lebensthätigkeit irgend aus ihm gemacht werden kann."

Wie es jetzt in Szegedin aussieht.

Es sind schon Monate vorüber (es war am 11. Juni) seit der Bruder des ungarischen Ministerpräsidenten, der zum königlichen Commissär mit ziemlich unbeschränkten Vollmachten ernannte Ludwig Tißa in Begleitung mehrerer Mitglieder seines Beirathes von der Hauptstadt nach Szegedin abreiste und dort, feierlich empfangen von dem Obergespan, dem Bürgermeister und der Geistlichkeit, das zu beginnende große Werk der Reconstruction mit großen Reden und obligaten Banketten inaugurirte. Auch seitdem herrschte an diesem Artikel, den großen Reden, kein Mangel, so oft der Vorstand, oder eines der zahlreichen Mitglieder des Cabinets, Ausflüge nach der gewässerten Perle des Alföld unternahmen, um sich das Eau de Szegedin in der Nähe zu besehen und selbstverständlich noch weniger an Banketten, dieser berechtigtsten, magyarischen Eigenthümlichkeit, zuletzt noch beim Empfange der ausländischen Experten.

Festessen und kein Ende! Mögen sie berechtigt sein bei freudigeren Gelegenheiten, z. B. der Stuhlweißenburger Ausstellung, bei welcher nulla dies sine — coena und eine Legion lobhudelnder Toaste verlief, aber Leichenschmäuse am offenen Grabe einer blühenden Stadt — die widerstehen und wären die Ménus auch noch so reich, das Fischessen noch so exquisit, der Champagner und die Toaste auch noch so sprudelnd!

In diesem Sinne äußerten sich auch mehrere ungarische Blätter, ohne daß sich dadurch die hochmögenden Herren, welche mit Mamelukenbeistand gegenwärtig Ungarn regieren, mehr beirren ließen, als gelegentlich anderer Affairen (Zichy-Várady), welche gegenwärtig die öffentliche Meinung beschäftigen.

Das Publikum fragt aber nicht mit Unrecht: Wozu dieser verblüffendkostspielige Apparat, wenn er hauptsächlich nur bei Festmahlen arbeitet? Ein königlicher Commissär mit einem Gehalte von 12.000 Gulden und mit 16 möblirten Zimmern in Szegedin (bei solcher Wohnungsnoth!), zwölf Bauräthe, von denen jeder 4000 Gulden und entsprechende Diäten erhält, dazu noch ein technischer Baurath mit Personal — eine Verschwendung von mindestens 100.000 Gulden jährlich, wozu dienen sie, da Szegedin ja einen Obergespan und ein städtisches Beamtencorps besitzt, dessen Mitglieder durchwegs verwendet werden könnten! Ein solcher Glanz des Commissariats bildet eine eigenthümliche Folie zum

Elende, das in der zerstörten Stadt seinen Sitz aufgeschlagen.

Aber die Dynastie Tißa will ja Alles selbst in die Hand nehmen und leiten, und wenn der Commissär mit einem Minister inspiciren fährt, dann darf selbst der Reichstags-Abgeordnete Szegedin's, Herr von Bakay, nur auf dem Bocke, neben dem Kutscher, Platz nehmen, damit der Unterthanenverstand des Vertreters der intellectuellen Hauptstadt des Magyarenreiches nichts dareinrede! Die Excellenz fühlt sich in ihren 16 möblirten Zimmern so behaglich, daß sie gar nicht begreift, daß Leute, welche keine Zimmer mehr besitzen, sondern zu Dutzenden in einem unwohnlichen Barakenlogis campiren müssen, den Wunsch äußern: Der bureaukratisch-schleppende Gang, welcher diesen Reconstructions-Organen bisher beliebte, möge in ein rascheres Tempo übergehen, da sonst leicht der Fall eintreten könnte, daß, wenn nach Jahren eine neue Stadt nach dem Herzen und den Plänen des Herrn Tißa fertig dasteht, sich die Bevölkerung dazu verlaufen haben oder aus Elend gestorben und verdorben sein möchte! Gegenwärtig ist etwa die Hälfte (30.000 Seelen) noch vorhanden, aber die Wenigsten davon sind so situirt, daß sie noch lange warten können, bei aller Anhänglichkeit an die Heimat der Väter. Ein perpetuirliches Nomadenthum verträgt selbst der Ungar heutigen Tags nicht mehr.

Was ferner noch bitter an der Regierung getadelt wird, ist ihr System bureaukratischer Geheimthuerei in Betreff der Verwendung der jetzt auf 2,430.000 Gulden gestiegenen wohlthätigen Spenden. Sie muß doch jetzt, nach so vielen Monaten, den Plan einer systematischen Hilfsaction festgestellt haben und hat kein Recht, ihn Jenen vorzuenthalten, die das Geld gegeben haben.

Die jüngsten amtlichen Orakel aus den Ruinen Szegedin's belehren uns, daß „schon nahezu" die Hälfte der Stadt trocken gelegt sei. Wünschen wir, daß man zum Trockenlegen der anderen Hälfte nicht ebenso lang braucht und die Reconstruction rascher vor sich gehe! Es fehlt ja nicht an den Hauptfactoren: Arbeitskräfte, Material und Geld. Das letztere bietet nicht nur ein einheimisches Darlehen, sondern auch das Ausland. So verweilt beispielsweise im Augenblicke in Szegedin der Präsident der Société générale française, um für die Reconstructionsarbeiten zu billigen Bedingungen Gelder anzubieten.

Nachdem wir nun den Tadel, der sich in der Oeffentlichkeit gegen die Leiter des Reconstructionswerkes erhebt, nicht verschwiegen haben, erfordert andererseits die Billigkeit, auszusprechen, daß man eine in Trümmern liegende Stadt nicht, wie durch ein Zauberwort, wieder emporzurichten vermag und allerdings schon die Vorbedingnisse dazu viele Zeit und Mühe kosten. Es war kein geringes Quantum Inundationswasser, welches zu entfernen war. An beiden Stationen wurden täglich beinahe 400.000 Cubikmeter ausgepumpt, vom 8. Juni bis heute über 23 Millionen! Von der Gesammtfläche der Stadt Szegedin, welche 1400 Joch beträgt, standen am 8. Juni nur 180 Joch über Wasser und jetzt 600! Die Schiffbrüchigen sehen doch endlich Land. In der Stadt wird das wasserfreie Terrain immer größer, die Straßen, eine nach der anderen, frei. In der unteren Stadt zumal sind nur noch die tiefer liegenden Gärten inundirt, so daß man die bisher dort wirkende Pumpstation mit der anderen vereinigen konnte, um so rascher auch die noch unter Wasser stehenden oberen Stadttheile gleichfalls trocken legen zu können. Es wirken also jetzt an Einem Punkte, dem Bákó-Szillerer Damm, 42 Pumpen, von 21 Locomobilen getrieben. Der gegenwärtige Wasserstand ist: Binnenwasser 5·37 M., Theiß 5·46 M. Das tägliche Sinken beträgt ca. 5 Centimeter.

Wenn aber auch die grüne, übelriechende Fluth sich mehr und mehr zurückzieht und den heimkehrenden Hauseigenthümern erlaubt, da, wo es noch möglich, mit Ausbesserungsarbeiten zu beginnen, so ist es im Ganzen doch noch sehr ungemüthlich in Szegedin. Aus einzelnen Vertiefungen kann das Wasser nicht abfließen und die aus solchen Tümpeln sich entwickelnden Miasmen tragen keineswegs zum Gesundheitszustand der Einwohnerschaft bei, welcher übrigens den officiellen Zeitungen zufolge ein relativ befriedigender ist, ja ein besserer als in früheren Jahren. (Nur vergessen diese Blätter, daß die Einwohnerzahl damals eine doppelt so starke war!) Krank sind gegenwärtig 114 Personen, darunter 34 an Typhus. Als nächste Nothwendigkeit ergibt sich jetzt das Wegschaffen der Trümmer. An einzelnen Stellen hat das Wasser Massen von Möbeln, Dachtheilen, Kleidern, Bettzeug, Büchern und Cadavern angehäuft, die jetzt nach Abfluß des Wassers einen ekelhaften Anblick und Geruch gewähren. Auch ein großes Quantum in Gährung übergegangenen Kukuruz, das sich unter den Ruinen des an der Budapester Landstraße gestandenen Militärspitals befindet, verpestet die Nachbarschaft. Die Wegräumung muß also schon aus Sanitätsrücksichten eine rasche sein und deßhalb hat der k. Commissär militärische Kräfte gewonnen, eine Compagnie Pionniere, welche demnächst ihre Arbeit beginnen soll. Auch wegen der Schotter-Zufuhren und des Aufschüttens sind schon Accorde abgeschlossen.

Ist dieses geschehen, wird man an den Bau einiger öffentlicher Gebäude und des Quai, sowie an die Demolirung der Citadelle gehen, und damit ist wohl das Programm der heurigen Thätigkeit erschöpft. Die Szegediner dürfen herzlich froh sein, wenn nach dem Auspumpen des Wassers und der Beendigung der Schätzungsarbeiten nur den dringendsten Anforderungen des nahenden Herbstes und Winters irgend wie entsprochen werden kann. Mit dem Baue von Privathäusern wird kaum begonnen werden. Existirt ja auch nicht ein verläßlicher Plan Szegedin's und die technische Abtheilung des k. Commissariats wird Wochen brauchen, einen solchen herzustellen, zumal es bisher in dieser Stadt an festgestellten sogenannten „Fixpuncten" gebrach, dem Alpha jeder technischen Aufnahme. Immerhin beginnen jetzt die Ingenieure mit den Vorarbeiten zur Triangulirung durch Ausstecken der Signalstangen an den Hauptpuncten, und der k. Commissär scheint doch sein Versprechen einlösen zu wollen: den Reconstructionsplan Szegedin's, wenigstens in seinen Hauptmomenten, schon Anfangs nächsten Monats dem Ministerium vorzulegen und auf den zu bestimmenden Hauptlinien einige größere Gebäude noch im Laufe dieses Herbstes unter Dach zu bringen. Baumaterial dazu ist ja reichlich vorhanden. Mit einer Backsteinfabrik allein hat man ja 7 Millionen Ziegeln accordirt und Bauholz in jeder beliebigen Quantität liefern die Staatswaldungen. Ueber den Plan selbst verlautet bereits Folgendes:

Die Stadt soll in zwei Rayons getheilt werden. Im ersten werden der Handel, die Behörden, die Verwaltung, einige Schulen (die anderen sind unzerstört) untergebracht werden; der andere wird den Stadttheil der weitaus überwiegenden landwirthschaftlichen Bevölkerung bilden. Im ersten werden die Gassen und Häuser nach einem festgestellten einheitlichen Plane errichtet werden müssen, im zweiten Bezirke werden nur die Hauptstraßen tracirt werden und bleibt den Interessenten die weiteste Freiheit in der Construction ihrer Häuser, zu welchen sie Holz und Cement verwenden können, während im ersten Rayon nur Ziegel oder Steine mit Cement benützt werden dürfen. Von Beton- (concrete)

Häusern, die Kossuth empfahl, verlautet nichts. Da ein paar Neubauten, die allenfalls noch in diesem Jahre entstehen werden, einem Tropfen im Meere zu vergleichen sind, so wird die Hauptsorge darin bestehen, der vorhandenen Bevölkerung ein Obdach für den Winter zu schaffen. Baraken zu diesem Zwecke würden etwa 600.000 Gulden kosten und nur mit Widerwillen bezogen werden, da das Zusammenwohnen mehrerer Familien in einer Stube dem ungarischen Charakter durchaus nicht zusagt, also bietet man so Vielen, als nur immer möglich, Gelegenheit für ihre Unterkunft selbst Sorge zu tragen. Interimistische Bauten würden die Bevölkerung, die ihr Geld nothwendig braucht, schwer belasten. Da aber der k. Commissär verständlich angedeutet hat, daß er für Häuser in den äußeren Stadttheilen Concessionen auf 5, 6, eventuell noch mehr Jahre bewilligen würde, werden viele Bürger ehestens selbst an die Herstellung ihrer Wohnstätte gehen, bei welcher natürlich alles Gemeingefährliche verhütet werden muß.

Geben wir zum Schluß den geehrten Lesern ein Bild von dem gegenwärtigen Szegedin. Führen wir sie zunächst über die Schiffbrücke zum Besuche der Flüchtlinge, die dort in Sommer- und Winterbaraken untergebracht sind. Es existirt jetzt auch ein Barakenspital, ja eine Barakenschule, die zugleich als Speiseraum dient. Die ganze Niederlassung steht unter der Obsorge der „grauen Schwestern", welche sich um die Pflege der Kranken, Speisung der Erwerblosen und Wartung der Kinder zweifellos große Verdienste erwerben. Nicht nur in Baraken, auch in den großentheils erhaltenen Schulgebäuden sind Obdachlose und Kranke untergebracht, müssen aber jetzt diese Localitäten räumen, da im September der Unterricht wieder beginnen soll und es bis dahin so viel zu repariren und zu reinigen gibt.

In der Oberstadt zeigt sich das große Minoritenkloster ziemlich wohlerhalten, dagegen die Kirche theilweise zerstört. Ein gräßliches Bild totaler Zerstörung zeigt aber jetzt die Rochus-Vorstadt. Nur das Pfarrhaus und die städtische Schule ragen dort aus den Ruinen hervor, freilich in sehr defectem Zustande. In der inneren Stadt zeigt der Tempel der Israeliten starke Beschädigungen und ihre Knabenschule liegt in Trümmern.

Vom Ende der inneren Stadt führt ein mehr als dreihundert Klafter langer Bretterfteg in die außerhalb der Stadt neuerbauten Baraken, die aber des feuchten Bodens wegen noch nicht bezogen wurden. Von den öffentlichen Gebäuden der inneren Stadt stehen noch eine Elementarschule, das von den Piaristen geleitete städtische Gymnasium (jetzt als Typhusspital benützt), die Pfarr- und Franziskanerkirche (in diesem schönen Gebäude hielt König Mathias zweimal Reichstag und wird sein Purpurmantel noch aufbewahrt), die protestantischen Kirchen und einige Staats- und Bürgerschulen. Auf guten Unterricht hielten die Szegediner, sie opferten jährlich für Schulzwecke an die Hunderttausend Gulden. Für die Folge werden sie dies nicht mehr leisten können; denn ihre Verluste sind enorm, Sachkundige schätzen sie auf mindestens 20 Millionen Gulden. Nach den Resultaten der bisherigen Thätigkeit der Schätzungs-Commission ist das glaubhaft. In der Unterstadt beträgt der Gesammtschaden der bereits abgeschätzten 650 Häuser nahezu 900.000 Gulden und der noch nicht abgeschätzten, gänzlich vernichteten 1000 weiteren Häuser sicher 2 Millionen Gulden. Und das ist der ärmste Stadttheil Szegedin's. Man sieht, so reich auch die Spenden aus dem In- und Auslande flossen, sie vermögen nur wenige der großen Schäden zu heilen, welche diese verderbliche Ueberschwemmung angerichtet hat.

Pest, Anfang August.

Stephan G.

Bilder aus dem Komödiantenleben.

Von Josef Lewinsky, Berlin.

II.

Fahrt und Ankunft.

„Haben diese Knochen nicht mehr zu unterhalten gekostet, als daß man Kegel mit ihnen spielt; meine thun mir weh, wenn ich daran denke!“

So lieber Leser muß ich mit meinem Freunde Hamlet ausrufen, wenn ich jene Leiterwagenfahrt mir vergegenwärtige, deren Ziel das gepriesene Weltstädtchen E. einst war. Sie war ungeheuer romantisch diese Fahrt; ich konnte noch nach vierzehn Tagen mit blauen Flecken und einem Capitalschnupfen davon Zeugniß ablegen. Die Lenker unseres Thespiskarrens hatten schon am frühen Morgen den Göttern reichliche Trankopfer dargebracht und in etwas gewaltsamer Anwendung des bekannten Spruches, daß „der Mensch in seinem dunkeln Drange des rechten Weg's sich stets bewußt“ sei, uns auf anderem als dem sonst üblichen Wege nach E. zu bringen unternommen. Natürlich hatten die trefflichen Männer die kürzeste Art, uns dem Ziele zuzuführen, dabei im Sinne. Leider stand die Gunst der Götter ihrer wohlgemeinten Absicht nicht in gleichem Maße zur Seite. Jupiter pluvius hatte sich mit Boreas, Aeolus und anderen olympischen Herrschaften zu unserem Unheil vereint, und nachdem unsere „Phaetons“ mehrere Stunden bereits planlos kreuz und quer mit uns umhergeirrt waren, der Regen uns bis auf die Haut durchnäßt, der Sturm die schützende Planbedeckung von unserem Wagen losgerissen, irgend ein anderer böser Kobold aber schließlich gar mit jähem Ruck ein Rad von demselben losgelöst hatte, standen wir inmitten der weiten, menschenverlassenen Landstraße den widrigsten Elementen preisgegeben da, und unsere inzwischen etwas ernüchterten „Ritter vom Geist“ erklärten uns jetzt mit dürren Worten: „Wir haben den Weg verloren!“

Wer jemals in seinem Leben, auch ohne den „Faust“ gespielt oder den „Raoul“ gesungen zu haben, in ähnlicher Situation sich befunden, der wird das Kritische unserer Lage wohl zu würdigen wissen.

Unser Herr Director hatte den genialen Einfall gehabt, von seinem am folgenden Tage in E. aufzuführenden Trauerspiel „Wendelin von Weinstein“, in welchem das ganze Personal beschäftigt war, Einige sogar drei Rollen zu spielen hatten, unterwegs eine Probe mit uns abhalten zu wollen. Wir waren aber noch nicht über den ersten Act hinausgekommen — das Stück hatte sieben Acte und ein Vor- und Nachspiel — als inmitten einer rührenden Scene zwischen Habakuk und Eulalia der Wagen kippte. „Herrjemersch, nee“, rief der Darsteller des Habakuk, aus seiner Rolle und durch den Ruck zugleich seiner „Geliebten“ unwillkürlich an den Hals fallend, „sin denn heit gor alle Deiwel los?“

Allgemeine Ausrufe des Schreckens, der Erschütterung und des Schmerzes! — „Kinderchen“, bemerkte der Herr Director, der mit dem „Ballet“ in unsanfte Berührung gekommen war, „wir müssen, so leid mir's thut, die Probe jetzt doch einen Augenblick unterbrechen, um vorerst den Stand unseres Fahrzeuges zu untersuchen, denn bei Thalia! ich glaube wir sitzen fest!“

Mit nicht geringer Mühe entstieg nun die fest emballirte Gesellschaft dem verunglückten „Colli", um den „Stand" desselben zu untersuchen. Die Männer declamirten und raisonnirten, die Weiber weinten und jammerten und die Kutscher schimpften und fluchten.

„Ach, das ist mir heut auch nicht an der Wiege vorgesungen worden, daß wir eine so malhörösige Reise haben werden", wehklagte händeringend unsere Großmutter vom Ballet.

„Seht Ihr, Director, das ist die Strafe, daß Ihr uns sogar auf der Reise mit Proben Eures langweiligen Trauerspiels malträtirt", rief in gerechter Entrüstung der Heldendarsteller des „Wendelin von Weinstein."

„Ihr seid auch der Einzige, Stromer, von der ganzen Gesellschaft, der meine tragischen Verdienste nie nicht anerkennen will", versetzte unser Oberhaupt, im Bewußtsein seines Werthes mit seinem braunen Mäntelchen sich malerisch drapirend. „Wegen Euretwegen, Kinder", wandte er sich zuversichtlich an die übrigen um ihn geschaarten dramatischen Lämmlein, „könnte ich sogar in der Hölle eine Probe mit Euch abhalten, Ihr muckst nicht. Wie?"

Ein lebhaftes Gemurmel, welches auf die Frage des Directors in unserem Kreise sich geltend machte, ließ es höchst fraglich erscheinen, ob dasselbe nicht doch ein „Mucksen" sei..

„Mit Reden kommen wir aber nicht von der Stelle", ließ sich die Stimme eines thatlustigen Genossen vernehmen, „sehen wir lieber, wie wir den Wagen wieder in Ordnung bekommen."

„Hören Sie mal, Herr Terector", erhub jetzt unser „Contra-P", sein mächtiges Organ, indem es sich in Position setzte, als handle sich's hier darum, den Marcel oder Bertram vorzutragen, „ich pin ter Meinunk, ta unsere Gutscher petrunken sind, taß Einer von uns nach tem nächsten Torfe zurück kept, um einen Schlosser oter Schmied zu holen, ter unsere Arche Nowa wieter auf die Peine prinkt."

„Famoser Vorschlag!", rief's von allen Seiten, „und keiner eignet sich besser dazu, nach dem nächsten „Torfe" zurück zu gehen, als Sie, lieber Sarastro."

„Vas, Ihr Kattuntrucker, wie ich? Ta schlak toch kleich tas Tonneroetter trein. Ueperall schsept 'r mich vor, wo's was auszupaten kiept."

„Na, olles Contra-P, weil Sie der Jescheiteste von uns sind, und die Leute schon 'n janz andern Respect vor uns haben, seh'n Se, wenn Sie ankommen, mit Ihre intonirende Persönlichkeit und Ihr jewaltiges Orjan, wissen Se . . ."

„Meinen Sie wirklich, lieper Piseke, meinen Sie? — Nun, tan will ich's in Kottes Namen thun und einen Schlosser holen kehn. Aper Kinter, Ihr müßt mir ten einziken Kefallen thun und meinen schönen Paß niemals nicht tateln. Ihr gränkt mich zu sehr tamit."

Der eitle Greis war von dem schlauen Spree-Athener an seiner schwachen Seite gefaßt worden; und so eilte er, seinen durchweichten Cylinder flott auf's Ohr stülpend, in Begleitung eines Collegen nach dem nächsten Dorfe zurück, doch nicht, ohne uns vorher noch eine kleine Probe seines „schönen Passes" gegeben zu haben, mit welchem er zwei Octaven in die Tiefe, wo es „fürchterlich" ist, hinunterstieg. —

Nach etwa zwei Stunden, während welcher wir, dem Drängen unseres tyrannischen Oberhauptes nachgebend, mit klappernden Zähnen auch den zweiten Act seines Stückes probiren, und als unser Gedächtniß trotz der energischen Bemühungen des Souffleurs uns im Stiche ließ, mit heiser'n Kehlen einen in der Tragödie vorkommenden Chorgesang anstimmen mußten, wozu der Sturm eine schaurige Begleitung pfiff — nahte denn

endlich die ersehnte Hilfe; nach kurzer Zeit war unsere „Arche Nowa" wieder flott und wir konnten unsere Fahrt fortsetzen.

Doch nur neuen Abenteuern sollten wir entgegenzieh'n, denn es kam ein „Berg Ararat . . ." Unsere Pferde hatten sich trotz des gräulichen Wetters und elenden Weges bisher wacker gehalten, wackerer jedenfalls als ihre Führer. Als ihnen aber jetzt die schwierige Aufgabe gestellt war, unseren schwer belasteten Wagen eine steile Anhöhe hinanzuziehen, da versagten ihnen die Kräfte. Die Kutscher wandten alle ihre hippologischen Künste an; mit Hüh! und Hoh! und obligatem Peitschen-Accompagnement suchten sie dieselben vorwärts zu bringen. Doch die erschöpften Thiere konnten nicht mehr von der Stelle. Es blieb also nichts übrig, als, um das Gefährte zu entlasten, sämmtlich abzusteigen und — nachzuschieben.

In diesem wenig erfreulichen „Zugstücke" hatte das Geschick mir eine Specialrolle zuertheilt: ich mußte nun selbst „Lastthier" spielen.

O, Ihr Tenor flötenden Tamino's, Ottavio's und Lyonel's der heutigen Zeit des Dampfes, die Ihr Romantik nur aus Euren Opern kennt, wohl mögt Ihr über Euren einstigen Stimmgenossen vornehm lächeln, wenn er Euch erzählt, wie wir in vergangenen Tagen den Musen geopfert . . . Blickt hin auf jenen „lyrischen" Ritter, wie er, auf einem Arme den kleinen Vertreter der Kinderrollen tragend, an dem anderen die jugendliche Repräsentantin der Liebhaberrollen führend und an seinen Mantelflügeln die daran sich festklammernde „Heldenmutter" schleppend, den Berg hinauf keucht, dem heulenden Sturme Trotz bietend, und sein „hohes C" den widrigsten Winden preisgebend — dann sinkt in die Knie und dankt Eurem Schöpfer, daß Euerer Ritterlichkeit heutigen Tages dankbarere Aufgaben gestellt sind.

Wir hatten endlich den Gipfel des Berges erreicht und nicht freudiger mag Columbus es ausgerufen haben, als es aus unserem Munde ertönte: „Land! Land!" Ein „Asyl für Obdachlose", eine einsame Herberge winkte von fern. Mit klappernden Zähnen und knurrendem Magen, doch mit neu belebtem Muthe eilten wir, sie zu erreichen. Hofften wir ja, unseren inneren und äußeren gleich heruntergekommenen Menschen zu weiteren Fährlichkeiten hier wieder tauglich machen zu können.

„Ein Königreich für ein Pferd, und würd' es mir als Beefsteak vorgeritten", rief unser hungrige Darsteller Richard III. dem Wirthe zu.

„Schafft Ihr ein gutes Gias, so wollen wir Euch loben, nur gebt nicht gar zu kleine Proben, denn wenn ich judiciren soll, verlang' ich auch das Maul recht voll", declamirte der jugendliche Vertreter der „Frösche" und anderer durstigen Kehlen.

Nun begann auch unser sangbegeistertes „Contra-P", Trommelfell erschütternd, dem Wirthe in die Ohren zu brüllen: „Im tiefen Geller sitz ich hier, bei einem Faß voll Repen."

Alles declamirte, sang, schrie und lärmte durcheinander; ein Jeder äußerte andere Wünsche, so daß der Wirth, dem die verdächtige „Comödiantenbande" nicht zahlungsfähig erschien, jede Verabreichung von Speis und Trank entschieden verweigerte, bis unser Oberhaupt durch Vorzeigung einer Zehn Thaler-Banknote den Allzuängstlichen bezüglich der vorhandenen „Fonds" zur Tilgung der aufgelaufenen Beträge vollkommen zu beruhigen wußte, und wir dann neugestärkt und erheitert wieder von dannen ziehen konnten.

Die Nacht war schon hereingebrochen, als wir in E. unseren Einzug hielten. Trotz der späten Abendstunde eilten die Leute in den Straßen, durch welche unsere Wagen geräuschvoll rasselten, an die Thüren und Fenster,

um den Anblick der erwarteten Comödianten, wenn möglich, aus erster Hand zu genießen. Manch' hübsches, neugieriges Mädchenköpfchen war von unseren scharfen Augen im Fluge entdeckt worden und erregte wohl in Manchem von uns den Wunsch, es als „Wirthstöchterlein" zu besitzen.. Eine auserlesene Gesellschaft von Gassenjungen ließ es sich nicht nehmen, mit allerlei schmeichelhaften Bemerkungen und Zurufen unsere Wagen zu verfolgen, bis dieselben vor dem Gasthause hielten, in welchem die „Bretter" sich befanden, die in E. unsere „Welt" bedeuten sollten. Der Theaterdiener des Städtchens, während eilf Monaten des Jahres durstiger Posaunenbläser, war zur Stelle. Seiner Versicherung, daß er den ganzen Nachmittag im Schänkstübchen des Gasthauses unserer Ankunft entgegen geharrt, wagten wir nicht den geringsten Zweifel entgegenzusetzen. Man sah's ihm „an der Nase" an..

Starrend vor Frost entstiegen wir unserem Käfig. Die Theater-Requisiten, Decorationen ꝛc. wurden in's Innere des Heiligthums der Musen befördert; gar mancher kostbare Palast mußte „zum Trocknen" aufgehängt, gar manche blühende Landschaft „vom Eise befreit" werden, während verschiedenen altersschwachen „Thronen", „Kronen" und sonstigen Staats-Utensilien, welche von den Strapazen der Reise aus „dem Leim" gegangen waren, wie zuweilen im *staatlichen* Leben, das Schicksal beschieden war, „kalt gestellt" zu werden.

Uns selbst aber, die wir unsere „Bagage" der Obhut eines Wächters anvertraut hatten, winkte inzwischen die dankbare Aufgabe, für unser erschöpftes „Ich" eine Wohnstätte zu suchen.

„*Wohnung suchen*!" Fühlst Du theilnahmsvoller Leser es mit mir, auf welche beschwerliche Wanderschaft ich mich heute noch begeben muß? — Nun, wenn es ein Trost ist, im Unglück Gefährten zu finden, dann soll ein süßer Trost für mich sein, meine Entdeckungsreise in deiner Gesellschaft zu unternehmen . . .

Unser Theaterdiener hatte uns eine Anzahl Wohnungen mitgetheilt, welche in früheren Jahren an Bühnenmitglieder vermiethet waren. Wie ein Schwarm aus dem Käfig losgelassener Vögel flog also unser ganzes Völkchen davon, wobei Einer dem Anderen in Erreichung eines wohnlichen Raumes den Vorsprung abzugewinnen suchte.

Mir hatte die „Vorsehung unserer Bühne" ein Logis bezeichnet, das alle erdenklichen Annehmlichkeiten in sich vereinigen sollte, und schon sah ich mich im Geiste in einem behaglich durchwärmten Salon auf schwellendem Divan wiegen, im Genusse einer belebenden Tasse Mocca schwelgend und in die Lilaringe einer köstlichen Havanna, das Bild der Geliebten zaubernd. — Ach, Tenoristen sind ja so bescheiden! — Doch es sollte anders kommen.

Mit Müh' und Noth hatte ich mich nach einer engen, schmutzigen Gasse am Ende der Stadt durchgefragt und endlich auch das mir genannte Haus gefunden. Sollte aber dieser elende, verfallene Steinhaufen, einer Räuberhöhle ähnlicher, als dem Wohnsitze ehrlicher Menschen, mein geträumtes Ideal enthalten? — Kaum denkbar! Indessen, hat man nicht schon von verzauberten Ritterburgen gehört und gelesen, welche in ihrem Aeußeren gleichfalls ein Bild der Verwüstung und des Verfalles darboten, und die in ihrem Inneren dafür alle Märchenpracht und Herrlichkeit in sich vereinigten?

Wohlan, pochen wir an die Pforte dieses „Ritterschlosses!"

Schlürfende Schritte, die schon von einem verwunschenen Prinzen oder Pförtner herrühren können, werden vernehmbar. Ein Schlüsselbund im Inneren rasselt, hu! das wird schauerlich! — Der Schlüssel dreht sich im

Schloſſe mit hölliſchem Pfeifen. Mit ächzendem Klagelaute knarrt in den Angeln jetzt die Thüre und — einem Manne mit verwitterten, von einer Thranlampe geſpenſtiſch erleuchteten Zügen, eine Nachtmütze auf dem kahlen Schädel und in großblumigem Schlafrock und Pantoffeln befinde ich mich gegenüber. Wenn ich nicht bereits gefroren hätte, ich würde geſröſtelt haben . . .

Auf meine Frage, ob er eine Wohnung zu vermiethen habe, erwiderte der Unheimliche mit einem „Ja", das mich einigermaßen an das „Ja" des Comthurs im „Don Juan" gemahnte. Etwas zögernd betrat ich die „Vorhalle" dieſer „Burg". Eine feuchte Moderluft drang mir entgegen. Durch einen langen, finſtern Gang, über Steingerölle und Holzſtücke ſtolperte ich meinem großblumigen Führer nach (der „behaglich durchwärmte Salon und die ſchwellenden Sophas" rückten mir in immer weitere Ferne), bis er vor einer eiſenbeſchlagenen Thüre ſtehen blieb. „Aha, das Burgverließ", dachte ich bei mir und ſah meiner Einkerkerung mit ſtiller Ergebung entgegen.

„Da d'rin haben ſchun drei Kumedianten loſchirt", ſprach er jetzt in einem Tone, der mein Blut erſtarren machte; ſtand ja das gleiche Loos auch mir Bejammernswürdigen bevor!

Mein Kerkermeiſter hatte indeß mit einem Rieſen aus dem Schlüſſelbunde die eiſenbeſchlagene Thür geöffnet und nun hielt er ſein Thranlämpchen in die Höhe, damit mir die Herrlichkeit dieſes Raumes beſſer zu bewundern Gelegenheit gegeben ſei. In der That, für einen Darſteller des „Floreſtan" hätte eine paſſendere Behauſung wohl kaum gefunden werden können.

Eine kahle, ſchmutzige, niedrige Verbrecherzelle, welche, inſofern das Waſſer von den Wänden niederrieſelte, allerdings auch einer Tropfſteinhöhle zu vergleichen war, präſentirte ſich meinem Blicke. Eine kleine Aſſemblée von Mäuſen, die bei unſerem Eintritte auseinander raſchelte, konnte als lebendige Illuſtration zu dem bekannten Spruche gelten, daß es nicht gut, daß der Menſch allein ſei. Was nun aber das Meublement dieſes Salons betraf, ſo beſtand dasſelbe aus einem den Steinboden zierenden Strohſack, einem vor nervöſer Aufregung ſtets zitternden Tiſch, einem Stuhl mit drei Beinen und einem gewiſſen unentbehrlichen irdenen Geſchirr. Vergebens ſpähte ich jedoch in Mitten dieſer Pracht nach Demjenigen, was mir in dieſem Augenblicke das Wichtigſte ſchien — *nach einem Ofen*.

Mein freundlicher Gefangenwärter, welcher mir das Wohlgefallen, mit dem mein Auge auf all' dieſen Gegenſtänden des Luxus verweilte, vom Antlitze leſen mochte, fügte zu noch eindringlicherer Empfehlung derſelben hinzu, indem er mich an ein, ein Fenſter bedeutendes Loch hinführte: „Im Summer is die Ausſicht hier ſehr ſcheen."

„O, ſie iſt es auch im *Winter*!", rief ich begeiſtert. „Aber Sie geſtatten mir, werther Herr, daß ich mit meiner Einquartirung bei Ihnen doch lieber bis zum Sommer warte. Ihre Wohnung, dies fühle ich immer lebhafter, iſt gegenwärtig für mich zu ſchade." —

Wie dankte ich meinem Schöpfer, als ich die entſetzliche Höhle, in der ſchon „drei Kumedianten" gehauſt, wieder hinter mir hatte. „Wenn ich ſchon erfrieren *muß*, du Himmliſcher!" rief ich, „dann ſei es lieber auf der Straße . . ."

Doch nein, ich ſollte noch nicht erfrieren! — Ich hatte ja meine Beſtimmung: „Bilder aus dem Komödiantenleben" zu ſchreiben, noch nicht erfüllt. — In einer *Mühle* fand ich zunächſt einen Pfühl für mein müdes Haupt. An das Klappern dieſer Mühle würde ich mich ſchließlich gewöhnt haben, nicht aber an die Kürze dieſes „Pfühls." Er mußte wohl dem

jüngſten Sproſſen des Hauſes ſonſt als Lager gedient haben, einem fünfjährigen Bürſchchen, das, wie ich folgenden Morgens beim Erwachen vernahm, ſeinen Altersgenoſſen vor meinem Fenſter mit berechtigtem Stolze zurief: „Etſch, bei uns iſt ein Komödiant eingezogen!“ Aber die Freude dauerte nicht lange. Die „ſchöne Müllerin“ wußte meinen „Einzug“ weniger, als ihr Sohn zu würdigen. Mein beſcheidener Hinweis auf das mangelnde Verhältniß zwiſchen meiner aus den Kinderjahren ſchon etwas herausgewachſenen Perſon und der den Kinderjahren noch angemeſſenen Lagerſtätte bewirkte nur, daß die treffliche Dame mir erklärte, wenn ich mich in ihrer Bettſtelle nicht „einzurichten“ wüßte, könnte ich nur gleich wieder ziehn. Da mir jenes jedoch beim beſten Willen nicht möglich war, blieb mir in der That nichts übrig, als neuerdings meinen Wanderſtab zu ergreifen, und weiter zu — „zieh'n.“

In der Vorausſetzung, daß man für die Pflege meines äußeren und inneren Menſchen nirgends ein gefühlvolleres Herz haben werde, als bei einem Fleiſcher, gab ich mich nun in „Koſt und Logis“ zu einem ſolchen. Er war ein alter Junggeſelle und ſeine Schweſter eine alte Jungfrau; ſie hatten für Niemand weiter zu ſorgen, als für einen alten Hund und eine junge Katze. „Ich werde alſo ihr Kind ſein“, ſchmeichelte ich mir mit jugendlich-kosmopolitiſchem Enthuſiasmus für Menſchenglück und — Rinderbraten.

Aber, ach! es waren Rabeneltern, ſchmutzig-geizig und herzlos; Hund und Katze hatten es beſſer als ich, ſie ließen mich frieren und hungern. Bei der grimmigſten Kälte wollte der von meiner „Mutter“ inſpirirte Ofen mir einreden, er ſei geheizt und bei grimmigſtem Hunger ſollte mir der von ihr vorgeſetzte Rinderknochen als Fleiſch gelten. Aber ich wußte es beſſer; mein Magen, meine Zähne klapperten um die Wette. Trotz der glühendſten Kindesliebe und der fünfzehn Thaler monatlich pränumerando blieb der Ofen für meine Gefühle kalt und der Knochen wurde nicht Fleiſch.

Kümmerlich, mit zu weit gewordenen Kleidern und ſelber nur noch Haut und Knochen, ſah ich meinem Ende — dem Ende des Engagements entgegen. Auch dieſe Zeit war ſchließlich gekommen. Trotz mancherlei Schickſale, welche ich ſonſt noch erfahren, denke ich aber heute doch mit verjüngtem Geiſte an jene Jugendzeit zurück, an die Zeit der himmliſchen Ideale und irdiſchen Thorheiten. Ach, mein theurer Leſer, wenn wir erſt „reif“ geworden, haben die „Ideale“ uns meiſt im Stiche gelaſſen und nur allein die „Thorheiten“ — ſie ſind uns treu geblieben.

Ein Inſerat.

Novellette von **B. Young.**

Zwei hübſche, junge Mädchen ſaßen lange nach der Frühſtückszeit noch an dem Tiſche, an welchem ſie den Morgenkaffee eingenommen hatten und der jetzt mit Journalen bedeckt war.

Draußen ſchlug der Schnee praſſelnd ſeine eiſigen Körnchen an die Fenſterſcheiben, oder er wirbelte, gemäßigter werdend, luſtige Flocken vor denſelben auf. Dann und wann fuhr ein Windſtoß keck in den Kamin hinein und fachte das Feuer darin zu helleren Flammen auf und dann ward es noch traulicher in dem freundlichen Wohnzimmer, wo beſagte junge Damen eifrig in den neu erſchienenen Blättern zu leſen ſchienen.

Die Eine von den Beiden war eine hochgewachſene, ſchlanke Blondine mit einer etwas über Normallänge gerathenen, aber ſchön geformten Naſe, reichem Haar und einer ſo ſtrammen Haltung, daß man ihr das Soldatenkind auf den erſten Blick hin anſehen konnte. Und das war ſie auch und es machte ihren Stolz aus, die Tochter des Feſtungs-Commandanten Heiwacker zu ſein, der ebenſo gefürchtet im Dienſt, als geliebt und geehrt im Privatverkehr war.

General Heiwacker diente ſeinem Fürſten ſchon an die fünfzig Jahre und es war eine Art Ruheposten, den er jetzt einnahm. Nie aber war noch die Sonne untergegangen, ohne daß der General die Runde über den morſchen Feſtungswall gemacht hätte, auf welchem die Ziegen ihr reichlichſtes Futter fanden und der den Bleiburger Jungens als Exercierplatz diente jahraus, jahrein.

General Heiwacker hatte ſich erſt in ſeinem fünfzigſten Jahre in die Ehe hineingewagt und ein armes, aber braves Mädchen zur Frau genommen. Auf Kinderſegen hatte er dabei nicht gehofft und doch war er ihm geworden, wenn auch nur in Geſtalt eines Mädchens, was ihn anfänglich nicht vollſtändig befriedigte, worein er ſich aber ſehr bald zu finden ſchien, denn ſeine Fritze — wie er das Mädchen hatte taufen laſſen — war ein kräftiges Kind, glich dem Vater in Allem und Jedem und konnte, kaum 6 Jahre alt, das ganze Exercier-Reglement perfecter auswendig, als ſo mancher Unterofficier.

Lieutenant Fritze nannte man das Kind in des Generals Truppe und dieſer hatte ſeine Freude daran. Der Mutter freilich war's nicht recht ſo, denn das war eine ſanfte und ſchüchterne Frau, die gerne ſtill und emſig in der Küche und am Nähtiſch waltete und deren größter Ehrgeiz darin beſtand, ihrem Gatten die dauerhafteſten Socken ſtricken, ihm den ſaftigſten Braten vorſetzen zu können. Die Frau Generalin ſollte ſich aber nicht lange entſetzen über die Erziehungsmethode ihres Ehegemals, eine böſe Erkältung raffte ſie nach kurzem Krankenlager hinweg, als ihre Tochter kaum acht Jahre zählte.

Nun mußte der General ſich auch von ſeinem Kinde trennen und dasſelbe einem militäriſchen Töchter-Penſionat übergeben; was übrigens ein Glück für dasſelbe war, denn als das ſechzehnjährige Fräulein Friederike Heiwacker zu dem Vater zurückkehrte, der mittlerweile Feſtungs-Commandant von Bleiburg geworden war, da hatte dasſelbe wohl noch die ſtramme Haltung eines echten Soldatenkindes, da-

bei aber auch alle jene Eigenschaften an sich, die einem weiblichen Wesen zur Zierde gereichen.

Eines hatte sie in ihrem Gedächtniß gar wohl behalten und das war — wie der Mann im Dienst sein soll, wie er stehen und ausschreiten, wie er schwenken und salutiren, wie ihm Rock und Mütze sitzen mußten und dergleichen mehr und das war dem Vater General genug. Mit vor Freude hochklopfendem Herzen hatte er gar bald weg, daß seine Fritze viel gelernt und nichts vergessen.

Zur Zeit, in welcher wir die Bekanntschaft Fräulein Fritze's machten, befand sich eine Freundin bei ihr zu Besuch, die mit ihr in der Pension erzogen worden war, eine Majorswaise, die bei ihrem Onkel, einem Rechnungsbeamten, lebte.

Sanna, oder vielmehr Susanna hieß das Mädchen und es ist dieselbe kleine Brünette mit dem funkelnden Augenpaar, die wir nun am Zeitungstische neben ihrer Freundin sitzend finden.

Nachdem die Mädchen das Mode-Journal, den „Heimgarten" und die „Leipziger Illustrirte" einer genauen Durchsicht unterzogen hatten und während Sanna sich jetzt mit dem Abzeichnen eines Stickmusters aus Ersterem beschäftigte, überflog Fritze mit spöttischem Lächeln die Kehrseite des Bleiburger Wochenblattes, welches dem Zeitgeschmacke Rechnung tragend, außer diversen leerstehenden Monatswohnun- auch leibhaftige Menschenherzen ankündigte, die sich dringend nach Bevölkerung zu sehnen schienen. Besser gesagt, waren es die nicht mehr ungewöhnlichen Heirats-Offerte, auf welchen die Rehaugen Fräulein Fritze's jetzt zu ruhen beliebten.

„Ist es wohl zu glauben, Sanna?" rief sie plötzlich, „da fangen die Herren von Bleiburg just so zu inferiren an, wie die in der Residenz. Da sieh! Gerade solcher Blödsinn, wie Du mir ihn in einigen Muster-Exemplaren aus der Hauptstadt zugesendet hast. Na, bei uns hoffentlich verfängt dergleichen nicht. Ich möchte die Bleiburgerin kennen, die es wagte, ähnlicher Lockspeise zu folgen."

Sanna hatte ruhig zugehört; jetzt legte sie ihre Zeichnung fort und erwiderte: „Meinst Du, hier bei Euch gäb's keine heiratslustige Mädels, die auf eben solchem Wege an den Mann kommen zu können hoffen? Fritze, da bist Du irrig. Ich wette mit Dir gegen was Du willst, daß auf einen einzigen Lockruf dieser Art ein halbes Dutzend Antwortstimmen sich erheben."

„Und ich sage nein! Dazu sind unsere Bleiburgerinnen zu spießbürgerlich, zu — vorsichtig wollte ich sagen. Nein, Sanna, hier würde keine ihr unorthographisches Pfötchen daran wagen, durch dasselbe sich verrathen zu sehen. Und auf solches hin müßte sie's doch riskiren. Es wundert mich schon genug, daß es unter den männlichen Bleiburgern solche Ritter vom Versuch gibt. Da höre einmal!"

Und Fritze las mit ihrer sonoren Altstimme folgendes Inserat ab:

„„Angeborne Schüchternheit und Mangel an Gelegenheit, mit der hiesigen Damenwelt in persönlichen Verkehr gelangen zu können, zwingen mich, auf diesem Wege anzufragen, ob sich ein Mädchenherz finden möchte, welches geneigt wäre, an dem meinen zu schlagen. Ich bin weder jung noch alt, weder reich noch arm, kein Apoll, aber — auch kein Quasimodo. Die mich näher kennen lernen will, möge mit mir vorläufig in Correspondenz treten unter der Chiffre: U. A. W. G.""

„Die darauf antwortet, möchte ich sehen!" schloß Fritze, das Blatt auf den Tisch werfend.

„Den Genuß kannst Du Dir leicht verschaffen!" meinte Sanna lachend.

„Und wie denn das —?" rief aufhorchend die Andere.

„Offerire Dich in ähnlicher Weise, unter falschem Namen natürlich und der Erfolg wird nicht ausbleiben."

„Wahrhaftig, Sanna, das wäre ein charmanter Zeitvertreib in unserem alltäglichen Einerlei. Wenn derselbe nur anginge ohne Verrath herbeizuführen, ich wäre gleich dabei.“

„Verrath? Lächerlich? Man inserirt unter einer Chiffre, correspondirt unter der nämlichen und empfängt nicht nur verfängliche Antwortschreiben, nein, man gibt sich schließlich auch ein Rendezvous mit der betreffenden Dame, um sich dieselbe von irgend einem Versteck aus näher betrachten zu können.“

„Sehr schön gesagt, Sanna, aber nicht ausführbar! Schriebe ich einer Dame, würde sie aus meinen Krähenfüßen sofort die Geschlechts-Verwandte herausfinden und ich wäre die Geprellte.“

Sanna lächelte stolz, dann ergriff sie ein leeres Blatt und warf schnell und in kräftigen Zügen folgende Worte darauf:

„„Mein Fräulein! Ich brenne vor Verlangen Ihre persönliche Bekanntschaft machen zu können. Geben Sie mir Gelegenheit dazu und — Sie werden es, ich schwör's bei meiner Cavaliers-Ehre — nicht zu bereuen haben!““

Dann schob sie dasselbe der Freundin hin und diese hatte kaum einen Blick auf den Zettel geworfen, als sie laut aufschrie: „Wahrhaftig, das habe ich nicht bedacht! — Du, Sanna, ja Du hast eine Männerhand. Das sind nicht die verkrüppelten Buchstaben wie sie im Allgemeinen der weiblichen Feder zu entspringen pflegen.“

„Darum auch bin ich in Onkels Kanzlei Schreiberlein geworden, Gott sei's geklagt!“ jammerte Sanna, mit leisem Spott hinzusetzend: „Willst auch Du meine Kraft mißbrauchen, Fritze, — thu's immerhin — ich stehe zu Diensten!“

„Bei meines Vaters Bart! Ich hätte viel Lust dazu!“ lachte jetzt das blonde Soldatenkind, „den Hals würde es uns wohl nicht kosten, jedenfalls aber sehr viel Spaß bereiten. Also willst Du? — Dann gehen wir alsogleich an's Werk!“

„Mit Vergnügen!“ replicirte die Schwarzäugige, „Deinen Kleinstädterinnen einen Streich zu spielen, soll mir Hochgenuß sein.“

Und die Beiden entwarfen einen wohlangelegten Plan um die arglosen Seelen der ehrsamen Bleiburgerinnen auf eine gefährliche Probe zu stellen.

In der dritten Stunde des darauffolgenden Nachmittags wurde Broni, die Tochter des Rechnungsfeldwebels und Milchschwester der Generalstochter in das Zimmer der Fräuleins zu geheimer Unterredung berufen. Die Broni war ein ebenso kluges Mädchen, als es stets bereit gewesen wäre, für ihr Fräulein durch's Feuer zu gehen, wenn diese solches verlangt haben würde und darum auch konnte man ihr jetzt getrost den Auftrag ertheilen, ein in kräftiger Schrift entworfenes Inserat dem Administrations-Bureau des Bleiburger Wochenblattes zu übergeben. Broni sollte dies im Zwielicht der Abendstunde besorgen und sich bei dieser Gelegenheit ein großes Umschlagetuch über den Kopf ziehen, unter welchem die neugierigen Comptoiristen das hübsche Mädchen nicht errathen würden. Auch tiefes Schweigen über diese Sache, Jedermann gegenüber, mußte Broni angeloben und sie that es ohne Zögern.

Das Inserat enthielt folgende Anzeige:

„„Ein junger, nach allen Richtungen hin reichbegabter, vollständig freier Mann, wünscht ein Mädchen kennen zu lernen, dessen Herz er besitzen möchte, um ihm sodann sein eigenes anbieten zu dürfen, so wie seine Hand und mit dieser eine angenehme Existenz.

Vorläufige Correspondenz wird erbeten unter der Chiffre: F. S. V.““

Das waren die Anfangsbuchstaben der drei Mädchennamen, welche sich in fragliches interessante Unternehmen verwickelt hatten.

Noch ehe an diesem Abend die Theekanne im Wohnzimmer rauchte, lag der Inseraten-Schein in Fräulein Fritze's Händen und noch einmal hatte Broni heilig gelobt, Jedermann gegenüber tiefes Stillschweigen in dieser heiklen Affaire beobachten zu wollen.

„Jedermann gegenüber!" hatte Broni geschworen. Daß sie aber dabei ihren Liebsten, den hübschen Officiersdiener Hermann Lauter nicht mit inbegriffen, war doch ganz natürlich. Das müßte ja kein wackeres Mädchenherz sein, welches den Auserkorenen zu der Sorte: „Jedermann" rangiren wollte.

Darum eben und als in jener Nacht die Mondsichel durch die schneemüden Wolken drang, legte Broni eine getreue und klare Darlegung obigen Vorfalles in das bereitwillig geöffnete Ohr ihres Hermann nieder, wofür ihr von Seite des uniformirten Beichtvaters die Absolution in schallender Münze auf die Lippen gedrückt wurde.

Aber — aber! Hermann Lauter war seinem Lieutenant, dem jungen Baron Wolkenheim in eben der umfassenden Weise ergeben, wie es Broni ihrem Fräulein war und da der Bursche wußte, welch' hübsches Geschenk an guten Cigarren ihn erwarten würde, wenn er seinem sich oft maßlos langweilenden Vorgesetzten mit einer derartigen Neuigkeit kommen konnte, so säumte er nicht, dem nach feineren Tabakgenüssen lechzenden Gaumen das sehnlichst Erwünschte zuzuführen.

Und am nächsten Morgen hatte er sich wirklich ein halb Dutzend superber Regalia in die Brusttasche geschoben, während Baron Wolkenheim, auf dem Sopha sich streckend und den duftenden Mokka schlürfend, mit sichtlichem Interesse die Abschrift des gewissen Inserates las, die Abschrift, welche Jungfer Broni sich von demselben genommen hatte, natürlich nicht zum Gebrauche für Jedermann.

Wolkenheim war ein ebenso hübscher als braver Officier, der nur die eine Schwäche besaß, mehr Geld auszugeben, als es seinem gestrengen Vater taugte, weshalb dieser es auch zuwege gebracht, daß sein Stammhalter von dem in der Residenz garnisonirenden Regiment weg und nach dem Bleiburger versetzt wurde. Hier, wo kostspielige Passionen nicht zu befriedigen waren, weil es absolut an Gelegenheit dazu gebrach, mußte der Lieutenant das Geld in seiner Tasche sitzen lassen, er mochte wollen oder nicht und schließlich hätte er sich auch an diese Seltsamkeit gewöhnt, wäre nur nicht die furchtbare Langweile dazu gekommen, die den armen Wolkenheim schier um den Verstand zu bringen drohte.

Galante Abenteuer mit ihren theuren Consequenzen ließen sich in Bleiburg nicht arrangiren, wo die dazu erforderlichen Mitschuldigen ebenso hausbacken wie spießbürgerlich, ebenso tugendhaft wie — reizlos gewesen wären. Das Spiel verabscheute er glücklicherweise gründlich und Wetten gab es nicht; wer hätte auch in der mit reichen Officieren so dünn besäten Garnison eine solche gehalten?

Wolkenheim versuchte es mit dem Heroismus sein Wissen erweitern zu wollen, er studirte und holte nach, was er früher versäumt. Aber immer und immer geht auch das nicht und die Pausen blieben der Langweile voll. Und in einer solchen Pause kam ihm denn die Geschichte mit dem Inserat wie ein Sonnenstrahl aus trüben Regenwolken.

„Fräulein Heiwacker will sich also einen Spaß mit ihren Schwestern machen? Gut, an diesem wollen wir participiren!" rief er, faltete das Blättchen, nachdem er es gelesen, zusammen und lehnte sich gemächlich zurück in sein Sophakissen, um — nachzudenken.

Die Tochter des Festungs-Commandanten ward den Officieren der kleinen Garnison nur selten sichtbar, da General Heiwacker als Witwer kein Haus

machte und nur einmal im Jahre und zwar am Geburtstag des Landesfürsten seinen Officieren nach der üblichen Kirchenparade ein solennes Frühstück gab, bei welchem er selbst die Honneurs zu machen pflegte.

Dagegen erschien Friederike regelmäßig bei allen Concerten und Wohlthätigkeits-Vorstellungen, welche in Bleiburg arrangirt wurden, am Arme ihres Vaters und auf dem Balle, den das Officierscorps selbst veranstaltete, figurirte sie als die Königin des Festes.

Da ein solches nur einmal und zwar im Carneval stattzufinden pflegte, Lieutenant Wolkenheim aber erst nach demselben in die neue Garnison versetzt worden war, hatte sich ihm bisher keine Gelegenheit geboten, der jungen Dame persönlich vorgestellt werden zu können.

Aufrichtig gestanden, war er einer solchen eher ausgewichen, als daß er sie gesucht hätte. Einmal hatte der Lieutenant kein faible für blonde Schönheiten und dann war es ihm auch nicht fremd geblieben, wie das Fräulein mit besonderer Vorliebe auf scharfe Controle vorschriftsmäßig polirter Knöpfe sich verlegte und wenn er selbst auch immer tadellos sich zu präsentiren pflegte, ein weibliches Auge durfte solche Prüfung an ihm nicht vornehmen, das widerte ihn unbeschreiblich an.

Wohl hatte er auch viel Gutes über sie gehört, wie hochgebildet und trefflichen Herzens sie sei, auch ihre prächtige Altstimme hatte er kennen gelernt, wenn er in dienstlichen Angelegenheiten den Corridor des Generals passirend, das Mädchen ein Lied am Clavier singen hörte; aber, wie gesagt: Das richtige Interesse für ihre Person speciell fehlte ihm vollständig.

Nun aber hatte er in Erfahrung gebracht, daß sie zwei weibliche Untugenden besaß, die er gegen seine Langweile ausnützen konnte, sie war nämlich neugierig und boshaft ihrem eigenen Geschlecht gegenüber. Nun konnte und wollte er all' die kleinen, von ihrem scharfen Auge so oft entdeckten und dem General verratheuen Equipirungsmängel rächen, indem er ihr auf ihrem Feldzug gegen weibliche Eroberungssucht eine empfindliche Niederlage bereitete.

In der nächsten Nummer des Bleiburger Wochenblattes erschien denn richtig das bewußte Inserat und kaum hatte sich Lieutenant Wolkenheim hievon überzeugt, als er seinen Diener Lauter zu sich berief und Folgendes zu ihm sprach:

„Hier wäre ein funkelnagelneuer Thaler zu verdienen, wenn sich eine geschickte weibliche Hand fände, die mir ein Briefstein copiren wollte. Kennen Sie vielleicht eine solche, Lauter —?"

„Wird sich schon finden, Herr Lieutenant!" erwiderte dieser und nahm mit der einen Hand das Concept, mit der andern das funkelnde Silberstück.

Zweimal 24 Stunden waren darnach vergangen und in ihrem Zimmer eingeschlossen, überlasen die beiden Freundinnen Fritz und Sanna jetzt ein Päckchen Briefe, die ihnen eben Broni aus dem Posterestante-Bureau überbracht hatte. Es waren ihrer ein halbes Dutzend, großes und kleines Format, nett und schlumpig zusammengefaltet, überall aber war die Adresse mit großer Genauigkeit geschrieben worden, auf daß die Briefe nicht in unrechte Hände gelangen sollten. Fünf davon lohnten nicht der Mühe, ein zweites Mal überlesen zu werden, theils ihrer mangelhaften Orthographie wegen, theils des Stiles, wenn von einem solchen hier überhaupt die Rede sein konnte. Ueberall war's ein Anpreisen der eigenen Person, ein unbefriedigt gebliebenes Sehnen nach fernem Glück, ein hastiges Zugreifen nach dem in Sicht gerathenen.

„Pfui! Wie kann ein Frauenzimmer sich also bloßstellen!" stieß Fritze zornig hervor und schleuderte die Briefe weg, die Sanna wieder sorgsam aufhob und in ein Couvert zusammenschob.

„Bleibt noch einer!“ meinte diese, neugierig das hübsche Köpfchen über die Schulter der Freundin emporreckend.

„Wird auch nichts d'ran sein!“ erwiderte diese naserümpfend, „eine reine Kinderschrift das!“ Und sie faltete das correct zusammengelegte Blatt auseinander und las:

„„Wenn Ihrer Annonce nicht ein ganz gewöhnlicher Scherz zu Grunde liegt, den Sie sich mit einem Mädchen gestatten wollen, welches allzu vertrauensselig sich an den gedruckten Buchstaben hält, wenn Sie wirklich und vielleicht wegen Mangel an Bekanntschaft auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege in den Besitz eines treuen, liebevollen Herzens zu gelangen wünschen, dann will ich Ihnen gerne und zwar in meinem eigensten Interesse einige Schritte auf dieser etwas gefährlichen Bahn entgegenkommen.

Nennen Sie mir also vor Allem die Eigenschaften, welche ein Mädchen besitzen muß, um Sie fesseln zu können; ich werde mein eigenes Ich einer genauen Selbstprüfung unterziehen und finde ich, daß sich Herz zum — Herzen finden könnte — wohlan, dann sollen Sie mich näher kennen lernen!

Umgehende Antwort hierauf erwartet — poste restante —

Martha.““

„Welch' schülerhaft gebrechselte Schrift und — welch' formgewandter Styl?!“ meinte Fritze kopfschüttelnd.

„Ich kenne ein sehr kluges, sehr geistreiches Mädchen, das auch eine ziemlich schlechte Klaue führt!“ replicirte Sanna lustig.

„Danke, für das einseitige Compliment, wenn es mich treffen soll!“ lachte Fritze, dann setzte sie hinzu: „Ja, weiß Gott, ich schreibe eine gräuliche Schrift, that es immer zum Entsetzen meiner Lehrer, aber Sanna, in der vorliegenden ist trotz ihrer correcten Buchstaben doch gar kein Charakter, während in der meinen —“

„Die Soldatentochter sich bemerkbar macht,“ ergänzte die Freundin und hinzufügend: „Auch ich mag sie nicht diese kalten, gedrillten, kleinen Schriftzeichen, die mir vorkommen, wie eine tadellose Toilette, hinter welcher eine Puppe aus Werg und Wachs steckt. Aber immerhin ist dieser letzte Brief der beste von Allen, daher auch wollen wir zuerst ihn einer Beantwortung würdigen.“

Die plauderhafte Broni hatte keine Ahnung davon, daß der Mann ihres Herzens das ihm anvertraute Geheimniß an seinen Lieutenant verrathen, ebensowenig erfuhr sie etwas davon, wie Hermann Lauter eines Abends in der Dämmerstunde zu dem Regimentsschneider schlich, dessen lahmes und verkrüppeltes Töchterlein nicht nur mit besonderer Virtuosität die Karten zu legen verstand, das auch eine Art Winkelschreiberei betrieb und dem Haushaltungsetat ihres die Nadel führenden Erzeugers dadurch beträchtlichen Succurs zuführte.

Fast alle jene Liebesbriefe, welche im Interesse der Bleiburger Garnison geschrieben wurden und deren Absenderinnen meist der kochenden, waschenden und Kinder hütenden Classe angehörten, trugen eine und dieselbe Handschrift, zeichneten sich auch durch eine und dieselbe blumen- und phrasenreiche Sprache aus, d. h. sie wurden nach der Schablone verfaßt. Der Zweck aber heiligt die Mittel und Ersterer wurde in solch' zarter Angelegenheit fast immer erreicht.

Die bucklige Copistin galt übrigens für streng verschwiegen und Hermann Lauter wußte dies.

Wieder lag unser Lieutenant auf dem Sopha und blies, vor Langeweile seufzend — die blauen Wolken aus seiner Cigarre, als sein allzugetreuer Diener einen Brief vor ihm hinlegte und dabei schmunzelte, als wollte er

ſagen: „Da iſt die Antwort auf den unſrigen!“

Wie der Diener, ſo der Herr. Auch dieſer verzog beluſtigt die hübſch bebarteten Lippen und griff nach dem Schreiben. Ehe er jedoch dasſelbe öffnete, führte er es an die Naſe.

„Peau d'Espagne!“ Und das will ſich für einen Mann ausgeben? Na, die Schrift wird das Uebrige thun, um ſein Geſchlecht Lügen zu ſtrafen,“ dachte er, während Lauter ſich gehorſamſt entfernte.

Aber unſer Lieutenant hatte ſich in Etwas verrechnet. Das waren kräftige Züge, eine ſogenannte Charakterſchrift, nicht durchaus correcte Linien, aber feſt, ſicher, ſelbſtbewußt.

„Teufel! Als Schreiberlein ſtellt das Mädchen ſeinen Mann!“ murmelte er und las mit umſo größerer Aufmerkſamkeit folgende Worte:

„„Sie wollen wiſſen, mein Fräulein, was ich in dem Mädchen ſuche, das ich lieben, von dem ich mich geliebt ſehen möchte?

Nun einfach: Ein ſchlichtes, braves, ein echtes Weib. Schön braucht dasſelbe nicht zu ſein, aber gut. Nicht geiſtreich, aber klug. Nicht prüde, aber mindeſtens ſo tugendhaft wie Gretchen es war, ehe es die Orakelblume befragt.

Vielleicht hat das Fatum mich zu Ihrem Fauſt erkoren. Vielleicht ſteht auch hinter mir ein Mephiſto. Haben Sie den Muth — wenn Sie nicht etwa eine Martha Schwertlein ſein ſollten — einen Gang im Mondenſchein mit mir zu wagen.“

(In letzterem Falle natürlich möchte ich ſelbſt nicht der Teufel ſein.“)

Um Antwort erſucht

F. S. V.““

„Wahrhaftig, nicht übel!“ lachte Wolkenheim, ſehr angenehm berührt. „Warte, loſer Schelm, Dir will ich ein Paroli biegen!“

Und er ſetzte ſich nieder und entgegnete:

„Hätte der böſe Geiſt ſich an Ihre Ferſe geheftet, dann würde Ihr Brieflein nach Pech und Schwefel riechen; Ambroſiadüfte aber athmet das Ihre aus und derlei duftige Billet-doux können zwar die Kopfnerven verwirren, nie aber werden ſie einen ganzen Mann verrathen. Einen Fauſt Ihrer Sorte fürchtet kein echtes Weib, wohl aber wird es den Verſuch wagen, ihn zu ihrem Sclaven machen zu können.

Für heute denn Gretchen.““

„Prächtig! prächtig!“ riefen die beiden Mädchen gleichzeitig aus, als ſie dies Antwortſchreiben in Händen hielten und ſie laſen es mehr als einmal wieder.

„Mein Lebtag hätte ich nicht gedacht, daß es ein ſo geſcheidtes Ding in Bleiburg gäbe!“ verſicherte Fritze ganz entzückt.

„Ich noch weniger!“ meinte Sanna, „Dich natürlich ausgenommen!“

„Die machen wir zu unſerer Freundin, iſt die Komödie erſt ausgeſpielt. Meinſt Du nicht?“ frug Fritze wieder.

„Natürlich! Ganz mein eigener Wunſch!“ verſicherte die Gefragte, „aber was nun —?“

„Nun kommt's zum Rendezvous, zur Pointe unſeres Scherzes. Was aber geſchieht mit den anderen fünf Correſpondentinnen, die doch ganz gewiß auch darnach lechzen, ihre liebeglühenden Herzen dem intereſſanten Unbekannten näher bringen zu können?“

„Mit Denen machen wir's kurz. Heute über acht Tage hält der Bleiburger Geſangsverein eine Liedertafel ab. Zu dieſer laden wir ſchriftlich die geheimnißvollen Schönen, bitten ſie, als Erkennungszeichen eine Klatſchroſe im Haar zu tragen und verſprechen zu gleichem Zwecke eine gleiche Blume in's Knopfloch ſtecken zu wollen. Im Concertſaal können wir ſodann recht con amore die Liebes-Aſpirantinnen uns betrachten und uns über ſie luſtig machen. Jetzt aber zu unſerer Martha

— Gretchen wollte ich sagen! Wohin bestellen wir sie nur —?"

Sanna dachte ein wenig nach. „Auf den Festungswall, in nächtlicher Stunde," sagte sie dann, „wir haben bald Vollmond und das paßt vortrefflich. Aber wir Beide dürfen uns nicht gleichzeitig dort einfinden, wir würden unser Täubchen verscheuchen, das sofort den Betrug errathen möchte."

„Natürlich!" meinte Fritze, „Du versteckest Dich in ein leeres Schilderhäuschen, ich selbst werde in der Nähe desselben und eine Viertelstunde vor der zum Rendezvous bestimmten Zeit mein Liebchen erwarten."

„Wenn sie nur nicht die Flucht ergreift, sobald sie ein Frauenzimmer an Ort und Stelle findet?" bemerkte Sanna besorgt.

„Ach, was bist Du thöricht!" fiel ihr die Freundin in's Wort, „denkst Du denn, ich würde mich im Weiberrock beim Stelldichein präsentiren? Gott bewahre! Unser Spaß muß seinen brillantsten Schlußeffect haben. In Papa's Commode-Uniform, den Mantel darüber, mit Säbel und Mütze werde ich vor sie hintreten, meine lange Gestalt verschärft die Täuschung, Du wirst sehen, sie verliebt sich auf den ersten Blick in mich!"

„Superbe!" rief Sanna, fröhlich in die Hände klatschend, dann aber besann sie sich schnell und meinte ängstlich: „Aber, Fritze, wie wenn Papa General dahinter käme? Ich glaube, der versteht in ähnlichen Dingen keinen Spaß."

„Ohne Sorge!" erwiderte die Andere, „wir bestimmen das Rendezvous auf halb neun Uhr. Zu dieser Zeit hat Papa seinen Rundgang auf dem Walle längst abgethan und sitzt mit Major Blasewitz bei der gewöhnlichen Partie Ecarté. Wann werden wir Vollmondlicht haben? Schnell den Kalender her!"

Und sie griff hastig nach dem Verlangten und las darin. „Nächsten Montag. Also — schreibe ihr Sanna."

„„Süßes Gretchen!

Auf die Gefahr hin, Ihr Sclave für's Leben zu werden, möchte ich in Ihr liebes Auge schauen, dem Zauber Ihrer lieben Stimme mich gefangen geben können. Mein Herz brennt vor Verlangen Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen und Papier und Tinte thun's sicherlich nicht mehr. Haben Sie Mitleid mit den Sehnsuchtsqualen, welche mich foltern und erscheinen Sie nächsten Montag zwischen 8—9 Uhr Abends auf dem Festungswalle, dort, von wo aus man die Stadt im Rücken und die Aussicht auf den Kirchhof hat. Ein verlassenes Schilderhäuschen macht die Stelle besonders bemerklich und an dieser wird mit laut pochendem Herzen harren

Ihr

Faust.""

— — — — — — — — — —

„Feurige Augen, seidenweiches Haar, ein voller Arm und ein kleines Füßchen haben mir schon mehr als einmal im Leben den Kopf verwirrt, nie aber noch thaten dies die Schriftzüge eines Mädchens, wie es eben jetzt der Fall ist. Welch' bezaubernde Feder dies Mädchen führt!"

Also sprach Lieutenant Wolkenheim zu sich selbst, nachdem er den Brief, der die Aufforderung zum Rendezvous enthielt, wohl ein dutzendmal gelesen hatte.

„Wäre sie nicht die, die sie eben ist, ich könnte mich vielleicht auch in die Schreiberin selbst verlieben. Gott sei Dank aber, Fräulein Heiwacker, dem weiblichen General-Profoßen, gegenüber laufe ich keine Gefahr!"

Dann setzte sich Wolkenheim an den Tisch und warf nach einigem Nachdenken folgende Worte auf ein Blatt Papier:

„Ich werde zur bestimmten Stunde an dem bestimmten Ort mich einfinden, wenn ich den Argusaugen eines mich strenge überwachenden Bruders entschlüpfen kann.

Vor diesem aber müssen wir uns in Acht nehmen, er ist ein Hitzkopf, der keinen Spaß versteht, und der Sie und mich umbringen würde, fände er uns beisammen. Mein Bruder ist nämlich ein sehr jähzorniger Mensch, dem das Wort: Ehre — Alles gilt. Hoffentlich ist er am nächsten Montag nicht frei und dann haben wir ihn nicht zu fürchten.

Martha—Gretchen.""

Nachdem er geschrieben hatte, klingelte Wolkenheim und beauftragte den eintretenden Lauter, wieder einmal zu der bewußten Copistin zu gehen, indem er hinzufügte: Es wäre heute wohl zum letzten Male. Dann legte er wie früher immer einen Silberthaler zu dem Papierblättchen und der Bursche ging sichtlich verstimmt über den in Aussicht gestellten Abschluß der Correspondenz, die sich für ihn so lucrativ gestaltet hatte, von dannen, um der buckligen Schneiderstochter neuen Verdienst, d. h. 10 Silbergroschen zuzuführen.

Ein klein wenig schienen die jungen Damen alterirt zu sein wegen des in Sicht gekommenen jähzornigen Bruders, der in Sachen der Ehre keinen Spaß vertragen wollte; dann aber verlachten sie wieder ihren eigenen Schrecken und beruhigten sich mit der Annahme, ein von Mädchen ausgeführter Scherz könne keine allzu gefährlichen Folgen nach sich ziehen.

Während General Heiwacker am nächsten Nachmittag sein Verdauungsschläfchen hielt, durchstöberte Fritze des Vaters Garderobe und hatte gar bald das Gesuchte für sich herausgefunden. Eine Probe-Costumirung wurde hierauf vorgenommen und diese befriedigte über alle Maßen.

Fräulein Fritze's Gestalt und Haltung ließen nichts zu wünschen übrig und das allzureiche, unter der Soldatenmütze hervorquellende Haar mußte der hochaufgestülpte Mantelkragen verstecken. Man konnte also der Mondscheinnacht mit völliger Beruhigung entgegensehen.

Auch Lieutenant Wolkenheim ließ sich wegen derselben kein graues Sorgenhaar wachsen. Seine Absicht ging darauf hinaus, das kritisirende Generalstöchterlein ein wenig zu blamiren für all' den Aerger, den es Einzelnen aus der Mannschaft sowohl, wie auch aus dem Officierscorps durch ihr verteufelt scharfes Auge und Zünglein beim General-Papa schon verursacht hatte.

Etwas milder gestimmt gegen sie war er nur durch ihre auffallend hübsche, feste Schrift geworden und doch — fast wollte er ihr's nicht einmal verzeihen, daß sie sich einer solchen rühmen konnte. Sie war eben mehr Mann als Weib und das vorzugsweise mußte seiner Meinung nach an ihr bestraft werden.

Der gewisse Montag brach herein. Trübe war's am Morgen desselben, freundlicher gestaltete sich der Mittag und da die Kälte wuchs, versprach die Nacht eine klare zu werden.

Und so kam es auch. Kaum hatte die Kirchenuhr die achte Stunde ausgeschlagen, als die beiden Mädchen mit leisen Schritten den Corridor des Festungsgebäudes durcheilten, um über den Hof — leider an der Schildwache vorüber — in's Freie gelangen zu können.

Der Mann schulterte das Gewehr, als der schmucke Officier, das Mädchen am Arm, an ihm vorüberschritt und blinzelte dabei mit den Augen. Es war eben durchaus nichts Neues für ihn, daß solch' ein Vorgesetzter mit zarter Last behangen hie und da die Festung verließ, um im Schatten der Nacht sein Liebchen heimzuführen.

Sanna hatte ein Mäntelchen mit Capuze übergeworfen und erschien wunderbar zart neben der colossal gebauten Dame in der Uniform.

Als sie zu dem gewissen leeren Schilderhäuschen auf dem Walle gelangt waren, schlüpfte die Kleine schnell in dasselbe hinein, während Fritze

ruhig vor demſelben ſtehen blieb und — ſich eine Cigarette anzündete, um ſich ein wenig in ihre neue Würde hinein zu rauchen.

Es war empfindlich kalt in dieſer Nacht und bald zitterte Sanna vor Froſt, indeſſen Fritze, in Erwartung des Kommenden, glühte.

Eine halbe Stunde ging ſo vorüber; da ließen ſich ſtarke Schritte hören. Das konnte doch unmöglich der zarte Fuß eines Mädchens ſein, der alſo geräuſchvoll herankam, nicht der ängſtliche, flüchtige Tritt einer Dame, die auf verbotenen Wegen geht?

Großer Gott, nein! Es war ein Mann, der da kam und noch dazu ein bewaffneter Mann; man hörte das Klirren eines Säbels.

Sanna fuhr mit einem leiſen Aufſchrei in ſich ſelbſt zuſammen und auch Fritze überlief es jetzt kalt. Am Ende war das der Bruder — am Ende war dieſer Bruder Militär!

Was den neuen Ankömmling betraf, ſo ſchritt dieſer mit einer Ruhe und Sicherheit auf ſein Ziel los, die bewunderungswürdig war. Er hatte ſich es ja gedacht, daß er die Erwartete verkleidet finden würde und hatte ſich ſeine Rolle muſterhaft einſtudirt.

Das volle Mondlicht ergoß ſich über die Geſtalt vor dem Schilderhäuschen, der die Cigarrette plötzlich ausgegangen war.

Wolkenheim ſprang jetzt auf dieſelbe zu. „Wen erwarten Sie hier?!“ donnerte er dem weiblichen Soldaten zu.

„Was kümmert das Sie?“ brummte es ihm ein wenig unſicher, aber ebenſo barſch entgegen.

„Das werde ich Ihnen ſagen!“ rief der Neuangekommene. „Meine Schweſter verführen wollten Sie, Elender! Und dafür werde ich Sie züchtigen! — Haben Sie dieſen Brief geſchrieben, ja oder nein?“ ſetzte er dann hinzu, ein Papier hervorziehend und es dicht vor Fritze's Naſe haltend.

Dieſe hatte ihre Faſſung wiedergewonnen und mit feſter, ſonorer Stimme antwortete ſie ihm: „Mein Ehrenwort darauf — Nein!“

Wolkenheim ſtampfte den Boden und ſchrie: „Ihr Ehrenwort als Mann —?“

„Mein Ehrenwort überhaupt!“ ergänzte Fritze ruhig.

„Da hört Alles auf! Wie dieſe Frauenzimmer derlei behandeln!“ dachte der Officier, dann ſetzte er laut und ſcheinbar wüthend hinzu: „Sie ſchwören alſo, eine Dame nicht hiehergelockt zu haben?“

„Das ſagte ich nicht. Uebrigens habe ich Ihnen keine Rede zu ſtehen; damit Punktum!“ rief ihm jetzt, furchtbar keck werdend, das blonde Soldatenhaupt zu.

„Doppelzüngiger Bube, auf der Stelle folgen Sie mir zum Commandanten!“ keuchte Wolkenheim.

„Daran denke ich nicht!“ erwiderte ſtoiſchen Tones, aber innerlich ſehr erſchreckt, der falſche Jüngling.

„Nicht —?“ knirſchte Erſterer wieder, „wohlan, dann werde ich Sie an Ort und Stelle züchtigen!“ Und er faßte mit großem Geräuſch an den Säbel.

Zur Ehre unſeres Mädchens in der Uniform ſei es geſagt, daß es ein Gleiches that und nicht, wie es hunderte an ihrer Stelle gethan haben würden, Reißaus nahm. Auch war ſie ja in Waffen geübt und hätte ihren Mann ſtellen können. Aber eine dritte Perſon legte ſich urplötzlich in's Mittel. Sanna war es, die aus dem Schilderhäuschen geſtürzt kam und ſich in die Arme des ſehr überraſchten Wolkenheim warf.

„Um Gotteswillen, nicht!“ ſchrie die Kleine, den Officier mit ihren zarten Armen umklammernd und ſeine Hände feſthaltend.

„Was iſt das? Noch ein Frauenzimmer —?“ dachte dieſer und ſchaute verblüfft auf das niedliche Geſchöpf nieder, das an ſeiner Bruſt hing.

In dieſem Augenblick fiel das Mondlicht hell auf Sanna's liebliches Geſicht, auf ihre wunderſchönen, in Thränen der Angſt ſchwimmenden Augen.

Wolkenheim hatte ein entsetzliches Faible für solche Augen und seine Position ausnützend, schrie er jetzt, scheinbar noch wüthender geworden: „Blut soll — Blut muß hier fließen!“ und wieder rasselte sein Säbel.

„Dann bringen Sie mich um!“ schluchzte das Mädchen, ihn fester umklammernd (was ihm durchaus nicht unangenehm war), „denn ich habe den Brief an Ihre Schwester Martha geschrieben!“

„Ah —?! kam es jetzt über des Lieutenants Lippen und nun war er es, der, wahrscheinlich in aufwallendem Zorne, die arme Kleine heftig an sich preßte.

„Sanna, was thust Du!?“ rief die uniformirte Freundin und versuchte es, das Mädchen zu befreien. Doch es gelang ihr nicht. Die Nemesis verlangte ihr Opfer und Wolkenheim spielte den Vertreter derselben meisterhaft.

„Mein Fräulein!“ sprach er etwas ruhigeren Tones zu Sanna gewendet, „dieser Herr hier ist wahrscheinlich Ihr Bruder und derjenige, der die Ehre meiner Schwester zu Grunde richten wollte. Ich bin kein Freund des Duells, wir wollen daher die Angelegenheit vor dem Commandanten in Ordnung bringen. Folgen Sie mir Beide zu diesem!“

Fritze, so tapfer sie sonst auch war, fürchtete doch den Zorn Papas, der mitunter sehr gefährlich werden konnte. Darum fuhren ihr diese Worte wie Blei in die Glieder. Was aber die von Natur aus ängstliche Sanna betraf, so glaubte diese sterben zu müssen vor dem in Aussicht stehenden Strafgericht des Generals.

In unsäglicher Angst schlang sie beide Arme um den Hals des hübschen Officiers und ihr ebenso hübsches Gesichtchen an dessen Ohr bringend, schluchzte sie: „Tödten Sie mich, wenn's so sein muß — aber schonen Sie meine Freundin dort — sie ist des Commandanten Tochter!“

Was er ihr darauf erwidert, wir haben's nicht erlauscht; vielleicht ward es nicht in Worten — wenn auch mit den Lippen ausgedrückt — aber er ließ sie langsam los, verneigte sich stumm grüßend vor dem holden, kleinen Mädchen, salutirte dem soit disant Kameraden und — verschwand vom Schauplatz seines Triumphes.

Arm in Arm, aber ebenfalls stumm geworden, schritten bald darauf auch der falsche Officier mit seiner Dame wieder an der präsentirenden Schildwache vorüber, den Corridor entlang, in ihr Kämmerlein hinein.

Fräulein Fritze warf ärgerlich die Uniform von sich und Sanna schmiegte sich weinend in ihre Kissen, um die eben überstandene Angst zu verschlafen und von dem schrecklichen, aber so wunderhübschen Mann zu träumen, der für der Schwester Ehre sein Blut hatte vergießen wollen.

— — — — — — — — — —

„Lieutenant Baron Wolkenheim hat mich heute um die Ehre gebeten, sich Dir vorstellen zu dürfen!“ sagte General Heiwacker nächsten Mittags zu seiner Tochter, „ein sonderbarer Mensch das! Ist jetzt schon sechs Wochen hier und nun erst fällt ihm das ein. Vielleicht hat ihm sein Vater, ein Jugendfreund von mir, den Auftrag dazu ertheilt und dem Alten zu liebe müssen wir schon eine Ausnahme machen und den Sohn empfangen. Ich habe ihn für heute Abend zum Thee geladen.“

Die beiden Mädchen stießen sich unter dem Tische. Der Gedanke: Vielleicht ist's der Officier der vergangenen Nacht! war ihnen durch den Kopf geflogen.

„Hat der Lieutenant eine Schwester —?“ frug scheinbar gleichgiltig Fritze den Papa.

„Meines Wissens war eine da, die ist aber vor zwei Jahren im Wochenbett gestorben, wie mir der alte Wolkenheim seinerzeit geschrieben. Sie war an einen Pastor verheiratet. Kann-

teſt Du ſie etwa vom Inſtitut her — ?“ forſchte der General.

„Ja — das heißt — ich glaube!“ log, etwas verlegen werdend, das Mädchen; leiſe flüſterte ſie dann der Freundin zu: „Gott ſei Dank, er iſt es nicht!“

Sanna ſtieß einen tiefen Seufzer aus. Ob er aber der Erleichterung entſprang, möchten wir ſtark bezweifeln.

Und der Abend brach herein. General Heiwacker ſaß mit dem Major Blaſewitz vor dem Spieltiſchchen, während die beiden Mädchen am Kaminfeuer plauderten und dabei in die Flammen blickten. Plötzlich trat der Diener ein und meldete Herrn Lieutenant Baron Wolkenheim.

„Sehr willkommen!“ rief der General und ſtand von ſeinem Stuhl auf, um dem Gaſt entgegen zu gehen.

Das Theezimmer war durch mehrere Lampen und Candelaber hell erleuchtet; als daher Wolkenheim auf der Schwelle desſelben erſchien, erblickten die Mädchen einen bildhübſchen Officier. Kaum aber hatte er ſein erſtes Wort geſprochen, als ſie auch wußten, daß er doch der Mann der Nacht war.

Fritze zuckte merklich erſchrocken zuſammen, Sanna hätte aufſchreien mögen vor Angſt und — Vergnügen.

„Lieutenant Baron Wolkenheim! — Meine Tochter Friederike —! Fräulein Suſanna Welden, eine Freundin derſelben!“ ſtellte der General gegenſeitig vor, dann fügte er zu Erſterem gewendet hinzu: „Bis zur Theeſtunde überlaſſe ich Sie den Damen, lieber Wolkenheim!“ Darauf nahm er ſeinen Platz am Spieltiſch wieder ein.

„Sie haben keinen Unbekannten vor ſich, meine Damen,“ hub Wolkenheim lächelnd und mit etwas gedämpfter Stimme an, als er den beiden Mädchen gegenüber ſaß, weit genug entfernt von den ſpielenden Herren, um von dieſen nicht gehört zu werden, „kein ganz Fremder iſt es, der Ihnen in meiner Perſon vorgeſtellt zu werden wünſchte, wohl aber ein reuiger Sünder, der jetzt um Ihre Verzeihung fleht.“

„Was wollen Sie damit ſagen, Herr Baron?“ frug Fritze, mit einemmale ſehr ruhig und ſicher werdend, da ſie die demuthsvolle Haltung des früher ſo Gefürchteten gewahr wurde.

„Ich habe Sie getäuſcht, habe mir einen Scherz mit Ihnen erlaubt, indem ich mich zum Vertheidiger einer Schweſter aufwarf, die ich nicht beſaß. Freilich befand ich mich in gleichem Falle wie jener wackere Kamerad auf dem Wall, deſſen tête-à-tête vor dem Schilderhäuschen ich zu ſtören mir erlaubte.“

Fritze wußte nun, daß ſie erkannt war, nicht aber, was ſie ihm erwidern ſollte. Sanna indeſſen ſeufzte laut auf:

„Es war ein ſehr unglücklicher Einfall, den wir hatten!“

„Ein himmliſcher war's, meine Damen!“ verbeſſerte der Lieutenant, Sanna dabei mit einem Blick anſchauend, der ihr bis in die äußerſte Fußſpitze drang.

„Und wie kamen Sie denn hinter die Geſchichte, wenn ich fragen darf?“ wandte ſich ein wenig erboſt Fräulein Fritze an Wolkenheim.

„Ich las —“ erwiderte keck lügend der Gefragte, „ein gewiſſes Inſerat im Bleiburger Wochenblatt und da gerieth ich auf den Einfall, die Sorte Männer kennen lernen zu wollen, die auf ſolchem Wege nach Frauenherzen jagen.“

„Sie haben aber doch die Briefe Martha's nicht ſelbſt geſchrieben!“ ſtieß Fritze hervor.

„Eben ſo gewiß und wahrhaftig wie Sie, mein Fräulein, die mit der Chiffre: F. S. V. unterzeichneten!“ betheuerte Wolkenheim.

Erröthend und ärgerlich biß Fritze ſich in die Lippen. „Nun denn, Herr Baron,“ ſagte ſie dann, „da die Sache denn doch entdeckt iſt, haben wir nichts mehr einzugeſtehen und ich glaube Sie nicht erſt um fernerres Schwei-

gen über diesen Gegenstand bitten zu müssen."

„Gewiß nicht!" erklärte er, sich ernst verneigend, blickte hierauf scheinbar verlegen zu Boden und setzte eben solchen Tones hinzu: „Dürfte ich mir vielleicht noch die Frage erlauben, ob ich das einzige Weib war, welches Ihnen aufgesessen ist —?"

Das klang so urkomisch, daß die Mädchen laut auflachten.

„Nein," sagte Sanna, der der Schalk wieder aus den Augen blitzte, „wir haben deren fünf ein Rendezvous für einen der nächsten Tage gegeben."

„Und werden Sie es einhalten?" forschte der Officier.

„Was Sie neugierig sind, mein Herr!" tadelte Fritze, „aber da Sie doch — scheinbar wenigstens zu unserem Geschlecht zählen wollen, sei Ihnen verziehen." Und sie erzählte ihm, in welcher Art und Weise und wo man die Schönen zu treffen hoffe.

„Gestatten Sie mir, meine Damen, den Spaß vervollständigen zu dürfen?" bat Wolkenheim. Und fröhlich sagten die Mädchen zu.

Der Diener brachte jetzt das Theegeschirr und Fritze begab sich an den Tisch, um den Pflichten der Hausfrau nachzukommen. Diese Gelegenheit benützte der junge Officier, indem er Sanna näher rückte und leise flehenden Tones zu ihr sprach: „Mein Fräulein! War es eine Nothlüge, die Sie gebrauchten, um die Freundin zu retten, oder haben wirklich Sie jene Briefe geschrieben, die mich gefangen nahmen —?"

Das Mädchen zögerte mit der Antwort; es wußte nicht, ob es ihr schaden oder nützen werde, wenn es die Wahrheit gestand. Und Sanna fürchtete bereits in seinen Augen verlieren zu können.

„Oh, sprechen Sie!" bat Wolkenheim, inniger noch als früher, „doch nein! Thun Sie es nicht. Hier ist mein Notizbuch; schreiben Sie mir zwei Worte nur in dasselbe — es wird mir genügen."

Und er zog schnell und heimlich ein kleines Portefeuille aus der Brusttasche und legte es ihr in den Schooß. Dann verließ er sie und trat zu den Herren am Spieltisch hin.

Einen Augenblick noch zögerte Sanna. Dann ergriff sie den Stift, öffnete das kleine Buch und schrieb mit fester Hand:

„„Verzeihen Sie den thörichten Mädchenstreich, vergessen Sie ihn!
Sanna.""

„Zum Thee, meine Herrschaften, wenn ich bitten darf!" rief jetzt die sonore Altstimme Fritze's.

Während die alten Herren dieser Aufforderung etwas schwerfällig nachkamen, näherte sich der junge Officier schnell der Stelle, wo das Mädchen mit den dunklen Augen stand und ungesehen von den Uebrigen glitt aus ihrer Hand das Notizbuch in die seine.

Eine Stunde später verließ Wolkenheim die Gesellschest und kaum auf seinem Zimmer angekommen, warf er Mütze und Mantel von sich, um das zu erfahren, wonach er so lebhaft begehrte. Ein Blick auf das Blatt genügten, um ihn hell aufjauchzen zu machen.

„Ihr also gehört diese Hand, ihr, der auch diese himmlischen Augen gehören — Wolkenheim, ihr gehörst du selbst!" rief er sich zu und warf sich dann auf sein Lager.

In dieser Nacht schliefen zwei junge Leute eben so schlecht, wie in der vorhergegangenen und wer dieselben waren, erräth mein liebenswürdiger Leser wohl sehr leicht.

Bei der Bleiburger Liedertafel trafen unsere Bekannten sich wieder und Lieutenant Wolkenheim wurde von dem General bei dieser Gelegenheit freundlichst eingeladen, an seinem Tische, an der Seite seiner Tochter und deren Freundin Platz zu nehmen.

Fünf Damen von sehr verschiedenem, aber durchaus nicht einnehmen-

dem Aeußeren, die zusammen mindestens 200 Jahre zählen mochten, fielen in der Gesellschaft besonders dadurch auf, daß sie brennend rothe Klatschrosen im Haar und an der Brust trugen.

Ein äußerst dürrer, junger Mann, der Friseur, Raseur und Hühneraugen-Operateur der Bleiburger Garnison, war mit einer ebensolchen Blume im Knopfloch einen Augenblick sichtbar gewesen, hatte aber bald die Flucht ergreifen müssen vor den Attaquen der gleichgeschmückten Jungfrauen.

Wolkenheim's List war gelungen; sein Werkzeug aber, sein Barbier, hatte den Schauplatz seiner Thätigkeit so schnell als möglich wieder verlassen.

Zu Ende des Carnevals verließen auch Fräulein Susanna Welden und Herr Lieutenant Baron Wolkenheim die Festung Bleiburg. Sie, um zu ihrem Oheim zurückzukehren, er — um den Dienst zu quittiren und auf seinen Gütern Landwirth zu werden. Daß er als solcher nicht allein bleiben mochte, ist natürlich und Niemand wird darüber erstaunt sein, daß eines Tages in dem bedeutendsten Journal der Residenz ein Inserat erschien, welches folgende Anzeige erhielt:

Baron Gustav Wolkenheim,
Susanna Baronin Wolkenheim, geb. Welden,
als Vermälte.

— — — — — — — — — —

Fräulein Lieutenant Fritze soll nach Papa's Tode zum Civile übergegangen sein.

An die Philosophen.

Die ihr das All' ummessen und gewägt,
Und eingesächert Gottes Schöpfungswunder,
Und ausgemacht was jeder Busen trägt,
Was Weisheit sei, was eitler Narrenplunder;
Die ihr noch vor dem Regen hört das Tropfen,
Und vor des Nah'nden Kommen schon sein Klopfen:

Sagt mir nur Eins und ich will gläubig sein:
Wohin des Hundes Seele einst wird fahren?
Zeigt mir nur Eins: ein krankes Käferlein
Geheilt von eurer hohen Kunst, Scholaren!
Thut mir nur Eins: ein glucksend Küchlein brütet
Aus all' den tauben Eiern, die ihr hütet!

Levin Schücking.

Kleine Laube.

Am erſten Tage.

Aus einer älteren Schrift von
P. K. Roſegger.

Den lieben Gott ſelber nimmt man bei der Hand und nennt ihn Bruder und dankt ihm, daß er Einen nicht zum Engel, ſondern zum Menſchen gemacht hat.

„Soll denn eine Zeit kommen, wo Honigwochen nicht mehr ſind?“ fragt ſie dich, die Geliebte, die Einzige, die Angetraute.

Du ſitzeſt in leichtem Hauskleide neben ihrem Bette und blickeſt das holde Weſen an — es iſt ſo zart, ſo weiß, die reiche Fülle der Locken umrahmt das Antlitz, die langen Wimpern verhüllen das Kleinod des Auges; ein wenig entfaltet iſt das Lippenpaar — leiſe aus und ein den Athem ziehend — deines Frühlings warmen Hauch; auf dem Buſen wiegt die zarte Hand ſich im ſanften Aufundnieder ...

Der erſte Morgen!

Jetzt ſchlägt ſie die Augen auf, ſiehet dich und macht ſie wieder zu. An euren Wangen iſt Morgenroth. Deinen Mund zieht's nach ihren Lippen!

Draußen iſt Sommertag. „Komme, mein Lieb', wir gehen ſpazieren.“

„Aber — heute nicht unter Leute,“ flüſtert ſie.

„Alſo in den Wald. Ja, Herz, Du haſt Recht, es wird keine Zeit kommen, da dieſe Tage nicht mehr ſind.“

Ihr wandelt die Wege, die ihr geſtern gegangen ſeid, mit den Myrthen und mit den Lilien. Das iſt aber nicht mehr derſelbe, es iſt ein anderer Weg.

Geſtern und heute!

Und merkwürdig iſt ihr Blick, nicht wahr? Du haſt bisher keinen ſolchen Blick ihres Auges erfahren — ſo verwirrt, ſo vorwurfsvoll, ſo verzeihend, ſo innig, ſo befangen — ein merkwürdiger Blick.

„Guck,“ ſagt ſie, „jetzt trägſt Du eine Ehemannsſeele in Dir!“

„Ja,“ ſagſt du, „jetzt leb' ich zwei Leben. Iſt das eine unpaß, ſo hüpfe ich auf das andere hinüber. Mach' Du es auch ſo.“

„Ich bin ſchon drüben,“ antwortet ſie.

Dann wendet ihr euer Angeſicht gegen das Blau, welches zwiſchen den Zelten des Tannes blickt. Ein weißes Wölklein ſchwimmt vorüber; ein munteres Vöglein hüpft in den immergrünen Gabeln, pickt in den Samengehäuſen der Zapfen. Waldbienen ſummen und klingen — wären Saiten geſpannt an den Stämmen, ſo müßten ſie klingen. Du ſchließeſt wohl halb die Augen, um neben dieſer äußeren Welt auch noch die innere zu ſchauen. Du öffneſt halb die Lippen, um die Waldesluft in deine Bruſt zu trinken.

Sie hat ein Doppelpflänzchen gepflückt, an welchem zwei große Erdbeeren hängen, ſie legt dir das Sträußchen ſo in den Mund, daß eine der Beeren zwiſchen die Lippen ſinkt. Dann neigt ſie ſich zu dir und ſaugt mit ihrem Munde die zweite Beere von dem

Sträußchen. Dann liegt auf deinem Schnurbärtchen nunmehr der Zweig mit ſeinen grünen Blätterherzen. — So liebt ein junges Paar Erdbeeren zu pflücken.

Es mag Hochſommer ſein. Ihr ſchreitet tiefer in den Schatten und ſuchet die dunkelſten Büſche auf. Sie iſt im Herzen ein Kind und freut ſich an einem Neſte der Wildſchnepfe; aber ſie rührt kein Hälmchen an, und willſt du es thun, ſo hält ſie dir den Arm zurück; und willſt du dir den kunſtvollen Bau des Neſtes beſehen, ſo breitet ſie ihr Händchen darüber aus. Du biſt allzugierig. — Himbeer- und Brombeergeſträuche hat ſeine Dornen und Hecken; da bleibt ſie wohl bisweilen hängen mit ihrem luftigen Kleide. Je mehr ſie ſich wendet und bückt, um ſich zu erlöſen, deſto vielfältiger wird ſie umſtrickt. Du befreiſt ſie gern, biſt aber nicht uneigennützig genug, um auf den Sold zu verzichten, den du dir in baaren Küſſen ſelber holſt. Muß ſie denn Alles zahlen und Alles geben! Schon am erſten Tage! — Was ſoll ſie morgen für dich haben und im nächſten Jahre und in aller Zukunft? — Du fragſt heute nicht, mein Freund, und ich antworte dir doch. Heute beglückt dich ihrer Liebe Kindlichkeit und Ergebung, morgen berauſcht dich ihrer Liebe Gluth, auf's Jahr beſeelt dich ihr Mutterglück und ihr Opferwille, in aller Zukunft bleibt dir ihre Treue: ſie lebt für dich, ſie duldet für dich, ſie ſtirbt für dich. Du liebſt ſie, weil ſie deine Luſt iſt, ſie liebt dich, weil ſie für dich leiden wird.

Weiter hin in der Sonne wächſt das immerblühende Kraut der Eriken; des Waldes Lorbeer, die edle Pflanze der Preißelbeere glänzt darunter. Dazwiſchen wiegen die goldfarbigen Liebfrauenſchühlein, an denen die Hummeln und Bienen gern Honig ſammeln. So mag es ſich ja zutragen, daß auch ihr euch einmal in das Kraut der Eriken und der Preißelbeeren legt und der Sonne volles Anrecht laßt auf eure Glieder. Ameiſen rieſeln geſchäftig über eure Kleider hin, kleine und große Schmetterlinge gaukeln vor euren Augen, einer iſt dabei, der will ſich in's Lockenmeer des jungen Weibes ſetzen — aber du jagſt ihn fort.

Arg drohen euch die Thiere in ihr Bereich zu ziehen. Ihr ruht auf einem Wald im Kleinen, auf einer Welt im Kleinen; in ihren Schattentiefen ruhen und weben andere Weſen, die ſind jung, da ihr euch niederlaſſet, und ſind alt, bis ihr euch erhebt. Während einer einzigen Spanne eures ſüßen Lebens haben die da unten im Haidekraut und im Gemooſe geworben, geliebt, gelitten und geſtritten. Idealiſtiſche ſind darunter, die ſtreben höheren Welten, vollkommeneren Weſen zu und kommen — zu euch herauf. An deiner Stirnlocke ſehe ich eine junge Kreuzſpinne ſitzen. Sie blickt mit ihren vielen Augen hinüber zu deiner Liebſten, ſie möchte gern drüben ſein, aber es iſt keine Brücke gezogen... Soll ſie doch warten, bis ihr ſelbſt die Brücke baut und eure Häupter ſich innig nahen? Sie will vorlang nicht müßig ſein; ſie ſpinnt einen langen Faden, ſo fein, ſo unſichtbar, wie die Ahnung der Jungfrau. Ein Lufthauch weht und trägt den Faden hinüber in's zarte Gelock deiner Geſponſin und nun iſt die fliegende Brücke vollendet. Du ſchauſt der Liebſten unerſättlich in das große Auge. In deiner Bruſt wehen die Schauer des vollſten Lebens, mit den Lippen begehrſt du zu küſſen, mit den Armen ihren weißen Nacken zu umwinden. Jetzt gewahrt ſie auf dem fliegenden Faden haſtig die Kreuzſpinne nahen — entſetzt ſpringt ſie auf — lachend eilt ſie über das Haidekraut.

„Ach, Kind," ſagſt du, „hätteſt ſie gewähren laſſen, ſie hätte uns neu verbunden und verflochten, ſie hätte uns eingewebt in ihren himmliſchen Schleier!"

Ihr ſeid der Erde und verſchmäht den Himmel: ſo verhüllen euch der Bäume Kronen fein unendliches Blau, das nur die Sehnſucht mißt. Auch eure Sehnſucht hat alle blauen Himmel durch-

meſſen und hat — zur Erde wiedergekehrt — ihr Ziel gefunden.

Die Rinden des Geſtämmes ſind geriſſen, durchfurcht und durchgraben, das ſieht aus, wie eine Hieroglyphenſchrift. Kannſt du ſie leſen? Euer Morgen mag hier aufgeſchrieben ſein, eure Zukunft. „Ewig vereinigt, ewig beiſammen!“ ſo jauchzt ihr heut in Hymnen; aber einſt kann ein Tag ſein, da eins von euch Beiden allein die Pfade wandelt — weinend oder jubelnd! O, geht raſch vorbei an dieſen Hieroglyphen. — Seht, dort graſt ein Reh. Es ſieht euch wohl, aber flieht euch nicht, es weiß, ein Menſch an dieſem Tage tödtet nicht. Ihr ſeid des Lebens Frucht und ſeid des Lebens Keim, ihr ſeid heute das Herz der Welt....

Bis ihr den Weg nach dem heimatlichen Dache antretet, dämmert es. Leuchtwürmchen funkeln euch entgegen; dein liebes, großes Kind verbirgt davor die Hände weil es glaubt, die fliegenden Funken könnten ſie brennen. Bald aber wird ſie kühn, fängt gar eines der ſtrahlenden Käferchen ein, ſtellt es fürſorglich auf die Spitze ihres Zeigefingers und leuchtet dir mit ſolcher Kerze in das Geſicht. Bei dieſem Lichte lugt ihr euch nächtlicher Weile in die Augen.

Nach Hauſe gekommen, könntet ihr beobachten, wie eine verzweifelte Köchin die Hände über den Kopf zuſammenſchlägt. Die Brühe veraltet, der Braten verdorben, der Pudding vertrocknet! Leichtfertiges Volk, ihr habt das Mittagsbrod vergeſſen! — Ein ſchuldlos Huhn muß Alles bezahlen, ihm koſtet dieſer Abend das Leben. Um ſo fröhlicher lodert das eure auf. Rheinwein! Eine Flaſche iſt heute zu wenig. Du ſchenkeſt wacker ein, ihr ſtoßet die Kelche an. Dieſe ſind noch gut zu leeren. Euer Wohl!..

Und ſoll ich euch weiter begleiten?... Ah, du winkeſt! Ich verſtehe dich!

Steiriſche Volkslieder.

Mitgetheilt von Anton Schloſſar.

D'Liab auffagen.*)

Bua.

Da Himmel iſt gſtaſethoata,
Stoangfrorn is's auf da Erd,
Grüß di Gott, mein tauſend Schatzal,
I han mi ſchiach gfrört.

Dirndl.

I thu da nimma auf,
I laß di nimma ein,
Weil du geſtert Abends ſpat,
Net ghattn haſt gegn mein.

Bua.

Schön's Dirndl, wer hat das plaudat,
Schön's Dirndt, wer hat das gſagt,
Daß i geſtert Abends ſpat
A anders Dirndl han ghabt.
Geh bild da's nur net ein,
Was wirds um einmal ſein,
Und wenns a öfta gſchehen that,
Hätt gmoant, es that di freun.

Dirndl.

Du warſt ma wohl a Bua,
Biſt wohl batd ſo, batd ſo,
Du bleibſt hatt nöt bei oana,
Liabſt alleweil a zwo.
Es thuat da koane recht,
Es thuat da koane gfalln,
Und wann du willſt a ſchönre habn,
So taß da ane mahln.

Bua.

Du wärſt mir a net z'brauchn
Von wegen deiner Schön,
I derf ja net lang herſtehn,
Kann a ſcho weiter gehn:
Biſt weita net gar ſchön,
Biſt weita net gar reich.

Dirndl.

Du haſt ma wenig außazgebn.

Bua und Dirndl.

Und oaſtn ſan ma gleich.

Traurige Liab.

Zwei kohlſchwarze Täuberln
Habn Flügeln tichti,
Und daß mir mein Schatz
Nit treu bleibt, fürcht i.

Zwegn we bleibſt denn aus,
Zwegn we kummſt net her,
Es is ja als war i
Dein Dirndl net mehr.

Wo wohnt denn die Freud
Und wer hat mirs verführt,
Vor Kurzen, da hats no
In mein Herzerl logirt.

*) Zum Vergleiche mit dem „Gaſſelſpruch“, „Heimgarten“ III., Seite 384.

I frag und i ſuch
Und i finds nimmermehr,
Sie is ma halt auszogn
Und s'Kammerl is leer.

Mir hat von Verliabtſan,
Von Treuſan was tramt,
Und i wollt und i möcht,
I hätts wach net verſamt.

Jetzt wird mir ſo entriſch,
Jetzt wird mir ſo bang,
I moan halt, i fürcht halt,
I mochs neama lang.

Eine Rede für Redner.

Ein alter Schweizer Bürger ſpricht zu ſeinem Sohne, der ein großes Rednertalent zeigt, folgende Worte:

„Sohn! Eine ſchöne, aber gefährliche Gabe haſt du verrathen! Pflege ſie, baue ſie, mit Treue, mit Pflichtgefühl, mit Beſcheidenheit! Nie leihe ſie dem Unechten und Ungerechten, dem Eiteln und dem Nichtigen; denn ſie kann wie ein Schwert werden in deiner Hand, das ſich gegen dich ſelbſt kehrt oder gegen das Gute, wie gegen das Schlechte; ſie kann auch eine bloße Narrenpeitſche werden. Darum grad-ausgeſehen, beſcheiden, lernbegierig, aber feſt, unentwegt! Denke ſtets daran, deinen Mitbürgern, deinem Vaterland Ehre zu machen, Freude zu machen; an dies denke, und du wirſt am ſicherſten vor falſcher Ehrſucht bewahrt bleiben! Unentwegt! Glaube nicht immer ſprechen zu müſſen, laß' manche Gelegenheit vorbeigehen und ſprich nie um deinetwillen, ſondern immer einer erheblichen Sache wegen! Studiere die Menſchen nicht, um ſie zu überliſten und auszubeuten, ſondern um das Gute in ihnen aufzuwecken und in Bewegung zu ſetzen und glaube mir: Viele, die dir zuhören, werden oft beſſer und klüger ſein, als du, der da ſpricht. Wirke nie mit Trugſchlüſſen und kleinlichen Spitzfindigkeiten, mit denen man nur die Spreuer bewegt; den Kern des Volkes rührſt du nur mit der vollen Wucht der Wahrheit. Darum buhle nicht um den Beifall der Lärmenden und Unruhigen, ſondern ſieh auf die Gelaſſenen und Feſten, unentwegt! — Gleichmäßig bilde deine Kenntniſſe aus und bereichere deine Grundlagen, daß du nicht in leere Worte verfalleſt! Nach dieſem erſten Anlaufe laß' nun eine geraume Zeit verſtreichen, ohne an dergleichen zu denken! Wenn du einen glücklichen Gedanken haſt, ſo ſprich nicht, nur um dieſen anzubringen, ſondern lege ihn zurück; die Gelegenheit kommt immer wieder, wo du ihn reifer und beſſer verwenden kannſt. Nimmt dir aber ein Anderer dieſen Gedanken vorweg, ſo freue dich darüber, ſtatt dich zu ärgern, denn es iſt ein Beweis, daß du das Allgemeine gefühlt und gedacht haſt. Bilde deinen Geiſt und überwache deine Gemüthsart und ſtudiere an anderen Rednern den Unterſchied zwiſchen einem bloßen Maulhelden und zwiſchen einem wahrhaftigen und gemüthreichen Manne! Reiſe nicht im Lande herum und laufe nicht auf allen Gaſſen, ſondern gewöhne dich, von der Veſte deines Hauſes aus und inmitten bewährter Freunde den Weltlauf zu verſtehen; dann wirſt du mit mehr Weisheit zur Zeit des Handelns auftreten, als die Jagdhunde und Landläufer. Wenn du ſprichſt, ſo ſprich weder wie ein witziger Hausknecht, noch wie ein tragiſcher Schauſpieler, ſondern halte dein gutes natürliches Weſen rein und dann ſprich immer aus dieſem heraus. Ziere dich nicht, wirf dich nicht in Poſitur, blick, bevor du beginnſt, nicht herum wie ein Feldmarſchall, oder gar die Verſammlung belauernd! Sag' nicht, du ſeieſt nicht vorbereitet, wenn du es biſt; denn man wird deine Weiſe kennen und es ſogleich merken; und wenn du geſprochen haſt, ſo geh' nicht herum, Beifall einzuſammeln, ſtrahle nicht von Selbſtzufriedenheit, ſondern ſetze dich ſtill an deinen Platz und horche aufmerkſam dem folgenden Redner. Die Grobheit ſpare wie Gold, damit, wenn du ſie in gerechter Entrüſtung einmal hervorkehrſt,

es ein Ereigniß ſei und den Gegner wie ein unvorgeſehener Blitzſtrahl treffe! Wenn du aber denkſt, je wieder mit einem Gegner zuſammen zu gehen und gemeinſam mit ihm zu wirken, ſo hüte dich davor, ihm im Zorne das Aeußerſte zu ſagen, damit das Volk nicht rufe: Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich!"

Gottfried Keller.

An den Geliebten.

Mit Dir entfloh ich einem Leben
Voll Trug und Schmerz;
Mit Dir allein kann ich nur ſtreben
Stets himmelwärts.

Mit Dir beſchau' im blauen Aether
Ich Gottes Bild;
Mit Dir erſchien mein holder Retter
So ſanft und mild.

Mit Dir entſchwebt ich wonnetrunken
Der dunklen Nacht;
Mit Dir ſind helle Götterfunken
In mir erwacht.

Mit Dir erreicht der Schwarm von Sorgen
Mich nimmermehr;
Mit Dir beginnt ein jeder Morgen
So ſchön und hehr.

Mit Dir erhellt der Glanz der Sterne
Der Schöpfung Pracht;
Mit Dir vertrau' ich feſt und gerne
Auf Gottes Macht.

Heyret.

Eine Kunde von Ferdinand Raimund's Grab.

Von Rudolf Tyrolt.

In Felixdorf, der letzten Station vor Wiener-Neuſtadt, verläßt man die Bahn und wandert durch das freundliche Thal der Pieſting, durch mehrere Ortſchaften, an der von hohem Felſen herabblickenden Ruine Starhemberg, einſt von Friedrich dem Streitbaren bewohnt, vorbei, nach der „Oede". Die Berge ſind unterdeß immer näher gerückt und nun gelangt man auf der vom Felsgeſtein eingeengten Landſtraße weiter durch die mit dem obigen Namen ganz richtig bezeichnete Gegend, deren Stille höchſtens durch das laut daherſprudelnde Gebirgswaſſer geſtört wird. Man bekommt da ſchon einen Vorgeſchmack von dem ſtillen, lieblichen Gutenſtein.

Nach zweiſtündigem Marſche erreicht man den freundlichen Flecken Pernitz und in einer weiteren halben Stunde im breiter gewordenen Thale den zwiſchen Pernitz und Gutenſtein liegenden „Raimundhof", die einſtige Beſitzung Ferdinand Raimund's.

Hart an der Berglehne liegt ſie da, die weiß übertünchte, etwas altväteriſch ausſehende Lieblingsſtätte unſeres Volksdichters, eingerahmt von dichtem Tannenwalde. Von einem die Hauptfronte des Hauſes zierenden Balcone genießt man eine herrliche Ausſchau über das friedliche Thal wie auf die einen ſtattlichen Hintergrund bildenden Berge. Der Raimundhof iſt heute im Beſitze eines penſionirten Staatsbeamten, eines hohen Achtzigers, der — wie man mir in der Umgegend verſicherte — durch ſein Sonderlingsbenehmen viel an den früheren Eigenthümer erinnern ſoll. Ein Zimmer iſt noch mit der ganzen Einrichtung aus Raimund's Zeit erhalten und zu ſehen.

Mit pietätvoller Wehmuth betrachtete ich das ſtille, einſame Landhaus! Ferdinand Raimund war es leider nur zwei Jahre vergönnt, die Segnungen der Ruhe und des Glückes, die ihm dieſes Beſitzthum gewähren ſollte, zu genießen. Am 5. September 1834 erwarb er dasſelbe zu Eigenthum — der 5. September 1836 ward ſein Sterbetag.

Am 25. Auguſt des letzten Jahres kam Raimund ſpät in der Nacht von Wien nach ſeinem Landſitze. Sein Haushund, der ihn wohl nicht gleich erkannt haben mochte, verwundete ihn durch einen Biß in die Hand. Raimund, ein Hypochonder ſein Lebelang, befällt der Wahn, der Hund ſei toll! Nach wenigen Tagen wird der Hund erſchoſſen und Raimund, namentlich durch die Verwüſtung, welche das Thier im Hofraume angerichtet, in ſeinem unglückſeligen Wahne beſtärkt. Er will noch in der

Nacht nach Wien, um ärztliche Hilfe zu Rathe zu ziehen. Auf dem Wege nach Wien, in Pottenſtein, erklärt der Kutſcher, da mittlerweile ein heftiges Gewitter losgebrochen war, er könne mit ſeinen ermüdeten Pferden nicht mehr weiter, und ſo muß ſich Raimund bequemen, in Pottenſtein zu übernachten. Raimund, der in den letzten Tagen fortwährend und übermäßig viel Waſſer getrunken, um eine etwa eintretende Waſſerſcheu zu beobachten, ſchickt ſeine ſtete Begleiterin, ſeine treue Freundin A. W., um friſches Brunnenwaſſer, welchem Verlangen dieſelbe auch nachkommen will.

Dieſen unbewachten Augenblick benützte Raimund, um in fieberhafter Einbildung, im gräßlichſten Wahne befangen, eine That zu vollführen, welche die dramatiſche Kunſt Eines ihrer edelſten und tüchtigſten Jünger beraubte.

Am Friedhofe des nahegelegenen Ortes Gutenſtein liegt Ferdinand Raimund nach ſeinem eigenen Wunſche begraben. Mein erſter Gang, als ich in dem lieben freundlichen Markte angekommen war, galt ſelbſtverſtändlich dem — Gottesacker. Auf einem durch einen Handweiſer „zu Raimund's Grab" bezeichneten Wege ſtieg ich die ſanfte Anhöhe hinan und erreichte in wenigen Minuten die über alle Beſchreibung ſchön gelegene Gutenſteiner Ruheſtätte. Ich trat durch das offene Thor und ſchritt auf das Grabdenkmal Raimund's zu. Es war bereits am ſpäten Nachmittage, als ich dieß mein Wanderziel erreichte.

Ringsherum Alles ſtill — tiefes Schweigen. Auf einigen ſteinernen Stufen ſtieg ich empor zu dem mit einem maſſiven Gitter umgebenen Grabe. Ein einfacher Marmorobelisk, die aus Eiſen gegoſſene Büſte Raimund's in einer Niſche bergend, gibt der Nachwelt Kunde von deſſen ewiger Ruheſtätte: „Ferdinand Raimund, Schauſpieler und Dichter, geſtorben am 5. September 1836. Von ſeiner treuen Freundin A. W." Ein verwelkter Lorbeerkranz ziert die Büſte.

Als ich, in Gedanken verſunken, da oben ſtand, die theuren Züge Raimund's betrachtend, klopfte mich Jemand auf die Schulter. Es war der Todtengräber, ein gemüthliches altes Bäuerlein, mit dem ich mich bald im lebhafteſten Geſpräche befand. So erzählte er mir unter Anderem, daß er als junger Burſche dem Leichenbegängniſſe Raimund's beigewohnt habe und wußte er nicht genug von der großartigen Leichenfeier zu ſagen. Im Jahre 1872, theilte er mir ferner mit, habe er die Gebeine Raimund's in einen neuen Sarg umlegen müſſen und ſei bei dieſer Gelegenheit der Leibrock, mit dem ſeinerzeit die Leiche bekleidet geweſen, merkwürdiger Weiſe, noch gut erhalten vorgefunden worden. Schließlich machte er mich mit einer traurigen Scene bekannt, die ſich noch gar nicht lange am Grabe Raimund's abſpielte.

Es war vor einigen Jahren, im Spätherbſte, als er eines Tages eine alte, nothdürftig gekleidete, kümmerlich ausſehende Frauensperſon mühſam den Weg heraufkommen ſah. Sie blieb vor dem Grabe Raimund's ſtehen, kniete nieder und betete leiſe und inbrünſtiglich.

Ohne ein Wort zu ſprechen, ging ſie wie ſie gekommen war. Der Todtengräber, an dem ſie vorüberſchritt, hat ſie erkannt .... Es war die „treue Freundin A. W." Seitdem hat man ſie nie wieder in Gutenſtein geſehen!

Zwiſchen den Gruftſteinen entdeckte ich ein „Immergrün"; ich rieß es heraus, um es als Andenken mitzunehmen.

* * *

Die Sonne neigte ſich zum Untergange; ihre letzten Strahlen beleuchteten noch einmal das einſame, verlaſſene Grab und das bereits in feiertaglicher Ruhe daliegende, rings durch hohe Berge von der Welt abgeſchloſſene Gutenſteiner Thal. Es war ein herrlicher Anblick! Ich hatte eine ſelige, erhebende Stunde verlebt, eine Stunde, die Wünſche rege machen kann, wie ſie wohl Ferdinand Raimund gehegt haben mochte, als er ſang:

Und ſchließt mich einſt die Kunſt aus ihrem Tempel aus,
Verbirg' mein graues Haupt in deinem grünen Haus.
Dann mag ſich meine Lebensſonne neigen,
Dann will ich in dein kühles Brautbett ſteigen,
In deinem Schoß ruh' mein Gebein,
Mein Grabdenkmal ſei in Gutenſtein.

Tyrolt's: „Aus der Theaterwelt."

Ein Pröbchen bosniſcher Volksdichtung.

Mitgetheilt von Dr. E. Schatzmayer.

Ein Mann hatte ein böſes Weib. Dieſes hatte das Pulver nicht erfunden und war eigentlich mehr dumm als böſe. Ihr Mann hatte deswegen ſein rechtes Kreuz mit ihr. Er gab ihr gute Rathſchläge, er drohte ihr, er ſchlug ſie. Alles umſonſt. Sie wurde mit jedem Tag dummer. Zuletzt riß dem Manne die Geduld und er nahm einen Prügel und walkte ſie windelweich. Das grün und blau geſchlagene Unglücksweib ging hinaus in den Hof, um ſich dort auszuweinen. Im Hofe lag die Kuh und kaute. Sie ſchaute mit großen Augen das Weib an, ob es ihr etwas zu freſſen bringe. Wie das Weib ſieht, daß die Kuh ſie betrachtet und dabei das Maul verzieht, wird ſie wüthend vor Zorn und ſchreit: „Ha, Du Rabenvieh, Du lachſt mich noch aus!" ſpringt in's Haus, erwiſcht die Hacke und haut damit der Kuh auf den Kopf: „Du lachſt mich noch aus? hab' ich nicht genug an den Schlägen und Schmerzen, die mir der böſe Mann gegeben hat?" Mit dieſen Worten ſchlug ſie der Kuh ſo lang auf den Kopf, bis ſie ganz todt war. Als der Mann in den Hof trat, was mußte er da ſehen? Die Kuh lag auf der Erde und war maustodt! „Schlag' das Uebel und es wird ärger!"*) ſagt der Mann, zieht der todten Kuh die Haut ab, ſalzt das Fleiſch ein und hängt's an die Stubendecke, damit es im Rauche trockne. Das Hintertheil ſchneidet er ab, gibt's dem Weibe und ſagt: „Da thu' es kleinweis unter's Kraut zum Eſſen." Damit geht der Mann fort auf den Markt. Das Weib nimmt das Hintertheil, hackt und ſchneidet es klein, geht in den Garten und legt das Fleiſch dort unter die Krautköpfe. Das ſehen die Hunde, kommen und freſſen das ganze Fleiſch. Unter den Hunden war auch ihre Hündin. Sie ergreift dieſe und ſchleppt ſie, um ihr das Fleiſchfreſſen auszutreiben, in den Keller. Dort bindet ſie die Hündin an den Hahn (Pipe) des Weinfaſſes und haut ſie tüchtig mit dem Stocke, indem ſie ihr wüthend zuſchreit: „Ha, Du Luder, immer führſt Du die ganze Hundebande mit Dir, auch wenn's Dir nicht notthut! Haben Deine Hunde nicht mein Fleiſch gefreſſen?" Und wie ſie ſo auf die Hündin losſchlägt, fängt dieſe an ſich zu winden, reißt den Hahn los und rennt zur Thür hinaus — der Wein lauft unterdeſſen aus dem Faſſe. Als das Weib es bemerkt, iſt der Wein ſchon ausgefloſſen und eine große Lacke auf der Erde. Sie fürchtet ſich, daß der Mann die Lacke ſehen werde, läuft und holt alles Mehl, das im Hauſe iſt und beſtreut damit die Lacke. Als der Mann vom Markte nach Hauſe kommt, o weh, da hat er kein Abendeſſen. Das Fleiſch haben die Hunde gefreſſen, der Wein iſt ausgelaufen, das Mehl verſchüttet! Dreifaches Grauſen — Gift und Galle!

Er hat keinen andern Gedanken, als: zum Stock greifen und willſt Du oder willſt Du nicht, das Weib nach Noten durchhauen. Als das dem Weibe zu viel wird und ihr Bitten nichts hilft, entwiſcht ſie durch die Thüre und läuft in der Dunkelheit in einen Wald. Hier übernachtet ſie in einem alten Gemäuer. Wie es Tag wird und die Sonne ſo ſcheint und ſie nichts zu thun hat, fängt ſie an zu ihrem Zeitvertreibe am Gemäuer zu kratzen und ſtößt dabei auf einen Topf mit Geld. Wer war freudiger und froher als ſie? Sie hebt den Topf auf und trägt ihn nach

*) Bosniſches Sprichwort, mit der Bedeutung: Trage geduldig das Böſe, ſonſt — folgt Schlimmeres nach!

Hause. Vor Freude vergißt sie Schläge und Schmerzen und rühmt sich vor ihrem Manne des schweren Schatzes, den sie ausgegraben und hergetragen. Der Mann, der ihre Schwächen kannte und wußte, daß sie auch vor Anderen sich rühmen und verrathen werde, daß sie Geld gefunden, nimmt heimlich den Topf, vergräbt ihn unter dem Fußboden der Stube und geht fort auf den Markt. Wie er fort ist, fängt das Weib an überall ihren Topf zu suchen, findet ihn, nimmt einige Münzen heraus, geht zum Töpfer und kauft eine Anzahl Töpfe. Nachdem sie dieselben nach Hause getragen, steckt sie sie, einen nach den andern, auf die Zaunstecken vor dem Hause. Zufällig blieb ihr ein Topf übrig, für den sie keinen Stecken mehr fand. So nimmt sie eine Stange und beginnt an den Töpfen herumzuschlagen und zu stoßen, indem sie ihnen keifend zuruft: „Weiter, vorwärts, rührt Euch, macht Platz diesem Topfe!“ Bei diesem Herumklopfen zerbrach sie alle Töpfe, die auf den Zaunstecken hingen. Nur der Topf in ihrer Hand blieb ganz. Den steckte sie auf einen Zaunstecken. Bald nachher kommt ihr Mann aus dem Wirthshause und bemerkt, daß sein Weib den Schatz aufgestört und auch einige Münzen herausgenommen hat. Sorge und Angst befällt ihn, daß die Türken und der Kadi (türk. Ortsrichter) etwas davon erfahren und dann — könnte er den Schatz mit Habe und Leben bezahlen! Was er befürchtete, das geschah auch. Welches Weib vermöchte irgend etwas zu verschweigen? Sie rühmte sich bei dieser und jener Bekannten und Nachbarin, daß sie einen Schatz gefunden und ausgegraben habe. Kurz, daß Geheimniß wird bald allgemein bekannt. Der Mann erschreckt. Zuletzt kommt er auf den Gedanken, sein Weib auf listige Weise zu täuschen und einzuschüchtern und so die Sache zu vertuschen. Er sagt also zu ihr: „Hör' Weib, weißt Du was der Telal (öffentlicher Ausrufer in den türkischen Städten) heut' auf dem Marktplatze ausgerufen hat?“ „Aufgepaßt ihr Leute! Heut' Abend beginnt der Hühnerkrieg! Sorge jeder bei Zeiten für sich und seine Familie!“ Was soll nun aus uns werden?

Das Weib erschrickt und bittet ihren Mann um Gottes und aller Heiligen Willen, sie sobald wie möglich vor diesem schrecklichen Hühnerkriege zu verbergen. Auf das eben hatte der Mann gewartet. Er nimmt sie am Arm und führt sie in eine tiefe Grube. Diese deckt er mit einer trockenen Ochsenhaut zu. Auf die Haut streut er dann Maiskörner; sobald die Hühner das bemerken, kommen sie aus der ganzen Nachbarschaft gelaufen und fangen an auf der Ochsenhaut die Körner aufzupicken. Wie sie so über sich den Hühnerkrieg toben hört, wird sie steif und starr vor Angst. Sie meint, daß das ganze Hühnerheer gegen sie ausgerückt sei. Als der Mann sah, daß er dem Weibe genug Schrecken eingejagt hatte, verjagte er die Hühner, hob die Ochsenhaut auf und führte das Weib aus der Grube. Vor Furcht und Angst war sie bleich wie ein Lappen. Wie sie wieder sprechen kann, dankt sie dem Manne, daß er sie gerettet hat. Er fängt an ihr zu erzählen, wie er kaum der Feinde sich zu erwähren vermochte, wie viele Todte auf der Straße gelegen seien, und wehe dem, der sich nicht bei Zeiten versteckte! Es gäbe viele Verwundete und Vielen hätten die Hühner die Augen ausgekratzt.

Es vergehen wenige Tage. Das Weib hatte sich von ihrem Schrecken so ziemlich erholt — schau, da kommt der Gerichtsdiener in's Haus! Der Kadi hatt' erfahren, daß das Weib einen Schatz ausgegraben habe. Er läßt das Ehepaar rufen. Als der Mann und sein Weib vor Gericht erscheinen, fragt der Richter: „Hörst Du, Weib, mir ist eine Klage zu Ohren gekommen, ist es wahr, daß Du einen Schatz ausgegraben hast?“ „Ja, Herr Richter,“ antwortet die Dumme. „Ist nicht wahr,“ unterbricht sie der Mann, sie ist verrückt

und weiß nicht was sie sagt, mein lieber Effendi (türkischer Gelehrtentitel ungefähr unser „Herr Doktor!") Wer kann glauben, daß ein Weib einen Schatz ausgräbt und gar noch meine Dumme da!" Der Kadi fragt weiter; „Sag', Weib, hast Du etwa Münzen ausgegraben?" „Ja, Herr Richter und sie liegen noch bei uns zu Haus." Als der Mann sieht, daß er vor der Dummen die Wahrheit nicht verbergen kann, verstellt er sich schlau und ruft: „Beim Koran! Kadi, siehst Du denn nicht, daß sie verrückt ist? Wie kannst Du einer Verrückten etwas glauben? Wenn Du denkst, daß ich lüge, so frage sie, w a n n sie den Schatz ausgegraben hat!" Um sich Gewißheit zu verschaffen, fragt der Kadi das Weib, wann sie den Schatz ausgegraben habe. Sie antwortet: „Ich hab' ihn ausgegraben als der Hühnerkrieg war, wo die Hühner Dir ein Auge ausgekratzt haben." Der Kadi, der auf einem Auge blind war, wird zornig und ruft: „Laßt die Närrin hinaus!" Die Gerichtsdiener treiben das Weib aus dem Gerichtssaale.

So hat sich der Mann durch seine Schlauheit von den Nachstellungen des Kadi befreit, und der Schatz blieb ihm für immer.

Prinzen-Erziehung zu Graz im Jahre 1712.

Im Landes-Archive von Oesterreich ob der Enns befindet sich ein sehr interessantes Manuscript, welches den Hof- und Haushalt Kaiser Leopold I. mit allen Details schildert. Am Schlusse des Folianten sind auf zwei Blättern von einer anderen Hand Aufzeichnungen über „den churbairischen Hofstab der durchleuchtigsten Prinzen zu Gräz, anno 1812". Dieser Hofstab bestand aus dem Oberstthofmeister Graf Thürheim, dem Oberststallmeister Graf Fugger, aus fünf Cavalieren, zehn Edelknaben, einem Knaben-Hofmeister und Präceptor, zwei Knaben-Lakaien, drei Instructores für die Prinzen, drei Patres, Jesuiter und Beichtväter, zwei weltlichen Instructores, sechs Kammerdienern, fünfzehn Lakaien, einem Hoffourier, einem Controlor nebst Adjuncten, einem Zuckerbäcker, Einkaufer, zwei Kammerknechten, drei Portiers, zwei Köchen nebst ihren Jungen, zwei Köchinnen mit Gehilfen, endlich aus einem Bereiter, zweiundzwanzig Stallburschen, denen die Obsorge über zweiundfünfzig Pferde oblag.

Von großem cultur-geschichtlichen Interesse ist der tägliche Stundenplan, welcher der Erziehung der baierischen Prinzen Carl, Philipp, Ferdinand, Clement und Theodor zu Grunde lag, und welcher die Omnipotenz der Mitglieder des Jesuitenordens im hellsten Lichte zeigt. Ich lasse diese „Austeilung der Stunden", wie sie das Manuscript bezeichnet, mit ganz unwesentlicher Abänderung der Schreibweise des Originals unverkürzt folgen, als ein Bild aus der sogenannten guten alten Zeit.

„Morgen umb 8 Uhr stehet man auff; Morgengebett, ankhleiden, und Suppen, verzicht sich bis 9 Uhr, alsdann khommen 3 P. P. Jesuwiter; der Erste, so Ihro Durchl. Prinzen Carl die philosophiam gibt, nennt sich Walter; der andere, so Ihro Durchl. Prinzen Philipp und Prinzen Ferdinand instruiret, den Ersten in der fünften und den anderen in der vierten Schuel, nennt sich Mannersperger, und der dritte P. Adelmayr instruiret Ihro Durchl. Prinz Clement in der andern und Prinz Theodor in der ersten Schuel. Dieses dauert bis 10 Uhr; nach diesen khombt Herr von Schulberg zur Ihro Durchl. Prinz Carl die historiam et geographiam und anderes zu geben; zu Ihro Durchl. Prinzen Philipp und Prinz Ferdinand khombt Herr von Schurz; mit den 2 lezten aber, ehe und bevor Herr von Schurz sein studieren gibt, repetirt ein gewisser weltlicher Dr. Jenigo, was P. Mannersperger docieret; ingleichen 2 andere weltliche Priester mit denen 2 khleineren soliches auch thun und dauert also das samentliche Studium

ohngefehr bis ein Viertel nach 11 Uhr oder gar halber 12 Uhr. Hernach ist die heil. Meß, umb 12 Uhr die Tafel, umb 1 Uhr khomen wieder 3 weltliche Priester und bleiben alle fünf Prinzen beisammen, welche bis 2 Uhr von denen Geistlichen mit discurs unterhalten werden. Von 2 bis 3 Uhr khommen abermahl die 3 P. P. Jesuitter, von 3 bis 4 Uhr die 2 Weltlichen und 3 Geistlichen, welches ordinari bis halb 5 Uhr dauert, zu Zeiten auch bis 5 Uhr; nach diesen khombt der Tanzmeister, hernach die Music, in der Ihro Durchl. Prinz Carl, Prinz Ferdinand und Prinz Clement die Lauten wol schlagen, Prinz Philipp die Flauten, Prinz Theodor die Guitare; dieses dauert bis 7 Uhr. Hernach gehet man zur Tafel, nach der Tafel ist bis 9 Uhr Recreation und Unterhaltung mit denen Geistlichen, neben Aufmachung der Haar, umb halb 10 Uhr das Nachtgebet, daß man also umb 10 Uhr schlafen gehen kann.

Vacanz haben Ihro Durchl. die Prinzen Erchtag und Pfingstag, an welch Täg Vormittag die Reitschuel und Nachmittag die Gesellschaft ist."

Der Brief an die Mutter.

Einer unserer bekanntesten und genanntesten Schauspieler schrieb einst in fröhlichen Jugendtagen, im ersten Jahre seines Bühnenlebens an seine Mutter folgenden launigen Brief, der uns zum Abdrucke freundlich zur Verfügung gestellt wird:

Liebe Mutter!

Die Mutter denkt mit Bangen
Des Sohnes spät und früh
Und von den guten Wangen
Wischt Thrän' um Thräne sie.

Seit er an jenem Morgen
Hinauszog in die Welt,
Hat sie mit tausend Sorgen
Ihr armes Herz gequält.

Die arme, Gramverzehrte,
Sie fragt sich Tag für Tag,
Wie's wohl auf fremder Erde
Dem Sohn ergehen mag?

Die Welt ist ihm ja fremde,
Rings droht Gefahr, Verrath; —
Ob er wohl noch ein Hemde
Auf seinem Leibe hat? . . .

O, wenn ihn seine Güte
Nur nicht in's Unglück treibt! —
Ob er auch wohl die Miethe
Nicht etwa schuldig bleibt?

Die bösen Menschen locken
Ihn fort aus guter Bahn, —
Wer flickt ihm seine Socken,
Näht einen Knopf ihm an?

O schrieb' er eine Zeile
Nur über sein Geschick,
Und hieß' es auch: „In Eile" —
Es wär' mein höchstes Glück!

Da öffnet sich die Thüre,
Es tritt mit einem fein
Versiegelten Papiere
Der Postbeamte ein.

Ein Brief aus fernem Lande!
Vom Sohne rührt er her!
Wie schnell sie es erkannte —
Sie öffnet das Couvert:

Sie liest — in ihrem Blicke
Da zuckt's wie stilles Weh —:
„Geliebte Mutter! Schicke
Mir eiligst Geld! Adieu!"

O. L. M.

An Hafis.

O Hafis! wie gerne möcht ich dir gleich leben,
Doch mein Land zum Schwelgen viel zu rauh ist!
Selten Rosendüfte in den Lüften schweben,
Und der Himmel hier gewöhnlich grau ist!
Trink ich Wein, ist er von fremden Reben,
Auch der Wirth im Rechnen sehr genau ist!
Gold muß man für süße Lieder geben,
Nachtigall hier nicht in freier Au ist!
Trösten kann in solcher Oed mich eben
Nur des Liebchens Aug', das strahlend blau ist!

Fr. v. Königsbrunn.

Ueber Autoren, Recensenten und Leser.

Eine Stimme aus der Lesewelt.

(Zur Beantwortung des „Eingesendet" im Augusthefte des „Heimgarten".)

Ob der geehrte Einsender der im „Heimgarten" veröffentlichten Epistel: „Ueber Recensenten" zu dem vielverbrei-

teten Genus der Autoren oder der noch vielverbreiteteren Species der Recensenten, auch Kritiker genannt, zu zählen ist, wird unschwer zu errathen sein und ich glaube daher kein allzu kühnes Wagniß zu begehen, wenn ich ihn als einen Autor, einen jener fünfzehn Tausend deutscher Büchermacher bezeichne, nota bene als einen Autor, der einigen Grund zu haben scheint, mit den Herren Recensenten nicht zufrieden zu sein. — Soll aber darum, weil ein unzufriedener Autor die vox populi, die Stimmen aus dem Publikum zu hören wünscht, dieses „Volk" schweigend sich zurückziehen? — Ich denke, das wäre zum mindesten unartig von diesem Volke. Und darum will auch ich, der ich, bis zur Stunde wenigstens, weder ein Buch noch eine Recension über ein solches geschrieben, und der ich mich deshalb ohne Selbstlob und ohne Eigendünkel zum großen, keuschen, unbefleckten Geschlechte der „Leser", also der rein Passiven, der einzig Duldenden rechnen kann, meine schwachtönende Stimme erheben und meinen Pfennig beisteuern zur Discussion der schwebenden Frage: „Ueber Recensenten."

In ein paar Monaten — ich zittere, wenn ich daran denke — naht Weihnachten, das „liebliche Fest." Ja, wenn nur das liebe Christkind allein käme, da würde sich kein Mensch beklagen auf dieser weiten Erde und Alles bereit halten zum festlichen Empfange des willkommenen Gastes! Aber ach, es kommt das Christkind nicht allein. In feierlichem Vor-, Mit- und Nachzuge kommen mit dem Christkinde — ich bebe am ganzen Körper, da ich das Wort hinschreibe — 15.000 neue deutsche Bücher, sage fünfzehn Tausend neue deutsche Bücher! — Und Jahr für Jahr fünfzehn Tausend neue wieder! — Die Ziffern reden — die Statistik ist die grausamste Wissenschaft! — Nun aber, rechnen wir mit den vollendeten Thatsachen! — Die 15.000 sind da, sie wollen gelesen werden und nicht nur gelesen, sie wollen auch recensirt werden und — o, ihr fordert zu viel von uns! — sie wollen auch gekauft werden! —

Ich habe schon viele, sehr, sehr viele Bücher gelesen, aber fünfzehn Tausend werde ich in meinen Lebtag nicht lesen, es müßte mir denn Methusalems Alter beschieden sein! — Wozu aber werden Bücher geschrieben, als um gelesen zu werden? Denn dem poetischen Drange allein wäre auch Genüge geleistet, wenn das Geistesproduct Manuscript geblieben zur inneren Freude des glücklichen Schöpfers! Aber sie müssen hinaus in die Welt und der arme Kleist sogar, der in einer trüben Stunde ausgerufen: „Ich begreife nicht, wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, überliefern kann", ließ seine „Kinder der Liebe" drucken und übergab sie dem „rohen Haufen". Der letztbezeichnete aber — o ihr Poeten, ihr ahnt nicht, wie beklagenswerth dieser ist! — Was soll er thun? — Lesen, lesen, lesen! — Ja, aber wen? — „Mich!" ruft es aus Millionen Ecken mir entgegen. — Aber, meine Herren, entgegne ich, bedenken Sie doch — es sind ja nicht nur die fünfzehn Tausend — auch die Milliarden Bücher längst todter Autoren, — aller Zeiten, aller Völker, — ich gestehe, es ist wirklich viel Gutes darunter. — Nein, rufen mir ein Paar allerlebendigste Poeten zu — mich lesen Sie — uns auch! —

In Angstschweiß gebadet verstumme ich. Die Unmöglichkeit von Seite des Publikums, allen fünfzehn Tausend neuen deutschen Büchern „gerecht" zu werden, ist eclatant, von den „Todten" will ich gar nicht erst reden, denn in der modernen Literatur scheint die Devise zu gelten: „Nur der Lebende hat Recht!" — Ich will daher einmal sehen, wie sich die Sache in Bezug auf die „Recensenten" verhält, und fürchte, auch hier auf kein für die fünfzehn Tausend tröstlicheres Resultat zu gelangen.

Recensenten sind zumeist, ich sage es als unparteiisches Mitglied der Leswelt und mit Verlaub der Herren Au-

toren — Recenſenten ſind zumeiſt Menſchen und in Folge deſſen vielfach mit all' den Gebrechen behaftet, die Gott gelegentlich der Austreibung der Ureltern aus dem Paradieſe dieſen als Reiſeſegen mit auf den Weg gegeben. Recenſenten werden meines Wiſſens trotz all' der tauſend Annehmlichkeiten ihres beneidenswerthen Berufes ſelten über hundert Jahre alt, können daher auch nicht nur annähernd den Anforderungen entſprechen, welche die Herren Autoren gerechterweiſe an ſie zu ſtellen berechtigt zu ſein vermeinen. Die dreißig Tauſend deutſchen Recenſenten — ich glaube die Anzahl der deutſchen Autoren mit der Zahl zwei multiplicirt, gibt annähernd die Summe der deutſchen Recenſenten — theilen ſich demnach in die Bücherkritik. — Aber mit dieſer Theilung der Arbeit iſt ſchlechterdings ſo viel wie gar nichts gethan. Wie ſoll denn der Recenſent, den des Himmels oder eines Zufalls Fügung zu dieſem ſchönen Amte berufen, an's Werk gehen, wie ſoll er ſein Geſchäft betreiben? — Nun, wird man mir einwenden, das iſt doch eine ſeltſame Frage! Er ſoll das Buch leſen! — Ja, aber wann? — Denn das iſt doch ganz und gar nicht gleichgiltig, wann er es lieſt, ob am Morgen oder Abend, am Mittag oder um Mitternacht. Und wo? Ob in ſeinem ſtillen Stübchen daheim, ungeſtört von aller Welt und ganz vertieft in das Buch, oder im lauten Redactionsbureau, ob im Freien oder unter Dach, und ſoll er Cigarren rauchen dabei oder Tabak ſchnupfen? — Und wenn er Vegetarianer iſt? Soll er dann etwa überhaupt nicht recenſiren dürfen? — Ach, dieſe Umſtände alle werfen ein böſes Licht auf die laut geforderte „Objectivität" der Recenſenten, der in den allerverſchiedenſten Stimmungen zu recenſiren veranlaßt iſt, für welche Stimmungen ihn doch kein Menſch verantwortlich machen kann und deſſen Urtheil doch immer nur *Meinung* iſt. Aber noch Eines kommt hinzu, was die Frage: „Wer ſoll recenſiren?" um ein Erhebliches verſchärft — es gibt verheiratete und ledige Recenſenten, welche hier die — objectiven? — Ich will dieſen Punkt nicht eingehender beleuchten und wenn es allen unzufriedenen Autoren ein Troſt ſein kann, ſo wird es mir zur Freude gereichen, meine innigſte Ueberzeugung auszuſprechen: „Es kann keine objective Kritik geben, weil alle Objectivität unvereinbar iſt mit dem Individuum."

Freilich muß ich es ohne weiters eingeſtehen, daß mit dieſem Bekenntniſſe den armen Autoren wenig oder nichts geholfen iſt und ich fürchte, daß auch der Vorſchlag jenes geehrten Einſenders dem Uebelſtande nicht abzuhelfen vermöchte, „recht viele ſubjective Meinungen" zu ſammeln und aus dieſen „den Durchſchnitt" zu ziehen, indem meiner Anſicht nach das „Recht der Majorität", zumal in äſthetiſchen Dingen, doch ein recht problematiſches iſt.

Wie nun iſt dem unläugbaren Uebelſtande zu ſteuern? — Ich fürchte Peſſimiſt geſcholten zu werden, aber ich kann nicht umhin es auszuſprechen: „Es gibt keine Rettung aus dem Wirrniß!" Das Publikum muß durch wohlbeſtallte Vermittler, das ſind dann die „Recenſenten", auf die neuen Erſcheinungen aufmerkſam gemacht werden und ich halte dafür, daß mir alles in dieſem Erdenleben auf die *Form* ankommt, leider, muß man in vielen Fällen ſagen, ſo auch die Form der Recenſion entſcheidend wirkt auf den ſichtbaren Erfolg des beſprochenen Gegenſtandes, und in dieſer Beziehung ſcheint mir die allenthalben übliche Bücherbeſprechung, die ſich in nichtsſagendem Formelphraſenwerk bewegt, lobend wie tadelnd, gilt gleich, viel Schuld an dem „Uebelſtande" zu haben. Das Publikum hat allerdings ſelbſt denken gelernt, wie der geehrte Einſender ſchmeichelhaft für uns Leſer ſagt, aber ich meine, mit der Aufführung des *Inhaltes* eines Buches, des *Gegenſtandes* eines Gemäldes, des *Sujet's* eines Drama's, iſt uns wenig gedient, umſoweniger, als bei ſo

vielen Kunſtwerken es ja nicht der Stoff iſt, der ihren Werth ausmacht, ſondern die Form! — Wie nun ſollen wir, das Publikum, uns für ein Buch intereſſiren, deſſen genaue Inhaltsangabe uns geboten wird, wenn wir nicht erfahren, wie dieſes Buch gemacht iſt, und wenn wir gleichſam nur das Knochengerüſte kennen lernen und nicht zugleich das blühende Fleiſch, die Lebensfriſche des Körpers?

Daß „verriſſene“ und „vernichtete“ Werke „Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit“ werden, iſt vielleicht auch nicht ſo buchſtäblich zu nehmen, indem das P. T. Publikum nachgerade mit ebenſo berechtigtem Mißtrauen auf Lober wie Tadler blickt und das vielbeſprochene „Cliqueweſen“ dem Publikum längſt langweilig geworden.

Es kommt eben auch beim literariſchen Erfolg ſehr viel auf den Zufall an. Welcher Verleger, welches Journal ſich findet — welcher Recenſent. Die Recenſenten ſind und werden ewig ſein: menſchliche, ſubjectivfühlende und denkende Individuen, die es bei dem beſten Willen nicht Allen recht machen können. — Und das Publikum? — Ja, wir müßten lauter Methuſalem ſein, um allen Autoren gerecht zu werden. — Wir leſen eben nach Geſchmack und Zufall und ſo kommt es, daß ich z. B. noch keine Sylbe von dem berühmten Aegyptologen Georg Ebers geleſen. — Ich ſchäme mich deſſen nicht! — Fünfzehn Tauſend — ich ſchaudere und — leſe zum fünfzigſten Male Goethe's „Fauſt“.

Karl Kleinert.

A Liabszankel.

(Oeſterreichiſche Mundart.)

„Kathel, wo gehſt den hin?“
„Hör auf, laß mi in Ruah!“
„Kathel, derf ih mit Dir?“
„Geh weg, falſcha Bua!“

„Biſt nit guat aufglegt heund?“
„Hat koa Menſch darnach zfragn.“
„Ui! Mir ſcheint, Du biſt harb!?
„Ja! Dös kann ich Dir ſagn!“

„No, zwögn was biſt den harb?“
„Fahr ab, feur mi nit on!“
„Beleidigt han i Di nit!“
„Na freilich haſt mir nix thon.“

„No, zwögn was biſt dan harb?“
„Geh, Michel, frag mi nit drum!“
„Ja, Kathel, ih ken mi nit aus!“
„Nochher biſt ſpottmaſſi dumm!“

„Kathel, biſt eppa gar krank?“
„Ja gewiß, wan ih Di ſiach.“
„Red, was fahlt Dir den, Schatzl?“
„Jeſſes, Dein Fragn macht mi ſchiach!

Wanſt ſo luſti mit da Rosl
Einghängt gehſt durchn Wald,
Da gibſt ihr a Dutzend Buſl,
Bei mir ſtellſt Di allweil ſo kalt!“

„Ui je! Da hat Dir was tramt —
Die Rosl, die wer i nit führn.
Ih ſchwir Dirs, ſo viel am Kopf Haar ſtehn,
Du biſt mein oanzige Dirn.

Da haſt glei a biſſel a Buſl,
Und lach iazt und ſei wieder guat,
Und fult Dir noh öfters dös trama,
So kimmts von Dein hitzinga Bluat!

A. Hornsburg.

Bücher.

Züricher Novellen von Gottfried Keller. Zwei Bände. Zweite Auflage. (Stuttgart, G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung.) Wenn uns der Züricher Meiſter eine Gabe beſcheert — und das geſchieht juſt nicht allzu oft — ſo langen wir darnach ſtets mit beiden Händen. Und unſere Zuverſicht, daß wir von dieſem Spender auch was Echtes und Rechtes empfangen, täuſcht uns niemals. Vor Jahren las ich Keller's „Leute von Seldwyla“, eine Sammlung von Dorfnovellen, die bis heute erwärmend und anregend in mir fortwirkten. Und nun bin ich in der Lage, über eine neue Sammlung des berühmten Erzählers berichten zu können. Ich bin kein Kritiker, ich deute nur beſcheiden an, was ich in den „Züricher Novellen“ gefunden habe.

Da iſt einmal die Erzählung „Hadlaub“. Biſchof Heinrich von Conſtanz hat durch Gottes Erbarmung ein Töchterlein. Um für dieſes Kind einen vornehmen Mann zu gewinnen, wird Hadlaub's, eines jungen Minneſängers Liebe zum Mädchen protegirt; zur Zeit, als man glaubt, daß durch die ſchönen Lieder des Jünglings für das Jungfräulein genugſam Reclame gemacht iſt,

will man den Minnesänger bei Seite schieben; dieser hat aber das Herz des Mädchens wirklich gewonnen, die Beiden verloben sich eigenmächtig und der hohe Herr muß zum verlornen Spiele gute Miene machen.

Nicht minder glücklich wie dieses Thema ist jenes der Geschichte des „Landvogten von Greifensee." Der Landvogt hatte die Jahre hindurch fünf Liebschaften gehabt und von den fünf jungen Weibsleuten fünf Körbe davongetragen. Da fällt es ihm als nicht mehr ganz jungen, aber stets lustigen Hagestolz ein, die fünf Flammen, welche noch unbemannt sind, einmal zu sich auf seine Burg zu Gaste zu laden. Sie kommen, ohne daß Eine von der Andern weiß — und was sich weiter bei dem Gastmahle zuträgt — Gottfried Keller erzählt's genau.

„Der Narr von Manegg" und „Ursula" geben drastische Beispiele menschlicher Narrheit und Verirrungen. Die Palme aber reiche ich der merkwürdigen Erzählung: „Das Fähnlein der sieben Aufrechten". Diese Novelle, erglühend im Geiste der Schweizerrepublik, enthält den Kern, an dessen Schale sich heute noch gar Mancher die Zähne ausbeißt. Die sieben Aufrechten sind sieben Züricher Bürger, welche Jahrzehente lang in schlichter Treue zusammenstehen für das Vaterland und die Freiheit. Nebst den großen Tugenden dieser Männer werden ihre kleinen Schwächen in liebenswürdigster Weise geschildert. Eine anmuthige Liebesgeschichte rankt sich mit ein, deren männlicher Träger durch seine wackere Gesinnung für das Vaterland die Braut gewinnt und zu den sieben Aufrechten — der achte wird. Dieser achte beweist anfangs seine Tüchtigkeit durch Meisterschüsse und durch eine wackere Rede, welche er bei einem Bundesfest für die sieben Aufrechten hält. Die glanzvolle Rede, welche den Aufrechten viel Ehr einbringt, bringt dem Redner von jenen auch viel Lehr' ein, die aber so gediegen ist, daß sie zu Nutz und Frommen manches Tribunen in diesem Hefte Platz finden möge.

Gottfried Keller ist einer unserer Allerbesten; daher kommt es vielleicht, daß ihn das deutsche Volk so spät würdigen lernt, nun aber mit umso größerer, gewiß andauernder Liebe. R.

Heinrich Schaumberger's gesammelte Werke im Verlage von J. Zwißler in Wolfenbüttel. Heinrich Schaumberger verdient durch seine gemüthsvollen Erzählungen mit Recht den Namen „Dichter von Gottes Gnaden", den ihm die öffentliche Meinung schon nach dem Erscheinen der ersten Bände gegeben hat. Mit psychologischem Scharfsinne und meisterhafter Darstellungsgabe führt er uns durch jede seiner Novellen in das innerste Volksleben ein, das auch noch in der Jetztzeit von Vielen gänzlich verkannt wird, macht uns mit allen Leidenschaften und Schwächen, wie auch mit edlen bedeutenden Charakteren aus dem Volke bekannt, deren man gar nicht vermuthen würde. — Die erste seiner Novellen „Im Hirtenhaus", eine Volksschrift im wahren Sinne des Wortes, behandelt die Armenverhältnisse eines Dorfes in der traurigsten Gestalt. — Die „Bergheimer Musikantengeschichten" lassen den Verfasser sowohl durch ihren Inhalt, als auch durch die Form der Darstellung als einen Meister in der Humoristik erkennen. — In den Erzählungen „Zu spät" und „Vater und Sohn" zeichnet Schaumberger Gestalten aus dem Volke in moralischen Verirrungen, sowie Charakterfestigkeit und Willensschwäche in schroffstem Gegensatze mit Naturtreue und vollständiger Durchführung der Charaktere. — In „Fritz Reinhardt" werden dem Leser die Erlebnisse und Erfahrungen eines Dorfschullehrers vorgeführt, der an seinem Dienstorte der Held eines Culturkampfes im Kleinen wird. Vor Allen möchten wir gerade dieses Werk der Lehrerwelt auf's Wärmste zur Lectüre empfehlen, nicht nur des Verfassers wegen, der auch ein Volksschullehrer war, als vielmehr wegen der Tendenz dieses Romanes, der die Schul- und Lehrerfrage, die beständig auf der Tagesordnung steht, auf eine der Humanität entsprechenden Weise mit scharf logischer Beweisführung, verbunden mit spannender Darstellung, löst.

„Aus der Mappe des Verstorbenen" enthält kleinere Erzählungen, unter denen uns „Eine Weihnacht auf dem Lande" am meisten anmuthet, ferner gemüthsvolle Gedichte, eine Schilderung des klimatischen Curortes Davos in der Schweiz, wo der leider zu früh verblichene Autor vergeblich Heilung seiner langwierigen Leiden suchte; den Schluß bilden Briefe Schaumberger's an seine Verleger, aus denen tiefe Bekümmerniß um das Schicksal seiner Familie nach seinem Tode spricht.

Aus allen Schriften Schaumberger's leuchtet hervor, daß die darin auftretenden Charaktere nicht etwa der Phantasie des Autors entsprungen, sondern aus dem Leben gegriffen und Treue nachgebildet sind. Freilich sind mitunter die Gestalten in ihrer Naturwüchsigkeit und einzelne Verhältnisse des Volkslebens so gezeichnet, daß sie ein empfindsames Gefühl verletzen können; aber auch da zeigt sich die hohe Begabung des Darstellers, indem er zwischen solche dunkle Momente den köstlichsten Humor einflocht, den viele Kritiker als nahezu unerreichbar bezeichnen, und die Begebenheiten zu einem jedes Gemüth versöhnenden

Schlusse zu führen wußte. Diese Darstellungsweise Schaumberger's bezeichnet ein namhafter Kritiker wie folgt:

„Den Schalk um den Mund und die Thräne im Auge — das ist des Dichters Art, und seine Worte klammern sich an unser Herz, daß man mit Seufzern nur das Buch zuschlägt". **E. Hiden.**

Provençalische Geschichten von Alphonse Daudet. (Basel, Beno Schwabe's Verlagsbuchhandlung.) Da ist uns einmal etwas ganz Köstliches aus Frankreich gekommen. Alphonse Daudet, Verfasser des „Fromont jeune et Risler aîné" hat „Lettres de mon moulin" geschrieben, welche Stephan Born vortrefflich in's Deutsche übersetzt und uns unter obigem Titel dargeboten hat. Man kann sich kaum etwas Herzigeres und Anregenderes denken, als diese provençalischen Geschichten, harmlos, pikant und gehaltvoll zugleich. Die Einleitung des Uebersetzers macht uns kurz mit dem bisherigen, interessanten Lebenslauf des Dichters bekannt. Darauf folgt das Vorwort des Verfassers, welches in Form eines Kaufbriefes Herrn Alphonse Daudet eine verlassene und halbverfallene Wind- und Getreidemühle in der Provence sichert. In dieser einsamen Mühle nun schreibt Daudet die achtzehn Skizzen und Geschichten, wovon eine reizender ist, als die andere. Uns noch am besten gefällt das so schlichte und rührende „Geheimniß des Meisters Cornille" und dann „das Elixir des ehrwürdigen Paters Gaucher." Der Humor ist ein undefinirbares Ding, wer aber wissen will, was er ist, der lese dieses Elixir des Paters Gaucher.

Die Schäden der literarischen Production Deutschland's betitelt sich eine von Albert Last verfaßte und vom Vereine der Literaturfreunde in Wien herausgegebene Broschüre. In derselben werden uns große Wahrheiten gesagt, werden die Gründe besprochen, weshalb es mit unserer deutschen Literatur gegenüber der französischen oder englischen so bettelhaft hergeht. Für's Erste steckt's bei den Autoren. Heutzutage, wo die wenigen Auserwählten noch kaum leben können, will Alles Schriftsteller sein. Schund überschwemmt den Büchermarkt, bringt denselben in Mißcredit und begräbt auch das wenige Gute unter seinem Wuste. Wirkliche Talente müssen sich auf die Vielschreiberei verlegen, weil sie sonst materiell zu Grunde gehen müßten. Den Verlegern ist es nicht möglich, entsprechende Honorare zu zahlen, weil sie (im belletristischen Fache) zumeist nur auf Leihbibliotheken angewiesen sind und das Publikum keine Bücher kauft. Auch die für Verleger äußerst unpractische Organisation des deutschen Buchhandels ist eine Ursache der armseligen literarischen Zustände. Die Kritik ist oberflächlich, parteiisch, verlogen, hier marktschreierisch, dort geifernd und zerreißend und hat mit solchen Tugenden ihren günstigen Einfluß auf das Publikum vollständig verloren.

Das steht alles wohlbewiesen in dem 27 Seiten starken Heftchen, man kann ihm nicht in einem einzigen Punkte widersprechen.

Salzburger Volkssagen. Herausgegeben und bearbeitet von R. von Freisauff, A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. Mit der soeben zur Versendung gelangten 14. Lieferung ist das Sagenbuch vollständig erschienen. Als Ganzes betrachtet, läßt sich nunmehr auch ein endgiltiges Urtheil über dasselbe fällen, das für den Herausgeber und Bearbeiter keineswegs ungünstig lautet. In bestimmte Kreise eingetheilt, hat derselbe in der That eine vollständige Sammlung der Sagen des schönen Berglandes Salzburg geschaffen, die um so interessanter ist, als sie gleichzeitig einen tiefen Einblick in das Ideenleben der kernigen Bewohner der Salzburg'schen Gebirgsgaue, wie des Flachlandes gewährt. Es ist da ein Schatz von Poesie aufgedeckt. Die einfache, schmucklose Sprachweise entspricht dem einfachen Wesen unserer biderben Landbewohner. Für das Volk bestimmt, soll die Sagensammlung in dasselbe leicht Eingang finden. Und wie könnte es das leichter, als eben durch die leichtfaßliche Wiedergabe der einzelnen Sagen. Gleichzeitig mit der letzten Lieferung ist auch eine hübsch ausgestattete Bandausgabe erschienen, die von Vielen vorgezogen werden wird. **N.** —

Carmina burana selecta. Ausgewählte Studenten-, Trink- und Liebeslieder des 12. und 13. Jahrhunderts aus dem Codex buranus mit neudeutschen Uebertragungen, geschichtlicher Einleitung, Anmerkungen und Beigaben. Eine literar- und culturgeschichtliche Studie, zugleich ein Liederbuch von Adolf Pernwerth von Bärnstein, Würzburg, Staudinger, 1879.) Bei der allgemeinen Klosteraufhebung des Jahres 1803 fand man in der bairischen Abtei Benediktbeuren eine alte Handschrift mit merkwürdigen, urwüchsigen und frischen Liedern in lateinischer Sprache, welche von heiterer Lebensfreudigkeit zeugten und wohl schon aus dem 12. und 13. Jahrhunderte herrührten. Sie gemahnten an die trefflichsten unserer heutigen übermüthigen Studentenlieder, ja hatten sogar mit diesen oft genaue Verwandtschaft, so daß mitunter kein Zweifel obwaltete, letztere stammen von den alten Liedern von Benediktbeuren (Bura ist der lateinische Name, daher der

Ausdruck Carmina burana) her. J. Schmeller veröffentlichte die ganze Handschrift im Jahre 1847, natürlich nur im Originaltext, und erst jetzt erhalten wir von Adolf Pernwerth in dem vorliegenden Büchlein hübsche Uebersetzungen einer Auswahl dieser schönen frischen Studentenlieder des Mittelalters, denen auch der lateinische Originaltext beigedruckt erscheint. Das alte, ewig junge Thema vom Weine und der Liebe erscheint hier in vielen prächtigen Variationen behandelt. Dazu hat der Uebersetzer eine gute Einleitung vorausgeschickt, welche uns mit der Geschichte des Codex buranus und mit dem Studentenleben jener Zeit in gelehrter, doch nicht langweiliger Weise bekannt macht und auch auf die weitere Erläuterung der Lieder selbst durch beigefügte Anmerkungen hingewirkt. Das hübsche, auch nett ausgestattete Büchlein kann daher jedem Freunde frischer Lieder und deutschen Mittelalters auf's Beste empfohlen werden.

S.

Unter den Kalendern war heuer der alte **„Illustrirte österreichische Volkskalender 1880**, redigirt von Friedrich Petz, der erste auf dem Markt. Derselbe ist recht gut ausgestattet und bringt treffliche Auszüge aus den Dichtungen von Greif, Lingg, Hugo Lamberg, Stieler, Pelöfi, ferner die im Jahrgange 1874 des „Neuen Jahr" zum erstenmale veröffentlichten „Märchen des Steinklopfers" von Anzengruber und eine Auslese der im „Heimgarten", 3. Jahrgang, abgedruckten „Bauernliadln" von Grasberger. Weitere Aufsätze von Schlögl, Gallmeyer, Richter und besonders die von dem Herausgeber verfaßte Jahresrevue erhöhen den Werth dieses Volksbuches.

Ferner sind dem „Heimgarten" zugekommen:

Bausteine. Gesammelte kleinere Schriften von Felix Dahn. Erste Reihe. (Berlin, Otto Janke, 1879.)

Das schlimme Jahr. Roman aus der Schweizergeschichte von L. Haidheim. Drei Bände. (Berlin, Otto Janke, 1880.)

Das namenlose Schloß. Roman von M. Jokai. (Berlin, Otto Janke.)

Zwei Bräute. Roman von Golo Raimund. (Berlin, Otto Janke.)

Zweimal vermählt. Roman von Golo Raimund. Zweite Auflage. (Berlin, Otto Janke.)

Schloß Elkrath. Roman von Golo Raimund. (Berlin, Otto Janke.)

Der Maigraf. Erzählung von Emil Roquette. Zweite Auflage. (Berlin, Otto Janke.)

Zum Dessert. Geplauder von Oscar Blumenthal. (Bern und Leipzig, Georg Frobeen & Cie., 1880.)

Esaias Tegnér's kleinere epische Gedichte. Uebersetzt von Gottfried v. Leinburg. (Leipzig, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt.)

Hans Sachs' Schwänke, ausgewählt und sprachlich erneuert von A. Engelbrecht. (Sondershausen, Max Faßheber, 1879.)

Bis auf's Würzele. Gedichte in schwäbischer Mundart von Hyazinth Wäckerle. (Augsburg, Lamperl & Comp.)

Jahrbuch des österreichischen Touristen-Club. X. Clubjahr. 1.—3. Heft. (Wien, Alfred Hölder, 1878—1879.)

Moraitische Kleinigkeiten aus dem Schoße der alleinseligmachenden Kirche. (Zürich, 1879, Verlagsmagazin.)

Wucher und Intoleranz. Von einem Unparteiischen. (Zürich, 1879, Verlags-Magazin.)

Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts von Ludwig Salomon. 1. Lieferung. (Stuttgart, Levy und Müller.)

Deutsche Monatsblätter. Centralorgan für das literarische Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Max Stenzel. Zweiter Jahrgang, dritter Band, Heft 3 und 4. (Bremen, J. Kühlmann's Buchhandlung.)

Historische Fragmente von A. Keferstein. (Erfurt, Carl Villaret, 1879.)

Drei antiquarische Vorträge von A. Keferstein. Die Sprache der alten Deutschen — Der Ursprung der Juden — Der Stein-Cultus im Alterthume. (Erfurt, Carl Villaret.)

Spruchbüchlein von J. Tandler. Zweite vermehrte Auflage. (Preßburg, Leipzig, Heckenast's Nachfolger Rudolf Drodtleff, 1880.)

Ein kurzweilig Lesen von Till Eulenspiegel. Nach den ältesten Ausgaben von Carl Simrock. (Frankfurt, Christian Winter, gedruckt in diesem Jahre.)

Postkarten des Heimgarten:

E. S.: Eine zu Boden gefallene Thräne befeuchtet ein welkes Blümlein und erweckt dieses zu neuem Leben. Nicht übel aber auch — nicht neu.

A. S.: „Nimmer kann ich Lieder singen", klagen Sie in Versen; machen Sie sich nichts d'raus.

A. v. W.: Diese beiden mit Vergnügen:

Das Vögelein.

Im Käfig sprang ein Vögelein,
Das wollte gern im Freien sein;
Es klagte laut im Lied sein Leid —
Man hielt sein Lied für Fröhlichkeit
Und staunte, als am andern Tag
Das Vöglein todt im Käfig lag.

Neujahrswünsche.

Des Jahres Anbruch feierten
Wir, treu dem alten Brauch,
Mitſammen und erneuerten
Viel fromme Wünſche auch.

Mit Glückeswünſchen ſegnete
Zuerſt das Jahr ich ihr,
Sie dankte und entgegnete
Die gleichen Wünſche mir . . .

Eh' noch dies Jahr vergehen wird
Führt ſie ein — And'rer heim:
Weſſ' Wunſch dann wohl geſchehen wird?
So frag' ich insgeheim. —

G. A. Breslau: Junge Leute mögen ſchreiben, aber nur nicht drucken laſſen, ſondern ihre Verſe u. ſ. w. nach zehn Jahren ſelbſt wieder leſen, um zu ſehen, wie tief ſie einmal in den Flegeljahren ſtaken. Die Welt braucht's nicht zu wiſſen.

J. S. — G. Z.: In den Papierkorb gelegt. Wüßten nicht, warum wir Sie blamiren ſollten.

Vegetarianer: „Als letztes Ziel: Abſchaffung der Küche, man genießt nur mehr Obſt und Brot." Auf dieſer Rückkehr zum Thiere folgen wir Ihnen nicht.

A. A. Wien: Mit Dank benützt. Jenes „Eingeſendet" ſtammt von unbekannter Hand; wir bleiben in der aufgeworfenen Frage objectiv.

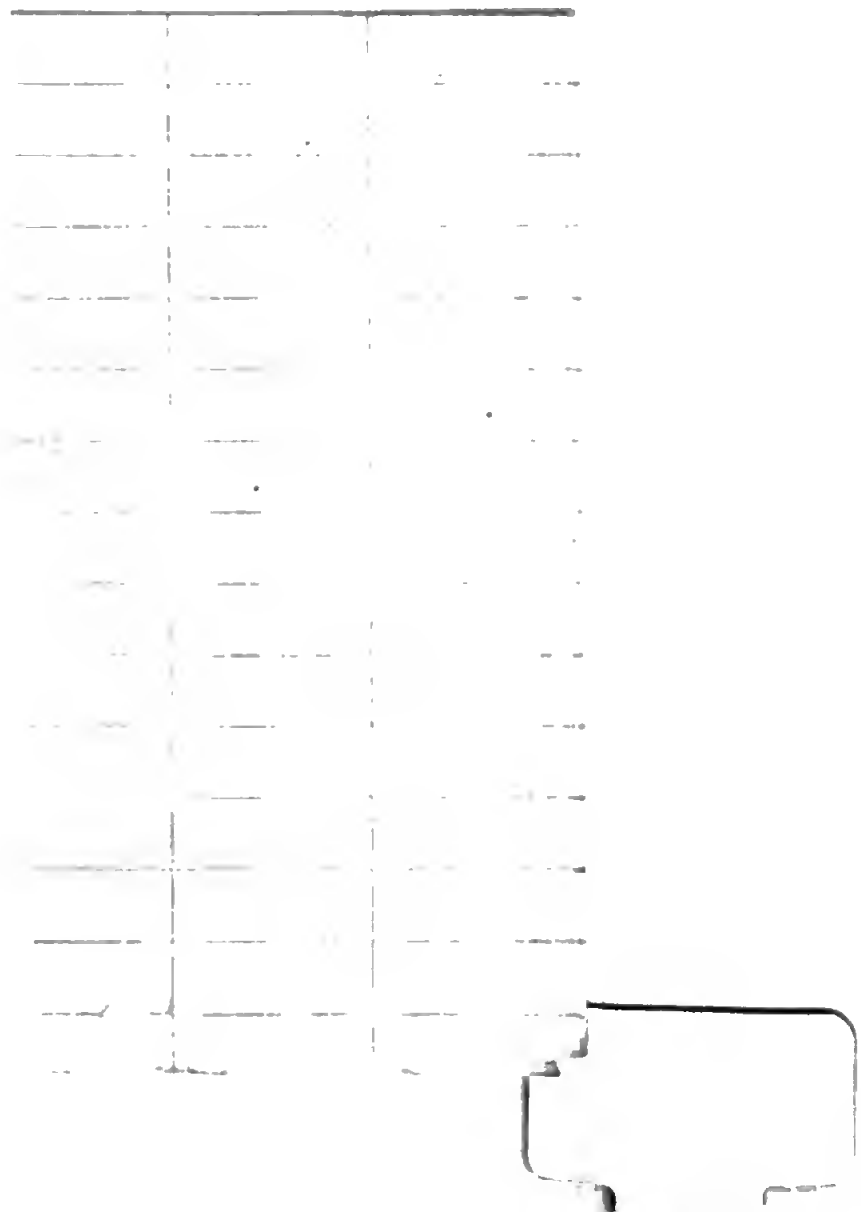
H. F. W.: Verweiſen an F. Th. Viſcher's Ausſpruch: „Gemüthlichkeit? Es iſt jeder Dialekt gemüthlich und behüte uns der Himmel vor Dialektloſigkeit? Sie mögen recht Recht haben, daß ſie durch alle Stände daran halten. Aber es iſt auch Gefahr in dieſem Hegen, es bildet ſich ein behagliches einander Mögen und Gernhaben im engen Kreiſe, ein Element, aus welchem ſchwer zum reſoluten Ausſprechen der Wahrheit aufgetaucht wird, wenn ſie unangenehm iſt. Die Bettermichelsgemüthlichkeit liegt ſo nahe an der unwahren Höflichkeit, als der weltglatte Bildungsſchliff, mag ſie auch am unrechten Orte manchmal grob ſein. Man ſollte Jedem, der unfrei am Dialekt hängt, auf zwei Jahre den Gebrauch desſelben bei Strafe verbieten und nachher wieder erlauben."

Herrn Th. Sch. Scheifling: Vielen Dank für die freundliche Mittheilung, die wir gelegentlich discret verwenden werden. In dieſem Briefe der armen Magd ſind Menſchenſchickſale draſtiſcher beſchrieben, als in manchem dreibändigen Romane.

Frau A. H. in Brünn: Gute Humoresken ſtets willkommen, aber dieſelben im Titel nur nicht als ſolche bezeichnen. Die „Humoreske" von heute iſt in Verruf, weil ſie zu ſehr an das Komiſche grenzt. Die Humoreske gebe ſich ſtets als etwas höchſt Ernſthaftes, iſt wirklicher Humor vorhanden, ſo wirkt er auf ſolchem Grunde am überraſchendſten. Nichts für ungut!

Zur Beachtung!

Mit dieſem Hefte beſchließt der „Heimgarten" ſeinen dritten Jahrgang. Die erſten Hefte des vierten Jahrganges werden unter Anderem enthalten: **„Gerettete Ehre"**, eine größere, überaus ſpannende Erzählung von dem Verfaſſer des „Gabriel"; **„Der mißgeborne Peter"**, ein Lebensbild von P. K. Roſegger; von demſelben auch eine Geſchichte aus dem Handwerkerleben: **„Der verſteigerte Schneider"**; die originelle Erzählung eines Touriſten von Hans Malſer; ferner: **„Ein Sommernachtsabenteuer"** von Robert Hamerling; **„Der G'ſchaftelhuber"** von Friedrich Schlögl; **„Grundſätze eines Menſchenfreſſers"** von Auguſt Silberſtein; dann Gedichte von Hamerling, Weilen, Hugo Graf Lamberg, Eſſays von Heinrich Noë, L. v. Hörmann, Hieronymus Lorm u. A.

Druck von Leykam-Joſefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Roſegger.

ANNEX A